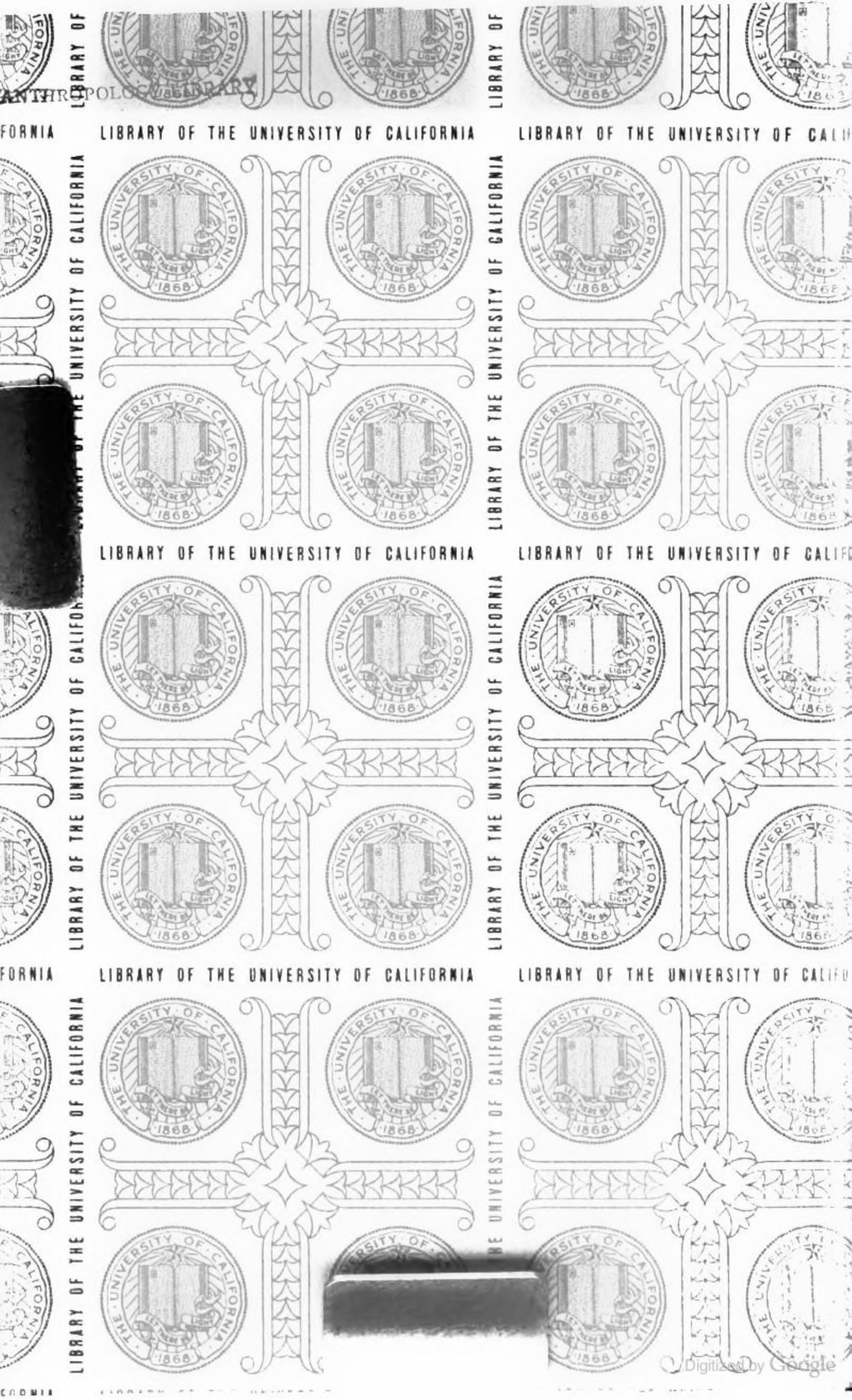
Naturgeschichte des Menschen

Friedrich von Hellwald, Franz Keller-Leuzinger

Google


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Bk. Lacks- 4, 23-33, 47,

1. Lieferung.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1880.

Man bittet die erste Lieferung zu lesen und zu diesem Zwecke die Bogen aufzuschneiden. Das Heft

ten

Vor

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald

Illustriert

von

F. Keller-Leuzinger

Zweiter Band

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von ...uder Krüner i...

Digitized by Google

GN24
H4

Inhalt.

	Seite
Afrika	1
Allgemeines	1
Die Völker der Saan oder Buschmänner	11
Die Hottentotten oder Khoikhoin	23
Die Familie der Bantuvölker	41
Allgemeines	41
Die Kaffern	49
Die Tschuanen	66
Die Völker des Sambesibeckens	87
Die Völker des Innern	99
Die Stämme an der südlichen Guineaküste	118
Die Völker des Sudan	139
Allgemeines	139
Die Neger Oberguineas	160
Die Negerbevölkerung Senegambiens	172
Die Fulah oder Fulbe	
Die Neger des mittleren Sudan	180
Die Bewohner des östlichen Sudan	206
Nordostafrika	231
Die Sahara und die nördlichen Küstenländer	268
Madagaskar	331
Asien	341
Allgemeines	341
Die asiatischen Araber	342
Syrien und Mesopotamien	375
Das Volk der Kurden	394
Die Armenier	401
Die Perser und ihre Nachbarn	408
Die Dardu und ihre Verwandten	432
Die Völker Indiens	440
Die tibetischen Völker	472

M373554

Digitized by Google

Seite

Die hinterindische Halbinsel 482
Malayen und Negritos 507
Die Chinesen 543
Die Koreer 555
Die Bewohner des japanischen Inselreiches 560
Die asiatischen Arktiker 575
Die Völker Nord- und Ostsibiriens 583
Die mongolischen Völker 597
Die Völkersippe der Türken 609
Die Völker des Kaukasus 623
Schlußbetrachtungen 642

Digitized by Google

Ankündigung.

Mit der wachsenden Ausdehnung unserer Kenntnis der Erde hält die Völkerkunde naturgemäß gleichen Schritt. Noch ist's nicht allzu lange her,

Digitized by Google

so dachte man sich ganze weite Gebiete unseres Planeten von einheitlichen Bevölkerungen bewohnt, die man in große Sammelnamen zusammenzufassen liebte. Je weiter jedoch die Aufschließung dieser, oft lange geheimnisvollen Ländermassen gedieh, desto mehr erkannte man allerwärts, daß dieselben einer sehr beträchtlichen Menge ganz verschiedener Völkerschaften — verschieden in physischem Aeußeren, in Sprache, Glauben und Sitte — zum Aufenthalte dienen. In dieses Kaleidoskop Ordnung und Klarheit zu bringen, dahin zielen nun die Bestrebungen der Völkerkunde, der Ethnologie, die sich längst zu einem besonderen, selbständigen Wissenszweige emporgearbeitet hat. Jung und noch mit herben Schwierigkeiten ringend, wird doch die hohe Bedeutung der Völkerkunde heute allgemein anerkannt, seitdem vor jetzt nahezu vierzig Jahren der Engländer James Cowles Prichard sein bahnbrechendes Werk „Natural history of man" erscheinen ließ,

Ein indischer Fakir.

welches zum erstenmale den Begriff dessen verkörperte, was unter Völkerkunde zu verstehen ist. Freilich hat in den nunmehr verflossenen Decennien die neue Wissenschaft nicht bloß an stofflichem Umfange gewonnen, sondern auch eine Vertiefung nach jenen Seiten des Völkerlebens erfahren, welche früher der Beobachtung sich noch entzogen. Gegenwärtig umfaßt sie schon ein so enorm weitschichtiges Material, und dieses spielt seinerseits in so viele Zweige des täg-

Digitized by Google

Kopfjagende Dayaken.

Digitized by Google

Bäuerin aus Segovia.

lichen Lebens hinüber, daß ethnographiſche Kenntniſſe jedem Gebildeten unentbehrlich geworden ſind. Ohne Völkerkunde kein vernünftiges Urteil mehr in politiſchen Dingen, ohne Völkerkunde kein Verſtändnis für die geſchichtliche

Digitized by Google

Die Ernte der Dattelpalme in Alicante.

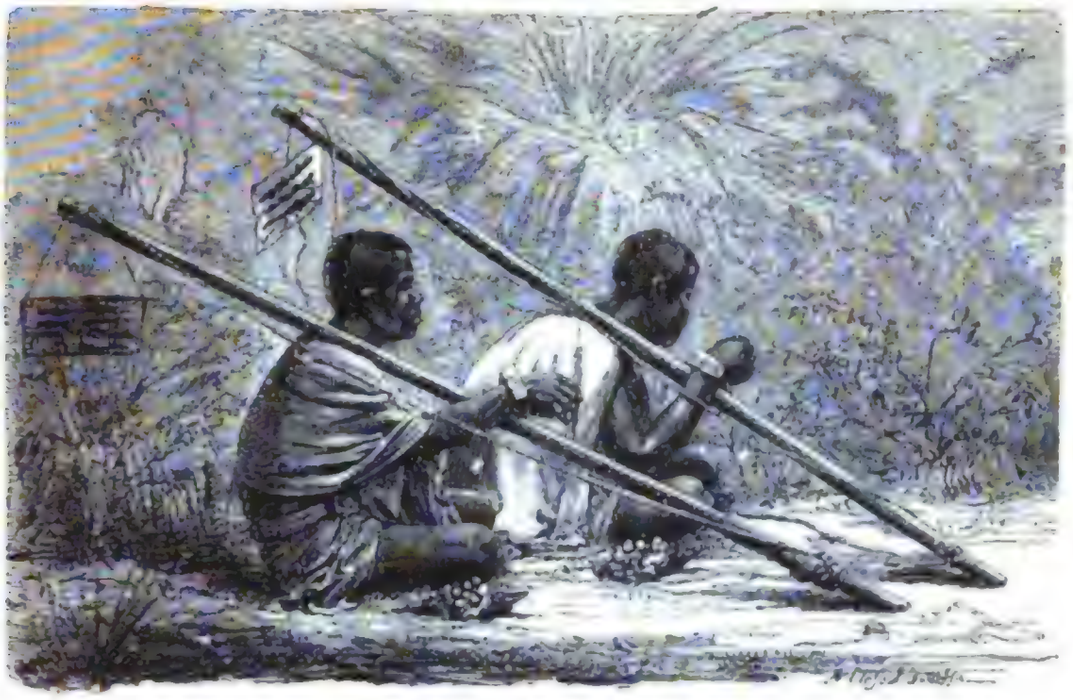
Entwicklung der Nationen, ohne Völkerkunde keine gesunde historische Kritik, ohne Völkerkunde kein Begreifen des eigenen Volksgeistes, ohne Völkerkunde kein Erfassen des idealen Strebens im Menschengeschlechte!

Die Völkerkunde bewegt sich noch in den Anfangsperioden ihres Werdens, und da ist es denn überaus erklärlich, daß wir noch nicht zu einem feststehenden ethnologischen Systeme gelangt sind. Denn wie alles menschliche Wissen nur Stückwerk, so steht auch der menschliche Geist oft ratlos vor dem großen Probleme der Klassifikation, möge dieselbe auf welch immer einem Gebiete der Naturerscheinungen vorzunehmen sein. Je tiefer wir hinabsteigen in

den Schacht der Wissenschaft, desto mehr verschwinden vor unseren Augen, verwischen sich so zu sagen die unterscheidenden Merkmale, welche bei minderer Kenntnis Vergangenes von Gegenwärtigem, unter dem Bestehenden Objekt von Objekt zu trennen schienen. Man erkennt, daß es im unermeßlichen Rahmen

Mädchen aus Osaka.

der Natur überhaupt keine scharfen Grenzen giebt, daß vielmehr zeitlich wie räumlich, von unten nach oben, von links nach rechts und umgekehrt, die Uebergänge unendlich sind. Und was von allen Phänomenen in der organischen Natur Geltung hat, behält seine Richtigkeit auch für den Menschen, das edelste, immerhin aber doch ein Produkt der Natur. Wie unter den einzelnen Individuen, herrscht auch unter den Völkern und Stämmen der Menschen solch' bunte

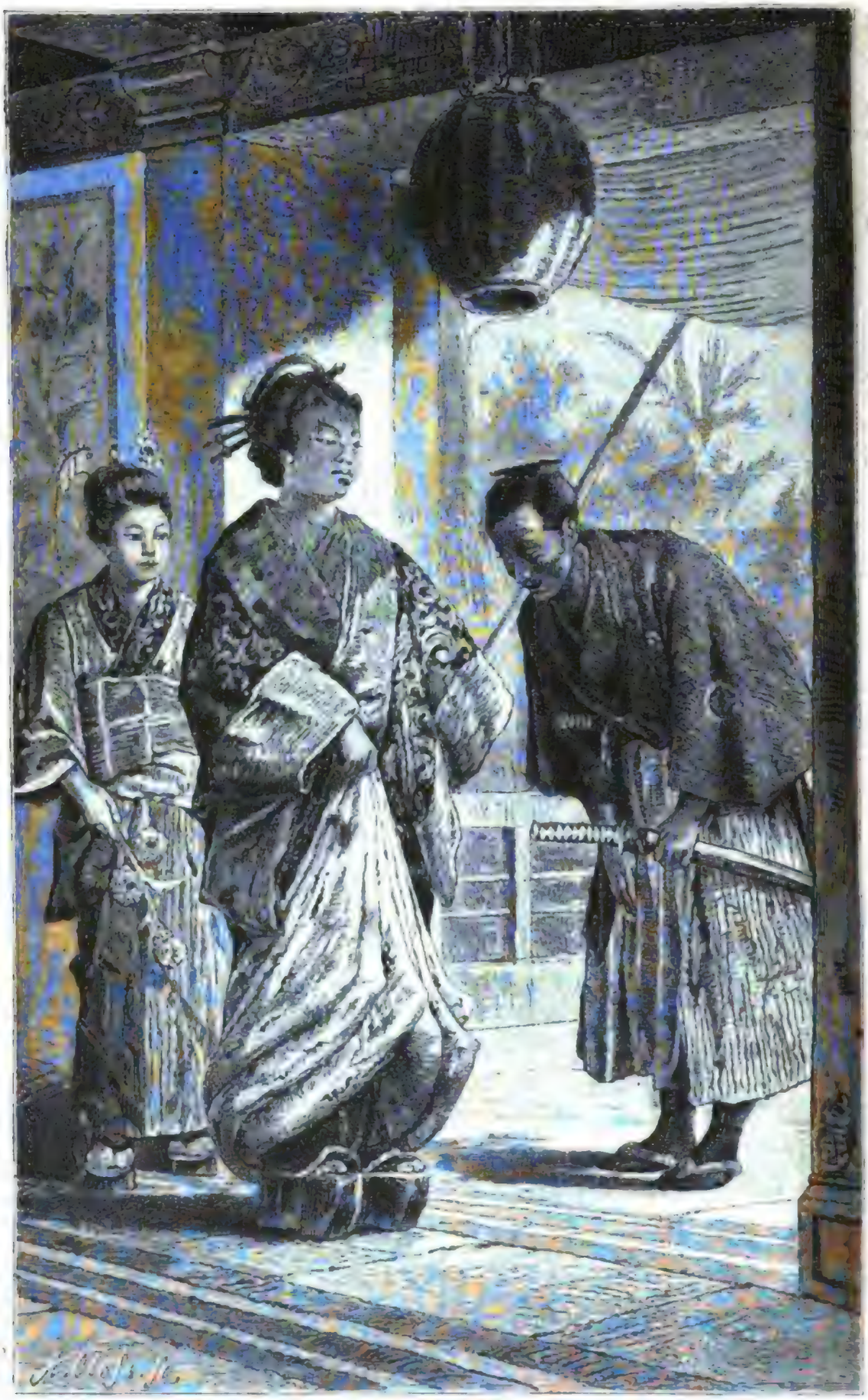


Siameſiſche Gefangene auf dem Transport.

Mannigfaltigkeit und doch wieder ſo innige Verwandtſchaft, daß keiner der bisherigen Klaſſifizierungs- d. h. Sonderungsverſuche dauernden Beifall erringen und zum Werthe eines allgemein angenommenen wiſſenſchaftlichen Syſtems ſich zu erheben vermochte.

Damit iſt von vornherein der Standpunkt gekennzeichnet, welchen Friedrich v. Hellwald in ſeinem neuen Werke einnimmt, dem er in Anlehnung an ſeinen engliſchen Vorgänger Prichard den Titel „Naturgeſchichte des Menſchen“ giebt. Denn zunächſt als höchſtes, vornehmſtes Naturprodukt ſoll hier der Menſch aufgefaßt und in ſeinen verſchiedenen Abarten zur Darſtellung gebracht werden. Dagegen verzichtet der Verfaſſer auf die Aufſtellung und Feſthaltung eines beſonderen ethnologiſchen Lehr-

Die Hand eines vornehmen Annamiten.



Japanesische vornehme Dame.

Digitized by Google

Die Begum von Bhopal mit Tochter.

Waffen und Schmucksachen aus Oceanien.

gebäudes, bei welchem ohnehin keine andere Wahl bliebe, als sich an ein schon vorhandenes anzuschließen oder ein neues zu begründen, mit welchem voraussichtlich ebenso wenig durchzudringen wäre als mit den bestehenden. Selbstredend soll deswegen die Erörterung der so überaus wichtigen Verwandtschafts- und Zusammengehörigkeitsverhältnisse auf Grund der bestehenden Anschauungen keineswegs ausgeschlossen bleiben, wobei bewährte Forscher wie ein Friedr. Müller und ein Oskar Peschel als Führer dienen. Hat schon letzterer in seiner „Völkerkunde" der die Naturwissenschaften mit täglich wachsender Gewalt beherrschenden Abstammungslehre umfassende Rechnung getragen und ersterer seine „Allgemeine Ethnologie" ganz auf dieser Grundlage aufgebaut, so dürfen wir natürlich auf eine strenge und konsequente Durchführung des Entwicklungsgedankens bei dem Verfasser rechnen, der als einer der eifrigsten Verfechter der modernen Lehre bekannt ist. Hellwalds „Naturgeschichte des Menschen", auf zwei starke Bände zu je fünfzig Druckbogen berechnet, legt daher das Hauptgewicht auf die kulturelle Stufe der einzelnen Völker und Stämme, und läßt dieselben von ihren tiefsten bis zu ihren höchst entwickelten Repräsentanten an uns vorüberziehen. Um jedoch dem Ganzen einen gewissen einheitlichen Charakter zu bewahren, ist dem Buche

die geographische Gruppirung der Menschen zu Grunde gelegt, in der Weise, daß Australien mit seinen auf unterstem Gesittungsniveau lebenden Wilden den Anfang macht und Europa mit dem reichen Kulturleben seiner hochentwickelten Nationen den Abschluß bildet. In den Zwischenstufen geleitet der Verfasser seine Leser von Australien durch die oceanische Inselflur nach Amerika zu den

Javanische Tänzerin.

arktischen Eskimo, dann über den Atlantischen Ocean zu den nigritischen Bewohnern des „Schwarzen Erdteiles". Die asiatische und europäische Völkerkunde, die inniger denn irgend eine mit einander in Zusammenhange stehen, liefern den Stoff für den zweiten Band des Werkes. Da aber jegliches Wissen nur dann befruchtend wirkt, wenn es durch Vergleichung mit Gleichartigem bestimmte Erkenntnissätze als bleibende Ernte einzuheimsen vermag, so erachtet der Verfasser diese Vergleichung so recht als eine der Hauptaufgaben seines Buches

Japanesische Dame mit Dienerinnen.

und schließt dasselbe mit einer die Gesamtergebnisse der Völkerkunde nach ihrem gegenwärtigen Stande zusammenfassenden Ueberschau.

Digitized by Google

Arabischer Bettler.

Digitized by Google

Bäuerin aus der Gegend von Alicante.

Das Buch ist in der bekannten lichtvollen Weise Friedrich v. Hellwalds geschrieben. Wie in seinen früheren Werken hat derselbe die benützten Quellen stets auf das gewissenhafteste angegeben, so daß dem Wißbegierigen ein weiteres Vertiefen in den so interessanten Stoff überall ermöglicht wird. Bei den seit Jahren emsig verfolgten und ausgebreiteten ethnographischen Studien des Verfassers dürfte es demselben gelungen sein, mehr Menschenstämme und Völker zu schildern, denn irgend eines der wenigen bis jetzt bestehenden Werke; Vollständigkeit wird selbstredend niemand beanspruchen, welcher von dem behandelten Gebiete auch nur oberflächliche Kunde hat.

Digitized by Google

Zu der berufenen Feder des Verfassers hat sich Keller-Leuzingers Meisterstift gefunden, um der „Naturgeschichte des Menschen“ den zum Verständnisse der Völkerkunde so überaus notwendigen und doch meist in ähnlichen Werken schmerzlich entbehrten Schmuck der bildlichen Darstellung zu verleihen. Dieselbe erstreckt sich nicht bloß auf Rassentypen nach den besten Quellen, zum größten Teile nach photographischen Aufnahmen, sondern auch auf Gegenstände des häuslichen Lebens, deren Beschreibung ohne das dazugehörige Bild unvollkommen bliebe.

Häuptling von den Samoa-Inseln.

Wir dürfen es als ein besonderes Glück bezeichnen, daß es uns gelang, in Keller-Leuzinger einen Künstler zu gewinnen, der in geradezu einziger Weise befähigt ist, die „Naturgeschichte des Menschen“ mit erläuternden Abbildungen zu schmücken, welche den Stempel der Echtheit tragen. Im Auftrage der brasilianischen Regierung hat er jahrelang unter den Eingeborenen des Amazonenstromes gelebt. Wie er dort den völkerkundigen Blick geschärft hat, was er als Künstler und Illustrator leistet, davon wird unser Werk ein glänzendes Zeugnis abgeben.

Digitized by Google

Spanischer Ochsentreiber aus Segovia.

Digitized by Google

Die Eingebornen Australiens.

Allgemeines.

Wo und wann das höchste und edelste Produkt der Natur, der Mensch, zuerst entstanden, darüber besitzt die den Zeitenlauf rückwärts schauende Forschung nur Vermutungen, keine Gewißheit. Sicher scheint bloß, wenigstens spricht eine überwältigende Menge von Anzeichen dafür, daß er sich aus einer Reihe höherer Lebewesen sehr allmählich entwickelt habe. Die Natur beginnt nichts mit fertigen und reifen Zuständen; alles entwickelt sich in ihr langsam aus unscheinbaren Anfängen, und dem mit tyrannischer Macht herrschenden Gesetze der fortschreitenden Vervollkommnung unterliegt die Menschheit so gut wie jeder andere Organismus.

Digitized by Google

Von dem eigentlichen Urzustande der Menschheit vermögen wir uns kein zutreffendes Bild zu entwerfen, da wir hiezu jeder Anhaltspunkte oder Vergleiche entbehren. Selbst die rohesten Wilden der Gegenwart haben offenbar einen höheren Gesittungsrang erstiegen, als sich dem mitten inne unter den übrigen Wesen der belebten Natur stehenden „Urmenschen" zusprechen läßt. Doch wird es erlaubt sein, unter unseren menschlichen Zeitgenossen jene als dem Urzustande noch am wenigsten entronnen zu erachten, welche die geringsten Summen der den „Kulturmenschen" kennzeichnenden Merkmale in sich vereinigen, somit in leiblicher wie in geistiger Hinsicht ihrer tierischen Umgebung noch am nächsten stehen. Begegnen wir nun derartigen Menschen überdies an einer sichtlich alternden Stelle unseres Erdballes, so kann uns dies in der vorgetragenen Ansicht wohl nur bestärken.

Deshalb ist das unter dem Banne tellurischer Abgeschiedenheit ruhende Australien von so außerordentlicher Bedeutung für die Völkerkunde, daß eine Naturgeschichte des Menschen, welche jeder Loslösung desselben von dem großen Naturganzen widerstrebt und den Nachweis zu erbringen sich vornimmt, daß für ihn eine Sonderstellung zu beanspruchen eitles Beginnen sei, kaum einen besseren Ausgangspunkt wählen kann. Das älteste Festland der Erde ernährt auch die ältesten Säugetierformen und mit großer Beruhigung kann man mit Peschel auch die Australier für die ältesten Menschen erklären. „Stellen wir uns vor," sagt dieser scharfsinnige Denker, „es stieße jemand, der noch nie Rosen gesehen hätte, auf eine Gesträuchgruppe dieser Pflanze in einem vorgerückten Zustande des Wachstums, dann wird er zugleich mit reifenden Früchten abwelkende Blumen, Blüten in jeder Stufe der Entwicklung, aufspringende und geschlossene Knospen, Sprossen mit schwellenden Knoten, und schließlich in den Achselhöhlen der Blätter neue Augen entdecken. So liegt, wenn er den allmählichen Uebergängen sorgsam nachgeht, der Lebenslauf der Pflanze völlig aufgeschlossen vor ihm da: Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges folgt hier nicht nach, sondern neben einander. Behält man in diesem Falle nur die Reihenfolge des Gestaltenwechsels im Auge, so läßt sich, wie seltsam es auch klingen mag, behaupten, daß die Frucht jünger sei als die Rose, und die Rose jünger als die Knospe, denn die Frucht folgte nach der Blüte, und den Blumen ging die noch blattähnliche Knospenschwellung voraus, wie man auch im morphologischen Sinne hinzusetzen darf, daß der Knabe jedenfalls eine ältere Erscheinung ist als der Greis. Nicht anders ist wohl auch das bekannte Wort des ägyptischen Priesters zu verstehen, der im Timäus des Plato gegen Solon äußert: Ihr Hellenen seid noch immer Kinder! Denn wohl durften noch zu Solons Zeiten die Erbauer der Pyramiden auf die Griechen herabschauen, als ob sie den Knospenzustand kaum verlassen gehabt hätten. Nach diesen Gleichnissen wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir erklären, daß die Australier die ältesten Menschen sind, die wir kennen." Bevor wir uns jedoch mit deren geistigen und gesellschaftlichen Zuständen beschäftigen, wird es ratsam sein, auf die Stellung der Australier im Kreise ihrer Nachbarn einen flüchtigen Blick zu werfen.

Die Erdkunde gebietet über keinen Gesamtnamen, um damit die ungeschlachte Masse des australischen Festlandes und die weithin gegen Osten über

Digitized by Google

den Großen Ocean sich ausbreitenden Inselwolken, so verschieden an Gestalt, Ausdehnung und organischem Leben, zu bezeichnen. Auch die Menschen, welche diesen merkwürdigen Planetenraum bewohnen, tragen kein einheitliches Gepräge, sondern lassen in ihren körperlichen Merkmalen, in Sprache und Sitte ganz bestimmte Gruppen, Familien oder Rassen erkennen. Seltsam berührt es uns schon, in der Hautfarbe den ausgesprochensten Unterschieden zu begegnen. Die Insulaner Tahitis, der Marquesas und so mancher anderen Teile Polynesiens oder Oceaniens — wie man im Gegensatze zu Australien, dem kontinentalen Landmassiv, die zerstreute Eilandsflur zu nennen pflegt — wetteifern mit unseren europäischen Schönheiten an Weiße des Kolorits, und niemand wird diese formvollendeten Menschen mit den dunkelpigmentierten, oft abstoßenden Gestalten des australischen Innern für verwandt ansehen wollen. Aber selbst unter der schwarzen Bevölkerung des Festlandes und vieler Inseln sind deutliche Abweichungen wahrnehmbar. Da stößt man zuvörderst auf das kraushaarige Volk der Papua mit dem Hauptsitze auf der großen, noch sehr dürftig und fast nur an den Rändern erforschten Insel Neuguinea; doch reicht ihr Gebiet, zumal wenn man einige Stämme auf den ostindischen Inseln für Verwandte gelten lassen will, etwa von Timor und Flores im Westen bis zu den Viti-Inseln im Osten. Auch die Bewohner von Neucaledonien und den benachbarten Eilanden, wie Lifu, Maré, Uea, Kunaie, sind sprachlich wenigstens den Papua beizuzählen. Diesen zwar nahestehend, aber doch nach ziemlich übereinstimmenden Urteilen eine besondere Gruppe bildend, kommen die eigentlichen Australier, mit denen wir uns zunächst beschäftigen werden, zu verzeichnen. Mit dem Neger Afrikas haben sie nicht das geringste zu schaffen, weshalb die zwar sehr übliche, aber irre leitende Benennung „Australneger" besser vermieden wird. Die Melanesier, welche sprachlich zwischen den hellhäutigen Polynesiern und den Malayen Asiens in der Mitte stehen und Mischlinge der malayischen und Papuarasse sind, umfassen nebst den Bewohnern der Neuhebriden und Salomonsinseln auch jene Mikronesiens, d. h. jenes Schwarmes unzähliger kleiner Inseln, welcher nördlich vom Aequator zwischen Neuguinea und den Südküsten Japans den Ocean belebt. Die nunmehr erloschenen Tasmanier, über deren Herkunft noch gestritten wird — einige wollen sie zu den Papua Neuguineas, andere zu den Australiern rechnen — waren gleichfalls von schwarzem Typus.

Die eigentlichen Australier stehen ohne Frage auf der allertiefsten menschlichen Gesittungsstufe. Von ihren nächsten Verwandten, den Papua Neuguineas, sind sie durch so scharfe Rassenmerkmale, durch das seidenartige Haar, den reichen Bart und den Kontrast der Gesichtszüge, wie nicht minder durch ihre völlige Unkenntnis der papuanischen Hauptwaffen, Pfeil und Bogen, getrennt, daß ein geübtes Auge unter den Australiern von Cap York die herkulischen Gestalten von einzelnen Auswanderern Neuguineas leicht herauszufinden vermag. Noch entfernter stehen sie zu den Malayen und Polynesiern, so daß auch ein so trefflicher Naturforscher und Kenner der australischen Welt, wie Alfred Russell Wallace, zu dem Schlusse sich gedrängt sieht, die Australier seien, gleich den Erscheinungen des Pflanzen- und Tierreiches in ihrer Heimat, die Ueberbleibsel einer uralten

Digitized by Google

und ganz besonderen Rasse. Dies wird um so wahrscheinlicher, meint er, wegen der auffallenden Menge von Mängeln in ihrer doch so rohen Lebensweise. Wallace hält demgemäß die Australier für eine Urrasse, die in andern Ländern durch etwas höher gestiegene und in verschiedenen, auf einander folgenden Wogen aus ihren Ursitzen hervorgequollene Stämme vernichtet wurde, doch will er ihre nächsten Anverwandten in den rohesten Bergvölkern Centralindiens erblicken, mit welchen sie im physischen Aeußeren und bis zu gewissem Grade auch in der Sprache Aehnlichkeit aufweisen. Die heutigen Australier in zwei Rassen zu zerlegen, erachtet er, wie fast alle englischen Ethnologen, welchen auch Peschel und Friedrich Müller folgen, für nutzlos. Nach letzterem ist es wahrscheinlich, daß die zahlreichen Stämme, in welche die australische Rasse zerfällt, nur eine einzige Familie bilden, indem trotz der bedeutenden Abweichungen in Sitte und Sprache dennoch die vollkommenste Uebereinstimmung in diesen beiden Momenten unverkennbar hervortritt. Französische Gelehrte verfechten jedoch, und wie ich glaube nicht ohne alle Berechtigung, die Anwesenheit verschiedener Rassen auf australischem Boden. So meint A. de Quatrefages, derselbe habe von Neuguinea verschiedene Bevölkerungselemente empfangen, und der sehr tüchtige Dr. Paul Topinard gelangt nach sorgfältiger Prüfung sämtlicher Einzelheiten zu der Ueberzeugung, daß es in Australien zwei Rassen gebe; eine ursprüngliche, niedrig organisiert, klein, schwarz, wollhaarig mit verschieden proportionierten Gliedmaßen, die zuerst das Land inne hatte, dann aber eine zweite, groß, kupferfarbig, wohlproportioniert und schlichthaarig, welche von Norden ausgezogen, die erstere zurückgedrängt oder sich mit ihr vermischt habe, so daß die gegenwärtigen Australier ein Mischvolk wären. Die eine wäre nach Topinard die melanesische Rasse, die man auf den umgebenden Eilanden antrifft, die andere aber eine schlichthaarige Rasse. (Revue d'Anthropologie 1872, S. 313.) Nicht in allen Stücken, wohl aber in der Hauptsache, nämlich in der Anerkennung, daß in Australien gegenwärtig noch zwei ganz verschiedene Rassentypen wirklich neben einander existieren, ist es Topinard gelungen, seinen englischen Gegner Dr. Staniland Wake zu seiner Meinung zu bekehren. Ueber die Wanderungen der australischen Rasse als solcher läßt sich nun freilich nichts Sicheres ermitteln, im allgemeinen aber, darin stimmt auch F. Müller bei, „können wir behaupten, daß die Bevölkerung des Kontinents vom Norden nach Süden vor sich gegangen sein muß, daß daher im großen und ganzen die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Stämme als die ältesten, d. h. auf der primitivsten Kulturstufe stehenden, aufgefaßt werden müssen". (Allgem. Ethnographie. 2. Aufl. Wien 1879. 8°. S. 203.) Und die nämliche Ansicht vertritt auch Peschel, indem er sagt: „Gehören auch die Bewohner Australiens nur einem Menschenschlag an, so ergiebt sich doch sehr rasch, wenn man die Schilderungen der verschiedenen Stämme vergleicht, daß das Festland von zwei verschiedenen Völkerschaften betreten worden ist und eine doppelte, nämlich eine frühere und eine spätere Einwanderung stattgefunden haben muß. Durch die Untersuchungen Müllers im linguistischen Teile der Beobachtungen auf der Erdfahrt der Novara sind wir überzeugt worden, daß sämtliche Sprachen der West-, Süd- und Ost-

Digitized by Google

australier im Bau und Wortschatz gemeinsame Familienzüge tragen und die Unterschiede eher kleiner sind, als man zu erwarten berechtigt war bei der großen räumlichen Ausstreuung und der unsteten Lebensweise jener Stämme. Nach ihren südlichen Wohnstätten zu schließen, sind die Bewohner von Neu-Süd-Wales, von Viktoria, von Süd- und Westaustralien die älteren Ankömmlinge, stehen auch etwas tiefer als die Eingebornen des nördlichen Queensland, endlich findet sich gemeinsam bei ihnen nicht, aber bei den Stämmen der Carpentariahalbinsel die Bewaffnung mit dem seltsamen Sichel- oder Winkelholz, dem Bumerang, auch treten sie minder streitbar auf als die Nordostaustralier, die sich fast stets dem Vordrängen der Reisenden feindlich widersetzten. Während aber die Südaustralier, wenigstens wird dies von den Bewohnern des Seegebietes ausdrücklich bemerkt, noch des Schwimmens kundig waren, behauptet Robert Brown von den Westaustraliern am Swan River, daß sie weder irgend eine Art Fahrzeuge besitzen, noch daß sie schwimmen können, und daher mit dem Fischfang nur auf seichte Gewässer und auf die Lachen nach Eintritt der Ebbe beschränkt sind. Der Zustand der Westaustralier ist also den ersten Anfängen der menschlichen Gesittung am nächsten geblieben, sie sind unter den Australiern wieder die ältesten Stämme." (Ausland 1867, S. 1012—1013.)

Zur Zeit der ersten Besiedlung durch die Europäer schätzt man die eingeborne Bevölkerung Australiens auf nicht viel mehr denn 150,000 Köpfe. Seither hat sie zwar beträchtlich sich vermindert, doch wo immer europäische Wanderer das Land betreten, begegnen sie den Eingebornen oder ihren Spuren. Ihre Gesamtzahl mag immerhin noch an die 70,000—80,000, nach anderen Angaben freilich kaum mehr 50,000 betragen, doch hält es Wallace, dank der teilweise zur Besiedlung wenig einladenden Beschaffenheit des Landes, immerhin für nicht unwahrscheinlich, daß der rohe Wilde Australiens noch des Daseins sich erfreuen werde, wenn der weit höher stehende Maori oder Tahitier längst verschwunden sein dürfte.

Ueberhaupt lassen sich an Australien und der australischen Inselflur in ungewöhnlich großer Zahl interessante und lehrreiche Beispiele von Einwanderung und kolonisatorischen Bestrebungen höherer Rassen studieren. Im benachbarten malayischen Archipel faßten zuerst die Portugiesen und Spanier festen Fuß, denen rasch die Holländer und Briten folgten. Neuerdings haben in der Südsee die Franzosen auf Neucaledonien und Tahiti sich niedergelassen. Australien und Neuseeland sind Beispiele höchst gelungener Kolonisationen, und ihr jüngstes materielles Fortschreiten ist ebenso überraschend wie die gleichzeitige Entwicklung im Westen der Vereinigten Staaten. Endlich beobachten wir auch hier das Ueberfluten der dichtgedrängten Bevölkerung Chinas. In allen größeren und kleineren Plätzen des malayischen Archipels bildeten die Chinesen schon seit lange einen sehr ansehnlichen Bruchteil der Ansiedler; seit der Entdeckung der australischen Goldfelder haben sie ihre Auswanderung auch nach verschiedenen Teilen des fünften Erdteiles ausgedehnt. Schließlich begegnet man fast in der ganzen Südsee Spuren einer frischen Ausbreitung der Malayen und ihrer Sprache auf Kosten weniger gesitteter Stämme.

Digitized by Google

Körperbeschaffenheit.

Lange galten die Jammergestalten am King George-Sund an der Südwestecke des Festlandes „als Muster der australischen Menschen, die wir uns abgezehrt bis auf das Knochengerüste, mit schmalen Becken, selbst bei Frauen, dünnen, schwächlichen Gliedmaßen und aufgeschwelltem Unterleib vorzustellen pflegten. Im Innern des Festlandes aber bessert sich nach den Aeußerungen aller Entdecker der Typus. Mac Kinlay fand in dem Seengebiet an der Nordostgrenze Südaustraliens die schönsten Stämme, die er je auf dem Festlande gesehen hatte. Landsborough stieß im April 1862 unter 23° s. Br. weit von der Küste am Thompson-River und Stuart im Norden auf Eingeborene, die beide fast mit denselben Worten als stattliche und urkräftige Erscheinungen schildern. Ebenso werden die Stämme an den Küsten von Queensland als gut gebaut und stark gegliedert von dortigen Ansiedlern uns beschrieben." (Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1874. 8°. S. 348.) So vernehmen wir denn von wahren Prachtgestalten, die „einer Apollostatue als Modell dienen könnten", von athletischen, kräftigen, wohlgebildeten Erscheinungen, womit andere Schilderungen oft auf das grellste kontrastieren.

Eine der ersten Beschreibungen der Australier verdanken wir dem britischen Seemanne Wilhelm Dampier, welcher am 4. Januar 1688 bei Neuholland (wie man früher das australische Festland sehr allgemein bezeichnete) in 16° 50′ s. Br. und zwar an der Nordwestküste ankam und von den dortigen Eingebornen in seiner urwüchsigen Sprache schreibt: „Sie haben einen grossen langen und geschwancken Leib und Glieder, einen dicken Kopff, rundte Stirne und grosse Augenbrauen. Die Augenlieder halten sie stets halb verschlossen, um der Fliegen willen, daß sie nicht hineinkriechen, denn diese sind allda so unerträglich, daß man sie mit keinen Weher vom Gesichte abhalten kann, ja, wenn man nicht beyde Hände gebrauchete, würden sie in die Nasenlöcher, oder, wo man die Lippen nicht zu machete, gar in das Maul kriechen. Daher kömmt nun, daß diese Leute, die von Jugend auf mit Ungeziefer geplaget sind, nicht, wie andere Leute, die Augen offen haben, wie sie denn in die Weite anders nicht sehen können, als wenn sie den Kopff in die Höhe heben, gleich als wolten sie nach etwas sehen, das über ihnen schwebete. Sie haben eine große Nase, dicke Lefftzen und weiten Mund. Ich weiß zwar nicht, ob sie ihnen die vördersten beyden Zähne an dem obern Kinnbacken mit Fleiß ausreissen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibs-Personen Alt und Jungen fehlen. Bärte haben sie auch nicht, und ihr Gesichte ist lang, und eines sehr heßlichen Ansehens, an welchen auch Niemanden das geringste gefallen kann. Ihre Haare sind schwartz, kurtz und kraus wie der Mohren, nicht aber lang und glatt, wie die Indianer sonst insgemein zu haben pflegen. Im übrigen ist ihr Gesichte und andere Theile des Leibes gantz schwartz, wie der Mohren in Guinea." (Neue Reise um die Welt. Aus dem Englischen in die Frantzösische und nunmehr in die Hoch-Teutsche Sprache übersetzet. Leipzig 1708. 8°. S. 853—844.)

Ziemlich sicher ist, daß der Typus des Australiers keineswegs so gleichförmig ist, als oft gerne angenommen wird, und darin liegt wohl zu großem Teile der Grund für die oft so sehr abweichenden Beschreibungen der Reisenden. Die physisch wesentlich verschiedenen Stämme sind einander oft nicht ähnlicher, als der Friese dem Alemannen oder der Bläme dem Provençalen. Im allgemeinen wird allerseits versichert, daß die Stämme des Westens, welche, wie wir schon vernahmen, unter allen die tiefste Gesittungsstufe einnehmen, also die „ältesten"

Digitized by Google

sind, zugleich auch physisch und ethnisch unendlich tief unter jenen des Südens und Südostens stehen, welche doch ihrerseits von den Queensländern wieder bedeutend überragt werden. Wir empfangen somit hier die erste Lehre, daß geistige und leibliche Entwicklung mit einander gleichen Schritt halten, wofür im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen noch gar mannigfaltige Beweise sich ergeben werden. Um dies an den Australiern zu erhärten, müssen wir uns auf eine genauere Charakteristik ihrer äußeren Erscheinung einlassen, obgleich wir uns bewußt sind, daß bei dem noch immer sehr dürftigen Stande unserer Kenntnisse eine physische Beschreibung, welche auf alle Australier passen soll, wie sie Hale, der Linguist der amerikanischen Expedition unter Kommodore Wilkes, versucht hat, heute kaum schon eine Berechtigung besitzt. Ohne die schon berührte Frage, ob die Australier einer oder mehreren Rassen angehören, entscheiden zu wollen, empfiehlt es sich doch sicherlich, dabei auf das von Topinard betonte Vorhandensein zweier ganz verschiedener Typen Rücksicht zu nehmen. Doch hören wir zunächst Hale, weil seinem Vorgange auch die deutschen Völkerkundigen zu folgen pflegen. Nach dem amerikanischen Gelehrten sind „die Australier von mittlerem Wuchse, nur selten über 1,83 m und unter 1,52 m groß, schlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malayen. Die Stirn ist schmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß, mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar lang, fein aber wollig, ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelschokoladebraun bis röthlich, schwarz oder aber heller.“ (Gerland bei Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1872. 8°. VI. Bd., S. 708.) Ziemlich, ja teilweise ganz übereinstimmend damit klingen die allgemeinen Schilderungen des Australiers bei Peschel und Müller, welch letzterer jedoch bemerkt, daß das entworfene Gemälde hauptsächlich von den Bewohnern der südlichen Küsten gelte, wo die Eingebornen bis auf die Ankunft der Europäer von jeder Berührung mit Fremden freigeblieben sind. Im Norden und Westen des Kontinents sollen sich, wie er einräumt, Typen finden, welche in mancher Beziehung von dem Geschilderten abweichen, was mit dem dort früh sich geltend machenden Einflusse der Malayen zusammenhängen möchte. „Wenn an der Coburg-Halbinsel (Nordaustralien),“ meint Peschel, „auch schlichte Haare und schief gestellte Augen unter den Eingebornen angetroffen werden, so sind diese Wahrzeichen einer Mischung mit Malayen zuzuschreiben, die sich dort als Trepangfischer einfinden. Wird doch daselbst von vielen Eingebornen macassarisch gesprochen, und bezeugen uns Felseninschriften mit buginesischen oder macassarischen Buchstaben die Anwesenheit von Malayen.“ (Völkerkunde, S. 339.) Aehnlich äußert sich Müller, welcher — was

Digitized by Google

Topinard bestreitet — die physische Höhe und Muskelentwicklung des Australiers wesentlich von der Nahrung, die ihm zu Gebote steht, abhängig machen will. Daher treffe man an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher vorhanden sind, größere und kräftigere Individuen, als in den trockenen, sandigen Gegenden des Innern, eine Ansicht, welche jedoch die Beobachtungen der Reisenden nur teilweise unterstützen.

Die kleinsten Australier, welche Cook sah, lebten an der Ostküste und die elendesten bisher bekannt gewordenen scheinen jene zu sein, welchen Kapitän Sturt am Hoods Creek

Mann vom Boonooreng-Stamm.

in Centralaustralien begegnete. Alle von Sturt gesehenen Horden der Wüste, ausgenommen die am Coopers Creek, waren materiell tiefer stehend als die Bergstämme, von denen sie sich physisch indes nicht merklich unterschieden. Hr. Stuart traf kleine und elende Leute im Innern und auch im nordaustralischen Arnheimland. Lesson giebt die Statur zweier Stämme der Ostküste (bei Port Jackson) mit 1,575 m an, und Oldfield sah einen noch kleineren, der gar bloß 1,440 m maß. Dagegen ergeben die von Topinard sehr verdienstvoll zusammengestellten Untersuchungen anderer Stämme viel bedeutendere, ja sogar kolossale Körpergrößen. Die Eingebornen am Coopers Creek sind größer und besser gebaut als jene in den südlichen Distrikten und viele sind vollkommen 1,83 m hoch. (Globus, Bd. XVI, S. 15.) Mac Kinlay stieß am Watti-Widulo-See (Centralaustralien) auf viele Schwarze großer Statur. An der Südküste fanden Eyre und Gaimard die Statur zu 1,600 und 1,670 m, Stanbridge in Viktoria gleichfalls 1,670, R. Dawson an der Ostküste zu 1,713 und Hume im Inneren zu 1,727 m. Ja, Gregory stieß im Westen

Digitized by Google

auf Eingeborne von 1,879 und 1,904 m, Flinders auf Bentinck Island im Norden auf 1,900, Stuart bei seiner Durchquerung des Kontinents einmal gar auf 2,130 m, Stokes, Stanbridge, Barrington auf 1,828 m. (Revue d'Anthrop. 1876, S. 70—71.) Auch Alfred Lortsch sah am Clarence River ein Weib, das reichlich 7 englische Fuß, also 2,13 m maß. (Ausland 1866, S. 697.) Wenn man nun erwägt, daß die größten Weißen, nämlich die Engländer, Schotten, Iren, Schweden und Deutsche, männlichen Geschlechtes und im Alter zwischen 21 und 35 Jahren, durchschnittlich bloß 1,697 bis 1,718 m erreichen

Mann vom Goulbourn-Stamm.

(Revue d'Anthrop. 1876, S. 40), so ergiebt sich, daß ein Teil der Australier ziemlich weit unter diesen bleibt, ein anderer und zwar der numerisch stärkere Teil sie jedoch sehr beträchtlich überragt. Die Lehre von der geringen Körperstatur der Australier hat Topinard durch seine Untersuchungen beseitigt; vielmehr sind zwei Typen, ein entschieden kleiner, an die sogenannten „Zwergvölker" anderer Gebiete mahnender, und daneben ein ausgesprochen großer, wahrhaft athletischer Menschenschlag vorhanden. Als Durchschnittshöhe berechnet der französische Gelehrte dafür 1,71 m.

Dem Aeußeren nach sind jene Stämme, die durch die Berührung mit den Weißen ihren ursprünglichen Zustand noch nicht verloren haben, nicht häßlich

Digitized by Google

zu nennen. Sie sind meist schlank und groß, haben gutes Ebenmaß und stolze Haltung. Der Gesichtsausdruck ist gewöhnlich ernst und mürrisch, bei den Weibern aber mehr lachlustig und heiter, und Manche wollen in dem Antlitze der Australier orientalische Gesichtszüge erkennen. Viele sollen sogar jüdisch aussehen, weshalb mehrere fromme Missionäre aber schlechte Ethnologen diese Eingeborenen, wie sie es so gerne mit so vielen anderen thun, für Abkömmlinge der verloren gegangenen zehn Stämme der Israeliten halten. Freilich lauten die Urteile der Beobachter verschieden.

James Browne sagt von Wan-e-war, dem ersten Eingebornen Australiens, welchen er zu Gesicht bekam: „Der erste Eindruck, den der Anblick eines grinsenden Wilden mit seiner kohlschwarzen Farbe, seinen scharfen funkelnden Augen, mit einer Reihe von Zähnen, die aus seinem großen offen stehenden Munde unverhältnismäßig hervorstanden, auf uns machte, war, daß er uns eher wie ein Pavian oder sonst ein fremdartiges Geschöpf dieser Neuen Welt, als wie ein menschliches Wesen vorkam." Dagegen wissen andere von „Musterbildern menschlicher Gestalt, wie irgend ein Bildhauer sie als Modelle wünschen könnte. Neben der Eleganz ihrer Formen waren ihre Augen glänzend und lebhaft, ihre Zähne weiß wie Schnee". (Ausland 1860, S. 341.) Ein Schweizer Handwerker, welcher in schlichten Worten von seinem 19jährigen Aufenthalte in Australien eine ungeschminkte Darstellung entworfen hat, spricht ebenfalls von schön gewachsenen schlanken Gestalten, oft von ungewöhnlicher Größe. (T. Müller, Neunzehn Jahre in Australien. Aarau 1877. 8°. S. 86.) Im allgemeinen bleibt der Australier in Betreff der Muskelentwicklung hinter dem Weißen beträchtlich zurück. Die Glieder sind dünn und beispiellos mager, Hände und Füße namentlich lang und schmal, letztere groß und plump, mit einwärts stehenden Zehen und ohne Spur von Waden, der Knochenbau äußerst fein, man könnte fast sagen, zierlich, hingegen der Bauch, wohl infolge der schlechten und nicht gut verteilten Kost, oft von großem Umfange. Daneben kommt aber ein anderer Typus mit kleinen, schmalen Füßen und sehr wohlentwickelten Waden vor. Das weibliche Geschlecht, gewöhnlich in der Mittelgröße von weißen Frauen, selten sehr groß, in welchem Falle sie für ausgezeichnet schön gehalten werden, ist in früher Jugend nicht unlieblich und hat seine Blütezeit vom 10. bis zum 14. Jahre. (Ausland 1861, S. 346.) Dr. Mücke, der sich lange in Tanunda (Südaustralien) aufhielt, rühmt von einem im 15. Lebensjahre stehenden Mädchen die prächtige Rundung der im „edelsten Ebenmaße" gehaltenen Körperformen. Ihre Haut glänzte samtweich und die rothen, etwas vollen Lippen ließen „eine Perlenreihe der wohlgeformtesten, elfenbeinweißen Zähne" sichtbar werden. (Natur 1866, S. 53.) Auch Richard Oberländer weiß von der sechzehnjährigen Tochter des „Königs Bondi" vom Goulbourn-Stamme zu berichten, welche von den Diggern Fair princess Kathleen genannt wurde und allgemeine Bewunderung erregte. (Globus, Bd. IV, S. 278.) Doch sind dergleichen Ausnahmen mehr als selten. Die Weiber altern schnell und werden später abschreckend häßlich. Mit 30 Jahren sind sie völlig verblüht, ihr Körper verfallen und das Gesicht von Runzeln durchzogen. James Browne nennt sie einen Ausbund von Häßlichkeit. Jeder Knochen ist an den scheinbar muskellosen Gliedern sichtbar und diese traurigen Skelette bieten das Bild unbeschreiblichen Elends. Der Gang der Australier wird als aufrecht und gravitätisch, auch als stolz, elastisch leicht und natürlich geschildert.

Die Schädelbildung ist, wenn nicht künstlich verunstaltet, was nicht selten, bei den Männern meistens etwas schöner als bei den Weibern; im ganzen schmal und länglich. Die Australier gehören demnach zu den ausgesprochenen Langköpfen oder Dolichokephalen*).

*) Dolichokephalie, d. h. Langköpfigkeit, bezeichnet jene Form des Schädels, wo dessen Längsdurchmesser (von der Nasenwurzel zum Hinterhauptshöcker) den Breitendurchmesser verhältnismäßig am meisten, im Gegensatz zur Brachykephalie oder Kurzköpfigkeit, bei welcher der erstere den letzteren nur wenig übertrifft. Um dieses Verhältnis zu ermitteln, pflegt man den Längsdurchmesser 100 gleichzusetzen und den Quer- oder Breitendurchmesser in Prozenten aus jener Einheit auszudrücken. Der Prozentsatz selbst

Digitized by Google

Der Breitenindex beträgt nach dem großen Pariser Anthropologen Paul Broca 71,49 und 71,6 nach William H. Flower, wobei bei den weiblichen Schädeln die Dolichokephalie stets besser ausgeprägt zu sein pflegt. Immerhin ist, wie Topinard bemerkt, auch die Brachykephalie unter den Australiern keine vereinzelte Erscheinung. (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 307.) Den Höhenindex*) hat man auf 73 berechnet, wonach also die Australier zu den hohen Schmalschädeln zählen würden. Doch schwankt auch dieser bei den von Professor Flower untersuchten Köpfen zwischen 72 (Männer) bis 71,1 (Weiber) und 74. Wenn Graf Strzelecki, einer der verdienstvollsten Erforscher Australiens, behauptet, daß der Schädel der Eingebornen im einzelnen durchaus keine bestimmten Abweichungen des Baues gegenüber den europäischen Schädeln zeige, so ist dies ein schwerer Irrtum, denn derselbe besitzt ganz besondere und sehr auffallende Merkmale. Das wichtigste darunter ist zweifellos die außerordentlich geringe Schädelkapazität, welche die kleinste bis jetzt unter Menschen beobachtete ist. Durchschnittlich mißt der Rauminhalt der Schädelkapsel, die im lebenden Zustande durch das Gehirn und die Gehirnhäute ausgefüllt wird, beim Australier nicht viel über 1200 ccm, ja man kennt welche mit gar nur 1093 ccm, und die größten erreichen nicht die Größe des Schädelraumes, dessen sich durchschnittlich der italienische Bauer erfreut. Der mehrfach genannte englische Anatom Flower berechnet die mittlere Kapazität**) der von ihm untersuchten 109 australischen Schädel zu 1234 ccm, während das Mittel aus fünf europäischen Schädeln 1574 ccm ergab; der kleinste australische Weiberschädel hatte 1030 ccm. Nun hat aber Dr. Gustave Le Bon das interessante Gesetz nachgewiesen, daß der Unterschied zwischen dem größten und dem kleinsten Schädel bei jeder Rasse immer mehr wächst, je höher, je gesitteter dieselbe ist und wird, bei niedrigen Stämmen jedoch sich kaum bis zur Hälfte dieser Differenz bei den Kulturmenschen erhebt. Bei den modernen Deutschen z. B. beziffert sie sich mit 715 ccm, bei den Australiern bloß mit 307, und beim Gorilla, dem gewaltigsten der anthropoiden Affen, mit 199 ccm. (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 75.) Dazu kommt noch die Verteilung der verschiedenen Gehirngrößen auf die Volksmenge. Der nämliche geistreiche Forscher wies nach, daß (in runden Ziffern) auf eine Schädelkapazität von 1200 bis 1300 ccm bei den heutigen Parisern 0,0, bei den Australiern 45,0 Prozent entfallen, während bei wachsender Schädelkapazität der Prozentsatz bei den letzteren rasch sinkt, bei den Parisern hingegen stetig zunimmt bis zu einer gewissen Größe, um dann noch selbst bei den bedeutendsten Hohlräumen der Gehirnkapsel mit einem, wenn auch geringen Bruchteile beteiligt zu bleiben, also folgendermaßen:

Schädelkapazität:	Australier:	Pariser:
1300—1400	25,0	10,4
1400—1500	20,0	14,3
1500—1600	10,0	46,7
1600—1700	0,0	16,9
1700—1800	0,0	6,5
1800—1900	0,0	5,2

---

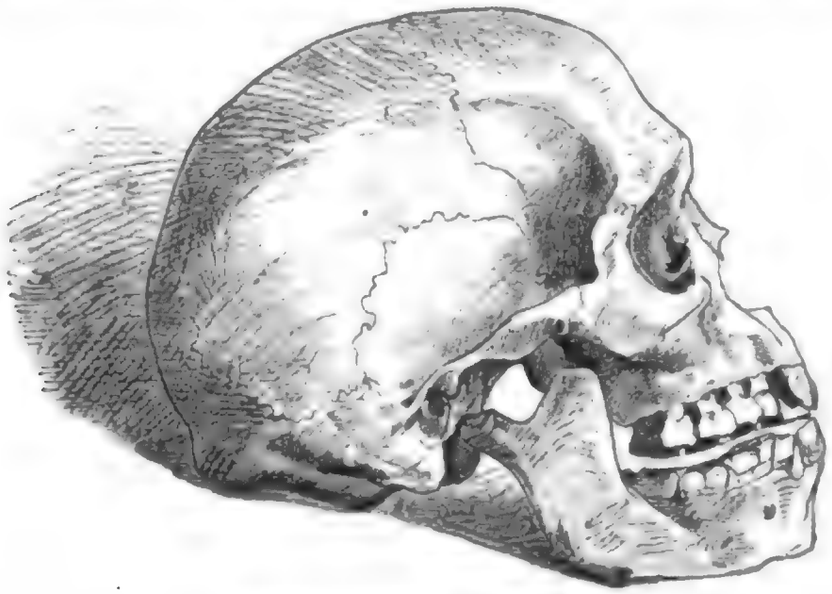
wird der „Breitenindex oder horizontaler Schädelindex" genannt. Ist also die Breite drei Viertel der Länge, so sagt man, der Breitenindex sei 75. Die Breitenindices unter den Menschen bewegen sich zwischen 58 bis 98, wenn wir die äußersten Fälle berücksichtigen. Die mittleren Zahlen schwanken aber um vieles weniger, denn sie gehen nur von 67 bis etwa 85. In diese Klaviatur mit 19 Tasten lassen sich alle mittleren Breitenproportionen der menschlichen Schädel einschalten. Nach Welcker liegt der Breitenindex bei der Hälfte aller Menschen zwischen 74 und 78, deshalb schob Paul Broca noch eine mesatikephale oder mesokephale, d. h. mittelköpfige Schädelform ein, und alle Schädel, deren Index die Werte von 78 und 79 erreicht, gehören in Brocas Einteilung zu den mesatikephalen. Nicht bloß einzelne Individuen, sondern ganze Rassen können sich als Dolicho-, Brachy- oder Mesatikephalen charakterisieren.

*) Der Ausdruck des Verhältnisses der Schädelhöhe zur Schädellänge, auch vertikaler Schädelindex genannt.

**) Man pflegt dieselbe einfach in der Weise zu ermitteln, daß durch das große Hinterhauptsloch des vollständigen Schädels, dessen übrige Löcher vorher auf passende Weise verstopft wurden, Erbsen, Hirsekörner u. dgl. oder auch Schrotkörner eingeführt werden, bis der ganze Hohlraum bis an die Ränder des Hinterhauptslochs ganz damit erfüllt ist. Wird hierauf die erfüllende Körnermasse sorgfältig entleert und ihr Volumen in ccm ermittelt, so bezeichnet der erhaltene Werth die Kapazität der Schädelhöhle.

Digitized by Google

Diese Zahlen sprechen beredt genug, um zu zeigen, daß zwischen den niedrigen und den höheren Rassen ein wahrer Abgrund besteht, den nichts auszufüllen vermöchte. (A. a. O. S. 71.) Wenn nun trotzdem der Schädelumfang*) der Australier fast der nämliche ist, wie jener der Italiener z. B., so rührt dies von der ganz besonderen Stärke seiner Knochen her, welche in Neusüdwales fast noch einmal so dick als europäische Schädel gefunden wurden. Diese äußerst massive Struktur und der starke Knochenbau, eine Verschiedenheit, welche den Australier von anderen sonst auf den ersten Anblick ähnlich erscheinenden Rassen, wie z. B. den Negritos der Philippinen, trennt, tritt am meisten in der Augengegend hervor, wo bei dem Australier mächtige Wülste liegen, welche an den ehemaligen Bewohner des Neanderthales mit der ihm eigenen affenartigen Bildung der Augenbrauenbogen erinnern. (Virchow in den Verhandl. der Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 66.) Unter den heutigen Völkern Europas will Professor Virchow bloß durch



Südaustralier-Schädel. (Seitenansicht.)

einen Bulgarenschädel an so niedrige Formen, wie die australische, erinnert werden. (A. a. O. 1877, S. 73.) Die Augenhöhlen sind länglich, besser gesagt rechteckig, und kurz von oben nach unten, wechseln indes stark in der Form; ihr Index (Orbital-Index) ist meist sehr niedrig, etwa 80, nach Broca 82,3, somit die Australier in die Kategorie der Mikrosemen**) oder Kleinäugigen verweisend. Die Augen liegen sehr tief und häßlich, haben schwarze, nach Einer Angabe rote Augäpfel, das Weiße von schmutzig gelber Farbe, und erinnern, matt und ausdruckslos wie sie sind, an die Augen von einigen Tieren. Richard Oberländer aber, welchem ein vierzehnjähriger Aufenthalt im Lande zu statten kommt, sagt das genaue Gegenteil: sie seien groß, glänzend und ausdrucksvoll, und Dr. Mücke nennt sie feurig. Die Australier sind zugleich prognath, womit man das Ueberragen der Kinnbacken, das Vorspringen des Gesichtsteiles bezeichnet, über welche Lagerung der Camperſche Gesichtswinkel***) Aufschluß giebt. In dem Maße als die Schädel stärker prognath sind, entfernt sich dieser Winkel immer weiter vom rechten Winkel

*) Dieser wird durch ein Meßband ermittelt, welches in der Horizontalebene, vom untern Teile der Stirn beginnend, über die untere Partie der beiden Scheitelbeine bis zu dem hervorragendsten Teile der Hinterhauptgegend hinzieht.

**) Broca unterscheidet nach der wechselnden Größe des Augenhöhlen- oder Orbitalindexes: Megasemе (Großäugige), d. h. solche, deren Orbitalindex 89 erreicht oder noch darüber hinausgeht; Mesoseme (Mitteläugige), deren Index innerhalb 83—88 liegt, und Mikroseme, wenn er höchstens 83 erreicht.

***) Derselbe wird meist durch zwei am Alveolarrande einander schneidende Linien konstruirt, von denen die absteigende die Stirn und die Mitte des Alveolarrandes streift, die andere horizontale vom Gehörgange nach der Mitte des äußeren Saumes des Alveolarrandes gezogen wird.

Digitized by Google

oder von 90°. Je weniger der Gesichtswinkel von dieser Ziffer sich entfernt, desto höher der Adel der Rasse und umgekehrt; wenn wir also sehen, daß der Gesichtswinkel der Australier 64° beträgt, so prägt auch hierin wieder seine tiefe Entwicklungsstufe sich aus. Bringt man einen Schädel in die Lage, daß der Blick des Beschauers oben, senkrecht die Mitte der großen Achse trifft (norma verticalis), so kann das Auge mit Sicherheit entscheiden, ob die Jochbogen wie zwei Henkel die Umrisse der Gehirnschale überragen (phanerozyg, nach Busk phenozyg) oder ob sie hinter ihnen verdeckt bleiben (kryptozyge Schädel), und in ersterem Falle werden wir sehen können, daß die Backenknochen stark hervorspringen. Die Australier sind nun phanerozyg, ihre Wangenbeine hoch, der untere Teil der Stirn, wie schon erwähnt, um die Brauen stark hervorragend, dagegen der obere Teil ebenso stark zurücktretend. Diese fliehende Stirne ist ein charakteristisches Merkmal des australischen Schädels. Die Nase an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengerückt

Südaustralier-Schädel. (Vorderansicht.)

erscheinen, verbreitert sich stark nach abwärts, hat große Nasenlöcher und ist etwas eingedrückt, krümmt sich aber nicht wie bei den benachbarten Papua. Der Nasalindex, welcher das Verhältnis der Nasenbreite zur Nasenlänge angiebt, ist im Mittel 56,5 und stellt die Australier zu den Platyrrhinen oder Breitnasigen*). Bei den Europäern tritt unter zehn Köpfen durchschnittlich einmal Metopismus ein, d. h. die Stirnnaht bleibt in Folge nicht eingetretener Verwachsung für das Leben sichtbar; bei den Australiern aber, sowie bei anderen niederen Rassen und den Affen, kommt dieser Fall fast gar nie vor. Die Ohren sind ein wenig nach vorn gebogen, der Mund groß, weit geöffnet und unförmlich, die Zähne dagegen schön, stark und weiß. Der dritte obere Backzahn besitzt regelmäßig drei Wurzeln, eine Erscheinung, die unter Europäern zu den Seltenheiten gehört. Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Die Lippen sind rot und wulstig, d. h. hoch aufgeworfen, das Kieferbein ist zusammengedrückt, das Kinn klein und zurücktretend. Der Hinterkopf ist auffallend klein und abgeplattet.

Der Körper der Australier ist reichlich behaart, nicht bloß auf dem Kopfe sondern auch an allen anderen Stellen. Bei den Männern findet sich auf Kinn und Wangen üppiger Bartwuchs; nach Oberländer haben viele lange, glänzende und gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden; nur Alfred

*) Leptorrhine, d. h. dünn-, schmalnasige, nennt Broca jene Schädel, deren Nasenindex unterhalb 48, Mesorrhine, d. h. mittelnasige, wenn er innerhalb 48—52 liegt und Platyrrhine oder breitnasige, wenn er über 52 hinausgeht.

Digitized by Google

Lortsch nennt den Bartwuchs spärlich und meistens bloß unten am Kinn vorhanden. (Ausland 1866, S. 697.) Ueber den Augen hängen dicke schwarze Augenbrauen herunter. Das Haupthaar selbst ist übereinstimmenden Aussagen zufolge meist glänzend und pechschwarz, aber nie wollig wie beim Neger. Hale scheint daher im Irrtum, wenn er in der oben mitgeteilten Charakteristik des Australiers demselben langes, feines aber wolliges Haar zuschreibt, und sein Landsmann Charles Pickering sagt ausdrücklich: „Der Australier kann im allgemeinen Aeußeren für einen Neger gelten, aber mit Haar anstatt Wolle." (The races of Man. London 1849. 4°. S. 137.) Häckel und Friedrich Müller, welche das Haar ihrem anthropologischen Systeme zu Grunde legen, rechnen daher die Australier zu der straffhaarigen Species (Euthycomi) der schlichthaarigen Menschen (Lissotriches).

So wenig wie die übrigen Körpermerkmale scheint das Haar bei allen Australiern das gleiche Aussehen zu besitzen. Topinard möchte seiner australischen Urrasse sogar wolliges Kraushaar zuschreiben, worin ihm jedoch Staniland Wake energisch widerspricht. Nach diesem gewiegten Völkerkundigen haben die Westaustralier kein Kraushaar und auch die zu Topinards niedrigerem Typus zählenden Eingebornen haben in der Regel straffes, nicht krauses Haar. Doch sind Schwarze mit Wollhaar von Dampier und Freycinet an der Westküste, im Norden bei Port Essington auf der Coburg Halbinsel von Stokes und auf der Melville Insel von Major Campbell, endlich auch am Boganflusse von Sir Thomas Mitchell beobachtet worden; aber sie alle gehörten dem großen starken Menschenschlage Australiens an, nicht dem schwächlichen kleinen, welchen Topinard für den ursprünglicheren hält. Eine Ausnahme machen bloß die von Oldfield nördlich von der Murchison Bai gesehenen. Die Wahrheit ist also, daß unter den Straffhaarigen sowohl kleine und elende, als auch große und kräftige Horden vorkommen, und Wake ist eher geneigt, in ihnen das primitive einheimische Element zu erkennen, während die Wollhaarigen wahrscheinlich auf eine Mischung mit eingewanderten Papua hindeuten. (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 85—88.) Daß übrigens das meist lange Haar der Australier sich leicht ein wenig zu kräuseln scheint, wird ziemlich allgemein zugegeben. Einige schildern es als korkzieherartig gewunden oder gar als gelockt. Gerland sagt: „Das Haar ist meist tiefbraun und bald schlicht und straff, bald lockig und sehr kraus oder buschig, meist hart, doch auch seidenartig weich," womit wohl alle in der australischen Menschheit herrschenden Haarunterschiede genügend bezeichnet sind. Die Haare selbst, im Querschnitt stark elliptisch, bilden abstehend um das Haupt eine zottige Krone, nur schwächer wie bei den Papua, d. h. sie breiten sich vom Kopf nach allen Richtungen strahlenförmig etwa 17—18 cm lang aus, wodurch dieser bedeutend größer erscheint. Auch zeigen sie eine Anlage zur Verfilzung. Die während einiger Zeit unter den europäischen Ansiedlern verbreiteten Gerüchte, das Innere des Festlandes werde von einem völlig kahlen Menschenschlage bewohnt (Ausland 1862, S. 1032), waren natürlich bloße Fabel.

Die Hautfarbe der Australier ist dunkel genug, um es zu rechtfertigen, daß man sie als Schwarze bezeichnet, doch bestehen sehr verschiedene Nuancirungen. Ganz schwarz ist sie fast nie, meistens kaffeebraun, heller oder dunkler, und gar nicht selten kupferfarben, bei einigen Individuen nicht dunkler als jene der Viti Insulaner. (George French Angas, Savage life and scenes in Australia and New Zealand. London 1847. 8°. I. Bd., S. 79.) Das Einreiben mit dem Fett verschiedener größerer Fische, mit Holzkohle und Ocker, als Schutz gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, läßt sie aber dunkler, in einem schmutzigen Schwarz erscheinen, und macht den ohnehin eigenthümlich widerlichen Geruch ihrer Ausdünstung für die Nase Civilisirter noch unerträglicher. Hier bietet sich nun die erste Veranlassung mit Richard Andree auf ein Rassenmerkmal aufmerksam zu

Digitized by Google

machen, welches gewöhnlich nur wenig berücksichtigt wird, den Geruch, welchen die verschiedenen Rassen ausströmen und der ihnen mehr oder weniger spezifisch eigen ist. Dieser eigentümliche, seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker verliert sich unter keinen Umständen, und die größte Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen vermögen ihn nicht zu entfernen. (Correspondenzblatt der Anthrop. Gesellsch. 1876, Nr. 5, S. 33.) Wie Carl Vogt (Vorlesungen über den Menschen. Gießen 1863. 8°. Bd. I, S. 157) ungemein treffend bemerkt, gehört dieser Völkergeruch eben zur Art, wie der Bisamgeruch zum Moschustier. Bei den Australiern ist dieser Geruch am stärksten, wenn sie vom Regen durchnäßt sind. (Ausland 1862, S. 249.)

Die Australier wachsen sehr schnell und sind mit zehn bis zwölf Jahren völlig ausgewachsen. Ihre Lebensdauer ist durchschnittlich ungefähr fünfzig Jahre, hohes Alter gehört zu den größten Ausnahmen, ist aber doch hin und wieder vorgekommen. Epidemische Krankheiten sind unter ihnen völlig unbekannt, und Rheumatismus war das einzige Leiden, welches der englische Matrose James Morill während seines siebzehnjährigen Aufenthalts bei ihnen beobachtete. Umgekehrt sah Thomas M'Combie nur wenige ganz gesunde Schwarze; als hauptsächliche Uebel nennt er Hautkrankheiten, Fieber, Entzündungen und Lungenleiden. (Arabin; or adventures of a colonist in New South Wales, with an essay on the aboriginals of Australia. London 1845. 8°. S. 257.) Diejenigen, die sich civilisieren, nehmen die Laster der Weißen an und fallen als Opfer der Trunksucht oder europäischer Krankheiten. Die Influenza (Grippe) tötet alle Jahre eine Menge Eingeborene, und an Lustseucheerkrankungen leiden sie fast ohne Ausnahme. Endlich ist dem Lande eine wunderbare Krankheit eigentümlich, in welcher das Fleisch der Arme und Beine unter der Haut wegschwindet; der angegriffene Teil erscheint wie ein mit Gummielastikum überzogenes Skelett. Wie die Elefantiasis soll diese Krankheit vom Liegen auf feuchtem Boden herrühren.

Charakter und Geistesanlagen.

Die Urteile der verschiedenen Reisenden und Beobachter über die geistigen Anlagen und moralischen Eigenschaften der Australier laufen eben so sehr auseinander wie die Berichte über ihre körperliche Beschaffenheit. Vergleicht man dieselben mit jenen der höchst organisierten Tiere, so kann man sie als bedeutend entwickelt betrachten, dagegen zeigen sie sich mit den Anlagen höherer Rassen in Parallele gestellt als sehr beschränkt. Alle jene, welche es nicht gelten lassen wollen, daß die Australier oder unter ihnen wenigstens eine gewisse Anzahl Stämme auf der tiefsten Stufe der Gesittung unter allen lebenden Menschenstämmen stehen, messen sie stillschweigend und unwissentlich an den Spitzen der Tierwelt, wonach es ihnen nicht schwer fällt, eine relativ sehr auffallende Kulturhöhe der Australier nachzuweisen. Nun kennt man überhaupt gar kein Volk,

Digitized by Google

welches heute noch im ursprünglichen Naturzustande, ganz roh, ganz ungeistig, ohne allen Sinn für das Schöne, ohne alles Gefühl für das Gute lebte; ein solches Volk hätte auch auf die Bezeichnung „Menschen" keinen Anspruch. Die Australier sind aber Menschen, und nur unter diesen erscheinen sie auf den tiefsten Rang herabgedrückt. Die Leugner dieser Thatsache versäumen insgesamt anzugeben, welches Volk ihrer Meinung nach noch tiefer stehe als die Australier. Von diesen kann man nun dreist behaupten, daß ihre geistigen Anlagen unvergleichlich entwickelter sind als ihre moralischen Eigenschaften, und gerade dieser Umstand verknüpft sie am besten mit der Tierwelt, deren höchste Spitzen gleichfalls durch ein unverhältnismäßiges Ueberwiegen der Verstandeskräfte über die nachgewiesenermaßen auch bei den Tieren vorhandenen sittlichen Regungen ausgezeichnet sind.

Australierin vom King George Sund.

Der Charakter der Aboriginals oder Black fellows, wie sie im Lande genannt werden, oder Black men, wie sie selbst am liebsten sich nennen, ist voller Widersprüche. Im ganzen gutmütig, uneigennützig und friedfertig, wenn man sie nicht reizt, sind sie ohne erklärliche Ursache unter Umständen eben so streitsüchtig, verschlagen und hinterlistig. Ihre Leidenschaft ist maßlos und einmal erregt nicht zu bändigen. Ist diese im Spiele, so tötet der Australier ohne Bedenken seinen Herrn, seinen Wohlthäter, seinen Freund. Was sie unschädlich macht, ist einzig die Furcht, die ihnen das Uebergewicht der europäischen Persönlichkeit einflößt. Trotzdem müssen angehende Squatter, welche um Stationen anzulegen

Digitized by Google

tief in das Innere des Landes vordringen, auf einen regelmäßigen Krieg mit den Schwarzen ſich gefaßt machen. Im wilden Zuſtande beſitzen ſie eine gewiſſe Tapferkeit und ergreifen nicht eher die Flucht, bis ſie die tödliche Wirkung der Feuergewehre kennen gelernt haben. Die wildeſten und kriegeriſchten Stämme bewohnen die Geſtade des Carpentaria Buſens, jene im Süden ſind jedoch wenig kriegeriſch, dafür aber auch minder grauſam als andere wilde Völker, die als ihnen weitaus überlegen gelten; gleichwohl verüben auch die Auſtralier ausnahmsweiſe große Grauſamkeiten, und Kinder- wie Elternmord, verbunden mit Kannibalismus, gehen bei ihnen im Schwange. Dieſes Umbringen der Greiſe wird indes wie der Kindermord ohne Grauſamkeit, aber mit vollkommener Gleichgiltigkeit begangen, wie eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, und die Opfer ſelbſt ſind ganz reſignirt. Habſucht iſt ſelten Veranlaſſung, jemanden zu töten, gleichwohl iſt ihnen ein diebiſcher Sinn nicht ganz abzuſprechen. Je reiner übrigens ſie dem Naturzuſtand angehören, um ſo beſſer ſind ſie, und abgeſehen von ihrer Stumpfheit und Gefräßigkeit empfehlen ſie ſich den Europäern durch manche liebenswürdige Eigenſchaft. Für Wohlthaten ſind ſie empfänglich und ſuchen ſie durch kleine Dienſte zu vergelten. Sie ſind nicht unverſchämt, von ſanfter Gemütsart, immer heiter und ſchließen ſich den Weißen mit einer Art kindlichen Vertrauens an, die ihnen viele Freunde erwirbt. Dr. Georg Neumayer rühmt ſie als ehrlich, treu, gehorſam, gefällig und genügſam. Schlechte Behandlung aber macht ſie verſtockt, hinterliſtig und rachſüchtig und für die erſte Zeit zu wahren Teufeln; geht aber ein längerer Zeitraum darüber hinweg, ſo ſind ſie zur Verträglichkeit geneigt. Ein Mißtrauen behalten ſie aber gegen die Perſonen, die ſie beleidigt haben, doch wiſſen ſie ihre Gemütsſtimmungen vor fremden Augen oft beſſer zu verbergen als der civiliſirte Weiße. Auffallend iſt ihre Gutmütigkeit gegen ihresgleichen, mit denen ſie den letzten Biſſen teilen, die aber zugleich auf einen gewiſſen Grad von Kommunismus zurückzuführen iſt.

„An ihm," bemerkt Dr. J. Duboc, „ſcheitert z. B. der Verſuch, auf das divide et impera ſich ſtützend, die Schwarzen durch eine ungleiche Auszeichnung leichter zu beherrſchen. Ich beſchenke den Fleißigen mit einer Hoſe in der Hoffnung, ſeinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Oppoſition zu den weniger Glücklichen zu ſtellen. Aber bis zum nächſten Tage hat dieſelbe Hoſe ſchon die Rundreiſe über verſchiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurückſetzen wollte. Ich gebe einem eine Portion Mehl — ein ſehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der andern aufzuſtacheln. Aber derſelbe Abend ſieht noch ein luſtiges Feuer entſtehen, geröſtete Kuchen werden bereitet und ohne Unterſchied von mein und dein wird von der ganzen Geſellſchaft getafelt, bis jede Krume verſpeiſt iſt. Alle europäiſche Berechnung ſcheitert an dieſer Stammesgemeinſchaft und kein Verbot hilft dagegen. Man ſtößt eben auf ein Naturprincip." (Ausland 1862, S. 594.) Es iſt dies das erſte der mannigfachen Beiſpiele, welche zeigen, wie der Kommunismus die Urform der Geſellſchaft iſt, aus welcher die Civiliſation die Menſchen herausgeführt hat, nicht die Form, zu der ſie hinführt. Er bildet das tiefſte, nicht das höchſte Niveau menſchlicher Geſittung.

Selbſtverſtändlich finden ſich bei der Bevölkerung eines ſo ausgedehnten Gebietes wie Auſtralien in phyſiſcher wie moraliſcher Beziehung gar mancherlei Schattirungen; im allgemeinen aber belegen zahlreiche Züge, wie ſie Brough Smith, der berühmte Geologe mitteilt (The Aborigines of Victoria with notes relating to the Habits of the Natives of other Parts of Australia and Tasmania.

London 1878. 8°. 2 Bde.), die Behauptung, daß der Intelligenzgrad der Australier ein höherer ist, als er ihnen durchschnittlich bislang zugemessen wurde.

Die Anrede, welche der Häuptling Yagan 1843 an den Advocate-General Westaustraliens G. F. Moore hielt, mag für den gesunden Sinn, ja gewissermaßen sogar für die Rechtslogik dieser Wilden Zeugniß ablegen. Yagan hub an: „Warum kommt ihr weißen Leute zu Schiffe nach unserem Lande und schießet arme schwarze Bursche, die euch nicht verstehen, nieder? Hört mich! Diese wilden schwarzen Gesellen kennen und begreifen eure Gesetze nicht; jedes lebende Tier, das durch das Land streift, jede eßbare Wurzel, die im Boden steckt, ist Gemeingut. Der schwarze Mann hat an persönlichem Eigentume nur seinen Mantel, seine Waffen und seinen Namen. Kinder unterliegen keinerlei Zwang; ein kleiner Junge schlägt seine Mutter, sobald er die Kraft dazu hat, und sie wehrt es ihm nicht. Sobald er einen Speer zu tragen vermag, schleudert er ihn auch nach allem lebenden Getier, das seinen Pfad kreuzt, und ist er zum Manne geworden, so ist die Jagd seine Hauptbeschäftigung. Er kann es nicht begreifen, daß ein Mensch mehr Anrecht auf die Tiere und Pflanzen habe, denn ein anderer. Mitunter begegnet nun ein Trupp Eingeborner, wenn er ermüdet und hungrig vom Gebirge herunterkommt, den fremden Tieren, die ihr Schafe nennt. Natürlich fliegt der Speer alsbald, und es giebt eine gute Mahlzeit. Dann kommt ihr weißen Männer und schießt die armen schwarzen Bursche nieder. Für jeden schwarzen Mann aber, den ihr weißen Bursche schießet, will ich einen Weißen töten. Und die armen hungrigen Frauen, die es gewohnt sind, jede eßbare Wurzel auszugraben, gebrauchen, wenn sie an ein Kartoffelfeld kommen, natürlich die wanná (den Yamstock) und ziehen die Kartoffel aus und stecken sie in ihren Sack. Dann kommt ihr weißen Leute und erschießet die armen Schwarzen, ich aber will Leben für Leben nehmen."

Bei dem bedeutenden Nachahmungstalente, dem sein ungemein empfängliches Ohr zu Hilfe kommt, lernt der Australier leicht fremde Sprachen, besonders das Englische besser und reiner sprechen als viele Deutsche, die doch jahrelang in Australien wohnten. Auch für die Malerei und Musik zeigen sie ein leidliches Talent. Dr. Gygax, ein Schweizer Arzt, traf in der Grafschaft Philipp auf Höhlen, an deren Wänden man die Spuren eines rohen Anfanges von Plastik fand. Die geglätteten Wände enthielten Abdrücke von Händen Erwachsener und von Kindern, welche getrennt und gruppirt waren. Das Vorhandensein solcher Höhlen scheint den Schwarzen weit entfernter Distrikte bekannt zu sein. Die Annahme, die Eingebornen seien so stumpfsinnig, daß sie nicht einmal die Abbildung der sie umgebenden Gegenstände, z. B. von Känguruh, Emu und Gummibäumen wiederzuerkennen vermöchten, beruht für manche Stämme wenigstens auf einem Irrtum; vielmehr sind nicht nur einige unvollkommene Abbildungen des Känguruh und Emu bekannt geworden, sondern es finden sich unter den Eingebornen sogar ganz gute Zeichner. Gerh. Krefft hat an Felsenwänden Zeichnungen der Eingebornen, meist Fische, Walfische, Vögel und einige Menschen darstellend, kopiert, die indes seiner Aussage zufolge nicht so gut sind wie die auf geschwärzte Baumrinde eingeritzten Bilder.. (Nature. 1874. Bd. IX; S. 322.) Brough Smith teilt das Faksimile der Aufnahme einiger Squatter durch einen australischen Jungen mit, die Stellung und Ausdruck charakteristisch wiedergiebt; es ist unverkennbar, daß der Zeichner ein scharfer Beobachter gewesen und sogar ein Zug von Humor in der Auffassung prägt sich in dieser Aufnahme aus. Dr. Neumayer besitzt den ganz richtigen Plan einer Reiseroute, welche ihm ein Australier aufgezeichnet hat; der Schwarze war vier Jahre in einer Erziehungsanstalt gewesen, dann aber zu den Seinen zurückgekehrt und seit-

Digitized by Google

dem mindeſtens zehn Jahre ohne alle Uebung geweſen; trotzdem hatte er ſich die Fähigkeit bewahrt, eine ganz zutreffende Skizze des weiten Weges zu entwerfen. Dr. Mücke endlich kennt Fälle, daß Schwarze ihn nach zehn Jahren wiedererkannten, ſo ſtark iſt ihr Erinnerungsvermögen. Ein beſonders großes Talent beſitzen ſie für Mimik und einen ſcharfen Sinn für äußere Lächerlichkeiten. Nicht leicht entgeht ihrer Kritik eine Sonderbarkeit des Betragens und ſie karikieren augenblicklich, was ihnen als ſonderbar auffällt, Stimme, Haltung, Gang, Geſchicklichkeit ꝛc. In einer Menge Eigenſchaften ſind dieſe Söhne der Wildnis den Europäern überlegen; dies fühlen ſie ſehr gut heraus und machen die ſtumpfen Sinne der Weißen zum Gegenſtande ihres Humors. Die Art, wie ſie die Chineſen karikieren, iſt unübertrefflich; hier iſt es die übertriebene Beweglichkeit und die Geſchwätzigkeit, die ihnen im Kontraſte mit ihrer eigenen gemeſſenen Haltung lächerlich erſcheint. Mit einem unvergleichlichen Gedächtniſſe begabt, ſich äußerlich eine Menge neuer Fertigkeiten zu erwerben, haben ſchwarze Kinder zuweilen in der Schnelligkeit des Lernens ihre weißen Kameraden überflügelt. Der ſpaniſche Benediktiner Don Rudeſindo Salvado, welcher 1845 eine katholiſche Miſſion nach Weſtauſtralien begleitete, erzählt von den Geiſteskräften der Neophyten geradezu ſtaunenswerte Dinge. (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 150.) Im allgemeinen aber iſt es ein nur wenig belohnendes Geſchäft, ſchwarze Kinder aufzuziehen, und gelingt nur da einigermaßen, wo man ſie ganz aus dem Bereiche der Schwarzen bringen kann. Aber die Erziehung blieb ſtets eine höchſt unvollkommene. Trotzdem daß ſie außerordentlich ſchnell leſen und ſchreiben lernten, war es keinem einzigen möglich ein Princip beizubringen. Jahrelang wandte man in Queensland, Viktoria und Südauſtralien alles Mögliche an, um den Schwarzen praktiſche Kenntniſſe und religiöſe Begriffe beizubringen, allein ohne irgend einen weſentlichen Erfolg. Sie ſind keiner europäiſchen Kultur zugänglich; die angeborene Wildheit bricht immer wieder hervor und zeigt ſich in einem unwiderſtehlichen Hange zu dem Buſchleben ihrer Vorfahren. Selbſt jene, welche als Kinder in Städten nach europäiſcher Weiſe auferzogen wurden und Schulunterricht genoſſen, können der Verſuchung nicht widerſtehen, von Zeit zu Zeit ihre Kleider abzuwerfen und als nackte Wilde in den Buſch zu gehen. Hält man ſie mit Gewalt zurück, ſo wiſſen ſie Mittel und Wege zur Flucht zu finden und kehren dann aus Furcht vor Strafe ſchwerlich wieder. Alle Verſuche, die man machte, ſie an ein geregelteres Leben, Handwerke, Wohnungen, Kleider zu gewöhnen, ſind jedesmal aufs vollkommenſte geſcheitert; ſie bleiben lieber in der Wildniß, um frei und unabhängig das uns ſo jammervoll dünkende Leben ihrer Stammesgenoſſen zu teilen, ein Beweis, daß unſere geprieſene Geſittung in ihrem Werte nicht von allen Menſchenkindern gleich hoch veranſchlagt wird. Gegen alle unſere Moral ſind ſie tot, den Nutzen, den Zweck, den Geiſt begreifen ſie nicht, den irgend eine Sache erfordert, und von allen Lebensverhältniſſen nehmen ſie nur das rein Aeußerliche auf. Der Auſtralier zeigt daher in allen Verrichtungen, welche ſich auf das tägliche Leben beziehen, ungemeine Geſchicklichkeit. Seine Geräte und Waffen ſind, obſchon höchſt primitiv, dennoch ſehr zweckmäßig und er weiß dieſelben gegen das Wild mit

Digitized by Google

großem Scharfsinne zu verwenden. In der Aufspürung und Verfolgung des Wildes sucht er seinesgleichen; besonders merkwürdig und staunenerregend ist das Verfahren, womit er dem Opossum bis auf die höchsten Bäume ohne andere Werkzeuge als eine Schlingpflanze und eine Steinaxt nachspürt. Daher ist der Australier für jede Art mechanischer Fertigkeiten gut zu verwenden; er ist ein vortrefflicher Jäger und Viehwärter.

In den Viehzüchtereien werden viele Schwarze beschäftigt, und dieselben zeigen sich im allgemeinen willig und geschickt zu der ihnen aufgetragenen Arbeit: Eintreiben von Vieh und Zähmen von Pferden, zwei Beschäftigungen, die ihrem wilden Geschmacke ganz besonders zusagen. Durch ihre unglaubliche Lokalkenntniß, die ihnen das Verirren auch in den wildesten Gegenden ganz unmöglich macht, sind sie den Weißen bedeutend überlegen. Ein schwarzer Hirt kennt unter einer Heerde von mehreren tausend Stück jedes einzelne genau und weiß es zu finden. Als Feldarbeiter sind die Schwarzen ganz untauglich. Außer als Schäfer und Viehtreiber haben die Eingebornen eine Zeitlang nur noch als Mitglieder der sogenannten „schwarzen Polizei" gute Dienste geleistet, einer von der Kolonialregierung organisierten Miliz, gut bewaffnet und beritten, welche meistens zur Verfolgung von Verbrechern aufgeboten ward, wozu die Eingebornen wegen ihrer bekannten Fähigkeit, Spuren aufzufinden und zu verfolgen, sehr geschickt sind. Oberländer selbst war zwei Jahre lang als Führer der schwarzen Polizei angestellt und hatte Gelegenheit, deren Unzuverlässigkeit auch hierin zu bemerken. Der größte Uebelstand lag darin, daß sie über ihre Stammesgrenze nicht hinauszubringen waren, und oft ging deshalb die „schönste Spur" verloren. Aus diesen und andern Gründen ist das genannte Corps inzwischen auch aufgelöst worden. (Oberländer. Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Leipzig 1880. 8°. S. 316.)

Aus der wirklich großen Schlauheit und Gewandtheit der Australier darf man also nach keiner Richtung einen Schluß auf die Bildungsfähigkeit dieser Menschen ziehen. Alle auf Spontaneität beruhenden Fähigkeiten sind bei ihnen unbedeutend und der Antrieb zu jeglicher Bethätigung ihres Verstandes geht vom Hunger und vom Gattungstriebe aus. Der Kreis ihrer intellektuellen Entwicklungen ist so klein, daß ein halberwachsenes Kind geistig so weit fortgeschritten ist wie der älteste unter ihnen. Alle reflektiven Eigenschaften fehlen; sie haben gar keine Folgerichtigkeit, keinen ununterbrochenen Zusammenhang im Denken, und darin liegt das größte Hindernis für ihre Civilisirung, denn dieser Fehler ist ihnen an- und eingeboren. (Globus, Bd. I, S. 270.)

So scheint z. B. nach den Urteilen fast aller Reisenden den Schwarzen im allgemeinen jeder Begriff eines höheren Zahlensystems versagt zu sein; wenigstens vermögen einzelne Stämme bloß bis 3 oder 4 zu zählen; was darüber ist, heißt „Menge". Nur in der Umgegend von Wickliffe, im westlichen Viktoria, finden sich Bezeichnungen für 1, 2, 3, 5 und 6, im allgemeinen aber scheint die einheimische Arithmetik sich nur auf die beiden ersten Zahlwörter zu beschränken; was darüber hinausgeht, addirt sich und reicht kaum jemals über zehn. Als typisches Beispiel dafür das folgende Lake-Hindmarsh-System: (1) ke-yap, (2) pullet, (3) pullet-ke-yap, i. e. (2 + 1), (4) pullet-pullet (2 + 2), (5) pullet pullet-ke-yap (2 + 2 + 1) ꝛc. ꝛc. Freilich begegnen sich die beiden Berliner Gelehrten Steinthal, der Sprachforscher, und Virchow, der Anthropologe, in der Ansicht, daß der Mangel eines Wortes für eine Zahl an sich kein Beweis sei, daß die Leute den Begriff dieser Zahl nicht besitzen, und Peschel sagt gleichfalls: „Wenn viele australische Mundarten arm sind an Zahlenausdrücken, so folgt daraus doch nicht, daß die Eingebornen größere Mehrheiten nicht hätten überblicken können, denn sie bedienen sich achtzehn verschiedener Worte zur Benennung von Kindern, je nachdem der erst- bis neuntgeborene Knabe oder die erst- bis neuntgeborene Tochter bezeichnet werden soll." (Völkerkunde, S. 341.)

Von früheren Reisenden wurde mehrfach behauptet, dieses oder jenes Volk sei so wild, so unkultiviert, daß es nicht über fünf zählen könne. Schon der berühmte Linguist Pott hat

Digitized by Google

ſolche Reden dadurch vernichtet, daß er nachwies, wie in ſolchen Fällen, wo es nur fünf Zahlwörter gab, das quinäre Zahlſyſtem vorlag. In jüngſter Zeit iſt der Antidarwiniſt Steinthal wiederholt dagegen zu Felde gezogen, daß die Stufe der Intelligenz vorzugsweiſe in den Zahlen geſucht werde. Was die Auſtralier betrifft, ſo liegt, ſagt Steinthal,

Auſtralier, den Bumerang ſchleudernd.

die Sache allerdings ſo, „daß wenn man ſich bei ihnen nach Zahlwörtern erkundigt, ſie dann unzuſammengeſetzte Zahlwörter nur bis 3 haben, daß ſie bei 4 ſchon eine Zuſammenſetzung vornehmen und daß ſie für 5 ein Wort haben, welches „viel“ bedeutet, und dann beginnen ſie die Zuſammenſetzung von 6 ab. So wiſſen ſie ſich notdürftig höchſtens bis zu 10 zu helfen; aber gewöhnlich werden die Leute bei 5 aufhören, weil die Rechnung zu kompliziert für ſie wird. Indeſſen ganz ſo ungünſtig wird von einer glaubwürdigen Seite her die Sache nicht dargeſtellt; nämlich Ridley ſagt, die Leute zählen ſo: 1 bis 3 beſondere Wörter;

Digitized by Google

4 drücken sie aus durch 2 + 2; 5 bedeutet „viel", aber sie bilden dann wieder 6 durch 5 + 1 u. s. w. So können sie es bis 19 bringen und bei 20 sagen sie: was zu beiden Händen und Füßen gehört. Das ist doch schon ein weiteres Zählen, und ich weiß nicht, ob nicht vielleicht gelegentlich noch weiter gezählt wird, denn die Leute könnten es ja nun so machen, wie es in Afrika geschieht, daß sie für 20 „Mensch" sagen, nämlich die Hände und Füße des Menschen, und für 100 5 Menschen. Doch weiß ich nicht, ob sie es so machen. Es mag wohl sein, daß die Leute in Australien wenig zählen; aber Sie sehen, sie zählen doch." (Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 27.) Uebrigens traf Dr. Mücke am Murray zwei Wilde, welche von ihrer Schulzeit her noch bis 25 zählen konnten, und Don Salvado Rudesindo versichert, daß seine australischen Zöglinge binnen wenigen Wochen die Operationen der Arithmetik erlernten. Letzteres wird aber von anderer Seite wieder bestritten. Herr Thomas, Direktor der Eingebornen in Viktoria, erzählt von einem Knaben, der zweimal in Sydney einen Preis in der Geographie erhielt, aber von der Arithmetik konnte er platterdings gar nichts begreifen.

Gewisse Eigentümlichkeiten, die bei anderen Völkern nur der Kindheit angehören, werden bei den australischen Schwarzen, auch wenn sie erwachsen sind, nie abgelegt. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Possen hängt sicherlich mit der unbegrenzten Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um alles, was außer derselben liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, welche die Australier nicht fassen können, die für sie nicht existieren. Ihr Leben verläuft zwischen Essen und Schlafen, Hunger und Jagen; die Sorge für den folgenden Tag ist ihnen vollkommen unbekannt.

Kleidung und Obdach.

„Die Indianer in dieser Gegend sind wohl die allerelendesten Leute von der ganzen Welt. Die Hottentots von Monomatapa mögen so bettel arm seyn, als sie wollen, so sind sie doch gegen diese gerechnet, reiche Herren, denn sie haben doch Häuser, Kleider von Fellen, Schafe, Geflügel, Früchte, Straussen-Eyer und dergleichen, welches diese alles nicht haben, auch die Menschliche Gestalt ausgenommen, von den tummen Vieh wenig unterschieden sind." Mit dieser wenig schmeichelhaften Rede leitet der alte Seefahrer Dampier seine Schilderung der australischen Eingebornen ein, welche in ihren wesentlichen Zügen auch für die Gegenwart noch als zutreffend gelten muß.

Was die Kleidung anbelangt, so ist der Australier nicht sehr schwierig in der Auswahl derselben, denn seine Mode ist bei beiden Geschlechtern buchstäblich vollständige Nacktheit, wenigstens in den wärmeren Theilen des Landes, wie z. B. am Coopers Creek. Vereinzelt erwähnen die Beobachter einen Lendengürtel aus Baumrinde „und an demselben eine Handvoll langen Grases oder drei bis vier Zweige mit Blättern," was die einfachste, überhaupt auf Erden vorkommende Art einer Bedeckung bildet. Beim Durchschreiten dorniger Gebüsche gelangen manchmal Schürzen aus Baumrinde oder Fellen zum Schutze, niemals aus Schicklichkeitsgründen, zur Verwendung. Das südliche, verhältnismäßig rauhere Klima nötigt manchmal im Winter die Kälte abzuwehren; meist geschieht dies durch Einreiben des ganzen Körpers mit Fett, doch hüllen die Leute sich auch in einen aus

Digitized by Google

Känguruh- oder Opossumfellen zusammengesetzten Pelz. Ein solcher besteht oft aus 70—80 Fellen, ist sehr weich und außerordentlich warm, von grauweißer oder rötlichgelber Farbe und hat sich auch bei den Squatters (europäischen Viehzüchtern) als ein ebenso geschmackvoll aussehender wie gut verwendbarer Artikel eingebürgert. Den sonst nackten Australier verhüllt er indessen nur sehr mangelhaft, allein eine Bedeckung der allerbedenklichsten Blößen scheint ihm etwas völlig Ueberflüssiges und vielleicht auch Unschickliches zu sein. Man hat daraus auf absoluten Mangel jeglichen Schamgefühles beim Australier geschlossen, und aus zahlreichen anderweitigen Beobachtungen geht die Richtigkeit dieser Annahme allerdings zur Genüge hervor; die Art der Bekleidung allein giebt aber noch keinen Maßstab dafür ab, denn je vertrauter wir mit fremden Sitten durch gründliche Forschungen geworden sind, desto häufiger erweist sich die Richtigkeit der von Peschel verkündeten Lehre, „daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen, und vor allen Dingen, daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen bald jenen Körperteil zu verhüllen gebietet.“ (Peschel, Völkerkunde, S. 176.) Wer für ethnographische Dinge sich interessiert, muß daher damit beginnen, die Scheu vor manchem abzulegen, was unseren gewohnten Begriffen als anstößig erscheint, von dem aber eine tiefere Prüfung fast immer ergiebt, daß es lediglich ein Produkt unseres eigenen, zwar sehr hohen aber auch sehr engen Kulturkreises ist. Die Völkerkunde hat hier wie in so vielen anderen Stücken zur Aufgabe, den Bann zu brechen, welcher unsere europäischen Anschauungen, Empfindungen, Sitten, Morallehren und Geistesrichtungen als Norm für die gesamte Menschheit aufzustellen sich vermißt.

Fast überall, wo europäische Niederlassungen bestehen und Sendboten einer christlichen Konfession Fuß fassen, ist die Nacktheit der Landeskinder den neuen Herren ein Dorn im Auge und die Missionäre glauben ihr civilisatorisches Wirken nicht besser als mit Bekleidungsversuchen anheben zu können. Am duldsamsten unter den Europäern sind in diesem Punkte die Romanen mit ihrem katholischen Klerus, am intolerantesten die germanischen Briten und die Glaubensprediger der verschiedenen protestantischen Sekten. In Australien verlangt die englische Verwaltung, daß kein Schwarzer im Naturgewande die europäischen Ansiedlungen betrete, doch hält es schwer, nur die wenigen, die um die Stationen — so heißen die Höfe der Viehzüchter — herum arbeiten, in anständiger Kleidung zu erhalten; bei dem Haufen, der im Lager lebt, ist es völlig unmöglich, denn dort legen sie alle Kleidungsstücke, die sie sonst tragen mögen, sofort ab. Aber auch, wenn sie sich „civilisieren“, nehmen sie die Sitte, sich zu kleiden, nur teilweise an. Die arbeitenden Frauen werden in bunte baumwollene Männerhemden gehüllt, das einzige Kostüm, in dem sie sich einigermaßen in Ordnung halten. Die Männer begnügen sich in der Regel mit irgend einem Kleidungsstücke, das sie bei einer Gelegenheit einmal geschenkt erhalten haben. Die Kleidung des, alten australischen Kolonisten wohl noch erinnerlichen Bangari, „König der Schwarzen“, der sich oft in den Straßen Sydneys zu zeigen liebte, bestand aus dem Stülphut und dem vollen Staatsrock eines Generaloffiziers oder Obersten, einem alten Hemd, und — das war alles. Man sah ihn nie in Pantalon oder Schuhen oder Strümpfen. In den kolonisierten Distrikten lieben die Eingebornen sehr, alles von europäischer Kleidung anzulegen, was sie nur bekommen können, sind jedoch in der Anwendung und dem richtigen Gebrauche wenig verlegen, wobei die ergötzlichsten Maskeraden vorfallen. Denn ihr Geschmack in Anlegung dieser Kleidungsstücke ist wesentlich verschieden von dem unsrigen; eine Weste verdreht anzuziehen und auf dem Rücken zuzuknöpfen, finden sie z. B. ganz in der Ordnung. Ein Frack allein dünkt ihnen genügend, um bei den Weißen keinen Anstoß zu erregen. Alfred Lortsch erhielt einmal den Besuch eines Schwarzen; derselbe trug allerdings ein paar

Unaussprechliche, allein sie bestanden aus zwei getrennten Hosen; ein andermal sah er eine schwarze Schöne, die außer einer unbezogenen Krinoline nichts anderes um ihren Leib trug. Manche Frauen haben eine Art Flechtwerk, um ihren Rücken zu beschützen, sehen aber die Notwendigkeit nicht ein, etwas anderes zu bedecken. In der Regel fehlt die Kleidung dort, wo man sie am ehesten erwartet. Für das Auge des Europäers ist aber eine völlige Nacktheit nicht so beleidigend als die teilweise, seinen gewohnten Ansichten über Sittlichkeit widersprechende Bekleidung. Außerdem hat in vielen Fällen die von den europäischen Sittenpredigern den Wilden aufgenötigte Tracht, weil den klimatischen Verhältnissen zuwider, sich als höchst verderblich erwiesen, und ist mit einer der Umstände, welche das rasche Dahinsterben so mancher Naturvölker vor dem Hauche unserer Kultur bewirken. Jährlich am Geburtstage der Königin von England, aber auch nur an diesem, werden in den Distriktshauptorten „Blankets" (halbwollene Decken) an alle Eingeborne ausgeteilt, die sich an dem betreffenden Orte einfinden, doch ist es ihnen strengstens untersagt, diese Gaben zu veräußern und auch jeder Europäer, welcher eine solche Decke ihnen abkauft, setzt sich harter Strafe aus.

Durchaus irrig, erläutert Peschel, wäre die Annahme, daß sich das Schamgefühl früher beim weiblichen Geschlechte rege als beim männlichen, denn die Zahl solcher Menschenstämme, bei denen die Männer allein sich bekleiden, ist nicht unbeträchtlich. Auch bei den Australiern sind jene, welche den Luxus eines Fellmantels sich gönnen, in überwiegender Mehrzahl die Männer, und merkwürdigerweise sind auch sie es, welche mehr als die Weiber auf Putz und Schmuck bedacht sind.

Eine besondere Sorgfalt widmen sie der *Verzierung des Kopfes*; das Haar wird in der Regel mit Zähnen, Fischgräten, Vogelfedern u. dgl. aufgeputzt. Sehr verbreitet ist der Gebrauch, den Schwanz des Dingo, des eingebornen Hundes, über den Kopf oder über der Stirne zu tragen, oder auch die Haare vermittelst eines Grashalmes aufzubinden, so daß ein hoher Büschel den Wirbel ihres Schädels ziert; bei dieser Tracht hängt immer eine einzelne fingerlange Locke von der Stirn herunter; andere Stämme teilen das Haar in kleine Büscheln, die mit dem Safte des Gummibaumes bestrichen werden. Künstlich gesponnene Schnüre von Menschenhaar werden auch in das eigene eingeflochten und die Schwänze von Tieren auch besonders häufig an den Bart gebunden. Bei dem Australier ist der Bart durch das ganze Leben ein Gegenstand des Stolzes und der Sorgfalt; die zärtliche Weise, in welcher er ihn immer liebkost und streichelt, zeigt, welches Vergnügen er an seinen buschigen Reizen empfindet. Auch ist der Bart nicht nur ein äußerer Schmuck, sondern es sind gewisse Rechte mit ihm verknüpft, von denen nicht das unwichtigste darin besteht, daß kein Mann sich verheiraten noch ein Emu töten darf, bevor er im Besitze eines Bartes ist.

Der *Schmuck* eines jener wenigen Merkmale, an welchen der Unterschied zwischen Mensch und Tier zu scharfer Ausprägung gelangt, ist *viel älter als die Kleidung*, und der völlig nackte Wilde beladet sich oft mit Schmuck oder bemalt seinen Körper von oben bis unten. Ehe der Mensch noch in Kleider sich hüllt, ehe er selbst den einfachsten Schurz um seine Lenden schlingt, ja sogar wahrscheinlich ehe er sich noch mit Kränzen und Blättern, mit Muscheln und Knochen schmückt, ist es namentlich die eigene Haut, an welcher er seine Verschönerungen anbringt. Es ist die roheste Art des Schmuckes, aber auch die unzweideutigste, zugleich ein nicht zu verachtender Ersatz für die fehlende Kleidung. Die Australier haben nun eine besondere Liebhaberei für das *Bemalen* ihres Körpers, wozu sie drei leicht zu erlangende Farben verwenden, nämlich Ocker, Kalkerde und Kohle. Diese Sitte der Hautmalerei rückt den Australier auf die Stufe des vorgeschichtlichen Ureuropäers, denn auch in den dereinst bewohnt gewesenen Höhlen der Dordogne stieß man auf Knollen roten Ockers,

Digitized by Google

Häuptling der Lipan-Indianer.

Hellas und Rom.

Eine Kulturgeschichte
des
klassischen Alterthums
von
Jakob von Falke.

Nachdem die von allen Seiten mit so großem Beifalle aufgenommene „Germania“ vollendet ist, hält es die Verlagshandlung für angezeigt, mit einem Werke hervorzutreten, welches, mit größter Sorgfalt vorbereitet, die nothwendige Ergänzung zur „Germania“ bilden soll. Die gefeiertsten Kenner des klassischen Alterthums: **Alma Tadema, Friedrich Preller** (eine seiner letzten Arbeiten war für unser Werk), **Otto Jahn, Anselm Feuerbach, Joseph Hoffmann, Ludwig Hans Fischer** u. v. A. haben sich mit dem berühmten Verfasser vereinigt, ein Werk zu schaffen, das unternommen wurde, den Kultus des Schönen zu fördern, das Gemüth zu erheben, den Geist zu erfrischen, und, aus dem Materialismus der Gegenwart flüchtend, in der wunderbaren Vollkommenheit des antiken Lebens ein Reich des Ideals zu zeigen.

Mit Bildern
unserer ersten Künstler

Das Werk erscheint in
etwa 30 Lieferungen
zum Preise von 1½ Mark
= 90 Mkr. ö. W.
und wird zu Weihnachten
1880 vollendet vorliegen.

Neben den freien Schilderungen des antiken Lebens seitens unserer ersten Meister wird eine besondere Sorgfalt auf die Darstellung der griechischen und italienischen Landschaften verwandt, welche Darstellungen auf Naturaufnahmen beruhen. Außerdem werden die schönsten Antiken, die Ideal- und Portraitköpfe von unsern besten Zeichnern meistens nach dem Original aufgenommen. Die neuen Funde in Olympia, Tanagra, Mykene und Troja finden eine eingehende Berücksichtigung.

Ithaka, die Heimath des Odysseus.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Digitized by Google

Friedrich v. Hellwald's

Naturgeschichte des Menschen

erscheint in zwei stattlichen Bänden, je etwa 35 Lieferungen umfassend. Die Lieferungen enthalten abwechselungsweise drei und zwei Bogen Text à acht Seiten und je ein Vollbild auf Tondruckpapier. — Die Vollbilder werden einstweilen je nach Fertigwerden beigelegt; eine genaue Anweisung für den Buchbinder, wo diese Vollbilder einzukleben sind, wird mit der Schlußlieferung gegeben.

Für die Herstellung solider und künstlerischer Einbanddecken ist Sorge getragen.

Ueber den Inhalt des Werkes giebt die dieser Lieferung beigeheftete Ankündigung genaue Auskunft. Zu Bestellungen wolle man den Subscriptionsschein gef. ausfüllen und der nächsten Buchhandlung einsenden.

Stuttgart, Herbst 1880.

Die Verlagshandlung: **W. Spemann.**

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1880.

Trabant eines malayischen Fürsten.

Friedrich v. Hellwald's Naturgeschichte des Menschen,

wovon wir hiermit die zweite Lieferung der Oeffentlichkeit übergeben, erscheint in zwei stattlichen Bänden zu je etwa 35 Lieferungen. Dieselben sollen wechselsweise drei und zwei Bogen Text à acht Seiten mit je einem Vollbild enthalten. Letztere werden vorläufig ohne Rücksicht auf den Inhalt der einzelnen Lieferung beigelegt; das Schlußheft wird dann die nötigen Anweisungen für den Buchbinder enthalten. — Für die Herstellung einer soliden und geschmackvollen „Einbanddecke" ist bereits Sorge getragen.

Bitte Seite 3 und 4 des Umschlages zu beachten!

Digitized by Google

Anbei: Hellwald Naturgeschichte 2. Lieferung.

Hellwald Naturgeschichte. 2. Lieferung (W. Spemann, Stuttgart). Die Zweite Lieferung des von uns bereits angezeigten Werkes bringt uns in weiterem Verlaufe der Geschichte der „Ausstralier," womit das Buch seinen Anfang nimmt, die Abschnitte: Nahrung, Geräthe und Waffen, Lebensweise und Beschäftigungen, sociale Verhältnisse.

Der Verfasser läßt uns in unsern Erwartungen nicht zurück. Mit peinlichster Genauigkeit behandelt er seinen Stoff und führt er uns die Ausstralier vor wie sie sind, wie sie leben, in so anschaulicher und verständlicher Form, daß wir dem Weiteren mit Spannung entgegen sehen. — Gute Bilder, von Keller-Leuzinger gezeichnet, zieren auch diese Lieferung des Werkes, das, wenn complet, ein hoher Schatz unsrer Literatur zu werden verspricht.

Digitized by Google

Anbei: **Klein u. Thomé** Lfrg. 28 bis 31.

Klein u. Thomé. Die Erde und ihr organisches Leben Lfrg. 28 bis 31. (W. Spemann.)

Mit diesen Lieferungen beginnt der II. Band des interessanten Werkes, welcher das Pflanzen- und Thierleben enthalten soll und den durch seine bisherigen Arbeiten rühmlichst bekannten Dr. Thomé zum Verfasser hat. Daß wir auch hier von letzterem nichts Gewöhnliches zu erwarten haben, daß auch dieser II. Band sich dem I. in jeder Beziehung würdig anschließen wird, dafür sprechen die nun vorliegenden Lieferungen.

„Ein Bild der Verbreitung der Thiere und Pflanzen, sowie Skizzen aus deren Leben und von der Nutzanwendung, welche der Mensch von ihnen zu ziehen weiß," will uns der Verfasser liefern und wir glauben, daß derselbe seine Aufgabe richtig erfaßt hat. In systematischer Form liefert er uns ein Bild des gesammten organischen Lebens, zeigt er uns die Entwicklung, und Verbreitung, die Lebensbedingungen der Thiere und Pflanzen in ihren verschiedensten Phasen und bietet uns hierdurch eine Fülle belehrenden Inhalts.

Dieses Werk, das in Bezug auf Gehalt des Textes und Schönheit der Illustrationen gleich hoch steht, verdient die größte Beachtung. Es empfiehlt sich auch als Weihnachtsgeschenk, da der I. Band gebunden vorliegt und der II. Band bis Weihnachten nächsten Jahres complet werden wird.

Gepanzerter irregulärer Soldat aus Klein-Asien.

Digitized by Google

Digitized by Google

die wohl nur zum Bemalen des nackten Körpers gedient haben. Die gebräuchlichste Verzierung ist im nordöstlichen Australien ein zwei Finger breiter weißer Strich, der von einem Ohr über die Wangen und Nase bis zum andern Ohre gezogen wird. Am König Georg Sunde färben sie sich das ganze Gesicht und auch die Haare rot. Die Australier an der Botany Bay legten das Rot in breiten Carreaux auf, das Weiße bildete meist Streifen und die Malerei im Gesicht bestand dann oftmals aus kleinen Punkten mit einem Kreise um jedes Auge. Bei besondern Gelegenheiten bemalen sie sich auch den übrigen Körper. Im ganzen haben die vier zur Verwendung kommenden Farben, nämlich weiß, schwarz, rot und gelb eine bestimmte Bedeutung. Rot ist gewöhnlich die heilige Farbe, daher Farbe des Todes und der festlichen Freude, Weiß in der Regel die Farbe des Krieges und der Trauer. Einen andern Ersatz für die Bekleidung gewährt die auch bei den Australiern übliche Tättowierung, doch bestehen die Figuren nur aus einigen Strichen und Punkten, die wenig Geschmack verraten. Diese Aufritzung der Haut ist ein über ganz Australien verbreiteter Gebrauch.

Waffen der Australier.

Der Schmuck der Tättowierung kann nicht anders als mit den heftigsten Schmerzen erkauft werden. Das Werkzeug hierzu ist in Australien ein scharfer Knochen oder eine scharfe Muschel, mit welchen man unter gewissen Festlichkeiten zur Zeit der Pubertät die Haut der Brust, des oberen Armgelenkes, der Schultern, seltener der Lenden aufritzt, welche Wunden man dann so lange offen hält, bis sie zu fingerdicken Wülsten vernarben. Natürlich wird diese Mißhandlung nur zeitweise vorgenommen, da der Körper nicht im stande wäre, die ganze Prozedur auf einmal zu ertragen. „Nqulta" wird der Patient dabei während der Operation genannt, „Jellam bombatta", wenn die Wunden zu eitern anfangen, „Tarkanje", wenn sie gerade geheilt sind, „Mangkawitja", wenn sich die Einschnitte zu heben anfangen, und „Bartanna", wenn sie ihren höchsten Punkt, jetzt eine Zierde des vollen Mannes erreicht haben. Der Missionär C. W. Schürmann beschreibt den Hergang, welcher den Jüngling zum „Wilyalkinyis" macht, den er mit angesehen hatte, näher. Mit verbundenen Augen müssen die jungen Leute sich auf Knie und Hände werfen, so daß ihre Rückseite in gerader Richtung liegt. Diese wird zuerst mit Blut beschmiert, dann werden in diesem Blutflecken Striche gezogen, hierauf mit spitzen Steinen die Einschnitte gemacht: einer in der Nackenmitte und zwei Reihen von der Schulter zur Hüfte, deren Linien etwa 8—9 mm voneinander abstehen.

Digitized by Google

Solches geschieht während eines Gesanges und zwar, ohne daß Weiber zusehen dürften: die Neugierige geriet in Todesgefahr. Die Frauen quälen sich weniger und beschränken sich auf kurze Einschnitte über den oberen Teil der Brust und auf dem Rücken, so daß also auch in diesem Punkte die Männer als die geschmückteren erscheinen. Der vielfach vorgetragenen Meinung, daß das Bemalen wie das Tättowieren bei den Australiern, wie bei den afrikanischen Negern ein Unterscheidungszeichen verschiedener Stämme, ein sogenanntes Stammzeichen sei, wird von anderer Seite widersprochen.

Neben der Sitte des Ritzens und Bemalens der Haut kommt auch jene der Beschneidung und Verstümmelung an einzelnen Fingergliedern oder Zähnen unter den australischen Stämmen im weitesten Umfange vor. Bei dem Feste der Mannbarwerdung besteht ein Hauptakt der Ceremonie in dem Einschlagen oder Ausreißen der zwei oberen Schneidezähne oder auch nur des linken oder des rechten. Mädchen werden wenige Monate nach der Geburt die zwei letzten Phalangen des kleinen Fingers an der linken Hand abgenommen. Die Schädel selbst werden nicht selten künstlich geformt und den Neugeborenen beider Geschlechter die Nase eingedrückt, richtiger zerquetscht. Auch das Durchbohren der Nasenwand ist häufig — ein kleiner geschärfter und fast rotglühend gemachter Känguruhknochen wird durch den Knorpel gerade unter den Nasenlöchern getrieben und dort gelassen, bis die Wunde heilt — und ist ein Eingeborener im Besitze einer kurzen Kalkpfeife, so findet sie sicherlich ihr Asyl in der Nase. Dieser Gebrauch ist sehr abgeschmackt, da er das freie Atemholen durch die Nase verhindert, trotzdem ertragen die Australier des Aussehens wegen gern und freudig diese Unannehmlichkeit. Doch ist dies nach Friedrich Müller keine ursprünglich australische Sitte, sondern augenscheinlich von den Papua angenommen und wird daher, vielleicht vorwiegend, aber keinesfalls ausschließlich, denn James Browne berichtet diesen Gebrauch auch von Stämmen der Südküste, im Norden des Kontinents geübt. Dort an der Torresstraße werden auch kleine Muscheln und Zähne zum Hals- und Armschmuck verwandt. Der Berliner anthropologischen Gesellschaft wurde vor mehreren Jahren ein australisches, aus den Krallen des Leiervogels oder australischen Fasans (Menura superba), dem „Bulla-Bulla" der Eingeborenen, verfertigtes Halsband und ein aus den Schwanzenden eines Beuteldachses (Perameles) zusammengesetzter Schmuck aus Centralaustralien als Geschenk übergeben. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein bekannter jüdischer Ritus, welcher bei so vielen Völkern der Erde wiederkehrt, auch in Australien bei den meisten Stämmen, besonders im Norden und im Süden verbreitet ist. Eine große Verbreitung besitzt auch eine noch viel sonderbarere schmerzhaftere Verstümmlung, die „Mika"-Operation oder „Kulpi" (siehe Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 225 und 1880, S. 85—86). Sie wird nicht nur in Süd- und Centralaustralien getroffen, sondern auch von den Eingebornen um Port Darwin ausgeübt.

Unter allen ausgebreiteteren Menschenstämmen ist wohl keiner, dessen Wohnung in Bauart, Bequemlichkeit oder Dauerhaftigkeit noch unter jene des Australiers sänke. In jenen Gegenden des Festlandes, welche wie vornehmlich der Osten reich an natürlichen Höhlen sind, findet man wahre Troglodyten oder es lassen die zahlreichen Speisereste in den Höhlen auf dieselben schließen.

Digitized by Google

Wiederum drängt sich ganz von selbst die Uebereinstimmung mit dem Höhlenmenschen der europäischen Urzeit auf, welcher im südlichen Frankreich, in Belgien und England, wie in Deutschland und Italien unter natürlichem Obdach sein Leben verbrachte. Einzelne australische Familien schlagen gar einfach im Busch oder in den Baumhöhlen ihr Lager auf. Ganz im allgemeinen darf man sagen, die Australier wissen nirgends etwas von festen Wohnsitzen, sondern ziehen fortwährend nomadisierend umher. Sie haben auch keine bestimmten Lagerplätze, sondern wählen diese, wie das augenblickliche Bedürfnis es ihnen eingibt, in der Regel an Flüssen, in Bergschluchten oder in den dichten Dschungeln (Scrubs), die sich im Norden mitten auf baumlosen Grasebenen finden und oft viele Stunden weit erstrecken. In Neuengland, wo das Klima eigentlich mehr wie irgendwo sonst in Australien zum Schutz gegen Kälte und Regen auffordert, fand Dr. Duboc nirgends eine Spur von Hütten. Die Schwarzen liegen einfach — geschützt von ihrem Pelz und den Bäumen — im Halbkreis um ein Feuer herum; gewöhnlich ist dies ein an einem Ende angezündeter, langsam brennender Baumstamm, der zu Boden gestürzt ist. Mehrere kleine Feuerchen werden dann außerdem noch unterhalten. Der Anblick eines solchen Lagers der Schwarzen — Camp nennen es die meisten Ansiedler — ist eines der wenigen pittoresken Dinge, die Australien bietet. (Ausland 1863, S. 593.) Wo dennoch Hütten aufgebaut werden, sind dieselben von der rohesten Anlage und ganz dem primitiven Kulturzustande der Australier entsprechend.

Im Sommer dienen ein paar belaubte Zweige zum Schutze gegen den Wind, im Winter eine Hütte aus Baumrinde, Rasen oder Gras. In den Waldregionen bestehen sie gewöhnlich nur aus etwa 1,6 m hohen und zusammen ebenso breiten Stücken Mahagonibaumrinden, welche sie in schräger Lage auf zwei an den Seiten angebrachten Stöcken stützen, so daß sie nur teilweise gegen den Wind, aber gegen den Regen gar keinen Schutz haben, denn die übrigen drei Seiten sind vollkommen offen und das Ganze bildet nur ein niedriges halbes Dach, eine überhängende Wand, wenn man will. Manchmal werden die Rinden gegeneinander geneigt, unten im Boden festgedrückt und oben aneinander befestigt, wodurch eine Hütte entsteht, die einem Kartenhause ähnlich sieht. Für diese kunstlosen Arten von Obdach haben die Eingebornen die Benennungen „Miam", „Wurly" oder „Wirlie" und „Gunjah". Die meisten Hütten sind sehr schmal und niedrig, gerade groß genug, um einer einzelnen Familie Obdach zu gewähren; gelegentlich aber trifft man auch lange Hütten, unter welchen fünf bis zehn Familien gemeinschaftlich schlafen. Die besten Wohnungen sind jene, worin sich die Häuptlinge mit ihren Weibern aufhalten; sie werden aus 1,60 m hohen Pflöcken errichtet, die man schräg gegeneinander stellt und in die Erde einrammt; nun legt man Zweige darüber und alsdann eine Verkleidung von Baumrinde darauf; diese Gunjah sind etwa 1,30—1,40 m hoch, 3—3,5 m lang und 1,30 breit; an der einen „Giebelseite" ist eine Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, um in das Innere zu gelangen; der Boden ist mit trockenen Blättern belegt. Das Gesicht der Hütte ist stets gegen Südosten gewendet, als diejenige Gegend, von welcher am seltensten Regen und Gewitter zu kommen pflegen. An Orten, an welchen sich die Eingebornen wegen des zeitweisen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten lieben, werden wohl auch Hütten errichtet, die einige Monate im Jahre bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Besonders in Mittelaustralien ist die Zahl dieser Hütten bedeutend und gibt in Verbindung mit der Menge von Fußpfaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter, als es wirklich der Fall ist. Einzelne Reisende, z. B. Stuart am Darling, fanden schon solche verlassene Dörfer von siebzig Hütten, gewöhnlich stehen jedoch nur zehn bis zwanzig beisammen. Ihre Form ist nicht ganz übereinstimmend; in Ost- und Mittelaustralien ist es diejenige eines spitzen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu 4 m lang, 2 m breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eucalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen. Wenn

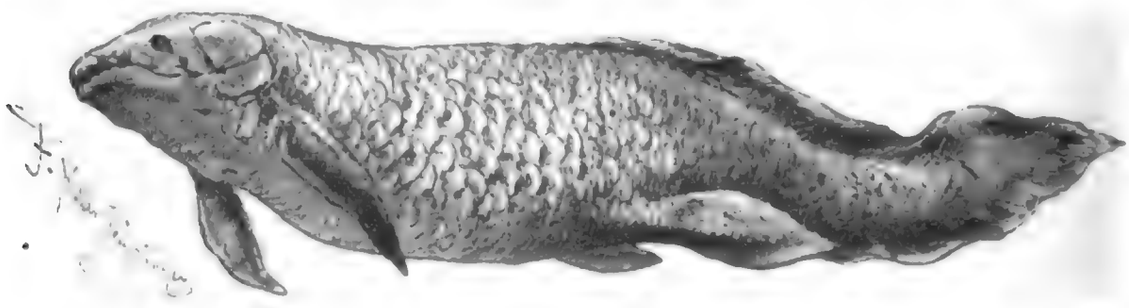
Digitized by Google

die Hütte bewohnt iſt, brennt vor dieſer Oeffnung das Feuer. In Weſtauſtralien ſind die Wirlies mit einer bogenförmigen Oeffnung von etwa 1 m Höhe verſehen und ſo eng, daß ein Mann ſich nicht ausgeſtreckt darin niederlegen kann. Dennoch faſſen ſie zwei bis drei Perſonen, die ſich darin zuſammenkauern. Noch andere Formen von Wohnungen finden ſich; indeſſen nur an der Nordküſte ſind ſie etwas zierlicher und beſſer gebaut. Dort kommen auch größere Häuſer und Dörfer vor, in denen jedes Wohnhaus ſein Schlafhaus neben ſich hatte, wie man auch künſtliche Brunnen und Brücken daſelbſt kannte. Es fragt ſich nur, ob dieſe verfeinerte und ſeßhaftere Lebensart von den Auſtraliern ſelbſt errungen worden oder ob ſie nicht vielmehr auf fremde Einwirkung zurückzuführen iſt.

Vor jeder Hütte brennt ein kleines Feuer, das ſo lange wenigſtens in glimmendem Zuſtande erhalten wird, bis der Stamm nach einer andern Gegend abzieht. Geſchieht dies nach einem nicht ſehr entfernten Orte, ſo packen die Weiber alle Habſeligkeiten, worunter auch die Hütten zu rechnen, zuſammen, laſſen ſich dieſelben auf den Rücken laden, woſelbſt ſich auch ihre Säuglinge befinden, und folgen mit den kleinen Kindern an der Hand ihren Männern, die nur mit ihren leichten Waffen verſehen im Gänſemarſch voranſchreiten. Iſt aber ihr Beſtimmungsort zu entlegen, ſo werden die Hütten zurückgelaſſen, und nach der Ankunft neue aufgeſchlagen.

Nahrung.

Der auſtraliſche Eingeborne iſt kein Koſtverächter, vielmehr ein Omnivore oder Pantophage, denn er ißt alles, was nur irgendwie genießbar und nicht geradezu giftig iſt. Nicht viel anders wie die von Otto Kerſten beſchriebene



Barramuda.

Ernährungsweiſe oſtafrikaniſcher Hundsaffen klingt es, wenn Alfred Lortſch von den Auſtraliern bemerkt, ihre Nahrung beſtehe etwa aus folgenden Landesprodukten: vom großen blauen Känguruh an bis zur kleinen Känguruhratte, vom Aasgeier herab alle ſchwimmenden Vögel bis zum kleinen rot und blau gebrüſteten einheimiſchen Sperling, Aale und Fiſche jeglicher Art, darunter der „Barramuda“, d. i. der erſt 1870 den Europäern bekannt gewordene merkwürdige Ceratodus Forsteri, eine wahre Delikateſſe, Opoſſum, Faultiere, wilde Katzen und Schnabeltiere, fliegende Hunde, Fledermäuſe, fliegende Eichhörnchen, Fröſche, Eidechſen, Schlangen, Würmer und andere wohlſchmeckende animaliſche Koſtbarkeiten. Ekel vor gewiſſen, dem civiliſierten Menſchen unerträglichen Speiſen iſt dem Auſtralier vollkommen unbekannt.

Ein Lieblingsgericht bilden z. B. weiße fußlange Würmer (Larven), welche in der Rinde der Bäume sich befinden und die mit Behagen, wie in Italien die Maccaroni, hinunter geschlürft werden. Die sehr häufigen weißen Ameisen werden lebend und Frösche in allen Stadien der Entwicklung, selbst als Kaulquappen, verzehrt. Von den Schlangen wird bloß der Kopf verschmäht. Sehr geschätzt sind Eier, welche, sowie alles Fleisch, sehr oft halb in Fäulnis übergegangen genossen werden. Ein anderer Beobachter, Dr. C. E. Jung, versichert dagegen, der Australier zeige den größten Widerwillen gegen Fleisch, das einigermaßen durch den Geruch haut goût verräth. Dabei ist ein gestrandeter Walfisch ein Leckerbissen, und Fett in jeder Gestalt ist beliebte Speise.

Freilich darf man nicht vergessen, daß Australien von zähmbaren Tieren ganz entblößt ist und auch nur sehr wenig Jagdtiere besitzt. Ebenso fehlt dem Lande jegliche Nährpflanze, die sich mit unserm Getreide oder dem Mais Amerikas vergleichen ließe; das Pflanzenreich liefert des großen Mangels an genießbaren Früchten wegen nur wenig Nahrungsstoff; einige Beeren- und Wurzelarten sind alles, was in den Wäldern den Eingebornen zu Gebote steht.

Unter diesen Vegetabilien nennen wir die Wurzeln der wilden Arrowroot, die in großen Massen an Flüssen wächst und sehr ähnlich der zahmen ist, nur herber und bitterer von Geschmack; die Australier zerreiben diese Wurzel zwischen flachen Steinen; das nämliche thun sie mit dem „Nardu", dem Samen der kryptogamen, im Wasser wachsenden Marsilea quadrifida, welche kein eigentliches Korn als Frucht, sondern nur ovale eßbare Sporula besitzt; angefeuchtet, werden sie schleimig; man zerreibt sie zu einer Art Mehl, aus welchem man Brot backen kann. Außerdem gibt es eine wilde Yams, die aber für Europäer ungenießbar ist; sie sieht einer Schwarzwurzel ähnlich. Wilde Feigen und 5—6 Arten sehr schlechter wilder Beeren, die Samenkörner der Acacia sophoroa

Samen des „Nardu".

und viele andere Leguminosen, der harzige Saft verschiedener Akazienarten, die fleischigen Blätter des Mesembryanthemum, mehrere Gräser, wie Nasturtium, Cardamine und Chenopodium, manche Pilze und Manna von den Blättern des Eucalyptus mannifera, die fast wie unsere süße Kartoffel schmeckende große Bohne „Padlu", sie alle liefern fernere Nahrungsmittel, ebenso die Nüsse einer Palmenart, welche frisch giftig sind, aber durch einen Gährungsprozeß in der Erde unschädlich werden. Ein wichtiges Nahrungsmittel ist auch die Typha latifolia, eine Binsenart, deren Wurzeln von den Weibern ausgegraben, geröstet, dann zermalmt und zu kleinen Kuchen geknetet werden. Manchmal wird auch die Rinde oder äußere Hülle von Baumwurzeln geröstet. Salz und irgend welche Gewürze genießt der Australier niemals, alle Süßigkeiten sind dagegen hoch willkommen. Im Sommer liefert der Honig der wilden Bienen für Monate ein gutes Nahrungsmittel; die Wilden suchen ihn auf, indem sie einer gefangenen Biene eine kleine weiße Feder ankleben und dem Tierchen in seinem Fluge bis zum Stocke folgen. Bei warmem Wetter und niedrigem Wasser pflegen sie fischen zu gehen und haben gewöhnlich eine Ausbeute, die ihre Bedürfnisse weit übersteigt.

Minder harmlos ist der Appetit der Australier auf Menschenfleisch. Zwar sagt Peschel: „Sind auch die Australier nicht gänzlich rein zu sprechen, so gehören sie doch nicht unter die Gewohnheitskannibalen." Neuere Untersuchungen lassen indes die Anthropophagie verbreiteter erscheinen, als man dachte. Brough Smith bekennt: „Es ist nicht zu leugnen, daß der Kannibalismus seiner Zeit über ganz Australien verbreitet gewesen. Die Eingebornen töteten kleine Kinder und verzehrten sie dann, sowie sie auch die Leichen im Kampfe erschlagener Krieger verzehrten . . . So betrübsam es ist, allein es gibt eine Menge authentischer Fälle von Kannibalismus zu verzeichnen."

Bei den Stämmen des Innern scheint er sehr allgemein. W. E. Stanbridge, der volle 18 Jahre in sehr naher Berührung mit den Eingebornen lebte und ihr ganzes

Digitized by Google

Treiben sehr genau beobachtete, erzählt das gleiche von den Horden im centralen Südaustralien, die er als Kannibalen der niedrigsten Art schildert. Der Reisende Forrest selbst stieß auf einen gerösteten und abgenagten Menschenschädel. Damit widerlegt sich die Behauptung Don Salvados, die Menschenfresserei nehme seit 1848 ab und man höre jetzt nichts mehr davon. Vielmehr sagt Carl Deisenhammer in seinen wertvollen „Skizzen aus Australien": „In Bezug auf die Menschenfresserei dürfte man alle in der Wildnis lebenden schwarzen Eingebornen in zwei Klassen einteilen und zwar: in Ganz-Kannibalen und Halb-Kannibalen. Während den erstern ein unersättlicher Durst nach Menschenblut innewohnt und dieselben keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, sich solches zu verschaffen, nähren sich die andern in der Regel von Pflanzen und Tieren und vergreifen sich an Menschenfleisch nur bei besondern Veranlassungen." (Wiener Abendpost vom 22. September 1877.) Ebenso versichert Dr. Carl Emil Jung, welcher lange Jahre in Südaustralien gewirkt: „Ganze Stämme sind wegen ihrer Menschenfresserei berüchtigt, ja die Australier stehen auch auf den Nachbarinseln des Nordens in dem üblen Rufe Kannibalen zu sein." (Australien und Neuseeland. Leipzig 1879, 8°, S. 17.) Am Coopers Creek ist der Kannibalismus eine Thatsache, und eine Mutter verzehrt mit lachender Miene ihr eigenes Kind. Die Schwarzen essen Teile von jeder Leiche, wenn etwas Eßbares daran ist. In Queensland, meldet der Schweizer Marcet, existiert der Kannibalismus überall, sowohl in den Gegenden, wo schon Weiße wohnen, wie in den entlegenen Waldgegenden. Das nämliche bestätigt Oberländer für die Schwarzen sowohl in den nördlichen als in den südlichen Teilen des Kontinents, und fügt bei, sie machen auch gar kein Hehl daraus und beschreiben sogar ganz unbefangen die Zubereitung des Mahles, wogegen nach Lortsch, von dem wir jedoch nicht wissen, auf welches Gebiet Australiens seine Angaben sich beziehen, dies so versteckt und immerhin selten geschieht, daß nur ein großer Zufall es dahin bringen kann, wenn ein Europäer davon Augenzeuge wird.

Not ist wohl in den seltensten Fällen der Beweggrund zum Menschenfraße; weit eher liegen ihm abergläubische Vorstellungen oder auch eine sehr sonderbar bethätigte Pietät zu Grunde; aber auch der Geschmack des Fleisches an sich scheint, wie Jung zugibt, dem Australier zuzusagen, und sehr wahrscheinlich ist einfache Leckerei die hauptsächlichste Veranlassung, wie aus mehreren Berichten deutlich hervorgeht.

Ein lutherischer Missionär am Coopers Creek fragte, ob die Leiche eines kürzlich verstorbenen Stammesältesten auch gegessen werden würde und erhielt zur Antwort: nein; der Kerl ist zu mager; hat kein Fett. (Globus, XVI, S. 15.) Und der oben erwähnte Marcet wußte, daß in der Nähe seiner eignen Hütte binnen kurzer Zeit zwei Kinder verzehrt worden waren; zwei von ihm befragte Eingeborne gaben auch zu, daß sie mitgegessen hätten. „Ich fragte in ihrer Sprache", erzählt er: „Picaninny budgerri patta? d. h. schmecken Kinder gut? Sie antworteten sogleich, schnalzten wohlgefällig mit der Zunge an den Gaumen und sprachen: Joai cobong budgerri, ja, sehr gut. Ich benutzte diese Gelegenheit, um noch allerlei von diesen Wilden zu erfahren, und sie erzählten mir, daß nicht alles Fleisch gegessen werde, sondern nur das Dickbein vom Schenkel bis zum Knie; das Beste sei die Hand, alles Uebrige ist für die Hunde. Menschenfleisch, sagten sie mir weiter, munde roh weit besser als geröstet. Auf meine Frage, wer denn vorzugsweise als Opfer zum Verzehren ausersehen werde, äußerten sie, daß man am liebsten die halbschlächtigen Kinder wähle, die zum Vater einen europäischen Schafhirten, zur Mutter eine Australierin haben. Man läßt das Kind heranwachsen, wenn aber die Zeit gekommen ist, schlägt die eigene Mutter dasselbe mit einer Keule todt und verzehrt das erste Stück." (Globus, Bd. III, S. 271.)

In europäischen Büchern wird oft erzählt, daß die Schwarzen nach den Nieren und dem Nierenfette begierig seien. Dr. Mücke will jedoch herausgebracht haben, daß diese Behauptung durchaus unwahr sei, den Grund ihres Entstehens aber in folgendem haben könne: Weit verbreitet unter den Wilden herrscht nämlich der Glaube, daß einem langsam dahinsiechenden Kranken, bei dem die hergebrachten Heilmittel keine Heilung bewirken und bei dem man eine wahrscheinliche Ursache des Krankseins nicht anzugeben vermag, ein Dämon die Nieren im Schlafe herausgenommen habe, und daß er nun am Mangel derselben langsam dahinsterbe. Dies allein möchte der Grund jenes Gerüchtes

Digitized by Google

sein; nie aber ist es, versichert der genannte Gewährsmann, einem Wilden eingefallen, nach den Nieren eines Weißen zu trachten. (Die Natur, 1866, S. 309.) Von dem besprochenen Wahne aber bis zu jenem andern, daß man den erlittenen Mangel durch Genießen fremder Nieren etwa ersetzen könne, wäre indes der Sprung nicht allzu jäh, um ihn den Wilden zuzumuten und Dr. Jung erzählt von neuem: das Fett und die Eingeweide starker Krieger, auch kräftiger weißer Männer werden genossen, weil man meint, die Kraft, welche jenen beiwohnte, gehe auf den Genießenden über. Ja, ein Gutsbesitzer am obern Mary River, Herr Mac Donald, sah mit eigenen Augen eine alte Frau sich ihren Körper mit dem Eingeweidefette eines verstorbenen Stammesgenossen einreiben. Auf diese nämliche Vorstellung lassen sich übrigens die anthropophagen Gewohnheiten gar vieler Naturvölker, wenigstens zum Theile, zurückführen. In Südaustralien tötet oft ein älterer Sohn auf Anraten der Eltern einen jüngeren Bruder und verzehrt ihn, weil er dadurch dessen Stärke und Gewandtheit sich anzueignen glaubt.

Bemerkenswert ist es, daß die australischen Urmenschen nichts in ganz rohem Zustande zu sich nehmen, es wird alles erst am Feuer geröstet und dann, allerdings noch dreiviertel roh, gegessen. So steht denn die Kochkunst bei den Schwarzen auf der denkbar niedrigsten Stufe. Das Zubereiten des Geflügels raubt ihnen nicht viel Zeit, denn sie reißen nur die allergrößten Federn aus, schlagen sodann den Rücken mit dem Bumerang der Länge nach durch, nehmen die Eingeweide heraus, drehen die innere Seite nach außen, die Federseite nach innen und werfen den so verunstalteten Vogel ohne weitere Reinigung auf die glühenden Kohlen. Zeigt er einige schwarz angebrannte Stellen, so ist seine Zubereitung fertig. Fische und andere Tiere werden auf dem Feuer oder in den Kohlen geröstet, oftmals nur halb gar gemacht oder kaum durchgewärmt. Eine bessere Art, das Fleisch zu bereiten, findet sich nur auf der Nordostküste, wo auch die Australier das durch ganz Polynesien bekannte Backen auf heißen mit Wasser begossenen Steinen in einer in die Erde gemachten kleinen Grube kennen und anwenden. Doch berichtet Oberländer das nämliche auch von den Eingebornen Viktorias. (Siehe Globus, Bd. IV, S. 241.) Dies ist die höchste Entwicklung der Kochkunst unter den Australiern, welche niemals es zur Erzeugung irdener Gefäße brachten, die doch schon der europäische Urmensch herzustellen wußte, und daher mit dem Gebrauche siedenden Wassers zu Küchenzwecken völlig unbekannt sind. Das Feuer, das nur mit großen Schwierigkeiten durch Reiben von leicht entzündlichem Holze hervorgebracht werden kann, wird von den Eingebornen stets zu unterhalten gesucht. Selbst auf den Wanderungen pflegen sie brennende Holzstücke mitzuführen, deren Verlöschen sie sorgfältig verhüten.

Zur Hervorbringung des Feuers bedarf nämlich der Australier einer besondern Körperanstrengung, die er stets so viel wie möglich zu vermeiden sucht. Wie bei allen andern Naturvölkern, so geschieht dies auch hier durch Reibung zweier trockenen Hölzer, und er bedient sich dazu eines weichen Stückes als Unterlage und eines kleinen angespitzten Stockes von hartem Holz als Quirl; das letztere legt er zwischen die beiden Handflächen, drückt die Spitze in die Unterlage und dreht den Stock so lange auf einer Stelle, bis der abgeriebene Holzstaub sich entzündet, worauf schleunigst übergelegte Blätter, zwischen welche man hineinbläst, das übrige thun, um eine lebhafte Flamme zu erzeugen. Daß in Australien Menschenstämme ohne jedwede Kenntnis des Feuers leben sollen, ist eine durchaus unbewiesene und wohl auch unbeweisbare Märe.

Originell ist die Art und Weise, wie der Australier seinen Durst löscht. Wenn eine Karawane von der Jagd ermüdet heimkehrt, nachdem sie — was

nicht selten — wasserlose Strecken zu passieren hatte, pflegt man, sobald Wasser gefunden, sich in dasselbe hineinzulegen, um so von innen und außen zugleich die verdunstete Feuchtigkeit zu ersetzen. Uebrigens vermag der Australier monatelang in Gebieten zu leben, wo der Europäer vor Durst umkommen würde, und weiß mit bewundernswertem Scharfsinn Wasser aufzuspüren. Nicht bloß kennt er jede Quelle und jedes Felsenloch in seinem Reviere, sondern oft gewinnt er Wasser inmitten des dürrsten Sandes durch 3—4 m tiefe Ausgrabungen. Wo auch dies nicht möglich, fristet er sein Leben von dem Wasser, welches die Wurzeln gewisser Bäume und Sträucher enthalten. Diesen folgt er durch den sandigen Boden oft 6—10 m weit, gräbt sie aus, zerbricht sie in kleine Stücke und schlürft daraus eine genügende Wassermenge, während in andern Fällen der an langen Gräsern gesammelte Tau seinen Durst zu löschen dienen muß. Von berauschenden Getränken weiß der Australier im Naturzustande ebenso wenig wie das Tier. Auch darin offenbart sich seine ungemein niedrige Kulturstufe, denn einheimische Spirituosen irgend einer Art treffen wir bei allen Völkern, welche die untersten Gesittungsstadien verlassen haben. Natürlich bekundet sich seine Zusammengehörigkeit zu der übrigen Menschheit in der heftigsten Leidenschaft für derartige Getränke, sobald er nur einmal mit denselben und ihrer Wirkung vertraut gemacht worden, was bei den Küstenstämmen fast überall der Fall ist. Von Bangari, dem schon einmal erwähnten „König der Schwarzen" in Sydney, erzählt ein weißer Freund: Was die Beschaffenheit seines Getränks betrifft, war er keineswegs wählerisch. Die einzige Flüssigkeit, gegen die er, wie es scheint, einigen Widerwillen hatte, war reines Wasser. Rum, Gin, Branntwein, Wein, Bier, Chili-Essig, Champignon-Brühe oder „Bull" (d. i. grober brauner Zucker in Wasser aufgelöst, welcher die Eingebornen ebenso wirksam wie Alkohol berauscht) nahm er gerne in jeglicher Quantität und von jedermann, der veranlaßt werden konnte, sie ihm zu „leihen". Sich zu berauschen, ist eben nicht „viehisch", sondern ganz speciell menschlich.

Geräte und Waffen.

In allem, was Kunstfertigkeit anlangt, findet der größte Abstand statt zwischen den Australiern des Festlandes und den Bewohnern der kleineren australischen Inselgruppen, so auch in den Geräten und Waffen. Verglichen mit jenen ihrer Nachbarn sind die australischen so roh und unbedeutend, daß ihre Beschreibung kaum lohnend ist. Im allgemeinen sind sie sehr einfach, verraten aber doch immerhin mehr Geschicklichkeit als ihr Obdach, ihre Nahrung und Kochkunst. Ihre Gerätschaften bestehen aus wenigen, roh gearbeiteten Gegenständen, welche zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreißen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen genießbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Hierher gehören Körbe oder Taschen aus Binsen, Blättern und Baumrinde, denn wie schon erwähnt, fehlt es den Australiern an jeglicher, auch der allereinfachsten keramischen Leistung. Als Trink-

Digitized by Google

und Waſſergefäße benützt man in Südauſtralien die ausgehöhlten Schädel erſchlagener Feinde, mit beſonderer Vorliebe diejenigen der nächſten Angehörigen, z. B. der Eltern, vielleicht das einzige Beiſpiel, daß noch in unſern Tagen ein Teil des menſchlichen Skeletts eine Verwendung als Geräte findet. Im Altertume allerdings wiſſen wir von den ſkythiſchen Iſſedonen, von denen Pomponius Mela berichtet, daß ſie ſich der Schädel ihrer Väter als Trinkgefäße bedienten, welche Sitte der große venetianiſche Reiſende des Mittelalters, Marco Polo, noch bei den Bewohnern von Tibet herrſchend fand.

Die Schädel werden dazu eigens hergerichtet. Der Unterkiefer und die Geſichtsknochen werden entfernt, das Gehirn ausgeſpült, die Orbitalplatten, das Siebbein und der Keilbeinkörper ausgebrochen und das Ganze an dem Hinterhauptsloche mit Schnüren zum Tragen verſehen. Man gießt das Waſſer in das Hinterhauptsloch und trinkt durch die künſtlich gemachte Oeffnung im vorderen Theile der Baſis. Die Nähte werden mit

Rindenkahn der Auſtralier.

Wachs oder Pflanzengummi, dem Auſternſchalenſtücke angeſetzt werden, verklebt. (Virchow in den Verhandl. der Berl. Geſellſch. f. Anthrop., 1877, S. 132—133.) Früher beſaß jedes Weib ein ſolches Trinkgeſchirr, welches ſie ſelbſt ausgehöhlt und zubereitet hatte; höchſt wahrſcheinlich, meint Friedrich Müller, ſpricht ſich in dieſer Sitte eine gewiſſe Pietät gegen die ehemaligen Beſitzer der Schädel aus und dürfte der Kannibalismus ihr ferne liegen.

Was nun die geſellſchaftliche Entwicklung betrifft, ſo nimmt ſie ſichtlich ab, zugleich von Nord nach Süd, wie von Oſt nach Weſt, d. h. von Kap York, dem Punkte, welcher noch am meiſten an einer Verbindung mit der alten Welt feſtgehalten hat, wird die Lebensweiſe, der ſich die Eingebornen unterwerfen, immer niedriger. So beſaßen vor Einführung der papuaniſchen Piroguen die Stämme der Carpentaria Halbinſel von alter Zeit her ſchon Fahrzeuge, wenn auch die beſten Muſter davon ſich höchſtens nur mit den Rindenkähnen der nordamerikaniſchen Rothäute meſſen konnten. Die meiſten auſtraliſchen Kähne beſtehen nämlich aus nichts Anderem, als aus einem einzigen Stück Baumrinde von etwa 4—5 m Länge, deſſen Enden zuſammengezogen und gebunden werden, während den mittleren Teil einige Stücke Holz auseinander halten. Brough Smith hat zwar in neuerer Zeit nachgewieſen, daß dieſe Kähne die eigene

Erfindung der australischen Eingebornen sind, sie aber seetüchtig zu nennen, geht doch nicht an, denn für Wellenschlag passen sie nicht. An der Ostküste von Queensland vermochten die Beobachter an Bord der Fly südlich von Rockingham Bay (18° 5′ s. Br.) aber selbst keine derartigen Kähne mehr zu entdecken. In der Botany Bay fand Cook die Eingebornen nur im Besitz von Rindenstücken, die als Fahrzeuge dienen mußten, und nicht besser waren die Stämme am Murray (nach Angas) versehen. Roher Flöße bedienten sich die Bewohner in der Umgebung von Port Essington an der Nordküste, und der Botaniker Ferd. Müller, der mit August Gregory 1856 von der Nordküste den Victoria Fluß und den Sturts Creek entdeckte, bemerkte bei den Binnenstämmen ebenfalls nur Flöße aus zwei oder drei Stämmen, denen man sich aus Furcht vor den Alligatoren zum Ueberschreiten von Gewässern anvertraute. Endlich wurde Gregorys Schiff Dolphin, als es hinter den Dampier-Inseln der Nordküste lag (1861), von Eingebornen besucht, die unausgehöhlte Baumstämme als Fahrzeuge benutzten. An der Südküste endlich hat man Australier nie zur See angetroffen, und von den Westaustraliern am Swan River versichert James Browne, daß ihnen nicht bloß alle Fahrzeuge fehlen, sondern daß sie sogar des Schwimmens unkundig sind. (Peschel, Völkerkunde, S. 348—349.) Nur die auf der York-Halbinsel gebauten Kanoe aus Baumstämmen lassen sich einigermaßen mit den zierlichen Booten vergleichen, die man jenseits der Torresstraße antrifft, sind aber wohl entschieden entweder malayischem Einflusse zuzuschreiben oder direkt von den Malayen erhandelt. So besteht denn vielleicht die größte Kunstfertigkeit der Australier in der Herstellung der Fischnetze, die bei den Stämmen an den Fluß- und Meeresufern üblich sind; sie flechten sie aus der zwischen zwei Steinen weich geklopften und zu Fäden gesponnenen Rinde eines Nesselbaumes (Urtica sp.). Ihre geflochtenen Körbe aus Opossumwolle sind ebenfalls recht hübsch gearbeitet. Ihre Methode, Schnüre zu spinnen, ist folgende: sie nehmen die Wolle, zupfen sie länglich auseinander, legen sie alsdann auf das Bein, drücken die Handfläche darüber und fahren damit eine Strecke des Beines abwärts, bis die Wolle genügend zusammengedreht ist, worauf ein anderes Stück angelegt und dasselbe Verfahren von neuem begonnen wird. Sie besitzen eine solche Fertigkeit darin, daß die gesponnenen Fäden in ihrer Gleichmäßigkeit tadellos sind. Frau Doktor Bingmann aus Frankfurt a. M., welche lange Zeit in Australien zubrachte, beobachtete zu ihrer großen Verwunderung auch eine Art ganz primitiver Spindel, auf der sie aus Opossumhaaren ein grobes Garn verfertigen. Diese Spindel ist ein gewöhnliches glattes Holz, das sie sehr geschickt mit der Fußzehe festhalten, wenn sie, auf dem Boden sitzend, das Garn drehen. (Ausland 1861, S. 347.)

Alle diese Arbeiten fallen den Weibern zu; die Männer dagegen beschäftigen sich mit dem Verfertigen der Waffen, deren Material ausschließlich Holz, Stein oder Knochen ist. / Metalle haben die australischen Eingebornen nicht gekannt, geschweige denn verarbeitet; wenn heute hier und da Eisengeräte in ihren Händen sich finden, so sind es Erzeugnisse der Weißen und von diesen im Handelswege erstanden. Zur Zeit der Entdeckung hatte für die Australier die

Digitized by Google

„Steinzeit“ eben erst begonnen und ihr sind sie eigentlich auch in der Gegenwart noch nicht entrückt, wenn man diese Benennung für das, was man richtiger als „vormetallische Zeit“ bezeichnet, gelten lassen will. Denn an wirklichen Steinwerkzeugen besitzen die Australier bloß Speerspitzen, Hämmer und sogenannte Aexte.

Der Tomahawk oder Hammer ist ein rohes formloses Stück Stein, in der Mitte an einem dünnen hölzernen Griff mittelst Gummi vom Grasbaume befestigt; man braucht ihn hauptsächlich, um die glatten Baumstämme einkerben zu können, wenn es sich um deren Erklettern handelt; in neuerer Zeit wird er durch ein gewöhnliches europäisches Beil ersetzt. In Westaustralien gibt es auch Streithämmer, „Mogos“, aus Xantherienharz, mit welchem ein Stück Granit derart umklebt ist, daß durch die aus dem Harze hervorstehenden Steinspitzen ein Doppelhammer gebildet wird. Der Stiel ist in die Harzmasse eingelassen. Das Braunschweiger städtische Museum besitzt in seiner ethnographischen Abteilung auch zwei westaustralische Streitäxte, „Galengar“, 12 cm lang, aus Diorit, und an der Schneide polirt. Der eine Streithammer trägt einen in der Ruth des Xantherienharzes, welches ungemein hart ist, befestigten, d. h. umgebogenen Doppelstiel, welcher durch eine Schnur zusammengehalten wird. Eben dort finden sich aus der gleichen Gegend zwei Messer, das eine 14 cm lang, aus Syenit (?), das andere, 15 cm lang, aus Basalt und am Griff mit weichem Wollhaar umhüllt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop., 1875, S. 147.)

Die eigentlichen Waffen der Australier (siehe Globus, Bd. IV. S. 279) sind alle aus Holz, einfach und von untergeordnetem Charakter, nur nach Art und Gebrauch verschieden: je nachdem sie zu diesem oder jenem Zwecke verfertigt werden, oder von örtlichen Verhältnissen der Gegenden, in welchen sie verbraucht werden, abhängig. Pfeil und Bogen kennt der Australier nicht, und wo sie vorkommen, wie bei den nördlichsten Küstenbewohnern, da sind sie von den malayischen Nachbarn überbracht. An einheimischen Trutzwaffen finden sich hauptsächlich der Speer, der Wurfstock oder allbekannte „Bumerang“ und die Keule; an Schutzwaffen der Schild. Im allgemeinen sind die Eingebornen im Stande, mit ihren Waffen, trotz deren sehr einfacher Beschaffenheit dem ausersehenen Opfer mörderische Wunden zu versetzen, da die Speere oftmals mit scharfen Muscheln oder Quarzstücken besetzt werden, die mit Baumharz angeklebt oder mit Tiersehnen festgebunden sind, und die Wilden außerdem ein sehr großes Geschick in der Handhabung ihrer Waffen besitzen.

Der Speer, die hauptsächlichste Angriffswaffe in allen Teilen des bekannten Kontinentes, besteht aus zwei Arten, von welchen die eine mit dem Wurfholze, die andere aus freier Hand geschleudert wird. Jede derselben hat vier abweichende Formen. Die, welche mit dem Wurfholze geschleudert werden, sind: der „Kiko“ oder Rohrspeer, mit einer Spitze von hartem Holze; der „Kiero“, ein Speer von hartem Holze mit einer aus dem etwa 60—65 cm langen Blütenstengel des Grasbaumes verfertigten, an einem Ende befestigten Spitze; eine ähnliche Waffe mit 5—6 in das feste Holz der einen Spitze eingeschnittenen Zacken; der leichte Speer aus hartem Holze von Port Lincoln und der Ostküste, an dessen einem Ende ein einfacher Haken mit Sehnen vom Emu oder Känguruh festgebunden ist. Diese Speere sind durchschnittlich 1,60—2 m lang. Sie werden mit Leichtigkeit 30—100 Schritte weit geworfen, je nachdem sie verfertigt sind und mit mehr oder weniger Kraft geschleudert werden. Von großen Speeren gibt es folgende: der „Karkuroo“ (Karkuruh), einfach und gewichtig aus Gummiholz gefertigt; dieselbe Waffe mit Widerhaken von Quarz- oder Feuersteinstücken; eine andere mit 5—6 an der Spitze auf einer Seite geschnitzten Haken; endlich eine ähnliche Waffe mit derselben Anzahl Haken auf beiden Seiten. Jeder dieser Speere ist 4—4,50 m lang. Sie werden mit bedeutender Gewalt und ziemlicher Genauigkeit auf Entfernungen von 10—14 m geworfen und sind unbedingt tödlich.

Digitized by Google

Waffen der Auſtralier; der mittlere, große, dreizackige Speer dient zum Fiſchfang.

Das Wurfholz, „Nga-wa-onk", häufiger „Wamera" (Wommara, Wommala) genannt, hat gewöhnlich eine Länge von ½—⅔ m; beſteht aus einem Stück harten, flachen Holzes, das gegen die Mitte etwas breiter (beiläufig 10 cm), flach, zuweilen auf der Innenſeite etwas muldig iſt, nach beiden Seiten allmählich an Breite abnimmt und an jedem Ende in eine Spitze ausläuft, und iſt an einem Ende mit einem Haken verſehen, während an dem andern ein Stück Baumharz und ein Büſchel Opoſſumhaare befeſtigt wird, letzterer, um zu verhindern, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken — gewöhnlich ein Känguruhzahn — wird in ein am unteren Ende des Speeres befindliches Loch gelegt und Wurfholz und Speer mit den verſchiedenen Fingern der rechten Hand gehalten. Iſt die Waffe nun in die Höhe des Auges gebracht, ſo kann ſie geworfen werden, und das Wurfholz, welches dem Speere die Richtung gibt, verſtärkt durch ſeine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes bedeutend. — Dieſe Vorrichtung iſt um ſo charakteriſtiſcher, da ſie ſich nirgends ſonſt auf der Erde findet. Im Gebrauche dieſes Gerätes zeigen die Eingebornen eine überraſchende Geſchicklichkeit, ſelten fehlen ſie ihr Ziel auf eine Entfernung von 50—60 Schritten. Der Wamera iſt aus einem ſehr harten Holz, einer Art grobfaſerigen und ſchwarzen Mahagoni geſchnitzt, das gewöhnlich durch den Gebrauch in kurzer Zeit eine ſchöne Politur erhält. Manchmal ſind daran Verzierungen angebracht; man kennt welche, die an jedem Ende durchbohrt und mit rohen menſchlichen Figuren geſchnitzt ſind, andere mit rotem Ocker angeſtrichen, der hier und da durch gelbe Linien unterbrochen wird. In Weſtauſtralien ſind die nämlichen Formen in Gebrauch, wie wir ſie von Süd- und Oſtauſtralien ſeit langer Zeit kennen. Der Wamera verläßt nie die Hand des auſtraliſchen Wilden; wenn ſeine Speere verſchleudert ſind, gebraucht er ihn im Fauſtkampf als Schwert oder Streitaxt, und ſeine ſcharfen harten Kanten ſchlagen den Köpfen der Kämpfer kaum weniger tiefe Wunden als ein ſchwerer Dragonerſäbel.

Aber von allen Waffen der Auſtralier iſt der „Wagn" oder „Wangno" der Süd-, der „Kiley" oder „Kilie" der Weſt-, und der „Bommeran" oder „Bumerang" der Oſtauſtralier die merkwürdigſte; überaus einfach, iſt ſie doch in den Händen der Eingebornen ſehr gefährlich und befindet ſich im Beſitze aller Stämme, mit Ausnahme der Bewohner der Carpentaria-Halbinſel und einiger Horden am unteren Murray. Der Bumerang beſteht in einem dünnen, flachen, halbmondartig gekrümmten Stück harten Holzes; ſeine Länge beträgt etwa 40 cm von Spitze zu Spitze, und ſeine Breite faſt 5 cm. Die Auſtralier verfertigen ihn aus den Aeſten oder Zweigen der Acacia pendula oder aus einem Baume von ähnlicher Art des Wuchſes, denn die Krümmung muß ſo gewachſen ſein, nämlich in einem Winkel von 100—130°. Wirft man die Waffe mit der ſcharfen Ecke gegen den Wind, ſo fliegt der Bumerang, ſich um ſich ſelbſt drehend, nachdem er ſich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, zu dem

Digitized by Google

Standpunkte seines Schleuderers zurück. Nicht dann natürlich, wie die irrige Angabe einiger Mitteilungen ist, wenn er nach einem bestimmten Ziele geworfen worden und dies trifft, denn dann fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlages wird sie indessen gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt. Die Eingebornen sind im stande, mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugetiere bis zu der bedeutenden Entfernung von ungefähr 200 Schritten zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe besonders dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft erblickt, zu beurteilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird. Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in der Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingebornen immer mehr und mehr ab. Der Bumerang besitzt unverkennbare Aehnlichkeit mit dem südindischen Wurfstocke und auch die Wurfeisen der afrikanischen Neger, die Trumbatsch, beruhen auf einem ähnlichen Prinzipe; daraus jedoch auf eine gemeinsame australoide Rasse zu schließen, hat sich als unzulässig erwiesen. — Die dritte Waffe ist eine Keule (Nulla-Nulla) aus Myrtenholz gearbeitet; der Kolben ist gezackt und wenn möglich mit Nägeln versehen.

Australier mit Lanze und Wurfbrett.

In mehr oder weniger allgemeinem Gebrauche sind noch die folgenden Waffen: der „Katta-Twirris", eine Art zweischneidiges Schwert, furchtbar durch die Quarz- und Muschelstücke, welche die Ränder der Wunde zerreißen; er wird ausschließlich von den Schwarzen nördlich von Adelaïde, jedoch nur im Kriege geführt. Mehr im Gebrauche ist der „Kalta", ein runder Stock mit verdicktem kolbigen Ende, besonders für Zweikampf Mann gegen Mann. Der „Bwirri" oder „Paddimillastock" ist ein kurzer Stock aus festem Holz mit eiförmigem Knoten, der im Feuer gehärtet wurde, also eine Art Totschläger; er wird hauptsächlich geworfen und dies mit großer Genauigkeit, jedoch weniger beim Kampfe als auf der Jagd auf Paddimilla, eine kleine Art von Känguruh. Endlich gibt es noch den „Waddy", einen starken keulenförmigen Stock aus hartem Holz, 60 cm bis 1 m lang.

Der Schild „Tar-ram" wird aus Rinde und Gummiholz verfertigt und wechselt in Form und Gestalt, ist aber vorwiegend schmal. Die gebräuchlichste Form ist oval oder von der Mitte nach den beiden Enden zu spitz verlaufend, 60—75 cm lang, 20 bis 45 cm breit und 2,5—4 cm dick. In der Mitte des sehr leichten und elastischen Schildes befinden sich zwei Löcher, in denen ein Stück Holz als Griff befestigt ist. In Kriegs-

Digitized by Google

zeiten werden die Schilde bemalt, in der Regel an der Außenseite mit roten oder schwarzen Streifen, worüber häufig ein rotes Kreuz gezogen wird.

Die Schnelligkeit des Gesichtes und die Geschicklichkeit des australischen Wilden, den verschiedenen Waffen auszuweichen, sind wahrhaft erstaunlich. Dies ist besonders mit Bezug auf den Speer der Fall und zwar in dem Grade, daß selten einer von ihnen getroffen wird, wenn er auf den Angriff gefaßt war. Fünf oder sechs Speere können in rascher Folge auf einen Mann abgeschleudert werden, und ohne daß er sich von der Stelle bewegt, vermeidet er alle durch eine leichte Biegung des Körpers. Von Kindheit an ist die Uebung im Werfen des Speers und des Bumerangs die Hauptbeschäftigung des Australiers, und stundenlang kann man Kinder sich damit unterhalten sehen, daß sie ihre kleinen Waffen gegeneinander schleudern.

Lebensweise und Beschäftigungen.

Die Beschäftigungen, welchen der Australier mit ausgesprochenster Zuneigung und Liebe sich hingibt, bestehen im Schlafen, sich den Leib so viel als möglich anzufüllen und wieder zu schlafen. Doch nicht immer geht solches Schlaraffenleben an, und so bilden Jagd und Krieg weitere Beschäftigungen der Männer, während die Sorge um Herbeischaffung vegetabilischer Nahrung und deren Zubereitung den Weibern obliegt. Eine besondere Vorliebe haben sie auch für Hunde, welche ihre steten Gefährten und zum Teile von europäischer Abstammung sind, denn der Dingo oder einheimische Hund, welcher nach Virchows Ansicht wohl mit dem Australier zusammen eingewandert ist (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop., 1877, S. 89), läßt sich nicht leicht zähmen.

Immerhin wurde der Dingo nach Wilkinson und andern bei den Eingebornen in gezähmtem Zustande gefunden und zur Jagd auf Känguruh und Emu, den australischen Casuar, benutzt. Vermischungen zwischen wilden und zahmen Dingo wurden häufiger beobachtet, wie es denn auch Bastarde zwischen zahmen Dingo und europäischen Haushunden gibt. Letztere ähneln wieder den Schäferhunden in gewissen Gegenden Deutschlands. Der Dingo soll dann am zahmsten werden, wenn er ganz jung von australischen Weibern selbst gesäugt wird, womit überhaupt die Frauen nicht bloß bei sehr rohen, sondern auch bei fortgeschritteneren Völkern an jungen, wilden Formen entnommenen Tieren, z. B. Schweinen, Affen, Beutelratten u. dgl., große Zähmungsresultate erzielen. (Siehe darüber: Archiv f. Anthrop., Bd. V, S. 219—220.) Allein der Hund bleibt doch im allgemeinen das bevorzugte Lieblings-Adoptivkind bei zahlreichen Völkern und so auch bei den Australiern. In der Kolonie Viktoria sieht man keine „Gin" (Name der Eingebornen für Frau, Ehefrau, Mutter), sagt Rich. Oberländer, ohne 5—6 fleckige, schmutzige, dürre, räudige Hunde, deren Junge mit ihrem eigenen Kinde ihre Milch teilen. (Globus, Bd. IV, S. 278.) Auch sonst tragen die Frauen die Hunde in wollene Decken gewickelt umher und putzen sie mit ihren eigenen Kleidungsstücken aus. Trotzdem, daß sie so zärtlich behandelt werden, sind diese Hunde die häßlichsten, elendesten Geschöpfe, die man nur sehen kann, zugleich wild und feige und immer in einem halb verhungerten Zustande. Dennoch schätzen die Australier sie vor allem was sie besitzen am höchsten, stellen sie über ihre Freunde und Kinder, und halten es für die ärgste Beleidigung, die ein Weißer ihnen zufügen kann, wenn er ihnen einen Hund tötet. Nicht selten rächen sie sich blutig für eine solche That. Die Hunde, von denen es vielleicht ein Dutzend in jedem mittelmäßig großen Lager gibt, scheinen sich dieser Wertschätzung bewußt, denn sie teilen Leid und Freud ihrer Herren und hängen trotz aller Entbehrungen mit solcher

Digitized by Google

Treue an ihnen, daß noch nie ein Fall vorgekommen, daß sie bei bester Pflege und Kost bei einem Europäer aushielten, sondern immer wieder zu ihrem ursprünglichen Aufenthalte zurückflüchteten.

Bei ihren Jagden beweisen die Australier eine Geschicklichkeit, Ausdauer und Sinnesschärfe, die ihresgleichen suchen. Jede Fußspur erkennen sie sehr leicht. Ein Wild aufspüren, dasselbe geräuschlos verfolgen, sich ihm in Schlangenkrümmungen nähern, mit bestimmter Sicherheit die Waffe nach ihm schleudern und es niederstrecken, sind Aufgaben, die ein Australier mit Leichtigkeit löst. Zuweilen veranstaltet man gemeinsame große Treibjagden, scheucht das Wild durch Anzünden des trockenen Grases aus sicherem Versteck und treibt es den Netzen oder dem Verhau aus Buschwerk zu, wo die Jäger mit Speer und Keule warten. Känguruh werden meist mit Speerwurf erlegt, oder in Netzen oder Grubenfallen gefangen; das Wombat und andere werden aus dem Boden ausgegraben, Vögel mit Bumerang erreicht oder gleichfalls in Netzen oder Schlingen gefangen. (Ueber die Jagd siehe Oberländer im Globus, Bd. IV, S. 241.) Lange Netze werden oft von Baum zu Baum über das Wasser gespannt und Wildenten hinein gelockt, welche ein in einem Baume verborgener Eingeborner durch das nachgeahmte Geschrei des Habichts zu niedrigem Fluge veranlaßt. Andere fangen sich in Schlingen, im Schilfrohr kunstvoll angebracht. Auf Seen und Flüssen liegt der Australier mit Vorliebe dem Fischfange ob. Zuweilen bringt er mit großem Schleppnetze den Reichtum eines Teiches ans Land, zuweilen sucht, bei einigen Stämmen, der Fischer seine Beute mit Angelhaken aus Vogelklauen oder spitzen Knochen zu erlangen, schwieriger ist das Harpunieren der größeren Seebewohner mit dem scharfen Dreizack, was vom Kanoe aus bei Fackellicht geschieht. Bewundernswert ist die Weise, wie sie sich der Opossum bemächtigen, Tiere, die sich in den höchsten Gummibäumen aufhalten.

Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigentümlich. Der australische Wilde gebraucht nämlich dazu eine Art Tau, aus einer wilden Rebe oder aus andern zähen Zweigen bestehend, von 3—4 m Länge. Dasselbe wird um den Stamm geworfen und während er nun die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm nämlich rauh genug ist oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einem Ringe versehen ist, zum Fuße hinunterführt, von dem er die große Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht, mit welcher er das in einer Art Gürtel getragene Beil faßt und damit etwa anderthalb Centimeter tiefe Stufen einhaut, so weit er am Stamme hinanreichen kann. Man muß sicherlich gestehen, daß diese Art Bäume zu erklimmen eine außerordentliche Gewandtheit und Muskelkraft voraussetzt, denn minutenlang ruht das ganze Gewicht des Körpers auf der einen, in eine schmale Stufe eingesetzten Zehe! Lortsch findet nicht mit Unrecht, daß das als staunenswert gerühmte Erklettern der Kokospalmen, wie es die Südseeinsulaner und auch andere Völker thun, gegen die obige Gymnastik der Australier eitel Spielerei ist. Was die Schwimmkunst anbelangt, so sind sie im Flußgebiete des Murray fast überall vorzügliche Schwimmer, mit Ausnahme der Südwestküste. Schon die kleinsten Kinder fühlen sich heimisch in dem nassen Elemente, und die Perlenfischer an der Nordwestküste fanden nirgends bessere Taucher als unter den Eingebornen Australiens.

Benachbarte Stämme veranstalten manchmal eine Zusammenkunft, um eine Lustbarkeit, eine Känguruhjagd oder dergleichen abzuhalten. Der Ort solcher Zusammenkünfte ist in der Regel in der Nachbarschaft eines kleinen Flusses oder

Digitized by Google

Dingo ein Lager umkreisend.

Sees, jedenfalls in einer wild- oder fischreichen Gegend. Die Jagd oder der Fischfang werden gemeinschaftlich betrieben; dann kehren alle in das Lager zurück und essen, tanzen und schlafen, bis der Hunger sie zu einer neuen Jagd zwingt. So weit würde alles gut und freundschaftlich vor sich gehen, wenn nicht häufig ein ärgerlicher Zwischenfall den fröhlichen Unterhaltungen ein unliebsames Ende machte. Da gibt es irgend einen alten Streit zwischen zwei Stämmen zu schlichten, oder man erinnert sich eines noch nicht gesühnten Unrechtes; es kommt von Worten zu Thätlichkeiten, und der Kampf wird allgemein, da nicht nur die Freunde einander beistehen, sondern auch die Weiber teil daran nehmen, die sich gegenseitig durch Spottreden so lange erbittern, bis sie über einander herfallen und sich mit Stöcken und Knüppeln schlagen. Selten nehmen jedoch diese Gefechte — auch diejenigen der Männer — einen so schlimmen Ausgang, daß dabei jemand getötet würde. Es scheint sogar, daß es bei allen solchen feindlichen Zusammenstößen nie auf arge Verwundung abgesehen ist. Ein Kampfunfähiger oder Toter entscheidet die Schlacht. Die Hauptsache ist ein großer Lärm, der dabei verführt wird. Dennoch hat man öfter, auch in den besiedelten Gegenden, Gelegenheit, die Wunden am Kopfe sowie an den Armen und Beinen, die es bei einer solchen Schlacht gegeben, zu sehen. Die Schlacht selbst wird jedoch stets an solchen Orten ausgefochten, wo Europäer nicht zugegen sind. Diese Kriege beginnen immer erst etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang und schließen bei Eintritt der Dunkelheit.

Ein ziemlich verschieden gefärbtes Gemälde dieser Vorgänge entwirft C. Deisenhammer: „Bei ihren Kämpfen entwickeln sie," sagt er, „einen hohen Grad von Wildheit und Grausamkeit, und werden sie fortwährend von den Weibern durch Zurufe aufgestachelt, welche in einer gewissen Entfernung dem Kampfe zusehen und, wenn er zu lange dauert, an demselben thätigen Anteil nehmen. Die Schlacht beginnen sie meistens beim Grauen des Tages. Von beiden Lagern treten ein paar Männer hervor, welche gegenseitig die Häuptlinge beschimpfen und ihnen die kindischten und lächerlichsten Beschuldigungen vorwerfen, bis endlich von der einen oder andern Seite der Geduldsfaden reißt und das Zeichen zum Angriffe gegeben wird. Zuerst wird der Bumerang gebraucht und wenn alle Pfeile verschossen sind, zu dem Speere übergegangen; sind auch diese zerbrochen, so kommt die Reihe an die Nulla-Nulla und nach dieser treten die Beile und Messer auf. Bei den letztern wird von beiden Seiten die Regel beobachtet, alle die lebensgefährlichen Teile des Körpers zu schonen und nur den fleischigsten Teilen möglichst große Wunden

Digitized by Google

beizubringen, die ſie ſtets als die wertvollſten Ehrenzeichen zu betrachten pflegen. Der Sieg wird regelmäßig durch Tanz und ein Mahl gefeiert, zu welchem, leider nur zu oft, die Körper der erſchlagenen Feinde das Hauptmaterial liefern müſſen." Die Urſachen dieſer Fehden ſind meiſt Gebietsſtreitigkeiten oder Raub von Mädchen oder Hunden, auch Beſchimpfung oder Streit um ein Waſſerloch.

Wünſcht ein Stamm mit ſeinen Nachbarn über einen beſondern Gegenſtand zu verhandeln oder eine Botſchaft des Friedens und des Einverſtändniſſes zu ihnen zu ſchicken, ſo iſt der Auserwählte ſtets ein Knabe von 12—15 Jahren; aber bevor er ſeine Miſſion antritt, iſt es notwendig, daß er ſich der Operation der Durchbohrung der Naſe unterwerfe. So lange die Wunde nicht geheilt iſt, wird ſeine Perſon als geheiligt betrachtet, man behandelt ihn mit der größten Freundſchaft und Achtung überall wo er hinkommt. Die Schwarzen haben in der Regel eine angeborene Rednergabe. Wenn ſie in einer größern Zahl beiſammen ſind, ſo hält immer einer von ihnen eine lange, fließende Rede, die von den andern mit Ruhe und Schweigen angehört wird.

Die Hauptbeluſtigungen ſind Speerwerfen, Tanzen, Geſchichten erzählen und Singen, in welch letzterer Kunſt ſie ziemliche Begabung zeigen. Die Tänze ſind verſchiedener Art und ahmen zum Teile Bewegung, Sitten oder Jagd gewiſſer Tiere nach, zum Teile ſind ſie wie jene am ſogenannten „Kaaro"-Feſte (ſiehe: Müller, Allg. Ethnographie, S. 213) mehr als anſtößiger Natur; in eine dritte Kategorie endlich gehören die Kreistänze, worunter der „Corroborri" wohl der bekannteſte iſt.

Auſtralier, einen Baum erkletternd.

Den Tag über bringen die Männer, hinter Gebüſch verſteckt, zu, um ſich zu dieſem feſtlichen Tanze würdig vorzubereiten, d. h. von ihren Frauen ſich mit Fett einreiben und mit Farben ſchrecklich bemalen zu laſſen. Wenn es dunkel geworden, zünden die „Lubra" (Name der Eingebornen für das Weib im allgemeinen) ein mächtiges Feuer an und ſetzen ſich in einiger Entfernung davon auf den Boden, fangen ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgeſpannten

Opossumfelle an, singen eine eintönige Weise und schlagen mit dem Bumerang den Takt dazu mit unfehlbarer Präcision. Kurz darauf erscheinen die Tänzer, mit Speeren und Fackeln, d. h. flammenden Feuerbränden, in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Geberden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jagen im Kreise oder in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts ausartet, wobei sie phantastische Stellungen ausführen. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig aneinander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Man behauptete sonst, diese Tänze, die übrigens bei allen Stämmen durch ganz Australien in Gebrauch sind, würden nur zur Zeit des Vollmondes aufgeführt; es ist dies indessen nicht die Regel. Das ist aber richtig, daß sie nur des Nachts getanzt werden. Die eigentliche Bedeutung dieser mit den mannigfachsten Variationen aufgeführten Tänze ist noch ganz unaufgehellt. Gewöhnlich sind die einfachen Stoffe dieser wilden Tänze und Gesänge dem Tierleben entnommen. Ein sehr beliebter und weit verbreiteter Corroborri ist der vom Pelikan, worin die Lebensgewohnheiten dieses Vogels besungen und mit mimischer Darstellung begleitet werden. In ähnlicher Weise besingen sie den Emu, Kakadu, ihre Hunde, an den Stationen wohl auch Vorfälle aus dem Leben der Weißen. Die Worte zum Gesang werden von einzelnen Schwarzen erfunden und von den übrigen auswendig gelernt; es ist nur eine endlose Wiederholung einzelner Phrasen. (Ausführlich schildert R. Oberländer den Corroborri im: Globus, Bd. IV, S. 241—242 und den „Kuri"-Tanz der Maler Georg Angas in seinem Buche: Savage life and scenes in Australia and New Zealand, Bd. I, S. 101—108.)

Sociale Verhältnisse.

Selbst auf der Stufe der Australier ist der gesellige Verband schon durch mancherlei Satzungen geregelt. Trotz des vollständigen Mangels an Ackerbau und selbst an einem eigentlichen Jägerleben, werden dennoch die Jagd- und Pflanzenreviere von den einzelnen Stämmen als ihr Eigentum beansprucht, der Eingriff Fremder in dieselben als eine Eigentumsverletzung angesehen und mit Gewalt abgewehrt. Nur den Stammesangehörigen steht die Jagd, der Fischfang, das Einsammeln der Früchte auf dem zugehörigen Gebiete frei. Doch wird in Ausnahmefällen auch Mitgliedern anderer Stämme Erlaubnis zur Benützung gewährt. Aber selbst der Durchzug durch ein von einem Stamme besetztes Gebiet muß vorher erbeten werden, widrigenfalls man sich auf den bewaffneten Widerstand des vermeintlichen Eigentümers gefaßt machen muß. Die Australier kennen also bloß das Kollektiv-Eigentum, die niedrigste Form des Eigentums, in welcher der Kommunismus wurzelt. Auch soll den Sprachen der Australier jeder Ausdruck für Häuptling fehlen, und in der That, obgleich in Stämme und Familien geteilt, haben sie gewöhnlich nichts, was einer bestimmten Regierungsform gliche, weder einen Häuptling noch sonst einen Vorgesetzten, sie zu leiten und ihnen Rat zu erteilen.

Bisweilen hört man sie allerdings von einem großen und ausgezeichneten Individuum sprechen, das, nach ihrer Beschreibung zu urteilen, eine hohe und einflußreiche Stellung im Stamme einnimmt, immer jedoch fand man bei genauerer Prüfung, daß dieser große Mann jenen Einfluß nur dadurch erlangt hatte, daß er ein geschickter und erfahrener Speerwerfer oder blutdürstiger und herrschsüchtiger als seine Nachbarn war oder daß er alle, die seinen Zorn erregt, Männer, Frauen und Kinder, unbarmherzig getötet hatte. Die übrigen des Stammes folgen ihm dann aus Furcht, nicht weil er

Digitized by Google

ein bestimmtes Recht zum Befehl oder zur Herrschaft besitzt. Dies gilt wenigstens von den meisten Stämmen der Südküste, und wenn man sonst von Häuptlingen reden hört, so ist es meist der Familienälteste, welcher einen solchen Einfluß besitzt, daß man ihn wie den Häuptling des Stammes betrachten kann; doch gibt es im Süden wie im Osten auch wirkliche Stammeshäuptlinge mit erblicher Würde, welchen jene Familienältesten untergeordnet sind. Der älteste Sohn tritt jeweils das Erbe an; ist keine Nachkommenschaft da, so wird der kräftigste und tapferste aus dem Stamm zum Anführer gewählt. Absolute Herrschaft besitzen aber selbst diese Häuptlinge nicht, da ein jedes Individuum in den meisten Fällen, d. h. außer dem Kriege, vollkommene Freiheit genießt. In Queensland ist indes die höchste Gewalt bei dem ältesten Weibe der Horde; dieses hat, nach des Schweizers Eduard Marcet Versicherung, Macht über Leben und Tod, und gibt den Kriegern, welche gegen den Feind ausziehen, Befehle. (Globus, Bd. III, S. 272.) In der Regel liegt aber alle Gewalt in der Hand der Familienoberhäupter.

Das Leben des Australiers bewegt sich ausschließlich innerhalb der Familie, aber die Familienverhältnisse selbst sind so primitiv, wie der ganze Entwicklungszustand der Rasse überhaupt. Daß das ethische Prinzip der Monogamie nicht vorhanden ist, bedarf kaum der Erwähnung bei Menschen, welche dem ehelosen Urzustande der Vorzeit so nahe stehen. Letzteren charakterisierte, wie namhafte Forscher sehr wahrscheinlich gemacht, auch in diesem Punkte ausgedehntester Kommunismus, der keinen Unterschied von den Gewohnheiten der Tierwelt erkennen läßt. Von der Gemeinschaftehe (Hetärismus) der urzeitlichen Geschlechtsgenossenschaften zu der an gewisse Satzungen geknüpften Polygamie, wie bei den Australiern, ist nun schon ein unleugbarer Fortschritt. Nach den übereinstimmenden Versicherungen aller Beobachter ist Vielweiberei in Australien allgemein üblich, aber nur in wenigen Teilen stark im Gebrauch, sonst nur bis zu drei Weibern, je nach dem Vorrat an Opossum und Känguruh; ja Lortsch bemerkt, daß, obschon auch die Frauen für den Unterhalt sorgen müssen, die Fälle nur selten sind, daß ein Mann mehr als eine, höchstens drei Frauen habe und letzteres komme auch fast nur bei den Häuptlingen vor. Der Hauptgrund liegt wohl, wie Lortsch meint, in der ziemlich genauen Uebereinstimmung der Zahl beider Geschlechter und in der Seltenheit des Cölibats. Dagegen ist, andern Beobachtern zufolge, das weibliche Geschlecht äußerst ungleich verteilt, was wegen der Sitte der Mädchentötung sehr glaubhaft erscheint. Einige Männer haben mehrere Weiber. Morill kannte einen Eingebornen, welcher sogar deren neun hatte, während andere völlig weiberlos bleiben. Das nämliche bestätigt Oldfield, nach welchem es in jedem Stamme viele frauenlose Männer gibt. Die Weise, wie die Australier zu ihren Frauen kommen, ist verschieden, teils Kauf, teils Raub; immer aber halten sie strenge an dem Verbote, daß kein Mann eine Frau heiraten darf, die mit ihm auch nur den gleichen Familiennamen führt. Bestimmte Familiennamen kehren nämlich, wie bei uns die Schulze und Müller, am ganzen Kontinent wieder und ihre Träger gelten als Stammesgenossen, unter welchen die Ehe verpönt ist, obgleich die betreffenden Personen nach unsern Begriffen gar nicht mehr als verwandt gelten können. Es scheint, daß die Familie der Australier in zwei Gruppen, nämlich patricische (freie?) und plebejische (unterworfene?) zerfallen. Ob mit dem Patriciat gewisse Vorrechte verbunden sind, ist nicht recht klar. Jede Gruppe umfaßt wieder zwei Abteilungen, deren jede aus einem Manne und einem Weibe mit besondern Namen besteht.

Die Uebersicht derselben ist im Südosten folgende:

	Mann	Weib
I. Patricier:	Ippai	Ippata
	Kumbo	Buta
II. Plebejer:	Murri	Mata
	Kubbi	Kubbota.

Nach den Ehegesetzen darf ein bestimmter Mann nur eine bestimmte Frau heiraten und zwar nur aus einer bestimmten Kaste. Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder werden in eine ebenso bestimmte Kaste versetzt. Dadurch werden die einzelnen Familien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmäßig des Patriciats teilhaftig. Die Uebersicht dieser Vorgänge ist folgende:

Ippai	heiratet	die Kubbota.	Die Kinder	werden	Murri und Mata.
Murri	„	„ Buta.	„	„	„	Ippai und Ippata.
Kubbi	„	„ Ippata.	„	„	„	Kumbo und Buta.
Kumbo	„	„ Mata.	„	„	„	Kubbi und Kubbota.

Man sieht hieraus, daß die Kinder in Betreff des Ranges der Mutter folgen, aber in eine andere Familie versetzt werden als jene, in welche die Mutter gehört. (Müller, Ethnographie, S 216.)

Mitunter werden die Mädchen schon als Kinder verlobt, und oft an Männer, die älter sind als ihre Väter. Sonst erkauft der Mann seine Gattin durch Geschenke von deren nächsten Verwandten; bei diesen Werbungen entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichtum, welche wieder von der physischen Kraft und den vollbrachten Thaten abhängen. Daher geschieht es nicht selten, daß ältere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muß. Daß auch ein australisches Herz in jenem poetisch-zarten Gefühle, das wir Liebe nennen, erglühen könne, wenigstens bis zu gewissem Grade, soll nicht verneint werden; von vereinzelten Fällen erzählen Hr. Thomas (Ausland 1860, S. 64) und Dr. Mücke, welch letzterer in den Roman solch einer „wilden Liebe" selbst handelnd eingriff. (Die Natur 1866, S. 30 ff.) Nach Richard Oberländer ist wenigstens in Viktoria eine Liebesgeschichte dort ähnlich wie bei uns in Europa, richtig ist nur, daß die Australier das Küssen nicht kennen. Von einem ehrbaren Witwer erhielt Oberländer einen wahrheitsgetreuen Bericht über ihre Liebeshändel, der hier so viel als möglich mit seinen eigenen Worten wiedergegeben wird: „Junger Mann sitzt nieder; sehr schöner junger Mann sieht Lubra, sehr schöne junge Lubra. Sie sieht ihn, sagt: sehr schöner junger Mann; er sieht sie an, sagt: sehr schöne junge Lubra. Er spricht zu ihr, sie spricht zu ihm, dann viel sprechen, ein Tag, viele Tage. Dann sagt er: Du meine Lubra; dann sagt sie: Du mein Mann! Dann sagt er: Du gehst mit mir, wenn ich fertig; sie sagt: ich gehe, wenn Du fertig. Dann sie sagt's anderer Lubra, ganz dasselbe Freundin. Die sagt: sehr schöner junger Mann. Du gehst mit ihm in sein Lager? Einen Tag junger Mann gehen aus viel weiten Weg. Zwei Lubra gehen herum viel weiten Weg. Dann schöne junge Lubra nehmen Hand von jungen Mann und laufen in jungen Mannes Hand. Bye und bye viel ärgerlich Vater von junger Lubra. Stamm kommen zu Stamm von jungen Mann. Viel Speer und Bumerang. So kriegt Blackfellow Lubra." (Globus, Bd. IV, S. 279.) Ceremonieen finden bei den Werbungen gar nicht statt (Thomas M'Combie, Arabin, S. 254); wenn die beiden Teile miteinander einverstanden sind, so führt der Bräutigam seine Braut ohne weiteres heim und sie sind Mann und Frau. Nicht immer läuft die Sache aber so glatt ab; oft wird das Mädchen mit niedergehaltenem Kopfe, heulend und schreiend, ihrem künftigen Gatten vom Vater mit Gewalt übergeben. Zeigt sie Widerstreben, so versetzt ihr der Vater einen Schlag; schreit das Mädchen, so hört man auch die Mutter heulen. Ein zweiter Schlag folgt, worauf das Mädchen vom Gatten nach seiner Gunjah geschleppt wird. Kehrt sie zu den Eltern zurück, so schleift sie der Vater gewaltsam zum Gatten und sticht sie mit dem Speer ins Bein, um sie am Weggehen zu verhindern.

Bei den meisten Stämmen gewinnt man indes die Braut durch Raub, welcher stets an dem Individuum eines fremden Stammes verübt wird. Den Vorgang dabei schildert Oldfield wie folgt: Fällt auf solchem Raubzuge dem Australier ein unbeschütztes Frauenzimmer in die Hände, so geht er gerade nicht allzu zart mit ihr um. Man betäubt sie durch einen Schlag mit dem Tomahawk oft so heftig, daß das Blut stromweise

Digitized by Google

hervorquillt, schleift sie an den Haaren in das nächste Gebüsch und wartet bis ihr die Besinnung wiederkehrt. Erwacht sie aus ihrer Ohnmacht, so muß sie ihrem Räuber folgen, der die Beute bei seiner Horde in Sicherheit bringt. Ist dies geschehen, so erfolgt eine Scene so haarsträubend, daß sie sich der Schilderung entzieht. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht; sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche That. Dies Verfahren ist so alltäglich, daß nach Collins Angabe die Kinder es sogar im Spiel und zur Uebung nachahmen. An vielen Orten Australiens ist der Frauenraub bloß noch Ceremonie; immerhin würden selbst unter dieser Voraussetzung die australischen Hochzeitsgebräuche europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gunjah, in welcher die Geliebte schläft, walkt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut hinweg. Sobald sie sich wieder erholt hat, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugethan. Der Mann hat seinerseits manchen Strauß zu bestehen; denn er muß sein Eigentumsrecht an die Frau gegen alle weiberlosen jungen Wilden der Horde mit den Waffen verteidigen, und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her. (Globus, Bd. III, S. 272.) Die Frau hat sich aber noch einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen; es werden ihr nämlich von einem alten Weibe zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand abgebissen, worauf sie der Aufnahme unter die verheirateten Frauen würdig erkannt wird.

Ist die Behandlung des Mädchens innerhalb der Familie gegenüber dem Knaben keine freundliche, so wird sie in der Ehe vollends grausam. Von diesem Augenblicke an beginnt für das Weib ein knechtisches, vom Manne tyrannisirtes Leben. Die schwierigsten und unsaubersten Arbeiten werden ihr aufgebürdet, bei dem geringsten Verstoße wird sie von ihrem Peiniger mit der äußersten Roheit behandelt, geschlagen, und bei dem leisesten Anlaß zum Aerger geraten ihre Glieder in gar unsanfte Berührung mit dem Speer. Mit den Hunden empfängt sie schweigend und in ehrerbietiger Entfernung sitzend die Ueberbleibsel des Mahles, zu dem sie selbst vielleicht den größten Teil gesammelt. Der Frau liegen alle häuslichen Verrichtungen ob, ihr werden beim Wandern alle Habseligkeiten samt den Kindern aufgeladen. Wird sie alt und nutzlos, so stirbt sie vernachlässigt, vielleicht des Hungertodes, wenn sie nicht mitleidig der Keulenschlag eines Verwandten aus ihrem Elende erlöst. Und auch dann noch setzt sich die Mißachtung fort. Vielleicht wirft man den Leichnam in einen hohlen Baum, vielleicht auch schleppt man ihn ins nächste Gebüsch, eine Beute für wilde Hunde und Raubvögel.

Die Ehen selbst scheinen ziemlich locker und willkürlich; bei den Schwarzen Neuenglands wählt der Mann sich eine Lubra auf unbestimmte Zeit, und während dieser Frist des Zusammenlebens sorgt er, wie Dr. Duboc mitteilt, mit einer gewissen Anhänglichkeit für sie. Von den Melangool-Schwarzen rühmt Frau Bingmann, die Frau stehe fast auf gleichem Fuße mit dem Manne und werde in der Regel gut behandelt. Jedenfalls wären dies seltene Ausnahmen, denn die weitaus überwiegende Mehrheit der vorhandenen Quellen spricht sich unzweideutig dahin aus, der Fortgang des Familienlebens sei nichts als eine einzige Kette von Grausamkeiten gegen die armen Geschöpfe von Weibern, welche nur die Sklaven und die Lasttiere ihrer Männer sind. Eines der größten Motive zu dieser rohen Behandlungsweise ist Eifersucht, welche die Australier vieler Stämme in außerordentlichem Grade zu plagen scheint. Die Gin gehört ausschließlich ihrem Gatten, — es ist dies einer der wenigen Punkte, wo der sonst unbegrenzte Kommunismus aufhört. Untreue des Weibes wird mit dem Tode gebüßt, und auch am Ehebrecher blutige Rache geübt. Nicht alle Australier denken aber gleich streng über diesen Ehrenpunkt; vielmehr hat John Eyre uns überzeugt, daß die Australier, mit welchen er bekannt geworden, auf die eheliche Treue ihrer Frauen keinen Wert legten. Durfte dies noch Peschel (Völkerkunde, S. 238), weil Eyres Mitteilungen sich auf Stämme am Murray beziehen, die mit europäischen Ansiedlern schon vielfach verkehrten,

für eine von letzteren bewirkte Sittenverderbnis erklären, so ist diese Auslegung unstatthaft für die im Innern Südaustraliens, am Peake-Flusse und Umgebung hausenden Stämme, von welchen Dr. Schomburgk in Adelaide erst kürzlich sehr schnöde Sitten gemeldet hat. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1879, S. 236.) Wir schöpfen daraus die bedeutsame Lehre, daß sociale Uebel, die wir bei uns vergeblich bekämpfen, keineswegs die Produkte unserer verfeinerten Civilisation, sondern schon auf den untersten Stufen des Kulturlebens anzutreffen sind. Natürlich kann unter solchen Umständen, trotz der harten Strafen, eheliche Treue nicht wohl zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Von Mädchen und Witwen wird Keuschheit nicht verlangt und der sehr gewissenhafte Topinard gesteht, daß die Ideen der Australier über diese Tugend gleich Null sind. (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 315.) Desgleichen nennt M'Combie den Verkehr der Geschlechter fast Promiscuität. (Arabin, S. 254.) Der totale Mangel, d. h. die naive Abwesenheit alles Schamgefühls, führt in seinen Konsequenzen zu Vorkommnissen so drastischer Art, daß der europäische Beobachter manchmal seinen eigenen Augen kaum trauen zu dürfen glaubt, doch scheint es geraten trotz des bekannten Satzes naturalia non sunt turpia hierauf nicht näher einzugehen. Als merkwürdig und an den tierischen Zustand des Australiers mahnend, hebt Friedrich Müller hervor, daß die Verheiratung meistens während der wärmeren Jahreszeit, wo die von der Natur gebotene Nahrung in reichlicher Fülle vorhanden ist, zu geschehen pflegt.

Die Ehen sind sehr wenig fruchtbar; viele Frauen haben keine Kinder, und selten ziehen sie mehr als zwei auf; werden Zwillinge geboren, so wird gewöhnlich eines davon getötet, weil die Mutter nicht im stande ist, beide zu ernähren. Auch alle schwachen oder gebrechlichen Kinder und eine große Anzahl von Mädchen, das dritte Mädchen ganz gewiß, oft schon das zweite, werden gleich nach der Geburt umgebracht. Am Murray ward Hrn. Oberländer die Lubra des Nullaboid gezeigt, die zehn oder elf ihrer Kinder getötet hatte. (Globus, Bd. IV, S. 279). Die Frauen erwarten ihre Niederkunft an einem vom Lager abgesonderten Platze im Busch, wohin ihnen kein Mann, nur Frauen folgen dürfen; dennoch ist es Georg Thomas Lloyd gelungen, die dortigen Vorgänge zu belauschen und hat er das Gebahren der Hilfsfrauen, sowie die Behandlung des Neugebornen gewissenhaft beschrieben. (Thirty-three years in Tasmania and Victoria. London 1847. 8°. S. 464—465.) Bei solcher Isolirung scheint es also so ziemlich vom Willen der Mutter abzuhängen, ob das „Picaninny" (Kind) erhalten werden soll. Ist diese alt oder sehr träge, so schafft sie es gleich beiseite. Die Australierinnen betrachten diesen Akt mit der vollkommensten Gleichgiltigkeit, halten ihn aber vor Weißen, so viel sie können, geheim. Gegen die Kinder, die sie leben lassen, zeigen sie bedeutende Zärtlichkeit und versorgen sie, tragen sie bis ungefähr ins dritte Jahr, nämlich bis sie gehen und laufen können, auf dem Rücken und stillen sie auch etwa ebenso lang, an welchem Genuß die jungen Hunde der Familie gewöhnlich teilnehmen. Diese Zärtlichkeit der Mutter erstreckt sich jedoch meist bloß auf diese erste Jugendzeit, später hört jeder familienartige Zusammenhang auf. Ist dies auch eingeschränkt durch den fortdauernden Stammeszusammenhang, der doch auch wieder eine nur größere Familie repräsentiert, so geht es doch bei einigen Stämmen so weit, daß Eltern und Kinder ihr gegenseitiges Verhältnis später entschieden vergessen und in dieser Beziehung das Ganze sich also nicht über den Standpunkt der Tierwelt erhebt.

Bei der Geburt eines männlichen Kindes eines Vornehmen wird ein großer Kriegstanz abgehalten, das Kind selbst mit Emuöl oder Fett eingerieben, und dann mit rotem Ocker überstrichen; das Kind eines Untergeordneteren da-

Digitized by Google

gegen wird mit Holzkohlenstaub geschwärzt. Können sie einmal laufen, so werden die Knaben in der Handhabung der Waffen unterrichtet, auf Jagden mitgenommen und mit allem bekannt gemacht, was zu ihrem weiteren Fortkommen dienlich ist. Im Alter von acht bis neun Jahren müssen sie im stande sein, sich selbst zu helfen und werden daher von diesem Zeitraume an sich selbst überlassen. In Viktoria heißen die Knaben um diese Zeit „Wankum" und müssen sich der Operation des Ausschlagens der Vorderzähne unterwerfen; mehrere Speisearten sind ihnen auf dieser Lebensstufe verboten. Ungefähr im sechzehnten Jahre werden die Jünglinge zu „Dschibbon" gemacht, bei welcher Gelegenheit vielfache Ceremonien stattfinden, man marschiert in Figuren, jauchzt und schlägt den Boden mit Aesten. Der Dschibbon darf bis zum 20. oder 24. Jahre gewisse Speisen nicht genießen; erst dann ist ihm gestattet, jede Speise ohne Unterschied zu essen. (Ausland 1860, S. 63.) Die Abweichungen in den Berichten deuten darauf hin, daß es kein festgesetztes Alter für diese einzelnen Akte gibt, wahrscheinlich sind dieselben auch lokal verschieden. Ueberall aber in Australien ist die Periode der Mannbarwerdung, welcher im Norden und Süden des Kontinents, nicht aber im Westen oder am Murray, die etwa im 14. Jahre mit einem scharfen Flintsteine vorgenommene Circumcision (Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 235) vorausgegangen, mit besonderer Feierlichkeit umgeben. In dieser Zeit dürfen die jungen Schwarzen sich nicht den Weibern nähern. Man sieht sie dann die weitesten wunderbarsten Umwege mit argwöhnischen Blicken machen, als fürchteten sie eine Bezauberung. Die Feierlichkeit wird im tiefsten Geheimnis vor den Weißen begangen; um dieselbe Zeit beginnen auch die Einrisse in die Haut, und gewöhnlich findet erst jetzt das Ausschlagen der Vorderzähne statt. Von der Mannbarkeits-Ceremonie bei den Parnkalla- und Nauostämmen um Port Lincoln und westlich vom Spencergolf hat Angas eine eingehende Schilderung gegeben. (Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand, Bd. I, S. 113—116.) Bei den Stämmen am Murrumbidgee kann der zur Manneswürde zu Erhebende sich von dieser Mutsprobe nur durch einen schimpflichen Akt loskaufen, der nicht gut näher zu bezeichnen ist, und man kann daher einen Schwarzen nicht schlimmer reizen, als wenn man ihn auf Grund seines unversehrten Gebisses an diese andere Alternative erinnert. So gekennzeichnet aber darf der junge Australier um ein Weib freien; er zieht es indessen gewöhnlich vor, noch mehrere Jahre ledig zu bleiben. Häßlich rohen Mißhandlungen unterwerfen die Schwarzen am Peake River auch ihre mannbar werdenden Mädchen. (Verhandl. d. Berl. Gesellschaft f. Ethnol. 1879, S. 235—236.)

Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Tritt daher ein Todesfall ein, so ist es Aufgabe der Anverwandten, den Mörder durch Beobachtungen gewisser Zufälligkeiten, z. B. des Fluges eines Insektes aufzuspüren und zu töten. Dadurch werden oft Familien in langjährigen Streit verwickelt, welcher erst mit deren gänzlicher Ausrottung endet. Wenn sie aber hören, daß jemand von ihren Stammesgenossen krank ist, zeigen die Australier große Teilnahme, be-

Digitized by Google

suchen den Kranken, bringen ihm kleine Geschenke und bei eintretendem Todesfalle ist die Trauer allgemein.

Die Toten werden in dunklen Hainen, meist in der Nähe des Wassers bestattet. Man gräbt zu diesem Zwecke ein Loch von etwa 1½ m Tiefe, bekleidet es mit Rindenstücken und setzt die Leiche in hockender Stellung hinein. Dieses Grab wird dann mit Gesträuch und Erde zugedeckt, um die Leiche vor Verstümmelungen durch den Dingo zu bewahren. In einigen Gegenden ist es Sitte, den Toten auf ein über dem Erdboden erhabenes hölzernes Gerüst zu legen und mit Gebüsch zu bedecken. Meistens befinden sich mehrere Gräber auf demselben Platze, umgeben von einem Zaune aus Rinde, welche mittels eines Strickes aus Eucalyptusfasern untereinander verbunden sind. An andern Orten werden die Toten, besonders ältere Leute, verbrannt. Einer Frau, wenn sie während des Säugens ihres Kindes stirbt, wird dieses lebendig auf den Arm gelegt und mit ihr bestattet. Man errichtet bei dieser Gelegenheit einen meterhohen Scheiterhaufen und legt den Toten mit gegen die Sonne gerichtetem Antlitz, umgeben von seinen Lieblingsgerätschaften darauf. Nachdem man den Leichnam verbrannt, werden die Ueberreste gesammelt und in einem Sacke aufbewahrt. Der Name des Toten darf nach Oberländers Versicherung nicht ausgesprochen werden, und sollte jemand den gleichen Namen tragen, so muß er denselben gegen einen andern vertauschen. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 215.)

Grab auf Stangengerüst (Australien).

Ein seltsamer Gebrauch herrscht bei den Stämmen in Queensland; diese ziehen den Toten die Haut ab und bewahren sie gewissermaßen als Talisman. Herr Mac Donald hat die ganze Prozedur mitangesehen und beschrieben. Die Haut wird in kleinen Fetzen mit den Nägeln von der über einem Feuer erwärmten Leiche abgeschält, letztere aber dann skelettiert, d. h. das Fleisch von den Knochen abgekratzt, ganz wie Dr. Hostmann für die Vorkommnisse in manchen Gräbern aus der vormetallischen Zeit Germaniens annimmt. Die Haut wird von den Angehörigen, sorgfältig verpackt, etwa ein Jahr lang mit herum geschleppt, dann aber begraben oder in einem hohlen Baume aufgehängt. (Globus, Bd. XXIII., S. 153—155.)

Vergebens sucht man, bei den westlichen Stämmen wenigstens, daß irgend etwas vorkomme, was man mit starker Dehnung des Begriffes noch einen Priesterstand nennen könnte. In Neusüdwales und in Queensland, also in den bevorzugtesten Kulturstreifen Australiens, begegnen wir dagegen den „Koradschi", „Karradais" oder Leuten, welche den Pöbelschauder vor dem Finstern so weit abgestreift haben, daß sie auf den Gräbern Verstorbener eine Nacht ausharren und ihre Meisterschaft über die Schreckgeburten einer geängstigten Einbildungskraft bewiesen haben, wozu sie sich eigentümlich gearteter Holzlamellen bedienen, mit welchen sie ein schrilles Geräusch hervorrufen. Diese Leute sind es auch, welche den Kranken durch ihre Schamanenkunststücke Trost und neue Zuversicht einzuflößen vermögen und dabei rohe Linderungsmittel, unter andern das Ader-

Was das Werk textlich wie illustrativ bieten wird, davon geben die beiden bis jetzt vorliegenden Hefte bereits genügende Anhaltspunkte. Friedrich v. Hellwald benützt bei seiner Arbeit die neuesten und besten Quellen, die er, um dem Wißbegierigen Gelegenheit zu weiterem Nachlesen zu bieten, überall angibt. Er behandelt seinen Stoff in der fesselnden und zugleich belehrenden Weise, welche aus seinen früheren Arbeiten und namentlich durch das in neun Sprachen erschienene, weit verbreitete Werk:

Die Erde

und ihre

Völker

bekannt ist.

Maurin aus Algier.

So wandeln wir in dieser neuen Völkerkunde vom Australier und Polynesier zum Indianer Amerikas und zum arktischen Eskimo; in der alten Welt nehmen wir den Faden beim Neger Afrikas wieder auf und gelangen durch die Völker Asiens zu den Kulturnationen Europas. Körperbeschaffenheit, Charakter und Geistesanlagen, Kleidung und Obdach (Tätowieren, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten),

Gepanzerter Krieger von den Karolinen-Inseln.

Nahrung, Geräte, Bewaffnung und Beschäftigung, Feste, sociale Verhältnisse, Stellung der Frauen und Kinder, Ansichten über Eigentum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe, Sprache — das alles soll in dem Werke geschildert werden.

Ebenso hat auch die Illustration der Naturgeschichte einen ganz besonderen Reiz und Wert. Den gesammten bildlichen Schmuck verdanken wir dem Griffel eines Mannes, welcher durch seine umfassenden jahrelangen Reisen in fremden Erdteilen in hervorragendem Maße befähigt ist, Echtes und Naturwahres zu bieten.

In welcher Weise F. Keller-Leuzinger seine Menschen- und Völkerkenntniß zu verwerten weiß, davon geben die bis jetzt vorliegenden Illustrationsproben ein klares Bild.

Junger Mann aus Timor.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

3. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Papuane, zum Kampfe geschmückt.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Rettungsboot in der Brandung

Das neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Ankündigung.

In unendlicher Mannichfaltigkeit vollzieht sich vor den Augen des denkenden Menschen das Treiben und Ringen der Gegenwart. Neue Gebiete des Wissens und Könnens, der Industrie und Technik werden erschlossen, die geheimsten Kräfte der Natur der Gesellschaft dienstbar gemacht. Aus sonn-verbrannten Oeden schafft der Mensch Paradiese; in die Eingeweide der Erde und in die ewig düstern Schlünde des Meeres dringt er ein; vom schnaubenden Dampfrosse gezogen, eilt er durch Berge hindurch, welche seit Jahrtausenden die Länder von einander schieden, und in einem Augenblicke kreist sein Gedanke, getragen vom leitenden Drahte, um der Erde Rund!

Dieses rastlose Vorwärtsstreben, wie es sich in allen neuen Errungenschaften der Gegenwart darstellt, in Wort und Bild jedem Gebildeten vor Augen zu führen, das ist kurz gesagt die Aufgabe des neuen Universums. **Nicht der speziell wissenschaftlich Gebildete, sondern Jeder der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des Universums in's Auge gefaßt!** Inhaltreich, mannichfaltig und scheinbar ordnungslos wie die umgebende Welt, zeigt das „Universum" dem Leser die Errungenschaften der Gegenwart in bunter Aufeinanderfolge: hier wunderbare neue Maschinen, dort öffentliche Bauwerke, Gegenden unserer Erde, die eine Beziehung zur Culturentwicklung haben, dann wieder Apparate, welche die menschlichen Fähigkeiten vergrößern oder Unvollkommenheiten vermindern, an andrer Stelle wird in beredter Weise auf einzelne Männer hingewiesen, denen die Menschheit einen Theil ihres Fortschrittes verdankt u. s. w. u. s. w. Alles aber ist erläutert und dem Gemüth des Lesers näher gebracht durch zahlreiche kunstvolle Illustrationen: das Auge

Rettungsmann mit Korkjacke und Leine ausgerüstet

Digitized by Google

Naturgeschichte des Menschen Lfg. 3.

Jedem, der sich für die neuesten Forschungen der Völkerkunde interessirt — und wer unter den Gebildeten sollte das nicht! — muß das im Verlage von W. Spemann erscheinende Werk **„Naturgeschichte des Menschen"** hoch willkommen sein. Der auf dem Gebiete der Etnographie rühmlichst bekannte Verfasser Fr. v. Hellwald will, unterstützt durch die charakteristischen Zeichnungen von Keller-Leuzinger, in lesbarer, fesselnder Form die Resultate der Einzelforschungen vereinigen und aus denselben die Consequenzen für die gesammte Entwicklungsgeschichte der Menschheit ziehen.

Lfg. 3 bringt im Anschluß an die beiden früher erschienenen lebenswahre und deshalb oft unerfreuliche Bilder aus dem Leben der auf dem untersten Gesittungsniveau stehenden Völkerstämme Australiens. Hier mußte jedoch der Verfasser einsetzen, wollte er uns anders den Menschen in seinem Naturzustande vorführen. Besonderes Interesse erregen die Porträts der beiden letzten Tasmanier, wobei wir Gelegenheit nehmen den künstlerischen Entwurf wie die technische Ausführung der Illustrationen rühmend anzuerkennen.

Digitized by Google

Schnitterin aus dem Gouvernement Orel.

Digitized by Google

laſſen, anzuwenden wiſſen ſollen. R. Oberländer erzählt eine mehr als ſonderbare Behandlung eines fieberkranken Weibes, dem die Kur übrigens geholfen hat. (Globus, Bd. IV, S. 281.) Sonſt ſind die Schwarzen meiſt ſehr abergläubiſch und haben eine große Furcht vor der Finſternis der Nacht, während welcher ſie enge zuſammen bleiben und um keinen Preis zu irgend einer Unternehmung oder auch nur zu einem Gange zu bewegen ſind. Sie glauben, daß während der Nacht der „Pedall", ein böſer, heimtückiſcher Geiſt herumwandert, um ihnen ein Leid zuzufügen. Wie Janus bei den alten Römern Krieg und Frieden bedeutete, ſo iſt es auch mit dem Pedall bei den Schwarzen Auſtraliens ähnlich der Fall; denn bei Tage iſt er ihnen ein guter Geiſt, dem ſie alle Wohlthaten zu verdanken haben. Er iſt es, wie ſie annehmen, der vor vielen, vielen Jahren den auſtraliſchen Kontinent aus Schlamm zu feſtem Lande eingekocht, mit Gewächſen und Tieren aller Art verſehen und dann dem ſchwarzen Manne zum Wohnſitze geſchenkt hat. Nachdem er ſolches gethan, zog er über das Meer, um anderwärts dasſelbe zu thun. Ein Gewitter kann ihnen große Angſt und Schrecken bereiten, denn es iſt der Pedall, der ihnen zürnt. Eine Erklärung über die wohlthätige Wirkung, welche Blitz und Donner zur Folge haben, nehmen ſie nur mit kopfſchüttelndem Zweifel auf und erwidern, daß hierin der ſchwarze Mann ſeine eignen Wege zu gehen habe. Den Glauben an ein höheres Weſen, welches die ganze Natur leitet und regiert, ſowie auch an ein Fortleben der Seele nach dem Tode kennen ſie nicht und nehmen vielmehr an, daß ſie das Schickſal mit den Tieren teilen oder daß, wenn ſie gut gelebt haben, ſie Pedall nach dem Tode als weiße Männer wieder in die Welt kommen läßt. Wenn man ihnen von der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte erzählt, ſo geben ſie ſtets zur Antwort: dasſelbe, was Gott für den weißen Mann iſt, das iſt Pedall für den ſchwarzen. (Deiſenhammer, in der Wiener Abendpoſt vom 22. September 1877.)

Holzlamellen verſchiedener Form, welche an einem Bindfaden geſchwungen einen heulenden Ton von ſich geben und zur Vertreibung böſer Geiſter dienen ſollen.

Dieſes Weſen, das hauptſächlich während der Nacht in finſtern Waldesteilen ſeinen Spuk treiben ſoll, wollen einige ſogar geſehen haben und beſchreiben ſeine Figur als rieſig groß, menſchenähnlich und mit feurigen Augen. Wo es ſich einmal gezeigt hat, wird der Ort gemieden, und nichts kann den Gläubigen bewegen, ſeinen Fuß dahin zu ſetzen. Dieſes Weſen iſt jedoch ohne allen Einfluß auf ihre Handlungsweiſe, ſo daß man ihre religiöſen Begriffe füglich als auf niedrigſter Stufe ſtehend bezeichnen kann. Etwas höhere Begriffe herrſchen, wie es ſcheint, in Queensland und Viktoria, wo nach Mac Donalds und Brough

Smiths Mitteilungen die Eingebornen eine Existenz nach dem Tode ins Auge fassen, obwohl ihr Begriff von der Gottheit häufig ein roher und ihre Vorstellung vom Universum eine zweifellos materialistische ist. So hören wir, daß „Bun-jil" alle Dinge geschaffen habe, nur keine Frauen. Doch hat er selbst eine Gattin des Namens „Boi-boi", einen Sohn „Bin-beal" und einen Bruder „Pal-ly-yan", und obwohl er alle Dinge geschaffen, hat er sich doch von Sohn und Bruder dabei helfen lassen. Er trägt immer ein großes Messer bei sich, und als er die Erde geschaffen, schnitt er damit Berge und Klüfte, Thäler und Flüsse zurecht. So ist die Schöpfungsannahme, mindestens des Boonoorengstammes, an der Küste Viktorias. Dafür klingt der Glaube des Barwenstammes so stark an den christlichen an, daß er sich beinahe wie eine Art unbewußter Travestie desselben ansieht. Ihr „Baiames", Schöpfer, hat die Erde und das Wasser, den Himmel, die Tiere und die Menschen gemacht, er läßt den Regen niederfallen und das Gras wachsen, er hat die Väter von den bösen Geistern befreit und heißt die Guten im Paradiese des Friedens und der Fülle in der Milchstraße am Himmel willkommen. Merkwürdig ist auch die oben erwähnte, bei mehreren Stämmen, besonders Viktorias, im Schwange gehende Vorstellung, daß der Schwarze nach seinem Tode als weißer Mann wieder erscheine, eine Ansicht, die schon bestand, ehe die Europäer ins Land kamen. Uebrigens wechseln die abergläubischen und sogenannten religiösen Vorstellungen fast von Stamm zu Stamm, so daß es zu weit führen würde, sie alle zusammenzustellen. Jene Westaustraliens hat Augustus Oldfield ziemlich eingehend geschildert. (Transactions of the Ethnological Society of London. Bd. III, 1865, S. 215—298.)

Die Sprachen Australiens.

Die australischen Idiome sind sehr zahlreich, was sich aus der Zersplitterung der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme leicht erklärt. Diese Mannigfaltigkeit ist so groß, daß der Name des einen Flußgebietes oder Gebirgszuges oft dem nächsten Nachbarstamme vollkommen unverständlich ist. (Ausland 1847, S. 831.) Je weiter die Stämme von einander entfernt sind, desto verschiedener werden die Dialekte, bis die Sprache endlich einen ganz anderen Charakter anzunehmen scheint. Doch läßt sich bei genauer Analysierung eine, wenn auch entfernte Verwandtschaft aller australischen Idiome ableiten. Es giebt Wörter, die im Osten und Westen des Landes gleiche Aussprache haben, nur sind die Begriffe selten dieselben. Unter den vielfachen Argumenten für die Annahme, daß alle australischen Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle stammen, ist eines der vornehmsten, daß sie sämtliche fast aller Zahlwörter entbehren. Bemerkenswert ist die sehr allgemeine Prävalenz des Wortes für 2: pullet, bullat, pulla, bulla, bolita, polarl ꝛc., das sich in den verschiedenen Dialekten der ganzen südlichen und östlichen Küste hin und auch tief ins Land hinein erstreckt, vornehmlich in Queensland und New-South-Wales.

Digitized by Google

Dies läßt zweierlei Mutmaßungen zu: jene, daß ein vorgeschrittener Stamm die Idee zwei evolvirt und seinen Nachbarn mitgeteilt, oder, daß sie vor der Zerstreuung evolvirt worden sei. Im ersteren Falle würde es kein Argument für die ursprüngliche Stammeseinheit abgeben, im letzteren müßten wir annehmen, daß nach der Zerstreuung nicht mehr als ein einziger Stamm über dieses so niedrige Entwicklungsstadium hinausgediehen sei, was unglaublich erscheint, wenn wir den ungeheuren Zeitraum erwägen, der seit dieser Stammeszersprengung verstrichen ist. Beweis für diesen sind die außerordentlichen Ansammlungen von Speiseabfällen und die zahlreichen Steinwerkzeuge, die sich vorfinden und die zum Teile der neolithischen und selbst der paläolithischen Periode in Europa entsprechen. „Beile, Fragmente von Tomahawks und Stücke schwarzen Basaltes finden sich an den niederen silurischen Hügelketten, an den Flüssen und in beinahe allen Teilen Viktorias, und wo der Pflug den Boden aufwühlt, finden sich gleichfalls alte Tomahawks vor, bezeugend, welch ungeheuer lange Periode schon Menschen in diesem Landstriche gehaust. Manche Ansammlungen von Speiseabfällen — der englische Ausdruck „Küchenabfälle" will uns hier etwas allzu civilisiert dünken — bedecken oft mehr als einen Acker Landes. Auch finden sich, namentlich unweit Kap Otway, Schalenanhäufungen, deren größte 100 m lang, 13—16 m breit und 5 m dick ist. Es müssen Zeitalter verflossen sein, bis die fischessenden Küstenbewohner solche Massen an Schaltieren verzehren konnten, um derartige Abfälle anzusammeln." Es scheint geradezu unglaublich, daß sie diese Zeit über nicht über die Zahl zwei hinausgereicht haben sollten. Dies läßt die erstere Hypothese als die wahrscheinlichere erscheinen.

Der Klang der australischen Sprache ist, weil der Accent meist auf der vorletzten Silbe ruht, für das europäische Ohr nicht unangenehm und die häufige Anwendung der Vokale macht denselben fast melodisch; die Schmelzlaute und darunter besonders das „r" sind stark vertreten. Die Australier sprechen alle sehr schnell und ausdrucksvoll, haben aber fast nie ein erträgliches Organ, sondern eine schnarrende tonlose Stimme. In weiterer Beziehung hängen die australischen Idiome mit keiner Sprache, weder der neuen noch der alten Welt zusammen, sondern stehen vollkommen isoliert da, was allerdings R. G. Latham nicht gelten lassen will, weil eine gute Anzahl echter australischer, tasmanischer und papuanischer Worte in malayischen Vokabularien sich wieder finden sollen. (J. Beete Jukes, Narrative of the surveying voyage of H. M. S. Fly. London 1847. 8°. Bd. II, S. 316—318.) Doch hat diese Ansicht keine spätere Bestätigung erhalten. Ueber den Bau der australischen Sprachen ist noch wenig bekannt; derselbe ist polysyllabisch; die Silben lauten in der Regel konsonantisch und stets einfach an und lauten auf einen Vokal oder einen flüssigen Konsonanten aus. Die Formen werden aus der Wurzel vermittelst Suffigierung gebildet. Was man sonst von ihnen weiß, deutet auf eine Vollständigkeit hin, die man kaum erwarten würde. „Wenn der Reichtum von Formen zum kurzen Ausdruck seiner Beziehungen", sagt Peschel, „über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müßten uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am King George Sund Neid einflößen, denn ihre Sprache besitzt nicht bloß so viel, sondern sogar vier Kasusendungen mehr als die lateinische, und außer Einheit und Mehrzahl noch einen Dual. Das Verbum, an Zeiten so reich wie das lateinische, hat ebenfalls Endungen für den Dual, ja drei Geschlechtsformen für die dritte Person, sonst aber außer der Aktiv- und Passiv- noch Reflexiv-, Reciprokal-, Determinativ- und Kontinuativformen. Was die Gabe der Sprachbildung anbelangt, so müssen also vor dem erfinderischen Australier selbst die hochgesitteten Polynesier, ja noch mehr, ein graues Kulturvolk wie die Chinesen sich beugen."

Digitized by Google

Daraus aber etwa einen höheren Geistesrang für die Australier abzuleiten, wäre ein schwerer Irrtum. Es ist das unstreitige Verdienst Friedrich Müllers, dargethan zu haben, daß diese grammatisch hoch entwickelten Idiome doch vollkommen adäquat sind den beschränkten geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken bloß in den Dingen des gewöhnlichen Lebens sich bewegt. Bei ihrer dem Klange nach sinnlichen Wohlgestaltung sind sie nicht bloß, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet, sondern auch sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. So besitzen diese Naturmenschen für jeden ihnen bekannten Gegenstand ein genau bezeichnendes Wort; es giebt keinen Baum, kein Kraut, welches nicht von ihnen mit einem bestimmten Namen belegt wäre. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar; ihr Sinn ist eben der Abstraktion durchaus abhold.

Bei jenen Schwarzen, die in größeren oder geringeren Kontakt mit den Weißen kommen, bildet sich für eben diesen Verkehr aus der Ursprache und dem Englischen ein Jargon eigentümlicher Art. Man läßt zur Vereinfachung alle Flexionsformen fallen, gebraucht das Verbum stets im Infinitiv, für das erste Pronomen steht „me", das zweite „you", das dritte der Name der betreffenden Person. Dann erweitert man die Gebrauchsweise einzelner Wörter durch Uebertragung auf sinnlich verwandte Begriffe. Gras z. B. bedeutet dem Australier zunächst wirkliches Gras; wenn man das Aussprechen dieses Wortes mit einer unzweideutigen Hinweisung auf den Kopf begleitet, so heißt es für ihn Haar, unter Umständen Bart. Mit „flourbag" verbindet sich für ihn zunächst der Begriff eines Sackes Mehl, dann aber heißt es für ihn auch weiß, daher alt, und mit demselben wird am einfachsten und verständlichsten ein Schimmel bezeichnet.

Die Produkte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niederen Kulturstufe erwarten läßt, ganz unbedeutend; enthalten sie auch Ausdrücke, die nicht mehr im Tagesverkehre vorkommen, so sind ihre Lieder doch nur kurze abgerissene Gedanken, ohne einen tieferen Zusammenhang, wie sie die augenblickliche Erregung eingiebt. Von Fabeln, Märchen und Sinngedichten, wie sie Hottentotten und Neger in großer Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden.

Weiße und Schwarze.

Seit der Einwanderung der Europäer in Australien kommen auch Vermischungen mit den Eingeborenen vor, und diese Kinder von weißen und schwarzen Frauen werden »Half-Castes« genannt; sie sind keineswegs häßlich, ziemlich weiß oder doch rötlich, mit schönem, reich gelocktem Haar, hübschen Augen und Zähnen. Ihre Gesichtsbildung nähert sich der europäischen, und sie verbinden damit einen zierlichen graziösen Körperbau und elastische Bewegungen. Im Norden der Kolonie Viktoria, wo dieses Halbblut am häufigsten sein soll, zeichnet es sich durch Stärke wie durch Intelligenz aus und vermag sowohl mit Weißen als mit Eingeborenen fruchtbare Verbindungen einzugehen. Man kennt ihrer zwei bis drei Generationen und nach Topinard wären die australischen Mischlinge zahlreich in den Städten, selbst in guten Familien, insbesondere aber im Innern. (Rev. d'Anthrop. 1875, S. 247.) Nach andern Berichten aber giebt

Digitized by Google

es, obwohl Vermischungen der beiden Rassen häufig genug vorgekommen sind, doch verhältnismäßig im ganzen nur wenig, und unter den Erwachsenen vorwiegend weibliche Mischlinge, da die meisten, der Farbe halber, gleich nach der Geburt getötet werden. Am Manningfluße, wo die Verbindungen von Australierinnen mit Europäern ziemlich häufig sind, besorgen dies die Mütter gleich selbst. Eine Mutter führte geradezu als Entschuldigungsgrund an, das Kind sei halb weiß gewesen. (Ausland 1847, S. 715.) Und wenn auch der eifersüchtige eingeborene Vater die neugeborenen männlichen Bastarde nicht sofort tötet, so wird der Stamm doch niemals erlauben, daß sie zum Mannesalter gelangen. Nur da kommen sie eigentlich auf, wo die europäischen Väter sich ihrer so weit annehmen, daß sie die schwarzen Mütter von den übrigen Wilden trennen und unter ihrer Aufsicht behalten. Doch ist das Los dieser Kinder am Ende gewöhnlich ein trauriges, denn da die Väter bei dem nomadischen Leben der Buschleute sich selten lange um sie bekümmern können, so fallen sie nach einiger Zeit dem Stamme, mit dem die Mutter doch schließlich umherzieht, wieder anheim. Aber auch wenn sie gänzlich bei Weißen aufgezogen werden, droht ihnen von den Schwarzen fortwährende Gefahr. Diese stehlen die heranwachsenden Mädchen und töten wo möglich die Knaben, denn instinktmäßig fürchten die Australier durch die größere Intelligenz dieser Mischlinge verdrängt zu werden. Als Oberländer über das Töten der Mischlinge eine Lubra befragte, erhielt er zur Antwort: No good, all the same warrigal (wilder Hund). Eine andre erklärte ihm ebenso aufrichtig: Blackfellow kill 'em plenty white piccaninny. (Globus, Bd. IV, S. 279.) Der weiße Mann ist ja auch in der That der erbittertste Feind des Schwarzen.

In allen Teilen Australiens, soweit es von den Weißen besiedelt ist, geht die eingeborene Rasse ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegen. Die zusammenwirkenden Ursachen sind sehr verschieden: der Branntwein und von Europäern mitgebrachte Krankheiten, wie die Lustseuche und die Pocken, haben dazu beigetragen; sehr merkwürdig ist auch, daß eine in sehr großem Umfang und mit großer Heftigkeit auftretende Krankheit in Australien wie unter anderen uncivilisierten Rassen mit der Ankunft europäischer Frauen im Lande zusammentrifft. (Ausland 1848, S. 641.) Aber alle diese Ursachen können wohl kaum größere Verheerungen unter den Söhnen der Wildnis Australiens als seiner Zeit unter den Indianern Amerikas angerichtet haben. In der That trägt in Australien ein ganz anderer Umstand die Schuld an dem raschen Verschwinden der eingeborenen Rasse, nämlich der, daß die Ansiedelungen der Hirten große Räume Landes für die Herden in Beschlag nehmen und ganze Stämme auf einmal ihrer Opossum- und Känguruhreviere beraubt werden. Das geschieht jetzt noch ebenso wie früher und wird an den Grenzen der Kolonien stets von neuem Veranlassung zu Konflikten geben, die erst mit dem Aussterben der Eingeborenen ihr Ende erreichen.

Im höchsten Grade interessant sind Oberländers Enthüllungen über die Behandlung der Eingeborenen seitens der auf ihre hohe Gesittung und humanitäres Wesen so sehr pochenden Briten. Die Art der Besitznahme von neuen Weideplätzen, sagt er, ist keines-

Digitized by Google

wegs dazu angethan, bei den Eingeborenen irgend eine Sympathie für die Europäer zu erwecken. Denn nicht als Erbe oder durch Kauf wird das Land erworben, sondern nur durch ein allmähliches Zurücktreiben der Eingeborenen. In dem Maße, in welchem sich die Herden vermehren und die weiße Bevölkerung zunimmt, wird ein verhältnismäßig größerer Raum nötig und beansprucht, und die eigentlichen Eigentümer des Bodens werden ohne Vertrag, ohne Handel, selbst ohne Entschädigung weiter hinein ins Innere gedrängt. Sobald irgend ein frischer Weideplatz zufällig oder durch danach suchende Hirten entdeckt ist, brechen auch schon die Weißen mit ihren Herden auf, um ihn in Besitz zu nehmen. Die Regierung giebt ihnen Erlaubnisscheine für die neue Strecke; „Stationen" werden erbaut und die Eingeborenen aus der Nachbarschaft verjagt. Das Wild wird von den Europäern zusammengeschossen, von ihren Hunden gehetzt und niedergerissen. Die Gräber der Vorfahren des vertriebenen Stammes tritt der Europäer rücksichtslos mit Füßen, und doch hängt dieses Volk ebenso an dem Boden, den es Vaterland nennt, wie andre Menschen. Mit der Vertreibung der Wilden ist es aber noch nicht einmal gethan. Dadurch, daß ein Stamm von seinem Jagdgrunde vertrieben wird, gerät er in Feindschaft mit andern Stämmen, in deren Gebiet er einzubrechen gezwungen wird, und so beginnt nun auch schon zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen ein Vernichtungskrieg; der eingebrochene Stamm muß nicht nur für seinen Lebensunterhalt, sondern auch für sein Leben selbst kämpfen.

Wen kann es nun wundern, daß sich der mißhandelte Eingeborene an den Schafen und Rindern seiner Bedrücker schadlos zu halten sucht? Eine Herde wird überfallen und ein Teil davon weggetrieben. Darauf vereinigen sich die Aufseher und Schäfer der Nachbarschaft und verschaffen sich eine zeitweilige Ruhe vor den Räubern, indem sie eine Anzahl davon niederschießen und den Rest zerstreuen. Irgend ein andrer Schäfer oder Hüttenwächter, der mit der Sache vielleicht gar nichts zu thun hatte, muß dann mit seinem Leben den ausgeführten Rachezug büßen. Seine Hütte wird von den Schwarzen niedergebrannt, er selbst erschlagen. Pferde und Rindvieh, alles wird zersprengt und der Grimm des Eigentümers geweckt. Jetzt rücken die Viehzüchter von verschiedenen Bezirken aus, geführt von einem, dem verfolgten Stamme feindlichen Schwarzen, und metzeln nieder, was sie erreichen können. Ganz ebenso, wie auf Tasmanien, ist „Vernichtung!" das Losungswort, und gegen die überlegenen Waffen der Europäer können sich die schwarzen Barbaren ohnehin nicht verteidigen. Wohl haben die australischen Zeitungen mehr als einmal entsetzliche Berichte über solche kaltblütig begangene Mordthaten gebracht, aber die Regierung blieb in der Regel taub, und es gab sogar Polizeidirektoren und angesehene Ansiedler, welche das Vorkommen solcher Thaten rundweg leugneten, so lange es nur ging, d. h. so lange die Verbrechen nicht gar zu himmelschreiend wurden. Dann und wann drang das Gerücht auch über den Busch hinaus, daß „die schwarzen Burschе wieder einmal eine Dosis bekommen hätten!" Und in der That sind viele Schwarze dadurch ermordet worden, daß man ihnen mit Arsenik vergiftetes Brot in den Weg gelegt hatte! Man hat die „Damper" gefunden, dieselben geprüft und das Gift darin entdeckt; darauf hat man auch „Untersuchung" geführt, aber man konnte keine weißen Zeugen finden, und schwarze sind — nach den Gesetzen — nicht zulässig.

Man kann sehr gut zugeben, daß derartige Nichtswürdigkeiten in den letzten Jahren nicht mehr vorgekommen sind; sie sind eben nicht mehr notwendig, denn das Aussterben der Schwarzen geht jetzt auch ohne solche Nachhilfe rasch genug von statten (Oberländer, Australien, S. 317—318).

Das rücksichtslose Vordringen der Weißen in das Innere Australiens bringt eben eine tiefgründliche Veränderung in der ganzen Lebensweise der Schwarzen hervor, welche nach Dr. Topinard die Hauptursache ihres Dahinschwindens ist. Denn diese Veränderung im Vereine mit der damit erwachsenden Schwierigkeit, ihren Neigungen und jahrhundertlangen Ueberlieferungen gemäß sich zu ernähren, erzeugt ein namenloses Heimweh gepaart mit dem unabweislichen Gefühle der Wilden, das sie vor der Uebermacht in geistiger wie in materieller Beziehung empfinden. Es ist eine diese Ansicht unterstützende Thatsache, daß die Weiber der Wilden, von diesem Gefühle erdrückt, zu gebären aufhören, einzelne Kinder

Digitized by Google

töten, ihre Empfängnis verhindern und Leibesfrüchte vernichten. An manchen Orten sagen die Schwarzen geradezu, sie hätten jetzt kein Land mehr und wollten darum auch ihre Kinder nicht am Leben erhalten (Ausland 1847, S. 715), ein Fall, der übrigens nicht vereinzelt dasteht in der Geschichte, denn in ganz gleicher Weise führten nach Ankunft der Europäer die Antillenos oder indianischen Bewohner der Antillen vorbedächtig eine Art von Rassenselbstmord aus (Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart 1877, S. 431); ein solcher ist es, welcher auch in Australien geräuschlos aber sicher den schwarzen Mann hinwegräumt. Ob Graf Strzelecki mit dem angeblich von ihm entdeckten Gesetze Recht habe, wonach eingeborene Frauen, wenn sie durch die Verbindung mit Europäern geboren haben, mit Männern ihrer eigenen Rasse unfruchtbar bleiben, steht freilich dahin. Wenn aber der sonst so bescheidene Schweizer Handwerker T. Müller meint, der Australier sei vielleicht unter allen barbarischen Völkern am geeignetsten europäische Civilisation anzunehmen, gründlich und bleibend zu erfassen, so steht er völlig vereinzelt mit dieser Ansicht. Ein ganzes Heer strenger Beobachter urteilen vielmehr, daß er mehr denn irgend andere Wilde der europäischen Civilisation unzugänglich zu sein scheine, und in der That ist dieselbe bis jetzt noch so gut wie ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben. Deshalb hat Emil Montégut recht, wenn er sagt, vergeblich suche man bei den Australiern nach einer Eigenschaft, welche ihr Verschwinden bedauern ließe, vielmehr sei dieses eine Wohlthat für die Kolonie. (L'Angleterre et ses colonies australes. Paris 1880. 8°. S. 30 und 33.) Andererseits aber täusche man sich nicht: Der Australier ist in seiner Art, trotz seines uns elend dünkenden Lebens, ein glücklicher Mensch, der sich in alle Lagen der Entbehrung mit Gleichmut und Heiterkeit zu schicken weiß, ein echter Philosoph, ein Mensch, dem persönliche Freiheit und Unabhängigkeit, wie unsere verfeinerte Gesittung sie niemals gewähren kann, die ersten Bedürfnisse sind, und für deren Befriedigung er alles zu opfern imstande ist. Der Australier war ein echter Naturmensch, er ist so und wird es wohl auch immer bleiben, so lange er noch auf Erden wandelt.

Die Einwanderer.

Die Masse der nach Australien Eingewanderten, welche gegenwärtig die politischen Herren des Landes sind, stammt aus dem dreieinigen Königreiche Großbritannien und Irland, und diese Söhne Albions, geschickte und glückliche Kolonisatoren, sind es fast ausschließlich, deren Betragen gegen die schwarzen Eingeborenen im vorigen Abschnitte geschildert wurde. Einen nicht ganz unansehnlichen Bruchteil der eingewanderten Bevölkerung bilden aber unter den Menschen englischer Zunge die Deutschen, welche, ebenso auswanderungslustig wie die Briten, an allen Punkten der Erde neben diesen in geringeren oder bedeutenderen Mengen angetroffen werden und daher auch in Australien nicht fehlen. Ein charakteristischer Zug des Deutschtums, der sich auch in Australien beobachten läßt, ist seine außerordentlich geringe nationale Widerstandsfähigkeit,

Digitized by Google

überall wo es in angelsächsischer Mitte lebt. Nicht unter Romanen, nicht unter Slaven, wenigstens bei weitem nicht so rasch, regelmäßig aber unter den stammverwandten Angelsachsen entäußert der Deutsche binnen kurzem sich seiner Nationalität und geht meist schon in der nächsten Generation sowohl in Sprache als in Sitte und Gewohnheiten in dem umgebenden Engländertum völlig auf.

Diese ethnologische Thatsache ward erst neuerdings von dem sehr scharf beobachtenden Berichterstatter der Kölnischen Zeitung bestätigt, welcher im Jahre 1879 Australien bereist hat. Nirgendwo in Viktoria und Neusüdwales, sagt er, sind Aussichten auf eine dauernde Erhaltung des Deutschtums vorhanden, während das deutsche Element in Südaustralien vielleicht später einmal eine ähnliche Stellung einnehmen mag, wie gegenwärtig die keltische Bevölkerung von Wales. Die Anzahl der in Neusüdwales angesiedelten Deutschen wurde zu Mitte des Jahres 1879 auf 6623 Personen angegeben. Davon sind weitaus der größte Teil Ackerbauer, Weinzüchter und Arbeiter, Leute, die ihre Muttersprache vielfach verlernt haben. Wohlhabend sind unter diesen Deutschen nur einige Ackerbauer- und Weinzüchter, reich fast niemand. Zu der riskanten, aber unter günstigen Umständen äußerst gewinnbringenden Schafzucht auf riesengroßen, von der Regierung gepachteten Grundstücken bringen die Deutschen von Hause aus nicht das hinreichende Kapital mit. Zu Schafhirten, Schafscherern und was dergleichen verzweifelt langweilige Thätigkeiten sind, geben sie sich ebenfalls nur selten her, so daß ihnen auf dem Lande schließlich nur die oben geschilderten Erwerbszweige übrig bleiben. Ein paar vorwiegend deutsche Dörfer sind freilich in Neusüdwales vorhanden, sonst aber wohnen die Deutschen dort nirgends in dichteren Massen zusammen, so daß sie ohne neue Nachschübe binnen kürzester Zeit im Engländertum untergehen. Etwas anderer Art ist die deutsche Bevölkerung in den Städten, in Sydney mag es ihrer einige Hunderte geben. Ganz genau wird sich das kaum jemals feststellen lassen, weil es keine einzige deutsche Familie giebt, die nicht mit englischem Blute sehr stark untermischt wäre. Die Männer sind vorwiegend deutsch, die Frauen mindestens eben so häufig englisch als deutsch; die Söhne lernen wohl auch noch des Geschäftsinteresses halber die Sprache des Vaters, mit den Töchtern aber, die in englischen Schulen erzogen worden sind, die englische Haltung und englische Sitten angenommen haben, dürfte eine Verständigung in deutscher Mundart vielfach etwas schwierig sein. Betrachtet man die geringe Anzahl, wie die gesellschaftliche Stellung der Deutschen, so kann ihnen diese Untermischung kaum zum Vorwurf gereichen. Thatsache aber ist es doch, daß das Deutschtum wenigstens in Neusüdwales schon nach der zweiten Generation einem unausbleiblichen Untergang oder vielmehr Aufgehen in die große Masse der englisch redenden Australier verfallen ist. In Nordamerika, wo die Deutschen dichter beisammen wohnen, dauert dieser Prozeß doch etwas länger. Indes, wenn man die mühselige Laufbahn der meisten in Australien angesiedelten Deutschen betrachtet, so muß man gestehen, daß sie sich unter den Engländern einer verhältnismäßig hohen Achtung erfreuen. Es sind nicht wie in Südamerika, in Spanien oder Italien fast ausschließlich Großkaufleute oder hochgebildete Künstler. Die deutsche Bevölkerung der australischen Städte rekrutirt sich zu mindestens neun Zehnteilen aus dem Stande der höheren Gewerbetreibenden. Manche Gewerbe, wie das der Uhrmacher, der Optiker, vielfach auch der Gastwirte, sind ja ebenfalls in Nordamerika, in Neuseeland und andern Ländern fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Mit gar keinem oder kleinem Kapital herüberkommend, sind sie, wenn nicht reich, so doch erträglich wohlhabend geworden; sie genießen eine geachtete bürgerliche Stellung, sie haben ihr deutsches Gemüt bewahrt, sie trinken gern Bier, sie plaudern gern von der Heimat — und was wollte man mehr! Auch deutsche Kaufleute, Künstler, Juristen, Ingenieure giebt es im Lande, aber sie gehören zu den Seltenheiten, sie können nicht als tonangebend für die Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung Australiens aufgefaßt werden. Die Rückkehr nach der Heimat scheint von Australien aus nicht so häufig zu sein, wie von Amerika. Die Leute sind zu stark mit den Australiern verschwägert, und dann werden sie auch wohl leicht wohlhabend, aber doch vielleicht nicht reich genug, um ihre Tage ohne weitere Arbeit daheim in Frieden genießen zu können. Wer jedoch eine derartige Rückkehr im Sinne hat, der pflegt ganz offen zu sagen, daß er bloß deshalb in Australien weile, um Geld zu machen. Die Kapitalansammlung aber soll langsamer als in Amerika vor sich gehen.

Digitized by Google

Von viel größerer Bedeutung für Australien ist die Einwanderung eines andern Volkselementes, dem wir auf australischem Boden gleichfalls zum erstenmale begegnen: es sind dies die bezopften Söhne des himmlischen Reiches, die Chinesen, welche anfangs in großen Scharen nach dem fünften Erdteile strömten. Auf der Halbinsel Carpentaria, welche am nördlichen Ufer der Kolonie von Queensland ins Meer sich erstreckt, hatten sich bereits nicht weniger als 25,000 Chinesen niedergelassen, während die Bevölkerung von ganz Queensland, wovon die Halbinsel Carpentaria nur etwa den sechsten Teil bildet, bloß 200,000 Köpfe zählt. In Viktoria ward 1859 die chinesische Bevölkerung auf 46,000 Köpfe veranschlagt. Seitdem ist sie aber rasch gefallen und zählt jetzt nur noch 13,000. Im allgemeinen läßt sich konstatieren, daß die chinesische Einwanderung schon seit längerer Zeit in der Abnahme begriffen und seit mehreren Jahren völlig stationär geblieben ist. Die Gesamtzahl der Chinesen in den australischen Kolonien stellt sich, soweit dieselbe ermittelt werden konnte, wie folgt: Queensland 14,524, Viktoria 13,000, Neusüdwales 9500, Neuseeland 4433, Südaustralien und Port Darwin 2000, Tasmanien 750 — macht im ganzen 44,207 Seelen. Die chinesische Bevölkerung von Melbourne zählt etwa 500 Personen und die der Vorstädte 380. Von diesen konkurrieren überhaupt nur 66, welche Zimmerleute sind, mit europäischen Arbeitern. Die übrigen sind entweder Gärtner, Höker oder Personen, die sich durch Arbeiten ernähren, an deren Verrichtung ein Europäer nicht denken würde. Was aber diese Bevölkerung von der übrigen unterscheidet und den strikten Gegensatz zu der deutschen bildet, ist die Hartnäckigkeit, mit der sie ihre alten Sitten bewahrt, die Vereinsamung, in der sie mitten unter Angehörigen der verschiedenartigsten Rassen lebt; niemals bindet sich der Chinese an das Land, wohin er auswandert, sondern er kennt nur einen Wunsch, nämlich so viel Vermögen zu erwerben, um bescheiden in China leben zu können, wohin er, sobald es ihm halbwegs möglich ist, zurückkehrt. Ja, so kräftig ist diese Sehnsucht nach der Heimat, daß sie nicht einmal mit dem Leben ein Ende nimmt; ist es doch allgemein Sitte, daß wer die Mittel dazu besitzt, wenigstens seinen Leichnam nach dem teuren Vaterlande überführen läßt. Diese Isolierung der Chinesen im Auslande ermöglicht es ihnen gerade, nebst dem stets sorgfältig gepflegten Zopfe auch ihre Sprache und Nationaltracht ziemlich unverfälscht zu erhalten. Zugleich trägt sie aber auch, und besonders die Tendenz, früher oder später nach der Heimat zurückzukehren, Schuld daran, daß die chinesischen Kolonisten beinahe allenthalben von der einheimischen Bevölkerung mit mißgünstigen Blicken betrachtet werden, da diese sie meistens nur als eine Art Vagabunden und Abenteurer, gewissermaßen als Blutegel ansieht, welche die Adoptivheimat aussaugen und der allgemeinen Wohlfahrt mehr schädlich als nützlich sind.

Die ernsteste Frage ist übrigens jene der durch die Chinesen der europäischen Arbeit erwachsenden Konkurrenz. In der Regel sehr mäßig und an eine dürftige Lebensweise gewohnt, begnügen sie sich nämlich mit sehr niedrigen Lohnsätzen, die für die vielfachen Bedürfnisse unserer Arbeiter nimmer genügen würden. Freilich ist auch die Qualität ihrer Arbeit eine mindere, so daß, wo zu einer

Digitized by Google

Verrichtung ein gewisses Verständnis nötig ist, man in der Regel vorzieht, europäische Kräfte, manchmal sogar für den dreifachen Preis, anzuwerben, als sich der chinesischen Arbeiter für geringen Lohn zu bedienen.

Man weiß allenthalben, daß an den Küsten des Stillen Oceans die protektionistischen Maßregeln vorherrschen, und daß der chinesischen Einwanderung dort alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden und zum Teil noch werden. Nicht ebenso bekannt dürfte es sein, daß eine Zeitlang auch in Australien eine solche antichinesische Bewegung stattfand, welche weniger dem Fortschritt der Ideen, als vielmehr der mittlerweile veränderten Lage der Dinge gewichen zu sein scheint. Es war im Jahre 1854, als die Goldgräberei in Australien ihren Höhepunkt erreichte, wo die chinesische Einwanderung sich plötzlich mit Macht nach jenem Kontinent wandte; innerhalb weniger Monate landeten 10,000 Mongolen in Melbourne, auf vier Schiffen kamen allein 1400 Immigranten an. Damals begann man Meetings zu veranstalten, Petitionen abzusenden, die hochherzigsten Reden zum Schutze der einheimischen Bevölkerung wurden gehalten, und schließlich durften die Schiffe nur einen Chinesen per je zehn Tonnen laden; für jeden Mann, um den dieses Verhältnis überschritten ward, mußte der Rheder eine Buße von 10 Pfund Sterling bezahlen. Als hierauf die armen Johnnies — alle Chinesen werden nämlich von den Engländern „John" oder „Johnny" genannt — anstatt in Melbourne in Sydney einliefen und die Bergwerke auf dem Landweg zu erreichen suchten, wurde ihnen eine Kopfsteuer von vier Pfund Sterling auferlegt. Die Ungerechtigkeit dieser Maßregel war augenscheinlich; überdies dauerte es nicht lange, so begann die australische Bevölkerung selber einzusehen, daß in einem Land, wo der größte Mangel an Arbeitskräften herrschte, auch der Chinese von Nutzen sein könne. So wurden die Prohibitivmaßregeln allmählich wieder außer Kraft gesetzt, und die mongolische Rasse, gleich jeder andern, in Australien zugelassen.

Jetzt sind die Chinesen ausschließlich entweder Minenarbeiter, oder Garten- und Ackerbauer, wobei sie auch in Australien den Ruf der chinesischen Agrikultur bewähren. Unstreitig übertreffen ihre Produkte die von den Europäern gezogenen, weshalb dieselben auch teurer bezahlt werden. Der Chinese besorgt zugleich den Vertrieb der von ihm erzeugten Ware. Da er jedoch nur selten englisch spricht, zeichnet der Käufer in der Regel selber den bewilligten Preis in ein Büchlein auf, welches der Verkäufer stets bei sich führt, und dessen Ziffern er aufmerksam betrachtet, jedoch gewöhnlich ohne sie zu verstehen. Von Zeit zu Zeit wird dann abgerechnet — zu einem Streit kommt es dabei nur höchst selten. Uebrigens giebt es, besonders in Melbourne, mehrere Chinesen, die sich dem Kaufmannsstande gewidmet, und unter diesen einzelne, welche sogar ein recht ansehnliches Vermögen erworben haben. In diesem Falle bedienen sie sich nicht ihres eigenen Namens zur Bezeichnung der Firma, sondern wählen andere, meist von ganz unerreichbarer Phantasie. So bedeutet „Kong Meng & Co." — Gesellschaft des glänzenden Lichtes! Diese Kaufleute sind auch die einzigen, die sich einigermaßen europäisierten, indem sie nach englischer Sitte leben und europäische Frauen heirateten; dadurch ist es manchem von ihnen gelungen, sich nicht bloß einen festen Kredit am Platze zu verschaffen, sondern sogar einen gewissen Einfluß zu erlangen. Indeß gehören solche Fälle zu den Ausnahmen; der weitaus größere Teil der chinesischen Kolonistenbevölkerung in Australien nährt sich vom Bergbau, der ihnen am besten zusagt. Zumal in Sandhurst und in Ballarat giebt es einzelne große Bergwerke, die ausschließlich mit chinesischen Händen betrieben werden. Die meisten waschen jedoch auf eigene Rechnung, wobei der arme John sich oft mit der Ausbeutung von bereits durch die Europäer verlassenen Stellen begnügt.

Infolge der Abtrennung von den Europäern, in der sie leben, haben die Chinesen beinahe überall eigene Wohnungscentren gebildet, um die sich ihre Stammesgenossen scharen, und von denen sie schließlich die alleinigen Insassen bleiben. So ist auch in Melbourne eine der Nebenstraßen der Stadt — die „Bourke Street East" — sozusagen einzig und allein von Chinesen bewohnt. Dort haben sie ihre Banken; ihre Clubs, ihre Spielhäuser, kurzum alles; wo jedoch wirklich eine kleine chinesische Stadt existirt, das ist Ballarat. Dort leben ungefähr 6000 Chinesen in dem sogenannten „Chinese Camp" beisammen. Um dieses Miniaturkanton in seiner eigentlichen Gestalt zu studieren, muß man es des Nachts besuchen, da unter Tag die Einwohner auf den Arbeitsplätzen zerstreut sind. Auch empfiehlt es sich, wie der Italiener Giovanni Branchi, welcher die Vitiinseln und Australien bereiste (Tre mesi alle isole dei Cannibali nell' arcipelago delle Figi, Firenze 1878, 8°.), berichtet, des Beistandes der Polizei sich zu versichern, um

Digitized by Google

überall eindringen zu können, denn der Chinese hat einen ungeheuren Respekt vor dem Policeman; diesem ist jeder noch so verborgene Winkel zugänglich, vor ihm öffnet sich jede Thüre, — er herrscht förmlich als unumschränkter Despot.

Dennoch giebt es einen Punkt, den die englische Polizei niemals zu durchdringen vermocht hat; es ist dies eine gewisse geheime Verbindung, welche die Chinesen unter sich bilden, und der zufolge sie nicht nur eigene Oberhäupter erwählen, sondern auch Gesetze aufstellen, deren Nichtbefolgung mit Strafen geahndet wird, ohne daß die öffentlichen Behörden auch nur das geringste davon erfahren. Uebrigens betrifft diese Organisation immer nur die Beziehungen der Chinesen unter sich, niemals ihr Verhältnis zu den Europäern. So ist es höchst wahrscheinlich, daß, wenn ein Chinese an einem andern einen Diebstahl begeht, der Schuldige viel früher durch seine eigenen Landsleute ausgemittelt und bestraft wird, als durch die englische Polizei. Dabei ist merkwürdig, daß ein Abgestrafter niemals an die Regierungsbehörden rekurriert, und es überhaupt unmöglich ist, irgend eine Auskunft darüber zu erlangen, wie, wo und durch wen jene summarische Gerechtigkeit ausgeübt wird. Ein ähnliches Verfahren wird gegenüber den Schuldnern in Anwendung gebracht, wo von hundert Flüchtigen, die etwa ohne Begleichung ihrer Verpflichtungen durchbrennen und nach China übersetzen möchten, gewiß neunundneunzig in Melbourne vor ihrer Einschiffung festgenommen und zurückgehalten werden.

Die Tasmanier.

Van Diemensland oder, wie wir jetzt sagen, Tasmanien, durch die Baßstraße von dem südlichsten Vorsprunge Australiens getrennt, war schon zur Zeit seiner ersten Kolonisierung durch die Engländer, 1803, nur spärlich bevölkert. Auf einem Flächenraume wie Irland hausten im ganzen 6—7000 Eingeborene, welche zu klassifizieren Schwierigkeiten macht. Gewiß ist, daß sie von den Australiern sich durch Sprache und körperliche Merkmale unterschieden. Unter den letzteren betrachten wir als wichtigstes das Vorkommen von Wollhaar wie bei den Negern oder wenigstens den Papua. Alle Beobachter, Cook, R. N. Davies, Lieutenant Breton und der Naturforscher Peron, betonen einstimmig das wollige Aussehen des kurzen, schwarzen oder sehr dunkelbraunen Tasmanierhaares, welches zu büschel- und korkzieherartigem Wachstume neigt (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 739) und bei mikroskopischer Betrachtung sich als flach mit elliptischem Querschnitt erweist. Ueberhaupt ist die Behaarung am ganzen Körper beim Tasmanier reichlich entwickelt und besitzt überall die nämliche Beschaffenheit wie am Kopfe. Auch sonst zeigt sich eine ziemlich starke Verschiedenheit des tasmanischen Typus vom australischen.

Wir kennen die Tasmanier aus den Beschreibungen der ersten Entdecker. Nach Cooks Schilderung war ihre Hautfarbe schwarz, das Haar wollig, die Lippen jedoch nicht wulstig, die Nase auch nicht platt gedrückt, die Gesichtszüge nicht häßlich, nur hatten die meisten Haupthaar und Bart mit roter Salbe gefärbt. Neuere Untersuchungen lassen indes doch die Nase an der Basis breit und oben eingedrückt, den Zwischenraum zwischen Nase und Oberlippe tief, den großen aber gutmütigen Mund etwas schnauzenartig vorspringend erscheinen (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 673). Im allgemeinen waren sie, nach den von Brough Smith sorgfältig zusammengestellten Nachrichten, dunkler, stämmiger, breitschultriger und kleiner, aber auch von weniger gefälligem Aussehen als die Bewohner des australischen Festlandes. Als mittlere Körpergröße fand der englische

Anthropologe Joseph Barnard Davis für 23 Männer 1,618 m und für 29 Frauen 1,503 m. Doch geben die meisten Reisenden weit höhere Ziffern, bis 1,80 m, an. Nach den relativ wenigen Schädeln, die bisher gemessen wurden, stellen sich die Tasmanier nicht als so ausgeprägte Langköpfe wie die Australier dar; Topinard bezeichnet sie als Subdolichokephalen (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 105), denn ihr Breitenindex beträgt mit Schwankungen zwischen 72 und 80, im Mittel 76 (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 728), auch hat Flower an 34 Schädeln zwei Fälle von Metopismus beobachtet; im Höhenindex (72,8) nähern sie sich dagegen sehr den Australiern, desgleichen hinsichtlich der Zähne; sie sind weniger prognath aber stärker mikrosem (Orbitalindex 76,3) als diese: ihr Nasalindex beträgt 56,8 (a. a. O.), während die Schädelkapazität mit 1330 ccm um einiges jene der Australier übertrifft (a. a. O. 1873, S. 104). Was die gesamte Erscheinung betrifft, so wird uns ein Mädchen von sechzehn Jahren, Namens Ura-Ura,

Lalla Rookh, die letzte Tasmanierin.

durch Peron sehr günstig geschildert, und auch andre Beobachter wissen von manchen Schönheiten zu berichten. Allein abgesehen von einigen Mädchen im ersten jungfräulichen Alter, waren die Frauen, was auch Lloyd (Thirty-three years in Tasmania and Victoria, S. 44) bestätigt, abstoßend häßlich, häßlicher noch als ihre Eheherren, der Körper mager, das Fleisch welk, das Gesicht mit Holzkohlenpulver geschwärzt.

Uebereinstimmend heben andrerseits Friedrich Müller und Brough Smith hervor, daß in Betreff der Sprache und, wie aus vorigem sich ergiebt, einiger ethnologischer Momente dennoch ein tieferer Zusammenhang zwischen den beiden Typen, dem tasmanischen und dem australischen, bestanden zu haben scheine; ja es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß einzelne Mitglieder tasmanischer Stämme von Australiern kaum zu unterscheiden waren. Noch stärker als im physischen Aeußern tritt diese Verschiedenheit und zugleich Aehnlichkeit in andern Eigentüm-

Digitized by Google

lichkeiten zu Tage. Die Tasmanier besaßen, trotz ihrer Nähe von Australien, kein Hausthier, nicht einmal den eingeborenen Hund, und entbehrten jeder Kenntnis der charakteristischen Waffen jenes Landes, des Bumerang und des Wurfholzes („Wamera"); auch der Schild fehlte ihnen. Die Tasmanier waren niemals Kannibalen und die Sitte der Circumcision war ihnen unbekannt. Dagegen rissen sich einige ihrer Stämme zwei oder vier obere Schneidezähne aus so gut wie die Australier, und Cook bemerkte bei ihnen den nämlichen künstlichen Schmuck symmetrischer Hautnarben wie bei jenen. Alle diese Berührungspunkte und Ab-

William Lanney, der letzte Tasmanier.

weichungen lassen sich bloß durch Annahme einer ehemaligen Mischung mit einer kraushaarigen dunklen Menschenvarietät befriedigend erklären. Peschel wollte sie anfangs, freilich nur vorläufig, den Papua Neuguineas anschließen (Ausland 1870, S. 145), und spricht sich später nicht deutlich über ihre ethnologische Stellung aus (Völkerkunde S. 340). Fried. Müller jedoch stand nicht an, den Tasmanier für einen Mischtypus zu erklären, hervorgegangen aus einer Verbindung des straffhaarigen Australiers mit dem kraushaarigen Papua, worin jedoch der erstere gegen den letzteren ungleich bedeutender hervortritt. Mit dem einzigen Unterschiede, daß er ein Ueberwiegen des papuanischen Blutes erkennen will, theilt Brough Smith diese Ansicht des gelehrten Wiener Ethnologen. Die Ver-

Digitized by Google

mischung, meint dieser, kann von Neukaledonien aus stattgefunden haben, wo der Papua vor Einwanderung der Malayo-Polynesier als Aboriginer betrachtet werden muß und dessen Entfernung von Tasmanien nicht so groß ist wie jene der Samoagruppe von Neuseeland oder der Sandwichinseln von ihrem Muttergebiete. Wie die Tasmanier auf ihre Insel gelangten, hat ein Rätsel geschienen, weil sie keine Fahrzeuge besessen haben sollten. Floßartige Kähne waren indes vorhanden und eine Einwanderung, namentlich von Australien her über die inselreiche Baßstraße, erforderte keine hohen nautischen Leistungen.

So viel wir wissen, befanden sich die Tasmanier auf viel niedrigerer Gesittungsstufe als die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten in vormetallischer Zeit, die in Hütten lebten, Viehzucht trieben und Gewebe verfertigten. Nach Cooks Beschreibung gingen beide Geschlechter nackt, nur hin und wieder sah man Frauen, die ein Känguruhfell um die Schultern und in dem Fell ihre Kleinen trugen. In der damaligen Sommerzeit begnügten sie sich wie die Australier mit einem Obdach, laubenartig durch eingesenkte Baumzweige gebildet. Von Ackerbau oder Viehzucht keine Spur. Ihre Fertigkeiten und Arbeiten drehten sich fast nur um die Anfertigung von Waffen durch die Männer oder um Netze und Körbe durch die Frauen. Fasern und Bast des „Corrijong" oder Bindfadenbaumes wurden auf dem Schenkel in roheſter Weise auf- und abgerollt und so ein Faden hergestellt. Die Körbe fertigte man aus den Blättern der Dianella, nachdem diese zuvor über Feuer weich und biegsam gemacht waren. Der feine Knochen aus dem Hinterbeine des Känguruh diente als Nadel, Ahle oder Pfriemen. Ihre Waffen bestanden einfach aus Holz, im Feuer gehärtet, und beschränkten sich auf Wurfkeule („Waddy") und Speer, den sie jedoch nie mit scharfen Quarzsplittern oder Fischgräten versahen. Hämmer aus Quarz, Grünstein oder Feuerstein verstanden sie jedoch schnell und leicht herzustellen, indem sie wie die Australier den Stein in einen gespaltenen Holzstiel klemmten oder ihn an einen solchen mit Hilfe von Xanthorrhöaharz und Fasern befestigten. Auch auf Felsen und Bäumen hat man rohe Zeichnungen von Tieren, Vögeln und Menschen gefunden, gleichwie auf dem australischen Festlande. Die Kunst mit Holzkohle zu zeichnen scheint ein beliebter Zeitvertreib gewesen zu sein. Die Fähigkeiten der Tasmanier, sagt James Bonwick, dessen inhaltreichem Werke (Daily Life and origin of the Tasmanians. London 1870. 8°.) ich hier folge, waren mehr nachahmender als ursprünglicher Natur; doch, soweit die engen Bedingungen ihres Daseins in Frage kamen, genügten sie für die gewöhnlichen Bedürfnisse ihrer einfachen Existenz. In physischer und oft auch in moralischer Beziehung schienen die schwarzen Knaben und Mädchen der Waisenschule von Hobarttown oft über den Kindern europäischer Eltern zu stehen. Manche Zöglinge brachten es ziemlich weit; einer von ihnen, der schreiben konnte, gab für die Seinigen eine Zeitung heraus. Niemals zeigten die Tasmanier sich grausam oder blutdürstig; sie waren anfangs scheu und zurückhaltend und kamen erst später den Besuchern mit kindlichem und liebenswürdigem Benehmen entgegen, solange sie nicht verhetzt und zur Rachsucht angestachelt waren. Im ganzen genommen erklärte sie Bonwick für die friedlichsten Geschöpfe der Welt. In Bezug auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander kann man ihnen gleichfalls das beste Zeugnis ausstellen. Polygamie herrschte zwar allgemein auf der Insel, in der Art, daß fast jedermann zwei bis drei Frauen besaß (Lloyd, Thirty-three years in Tasmania and Victoria, S. 45), aber die Behandlung derselben war eine weit mildere als bei den Australiern. Die ersten Seefahrer fanden die tasmanischen Frauen völlig keusch; wenn sie später sich änderten, so ist dies bereits das Merkmal einer eingetretenen Verderbnis. Auch die Familienanhänglichkeit war unter ihnen sehr stark entwickelt, wie ein ganz vereinzelt dastehender Gebrauch beweist, der mit der Erinnerung an die Verstorbenen zusammenhängt. Sie trugen nämlich einen Knochen in einem um den Hals gehängten Täschchen auf der Brust, um sich dessen, von dem der Knochen stammt, in Liebe zu erinnern. Niemals aber benutzten sie, wie die Australier, Hirnschalen als Trinkbecher. Sie verbrannten ihre Toten und sollen einen bestimmten Glauben an ein künftiges Leben gehabt haben. Ihre, in vier Dialekte gespaltene Sprache war keineswegs roh und ungefüge; vielmehr zeigte sie sogar grammatische Schönheiten und methodische Beugungen; nur der Zahlensinn und das Zahlwort waren, wie bei den Australiern und vielen andern tiefstehenden Rassen, sehr mangelhaft entwickelt (Globus, Bd. XVII, S. 378—379). Alles in allem genommen haben wir auf Tasmanien den

Digitized by Google

Typus eines Urmenschen stereotypiert und — wie der Leser aus dieser in der vergangenen Zeit verfaßten Schilderung wohl errät — auch aussterben gesehen.

Wo der gesittete Europäer mit Völkern auf niederer Kulturstufe zusammengestoßen ist, folgte meistens ein jähes oder ein langsames Aussterben der farbigen Menschen nach. Dieser Vorgang fand bisher statt in Nordasien, in Südafrika, in Nordamerika, auf den westindischen Inseln, in der Südsee und, wie wir schon sahen, auch in Australien. Die Geschichte Tasmaniens bietet aber jenem, der sich dafür interessiert, die beste Gelegenheit, den traurigen Hergang eines solchen Rassentodes bis in alle pathologischen Einzelheiten zu verfolgen, denn wir besitzen darüber das umfangreiche Werk von James Bonwick (The last of the Tasmanians. London 1870. 8°.), der nicht nur alles, was die Archive Australiens und Tasmaniens enthalten, sondern auch unzählige Berichte von Augenzeugen gesammelt hat. „Die Grausamkeiten der Spanier in der neuen Welt," bemerkt Peschel, „sind von jeher ein beliebter Stoff für moralhistorische Stilübungen gewesen. Bonwick ist ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlassung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäischen Kulturvölkern, sowie sie mit andersgefärbten Menschen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germanischen Völkerschaften zu den blutgierigen Geschöpfen ihres Geschlechtes zählen. Nur von den Franzosen, obgleich auch sie nicht gänzlich rein sind, kann man rühmen, daß sie durchschnittlich menschlicher und christlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen seien. Es hilft auch nicht, sich damit zu beruhigen, daß die Schauderthaten auf Tasmanien von Sträflingen verübt worden wären, denn erstens beteiligten sich bei der Verübung jener Scheußlichkeiten nicht nur viele „Gentlemen", sondern wir wissen auch von unseren beiden Forstern, wie blutgierig englisches Schiffsvolk unter Kapitän Cook auf den Südseeinseln gehaust hat. Selbst wenn nur Sträflinge die Urheber aller Verbrechen gewesen wären, würde doch die Schuld auf die englische Gesellschaft zurückfallen, daß sie jene menschliche Pest in Ländern abgesetzt habe, die bereits bewohnt waren. Natürlich bleiben die Schwarzen den Ansiedlern nichts schuldig, und was die Sträflinge verbrachen, mußten unschuldige und friedliche Bewohner büßen. Unschuldig waren sie übrigens nicht gänzlich, denn es ist ja doch nur das Recht des stärkeren, welches der Europäer ausübt, wenn er in fernen Erdräumen Grund und Boden ihren Bewohnern entreißt" (Ausland 1870, S. 148).

Der blutige Katalog der Gräuel, welche an den Tasmaniern verübt worden, ist zu lang, als daß ich ihn mitteilen könnte; Nachstehendes reicht indes über und über aus, um diesen Rassenkrieg zu kennzeichnen. Damals war es ganz allgemeine Redensart, wenn man sagte, man habe so und so viel „schwarze Krähen" ausgerottet. Manche Leute machten selber die Aussage, daß sie gewohnt waren, auf Jagd nach Schwarzen auszugehen, um Futter für ihre Hunde zu bekommen; auch gab man ihnen vergifteten Branntwein. Kapitän Holman ist Bürge dafür, daß eine dieser angelsächsischen Bestien auf folgenden „Spaß" verfiel. Der Elende nahm zwei Pistolen, wovon nur die eine scharf geladen

Digitized by Google

war, lockte dann einen Schwarzen herbei, und zeigte ihm zu seiner Belustigung, wie man ein Pistol, nämlich das ungeladene, sich ans Ohr halten und abdrücken könne, weil nämlich nur in der Pfanne Pulver war, bis der Wilde Lust bekam, den Versuch selbst zu wiederholen. Der Mordlustige reichte ihm jetzt das geladene Pistol und der arme Schwarze jagte sich eine Kugel durch das Gehirn. (Bonwick, The last of the Tasmanians, S. 67.) Ebenso bestialisch war die Behandlung der eingeborenen Frauen. Die kleinen Schwarzen aber wurden gestohlen und an die Landwirte verkauft, die sie zu häuslichen Dienstleistungen abrichteten. So war denn in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts gegenseitiges Morden die Regel zwischen den eingeborenen Banden im Walde und den äußersten Vorposten der europäischen Ansiedler. Damals bemerkten zuerst die Engländer, daß die Zahl der tasmanischen Kinder rasch im Abnehmen begriffen war, das sichere Vorzeichen vom Erlöschen einer Menschenrasse. Dazu fraß die sittliche Verderbnis immer tiefer. Durch Bestechung gelang es den Weißen leicht, die tasmanischen Frauen zu verführen, welche, wenn sie nur kurze Zeit mit solchen umgegangen waren, meist die Männer ihres Stammes zu verachten anfingen, genau so wie die Indianerinnen zur Zeit der spanischen Eroberung gethan. Auch die Halbblütigen, deren Zahl mit der Zeit heranwuchs, standen auf Seite der Europäer.

Nachdem nun fast alle Schwarzen ausgerottet worden waren, gelang es, den Rest einzufangen, und man konnte nun mit dem „Civilisierungswerk" beginnen, eine neue Art und Weise der Vernichtung, durch welche das grauenvolle Drama langsam zum Abschluß kam. Die Sache selbst ist in anthropologischer Beziehung lehrreich; sie liefert einen erneuerten Beweis, wie unheilvoll die wirkliche oder vermeintliche Philanthropie wirkt, sobald sie die Naturgesetze verkennt und in dem Wahne befangen bleibt, daß man aus jeder beliebigen Rasse die Angehörigen derselben nach europäischer Façon ummodeln könne. Die tasmanischen Eingeborenen wurden von Missionären und „Menschenfreunden" einfach unter die Erde civilisiert. Ein nackter Volksstamm sollte plötzlich sich das Einsalben der Haut abgewöhnen und Kleider anlegen; Völkerschaften, die nur frische Luft unter Lauben geatmet, sollten in geschlossenen Hütten sich einsperren; Jäger, die von Fleisch, Eiern und Muscheln sich bis dahin ernährt hatten, sich an eine beinahe ausschließliche Pflanzenkost gewöhnen. Sie, die beständig das Waidwerk frisch und gesund erhalten hatte, sollten als Erwachsene in die Schulstube zusammenrücken, buchstabieren und lesen — wohlgemerkt englisch lesen — lernen, also Worte aussprechen, wie sie nicht geschrieben werden, da die englische Schrift ja stückweise schon zu Hieroglyphen herabgesunken ist. Um diesen edlen Zweck zu erreichen, wurden die eingefangenen Tasmanier zuerst nach der kleinen Insel Bruni, südlich von Hobarttown gebracht; inzwischen ermittelte man, daß auf Tasmanien selbst noch einige kleine Horden in alter Freiheit umherschwärmten. Der Superintendent Georg August Robinson, ein frömmelnder Heuchler, machte sich daran sie in friedlicher Weise zu gewinnen und am 28. Dezember 1834 wurden die letzten freien Tasmanier, acht Köpfe, eingefangen. Die Station Bruni mußte aufgegeben werden; dafür räumte man ihnen bereits

Digitized by Google

1831 die größte Insel der Baßstraße ein, die nach einander die Namen Fourneauxinsel, Great Island, endlich Flindersinsel getragen hat. Dort nahm das Verderben seinen Fortgang. So rasch starben sie hinweg, daß bei einer Zählung am 14. September 1838 nur noch 59 männliche und 36 weibliche Bewohner übrig waren. Erst im Oktober 1847 wurden die letzten Reste, 12 Männer, 22 Frauen und 10 Kinder von der Flindersinsel, ihrem Gefängnisse, erlöst und in ihre Heimat nach Oyster Cove unweit Hobarttown gebracht, die Kinder aber ins Waisenhaus gesteckt, von wo sie mit größter Schnelligkeit in ihr frühes Grab befördert wurden. William Lanney, gewöhnlich „King Billy" genannt, war das letzte Kind der letzten Familie, die sich freiwillig unterwarf, und der letzte Tasmanier. Er wurde selten nüchtern gesehen und starb am 3. März 1869 an der Cholera zu Hobarttown. Noch lebte ein Weib Lalla Rookh oder Truganina genannt, aber auch sie sank als der allerletzte Repräsentant des tasmanischen Volkes im Juni 1876 ins Grab.

Reste eines aus Stangen und Rindenstücken construierten Grabes der alten Tasmanier.

So sind die echten Tasmanier heute denn erloschen, nur in einigen halbschlächtigen Abkömmlingen rollt noch ihr Blut. Es sind die Sprossen europäischer Walfischfänger und Robbenschläger, welche einzeln oder in kleinen Banden die Inseln der Baßstraße oder die Küsteninseln im Südosten Australiens bewohnten und in Tasmanien Frauen zu kaufen oder zu rauben pflegten. So wuchs denn auf diesen Eilanden eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung auf, und Robinson bezeugt, daß eine einzige tasmanische Mutter nicht weniger als 13 Kinder ihrem weißen Gatten gebar. Auf Tasmanien selbst kam solches aber nicht vor. Die Horden im Busche duldeten nicht gerne die Rassenbastarde, und die Mütter suchten entweder der Geburt vorzubeugen oder töteten das Kind nach dem ersten Lebensschrei. Werfen wir nun zum Schlusse auf diesen Völkertod einen letzten Blick,

Digitized by Google

so kann man mit Peschel sagen: „Alles was wir sonst als Recht der Einzelnen anerkennen, wird dringenden Anforderungen der menschlichen Gesellschaft weichen müssen, wenn es sich mit diesen nicht in Einklang setzen läßt. Der Untergang der Tasmanier ist daher als ein geologisches oder paläontologisches Verhängnis zu betrachten: die stärkere Spielart verdrängt die schwächere. Traurig ist dieses Aussterben an sich schon, trauriger noch aber ist die Erkenntnis, daß auf dieser Welt die physische Ordnung die sittliche bei jedem Zusammenstoß zu Boden treten wird." (Ausland 1870, S. 189.)

Die Insulaner des Großen Oceans.

Allgemeines.

Nordwestlich von Australien entsteigen den Meeresfluten die gestaltenreichen Gebilde eines Inselcomplexes, welcher gewöhnlich zu Asien gerechnet wird, obgleich die östliche Hälfte desselben, wie uns Wallace belehrt hat, geographisch und zoologisch thatsächlich zu Australien gehört. Ganz ebenso zerfällt dessen Bevölkerung in zwei scharf geschiedene Rassen, die Malayen und die Papua, so daß die häufig übliche Bezeichnung „malayischer Archipel" der vollen Genauigkeit entbehrt. Etwas östlich von der Linie, welche die beiden zoologischen Regionen trennt, zieht sich die Grenze, welche die beiden Rassentypen ihren Hauptmassen nach scheidet. Die Malayen werden in späteren Abschnitten dieses Buches uns noch eingehender beschäftigen; an dieser Stelle sei ihrer insoweit gedacht, als ihr Verhältnis zu den Völkern der Südsee erheischt. Darüber sind nun die Meinungen der Ethnologen noch vielfach gespalten. Seit Wilhelm von Humboldts bahnbrechenden Untersuchungen über den Bau der Kawisprache und Buschmanns Forschungen ist wohl die Thatsache des malayisch-polynesischen Sprachstammes festgestellt, und nimmt man ziemlich allgemein eine nahe ethnische Verwandtschaft der Malayen mit den hellhäutigen Menschen im äußersten Osten des Stillen Oceans an, spricht auch deshalb, um dieses Verhältnis zum Ausdruck zu bringen, von „Malayo-Polynesiern", eine Benennung, die, wenn ich nicht irre, vom Engländer Pritchard vorgeschlagen und eingeführt wurde. Charles Pickering betrachtet es als ausgemachte Sache, daß die östlichen Südsee-Insulaner oder Polynesier Malayen sind (The Races of Man., S. 52—53). Von den deutschen Ethnographen fassen Peschel und Friedrich Müller die Polynesier als östliche Malayen auf; Müller gliedert die Malayo-Polynesier in die drei Unterabtheilungen der Polynesier, Melanesier und eigentlichen Malayen, Peschel aber unterscheidet asiatische und polynesische Malayen. Zu den letzteren

Digitized by Google

rechnet man insgemein die Bewohner der Samoa-, Tonga-, Tahiti-, Raratonga-, Tupai-, Mangareva-, Paumotu- und Marquesasgruppe, sowie jene der übrigen kleinen Eilande Polynesiens, endlich die Kanaken Hawaiis und die Maori Neuseelands. In allerjüngster Zeit haben Dr. Rudolf Krauses schöne Untersuchungen und Messungen auch die kraniologische Verwandtschaft der brachykephalen Polynesier mit den asiatischen Malayen jedem Zweifel entrückt. (J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause. Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Hamburg 1881. 8°. S. 545—580.)

Dieser Verwandtschaft zu Liebe sieht man sich genötigt, die Wiege der Polynesier gleichfalls im südlichen Asien zu suchen und auf der polynesischen Inselflur sie erst als späte Einwanderer auftreten zu lassen. Diese Annahme Friedrich Müllers hat neuestens auch den Beifall R. Krauses gefunden. Ersterer hält dafür, daß die malayische Rasse von ihrem asiatischen Ursitze aus zuerst über die Inseln des ostindischen Archipels bis zum Molukkeneilande Buru sich ergossen und erst von da aus zur Samoa- und Tongagruppe vorgerückt sei, um von diesem Centrum die polynesischen Eilande zu bevölkern. (Allg. Ethnographie, S. 316—321.) Die Zeit der Trennung und Absonderung der malayischen Völker in ihre zwei Abteilungen: Malayen und Polynesier, setzt der genannte Gelehrte etwa auf das Jahr 1000 vor unserer Aera an. Betrachtet man nun die heutige geographische Verbreitung der Polynesier, so erblicken wir sie, wie schon erwähnt, im äußersten Osten der Südsee, von wo man ihre Spuren sehr deutlich in der Richtung des vorherrschenden Passats, nämlich nach Westnordwest, verfolgen kann. Parallel mit den sogenannten melanesischen Inselgruppen, zum Teil ganz nahe bei diesen, liegt eine Reihe kleiner fast nur von reinen Polynesiern bewohnter Inseln. Von den Samoa geht dieser polynesische Streifen über Rotumah nach Anouda, Tukopia, Taumako und Sikayana und nimmt die Richtung auf Neuirland und Neuhannover, etwa nach Neuguinea und den Inseln mit malayischer Bevölkerung hinweisend. Ein zweiter polynesischer Streifen führt dem ersteren ziemlich parallel, aber in größerem Abstande von den melanesischen Inseln über die Marshall-, Ellice- und Gilbertinseln bis zu den Karolinen, also in jenes Gebiet, welches man gewöhnlich als Mikronesien bezeichnet. Hauptsächlich durch linguistische Forschungen ist das polynesische Blut bis in die Karolinengruppe hinein nachgewiesen worden. Diese auf die vornehmlichsten Wohnsitze der Malayen hinweisenden polynesischen Striche könnten nun allerdings für die große von den Polynesiern bei ihrer Wanderung ostwärts genommenen Heerstraße gelten. Wer aber eine solche Wanderung nach Osten annimmt, der stößt auf zwei große nautische Hindernisse: nämlich auf die einer solchen Wanderung feindlichen Passatwinde und die großen westlich wirkenden oceanischen Strömungen. Die Wanderungen hätten also stattgefunden gegen Wind und Wellen. Anknüpfend an A. de Quatrefages' Betrachtungen über die Wanderungen der Polynesier hatte Peschel diese Schwierigkeit eingeräumt (Ausland 1864, S. 362), später jedoch bekehrte er sich zu der Ansicht, daß der Ausbreitung der Polynesier von West nach Ost keine unüberwindlichen Schwierigkeiten durch die herrschenden Ostpassate und westlich gerichteten Strömungen

Digitized by Google

erwuchsen, denn es fehle nicht an gelegentlichen Gegenwinden und Gegenströmungen (Völkerkunde, S. 871). Nun belehrt uns indes Freiherr von Schleinitz, der Kapitän des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle", welches vor einigen Jahren die Südsee besuchte, daß man sich mit den erwähnten Schwierigkeiten doch etwas sehr leicht abfinde. Gegen Passat und Passatstrom aufzukreuzen ist noch niemals von europäischen Schiffen auf größern Strecken möglich gemacht worden. (Zeitschr. d. Berl. Gesellsch. f. Erdk. 1877, S. 262.) Offenbar konnte dies also noch viel weniger den Vorfahren der Polynesier gelingen, und ebenso offenbar besitzt in diesem Falle der praktische Seemann richtigeres Urteil als der Ethnograph von Fach in der Studierstube. Um diese Schwierigkeiten zu heben, greift v. Schleinitz auf des Missionärs William Ellis Annahme einer westlich fliehenden Völkerwanderung zurück, indem er wie dieser die Polynesier zu Kindern Amerikas erhebt, die sich in der Südsee gegen Westen verirrten. Andererseits zeigt die linguistische Forschung, daß die malayisch-polynesischen Idiome im Vorrücken von West nach Ost sich zersetzen und daß mit jedem Gewinne an östlichen Längen mehr und mehr Konsonanten ins Wasser fallen. Daraus kann man mit dem Gefühle mathematischer Sicherheit schließen, daß die Sprachen wenigstens gegen Meeresströmungen und Passate gewandert sind. Wir befinden uns demnach in einem Dilemma, aus welchem die Wissenschaft zur Stunde noch keinen Ausweg weiß.

Damit man indes die Reste einer ehemaligen Spracheinheit nicht überschätze, müssen wir hinzusetzen, daß John Crawfurd unter 5254 neuseeländischen Wörtern nur 85 malayische, auf den Marquesas- und Sandwichinseln aber nur 74 malayisch-javanische Wörter unter 6123 einheimischen aufgefunden hat, was diesen gewiegten Forscher bewog, die Verwandtschaft zwischen Malayen und Polynesiern gänzlich zu läugnen. Es steht auch in der ganzen Erscheinung der große und schön gebaute, bewußt und offen auftretende, hübsche Polynesier höher als der meistens kleine, verschlagene, häßliche Malaye, und es macht der erstere auch weit mehr den Eindruck einer ursprünglichen Rasse. Neuestens hat in dem ethnologischen Anhange zu der von Alfred Russel Wallace bearbeiteten Abteilung „Austral-Asien" in der englischen Ausgabe meines Buches „Die Erde und ihre Völker" der englische Ethnologe A. K. Keane auch gegen die Verwandtschaft zwischen Malayen und Polynesiern sich erhoben. Anläßlich der Erörterung des Verhältnisses der von ihren Stammesbrüdern so weit entfernten Maori spricht er die Meinung aus, daß die malayische weit eher eine Modifikation der Maoirasse sei als umgekehrt. Der Maoristamm sei so rein wie irgend einer auf Erden, während der malayische als Mischlingstypus sich darstelle. Endlich sind sowohl die Maori als die übrigen Polynesier, welche Keane als eine besondere Rasse auffaßt, weshalb er auch den Namen Malayo-Polynesier, als höchst unglücklich gewählt, verwirft, von ihren angeblichen malayischen Verwandten durch weite, blos von dunkel pigmentierten Völkern bewohnte Räume getrennt (Wallace, Austral-Asia. London 1879. 8°. S. 611). Es sind dies die Gebiete, welche die geographischen Lehrbücher unter den Namen „Melanesien" und „Mikronesien" kennen. Ich komme weiter unten auf sie zurück.

Digitized by Google

Den Gegensatz zu den kurzköpfigen Polynesiern bilden der Hautfarbe und der Schädelgestalt wie der geographischen Lage nach die schwarzen, kraushaarigen und dolichykephalen Papua, die auf der großen Insel Neuguinea ihren Hauptsitz haben, aber auch sonst über die benachbarten Eilande im Westen, hauptsächlich im Südwesten des Stillen Oceans verbreitet sind. Den Australiern des Festlandes wohl am nächsten stehend, keineswegs aber mit ihnen identisch, stellen sie, wie Wallace zuerst verfochten hat, eine besondere, von Malayen wie Polynesiern völlig verschiedene Rasse dar, deren Typus nicht bloß auf allen größeren Inseln des ostindischen Archipels und an verschiedenen Punkten der Südsee getroffen wird, sondern es sind auch weit über ganz Polynesien und Mikronesien die Spuren vom Dasein einer dunklen Rasse verbreitet. Ueberall in Polynesien finden sich Individuen, welche durch dunkle, ja schwarze Farbe und krauses oder wolliges Haar den Papua sehr nahe stehen. Gerland, der verdienstvolle Bearbeiter des sechsten Bandes von Waitz' schönem Werke „Anthropologie der Naturvölker", möchte allerdings diese Erscheinungen aus der den Polynesiern eigentümlichen Variabilität erklären, während Karl E. Meinicke eine gleiche Variabilität für die dunklen Bewohner Melanesiens in Anspruch nimmt, unter welchen hellhäutige Menschen vorkommen. Mit solchen der Willkür freien Spielraum gönnenden Hypothesen läßt sich freilich mancherlei beweisen. Uebrigens wäre es, um sich eine positive Meinung in dieser Frage zu bilden, notwendig, die Extreme zu vergleichen, zu untersuchen, inwieweit die schwarzen Individuen des fernsten polynesischen Osten mit jenen des indischen Westen übereinstimmen.

Dort leben nämlich gleichfalls schwarze Eingeborne, welche auf den Philippinen von den dortigen Spaniern als „Negrito", das heißt kleine Neger, bezeichnet werden; sonst sind sie unter dem Namen Ita oder Aeta bekannt, ein Ausdruck, welcher im Tagalischen (einem malayischen Idiom) schwarz bedeutet und dem malayischen Worte hêtam entspricht, daher mit der Benennung Negrito identisch ist. Diese Aeta sind nun fast sicher Glieder der Papuarasse, obwohl noch manche Gelehrte, wie zum Beispiel der Italiener Enrico Giglioli, dem widersprechen. Noch vor wenigen Jahren glaubte auch Virchow dies bestreiten zu müssen; große Differenzen sollten zwischen einem Negrito- und einem Neuguinea-Schädel obwalten; namentlich die starke Entwicklung der Kaumuskeln und des Gebisses, die Größe der Zähne bei den Papua stehen im stärksten Gegensatze zu der Feinheit, welche die Negrito darin zeigen. Diese seien auch exquisite Brachykephalen (Kurzköpfe), die Papua aber Langköpfe. Seitens der Kraniologie ward nun dieser Unterschied gehoben, da nach den Entdeckungen des berühmten russischen Reisenden und Naturforschers Nikolaus von Miklucho-Maclay nicht alle Papua Neuguineas dolichokephal sind. Der nämliche Gelehrte wies auf den nahen Zusammenhang zwischen Negrito und Papua hin, und seine Ansicht wird von Dr. A. B. Meyer, Karl Semper und Friedrich Müller geteilt. In linguistischer Hinsicht besteht allerdings gar keine Verwandtschaft des Wortschatzes der Negrito-Völker mit dem papuanischen. Da wir aber auch sonst verschiedene Sprachstämme innerhalb derselben Rasse finden, so spricht die Vielseitigkeit der Sprachen bei den Papua und den dunklen Bewohnern der

Digitized by Google

Inseln nicht gegen ihre Rasseneinheit, wenn auch nicht dafür. Bloß Einen sprachlichen Zug findet Professor Steinthal in Berlin in jenen Sprachen, der sie eben so sehr unter einander verbindet als vom malayischen Stamme trennt. Dies ist der Accent. Er liegt im malayo-polynesischen Stamme auf der vorletzten, in den Negritoidiomen und auf den Palauinseln auf der letzten Silbe. Dies wird man nicht gering anschlagen in Sprachen, wo der Accent einen so festen Platz hat. Hier bedeutet wohl eine andere Legung des Accentes einen anderen Stamm. Damit wäre freilich der Zusammenhang zwischen Negrito und Papua linguistisch noch nicht erwiesen, dafür ist aber die Gleichheit des äußeren Habitus so sehr in die Augen springend, daß sie bei der verhältnißmäßig nicht so großen räumlichen Entfernung der beiden Stämme von einander die Hypothese der Zusammengehörigkeit thatsächlich aufdrängt. Die gleiche Menschenvarietät wie die Negrito scheint auch im Inneren von Sumatra, Borneo, Celebes und Halmahera vorzukommen. Auch die Samang im Gebirge von Kedah auf der Halbinsel Malakka möchten hierher zu rechnen sein. Entschieden mit den Negrito und Papua rassenverwandt sind endlich auch die Mincopies oder die Bewohner der Andamanen. Ein Negritoschädel im Besitze der Berliner anthropologischen Gesellschaft hat die größte Aehnlichkeit mit einem von Herrn Jagor vorgelegten Mincopieschädel. Die auffälligste Differenz zwischen beiden beruht vielleicht in der dachförmigen Stirn vieler Negrito und in ihrem stärkeren Prognathismus. Peschel nennt alle diese Stämme „asiatische Papua", im Gegensatz zu den „australischen Papua", welche von Neuguinea über Neukaledonien bis zu den Vitiinseln verbreitet sind.

Ueberschauen wir also nach den vorstehenden Ausführungen die geographische Verbreitung der Papuarasse, so erblicken wir dieselbe mit Heranziehung der verwandten Typen und von Westen gegen Osten schreitend auf: den Andamanen, der Halbinsel Malakka, den Philippinen, Formosa, im Inneren von Sumatra, Borneo, Celebes und Halmahera, dann auf den australischen Inseln: Neuguinea, den Louisiaden und Neukaledonien, Neubritannien, den Salomon- und Königin Charlotteninseln, den Neuhebriden, Loyalty- und Vitiinseln. Auf Ceram, namentlich im östlichen Teile, und auf Timor leben endlich Stämme, welche nach Wallace sich am meisten dem Papuatypus nähern, und ein Gleiches behauptet dieser Forscher von den Alfuren von Sahor, Galela und der nördlichen Halbinsel Halmaheras, welche Friedrich Müller jedoch zu den Malayen rechnet.

Ob nun die Papua mit ihren langschädeligen Verwandten die schwarze Urbevölkerung der im Großen Ocean zerstreuten Inselwolken bilden, ist zwar nicht mit Sicherheit entschieden, aber durch Krauses Forschungen neuerdings sehr wahrscheinlich gemacht. Dunkelfarbig, kraushaarig und dolichokephal sind nämlich auch die mit heller pigmentierten Individuen durchsprengten Bewohner Melanesiens, und papuanisches Blut macht sich neben polynesischen selbst in Mikronesien bemerklich. Auch ist es gewiß unstatthaft, mit diesen zwei letzteren Benennungen, über deren Zulässigkeit auch in geographischem Sinne sich streiten läßt, ethnologische Begriffe zu verbinden. Zwar hat Gerland für den westlichen

tized by Google

Teil des Stillen Oceans, nämlich für die ganze Inſelreihe von Neukaledonien und Kunain bis einſchließlich Neuguinea, Salwatty, Balanti, Gebe und den kleineren Inſeln um Neuguinea ſowie die Vitiinſeln eine eigene, ungemiſchte, einheitliche Raſſe der „Melaneſier“ in Anſpruch nehmen wollen, allein Friedrich Müller hat überzeugend nachgewieſen, daß die dunkelfarbigen Melaneſier anthropologiſch zu den Papua, ethnologiſch aber zu den Polyneſiern gehören, und die Beobachtungen der Gelehrten an Bord der „Gazelle“ haben dieſe Anſicht vollauf beſtätigt, indem ſie in den von ihnen beſuchten Teilen Melaneſiens den echten Typus des Papua ſowohl in Körperbeſchaffenheit als in Charakter und zwar dem Fortſchreiten gegen Süden entſprechend in wachſender Ausprägung erkannten. Ja man darf darnach ſicherlich viele Melaneſier, auch ethnologiſch, den Papua beizählen. Jene Abweichungen, die ſie anderwärts aufweiſen, müſſen eben auf die mehr oder weniger intenſiven Miſchungen mit den Polyneſiern zurückgeführt werden. Die Melaneſier ſind alſo Papua teilweiſe mit malayiſchem Volkstume, ſtehen ſprachlich zwiſchen den Polyneſiern und Malayen in der Mitte und umfaſſen nebſt den Bewohnern der Neuhebriden und Salomoninſeln auch die „Mikroneſier“, welche gleichfalls Miſchlinge von Polyneſier und Papua, jedoch mit vorherrſchendem polyneſiſchen Typus ſind. Eine Unterſcheidung der Mikroneſier als eine beſondere Gruppe iſt, auch nach Dr. Krauſe, anthropologiſch nicht begründet und kann die Wahl eines eigenen Namens für dieſe Miſchbevölkerung bloß Verwirrung anrichten. Die ſchönen Unterſuchungen der Herren Schmeltz und Krauſe lehren deutlich, daß manche Waffen, Geräte und Gebräuche nur auf die Papua, andere nur auf die Polyneſier beſchränkt ſind und daß, wo polyneſiſcher und papuaniſcher Einfluß ſich vermiſchen, auch Gebräuche und Geräte beider Raſſen ſich mengen. Ferner iſt daraus erſichtlich, daß wo innerhalb einer polyneſiſchen Bevölkerung ſich aus den Berichten der Reiſenden und auf Grund der Unterſuchung des Schädels papuaniſcher Einfluß nachweiſen läßt, auch wieder Gebräuche und Objekte auftreten, die den Papua eigen ſind. Mit Recht meint deshalb der Reiſende Dr. Max Buchner: „Vielleicht daß man die Begriffe Polyneſier, Melaneſier und Mikroneſier — auch etymologiſch und allgemein logiſch unglücklich gewählt — aufzugeben und nur noch Malayen und Papua mit verſchiedenen Zwiſchen- und Miſchformen beizubehalten haben wird“ (Reiſe durch den Stillen Ocean. Breslau 1878. 8°. S. 227), eine Anſicht, welche jetzt wohl allgemein geteilt wird. Auch Dr. A. Leſſon, ein Franzoſe, welcher aus Autopſie urteilt, erkennt in der Südſee bloß zwei Raſſen: eine helle, die er freilich abweichend von Keane aus Neuſeeland herleiten will, und eine dunkle, die er melaneſiſch nennt, worunter er aber unſere Papua meint. (Dr. A. Lesson. Les Polynésiens, leur origine, leurs migrations, leur langage. Ouvrage rédigé d'après le manuscrit de l'auteur par Ludovic Martinet. Paris 1880. 8°. Bd. I, S. 6.) Und dies ſtimmt überein mit dem von Dr. Krauſe auf kraniometriſchem Wege gefundenen Reſultate.

Um noch einer abweichenden Anſicht zu gedenken, ſo möchte v. Schleinitz es für wahrſcheinlich halten, daß die urſprüngliche Bevölkerung Melaneſiens polyneſiſch geweſen und zum großen Teile von einer dunkleren Raſſe verdrängt worden,

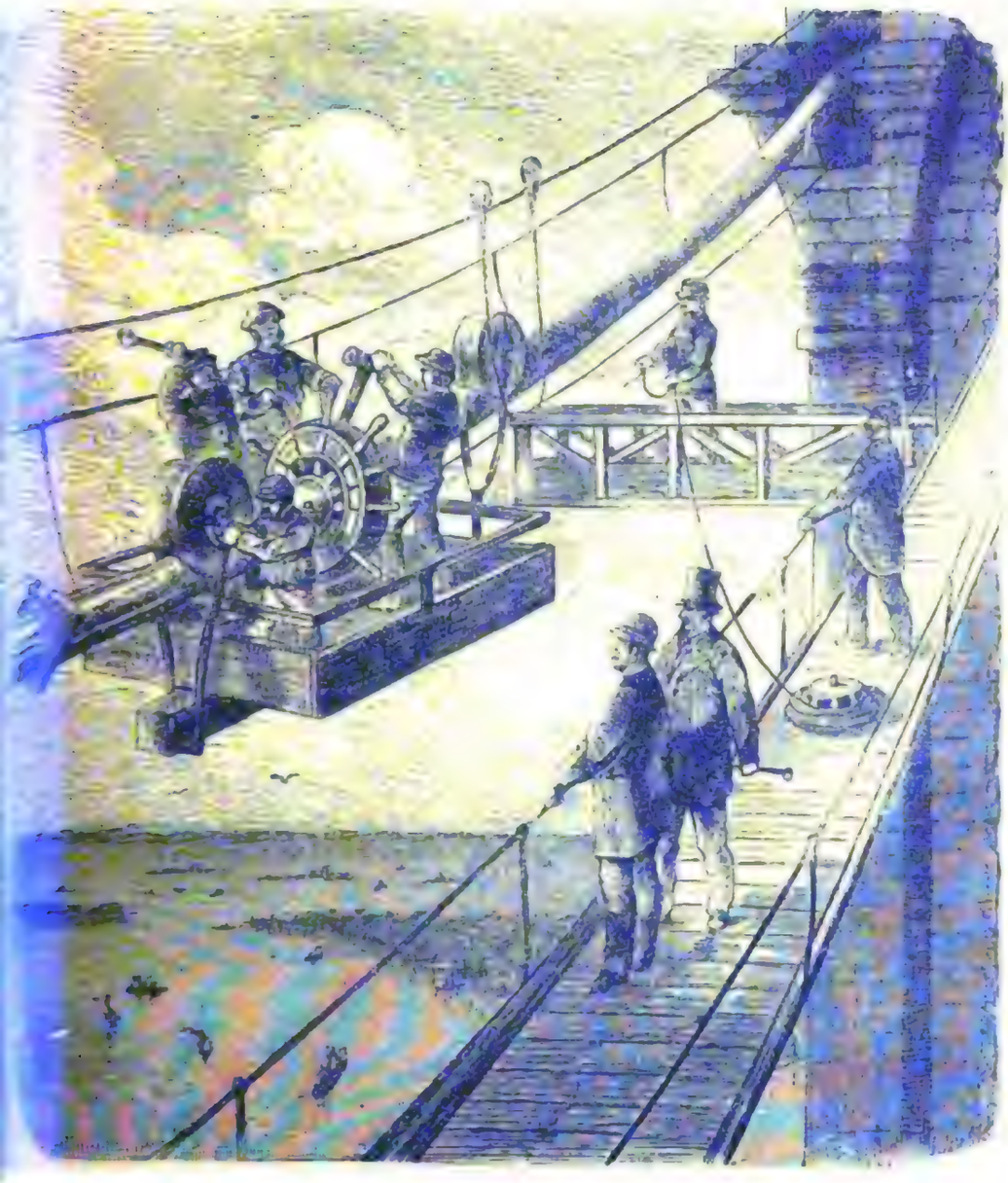
Digitized by Google

die indes Vieles von Kultur und Gewohnheiten der Polynesier angenommen habe. Zugleich erinnert er, daß man namentlich auf melanesischen, weniger auf polynesischen Inseln oft Lauten begegnet, die weder an die Papua noch an die Polynesier oder Malayen mahnen, so daß hier vielleicht noch eine dritte sehr dunkle kraushaarige Rasse existiert und diese hauptsächlich in dem noch fast nirgends durchforschten gebirgigen Innern der Inseln in größerer Reinheit lebt.

Und nun zum Schlusse noch eine wichtige Betrachtung:

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte eine ganz eigene Gemütsstimmung das denkende Europa. Eine Art von Civilisationsekel, ein inneres Misbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt, und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigenthümliche Gemütskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseaus, sie kam teilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Amerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schillers Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine Leiden des jungen Werthers diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Niemand aber war mehr angesteckt von dieser Gemütsstörung als unser edler Georg Forster, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook selbst und alle seine Begleiter. Sie alle schworen darauf, daß „die Wilden besser seien als die Europäer". Die Verfeinerungen der alten Welt erschienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten sie Versündigungen gegen die Natur, ein Gemisch von Lüge und Laster, daher denn auch die Kinder dieser alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Ansichten einiger Querköpfe, sondern der Männer, welche die Ansichten ihrer Zeit beherrschten und dieser nämlichen Zeit zugleich als die höchsten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civilisation angesteckten Bewohnern der Südsee die Typen eines idealen, goldenen Menschenalters zu erkennen. Sie hielten sie für offen, für genügsam, für unverderbt, für Kinder ohne Unterscheidung des Guten und Bösen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswert. Dieser Traum ist jetzt zerflossen. Polynesier und Melanesier sind so genau beschrieben worden und die Beschreibungen sind unter sich so übereinstimmend, daß schwerlich noch viel neues für fernere Beobachter zu ermitteln übrig bleibt. Vor allen Dingen hat man erkannt, daß es wilde Völker nicht giebt. Ueberall findet man mehr oder weniger entwickelte gesellschaftliche Gliederungen, irgend eine wenn auch noch so rohe Vorstellung von einer Gottheit, endlich gewisse Künste, ja sogar Luxusgewerbe und einen Schatz von Dichtungen. Genaue Vergleiche haben dann gezeigt, daß das angeblich erwähnte Kind der Civilisation physisch stärker und gesünder sei, daß es mehr Freiheit genießt als der scheinbar zwangs- und erziehungslose Wilde, und daß, wenn wir sittliche Vergleiche anstellen, nur Schauder uns beschleichen kann, wenn wir als Anhänger der Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts die Neukaledonier oder Viti als unsere

Digitized by Google



Bau der großen Drahtseilhängebrücke bei New-York.

soll schauen, was dem Geiste vorgeführt wird!

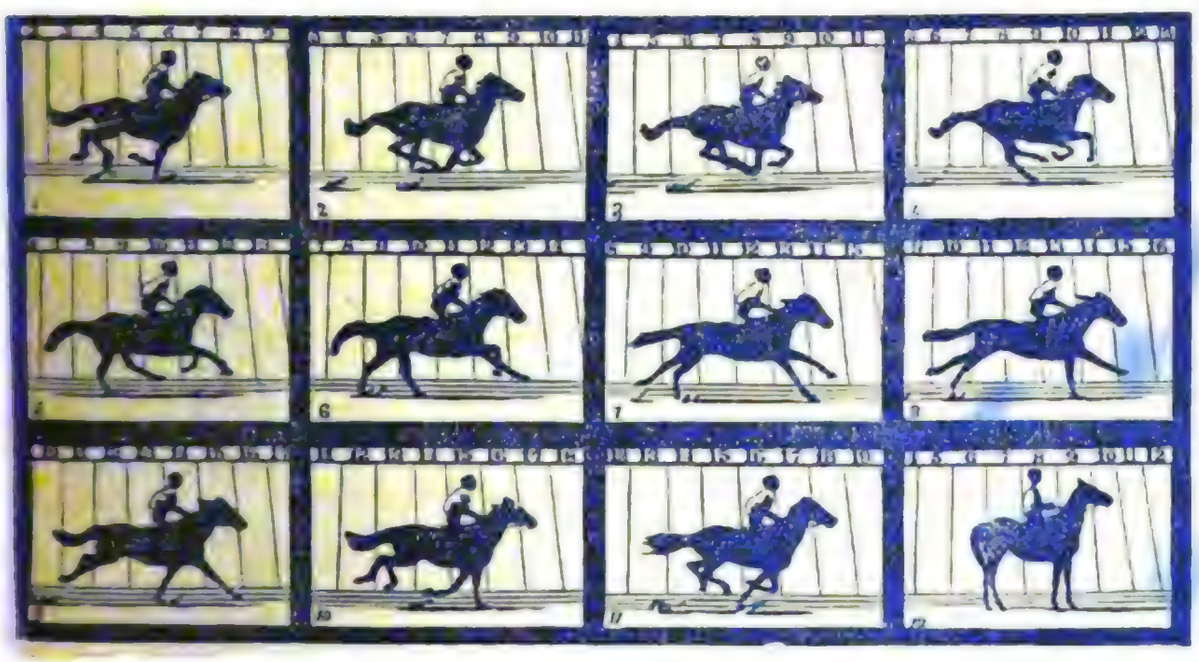
Das „Universum“ ist ein Familienbuch, das einen wahrhaften Hausfreund bildet, ein reiches Bilderwerk, das man stets gern zur Hand nimmt und an dem sich **Alt und Jung** erbaut. Auf jedem Tische, in jedem Eckplätzchen, auf jedem Bücherbrett, kurz in jedem Hause wird sich ein Plätzchen finden, für dieses Buch einzig in seiner Art.

Und so zieh' denn hinaus in die Welt, „Neues Universum“, helfe in Hütte, im Bürgerhause und Palast zum Genuß wahrhaft angenehmer lehrreicher Stunden; werde ein Freund des Handwerkers wie des Kaufmanns, des Gelehrten wie des Künstlers? Wecke auch in mancher jugendlichen Brust die schlum-

nde Gabe, das Talent, welches sich vielleicht dereinst zum Segen unseres Volkes Bahn bricht und ung verschafft.

Allen sei das „Neue Universum“ empfohlen, überall wird es freudiges Willkommen finden, n es strahlt zurück

das Licht des neunzehnten Jahrhunderts!



Die Gangart des Pferdes nach Augenblicks-Photographien.

Bitte umzuwenden!

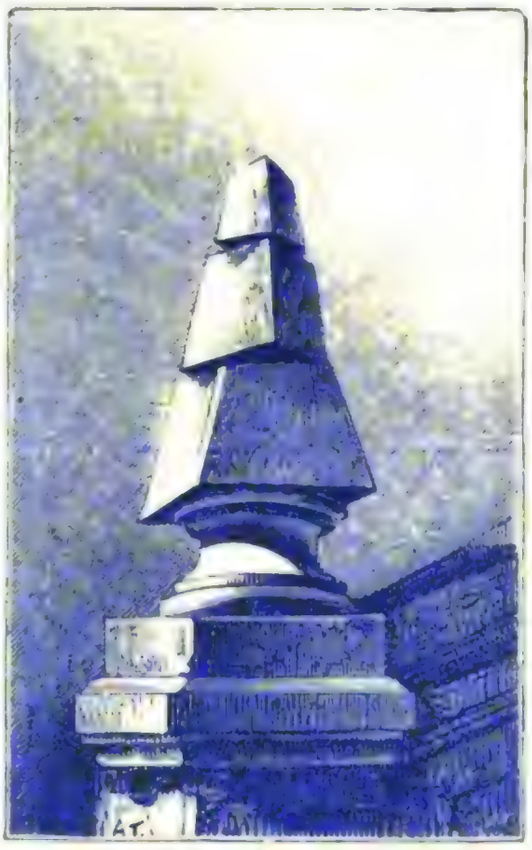
Digitized by Google

Dieses reich illustrirte

Jahrbuch für Haus und Familie

für die reifere Jugend,

erscheint jährlich, zunächst in 10 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr.; dann complet gebunden in reichem Einband à Mk. 6. —. = 3 Fl. 60 Kr.



Verschiebung der Steine eines Obelisken von San Bruno während des Erdbebens i. J. 1783.

Wir nennen nachstehend einen Theil der reich illustrirten Abschnitte:

Der heutige Rettungsdienst an den Küsten. — Die höchste Gebirgs-Eisenbahn. — Ein neues schwimmendes Dock. — Der japanische Wunderspiegel. — Denis Papin ein Märtyrer der Wissenschaft. — Die Diamantfelder Südafrika's. — Kohlenstoff contra Stickstoff. — Die elektrische Eisenbahn in Berlin. — Moderne Automaten. — Ein Luftballon. — Seidenconditionen. — Galvanis Denkmal in Bologna. — Obelisken auf Reisen. — Segelwagen. — Das Audiphon. — Ein Dampfvelocipède. — Telephon und Mikrophon. — Die Pfeilereisenbahn in New-York. — Eine bis jetzt nicht bekannte Eigenschaft brennender Lichter. — Augenblicksphotographien. — Mouchot's Sonnenmaschine. — Eine neue optische Täuschung. — Der elektrische Zügel. — Das kleinste Dampfboot der Welt. — Eine selbstrechnende Wage. — Selbstthätige Feuermeldeapparate. — Neue Schwimmapparate. — Unter dem Hudson. — Physikalische Spielereien. — Das Topophon. — Ein kleiner Dampfmotor. — Pneumatische Uhren. — Blitzableiter. — Magnetische Geheimschrift. — Vegetabilisches Elfenbein. — Bergeisenbahnfahrten. — Unterseeisches Observatorium. — Die telegraphischen Wetterberichte und ihre Bedeutung. — Apparate für mechanische Gymnastik. — Elektrische Uhren für öffentliche Zwecke. — Der Zerstörer. — Photographie zu Kriegszwecken. — Künstliche Erzeugung von Kälte. — Die Silberminen von Cerro de Pasco. — 2c. 2c.

Eine neue optische Täuschung.

Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".

Professor Thompson in Bristol bereichert das Kapitel der optischen Täuschungen um neue interessante Beispiele:

Nimmt man das Blatt in die Hand und ertheilt der Figur durch kleine Verschiebungen des Handgelenks eine drehende Bewegung — wie man etwa Wasser in einem Glase in Rotation versetzt — so scheint sich jeder der concentrischen Kreise um seine Axe, das Zahnrad in der Mitte aber in entgegengesetzter Richtung zu drehen 2c.

Eine neue optische Täuschung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

5. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von J. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Scherr: Germania

Dritte durchgesehene, wohlfeile Auflage.

40 Hefte à 40 Pfennig.

Erste Hefte in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die **Germania** von **Johannes Scherr** hat einen Erfolg erlangt, wie ein solcher so rasch und umfassend in Deutschland und über die Gränzen Deutschlands hinaus ähnlichen Unternehmungen bis heute noch nie zutheil geworden. Dem Wollen des Verfassers, dem Eifer der betheiligten Künstler, der Mühwaltung des Verlegers, der Sorgfalt des Druckers ist im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen des Vaterlandes eine Theilnahme entgegengekommen, welche die gemeinsamen Hersteller des Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Ritterliche „Bucht".

Allgemein ist anerkannt und ausgesprochen worden, von Seiten der berufenen Kritik wie von Seiten der öffentlichen Meinung, daß die Germania ihre Aufgabe und Absicht, das Dasein unseres Volkes, das Fühlen, Denken und Thun deutscher Nation, wie es sich in allen ihren Schichten und Berufsklassen binnen zwei Jahrtausenden entfaltet hat, scharf und bestimmt, klar und anschaulich vorzuführen, gelöst und erreicht habe. Nicht minder, daß ein kräftiger Hauch ebenso freimüthiger als inniger Vaterlandsliebe das ganze Werk beseele und belebe. Endlich, daß die Darstellung mit Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit jene Gefühlswärme und Begeisterung verbinde, welche die Sympathie der Leser und Leserinnen zu wecken und wachzuerhalten vermag. Es darf wohl gesagt werden, daß die Germania, indem sie die Deutschen über ihre Vergangenheit aufzuklären suchte und sucht, zugleich auch dazu beitragen wollte und will, dieselben für die Zukunft rüstig und tüchtig zu machen.

Ein solches Buch ist aber wohl nicht unberechtigt, auf größtmögliche Verbreitung und Wirksamkeit auszugehen. Darum ist mit Zustimmung des Verfassers der Verleger den von vielen Seiten her an ihn ergangenen Aufforderungen nachgekommen,

Digitized by Google

Hellwald, Naturgeschichte Lieferung 5—6.

„Zeit ist Geld" — diese Lebenswahrheit wird heutzutage doch nach und nach allgemein anerkannt und nicht nur im praktischen Leben, sondern auch auf geistigen Gebieten angewandt. Ein Ausdruck dieser Richtung sind die sogenannten „populären Wissenschaften". Für den von Früh bis Abend im Geschäft oder Bureau thätigen Mann haben nur die Bücher Werth, welche die Forschungen der Specialisten vereinigen und dem bei Belehrung auch Unterhaltung suchenden Laien in knapper, lesbarer Form die Resultate der Wissenschaft mundgerecht machen. Ein solches Werk, welches den Anforderungen unserer raschlebigen Zeit in dieser Hinsicht völlig entspricht, ist das im Erscheinen begriffene Werk: **„Naturgeschichte des Menschen"** (Verlag von W. Spemann). Der Verfasser, Fr. v. Hellwald, beherrscht wie wenige das weite Gebiet der Völkerkunde, er versteht es daher das Wesentliche herauszugreifen, unwichtige Theile in einigen prägnanten Strichen zu skizziren und so ein klares, anschauliches Bild der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu geben. Die bereits vorliegenden 6 Lieferungen obigen Werkes bestätigen dieses Urtheil in hohem Maße, und können wir unseren geehrten Lesern die Anschaffung des mit vielen charakteristischen Illustrationen geschmückten Buches auf das wärmste empfehlen.

N.B. Die Fortsetzung obigen Werkes kann in Zukunft nur den geehrten Redaktionen zugesandt werden, von welchen uns Recensionsbelege vorliegen.

Die Verlagshandlung.

Priester und Neophyten auf der Marianeninsel Guam.

Digitized by Google

zieht man jedoch nicht häufig eine besondere Gattung Schweine (Sus papuensis), Hunde, und im Westen auch Hühner. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans, Bd. I, S. 122.)

Die Kriegsführung beschränkt sich, wie bei allen wilden Völkern, auf Raub- und Mordanfälle. Wird jemand aus einem Dorfe durch einen Bewohner eines anderen Dorfes überfallen, verwundet oder getötet, so stehen alle Mitbewohner wie ein Mann auf, um Rache zu nehmen. Achtet man sich dazu nicht stark genug, so wird ein befreundetes Dorf um Hilfe angesprochen, die nur selten verweigert wird. Ist eine Anzahl Streiter beisammen, so rückt man in der Stille nach dem feindlichen Dorfe, legt sich in dessen Nähe in Hinterhalt und wartet nun so lange, bis sich Gelegenheit bietet, die eine oder die andere Person aus dem Dorfe, sei es Mann, Weib oder Kind, meuchlings zu ermorden und deren Kopf zu erbeuten. Bekommt der Feind Wind von dem Hinterhalt, so verläßt niemand das Dorf, und der Ueberfallende, welcher nie das Dorf selbst anzutasten wagt, zieht sich dann unverrichteter Sache zurück, ohne darum seine Rachepläne aufzugeben. Zuweilen kommt es auch zwischen zwei feindlichen Parteien zu einem Gefecht im offenen Felde. Auch geschieht es, daß, wenn Fahrzeuge sich zur See begegnen, das stärker bemannte und ausgerüstete das schwächere zu entern trachtet. Zu einem Raubzuge ausziehend, schwärzt der Papua Gesicht und Oberkörper und sucht sich durch mancherlei Zuthaten ein schreckenerregendes Aussehen zu geben. Dazu gehört u. A. ein Kopfschmuck von Kasuarfedern an einer Binde von rot gefärbtem Baumbast, mit großen, weißen Muscheln verziert. Hat der Träger eines solchen Kopfputzes einen oder mehrere Menschen gemordet, so ist ihm gestattet, daran so viele weiße Kakadufedern zu befestigen, als er Mordthaten verübt hat. Gleiche Bedeutung haben auch die am spitzen Ende des Kammes befestigten Federn. Je größer die Anzahl derselben, welche Jemand trägt, desto höher steht er im Ansehen. Selten sieht man einen älteren Mann, welcher keine aufzuweisen hätte. Man beneidet einander sehr um dieses Ehrenzeichen und achtet genau darauf, daß der Eine oder Andere nicht mehr Federn trägt, als wozu er wirklich berechtigt ist. Gewöhnlich steckt man sie einfach ins Haar und trägt sie bei allen möglichen Anlässen. (Rosenberg, Der malayische Archipel, S. 447—450.) Da die Papua geschworene Kopfjäger („Koppesneller", wie die Holländer sagen) sind, so versteht es sich von selbst, daß sie einen Vorrat von Menschenschädeln aufgespeichert haben; ein jeder bewahrt diese Trophäen bei sich zu Hause auf; sie liegen in Matten gewickelt in einer Ecke des Wohnraumes, oder werden an Querstangen aufgehängt.

Ein großer Fortschritt des Papua gegenüber dem benachbarten Australier ist der Handel. Ob zwar in Neuguinea auf einige Rohprodukte des Innern beschränkt, die an malayische Kaufleute abgegeben werden, so trägt er doch wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen, also sein Gesittungsniveau zu heben. Selbst die rohen Arfaken beziehen auf dem Wege eines freilich sehr unbedeutenden Tauschhandels von den Nachbarstämmen eiserne Geräthschaften, irdene Gefäße, kupferne oder Muschelarmbänder und andere Kleinigkeiten, wofür sie meistens Tabak in Tausch geben.

Sociale Verhältnisse.

Je nach der Gesittungsstufe der einzelnen Stämme sind die socialen Verhältnisse natürlich sehr abgestuft, bei den Arfaken z. B. derart, daß von einer „Gesellschaft" kaum die Rede sein kann. Gewöhnlich thut und handelt jeder Einzelne nach eigenem Gutdünken und gehorcht den Befehlen der Häuptlinge nur insoweit sie ihm passen; natürlich ist unter solchen Umständen die Autorität der Häuptlinge nur eine sehr geringe. Die Arfaken sind teils Freie, teils Sklaven. Frei ist ein jeder, der von arfakischen Eltern geboren; Sklaven sind hingegen die anderwärts geraubten oder gekauften Menschen und ihre Kinder. Ihre Anzahl

Digitized by Google

ist indes eine sehr geringe, weil der Arfake zum Kaufen zu arm und zum Rauben zu furchtsam ist. Die Sklaven sind das unbeschränkte Eigentum ihres Herrn, der mit ihnen nach Belieben schalten und walten kann. Das nämliche Recht über Leben und Tod der Sklaven besitzt der Herr auch bei den übrigen Papuastämmen, bei welchen fast überall Sklaverei herrscht. Während unter den Stammesangehörigen Keuschheit Sitte ist und man Ehebruch sogar mit dem Tode bestraft, werden die gefangenen Mädchen und Frauen als Sklavinnen mißbraucht, die mit ihnen erzeugten Kinder jedoch fast wie die eigenen behandelt. (Mitteil. d. k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien, 1873, S. 538.) Bei den Papua der Geelvinksbai steht an der Spitze der Dorfgemeinschaft ein Häuptling („Korano"), welchen der Sultan von Tidore mit dem Titel Radjah, Major, Kapitän und „Djudjau" anstellt. Die Investitur findet stets zu Tidore statt, und es überreicht dabei der Sultan dem Betreffenden ein baumwollenes Oberhemd und ein Kopftuch. Dafür ist der Häuptling verpflichtet, einen jährlichen Tribut aufzubringen, welchen er von der Bevölkerung erhebt. Gegenwärtig, seitdem die Raubzüge („Hongi") der Tidoresen von der holländischen Regierung untersagt wurden, hat die Furcht der Papua vor ihren Ueberwältigern bedeutend nachgelassen, und der Tribut ist kaum noch nennenswert. Auch die Häuptlinge genießen nur geringes Ansehen und unterscheiden sich im gewöhnlichen Leben in nichts vom geringsten Dorfbewohner.

Das Oberhaupt der Familie ist der Mann; seine Anordnungen werden genau befolgt. Angelegenheiten, welche das Dorf betreffen, bespricht man in einer allgemeinen Versammlung. Die Dorf- und Familienregierung ist im Uebrigen sehr lax, so daß jeder Dorfbewohner so ziemlich sein eigener Herr ist. Die Frau hat keine Geltung in der Gesellschaft; sie ist das Lasttier des Mannes und hat außer ihren häuslichen Verrichtungen noch am Fischfang und Landbau teilzunehmen. Um nicht noch obendrein mit großen mütterlichen Sorgen beschwert zu werden, erachten die Frauen zwei Kinder für hinreichend und verhindern jede weitere Vermehrung. Außerdem besteht die Sitte, den Kindern, zumal weiblichen Geschlechts, bei der Geburt den Kopf nach vorne zu biegen und ihnen dadurch das Genick zu brechen; mißgestaltete Wesen werden sofort umgebracht. Aus diesem Verfahren macht die Bevölkerung gar kein Hehl, da sie darin durchaus nichts Unrechtes erblickt. Solche Sitten erklären wohl genügend die geringe Zunahme der Bevölkerung.

Wird eine Missethat im Dorf begangen, so bestimmen die Aeltesten die zu erlegende Buße oder Strafe nach dem Herkommen. Mord wird mit dem Tode des Thäters bestraft, und zwar erleidet er denselben durch die Hand des nächsten Blutsverwandten des Gemordeten. Doch kann die Todesstrafe abgekauft werden, wenn die geschädigte Familie damit einverstanden. Alle übrigen Missethaten, Ehebruch ausgenommen, werden mit Geldbußen gesühnt, will sagen mit Gütern, welche hier das Geld repräsentieren. Macht sich jemand vorsätzlicher Brandstiftung schuldig, so wird er desjenigen Sklave, dessen Eigentum er geschädigt. Notzucht und Verführung werden nicht bestraft und der Thäter kann nicht einmal gezwungen werden, sein Opfer zur Frau zu nehmen. Ja, die jungen

Digitized by Google

Leute rühmen sich öffentlich solcher Thaten, was übrigens dem Rufe des betreffenden Opfers in keiner Weise schadet. Handelt es sich jedoch um Entführung, so giebt dies Ursache zu heftigem Zwist zwischen den betroffenen Familien, der gewöhnlich durch Heirat oder Bezahlung einer Buße an die Familie der Entführten beigelegt wird.

Der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes ist frei und unbehindert, und so früh wie möglich nimmt der junge Mann eine Frau zur Hausgenossin und Gehilfin bei seinen Arbeiten. Hat er seine Wahl getroffen und die Zustimmung des Mädchens erlangt, so richtet er ein Gesuch an deren Eltern und tritt mit ihnen in Unterhandlung über den zu zahlenden Brautschatz. Sobald letzterer ganz oder auch nur teilweise bezahlt ist, kommen die Verlobten zusammen und setzen sich vor dem Hausgötzen, dem „Korwar" nieder, worauf der Bräutigam der Braut etwas Sirih und letztere ersterem Tabak anbietet. Ist dies in Gegenwart der beiderseitigen Familien geschehen, so reichen sich beide die rechte Hand und der Ehebund ist geschlossen, um einzig und allein durch das Absterben eines der Gatten wieder gelöst zu werden. Nicht selten verloben zwei Familien Sohn und Tochter noch in den Kinderjahren mit einander, wobei gleichzeitig die Größe des Brautschatzes bestimmt und ein gewisser Teil desselben auch sogleich bezahlt wird, während der Rest erst bei Vollziehung des Ehebundes zu berichtigen ist. Ist die Uebereinkunft so weit gediehen, so wird jeglicher Umgang zwischen beiden Familien in der Weise abgebrochen, daß es selbst verboten ist, mit einander zu sprechen, daß die Verlobten weder einander ansehen, noch ihre wechselseitigen Namen aussprechen dürfen. Ist die Ehe geschlossen, so bleibt die junge Gattin noch kurze Zeit bei ihrer Familie und wird dann ihrem Gatten zugeführt, und zwar stets über See. Die junge Frau sitzt dabei in einem Kanoe, ihre Verwandten in einem andern. Letzteres wird in der Weise in Kreisen vorwärts bewegt, daß das Kanoe, in welchem die junge Frau sitzt, stets an der inneren Seite des Kreises bleibt. Obgleich Vielweiberei erlaubt ist, leben doch bei weitem die meisten Männer in Monogamie. Auch auf Misool ist es Sitte, bloß eine Frau zu haben. Bei den Arfaken darf der Mann so viele Frauen nehmen als er will, oder vielmehr als er bezahlen kann. Da aber das Volk durchweg arm ist, begnügt man sich in der Regel mit einer Frau, wofür der Mann ihren Eltern einen gewissen Preis in Tauschwaaren, aber höchstens im Werth von 24 Mark bezahlt. Ist er seiner Frau überdrüssig oder giebt sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit, so kann er sie jeden Augenblick ihren Eltern zurückschicken. Viele Kinder zu besitzen halten auch die Arfaken für eine große Plage, welcher sie durch künstliche Mittel zu steuern pflegen.

Die Weiber gebären gewöhnlich sehr leicht. In ihrer schweren Stunde werden sie von den Frauen des Dorfes aufgesucht und dadurch unterstützt, daß sie mit den Fäusten über der Brust geknetet oder mit Wasser begossen werden. Gleich nach der Geburt wird der Nabelstrang mit einem zugeschärften Stück Bamburohr durchgeschnitten. Dann bleibt die Mutter durch zwanzig Tage in ihrer Hütte abgesondert zurück, worauf der Vater dem Neugeborenen einen Namen giebt, den er in reiferen Jahren wechselt. Ist der Name gegen einen neuen vertauscht, so wird dies den Dorfbewohnern mitgeteilt, und es gilt nun für eine Beleidigung, das Kind bei dem abgelegten Namen zu nennen. Wegen des Mangels an Eigennamen in den Papuaidiomen erhalten die Kinder meistens die Benennung eines Baumes, einer Kokosnuß oder Banane. Nachdem das Kind von der Mutter gesäugt worden, wird es, sobald es laufen kann, sich selbst überlassen und nur selten bestraft. Der Knabe, größer geworden, begleitet den Vater auf die Jagd und lernt von ihm die Handhabung der Waffen sowie die Verfertigung der verschiedenen Gerätschaften kennen. Das Mädchen wächst zu Hause unter den Augen der Mutter heran, welche es zu den häuslichen Arbeiten anhält.

Die Behandlung der Leichen ist in Doreh gänzlich von derjenigen verschieden, welche man an der Südwestküste beobachtet. Die Leichen werden in eine 1—1,6 m tiefe Grube gebettet und später nicht wieder ausgegraben, um die Gebeine zu sammeln. Beim Verscheiden eines Häuptlings versammeln sich die Dorfbewohner im Sterbehaus und tragen die Leiche, nachdem sie gebadet und in weißes Baumwollenzeug gehüllt, zum Grabe. Nachdem man zuvor den Korwar mit heftigen Vorwürfen überladen, daß er den Tod des Patienten zugelassen, wird die Leiche mit dem Ohre auf einem Porzellanteller oder Napf in die Grube niedergelegt. Einige Waffen und Zierate werden beigefügt, das Grab hierauf geschlossen, mit einem Schutzdach versehen und der Korwar mitten darauf gestellt.

Digitized by Google

Nach dem Begräbnis versammeln sich die Leidtragenden zu einem Leichenschmaus im Sterbehause, zu welchem jeder Teilhaber einen gewissen Beitrag zu liefern hat. Bei Beerdigung geringerer Personen werden weniger Ceremonien beobachtet. Während der ersten Tage nach der Bestattung setzt man stets einige Speisen auf dem Grabe nieder; der Leiche eines Säuglings giebt man eine Kalebasse voll Muttermilch ins Grab mit. Die Leichen von Sklaven wirft man ins Meer oder sonstwo hin. Als Zeichen von Trauer tragen die nächsten Verwandten eine Schnur, und zwar um den Hals beim Tode näherer, um den Oberarm beim Absterben entfernterer Familienglieder. Nach einiger Zeit geht man an die Verfertigung eines Korwar, nämlich einer aus Holz geschnitzten Statue des Verstorbenen in verkleinertem Maßstabe, etwa 30—50 cm groß, in welche dann der umherirrende Geist des Toten hineingelockt wird. Eigentümlich sind die Totengebräuche der Arfaken. Man legt die mit dem täglichen Zierat des Verstorbenen angethane Leiche auf den Flur mit den Füßen in der Asche des Feuerherdes. Um die Leiche herum sitzen die Frauen der Familie und der Hausgenossen, erzeugen durch Schreien und Wehklagen unsäglichen Lärm, vergießen aber dabei keine Thränen. Als Zeichen der Trauer schneiden sich bloß die nächsten Anverwandten das Haupthaar kurz ab und lassen nur über der Stirne ein Büschel Haar stehen, welches mittelst einer um das linke Ohr geschlungenen Schnur zusammengebunden wird. (Rosenberg, Reistochten naar de Geelvinkbaai, S. 92.) Bei der Bestattung eines Dahingeschiedenen wird an der Astrolabebai die Leiche mit einem öligen Baumsafte eingerieben, gänzlich in wohlriechende Kräuter gelegt, darnach auf einige Wochen in der Hütte aufgehängt und erst dann daselbst begraben. Nach einer gewissen Zeit wird die Gruft wieder geöffnet, die Ueberreste werden herausgenommen und nur der Unterkiefer als großes Heiligtum in der Hütte aufbewahrt, die übrigen Knochen und der Schädel hinausgeworfen, wo sie ohne fernere Beachtung liegen bleiben.

Grabstätte eines Häuptlings der Papua.

Die Hinterlassenschaft geht auf die Kinder oder nächsten Blutsverwandten als natürliche Erben über. Witwern und Witwen ist es gestattet, sich aufs neue zu verehelichen: letztere ziehen gewöhnlich zu der Familie ihres verstorbenen Gatten und diese erhält dann auch den neuen Brautpreis. Als Zeichen der Trauer trägt eine Witwe außer der erwähnten Schnur noch ein kurzes, bis an die Knie reichendes Kleidchen; legt sie es ab, so giebt sie zu erkennen, daß sie sich wieder zu verheiraten wünscht.

Die gewöhnlichen, unter den Eingebornen vorkommenden **Krankheiten** sind Wechselfieber, katarrhale Leiden, Bauch- und Hautkrankheiten und Geschwüre. Mit „Cascado", d. h. Ichthyosis (weißer, schuppenartiger Hautausschlag), der

durch Unreinlichkeit entsteht, ist gewiß der dritte Theil der Bevölkerung behaftet; gegen den unter Kindern ziemlich häufigen Hautausschlag („Babonto" auf den Molukken) wird nichts gethan: man läßt die Krankheit einfach austoben, so daß viele Kinder daran zu Grunde gehen. Lustseuchen, nach Rosenberg noch unbekannt, sollen an einzelnen Orten der Geelvinksbai schon ziemlich verbreitet sein. (Van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 75.) Die 1863 durch ein Handelsschiff aus Ternate eingeschleppten Pocken richteten unter der Küstenbevölkerung arge Verheerungen an, sollen aber nicht, so wenig wie Cholera oder andere epidemische Krankheiten, zu den Arfaken gedrungen sein. Die üblichen sehr einfachen Heilmittel bestehen in Dekokten verschiedener Blätter und Rinden. Fieberkranke legt man während der Frostperiode in die brennende Sonne oder auch innerhalb des Hauses auf ein über dem Feuerherd angebrachtes Gerüste, während man in der heißen Periode den Kranken durch Begießen mit kaltem Wasser abzukühlen sucht. Helfen die angewandten Mittel nichts, so wird die Krankheit dem Einfluß des einen oder andern bösen Geistes (Manoën) zugeschrieben, und man holt sich nun Rat bei alten, erfahrungsreichen Personen. Gelingt es auch diesen nicht, das Uebel zu beseitigen, so überläßt man den Kranken seinem Schicksal.

Wie Sitten und Gebräuche im allgemeinen, so tragen auch die festlichen Zusammenkünfte im besonderen einen charakteristischen Stempel. Dieselben finden ziemlich oft statt, und mancherlei Ereignisse im Leben geben dazu Anlaß; so z. B. Geburten und Todesfälle, Heiraten, Namensveränderungen, der erste Haarschnitt bei Kindern, das Anfertigen eines Korwar u. s. w.

Ein Fest aus letztgenanntem Anlaß geht zu Doreh, wo jedoch schon mannigfach verfeinerte Sitten herrschen, verschiedene europäische oder fremde Erzeugnisse durch Handel Eingang gefunden und die Ursprünglichkeit des Volkes etwas verwischt ist, in nachfolgender Weise vor sich. Am Vorabend des Tages, an dem die Figur gefertigt werden soll, wird im Freien gesungen und getanzt; am nächsten Morgen begeben sich mehrere junge Leute mit einem geladenen Schießgewehr nach dem Walde, um ein taugliches Stück Holz zu hauen. Hat man ein solches gefunden, so wird das Gewehr gelöst und das Holz heimwärts gebracht, worauf die Familie, welche das Bild anfertigen läßt, den Ueberbringern etwas Tabak verabreicht. Der Holzblock wird nun dem Bildschnitzer überwiesen, welcher sich damit im Schatten eines nahen Baumes niederläßt und zu arbeiten anfängt, von den Dörflern umringt, welche Tänze und Gesänge aufführen, die man mit dem Namen „Kojop" belegt. Ein solcher auf die Toten bezüglicher Gesang möge als Sprachprobe hier Platz finden; er lautet:

Ei wuo, pombesso randisa	Ihr Toten geht voraus auf die See,
rip o kwiri	Die Wolken ziehen auf,
marinbo kora	Zerstreut sie, und ich fahre ab,
ei wu je	Die Wolken ziehen auf,
rip o kwiri	Geht voraus auf die See,
pombesso randisa	Zerstreut sie und ich fahre ab.
marinbo kora.	

Dies währt, bis das Bild fertig, worauf auch die festliche Zusammenkunft beendet ist. Findet eine Mahlzeit statt, so sitzen die Anwesenden auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen und speisen die Vornehmeren von gewöhnlichen chinesischen Tellern, die Geringeren von Pisangblättern. Das größte Fest, woran Alles sich beteiligt, wird bei der Rückkehr aus einem glücklich vollendeten Krieg oder Raubzug gefeiert, namentlich wenn um den Mord eines Dorfbewohners zu rächen, unternommen. Ein kaum weniger wichtiges Fest findet bei Zurückkunft der Kanoen statt, welche den jährlichen Tribut an den Lehensherrn nach Tidore bringen.

Digitized by Google

Von den Sitten der Papua an der Astrolabebai berichtet Miklucho-Maklay wie folgt: Vergnügungsabende finden in einzelnen Familien nicht statt; es giebt aber gemeinschaftliche Feste, die gewöhnlich in Folge eines wichtigen Ereignisses gefeiert, und bei welchen großartige Musik, Gesang, Spiele und Tänze veranstaltet werden. Bei Vermählungen und Beerdigungen werden zwar auch Feste ausgerichtet, jedoch sind letztere nicht so fröhlicher Art. Gewöhnlich werden solche gemeinschaftliche Feste, an denen nicht nur die Einwohner eines Dorfes, sondern sogar immer die mehrerer Dörfer teilnehmen, abwechselnd bald hier, bald da veranstaltet, und zwar ungefähr um den Dezember herum, denn dies ist gerade die Zeit, in der alle Früchte gesammelt werden, und somit in großem Vorrat vorhanden sind. Solch ein Fest dauert oft mehrere Wochen, d. h. es beginnt abends und hört immer morgens auf. Es macht einen ganz besonderen Eindruck, wenn man so 5—600 Mann sich einem Dorfe nähern sieht, alle mit ihren eigenen Vorräten, Instrumenten, Waffen, auf das reichste geschmückt mit den buntesten Federn, die sie sich um ihren beinahe gänzlich nackten Körper hängen, oder in das von der Natur krause Haar stecken, dabei verziert mit verschieden geflochtenen Arm- und aus Muscheln angefertigten Halsbändern. Sogar Greise dürfen nicht fehlen, ja, sie müssen an Tanz und Gesang teilnehmen. Zu solch einem Feste wird ein freier Platz gewählt und in Mitte desselben ein großes Feuer angezündet, um welches sich die Wilden lagern. Alles das bietet bei dunkler Nacht einen wildromantischen Anblick. Das Fest beginnt mit Tanz. Um das Feuer herum bildet sich ein Kreis von Männern, alle mit Instrumenten versehen, darum ein zweiter mit den verschiedensten Waffen, dann ein dritter Kreis von lauter Frauen, endlich ein Kinderkreis. Alle diese Kreise setzen sich beim Beginne der Musik in Bewegung. Der Tanz besteht nur in kreisförmigem Drehen, wobei Hände, Füße, der ganze Körper lebhaft in Bewegung geraten. Die Männer machen dabei noch kleine gewandte Sprünge. Der Tanz dauert oft mehrere Stunden ohne jegliche Erholung, und wahrscheinlich hört er erst dann auf, wenn der größte Teil sich völlig ermattet fühlt. Darauf setzen sich alle um das Feuer, und es beginnt das Mahl, dem natürlich stark zugesprochen wird. Dann wiederholt sich in gleicher Weise das Tanzen, zuweilen von Gesang unterbrochen, welcher ganz angenehme Weisen ertönen läßt. So dauert es bis zum Morgen. Am folgenden Abende versammeln sich wieder alle im nämlichen Dorfe, oder im nächstliegenden, je nach Verabredung.

Etwas anders gestaltet sich der Kriegstanz, welchen Hr. v. Rosenberg auf dem Strande von Mansinam zu beobachten Gelegenheit hatte und an welchem Männer, Frauen und Kinder teilnahmen. Die Männer erschienen bewaffnet, das Haar mit Federn und Blumen verziert, manche mit schwarz und weiß bemaltem Antlitz. Die Verheirateten trugen auf der rechten Schulter am Arm herunterhängende große gelbe Blätter. Die Tänzer stellten sich in zwei Reihen auf, mit dem ältesten Mann als Vortänzer an der Spitze, der einen reich mit weißen Kakadufedern gespickten Kopfschmuck trug. Ihm folgten paarweise sechs Männer als Paukenschläger, und hierauf kam die lange Reihe der übrigen Männer, hie und da mit Kindern zwischen sich; die Frauen, ebenfalls paarweise, machten den Schluß. Durch eine Schwenkung nach rechts wurde nun ein Kreis gebildet, jede Person faßte die ihr zugekehrte Hand des Nebenstehenden mit der nach außen gekehrten, Waffen tragenden, und mit etwas vorgebeugtem Oberkörper wurden die Füße rasch auf und nieder bewegt, als ob man schnell liefe, ohne daß man jedoch weit von der Stelle gekommen wäre, während der Vortänzer und zwei innerhalb des Kreises befindliche Männer unter dem Schwingen ihrer Waffen sich in allerlei Luftsprüngen zu überbieten suchten. Außer der eintönigen Paukenmusik wurde das Ballet von einem wenig modulierten Geschrei begleitet, welches öfters mit einem starken, dem Blasen einer Schlange ähnlichen Zischen abwechselte.

Die musikalischen Instrumente sind mannichfaltiger Art; man findet große und kleine Trommeln oder Pauken („Robrak"), erstere werden von mehreren Männern getragen, mit der Hand geschlagen und lassen Laute ertönen, die bei ruhigem Wetter auf große Entfernung zu hören sind, Blasinstrumente, Pfeifen, besondere, aus kleinen Bambusstäbchen zusammengestellte Harmonium, sogar Blashörner aus Riesenmuscheln. Ein besonderer Wohlklang läßt sich beim Zusammenspiele nicht erkennen. Beim Tanzen wird oft ein kleiner runder hölzerner Schild („Kab") gebraucht, an der Außenseite beschnitten und bemalt. In der Mitte befindet sich ein rundes Loch, durch das ein Pfeil gesteckt wird, vermittelst dessen der Schild in drehende Bewegung gebracht werden kann.

Ist die Zeit solcher Feste vorüber, so führen die Einwohner einzelner Dörfer ein ganz stilles, ruhiges Leben; kommt jedoch ein Gast, so wird er freundlich aufgenommen und beim Abschiede noch mit allem Nötigen reichlich versorgt.

Digitized by Google

Religion.

Wenn auch kaum eine Spur von Gebräuchen bekannt ist, welche auf religiöse Anschauungen sich zurückführen lassen, so besteht dennoch bei den Papua ein gewisser Begriff von einem höheren Wesen. Ich beeile mich beizufügen, daß ein solcher, wenn auch noch so roh, überhaupt gar keinem Naturvolke fehlt. Mit Fug und Recht darf man von einer „Religion der Wilden" sprechen, denn bis jetzt sind noch keine völlig religionslosen Völkerstämme aufgefunden worden. Nur einzelne christliche Missionäre und von den Forschern vornehmlich der mit Recht berühmte Sir John Lubbock sind es, welche eine entgegengesetzte Ansicht vertreten und einer ganzen Reihe von Naturvölkern jedwede religiöse Neigung absprechen. Die Irrigkeit dieser von den namhaftesten Ethnographen bestrittenen Ansicht hat in jüngster Zeit Gustav Roskoff auf das Gründlichste nachgewiesen. (Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880. 8°.) Die Annahme einer aufsteigenden Entwicklung schließt die Berechtigung ein, die Richtung auch nach unten zu verfolgen, wo der Mensch im rohesten Zustande gedacht werden muß, wo das Physische in ihm so sehr vorwiegt, daß er mit dem Tiere auf gleicher Linie zu sein scheint. Zu jener Zeit wäre also der Mensch ein Geschöpf ohne Bewußtsein und Selbstbewußtsein, ohne Sprache, ohne Ahnung von Religion gewesen. Jenes entfernte Stadium haben aber die Wilden der Gegenwart ohne alle Ausnahme längst überschritten; ebensowenig als ein sprachloses giebt es ein religionsloses Volk. Haben wir doch bei den sonst auf so tiefer, dem Tiere so naher Stufe stehenden Australiern unzweifelhaft religiöse Neigungen zu verzeichnen gehabt. Freilich muß man sich dabei klar machen, daß was uns als Aberglauben erscheint, dem urzuständlichen Volke, dem Wilden, Religion ist, eine Religion, die seinen Bedürfnissen ganz ebenso entspricht, wie uns die unserige. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Uebersinnliches. Die Religiosität, sagt Roskoff, der scharfsinnige Wiener Gottesgelehrte, für welchen die Entwicklungstheorie mit dem Rückblicke auf tierische Anfänge der Menschheit nichts Verletzendes, Empörendes besitzt, ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm Religion durch äußere Offenbarung mitgeteilt; ihr Erscheinungsgrund ist vielmehr in den Gesetzen und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Natur zu suchen und zu finden. Dazu stimmt trefflich die Meinung Zellers: „Was die Menschheit von religiöser Wahrheit und religiösem Leben besitzt, mußte sie selbst sich erwerben; was sie von Irrtum und Aberglauben daran gesetzt hat, das hat sie selbst erzeugt. Ist nun weder das eine noch das andere ein zufälliges Erzeugnis, so ist doch jenes wie dieses ihr eigenes Werk; und eben weil es dieses ist, konnte sich die Religion, wie alles Menschwerk, nur allmählich aus rohen, dürftigen Anfängen zu einer edlen geläuterten Gestalt emporarbeiten."

Digitized by Google

Als die rohesten Anfänge des Gottesbewußtseins, welches freilich mit den religiösen Regungen selbst nicht zu identifizieren ist, betrachtet Dr. Eugen von Schmidt (Die Philosophie der Mythologie und Max Müller. Berlin 1880. 8°. S. 1—11) die direkte Verehrung der Naturgegenstände und nennt dies die Gottheit als Naturerscheinung. Als eine schon höhere Stufe darf man wohl den Glauben an überfinnliche böse Wesen in Verbindung mit dem Glauben an Zauberei bezeichnen, und dieser immerhin noch primitiven Religion huldigen auch die Papua. Allgemein ist bei den Maforesen der Glaube an höhere, dem Menschen feindliche Wesen („Manoën"), welche die verschiedensten Orte bewohnen. Sie sind die Ursache aller Widerwärtigkeiten und Uebel. Bildliche Darstellungen dieser Geister existieren nicht; die hölzernen Figuren, „Korwar", „Karwar" oder „Karowar", auf der Insel Misool „Karawari" genannt, deren schon verschiedene Male Erwähnung geschah, sind einzig und allein Bildnisse verstorbener Personen, deren Fürsprache durch das Angebot von Opfern zur Abwehr von Uebeln erlangt werden muß.

„Korwar" oder Götze der Papua.

Die Korwar, deren Typus aus nebenstehender Abbildung zu entnehmen ist, sind 40 cm hoch und stellen ohne Rücksicht auf Proportion eine menschliche Figur vor, Mann oder Frau, in stehender Haltung. Der unverhältnismäßig große Kopf der Figur zeigt eine gerade, stark vorspringende Nase und einen weiten, gut mit Zähnen versehenen Mund; als Augen werden große grüne oder hellblaue Glaskorallen eingesetzt, deren Bohrloch mit einer schwarzen Masse gefüllt, den Augapfel vorstellt. Die männlichen Figuren, meist mit übertrieben accentuiertem Geschlechte, tragen in der linken Hand einen langen Schild, während die rechte das Schwert schwingt. Die Frauenbilder dagegen fassen mit beiden Händen eine auf dem umgebogenen Schwanz stehende züngelnde Schlange an. Eine zweite Art männlicher Korwar stellt eine Figur vor, die mit beiden Händen gerade vor dem Unterkörper einen auf dem Fußstück stehenden Schild von durchbrochener Arbeit festhält. Hat man den Figuren die Augen eingesetzt, so werden sie gerüttelt und angeredet in der Meinung, daß damit die Seele des Verstorbenen, den die Figur vorstellen soll, ihren Wohnsitz darin nimmt. Die Männerfiguren mit dem schildartigen Zierat, sowie die Frauenbilder werden auf Gräber gestellt, die mit geschwungenem Schwert bewaffneten dagegen in den Häusern angebracht. Will jemand den Beistand eines Korwar anrufen, oder sich bei einem solchen Rats erholen, so hockt er vor dem Bilde nieder und legt die mitgebrachten Opfer: Tabak, Stückchen Baumwollenzeug, Glasperlen u. s. w. vor denselben auf den Boden nieder. Er spricht nun über die Ursache seines Anliegens und teilt dem Korwar seine Wünsche mit. Ueberkommt den Supplikanten während der Verrichtung dieses Aktes Niesen, Zittern oder irgend ein anderer körperlicher Reiz, so gilt dies für ein ungünstiges Zeichen, und die Angelegenheit, um die es sich handelt, hat dann keinen Fortgang.

Ueberhaupt spielen Aberglaube und Zauberei eine Hauptrolle im Leben des Papua. Anlaß dazu findet er auf Schritt und Tritt. So glaubt er fest daran, ein fremder Mensch sei im Stande das Feuer seiner Hütte zu verderben und dann müsse ein Todes-

Digitized by Google

fall eintreten; der Fremde brauche dazu bloß ein Stückchen Holz mit einem gewissen Gemurmel ins Feuer zu werfen. Ebenso hegt er große Furcht vor den Geistern erschlagener Personen, weshalb auch deren Leichen unbeerdigt auf der Stelle liegen bleiben, wo sie ermordet wurden. Wird ein Totschlag im Dorfe verübt, so versammeln sich die Bewohner mehrere Abende hinter einander und erheben ein erschreckliches Geschrei, um die Seele zu verjagen, falls diese gesonnen wäre ins Dorf zurück zu kehren. Für die Geister der an Krankheit oder in Folge unglücklicher Zufälle Gestorbenen werden auch in der Form eines Hauses zugehauene Holzklötze auf Bäumen hier und dort im Walde befestigt, im Glauben, die Seelen schlügen darin ihren Wohnsitz auf. Die mit Lappen umwickelten Holzstückchen, welche die Männer um den Hals tragen, haben die Kraft, das Leben des Trägers unter gefährlichen Umständen zu beschirmen. Um sich aber den Ausschlag einer Unternehmung zu vergewissern, geht man auf verschiedene Weise zu Werk. Eine davon besteht darin, daß man einen Tropfen Speichel auf die Handfläche fallen läßt; spritzt er dabei aus einander, so gilt dies für ein gutes Omen. Steht jemand im Verdacht, ein schweres Verbrechen begangen zu haben, so unterwirft man ihn einem sogenannten Gottesurteil. Er muß z. B. mit der Hand irgend einen kleinen Gegenstand aus einem Topfe voll kochenden Wassers holen; oder man legt ihm eine glühende Kohle in die Hand u. s. w. Bleibt die betreffende Person unverletzt, so gilt dies für einen Beweis von Unschuld. Bei den Arfaken nimmt man zur Entdeckung eines Missethäters in der Regel zu einem Reinigungseid seine Zuflucht, der auf irgend eine Waffe geleistet werden muß. Stürzt ein Haus ein, so gerät das ganze Dorf in Aufruhr, da man das Ereignis als einen Ausfluß vom Zorn der Korwar des Dorfes betrachtet, welche die Manoën auf dasselbe loshetzen. Unternimmt ein Teil der Bewohner eine Reise von längerer Dauer, so holen die Zurückgebliebenen ein 16 m und mehr langes Stück Rotang und verteilen sich nun in zwei an Körperkraft möglichst gleiche Parteien, von welchen eine die Abgereisten, die anderen die Zurückgebliebenen vorstellt. Jede Partei greift eine Ende des Rotangs und zieht mit Aufbietung aller Kräfte daran; bricht der Rotang, oder muß die Partei, welche die Zurückgebliebenen vorstellt, ihr Ende loslassen, so gilt dies für eine Bürgschaft des günstigen Ablaufs der Reise. In der letzten Nacht vor dem Auszug oder der Ausfahrt wird im Dorfe die möglichste Stille beobachtet, um selbst den leisesten, von außen her kommenden Ton auffangen zu können, weil jeder verdächtige Laut, wie das Brechen eines Baumastes, das Geschrei eines Kakadus u. s. w. für ein ungünstiges Vorzeichen gilt. Bei dem oben beschriebenen Fischfang durch Vergiftung des Wassers endlich müssen die am Strande zurückgebliebenen sich totenstill halten und die Blicke nur auf ihre auf dem Wasser befindlichen Genossen richten; namentlich aber darf keine schwangere Frau dabei gegenwärtig sein und nach dem Wasser schauen, weil dann das Betäubungsmittel sogleich seine Kraft verliert, in Folge dessen die Fische natürlich nicht sterben. (Ausführliches siehe bei A. B. Meyer, Notizen über Glauben und Sitten der Papuas des Mafoor'schen Stammes auf Neuguinea, in den Mitteil. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Dresden. Bd. XII, 1875, S. 23—37.) Bei den Arfaken ist Götzendienst unbekannt, weshalb es dort auch keine Korwar, wie bei den Maforesen, giebt; wohl aber sind auch sie in der tiefsten Finsternis eines oft lächerlichen Aberglaubens befangen, der mit beinah allen Vorgängen des Alltagslebens in Verbindung gebracht wird. Allgemein verbreitet ist der Glaube an böse Geister, worunter auch die Seelen der Verstorbenen begriffen werden. Diese schwärmen in den Wäldern umher und werden so sehr gefürchtet, daß kein Arfak den Muth hätte, bei Nacht einen Wald zu betreten.

Von einem Fortbestehen nach dem Tode haben die Papua einen dunklen Begriff; letzteres findet ihrer Meinung nach in gleichen Verhältnissen statt, wie auf dieser Welt, und zwar unter der Erde. Priester giebt es nicht, wohl aber Zauberer („Kokinsor"), welche Beschwörungen machen, Zaubereien verrichten und Kranke heilen, wofür sie eine geringe Bezahlung in Tauschwaaren oder Lebensmitteln erhalten.

Seit 1855 sind sowohl in Doreh und Mansinam wie auch an anderen Orten der Geelvinksbai europäische Missionäre ansässig, zuerst durch die Goßner'sche Gesellschaft in Berlin und dann durch den Utrechter Missionsverein abgesandt. Die Ansiedelung dieser Missionäre hat aber bis jetzt keineswegs die

Digitized by Google

gewünschten Früchte getragen. An Eifer und gutem Willen fehlt es den Missionären zwar nicht. Ihre gewöhnliche Beschäftigung besteht im Schulunterricht, in Zusammenkünften mit Erwachsenen an bestimmten Wochentagen und dem Gottesdienst an Sonntagen. Einige Papua machen davon Gebrauch, einzelne sogar ziemlich regelmäßig. Sie hören andächtig zu und stellen mitunter Fragen über dasjenige, was ihnen vorgetragen wird; allein vom Uebertritt zum Christentum hat man bis jetzt nur sehr wenige oder gar keine Beispiele. Der Papua ist eben zu unkultiviert, um ein tieferes religiöses Bedürfnis zu empfinden; ebensowenig wie die christliche Lehre würde der Islam bei ihm Eingang finden, wenn Versuche gemacht werden sollten, demselben auf Neuguinea Verbreitung zu verschaffen. (Van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuwguinea, S. 66—67 und 71.) Immerhin hat derselbe dort hier und da Fuß gefaßt, und namentlich auf den westlichen Inseln, z. B. auf Misool, ist er, wenn auch ziemlich oberflächlich, angenommen.

Ungeachtet des niedrigen Grades von Entwicklung unterscheiden die Papua nichtsdestoweniger die hauptsächlichsten Sternbilder und haben eine Zeitrechnung. Von dem Wesen der Sonne („Ori") und des Mondes („Paik") haben sie freilich nicht die geringste Vorstellung. Von den Sternen unterscheidet man Venus als Morgen- und als Abendstern, weiterhin Jupiter und Orion. Das Jahr teilen sie, die Mondphasen zur Basis nehmend, in zwölf Teile ein, von Vollmond zu Vollmond rechnend. Diese Teile werden nach den darin kulminierenden Sternen oder der vorherrschenden Witterung benannt.

Die Sprache der Papua wird als eine ganz wohlklingende und sehr reiche bezeichnet; für einen und denselben Gegenstand besitzt sie mehrere Bezeichnungen, z. B. für die Kokosnuß deren acht und jeder einzelne Teil der Nuß hat wieder einen besondern Namen. Dagegen gab es natürlich für manche Dinge, z. B. Flaschen, Nägel u. drgl. gar keine Benennungen, und die Papua der Astrolabebai haben dafür die ihnen von Miklucho-Maclay mitgeteilten russischen Bezeichnungen angenommen, ein Vorgang, auf den das Augenmerk späterer Ethnographen zu richten ist. Besondere Eigennamen kommen in ihrer Sprache nicht vor. Die Papuaidiome bedienen sich ein- und mehrsilbiger Wurzeln und vollziehen die Sinnbegrenzung durch Präfixe und Suffixe, deren ursprüngliche Bedeutung meist dem Sprachverständnis entschwunden ist. Herrn von der Gabelentz' Untersuchungen führten anscheinend zu dem Schlusse, daß die papuanischen Inselsprachen mehr mit der polynesischen gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen aus der andern hervorgehen kann. Doch könnte erst eine genauere Untersuchung papuanischer Sprachen auf Neuguinea genügendes Licht über die linguistische Verwandtschaft bringen, und von dieser ist bislang nur die Maforsprache etwas genauer bekannt. (Siehe darüber Fried. Müller, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Wien 1876. 8°. Bd. I, 2. Abthlg., S. 30—47.) Nach dieser zu urteilen sind aber die Papuasprachen von den malayo-polynesischen (samt den mit fremden, d. i. Papuaelementen bedeutend versetzten melanesischen) grundverschieden, weshalb Müller vom sprachlichen Standpunkte aus auch an der Verschiedenheit der Papua von den Melanesiern festhält.

Digitized by Google

Bei dem Stande unſerer Kenntniſſe kann eine Vergleichung der reinen Papuaidiome untereinander nur äußerſt mangelhaft ſein; doch ſcheint es ziemlich ſicher, daß die verſchiedenen auf Neuguinea geſprochenen Dialekte mit einander in einem tieferen Zuſammenhange ſtehen. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 138.)

Die Miſchlinge Melaneſiens.

Allgemeines.

Dunkelfarbige Menſchen ſind die Bewohner der weiten Inſelflur, für die in Ermanglung einer beſſern die Bezeichnung Melaneſien vorläufig beibehalten wird. Man verſteht darunter alle Eilande und Inſelgruppen von Neuguinea im Weſten bis zum Vitiarchipel im Oſten. Daß die ſpärlichen Eingebornen der Neuguinea zunächſt umgebenden Inſeln Papua ſind, wird von niemanden ernſtlich beſtritten; nennt man doch geradezu „Papuainſeln“ jene nördlich von Neuguinea gelegenen Inſelgruppen, welche eine Ellipſe bilden, deren größter Durchmeſſer von Oſt nach Weſt verläuft, und die Eilande Neuhannover, Neuirland und Neubritannien umfaßt. Aber auch darüber hinaus, auf den übrigen melaneſiſchen Inſeln, herrſcht vorwiegend der papuaniſche Typus, wenn auch, freilich in ſehr verſchiedenem Grade, von polyneſiſchem Volkstume beeinflußt. Es fällt auch keineswegs die ethnographiſche ſtets mit der geographiſchen Grenze zuſammen, welche die Erdkundigen dem Begriffe Melaneſien ziehen wollen; denn papuaniſche Elemente ſpielen über die breite Meeresſtraße hinüber, welche ſowohl Mikroneſien als das eigentliche Polyneſien von Melaneſien ſcheidet. So wird die wichtige Vitigruppe ihrer natürlichen Lage nach von den meiſten Geographen, G. v. Klöden obenan, mit Recht zu Polyneſien gerechnet, während über den papuaniſchen Charakter ihrer Bewohner in anthropologiſcher Hinſicht kaum mehr ein Zweifel herrſcht. Umgekehrt haben Miklucho-Maclays Unterſuchungen ergeben, daß die Bewohner des im äußerſten Weſten Melaneſiens gelegenen Ninigo-Archipels, der Echiquier- oder Schachbrettinſeln der Karten, keine Papua, ſondern Mikroneſier ſind. (Verhandl. d. Berl. Geſellſch. f. Anthrop. 1878, S. 108.) Im allgemeinen aber läßt ſich behaupten — und dies entſpricht wohl auch den natürlichen Verhältniſſen, — daß die Reinheit des Papuatypus abnimmt mit dem Fortſchreiten gegen Oſten, und umgekehrt, der polyneſiſche Einfluß in Sprache und Sitte mit jenem gegen Weſten. Sehr bedauerlich bleibt es, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der uns hier intereſſierenden Inſelgruppen noch gar nicht oder nur ſehr ungenügend erforſcht iſt; erſt wenige neuere Reiſen haben über ſie einiges Licht zu verbreiten begonnen. Dankenswerte Aufſchlüſſe brachte die Kreuzfahrt des von Albert Haſtings Markham befehligten engliſchen Kriegsſchiffes „Roſario“ (ſiehe Markhams Buch: The Cruise of the Rosario amongst the New Hebrides and Santa Cruz Islands. London 1873. 8°.), hauptſächlich

Digitized by Google

aber die Erdumseglung der deutschen Kriegskorvette „Gazelle", welche unter dem Befehle des Kapitäns zur See, Freiherrn v. Schleinitz, zur Beobachtung des Venusdurchganges 1874 deutsche Gelehrte nach der einsamen Kergueleninsel zu bringen beauftragt war; sie nahm ihren Weg über den Archipel von Neubritannien, die Salomoninseln und die Neuhebriden nach Neuseeland, berührte also gerade die interessantesten Partien Melanesiens, mit welchen die große englische Challengerexpedition bloß sehr oberflächliche Bekanntschaft machte. Im folgenden war ich bemüht, die Ergebnisse dieser Untersuchungen, soweit sie die Völkerkunde betreffen, in gedrängter Kürze zusammenzustellen.

Neue ethnologische Entdeckungen auf Neuguinea.

Am reinsten hat sich, allen Zeugnissen zufolge, die Papuarasse auf der noch sehr ungenügend erforschten Insel Neuguinea bewahrt, obgleich auch dort schon, namentlich auf der westlichen Hälfte, seit neuerer Zeit Mischungen mit asiatischen Malayen sich vollzogen haben sollen. (Peschel, Völkerkunde, S. 358.) Dem widerspricht allerdings sehr entschieden Dr. Adolf Bernhard Meyer, einer der jüngsten Erforscher des nordwestlichen Neuguinea, wenigstens für die von ihm besuchten Teile, wo, wie er betont, malayische Niederlassungen nicht existieren und niemals existiert haben. (Anthropologische Mitteilungen über die Papuas von Neuguinea. Wien 1874. 8°. S. 7.) Auch zwischen den Küsten- und den Gebirgsbewohnern besteht im Westen, diesem Gewährsmanne zufolge, kein typischer Unterschied, am allerwenigsten könne man dort von einer andern Rasse sprechen, welche die französischen Reisenden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entdeckt haben wollten. Indes fielen doch am Macéluergolfe, welcher von Westen her tief in die Südküste des westlichen Neuguinea einschneidet, den Offizieren des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle" zwei ganz verschiedene Typen in der Bevölkerung auf: der Bewohner des Innern, der eigentliche, sehr dunkelbraune Papua und ein anderer, kleinerer, rötlichbrauner Menschenschlag, welcher aus der Mischung des ersteren mit Malayen, die der Handel dorthin führt, hervorgegangen zu sein scheint. (Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, 1877, S. 232.) Und vollends im Südosten der Insel wohnen — dies räumt auch Dr. Meyer ein — Menschen von hellerer Hautfarbe, eine Thatsache, welche neuere Untersuchungen völlig außer Zweifel stellten, wenn gleich freilich über deren ethnologische Stellung unter den Sachverständigen noch gestritten wird.

Der italienische Forscher Luigi Maria d'Albertis bestätigt geradezu das von Wallace und Andern behauptete Vorhandensein zweier Rassen auf Neuguinea, wovon die eine, physisch und geistig der andern überlegen, letztere in das Innere des Landes zurückgedrängt hat. Sie ist hellhäutiger, größer und hat kürzere Kiefern als jene. Im allgemeinen, meint d'Albertis, scheint der Westen Neuguineas von den eingebornen Papua, der Osten hingegen von der höher stehenden Rasse bewohnt. D'Albertis begleitete 1875 und 1876 den englischen Missionär S. Mac Farlane bei seinen Entdeckungsfahrten auf dem Flyflusse, der im großen Papuagolfe an der Südküste der Insel in das Meer sich ergießt, und drang auf jener Wasserstraße 675 km (bis zu Snake Point) in das Herz des Landes ein. Es gelang ihm, sich in den Besitz von 40 Schädeln beider Geschlechter

Digitized by Google

und jeglichen Alters zu setzen, welche fast sämtlich dolichokephal waren. Die überall sehr zahlreichen Eingebornen, mit welchen sich kein freundlicher Verkehr anknüpfen ließ, und von denen einige eine auffällig helle Farbe an sich trugen, schienen ohne Frage der Rasse des östlichen Neuguinea anzugehören, die, wenn mit Schwarzen des Nordwestens der Insel untermischt, doch die Gebräuche des Ostens in Kleidung, Gerätschaften, Häusern u. s. w. behält. Es machte sich ein gewisser Grad von Civilisation bei ihnen bemerkbar. Sie lebten vom Fischfang und der Jagd, zogen Bananen, Taro (Arum) und Tabak. Perlmuscheln dienten ihnen zu Schmucksachen. D'Albertis Reisegefährte, Mac Farlane, berichtet ferner, daß die Bewohner von Kerepunu und Hula, Hood Bay, an der Südostküste bei weitem die schönsten Eingebornen seien, welche er auf dieser Insel gesehen, wie auch die betriebsamsten, die ihm überhaupt in der Südsee vorgekommen. Die Dörfer sind auffällig nett und sauber, die Häuser und Kanoen gut gebaut und die Plantagen gleichen schön gepflegten Gärten in Europa. Mac Farlane sah die Arbeiten in den verschiedenen Stadien. Das Land wurde, als wäre es gepflügt, von in einer langen Reihe aufgestellten Männern mittelst zugespitzter Stöcke, welche zu gleicher Zeit in den Erdboden gesteckt wurden und dann als Hebel dienten, umgeworfen. Der so gebrochene Boden ward hierauf von den Frauen geebnet und mit Bananen, Zuckerrohr, Yams u. s. w. auf langen Beeten, so gerade wie ein Pfeil, bepflanzt. Mac Farlane fand viele Quadratkilometer solcher Anpflanzungen, alle waren eingefriedet und von Unkraut rein gehalten. Die Leute beobachteten bei ihrer Arbeit Regelmäßigkeit und Verteilung. Zwei Tage wurde gearbeitet und den dritten geruht, und während ein Teil dem Ackerbau oblag, besorgte der andere wieder den Fischfang.

Noch weiter östlich, richtiger südöstlich, lernte Kapitän John Moresby, der Befehlshaber des „Basilisk", 1872—1873 Land und Menschen auf Neuguinea und den von ihm dort entdeckten Nachbarinseln kennen. Ihm zufolge gehören die diesmal als friedlich und gastfreundlich geschilderten Bewohner dieser Küsten der malayischen Rasse an (Journal of the R. geograph. Society 1875, S. 163 und Rev. d'Anthrop. 1878, S. 335—337). Sie unterscheiden sich wesentlich von den hochgewachsenen, muskelstarken, düsterblickenden Wilden an der Torresstraße. Moresby schildert sie als kleine, leichtgebaute, kupferfarbige Leute, mit hervorstehenden Backenknochen, leichtgebogenen Nasen und entsprechendem, oft außerordentlich schönem Gesichtsausdrucke. Ihre Häuser sind häufig auf hohen Pfählen erbaut, und die fleißigen Insassen verstehen sehr gut Töpferwaren herzustellen. Den meisten unter ihnen ist der Gebrauch des Eisens unbekannt, ihre Werkzeuge sind aus einem grünen Steine gefertigt. Sie wiesen den Tausch einer Steinaxt gegen eine Eisenhacke verächtlich von sich, gaben sie jedoch wenige Augenblicke später für etliche bunte Glasperlen mit Freuden hin. Ihre Waffen bestehen in Speeren, Keulen, Schlingen und steinernen Tomahawks. Sie haben keine Bögen und offenbar hatten sie nie vorher noch einen Schuß gehört. Der Anblick des Schiffes erfüllte sie, die auch noch nie einen Weißen gesehen, mit Erstaunen und die Weiber schraken vor ihrem Spiegelbilde entsetzt zurück, was Moresby boshafterweise sehr begreiflich findet. Unter sich scheinen sie dem Kannibalismus ein wenig ergeben, doch kehrten sie diese Neigung den Weißen gegenüber nie heraus. Die Frauen werden von den Männern gut behandelt und sie danken damit, daß sie diese oft mit Kanoerudern durchprügeln. Die Leute waren im Beginne sehr schüchtern, wurden jedoch allmählich zutraulicher. Einer der kühnsten unter ihnen ließ sich endlich bereden, auf Deck zu kommen. Erst blickte er in höchster Verwunderung erschreckt umher, dann bearbeitete er mit ungeheurem Eifer mittelst des Daumens und Zeigefingers seine Nase, mit der anderen Hand seinen Mittelkörper betastend. Der Dauer und dem Eifer dieser Procedur entnehmend, daß sie eine besondere Bedeutung haben müsse, ahmten dieselbe Alle auf dem Schiffe nach und der Mann legte nun, offenbar freudig bewegt, alle Scheu ab und zeigte sich ganz vertrauensvoll. Auf gleiche Weise wurde die ganze Schar gewonnen und das Eingehen auf diese Etikette erwies sich auch noch bei andern Gelegenheiten auf Neuguinea als höchst förderlam. (Siehe Moresby: Discoveries and Surveys in New-Guinea and the D'Entrecasteaux Islands. London 1876. 8°.)

Ein weniger erbauliches Bild entwirft Andrew Goldie von den Leuten in der Umgebung von Port Moresby, offenbar ziemlich nahe Nachbarn der vorigen. Sie sind, erzählt er, von Natur große Bettler und arge Diebe. Sie halten das Stehlen, wenn man dabei nicht abgefaßt wird, für eine ganz besondere Tugend; läßt sich jedoch ein Dieb ertappen, so wird er wegen seiner Ungeschicklichkeit mit aller Strenge bestraft. Ein großer Neufundländer Hund, welchen Goldie mit sich führte, jagte ihnen großen Schrecken ein und sie wußten gar nicht, was aus dem Tiere machen. So oft man Eingebornen,

Digitized by Google

die auf der Känguruhjagd begriffen, begegnete, flohen sie eiligst davon, aus Furcht nicht sowohl vor den fremden Weißen, als vor dem Hunde. Sie waren außerordentlich kräftige Menschen und im Stande, schwere Lasten auf 8—10 km, ohne auszuruhen, fortzutragen und zwar mit einer Geschwindigkeit, welcher ein frei gehender Europäer nicht folgen kann. Die einzelnen Stämme leben in großer Feindschaft mit einander und kein Eingeborner wagt deshalb, die Grenze seines Gebietes zu überschreiten.

Nach diesen Beobachtungen muß man die Behauptung von der Rasseneinheit aller Bewohner Neuguineas, wie A. B. Meyer sie verficht, zum mindesten für stark erschüttert halten, und es geht wohl schwer an, mit ihm und Meinicke (Die Inseln des Stillen Oceans. Leipzig 1875. 8°. Bd. I, S. 115) die vorhandenen Verschiedenheiten auf die den Melanesiern — denn zu diesen rechnet letzterer die Papua — eigentümliche Variabilität in der äußeren Erscheinung zurückzuführen. Jedenfalls täuschte sich dieser sonst sehr verdiente Gelehrte in der Meinung, daß die verschiedenen Typen sich nicht räumlich von einander geschieden finden (a. a. O.), denn eine solche Grenze zwischen dem dunkeln und dem hellen Menschenschlage auf Neuguinea ist in Wirklichkeit vorhanden. W. Wyatt Gill, ein englischer Missionär, welcher 1872 dreimal die Südküste Neuguineas besuchte, konstatierte, daß alle Küstenbewohner im Westen des Fly schwarz sind, die Eingebornen an der Redscarbai dagegen von lichtkupferbrauner Färbung. Sein Amtsbruder A. W. Murray bestimmte noch genauer und schärfer, nämlich etwas westlich vom Manumanufluffe (dem Towtau der englischen Admiralitätskarten) die Grenze zwischen zwei wesentlich verschiedenen Volksstämmen, welche von den englischen Reisenden als papuanische und malayische Rasse bezeichnet werden (Journal of the R. geograph. Society 1874, S. 29 und Petermanns Geograph. Mitteil. 1874, S. 115). Die Hautfarbe der Anwohner des Manumanu, sagt Gill, ist dieselbe, wie die der Samoa- oder Raratongainsulaner; mit letzteren stehen sie auch unbestreitbar in linguistischer Verwandtschaft, nach den von Gill mitgeteilten Sprachproben zu urteilen. Und der in Port Moresby stationierte Missionär W. G. Lawes schreibt darüber: „Daß dieses Volk malayischen Ursprungs ist, unterliegt, glaube ich, keinem Zweifel. Ihre Sprache schon zeigt es zur Genüge. Sie bewohnen nur die Küste. Die Buschmänner aus dem Innern, von denen ich einige sah, haben eine dunklere Hautfarbe, eine schönere Gestalt und sprechen eine gänzlich verschiedene Sprache; sie sind unzweifelhaft die Eingebornen des Landes“ (Petermanns Geograph. Mitteil. 1876, S. 196); in der körperlichen Entwicklung stehen die Manumanu-Leute weit zurück, meist bleiben sie unter mittlerer Größe, bisweilen haben sie zwerghafte Gestalten. Auch Octavius C. Stone, der im Oktober 1875 in Port Moresby und Umgebung sich aufhielt, bestätigt ausdrücklich die physische Verschiedenheit der Bewohner des Ostens von jenen des Westens auf Neuguinea (Journal of the R. geograph. Society 1876, S. 39). Ob es sich nun dabei wirklich um Rassenunterschiede handelt, muß erst die Zukunft zeigen; vor allen Dingen fehlt es noch gar sehr an den notwendigen linguistischen Grundlagen. Miklucho-Maclay, welcher unlängst in Sydney Gelegenheit hatte, zwei Repräsentanten dieser sogenannten „gelben Rasse“ vom Südosten Neuguineas zu sehen, ist der Ansicht, daß dieselben absolut keine Beimischung von malayischem Blute zeigen (Verhandl.

Digitized by Google

d. Berl. Geſellſch. f. Anthrop. 1880, S. 90), womit freilich ihre Zuweiſung zu den Papua auch noch nicht ausgeſprochen iſt.

Anachoreteninſeln.

Da, wie ſchon erwähnt, die weſtlichſte Inſelgruppe Melaneſiens, der Ninigoarchipel, eine mikroneſiſche Bevölkerung hat, ſo treten wir die Wanderung durch die melaneſiſche Eilandsflur am beſten mit den drei dicht beiſammenliegenden Anachoreteninſeln an. Die „Gazelle“ fand dort, wie Kapitänlieutenant H. Strauch berichtet, eine nicht ſehr dunkle, braunrote, beſſer leicht kaſtanienbraune, gemiſchte, nicht ſehr muskulöſe Raſſe von mittlerer Statur — einige kaum 1,69 m hoch — aber mit guten Figuren und nicht rein papuaniſchen Geſichtern, ein bei niedrigem Kulturſtande ganz friedliches Völkchen. Die wenigen Frauen, welche geſehen wurden, waren ziemlich klein, mit breiterer Naſe als die Männer, und durchaus wohlgenährt.

Im allgemeinen haben dieſe Inſulaner die Naſe gebogen, aber nicht breit, den Mund nicht aufgeworfen, nicht einmal dick; ihr Haar iſt kraus, dicht, nicht in Büſcheln wachſend, und ziemlich lang (Zeitſch. f. Ethnologie, Berlin 1877, S. 35). Sie tragen dasſelbe großenteils kurz; wenn etwas länger, ſo iſt es auf dem Hinterkopf gebunden oder in ein paar quer über dem Scheitel liegenden Rollen friſiert. Bart in verſchiedenen Formen ſchmückt bei Einigen Wangen und Kinn, hier bis zu 30 cm lang. Die Männer ſind mit einer Binde aus Baſtſtoff zwiſchen den Beinen, die Frauen mit großem wulſtigem, 65 cm langen Schurz aus Palmblättern vorn bekleidet, der einfach an einer Baſtſchnur oder auch an einem etwa 25 cm breiten Gürtel von Flechtwerk befeſtigt iſt. Tättowierung iſt nicht üblich, wohl aber bei den Weibern eine ſeltſame Entſtellung der Ohrlappen, welche durchlöchert und, mit Holzringen verſehen, allmählich ſo erweitert werden, daß ſie bis auf die Schulter hinunterreichen. Zum Schmuck, mit dem bloß die Männer ſich behängen, dienen Ketten von roten Fruchtkernen mit „Muſchelperlen“ um den Hals, dann Federn. Die unſaubern Hütten haben keine Seitenwände und ſind eigentlich nur ein halbrundes mit Palmblätter gedecktes Dach von 5—10 m Länge. Die einzige Waffe iſt der Speer von ſehr verſchiedener Länge, aus braunem harten Holz, oben mit Widerhaken verſehen. Schießwaffen ſind den Eingebornen ſehr wohl bekannt und erregen bei ihnen große Furcht; der Gebrauch von Eiſen oder andern Metallen iſt aber unbekannt. Sie beſitzen dagegen mitunter ziemlich große, in beſondern Bootshäuſern aufbewahrte Kanoen mit Mattenſegeln, wie man ſie auf der nicht fernen Neubritanniagruppe nicht findet, ſonſt aber nur kleine elende Böte aus einem ausgehöhlten Baumſtamme und mit einem Ausleger verſehen. Als Probe ihrer Kunſtfertigkeit rühmt Strauch eine ſehr zierlich aus weichem Holz geſchnitzte Büſte, einen bärtigen Mann vorſtellend. Von der Sittlichkeit der Anachoreteninſulaner geſtatten ihm aber die in wenigen Stunden gemachten Erfahrungen nur eine äußerſt geringe Meinung zu hegen. (A. a. O. S. 35—39 und Zeitſch. d. Geſellſch. f. Erdk. zu Berlin 1877, S. 239.)

Admiralitätsarchipel.

Südöſtlich von den Anachoreten liegt ein Archipel von 25 Inſeln, welcher im weitern Sinne zu der noch ſo wenig erforſchten Neubritanniagruppe gehört und unter dem Namen Admiralitätsinſeln bekannt iſt. Das Haupteiland Taui iſt von Miklucho-Maclay zu anthropologiſchen Zwecken beſucht worden,

Digitized by Google

während die englische Expedition des Challenger auf Wild Island sich aufhielt. Den Typus der Eingebornen fand der russische Gelehrte nicht sehr verschieden von dem der Papua Neuguineas, ihre Hautfarbe soll aber weniger dunkel gefärbt und ihr ganzes Aussehen jenem von Europäern nicht unähnlich sein.

Lanze mit Spitze von Obsidian.

Nach Miklucho-Maclays Messungen schwankt der Wuchs dieser Insulaner zwischen 1470—1780 mm bei Männern und 1460 bis 1670 mm bei Weibern, doch sah er auch noch größere. Die alten Weiber waren meist alle sehr mager, und mit ihrem rasierten Kopfe, dessen nicht unbedeutenden Hautfalten, ihren zusammengeschrumpften Busen und hageren Beinen gleichen sie bedeutend alten Männern. Aus 106 Kopfmessungen ergab sich ein Breiteninder: für die Männer von 73,2—84,8, für Kinder unter zwölf Jahren von 75,8—79,8, für die Weiber von 70,8—78,0. Das Kopfhaar, welches genau mit jenem der Papua übereinstimmt, wird von den Männern lang und in sehr verschiedenen Coiffuren geordnet getragen; die Haare im Gesicht, selbst die Augenbrauen, werden dagegen ausgerissen oder mit einem Obsidianbruchstück rasiert, welches auch zum Tättowieren dient (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 110—111). An sonst wichtigen anatomischen Eigentümlichkeiten sind hervorzuheben: die auffallend großen Zähne, von welchen einige Schneidezähne (dentes incisivi) mit einer Zahnkrone von 22 mm Länge, andere von 19 mm Breite gemessen wurden; die Dicke von einigen derselben war nicht geringer als 11 mm. Von dem beständigen Betel- und Pinangkauen ist der Schmelz wie mit einer schwarzen Politur bedeckt. Bei geschlossenem Munde ragten bei Einigen die Zähne zwischen den Lippen hervor. Miklucho-Maclay beobachtete diese Erscheinung zuerst bloß auf Taui und der benachbarten Insel Agomes oder Groß Hermit (a. a. O. 1876, S. 291), glaubt aber, daß dieselbe nicht auf jene zwei Eilande allein beschränkt sei, sondern daß sie dem ganzen melanesischen Stamme zukomme. Dasselbe gilt vielleicht auch von der auf Taui wie auf Agomes beobachteten auffälligen Kleinheit des in der Bulla ovum verborgenen Körperteiles, was um so merkwürdiger ist, als gerade bei den Negern, die von allen Menschenvarietäten nebst den Hottentotten und Kaffern jedenfalls die den Melanesiern am nächsten stehende sind, das andere Extrem, eine bedeutende Größe, gefunden wird (a. a. O. 1878, S. 113—115). Endlich ist auch noch die Kürze der großen Zehe, welche, statt die anderen an Länge zu übertreffen, um 5—14 mm kürzer als die zweite ist, dann die nicht selten vorkommende seitlich gedrehte Stellung der äußeren Zehen, besonders der vierten und fünften zu erwähnen. Auch deutet wohl die bei einzelnen Individuen staunenswerte Entwicklung der Muskulatur der Zehen auf die einstige Verwendung des Fußes als Greifwerkzeug, wie bei den Affen; bei ruhig liegenden Füßen konnten nämlich die drei ersten Zehen abwechselnd eine über die andere mit einer solchen Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschlagen werden, als ob es Finger wären.

Die Gelehrten des Challenger beschreiben die Admiralitätsinsulaner als sehr dunkelbraun, aber keineswegs negerartig, ihre Nasen sind sehr wohlgeformt. Die Männer waren alle wohlgewachsen und kräftig, die Frauen aber standen weit hinter ihnen zurück und der stete Gebrauch der Betelnuß gab ihnen ein recht abstoßendes Aussehen. Sie waren alle mehr oder weniger tättowiert und mit eingebrannten Halbkreisen bedeckt. Auf Wild Island, im Nares-Harbour, zeigten sich die Eingebornen zutraulich, ja zudringlich, legten zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung Speere und Messer weg und gestatteten den Fremdlingen ungehinderten Zutritt zu ihren Hütten. Aber ihrer Freundlichkeit ungeachtet, ist bei ihnen die Vorliebe für Menschenfleisch fast über allen Zweifel erhaben. Denn nicht nur waren in ihren Hütten überall menschliche Knochen zu sehen, auch durch Zeichensprache gaben sie recht deutlich zu ver-

Digitized by Google

Festliche, aus leichtem Holz geschnitzte, weiß, rot und schwarz bemalte Kopfbedeckung von den Admiralitätinseln.

stehen, daß sie einander oder auch die Engländer unbedenklich verspeisen würden. Von Gräbern oder irgend welcher Bestattungsweise der Toten fand sich keine Spur, und so drängte sich den Besuchern der Verdacht auf, daß sie ihre toten Angehörigen weder begraben noch verbrennen, sondern verzehren. Die Eingebornen sind offenbar an den Besuch Fremder gewöhnt, da sie Perlmutter und Schildpatt verpackt zum Tauschhandel bereit halten. Ihre Kanoen waren sehr verschieden von jenen der Papua: doppelt so groß und fähig, 10—16 Mann zu halten. Auch ihre Waffen sind ganz verschieden; da sind keine Bogen und Pfeile zu sehen, sondern leichte Speere von 1,80—2,10 m, mit schweren Köpfen von Obsidian (Glasachat), wie auf S. 104 abgebildet. Zum Wurfe werden sie nahe beim Kopfe in der Hand gehalten und dann mit großer Kraft und Präzision geschleudert. Unter ihren sonstigen Gerätschaften scheint nur eine Krummaxt aus Muschelschale am bemerkenswertesten.

Es ist offenbar, daß die Eingebornen keinerlei Verkehr mit Neuguinea haben. Sie hinderten nicht am Landen, suchten aber im Anfange die fremden Besucher von den Dörfern fern zu halten, standen jedoch ziemlich bald auch davon ab. Der Tauschhandel wurde in freundlichster Weise betrieben; Eisenringe, bunte Tücher und Beile waren ganz besonders begehrt und dafür Perlmutter, Schildpatt und Waffen geboten. Etliche eingeborne Männer ließen sich bewegen, an Bord des Schiffes zu kommen, allein sie waren sehr schüchtern und brachten den Eindruck hervor, als wären sie schon von Menschenfängern heimgesucht worden. (W. J. J. Spry, Die Expedition des Challenger. Deutsch von H. v. Wobeser. Leipzig 1877. 8°. S. 244—247.) Von Civilisation konnte man auch nicht die allergeringste Spur entdecken, trotz alledem bekunden sie aber doch einen gewissen Grad von intellektueller Entwicklung und Kunstsinn, indem sie Kanoen, Häuser, Waffen und fast alle Hausgeräte mit mühsam ausgearbeiteten Schnitzereien und Malereien verzieren. Endlich besitzen sie ein einer Hausflöte nicht unähnliches Musikinstrument.

Archipel von Neubritannien.

Eingehendere Beobachtungen stehen uns, doch erst seit jüngster Zeit, über den Archipel von Neubritannien zu Gebote. Die allerneuesten rühren von dem englischen Missionär Georg Brown her (Rev. d'Anthrop. 1880, S. 141 bis 144); auch hielt sich im Spätsommer 1875 die „Gazelle" sowohl auf der westlichsten Hauptinsel Neuhannover, als auch auf Neuirland und dem eigent-

Digitized by Google

lichen Neubritannien*) längere Zeit auf. Auf allen dreien fanden Berührungen mit der eingebornen Bevölkerung statt und ergaben sich Beziehungen verschiedener Art zu derselben, welche charakteristische Schlaglichter auf das Leben und Treiben dieser unerzogenen Naturkinder warfen. Nach Professor Theodor Studer aus Bern, welcher die „Gazelle" als Naturforscher begleitete, sind dieselben Melanesier, d. h. Papua; doch bestehen unter ihnen merkliche äußere Unterschiede. Die Neuhannoveraner sind mittelgroß, zum Teil kräftig muskulös und wohlgebaut, rotfarben, mit sehr zurückweichender Stirn, breiter dicker Nase, etwas großem Mund, auffallend langen Extremitäten und krausem, meist kurz geschorenem, in Büscheln wachsendem Haar. Auf Neuirland bleibt die Körpergestalt im allgemeinen hinter jener der Neuhannoveraner zurück, die Bevölkerung im Norden der Insel erscheint ärmlicher, weniger kräftig, selbst schwach, im Süden dagegen entschieden stärker, bei Port Sulphur auch um ein geringes heller. Noch um vieles lichter als die Leute auf den beiden Inseln sind die Neubritannier; ihr Haar ist länger und nicht sehr kraus, ihre Figur meistens kräftig und wohlgebaut, nach Dr. Benda aber schwächlich, vielfach unproportioniert, die Muskulatur wenig entwickelt. Die Körpergröße beträgt 150—170 cm (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 112). Sie haben schmale Hochschädel (Hypsistenokephale), für deren Kapazität im Durchschnitt sich 1232 ccm ergiebt, schwankend zwischen 1530—990 ccm. Dem Charakter nach werden die Bewohner des ganzen Archipel geschildert als genügsam, ziemlich harmlos, friedfertig und heiter, aber auch abgefeimt diebisch auf Neuhannover; als scheu und wirklich habgierig auf Neuirland; die Neubritannier machen aber den besten Eindruck, sind schon vielfach mit civilisierten Menschen in Berührung gekommen und bewegen sich ohne Scheu und Aengstlichkeit (Schmeltz und Krause. Die ethnogr.-anthrop. Abteilung des Mus. Godeffroy, S. 555). Nach Browns Erkundigungen soll auf der Insel und unfern von der Küste ein Stamm mit einem merkwürdigen schwanzartigen Anhängsel leben (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1876, S. 289 und Rev. d'Anthrop. 1877, S. 376), worüber jedoch nähere Untersuchungen abzuwarten bleiben.

Von den Sitten aller dieser Insulaner entwirft Studer folgendes Gemälde: „Sie haben feste Wohnplätze, treiben Ackerbau und Fischfang, sind kunstfertig in Holzarbeiten, kriegerisch und unzuverlässig und eingestandene Menschenfresser, jedoch bekommen, wenigstens auf Neubritannien, Frauen kein Menschenfleisch zu essen. Das reichliche krause Haupthaar der Männer wird mit Thon gelb gefärbt und zu Treppen oder Terrassen verschnitten. Sie ziehen durch schwere Ohrringe die Ohrlappen bis auf die Schulter herab, durchbohren die Nasenscheidewand und tragen Armringe aus Schnecken. Die beliebtesten europäischen Tauschgegenstände sind für sie leere Flaschen und rotes Tuch; für das letztere geben sie sogar ihre Waffen hin, welche in Bogen und Pfeilen, sowie Wurfspeeren bestehen. An dem ersten Landungsplatz der „Gazelle" im Westen von Neuhannover

*) Für Neubritannien und Neuirland findet man in den geographischen Handbüchern auch die Namen Birara und Tombara. Nach den Forschungen der „Gazelle" darf man mit Bestimmtheit sagen, daß sie den Eingebornen vollkommen unbekannt sind.

Digitized by Google

zeigte sich gänzliche Unbekanntschaft der Eingebornen mit dem Eisen. Dieselben hatten bloß Steinbeile und Muschelmeißel und in ihren Hütten Vorräte von Muscheln, um das Holz damit zu bearbeiten. Am zweiten Landeplatz dagegen weiter östlich fand sich Eisen vor. Auf Neuirland bestiegen die Deutschen eine Hochebene, auf der ein Tempel lag, mit vortrefflich gearbeiteten Holzmasken. Die Sprache ist wohlklingend, aber ganz anders als in Neuguinea; in Neuirland fand sich ein Häuptling, der etwas englisch sprach. Neubritannien, als zunächst am Festland von Neuguinea gelegen, ist entschieden der civilisierteste Teil der Inselgruppe, wenigstens was die Küstenbevölkerung betrifft, welche vielleicht eingewandert ist und mit der des Innern in beständigem Streit lebt. Doch herrscht auch hier noch Kannibalismus."

Uebrigens bilden die zwei westlichen Eilande, Neuhannover und Neuirland, so zu sagen eine ethnographische Gruppe für sich, Neubritannien aber eine andere. Von Neuirland kommend, ist wenigstens der gänzliche Unterschied mit den auf Neubritannien herrschenden Verhältnissen sehr ins Auge fallend. In der äußern Erscheinung der Eingebornen beschränkt sich allerdings die ganze Differenz auf etwas hellere Hautfarbe und etwas längeres, nicht ganz so krauses Har. Sonst aber bemerkt man kaum einen Gegenstand, der nicht in der Art seiner Ausführung, seiner Verzierung, ja selbst seinem Material nach vollkommen von den auf den zwei westlichen Inseln vorhandenen sich unterschiede, also auf gar keine Verbindung mit ihnen, welche doch nicht so weit entfernt liegen, und auf ganz eigene Verhältnisse schließen läßt, die sich ganz unabhängig von fremden Einflüssen gebildet haben. Der schon genannte Kapitänlieutenant Strauch hat über den ganzen Archipel, insbesondere aber über Neuhannover, sehr sorgfältige Aufzeichnungen gemacht, aus welchen diese Thatsache deutlich hervorgeht.

Auf Kleidung scheinen die Bewohner des ganzen Archipels nur sehr geringe Stücke zu halten, denn eine solche ist auf Neubritannien absolut nicht vorhanden; selbst bei den Frauen ward nicht die leiseste Bedeckung ihrer Blößen gesehen; auf Neuhannover und Neuirland prangen bloß die männlichen Eingebornen im vollsten Naturgewande, denn ein um den Kopf gewundenes Bastzeug, das man an einigen Individuen beobachtete, kann kaum als Kleidungsstück angesehen werden, sondern ist wohl mehr Schmuck. Die Frauen aber bedecken das nötigste entweder mit einem Schurz aus gelben und roten Schnüren oder mit einem büschelartigen, ebenfalls gelb und roten Faserschurz. Auf Neuirland hat man, jedoch sehr selten, einen Ueberwurf von Matte. Jedenfalls geben alle diese Insulaner viel mehr auf Schmuck, denn auf Kleidung, und man bemerkt auch hier, daß die Männer demselben bei weitem mehr zugethan sind als die Frauen. Der Schmuck, sehr verschiedenartig gestaltet, besteht hauptsächlich in Hals-, Arm-, Stirn-, Kopf- und Haarschmuck, sowie in Nasenzieraten. Die Materialien dieser Gegenstände sind Muscheln, als große runde Platten (wahrscheinlich von Tridacna gigas) auf der Brust oder als Ringe (von Trochus niloticus) am Oberarm, meistens am linken, getragen, „Muschelperlen" und Perlenschnüre um den Hals, geflochtene Bastringe, die Männer und Knaben sich um die Hüften, seltner über die Wade schlingen, Fruchtkolbenketten, zugleich als Schurzhalter den Frauen dienend. Eigentliche Circumcision ist nicht im Schwange, doch hat man auf Neuirland eine Trennung des Präputium wiederholt beobachtet. Von künstlichen Entstellungen kommen vor: Durchlöcherung und Erweiterung der Ohrlappen bei beiden Geschlechtern, ebenso, doch auf Neuhannover nicht so allgemein, Durchbohrung des Nasenseptums. Im meist widerlich eingerissenen Ohrlappen trägt man ein Bastband oder kleine Ringe, anscheinend aus Schildpatt, woran kurze Perlenschnürchen baumeln; auf Neuirland Schilf- oder gezackte Schildpattringe. Als Nasenschmuck, den man auf Neuirland nicht beobachtet hat, stecken Männer und Frauen durch das Septum

Digitized by Google

nur geglättete Muschel- oder Holzstäbchen. Den Neubritanniern dünkt indes diese Verzierung der Nase noch nicht ausreichend oder nicht so herrlich, denn noch häufiger wendet sich ihre Putzsucht dem Nasenflügel zu, indem sie eine Vogelklaue so durchstecken, daß eine Zehe nach oben, eine andre nach unten sieht. Federschmuck wird vielfach im Haar des Hinterkopfes getragen und ist jedenfalls keine Auszeichnung. In Port Sulphur (Neuirland) tritt auch die in Neubritannien ganz allgemein als Schmuck verwendete Perlmutter in gleicher Eigenschaft auf, kleine runde, ovale oder ausgeschnittene Plättchen werden im Haare getragen. Sehr merkwürdig sind die nur bei Tänzen und festlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Masken sehr verschiedener Größe, die aber nicht über den Kopf gezogen, sondern auf dem Kopf getragen werden, während das Gesicht hinter einem an der Maske befestigten Stück Baumfasertuch sich verbirgt. Andre kleinere Masken aus weichem weißen Holz werden mit der Hand vor das Gesicht gehalten und sind mit Einschnitten zum Durchblicken versehen. Die Anfertigung dieser Masken ist eine äußerst originelle und sorgfältige, auffällig daran ist aber die prognathe Nase, die übertriebene Ohrdurchlöcherung und der Versuch, die verschiedenen Haartrachten darzustellen. Wir können es uns nicht versagen, eine solche, welche die „Gazelle" von Neuhannover mitgebracht, unsern Lesern im Bilde vorzuführen. Von Tättowierung hat man auf Neuhannover und Neuirland nichts bemerkt, wohl aber Bemalung, richtiger Beschmierung mit Kalk und einem roten Farbstoff (tannü), hauptsächlich im Gesicht, dann auf Brust und Rücken. Die Entstellung und damit unvermeidliche Korrumpierung der Zähne, sowie die rote Färbung der Lippen durch Betelkauen ist nur teilweise verbreitet, hauptsächlich auf Neuirland.

Eingeborner von Neubritannien.

Die Kunstfertigkeit der Insulaner steht auf verhältnismäßig hoher Stufe, doch wendet sie sich mehr nach der phantastischen Seite, als daß sie Dinge des gewöhnlichen Lebens in ihren Bereich zieht. Hauptsächlich findet sie ihren Ausdruck in der Anfertigung der oben erwähnten Masken und von größeren Schnitzwerken, an welchen die Komposition zu bewundern ist. Aber auch die technische Ausführung muß um so mehr Staunen erregen, als sie nur mit Hilfe roher Werkzeuge hergestellt wird. Doch kann nicht verschwiegen bleiben, daß alles Schnitzwerk, alle Bemalung, die auf Nachahmung menschlicher oder Tiergestalten hinausgeht, den Charakter des Verzerrten, Fratzenhaften trägt. Dahin gehören z. B. die phantastisch ausgestatteten, schwer definierbaren Vogelporträte aus Neuirland. Immerhin überragen diese Bildwerke die papuanischen Korwar

Die Erfahrung lehrt, daß bei allen rohen Naturvölkern die Kunstfertigkeit ihr Wissen unendlich übertrifft. Es ist daher nicht so überraschend als es den Anschein hat, nackte Wilde als die Verfertiger von Werken zu ertappen, die

Digitized by Google

sehr wahrscheinlich die ältesten, aus Holz geschnitzten Götter-, richtiger Götzenbilder der Hellenen (Xoana) weit hinter sich lassen. Wenn die Geschichte lehrt, daß Reichtum das Entfalten der Kunstblüte befördert, so gilt dies auch hier; in gewissem Sinne sind nämlich die meisten Naturvölker reich, denn die tägliche Sorge drückt den Menschen bei ihnen so wenig, daß er den größten Teil seiner Zeit dem Schmuck und der Zerstreuung widmen kann. In der Regel regt sich zuerst der freilich an ein materielles Bedürfnis anknüpfende Bausinn, ihm folgen allerwärts die ersten Anfänge der Bildnerei oder Plastik, während die dritte in der Reihenfolge der Künste, die Malerei, am spätesten sich zu entwickeln pflegt. In Neubritannien zeigen sich auch von ihr schon die ersten Spuren, denn die Eingebornen verstehen ihre Schnitzarbeiten durch Bemalen mit weißer, schwarzer, blauer und roter Farbe zu heben. Auffällig ist, daß sie für schwarz und blau nur Einen sprachlichen Ausdruck besitzen, obwohl beide Farben, tiefschwarz und ein ziemlich helles Blau, an einem Schnitzwerk vorkommen. Dieser Umstand ist deshalb von Interesse, weil man auf Grund der unleugbar beschränkten Farbenbezeichnungen der Naturvölker auch einen bei ihnen weniger entwickelten Farbensinn folgern zu dürfen meinte. So hoffte man an der noch heute lebenden Menschheit die historische Entwicklung eines physiologischen Vermögens, des Farbensinns, nachweisen zu können. Aus obigem erhellt nun, daß bei unsern Insulanern, trotz der fehlenden sprachlichen Unterscheidung, ein Fall von Farbenblindheit nicht anzunehmen ist, und die in jüngster Zeit angestellten Untersuchungen haben auch für die andern Naturvölker das Irrige einer solchen Vermutung erwiesen. In der That war dieselbe von vorn herein sehr unwahrscheinlich, denn gerade das Leben im Naturzustande erheischt geschärftere Sinne, während bei wachsender Gesittung sich dieselben abzustumpfen pflegen. Stehen ja doch auch der Tierwelt meist feinere Sinne zu Gebote als dem Menschen! Gewiß deutet das Fehlen der unterscheidenden Farbenbezeichnung auf eine unvollkommenere Entwicklung hin, aber nur in linguistischer, geistiger, nicht in physiologischer Hinsicht. Wir schöpfen daraus die Lehre, wie mißlich es ist, aus den jeweiligen Sprachbeständen zutreffende Schlüsse zu ziehen; das Nichtvorhandensein einer sprachlichen Bezeichnung beweist noch keineswegs das Nichtvorhandensein des Begriffes. Deshalb ist auch dem Fehlen der Zahlwörter nicht so viel Gewicht beizumessen, wie manche wohl meinen.

Was Geräte und Werkzeuge der Eingebornen anbetrifft, so zeigen sie alle eine ziemlich flüchtige rohe Arbeit. Wenn auch der Formenreichtum und die Ausschmückung der Geräte mit Schnitzwerk, Bemalung, Federn und Muschelplättchen großes Erstaunen erregt, so steht doch die Technik der Anfertigung augenscheinlich auf niederer Stufe. Steine und Muscheln liefern hauptsächlich das Material. Das wichtigste Gerät auf Neuhannover und Neuirland ist wol ein Steinbeil mit gebogener Handhabe; hie und da kommen auch ganz ähnliche Instrumente, aber mit eiserner Schneide vor, von denen man nicht weiß, wie sie nach den Inseln gelangen; denn daß sie dort nicht erzeugt wurden, steht außer Zweifel. Sonst wurde von europäischen Werkzeugen so gut wie nichts wahrgenommen. Uebrigens sind eiserne Gegenstände sehr begehrt, denn ihr Wert ist sehr wohl bekannt. Interessant ist auch, daß die seit etwa acht Jahren mit Europäern in regere Berührung getretenen Eingebornen das eiserne Beil in Holz nachmachen und diese Nachahmung sogar manchmal bis auf die Fabrikmarke ausdehnen. (Schmeltz und Krause. Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy. S. XXIX.)

Digitized by Google

Von sonstigen Geräten sind noch anzuführen auf Neubritannien: verzinnte Gefäße aus Kokosnüssen mit eben solchem Deckel, Kalabassen und geflochtene Körbe. Eigentümlicherweise giebt es im Archipel nicht weniger denn drei verschiedene Musikinstrumente, nämlich Pansflöten von verschiedener Größe und mit verschiedener Anzahl von Röhren; Maultrommeln aus Bambu und Schlagtrommeln aus gleichem Stoff. An Waffen, deren es keine defensiven giebt, kennt man bloß Lanzen und Keulen, nicht aber, einen einzigen Punkt ausgenommen, Bogen und Pfeile, endlich in Neubritannien und um Port Sulphur auf Neuirland Schleudern. Auf Neuhannover warfen die Eingebornen einfach mit Steinen, die sie am Strande aufleſen und bewieſen dabei eine Geſchicklichkeit, die auf die Gebräuchlichkeit dieſer „Kampfweiſe“ ſchließen läßt. Die Lanzen beſtehen faſt immer aus einem verzierten Bambuſchaft mit eingeſteckter und durch umwickelten Baſt befeſtigter Spitze; von dieſen Speeren giebt es zwei Größen, beide zum Werfen beſtimmt; dann aber wirkliche Lanzen mit langem Schaft und von zweierlei Qualität. Eine andere Art iſt mit einem Knochen verſehen und mit roter, weißer und ſchwarzer Farbe bemalt. Auf Neuirland ſind die braun polierten geſchnitzten Lanzen, die dort übrigens eine beſondere Bedeutung zu haben ſcheinen, häufiger als auf Neuhannover, und bei Port Sulphur treten die den neubritanniſchen ganz ähnlichen, mit Federn geſchmückten Lanzen auf, welche auf letzterem Eilande auch noch mit Menſchenknochen verziert ſind. Die Keulen ſind entweder rund, aus ſchwarzem ſchweren Holz, poliert und an ihrem Kopfe mit eingeſchnittenen Verzierungen verſehen, oder flach, aus einem bräunlichen, ebenfalls ſchweren Holz und etwa in der Form eines Löffelſtieles. Die Neubritannier benützen am häufigſten eine Keule, beſtehend aus einem runden Stiel, dem ein durchlöcherter rundlicher Stein aufgetrieben iſt; ſeltener iſt die Keule aus ziemlich ſchwerem Holz mit dreieckigem ſpitzen Knauf. Die dort gebräuchlichen Schleudern ſind aus Kokosnußblatt und mit Schnüren aus Kokosnußfaſern verfertigt. Jagdgeräte ſind wohl nicht vorhanden wegen des Mangels an jagdbaren Tieren. Zur Fiſcherei werden Speere und Netze, — entweder einfache längliche oder quadratiſche mit Schnüren, oder längere, ziemlich ſchmale, mit Steinen und Schwimmklötzen verſehene — gebraucht. Die Neubritannier verwenden auch Handreuſen, die bei einem in Fahrt befindlichen Boot mit dem griffartigen Ende ins Waſſer gehalten werden. Die zur Verwendung gelangenden Böte ſind auf den drei Hauptinſeln verſchieden. Die neuirländiſchen Böte unterſcheiden ſich z. B. ganz bedeutend von den neuhannoverſchen; ſie ſind nicht ſo lang als letztere, beſtehen zwar auch aus einem Baumſtamm, aber ſind nicht oben in ihren Seitenwänden umgebogen, ſondern dieſe ſtehen ſenkrecht, das Boot oben ganz offen laſſend. Das Boot der Neubritannier, meiſt aus einem Holzſtamm, vielfach aber auch mit zwei niedrigen Planken, je eine an jeder Seite, iſt durchſchnittlich größer als das neuirländiſche und mit eigentümlichen hohen dünnen Endſtücken, Schnäbeln, verziert.

Haustiere ſind nur in geringer Anzahl vorhanden und beſchränken ſich auf Hühner und Hunde. Schweine giebt es auf Neuirland und Neubritannien. Die Nahrung der Eingebornen iſt dem Meere, vorwiegend aber der vegetabiliſchen Natur entnommen. Taro, Yams, Bananen und in erſter Linie die Kokosnuß, bilden die Hauptnahrungsmittel, die nur teilweiſe roh, öfters gedämpft oder geröſtet genoſſen werden. Dieſe Nährpflanzen ſind beſonderem Anbau unterworfen, desgleichen vereinzelt das ſehr beliebte Zuckerrohr, welches ohne weitere Zubereitung einfach ausgeſogen wird. Eine zwar vereinzelte Beobachtung läßt endlich die Möglichkeit der Sitte des Erdeſſens (Geophagie) zu. Auch dem Kannibalismus wird gefröhnt, doch erklärten die Neubritannier dem Miſſionär Brown, daß dieſe Sitte nicht aus Feinſchmeckerei, ſondern aus der Notwendigkeit entſpringe, ihre Feinde einzuſchüchtern. (Revue d'Anthrop. 1877, S. 376.) Waſſer und Kokosmilch dienen als alleinige Getränke; als Trinkgefäſſe verwendet man Kokosnüſſe, in deren Oeffnung ein dütenförmig gedrehtes grünes Blatt als Mundſtück geſteckt wird. An Narkotika kaut man bloß — und dies nicht überall im Archipel — Betelnüſſe mit Kalk, die in kleinen Baſttaſchen aufbewahrt werden. Tabak iſt unbekannt.

Die Wohnungen der Inſulaner ſind förmliche Häuſer oder Hütten aus Holz mit giebelförmigem Dach aus Bambugeripp mit Palmblätterbedeckung. Auf Neuhannover haben dieſe Häuſer rechteckigen Grundriß und verſchiedene Größe, durchſchnittlich etwa 4 m Breite und 7—10 m Länge. Die Neuirländer laſſen das etwas gebogene Dach über die Seitenwände hervorſchießen, im Vereine mit Stützen eine offene Veranda bildend. Ganz verſchieden in Grundriß und Ausführung erſcheinen die Hütten auf Neubritannien; ihr Grundriß iſt länglich, an den Schmalſeiten oval, das wenig über die Außenwände hervortretende Dach von Palmblättern hat an beiden Seiten eine Art Türmchen, auf

Digitized by Google

deren Spitze sich ein Rohrbüschel befindet. Das Innere, durch das in die Thüre fallende Licht spärlich erleuchtet, enthält fast nichts an Einrichtungsgegenständen und ist reinlich auf Neubritannien, ziemlich schmutzig und verräuchert aber auf Neuhannover, doch ist auch hier, besonders auf Neuirland, die Reinlichkeit der Umgebung in den aus 5—10 Hütten bestehenden Dörfern äußerst wohlthuend. Häuser, welche sich vor andern auszeichneten, etwa Beratungshäuser, Tempel oder überhaupt solche, die einem besonderen Zwecke dienen, sind auf Neuhannover nicht aufgefallen.

Ueber Religion, Kultus und dergleichen konnte so gut wie nichts in Erfahrung gebracht werden, auch ist kaum etwas gesehen worden, was auf derartiges schließen ließe; nur auf Neuirland fand man etwas vor, was auf einen Kultus deuten könnte, nämlich ein tempelartiges Gebäude, auf dessen Boden eigentümliche Schnitzwerke nebst Masken standen. Auch auf der in der Blanche-Bay (Neubritannien) liegenden kleinen Henderson-Insel befindet sich ein Gebäude, das vielleicht für religiöse Zwecke bestimmt, möglich aber auch eine Art Gemeindehaus oder Rathaus ist. Genaueres war darüber nicht zu erfahren. Sonst verdient bloß das Wort „Salick" Erwähnung, mit dem sich auf Neuhannover ein dem „Tabu" der Polynesier ähnlicher Begriff des Geheiligtseins, der Unverletzlichkeit zu verknüpfen scheint. Ebenso wenig wie von den religiösen, wissen wir von den socialen Verhältnissen der Insulaner. Auf Neuhannover und Neuirland ist entschieden eine Art Ehe vorhanden, anscheinend Monogamie, mit einer der Frau eingeräumten gewissen Autorität; jedoch ist ihre Stellung auf Neuirland wegen der größeren Arbeitsleistung jedenfalls minder angenehm als in den nördlichen Teilen. Die Neuirländer um Port Sulphur haben eine, wohlhabendere auch zwei Frauen, die durch Kauf erworben werden und sich in den Hütten aufhalten, während sie auf Neubritannien sich ohne Scheu bewegen. Dort pflegen die Reicheren ihre Mädchen einige Tage vor dem Pubertätseintritt in heiligen Häusern abzusperren. Die Behandlung des Kindes ist, so scheint es, eine gute; über die Sittlichkeit läßt sich kein bestimmtes Urtheil fällen. Häuptlinge, anscheinend von verschiedenen Graden und mit ziemlicher Autorität giebt es auf Neubritannien, auf den anderen zwei Inseln wurden keine beobachtet. (H. Strauch in der Zeitsch. f. Ethnologie. Berlin 1877, S. 39—63 und 81—102.)

Die Salomoninsulaner.

Wenden wir uns von Neubritannien nach Südosten, so stoßen wir auf die Gruppe der Salomoninseln, deren Einwohner im Rufe stehen, die hinterlistigsten, verräterischsten und treulosesten aller Insulaner Melanesiens zu sein. Erst ganz jüngst (Herbst 1880) wurden der Kapitän und sechs Mann vom englischen Kriegsschiffe „Sandfly" von ihnen ermordet. Auch sie sind unzweifelhafte Papua, sogar von sehr dunkler, fast schwarzer Hautfarbe und dichtem krauswolligem weit abstehendem Haare; doch bestehen auch bei ihnen, namentlich zwischen den Bewohnern der nördlichen Inseln und des südlicheren Isabeleilands, starke äußerliche Unterschiede, und das allerdings vereinzelte Vorkommen hellfarbigerer Menschen deutet gewiß auf polynesische Einwirkungen hin. Die „Gazelle" besuchte eine der noch am allerwenigsten bekannten Inseln des Salomonarchipels, die nördliche Bougainvilleinsel, wo indes hellfarbige Menschen gar nicht bemerkt wurden, und Hr. von Schleinitz stellt fest, daß die Eigentümlichkeiten des papuanischen Typus schärfer ausgeprägt erscheinen, beziehungsweise allgemeiner werden, je weiter man von Neuhannover nach Süden hin vordringt. Auch die Körpererscheinung gestaltet sich nördlich vorteilhafter als weiter im Süden. Das mistrauische Wesen dieser Menschen, ihre tückisch blitzenden

Digitized by Google

Augen, ihre Physiognomien erwecken wenig Vertrauen. So ungünstig das allgemeine Urteil über den Charakter der Insulaner lautet, in welchem die Beobachter der „Gazelle" den echten, in Neuhannover etwas verwischten Papuacharakter wiederfanden, so anerkennend spricht man von ihrem Mute und ihrer Kriegslust; reizbar und erregbar, ist ihnen allen Freude am Handel eigen, wobei sie jedoch nach einigen Zeugnissen zum Betrügen geneigt sind, während andere ihre Ehrlichkeit rühmen. Ihr Kulturzustand ist nicht mehr so ursprünglich als derjenige der Neubritannier, sonst aber demselben ähnlich. Geistig nehmen sie eine hervorragende Stellung unter den Melanesiern ein.

Die Nahrung der Salomoninsulaner ist vorzugsweise eine vegetabile, doch sind sie der Fleischkost keineswegs abhold. Vielmehr essen sie mit größtem Vergnügen nicht bloß Muscheln, Fische und Schildkröten, sondern auch die wenigen Landtiere ihrer Inseln, nämlich Schweine, Hühner und Ratten. Was ihren Appetit jedoch am meisten reizt, ist das edle Menschenfleisch. Sie sind überall leidenschaftliche Anthropophagen und verspeisen Fremde so gut wie Kriegsgefangene. Das Princip, welches hier fast durchweg herrscht, bemerkt Herr v. Schleinitz, ist: „jeder Fremde, der unseren Boden betritt, wird möglichst rasch erschlagen und verspeist." (Zeitschr. d. Berl. Gesellschaft f. Erdk. 1877 S. 257.) Von Kleidung ist bei ihnen kaum die Rede. Beide Geschlechter entschlagen sich derselben fast gänzlich, denn der allerdings vorhandene Leibgürtel ist derart beschaffen, daß er füglich nicht zählt; daher auch die Männer auf einigen Inseln ihre Blöße in ein Blatt wickeln, auf anderen gar nur — eine auch anderwärts vielfach geübte Sitte — das Präputium mit einem Faden umbinden; auch die Frauen tragen oft eine Art kurzer Schürze, auf der Insel Bauro aber nur die verheirateten, die ledigen gar nichts. Auf der Bougainvilleinsel fand v. Schleinitz ein geringes Mehr von Bekleidung als auf Neubritannien. Ueberhaupt kein schöner Menschenschlag, entstellen sich die Salomoninsulaner noch durch ihre Verschönerungsmittel. Das in absonderliche Trachten frisierte Haupthaar färben sie weiß, rot oder gelb, alles übrige Haar am Körper reißen sie sorgfältig aus. Mittelst der Betelnuß schwärzen sie die Zähne, und das Gesicht beschmieren sie mit weißen oder roten Streifen, was ihnen ein geisterhaftes Aussehen giebt. Tättowierung, besonders des Rückens, kommt auf den südlichen Inseln, aber auch auf Bougainville, das Einbrennen von Figuren bildenden Narben auf Isabel vor. In den durchbohrten und unmäßig ausgeweiteten Ohrläppchen, desgleichen in dem Septum der Nase prangt allerhand Schmuck; am geschätztesten ist indes ein Armband aus einer großen weißen Muschel, das nur die Vornehmsten zu tragen scheinen. Die Schmucksachen aus Konchylien und Fruchtschalen, dann die Flechterei zeigen einen hohen Grad von Talent für diese Arbeiten. Die Waffen sind das beste, was man in dieser Beziehung aus dem Stillen Ozean kennt, wahre Musterstücke, angefertigt mit den elendesten Werkzeugen. Pfeil und Bogen erreichen unter den Papua hier die höchste Vollkommenheit und Güte; die Pfeile sind gewöhnlich, wenigstens nach Bougainville, vergiftet. Die Keulen, oft in Gestalt von Schlachtschwertern und die Speere mit ihrem Formenreichtum der Spitzen, wie man ihn nicht zum zweiten Male in der Südsee wiederfindet, bilden wahre Muster der Sauberkeit der Arbeit. Die Spitzen einer gewissen Art Speere sind kunstreich aus Menschenarmknochen geschnitzt, eine große Anzahl anderer Speere ist ebenso wie andere Geräte mit irisierender Muschelschale ausgelegt, und die dabei gebrauchte Technik — die einzelnen Stücke werden in Kittmasse eingedrückt — ist auf den Salomonarchipel beschränkt. Aus Binsen werden leichte Schilde so dicht geflochten, daß sie Pfeilen, ja sogar Speeren widerstehen, aber auch zu friedlicheren Zwecken als Regen- und Sonnenschirme dienen. Die Kanoen, aus mehreren Stücken zusammengesetzt und an den Seiten mit Schnitzwerk verziert, sind bisweilen wahre Meisterstücke. Vorn und hinten tragen sie hohe Schnäbel, nicht bloß zum Schmuck, sondern zur Verteidigung. Daneben kommen auch kleine Holzflösse in Gebrauch, deren man sich an Stelle von Kanoen zu bedienen scheint. Die viereckigen Häuser oder Hütten sind ebenfalls nicht ohne Sorgfalt und Geschick aus Pfosten mit Dach von Palmblättern oder Gras zeltartig aufgeführt, deuten aber wenig auf häuslichen Sinn. Besonders sorgfältig gebaut und geschmackvoll mit Menschenschädeln, Malerei und Schnitzwerk geziert sind die Wohnungen der Häuptlinge und fast noch mehr die in größeren Dörfern vorhandenen Gemeindehäuser, die wohl zugleich die Stelle der Tempel

Digitized by Google

und hat die 3., vom Verfasser neu durchgesehene Auflage der Germania als eine Ausgabe erscheinen lassen, deren Preis — wir sagen es ohne Anmaßung wie ohne falsche Bescheidenheit — ein so beispiellos billiger ist, daß derselbe eben nur unter der Voraussetzung einer nationalen Betheiligung an einem nationalen Unternehmen gewagt werden konnte.

Dienst als Edelknabe.

Mittels dieser höchst beträchtlichen Herabminderung der Anschaffungskosten, sowie auch mittels der Wahl eines handlicheren, zum Lesen bequemeren Formats soll die Germania in die weiten Kreise aller Gebildeten oder nach Bildung Strebenden unseres Volkes hineingetragen werden. War sie doch vom Anfang darauf angelegt, nicht ein bloßes Schaubuch, nicht ein bloßes Salonprunkstück zu sein, sondern vielmehr ein Lesebuch, so recht ein nationales Haus- und Familienbuch zu werden, auf daß Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Mann und Weib, so weit deutsch gefühlt, gedacht und gesprochen wird, daraus Belehrung und Erquickung, patriotischen Trost und patriotischen Stolz schöpfen mögen.

Einige Stimmen der Presse über die „wohlfeile Ausgabe" der Germania:

Von Scherrs „Germania" erscheint in Stuttgart bei Spemann eine wohlfeile Ausgabe, die sich eines ungewöhnlichen Erfolges zu erfreuen hat. Scherr hat in dieser frischen Schilderung der Entwicklung des deutschen Volkes und seiner Schicksale im Laufe zweier Jahrtausende dem jetzigen Geschlecht ein werthvolles patriotisches Geschenk gemacht. Die Wohlfeilheit der neuen Ausgabe kommt der Verbreitung dieses echten Volksbuches sehr zu statten.

(Kölnische Zeitung, 1880, Nr. 119.)

Auch an ein werthvolles Buch sei hier noch erinnert, das heute in dritter wohlfeiler Auflage seinen Weg durch das deutsche Land von Neuem beginnt, ich meine Johannes Scherrs „Germania". Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert. Das Verdienst der literarischen Schöpfung wie der Kunstwerth der beigegebenen großen Illustrationen ist von mir früher schon gebührend gewürdigt; ich kann bei dieser Gelegenheit nur darauf hinweisen, daß das Buch, eine vornehme Erscheinung ersten Ranges, jedem Weihnachtstische Glanz verleihen dürfte.

(Der Bazar.)

Das echt nationale Werk, das in des Verfassers bekannter Weise zündend, schwungvoll und patriotisch geschrieben ist, kräftig, oft schneidig in seinem Ton, aber von warmer Empfindung durchweht, wird jetzt zu einem billigen Preis den weitesten Volkskreisen als ein Familienbuch dargeboten. Es enthält in seinen vier Hauptabschnitten: Das germanische Alterthum, das Mittelalter, die Reformationszeit und die Neuzeit, kräftig gezeichnete Darstellungen der wichtigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichts- und Kulturentwicklung. Die sehr zahlreichen, guten, zum Theile vorzüglichen Holzschnitte sind theils in den Text eingedruckt, theils Vollbilder. Wir begegnen den besten Künstlernamen darunter, wie Ferdinand Keller, Defregger, Lindenschmit, Weigandt, Hünten, Grützner, F. Kaulbach, Knille, Hoff, Klimsch, Diez, v. Werner, Menzel, W. Friedrich, Schraudolph und vielen Anderen, einer stattlichen Schaar der besten Illustratoren, deren Namen schon genügen, um den Werth des Werkes zu kennzeichnen.

(Wiener Abendblatt vom 14./XII. 1880.)

Die „Germania“ von Johannes Scherr hat einen so großen und allerdings auch so verdienten Erfolg gehabt, daß die Verlagshandlung jetzt schon eine dritte Ausgabe des Werkes veranstalten kann. Mit Rücksicht auf die große Verbreitung erscheint es nunmehr zu einem Preise, der für das Gebotene beispiellos billig genannt werden darf — 40 Hefte à 40 Pf. — mit zahlreichen prachtvollen Vollbildern, Textillustrationen u. s. w. von der Hand erster Meister. Wir empfehlen das schöne Werk als einen werthvollen Schmuck jeder Familienbibliothek auf das Wärmste. (**Königsberger Haartung'sche Zeitung** vom 2./V. 1880.)

. . . . . Unter diesen Umständen darf der neuen Auflage ein großer Erfolg in Aussicht gestellt werden, denn die Gelegenheit, ein werthvolles und schönes Werk um billigen Preis zu erwerben, wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß überall mit doppelter Freude ergriffen werden. Ueber den inneren Werth des Werkes haben wir uns seiner Zeit, beim Erscheinen der ersten Auflage ausführlich ausgesprochen; Scherrs Leistungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichtsschreibung sind zudem so allgemein bekannt, daß wir es unterlassen dürfen, nochmals darauf zurückzukommen. (**Staatsanzeiger für Württemberg**, 1880, Nr. 237.)

Das berühmt gewordene Prachtwerk „Germania“ von Johannes Scherr erscheint jetzt in einer wohlfeilen Ausgabe in 40 Lieferungen à 40 Pf. Es ist ein Unternehmen, welches, wie das Werk selbst, das lebhafteste Lob verdient, denn es macht den weitesten Kreisen eines der bedeutendsten patriotisch-künstlerischen Bücher der Neuzeit leicht zugänglich. (**Berliner Wespen**, 1880, Nr. 17.)

Die „Wohlfeile Ausgabe“ der Germania

ist im Format der „Gartenlaube“ in

40 Lieferungen zum Preise von 40 Pfennig pro Lieferung

erschienen. 25 Lieferungen umfassen je 2 Bogen Text und 1 Vollbild, 15 Lieferungen enthalten je 3 Bogen Text und kein Vollbild. Das ganze Werk umschließt also 95 Bogen reich illustrirten Text und 25 Vollbilder. Am Schluß wird eine sehr schöne und solide Einbanddecke zu mäßigem Preis geliefert.

Um den Abonnenten gleichzeitig zu einem ebenso künstlerischen, wie glänzenden Zimmerschmuck Gelegenheit zu geben, hat die Verlagshandlung genaue Nachbildungen der in ihrem Besitz befindlichen Kartons von

Fritz August Kaulbach, „Im Frauengemach“,

Robert Beyschlag, „Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert“,

Anton von Werner, „Die Kaiserproclamation in Versailles“,

anfertigen lassen, welche sie gegen die geringe Nachzahlung von je Mk. 3. — den Abonnenten der Germania zur Verfügung stellt. Wer alle drei Bilder zusammen erwerben will, erhält solche zusammen für Mk. 7. 50.

Interessenten bittet man, sich mittelst beiliegenden Bestellzettels an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

6. Lieferung.

Naturgeschichte
des
Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

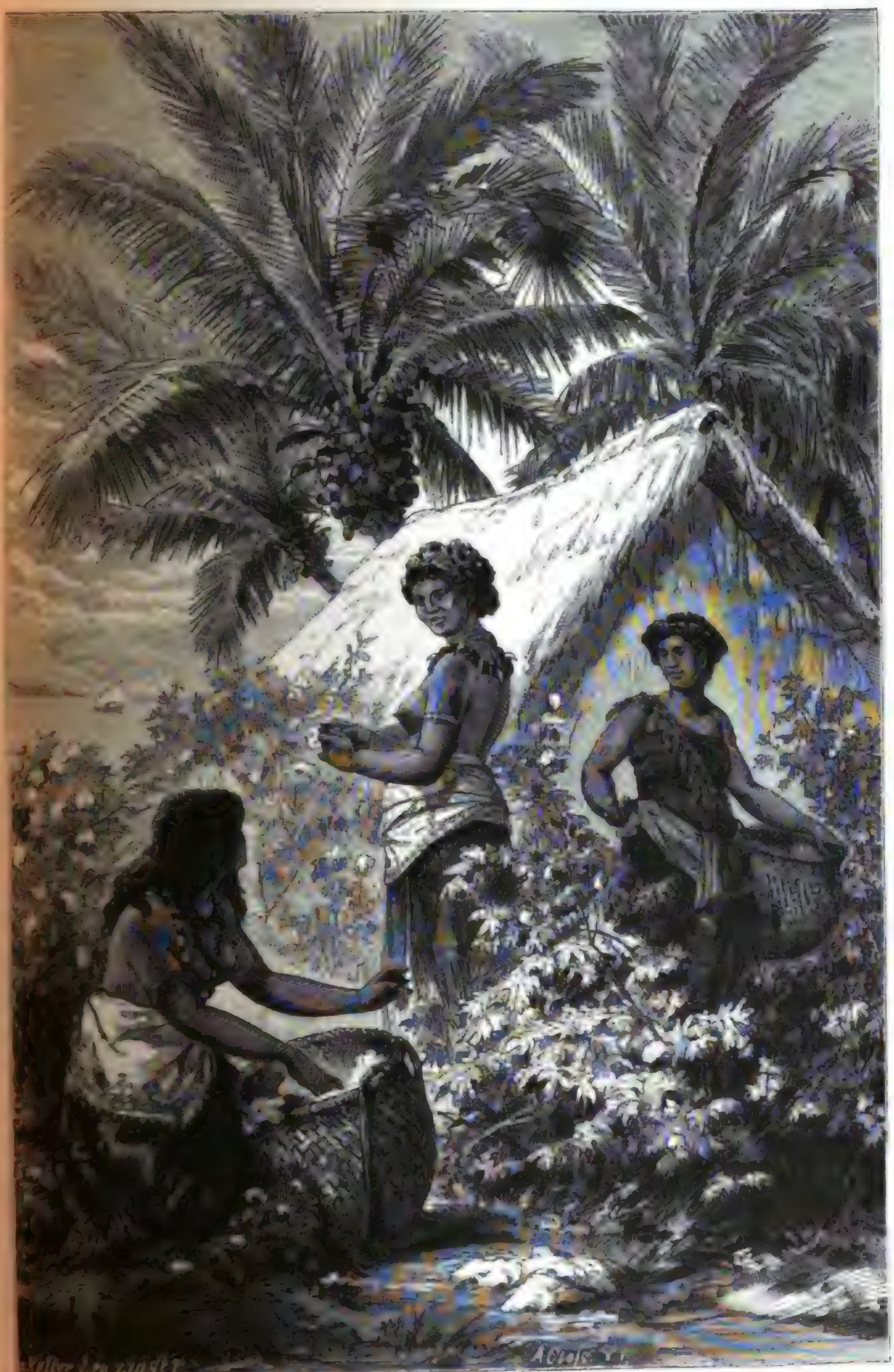
Illustrirt von J. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Digitized by Google

Anzeige siehe 3. u. 4. Seite des Umschlags.

Digitized by Google



Baumwollenernte auf Samoa.

Digitized by Google

vertreten. Die Dörfer, oft 1500—2000 Köpfe ſtark, liegen im Innern und auf den Bergen ebenſo häufig wie am Meeresſtrande und ſind öfter befeſtigt. Landbau, vornehmlich die Kultur von Yams (Dioscorea alata), Kokospalmen und Bananen (Musa sapientum L.) wird auf manchen Inſeln in großer Ausdehnung und mit anerkennenswerter Sorgfalt, auf anderen dagegen weniger getrieben; Hauptbeſchäftigung bleibt indes der Fiſchfang, den ſie mittelſt großer, kunſtvoll verfertigter Netze, Leinen und Haken aus Schildpatt und Perlmutter und mit Speeren zumal bei Fackellicht betreiben.

Ueberhaupt haben die Salomoninſulaner manches vor anderen Papuaſtämmen in geiſtiger Hinſicht voraus. Sie beſitzen viel natürliche Anlage. Europäiſche Sprachen lernen ſie ungemein leicht; ihre körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit iſt eben ſo außerordentlich wie ihr Gehör und ihr ſcharfes Auge. Für Muſik ſind ſie ungemein empfänglich, obgleich ſie bloß die Trommel und die Muſcheltrompete beſitzen. Aus dem Harze des „Takamaka“ (Calophyllum) machen ſie Lichter, die heller als Wachskerzen brennen und einen angenehmen Geruch verbreiten; ja ſie haben ſogar eine Art Geld aus Muſcheln erfunden, das im ganzen Süden des Archipels gebraucht wird. Sie verwenden Eiſen, beſitzen irdene Topfwaren und kennen Tabak und Pfeife, welche nur dort getroffen werden, wo Verkehr mit Europäern nachweisbar iſt. Ueber ihre Religion ſind wir eben ſo dürftig unterrichtet wie über ihre politiſchen Einrichtungen. Was letztere anbelangt, ſo wiſſen wir nur, daß die Inſulaner in eine Menge kleiner unabhängiger Stämme zerfallen, unter unumſchränkt herrſchenden und ehrfurchtsvoll geachteten Häuptlingen, deren Würde dem Anſchein nach erblich iſt. Krieg, d. h. Ueberfälle und Raubzüge mit dem Zwecke Menſchen zum Fraße zu töten und deren Schädel zum Schmucke der Häuſer zu gewinnen, iſt ſo zu ſagen der Normalzuſtand jener Menſchen. Was das Familienleben anbelangt, ſo hat der Mann in der Regel zwei Frauen, die im allgemeinen keuſch und züchtig ſind, trotz ihrer harten, drückenden Behandlung. Die Mädchen werden in der früheſten Kindheit verlobt und ſollen dann bis zur Mannbarkeit in der Familie des Bräutigams leben. Stirbt jemand, ſo wird die Leiche auf ein hohes Gerüſt gelegt und darunter eine Grube gegraben, die das aufgelöſte Fleiſch aufnimmt. Das Skelett findet ſchließlich Ruhe in einem überdachten Grabe. Von den religiöſen Ideen der Inſulaner wiſſen wir bloß von einem blinden und tauben Gotte „Yona“ auf Bauro ſowie von den „Ataro“, die aus den Seelen gewiſſer Verſtorbener hervorgegangen ſind. Bilder der Götter verfertigen ſie aus Holz, achten ſie jedoch nicht ſehr; Tempel giebt es nicht, deren Stelle vertreten die Gemeindehäuſer. Auch Prieſter werden erwähnt. Das polyneſiſche „Tabu“ iſt auf den ſüdlichen Inſeln der Salomongruppe wohl bekannt und in Uebung. Zum Kultus gehören Opfer an die Götter, die in das Meer geworfen werden, dann Feſte. Katholiſche Miſſionäre haben bisher ohne allen Erfolg das Chriſtentum gepredigt: proteſtantiſche ſind jetzt auf den ſüdlichſten Inſeln damit beſchäftigt.

Durchſchnitt eines Bootes mit doppeltem Ausleger von den Salomoninſeln.

Digitized by Google

Santa-Cruz und Neuhebriden.

Oestlich vom südlichen Ende der Salomoninseln liegt der kleine Archipel der Königin Charlotte- oder Santa-Cruzinseln, unter welcher Vanikoro (La Pérouse-, auch Pitt- oder Rechercheinsel) die bekannteste ist. A. H. Markham mit dem „Rosario" hat sich längere Zeit in dieser Gruppe aufgehalten und Nachrichten über die Eingeborenen gesammelt, welche gegen Fremde sich ungemein feindselig, verräterisch und blutdürstig benehmen; auch vergiften sie ihre Pfeile. (Berl. Zeitsch. f. Ethnol. 1877, S. 103.) Mit den Salomoninsulanern an Kannibalismus wetteifernd, stimmen sie mit ihnen sowie mit den Leuten auf den Neuhebriden in den meisten Stücken überein. (Siehe Markhams Buch: The Cruise of the Rosario; ferner Proceed. R. geograph. Soc. 1872, S. 393 und Revue d'Anthrop. 1874, S. 363—364.) Sie gehören zu den dunkelsten aller Papua. Allem Anscheine nach sind indes auch Mischungen mit Polynesiern von benachbarten Eilanden vorgekommen. Daher vielleicht die auf Vanikoro beobachtete eigentümliche Schädelbildung mit dem auffallend länglichen Gesicht, während die flache Stirn zurücktritt und die Nase eingedrückt ist.

Eine wahre Musterkarte in körperlicher Hinsicht bilden die Bewohner des eben genannten Archipels der Neuhebriden, welcher im Südosten der Santa-Cruzinseln liegt und aus 40—50 bekannten Eilanden besteht, worunter Espiritu Santo, Mallicollo, Ambrym, Api, Vaté (Sandwich), Erromango, Tanna und Aneityum die bedeutendsten sind. Im ganzen dürfte der Archipel gegenwärtig etwa 70,000 Bewohner zählen, die in der Mehrzahl die Kennzeichen der Papua tragen. Die dunkelbraune fast schwarze Haut, das üppige Haupthaar, den hohen und schmalen Schädel mit dicken Augenbrauen, die fleischigen Lippen, den durch die Breite der mit der Spitze nach unten etwas gekrümmten Nase hervorgerufenen jüdischen Gesichtsausdruck, die nicht sehr große Gestalt mit den verhältnismäßig dünnen Beinen, die vielen herrschenden Dialekte oder hier richtiger Sprachen, alles das finden wir hier, wenngleich nicht ganz so rein, wie in Neuguinea. Denn die unternehmenden Malayen haben auch auf den Hebriden überall Spuren ihrer Versuche, die dunkle Bevölkerung zu verdrängen, zurückgelassen. Auf den Hebriden kam es zum energischen Rassenkrieg; die Malayen mußten weichen und nur noch an einzelnen Orten erhielten sie sich dauernd. Interessant ist es, wie scharf auf manchen Inseln die Grenze zwischen ihnen gezogen ist, und wie sich dennoch gegenseitige Verbindung in oft überraschender Weise kundgiebt. So ist z. B. Vaté von Papua bevölkert, zwei kleine Inseln in unmittelbarster Nähe desselben, Mele und Fila, aber von Malayen. Dagegen reden die Bewohner Aniwas, obschon Papua, einen polynesischen Dialekt, der dem von Raratonga ähnelt, verstehen aber auch denjenigen ihrer Nachbarn bei Port Resolution auf Tanna. Futunas Einwohner sind fast durchweg Polynesier. Auf den südlichen Inseln sind die Leute in jeder Beziehung mehr entwickelt als im Norden. In

Digitized by Google

Tanna sind sie schöner, kühner und ehrlicher als anderswo; die Erromanger, Aneityer sind kleiner, auf Api sind sie mager und häßlich, fast affenähnlich und sehr groß, auf Mallicollo mit flacher nach hinten verlaufender Stirn (die bei den Kindern mit Gewalt flach gedrückt wird), vorstehenden Backenknochen, platten und breiten Nasen, aufgeworfenen Lippen, starkem Bart und dichtem, krausem, jedoch nicht wolligem Haupthaar, nebst stark behaartem Körper. Die Eingebornen von Lakoni sind zwar nicht ganz so widerlich in ihrem Aeußern, doch ähneln sie in ihren Manieren völlig den Affen, namentlich die Weiber, die fast stets in gekrümmter, nach vorn gebeugter Haltung durch die Büsche huschen. Die Bewohner von Santo sind dagegen wohl gebildet und auch aufgeweckt, wahrhaft schöne Gestalten finden sich auf Vaté. Aehnlich ist es auf Aniwa und Futuna.

Dr. Hamy berechnet die mittlere Statur der Neuhebrideninsulaner auf 1,598 m, ohne für diese Ziffer einen endgültigen Wert zu beanspruchen. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 721.) Die Schädel von Mallicollo zeigen sämtlich mehr oder weniger deutlich die Spuren jener künstlichen Deformation, die unter dem Namen „Makrokephalie" bekannt ist, eine Name, der mehr ihre äußere Erscheinung als das Wesen der Deformation ausdrückt. Da wir sonst unter den Papua der Nachbarinseln nirgends etwas Aehnliches wiederfinden, so ist dieser Gebrauch wohl zweifelsohne von Polynesiern eingeführt worden. Trotz der Verunstaltung zeigen diese Schädel doch einen rein papuanischen Typus. Die Schädelkapazität beträgt im Mittel 1274, mit einem Maximum von 1460 und einem Minimum von 1080 ccm. (Schmeltz und Krause, Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museum Godeffroy, S. 553.) Albino, männliche und weibliche, meistens mit krankhaften roten Augen, sind mehrfach auf den einzelnen Inseln gefunden.

Sprachlich dürfte auf der ganzen Erde wohl kein gleich großes Gebiet existieren, das nur annähernd die Neuhebriden erreichte. Man kennt von den Hauptinseln über zwanzig verschiedene Idiome. Tanna zählt drei, auf dem ganz kleinen Eiland Mai (Three Hills) hat ein jeder der drei auf ihr hausenden und stets mit einander Krieg führenden Stämme seine eigene Sprache, doch können sich die Bewohner des südlichen Teiles von Api, Sandwich und Mai, sowie der Insel zwischen Api und Sandwich gegenseitig verstehen. Die Sprache der Eingeborenen des Nordens von Api ist wieder eine ganz andere, wie diejenige im Süden, wie denn auch beide Stämme ganz verschiedene Körperformen zeigen; an der Ostküste soll noch eine dritte Sprache geredet werden, doch weiß man Näheres hierüber noch nicht. Ebenso ist es bei Mallicollo, dessen Bewohner im Süden die Sprache der Stämme im Westen nicht verstehen.

Von den Neuhebriden und ihren Bewohnern hat auf Grund der neuesten Erforschungen M. Eckhardt wohl das ausführlichste, erschöpfendste Gemälde geliefert (Verhandl. d. Vereins f. naturwiss. Unterhaltung in Hamburg, Bd. IV, Oktober 1879), an welche wir im folgenden uns durchaus anlehnen. Darnach ist die Nahrung der Insulaner die nämliche, vornehmlich vegetabilische, wie wir sie schon anderwärts kennen lernten; als Delikatesse gilt ein dicker Holzwurm, den man oft lebend verzehrt, während fast alles andere sorgfältig gekocht aufgetragen wird. Als Getränk dienen Kokosmilch und Wasser, auf einigen Inseln (namentlich Tanna) ist bei feierlichen Gelegenheiten auch das polynesische Getränk „Kawa" (aus Macropiper methysticum) im Gebrauch. Anthropophagie ist auf Aneityum ganz verschwunden (1853 ward hier der letzte Mensch gefressen), ebenso an der

Digitized by Google

Küſte der häufiger mit den Europäern verkehrenden, mit Miſſionären oder Lehrern verſehenen Inſeln, doch wandert im Innern derſelben noch mancher erſchlagene Feind in den Rauch oder das Feuer, um mit Yams zubereitet, eine Feſtmahlzeit abzugeben, von der weit und breit auch Verwandten und Bekannten ein Stückchen heimgebracht wird. Das Fleiſch der Weißen iſt nicht ſo geſchätzt, denn es iſt nach Anſicht der Eingebornen ſalziger und härter, wie das der Schwarzen. Beſonders gefürchtet als Menſchenfreſſer ſind die Bewohner der undurchdringlichen Wälder, die die Berge im Innern von Tanna bedecken; ſpricht man an Port Reſolution von den „Ermama Kararei", d. h. Buſchleuten, ſo kann kein Eingeborner ſich Furcht ausdrückender Geberden enthalten. Auch die Bewohner Santos gaben den Offizieren des „Roſario" bei ihrem Beſuch auf der Inſel (1871) ihre Vorliebe für Menſchenfleiſch unverblümt dadurch zu erkennen, daß einer derſelben auf einen recht beleibten Seelieutenant zuſchritt, deſſen Arme und Beine umfaßte und dann meinte: „He very good Kai-Kai!" und ein andrer Eingeborner verſicherte Dr. Naumann, den Schiffsarzt der „Gazelle", auf eine beſcheidene Anfrage mit gemütlichem Grinſen, daß ſie durchaus keine Weißen äßen, aber: „men in bush kai kait (eſſen) us, me kai kai men in bush." (Verhandl. d. Berl. Geſ. f. Anthrop. 1876, S. 69.)

Neuhebrideninſulaner.

Die Männer gehen auf der Mehrzahl der Inſeln faſt nackt, tragen jedoch ſchon vom ſechſten Jahre an eine Baſt-, Zeug- oder Muſchelhülſe, an die ein aus Faſern geflochtener Strick befeſtigt iſt, der die Hüften umſchließt und auf einigen der nördlichen Inſeln ſo ſcharf angezogen wird, daß der Bauch hervortritt; im Süden und an den häufiger von Europäern beſuchten Plätzen ſind weiße und gelbe Tücher um die Hüften vielfach in Gebrauch. Die Mädchen gehen bis zum zehnten Jahre nackt, tragen dann einen von der Gürtelſchnur herabhängenden Blätterbüſchel und nach ihrer Verheiratung einen aus Kokos- und Baumfaſern gefertigten Schurz, wie er auch auf den Centralinſeln hie und da vom männlichen Geſchlecht angelegt wird. Auf den Banksinſeln — einer kleineren, nord-öſtlich von Eſpiritu Santo gelegenen, meiſt den Neuhebriden beigezählten Gruppe — vertritt den Schurz ein nur 2,5 cm breites Baſtband. Beſondere Bemalung der Körperteile iſt ſehr beliebt. Eine eigentliche Tättowierung exiſtiert nur auf Vanua-Lava, der größten der Banksinſeln.

Das Haar wird auf den nördlichen Inseln in großen, oft mit Kalk, Oker oder Gelbwurz gefärbten Büscheln getragen, auf Tanna, Erromango, Aneityum und Aniwa herrscht jedoch die Sitte der kolossalen Papuafrisuren und auf dem erstgenannten Eilande wird der dichte Bart häufig so behandelt, daß es fast scheint, als ob die alten Assyrer als Vorbild gedient hätten. Oft zieren auch Federn, Stückchen Sandelholz, Blumen, Vogelkrallen und dergleichen das Haupt, und auf Api fand Dr. v. Villemoes-Suhm eine Art Kopfkratzer in dem schmutzigen, von Ungeziefer sehr belebten, krausen Haar. Dies alles gilt nur bei den Männern. Die Frauen sind sämtlich kurz geschoren; Nasenschmuck tritt hier unter den Papua zum letztenmale auf; dazu dient ein durch den Nasenknorpel gestecktes poliertes Ebenholz, an den Enden mit einer Muschel verziert, oder etwas Rohr, an dessen Ende je eine scharlachrote Beere steckt. Aehnlich geschieht es mit den Ohren. Um den Hals, zuweilen auch auf der Stirne, hängt eine Muschel oder ein Menschenknochen an einer Bast- oder Haarkette, oder einer solchen von aufgereihten Kachelot-, Schweine- und auch Menschenzähnen. Im allgemeinen fehlt dem Schmucke der Formenreichtum, den der Salomonarchipel zeigt. Eine an Australien mahnende Sitte ist das Ausstoßen der zwei Vorderzähne der oberen Zahnreihe bei verlobten oder verheirateten Weibern; ein Stock wird gegen dieselben gesetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt.

Die Waffen legt der Eingeborne nie aus der Hand (mit Ausnahme der Bewohner von St. Bartolomew, die häufig unbewaffnet sind). Der fast 2 m lange Bogen von Kasuarinenholz, versehen mit einer Sehne, ruht auf der Schulter; 5—6 je 0,60—1,5 m lange Rohrpfeile birgt ein als Köcher dienendes zusammengerolltes Palmblatt. Häufig sind diese Pfeile noch mit Menschenknochen verziert, am obern Ende mit einer 15—20 cm langen Spitze von hartem Holz oder von Knochen, die mit Pflanzengift, häufig von den zerquetschten Teilen der durch lebhaftes Grün der Blätter sich auszeichnenden Schlingpflanze Derris uliginosa überstrichen ist. Für die Jagd dienen befiederte, einfach zugespitzte Rohrpfeile. Auf 30—40 m treffen diese Geschosse stets ihr Ziel. Die langen, mit Widerhaken, deren Spitzen gleichzeitig nach oben und unten gerichtet sind, versehenen, oft grotesk verzierten Speere, werden mit einem am kleinen Finger der rechten Hand befestigten Wurfstrick geschleudert, ebenso hängt vom Oberarm bei Wanderungen an einer Bastschleife neben der Steinschleuder die stets zum Kampf bereite Keule aus Kasuarinenholz, oft die den Neuhebriden eigentümliche „Gesichtskeule" herab. Doch hat die Muskete fast überall schon Eingang gefunden; auch Steinärte sind hie und da in Gebrauch. Für den Fischfang bedient man sich drei- und vierzinkiger Speere, neben guten aus Kokosfasern geflochtenen Netzen. Die Kanoen, mit denen sie kühn weit ins Meer fahren, sind aus dem Holz des Brotfruchtbaumes äußerst roh gearbeitet, im Norden Mallicollos groß und breit, für 50—60 Mann berechnet; in Api dient ein ausgebrannter Baumstamm gewöhnlich für 4—5 Personen. Der Ausleger fehlt bei den vorne abgestumpften Böten niemals, während er bei spitzer Bauart fortfällt. Kurze Schaufeln, die grade ins Wasser gesteckt werden, dienen als Ruder. Im allgemeinen läßt sich nicht verkennen, daß in fast allen Geräten der Neuhebrideninsulaner Fleiß, Vollkommenheit und künstlerische Ausschmückung in ganz bedeutend geringerem Maße zu Tage treten als auf den Salomonen.

Sehen wir uns nun das „Daheim" an, so finden wir auch den Hüttenbau auf sehr geringer Stufe. Meist genügen einige Pfähle, die ein mit Palmblättern gedecktes Dach tragen und dessen Seiten mit Baumzweigen, Blättern ꝛc. ausgepolstert sind, während die Vorderseite rot und weiß bemalte Bretter neben dem Eingange zeigt. Jedoch finden sich auf Aneityum häufig schon Holzhäuser, ebenso auf Santo, wo die Bewohner überhaupt mehr Geschick zu haben scheinen, da sie unter anderem auch die einzigen sind, die rot, schwarz und weiß bemalte irdene Töpfe fabrizieren. Auf Vanua-Lava sind die Stützen der Hütten beim Eingange vielfach in Form menschlicher Figuren, mehrfach sogar mit über der Brust gefalteten Händen und einem Heiligenschein gearbeitet. Aehnlich ist es auf Mallicollo. Die Versammlungshäuser und die Behausung des Häuptlings sind durchschnittlich 30—32 m lang, 9 m breit und fast überall mit dem sogenannten „Warnwar", einer Einzäunung, umgeben. Im Innern hängen Knochen von Tieren, Schädel ꝛc. von der Decke herab, während bei den gewöhnlichen Insulanern derartige Zierate nicht üblich sind und nur ein möglichst gutes, mit Farnkraut gepolstertes, mit einer Bastmatte bedecktes Lager die Hauptsache bildet. Etwa 100 Häuser bilden ein Dorf, in dessen Nähe sich der sogenannte Festplatz („Malavaran", „Marum") befindet. Den 70 m langen, 36 m breiten ebenen Raum schmücken an seinem untern Ende eine Anzahl alter, in einer

Digitized by Google

Linie stehender Kasuarinen oder Bananen, die Mitte dagegen mehrere ausgehöhlte, zugespitzte, verzierte Baumstämme, die als Trommel dienen, und bei allen Tänzen ꝛc. als Mittelpunkt, um den sich alles dreht, angesehen werden.

Der Häuptling, der sehr geringen Einfluß auf die Untergebenen hat, zeichnet sich bei besondern Gelegenheiten nur durch eine Art Szepter, zugleich als Keule dienend, aus. Größere Inseln haben auch noch ihre Hauptchefs. Die Beschäftigung der Männer beschränkt sich auf Jagen, Kriegführen, Fischefangen ꝛc.; die Frauen müssen nicht nur kochen, sondern auch den Boden bestellen, nur bei der Yamsernte im März oder April greift alles mit an. Ihre Stellung gleicht fast derjenigen von Sklavinnen; früher konnten sie für drei Schweine ge- und verkauft werden, noch 1876 trat auf Valua ein Mann seine junge Frau mit Vergnügen für 250 g Tabak ab. Nur auf Mai fand Moresby, daß die Weiber eine ihrem Körperbau angemessene Stellung einnahmen. Trotzdem lebt die Familie stets in größter Eintracht, jeder ist mit seinem Los zufrieden, nur bei den Weibern der Häuptlinge — denn diese haben gewöhnlich mehrere Frauen, während der gemeine Mann sich mit einer begnügt, obschon Polygamie erlaubt ist — setzt es zuweilen Zank, bei dem dann der Mann sofort durch Gewaltmaßregeln Ruhe stiftet. Kinder werden vielfach sehr geliebt und verzogen, niemals aber gestraft. Auf einigen Inseln, z. B. auf Tanna, wird bei ihnen im 7.—10. Jahre eine Art Beschneidung vorgenommen, die jedoch nur in einer Aufschlitzung des Präputium besteht.

Hat ein Jüngling das Herz einer Schönen gewonnen, so wird, namentlich auf Tanna, die Hochzeit mit großem Prunk begangen, und zwar findet dieselbe auf dem „Marum" statt. Während sonst Frauen und Kindern untersagt ist, den geheiligten Raum zu betreten, auf dem die Männer sich übrigens täglich nach Sonnenuntergang zum Genuß einer Kawabowle einfinden, strömt bei einem Hochzeitsfest alles dorthin, um sich in der nach den vier Seiten offenen Kawahalle zu delektieren. Unter Anrufen der Götter und Gesang der Anwesenden, wird von Knaben die Kawawurzel gekaut, in die Schale gespieen, mit Wasser versetzt und durch ein Basttuch geseit. Inzwischen ist auch ein Schwein geschlachtet, im Feuer zubereitet, oder hat zufällig ein glücklicher Ueberfall stattgefunden, ein Feind zerlegt und mit Yams gekocht, von dem dann dem Häuptling als besondere Leckerbissen die Schamteile zugewiesen werden. Die Musik besteht aus Pansflöten und einigen umherstehenden ausgehöhlten, etwa 6 m hohen Baumstämmen, die mit Stöcken bearbeitet werden. Den Schluß des Festes bildet gewöhnlich nächtlicher Tanz, begleitet von äußerst monotonem Gesang.

Erkrankt ein Insulaner, so dröhnt der Ton des Muschelhornes durch den Wald, den „Krankheitsmacher" zu versöhnen, daß er den „Nahak" (Unrat) nicht verbrenne. Sie glauben nämlich, daß die Krankheitsmacher, umherziehende Gauner, die sich die Unwissenheit ihrer Landsleute zu Nutze machen, mit den bösen Geistern im Bunde stehen und durch Verbrennen irgend einer von dem Erkrankten berührten Speise das Leben desselben vernichten können. Die Freunde müssen dann, je nach dem Grad der Schmerzen, leichter oder stärker auf der Muschel blasen, dem Zauberer Geschenke machen, bis er sich erweichen läßt, den Nahak aus dem Feuer entfernt und entweder Blutentziehungen an Armen, Brust und Füßen vornimmt oder einen heilsamen Pflanzentrank verabfolgt. Stirbt jemand dennoch, so waren die Geschenke nicht genügend. Der Tote wird dann in eine Hülle aus der Rinde des Bananenbaumes gelegt, das rot bemalte Gesicht unbedeckt gelassen und am nächsten Tag unter Wehklagen in das 1,5—2 m tiefe Grab, respektive in eine an der einen Seite befindliche Höhlung gesetzt. Auf Aneityum herrschte vor Einführung des Christentums, wie noch jetzt auf Tanna, die Sitte, beim Tode eines Häuptlings dessen Weiber zu strangulieren, damit sie ihm auch in der andern Welt dienen könnten. Stets drängen sich die Wittwen dazu, so zu sterben, ja häufig töten sich auch noch Verwandte des Verstorbenen auf dieselbe Weise. Auf Tanna und auch noch auf einigen der andern Inseln begräbt man den schwachen, körperlich hilflosen Greis lebendig. Er wird in die Grube gesetzt, mit einer Matte bedeckt und unter Wehklagen Erde darauf geschaufelt. Der Tote geht, wenn er rechtschaffen gewesen, in das schöne Land im Westen, um dort nichts weiter zu thun als Tabak zu rauchen, Brotfrucht, Yams und Kawa zu genießen; war er ein Geizhals oder Mörder, so kommt er an einen Ort, wo er hungern muß und über spitze Steine geschleppt wird. Außer Sonne und Mond, letzterer sogar hie und da in steinernen Nachbildungen, werden noch eine Menge Gottheiten verehrt. Dazu giebt es noch viele Spezial-Schutzgötter, z. B. für den Fischfang, für den Schutz der Pflanzungen, für die Flüsse und Quellen, für die Jahreszeiten, ja sogar für die Bereitung der Mahlzeiten. Das bei den Polynesiern so einflußreiche „Tabu" gilt auch

Digitized by Google

hier in seiner ganzen Bedeutung. Belegt der Priester (oder Häuptling) etwas mit dem Tabu, so ist es unantastbar.

Die Bewohner der Neuhebriden sind zwar erst zum kleineren Teile zum Christentum bekehrt, doch sehen die evangelischen Missionäre von Jahr zu Jahr die Zahl ihrer Anhänger wachsen und mit ihnen steigt der Verkehr mit der Außenwelt. Einem Missionär Robertson ist es gelungen, das Evangelium immer größeren Kreisen zugänglich zu machen; mehrere hundert Eingeborne können lesen und schreiben, allein auch er wie seine junge Frau wurden Ende 1876 wie ihre Vorgänger ermordet. Der Grundcharakter aller Eingebornen, deren Intelligenz und Bildungsfähigkeit Herr Otto Martin übrigens ein günstiges Zeugnis ausstellt (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1874, S. 207), ist indes nicht so schlimm, wie er im allgemeinen gemacht wird; wenn Greuelthaten vorkommen, so trägt häufig der Weiße die Schuld. Geraten ist es jedoch immerhin, die Augen offen zu halten, wenn sich Wilde ohne Frauen und Kinder mit dem als Friedenszeichen geltenden Palmblatt wedelnd, nahen.

Loyaltyinseln und Neukaledonien.

Die nahen, unter französischer Herrschaft stehenden Loyaltyinseln zählen 10,000—15,000 schwarze Papuabewohner, denen zwar viel Polynesierblut beigemischt zu sein scheint, gleichen aber sonst, wie der Botaniker B. Balansa bestätigt (Bulletin de la Société de géograph. de Paris 1873, Bd. I, S. 521 bis 534), im Aeußeren, Sitten und Kulturzustande den verwandten Neukaledoniern, mit welchen sie seit lange in Verkehr stehen, ohne gegessen zu werden; sie sind nämlich geübte Seefahrer und außerordentlich kluge Handelsleute, sprechen meistens englisch und verdingen sich auch als Matrosen auf britische Schiffe. Man darf sie als ziemlich christianisiert bezeichnen. Sie wurden durch protestantische Glaubensboten gewonnen, welche seit Eintreffen einer ständigen Mission 1864 das evangelische Christentum durch Eingeborne und zwar mit äußerst gutem Erfolge verbreiteten. Nach Besitzergreifung der Inseln durch die Franzosen gründeten diese eine katholische Mission, und seither haben die beiden christlichen Konfessionen den Eingeborenen das wenig erbauliche Schauspiel heftigster Befehdung gegeben; noch 1874 erschollen die bittersten Klagen der protestantischen Missionäre über die erduldeten Bedrückungen.

Geringer sind die Erfolge der christlichen Bekehrer auf der großen, aber verhältnismäßig weit dünner als die Loyaltygruppe bevölkerten, gleichfalls von Frankreich in Besitz genommenen Insel Neukaledonien, für deren Einwohner sehr oft, aber wohl irrtümlich, der polynesische Name „Kanaken", d. h. Menschen, gebraucht wird. Die Neukaledonier, über welche wir die besten Nachrichten dem sehr zuverlässigen Missionär P. Montrouzier, ferner den Herren Dr. Vieillard, Jules Garnier und J. Patouillet verdanken, und die auch die Bevölkerung der nahen Fichteninseln (Ile des Pins) bilden, sind aber nach Friedrich Müllers neuesten Untersuchungen sprachlich durchaus Papua; ethnisch allerdings sind sie mit polynesischen Elementen gemengt, und Jules Garnier, ein ganz trefflicher Kenner Neukaledoniens, bemüht sich, auch auf linguistischem Boden den

Digitized by Google

Einfluß polynesischer Einwanderungen nachzuweisen (Bulletin de la Société de géograph. de Paris 1870, Bd. I, S. 435—468), wofür auch die lichtere Hautfarbe spricht. Die übrigen Neukaledonier sind schokolade- oder sehr dunkel kupferbraun ins rußig Schwarze übergehend, mit krausem, doch nicht wolligem Haar, dicken Lippen, großem Mund, lebhaften, ausdrucksvollen Augen. Einen großen Stolz legen diese Eingeborenen auf ihre breite, flache Nase, was wohl zum Teil künstlich hervorgerufen ist, indem nach dem Zeugnisse Montrouziers schon den neugebornen Kindern die Nasenwurzel eingequetscht wird. Marinearzt Dr. Bourgarel spricht jedoch von einzelnen Ausnahmefällen, in welchen die Nasen sich der Adlergestalt nähern, die sonst den Papua eigen. Die Jochbeine stehen vor, die Schneidezähne sind prognath, die Stirne ist hoch, schmal und konvex, der Schädel aber, welchem Bourgarel und Dr. Bertillon ein besonderes Studium zugewandt, zeigt zwei höchst charakteristische Eigenschaften, die sich beim ersten Anscheine seltsam zu widersprechen scheinen: er ist nämlich schmal und sehr hoch, das Gesicht aber besonders in den mittleren Partien sehr breit, d. h. der Schädel in der Quere sehr abgeplattet, namentlich an den Schläfen. Man hat deshalb an eine künstliche Entstellung glauben wollen, Bertillon zeigt indes, daß dem nicht so sei. Dagegen lenkt er das Augenmerk auf die mächtige Entwicklung der Kinnlade bei diesen Insulanern und erbringt den bemerkenswerten Nachweis, daß dieselbe jener der Schläfenmuskeln proportionell sei. Zugleich macht der genannte Gelehrte sehr wahrscheinlich, daß die fleißige und kräftige Kauarbeit dieser Wilden ihren Schädel abplattet, und die in ihrer seitlichen Entwicklung behinderte Hirnmasse in die Höhe und Länge zurückdrängt; in letzter Linie kommt Bertillon zu dem für die sogenannten Vegetarianer unerfreulichen Schlusse: die Pflanzennahrung, aus Substanzen bestehend, deren anhaltende und schwierige Zermalmung die Abnützung seiner großen Zähne und die Abplattung der Kondylen zur Genüge verraten, ist es, welche aus dem Neukaledonier zum mindesten einen Akrokephalen macht. Ob nun diese in der Periode von der Kindheit zum Manne vor sich gehende Umgestaltung des Schädels auf die intellektuellen Fähigkeiten von Einfluß ist? Auffallend bleibt jedenfalls die gut beglaubigte Beobachtung einer Art von Rückschritt, welche bei jungen Wilden gleichwie bei jungen Affen mit der Annäherung an die Mannbarkeit sich kundgiebt; auch sind die tiefen anatomischen Veränderungen des Anthropomorphenschädels nicht ohne Analogie mit jenen, welche der neukaledonische erleidet; Bertillon fand für Kinder von 8—12 Jahren eine Schädelkapazität von 1312 ccm, was ganz respektabel wäre; diesen fehlen aber auch noch die Mehrzahl jener Merkmale, welche den ausgewachsenen Neukaledonierschädel charakterisieren. (Bertillon, Forme et grandeur des divers groupes de crânes néo-calédoniens d'après une collection inédite du Musée de Caen comparés aux crânes parisiens, lapons et cafres, in der Rev. d'Anthrop. 1872, S. 250—288.) Wie Patouillet versichert, strömt der Neukaledonier, besonders bei Erhitzung, einen ganz eigentümlichen, an jenen der großen Raubtiere erinnernden Geruch aus, welchen auch alle Reinlichkeit nicht zu beseitigen vermag. (Trois ans en Nouvelle Calédonie. Paris 1873. 8°. S. 70.)

Digitized by Google

Meinicke, deſſen Stärke das anthropologiſche Moment nicht iſt, ſagt nichts vom Aeußeren der Neukaledonier; die Urteile lauten darüber verſchieden; während Manche ſie für einen der häßlichſten Menſchenſchläge des Stillen Ozeans halten, kann man ſie nach Kapitän Tardy de Montravel eigentlich nicht häßlich nennen; einige haben ſogar regelmäßige Züge, namentlich an der Oſtküſte, wo wahrſcheinlich polyneſiſche Miſchungen ſtattgefunden haben. Aeußerſt häßlich ſind allerdings die frühzeitig alternden Weiber; ſie ſind kleiner als die meiſt den Europäern an Körpergröße gleich kommenden Männer (Patouillet, a. a. O., S. 67) und gebären nicht viele Kinder. Auch iſt eine durch verſchiedene Urſachen veranlaßte raſche Abnahme der Bevölkerung bemerkbar. Dennoch ſchätzt Jules Patouillet ihre jetzige Kopfzahl noch auf 70,000. (A. a. O., S. 66.) Den Charakter dieſer Wilden ſchilderte Cook zwar als ſanft, freundlich und mild, faſt alle neueren franzöſiſchen Beobachter jedoch übereinſtimmend als roh, obgleich ſich in den Sitten ſeit Cooks Zeiten wenig oder gar nichts geändert hat. Die Eingeborenen ſind nach dem Zeugniſſe Léques', welcher fünfzehn Jahre unter ihnen zubrachte, ernſt und lachen ſelten, lügen und ſtehlen nicht, benehmen ſich mäßig und anſtändig (l'Explorateur, Bd. III, S. 409 vom 27. April 1876); auch Mut und Tapferkeit, ſowie Gaſtlichkeit werden ihnen nachgerühmt. Noch Günſtigeres verlautet über ihre Intelligenz.

Hütte auf Neukaledonien.

Wenn die Männer Neukaledoniens, hat mit Recht ein franzöſiſcher Beobachter bemerkt, gänzlich nackt giengen, ſo würden ſie einen großen Schritt zur Befriedigung des Anſtandes gemacht haben, denn was allerwärts verhüllt wird, das ſchmücken ſie mit einem Blatt oder einem Stück Zeug („mne" oder „nny" geheißen). (Dr. Viktor de Rochas, La nouvelle Calédonie et ses habitants. Paris 1862. 8°. S. 148.) Allgemein iſt die mit Feierlichkeit begangene Sitte der Circumciſion. Wie alle Papua ſind die Neukaledonier mit einer ungeheuren Haarkrone verſehen, welche ſie auf die ver-

schiedenste Art zu frisieren, und bald mit Kalk, bald mit roter Erde zu pudern pflegen, wenn sie sich nicht bisweilen entschließen, das Haar ganz glatt abzuscheeren, weil seine Bevölkerung einen billigen Komfort nicht mehr gestattet. In Bezug auf die Kultur des Bartes setzt keine Mode der Phantasie des Einzelnen Schranken. Tättowierung ist sehr beliebt und wird allgemein von den Frauen geübt. Letztere sind weit sittsamer gekleidet, denn sie bedecken sich mit einem 18—22 cm breiten, sehr langen Fransengürtel, der um die Hüften gewickelt wird. Außerdem tragen einige hinten noch ein kleines Schürzchen. Die Dirnen begnügen sich mit einem schmäleren Gürtel, der auf den Loyalitätsinseln seinem Zwecke völlig Hohn spricht. Die Ohrläppchen werden durchbohrt und beim Tode eines Häuptlings gänzlich aufgerissen. Denkt man sich noch hinzu, daß die Frauen ihr Haar entweder gänzlich scheeren oder nur einige Büschel stehen lassen, die sie wie die Damen der Rokokozeit mit Kalk pudern, so muß es für einen Europäer unendlich komisch sein, wenn er die Eingebornen außerordentlich häufig in genießendem Betrachten ihrer Toilette vor einem Spiegel findet. Diejenigen, welche kein solches Nürnberger Möbel erhandelt haben, benützen eine altväterische Erfindung. Um die Dörfer herum sieht man nämlich in die Kokosstämme kleine Tröge eingeschnitten, welche ältere Reisende für Wasserbehälter erklärt haben, die aber nur der Selbstbespiegelung dienen. Der Neukaledonier hat einen maßlosen Dünkel. Weiß er sich im Besitze eines Vorrates von Bananen, so glaubt er sich ein Gott an Fülle und Kraft. Sein Appetit ist aber immer nur auf seine Pflanzenwurzeln gerichtet, denn das Borsten- und Federvieh, das er züchtet, dient nur zum Tausch mit europäischen Schiffen. Nicht Mangel an Tierfleisch und Hungersnot sind es also, die zu den auch auf Neukaledonien üblichen Menschenschmäusen treiben, denn sie finden meistens zum Bananenfeste nach der Ernte beim höchsten Stande der Vorratskammern statt; die Ursache ist einzig schnöde Leckerei. Neuerdings soll allerdings das Schweinefleisch als Delikatesse das Menschenfleisch verdrängt haben, und mancher Gefangene durch Lösegeld in Gestalt eines Schweines vom Gegessenwerden errettet worden sein. (Wiener Abendpost vom 4. September 1878, S. 810.) Ja B. Balansa versichert, gar, die Anthropophagie sei heute völlig von der Insel verschwunden (Bull. Soc. géograph. Paris 1873, Bd. I, S. 129), allein alles dies darf man billig als Schönfärberei betrachten, welche durch die grauenhaften Schilderungen des gewissenhaften Jules Garnier auf das Bestimmteste widerlegt wird. Dieser beobachtete gar verschiedene Kannibalenfeste, darunter einmal einen Greis mit weißen Haaren, der einen Schädel hielt und mit einem spitzen Stock das Gehirn herauszuholen sich bemühte. Werden Menschen verzehrt, so werden sie vorher en papillote in Bananenblätter gewickelt und zwischen glühenden Steinen gebraten. Die Häuptlinge wählen sich von den Leichen das Beste und verteilen dann nach Rang und Gunst das Uebrige, die Frauen dagegen bekommen nichts, obgleich man sie bisweilen verstohlen an einem Knochen nagen sehen kann. Selbst im südlichen Teile der Insel findet sich der Kannibalismus bloß in solchen Stämmen nicht mehr, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen. Herr Leques behauptet nun, er hätte niemals ein friedlicheres Volk gesehen als die Neukaledonier, Dr. Rochas aber beschreibt sie als tapfer, unerschrocken und leidenschaftlich für das Fehdewesen eingenommen, meist in alleiniger Absicht, um Leichen für einen Menschenschmaus sich zu verschaffen. Dem Tode treten sie mit männlicher Fassung entgegen, ihre Kriegskünste beruhen aber hauptsächlich auf Kriegslisten und plötzlichen Ueberfällen, nicht selten auch auf niedrigem Verrat. Selten begegnen sich zwei Heere in offenem Felde und messen sich in geordneter Schlacht. Fällt ein Krieger, so beeilen sich Trojaner oder Achäer, seine Leiche in Sicherheit zu bringen; beim dritten oder vierten Opfer wird die Flucht allgemein, nicht etwa aus Furcht oder Feigheit, sondern um wo möglich die Leichen zum Schmause zu retten. In ihren Kämpfen mit den Franzosen warfen sie sich mit fast rätselhafter Schnelligkeit zu Boden, wenn ein Gewehr abgedrückt ward. Haben sie die Kugeln pfeifen gehört, so springen sie wieder auf und machen, wie Peschel sich ausdrückt, dieselbe unanständige Geberde, womit alle civilisierten und uncivilisierten Soldaten der Welt den Gegner zu verhöhnen pflegen. Für das Gefecht in der Ferne dient eine aus Kokosfasern gedrehte Schleuder, womit sie eiförmige Spitzgeschosse 200 m weit werfen können. Daß sie die Vorzüge spitzer Geschosse durch die Erfahrung eingesehen, macht ihrer Beobachtungsgabe nicht geringe Ehre. Eine andere Waffe für das entfernte Gefecht ist ein dünner, unvergifteter Speer aus hartem Holz an beiden Seiten gespitzt, welcher auf 40—50 Schritte mit Hilfe einer Schlinge geschleudert wird, die an seinem Schwerpunkte befestigt und in welche beim Wurfe der Zeigefinger gesteckt wird. Die Nationalwaffe für das Handgemenge war die spiegelglatt polierte Keule aus Serpentin, jetzt nur mehr als Schmuckgegenstand reichen Häuptlingen

Digitized by Google

dienend, sonst durch die europäische Axt verdrängt, in deren Führung die Eingebornen eine unheimliche Gewandtheit erlangt haben.

Wie alle Papua im Vergleiche zu den Polynesiern sind die Neukaledonier schlechte Schiffer, welche mit ihren zu Kriegszwecken dienenden Doppelpiroguen — im Grunde nur Schiffe mit einem Ausleger — nie so weit segeln, daß sie das Land aus dem Auge verlieren. Pfähle, kreisförmig in den Boden gesenkt und mit einer Wand aus Flechtwerk versehen, bilden die Grundgemäuer der Häuser. Die Hütte, mit Stroh rund gedeckt, gleicht um so mehr einem Bienenkorbe, als man nur eine 60—75 cm hohe und etwa 40—50 cm breite Oeffnung als Thür, Fenster und Schornstein offen läßt. Feuer wird darin beständig unterhalten. Häuptlinge schmücken ihre Behausung mit interessantem Schnitzwerk und zeichnen sie durch davorstehende Stangen aus, welche die Schädel erschlagener und wohl auch verspeister Feinde tragen. Frauen und Mädchen haben ihre besonderen Häuser, viel niedriger und viereckig. Meist bestehen die Dörfer, von welchen Patouillets Schilderung keine großartige Vorstellung zuläßt (Trois ans en Nouvelle Calédonie, S. 74), aus solchen in den Pflanzungen zerstreut liegenden Hütten. Die Industrie der Neukaledonier ist gering; sie fertigen und färben zwar einige Zeuge, doch sind diese nicht viel wert; ziemlich hübsche Formen haben aber ihre irdenen Geschirre, denen sie auch eine Glasur zu geben verstehen. Ueberhaupt fehlt es ihnen nicht an Sinn für Kunst. Das einzige einheimische Musikinstrument ist eine Flöte, ein meterlanges, bogenförmiges Rohr mit zwei Löchern an beiden Enden, worauf je nach Belieben mit dem Munde oder aus einem Nasenloch geblasen wird, denn das andere drückt sich der Virtuos mit dem Daumen zu. Variationen und komplizierte Passagen lassen sich mit dieser Flöte, wie man gern glauben wird, nicht ausführen. Seitdem die Europäer Maultrommeln unter den Eingebornen abgesetzt haben, hat die musikalische Ausbildung namentlich des weiblichen Geschlechts große Fortschritte gemacht. Die Neukaledonier haben auch eine „Litteratur", wenn auch vorläufig nur eine mündliche, die in Feen-, Gespenster- und Rittergeschichten besteht. Die bessern neukaledonischen Dichter lassen ihre Romane stets „gut endigen", so scheint es wenigstens der örtliche Geschmack zu verlangen. Minder stark erscheint ihre arithmetische Begabung, doch giebt es immerhin Genies, die bis 100 zählen können. Nicht unerfahren sind sie im Gebrauche einfacher Arzneimittel. Wie bei allen unentwickelten Völkern hüllen aber die Aerzte ihr Wesen in Zauberspuk ein, und wissen durch Taschenspielerstücke dem Kranken irgend einen fremden Gegenstand, gewöhnlich einen Stein, aus dem Körper heraus zu zaubern, welcher dann als Genius der Krankheit angesehen wird. Weniger empfehlenswert sind ihre Hebammenkünste, dafür aber besitzen sie eine infernalische Fertigkeit in andern Fällen, und eine sehr gebräuchliche heißen sie die Bananenkur. Scheinbar besteht sie darin, daß die Patientin gekochte grüne Bananen siedend verschlingt. Da die Bananen völlig unschuldig sind, so dienen sie nur zur Verschleierung des wahren, bis jetzt noch nicht entdeckten Abortivmittels. Nur zu häufig hört man aus dem Munde der Eingebornen: „Da geht auch eine, die Bananen genommen hat". Diesem Gebrauche huldigen nämlich nicht etwa bloß Mädchen, sondern auch Frauen, um der Mühe des Säugens zu entgehen und ihre Körperreize länger zu erhalten.

Das Weib ist nur Magd und Spielzeug des Mannes, der ihre Gegenwart nicht einmal bei der Mahlzeit duldet. Die Zahl der Frauen eines Mannes übersteigt selten 3—4, nur die größten Häuptlinge bringen es auf 13. Wie bei allen polygamischen Völkern werden mehr Frauen als Männer geboren. Außerdem lichtet der Krieg die Zahl der letzteren beträchtlich. „Alte Jungfern" giebt es nirgends, wo Vielweiberei herrscht; in Neukaledonien sind gleichwohl eine große Zahl Frauen zum Cölibate verurteilt, solche nämlich, die in ihrer Jugend an Häuptlinge verlobt, von diesen aber verschmäht worden waren und welche daher niemand zu ehelichen wagt. Die weiteren schwer zu beschreibenden und ethnographisch doch so wichtigen socialen Zustände schildern wir am besten mit den Worten Oskar Peschels, des Meisters deutscher Völkerkundiger. Dieser bemerkt von den obenerwähnten Verschmähten: „Da sie keine Vestalinnen sind, so dienen sie hauptsächlich für Ausschweifungen, deren etwaige Folgen durch eine Bananenkur beseitigt werden. Die Polygamie ist übrigens auch durch abergläubische Gebräuche bedingt. Die Frau ist nämlich in der Katamenialzeit für den Mann „Tabu", d. h. unberührbar, desgleichen während der Schwangerschaft und des Stillens, welches mindestens drei Jahre dauert. Daher die geringe Kinderzahl und die häufigen künstlichen Ekbolen. Auch dauert die Ehe bloß kurze Zeit. Sie beginnt für die mit 12—13 Jahren mannbar werdenden Frauen sehr spät, nämlich mit 16—17 Jahren und endigt nach dem 25. Jahre. Daß die Mädchen ihre Keuschheit so lange bewahren, rührt nur von der abergläubischen Vorstellung her,

Digitized by Google

daß ein verfrühter Genuß unfehlbar den Tod nach sich ziehe. Nur mit Furcht und Schaudern gehen die Mädchen der ersten Berührung entgegen, auch muß ein Priester zugezogen werden, welcher durch eine Art Taufe mit „Keuschheitswasser" die befürchteten Folgen der ersten Geschlechtsverrichtung abwendet. Dann aber brechen die Begierden maßlos hervor, und die Zahl der Messalinen ist, obgleich der Ehebruch mit Tod bestraft wird, nach Dr. de Rochas keine geringe, doch widerspricht dem Balansa. Bei dem männlichen Geschlechte beginnen die Ausschweifungen viel zeitiger und sie suchen widernatürliche Wege. Was man in der Regel für Entartungen der Civilisation hält, obgleich es unter uns doch nur zu den Ausnahmen gehört, das findet sich gerade in höchster Blüte in dem vermeintlichen Paradieses- und Unschuldsstand der rohen Menschenrassen. Ehescheidungen sind ebenfalls gebräuchlich, wohlverstanden darf aber der Mann allein seine Frau verstoßen. Diese bringt keine Mitgift ins Haus, wird auch nicht bezahlt, doch macht der Gatte seinen Schwiegereltern bei besonderen Gelegenheiten Geschenke. Die Neukaledonier vermeiden alle nahen Verwandtschaftsgrade ängstlich auf väterlicher, nicht auf mütterlicher Seite; doch muß jedermann die Witwe seines Bruders heiraten. So große Furcht aber haben sie vor einer Blutschande zwischen Geschwistern, daß eine Schwester nie ihrem Bruder nahen darf, wenngleich die Regung der Geschwisterliebe außerordentlich lebhaft zu sein scheint." (Ausland 1862, S. 1092.) Auch die Zärtlichkeit der Eltern zu ihren Kindern ist sehr warm, erkaltet aber rasch. Für alle Zeit bleibt das Haupt des Vaters und des ältesten Bruders für Kinder oder Geschwister Tabu. Der Vater ist der Häuptling der Familie, und die Häuptlinge die Väter der Dorfschaften, über denen wieder als Monarch und Erzvater das Oberhaupt des Stammes steht, welcher nicht immer der Reichste, wohl aber einer der vornehmsten Leute ist. Seine politische Macht ist indes an die Zustimmung eines Senates aus den Dorfhäuptern und den Aeltesten gebunden; dafür hat er Anspruch auf Roboten, die mit außerordentlicher Bereitwilligkeit geleistet werden. Ueberhaupt erfreut er sich solch abgöttischer Verehrung, daß das Volk nicht murrt, wenn der Souverän einen der ihrigen niederschlägt, so oft er um einen Feiertagsbraten in Verlegenheit ist; im Gegenteil bewundern sie in solchen Handlungen die Herrschergröße. Selbst zwischen verschwägerten Stämmen besteht bloß ein schwacher Verkehr. Sonst bleibt und lebt jeder Stamm für sich, denn Besuche, wenn man nicht erschlagen und verspeist werden will, macht man sich nur auf eine Einladung zum „Pilupilu", dem von Tanz begleiteten Erntefeste, welches Garnier (Globus Bd. XV, S. 163) und Patouillet (Trois ans en Nouvelle Caledonie. S. 177—186) ausführlich schildern, und dann auch nur in vollzähligen und bewaffneten Geschwadern. Wenig Völker erleben so geringe Abänderungen als die Neukaledonier, die geboren und begraben werden auf dem engen Kanton ihres Stammes, daher denn auch die Verschiedenheit der Mundarten bis zum gegenseitigen Unverständlichwerden ausgebildet ist. Mit ihrer unverkennbaren Roheit bilden dagegen andere Erscheinungen in ihrem Leben einen seltsamen, unerwarteten Kontrast. Vor allem gilt das von ihrem Landbau. Mit Axt und Feuer verwandeln sie Dschungeln in urbares Land, und sorgen für die künstliche Bewässerung ihrer Felder. Da keine Tiere auf der Insel leben, so giebt es auch keinen animalischen Dünger. Gleichwohl pflegen die Neukaledonier die Felder durch Torf sowie durch in Asche verwandelte Pflanzenreste zu düngen, ja durch Ausstreuen von Muschelschalen, aber nur dort, wo der unfruchtbare, eisenhaltige Thonboden es erfordert, zu mergeln.

An ihrem Scharfsinn wird darnach niemand zweifeln, daß sie aber Bestien und zwar reißende Tiere sind, zeigt sich nicht bloß bei ihrem Menschenfraße, sondern auch in einer anderen Gewohnheit. Hochbetagte Leute, Mann oder Weib, wenn sie krank werden oder auch ohne dies, schweben in der Gefahr, von ihren Erben aus der Welt geschafft zu werden. Solche Vorgänge heißen in schnöder Ironie „das Fest der Greise". Zumeist entscheidet das Familienoberhaupt, daß ein Fest gefeiert werden soll, das Fest seines Vaters oder seiner Mutter, von denen er annimmt, daß sie billigerweise lange genug gelebt haben und reif für die Beerdigung seien. Es soll indessen auch vorkommen, daß Greise selbst ihre Quiescierung beantragen. Drei oder vier Jahre vor der Exekution bemüht sich dann jedermann dem Opfer noch Wohlthaten zu erweisen und alle seine Wünsche zu befriedigen, selbst wenn sie gegen die Tabugesetze verstoßen sollten. Am festgesetzten Tage legt sich dann der Betreffende mit Fassung in die Grube und erliegt bald den Streichen seiner Totengräber. Die Neukaledonier erreichen übrigens kein hohes Alter, und Patouillet hat keinen, weder Mann noch Weib gesehen, der älter als 60 Jahre wäre; gewöhnlich aber sterben sie schon mit 40 Jahren, zumeist an Lungenaffektionen,

Digitized by Google

die jedoch erſt mit Ankunft der Weißen ihren Einzug hielten. Unter den übrigen verheerenden Krankheiten, welchen de Rochas ein belehrendes Kapitel widmet (La Nouvelle Caledonie, S. 126—138), ſind die Luſtſeuche, die Skroſeln und die ſchreckliche Elefantiaſis beſonders zu erwähnen.

Ueber die Religion der Eingeborenen beſitzen wir widerſprechende Nachrichten. Balanſa ſagt ausdrücklich, ſie hätten keine Idee von einer Gottheit (Bull. Soc. géograph. Paris 1873, Bd. I, S. 127), Hr. Léques dagegen, daß ſie an eine Gottheit und ein künftiges Leben glauben. (Explorateur, Bd. III, S. 410.) Jedenfalls iſt ihre Religion keine hochentwickelte. Jeder Stamm rühmt ſich mehrerer Männer, ſogenannter „Tagata“, die in Verzückung verfallen und von denen man vernimmt, daß ſie, während ſie ſich in dieſem Zuſtande befinden, mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen in Verkehr ſtehen. Sie ſchildern die Exiſtenz der Geiſter ſo ziemlich der irdiſchen ähnlich, mit dem Unterſchiede nur, daß im Jenſeits ein Ueberfluß an Yamswurzeln herrſcht, der den Lebenden ſehr beneidenswert dünkt. Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Böſen gegeißelt. Es giebt keinen großen Häuptling im Reiche der Schatten, wohl aber gigantiſche, boshafte Geſchöpfe da, wo die Böſen hauſen. So berichten die Viſionäre der Neukaledonier, die ſehr gern ſolchen Erzählungen lauſchen und damit das Fundament der Moral und Religion legen. Ihr Entwicklungsſtadium iſt lehrreich in einer Zeit, in der man es gelernt hat, die aufſteigenden Phaſen im Leben der Menſchheit in ihrem Zuſammenhange zu betrachten.

Die Vitibewohner.

Als letzte der gemeiniglich zu Melaneſien gezählten Inſelgruppen wird der Vitiarchipel*) betrachtet, im ganzen mehr denn hundert Eilande verſchiedener Größe, von denen jedoch kaum die Hälfte bewohnt iſt. Ihr Geſamtflächeninhalt kommt ungefähr dem des Königreichs Griechenland gleich, die Bevölkerung der ſeit 10. Oktober 1874 von England in Beſitz genommenen Inſeln erreicht aber kaum, je nach den ſehr ſchwankenden Schätzungen, 100—150,000 Köpfe, und nimmt überdies an Zahl immer mehr ab. Auch vor dieſem Zeitpunkte waren indes die Vitiinſulaner ſchon ſo vielfach mit Weißen in Berührung geraten, beſonders auf den beiden Hauptinſeln Viti-Levu und Vana-Levu, daß die Urſprünglichkeit der Sitten hier längſt verloren gegangen. Hatten ja engliſche Einflüſſe den alten ſchwarzen Kannibalen-„König“ Thakombau ſo weit gebracht, daß im November 1871 in der Hauptſtadt Levuka auf Ovalau ein Parlament ſeine erſte Sitzung hielt (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 41 vom 10. Febr. 1872, S. 616), nachdem ſchon mancherlei Verhandlungen mit der britiſchen Regierung vorangegangen (ſiehe darüber: Edinburgh Review vom

*) Die deutſche Schreibart Fidſchi und die engliſche Fiji, mit dem Ton auf der letzten Silbe ſind unrichtig. Die Eingeborenen ſelbſt nennen ſich Kai Viti (Kai = Mann) mit dem Accent auf der vorletzten Silbe, wie überhaupt bei faſt allen polyneſiſchen Wörtern.

Digitized by Google

Oktober 1872, S. 429—461). In ihrem heutigen Zustande ist daher der Vitiarchipel in ethnographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht gerade durch das Uebergangsstadium hochinteressant, in welchem sich seine Bewohner befinden. An ihnen, den vor wenigen Jahrzehnten noch völlig wilden, läßt sich deutlich die Wirkung der Einflüsse Europas und des Christentums, welchem die Mehrzahl des Volkes gewonnen ist, studieren und beobachten.

Ueber die Stellung der Vitiinsulaner in der Klassifikation des Menschengeschlechts herrscht große Zerfahrenheit unter den Systematikern. Man darf die Viti indes wohl mit ziemlicher Sicherheit als ein Mischvolk bezeichnen, in anthropologischer Hinsicht mit vorwiegend papuanischem Typus. Der Viti von reinem Blut besitzt alle Merkmale der papuanischen Menschenrasse. Doch zeigt die Schädelbildung sehr viele Spuren polynesischen Einflusses. Noch mehr haben, obwohl gerade auf der Hauptinsel Viti-Levu, wie T. Kleinschmidts Untersuchungen bekunden, sehr viel eigenartiges sich erhalten hat, dem Volkstume nach polynesische Einwirkungen stattgefunden. Dafür legt sowohl die Sprache als auch sogar manche Legende, z. B. jene von der schönen Rorandini (siehe dieselbe bei W. T. Pritchard, Polynesian Reminiscences; or, life in the South pacific islands. London 1866. 8°. S. 384—387) beredtes Zeugnis ab.

Die Viti sind, nach Dr. Max Buchner, welcher ihnen bei längerem Aufenthalte auf Kandávu große Aufmerksamkeit zugewandt, schöne, schlanke, muskulöse Menschen, „im Durchschnitt länger und kräftiger als die Europäer, mehr gleichlang und mehr gleichentwickelt, ohne die Extreme der bei uns vorkommenden Riesen und Zwerge, Dickwänste und Klapperskelette. Ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm, oft edel, selten so roh und brutal wie man bei den Söhnen der schlimmsten Kannibalen, welche die Geschichte der Menschheit kennt, erwarten möchte. Die Nase ist breit, die Nüstern sind ebenso wie bei den Polynesiern etwas weit geöffnet, die Jochbogen nur mäßig und wenig vorspringend. Der Mund ist sinnlich voll, ohne unschön zu sein. Die horizontal geschlitzten Augen sind dunkelblau, die Haare schwarz, in der Regel aber künstlich ins Rötliche gefärbt, die Haut braun, schokolade- bis rotbraun, bald heller, bald dunkler." (Buchner, Reise durch den Stillen Ozean. Breslau 1878. 8°. S. 227—228.) Von dem bläulichen Schimmer der Haut, den ihnen Gerland und Peschel beilegen, hat Dr. Buchner nichts wahrgenommen. Das Haar ist kraus und wird gegenwärtig allgemein sehr kurz gehalten; das von Wallace für die Papua als charakteristisch angegebene Pudelhaar hat unser Gewährsmann aber nur einmal an einem fünfjährigen Mädchen beobachtet. Der Bartwuchs ist bei den Viti, namentlich den adeligen, reichlich. Greise haben weiße Haare und weißen Bart. „Unter den jüngeren Weibern," fährt Buchner fort, „giebt es hübsche anmutige Gestalten mit freundlichen Zügen. Ihre Formen sind zuweilen sehr üppig. Im allgemeinen aber fehlt den nicht mehr in der ersten kurzen Blüte befindlichen Frauen die Grazie der europäischen Weiblichkeit; sie nähern sich zu sehr dem männlichen Typus, wozu auch noch der Umstand beiträgt, daß sie die Haare kurz geschoren tragen, und sie werden sehr rasch welk und alt. Die Brüste, auch der eben erst reif gewordenen Mädchen, zeichnen sich aus durch eine auffallende Hervorragung des Warzenteils, der leicht abgeschnürt erscheint und so dem ganzen Organ etwas Birnförmiges verleiht."

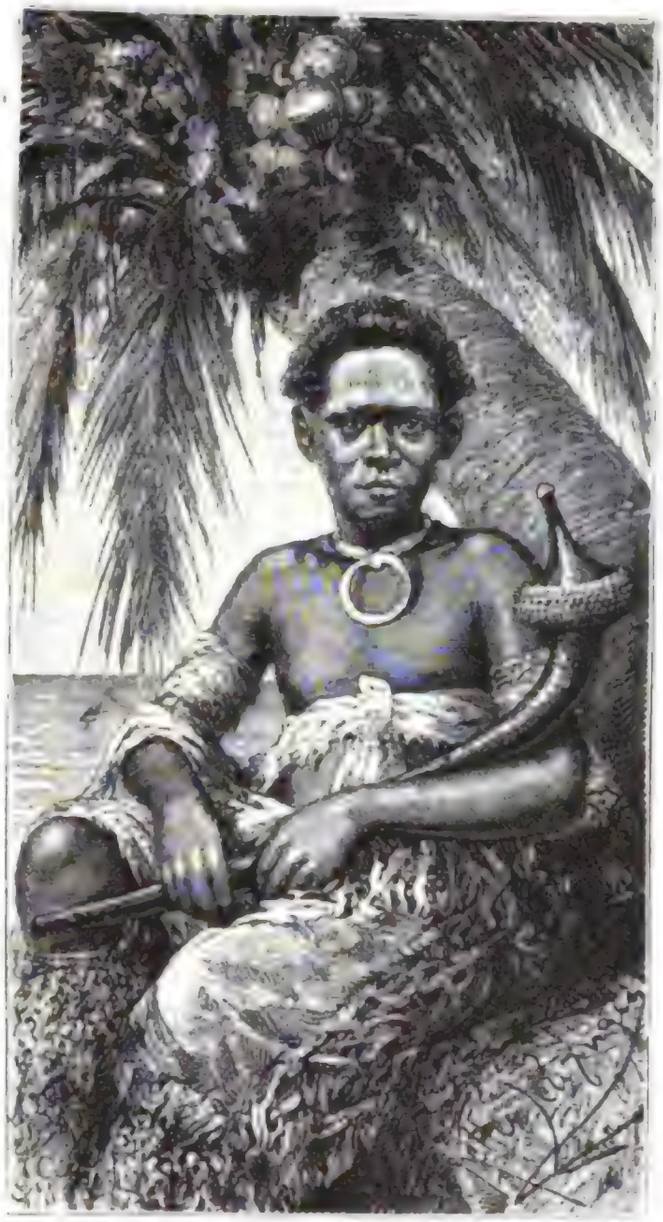
Was die Schädelbildung betrifft, so besitzen die Viti, nach Dr. Rudolf Krauses höchst wertvollen Messungen des im Museum Godeffroy zu Hamburg vorhandenen Materiales, sehr hohe, schmale hypsistenokephale Schädel mit extremer Dolichokephalie. Die Kapazität von 74 gemessenen Schädeln beträgt durchschnittlich 1359,2 ccm, schwankend von 1680—1040 ccm, im Mittel für die Männer 1368, für die Weiber nur 1269,4 ccm, übertrifft also jene der Leute vom Neuhebriden- und Neubritannienarchipel, ein Ergebnis, das man wohl mit den Berichten der Reisenden in Zusammenhang zu bringen versucht ist, wonach die Viti als ein geistig verhältnismäßig stark entwickeltes Volk geschildert sind, so daß sie unter den Bewohnern Melanesiens am höchsten stehen. Längenbreitenindex und Längenhöhenindex wachsen, während der Breitenhöhenindex abnimmt, je weiter

Digitized by Google

wir von Westen nach Osten innerhalb der Inselgruppe vorschreiten, und dies bedeutet eine Zunahme der Breite und Abnahme der Höhe der Schädel im Verhältnis zur Länge. Diese Erscheinung läßt sich nur erklären, wenn ein fremder Einfluß auf die Bevölkerung stattgefunden, und Dr. Krause will dieselbe wohl mit Recht auf Rechnung einer mit den exquisit brachykephalen Tonganern eingegangenen Vermischung setzen; nachweislich befinden sich auch diese mit den östlicheren Inseln Vitis in näherem Verkehre. (Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-ethnologische Abteilung des Museum Godeffroy, S. 549—552.)

Aus dem häufigen Verkehr der drei nachbarlichen Viti-, Tonga- und Samoagruppen erklärt sich die Uebereinstimmung vieler Gebräuche: das Trinken der Kawa, die Bestrafung des Ehebruches mit dem Tode; das Abschneiden von Fingergliedern als Zeichen der Trauer um einen Toten; die Tättowierung und Beschneidung; die Bevorzugung des Bruders vor dem Sohne bei der Nachfolge; die Vererbung von Rang durch die Mutter auf die Kinder; das Erbrecht der Neffen (Schwestersöhne).

Die Vitisprache, eine Abart des Polynesischen, klingt nach Buchners Versicherung wo möglich noch wohllautender als das Maori der Neuseeländer. Dabei läßt ihre Artikulation an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Im Viti braucht man ein Wort bloß einmal gehört zu haben, um es später sofort wieder zu erkennen.



Knabe von den Bitiinseln.

Die Viti sprechen alle das reine linguale R, während bei den Hawaiiern, deren Konversation Buchner später belauschen sollte, das gutturale R vorherrscht. Mit den Samoainsulanern haben sie die Ausnahme gemein, ein S zu besitzen, welches den übrigen Polynesiern fehlt. Das aspirierte S dagegen, unser Sch, besitzen sie nicht und scheinen es meist durch das ihnen ebenso wie den Arabern, Griechen, Spaniern und Engländern eigentümliche Theta (scharfes englisches Th) zu ersetzen. Buchner hörte statt „Schilling" immer nur „Thilling". Eine andere Eigentümlichkeit, welche an die Sprachen der westafrikanischen Neger erinnert, besteht darin, daß sie den Buchstaben D, G, K und M fast immer ein N, und dem B ein M als Vorschlag voransetzen. Die Missionäre als erste Vitigrammatiker haben deshalb die Schreibweise Kadavu, Bega, Bau, Thakobau, Buke, Dalo, Malatta, Galoa eingeführt, während man Kandavu, Mbenga, Mbau, Thakombau, Mbuke, Ndalo, Nmalatta oder Namalatta, Ngaloa oder Angaloa sagt, indem sie, wunderlich komplizierend, die richtige Aussprache von der Kenntnis dieser Regel

Digitized by Google

und der dazu gehörigen Ausnahmen abhängig machten. Zur Transskription des Vitilautes Th (= dem englischen weichen Th) haben manche das C verwendet. Deshalb liest man auch Cakobau.

Es giebt eine Menge Dialekte im Viti, wenn man fein unterscheiden will, vielleicht ebenso viele als einzelne Inseln.

Zum erstenmal begegnen wir hier auf Viti in der Bedruckung des „Masi", d. i. des einheimischen Bastzeuges für die Körperbedeckung, welches Viti mit den polynesischen Inseln Tonga, Samoa und Futuna gemein hat, den Anfängen einer Schriftsprache, indem die damit hergestellten Zeichen immer auf bestimmte Stämme, beziehungsweise Familien, beschränkt erscheinen.

Die Druckformen scheinen auf Viti den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, wenigstens sind hölzerne Druckformen und Druckrollen für Liniendruck, wie sie Kleinschmidt dort auffand, von anderwärts nicht bekannt; dagegen weiß man nichts von aus Holz geschnitzten Idolen. Perrücken, wie sie auf Viti benutzt werden, finden sich auf keiner anderen Gruppe wieder und von Schmucksachen bilden Brustplatten, teils ganz aus Walzahn, teils aus Verbindung von Walzahn mit Perlmutter gefertigt, ein bemerkenswertes Zeichen von Geschmack und Fleiß der Eingeborenen. Die Verwendung von Muscheln zu Schmucksachen, wie sie auf den Papuainseln so gebräuchlich, ist hier sehr zurückgegangen und Walzahn an Stelle dieses Materials getreten. Ohrgehänge fehlen in der Regel ebenfalls; der Ohrenschmuck ist auf eine in ein Loch des Ohrlappens gesteckte Vermetusröhre oder Bambusstücke oder auch auf einen in das Loch geklemmten Walzahnring beschränkt. Von den auf Kandavu üblichen Zieraten erzählt indes Dr. Buchner: „Alle möglichen Schmucksachen hiengen an den braunen Burschen. Ringe, aus großen Schnecken geschliffen, umspannten die Handgelenke, kreisförmig in sich zurückgebogene Hirscheberzähne, weither von westlicheren Inselgruppen als Handelsartikel gebracht, hiengen ihnen an Bändern um den Hals, ebenso mehrfache Schnüre von kleinsten farbigen Glasperlen, zu geschmackvollen, mannigfaltigen Mustern gereiht und vorne wie eine Krawatte in zierlichen Knoten mit herabfallenden Enden geschürzt. Viele trugen ein Tuch turbanartig um die Stirne gebunden, welches ihnen bei dem Mangel an Kleidungsstücken als Tasche zur Aufbewahrung der erlösten Geldstücke diente. Ihren Tabak aber trugen sie, gleich wie die Maori auf Neuseeland, in den durchbohrten Ohrläppchen. Es war erstaunlich zu sehen, welcher Ausdehnung dieses Anhängsel des menschlichen Hauptes fähig ist. Bei einzelnen war es durch allmähliche Erweiterung des Loches zu förmlichen Schlingen umgebildet, welche bis zu den Schultern herabhiengen, groß genug, um die fünf Fingerspitzen mehr als 3 cm weit durchzustecken. Blechstückchen, Metallknöpfe, Draht, kurz, was sie nur immer aufgabeln konnten, hiengen an denselben, einer hatte einen ganz gemeinen Uhrschlüssel mit einem schwarzen Faden daran baumelnd befestigt" (Reise durch den Stillen Ozean, S. 200—201). Auch in Bezug auf Hautschmuck weichen Buchners Beobachtungen auf Kandavu von dem ab, was J. Schmelz als Gesamtcharakteristik für den Archipel aufstellt. Darnach begegnen wir dort zuerst der polynesischen Sitte des Tättowierens durch Nadelstiche, doch hätten sich Spuren der papuanischen Art und Weise in der Verzierung von Brust und Arm mittelst Narben erhalten. (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy, S. 29.) Buchner aber sagt geradezu: Das „Tättowieren war bei den Viti niemals im Schwung. Bloß erlauchte Häuptlingsfrauen ließen sich an beide Mundwinkel je einen markstückgroßen, runden, blauen Tupfen eintättowieren, was hie und da noch an alten Individuen zu sehen ist. Dagegen liebten es die vornehmen Krieger, sich das Gesicht mit roter, weißer und schwarzer Farbe in regelmäßigen, meist geradlinigen Ornamenten, aber stets möglichst fürchterlich zu bemalen." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 225.) Dagegen schildert uns unser Gewährsmann die Häufigkeit der Hautnarben bei Alt und Jung beider Geschlechter als eine sofort in die Augen springende Eigentümlichkeit. Diese häufig auf den Rücken symmetrisch angebrachte Narben sind alle von der Größe einer Bohne, etwas oblong und rundlich erhaben und können nur durch fortgesetzte Mißhandlung kleiner Wunden entstanden sein. (A. a. O., S. 201—203.) Auch nach Meinicke ist die Tättowierung nur auf Frauen beschränkt, bei Männern aber überaus selten. (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 32.) Der Missionar Thomas Williams bemerkt, es sei bei den Frauen nur wenig davon sichtbar, weil gerade diejenigen Körperteile die Zeichnungen empfangen,

Digitized by Google

Diese Sammlung ist in der Absicht begründet, den guten alten Brauch einer eigenen

„Hand- und Hausbibliothek“

wieder zu Ehren zu bringen. Neben dem vollberechtigten Interesse an der anziehenden Zeitungslektüre wollen wir die Freude an dem abgeschlossenen Buche wieder zu wecken suchen.

Keine Litteratur der Welt besitzt einen solchen Reichtum von eigenen wie von angeeigneten Werken unvergänglichen, klassischen Wertes, als gerade die deutsche. Wie die Werke unserer deutschen Geisteshelden dem Fortschritt der Menschheit die Wege gewiesen, so hat die Litteratur der ganzen Welt durch unsere Uebersetzungskünstler auf uns zurückgewirkt. Franzosen und Engländer, Russen und Italiener, Spanier und Skandinavier, Römer und Griechen mußten ihr Bestes hergeben — durch musterhafte Uebertragungen sind sie in unsere Litteratur aufgenommen. Romane, Novellen und Dramen, schildernde und sachlich belehrende Reisebeschreibungen, Memoiren und Geschichtswerke, naturwissenschaftliche und medizinische Schriften — ein unermeßlicher Reichtum des Besten und Edelsten ist unser.

Aber wem ist es geboten, für die Stunden der Muße und geistigen Erbauung sich aus dieser reichen Fülle das Edelste und Beste, das Brauchbare und Gute auszusuchen und zusammenzustellen zu einem wahren litterarischen Hausschatz? Nur wenig Bevorzugten! Die Gesammtheit des Lesepublikums ist mehr oder minder darauf angewiesen, es dem Zufall zu überlassen, was er ihm bietet oder was äußere Mittel zu erlangen gestatten.

Da ist es nun die „Hand- und Hausbibliothek“, deren Zusammenstellung bewährte und kenntnisreiche Männer leiten, die beseelt sind von dem schönen Gedanken, die geistigen Errungenschaften weitesten Kreisen zugänglich zu machen — die „Deutsche Hand- und Hausbibliothek“, die mit jedem neuen Band jenen Hausschatz bereichert und vermehrt in wohldurchdachter Wahl. Ja noch mehr, die den Genuß dessen, was sie bietet und bringt, erhöht und erweitert durch Einleitungen der namhaftesten Forscher, durch biographisch-kritische Vorworte gewissermaßen die engere Bekanntschaft zwischen Autor und Leser vermittelt.

Das deutsche Buch ist fast sprichwörtlich geworden durch seine hohen Preise, die nur Wenige zu erschwingen im stande sind. Fünf bis sieben Mark ist der gewöhnliche Preis eines Oktavbandes. Wir wagen es und geben unsere Bände

gebunden für 1 Mark,

ein Preis, wie er noch nie und nirgends aufgestellt ist.

Wir geben unsere Bände gebunden in schönem und solidem, von Künstlerhand entworfenen Einband. So sind unsere Ausgaben nie dem Auseinanderfallen beim Lesen und ebenso nie der Fährlichkeit ausgesetzt, von ungeschickten Buchbindern verdorben oder in häßlicher Ungleichheit gebunden zu werden. Damit auch dem so ärgerlichen Verlieren beim Ausleihen vorgebeugt werde, hat jeder Band ein Bibliothekschild zur Einzeichnung des Namens des Besitzers. Da ferner alle Bände in gleichem Einband erscheinen, so kann der Bezug der Collection Spemann an jedem Ort Deutschlands und des Auslandes begonnen und fortgesetzt werden.

Jeder Band ist einzeln käuflich. Wir eröffnen aber auch ein Abonnement auf eine Serie von 20 Bänden. Alle zwei bis drei Wochen soll ein Band erscheinen und jeder Abonnent einer Serie erhält

den 20. Band gratis.

Damit ist Gelegenheit geboten, eine musterhafte Bibliothek für sich und die Familie für einen Betrag zu erhalten, welcher kaum den Abonnementsbetrag einer größeren Leihbibliothek überschreitet.

Wir hegen die Zuversicht, daß die Nation der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek“ eine freundliche Aufnahme gönnen werde.

Inhalt der ersten Serie

(vorbehaltlich etwaiger Abänderung im Einzelnen):

Band 1. **Louise von François, Zwei Erzählungen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Zwei Kabinetsstücke vollendeter Erzählungskunst, welche mit den besten Mitteln die tiefste und ästhetisch reinste Wirkung erzielt.

„ 2. **Karl Immermann, Der Oberhof.** Mit einer Einleitung von Levin Schücking.
Die vorzüglichste deutsche Dorfgeschichte, die treffendste Schilderung westfälischen Bauernlebens, voll realistischer Wahrheit, anmutender Frische, zum Herzen sprechender Poesie.

„ 3. **Miguel de Cervantes Saavedra, Moralische Novellen.** Eingeleitet von Otto von Leixner.
Durch Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit der Stoffe nicht weniger als durch scharfe, lebensvolle Charakteristik ausgezeichnete Leistungen des berühmten Verfassers des „Don Quixote“.

„ 4. **J. Ch. Biernatzki, Die Hallig** oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Roman. Mit einer Einleitung von Heinrich Dünker.
Mit fesselnder Anschaulichkeit geschriebene Nordseegeschichte, die das so eigenartige Lokalkolorit meisterhaft wiedergiebt und die Sturmflut von 1825 mit ergreifender Wahrheit schildert.

„ 5. **Lord Ansons Reise um die Welt** (1740–1744). Eingeleitet von Fr. v. Hellwald.
Eine der originellsten Reisebeschreibungen, wertvoll und amüsant, lehrreich durch den sich bietenden Kontrast zwischen dem Einst und unserem Zeitalter der Weltumsegelung in 80 Tagen.

Digitized by Google

Band 6. **Nicolas Gogol, Russische Novellen.** Mit einer Einleitung von Friedr. Bodenstedt.
Die mitgeteilten Novellen enthalten u. A. die vollendetste Leistung Gogols „Taraß Bulba", eine Erzählung aus der Ukraine von überwältigender Schönheit und erhabener Einfachheit.

„ 7. **Sophie Junghans, Die Erbin wider Willen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine Familiengeschichte im besten Sinne des Worts, die den Leser anheimelt und von der er mit dem vollen Bewußtsein scheidet, eine gute und liebe Bekanntschaft gemacht zu haben.

„ 8. **Alain René Lesage, Der hinkende Teufel.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.
Der hinkende Teufel Asmodi gewährt seinem Retter einen Einblick in alle Häuser Madrids, was zu den lebendigsten und köstlichsten Schilderungen von Scenen verschiedenster Art Anlaß giebt.

„ 9. **J. Schroot, Der Dampf im Dienste der Menschheit.** Mit zahlreichen Illustrationen.
In allgemein verständlicher Form gehaltene und ansehende Darstellung der Verwendung eines der wichtigsten Faktoren im industriellen und Verkehrsleben der Gegenwart, mit erläuternden historischen Rückblicken.

„ 10. **James Fenimore Cooper, Der Bravo.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Diese der Geschichte Venedigs entnommene Erzählung des bedeutendsten amerikanischen Romanschriftstellers erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zum Schluß anhaltende Spannung.

„ 11. **Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.** Roman. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner.
Bedeutender historischer Roman aus dem Zeitalter Maximilians, großartig conzipiert, ein treuer Spiegel des deutschen Lebens im Mittelalter, in echt poetischer Beleuchtung.

„ 12. **Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine der besten neueren Leistungen des gefeierten deutschen Erzählers, von origineller, fesselnder Prägung.

„ 13. **Washington Irving, Alhambra.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Eine der reizendsten Schöpfungen Irvings, welche alle Vorzüge des überaus gewandten Schriftstellers im hellsten Lichte zeigt und mehr bekannt zu werden verdient, als sie es ist.

„ 14. **E. T. A. Hoffmann, Elixire des Teufels.** Mit einer Einleitung von Johannes Scherr.
Diese für die Geschichte der romantischen Schule hochbedeutsamen Nachtstücke sind mit glühender Phantasie geschrieben, welche auch da wo sie ins Ungeheuerliche gerät die spannendste Illusion erzeugt.

„ 15. **Homers Odyssee.** Uebersetzt von Voß. Mit einer Einleitung von Jakob Mähly.
Von Homers Epen, den hervorragendsten und unvergänglichen der Weltlitteratur, schildert die Odyssee die Irrfahrten und schließliche Heimkehr des Odysseus.

„ 16/17. **Charles Dickens (Boz), David Copperfield.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Der beste Roman des berühmten Romanschriftstellers und vorzüglichen Humoristen, um so anziehender und interessanter, als der Dichter darin zum Teil seine eigenen Erlebnisse schilderte.

„ 18. **Ludovika Hesekiel, Von Lieb' und Treue!** Erzählungen. Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Die höchst originelle Art des Erzählens, die L. Hesekiel so charakteristisch von vielen ihrer Kolleginnen unterscheidet, zeigt sich in diesem Bande um so mannigfaltiger, als es eine ganze Reihe einzelner Erzählungen sind, die sie bietet.

„ 19. **Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen** Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner
Die mehr dem Hörensagen nach, als aus der Lektüre im Publikum bekannten unglaublichen Lügengeschichten des Freiherrn Hieronymus von Münchhausen, die noch heute bei Jung und Alt allgemeinen Interesses gewiß sind.

„ 20. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** Eingeleitet von Rudolf Borgberger.
Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergänglichen Dichterpaares, eine Fundgrube erhebender Gedanken, die lautersten Offenbarungen über die Beziehung der großen Geister zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

Der erste Band der **Collection Spemann**, die beiden Erzählungen:

Phosphorus Hallunder

und

Zu Füßen des Monarchen

von

Louise von François,

der Verfasserin von „Die letzte Reckenburgerin" und „Stufenjahre eines Glücklichen"

enthaltend, ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes elegant gebunden zum Netto-Preise von **nur 1 Mark** vorrätig und wird dort gern zur Ansicht vorgelegt, auf Wunsch auch in's Haus geschickt.

Alle Buch- und Colportagehandlungen, Zeitungsexpeditionen ꝛc. nehmen Bestellungen auf den ersten Band und Abonnements auf den ersten Jahrgang der „Hand- und Hausbibliothek" entgegen.

Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung unter Kreuzband direkt und **franko** gegen vorherige Einsendung von **M. 1. 25 Pf.** per Band.

Stuttgart, im Mai 1881.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

7. Lieferung.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Die Erde und ihr organisches Leben

Ein geographisches Hausbuch

von

Dr. Klein und **Dr. Thomé.**

Mit 50 großen Bildern, vielen kleinen Illustrationen und Karten ꝛc. ꝛc

ca. 50 Lieferungen à 50 Pfg.

Ankündigung. Nichts gibt es, das für den Gebildeten wichtiger, für den d
den Menschen interessanter wäre, als die Kenntniß der Erde, ihre Oberflächengestal
und dessen was auf ihr lebt und webt. Der große Beifall, welchen geographische S
derungen seit
fanden, beso
aber der
heure Erfolg,
cher Hellwa
Werke „Die
und ihre
ker" zu
wurde, ist
Zeugniß für
Interesse, w
das Publiku
diesen Ar
auf dem G
der Erdkunde
gegenbringt.

Gibraltar.

rend nun das eben genannte Werk vor
weise das Topographische zum Mittel
seiner Darstellung macht, blieb jene Se
Erdkunde, die Schilderung des
körpers nach seinen physischen Zustä
und seiner Pflanzen- und Thierwelt,
anderen Werke aufbehalten, welches nun
vor das Publikum tritt. Das Werk, dessen Ausarbei
den berufenen Händen der durch wissenschaftliche U
suchungen wie durch populäre Darstellungen in den
sten Kreisen bekannten Herren Dr. Klein und Dr. Th
anvertraut wurde, wird nicht verfehlen, durch Inhalt
Ausstattung eine gleich hervorragende Stellung einzune

Es ist schwer, in kurzen Worten eine auch nur
tige Vorstellung des überaus reichen und fesselnden
halts dieses Werkes zu geben. Die Verfasser führe
Leser in die Tiefen der Erde und des Meeres, w
die höchsten Regionen des Luftoceans, überall dasjenige darstellend und erläuternd,
alle Wissenschaften der Neuzeit hier erforschten. Der Ursprung der Gebirge, die Bild
weise der Flachländer, der Thäler, der Flüsse, die Entstehung der Gewitter und Nordlichter, die Entwicklung und Verbreitung der Thiere und Pflanzen, und zahlloses Andere wird in fesselnder, allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise dargestellt. An diesem Orte müssen wir uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß an der Hand unseres Werkes der denkende Mensch das große Buch der Natur, das aufgeschlagen vor seinen Blicken

Gletschertisch.

Coroadoindianer in Brasilien.

Keulen und Speere der Vitiinsulaner; mit Zuckerrohr und Zweigen des Brotfruchtbaumes (Artocarpus incisa).

welche der Liku bedeckt. (Fiji and the Fijians. London 1858. 8°. Bd. I, S. 160.) An Waffen giebt es: Speere, entweder aus einem Stück Holz, jedoch ohne Doppelwiderhaken, oder solche, die an vier Holzspitzen um den Schaft mittelst Kokosfasergeflecht befestigt sind; Wurfkeulen („Ulo"), morgensternartige und gewehrkolbenähnliche Schlagkeulen, für welch letztere vermutlich die Musketen von Spaniern, die im sechzehnten Jahrhundert den Stillen Ozean besuchten, als Muster gedient haben; endlich Bogen und Pfeil, letzterer aber bloß mit einfachen Holzspitzen oder auch mit vier solchen, die divergierend sind, um zur Jagd auf fliegende Hunde (Pteropus) zu dienen. Die Anfertigung irdener Geschirre geschieht mit solchem Geschick und einem Grad von Sauberkeit, wie sie von keiner zweiten Gruppe Melanesiens bekannt sind.

Pritchard stellt — allerdings mit Unrecht — die geistige Entwicklung der Viti höher als die der Tonganer, jedenfalls sind jene in Verfertigung von Gerätschaften geschickter als ihre polynesischen Nachbarn, auch überraschen sie durch ihre große geistige und gemütliche Begabung. In Bezug auf Intelligenz scheinen sie Dr. Buchner nicht tiefer zu stehen als unsere Bauern, in Bezug auf Anmut der Erscheinung und des Benehmens meist höher. Ihr gutmütiges, freundliches, heiteres Wesen muß jeden gewinnen, der über das Vorurteil der Hautfarbe erhaben ist. Im ganzen schienen ihm diese nackten Insulaner die glücklichsten Menschen zu sein, die man sich denken kann. Die Missionäre haben es noch nicht vermocht, ihnen ihre natürliche kindliche Heiterkeit zu rauben, und es ist erfreulich, daß auch in Bezug auf ihre ursprüngliche einfache Tracht die Christianisierung nicht viel geändert hat — erfreulich, weil europäische Kleider sie nur verweichlichen dürften, da sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen. Sie würden sie wahrscheinlich nur während des Tages anziehen, um in der Sonnen-

hitze damit Staat zu machen, bei Nacht aber die kostbaren Gegenstände zur Schonung sorgfältig einpacken und sich nackt auf ihre alten Matten legen, wie Buchner mehrfach selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

In vorchristlicher Zeit trugen die Männer, nach Papuaart, ihr starkes und langes, krauses Haar in die Höhe und Breite zu ausgezupft mächtigen Perücken, geeignet, die Wucht von Keulenschlägen abzuschwächen. Bis zum zehnten Jahr und oft noch länger giengen die Kinder beiderlei Geschlechts nackt. Um diese Zeit wurde bei den Knaben, welche bis dahin als unrein galten, die Circumcision vorgenommen. Später schlangen sie um die Lenden aus einem schmalen Stück Basttuch, dessen nun dem eingeführten Kattun immer mehr weichende Erzeugung Williams genau geschildert hat (Fiji and the Fijians, Bd. I, S. 65—66), den sogenannten „Malo". Die Weiber schoren sich auch damals schon die Haare kurz und banden um die Hüften den „Liku", einen 50—80 cm langen Rock aus schmalen Schilfblättern, angereiht an einem Strick aus Kokosnußfasern. Diese vorchristliche Tracht soll noch auf Viti-Levu bei den wenigen noch nicht unterworfenen Stämmen herrschen. Ueberall, wo die Missionäre gebieten, scheren sich jetzt beide Geschlechter die Haare kurz und beide tragen den „Sulu", ein 2 m langes Stück Baumwollenzeug um die Hüften geschlungen. Den Frauenzimmern haben die Missionäre außerdem noch ein kurzes, bis zum Nabel reichendes Busenhemdchen („Pinnefore") aufoktroyiert, womit sie aber gewöhnlich nur in der Kirche paradieren. Sie scheinen nicht viel davon zu halten, und die Bedeutung der züchtigen Gewandung scheint ihnen noch unklar zu sein, denn außerhalb der Kirche tragen sie dieselben fast immer aus den lästigen Aermeln herausgeschlüpft über die Schultern zurückgeworfen. Zum Fischen ziehen die Weiber noch immer den altmodischen Liku an, weil dieser in der Nässe bequemer ist als der anklebende Sulu. Obgleich fast ganz nackt, haben die Viti doch ein gewisses Schamgefühl, denn sie halten es nach Charles Wilkes für äußerst unschicklich, den ganzen Körper zu zeigen. (Ausland 1848, S. 346.) An den wenigen Ausnahmen von der allgemeinen Nacktheit konnte Dr. Buchner verschiedene Grade europäischer Bekleidung würdigen bis zu den höchsten hinauf, der im Vorhandensein eines Hutes und einer Hose gipfelte. Nur Stiefel waren an keinem der Insulaner zu entdecken.

Die Wohnungen sind der Form nach sehr mannigfaltig, meist aber niedrige, länglich viereckige Hütten aus Laubwerk, Palmblättern oder Schilfrohr, welche Materialien in verschiedenen Mustern über ein festes Pfahlwerk aus Holz gebunden werden. Williams bestätigt die Aeußerung des Dr. Pickering (The Races of man, S. 153), daß von allen sogenannten wilden Völkern die Viti den größten Geschmack zeigen und ihre Baukunst keine geringe Entwicklung erreicht hat. (Fiji and the Fijians, Bd. I, S. 85.) Charakteristisch für die alte echte Bauart sind die beiden Enden des Giebelbaumes, indem sie, aus schwarz gekohlten, nach außen konisch verdickten Baumfarnstämmen bestehend, von den Kanten des Daches 1 m weit hervorragen. Die Thüren sind so niedrig, daß man nur hineinkriechen kann, und gegen die Schweine, die frei in den Dörfern herumlaufen, mit einem Vorbau kurzer Palissaden geschützt. Der Boden im Innern ist mit Matten belegt, die mit Farnkraut unterpolstert sind, so daß man sehr weich darauf liegt. Er wird äußerst reinlich gehalten. Darauf zu spucken wäre ein grober Verstoß. Wer ausspucken will, muß den nächsten Zipfel einer Matte aufheben und darunter auf das Farnkraut spucken. Dies gilt natürlich nur bei den Vornehmen, arme Leute sind weniger skrupulös. Ein Bett hat der Viti nicht. Er schläft auf weichem Mattenboden, neben ihm brennt ein kleines Feuer an der Wand, welches er von Zeit zu Zeit mit einem Fächer anwedelt, als Kopfkissen dient ihm, nach polynesischer Sitte, die wir hier zuerst häufiger antreffen, vereinzelt aber auch auf den Neuhebriden und der Salomongruppe, ein Stück Bamburohr der verschiedensten Form, das an beiden Enden auf je zwei Füßchen ruht. So liegt er nackt und meist ohne Decke da, höchstens daß er vielleicht die unter ihm befindliche steife Matte aufbiegt und halb um sich rollt, häufig seinen Schlaf unterbrechend, um das Feuer neben sich anzufachen. Die Nächte sind manchmal sehr kühl, und man hört dann die nackten Menschen beständig husten. Bei den Aermeren ist in der Hütte gewöhnlich noch ein größerer Feuerplatz in einer Ecke, zum Kochen bestimmt. Hier liegen horizontal zwei große und schwere Töpfe, deren Form ganz genau dem Nest der Töpferbiene nachgeahmt, aber zu dem Durchmesser von $^1/_2$ m vergrößert ist. In diese Töpfe wird nun alles zusammen hineingeschoben und gegossen, was gekocht werden soll, und die enge Oeffnung mit einem Stöpsel aus zusammengebundenen Cordylineblättern verstopft. In jeder Hütte findet man hohle

Digitized by Google

Kokosnüsse als Wassergefäße an der Wand hängen. In einem der Löcher am stumpfen Ende der Nuß ist eine Schnur durch einen Pflock festgeklemmt, an jeder Schnur baumeln auf diese Weise zwei Nüsse, so daß sie bequem paarweise um den Nacken gehängt werden können, wenn die Weiber ausgehen, um im nächsten Bach Wasser zu holen. Die beiden andern Löcher sind durch kleine Keile von zusammengerollten Blättern verschlossen. Aus diesen Gefäßen zu trinken, ist nicht ganz leicht. Man muß sich das Wasser aus einer gewissen Entfernung in den Mund gießen. Die Lippen an die Oeffnungen zu legen, gilt für sehr unanständig. Das Mobiliar einer Vitihütte ist somit von klassischer Einfachheit. Die unterpolsterten Matten, einige Bambukopfkissen, eine oder zwei Feuerstellen, einige Fächer, die zwei Kochtöpfe und etwa sechs paar Kokosnußwassergefäße, mehr braucht eine Vitifamilie nicht in ihrem Daheim und zu ihrem Glück. Eine spezifische Vitieinrichtung, die indes immer mehr und mehr verschwindet, ist das „Bure-bure". Eigentlich bezeichnete man mit diesem Namen den alten Tempel der Viti vor ihrem Uebertritt zum Christentum. Heutzutage jedoch versteht man unter Bure-bure oder „Bure ni ja" eine auf gemeinschaftliche Kosten der Bewohner eines Dorfes erbaute, etwas größere Hütte, welche die Bestimmung hat, den durchreisenden Fremden oder Gästen als Unterkunft, aber auch als Klubhäuser und Schlafplätze für die männliche Bevölkerung zu dienen.

Die Nahrung der Viti ist eine vorzugsweise vegetabilische. Taro und Yams, Kumala, Bananen und Brotfrüchte liefern die Hauptgerichte. An Kokosnüssen ist kein Mangel, aber sie sind von den Missionären „tambu" erklärt, und fast vor jedem Kokospalmenhain stecken drei oder vier lange Stangen in der Erde, an deren Spitzen Strohbüschel hängen, das Zeichen des „Tambu", was dem „Tabu" der Polynesier entspricht. Die christlichen Sendboten schämen sich nicht, des heidnischen Gebotes sich zu bedienen. Denn in Kokosnüssen haben die Eingeborenen ihren Zehnt an die Missionäre und ihre Steuer an die englische Regierung zu zahlen. Der Botaniker Berthold Seemann, der 1860 und 1861 die Vitiinseln in offiziellem Auftrage bereiste und ein interessantes Buch darüber schrieb (Viti: or an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands in the years 1860—1861. London 1862. 8°.), sagt, daß Yams die Hauptnahrung sei. Auf Kandavu scheint indes Taro überwiegend gebaut zu werden. Taro, Yams, Kumala, Bananen und Brotfrucht werden gekocht gegessen. Schweine und Hühner sind in jedem Dorfe vorhanden, werden aber nur bei hervorragenden festlichen Gelegenheiten, und dann in um so größeren Quantitäten verzehrt. Fische alle Tage und Schildkröten ziemlich selten liefert die See. An regelmäßige Mahlzeiten scheinen sich die Eingebornen nicht zu binden. Die auf den Riffen erbeuteten Fische werden entweder in Körbchen nach Hause getragen oder sogleich an Ort und Stelle verzehrt. Die Jungen, die mit hinausbummeln, tragen klimmende Holzscheite mit und schwingen sie von Zeit zu Zeit im Kreise, um sie in Brand zu erhalten. Haben sie einen kleinen Fisch, so wird er kurzweg lebendig auf die Glut gehalten, um erst die eine Seite, dann die andere ein bißchen anzuschmoren, in den Mund geschoben und abgebissen. Vor jedem Dorfe am Strande sind an einer tieferen Stelle im Wasser Stangen kreisförmig dicht neben einander in den Grund gesteckt und oben durch Stricke verbunden, Käfige, in die man die Schildkröten einsperrt, bis man sie schlachten will. Die zahlreichen Papageien und Tauben des Waldes tragen nichts zur Küche des Vitiinsulaners bei. Es ist ein großes Glück für die ornithologische Fauna der Inseln, daß jene mit den Gewehren, die sie besitzen, nicht umzugehen verstehen. Teller, Gabeln und Messer hat man für gewöhnlich nicht. Man ißt mit den Fingern beider Hände, die Speisen werden sehr reinlich auf Blättern serviert. Früher bediente man sich für Menschenfleisch besonderer geheiligter Gabeln aus Holz.

Die Adeligen und Vornehmen der Viti waren früher die schlimmsten Kannibalen der Erde. „Indes, ich glaube nicht," sagt Dr. Buchner, „daß man alles für wahr zu halten braucht, was von den Missionären hierüber berichtet wird, von den Missionären, denen daran gelegen sein mußte, die Heiden möglichst schwarz und damit den Glorienschein ihrer Bekehrung möglichst strahlend zu machen. Ich vermag auch durchaus nicht, vor dem Kannibalismus ebenso entsetzt die Augen zu verdrehen, wie dies für manche zum guten Ton zu gehören scheint, wenn ich an die Rechtsgebräuche unserer biederen Vorfahren denke. Dennoch kann niemand leugnen, daß die Zustände der Viti in der vorchristlichen Zeit gräßlich genug waren. Es wird mit allem Anschein der Glaubwürdigkeit erzählt, daß ein Mann einmal seine Frau, mit der er in Eintracht lebte, lebendig in den Ofen schob, kochte und fraß, bloß um den Ruf eines fürchterlichen Menschen, eines ‚verfluchten Kerls', zu erlangen." Diese letztere Thatsache meldet

Digitized by Google

Williams (Fiji and the Fijians, Bd I, S. 210), welcher von dem früheren Kannibalismus der Viti ein schaudervolles Gemälde entwirft. Noch 1851 wurden nicht weniger als fünfzig Leichen oder „Bakolo" auf einmal in Namena gebraten. Uebrigens ist der Viti nicht wählerisch; jung und alt, Mann und Frau, alles ist Bakolo; nur werden Herz, Schenkel und Oberarm als die größten Leckerbissen betrachtet. Selbst Gräber waren nicht vor der Lüsternheit sicher, und damit die Greuel völlig erschöpft werden, müssen wir hinzusetzen, daß sich bisweilen auch noch die Folter zur Menschenfresserei gesellte, indem den Opfern Arme oder Beine abgeschlagen und vor ihren Augen gebraten und verzehrt wurden. Uebrigens soll Menschenfleisch so schwer verdaulich sein, daß selbst die gesündesten Magen drei Tage an Ueberladung leiden; auch werden stets dreierlei Arten Gemüse dazu gegessen, um den Magensäften beizuspringen. Von den Bewohnern Wezatas, der ehemaligen Hauptstadt der Inselgruppe, versichert indes W. T. Pritchard, daß sie die Menschenfresserei verabscheuten und Menschenfleisch nur aus Furcht und auf Befehl der Häuptlinge von Bau verzehrten. Auch sieht der nämliche Beobachter — wohl allzu rosig — in der Anthropophagie der Viti weniger die Befriedigung eines widerlichen Hungergelüstes, als vielmehr die Sättigung einer Rache und das Bestreben, Furcht und Schrecken einzuflößen. (Polynesian Reminiscences, S. 371.) Jetzt giebt es in Viti wohl keine Menschenfresserei mehr. Indes ist 1874 der italienische Reisende Giovanni Branchi (Tre mesi alle isole dei Cannibali nell' arcipelago delle Fizi. Florenz 1880. 8°.) an den Ufern des stattlichen Rewaflusses auf Viti-Levu mit halbwilden Stämmen in Berührung gekommen, bei denen weder die frühere einheimische Herrschaft, noch jetzt jene der Engländer oder der Einfluß der Missionäre Zugang gefunden und die daher in ihren alten kriegerischen und anthropophagen Gewohnheiten fortfahren. Es fällt jedoch schwer, die Grenze anzugeben, bis wohin sich diese wilden Stämme erstrecken oder gar deren Kopfzahl mit annähernder Genauigkeit zu bestimmen. Einige schätzen die Cannibal tribes auf 20,000, Andere mit größerer Wahrscheinlichkeit bloß auf 2500 Köpfe.

Ein nie fehlendes Gerät bei Häuptlingen und Vornehmen und auch bei weißen Ansiedlern ist die Kawabowle. Die „Kawa" ist das allen Polynesiern bis auf die Maori eigentümliche und von diesen auch den Viti überlieferte Getränk, welches durch Kauen und Auslaugen der Wurzel einer Pfefferart, Piper methysticum, bereitet wird. Man liest oft, daß dabei ein Gährungsprozeß eine wesentliche Rolle spiele. Dies ist unrichtig. Gährungsvorgänge bedürfen immer einer gewissen Zeit. Die Kawa aber wird sofort getrunken, sowie sie zubereitet ist. Die Viti sagen für Kawa „Yankona". Die Kawagelage, bei denen ein gewisser Trinkcomment herrscht, werden nur von den Vornehmen und gewöhnlich am Abend abgehalten. Auf Viti liegt das Geschäft des Kauens in der Regel Knaben und jungen Männern ob. Die gekauten Bissen werden mit Daumen und Zeigefinger in die große Bowle gelegt, nicht gespieen, wie man oft liest. Dann wird Wasser darauf gegossen und mit einem Stück Bast filtriert, um die holzigen Reste zu entfernen. Sobald dies geschehen, wird die Flüssigkeit, welche aussieht, wie trüber Thee mit Milch und schmeckt wie Seifenwasser mit etwas Tannin, in einer halbierten Kokosnuß kredenzt. Ueber die Wirkungen der Kawa sind noch keine genauen Beobachtungen vorhanden, und alles was darüber behauptet wird, daß Augenentzündungen, Hautkrankheiten, Lähmungen aus ihrem zu häufigen Genuß entstehen sollen, gehört wohl in den Bereich der vielen ethnographischen Fabeln. Die Kawa ist ebensowenig ein berauschendes als ein gegohrenes Getränk, sondern ein reiner Aufguß, wie unser Thee, höchstens vielleicht mit dem Unterschiede, daß der wahrscheinlich geringe Stärkemehlgehalt der Wurzel durch den Speichel in Zucker umgesetzt ist. Auch die weißen Ansiedler trinken oft und gern die Kawa, die sie sich auf dieselbe nach europäischen Begriffen höchst unappetitliche Weise von ihrer braunen Dienerschaft zubereiten lassen. Herr Branchi ist daher zwar nicht im Irrtum, wenn er von der Kawa sagt, daß sie das Erstaunen und den Ekel aller Reisenden errege; denn in der That wissen diese meist wenig Schmeichelhaftes von der Kawa zu berichten, allein die angesiedelten Europäer scheinen anders zu urteilen als die Reisenden. Auch Tabak gehört zu den beliebtesten Genußmitteln der Kinder so gut wie der Erwachsenen. Die Geselligkeit befördert es noch, daß man mit dem Rauchen auch das gegenseitige Absuchen (respektive Verzehren) des Ungeziefers — utile dulci — verknüpft.

Ehen wurden früher ohne jede Mitwirkung der Priester zwischen den Angehörigen verabredet und geschlossen. Alle erwachsenen Männer schlafen aber gemeinsam in einem „Bure", während die Knaben wiederum ein Bure für sich des Nachts benutzen. Die Frauen und Mädchen bewohnen einzelne Hütten, und es wäre der größte Verstoß gegen die Sitte, wenn ein Mann mit seiner Familie unter einem Dache übernachten würde.

Digitized by Google

Erst am Morgen besucht der Mann Frau und Kinder. (Seemann, Viti, S. 110.) Sonstige Begegnungen aber finden immer nur verstohlen im Walde statt. So will es die alte Vitisitte, die jetzt, nach Einführung des Christentums, allerdings nur noch beim alten Adel zu beobachten ist. Drei bis vier Jahre nach der Geburt eines Kindes bleiben Mann und Frau sich völlig fremd, damit die Mutter Zeit hat, das Kind so lange zu ernähren, eine Sitte, die sich bei dem weit entfernten Volke der Chewsuren im Kaukasus wiederfindet. Wie bei diesen nimmt man, wird jemals ein anderes Kind innerhalb jener herkömmlichen Frist geboren, großen Anstoß daran. Diese Enthaltsamkeit entschuldigte wiederum in sehr beträchtlichem Grade die Vielweiberei, und es ist widersinnig von den Missionären, wenn sie die Polygamie vertilgen, bevor sie die Eingebornen nicht an andere

Doppelpirogue der Vitiinsulaner.

eheliche Sitten gewöhnt haben. (Ausland 1863, S. 173.) Machte doch Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Leonore, die Nichte des Vitikönigs, Herrn Seemann das offene Geständnis: „daß sie sehr gering von ihrem Gemal denken müßte, wenn er sich mit einer Frau begnügen wollte". Förmliche Ehescheidungen waren selten, nach Seemann auch der Ehebruch, auf den Todesstrafe stand. Dagegen schildert Williams die eheliche Treue als schlecht bewahrt, und oft geschah es, daß Häuptlinge die Frauen eines Platzes den Kriegern oder willkommenen Gästen preisgaben, in welchem Falle Widerspruch nicht verstattet war. Vielweiberei gehörte natürlich, wie überall, zu den Begünstigungen der Häuptlinge und Mächtigen. Entfernung des Leibessegens war nach Williams so häufig, daß nur wenige Frauen überhaupt nicht in irgend einer Art Kindsmord begangen hatten, namentlich an Neugebornen weiblichen Geschlechtes. Auch blühte noch zu Seemanns Zeiten zunftmäßige Unzucht; ein neuer Beweis, daß jenes Uebel nicht, wie so oft geschieht, als die Folge einer überfeinerten Kultur betrachtet werden darf. Wenn nach Dr. Buchner die Viti

Digitized by Google

gegenwärtig, im Gegensatze zu den lasciven Polynesiern, im Rufe großer Keuschheit stehen, so scheinen also die Verhältnisse entweder auf Kandavu andere zu sein oder sich in den jüngsten Dezennien sehr gebessert zu haben. Ihr nächtlicher Tanz, das „Meke Meke", den übrigens Branchi wild und unheimlich nennt, hat dem deutschen Reisenden zufolge keine obscöne geschlechtliche Bedeutung, wie jener der meisten andern Südseeinsulaner, sondern nur die reine Freude an rhythmischer Bewegung und an Gesang als Motiv. „In doppelten Reihen," erzählt Dr. Buchner, „tanzten Mädchen und Jünglinge, bis auf das Tuch um die Hüften nackt und mit Blumen- und Blattguirlanden geschmückt, die geschmeidigen Bronzekörper mit Oel gesalbt, um ein Feuer, erst nach rechts und nach links, dann beide in entgegengesetzten Richtungen, traten zwischen einander hindurch und wieder zurück, hoben und senkten die Arme, bogen und wogen die Hüften und klatschten in die Hände. Ein junger Mann saß daneben, vor ihm hockte ein Knabe und hielt ihm ein Stück Bamburohr entgegen, auf welches jener mit zwei Stäbchen den Takt der Musik trommelte, begleitet von dem Gesang aller Anwesenden, Tänzer sowohl als Zuschauer. Der Gesang, allerdings auch nur in wenigen Noten auf- und niedersteigend, war viel melodischer als jener, den ich bei den Maori auf Neuseeland zu hören bekommen hatte. Der Rhythmus bewegte sich in einem fast endlos wiederkehrenden Daktylus (— ‑ ‑), bis plötzlich mit einem kurz ausgestoßenen, rauhen Ton eine Strophe und zugleich eine Tanzfigur schloß. Einer der Tänzer schien Kommando zu geben, indem er zuweilen laut in der Fistel krähte, was ungefähr wie „Tirürü" lautete und worauf sofort eine neue Wendung eintrat. Ich habe niemals etwas Graziöseres gesehen, als die natürliche Anmut in den freien ungezwungenen Bewegungen einiger Mädchen bei jenem Meke Meke. Nicht die leiseste Spur von zweideutigen, anstößigen Gebärden. Nur etwas sah ich, was mich frappierte und der zu herrschen scheinenden Decenz widersprach. Mehrere kleine Jungen stellten sich außerhalb des Reigens paarweise einander gegenüber, umfaßten einander auch wohl und machten Bewegungen zusammen nach dem Takt der Musik, die im höchsten Grade obscön waren und an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Aeltern aber, namentlich die Weiber, lachten und schrieen ausgelassen vor Freude über diese gelungenen Scherze ihrer sechsjährigen Sprößlinge." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 273.) Eine ergötzliche Sitte ist das „Bale Mari". Die Vitileute, wie alle Wilden, schwelgen nämlich in Etikettevorschriften, und unter diesen wird auch verlangt, daß wenn ein Ortshäuptling fällt, die anwesenden Plebejer, um ihm die Verlegenheit zu ersparen, sich gleichzeitig auf den Boden werfen oder das „Bale Mari" verrichten müssen. (Fenton Aylmer, A cruise in the Pacific. London 1860. 8°. I. Bd., S. 240.) So paßt denn selbst für die Vitilande die Horazische Weisheit: Quidquid delirant reges plectuntur Achivi. Höchst eigentümlich ist auch das Recht, welches die Sitte den „Wasu" zugesteht. Wasu nennt man die Schwestersöhne der Häuptlinge. Diese Schwestersöhne genießen nicht bloß Neffenerbrechte, sondern können schon bei Lebzeiten über alle bewegliche Habe ihrer Oheime, ja oft ganzer Gemeinden oder Staaten verfügen.

Nicht gering sind die Kunstfertigkeiten der Viti. Obenan steht die Fabrikation des einheimischen Bastzeuges, des „Masi". Die Frauen verfertigen ferner ganz prächtige Matten, die in der Wirtschaft des Volkes eine wichtige Rolle spielen. Aus überaus zierlichem Flechtwerk werden Fächer hergestellt; auch auf das Korbflechten verstehen sich die Insulaner ganz ausgezeichnet, und sowol bei diesem wie bei der Bereitung von Töpfergeschirr bethätigen sie vollendeten Kunstgeschmack und ein völliges Verständnis für das, was angemessen ist. Das Glasieren geschieht vermittelst des Harzes der Kaurifichte, welches man einreibt, wenn die Töpfe noch warm sind. Die Schiffe der Viti sind mit Segel und Steuerruder lenkbare und gedeckte Doppelkähne, mit einer großen Planke belegt, welche über den Bord hinausreicht. Darin befinden sich die Luken, damit die Schiffer in den Raum gelangen können, und auf derselben steht ein Deckhaus, von welchem herab der Kapitän seine Befehle giebt.

Recht interessant sind Branchis Beobachtungen über die jetzt übliche Eintauschmethode. Zur Zeit, als Branchi jene Gegenden besuchte, befanden sich nämlich die Vitiinsulaner des Innern gerade in dem Uebergangsstadium vom Tauschhandel zum wirklichen

Digitized by Google

Kaufe und Verkaufe. Der Ruf des Geldes war bis zu ihnen gedrungen, und zwar sahen sie dessen Vorteile so gut ein, daß sie es alsbald jeder anderen Tauschware vorzogen: allein die Münzen unter einander wußten sie noch nicht zu unterscheiden, sondern glaubten sich dadurch helfen zu können, daß sie die Münzen neben einander legten und deren Größe verglichen. „So oft ich daher," erzählt Branchi, „einen neuen Gegenstand acquirierte, verglich der Verkäufer zuerst das Silberstück, das ich ihm dafür bot, mit jenen, welche ich bereits seinen Gefährten verabreicht hatte. War es gleich groß, so war er damit zufrieden, ganz unbekümmert um den Wert des von ihm verkauften Gegenstandes; andernfalls wäre er auf den Handel nicht eingegangen. Dieses mir bereits von früheren Anlässen her bekannte System nötigte mich übrigens mitunter, Ungerechtigkeiten solchen Verkäufern gegenüber zu begehen, die mir wertvollere Dinge anboten. Recht gern hätte ich ihnen den wahren Preis dafür bezahlt, allein von jenem Augenblicke an wäre mir kein Gegenstand mehr, selbst nicht der unbedeutendste, für einen geringeren Preis abgelassen worden. Ich mußte daher unwillkürlich einen gleichförmigen Tarif für alle meine Erwerbungen beibehalten. Indes begann die Anzahl der kleinen Münzen, welche ich auf diese Weise verausgabte, das Erstaunen der guten Insulaner in besonderem Maße zu erregen, die sich eine ganz übermäßige Vorstellung von meinem Reichtume machten. Dies kann freilich nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß bis zu meiner Ankunft das einzige im Dorfe vorhandene Silberstück ein dem Missionär gehöriger Shilling war, welchen dieser mir auch sofort mit dem Befragen zeigte, ob ich ihn wirklich für echt halte. Alsbald gab sich in der Versammlung der Wunsch kund, zu erfahren, wie viel solcher Münzen ich besäße. Anfangs zögerte ich, endlich aber ließ ich die mich umringenden Neugierigen etwas zurücktreten und schüttete den Inhalt meiner Börse, etwa 20—25 Shillingstücke, vor mir aus. Nimmer werde ich die in allen Tonarten sich Luft machenden Ausbrüche des Erstaunens und der Bewunderung vergessen, welche der Anblick so großer Schätze den einfältigen Vitiinsulanern entlockte."

Ward früher ein Mann alt und hinfällig, so sorgten ganz so wie auf Neukaledonien die Seinigen dafür, ihn aus der Welt zu schaffen. Furchtbar ehrte man den Hingeschiedenen durch das „Loloku", ein Totenopfer, welches seine Frauen und Freunde betraf. Ihre Leichen wurden die „Streu" für sein Grab genannt. Auch von langwierigen Krankheiten Befallene jeden Alters und Geschlechtes werden nach Herrn Benjuans Versicherung von den nächsten Angehörigen erdrosselt. (Journal of the R. geograph. Soc. London 1862, S. 46.) Mit der Ausbreitung des Christentums, des „Lotu", schwinden natürlich diese alten Heidensitten.

Ein Dorf sieht so ziemlich aus wie das andere. Ueberall dieselben struppigen Hütten, regellos weit herumgestreut und halb hinter Buschwerk versteckt. Den Mittelpunkt bildet die immer etwas höher und sorgfältiger gebaute christliche Kirche, „Hale ni loma" (Haus des Glaubens) geheißen. Meist ist diese mit weißem Kalk beworfen und glänzt dadurch schon von ferne unter den übrigen Hütten des Dorfes hervor. Kommt man näher, so fällt noch ein anderer Schmuck in die Augen, der sie auszeichnet. Die beiden für die Vitibauart charakteristischen konischen Enden der Giebelbäume, welche nach vorne und nach hinten aus der Firste ein Meter herausragen, sind mit festgebundenen Muscheln, dem weißen Ovulum ovum, verziert, oder es hängen Guirlanden dieser Muscheln an Stricken aufgereiht von den Enden herab. Diese Guirlanden waren früher das Wahrzeichen der Häuptlinge. Jetzt dienen sie dazu, die Hoheitsrechte der Kirche auszudrücken. Vor jeder Dorfkirche auf Viti liegen neben dem Eingang die beiden Glocken oder Trommeln, „Lali" geheißen, zwei kurze, backtrogähnlich ausgehöhlte Baumstämme, einer davon größer und mit tieferem Ton, welche, durch Klöppel an den Kanten angeschlagen, dazu dienen, die Gemeinde zum Gottesdienst oder zur Beratschlagung zu versammeln.

Die wesleyanischen Missionäre, die erste Macht in der Südsee, haben ihre Hierarchie aufs beste organisiert. Kein Dorf ist ohne seinen eingebornen Priester, gleichfalls „Lotu" genannt, der täglich ein- bis zweimal, an Sonntagen zwei- bis dreimal den Gottesdienst abzuhalten hat. Nur in Richmond Settlement, an der Westseite der Namalattabucht, befindet sich ein englischer Oberpriester. In allen Dörfern, wo Herr Branchi auftrat, war der Lotu der erste, der, sobald der Ruf „Kai Papalang" (Europäer) durch die Ansiedlung erscholl, vor dem Weißen erschien, um sich ihm mit Namen vorzustellen und seine Dienste anzubieten. In jenen Tagen passierte es Branchi häufig, von seiner Pirogue aus ein lautes „Sayandra" (guten Morgen, wörtlich: du wachst) mit Männern am Ufer wechseln zu müssen, die durch alle möglichen Gebärden sich als Missionäre zu erkennen zu geben beflissen waren. Uebrigens unterscheidet man diese meistens schon an ihrer

Digitized by Google

Tracht, da sie den Sulu anstatt farbig weiß und überdies viel länger tragen als die übrigen Eingebornen. Mitunter kommt es freilich vor, namentlich in Zeiten der Theurung oder wenn sie völlig unter sich sind, daß diese Duodezapostel selbst jenes einzige, wahrlich nicht kostspielige Gewandstück bei Seite lassen und zur seligen Einfalt der früheren Tage zurückkehren. Besonders komisch nahm sich jener Lotu aus, welchen einmal Branchi gerade im Augenblicke überraschte, wo derselbe im Begriffe war, ein Bad im Flusse zu nehmen, dieses aber beim Anblicke des Weißen sofort verließ und, nur darauf bedacht, dem letzteren den heiligen Charakter zu verkünden, welchen er bekleidete, das Ufer entlang dahinlief und aus Leibeskräften schrie, er sei der Missionär des Dorfes, dabei aber völlig darauf vergaß, daß er in der Eile alles, selbst das traditionelle Feigenblatt, zurückgelassen hatte. Wo das Christentum sich solcher Werkzeuge zur Verkündung seiner erhabenen Lehre bedient, kann es kaum Wunder nehmen, wenn die Bekehrungen selber mehr nur äußerliche, scheinbare sind. Gerade der Umstand der Massenbekehrungen ist in solchem Falle verdächtig. Branchi hält dafür, daß, zum mindesten auf der Vitigruppe, der wohlthätige Einfluß der Missionäre bedeutend überschätzt worden sei; was man dort von relativer Civilisierung antreffe, verdanke man lediglich der Berührung des Eingebornen mit dem weißen Manne, gleichviel ob nun dieser Kaufmann oder Missionär sei. Auch spiele bei den Bekehrungen die Politik eine größere Rolle als das religiöse Bedürfniß. So begann der letzte Aufstand gegen die Herrschaft Thakombaus am Rewa mit der Ermordung einiger native teachers und endigte mit der einfachen Rückkehr zum Kannibalismus, vermutlich aus keinem andern Grunde, als weil dieser von der neuen Regierung verboten worden war. Nach Berth. Seemann aber ist die Bekehrung der Südseeinsulaner eine reine Geldfrage. So und so viel Pfund Sterling, so und so viel Christentum. Im übrigen wiederholt sich auch hier das Spiel, daß protestantische und katholische Sendboten sich fortwährend anfeinden und sogar bekriegen.

Neben dem Missionär herrscht in jedem Dorf ein Häuptling, „Tui", und alle Häuptlinge zusammen stehen unter einem Oberhäuptling, welcher von dem englischen Gouverneur zu Levuka offiziell anerkannt ist und ein jährliches Gehalt als Staatsbeamter bezieht. Zur Zeit der Unabhängigkeit war die Nachfolge in der Häuptlingswürde etwas verwickelt; in der Regel schloß der Bruder den Sohn aus, doch gieng stets die Macht vor dem Recht. Zwischen den einzelnen Häuptlingen herrschten fortwährend Fehden, über ihre Untergebenen besaßen sie aber die größte Macht. Das Eigentum an Grund und Boden ist nie persönlich, sondern gehört den Stämmen und Familien; jeder Strich und Zipfel hat seinen Namen, die Grenzen sind genau bekannt und scharf gezogen.

Natürlich weiß man auch schon von gewaltigen Fortschritten in der Civilisation zu melden, welche die Eingebornen unter dem neuen britischen Regime gemacht haben. So finden z. B., wie aus den dortigen Zeitungen hervorgeht, Kulturgegenstände, wie feine Leibwäsche, Parfümerien und Delikatessen einen recht guten Absatz unter den hochgestellten Viti, die ihren englischen Vorbildern in dieser Hinsicht energisch nacheifern. Sie könnten es weit bringen, wenn ihnen die Civilisation nicht gar zu sehr zusetzte und ihre Reihen derart verdünnte, daß man ihr völliges Aussterben befürchten muß. Denn es scheint, daß die Bewohner der Vitiinseln unter äußerst unglücklichen Auspizien in die Reihe der civilisierten Nationen eingeführt worden sind. Eine Masernepidemie ward nämlich durch das englische Kriegsschiff Dido eingeschleppt. Plötzlich brach die Krankheit allenthalben aus, immer von Dysenterie gefolgt, pestartig auftretend. Alle Anstrengungen, ihrer Ausbreitung Einhalt zu thun, waren vergeblich. Auffallenderweise waren es die Häuptlinge, die zuerst der Krankheit zum Opfer fielen. Einer nach dem andern starben sie dahin in stummer Ergebung. So wurde ein Dritteil der Bevölkerung weggerafft. Die Zahlenangaben sind verschieden. Nach den einen betrug die eingeborne Bevölkerung vor dem Ausbruch der Epidemie 150,000, von denen noch etwa 100,000 übrig sein sollen. Nach anderen sind diese Zahlen zu hoch gegriffen. Erst im Sommer

Digitized by Google

ließ die Seuche etwas nach, doch meldeten spätere Berichte von dem Auftreten des Typhus, welcher neue Verheerungen anrichtete. So manifestiert sich denn überall das Verhängnis der Südseebevölkerung: sobald sie mit dem „Segen" der europäischen Kultur in Berührung kommt, ist sie rettungslos dem Tode geweiht.

Die Mischlinge Mikronesiens.

Allgemeines und Körperbeschaffenheit.

Mikronesien, sagt Meinicke, besteht aus drei Archipelen. Der östliche, der Mulgrave-Archipel, zerfällt wieder in zwei Abteilungen, welche die Geographen die Gilbert- oder Kingsmill- und die Marshall-Inseln nennen; letztere zerfallen dann noch wieder in zwei von den Eingebornen je als ein ganzes angesehene und besonders benannte Ketten: Ratak im Osten und Ralik im Westen. Darauf folgt im Westen der große Archipel der Karolinen und nördlich von diesem jener der Ladronen oder Marianen, an den sich nördlicher noch eine Zahl von kleinen Inseln und Gruppen anreiht, von denen die bedeutendste die Gruppe der 1876 von Japan in Besitz genommenen Boninінseln; sie werden auf manchen Karten mit dem Namen der Magelhaesinseln und des Anson-archipels bezeichnet. Nach Gerland zerfallen die Bewohner dieser Eilande in zwei große Stämme: in einen östlichen, welcher die Karolinen-, Marshall- und Gilbertinseln umfaßt und einen westlichen, von den Marianen gebildet. Letzterer ist höher entwickelt als ersterer, woran außer der natürlichen Bodenbeschaffenheit seiner Wohnsitze auch die Nähe der Philippinen, vielleicht selbst spätere Einwanderung Anteil hat. Dies stimmt mit dem von Dr. Krause auf kraniometrischem Wege gefundenen Resultat überein. Beide Stämme sind in Sitten und Glauben vollkommen ähnlich und harmonieren darin zumeist mit den Polynesiern; es liegt somit kein Grund vor, die Mikronesier, wie oft geschieht, als ein besonderes Volk zu betrachten, sondern es handelt sich auch hier um eine von Polynesiern und Papua gemischte Bevölkerung, in welcher jedoch das polynesische Blut die Oberhand besitzt.

Reiner Mikronesiertypus.

Nur aus dem Gilbert- und dem Karolinenarchipel ist genügendes Material vorhanden, um daraus kraniometrische Ergebnisse von Wert abzuleiten. Nach Dr. Krause beträgt die Schädelkapazität auf den

Digitized by Google

	im Mittel	Männer	Weiber
	ccm	ccm	ccm
Gilbertinseln	1320 (1520—1070)	1352,5	1236,6
Karolinen	1304,9 (1480—1080)	1312,8	1261

Die Indices berechnet der genannte Gelehrte für die

	Längenbreitenindex	Längenhöhenindex	Breitenhöhenindex
Gilbertinseln	73,8	77,7	104,5
Karolinen	75,3	78,2	103,8

Auf den Gilbertinseln macht sich häufig eine Abweichung von der papuanischen Kopf- und Gesichtsform bemerkbar, und es kündigt sich hier das Eindringen eines fremden Typus in die rein papuanische Bevölkerung an, der von jetzt ab immer deutlicher zu Tage tritt. Von Osten nach Westen nimmt nämlich der Längenbreitenindex zu und zeigt sich immer mehr der Einfluß einer breitschädeligen Bevölkerung, wie sie eben das südöstliche Asien besitzt. Es ist eine ähnliche Erscheinung, wie auf den Viti, nur verläuft sie hier umgekehrt: am meisten dolichokephal sind die Bewohner von Ponapé, der am weitesten gegen Osten gelegenen Karolineninsel. Die in der Mitte des Archipels befindliche Gruppe Ruk (Hogoleu) hat bereits die Dolichokephalie verlassen und besitzt eine mesokephale Bevölkerung. Die ganz westlich gelegenen Inseln Yap und Palau zeigen bereits eine ausgesprochen brachykephale Einwohnerschaft. (Schmeltz und Krause, Die ethnogr.-anthrop. Abteil. d. Mus. Godeffroy, S. 557—559.) Auf Yap schwankt nach Miklucho-Maclay der Breitenindex bei Männern zwischen 74,3—81,7, bei Weibern zwischen 73,7—84,3. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 103.) Diesen Verhältnissen entsprechen auch die sonstigen ethnographischen Momente. Auf den Gilbertinseln im Osten, die den Papua noch so nahe stehen, verrät sich in vielen Dingen eine gewisse Summe des den Papua eigenen künstlerischen Sinnes, während auf den Karolinen der malayische Einfluß sich auch wieder in der Anfertigung der Waffen, Geräte und Bekleidungen in auffallender Weise dokumentiert.

Unter den Bewohnern Mikronesiens zeichneten sich die Chamorro, wie die Spanier die alten Eingebornen der Ladronen oder Marianen nannten, besonders die Männer und unter diesen wieder die Vornehmen, durch hohen, vollen Körperbau, starke Gliedmaßen, langes, glattes, schwarzes Haar und ausdrucksvolle Gesichtszüge mit wenig schiefstehenden Augen, mäßig hoher Nase und etwas dicken Lippen aus. Die Hautfarbe der mit den Karoliniern, in manchen Beziehungen auch mit den Tagalen Luzons verwandten Chamorro war hellbraun oder olivenfarbig. Jetzt hat sich das geändert. Bei der reißend schnellen Abnahme der Chamorro ordnete nämlich die spanische Regierung seit 1741 die Einführung von Tagalen an, welche sich mit den alten Eingebornen so vermischten, daß man sie kaum von ihnen unterscheiden kann. In Rota haben sich die Chamorro noch am reinsten und eigentümlichsten erhalten; die jetzige Mischbevölkerung ist eher klein, die Männer zwar nicht häßlich, doch an den untern Gliedern etwas zu kurz; die Frauen dagegen nichts weniger als schön. Die Hautfarbe ist dunkel, die Augen sind kleiner, der Mund breiter, die Backenknochen hervortretender als bei den Polynesiern.

Bei den Karoliniern ist die körperliche Bildung nicht unvorteilhaft. Sie sind durchgehends gut und stark gebaut, wenn auch nur von mittlerer Größe. Auf Ponapé sowie auf allen übrigen niedrigen Inseln beobachtete indes Dr. Finsch eine auffallende Weich- und Schlappheit der Muskelpartien, welche wahrscheinlich von der vorherrschend vegetabilischen Nahrung und der allgemeinen Faulheit herrührt. Die Leute auf Ponapé bezeichnet er eher als häßlich, doch sind sie manchmal selbst schön, besonders einzelne Frauen und Mädchen. Sie zeichnen sich durch große, schwarze, schöne Augen aus, die

tized by Google

Fröhlichkeit und Sinnlichkeit verraten; diese Augen sind von feinen langen Wimpern dicht beschattet und erhalten durch schön geformte schwarze, dichte Brauen erhöhten Reiz. Die Hautfarbe ist ein dunkles, in das Kupferbraune übergehendes Gelb, auf den westlichen Inseln erscheint sie noch dunkler. Das Haar ist stets schwarz, lang und glatt, nicht selten auch mit einer Neigung zum Krausen und Lockigen, der Bart gewöhnlich nicht stark. Die angenehmen Gesichtszüge zeugen ebenso wohl von Gutherzigkeit als von Geist; die schwarzen, lebhaften Augen stehen häufig leicht schräg; die hohe Stirn ist oft nur schmal, die Nase etwas platt, die Backenknochen ein wenig vorspringend, der Mund groß, mit nicht sehr dicken Lippen, der Gliederbau symmetrisch, doch die Beine etwas verkürzt. So schildert sie Meinicke. Auf der Insel Yap oder Guap, einer der westlichsten in der östlichen Gruppe dieses Archipels, zugleich vielleicht die am genauesten durchforschte aller Karolinen, fand jedoch Miklucho-Maclay den Wuchs bei Männern zwischen 1500—1690, bei Weibern zwischen 1360—1485 mm schwankend; das Haar ist selten straff, meist in verschiedenem Grade lockig. Bei einzelnen männlichen Individuen zeigt sich eine bedeutende Behaarung des Körpers, nicht selten sogar der ganzen Stirn, welche der russische Forscher auch an drei Mädchen beobachtete. Bei Mädchen von 15—20 Jahren, die noch nicht geboren hatten, fand er eine sonderbare Form der Brüste, mit eingeschnürtem areolaren Teil, welche er bei Papuamädchen von Neuguinea, sowie bei jungen Polynesierinnen auf Samoa ebenfalls antraf. An Neugebornen wird während der ersten Monate das Zerquetschen der Nase vorgenommen, welche Operation „Andoweck" heißt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 103—105.) Nach Miklucho-Maclay stehen die Yapinsulaner keineswegs etwa isoliert da, sondern sind von der westlichsten Gruppe der Karolinen, den sogenannten Palau- (nach englischer Schreibweise Pelew-) Inseln und überhaupt von den Westmikronesiern nicht zu trennen. Auf den Palauinseln ist nun nach Professor Carl Sempers Versicherung in den Gesichtszügen der dunkelkupferfarbigen Eingebornen unverkennbar der Papuatypus ausgeprägt. Schon auf dem Eilande Peleliu fiel ihm ein kleiner Mann mit ausgesprochen jüdischen Zügen auf, welche, wie wir wissen, von allen Reisenden an den echten Papua, niemals aber an Stämmen rein malayischer Herkunft beobachtet worden sind. Daß aber die Palau außer Papuablut auch malayisches in den Adern haben, beweist das breitknochige, fast viereckige Gesicht mit den stark hervortretenden Backenknochen und den äußerst kleinen Augen. (C. Semper, Die Palau-Inseln im Stillen Ozean, Reiseerlebnisse. Leipzig 1873. 8°. S. 32—34.) Der Breitenindex schwankt zwischen 71,4—83,5 bei Männern und 75—81,6 bei Weibern, der Wuchs zwischen 1520 bis 1770, beziehungsweise 1450—1590 mm. Das Haar ist auch hier vorherrschend lockig, die Nase so flach, daß man nicht selten auf dem breiten Rücken derselben Längsfalten bemerkt.

Im Mulgravearchipel haben die Menschen in körperlicher Hinsicht zwar die meiste Aehnlichkeit mit den Bewohnern der östlichen Karolinen; aber ihre Hautfarbe, ein dunkles Kupferbraun, ist dunkler als bei diesen; auch ändert sich mit der Annäherung an Polynesien der Typus und zwar bestehen zwischen den verschiedenen Inseln selbst merkliche Verschiedenheiten. Auf den Marshallinseln scheinen die Eingeborenen früher ein größerer, stärkerer Menschenschlag gewesen zu sein und sind es heute noch auf den mehr nördlich gelegenen Inseln, welche weniger von Fremden besucht werden und mehr Nahrungsmittel produzieren. Die Häuptlinge und Könige sind nach Franz Hernsheim (Beitrag zur Sprache der Marshallinseln. Leipzig 1880. 8°. S. 34) auch jetzt noch durchwegs große wohlgebaute Gestalten mit intelligenten, angenehmen Zügen, hoher, wenn auch stark zurückfliehender, an den Schläfen eingedrückter Stirne, gut geformter, nicht sehr platter Nase, proportioniertem, hie und da sogar schön gebildetem Munde und ausgezeichneten weißen Zähnen. Die große Mehrzahl der Eingebornen jedoch sind kleine schmächtige, schwache, früh alternde Menschen; die Weiber, mit mehr rundem Gesichte, noch kleiner und verkümmerter, mit dünnen fleischlosen Händen und verwelkend, ehe sie zur vollen Blüte kommen. Die Hautfarbe, ein schmutziges Braun, variiert von Gelb- bis Schwarzbraun; die Haare sind schwarz, grob, glatt oder nur wenig gekräuselt; dieselben trug man früher allgemein lang und in der Weise, daß auf dem Wirbel des Kopfes ein Knoten geschlungen wurde, bis die Missionäre diese unchristliche Tracht aus ihrem Bereiche nach den nördlicheren Inseln verdrängten. Der Bartwuchs ist im allgemeinen spärlich und gedeiht auf den Wangen fast gar nicht. Im allgemeinen stimmt damit die Charakteristik überein, welche Dr. Benda von den Einwohnern der Marshallinsel Jaluit entwirft. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 111.) Die Gilbertinsulaner sind von mittlerer Größe und hager, doch wohlgestaltet; die Weiber, im Verhältnis noch kleiner, erfreuen sich angenehmer Gesichtsbildung und zarten Gliederbaues. Meinicke sagt von ihnen: „Die Frauen, schön

Digitized by Google

und zart, haben langes schwarzes oft lockiges Haar, regelmäßige von Geist und Frohsinn zeugende Gesichtszüge mit gut entwickelter Stirn, lebhaften dunklen Augen, etwas vorspringenden Backenknochen und verbreiterter Nase, weißen, durch das Kauen der Pandanusfrucht oft verdorbenen Zähnen." (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 333.)

In der ganzen Südsee lassen sich, gewiß zum Mißbehagen aller demokratischen Gleichheitsapostel, die Aristokraten von den Plebejern äußerlich schon durch ihren höheren und kräftigeren Wuchs unterscheiden, wie auch ihre geistigen Fähigkeiten durchschnittlich entwickelter sind. Sie beobachten aber strenge den Grundsatz: Noblesse oblige und suchen es dem Volke in allen Stücken vorauszuthun. Sie haben durchschnittlich so auffallend schöne Gesichtszüge, daß frühere Reisende in ihnen eine besondere Rasse haben erkennen wollen. (Seemann, Viti, S. 79.) Eine unangenehme Beigabe dagegen ist der allen Mikronesiern eigentümliche Geruch, welcher teilweise von dem ranzigen Oele, womit sie Körper und namentlich Kopfhaar einreiben, teilweise aber auch von der Hautausdünstung herrührt. (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 305.) Bei dieser Gelegenheit sei der in der ganzen Südsee bei den Völkern sowohl papuanischer als polynesischer Abkunft und auch anderwärts herrschenden seltsamen Sitte der Begrüßung durch Aneinanderreiben der Nasen gedacht, in welcher wohl mit Recht eine der letzten Spuren aus der tierischen Urzeit des Menschen zu erblicken ist. Denn es ist festgestellt, daß diese Sitte keineswegs, wie man allgemein annimmt, auf einer bloßen Ceremonie beruht, sondern der Gruß besteht eben darin, daß zwei Wesen, die sich begegnen, einander beriechen, beschnüffeln, gerade wie zwei Affen thun. Wie Dumont d'Urville ermittelte, handelt es sich darum, den sanft ausgehauchten Atem des Einen mit dem des Andern zu verschmelzen und in sich aufzunehmen. Das Wort, womit jene Völker den Akt des Grußes bezeichnen, bedeutet auch riechen, wittern, und das Nämliche ist, wie Wilhelm von Humboldt in seinem Werke „Ueber die Kawisprache" ausführt, bei allen primitiven Völkern der Fall.

Krankheiten sollen unter den Bewohnern Mikronesiens in alten Zeiten nicht häufig gewesen sein; jetzt sind sie es desto mehr. Auf den Ladronen ist vor allem Aussatz in verschiedenen Formen erstaunlich verbreitet, auf den Karolinen Dysenterie, Rheumatismus und Fieber; hier herrscht auch die unter den Viti ebenfalls vorkommende schreckliche Elefantiasis, ein schuppiger Ausschlag, der aber, wie uns B. Seemann zuerst belehrte, nur auf niedere und feuchte Thäler beschränkt ist und für den der davon befallene Europäer bloß ein untrügliches Gegenmittel besitzt, nämlich schleunige Entfernung in kältere Erdgürtel. Diese Hautkrankheiten breiten sich von Hals, Schultern und Armen mehr oder minder zuweilen über den ganzen Körper aus, und die Grenzen der Veränderung treten zugleich durch Verschiedenheit der Färbung sehr stark hervor. Diese Schuppenkrankheit und den sogenannten „Ringwurm" beobachtete Dr. Finsch weit häufiger bei Männern als bei Frauen. Der Verkehr mit Europäern hat dann noch andere Krankheiten den Insulanern zugeführt, besonders Influenza, Masern, Pocken, welche seit 1779 eingeschleppt zu Zeiten entsetzliche Verheerungen anrichten, und die Lustseuche, welche jedoch nicht stark um sich gegriffen hat. Beiläufig bemerkt, giebt

Digitized by Google

es für dieſe Erſcheinungen wohl keine andere Erklärung, als daß die natürliche Zuchtwahl die Bewohner beſtimmter Länder gegen die in ihnen herrſchenden Infektionskrankheiten feſtigt, während Fremde, in deren Heimat die betreffenden Krankheiten ſeltener ſind, denſelben ſofort unterliegen. Nur ſo kann man ſich die wiederholt beobachtete Thatſache erklären, daß die Landung von Schiffen mit anſcheinend geſunder Mannſchaft wiederholt bei Naturvölkern verheerende, denſelben unbekannte Infektionskrankheiten erzeugte. (Kosmos, Bd. VIII, S. 399.)

Junger Krieger von den Marianeninſeln.

Charakter und Bildung.

Der Charakter der mikroneſiſchen Miſchlinge wird im allgemeinen nicht ungünſtig, ja teilweiſe, z. B. auf den Karolinen, als in hohem Grade günſtig geſchildert, und zweifelsohne ſind ſie einer der gutmütigſten und friedfertigſten Volksſtämme im großen Ozean. An Freundlichkeit und Gefälligkeit ſtehen ſie den Polyneſiern nicht nach, ſie übertreffen ſie noch an Sanftmut und Gutartigkeit, doch verhalten ſich nicht alle Inſulaner gleich. So ſchildert Wilkes die Bewohner der Gilbertgruppe ſogar als tückiſch und äußerſt gefährlich, ja nach Wood ſtehen ſie an Wildheit am tiefſten unter den Mikroneſiern, daher denn auch in der That mancher Fremde den Tod von ihren Händen findet. So hat erſt 1878 auf Apamama, einer der Aequatorinſeln im Gilbertarchipel, auf Befehl des Häuptlings ein Maſſakre ſämtlicher Fremden ſtattgefunden. (Allgem.

Zeitg. vom 13. Oktober und 27. November 1878.) Obzwar mutig und tapfer, sind die Mikronesier im allgemeinen doch nicht sehr kriegslustig, am meisten noch die unruhigen Gilbertinsulaner und jene, welche die hohen Inseln bewohnen. Aber auch dort artet der Krieg selten in Unmenschlichkeit aus, eigentlicher Kannibalismus ist ihnen nicht vorzuwerfen; wenn die Gilbertleute manchmal von den Leichen erschlagener Feinde ein Stück Fleisch genießen, so geschieht es mehr aus Rache. Den Palau wurden allerdings starke anthropophage Gelüste nachgesagt, doch schweigt Karl Semper über diesen Punkt, und im allgemeinen kann man keine Beispiele von Anthropophagie in Mikronesien beibringen. (Richard Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie. Leipzig 1874. 8°. S. 61.) Frohsinn und Heiterkeit, aber auch Trägheit sind weitere Charakterzüge dieser Menschen, denen es übrigens an einer gewissen Schlauheit, gepaart mit hoch entwickelten geistigen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, durchaus nicht fehlt. Unter sich ehrlich, lassen sie diese Eigenschaft im Verkehre mit Europäern öfters vermissen und die Ladronen haben ihren Namen (Diebsinseln) von den Erfahrungen, welche die ersten Entdecker mit den Insulanern machten und worüber der vizentinische Patrizier und Rhodusritter Antonio Pigafetta, der Reisebegleiter Magelhaës', umständlich berichtet. (Lord Stanley of Alderley, The first voyage round the world by Magellan. London 1874. 8°. S. 68.) Auch den Mulgraveinsulanern ist die Lust am Stehlen eigen, besonders im Gilbertarchipel; im allgemeinen bewährt sich der Erfahrungssatz des alten Kapitän Cook: daß alle hellfarbigen Südseeinsulaner an Diebsgelüsten leiden, die dunkelfarbigen aber nicht. Eine rühmliche Ausnahme machen die Karolinier, bei welchen auch die Zuchtlosigkeit außer auf einigen hohen Eilanden so wenig vorhanden ist, daß in manchen Inseln die Frauen sogar mit ängstlicher Sorgfalt vor den Fremden gehütet werden; auch unter den Gilbertinseln fallen bloß einige durch Schamlosigkeit auf; auf den Ladronen dagegen ist die Unsittlichkeit auf außerordentliche Höhe gestiegen. Ob dies lediglich dem Einflusse der Europäer zuzuschreiben, wie Meinicke fast vermutet, läßt sich wohl nicht sicher entscheiden; ihm zufolge wäre es auch gewiß, daß die Bewohner Mikronesiens in früheren Zeiten auf einer viel höheren Stufe der Bildung standen als jetzt. In der That sprechen dafür verschiedene Anzeichen, wie z. B. die rätselhaften Ruinen der Karolineninsel Ponapé und auf Tinian unter den Ladronen, welche in kyklopischer Manier aus vulkanischem Material, meist Basaltsäulen oder Lavastücken, errichtet sind. Nach Karl Semper ist auf den Palauinseln jetzt keine Spur des künstlerischen Sinnes mehr zu finden, welcher früher so viele Dinge auszuschmücken wußte. (Die Palauinseln, S. 354—355.) Mit dieser absteigenden Erscheinung darf vielleicht wohl auch das Sinken der Kopfzahl, noch mehr aber die sehr auffallende, gut beglaubigte Verschlechterung des Körpertypus in Mikronesien zusammengehalten werden. Was indes die eben erwähnten Ruinen anbelangt, so kennt man deren mehrere ganz ähnliche sowohl in Melanesien als auch in Polynesien, und Dr. Krause hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß man für die Urheber dieser Denkmäler die Vorfahren der jetzigen Bewohner Polynesiens halten müsse. (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. d. Mus. Godeffroy, S. 579—580.)

Digitized by Google

Materielle Gesittung.

Werfen wir nun einen Blick auf das materielle Leben der mikronesischen Inselmenschen, so sehen wir dieselben zunächst auf eine armselige, häufig ungenügende Nahrung angewiesen. Den Landesverhältnissen entsprechend ist dieselbe überwiegend eine vegetabilische: Pandanusfrüchte, Kokosnüsse, die Früchte des echten Brodbaumes (Artocarpus incisa L.), dann Reis, Mehl aus den Knollen des Taro (Arum esculentum L.), Pfeilwurzel (Marantha arundinacea L.), aus deren Stocke das Arrowrootmehl gewonnen wird, hie und da Bananen und Zuckerrohr bilden nebst Fischen die gewöhnliche Kost. Die animale Nahrung besteht aus Muscheln, Schildkröten, Krustaceen und Seevögeln, selten aus zahmen Hühnern, die auf dem Mulgravearchipel gleich den Ratten nur aus Not verzehrt werden; die Karolinier essen auch Schweine und Ziegen, mit Vorliebe aber Hunde, endlich in den östlichen und centralen Inseln Ungeziefer aller Art. Salz kennt der Eingeborne nicht, sondern ersetzt es durch Seewasser. Die Speisen werden von alters her überall gekocht, auf Rosten oder in heißer Asche, jetzt in Töpfen und auf offenem Feuer, das alle durch Reiben von Holzstücken zu erzeugen wissen. Beim Kochen wie beim Essen sind sie sehr reinlich. Das landesübliche Getränk ist Wasser und Kokosmilch; auch verstand man stets überall in Mikronesien der Kokosnuß Oel zu entpressen. Spirituosen waren früher unbekannt, sind aber durch die Europäer längst eingeführt. Die „Karaka", einen auf den Gilbert aus der Kokospalme gewonnenen Syrup, wandelten letztere in ein geistiges Getränk um; auf den Karolinen sind Palmwein sowie der durch Einkochung daraus erzeugte Syrup sehr beliebt, Kawa wird nur auf Ponape und Kusaie getrunken; auf den Ladronen haben die Spanier die Bereitung von Wein, Branntwein und Weinessig aus Kokossaft und eines Branntweines aus Mais verbreitet. Desgleichen den Tabak, welcher sich jetzt allgemeiner Beliebtheit erfreut. Beide Geschlechter rauchen auf den Marshall schon vom 5. bis 6. Jahre an den ganzen Tag und so oft sie Nachts aufwachen. Nach einigen Zügen wird die kleine Thonpfeife an den Nachbar gegeben, der auch einige Züge thut, um sie dann weiter oder zurückzugeben. Betel wird nur in Yap, Palau und den umliegenden Inseln gekaut.

Die Kleidung ist schon an vielen Orten europäisch, sonst aber überaus einfach, im wesentlichen der uns schon genügend bekannte an einem Leibgürtel befestigte Bastfaserrock, beim weiblichen Geschlecht aus längeren Matten gebildet. Doch nicht selten gehen die Männer ganz nackt, so auf den Karolinen, namentlich auf Ruk, in den nördlichen Palau, den Gilbert und auf den Ladronen, wo sie höchstens mit dem Gürtel bekleidet sind, bei festlichen Anlässen aber spanische Tracht anlegen. Auf Ponapé begnügt sich das weibliche Geschlecht mit einem buntfarbigen Tuche, malerisch um die Lenden geschlungen, und „in Wahrheit erscheinen die Eingebornen," wie Dr. Finsch bemerkt, „in ihrer Nationaltracht, wenn man sich so ausdrücken darf, bei weitem vorteilhafter als die halb oder

Digitized by Google

drittel europäisch gekleideten Eingebornen der Missionen. Dies gilt ganz besonders für das weibliche Geschlecht. Während die bekehrten Insulanerinnen in ihren langen taillelosen Kleidern ebenso unschön als unbeholfen erscheinen, sind die gutgeformten schöngliedrigen Mädchen in Landestracht, umhüllt von buntfarbigen grellen Tüchern, lieblich mit Blumen geschmückt, anmutige Gestalten, deren Gesamtbild nirgends den Schönheitssinn und das Dekorum beleidigt." (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 315.) Kinder gehen allenthalben nackt. Zierate sind viele. Das Haar tragen beide Geschlechter, wie sonst nirgends im Ozean, lang herabhängend oder auf dem Kopfe in einen Knoten geflochten; es wird gesalbt und mit allerlei Dingen, Federn, Blumen, Tierzähnen u. dgl. geschmückt. Den Bart scheeren die Mulgraveinsulaner nicht, die Karolinier aber reißen ihn sorgfältig aus. Die Ohrläppchen werden fast überall, am wenigsten auf den Ladronen, in der bekannten Manier verziert oder besser verunstaltet. Auch Hals-, Arm-, ja hie und da auch Fußbänder sind üblich und auf manchen Karolinen kommen blumenverzierte Nasenlöcher vor. Allgemein ist die Sitte der Tättowierung im Mulgrave- und Karolinenarchipel; nicht aber auf den Ladronen, wo sie niemals bestanden zu haben scheint. Das Gesicht ist sehr selten oder nie, die Frauen sind weniger als die Männer, Kinder sehr wenig, die Männer aber je nach ihrer Rangstufe vom Oberschenkel aufwärts am ganzen Körper tättowiert. Im ausgedehntesten Maße üben diese Kunst die Mulgraveinsulaner und zwar in einer Vollkommenheit, daß sie sich darin mit den Neuseeländern und Marquesanern wohl messen können. Auch auf Ponapé oder Ascension, in den östlichen Karolinen, ist eine durchaus originelle, von der auf den Marshall- und Gilbertinseln völlig verschiedene Tättowierung allgemein gebräuchlich, und Dr. Otto Finsch, der neueste wissenschaftliche Erforscher der Südsee, behauptet im Widerspruch zu allen früheren Beobachtern, daß dieselbe weder mit Rang, Stand und Religion noch mit Alter und Geschlecht irgend etwas zu thun habe. Ein besonderes Ceremoniell oder irgend welche Feierlichkeiten finden bei der Tättowierung nicht statt. (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 308—315.) Dagegen weiß der nämliche Gewährsmann von einer seltsamen, sonst nur noch auf Niuatabutabu (einer der Freundschaftsinseln) beobachteten Verstümmelung zu berichten, durch welche man einer möglichen Orchitis für immer vorzubeugen meint, während bei dem weiblichen Teile Verunstaltungen nach Hottentottenart beliebt sind. (A. a. O., S. 316.)

Die Wohnungen bestehen auf den Marshallinseln aus armseligen Hütten, wenn man ein Dach von Pandanusblättern, unter das man kriechen muß, so nennen darf. Die Häuptlinge haben zwar bessere Behausungen, doch gehören sie dem nämlichen Systeme an; um den Hauptbau herum liegen kleine Hütten, in denen sich die Frauen aufhalten. Weit stattlicher sind die Wohnungen der Karolinier, im ganzen jenen der Polynesier ähnlich, aber in den einzelnen Inseln große Verschiedenheiten zeigend, so daß es schwer ist eine Norm dafür anzugeben. Die viereckige Form ist indes doch allen gemeinsam. Sehr kunstvoll waren die Häuser der alten Chamorro auf den Ladronen, so kunstvoll, daß sie im Großen Ozean nichts Aehnliches haben; jetzt aber sind dieselben ganz außer Gebrauch.

Digitized by Google

Die heutigen Wohnungen gleichen den europäischen und sind auf niedrigen hölzernen Pfosten ruhende viereckige Holzhütten mit Palmblättern bedeckt; stets liegt die Küche getrennt daneben, was auch auf den Marshallinseln der Fall. Die Häuser stehen meist zu Dörfern größeren oder kleineren Umfangs vereinigt; nur auf den Marshall liegen sie oft zerstreut.

Landbau wird in ganz Mikronesien, aber in sehr verschiedenem Grade getrieben. Nach ihrer Weise große Sorgfalt wenden ihm bloß die Mulgrave-

Haartracht von den Marianeninseln.

inſulaner und unter den Karoliniern die Bewohner von Yap zu; auf den übrigen Eilanden und ganz besonders auf den Ladronen ist er dagegen stark vernachlässigt. Dort haben dafür durch die Europäer Viehzucht und Jagd Eingang gefunden, die sonst in Mikronesien unbekannt sind. Auch der Fischfang, worin alle Mikronesier sehr geschickt und erfahren sind, wird auf den Ladronen nicht mehr in ausgedehntem Maße betrieben. Im allgemeinen braucht man dazu Netze, Haken und Leinen, am häufigsten jedoch, wie es scheint, den Speer, den man auch bei dem Fange nachts bei Fackellicht anwendet. Die zum Fischfang dienenden Boote sind klein und einfach; dagegen haben die größeren und für den Verkehr be-

stimmten, besonders die sogenannten „fliegenden Proas" der alten Chamorro die Bewunderung und das Staunen der Europäer erregt.

Davon legt noch M. Richard Waltern, der Kapellan des Admiral Lord Ansons auf dessen Reise um die Welt 1740—1744 Zeugnis ab, indem er von Ladroneninsulanern sagt: „Diese Indianer sind ein kühnes Volk und haben starke Leibesglieder. Aus einigen Stücken Arbeit, die sie machen, sollte man auch schließen, daß es ihnen nicht am Verstande fehlet. Denn ihre fliegenden Proen insonderheit, welche vor Zeiten die einzigen bei ihnen gewöhnlichen Fahrzeuge gewesen, sind eine so sonderbare und ungemeine Erfindung, welche auch der geschicktesten und scharfsinnigsten Nation Ehre machen könnte. Denn wenn wir in Erwägung ziehen, wie wohl diese Proen sich zu der diesen Inseln ganz eigenen Schiffahrt schicken, indem dieselben, da sie beinahe unter einem Mittagszirkel und in dem Striche des Passatwindes liegen, durchaus erfordern, daß die Fahrzeuge, mit welchen man von einer zu der anderen fähret, besonders eingerichtet sein müssen, um bei dem Winde zu segeln; oder wenn wir die ganz ungekünstelte und natürliche Bauart und Erfindung bei denselben, oder die außerordentliche Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegen, untersuchen; so werden wir befinden, daß sie in einem jeden von diesen Punkten unsrer Bewunderung würdig sind und unter den mechanischen Werken der gesittetsten Völker, bei welchen Künste und Wissenschaften in einem sehr großen Flor gewesen, eine Stelle verdienen." (Des Herrn Admirals, Lord Ansons Reise um die Welt. Aus dem Englischen in das Deutsche übersetzt. Leipzig und Göttingen 1749. 4°. S. 312.) Der würdige Kapellan giebt dann eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Boote. Der Grund ist ein ausgehöhlter Stamm, die Seitenplanken von Artokarpusholz, aneinander gebunden mit verstopften Fugen; sie haben zwei erhöhte und ganz gleiche Enden, so daß sie nicht zu wenden brauchen, häufig ist die eine Seite senkrecht, die andere konvex, obschon sie jetzt auch häufig deren mit zwei konvexen Seiten bauen. An der einen Seite ist der Ausleger an dem Boote befestigt, über der andern liegt die Plattform, auf der eine Hütte für die Waren und die Provision steht, der untere Teil des Bootes ist schwarz, der obere rot bemalt, das Holzwerk oft zierlich geschnitzt oder mit Muscheln geschmückt. Sie führen einen beweglichen Mast mit großem, dreieckigen Segel; man bedient sich auch der Ruder und hat noch eine Art Steuerruder. Anker braucht man nicht. Wenn man sie nicht benützt, werden diese Boote auf dem Lande unter Schuppen verwahrt. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 373.)

Auf den Ladronen hat sich von dieser alten Schiffsbaukunst fast gar nichts erhalten, denn dort werden nur mehr grobe, plumpe Ruderboote gebaut; im übrigen Mikronesien sind aber die geschilderten Boote allgemein gebräuchlich, und die Bewohner der Marshallinseln sind nächst denen der westlichen Karolinen zweifelsohne die ersten Seefahrer des ganzen Ozeans und übertreffen als solche alle reinen Polynesier bei weitem. Mit ihren schwachen Böten, welche stetes Ausschöpfen erfordern, legen sie weite Reisen zurück; früher machten die Eingebornen häufig Fahrten nach den Inseln der ganzen Marshallgruppe und die Karolinier besuchten nicht bloß alle Inseln ihres ausgedehnten Archipels, sondern haben auch den Weg nach den Ladronen entdeckt, wohin sie jährlich in großen Flotten segeln, ohne Kompaß, bloß nach den Sternen sich richtend. Die Marshallinsulaner haben gar eine Art von Seekarten aus Stöckchen und Steinen erfunden, worin kleine aneinander gebundene Stricke Richtung und Länge der Kurse bezeichnen. Neuerdings freilich reisen sie nur selten und ungern in ihren Kanoen, sondern zahlen lieber das Passagiergeld auf einem europäischen Schiff.

Der kunstvolle Kanoebau der Mikronesier ist um so bewundernswerter, als er ohne Modell oder Zeichnung und ohne andere Werkzeuge als eine Stein- oder Rundaxt ausgeführt wird. Die vorhandenen Geräte sind wenig, einfach und dürftig: Muscheln und scharfe Korallensteine. Eisen wußte man zwar längst zu schätzen, doch vermochte man es sich erst seit dem gesteigerten Verkehre mit den Europäern zu verschaffen. Europäische Werkzeuge haben die alten auf den Ladronen schon völlig verdrängt und auch auf den Karolinen sind spanische Messer aus Eisen allgemein verbreitet. Geschick und Geschmack entwickeln die Frauen im Verfertigen der Matten aus Kokos-, Pandanusblättern oder anderem

Digitized by Google

Material, Stricke bereiten die Männer aus Kokosfasern, und Zeuge werden auf allen Inseln gewoben, hauptsächlich, doch nicht ausschließlich aus Bananenfasern. Sonst haben sie verschiedene Arten Gefäße von Kokosschalen, Muscheln, Holz, Körbe aus Gras oder Blättern geflochten, in Palau selbst irdene Töpfe, die gebrannt aber nicht glasiert werden, jetzt jedoch durch die eisernen verdrängt sind. Die Betten sind durch Matten, das Kopfkissen durch einen Stein, die Teller durch Blätter vertreten.

Die einheimischen Waffen Mikronesiens bestehen hauptsächlich in Speeren, teils einfachen, die bloß zugespitzt sind, teils mit Widerhaken oder mit Haifischzähnen besetzt. In den Marshall sind sie schwach, lang und stark aber auf den Gilbert und den Karolinen, wo man auch leichtere Wurfspieße mit Rochenstacheln kennt. In Yap werden dieselben angeblich nach australischer Art mit Hilfe eines rinnenförmigen Bambusstückes geworfen. Schwere hölzerne Keulen und Schleudern aus Kokosfasern sind im Mulgrave- wie Karolinenarchipel gebräuchlich, und auf den Gilbert bildet eine Art hölzernes Schwert, dessen beide Seiten mit Haifischzähnen besetzt sind, eine furchtbare Waffe. Auf letzteren Inseln vollenden im Kriege ein rockartiger Panzer oder Brustharnisch, aus sehr festen Kokosfaserstricken geflochten, und dazu ein Helm aus Fischhaut die Bewaffnung. Eigentümlich ist an dieser Panzerkleidung eine bis über den Kopf hinaufreichende Verlängerung des steifen Rückenteiles, die den Zweck hat, das Hinterhaupt der in der vorderen Reihe kämpfenden Männer gegen verfehlte Steinwürfe der in den hinteren Reihen am Kampfe teilnehmenden Weiber und Kinder zu schützen. (Schmeltz und Krause, Ethnogr.-anthrop. Abt. d. Mus. Godeffroy, S. 226.)

Sociale und Stammesverhältnisse.

Sicherlich ist es eine sehr überraschende Erscheinung, Menschen, denen wir immerhin eine nach unseren Begriffen tiefe Rangstufe der Gesittung zuschreiben müssen, im Besitze einer socialen Ordnung zu treffen, welche zu den verwickeltsten gehört, die sich ersinnen läßt, die auf den verschiedenen Eilanden auch nicht überall die nämliche ist, stets aber mit peinlicher Strenge gehandhabt wird. Man ist noch weit entfernt, die socialen Verhältnisse sämtlicher Insulaner Mikronesiens erforscht zu haben, was man aber bisher von einigen Inselgruppen ergründete, genügt wohl, um die dortige Ordnung der Dinge zu den interessantesten und merkwürdigsten Phänomenen der Völkerkunde zu zählen. Am besten studiert sind nach dieser Richtung die Palauinseln durch Professor Semper, der zehn Monate dort verweilte, die Karolinen und darunter ganz besonders die dem centralen Teile angehörende Mortlock-, dann die Ebongruppe durch den polnischen Naturforscher Johann Kubary, endlich die Marshallinseln, über welche man Franz Hernsheim ausführliche Mitteilungen verdankt. Zusammenfassen lassen sich die Ergebnisse dieser Untersuchungen nicht, daher eine dieser Gruppen nach der andern zur Betrachtung gelangen muß. Am einfachsten liegen die Dinge

Digitized by Google

auf den Marshallinseln, auf welchen hauptsächlich die scharf ausgeprägten Standesunterschiede auffallen, die also keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit der europäischen Kulturnationen darstellen.

Man unterscheidet auf den Marshallinseln vier Stände: 1) Der „Armidwon" oder „Kajur", der gemeine besitzlose Mann. Ueber einer Anzahl dieser steht 2) ein „Leadagedag", dem die erste Klasse Nahrung zu bringen hat und überhaupt gehorchen muß. Ihm ist eigener Besitz gestattet. Der nächste Stand ist 3) der der „Budag", aus den Brüdern und Söhnen des Königs gebildet. Ueber allen steht schließlich 4) der „Irod" oder König, von welchem der Leadagedag seine Befehle empfängt.

Der Kajur darf nur eine Frau haben; für die höheren Stände fällt diese Beschränkung weg und kommen bei ihnen gewöhnlich zwei oder drei Frauen vor. Auch steht dem Irod das Recht zu, dem Manne aus einem niederen Stande die Frau einfach wegzunehmen. Auf der anderen Seite darf der Leadagedag mit des Irods Frau weder sprechen, noch sie besuchen. Verreist der Irod und läßt er seine Frau zurück, so müssen auch alle Leadagedag und die Budag, soweit sie nicht Söhne des Irod sind, die Insel verlassen. Wird eine einem höheren Stande angehörige Frau von ihrem Manne weggejagt — und dies kommt täglich vor, so lange keine Kinder vorhanden sind — so darf sie von keinem, einem niedrigeren Stande Angehörigen zur Ehe genommen werden, wohl aber kann der niedrigere Mann die Tochter aus einem höheren Stande heiraten und erwirbt damit ihren Stand. Nachfolger des Königs ist nicht sein Sohn, sondern sein jüngerer Bruder, welchem zugleich die Verpflichtung erwächst, sämtliche Frauen des Verstorbenen zu heiraten. Die sexuellen Verhältnisse bieten auch im übrigen wenig Erfreuliches. Mädchen und Knaben haben Umgang lange vor der Pubertät. Von den Mädchen wird keineswegs Keuschheit verlangt oder erwartet, ehe sie sich verheiraten, und unnatürliche Laster stehen in voller Blüte. Junge Frauen bekommen nie, oder doch nur sehr selten Kinder, und erst wenn sie anfangen alt und häßlich zu werden, erfüllen sie ihre natürliche Bestimmung, da sie, wenn kinderlos, häufig weggejagt werden. Ehebruch bestraft man strenge, in den benachbarten Gilbert auch schon, wenn die Frauen besondere Häuser bewohnen, das Eintreten eines Mannes in ein solches. Doch nur die Frauen der Gemeinen sind dort zuchtlos, die der Vornehmen dagegen züchtig und keusch, wenn auch die unverheirateten Mädchen volle Freiheit genießen. Die Behandlung der Frauen ist im ganzen Mulgravearchipel achtungsvoll, ihr Einfluß manchmal sehr groß, ihre Lage keineswegs drückend; sie besorgen die Wirtschaft und die Geschäfte des Hauses. Mord der neugeborenen Kinder findet in Ratak statt, auch soll mit Ausnahme der Vornehmen keine Frau über drei Kinder aufziehen dürfen, weshalb zu gewissen Zeiten in den Gilbert künstliche Mittel gebraucht werden. Die Ponapesen sind nach Johann Kubary in sinnlicher Richtung ebenso stark als tierisch und extravagant. Daraus erhellt zur Genüge, daß wie nach der notorischen Roheit nicht anders zu erwarten, Liebe und Ehrbarkeit in unserem Sinne keine Stelle im Charakter jener Menschen einnehmen. Wie Gefühl und gegenseitige Neigung überhaupt nicht in Betracht kommen, so auch nicht Ehr- und Schamgefühl. Doch würde man irren, deswegen die entgegengesetzten Eigenschaften bei ihnen vorauszusetzen; im Gegenteil, sie machen niemals irgend welche unzüchtige Gebärden und überschreiten im Betragen nie die Grenzen des Anstandes, was vielfach zu dem Irrtume führte, diese scheinbare Sittsamkeit als wirkliche darzustellen. Wenn aber solche in unserem Sinne zweifelsohne bei diesen Völkern überhaupt nicht vorhanden waren, so scheint es Dr. Finsch andererseits nötig, die in so vielen Büchern aufgestellte Behauptung zu widerlegen, als seien diese Eigenschaften erst seit dem Verkehre mit den Weißen nach und nach verschwunden.

Auf allen Inseln der Marshall- und der Karolinengruppe, mit einziger Ausnahme von Yap, ist der Ausgangspunkt der socialen Einrichtungen derselbe, nämlich ein durch die Einheit des weiblichen Blutes bedingter Stamm. Auf Yap kommt die Mutter nicht in Betracht und der Sohn folgt dem Vater, obwohl Spuren einer ursprünglicheren weiblichen Stammesverfassung nicht zu verkennen sind. Ganz dieselbe Verfassung hatte einst auch Polynesien, indem die Nachkommenschaft einer Frauenlinie den Vorzug hatte und z. B. Häuptlingstitel und Würden auf den Bruder, nicht auf den Sohn des Vaters,

Digitized by Google

übergiengen. Die centralen Karolinen, die Mortlockinseln, scheinen diese Stammesverfassung am reinsten erhalten zu haben. Jeder einzelne Stamm fand hier genügenden Platz sich zu behaupten. Die Vermischung der Stämme zum Zwecke einer Staatenbildung ist nicht so stark ausgeprägt, wie auf Palau oder Ponapé, oder dieselben unterlagen nicht individueller Willkür einzelner Stämme oder deren Häuptlinge, wie dies auf der Marshallgruppe der Fall ist.

Der Mortlocker nennt einen Bruder oder eine Schwester „Pui" (puim, puin u. s. w.), und er betrachtet einen jeden Menschen für seinen „Puin", wenn die Mutter des letzteren von demselben Blute war wie seine eigene. Durch „Puipui" bezeichnet er das Verwandtschaftsverhältnis selbst und dann die ganze Gesamtheit seiner Verwandten von mütterlicher Seite. Die Verwandten von väterlicher Seite gehören nicht zu dem „Puipui". Das „Puipui" entspricht also dem Begriffe Stamm und ist die eigentliche Basis, von welcher alle Erscheinungen des staatlichen Lebens ihren Ursprung nehmen. Zu einem Stamme gehören Individuen beiderlei Geschlechts, welche ihre Abkunft traditionell von einer und derselben Frau ableiten können. Die Mitglieder eines Stammes, beiderlei Geschlechts, betrachten sich als Geschwister und dürfen sich nicht geschlechtlich vermischen, oder körperlich oder moralisch schädigen. Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung. Staaten bekämpfen sich demnach nur innerhalb ihrer sich gegenseitig fremden Stämme. Wenn eine Insel die Stämme a und b hat, eine andere aber auch von denselben bevölkert ist, dann wird a der einen Insel mit b der andern, b der ersteren mit a der letzteren kämpfen müssen. Außer dieser Stammeseinteilung existiert keine andere sociale Einteilung auf den Karolinen, beispielsweise in Stände, Klassen, geheime Brüderschaften u. dergl. Ein Stamm besitzt gewöhnlich eine Strecke Landes, welche er als sein Eigentum gegen die Angriffe anderer Stämme zu beschützen hat, und bildet alsdann einen Staat für sich. Hat derselbe Stamm auch bedeutenden Grundbesitz auf einer anderen Insel, so entsteht ein anderer Staat, der von dem ersten unabhängig ist, aber seine Stammesverwandtschaft nie verleugnen kann. Ein Stamm nach vorstehender Art ist nicht von Dauer, weil die Männer und Frauen desselben keine Ehen eingehen dürfen. Zu seinem Fortbestehen muß er mit einem anderen Stamme in Berührung treten und so eine Nachkommenschaft zu erzielen suchen. Je mehr Frauen zu einem Stamme gehören, desto mehr Heiraten und Nachkommenschaft, desto größer demnach die Wahrscheinlichkeit seines sicheren Bestehens. Hieraus resultiert die bevorzugte Stellung der Frau, welche ihren Ausdruck darin findet, daß die älteste Frau des Stammes als dessen sociales Haupt angesehen und mit besonderer Achtung behandelt wird.

Einfluß und Bedeutung der Frauen in dem Stamme, besonders der ältesten Frau, sind auf den verschiedenen Inseln der Karolinen verschieden. Das Verhältnis scheint von den Bedingungen abzuhängen, in welchen sich die Stämme vereinigten, um Staaten zu bilden. Die älteste Frau des Stammes heißt überall, ebenso wie das männliche politische Haupt des Stammes, „Häuptling". Auf den Palau stehen der ältesten Frau der Familie, der Königin der Frauen, eine Anzahl Frauenhäuptlinge zur Seite, welche den „Rupack el dil" ausmachen und von großem Einfluß auf die Gesellschaft sind. (Journal des Museum Godeffroy, Heft IV, S. 39 (215). Bei den „Tips" (Stämme) auf Ponapé ist dies ebenso.

Das politische Haupt des Stammes ist der älteste Mann aus der ältesten Familie des Stammes. Der ganze Stamm nennt ihn seinen Häuptling „Somol". Der Häuptling nennt jedes Mitglied seines Stammes Pui, also Schwester oder Bruder, ohne Rücksicht auf das Alter. Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm sein Bruder, oder falls dieser fehlt, der nächste männliche Verwandte. Stirbt die älteste Familie aus, so folgt die nächste, die folgende u. s. w., so daß der letzte Mann des Stammes Häuptling desselben werden kann, wenn an ihn die Reihe kommt. Jedes Dorf für sich ist ein kleiner Stamm, eine Familie, aus welcher die Nachkommenschaft des männlichen Teils ausgeschlossen und in welcher die des weiblichen beibehalten ist. Die durch die Bande der Stammesverwandt-

Digitized by Google

schaft aneinander geketteten Dörfer anerkennen ein Dorf als den Sitz der Hauptfamilie, welche den Häuptling des Stammes liefert. Jedes dieser Dörfer, dessen Bedeutung im Stamme in einer stufenweise angeordneten Reihe bestimmt ist, kann das Hauptdorf des Stammes werden, falls die vorgehenden wichtigeren Dörfer ausgestorben sind. Die Mitglieder eines Stammes haben eine Strecke Landes in ihrem Besitz, welche in kleinere Gemeinden geteilt ist, von denen jede eine eigene Niederlassung besitzt. Eine solche Niederlassung heißt: „Key" und mit den dazu gehörenden Ländereien „Bey". Der Stamm ist also eingeteilt in Bey, deren jeder einen männlichen Somol, den ältesten Mann der Gemeinde, hat, welcher dieselbe nach außen repräsentiert. Die Bey haben eine Rangordnung, deren Spitze der Key Somol, das Hauptdorf bildet, wo der Häuptling des Stammes lebt. Die Anordnung des Key — ein großes Haus „Le fel", wo das Haupt des Dorfes mit den männlichen Bewohnern schläft, umgeben von kleinen Hütten, in welchen die Frauen der Gemeinde für sich allein, oder mit ihren Männern (die nicht zu dem Stamme gehören) sich aufhalten —, ist bloß ein sichtbarer Ausdruck der Stammesregel, daß die beiden Geschlechter sich als Geschwister betrachten sollen. Die Niederlassung ist kein Dorf, in dessen Häusern die Familien gemütlich zusammen leben, sondern die Frauen und Männer sind aufs strengste abgeschieden; alle durch die Tradition überlieferten Gesetze, die sich als Sitten und Gebräuche offenbaren, trachten darnach die Annäherung der beiden Geschlechter eines Stammes unmöglich zu machen. So wird ein Geschwisterpaar nie in einem Hause schlafen, sondern der Sohn schläft in dem Fel, die Tochter mit ihrer Mutter in dem „Im". Die Frau des Bey Somol darf nicht den Fel betreten, eine Frau aus irgend welchem Bey des Stammes darf nicht den Fel des Oberhäuptlings betreten, dagegen ist eine Frau aus einem anderen Stamm durch kein Gesetz an dem Eintritt verhindert. Dieses Streben, die beiden Geschlechter eines Stammes von einander zu halten, hatte verschiedene Folgen. Zuerst rief es eine Reihe von Gebräuchen und Verbote hervor, welche der Wichtigkeit der Frau im Stamme scheinbar nicht genügend Rechnung tragen und die Frau auf eine scheinbar niedrigere Gesellschaftsstufe stellen als die Männer. So darf die Frau nicht in Gegenwart des Mannes neben ihrem leiblichen Bruder stehen, wenn er sitzt, und sie darf ihn nicht mit der Hand berühren. Wenn sie entlang des Ufers gehend ihn sitzen sieht, so muß sie ihn zum Aufstehen auffordern; thut er das nicht, und muß sie an ihm vorbei passieren, so thut sie dies in gebückter Haltung. Der heutige Mortlocker, befragt nach dem Sinn dieser Gebräuche, giebt zur Antwort, daß die Frau dem Manne nicht gleich sei, und daß, wenn seine Stammesschwester über ihn stehen würde, er sterben müsse. Es scheint diese Sitte nur eine scharfe Abgrenzung der Geschlechter zu bezwecken, denn sie findet keine Anwendung bei denjenigen Frauen, welche einem andern Stamme angehören. Die Ehefrauen und Töchter sind ebenfalls nicht von dem Verbote betroffen, weil sie Fremde sind und sich nur als zeitweilige Gäste des Stammes bei demselben aufhalten. Das Verbot irgend welcher Annäherung seitens der Frauen wird besonders streng in Rücksicht auf den Häuptling aufrecht erhalten. Die Frau darf des Häuptlings Haus nicht betreten, auch nicht während seiner Abwesenheit. Eine geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes wird als die schreiendste Blutschande betrachtet und würde bei allen Stammesgenossen ohne weitere Umstände Rächer finden. Nur durch den Tod würde ein solches Vergehen zu sühnen sein.

Eine andere Folge dieser Stammesverfassung besteht darin, daß die Männer ihre Ehefrauen und sonstige Frauengesellschaft außerhalb des Stammes suchen müssen und deshalb fast immer von ihrer Heimat abwesend sind. Die älteren Männer, welche eine Frau von einem anderen Stamme heiraten, müssen sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten. Sie besitzen außerdem ihr eigenes Land in ihren Stämmen, d. h. in ihrer Heimat, von wo sie die Produkte meistenteils nach der Familie der Frau bringen. Die jungen Männer, welche sich erst Frauen suchen, haben gar keine Pflichten; sie treiben sich in fremden Dörfern umher, putzen sich, um möglichst guten Eindruck auf die Töchter des Landes zu machen und warten ungeduldig auf den Aufgang des Mondes zur Abendzeit, wo dann gewöhnlich in einem oder dem anderen Dorfe ein „Urur", d. h. eine gesellschaftliche Versammlung, am Strande stattfindet, an dem sich die Jugend beiderlei Geschlechts unter Gesang und Tanz oft ganze Nächte hindurch ergötzt. Bei dieser Gelegenheit werden die Mädchen mit Geschenken überhäuft, sammeln die mortlockschen Don Juane ihre Lorbeeren, und werden meistens die Ehen zu Stande gebracht. Das Mädchen z. B. des Sopunstammes ist tugendhaft; so lange es mit einem Sopunmann keinen Umgang hat. Sie ist sonst, so lange sie nicht verheiratet ist, frei in ihrem Umgange mit Männern anderer Stämme, obwohl in jedem Falle der äußere Anstand streuge bewahrt

wird. Dies geht soweit, daß man in Gegenwart einer Frau, deren Stammesgenosse zugegen ist, sich nicht erlauben darf, irgend welche freien Redensarten zu führen, ja man darf dann nicht einmal das Wort Nabel, Bauch, den Namen des Gürtels „Kinsak" oder des die Hüften deckenden „Aroar" nennen. Würden letztere Gegenstände sich nicht an dem Leibe der Frau befinden, sondern auf der Erde liegen, so wäre deren Nennung kein Vergehen gegen den Anstand. In Gegenwart eines Stammesverwandten darf man von einer Frau seines Stammes nur Gutes sprechen; jede Anzüglichkeit ist tödliche Beleidigung. Der Vater z. B., welcher seine Tochter unsittlich fand, darf der Mutter darüber keine Vorstellungen machen, weil Tochter und Mutter eines Stammes sind. Eine Mutter wird nie die Autorität des Vaters gegen die Tochter anrufen, eine Schwester nie die Geheimnisse ihrer Schwester verraten. Die mortlocksche Frau hält hinsichtlich der Sittlichkeit jeden Vergleich mit den Frauen der benachbarten Inseln mit dem größten Vorteil aus. Die verheirateten Frauen sind treu und ergeben, liebevoll und sorgsam für Kinder und Gemahl, gegen Fremde sehr scheu.

Jeder Mann besorgt seine eigene Arbeit, sogar der Häuptling bebaut seine eigenen Tarofelder selbst, was als eine Kunst, die nicht jedermann versteht, betrachtet wird. Der Häuptling des Stammes ist ein unbeschränkter Verwalter des dem Stamme gehörenden Landes. Das Land ist meist unter die verschiedenen Key verteilt; die noch unbesetzt gebliebenen Strecken bilden das Eigentum des Hauptkeys, also ein mehr unmittelbares Eigentum des Häuptlings. Ueber das zu dem einzelnen Key gehörige Land schaltet und waltet der Aelteste des Beys, so lange er seine Pflichten gegen den Oberhäuptling erfüllt. Falls er die Erstlinge der Früchte des Landes dem Häuptlinge vorenthält und ihm den Gehorsam verweigert, so hat letzterer das Recht, ihn durch einen anderen Mann desselben Beys zu ersetzen. Willkürlich kann der Häuptling nur mit dem Lande seines eigenen Beys schalten, was dennoch voraussetzt, daß die Zustimmung der Angehörigen eingeholt ist. Er verteilt das Land an die Frauen des Beys und giebt jedem seiner Kinder ein Stück. Da die Kinder aber nicht zum Stamm gehören, so würde letztere Verteilung einen Verlust für den Stamm bedingen, wenn nicht Sitte wäre, daß der Häuptling des Stammes, zu welchem die Kinder gehören, seinerseits durch ein Landgeschenk an die Angehörigen des ersteren Stammes den scheinbaren Verlust ausgleicht. Es ist also nur ein scheinbarer Austausch, da die Kinder gewöhnlich immer in demselben Stamm heiraten und deren Nachkommen wieder Stammesangehörige sind, das Land also nie aus dem wirklichen Besitz des Stammes herauskommt. Die Aeltesten in den einzelnen Bey können wieder ihren Kindern von den Ländereien des Beys zuteilen, aber nie ohne die vorherige Bewilligung des Oberhäuptlings. (Joh. Kubary in den: Mitteil. der geograph. Gesellsch. in Hamburg 1878—1879, S. 247—253.)

Hie und da liest man die Angabe, nur die polynesischen Völker hätten die Gewohnheit, Menschen, Tiere oder andere Gegenstände durch das „Tabu" — ein vom Priesterkönige ausgesprochenes Interdikt — gegen jede Gewalt oder Berührung zu schützen. Dies ist falsch. Wir haben diese Sitte schon auf den Neuhebriden und auf Viti, wo man sie mit „Tambu" bezeichnet, kennen gelernt. Auf den Palau und den Karolinen herrscht sie gleichfalls, nur das Wort ist ein anderes, auf den Palau z. B. „Blul"; selbst manche malayische Stämme wenden, wie Karl Semper bemerkt, wenn auch nicht in ganz so ausgedehntem Maße wie die Polynesier, das gleiche Verfahren an. Ganz Analoges bieten die karolinischen Mortlockinseln.

Außer der formellen Gewalt über das Land des Stammes hat dort der Häuptling das Recht, dasselbe zeitweilig unter „Puauu" (Verbot) zu legen, was zur Folge hat, daß die Produkte des so betroffenen Landes von niemand genossen werden dürfen. Der Gründe, welche den Häuptling zu dem Verhängen des Puauu veranlassen können, giebt es viele, und es ist keinenfalls nur ein blinder Ausdruck seines Willens. Gewöhnlich betrifft das Verbot bloß die Kokospalmen, und sind von demselben die um das Haus stehenden Palmen ausgenommen. Solches Puauu wird regelmäßig jedes Jahr zur Zeit der Brotfrucht verhängt, und ist dasselbe dann nur eine politisch ökonomische Fürsorge für den Stamm. Ohne dies Verbot würden die Einwohner zur Zeit, wo sie genügend Brotfrucht zur Nahrung haben, auch die reifen Nüsse verbrauchen und zur Zeit

Digitized by Google

der nördlichen Winde hungern müssen. Während der drei bis vier Monate des Verbotes sammelt sich aber eine solche Quantität von alten Nüssen an, daß dieselben in der Zeit der Not die Bevölkerung ernähren können. Eine weitere Veranlassung zum Verhängen eines Puauu ist der Tod eines Stammesgenossen oder sonst einer Person, welche ihrem Stamme nicht gleichgiltig war. Dieses Trauerpuauu kann sich auf eine größere oder kleinere Zeit, auf die ganze Insel oder nur auf einen gewissen Teil derselben erstrecken. Das Trauerverbot erhält den Namen von der verstorbenen Person, und die während des Verbots angesammelten Nüsse werden den Verwandten des Toten als Trauergeschenk ausgeliefert. Sind verschiedene Tote zu betrauern, so folgen die bezüglichen Puauu nach einander, je nach dem Interesse, welches der Stamm für den Verstorbenen empfand. Das Trauerpuauu entspricht der europäischen Hof- oder vielmehr allgemeinen Landestrauer; es ist ein Ausdruck der Pietät gegen den Toten, dessen Geist beruhigt ist und die Zahl der guten Gottheiten vermehrt; dann ist es aber auch ein Mittel, um den benachbarten Stämmen durch eine durch die Politik diktierte Trauer den Grad der gehegten Freundschaft zu offenbaren. Stirbt der Häuptling der Ue oder der Sor, so werden die Sopun tiefe Trauer anlegen, die angesammelten Nüsse nach den fremden Stämmen schicken und von den so geehrten Stämmen umgehend ein entsprechendes Gegengeschenk empfangen. Das Totenpuauu wird über den Landbesitz jedes Verstorbenen verhängt, welcher dann so lange von niemand betreten werden darf, bis der Häuptling selbst das Verbot aufgehoben hat. Das schwerste Puauu folgt dem Tode des Stammhäuptlings. Der ganze Stamm ist dann von jedem Verkehr abgeschlossen, indem die an den Grenzen aufgepflanzten Puauuzeichen jedem Fremdling das Uebertreten bei Todesstrafe verbieten.

Obwohl der Häuptling zu seinem persönlichen Unterhalte genügende Mittel aus seinem eigenen Bey besitzt, wo seine Frauen für die Bereitung der Speisen Sorge tragen, so ist es doch natürlich, daß der ganze Stamm, alle Bey zusammen, zu dem Unterhalte ihres Hauptes beitragen. Da jedoch die Produkte des Landes sehr sparsam sind, so finden keine alltäglichen Lieferungen, sondern bloß zu gewissen Zeiten des Jahres formelle Abgaben statt. Der Häuptling des Stammes wird von seinen Stammesangehörigen mit der größten Achtung behandelt und als der Höchste im Stamme geehrt; ein äußeres Abzeichen seiner Würde indessen hat er nicht, auch werden ihm keine auffallenden äußeren Ehrfurchtsbeweise gezollt. Das Verhältnis der Frauen des Stammes zum Häuptling ist dasselbe wie jedem andern Manne des Stammes gegenüber. Theoretisch aufgefaßt giebt die Stammesverfassung dem Häuptling die höchste Stelle und innerhalb der Grenzen der Verfassung eine unbeschränkte Macht über den Stamm, aber Herr über Leben und Tod kann er nicht sein, weil niemand seinen Stammesgenossen nach dem Leben trachten darf. Nur wenn sich jemand durch sein Betragen der Rechte der Stammesgenossenschaft unwürdig erweisen würde, könnte die Todesstrafe über ihn verhängt werden. Das Recht körperlicher Züchtigung hat aber der Häuptling und übt es stante pede bei auf der That ertappten Dieben und sonstigen Missethätern jüngeren Alters aus.

Den größten Einfluß auf den Stamm erhält der Häuptling durch den religiösen Kultus. Die Geister der Vorfahren sind die Gottheiten „Anu" des Mortlockers und es ist natürlich, daß die Gottheiten des Hauptbey, die Vorfahren des Häuptlings, als die Hauptgötter des Stammes betrachtet werden. Diese Hauptgötter schützen den Häuptling und rächen somit jedes Vergehen gegen denselben. Dieser Umstand allein reicht bei einem noch in einem embryonischen Stadium seines Daseins verweilenden Naturvolke aus, um die Autorität des Häuptlings aufrecht zu erhalten, wie aus nachfolgendem Beispiel klar wird. Sobald ein Mortlocker erkrankt, versucht er seine eigenen Götter, die Geister seiner Vorfahren anzurufen; tritt darauf hin keine Besserung ein, so beraten seine nächsten Verwandten und suchen die Ursache der Erkrankung zu erforschen. Stellt sich nun heraus, daß der Kranke einst einen großen Fisch für sich allein behielt, oder das Puauu im geheimen brach und sich einige Kokosnüsse holte, so bleibt nichts weiter übrig, als die Götter des Häuptlings anzurufen. Dies kann nur mit Erlaubnis des Häuptlings selbst geschehen, und um diese zu erwirken, werden demselben Geschenke gegeben, wird das Vergehen gebeichtet und um Vergebung gebeten. Der Häuptling ruft dann seine Götter an und offenbart deren Willen. (Joh. Kubary, A. a. O., S. 254—257.)

Nicht minder eigentümlich als die im Vorstehenden geschilderten sind die staatlichen und sozialen Einrichtungen in den östlichen Karolinen, auf den sogenannten Palauinseln. Dort lernt man zunächst die Kraft des Wortes „Mugul"

Digitized by Google

liegt, verstehen lernt, daß er mit geschärftem Auge in die Vergangenheit wie in die Zukunft der Erde schaut und sich emporschwingt aus der Armseligkeit des täglichen Lebens zu den reinen Gefilden einer verständnißvollen Betrachtung der Natur und ihrer Wunder.

Dem inneren Werthe des Werkes entspricht seine äußere Form. Die Verlagsbuchhandlung hat keine Kosten gescheut, um durch zahlreiche, wahrhaft künstlerische Illustrationen dem Verständnisse und der Anschauung zu Hülfe zu kommen. So wird denn hier ein wahrhaftes Hausbuch dem gebildeten Theile unserer Nation geboten, ein Buch, das Jedem willkommen sein wird, der für die Wissenschaft und ihre Fortschritte, sowie für die Veredlung seines eigenen Geistes Interesse hat!

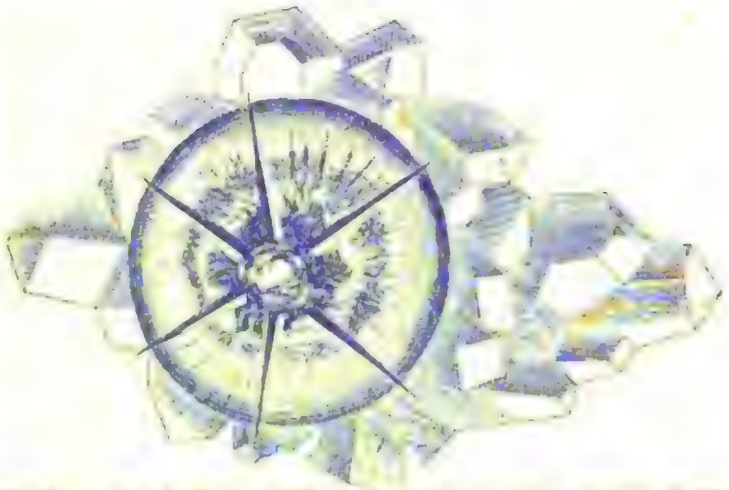


Abbildung eines im Jahre 1869 gefallenen Eiskrystalls. (Natürl. Größe.)

Das Werk erscheint in ca. 50 Lieferungen zum Preise von 50 Pf. per Lieferung. — Die Lieferungen werden abwechselungsweise aus 2 und aus 3 Bogen bestehen und jede ein Vollbild enthalten. Um dem Publikum einen besseren Einblick in den Charakter des Werkes zu gestatten, ist der ersten und zweiten Lieferung ein Vollbild und ein Bogen Text mehr beigegeben worden.

Die Text-Illustrationen werden nicht gleichmäßig vertheilt sein können; manche Gebiete eignen sich eben nicht für Abbildungen, während andere wieder eine reichere Anschauung ermöglichen.

Nebensonnen,
am Morgen des 5. März 1851 in Leipzig beobachtet.

Ueber die Stelle, an welcher die Tondruckbilder einzuheften sind, geben wir am Schluß eine ausführliche „Notiz für den Buchbinder".

Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung, so daß das Werk baldigst in Händen der Abonnenten sein wird.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Digitized by Google

Einige Stimmen der Presse

über

Die Erde und ihr organisches Leben.

„Wir haben schon früher in dieser Zeitung die beiden ersten Lieferungen dieses Werkes besprochen und darauf hingewiesen, wie sehr schon das damals vorliegende zu der Hoffnung berechtigte, daß sich hier unter den Händen so bewährter Autoritäten ein Werk ausgestalten werde, welches für eine wirkliche, ächte Popularisirung der Naturkenntniß einen bedeutenden Einfluß erlangen dürfte. Die heute uns vorliegenden Lieferungen 3—12 bestätigen denn nun auch schon vollauf unsere Erwartungen. Gegenstand der Betrachtung ist zunächst noch das „Wasser", und zwar zunächst das „Wasser des Meeres", dann später das „Wasser des Festlandes". Schon eine bloße Inhaltsübersicht des hier Gebotenen wird zeigen, wie ernst die Verfasser ihren Gegenstand nehmen, wie umfassend sie ihren Plan angelegt haben; damit wäre aber noch keineswegs gezeigt, in welcher gewinnenden, von abstruser, pedantischer Gelehrsamkeit wie von oberflächlichem Dilettantismus gleich weit entfernten Weise sie die reichen Schätze ihres Wissens dem deutschen Volke darbieten. Unserem oft zu sehr schematisirenden Schulunterrichte thut eine solche Vertiefung in häuslicher Lecture wahrlich noth. Möge das Buch die Anerkennung finden, welche es verdient."

(Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands. 1880. Nr. 34.)

„Dieses „geographische Hausbuch" wird nicht verfehlen, sich die weiteste Verbreitung zu erwerben; eine fesselnde Sprache, ein seltener Reichthum trefflicher und instructiver Illustrationen vereinen sich, um in ebenso geistvoller wie leicht verständlicher Form ein Wissensgebiet zu schildern, das dem „Herrn der Schöpfung" das größte Interesse einflößen muß. Die Erde in ihrem Ursprung, ihrem Bestande, ihren wechselvollen Naturerscheinungen, die Verbreitung von Thier und Pflanze auf ihrer Oberfläche, — alles dies bildet in kurzen Worten den Inhalt des vorliegenden Werkes, das vorzüglich der reiferen Jugend als eine reiche Fundgrube für Wissen und Lernen zu empfehlen ist."

(Illustr. Frauen Zeitung.)

„In stattlichem, reich und prächtig illustrirtem Band (25 Vollbilder, zahlreiche eingedruckte Holzschnitte, 559 S. Text) liegt nun der erste Theil des unsern Lesern in seinen Anfängen bereits bekannten Werkes vor und bildet eine an Reichthum des Inhalts und fesselnder Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnete physische Geographie, wie solche in dieser Art noch nicht und nirgends geboten war. Wissenschaftliche Gegründetheit und Zuverlässigkeit verbindet sich auf's Schönste mit edelster Popularität. Es sind 4 Abschnitte. Von I. und II. — die Erde als Weltkörper und das Wasser — haben wir schon berichtet. Unter III. das Land, wird abgehandelt: Bildung der Continente, sinkende und aufsteigende Küsten, Inseln, Flachland und Gebirg, Eiszeit, vulkanische Erscheinungen. Zuletzt folgt IV. die Lufthülle und ihre Erscheinungen, Wind und Wetter, elektrische Erscheinungen, Gewitter, Tornado's, St. Elmsfeuer, Polarlicht. Wie wissenswerth all' diese Dinge sind, wie viele der Gebildeten sich vergeblich darüber zu belehren suchen bei der Schwerzugänglichkeit der gelehrten Fachwerke, wie willkommen also dies schöne und vortreffliche Buch, wird allgemein zugestanden werden müssen. Der Schwerpunkt der Aufgabe für den Darsteller fällt bei einem solchen Werke auf die Kunst, die wissenschaftlichen Ergebnisse gemeinverständlich vorzulegen und aus dem unermeßlichen Gebiet der Naturerscheinungen die beweiskräftigsten und zugleich interessantesten Thatsachen und Beispiele auszuwählen — eine Kunst, welche selbst der Erweis der höchsten Wissenschaftlichkeit ist. Dr. Klein versteht diese Kunst. Man lese z. B. die ausgezeichnet klare Exposition der Gebirgs- und Gletscher-Entstehung, der Vulkanismus-Theorien, der atmosphärischen Verhältnisse, die Schilderung der Höhlenwelt voll spannender Details, die fesselnd charakterisirten Bilder der Steppen, Haiden, Tundren, Wüsten. Man darf sagen, daß Alles, daß der ganze Stoff in einem von Anfang bis Ende gleich sehr fesselnden, klar und lückenlos fortschreitenden Strom der Darstellung aufgenommen ist. — Zollen wir endlich auch der illustrativen Ausstattung seitens der Verlagshandlung unser volles Lob. Solche Bilder nach stofflichem Interesse und technischer Trefflichkeit sind bislang zur physischen Geographie nicht geboten worden. Werthvoll und mannigfaltig, neu und interessant erhöhen sie den Werth des Buchs, das nun für Haus und Familie, wie für Lese-, Schul- u. a. Bibliotheken bestens empfohlen sei und dessen zweiter Theil nun zu Pflanzen- und Thierwelt in gleicher Behandlung fortschreiten wird."

(Staatsanzeiger für Württemberg. 14. Nov. 1880.)

„Dieses Werk erscheint in Lieferungen à 50 Pf.; 15 derselben liegen hier vor und in circa 50 soll es beendet sein. Ich bin ein Gegner der Lieferungsausgaben, denn oft genug kommt es vor, daß nur die ersten Hefte pünktlich und in gleichmäßig guter Ausstattung erscheinen, während dann die andern Hefte in jeder Beziehung nachhinken! — Die vorliegenden 15 Hefte sind nach Form und Inhalt ganz vorzüglich, ja die Ausstattung ist durch die große Menge künstlerisch ausgeführter Abbildungen hoch elegant. Die Darstellung ist fesselnd, allgemein verständlich und doch streng wissenschaftlich. So kann das Buch jedermann dringend empfohlen werden; insbesondere eignet es sich für Bibliotheken, auch für Schulbibliotheken."

(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung. 1881. Heft 1.)

„On ne saurait trop recommander cet ouvrage de géographie physique, qui est un livre de première valeur."

(Revue géographique internat. 1880. No. 55.)

8. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Häuptlinge der Osage und Assineboins (Yellow Stone River, Missouri).

Digitized by Google

kennen, welches mit seinem Gegensatz „Tokoi" das dritte Wort in der Unterhaltung bildet. Jenes heißt „schlechter", dieses „guter Gebrauch". Mugul ist also der Ausdruck für etwas nach dem konventionellen Sittlichkeitskodex der Inseln Verwerfliches; denn so locker in geschlechtlicher Beziehung die Sittlichkeit ist, so fest begründet ist in dem durchaus aristokratischen Staatswesen die Etikette. Bei vollständig mangelndem oder doch nur ganz unklarem Verständnis von der ethischen Bedeutung der Gesetze können natürlich die Einzelnen in ihrem Verkehre unter einander immer nur die Gewohnheit, die Sitte zur Richtschnur ihres Handelns nehmen.

Auch die Palau zerfallen in eine Menge kleiner Staaten, deren mehrere oft auf einer und der nämlichen Insel Raum finden. Im Staate Aibukit auf Bathethaub herrschen, wie Semper berichtet, zwei Könige, der „Mad" und der „Krei". Beide Männer hießen in ihrer Jugend anders, vertauschten aber bei ihrem Amtsantritte ihren Namen mit diesen unwandelbaren Titeln ihrer Würde. Das gleiche Vorrecht besitzen bloß noch die „Rupack", die eigentlichen Fürsten, welche die erste Klasse der Bevölkerung bilden. Mad ist der eigentliche König, dem als solchen, neben dem Vorsitze im Fürstenrate die alleinige Entscheidung und Sorge über die religiösen Feste und Alles, was mit dem Ahnenkult sich verbindet, zusteht. Zweiter im Staate ist der „Krei", der Krieger und Feldherr, sowie Anordner aller öffentlichen und Gemeindearbeiten, ein echter Majordomus. Im Fürstenrate sitzt er dem Mad gegenüber, und jedem schließt sich auf seiner Seite ein Gefolge kleinerer Fürsten an, und zwar nicht bloß im öffentlichen Leben. Jeder der beiden Fürstenhäupter ist nämlich zugleich auch Vorsteher seines Gefolges, mit welchem er zusammen ein großes Haus, hier „Bai" genannt (= Fel auf Mortlock) besitzt und worin die Mitglieder dieser merkwürdigen Vereinigung oder Klubs, des sogenannten „Clöbbergöll", die Nächte und einen großen Teil des Tages zubringen. In der zweiten Klasse der Bevölkerung, der sogenanten kleinen Fürsten („Kikerirupack") oder derjenigen der Freien sowohl wie in der dritten, der Hörigen — des „Armeau" — finden sich ähnliche aber viel zahlreichere Clöbbergöll, die sich am besten wohl noch mit unseren Regimentern vergleichen lassen. Denn in der That herrscht hier eine allgemeine Wehrpflicht, wie sie weitgehender und in alle socialen Verhältnisse tiefer eingreifend wohl kaum gedacht werden kann. Die Männer der Clöbbergöll haben nämlich ohne Widerrede, falls sie nicht um ein schweres Stück Geld gestraft werden wollen, bestimmte öffentliche Arbeiten zu verrichten, und zwar: 1) Dienst im Kriege zu Lande wie zu Wasser; 2) Fronarbeiten bei Gelegenheit der Abhaltung aller öffentlichen Feste ohne Unterschied; 3) das Bauen der Häuser, in welchen die Clöbbergöll wohnen; 4) das Nähen der Segel zu den Kriegsböten; 5) das Fangen gewisser Fische. Alle solche Arbeiten im Dienste der Clöbbergöll oder des Staates werden durch das unübersetzbare Wort „Makesang" bezeichnet. Vom fünften oder sechsten Jahre an sind alle Knaben gezwungen, in einen solchen Clöbbergöll einzutreten. Aber in ihnen sind die Freien und die Hörigen nicht streng von einander geschieden, wenngleich jene immer den Vorrang haben, einmal als Freie, dann aber auch, weil aus ihrer Zahl die eigentlichen Fürsten, teils nach Erbfolgegesetzen, teils durch Wahl genommen werden. Während also von diesen viele nur bis zu einem gewissen Lebensalter einem der zahlreichen niederen Clöbbergöll angehören, dann aber als Rupack in den Fürstenkongreß eintreten, bleiben jene, die Männer des Armeau bis an ihr Lebensende in den Regimentern zweiter Ordnung. Eine Trennung findet hier nur insofern statt, als in jedem einzelnen Clöbbergöll, welcher im Durchschnitt etwa 35—40 Mann zählen mag, immer nur gleichalterige Knaben oder Männer zugelassen werden, so daß ein jeder von ihnen während seines Lebens (normaler Dauer) wenigstens drei oder vier verschiedenen Clöbbergöll angehört hat. (Semper, Palauinseln, S. 35—37.) Jeder Clöbbergöll hat seinen besonderen Namen.

In ganz ähnlicher Weise wie die Männer bilden auch die Weiber ihre Genossenschaften, die wie bei jenen ihre Anführer haben und die denen der Männer gegenüber die Rechte einer anerkannten Körperschaft besitzen, ohne freilich an den öffentlichen Arbeiten und am Kriege teilnehmen zu müssen oder ihre Mitglieder zum Bewohnen gemeinschaftlicher Häuser zwingen zu können. Ihre Arbeiten im Hause und Felde besorgt jede Hausfrau für sich allein, und sie haben höchstens bei den häufigen Festen zu Ehren fremder Gäste einige kleinere Hülfeleistungen gemeinschaftlich zu verrichten. Es scheint also, daß

Digitized by Google

das Bedürfnis nach einer gewissen Repräsentation im Staate, von den Frauen gefühlt und von den Männern anerkannt, diese Weiberclöbbergöll hervorgebracht und ihnen die mancherlei Vorrechte gewonnen hat, welche sie zweifellos besitzen. (A. a. O., S. 72—73.) So wie jedes Individuum einen Busenfreund, „Sakalil" (d. h. „mein Freund") besitzt, kann auch jeder Clöbbergöll sich einen oder mehrere solche Sakalik, ja gleich einen ganzen anderen Clöbbergöll auf einmal dazu erwählen. Die Stellung eines Sakalik ist eine sehr bevorzugte; ihm wird nichts versagt, dafür aber muß er sich auch ganz ihrem Dienste weihen. Die Versammlungsorte eines Weiberclöbbergöll darf z. B. kein anderer Mann betreten als der oder die erwählten Sakalik. Natürlich herrschen auf den Palau nach unseren Begriffen recht leichtfertige Sitten im Verkehre der beiden Geschlechter. Es ist „Mugul", daß ein Mann in dem Hause schläft, wo seine polygamische Familie wohnt; deshalb bringt er die Nacht im Bai seines Clöbbergölls zu. Mann und Frau sehen sich nur des Tages und auch nur in ihren Häusern; auf der Straße kennen sie sich nicht. Ist nun eine Frau ihrem Manne böse, so läuft sie in das nächste Bai; dann muß der Mann, wenn er sich wieder mit ihr versöhnen will, sie durch ein Stück Geld von dem Clöbbergöll auslösen, dem das Bai gehört. Mag er nicht zahlen, so hat er kein Recht mehr an sie. Dann bleibt sie bei den Männern des Clöbbergölls so lange, bis ein anderer Mann, der mächtiger war als ihr früherer, sie von jenen loskauft. Es ist ganz allgemeine Sitte, daß die Frauen in dieser Weise ihren Männern einmal davonlaufen. Es leben aber auch immer zur Bedienung unverheiratete Mädchen „Armungul" im Männerbai, welche an dem freien ungebundenen Leben, das sie als solche dort führen, ganz besonders aber an der Bedienung seitens der verheirateten Frauen Gefallen finden; letztere müssen nämlich den Armungul im Bai täglich Nahrung bringen, denn da die rechtmäßige Gattin vor der Welt niemals zeigen darf, daß sie mit ihrem Manne in so vertrautem Verhältnisse lebe, so würden die Männer auch keine Bedienung mehr haben. Die Armungul bleiben gewöhnlich drei Monate lang in dem Bai, lernen hier den Männern dienen und ihnen gehorsam sein, und wenn sie zurückkehren, so bringen sie ihren Eltern ein hübsches Stück Geld mit. Es ist dies, so denkt das weibliche Geschlecht auf den Palau, eine köstliche Sitte. Als ein ganzer Weiberclöbbergöll einmal nächtlicherweise zum Männerclöbbergöll eines anderen Eilandes entflohen war und Dr. Semper eine befreundete Insulanerin mit Vorwürfen über diesen Unfug befrug, warum sie nicht bei Tage abgereist seien, erhielt er folgende, die Denkweise jener Menschen charakterisierende Antwort: „O, Doktor, das geht nicht, dann würden es ja die Männer des Dorfes sehen und dann gäbe es einen harten Kampf. Denn diese dürfen eigentlich die Mädchen nicht fortziehen lassen, drum geschieht es bei Nacht, damit sie es nicht merken und Streit anfangen. Es wäre so schade, wenn dabei einige unserer Männer umkämen; es hilft ja doch nichts, denn in ein Bai müssen nun einmal die jungen Mädchen, wenn sie erwachsen sind. Das ist unser Makesang. Wenn ein junger Clöbbergöll in das richtige Alter kommt, so muß er irgend wohin gehen, und keins von den Mädchen darf dann zurückbleiben; thut eine es doch, so schelten ihre Eltern sie aus, und sie findet auch so leicht keinen Mann, denn nun heißt sie überall im Staat ein ungeschicktes dummes Mädchen, das nicht zur Frau taugt. Aber die andern, wenn sie heimkehren, verheiraten sich rasch." (A. a. O., S. 324.) Professor Semper vermutet, daß das Bai mit dem so scharf ausgeprägten getrennten Leben der Geschlechter eigentlich papuanischen Ursprungs sei und bringt dafür einige Anhaltspunkte, woraus er schließt, daß in ganz Melanesien früher ähnliche Einrichtungen bestanden haben mochten, wie sie auf Palau im Clöbbergöll ihre schärfste, kürzeste Bezeichnung gefunden. Aber auch in Mikronesien finden sich Anklänge an denselben. So besaßen die Chamorro auf den Ladronen die Einrichtung der „Ulitao", Gesellschaften, welche in den einzelnen Dörfern gewisse Häuser besaßen, in denen sie Orgien feierten, die bis zur Blutschande führten; der Verkehr mit ihnen hatte für die Mädchen so wenig Entwürdigendes, daß er vielmehr für eine Ehre galt. (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. V, Abteil. 2, S. 148—149.) Nach den vorhandenen Berichten sind diese Ulitao ganz dasselbe wie die Clöbbergöll auf den Palau gewesen.

Trotz der dem weiblichen Geschlechte eingeräumten Freiheiten, wird die Ehe auf den Karolinen doch für heilig gehalten, die Frau sorgfältig und eifersüchtig behütet. Obwohl jedes Vergehen seinen ganz bestimmt abgeschätzten Wert in dem landesüblichen Scherbengelde (bunte Glasscherbe oder Henkel eines alten Topfes) hat, so besitzt ein Palauehemann, wenn er seine Nebenbuhler in flagranti ertappt, das Recht, augenblickliche Sühnung durch Tötung desselben zu nehmen und das angebotene Geld zurückzuweisen, wenn er will. Allgemein ist auf den Palau auch die Sitte des Annehmens der Kinder,

Digitized by Google

namentlich der Knaben, und diese werden so gänzlich mit den eigenen verschmolzen, daß sie häufig im späteren Alter das Bewußtsein, eigentlich einer anderen Familie anzugehören, gänzlich verlieren.

Auf den Palau vererbt sich die Thronfolge in der weiblichen Linie, aber es sind immer nur die männlichen Kinder der Schwester des Königs, welche den Thron besteigen. Im Grunde genommen, bildet jedes Dorf einen Staat für sich; jeder derselben hat auch für die entsprechenden Aemter seine besonderen Titel, die niemals die nämlichen sind wie im Nachbarstaate. Sehr eigentümlich ist der „Klilt", d. i. der erste Halswirbel der indischen Seekuh (Halicore dujong), der seit jeher als wirklicher Männerorden betrachtet wird. Der König allein hat das Recht ihn zu verleihen; er auch allein kann ihn dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Prozedur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gezwängt; dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Diese Auszeichnung können nur Fürsten und Freie erhalten. Die Männer des Armeau bekommen ihn nie, und Frauen ebensowenig. Auf den Marshallinseln haben Macht und Ansehen der Könige und Häuptlinge, vor dem Eintreffen der englischen Missionäre sehr bedeutend, wesentlich abgenommen. Früher war auch ein Krieg bei diesen Völkerschaften nichts Ungewöhnliches; wenn solche jetzt noch vorkommen, verlaufen sie ziemlich unblutig.

Diese Kriege bestehen auf den Marshall hauptsächlich darin, daß eine Partei der anderen möglichst viel Kokospalmen zerstört und Hütten abbrennt. Zu einer Schlacht kommt es fast nie. Die eine Partei — gewöhnlich die schwächere — befestigt einen Platz mittelst einer dicken, trockenen Steinmauer. An den beiden schmalen Eingängen werden unschuldige alte Kanonen aufgestellt. In dem inneren Raume steht Hütte an Hütte und beherbergt Habseligkeiten und Familie. Die Krieger sind von Kopf bis Fuß eingeölt, Federn und Papierstreifen tragen sie in den Haaren, Kränze und Muschelverzierungen um Hals- und Handgelenke. So stolzieren sie majestätisch zwischen den Hütten umher. Statt der früheren Speere, mit Flinten und Büchsen, hie und da auch guten Rifles bewaffnet, macht die eine Partei der Eingeschlossenen gegen die Belagerer Ausfälle, in denen viel Pulver verschossen wird, ohne daß der Ausgang besonders blutig wäre. Drei bis vier Tote sind wohl das Höchste in einem Monate. Schließlich wird dann die belagernde Partei müde und zieht unverrichteter Sache wieder ab oder sie erhält durch Uebergang oder Hinzuziehung anderer Eingeborenen von einer benachbarten Insel ein wesentliches numerisches Uebergewicht; die eingeschlossene Partei wird ausgehungert und ergiebt sich. Der Anführer und vielleicht einige seiner Nächststehenden werden getötet und der Krieg ist beendet, aber Land und Bäume so verwüstet, daß für die nächsten 6—8 Monate die größte Not herrscht, die in der Ratakkette schon öfters so hoch stieg, daß die Eingebornen Ratten aßen.

Dem Tanze und Gesange liegen alle Insulaner Mikronesiens mit besonderer Vorliebe ob. Die Tänze bestehen in Bewegungen nach dem Takte eines einförmigen Gesanges; am thätigsten ist dabei der Oberkörper, während die Beine verhältnismäßig ruhig bleiben. Früher kamen häufig auch obscöne Tänze vor, die aber jetzt, wo Europäer und Missionäre ansässig sind, nur mehr bei geschlossenen Thüren aufgeführt werden. Sehr reich an verschiedenen Tänzen sind die Palauinseln, wo es deren besondere für Männer und für Weiber giebt; einen der letzteren schildert sehr anschaulich Professor Semper (Die Palauinseln, S. 250—251), welcher uns auch noch mit dem sehr ausgelassenen Mondscheintanz der Weiber (A. a. O., S. 294), dem nur von Knaben ausgeführten Ratten-

Digitized by Google

tanz (A. a. O., S. 293) und dem heiligen Tanze „Ruck" (A. a. O., S. 305, 311—312) bekannt macht. So wie ihre Sagen, stammen diese Tänze der Palauinsulaner zum guten Teil aus Yap, mit welcher Insel sie seit jeher in intimem Verkehr standen.

Religionswesen.

Die religiösen Vorstellungen in ganz Mikronesien zeigen eine große Aehnlichkeit mit denen der Polynesier, unterscheiden sich aber von ihnen darin, daß die bei diesen hervortretende rücksichtslose Verschwendung des Menschenlebens fehlt. Sie glauben zwar an obere, allgemeine, dann an niedere Gottheiten, aber nur letztere, welche aus der Vergötterung gestorbener Vorfahren hervorgegangen, genießen wirkliche Verehrung; die eigentliche Religion in Mikronesien ist also wesentlich Ahnenkult. So war es schon bei den Chamorro, so ist es noch im Mulgravearchipel und auf den Karolinen. Natürlich führen diese Gottheiten überall verschiedene Benennungen. Auf den Palau spielen die „Kalid" eine große Rolle. Nach Semper sind diese Kalid völlig identisch mit den Totem der Amerikaner; Kalid heißt in der Palausprache: Heilig, geheiligter Gegenstand, Priester. Jeder Bewohner hat seinen besonderen Kalid, vielleicht ein Erbstück seiner Vorfahren; ganz sicher hängt es gleichfalls mit ihren Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammen. Ein Insulaner erklärte: „Wir nennen Kalid Alles was im Meere und im süßen Wasser lebt; aber auch alle Tiere, vor denen wir uns fürchten; wir glauben, daß unsere Vorfahren in ihnen leben. Deshalb hat jeder von uns einen andern Kalid." (Semper, die Palauinseln, S. 193.) Die Kalid haben einstens auf Erden gelebt, sind aber längst in den Himmel gezogen, von wo sie mitunter noch herabsteigen, um unter den Menschen zu wohnen und für die Aufrechterhaltung der guten alten Sitte zu sorgen. Es ist dies dann ein Mensch, dessen sich der Kalid als seines Sprachorganes bedient. (A. a. O., S. 284.) Bilder der Götter und Tempel fehlen fast überall; der Kultus besteht im Mulgrave- und Karolinenarchipel in Opfern von Lebensmitteln und Blumenkränzen, verbunden mit Gebeten und großen Festlichkeiten. Allgemein ist der Glaube an Zauberei, an das Tabu, welches die nämlichen Wirkungen wie in Polynesien besitzt, und an ein zukünftiges Leben in einer anderen Welt. Die Bestattungsweise der Toten ist verschieden. In den Gilbert wird die Leiche gewaschen, bekleidet und geölt, dann eine Zeitlang öffentlich ausgestellt bis alles Fleisch vertilgt ist, worauf die Knochen gereinigt und begraben oder auch sonst aufbewahrt werden. Auf den Marshall werden nach Hernsheim die Toten nach zwei Tagen in eine Matte gehüllt und in die See geworfen. Die Karolinier bedienen sich der ersteren von diesen zwei Arten für die Vornehmen, der zweiten für die Armen, nur übergeben sie dieselben dem Meere auf Bretter oder in kleine Böte gelegt. Trauergebräuche sind allenthalben heftige Klagen, besonders der Weiber, in den Marshall auch

Digitized by Google

Tänze. Den nächsten Anverwandten des Verstorbenen und in erster Linie dem Bruder werden dort Geschenke gebracht, die er erwidern muß. Auf einigen Eilanden der Karolinen plündert man das Eigentum des Toten.

Priester giebt es überall, sowohl auf den Karolinen, wo sie bedeutenden Einfluß besitzen und Beschwörungen wie Orakelverkündigungen ausführen, als auf den Gilbert- und den Marshallinseln, und Meinicke ist im Irrtum, wenn er letzterer Gruppe Priester abspricht. (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 338.) Hernsheim sagt ausdrücklich, daß die Zunft der Priester („Dri-kanan"), welche hauptsächlich aus Wahrsagern bestand, auch heute noch dort existiert.

Gott („Anith") erschien ihnen und offenbarte die Zukunft. Während einer solchen Erscheinung, die 1—2 Tage zu dauern pflegte, nahmen sie keine Speisen zu sich. Sie aßen und tranken niemals aus schon benutzten Gefäßen und zerbrachen die Schale, nachdem sie daraus getrunken hatten. Sie wurden über mutmaßlichen Wind und Wetter, Sieg und Ernte befragt, auch zu Kranken gerufen, jedoch nur um auszusagen, ob der Betreffende leben oder sterben würde. Heilmittel waren und sind fast ganz unbekannt. Warmes Wasser, einige Blätter, besonders aber Reiben, das von alten Frauen unter Beschwörungsformeln besorgt wird, sind die einzigen Medikamente. Hingegen war es Sitte, daß die Freunde zum Erkrankten kamen, trockene Pandanusblätter mitbrachten und solche in gleich große Abschnitte zusammenfalteten; kam der letzte Abschnitt mit den übrigen von gleicher Länge aus, so wurde dies als ein gutes Omen für die bevorstehende Genesung angesehen; andernfalls wurde der Kranke je nach der Länge des übrig bleibenden Stückes an einen mehr oder weniger entfernten Ort gebracht. Diese und noch manche andere Gebräuche sind teils gänzlich verschwunden, teils im Aussterben begriffen.

Die jetzigen Bewohner der Ladronen sind alle schon seit zwei Jahrhunderten katholische Christen; auf den übrigen Archipelen Mikronesiens haben sich hie und da evangelische Glaubensboten niedergelassen. Auf den Marshallinseln, in denjenigen Distrikten, wo die englische Mission Stationen errichtet hat, ist etwa ein Zehntel der Eingebornen zum Christentum übergetreten, jedoch besteht nach Hernsheim der Uebertritt meist nur in Aeußerlichkeiten. Die Konvertierten tragen insgesamt kurze Haare, die Männer Hemd und Strohhut, die Weiber eine Jacke oder ganzen Ueberwurf. Dann äußern sie ihr Christentum noch durch das Absingen einiger frommen Lieder und durch den Besuch der Kirche. Liedersingen und Kirchenbesuch sind aber von den meisten dieser Neochristen längst wieder aufgegeben. Daß nun die Eingebornen von den Missionären etwas gelernt haben und daß namentlich die in Ebon lebenden weißen Missionäre sich in ihrer Art bemühen, die Eingebornen kultivierter zu machen, ist nicht zu bestreiten. Viele ihrer Zöglinge können lesen, manche schreiben und sogar ein wenig rechnen; sie haben einen Begriff von Geld, und da sie ja von den Missionären hören, daß in den Vereinigten Staaten ein Arbeiter 2—3 Dollars pro Tag verdient, verlangen auch sie neuerdings einen Dollar pro Tag, obschon natürlich ihrer fünf nicht so viel leisten wie ein Europäer. Nur wenige Vornehme und keiner der Häuptlinge haben der Polygamie entsagt und in der Moralität der Mädchen und Weiber ist durchaus keine Besserung eingetreten. Diebstahl und Trunkenheit sind in Zunahme und die Tugend der Dankbarkeit noch ebenso unbekannt wie früher.

Digitized by Google

Die Polyneſier.

Allgemeines.

Den ganzen Oſten der pazifiſchen Inſelflur bewohnen die hellhäutigen malayiſchen Polyneſier, zu welchen die Inſulaner Mikroneſiens, wie wir ſahen, in allernächſter Verwandtſchaft ſtehen. Von kleineren Eilanden abgeſehen, ſind demnach polyneſiſch: die Inſelgruppen von Samoa (Schiffer- oder Navigatorinſeln), Tonga (Freundſchaftsinſeln, Friendly islands), Ellice (Laguneninſeln), Tokelau (Unionsinſeln) Rarotonga (Cooks- oder Herveyinſeln), Tupuai (Auſtralinſeln), Tahiti (Geſellſchaftsinſeln, Society islands), Manihiki, Paumotu oder Tuamotu (Gefährliche oder Niedrige Inſeln), Mangareva (Gambierinſeln) und Markeſas (Waſhingtoninſeln oder Mendaña-Archipel). Daran reihen ſich die Bewohner einzelner Eilande, welche vereinſamt im Ozean umherliegen, darunter Waihu oder die Oſterinſel, das öſtlichſte aller von Polyneſiern bewohnten Eilande, ferner zwei größere aber völlig abgelegene Inſelkomplexe, nämlich der Hawaiiarchipel oder die Sandwichinſeln im Norden und Neuſeeland im Süden. Dieſen beiden letzteren ſollen beſondere Abſchnitte gewidmet werden, während ich die Polyneſier der übrigen Gruppen in einer gemeinſamen Schilderung vereinigen will.

Schädel eines Kanaken von Hawaii.

Nach den Verſicherungen der meiſten Beobachter zählen die Polyneſier an Körperſchönheit zu den vornehmſten Menſchenſtämmen. Cook und ſeine Begleiter, namentlich die beiden Forſter, haben von der Schönheit jener Inſulaner begeiſterte Schilderungen entworfen. Allein auch kühlere Naturen beſchreiben die Polyneſier übereinſtimmend als ſchön und gut gebaut, ſtark und muskulös, groß

von Geſtalt, den Europäern gleich, wo nicht noch größer, dabei fleiſchig, vor allem, obſchon nicht ausſchließlich, die Vornehmen. Dieſe ſchönen Menſchen ſtehen nun an Civiliſation den Papua weit voran, was phyſiſch ſeinen Ausdruck in der bedeutend höheren Schädelkapazität von 1481 ccm gegenüber 1283 ccm bei den Papua gefunden hat. Sie liefern zugleich einen neuen Beweis für die auffällige, allerdings ſonſt nicht weiter erklärliche Thatſache, daß die Befähigung zur Geſittung in der Regel mit der Helle der Hautfarbe und der Schönheit der Körperbildung zu wachſen ſcheint. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt man vollauf berechtigt, die weißen und wohlgeſtalteten Raſſen als die höheren, edleren zu bezeichnen im Gegenſatze zu den dunkleren, welche zwar teilweiſe wohlentwickelte, ſelbſt athletiſche Völkerſtämme umfaſſen, unter denen ſich aber auch die körperlich am wenigſten begünſtigten Menſchenexemplare vorfinden. Wie Dr. Krauſes Unterſuchungen nun lehren, hat die polyneſiſche Raſſe in ihren Schädelverhältniſſen ſich bis heute rein und unvermiſcht auf den Tongainſeln, vielleicht auch auf dem benachbarten Ellice- und Herveyarchipel erhalten. Es iſt dies ein exquiſit brachykephaler Menſchenſchlag; er bildet äußerlich den geraden Gegenſatz zu der dolichokephalen Papuaraſſe und iſt im allgemeinen in der Südſee viel ſeltener vertreten. — Des Vergleiches halber ſtellen wir hier einen dolichokephalen Papuaſchädel und einen brachykephalen Polyneſierſchädel neben einander, wobei wir nur bemerken, daß der letztere aus Hawaii ſtammt, alſo nicht einmal zu den allerreinſten Vertretern des polyneſiſchen Typus gehört. Der Gegenſatz iſt übrigens immerhin auffallend genug. — Von den Tonga- und Samoainſeln als Centrum ſoll nun nach Friedrich Müller die Beſiedlung der

Schädel einer zwanzigjährigen Papuanin von Neuguinea.

meisten polynesischen, ursprünglich von langschädeligen dunklen Menschen bewohnten Inseln durch diese Kurzköpfe vor sich gegangen sein, und J. D. E. Schmeltz stützt diese Ansicht durch die interessante Beobachtung, wie auch in unseren Tagen ein analoger Vorgang sich vollzieht und teilweise schon vollzogen hat: wie nämlich die weiße Rasse der Europäer, Samoa vor ungefähr dreißig Jahren zum Ausgangspunkte nehmend, sich Schritt für Schritt weiter ausgebreitet hat und noch ausbreitet und wie vor ihr sowohl die gelbe als auch die schwarze Rasse rasch verschwindet. Aus ganz ähnlichen Ursachen erklärt sich das kraniologische Verhalten der Bewohner auf den eigentlich polynesischen Inseln, auf dem Hervey-, Gesellschafts-, Markesas-, Austral- und Paumotuarchipel. Dort tritt nämlich wieder die Erscheinung zu Tage, daß mit der Entfernung von dem eigentlichen Herde des brachykephalen Typus, also von den Tongainseln, der Längenbreitenindex in geradem Verhältnis abnimmt. Der ganz enorme Einfluß, welchen die von Westen kommenden fremden Stämme auf die mit ihnen zusammentreffenden dunkeln Menschen hatten, kann nur seinen Grund darin haben, daß sie ihnen an Bildung weit überlegen waren, ganz so wie heutzutage ihnen die Europäer. Ueberall wohin sie kamen, sei es als Eroberer, sei es nur im Verkehr, haben sie den Bewohnern den Stempel ihres geistigen Wesens aufgedrückt in Sitte, Sprache und Religion. Auf manchen Inseln ist gewiß die Einwanderung der malayischen Polynesier an Zahl eine geringe gewesen, so daß nur die herrschende Klasse, die Adelsfamilien, von ihnen gebildet wurden, infolge dessen die Vermischung mit der Urbevölkerung bloß eine schwache sein konnte und der ursprüngliche Typus nur wenig modifiziert wurde.

Die polynesischen Sprachen (siehe Fried. Müller, Linguistischer Teil der Novarareise, S. 296—316) bilden mit den malayischen einen Sprachstamm, der unabhängig dasteht und mit keiner anderen Sprache der Welt zusammenhängt. Sie sind Abkömmlinge einer gegenwärtig nicht mehr existierenden Ursprache, welche sich in drei bis vier Aeste teilte zu einer Zeit, als ihr Bau noch nicht vollendet war. Wahrscheinlich, meint Müller, war sie in Bezug auf grammatische Ausbildung nicht über die Wurzelvariation hinausgekommen. Es stimmen daher sämtliche malayo-polynesische Sprachen in allen jenen Punkten überein, welche in der Ursprache bereits ausgeprägt vorlagen, wie Lautsystem, allgemeine Form der Stammwörter, Inventar der Formelemente und das Prinzip der grammatischen Formung. In Betreff der Entwicklung bilden sie eine Stufenleiter, auf deren untersten Stufe die polynesischen Idiome sich befinden. Man nennt sie schön, doch sind sie wegen ihres Vokalreichtums monoton und nach manchem Urteile auch hart. Um noch Einiges zu erwähnen, sei bemerkt, daß das Samoanische nur 14 Buchstaben besitzt, daß man Sámoa und nicht Samóa sagt, daß man nach älterer Sitte oft Toga schreibt, aber Tonga ausspricht (denn das n ist rein nasal), sowie daß besondere Zahlformen für verschiedene Dinge bestehen, für „zwei Menschen" beispielsweise ein anderes Zwei als für „zwei Bäume". Auch sind manche Sprachformen verschieden, je nachdem man von Adeligen oder Nichtadeligen spricht. Besonders eigentümlich aber berührt uns gegenwärtig die Häufigkeit jener Wörter, die aus dem Deutschen herübergenommen sind. Bei der früheren

Digitized by Google

Abgeschlossenheit des Volkes mußte sich fast ein Drittel ihrer Sprache erst neu bilden. Abgesehen von den biblischen Ausdrücken gab es Tiere und tausenderlei Kulturbedürfnisse, von denen die Polynesier niemals gehört hatten. Unter den ersten Pionieren der Kultur, seien sie nun Matrosen, Kaufleute oder Missionäre gewesen, müssen sich aber wohl sehr viele Deutsche befunden haben. So kommt es, daß fast alle Tiernamen: Löwe, Ziege, Bär und dergleichen, deutschen Ursprunges sind. Noch neulich erst hat Herr Weber, der bisherige deutsche Konsul in Apia, das Wort „Kaisa" für die höchste Herrscherwürde in die Sprache von Samoa eingeführt.

Von den drei großen Inselkomplexen der Südsee, Melanesien, Mikronesien und Polynesien ist die Bevölkerung des letzteren, die polynesische Völkerfamilie, zweifelsohne die schönste und intelligenteste, dabei aber auch dem schnelleren Aussterben verfallen. Die rasche Bevölkerungsabnahme datiert erst von der Ankunft der Europäer und der Christianisierung her, also nur 50—100 Jahre zurück. Die melanesischen Inseln, wo das Christentum noch keinen Eingang gefunden, wo der Menschenfraß im vollsten Schwunge steht, sind wahrscheinlich die bevölkertsten der ganzen Südsee. Gegenwärtig ist Polynesien fast ganz christianisiert und die Bezeichnung der Eingebornen als eines wilden Stammes, als eines „Naturvolkes" ist nur noch halb zutreffend. Man darf sich nicht wundern, hie und da einen anscheinenden Wilden geläufig englisch reden zu hören, oder andere Kulturschnitzel nicht selten in den eigentümlichsten Verzerrungen vorzufinden. Allerdings haben im ganzen die Polynesier ihre Eigentümlichkeiten viel treuer bewahrt als manche andere Naturvölker; Hugo Zöller hat aber vollkommen recht, wenn er sagt: „auf die Schilderungen der Südsee aus den Zeiten Cooks, die ja heute nicht mehr zutreffen, sollte man aber doch nicht immer und immer wieder zurückkommen. Daß es in der Südsee ein halbes Hundert einheimischer Reiche giebt meist mit nachgeahmten europäischen Regierungsformen, mit Parlamentsverfassung und verantwortlichem Ministerium, daß deutsche, englische, amerikanische Kaufleute fast auf all den zahllosen Inselgruppen wohnen, daß Apia und andere Städtchen der Südsee sehr wohl mit den bescheideneren der deutschen Badeorte verglichen werden könnten, während auf einigen wenigen Inseln noch der Kannibalismus blüht — diese ganze ungeheure Verschiedenartigkeit der Entwicklung pflegt gänzlich unbeachtet zu bleiben. Kaum minder groß ist die allgemeine Unkenntnis in Bezug auf den Einfluß und die Machtausdehnung der verschiedenen europäischen Mächte." (Rund um die Erde. Köln 1881. 8°. Bd. I, S. 100—101.) Im nachstehenden will ich daher versuchen, nach Möglichkeit die jetzigen Zustände und Verhältnisse zur Anschauung zu bringen, und von dem was gewesen nur so viel heranziehen, als zum Verständnisse der Gegenwart erforderlich ist.

Digitized by Google

Körperbeschaffenheit.

Die Polynesier sind von mittlerer Größe, doch überragen sie an Statur alle übrigen Zweige der Malayen; Hände und Füße sind im Verhältnis klein, Arme und Beine nervig, letztere jedoch etwas verkürzt. In manchen Fällen kann der sehnige wohlproportionierte Körperbau der Männer beinahe athletisch genannt werden. Die Tahitier z. B. schildert Fenton Aylmer als einen gutgewachsenen, hellolivenfarbigen Menschenschlag mit schönen Augen, schönen Zähnen und schönem Haar (Aylmer, A cruise in the Pacific, Bd. I, S. 202), und Darwin als sehr groß, breitschulterig, athletisch und wohlproportioniert. Die Paumotu unterscheiden sich von den Tahitiern nur durch eine tiefere Hautfarbe und kleineren, mehr gedrungenen Wuchs. Die Tonganer sind hochgewachsene stattliche Leute mit schönen klugen Gesichtern.

Die so vielfach gepriesene Schönheit der Polynesier gilt im allgemeinen bloß von den Männern. Aylmer preist zwar auf Nukuhiwa den untadelhaften Wuchs der Frauen und Mädchen, namentlich Füße und Knöchel waren sehr anmutig geformt, Charles Darwin aber, und mit ihm die meisten gewissenhaften Beobachter erklären sich in Bezug auf die persönliche Erscheinung der Frauen für sehr enttäuscht; sie stehen den Männern in allen Beziehungen bei weitem nach. (Reise eines Naturforschers um die Welt. Deutsch von J. Viktor Carus. Stuttgart 1875. 8°. S. 464.) Und der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, sagt von Samoa: „Die Samoaner sind um vieles hübscher als die Chinesen, aber ein auch nur annähernder Vergleich mit der weißen Rasse ist trotzdem nicht möglich. Die schönste Samoanerin würde doch nimmer nur mit einem hübschen deutschen Bauernmädchen verglichen werden können. Um feinere Züge darzustellen, dazu sind die Nasen zu breit, stehen die Backenknochen zu sehr hervor. Schöne Frauen würde man nur schwer, hübsche sehr leicht herausfinden können, so lange sie noch jung sind." (Rund um die Erde, Bd. I, S. 112.) Auch von den Penrhyninsulanerinnen bestätigt Lamont: bis zu zwanzig Jahren sind Mädchen wie Frauen anziehende Geschöpfe, mit dem vorrückenden Alter werden sie aber immer hexenhafter. Der Körperbau der Polynesierinnen ist etwas untersetzt und plump, der Busen zwar fest und selten herabhängend, aber, wie für den malayischen Typus überhaupt charakteristisch, spitz zulaufend. Die Samoanerinnen allerdings werden höchlich entstellt durch die börsenförmige Ausdehnung der Brüste. Da ihre Erschlaffung aber erst nach der Heirat und der Mutterschaft eintritt, so mag die Entstellung teilweise daher rühren, daß die Mütter den Kindern, die sie bis zum zweiten Jahre säugen, die Brüste über die Schulter zu reichen und die Kinder sich am Rücken der Mutter hängend zu ernähren pflegen. (Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 141—142.)

Der Schädel der Polynesier ist breit und hoch. Dr. Krause berechnet für die Tongaschädel einen Breitenindex von 83,5, einen Höhenindex von 82,2 und einen Breitenhöhenindex von 100,9. Sie zeigen alle eine hohe, steile, breite Stirne, flach und steil nach unten abfallendes Hinterhaupt, zu beiden Seiten herausstehende Tubera parietalia, breites Gesicht, große Augen, geringe Prognathie. Anatomische Unregelmäßigkeiten sind verhältnismäßig selten. Diese Darstellung findet allerdings nur auf die echten Polynesier, speziell auf die Tonganer Anwendung. Weiterhin ändern sich etwas die Verhältnisse. Namentlich weicht die strenge Kurzköpfigkeit einer in wechselnden Grenzen sich bewegenden Mesokephalie. Dr. Krause hat leider für die übrigen Archipele Polynesiens nur über

Digitized by Google

einzelne oder wenige Schädel verfügen können, seine daran vorgenommenen Messungen bestätigen indes im allgemeinen die von Welcker gewonnenen Resultate. Auf den Ellice- und den Herveyinseln herrscht noch der exquisit brachykephale Typus, sonst aber treffen wir Mesokephalen auf Samoa, auf den Markesas (Breitenindex 74), auf Tahiti (Breitenindex 75, nach Krause 77,5), auf den Paumotuinseln (Breitenindex 76,1), auf der Chathaminsel (Breitenindex 76). Was aber an allen diesen polynesischen Schädeln als besonderes Merkmal hauptsächlich ins Auge fällt, ist ihre ungewöhnlich hohe Kapazität. Bei den Tongaschädeln beträgt dieselbe, aus acht Exemplaren berechnet, durchschnittlich 1538,2 ccm, schwankend von 1720—1425, was also selbst mehr ist, als der für deutsche Schädel berechnete Hirnraum. Es stimmt dies zwar überein mit anderweitig gemachten Erfahrungen, wonach brachykephale Schädel im Mittel größere Kapazität besitzen sollen als dolichokephale; allein auch die polynesischen Mesokephalen weisen überraschende Schädelkapazitäten auf, so z. B. die Paumotu 1440, die Markesas und Tahiti 1465 und 1510 ccm.

Als allgemeine Charakteristik der polynesischen Gruppe kann man mit Dr. Krause sagen: sie „besitzt einen breiten Kopf, flaches breites Gesicht, orthognath, mit etwas hervorstehenden Backenknochen, Nase kurz und breit, eine in verschiedenen Abstufungen gelbbraune Haut, glattes grobes schwarzes Haupthaar und geringen Bartwuchs." (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy, S. 567, 568.) Und Friedrich Müller schreibt: „Der Schädel ist hoch (Breitenindex 76,30 nach Broca), von starkem Knochenbau, mit großen von einander abstehenden Seitenhöckern; die Scheitelbasis ist schmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abschüssig und viereckig, die Jochbögen stehen ein wenig vor, die Nasenbeine sind ein wenig abgeplattet und klein, die Schläfen flach, nach vorne konvergierend. Von oben betrachtet hat der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Die Nase ist bedeutend größer und mehr hervorragend, so daß sie in vielen Fällen beinahe adlerartig genannt werden kann (wie bei den Papua). Die Farbe der Haut ist um mehrere Töne dunkler, und zwar ist dies nicht so sehr unter dem Aequator, wie man glauben sollte (wo die Farbe gerade am hellsten ist), als vielmehr an den beiden äußersten Enden im Süden und Norden (Neuseeland und den Sandwichinseln) der Fall. Das Auge ist klein, schwarz, selten braun und von besonderer Lebendigkeit. Das Haar ist schlicht, grob, mit einer Anlage zum Kräuseln, von schwarzer Farbe mit einem Stich ins Blaue, seltener rötlich oder flachsgelb, wahrscheinlich infolge einer Beizung mittelst Korallenkalk. Der Bartwuchs ist besser entwickelt als beim Malayen; der Bart ist gleich dem Haare etwas zum Kräuseln geneigt, was wohl auf die Mischung mit papuanischem Blute zurückzuführen sein dürfte." (Allg. Ethnographie, S. 334.) Die Hautfarbe durchläuft natürlich verschiedene Abstufungen. Im Gegensatze zu den kaffeebraunen Sandwichinsulanern und den Maori Neuseelands sind Samoaner und Tonganer ganz licht gefärbt, mehr goldgelb als die Chinesen, aber kaum eine oder zwei feine Schattirungen dunkler, dabei braunes oder rotblondes Haar, das man bei uns goldig nennen würde. Die Markesaner sind kupferfarben, während durchgängig deren Weiber fast weiß erscheinen, was wohl hauptsächlich dem Gebrauche zuzuschreiben ist, daß sie den Saft des Papawbaumes als ein Kosmetikum benutzen und sich von der ersten Jugend an damit einreiben. Die Leute auf Futuna sind braun.

Im allgemeinen sind die Polynesier gesund, verbreitet sind jedoch Ausschläge und die leidige Elefantiasis, welche auf Samoa ein heftiges Fieber begleitet, das in seinen Symptomen, aber nicht in dem periodischen Erscheinen, dem Wechselfieber ähnlich ist; häufig ist eine Art Flechte (Ichthyosis), wobei die Haut über den ganzen Körper in schuppigen Blättern sich loslöst. Zu großen Ringen gruppiert schreitet dieser Ausschlag immer weiter und kommt fast auf allen niedrigen Inseln vor, auch Augenübel sind nicht selten, am schlimmsten und verderblichsten jedoch die Skrofeln und Lungenleiden, deren Einfluß durch die Beschaffenheit der Wohnungen und Bekleidung noch sehr gesteigert wird; endlich sind durch den Verkehr mit den Europäern auch hier manche sehr gefährliche Krankheiten, wie Influenza, Masern, Blattern, Cholera u. s. w. eingeführt worden.

Digitized by Google

Moralische Eigenschaften und geistige Fähigkeiten.

Nach Charakter- und Geistesanlage bildet der Durchschnittspolynesier das Widerspiel des Papua. In seinem Benehmen zurückhaltend, höflich, ceremoniös, besitzt er ein phlegmatisches Temperament und tritt nicht gerne demonstrativ aus sich heraus, wie jener. Er ist ruhig und nicht streitsüchtig, dagegen kann er gegebenen Falles hinterlistig und im höchsten Grade grausam sein. Dem Kannibalismus — an sich überhaupt kein Merkmal niedriger Rassen, ja in sehr vielen Fällen eher des Gegenteiles — frönten die schöngeformten, hellpigmentierten Polynesier in eben solcher Ausdehnung und Heftigkeit wie die papuanischen Stämme, wenn sie letztere darin nicht gar übertrafen.

In der Gegenwart schwinden zwar nach und nach die paradiesischen Zustände, welche früher herrschten, aber mit ihnen auch der Kannibalismus und die Fehden, zu denen er führte, um einer wachsenden Bevölkerung Nahrung zu schaffen oder wenigstens Abwechslung in die vegetabilische Diät zu bringen, auf welche man durchgängig angewiesen war. In Hanavava auf Nukuhiwa zeigte man 1878 den Offizieren der „Ariadne" noch den Platz, auf welchem vor sechs Jahren der letzte Mensch verspeist worden war. Auf den Gesellschaftsinseln hat die Menschenfresserei längst aufgehört, allein auf den Markesas kommen noch dann und wann Fälle der Art vor, namentlich soll dies auf der Insel Dominica der Fall sein. (Allg. Zeit. vom 17. März 1877.) Die Bewohner von Futuna, welche früher nicht allein ihre Kriegsgefangenen verzehrten, sondern selbst die Kinder zu diesem Zwecke ihren Müttern stahlen, haben sich den Genuß von Menschenfleisch völlig abgewöhnt. Auf Tahiti lag der Kannibalismus schon zur Zeit der Entdecker in den letzten Zügen. Auch auf Samoa und Tonga ist er jetzt erloschen, daß er aber dort nie bestanden, ist eine irrige Annahme. (Rich. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie. Leipzig 1874. 8°. S. 56—59.)

Hand in Hand mit der Anthropophagie, zu deren Entschuldigung kaum ein religiöser Hintergrund anzunehmen ist, schreitet die jetzt gleichfalls in der Abnahme begriffene Sitte des Kindermordes. Und mit dieser Grausamkeit paart sich ein überaus sinnlich-leidenschaftliches Gemüt, eine psychologische Erscheinung von hoher Wichtigkeit, welche im Leben ganzer Völker wie selbst einzelner Individuen unter den Kulturnationen so häufig wiederkehrt, daß man sie fast als eine feste Regel betrachten darf. Es giebt nun heute noch keine Rasse, welche im Punkte der Sinnlichkeit den Polynesiern an die Seite gestellt werden könnte, und auf dem paradiesischen Tahiti scheint sie ihren Gipfelpunkt zu erreichen.

Schamhaftigkeit kannte man dort, wie Cook berichtet, weder in Worten noch in Werken, und gerade die sanften aber zügellosen Tahitier übten den Kindermord in wahrhaft schrecklicher Weise, führten ihre inneren Kriege mit der größten Grausamkeit und ließen auf dem Altare des Kriegsgottes dereinst das Blut von Menschenopfern dampfen. Dieser eigentümliche Zug, der uns bei den Polynesiern zum erstenmale in solch ausgesprochener Schärfe entgegentritt, bildet einen der stärksten jener Ringe, welche die Menschheit mit ihrer tierischen Ahnenreihe und ihren jetzigen Verwandten verketten. Man braucht dazu bloß auf die auffällige Aehnlichkeit hinzuweisen zwischen diesen Trieben im Menschen und den Aeußerungen derselben bei den Affen. Bekanntlich ergeben sich letztere maßlos ihren Begierden, maßloser denn sonst ein tierisches Geschöpf; zugleich aber zeigen sie das höchste Entzücken, wenn sie andere Wesen martern können, lediglich um des Vergnügens des Marterns willen, und es ist gar nicht allgemein bekannt, wie viel Mühe ein Durchschnittsaffe es sich kosten läßt, diesen Trieb zu befriedigen. (Siehe darüber: Nature, Bd. XI, S. 149.)

Digitized by Google

Bezeichnend für das moralische Gefühl der Polynesier ist, daß Diebstahl und Lüge, an Fremden begangen, nicht für Vergehen gelten. Im ganzen ist der Hang zu Diebereien nirgends so wie hier entwickelt und die Geschicklichkeit dabei beinahe bewunderungswürdig. Professor Gerland entwirft nachstehendes Gesamtbild der hervorstechendsten polynesischen Charakterzüge: „Die Polynesier, mit Ausnahme der Hochbegabtesten, noch ganz unter der Herrschaft ihrer Vorstellungen stehend, sind begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig; sie sind freigebig, gastfrei, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos oft gegen die Nächsten; großmütige, edlere Züge finden sich selten; dabei stolz, ja prahlerisch und eitel, und im guten und bösen Sinne sehr empfindlich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihnen nicht fehlt; mäßig, zum Teil aber durch Wollust entartet; warmer Religiosität und auch feineren Regungen des Gewissens nirgends unzugänglich; sie zeigen also im ganzen ein melancholisch-choleri-

Häuptling von den Samoainseln.

sches Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswegs sanguinisch ist." (Gerland-Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI. Bd., S. 117—118.)

Will man die Polynesier in ihrer Reinheit sehen, so muß man sie auf abgelegenen Eilanden, nicht auf den größeren Inseln suchen. Wenn z. B. der Nukuhiwier spricht, belebt sich sein schwarzes Auge mit Glanz, und beim Lachen zeigt er das Schönheitserbstück aller kindlichen Völker, eine Reihe unbefleckter Zähne. Er ist gastfrei und sein Benehmen anfänglich einnehmend, sanft und heiter; seine Verschlagenheit und seine List weiß er

Digitized by Google

hinter einer Maske von Gemütlichkeit zu verbergen, unberechenbar bleiben aber seine Zornesausbrüche, so daß man ihm nie recht trauen darf. Die Wortkargheit der Polynesier reicht so weit, daß sie sich stundenlang Auge in Auge gegenüber sitzen können, ohne eine Silbe zu sprechen. Es fehlt ihnen nicht an Fassungsgabe und an scharfer Erkenntnis von Recht und Unrecht, aber ihre Trägheit und Sinnlichkeit verhindert die Entwicklung ihrer Gaben. Gleich den meisten Naturvölkern, sind sie von einem gewissen Stolze erfüllt und haben für Beleidigungen ein treues Gedächtnis; auch sind sie tapfer und unternehmungslustig. Die Tonganer z. B. spielen in der Südsee eine Normannenrolle. Sonst aber sind die Polynesier ebenso faul und indolent als gastfrei und höflich. Die Leute möchten mit wenig Mühe viel verdienen, und da die Natur so verschwenderisch ihre Gaben ausbreitet, so reicht auch thatsächlich ein sehr geringer Aufwand von Mühe aus, um die Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Trotz geringer Phantasie und ohne künstlerische Regungen, wie die Papua besitzen, stehen die Polynesier in intellektueller Beziehung doch ziemlich hoch, ja in geistiger Begabung um ein bedeutendes höher als alle übrigen Naturvölker der Erde. „In dem Ausdrucke ihres Gesichtes," sagt Ch. Darwin, „liegt eine Milde, welche sofort die Idee eines Wilden verbannt, und eine Intelligenz, welche deutlich zeigt, daß sie auf dem Wege der Civilisation fortschreiten." (Reise eines Naturforschers, S. 463.) „Wenn sie es auch nicht faktisch," erklärt Friedrich Müller, „zu einer besonders hohen Kulturstufe gebracht haben, so muß man einerseits die geringe Anzahl der Nutztiere und Nutzpflanzen in Anschlag bringen, welche sie aus ihrer alten Heimat auf die Inseln mitgebracht haben, andererseits die isolierte Lage dieser nicht übersehen." (Allgem. Ethnographie, S. 347.)

Materielle Gesittung.

Die geographischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß die materielle Gesittung der Polynesier keine so starke Abweichungen von jener der Papua und ihrer Mischlinge aufweist, wie die Rassenverschiedenheit vielleicht erwarten ließe. Die von den Polynesiern bewohnten Eilande liegen unter dem nämlichen Himmelsstriche und besitzen ziemlich die nämliche Natur wie die übrigen Inseln im Großen Ozean; sie haben alle das gleiche Klima, die gleiche Tier- und Pflanzenwelt. Bemerkenswert ist nur, daß die Bewohner der Atolle oder niedern Koralleninseln physisch und geistig viel weniger entwickelt sind als die der hohen Inseln. Schon die Einförmigkeit der Nahrung — Kokosnüsse und Fische — wirkt ungünstig auf beides. Der Erwerb dieser Nahrung bildet sie nur zum Fischfang aus. Ferner ist die Luftwärme auf den Atollen sowohl was die Wechsel der Jahres- wie der Tageszeiten betrifft, sehr geringen Schwankungen ausgesetzt. Auf den hohen Inseln dagegen fällt nächtlich Tau, und die Lüfte, welche von den Bergen herabströmen, führen eine Erniedrigung der Temperatur herbei; folglich müssen die Bewohner der hohen Inseln für ein besseres Obdach sorgen. Im allgemeinen sind aber die Polynesier in Kleidung, Nahrung und Wohnung annähernd auf die gleichen Substanzen angewiesen wie alle anderen Südseeinsulaner.

In Bezug auf Toilette scheinen auch die Polynesier einem Mäßigkeitsverein anzugehören; bis zur Pubertät gehen an den meisten Orten beide Geschlechter in der Regel

Digitized by Google

nackt. Erwachsene legen einen Gürtel aus Gras oder Palmengeflecht um die Hüften, der bei den Männern ungemein schmal, bei den Weibern aber bis über die Knie hinabhängt. Die Namen für diese Alltagsbekleidung beider Geschlechter sind ungemein verschieden. Die Samoaner nennen sie „Titi", die Penrhyninsulaner „Titsché" (bei den Weibern), weitaus die gangbarste Bezeichnung ist aber „Maro". Nur bei festlichen Gelegenheiten tragen die Samoaner Gewänder, die man aus „Tapa", einem bedruckten Zeuge aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes bereitet und „Siapo" nennt. Den höchsten Putz bilden indessen Matten mit Federfransen, die man für so kostbar hält, daß ihr „Stammbaum" von Geschlecht zu Geschlecht gewissenhaft überliefert wird. (W. T. Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 131.)

Mit dem Ueberhandnehmen des Christentums ist jedoch diese einfache Tracht schon vielfach einer ausgiebigeren Verhüllung gewichen. Auf den Paumotu, deren Bewohner zu den wenigst gesitteten Polynesiern zählen, beobachtete Mrs. Annie Brassey sowohl auf Hao als auf Maitea an den Weibern meist ein langes, weites und buntes Gewand, „welches an den Schultern mit einer Passe versehen, lose herabfällt und die Gestalt der Trägerin bis zu den Fußspitzen verhüllt. Diese Kleidungsstücke müssen aus England oder Amerika stammen, denn sie sind mit der Maschine gearbeitet, und das gedruckte Baumwollenzeug, aus dem sie hergestellt sind, zeigt die merkwürdigsten Muster. Kirschrot mit weißen, dunkelblau mit weißen oder gelben Streifen; rot mit gelben Punkten und blau mit gelben Kreuzen scheinen sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen." (Brassey, Eine Segelfahrt um die Welt. Deutsch von A. Helms. Leipzig 1879. 8°. S. 196.) Auf den Tonga- oder Freundschaftsinseln und auf Tahiti oder den Gesellschaftsinseln herrschte früher eine ähnliche Bekleidung, eine Art kurzer Rock, der Unterrock „Parehu". Der Schnitt ist sehr einfach und erheischt weder Schneider noch Nähterin; denn der Parehu ist bei beiden Geschlechtern üblich. Man nimmt einfach nur ein Stück Tapa, ungefähr 2 m breit und 2,5 m lang, legt es so zusammen, daß es doppelt zu liegen kommt, legt es um die Umbiegung der Hüften, nähert die beiden Enden einander und bindet sie vorne zusammen. Der untere Teil fällt bis auf die Mitte des Beins, bisweilen bis auf den Knöchel herab; die andere Hälfte, welche die Schultern bedecken kann, wird bei Nacht heraufgeschlagen und häufig auch am Tage, wenn starke Winde oder Regen eintreten. Auf der Markesasinsel Hiwaoa sah der Irländer E. H. Lamont allerdings im Gefolge des nebst dem Lendenschurze eine scharlachene Wollendecke um die Schulter tragenden „Königs" eine Anzahl von Begleiterinnen auf sein Schiff kommen, von denen einige, aus Vergeßlichkeit wahrscheinlich, die Kleider am Land zurückgelassen hatten. Die nach Lamonts Schilderung zum Teil an die mediceische Venus erinnernden Damen begannen sogleich Toilette zu machen, d. h. sich zu salben, und nach dieser Verrichtung konnten sie als unnahbar für Europäer gelten, denn wenn auch die Salbe aus gewürzigen Blumen und anderen wohlriechenden Pflanzenstoffen bereitet wird, so wirkt doch das beigefügte Kokosöl überwältigend auf christliche Nerven. (Lamont, Wild life among the Pacific Islanders. London 1867. 8°. S. 24—25.) Die Königin von Tahiti, die wohlbekannte Pomare, empfieng dagegen unseren Irländer angethan in ein fließendes Gewand von schwarzem Atlas, genau nach dem Schnitte der Eingebornen, doch hatte sie weder Schuhe noch Strümpfe. Ihr Gemahl, der König, trug eine Phantasieuniform von kobaltblauem Samt mit Silberborten und zeigte sich nie anders als mit einem Dreimaster auf dem Haupte. Früher hatten die Tahitierinnen europäische Moden nachgeahmt, sind aber glücklicherweise seitdem zu ihren alten malerischen Trachten zurückgekehrt, deren Kleidsamkeit auch Frau Brassey rühmt, nur wird gegenwärtig das ehemalige Rindenzeug (Tapa) durch Kattun, meist rosa oder blau gefärbt ersetzt. Die Gewohnheit, eine weiße oder scharlachrote Blüte am hinteren Teile des Kopfes oder in einem kleinen Loche in jedem Ohr zu tragen, ist hübsch. Den Inselkönig von Huahine fand Lamont in weißem Hemd und scharlachnem Mantel, und auch auf Mangé, einer der Cooks- oder Hervеyinseln, zeigten die Eingebornen sich wohlgekleidet. Dasselbe wird von Rimatara, südsüdwestlich von Tahiti und zur Tabuaigruppe gehörig, berichtet, deren Bewohner übrigens völlig europäisiert scheinen. Wie wenig tief diese Europäisierung indes mitunter geht, zeigt nachstehender Bericht Zöllers: „Auf den Gesellschaftsinseln, wo eine etwas eigentümliche Kultur schon weit vorangeschritten ist, sind Hemden, Beinkleider, Kattuntalare für die Frauen oder irgend ein anderes europäisches Kleidungsstück die Regel. Zum mindesten ist dort die Anzahl der bekleideten Leute ebenso groß als die der nackten. Anders auf Samoa. Selbst auf der Hauptinsel Upolu und in Apia tragen die Eingebornen ihre Kleider bloß zum Schmuck, Sonntags beispielsweise auf dem Kirchgang,

Digitized by Google

Idealer Typus der Polyneſierinnen — Tättowierung der Markeſas.

und fühlen ſich dann recht unglücklich. Die Häuptlinge erſcheinen bei öffentlichen Gelegenheiten bekleidet, zu Hauſe aber machen ſie es ſich wie ihre Frauen bequem. Auch die Prinzeſſinnen tragen dort nur eine Art von Leibbinde oder Schwimmhoſe, ein Kleidungsſtück, das niemals abgelegt wird, ſelbſt wenn ſie andere Kleider anziehen oder auch den faltigen Talar, wie er ſich von Hawaii bis nach Neuſeeland herunter vorfindet, darüber werfen. Jenes Schwimmhöschen der Polyneſier und Polyneſierinnen ſtellt übrigens die neueſte Mode dar, ſintemal früher (und auch jetzt noch auf manchen Inſeln) ein kurzes Röckchen von Blättern und Pflanzenfaſern gebräuchlicher war." (Rund um die Erde, Bd. I, S. 114.)

Das Haar wird von den Männern entweder lang getragen und zu einem Knoten zuſammengebunden oder bis auf eine große Locke abgeſchnitten, von den Weibern dagegen faſt immer kurz geſchoren. Auch wird es beſtändig gepflegt, geölt und mehrmals im Tag geflochten. Häufig iſt das Beizen des Haares oder einzelner Partien desſelben mittelſt Korallenkalk, wodurch es eine rötliche, oft flachsgelbe Färbung erhält. Darwin berichtet von einer ſehr ſchlecht kleidenden Mode auf Tahiti, nämlich ſich das Haar vom obern Teil des Kopfes in einer kreisförmigen Weiſe raſieren zu laſſen, ſo daß nur außen ein Ring ſtehen bleibt. Die Miſſionäre haben die Leute zu überreden verſucht dieſe Gewohnheit aufzugeben; es heißt aber: „es iſt ſo Mode," und dieſe Antwort genügt ebenſo gut in Tahiti wie in Paris.

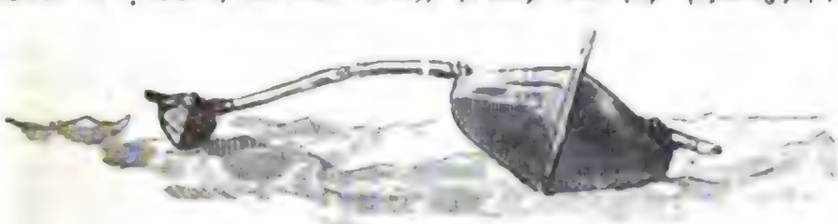
Die Hauptzierde des Polyneſiers indes iſt die Tättowierung, von welcher unſere Abbildung eine genügende Vorſtellung giebt. Sie ſtellt eine Tahitierin vor, auf welche

Digitized by Google

wir, um zugleich den leiblichen Typus der tättowierten Polynesier zu veranschaulichen, die Tättowierung, wie sie auf den benachbarten Markesas üblich ist, übertragen haben. Die Tättowierung wird in der Regel an den erwachsenen Jünglingen um die Zeit der Pubertät vorgenommen und besteht in dem Einstechen gewisser Linien und Figuren in die Haut, welche, um dauerhaft zu sein, mit einem in Fett aufgelösten Farbstoffe reichlich

Mit Ausleger versehenes Boot der Markesasinsulaner.

eingerieben werden. Diese sehr feine Punktierung wird mit einem kammartigen Werkzeuge und einem kleinen Hammer in die Haut geätzt. Die Operation, welche der deutsche Gelehrte G. H. von Langsdorff auf den Markesas genau beobachtet und ausführlich beschrieben hat (siehe: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807. Frankfurt a. M. 1813. 8°., Bd. I, S. 155—165), ist nicht nur sehr schmerzhaft, sondern auch sehr kostspielig, weil den Künstlern, welche diese Verzierungen ausführen, ein hohes Honorar bezahlt werden muß. Und wie man sich bei uns öfter als einmal impft, so lassen auch ältere Männer die Tättowierung wiederholen, damit die Farben wieder frischen Glanz erhalten. Ist der ganze Körper ausgiebig und gut tättowiert, wie dies auf manchen Inseln, in größter Vollendung auf den Markesas, zu geschehen pflegt, so scheint es, als ob er mit einem enganliegenden Tricot bekleidet wäre und es verschwindet vollständig die für uns so anstößige Empfindung der Nacktheit. Diese geschmackvolle Tättowierung ist auf den Markesas gewöhnlich tiefblau, auf den Paumotu bei beiden Geschlechtern schwarz. Nach Aylmer hat das ehemalige Tätto-



Vorderansicht des Canots mit Ausleger.

Digitized by Google

wieren auf Tahiti jetzt aufgehört; noch zu Charles Darwins Zeiten aber (1835) waren die meisten Männer dort tättowiert, „und die Verzierungen folgen den Krümmungen der Körperlinien in einer so graziösen Weise, daß sie eine sehr elegante Wirkung hervorbringen. Ein sehr häufiges, in seinen Details abänderndes Muster ist in etwas der Laubkrone eines Palmbaumes ähnlich. Es entspringt von der Mittellinie des Rückens und schlängelt sich graziös um beide Seiten des Körpers. Der sich mir aufdrängende Vergleich mag etwas phantastisch erscheinen, aber mir kam es vor, als sei der Rumpf eines in dieser Weise verzierten Mannes wie der Stamm eines edlen Baumes, welchen eine zarte Schlingpflanze umgebe. Bei vielen der älteren Leute sind die Füße mit kleinen Figuren bedeckt, die so angeordnet sind, daß sie einer Socke ähnlich sind. Indessen ist diese Mode zum Teil vorübergegangen und andere sind an ihre Stelle getreten. Obgleich die Mode durchaus nicht unveränderlich ist, so muß sich doch ein jedes Individuum mit der genügen lassen, welche zur Zeit seiner Jugend herrschte. Auf diese Weise trägt ein alter Mann für immer den Stempel seiner Zeit auf seinem Körper und kann nicht das Ansehen eines jungen Dandy annehmen. Die Frauen sind in derselben Weise tättowiert wie die Männer und sehr gewöhnlich auch an ihren Fingern." (Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 463—464.) Friedrich Müller stimmt mit Professor Gerland darin überein, den Ursprung der Tättowierung, welche den Polynesiern in dieser Art und in diesem Umfange ganz eigentümlich ist, in religiösen Motiven zu erblicken, genau so wie jenen der auch bei den Polynesiern vielfach wiederkehrenden Sitte der Circumcision. (Ueber diese Operation siehe: G. H. von Langsdorff. Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Bd. I, S. 213—214.) Der nämliche moderne Reisende fand auf einer der Tongainseln auch jene Verstümmlung im Schwange, deren schon bei den Mikronesiern Erwähnung geschah. (Siehe oben S. 144.) Doch neige ich mehr der Ansicht des Reisenden Otto Finsch zu, nach welchem die Tättowierung wenigstens weder mit Religion noch Rang etwas zu thun hat und rein willkürlich ist. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 151.)

Als Wohnung dienen den Polynesiern meist große Hütten, in der Mitte etwa 10 m hoch, an den Seiten aber bis 1,30 m herabgehend. Das Gerüste solcher Hütten besteht aus Pflöcken, das Dach aus Blättern. Wegen ihrer leichten Bauart sind die polynesischen Häuser sehr luftig und kühl. Das Innere bildet in der Regel ein einziger Raum, nur selten durch leichtes Flechtwerk oder Matten in mehrere Teile gesondert; auf den Markesas ist die innere Flur über das äußere Niveau erhöht, um bei den tropischen Regengüssen den Fußboden vor Ueberschwemmung zu sichern. Ein langer Querbalken teilt den Raum, dessen eine Hälfte, mit wohlriechenden Kräutern und mit Matten bedeckt sowie mit einem zweiten Querbalken als Kopfkissen versehen, den Bewohnern ohne allen Unterschied von Alter und Geschlecht als gemeinsames Schlafzimmer dient. Thüren und Fenster sind unbekannte Dinge bei diesen Hütten, die in Samoa und auf Futuna eine ovale Form nebst einem hutförmigen Dach haben. Die Dachbedeckung besteht aus Zuckerrohrblättern, die an Rohrstäbe gereiht, wie Dachziegeln über einander gelegt und mit Kokosnußfasern an die Dachstuhlstäbe festgebunden werden. Auf Nukufelau fand Dr. Graeffe die Hütten der Eingebornen auf einem freien Platze in Reihen geordnet, durchgängig klein, vierseitig und öfters mit einem oberen Stockwerke versehen. Letzteres ist auch auf Nanomea der Fall. Der Häuserbau wird von einer bestimmten Handwerkerzunft gegen Bezahlung besorgt. Nur an der Herbeischaffung und Bearbeitung einzelner Bestandteile beteiligen sich auch die Weiber.

Wie bei den Papua ist, den natürlichen Verhältnissen entsprechend, die Nahrung vorwiegend vegetabilisch und zunächst auf die Brotfrucht, Kokosnuß, Yams, Taro und die Batate (süße Kartoffel) beschränkt. Die animalischen Nahrungsmittel: Fische, Schildkröten und Schaltiere, Hühner, Hunde und Schweine, — das Fleisch der letzteren schmeckt, vielleicht wegen der streng vegetabilischen Mast, ganz wie Kalbfleisch — werden seltener und gewöhnlich nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Die Speisen werden in Gruben auf heißen Steinen oder glühender Asche gebraten. Das Fleisch wird vorher mit Meerwasser begossen, da der Gebrauch des Salzes unbekannt ist. Feuer verschaffen die Polynesier sich in der bekannten Art, daß sie einen stumpf zugespitzten Stock in einer, in einen andern Stock gemachten Vertiefung reiben, bis der Staub entzündet wird. Darwin schildert die Bereitung eines Nachtmahles auf Tahiti folgendermaßen: „Nachdem die Tahitier ein kleines Feuer von Holzstäben gemacht hatten, legten sie an zwanzig Steine, so groß wie Cricketbälle, auf das brennende Holz. In ungefähr zehn Minuten war das Holz verbrannt und die Steine heiß. Vorher schon hatten die Leute

Digitized by Google

in kleine Stückchen von Blättern Stücke Rindfleisch, Fische, reife und unreife Bananen und die Spitzen des wilden Arum eingelegt. Diese grünen Paketchen wurden nun in je einer Schicht zwischen zwei Schichten heiße Steine gelegt und das Ganze mit Erde bedeckt, so daß kein Rauch oder Dampf entweichen konnte. In ungefähr einer halben Stunde war alles auf das köstlichste fertig gekocht. Die ausgesuchten grünen Paketchen wurden nun auf ein Tischtuch von Bananenblättern gelegt; aus einer Kokosschale tranken wir das kalte Wasser des Baches, und so genossen wir freudigst unser ländliches Mahl." (Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 470.) Darwin versichert, er habe niemals Menschen auch nur annähernd so viel essen sehen, wie jene Insulaner und vermutet, daß derartige so ungeheuer geräumige Mägen die Folgen davon sein müssen, daß ein großer Teil ihrer Nahrung aus Früchten und Gemüsen besteht, welche in einer gegebenen Masse eine vergleichsweise nur geringe Menge eigentlicher Nahrung enthalten. Doch kann diese Annahme nicht richtig sein, denn die fast nur von rohem Fleische lebenden Eskimo verschlingen wohl noch weit größere Massen. Auf Nukuhiwa verzehren die Eingebornen roh so viel von jedem Fischzug, als sie zu schlingen vermögen, der Rest wird aber am nächsten Tag unter das Poï, Popoï oder den Brotfruchtteig gemengt. Dort lernte E. H. Lamont das „Poey-poey" kennen, ein Gericht, welches dem Ansehen nach dem Schaumrahme gleicht. Es wird nämlich zuvor eine Brotfrucht über Feuer geröstet und ihr die Schale abgenommen, wo sie dann einem Weißbrotleib gleicht, von dem man die Rinde abgelöst hat. Nachdem diese Fruchtkrume in einem Mörser klein gestoßen worden ist, wird sie mit ein wenig anderer Brotfrucht gemischt, welche in der Erde vergraben gelegen und dort in Gährung übergegangen war. Sie dient als Sauerteig, giebt dem Poey größere Leichtigkeit und einen angenehmen säuerlichen Geschmack. Zuletzt wird über den Brei Kokosmilch geschüttet und beides zusammen gekocht. Genossen wird der Brei, indem man die Finger einsenkt und sie mit den Lippen dann abschleckt. Abgesehen von dieser Art der Nahrungszufuhr erklärt jedoch Hr. Lamont das Gericht als außerordentlich schmackhaft. (Wild Life among the Pacific Islanders, S. 30—31.) Auch das Lieblingsgetränk der Polynesier, nämlich der Saft junger, noch grüner Kokos-

Zusammenstellung von Waffen und Geräten der Südseeinsulaner.

Digitized by Google

nüsse, wird von den Meisten hoch gepriesen. Darwin erklärt, nichts Köstlicheres zu kennen. Als Festtrank dient der Kawapunsch, aus der gekauten Wurzel des Piper methysticum bereitet, doch wird derselbe nicht nach, sondern vor der Mahlzeit zu sich genommen; auch war er stets nur den vornehmen Männern gestattet, niemals den Weibern und dem gemeinen Volke. Die Wirkungen dieses Getränkes äußern sich sowohl in einem mit wollüstigen Bildern erfüllten Rausche, als auch in einer dem Aussatze ähnlichen Hautkrankheit, welche bedeutende Narben zurückläßt. Diese galten aber stets für Ehrenzeichen, da sie auf die vornehme Abkunft des Betreffenden deuteten. Auf Tahiti war Anfangs der Dreißigerjahre der Gebrauch der Kawa verboten worden, doch verbreitete sich nach der Einführung von Branntwein die Trunksucht außerordentlich. Seither ist es den Missionären gelungen, eine Mäßigkeitsgesellschaft zu Stande zu bringen, auf anderen Inselgruppen, z. B. den Markesas, ist aber die Gier nach „Namu" (Branntwein) noch unbezähmt.

Unter den häuslichen Geräten der Polynesier sind namentlich hervorzuheben die zierlich gearbeiteten Decken, welche bei festlichen Gelegenheiten als Mäntel und nachts als Betten dienen, die netten Körbe und Schwingen, sowie die zierlich zugeschnitzten Kokosschalen. Die Fischnetze, von den Frauen aus Pflanzenfasern mit freier Hand verfertigt, zeichnen sich durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit aus. An Kähnen giebt es kleinere einfache, meist sehr schmal und übermäßig lang, daher auch mit einem Ausleger versehen, dann viel breitere Doppelkähne mit hohem reich geschnitzten Schnabel. Schneideinstrumente und Waffen der Polynesier waren aus hartem Holze und Fischknochen verfertigt. Unter den Waffen stehen obenan die Keule, oft zierlich geschnitzt und mit Haifischzähnen ausgelegt, dann der 2—2,5 m lange Speer, dessen Spitze mit scharfen Fischgräten besetzt ist. Fast überall war die Schleuder im Gebrauche, mit welcher man Steine von der Größe eines Hühnereies warf. Selten benützte man Bogen und Pfeile und zwar niemals im Kriege, sondern nur auf der Vogeljagd. Uebrigens werden heute schon an vielen Orten einheimische Waffen nur noch auf Nachfrage für Liebhaber ethnographischer Raritäten verfertigt. Unsere Abbildung auf S. 171 zeigt uns eine Trophäe von Waffen und Geräten, deren oberer Teil polynesischen Ursprungs ist, während der untere aus Melanesien stammt, was sofort die in beiden Gebieten herrschenden Unterschiede zu erfassen gestattet.

Bei dem Mangel einer größeren Zahl von Nutztieren war stets neben der Fischerei der Ackerbau die vornehmste Beschäftigung der Polynesier. Man verwendete namentlich auf den Anbau der spärlichen Knollengewächse, die man besaß, große Sorgfalt, indem man den Boden auflockerte und durch Abbrennen des Unkrautes düngte. Auf Nukuhiwa bildet indes der Fischfang das einzige häusliche Geschäft der Männer, welche dabei große Geschicklichkeit an den Tag legen; auch wissen sie durch Vergiftung des Wassers die Fische in den Zustand der Chloroformierung zu versetzen. Bei der Haifischjagd zeigen sie hohen Mut.

In Folge des warmen Klimas und der leichten Bekleidung sowie der insularen Lage befleißigen sich die Polynesier einer großen Reinlichkeit. Man badet gewöhnlich wenigstens einmal des Tages, wodurch der Schweiß und das Fett, womit man den Körper einreibt, sich nicht auf der Haut ansammeln können. Alle Polynesier haben die Geschicklichkeit von Amphibien im Wasser und schwimmen beinahe besser als die Fische. Um die heiße Mittagsstunde sind die kühlen Weiher unter schattigen Bäumen der gewöhnliche Versammlungsort der weiblichen Jugend, die durch ihr Lachen weithin ihre Gegenwart verrät. Die Missionäre hatten zwar im Anfang diese uralten Gewohnheiten auszurotten versucht, sie fanden aber, daß durch das Verbot das Unschuldige zur Sünde würde und ließen seitdem den Eingebornen ihren Willen.

Sittliche und eheliche Verhältnisse.

Auf welcher Stufe der Gesittung wir den Menschen auch zu beobachten die Gelegenheit wahrnehmen, niemals vermag derselbe die tierischen Seiten seiner Natur völlig zu verbergen. Gelingt dies selbst den höchstgestiegenen Kulturmenschen nicht, um wie viel weniger erst den Naturkindern auf den abgeschiedenen Südseeinseln, welche bei aller geistigen Begabung doch die allerunterſten Stadien

Digitized by Google

der Civilisation in unserem Sinne noch nicht verlassen haben. Was wir Moral nennen, was wir als den Grund- und Eckpfeiler unserer gesellschaftlichen Ordnung zu betrachten gewöhnt sind, ist ihnen fremd, ja oft kaum verständlich, und so geschieht es, daß Handlungen, deren bloßer Gedanke schon unseren Abscheu erregt, von ihnen in aller Unschuld des Geistes wie des Gemütes begangen werden. Unsere eigene Gesittung ist eben nichts anderes als die Zähmung des Menschen, d. h. des Säugetieres Mensch, wie ich dies schon an einem anderen Orte entwickelt habe (Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, Bd. II, S. 17). Wie jede Zähmung entwickelt sie gewisse Eigenschaften, um gleichzeitig andere zu unterdrücken; die Civilisation fördert nun die Entfaltung des Geistes und erheischt, je weiter sie fortschreitet, die wachsende Einschränkung unserer Physis und ihrer Ansprüche, so weit dies eben möglich ist. Mit Recht sprechen wir daher von der „Bezähmung" der sinnlichen Begierden, welche wir wie alles, was uns an das Tierische unseres Wesens mahnt, zu den Nachtseiten der menschlichen Natur rechnen. Der Völkerkunde, welcher, mit einem römischen Dichter zu reden, nichts Menschliches fremd bleiben darf (nil humani a me alienum puto), ist es nicht verstattet, vor diesen Schranken Halt zu machen, will sie ihren eigenen Inhalt erschöpfen. Und dies ist nicht ohne Vorteil für uns selbst, denn nur so läßt sich mit Erfolg den Lästerern unserer europäischen Gesittung Schweigen gebieten, indem aufgezeigt wird, wie wenig in den Gesellschaftskreisen unkultivierter Völker die Beherrschung der natürlichen Regungen zu einem Sittlichkeitsgebote sich verdichtet hat, obgleich es auch bei ihnen an einem Kodex der Anständigkeit nicht fehlt. Nirgends auf Erden ist nun das was wir Sittenlosigkeit nennen größer als in der Südsee, und mehrere drastische Beispiele haben wir davon schon kennen gelernt, nirgends aber in der Südsee ist dieselbe wiederum größer, als gerade unter den so wohlgebildeten Polynesiern. Zwar haben die Zustände sich seit hundert Jahren wesentlich gebessert, und Charles Darwin mag mit Recht den allzu strengen Tadlern die von Cook und Banks beschriebenen Szenen ins Gedächtnis zurückrufen, bei welchen die Urgroßmütter und Großmütter des gegenwärtig lebenden Geschlechtes eine Rolle gespielt haben. Aber auch was heute davon noch übrig bleibt, trotz der anerkennenswerten, aber oft auch an Mißgriffen reichen Anstrengungen der christlichen Missionäre, ist noch immer stark genug, um den obigen Ausspruch zu rechtfertigen.

Sobald ein Fahrzeug auf hoher See sichtbar wird, gerät alles in große Aufregung, und die Neuigkeit verbreitet sich mit Blitzesschnelle über die Insel. Dann stürzt sich eine bunte Menschenmasse in die See und schwimmt dem Schiffe entgegen. G. H. von Langsdorff, welcher Krusenstern in den Jahren 1803—1807 auf einer Reise um die Welt begleitete, beschreibt seinen Empfang auf der Markesasinsel Nukuhiwa: „Anfänglich konnten wir in großer Entfernung nur eine große Anzahl aus dem Wasser hervorragender und schwarz behaarter Köpfe gewahr werden, kurze Zeit nachher aber hatten wir das seltene Schauspiel, einige hundert nackte Männer, Weiber und Mädchen um unser Schiff schwimmen zu sehen, wovon die meisten Kokosnüsse, Bananen und Brotfrüchte zum Verkauf herbeibrachten. Das Geschrei, Gelächter und Toben dieser immer frohsinnigen Menschen war unbeschreiblich, und machte auf jeden einzelnen einen eigenen Eindruck. Der immerwährende Lärm war größer als auf dem zahlreichsten unserer Jahrmärkte, und kaum konnten wir bei Tische unser eigenes Wort hören. Die jungen Mädchen und Weiber, die sich eben so wie die Männer ganz nackt und in nicht geringer Anzahl ver-

Digitized by Google

ſammelt hatten, waren außerordentlich laut und geſprächig, und dabei nach unſeren europäiſchen Begriffen unverſchämt. Sie brachen bei jeder unſerer Bewegungen oder Handlungen in ein lautes und frohes Lachen aus, und da wir auch nicht ein Wörtchen von den vielen ſchönen Sachen, die ſie uns vorerzählten, verſtanden, ſo machten ſie ſich ſehr bald durch die unſittlichſten und unanſtändigſten Geberden und Pantomimen, mit denen ſie ihre Reize anboten, verſtändlich. Die mit ihnen herangeſchwommenen Männer waren nicht im geringſten eiferſüchtig; im Gegenteil, der Mann ſchien die Vorzüge ſeiner Frau, der Bruder die ſeiner Schweſter, der Vater die ſeiner Tochter, der Liebhaber die ſeiner Geliebten anzupreiſen." (Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt, I. Bd., S. 123—125.) An dieſer Schilderung hat ſich auf den öſtlichen Inſeln auch heute nichts geändert. Die Frauen empfangen auch jetzt noch, wie die von Korvettenkapitän von Werner befehligte deutſche Glattdeckskorvette „Ariadne", welche 1878 die Südſee beſuchte, beobachten konnte, von ihren Männern Aufträge, was ſie als Lohn für ihre Gefälligkeiten vom Bord zurückbringen oder wohl gar entwenden ſollen. Ihren Lendenſchurz, damit er nicht naß werde, halten ſie beim Schwimmen an einem Stabe befeſtigt über dem Waſſer und jede beeilt ſich die erſte an Bord zu ſein: denn ſowie die Mannſchaft ſich mit Schönheiten verſehen hat, werden alle überzähligen Damen zurückgewieſen und müſſen unter dem Hohngelächter ihrer Gefährtinnen heimſchwimmen. Liegen mehrere Schiffe auf Rhede und reicht die Anzahl der Damen nicht aus, dann wird friſche Zufuhr von entfernteren Punkten entboten. An Bord aber wird die Szene häßlich, denn dort bricht bald rohe Ausſchweifung aus. Eigennutz iſt übrigens die einzige Triebfeder dieſer Proſtitution. Dies gewahrt man am beſten daraus, daß die polyneſiſchen Nereiden, die nach den Schiffen ſchwimmen, immer die nämlichen Perſonen ſind, während die ehrbaren Frauen ſtets eine würdige Zurückhaltung beobachten und Verführungen unzugänglich bleiben.

Im ehelichen Leben der Polyneſier herrſchte die Polygamie, wobei die Anzahl der Weiber ſich natürlich nach dem Vermögen und Stande des Mannes richtete. Arme hatten meiſt nur eine Frau, Häuptlinge aber deren fünf bis ſechs; doch ſcheint zwei das allgemeine Maß geweſen zu ſein. Wo indes die Miſſionäre zu wachſender Herrſchaft gelangten, iſt die Polygamie ſelbſtredend verboten, doch entſtanden dadurch, wie Dr. Eduard Graeffe konſtatiert, große Störungen in den häuslichen Verhältniſſen, denn die Polygamie hat bei uncivilisierten Völkern ihre Berechtigung. Wo in den patriarchaliſch zuſammenlebenden Familien weder Sklaven noch dienende Perſonen vorhanden ſind, hat die einzeln ſtehende Frau eine große Laſt zu tragen. Sie ſoll ihre Kinder pflegen, auf den Fiſchfang gehen, kochen, Matten flechten u. ſ. w., was zu den Zeiten der Schwangerſchaft oft gar nicht möglich iſt. In dieſem Falle übernahm früher die ältere Frau die häuslichen Geſchäfte. Ein anderer Grund der Polygamie iſt die ſchnelle Entwicklung und das raſche Abblühen des weiblichen Geſchlechtes auf den Südſeeinſeln, während die Männer unverhältnismäßig länger ihre Kraft bewahren. Durch die raſche Auflöſung der beſtehenden polygamiſchen Verhältniſſe ward außerdem die abgeſchiedene Frau in das moraliſche Verderben geſtoßen. (Ausland 1867, S. 1186.) Allerdings hat alſo im ganzen unter dem Einfluſſe der Miſſionäre die Polygamie in Polyneſien aufgehört; indeſſen iſt an ihre Stelle die Häufigkeit der Scheidungen getreten, und dieſe wie der zeitweilige Nahrungsmangel der Frauen ſollen die Hauptgründe der ſchnellen Bevölkerungsabnahme ſein.

Das Eingehen der Ehe ſtoßt bei den Polyneſiern auf keine Schwierigkeiten. Rechtlich iſt in den Augen der Samoaner z. B. eine Ehe geſchloſſen, ſobald der Mann die Frau in ſein Haus aufnimmt; was ſonſt geſchehen mag, iſt gleichgültig. Bei legitimen Ehebündniſſen wird durch Vertrag die Höhe der Mitgift feſtgeſetzt. Auf Seiten des

Digitized by Google

Mannes besteht sie in Nahrungsmitteln, Haustieren, Waffen, Hausgerät, Fahrzeugen, auf Seiten der Braut in Kleiderstoffen und schönen Matten. Auf den Markesas werden die Ehen nach Einwilligung der Eltern durch die Wahl der Heiratslustigen entschieden und höchstens durch das Schlachten eines Schweines gefeiert. Wenn die Eltern nicht einwilligen, so flüchtet das Liebespaar. Die Ehe dauert so lange wie das gegenseitige Behagen und hört durch gemeinsames Einverständnis auf. Während der Dauer der Ehe werden von den Frauen Keuschheit und Eingezogenheit gefordert und in der Regel auch beobachtet. Ehebruch wird auf den meisten Inseln strenge geahndet, wird die Frau allein untreu, so züchtigt sie der Ehegatte, oder es kommt wohl gar zum Zweikampfe zwischen den beiden Nebenbuhlern. Auch Blutschande wird überall — bis auf einzelne Fälle, welche der königlichen Familie erlaubt sind — verabscheut, und der nach den Penrhyninseln verschlagene Irländer Lamont erzählt, wie er in Sararak keine eheliche Verbindung schließen konnte, weil er durch Adoptionen mit der gesamten Einwohnerschaft verschwistert worden war und jeder Umgang mit Verwandten aufs höchste verabscheut wird. Zügellos dagegen ist an vielen Orten das Leben der unverheirateten Mädchen, welchen völlige Schrankenlosigkeit im Umgange mit dem anderen Geschlechte zugestanden wird. Die „Atapeius“ oder weiblichen Häuptlinge auf Nukuhiwa leben sogar sehr oft in Vielmännerei. Ein schwangeres Mädchen findet dort sogleich, wenn sie will, zwanzig Männer zur Auswahl, mag der Urheber gewesen sein wer da will, und namentlich Priester und Häuptlinge sind begierig sie zu besitzen. Schwangerschaften fangen nämlich an zu den Seltenheiten zu gehören, denn durch die oft schon mit dem zwölften Jahre beginnenden Ausschweifungen wird die Fruchtbarkeit mutwillig zerstört. Die Polynesier müssen aber Kinder besitzen um jeden Preis, denn diese sind nicht bloß Stützen im Alter, sondern auch zu den vorgeschriebenen Bestattungsfeierlichkeiten verpflichtet, ohne welche die Seele des Verstorbenen der völligen Vernichtung anheimfällt. Nicht überall herrscht indes die erwähnte Ausgelassenheit der Mädchen. Auf den Penrhyninseln sind dieselben, nach Versicherung Lamonts, auch vor der Verheiratung Muster von Keuschheit, und ebenso ist auf Samoa die Keuschheit ihrer Töchter der höchste Stolz der Häuptlinge und der Ruhm des Stammes. Die jungen Prinzessinnen werden daher bis zur Vermählung ängstlich überwacht von ihren Palastdamen. Die Hochzeitsfeier war bis unlängst zugleich der Tag der Prüfung. Sollte sich ergeben, daß die Braut nicht mehr unberührt sei, so erschlägt sie der Vater eigenhändig mit der Keule. Im umgekehrten Falle bricht die Versammlung in den höchsten Jubel aus und die Prinzessin muß durch das Volk wandeln, ehe sie wieder nach Hause kehrt. Erst am dritten Tage nachher beginnt das eheliche Zusammenleben. Jetzt kommen derartige Auftritte nicht mehr vor, sondern die Samoaner haben sich schon so weit civilisiert, daß sie durch Liebesbriefe die Neigung der Auserwählten zu gewinnen suchen.

Wie sich bei der sinnlich-leidenschaftlichen Anlage des polynesischen Gemütes erwarten läßt, giebt es auch Fälle wahrer Liebe und Zuneigung, und namentlich wenn Kinder vorhanden sind, pflegt sich das Band der Ehe immer mehr und mehr zu festigen; ja es geschieht mitunter, daß Eifersucht nicht bloß zwischen Männern sondern auch zwischen Frauen zum Morde führt. Ganz besonders merkwürdig und auffallend ist aber, daß die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Völkern zahlreiche Beispiele enthält, daß die einheimischen Frauen, gegen ihren eigenen Stamm verschworen, fest an ihren weißen Galanen hielten. Auch die polynesischen Konkubinen der französischen Offiziere auf den Markesas ergriffen entschlossen die Partei ihrer Geliebten und leisteten natürlich die besten Kundschafterdienste. Ueberall in Polynesien hat das Hereinfluten der Europäer mehr oder minder zu sogenannten samoanischen Ehen geführt. Heute pflegt nämlich bei Verbindungen zwischen Europäern und Samoanerinnen eine Art von stillschweigender Uebereinkunft vorzuwalten, die man *samoanische Ehe* nennt. „Die Missionäre nämlich predigen die Heiligkeit und Notwendigkeit der Ehe; die Samoanerin namentlich aus den Adelsständen würde ohne den Schein der Ehe nicht leicht die Frau eines Weißen werden, obwohl sie sehr gut weiß, daß kein gesetzliches Band sie zusammenhält. Eine Art von stillschweigender Uebereinkunft aber ist es, daß die Ehe zum mindesten so lange dauert, als der Weiße im Lande bleibt. Bei den zahllosen Kaufmannsagenten, ehemaligen Matrosen und dergleichen, die durch irgend welchen Zufall auf irgend eine kleine Insel verschlagen worden sind, bei diesen unter den einfachsten Verhältnissen lebenden Leuten dauern diese Ehen fast immer für das ganze Leben. Anders in Apia, in den meisten größeren Orten, wo sehr viele Kaufleute leben, die später nach Europa zurückkehren. Es giebt zwar auch Beispiele von regelrechten Ehen, dann aber waren die Frauen meist selbst schon aus

Digitized by Google

einer Verbindung zwischen Weißen und Polynesiern hervorgegangen. Sie waren vielleicht aus königlichem Geblüt, waren vielleicht schon einmal in London oder Paris gewesen und konnten also füglich in allen Ehren von ihren Männern nach Hause geführt werden. Die Folgen einer samoanischen Ehe äußern sich bei dem eigentümlich zutraulichen Charakter des Volkes zunächst darin, daß der ganze Anhang der Frau sich als zur Familie gehörig betrachtet. Werden Koffer und Kisten nicht gehörig verschlossen, so mausen die unbekleideten Herren Väter und Brüder Alles weg, weniger aus Diebsgelüsten als aus einem mangelnden Verständnis des Eigentums. Maust dir beispielsweise dein Schwiegervater, und sei er ein großer Häuptling, zu höchsteigenem Gebrauch das Taschentuch aus der Rocktasche, so beabsichtigt er damit durchaus keinen Diebstahl zu begehen. Es bleibt ja in der Familie. Er bringt dir vielleicht nach achttägiger Benutzung das Taschentuch zurück. Er würde es dir auch gar nicht verübeln, wenn du, falls er selbst ein Taschentuch besäße, das Gleiche thätest." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 113.) Uebrigens bestätigt Pritchard aus Samoa: von zehn eingebornen Frauen, die mit Europäern im Konkubinat gelebt haben und von ihnen verlassen worden sind, zeigen neun entschiedenen Widerwillen sich später an eingeborne Männer zu verheiraten, sondern ziehen die Prostitution vor. Zu dieser drängen außerdem mehrere aus den sozialen Anschauungen der Polynesier sich ergebende Umstände. In jedem Dorfe auf Samoa z. B. befindet sich ein „Fale-telle" oder ein freies Wirtshaus für die Reisenden. Zum Hauswesen dieser Hotels gehören gewisse Frauen, von denen stillschweigend angenommen wird, daß sie den Reisenden zu Diensten stehen. Gewöhnlich sind es geschiedene Frauen von Häuptlingen. Bevor nämlich ein Häuptling zu Rang und Würde gelangt, schließt er Bündnisse mit Mädchen niederen Ranges, die er früher oder später verstößt. Die Bewerbungen geschehen stets durch Mittelspersonen, von denen sich immer etliche im Gefolge der Häuptlinge befinden, wenn sie auf Reisen gehen, und gewöhnlich lassen sich immer ein paar Mädchen verlocken, so oft ein Häuptling längere Zeit in einem Dorfe verweilt. Werden sie nicht schon früher verstoßen, so müssen sie jedenfalls das Haus des Häuptlings bei einer standesgemäßen Heirat verlassen. Sie dürfen aber nie einen zweiten Mann ehelichen, denn dies würde der Häuptling als einen tödlichen Schimpf ansehen. Fehde wäre die Folge, wenn ein Häuptling die Geschiedene zu sich nähme, während ein gemeiner Mann einfach von den Leuten des Häuptlings erschlagen wird. So oft der letztere Fall eintritt, wird übrigens die Frau frei und kann zur dritten Ehe schreiten. (Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 133—135.) Trotz oder vielmehr in Folge dieser Sittenlosigkeit gab es auch unnatürliche Laster in Hülle und Fülle. (Siehe: F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 341.) Zwei Punkte sind es jedoch im ehelichen Leben der Polynesier, welche nach europäischen Begriffen einen unauslöschlichen Fleck auf ihren moralischen Charakter werfen. Zunächst die sogenannte Blutsfreundschaft oder Wahlbruderschaft, wonach zwei Männer, nachdem sie mit einander eine auf einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündnisse beruhende Freundschaft geschlossen, zur Gütergemeinschaft sich verpflichten, die sich sogar bis auf die Ehefrau erstreckt, wobei es schon vorgekommen ist, daß wenn z. B. ein Europäer Wahlbruder („Ikoa") eines Polynesiers wird und keinen Gebrauch von seinem Rechte macht, der Eingeborne sich gekränkt und verschmäht hält. Auch hatte der mehrfach erwähnte Lamont auf den Markesas wenigstens Gelegenheit sich von der Herrschaft der Sitte zu überzeugen, welche dem Gastfreund die Frau des Hauses zur Verfügung stellt. Uebrigens wollen wir zugleich warnen, wegen dieses Gebrauches allzu niedrig von den Eingebornen zu denken; wir empfehlen vielmehr das zu beherzigen, was Adolf Erman gesagt hat, der in Kamtschatka auf gleiche Art von einem Gastfreund geehrt ward. Der zweite schwarze Punkt ist aber der Kindermord, der nirgends in der Welt in diesem Umfange und mit dieser alles moralische Anstandsgefühl empörenden Schamlosigkeit wie in Polynesien geübt wird. Verschiedenheit des Standes verhinderte, wie wir sehen, die Schließung des Ehebundes keineswegs; allein die aus der Verbindung von Vornehmen mit Gemeinen entsprungenen Kinder wurden jederzeit gleich bei der Geburt getötet, und das ist nach Meinicke die Quelle des Kindermordes, obschon nicht geläugnet werden kann, daß er in neuerer Zeit nicht bloß um die Reinheit des Blutes der Vornehmen zu erhalten, sondern auch aus Vergnügungssucht und der Unlust sich mit dem Aufziehen der Kinder zu beschäftigen, geübt wurde. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. I, S. 50.)

Die Erziehung der Kinder, wenn man von einer solchen in Polynesien sprechen kann, besteht darin, daß das Kind von den Eltern in den Handgriffen, welche es zur Fristung seines Daseins braucht, unterwiesen und mit den Sagen

Digitized by Google

über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe, Sprache — das alles soll in zwei starken Bänden geschildert werden. Die ganze von durchaus neuem Gesichtspunkt ausgeführte Arbeit findet ihren Abschluß in einem Resumé, worin aus den an den einzelnen Völkern gewonnenen Beobachtungen die allgemein gültigen Lehren entwickelt werden, welches also so zu sagen die Bilanz unseres heutigen geographischen Wissens zieht.

Festliche, aus leichtem Holze geschnitzte, weiß, roth und schwarz bemalte Kopfbedeckung von den Admiralitäts-Inseln.

Ein ganz besonderer Werth des Werkes beruht darin, daß in F. Keller-Leuzinger eine künstlerische Kraft gewonnen wurde, welche in geradezu einziger Weise für diese Aufgabe befähigt ist. Im Auftrage der brasilianischen Regierung hat er Jahrelang unter den Indianern des Amazonenstromes gelebt. Wie er dort den völkerkundigen Blick geschärft hat, was er als Künstler und Illustrator leistet, davon wird die „Naturgeschichte des Menschen" ein glänzendes Zeugniß abgeben.

Schwarzenverkäufer in Jedda.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Digitized by Google

Einige Stimmen der Presse über die „Naturgeschichte des Menschen“.

„Es liegt die erste Lieferung eines Werkes vor, das eine Zierde der ethnographischen Literatur zu werden verspricht. Der Verfasser, dessen gewandte Feder dem großen Publikum aus zahlreichen Publikationen hinreichend bekannt, dessen Sachkenntniß über jeden Zweifel erhaben ist, hat sich mit einem Künstler ersten Ranges verbunden, um dem Menschen den Menschen kennen zu lehren. Keller-Leuzinger führt den Stift mit wahrer Meisterschaft. Die Vollbilder sowohl wie die in den Text gedruckten Abbildungen, sie mögen Rassentypen oder Geräthe darstellen, sind gleich vollendet in der Charakteristik wie in der technischen Wiedergabe.“ **(Neue freie Presse.)**

„Die Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart hat uns das erste Heft eines Werkes zur Ansicht gesandt, das, nach der ausführlichen Ankündigung zu schließen, einzig in seiner Art dastehen wird, das einen Gegenstand durch Wort und Bild darstellen soll, der in einem deutschen Buche in so umfassender Weise wohl noch nicht betrachtet worden ist. ... Das vorliegende 1. Heft entspricht ganz den Erwartungen, die wir nach Kenntnißnahme des Prospektes hegten. Der Verfasser erörtert klar die betr. Fragen möglichst vollständig und gibt überall die benutzten Quellen gewissenhaft an. Zur Deutlichkeit der Schilderung trägt die bildliche Darstellung außerordentlich viel bei, die sich auf Rassentypen, Gegenstände des häuslichen Lebens u. s. w. erstreckt.“ **(Allg. Schulztg., Jena.)**

Bewohner von Neubritannien.

„Die Namen des Verfassers wie des Verlegers bürgen dafür, daß wir ein gutes, künstlerisch ausgestattetes Werk bekommen werden. Diese erste Lieferung enthält neben dem einführenden Abschnitte eine sehr lehrreiche und interessante Darstellung Australiens und seiner Bewohner. Hellwald hat die Gabe, den Boden der Wissenschaft niemals zu verlassen, dabei indessen stets leichtverständlich, anregend, unterhaltend zu sein. Dies bewährt er auch hier wieder. Er entrollt uns ein farbenreiches, bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild der fremden Bevölkerung. Deren Typus, Körperbeschaffenheit, Schädelbildung lernen wir zuerst kennen. Dann zeichnet er geistige Anlagen, Cultur, Eigenart. Er spricht von der communistischen Denkart der Insulaner, ihrer Lebensweise, ihrer künstlerischen Beanlagung. Weiter reicht der Text des ersten Heftes nicht. Er macht uns aber begierig auf das Folgende. Gelingt Alles so gut wie dieser Anfang, so darf die deutsche Literatur sich freuen über die neue Produktion. Der beste Text würde aber seinen Zweck nur mangelhaft erfüllen ohne bildliche Beigaben. Keller-Leuzinger, der renommirte Künstler, wird diese liefern und gibt uns vortreffliche Proben dessen, was wir zu erwarten haben. Das sind nicht nur Illustrationen, sondern kleine Kunstwerke, ebenso charakteristisch und voll realen Lebens wie malerisch anziehend.“ **(Danziger Zeitung.)**

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

9. Lieferung.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Die Erde und ihr organisches Leben.

Ein geographisches Hausbuch

von

Dr. Klein und **Dr. Thomé.**

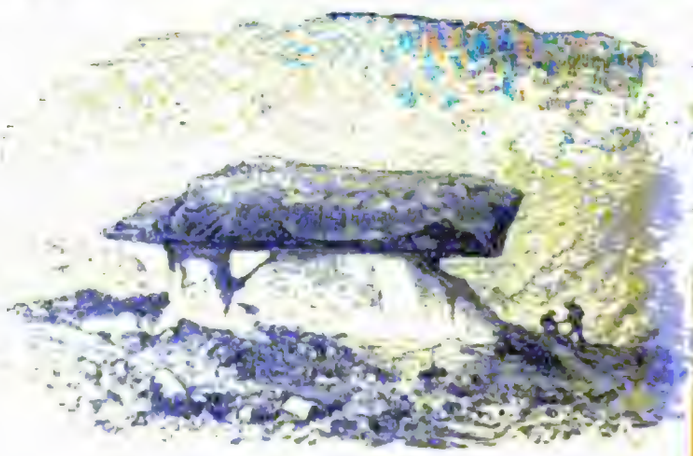
Mit 50 großen Bildern, vielen kleinen Illustrationen und Karten ꝛc. ꝛc.

ca. 50 Lieferungen à 50 Pfg.

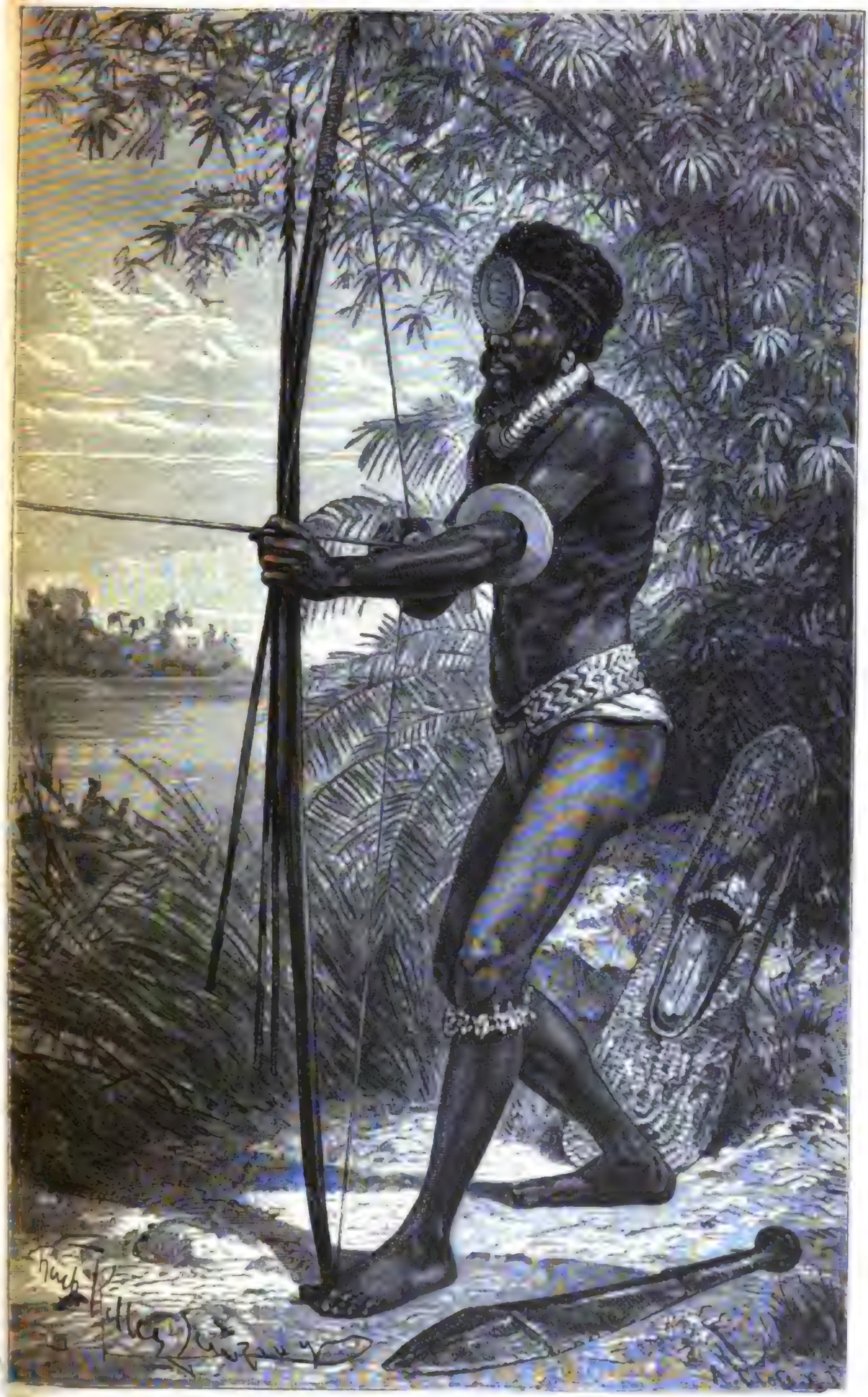
Ankündigung. Nichts gibt es, das für den Gebildeten wichtiger, für den denkenden Menschen interessanter wäre, als die Kenntniß der Erde, ihre Oberflächengestaltung und dessen was auf ihr lebt und webt. Der große Beifall, welchen geographische Schilderungen seit jeher fanden, besonders aber der ungeheure Erfolg, welcher Hellwald's Werke „Die Erde und ihre Völker" zu Theil wurde, ist ein Zeugniß für das Interesse, welches das Publikum gediegenen Arbeiten auf dem Gebiete der Erdkunde entgegenbringt. Während nun das eben genannte Werk vorzugsweise das Topographische zum Mittelpunkt seiner Darstellung macht, blieb jene Seite der Erdkunde, die Schilderung des Erdkörpers nach seinen physischen Zuständen und seiner Pflanzen- und Thierwelt, einem anderen Werke aufbehalten, welches nunmehr vor das Publikum tritt. Das Werk, dessen Ausarbeitung den berufenen Händen der durch wissenschaftliche Untersuchungen wie durch populäre Darstellungen in den weitesten Kreisen bekannten Herren Dr. Klein und Dr. Thomé anvertraut wurde, wird nicht verfehlen, durch Inhalt und Ausstattung eine gleich hervorragende Stellung einzunehmen.

Gibraltar.

Es ist schwer, in kurzen Worten eine auch nur flüchtige Vorstellung des überaus reichen und fesselnden Inhalts dieses Werkes zu geben. Die Verfasser führen den Leser in die Tiefen der Erde und des Meeres, wie in die höchsten Regionen des Luftoceans, überall dasjenige darstellend und erläuternd, was alle Wissenschaften der Neuzeit hier erforschten. Der Ursprung der Gebirge, die Bildungsweise der Flachländer, der Thäler, der Flüsse, die Entstehung der Gewitter und Nordlichter, die Entwicklung und Verbreitung der Thiere und Pflanzen, und zahlloses Andere wird in fesselnder, allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise dargestellt. An diesem Orte müssen wir uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß an der Hand unseres Werkes der denkende Mensch das große Buch der Natur, das aufgeschlagen vor seinen Blicken



Gletschertisch.



Bewohner der Salomoninseln.

Digitized by Google

der Familie und des Stammes sowie mit den auf Anstand bezüglichen Reden und Gebräuchen bekannt gemacht wird. Sonst werden dem Kinde alle Unarten nachgesehen, es wird nie ernstlich gezüchtigt, damit man nicht seinen Trieb nach Freiheit und Selbständigkeit lähme. Knaben und Mädchen bleiben völlig unbewacht und können aus den Unterhaltungen in der elterlichen Hütte sich schon sehr früh in den Mysterien des geschlechtlichen Lebens ausbilden. Eigentümlich ist übrigens der Charakter der polynesischen Kinder. Nie sieht man sie sich unter einander streiten oder raufen, nie sieht man sie weinen, nie aber auch ausgelassen lärmen.

Die Hauptbelustigung der Polynesier bildet der Tanz. Tänzer und Tänzerinnen treten in einen Kreis von Zuschauern, welche bis die Reihe an sie kommt, den Takt schlagen, der auch durch einen hölzernen Trommelkasten angegeben wird. Unzüchtige Hüftenbewegungen, seltsame Verdrehungen der Glieder, ruckweise Biegungen des Rumpfes bilden die Hauptmomente dieser lüsternen Mimik, wo Männer und Frauen sich kreuzen, um einander sich drehen und sich streifen, bis sie nach etlichen Minuten erschöpft hinsinken, um andern „Künstlern" Platz zu machen. „Hupahupa" heißen diese Tänze auf den Paumotuinseln, und die Markesaner veranstalten Volksfeste, „Koika", auf denen gemeinschaftlich geschmaust und getanzt wird.

Einem französischen Augenzeugen verdanken wir die Schilderung eines solchen Koika. Die Männer erscheinen dabei im Nationalschmuck, d. h. mit dunklen Federbüschen höher wie die Bärenmützen der Grenadiere. Ein Opfer eröffnet das Fest. Es waren etwa 1500 Personen gegenwärtig, die gleichzeitig gespeist wurden. Um die passende Stunde erschienen in Prozession mindestens hundert Eingeborne, welche ganze gebratene Schweine, Früchte und Piroguen voll Popoi (Brotfruchtbrei) herbeitrugen. Bei der Verteilung der Lebensmittel entstand nicht die geringste Verwirrung, so daß man vermutete, jedermanns Platz und jedermanns Portion sei schon durch herkömmliche Anordnung im vorhinein bestimmt gewesen. Gegen 4 Uhr Nachmittags beim Aufsteigen der frischen Brise begannen die Tänze von neuem. Sie wurden von einem halben Dutzend Frauen eröffnet, sämtlich Witwen, die zu Ehren ihrer Abgeschiedenen einen Totentanz aufführten. Sie entblößten sich dazu aller ihrer Kleider und suchten durch Pantomimen ihre innere Trauer darzustellen, auch fehlte diesen traurigen Bajaderen nicht der Ausdruck allgemeinen teilnahmsvollen Bedauerns, als sie von der Schaubühne sich entfernten. Dann wurde das berühmte „Comumu Puaca", die Schweinshymne, aufgeführt. Wer der Dichter dieses musikalischen Ballets gewesen ist, wird uns leider verschwiegen, seine Eigentümlichkeit besteht aber darin, daß die Tänze der Frauen im Chor von einem allgemeinen Schweinsgrunzen begleitet werden. Nie hat sich wohl die schaffende Phantasie an einen schmutzigeren Gegenstand gewagt, die Nukuhiwier indes geraten bei der Aufführung dieses Nationalgesanges in die höchste Verzückung. Nach Sonnenuntergang fand eine Fackelprozession zu den „Tiki" (Götzen) und ein abermaliges Opfer statt. Als die Franzosen am dritten Tage nach dem Koika zurückkehrten, war das Volksfest im Erlöschen. Der Anblick war aber kein heiterer, sondern im höchsten Grade widerlicher. Der Genuß von Kawa und von Namu hatte die meisten überwältigt. Ermattet lagen alle umher und erhoben kaum die Augen mit trüben Blicken. Die Damen, die so stolz auf ihren Haarputz zum Feste gezogen waren, kümmerten sich nicht mehr darum, daß nur noch Fetzen um sie herumhiengen und die Blumen entblättert waren. Eine Schwüle schwebte über der Versammlung, überall glitt der Fuß aus auf Ueberresten der Mahlzeit, ein saurer Geruch peinigte die Nerven, und Wolken von Moskito labten sich in dieser verpesteten Atmosphäre. Das aber ist Zweck und Ende eines jeden Koika. (Ausland 1861, S. 108.) Die Penrhyninsulaner frönen mit Vorliebe dem „Pehu" oder der Ceremonie des Gesanges, der freiwillige Hautaufritzungen begleitet.

Digitized by Google

Auf Tahiti sind die Tänze die frühere Hauptbelustigung, von der so leicht verletzlichen französischen Polizei wegen ihrer Unzüchtigkeit verboten worden und werden nur an großen Festen geduldet. In Folge dessen haben sich die Eingebornen auf das Kartenspielen verlegt und das eine Laster mit dem andern vertauscht.

Staatliche und soziale Einrichtungen.

Gegenwärtig gibt es nicht viele Inseln mehr in der Südsee, auf welchen nicht Europäer, wenn auch oft bloß vereinzelt, leben, und diese haben wie in Glaube und Sitte so auch in den politischen Institutionen der Eingebornen eine bedeutende Veränderung hervorgerufen. Auch von den polynesischen Eilanden sind mehrere in bestimmte Beziehungen zu europäischen Staaten getreten, und erst am 15. September 1880 meldete das Journal officiel die Annexion der Gesellschaftsinseln (Tahiti), der Freundschaftsinseln (Tonga) und der Insel Hivaoa im Markesasarchipel durch Frankreich*). Tahiti stand schon früher unter einem französischen Protektorate, welches dem Besitze gleichkam und sich auch auf die Paumotu oder Niedrigen Inseln erstreckte, so daß die dortigen Halbwilden und Anthropophagen längst „konstitutionelle" Freiheiten genießen, denn sie senden ihre gewählten „Deputierten" zur „Assemblée nationale" auf Tahiti, wo sie ihre Beredsamkeit glänzen lassen, da ihnen, wie allen Ozeaniern, das Mundwerk sehr geläufig ist. Thatsächlich erscheinen alle polynesischen Staaten gleichmäßig im Verfall, der übrigens schon lange vor dem Auftauchen der Europäer auf diesen Inseln begonnen haben muß und sich auf verschiedene Weise entwickelte. Die Europäer haben aber in diesen Prozeß fördernd eingegriffen, so daß nur auf den abgelegensten Eilanden, und kaum mehr auf diesen, die alten Zustände in ihren allgemeinsten Umrissen zu erkennen sind.

Nach Friedrich Müller, dem ich hier ausschließlich folge, beruhten die politischen Institutionen der Polynesier auf der altmalayischen Stammverfassung, die ihrerseits wiederum nur eine erweiterte Familienverfassung war. Darnach sind die Gemeinden, nämlich die verwandten Familien, deren Hütten und Felder in der Regel zu Dörfern vereinigt sind, ursprünglich von einander unabhängig. Früher, als es noch wilder in der Südsee zuging, hatten die Eingebornen ihre Dörfer in den Bergen. Jetzt ziehen sie immer mehr zu der Küste hin. An der Spitze eines solchen unabhängigen Dorfes steht ein Oberhaupt oder Häuptling, der in Krieg und Frieden eine gewisse Autorität ausübt, aber durch keinerlei Abzeichen von den einzelnen Gemeindemitgliedern sich unterscheidet. Doch tritt in der Anrede und im Gespräche dieser Rangunterschied hervor, und man bedient sich dabei — dieser Zug ist der malayischen Rasse so ganz eigentümlich — gewisser Phrasen und bestimmter Titel. Zu gewissen Zeiten findet eine Vereinigung mehrerer unabhängiger Gemeinden unter einem höheren Oberhaupte statt, sei es daß äußere Verhältnisse dazu zwingen, sei es daß ein Häuptling mit seinem Stamm eine gewisse Oberherrlichkeit an sich gerissen hat, wie dies z. B. auf den Tongainseln, auf Tahiti und Hawaii geschehen, wo richtige Könige das Szepter führen, oder bis unlängst führten, während auf Samoa das nämliche Streben Krieg und Parteiungen hervorrief. Diese

*) So lauteten wenigstens die ersten Mitteilungen in den Zeitungen. In allen späteren Berichten hat man aber die Tongainseln nicht mehr nennen hören, so daß die Anexion sich wohl bloß auf Tahiti und Hivaoa beschränkt.

Digitized by Google

Oberhäupter entscheiden im Frieden vorkommenden Falls nach althergebrachten Satzungen. Dieselben beziehen sich auf die verschiedenen Vergehen und setzen entwickelte Ideen über die menschlichen Verhältnisse voraus. Bei wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten versammeln sich die Gemeinden auf einem großen mit Brotfruchtbäumen umgebenen Platz. Es ist dies der „Mara", auf den Penrhyninseln ein geweihtes Heiligtum, das von großen Steinplatten, letztere bisweilen von 2 m, eingeschlossen ist, und wohl mit dem „Morai" auf den Markesas identisch ist, auch für die Frauen „Tabu" ist, d. h. von ihnen nicht betreten werden darf. Bei diesen Versammlungen bilden die Familienhäupter das Parlament, während der Häuptling und der Oberhäuptling oder König schweigend zuhören. Eine solche Versammlung dauert oft Tag und Nacht, da mit den dabei geltenden Förmlichkeiten mehrere Stunden vergeudet werden. So ist es z. B. Sitte, daß wenn jemand sprechen will, alle zur Rede berechtigten Mitglieder der Versammlung sich zum Worte melden, um schließlich, indem sie aus Höflichkeit gegen einander auf dasselbe verzichten, es dem ersten zu überlassen. Dieser beginnt nun die Rede, einen Fliegenwedel aus Haar in der Hand haltend und auf einen Stab oder eine Lanze gestützt, nicht mit einer an alle gerichteten Ansprache, sondern mit einer speziellen Anrede aller Anwesenden, wobei er deren Titel und Würden weitläufig zu erwähnen nicht vergißt. Die einzelnen Sätze werden nicht, wie bei uns, mit gegen Ende fallender, sondern steigender Stimme gesprochen, die letzten Worte überdies mit einer besonderen Kraft ausgestoßen. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 342—343.) Diese altmalayischen Versammlungen enthalten also die wesentlichsten Keime des Parlamentarismus, welchen Unkundige für ein arisches und wo möglich spezifisch germanisches Produkt ausgeben wollen, und ich bin fest überzeugt, daß nur auf Grund des schon von Alters her Bestehenden das parlamentarische Regime nach modernem Zuschnitt, wie wir es heute auf einigen Inseln Polynesiens antreffen, dort so rasch Eingang gefunden hat.

Die Gesellschaft zerfällt beinahe auf allen Inseln in drei Stände: Adel, Volk und Sklaven. Letztere, durchwegs Kriegsgefangene, sind jedoch in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie praktisch nicht mitzählen. Auf den Markesas fanden die Franzosen die Eingebornen in zwei Klassen geteilt, wovon man die erste als einen Geburts-, Geld- und Intelligenzenadel bezeichnen kann, wenn man zu den weltlichen Häuptlingen oder „Akaiki" auch die Priester („Tahua") hinzurechnet. Die andere Klasse, die „Kikino", umfaßt das übrige Volk. Der Adel, hie und da in den höheren und den niederen (die Landbauer, welche zu dem höheren Adel in einer Art Lehensverhältnis stehen) geteilt, ist der eigentliche Besitzer aller politischen Rechte und aller Macht. Die Macht eines markesanischen Akaiki reicht freilich nicht weiter als seine persönliche Geltung und schwankt mit dieser an Umfang; er hat einen Anspruch auf die Zehnten von den Ernten der Plebejer, und seine höchsten Befugnisse bestehen darin, daß er Dinge „Tabu" oder unberührbar machen und Tabufrevler bestrafen darf. Ueberall aber befindet sich das Volk in Abhängigkeit vom Adel. Bezeichnend für die Stellung des niederen Volkes zum Adel und namentlich zu den Häuptlingen ist es, daß ehemals auf Tonga die Weiber desselben den Adelichen unweigerlich zu Willen sein mußten. Das Leben des gemeinen Mannes hatte überhaupt keinen Wert, er war zur Verrichtung der niedrigsten Handgriffe, wie Feldbau, Kochen — Beschäftigungen, welche sonst den Weibern obliegen — verurteilt. Die Gemeinen besitzen zwar die persönliche Freiheit, allein keinen Grundbesitz und leben auf den Gütern der Adeligen auf Grund einer Art von Lehensverfassung, ein Umstand, welcher in der Gegenwart im Verkehre mit den Fremden manche unliebsame Verwicklung veranlaßte. Die Europäer kauften Land, die Eingebornen aber betrachteten die Sache als eine Art von Lehensvertrag und wollten die Grundstücke später in ihrem verbesserten Zustande wieder als rechtmäßiges Eigentum zurücknehmen. Auch verkauften die Häuptlinge das Land ihrer Unterthanen, ohne dazu berechtigt zu sein. Das polynesische Rechtsbewußtsein hat sich überhaupt noch niemals bis zur vollen Anerkennung des persönlichen Eigentums emporgeschwungen.

Am reinsten und ursprünglichsten hat sich die altmalayische Verfassung auf Samoa und Tonga erhalten, dagegen auf den übrigen polynesischen Eilanden nicht unwesentliche Abänderungen erlitten, worin einerseits Tahiti, Raratonga und Hawaii mit einem Streben zum zentralisierten Königtum, andererseits Neuseeland, die Paumotu- und Markesasgruppe mit immer wachsender Tendenz zur Isolierung unter einander übereinstimmen.

Die beiden, ihres Handels mit den Europäern wegen wichtigsten unter den unabhängigen Reichen der Polynesier, Tonga und Samoa, geben sich in

mancher Hinsicht einen völlig europäischen Anstrich. In Tonga ist seit 1845 der greise, mehr denn 80jährige König Georg Tubau als Beherrscher sämtlicher Inseln des Archipels anerkannt. Er gilt für einen zuverlässigen Freund Deutschlands, welches auch mit ihm am 1. November 1877 ein Freundschaftsbündnis abschloß, wodurch es auf Vavao eine Kohlenstation erwarb. Missionäre der wesleyanischen Kirche haben vor etwas mehr denn vierzig Jahren das Tongareich bekehrt, welches eine Art von politischer Idylle in dem gährenden Völkergetriebe der Südsee bildet.

Auf einem Flächenraume, der etwa dem des Fürstentums Waldeck gleichkommt (1046 qkm), zählt es nach Missionärangaben 23,000, nach den Veröffentlichungen des deutschen Auswärtigen Amtes etwa 30,000 Einwohner. Und obwohl seine Bevölkerung einen der intelligentesten, aber am wenigsten fleißigen Völkerstämme der polynesischen Rasse darstellt, so erfreut sich doch das kleine Reich eines ausnehmenden Wohlergehens. Dieses Wohlergehen ist fast ausschließlich das Verdienst des eingebornen Königs George Tubau, eines Mannes, dem selbst das wenigst günstige Urteil der Europäer immerhin einen hohen Grad von mehr ruhiger, würdevoller und selbstbewußter als glänzender Klugheit zuerkennt. Dieser Herrscher hat während seines langen Lebens das Inselreich aus den verworrenen Zuständen und den teilweise damals noch fortbestehenden Ueberlieferungen einer Art von Zweikönigtum, ähnlich dem japanischen (mit Mua, als dem Sitze des kirchlichen Herrschers) zu seinen heutigen geordneten Verhältnissen emporgehoben. Unterstützt wurde er dabei von der wesleyanischen Mission, die das Land unter ihrem Vorsteher Herrn Baker zu einer Art von protestantischem Paraguay umzugestalten trachtete. Daß Herr Baker, der seit langen Jahren die Rolle eines ersten Ratgebers der Krone gespielt hat, das Wohl des Volkes vor Allem im Auge hatte, ist selbst von den Kaufleuten, den gewohnheitsmäßigen und erbitterten Feinden der Missionäre, niemals geleugnet worden. Drei weiße Instrukteure, ein Deutscher, ein Engländer und ein Amerikaner, haben dem König von Tonga eine kleine stehende Armee von 500 Mann (Garden und Artilleristen) herangebildet, die zu verschiedenen Malen das Staunen der deutschen Seeoffiziere erregte. Körperlich kräftig wohlgestaltet und mit einem feinen Gefühl für Takt und Rhythmus begabt, sollen diese Polynesier ein ganz vortreffliches Material zu militärischer Schulung abgeben. Ihre Marschleistungen sollen ausgezeichnet sein und eine Parade in den weißen Helmen, den in Sydney gefertigten teils roten, teils blauen Uniformen soll kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Um jedoch das Bild für einen deutschen Offizier nicht allzu verlockend erscheinen zu lassen, möge hinzugefügt werden, daß jene großen Marschleistungen unmöglich wären, falls nicht die Soldaten ihre Stiefel in der Hand tragen dürften. Die Einkleidung soll überhaupt ihre Schwierigkeit haben, da der überwiegende Teil der Rekruten nie vorher ein europäisches Kleidungsstück auf dem Leibe gehabt hat. Die Stärke des stehenden Heeres wird von König und Kammer des Nähern festgesetzt. Die unverheirateten Männer losen alsdann, und wen das Los trifft, der muß sieben Jahre bei der Fahne (in diesem Falle rot und weiß) bleiben. So kommen jene 500 Mann zusammen, von denen 200 auf Tongatabu stehen, die übrigen auf den Inselgruppen der drei dem Reiche unterworfenen Archipele verteilt sind. Im Kriegsfalle hat jeder waffenfähige Mann die Pflicht, sich der Miliz, einer Art von allgemeinem Volksaufgebot und natürlich ohne Uniform, es seien denn die abgelegten des stehenden Heeres, anzuschließen. Die Bewaffnung der kleinen Armée à l'européenne wie der blaugekleideten Polizisten (jeder dritte oder vierte Mensch etwa nennt sich Polizist, wagt es aber nur selten einem Weißen etwas anzuhaben) besteht wie diejenige der meisten Samoaner aus Feuergewehren ältern Systems, die ja von den Kaufleuten freigebig auch an die wilderen Völkerstämme der Südsee verteilt werden. Im Kriegsfalle würde die Miliz freilich wohl teilweise noch zu den altgewohnten Keulen und sonstigen Gewehren greifen müssen. Schlechter sieht es mit der artilleristischen Bewaffnung aus. Tonga besitzt sechs Bronze- und zwei eiserne Geschütze, die aber einstweilen vorwiegend zu Signal- und Salutschüssen verwendet werden. Die Paradeuniform des obersten Befehlshabers der Armee, also des Königs, ist der eines englischen Admirals nicht unähnlich: blauer oder roter Rock mit goldenen Schnüren auf der Achsel und unter den Armen, dazu eine seidene Schärpe über der Brust. Die Krone des Königs (Gold ohne Edelsteine) ist in Sydney gefertigt worden und kostet 5000 Mark. Das Wappen des Reiches zeigt in vierfach geteiltem Felde eine

Digitized by Google

Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter, letztere beide als Anspielungen auf die drei Archipele. Darunter steht: „Koe otua mo toga ko hoku tofia", was so viel bedeutet als Tonga für die Tonganer. (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 135—141.) Das kleine Musterreich der Südsee führt natürlich auch seine eigene nationale Flagge. Jeder Erwachsene hat eine jährliche Abgabe von 7 Dollars zu entrichten. Es werden keinerlei geistigen Getränke auf den Inseln verkauft, da ein Zoll von 1 Dollar per Gallone Wein, 2 Dollars per Gallone Spirituosen und 1 Shill. per Flasche Bier, sowie eine Steuer von 100 Dollars für eine Verkaufskonzession den Konsum von selbst verbieten. Das Gesetz, nach welchem jeder Matrose um 8 Uhr Abends auf seinem Schiff sich einfinden muß, trägt nicht wenig dazu bei, die Nüchternheit auf den Inseln zu erhalten.

Im Samoaarchipel oder den Schifferinseln standen sich seit Jahren zwei Parteien feindlich gegenüber: diejenige des Häuptlings Malietoa, welcher von den Inseln Savaii und Manono, sowie eines Teiles von Upolu als König anerkannt wurde, und jene der alten Malo-Regierung, eines aus den Häusern der Taimua und Faipule bestehenden Parlaments. Die fremden Regierungen erkannten diese an und das deutsche Reich schloß am 24. Januar 1879 einen Freundschaftsvertrag, dessen Verhandlungen ziemlich langwieriger Art waren, mit „Ihren Exzellenzen den Herren der Taimua im Namen der Regierung von Samoa", Exzellenzen übrigens, die nur in den Berichten unter diesem Titel figurieren, während ihnen sonst jeder Matrose ungestraft einen Fußtritt geben zu dürfen glaubt. Die „Taimua" ist eine Art Versammlung von Häuptlingen, deren Machtvollkommenheit mit den Senaten der Hansestädte vergleichbar ist. In der Faipule steht ihr eine Art Bürgerschaft oder Unterhaus zur Seite. Den langjährigen Kämpfen ward nun endlich dadurch ein Ende bereitet, daß am 23. Dezember 1879 die Vertreter der acht Provinzen des Reiches, — je zwei Häuptlinge für die Provinz — sich in Apia, dem wichtigsten Handelshafen des Landes, versammelten, die samoanischen Grundrechte berieten und festsetzten und Malietoa zum lebenslänglichen König wählten. Als derselbe am 8. November 1880 auf Savaii im Alter von 65 Jahren starb, folgte ihm anstandslos auf dem Throne sein Neffe Laupepa als Malietoa II. Die Regierung ist darnach konstitutionell und besteht aus einem Ober- und Unterhaus, während deren Vertagung ein Parlamentsausschuß dem Könige die Bürde der Regierung tragen helfen soll. Hafen und Umgegend von Apia auf Upolu, wo die meisten Fremden wohnen, sind neutrales Gebiet, über welches eine aus den Konsuln von Deutschland, Nordamerika und England gebildete Behörde die oberste Gerichtsbarkeit ausübt. Amerika hat sich durch Vertrag den Hafen von Pangopango auf der Insel Tutuila, das deutsche Reich den in der Nähe von Apia gelegenen Hafen von Saluafata zur Anlegung einer Kohlenstation gesichert. Der früher so bedeutende Handel mit Deutschland hat jedoch einen heftigen Schlag bekommen, durch die Zahlungseinstellung des Hamburger Hauses von Joh. Cäsar Godeffroy und Sohn, die mit kühnem Geist ihre Kontore und Faktoreien über Tonga, Viti, die Karolinen und Marshallinseln, über Neuirland und selbst das ungastliche Neuguinea, kurz über die ganze Südsee ausgebreitet hatten und deren Einfluß sich unter dem Titel der Société commerciale de l'Océanie selbst nach dem französischen Tahiti hinüber erstreckte.

Die Polynesier haben sich schon vollständig an den Gebrauch des Geldes

Digitized by Google

gewöhnt, doch sind Silberpiaster an manchen Orten in ihren Augen die einzige gangbare Münze, der sie mit Begierde nachstellen, denn jene idyllischen Zeiten, wo anlegende Seefahrer um eine Anzahl Pottfischzähne eine Ladung Sandelholz eintauschen konnten, sind längst vorüber. Silber, Waffen, Schießbedarf und Zeuge, namentlich Wollenzeuge, sind die einzigen Tauschmittel, und die Eingebornen fordern sehr unbescheidene Preise.

Auf Samoa und Tonga gibt es, wie schon erwähnt, nur noch einige Heiden, obwohl das Christentum der großen Masse auch dort meist ein recht äußerliches ist. Natürlich ist es dies noch weit mehr auf den weniger civilisierten Eilanden. So zogen auf Nukuhiwa die Blicke Lamonts ein paar Mädchen auf sich, die züchtig ihre langen seidenen Wimpern niederschlugen und ihre Augen nicht von den Kruzifixen und Gebetbüchern abziehen ließen, aus welchen letzteren sie andächtig sich erbauten. Später aber, in einer traulichen Stunde, gestanden sie alle, daß sie nur mit den Lippen und aus Furcht vor den „Wi-wi" (Franzosen) „missionärisch" geworden seien. Auch auf Tahiti äußert sich das angenommene Christentum nur als ein halbes Heidentum. (Allg. Zeit. vom 17. März 1877.) Auf Rarotonga, wo die Bevölkerung von dem berühmten polynesischen Apostel Williams bekehrt worden war, fiel dieselbe später wieder ab, bis die Partei der Missionäre durch einen Bürgerkrieg das Heidentum unterdrückte. Auch die Bewohner der Paumotu sind von katholischen und protestantischen Missionären bearbeitet und mit Kapellen beschenkt worden. Mehr Erfolg aber als diese Würdigen hatte ein mormonischer Sendbote, dessen polygamische Lehren den Ozeaniern weit besser mundeten. Hie und da, wie auf St. Augustin oder Nano-mea (im Ellicearchipel, nordwestlich von Samoa) sind die Eingebornen noch bei ihren alten heidnischen Gebräuchen geblieben, schon auf dem benachbarten Waitupu aber haben sie ihre Idole verlassen und sind zum Christentum übergetreten.

Die herrschende geistliche Macht auch auf den meisten Inselgruppen Polynesiens sind die Wesleyaner. Sie treiben Handel und Plantagenbau, verfügen über bedeutende Geldmittel und könnten in mancher Hinsicht die „Jesuiten der Südsee" genannt werden. Auf Samoa wirken amerikanische Independenten und Mitglieder der englischen Staatskirche, auch hat auf Tutuila bis vor kurzem eine Mormonenstation bestanden, die dort aber wegen mangelnden Erfolges eingegangen ist. Alle diese Missionäre haben großen, oft gar zu großen Einfluß, den sie nur zu häufig mißbrauchen, zumal wenn gerade kein fremdes Kriegsschiff im Hafen ist oder wenn der Kommandant eines solchen sich ihnen dienlich zeigt. (Allgem. Zeit. vom 8. Dezember 1877.) König Malietoa I. von Samoa war von den Missionären erzogen und durch den Einfluß dieser frommen Herrn zum König erwählt worden; sie schürten dort auch das Feuer des Bürgerkrieges zu Gunsten ihres Lieblings. (R. Parkinson, Aus der Südsee, im Ausland 1878, S. 91—92.) Ueberall haben die frommen Apostel die strikte Feier des Sonntags eingeführt, an welchem der ohnehin eben so faule als indolente Polynesier keine Arbeit verrichten darf; wo sie konnten, richteten sie auch eine Art Polizei ein, welche Vergehen gegen Sitte und Gesetz überwacht und die Uebertreter mit Bußen, in abzuliefernden Oel, Schweinen, Matten und dergleichen bestehend belegt. Hr. Lamont fiel auf Mangaia, einer der Hervey-inseln, in die Hände solcher „Rikos" oder eingeborner Polizeidiener, richtiger Tugendwächter. Es sind dies lauter verheiratete Männer, deren Amt es ist, allen nächtlichen Zusammenkünften der Jugend nachzuspüren und die daher in jedes Haus eindringen. Wird ein Bursche nicht in seiner Behausung, sondern allein im Hause einer Frau oder eines Mädchens angetroffen, so wird er dieses Vergehens halber vor den Richter gezogen. Die Aussage des Riko gilt als beschworene Wahrheit, und Berufung gegen ein Urteil geht an den

Digitized by Google

Missionär, dessen Entscheidung endgültig ist. Dem Schuldigen wird eine schwere Geldbuße auferlegt, welche der Riko, der König, der Richter und (bei Appellation) der Missionär unter sich verteilen. Diese Bußen sind eine reiche Einkommensquelle, da das schöne Geschlecht von Mangaia noch genau so wenig standhaft ist wie zur Zeit der ersten Landung von Heidenbekehrern. Gewöhnlich betreiben die letzteren auch noch einen einträglichen Monopolhandel, indem sie von den Eingebornen kaufen und die Produkte gegen europäische Waaren vertauschen, die sie dann wieder unter ihren „Schafen" absetzen, so daß sie, da jedem anderen die Geschäfte untersagt sind, eine Elle Zeug, die vielleicht 12 ₰ wert ist, mit 1 Mark, also dem vierfachen Preise sich bezahlen lassen. Dafür sorgen sie aber, daß kein Branntwein abgesetzt wird, und Tabak, dessen alleinigen „Regieverkauf" sie sich selbst bewilligt haben, nie an Sonntagen unter schwerer Strafe geraucht oder gekaut werden darf. (Lamont, Wild life among the Pacific Islanders, S. 83—86.)

Nicht ohne Erfolg sucht übrigens der Katholizismus auf Samoa sowohl wie auf Tonga den Protestanten Konkurrenz zu machen. Die französischen Missionäre kommen von zwei Seiten her zur Südsee; von Auckland aus haben sie sich in West- und Mittelpolynesien, von Tahiti aus in Ostpolynesien festgesetzt. Auf der letztgenannten Insel neigen übrigens, obgleich französische Missionäre dieselbe wahrhaft überschwemmt haben, die Eingebornen doch mehr dem Glauben der protestantischen Sendboten zu, die von England und den Vereinigten Staaten aus sich mit ihren Familien dort niederließen. In Apia giebt es katholische Missionsschwestern, in Leoni auf Tutuila eine Priesterstation und eine andere soll in Pangopango errichtet werden. Auch italienische Missionäre haben sich in der Südsee versucht, zwei Bischöfe und fünf Missionäre aber sind auf San Cristobal erschlagen und wahrscheinlich verspeist worden, worauf die Italiener die Lust verloren zu haben scheinen. (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 116—117.) Die katholischen Missionäre, ohne Frau lebend, führen im allgemeinen auf den Inseln ein nicht sehr beneidenswertes Leben und müssen vieles entbehren, während die verheirateten englischen Missionäre sehr bequem eingerichtet sind, besser als die meisten Kolonisten. Wo sie es können, wie z. B. auf Futuna (westlich von Samoa) üben auch sie ein Priesterregiment, welches Gesetzgebung und Sitten regelt und sogar dem Widerstrebenden Strafen auferlegt; „dem Anscheine nach," bemerkt Dr. Eduard Graeffe, „fördert dieses jedoch nicht unwesentlich das Gedeihen des kleinen Völkchens; jedenfalls befinden sich diese besser unter dem heitern katholischen Priestertum als andere unter dem ernsten, alle Vergnügungen verbannenden Puritanismus vieler englischer Missionäre." (Ausland 1867, S. 1142.) Ist es da zu wundern, daß alle Reisenden, gleichviel welchen Bekenntnisses, einstimmig die katholischen Missionäre preisen, die arm die Heimat verlassen und arm zurückkehren, welche die Eingebornen nicht unnütz quälen, sondern sie zu bessern und zu heben suchen?

Uebrigens ist überall das Verschwinden der polynesischen Rasse besiegelt, denn wo immer die europäische Civilisation halb entwickelte Völker berührt hat, da brachte sie ihnen sichern Tod. Das Unfruchtbarwerden der Weiber, ein gewisser Lebensüberdruß und eine Sehnsucht nach dem Jenseits sind nur die überall sich gleichenden Symptome des nämlichen an geologische Vorgänge erinnernden Prozesses. Unter diesen Umständen kann man auch den Bestrebungen der Missionäre keinen Beifall spenden. Sie bringen mit der Lehre die christliche Civilisation, mit dieser den Rassentod, und unter ihrer Wirksamkeit verarmt die Schöpfung rascher an Varietäten des Menschengeschlechts. Wenn man auf den noch unberührten Eilanden die gesunden muskulösen Gestalten voll Lebenslust und Fröhlichkeit mit den meisten der im allgemeinen Handelsverkehr und unter den Missionen stehenden Insulanern vergleicht, so kann man nicht umhin, mit Dr. Graeffe den Wunsch auszusprechen, daß sie noch lange vor der sogenannten Civilisation bewahrt bleiben mögen.

Digitized by Google

Mythologie und religiöſe Sitten.

Weil die gegenwärtigen religiöſen Zuſtände der Polyneſier faſt überall mehr oder weniger von der erfolgten und immer weiter um ſich greifenden Chriſtianiſierung beeinflußt ſind und dieſe wiederum auf der zugleich als Ordner ſozialer Dinge auftretenden Miſſionswirthſchaft aufgebaut iſt, ſo habe ich das Nötige dem vorſtehenden Abſchnitte einverleibt. Da aber, wie ſchon bemerkt, das heutige Chriſtentum in Polyneſien doch zumeiſt bloß ein äußerliches iſt, ſo kann der alte Glaube dieſer Völker hier nicht völlig mit Stillſchweigen übergangen werden, denn der polyneſiſche Gedankenkreis iſt nächſt oder neben dem buddhiſtiſchen der ausgedehnteſte, den wir auf der Erde beſitzen. Eine überraſchende Gleichartigkeit dehnt ſich durch die Weite und Breite des Stillen Ozeans, und wenn wir Ozeanien in der vollen Auffaſſung nehmen, mit Einſchluß Mikro- und Melaneſiens, ſelbſt weiter. Es läßt ſich ſagen, daß ein einheitlicher Gedankenbau, in etwa 120 Längen- und 70 Breitegraden ein Viertel unſeres Erdglobus überwölbt. Leider iſt uns, wie Profeſſor Dr. Adolf Baſtian betont, faſt ſo gut wie gar nichts von dieſer gewaltigen Gedankenſchöpfung bekannt, denn wie in der alten Welt, ſo bewahrten auch in Polyneſien die Prieſtergilden mit emſiger Eiferſucht die Geheimniſſe der Religion, und der Reiſende drang nur in den ſeltenſten Fällen in das Myſterium ein. So beſaßen wir eigentlich nichts weiter als „hie und da auf den verſchiedenen Inſelgruppen unterſcheidungslos aufgeraffte und willkürlich durch einander gewürfelte Mythen“. In dieſe Kategorie gehören ſelbſt allerneueſte, an ſich ſehr wertvolle Erkundigungen, wie z. B. jene Hübners über die „Duk-Duk“-Ceremonie auf Neubritannien. (Siehe Schmeltz und Krauſe, Ethnogr.-anthrop. Abteil. des Muſeum Godeffroy, S. 17—18.) Von tieferem Gehalte war nichts vorhanden. Dazu kommt, daß die alten Ideen immer mehr der Vergeſſenheit anheimfallen. Nur die ältere Generation hält noch feſt an dem Glauben und den Gebräuchen der Vorväter, die jüngere dagegen iſt bereits von Zweifelſucht ſtark angeſäuert und lacht über den vormaligen Aberglauben und die religiöſe Ehrfurcht der Altgläubigen. Dahin ſterben alſo die letzten Träger der alten unverfälſchten Traditionen; ehe ſie aber auf immer den Mund ſchließen, trachtete William Wyatt Gyll (Myths and Songs from the South Pacific. London 1877. 8°.) noch zu retten, was zu retten war, und ganz neuerdings zwang an zwei wichtigen, von einander entlegenen Stellen, auf Neuſeeland und Hawaii, der obengenannte deutſche Gelehrte Baſtian ſie noch zum Reden, ſo daß wir einen mehr als flüchtigen Blick in die religiöſen Vorſtellungen der Südſeevölker zu thun vermögen. Die alte Religion der Polyneſier beſteht demnach in der Verehrung beſtimmter Gottheiten, teils allgemeiner, teils lokaler Natur. Ihre Anzahl iſt ſehr groß und hat frühzeitig zur Schöpfung eines Sagencyklus geführt, der, was poetiſche Kraft und Tiefe der Auffaſſung anbelangt, ſich kühn mit den Sagenkreiſen mancher Kulturvölker meſſen kann.

Digitized by Google

„Tangaro", „Taaroa" oder „Kanaloa" ist der Schöpfer bei den Polynesiern. In seinem weit verbreiteten Kultus erscheint er in verschiedenen Masken. So weilt auf Raiatea seine Schöpferkraft in einer Muschel, anderwärts tritt er als Schildkröte auf und erneuert sich durch Abwerfen der Schale oder er schwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er war, übertrugen auf ihren Seefahrten seinen Dienst an andere Küsten; in Neuseeland schreitet er als Spukgespenst über die Wogen. Seine schöpferische Thätigkeit auf den Markesas schildert ein erst kürzlich bekannt gewordener Sang:

„Im Anfang der Raum und Gefährte,
Der Raum in des Himmels Höhe
Tanaoa erfüllte, durchwaltet den Himmel
Und Mutuhei schlingt drüber sich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
Eine finstere, schwarzdunkelnde Nacht.
Tanaoa wars, der die Nacht beherrscht,
Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entsprang
In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark,
Atea wars nun, der den Tag beherrscht" u. s. w.

Ueberall in Polynesien beginnen die Kosmogonien mit dem Begriffe der Urnacht „Po", in welchem Räumliches und Zeitliches verbunden ist. Aus diesen Urnächten treten die Welten ins Dasein und die Götter hervor, die „Atua fauna po", die nachtgeborenen Götter im Gegensatz zu den jüngeren niederen Göttern, welche durch Heroen in die Menschen übergehen. Die Götter- und Geisterwelt Polynesiens (Atua) zerfällt demnach in drei Hauptgruppen: Die Götter, denen die Schöpfung der Welt zugeschrieben wird, die niederen Gottheiten und Dämonen der Elemente, endlich die vergötterten Menschen. Po, räumlich und zeitlich gedacht, umfaßt das Ganze, die Keime und gesetzlichen Vorbedingungen für die künftige Schöpfung. Es ist die causa absoluta prima Spinozas. (A. Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Leipzig 1881. 8°. S. 12—15.) Auf den meisten polynesischen Inseln sieht man rohe aus Holz geschnitzte Götzenbilder mit menschlichen Fratzen; diese Götzen selbst heißen „Tiki"; der Rang der Atua, die sie vorstellen, ist jedoch so verschieden, daß mancher Tiki sich einer schnöden Behandlung ausgesetzt sieht.

Ein Lieblingsgedanke der Polynesier, verzogener Kinder einer üppigen Zone mit herrlichster Szenerie, ist die Ausmalung des Lebens nach dem Tode. Doch wurden nach älteren Anschauungen bloß die Edlen desselben teilhaftig, da nach dem Glauben der Polynesier nur diese eine individuelle Seele besitzen, das gemeine Volk dagegen sich in diesem Punkte von den Tieren nicht wesentlich unterscheidet. Erst später wurde die Fortdauer allgemein und man erklärte die Seele für ein ätherisches Element des Leibes. Eine Bestrafung oder Belohnung für Gutes und Böses wird indes nicht erwartet. Himmel und Hölle sind nur verschiedene Orte höherer und geringerer Glückseligkeit.

Der Himmel wird bewohnt von der haute volée des polynesischen Olymps, von den Göttern höherer Abkunft, von den Frauen die im Kindbett sterben, von den Selbstmördern, endlich von den Häuptlingen dieser Welt. An der table d'hôte dieses Paradieses gibt es Popoi, Schweinefleisch und Fische „à l'indiscrétion", und Weiber, wie man sie nur träumen kann. In die Hölle dagegen, wo es viel frugaler hergeht, kommen die Plebejer. Uebrigens können die Abgeschiedenen von der Unterwelt zeitweilig die Oberwelt besuchen, wo sie während des Tages in der Regel als Tiere, während der Nacht als verschiedenartig gestaltete Gespenster erscheinen und auf die Schicksale der Menschen bedeutenden Einfluß ausüben können. Kindische Gespensterfurcht im Finstern ist daher auch bei den Polynesiern, wie fast bei allen Wilden und Halbwilden anzutreffen. Der Sitz der abgeschiedenen Seelen, in der Unterwelt gedacht, war anfangs von dem Sitze der

Digitized by Google

Götter, die ober der Erde wohnend vorgestellt wurden, ganz verschieden; erst später machte sich hie und da eine Vermischung nicht nur der beiderseitigen Wohnsitze, sondern auch der beiden Welten geltend. (Otto Henne-Am-Rhyn, Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig 1881. 8°. S. 40—44.)

Der Tod ist dem Polynesier nur das Mittel zu einem besseren Tausch, und bloß der Schmerz von den Seinigen zu scheiden, vermag die letzten Augenblicke zu trüben. Die Umstehenden trösten auch den Leidenden, daß er nun bald sterben werde und machen vor seinen Augen Vorbereitungen zur Herrichtung des Sarges. Der Sterbende trifft seinerseits kaltblütig die letzten Verfügungen und bezeichnet namentlich die Personen, welche sich der mühsamen Zubereitung seiner Leiche unterziehen sollen. Beginnt dann der letzte Todeskampf, so erweist ihm einer der Umstehenden den Liebesdienst, ihm Nase und Mund fest zuzudrücken, damit die Seele vorläufig nicht entschlüpfen solle. Erstickung ist auch in fast allen Fällen die Todesart der „natürlich" Sterbenden.

Von Angehörigen und Freunden wird der Tote betrauert, und zwar richtet sich das Maß der Trauer nach der Stellung, die er im Leben eingenommen. Namentlich bei Königen war die Trauer groß und allgemein. Die Leichen wurden mit Oel gesalbt und in Tücher eingehüllt, oft auch mit einer für uns empörenden Hingebung einbalsamiert. Arme Leute legte man einfach in die Erde, Reiche dagegen in einen kahnartigen Sarg oder in einen alten Kahn selbst und begrub sie mit dem Haupte nach Osten in der Nähe der Wohnung. Auf das Grab wurden Steine gehäuft und ringsum meist einige Bäume gepflanzt. Trüb war aber das Los derjenigen, welche unter der Keule des Gegners gefallen waren und deren abgetrenntes Haupt der Sieger als Trophäe mit sich herumtrug. Die Schatten dieser Unbeerdigten verfolgen die überlebenden Verwandten, und bei jedem Krachen eines Astes und bei jedem Windstoß im Wald glaubten sie die Klage des Unglücklichen und die Worte: „ich bin kalt, bin kalt" zu vernehmen. War auf Samoa irgendwo ein Todesfall vorgekommen, so fasteten die Einwohner des Hauses während des Tages und nahmen nur des Nachts außer dem Hause Speise und Trank zu sich. Man hütete sich auch die Leiche zu berühren, da man sonst einer fünftägigen Reinigung mit heißem Wasser an Gesicht und Händen sich unterziehen mußte. Jene aber, welche den Leichnam berührt hatten, durften nicht selbst essen, sondern mußten gefüttert werden, da man fürchtete, es würden ihnen bei Berührung der Speisen Haare und Zähne ausfallen. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 345.)

Ein Ausfluß des religiösen Glaubens der Polynesier ist das „Tabu" oder „Tapu" eine der nützlichsten gesellschaftlichen Einrichtungen in der Südsee, die sich, wenn ihr Zauber zerstört würde, durch nichts anderes ersetzen ließe. Im Tabu wird ein Objekt als zeitweiliger Sitz des Göttlichen gedacht und verehrt. Nach Mariner und Meinicke bedeutet Tabu heilig, nach Fr. Müller Merkmal, Zeichen, womit angedeutet wird, daß das Ding als von Atua besessenes und bewachtes bezeichnet werden soll. Es findet sich angewendet auf Essen, Trinken, Bäume, Plätze, Tempel, Personen, Tiere und gewisse Zustände. Die Anerkennung des Tabu geht durch ganz Polynesien und Mikronesien, hier aber weniger streng. In Polynesien tritt es als religiöser Bann, negativ als Verbot auf. Wer das Tabu bricht, wird als „Kakini" (Schuft) durch den Tod bestraft. Blieb die Verletzung des Tabu unbekannt, so glaubte man, daß die Götter den geheimen Tabufrevler mit Tod oder Krankheit bestrafen werden. Die Mißachtung der allerdings sehr komplizierten Tabusatzungen seitens der Europäer hat diese oft schon in großes Unheil gebracht, wie denn unter anderen die Ermordung des großen Cook nur die Rache für einen begangenen Tabufrevel war.

Digitized by Google

Da die göttliche Kraft des Tabu sich darin äußert, daß alles, worüber es sich ausdehnt, dem Gebrauche der gewöhnlichen Menschen entzogen wird, so zerfällt alles auf Erden in zwei Klassen, die in allen polynesischen Sprachen durch die Worte „moa“, heilig und „noa“, gemein, bezeichnet werden. Zu ersterer gehörte alles, worauf das Tabu als von selbst ruhend gedacht wurde, weil es Eigentum der Götter und der bevorrechteten Menschen oder diesen jederzeit vorbehalten war; zur zweiten gehörte alles, was vom Tabu frei, also den Menschen zu benutzen gestattet war. Auf diese konnte zwar das Tabu auch übertragen, aber durch gewisse Ceremonien auch wieder von ihnen genommen werden. Da den bevorrechteten Ständen göttliche Kraft zuerkannt wird, so begreift sich, daß das Tabu, wie jede menschliche Einrichtung, in der Hand des höheren Standes zur Ausbeutung des Volkes mißbraucht werden kann. Alles, was der König mit dem Tabu belegt, gilt als sein Eigentum. Geht er z. B. in ein Haus, so wird es Tabu und der Eigentümer darf es nicht mehr bewohnen. Allein viel öfter kam dem gemeinen Manne das Tabu zu statten; denn manches Tabu kann auch von Plebejern zur Sicherung ihres Eigentums verhängt werden. Die Tabu haben ihre eigenen Zeichen, an welchen sie jedermann erkennt. So z. B. wenn jemand seinen Brotfruchtbaum vor Dieben sichern will, hängt er ein Kokosnußblatt, das er zu einem Haifisch geformt hat, daran. Damit ist der Fluch ausgesprochen: jeder, der von meinem Brotfruchtbaum stiehlt, möge sobald er fischen geht, vom Haifisch aufgefressen werden. (Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, S. 164—165.) Aber nicht nur äußere Gegenstände können Tabu sein, sondern auch der menschliche Körper selbst oder einzelne Teile desselben. G. H. von Langsdorff hat uns eine ziemlich ausführliche Aufzählung des Tabu auf Nukuhiwa hinterlassen. (Siehe: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Bd. I, S. 178—188.)

Tabu ist natürlich vor allem der eingeborne heidnische Priester, sein Haus und seine ganze Habe. Solche, wegen ihrer Macht des Tabuierens sehr gefürchtete Priester gab es fast überall unter den Polynesiern, und noch jetzt sind sie nicht erloschen. Man unterscheidet indes unter ihnen die wahren „Tahua“, welche die religiösen und medizinischen Kunststücke verrichten von den „Tahuna“, einer Art dienender Brüder oder priesterlicher Dienstboten, welche die Tamtam schlagen und bei den Opfern Handreichungen verrichten.

Die Maori.

Die Eingebornen der Doppelinsel Neuseeland, gewöhnlich nach einem Worte ihrer Sprache, das „eingeboren“ bedeutet, Maori geheißen, sind nach Sprache und Sitte unzweifelhaft polynesischer Abkunft und in ihren dermaligen Wohnsitz von anderen Inseln, und zwar von Norden her eingewandert. In alten Liedern und Traditionen hat sich die Erinnerung daran noch lebhaft erhalten. (Siehe Edw. Shortland, Traditions and superstitions of the New Zealanders with illustrations of their manners and customs. London 2. edit. 1856. 8°.) Manche Umstände sprechen dafür, daß ihrer Einwanderung andere Urbewohner vorausgegangen waren, die vielleicht durch sie vernichtet worden sind. Während A. K. Keane die Maori für einen reinen Menschentypus hält, machen sie nach vielen anderen Beobachtern, darunter Shortland, Ferdinand von Hochstetter und A. R. Wallace, den Eindruck einer vielfach gemischten Rasse. „Unter 100 Personen,“ sagt v. Hochstetter, „sind etwa 87 braun mit schwarzem straffen Haar. Diese repräsentieren am reinsten den polynesischen Typus; etwa 10 haben eine mehr rötlichbraune Hautfarbe und entweder kurzes gekräuseltes oder langes

Digitized by Google

ſtraffes Haar, aber mit einem Stich in ein ſchmutziges roſt- oder rotbraun; drei Prozent endlich haben eine ſchwärzliche Hautfarbe mit krauſem, jedoch nicht wolligem Haar. Am deutlichſten erkennbar iſt die Miſchung mit der malayiſchen und melaneſiſchen Raſſe. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polyneſiſchen Typus. Auffallend iſt auch der große Unterſchied in den Phyſiognomien

Maorihäuptling.

und der jüdiſche Geſichtstypus, wie man ihn unter den Bewohnern der Rotorua- und Tarawera-Gegend, die dem Ngatiwhakam-Stamme angehören, trifft.“ (F. v. Hochſtetter, Neuſeeland. Stuttgart 1863. 8°. S. 467.)

Ueber das Aeußere der Maori ſtimmen die Urteile der Reiſenden nicht immer überein. Zweifelsohne ſind ſie einer der körperlich entwickeltſten und kräftigſten „wilden“ Stämme, die wir kennen. Dr. Arthur Saunders Thomſon fand ſie in Auckland nur etwa 4 mm im Durchſchnitt kleiner als die Soldaten

Digitized by Google

des dortigen englischen Regiments, das Gewicht des Körpers ist ziemlich dasselbe, die mittlere Weite der Brust ebenso, in körperlicher Stärke stehen sie aber den Engländern nicht unbedeutend nach. (Journal of the R. geograph. Soc. 1853, S. 87—93.) Dem Schädel nach scheinen die Maori Mesokephalen mit einem Längenbreiteninder von 76—77 und einer Schädelkapazität von 1440—1420 ccm zu sein.

Maorifrau.

Ein Vergleich zwischen den Maori und den übrigen Polynesiern fällt nach Charles Darwin sehr zu Ungunsten der ersteren aus und der Spezialberichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, vermag nach jenen Eingebornen, die er sah, der Behauptung daß sie zu den bestgestalteten Typen der ozeanischen Menschheit gehören, gleichfalls nicht beizupflichten. „Kräftig mochten Männer sowohl wie Weiber sein, tüchtige Krieger, obwohl von plumpem Körperbau, aber schön hätte man sie nimmermehr nennen können. Dunkelbraun und schwarzhaarig, gleich den übrigens viel weniger ungeschlachten Sandwichinsulanern, waren sie mit den hellgelben, braun- oder blondhaarigen gut gewachsenen und nicht selten hübschen Samoanern oder Tonganern gar nicht zu vergleichen. Schön hätte man bloß einige Halfbreeds, Leute von gemischtem Blute, nennen können, die ich in einer der Vorstädte von Auckland sah.“ (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 94.) Alle

Digitized by Google

Südſeeinſulaner, welche dieſer Beobachter ſah, waren etwa ſo hoch und ſtark gewachſen, wie ein Durchſchnittsdeutſcher, dagegen erſchienen ihm bei den Maori die Gliedmaſſen viel plumper. Recht auffallend ſind die hier mit beſonderer Virtuoſität gepflegten Tättowierungen des Antlitzes, wovon die nebenſtehenden Zeichnungen ein zutreffendes Bild gewähren. „Ohne Zweifel," bemerkt Darwin, „gibt die außerordentliche Art und Weiſe, wie hier das Tättowieren geübt wird, ihren Geſichtern einen unangenehmen Ausdruck. Die komplizierten, aber ſymmetriſchen Figuren, welche hier das ganze Geſicht bedecken, verwirren und leiten ein ungewöhntes Auge irre: überdies iſt es wohl wahrſcheinlich, daß die tiefen Einſchnitte dadurch, daß ſie das Spiel der oberflächlichen Muskeln zerſtören, das Anſehen ſtarrer Unbeugſamkeit dem Geſichte verleihen. Außerdem aber haben ſie einen Blick im Auge, welcher nichts anderes als Verſchlagenheit und Wildheit andeuten kann. Ihre Geſtalten ſind groß und maſſig, aber in der Eleganz der Erſcheinung nicht mit der der arbeitenden Klaſſen von Tahiti zu vergleichen." (Reiſe eines Naturforſchers um die Welt, S. 483.) Und faſt ganz genau ſo urteilt, etwa 40 Jahre ſpäter, Dr. Max Buchner: „Das Frappanteſte bei ihrem erſten Anblick ſind die kunſtvollen Tättowierungen, in die Haut einziſelierte Arabesken von hohem Kunſtwert, welche über und über ihr Geſicht bedecken, ſo daß es von ferne ganz blau zu ſein ſcheint, und welche ihren harten und großen Zügen einen ſtarken Ausdruck von Wildheit verleihen. Einige hatten etwas Stolzes und Gebieteriſches in ihrer Haltung und trugen den Stempel einer urſprünglich edlen und hochbegabten, jetzt aber immer mehr verkommenden Raſſe." (Reiſe durch den Stillen Ozean, S. 91.) Die Sprache der Maori klingt äußerſt wohllautend. Wenn ſie ſich unterhalten, ſo begleiten ſie ihre Reden gewöhnlich mit einem ſehr lebhaften Mienen- und Gebärdenſpiel, wie alle leicht erregbaren Menſchen. Ihr Jähzorn iſt bei den Koloniſten ſprichwörtlich geworden, ſie ſagen von einem jähzornigen Menſchen, er habe ein „Maori Temper". Sie ſind rachſüchtig, ſtreitbar und kriegsluſtig und haben mit den Weißen wiederholte blutige Kriege geführt. Noch unlängſt erſt, Anfangs 1880 drohte in der Provinz Taranaki ein neuer Maoriaufſtand. In der King- und Waikato-Gegend, alſo ungefähr dem Mittelpunkt der nördlichen Inſel, leben übrigens noch an 10,000 Maori auf etwa 4050 qkm gänzlich unabhängig von engliſcher Oberhoheit unter eigenen Fürſten, eine Thatſache, die, ſo viel wir wiſſen, auf keiner Karte vermerkt iſt. Kein Weißer darf es wagen, die Grenze dieſes Gebietes zu überſchreiten, und noch kürzlich iſt der Verſuch, eine Eiſenbahn hindurchzuführen, an dem Widerſtande der Eingebornen geſcheitert.

Tättowierungsſchema von Neuſeeland.

Zur Zeit des Beſuches von Tasman und Cook waren die Maori rohe aber hochbegabte Wilde und ſtanden auf einer Kulturſtufe, wie man ſie bei ſogenannten „wilden" Völkern nicht vorausſetzt. Seitdem die Engländer ſich Neuſeelands bemächtigt und daraus eine ihrer hoffnungsvollſten Kolonien geſchaffen haben, ſind die Maori ſo vielfach von der europäiſchen Civiliſation berührt worden, daß von ihrem früheren Zuſtande faſt nichts mehr übrig geblieben iſt, wenn gleich ſie andererſeits nach Hochſtetters

Digitized by Google

Urteil dennoch unfähig sind, sich zur ganzen Höhe europäischer Bildung und Gesittung emporzuschwingen. Wer einen Blick auf die Vergangenheit Neuseelands werfen will, der lese die interessanten Schilderungen Pakeha Maoris, von welchen vor wenigen Jahren eine zweite Ausgabe veranstaltet wurde (Old New Zealand, a tale of the good old times; and a history of the war in the North against the Chief Heke in the year 1845, told by an old Chief of the Nyapuhi Tribe. By a Pakeha Maori. With an introduction by the Earl of Pembroke. London 1876. 8°.); sie bieten uns das Bild eines Volkes und eines gesellschaftlichen Zustandes, die beide nicht mehr existieren. Die Maori der Gegenwart — und nur diese hat meine Darstellung im Auge — gehen an dieser Halbheit zu Grunde. Die meisten können lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerte Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Bei einem 1879 zu Otago veranstalteten Wettexamen zwischen den fünf besten Maorikindern der Schule für Eingeborne und ebenso viel weißen Kindern der englischen Schule wurden die Maori im Diktat leicht geschlagen, im Rechnen (gewöhnliche und Dezimalrechnung) aber lösten sie von 30 Beispielen 22 richtig, während es die englischen Kinder nur auf 14 brachten. Die Erfolge in Geographie waren etwa die gleichen, nur etwas zu Gunsten der Maori. Dieselben siegten auch im Schreiben. (Schwäb. Merkur vom 12. September 1879.) Während

Tättowierter und präparierter Neuseeländerkopf.

Kriegskanoe der Maori.

Ackerbau und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung bilden, nehmen sie auch Teil an Handwerken und Gewerben, und namentlich ist ein großer Teil der Küstenschifffahrt in den Händen der Maori, die als gewandte und unerschrockene Seefahrer einen weit verbreiteten Ruf genießen. Viele erfreuen sich großer Wohlhabenheit und leben vollkommen europäisch. Braune Kavaliere und Damen zu

Digitized by Google

Pferd scheinen zu den häufigen Erscheinungen zu gehören. Die Männer sitzen stets tadellos im Sattel und sind oft prächtige, martialische Gestalten. Den Weibern aber fehlt trotz des wallenden, langen Kleides, trotz des Cylinderhutes mit fliegendem Schleier und trotz der zierlich in behandschuhter Hand gehaltenen Reitgerte jene leichte Grazie, die englische Amazonen in Hyde Park so anziehend macht. Ihre Züge sind unweiblich grob, ihr schwarzer Haarwust meist nicht genug gepflegt, und in allen Bewegungen ist so viel Urwüchsiges, Eckiges, daß ihr Vornehmthun höchstens komisch, wenn nicht gar abgeschmackt wirkt. „Bei den Weibern," sagt an einer anderen Stelle Dr. Buchner, dem wir obige Bemerkung verdanken, „sieht man zuweilen schöne, wohlgebildete Gestalten, aber naturgemäß gibt sich bei diesen die Verkommenheit noch viel deutlicher kund, als bei den Männern. Struppig hängen ihnen die ungekämmten Haare in die Stirn herein, ihr meist grellfarbiger Anzug ist unordentlich, und die europäischen Röcke stehen ihnen ebenso abscheulich wie allen Wildinnen. Häufig hocken sie betrunken auf der Straße herum. Die Weiber höherer Abkunft sind kenntlich an eintättowierten blauen Ornamenten, die sich auf das Kinn und die Lippen beschränken."

Tättowierte Neuseeländerin.

Ebenso launig als drastisch schildert der mehrfach erwähnte Spezialberichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, eine Begegnung mit Maorihäuptlingen: „Der Zufall wollte es, daß zwei big chiefs, die großen Häuptlinge von Rota Roa und Rota Mahana, mit ihren Frauen herbeikamen, um unser Schiff zu sehen; da wir selbst einige Tonganer, Samoaner und Fidschiinsulaner an Bord hatten, so wurde der Vergleich dadurch wesentlich erleichtert. Diese Häuptlinge glichen, ausgenommen etwa die Hautfarbe und die Tättowierung, zwei behäbigen deutschen Bauern, die sich in fertig gekauftem Sommeranzug, mit etwas groben Schuhen, mit weißer Wäsche, Busennadel und allerlei schwermassivem Goldbehängsel einmal die Stadt ansehen wollen. Die Frauen aber, die eine in grellrotem, die andere in grasgrünem Kleide und beide mit noch größeren Füßen als ihre Männer, ja geradezu fürchterlichen Extremitäten, diese Frauen, die innerhalb ihres Stammes ein königliches Ansehen genießen, würden genau einer etwas dragonerhaften deutschen Köchin im Sonntagsstaate zum Verwechseln geglichen haben, hätten sie sich den Mund nicht auf eine so schauderhafte Weise verunstaltet, wie es bei uns nur im „schwarzen Peter" vorkommt. Die Eine trug einen vollständigen Henri quatre, die Andere hatte ihr Eßorgan in eine Art Ofenröhre umgestaltet. So wanderte die Gruppe, geführt von ein paar Offizieren, ruhig ernst und

liegt, verstehen lernt, daß er mit geschärftem Auge in die Vergangenheit wie in die Zukunft der Erde schaut und sich emporschwingt aus der Armseligkeit des täglichen Lebens zu den reinen Gefilden einer verständnißvollen Betrachtung der Natur und ihrer Wunder.

Abbildung eines im Jahre 1869 gefallenen Eiskrystalls. (Natürl. Größe.)

Dem inneren Werthe des Werkes entspricht seine äußere Form. Die Verlagsbuchhandlung hat keine Kosten gescheut, um durch zahlreiche, wahrhaft künstlerische Illustrationen dem Verständnisse und der Anschauung zu Hülfe zu kommen. So wird denn hier ein wahrhaftes Hausbuch dem gebildeten Theile unserer Nation geboten, ein Buch, das Jedem willkommen sein wird, der für die Wissenschaft und ihre Fortschritte, sowie für die Veredlung seines eigenen Geistes Interesse hat!

Das Werk erscheint in ca. 50 Lieferungen zum Preise von 50 Pf. per Lieferung. — Die Lieferungen werden abwechselungsweise aus 2 und aus 3 Bogen bestehen und jede ein Vollbild enthalten. Um dem Publikum einen besseren Einblick in den Charakter des Werkes zu gestatten, ist der ersten und zweiten Lieferung ein Vollbild und ein Bogen Text mehr beigegeben worden.

Die Text-Illustrationen werden nicht gleichmäßig vertheilt sein können; manche Gebiete eignen sich eben nicht für Abbildungen, während andere wieder eine reichere Anschauung ermöglichen.

Nebensonnen,
am Morgen des 6. März 1851 in Leipzig beobachtet.

Ueber die Stelle, an welcher die Tondruckbilder einzuheften sind, geben wir am Schluß eine ausführliche „Notiz für den Buchbinder".

Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung, so daß das Werk baldigst in Händen der Abonnenten sein wird.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Digitized by Google

Einige Stimmen der Presse

über

Die Erde und ihr organisches Leben.

„Wir haben schon früher in dieser Zeitung die beiden ersten Lieferungen dieses Werkes besprochen und darauf hingewiesen, wie sehr schon das damals vorliegende zu der Hoffnung berechtige, daß sich hier unter den Händen so bewährter Autoritäten ein Werk ausgestalten werde, welches für eine wirkliche, ächte Popularisirung der Naturkenntniß einen bedeutenden Einfluß erlangen dürfte. Die heute uns vorliegenden Lieferungen 3—12 bestätigen denn nun auch schon vollauf unsere Erwartungen. Gegenstand der Betrachtung ist zunächst noch das „Wasser", und zwar zunächst das „Wasser des Meeres", dann später das „Wasser des Festlandes". Schon eine bloße Inhaltsübersicht des hier Gebotenen wird zeigen, wie ernst die Verfasser ihren Gegenstand nehmen, wie umfassend sie ihren Plan angelegt haben; damit wäre aber noch keineswegs gezeigt, in welcher gewinnenden, von abstruser, pedantischer Gelehrsamkeit wie von oberflächlichem Dilettantismus gleich weit entfernten Weise sie die reichen Schätze ihres Wissens dem deutschen Volke darbieten. Unserem oft zu sehr schematisirenden Schulunterrichte thut eine solche Vertiefung in häuslicher Lectüre wahrlich noth. Möge das Buch die Anerkennung finden, welche es verdient."

(Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands. 1880. Nr. 8.)

„Dieses „geographische Hausbuch" wird nicht verfehlen, sich die weiteste Verbreitung zu erwerben; eine fesselnde Sprache, ein seltener Reichthum trefflicher und instructiver Illustrationen vereinen sich, um in ebenso geistvoller wie leicht verständlicher Form ein Wissensgebiet zu schildern, das dem „Herrn der Schöpfung" das größte Interesse einflößen muß. Die Erde in ihrem Ursprung, ihrem Bestande, ihren wechselvollen Naturerscheinungen, die Verbreitung von Thier und Pflanze auf ihrer Oberfläche, — alles dies bildet in kurzen Worten den Inhalt des vorliegenden Werkes, das vorzüglich der reiferen Jugend als eine reiche Fundgrube für Wissen und Lernen zu empfehlen ist."

(Illustr. Frauen-Zeitung.)

„In stattlichem, reich und prächtig illustrirtem Band (25 Vollbilder, zahlreiche eingedruckte Holzschnitte, 559 S. Text) liegt nun der erste Theil des unsern Lesern in seinen Anfängen bereits bekannten Werkes vor und bildet eine an Reichthum des Inhalts und fesselnder Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnete physische Geographie, wie solche in dieser Art noch nicht und nirgends geboten war. Wissenschaftliche Gegründetheit und Zuverlässigkeit verbindet sich auf's Schönste mit edelster Popularität. Es sind 4 Abschnitte. Von I. und II. — die Erde als Weltkörper und das Wasser — haben wir schon berichtet. Unter III. das Land, wird abgehandelt: Bildung der Continente, sinkende und aufsteigende Küsten, Inseln, Flachland und Gebirg, Eiszeit, vulkanische Erscheinungen. Zuletzt folgt IV. die Lufthülle und ihre Erscheinungen, Wind und Wetter, electrische Erscheinungen, Gewitter, Tornado's, St. Elmsfeuer, Polarlicht. Wie wissenswerth all' diese Dinge sind, wie viele der Gebildeten sich vergeblich darüber zu belehren suchen bei der Schwerzugänglichkeit der gelehrten Fachwerke, wie willkommen also dies schöne und vortreffliche Buch, wird allgemein zugestanden werden müssen. Der Schwerpunkt der Aufgabe für den Darsteller fällt bei einem solchen Werke auf die Kunst, die wissenschaftlichen Ergebnisse gemeinverständlich vorzulegen und aus dem unermeßlichen Gebiet der Naturerscheinungen die beweiskräftigsten und zugleich interessantesten Thatsachen und Beispiele auszuwählen — eine Kunst, welche selbst der Erweis der höchsten Wissenschaftlichkeit ist. Dr. Klein versteht diese Kunst. Man lese z. B. die ausgezeichnet klare Exposition der Gebirgs- und Gletscher-Entstehung, der Vulkanismus-Theorien, der atmosphärischen Verhältnisse, die Schilderung der Höhlenwelt voll spannender Details, die fesselnd charakterisirten Bilder der Steppen, Haiden, Tundren, Wüsten. Man darf sagen, daß Alles, daß der ganze Stoff in einem von Anfang bis Ende gleich sehr fesselnden, klar und lückenlos fortschreitenden Strom der Darstellung aufgenommen ist. — Zollen wir endlich auch der illustrativen Ausstattung seitens der Verlagshandlung unser volles Lob. Solche Bilder nach stofflichem Interesse und technischer Trefflichkeit sind bislang zur physischen Geographie nicht geboten worden. Werthvoll und mannigfaltig, und interessant erhöhen sie den Werth des Buchs, das nun für Haus und Familie, wie für Lese-, Schul- u. a. Bibliotheken bestens empfohlen sei und dessen zweiter Theil nun die Pflanzen- und Thierwelt in gleicher Behandlung fortschreiten wird."

(Staatsanzeiger für Württemberg. 14. Nov. 18[illegible].)

„Dieses Werk erscheint in Lieferungen à 50 Pf.; 15 derselben liegen hier vor und in etwa 50 soll es beendet sein. Ich bin ein Gegner der Lieferungsausgaben, denn oft genug kommt es vor, daß nur die ersten Hefte pünktlich und in gleichmäßig guter Ausstattung erscheinen, während dann die andern Hefte in jeder Beziehung nachhinken! — Die vorliegenden 15 Hefte sind nach Form und Inhalt ganz vorzüglich, ja die Ausstattung ist durch die große Menge künstlerisch ausgeführter Abbildungen hoch elegant. Die Darstellung ist fesselnd, allgemein verständlich und doch streng wissenschaftlich. So kann das Buch jedermann dringend empfohlen werden; insbesondere eignet es sich für Bibliotheken, auch für Schulbibliotheken."

(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung. 1881. Heft [illegible].)

„On ne saurait trop recommander cet ouvrage de géographie physique, qui est un livre de première valeur."

(Revue géographique internat. 1880. No. [illegible].)

10. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Vom Fels zum Meer

Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

Digitized by Google

würdevoll dahin, ganz eben so wie es ein schwarzwälder Bauer machen würde, wenn er einmal nach Baden-Baden kommt. Good morning, gentlemen, sagte einer der beiden Könige, als er unter die europäische Gesellschaft trat, weiterhin aber schienen die zahlreich sich andrängenden Neugierigen nicht mehr für ihn da zu sein.“ (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 95.) Ihre Kleidung ist im Ganzen die der weißen Kolonisten und variiert in allen Graden der Verluderung. Es soll auch Gentlemen unter ihnen geben, und drei davon sitzen im Parlament und sehen nach Photographien zu urteilen ganz respektabel aus, trotz ihrer Tättowierung, die überhaupt keinem Maoriaristokraten älteren Datums fehlt. Wie groß der Fortschritt in der äußeren Kulturtünche bei den Maori geworden ist, mag der Leser ermessen, wenn er mit obiger Schilderung die Erscheinung eines Neuseeländers aus älterer Zeit vergleicht, wie ihn unser Holzschnitt zur Anschauung bringt.

Das Christentum, zu dem jetzt, wenige alte Häuptlinge abgerechnet, die Gesamtheit der Maori bekehrt ist, hat viel zur Milderung der Sitten beigetragen, wenngleich von dem tieferen sittlichen und geistigen Wesen desselben in die Neubekehrten nur wenig eingedrungen ist. Der äußeren Observanz nach sind die Maori zwar die besten und strengsten Christen. Regelmäßig läutet in ihren Dörfern das Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet und in der strikten Beobachtung der Sonntagfeier übertreffen sie selbst die Engländer; auch verraten viele eine staunenswerte Bibelkenntnis. Viele ließen sich indes nur taufen, weil sie dadurch zugleich materielle Vorteile erreichten, und eigentlich sind doch bloß an die Stelle der alten heidnischen Sitten und Ceremonien christliche getreten, und werden wohl auch mit einander vermengt. So hat sich erst im Beginn des letzten Kampfes zwischen den Eingebornen und den Europäern das sogenannte „Pai Marire“ herausgebildet und sollte wohl eine Demarkationslinie des Hasses zwischen den Beiden ziehen. Es ist eine entsetzliche Mischung von Christentum, Spiritualismus und maorischem Aberglauben. Seine Liturgie — selbst eine solche hat sich schon ausgebildet — ist ein Phrasenjargon aus dem Gesang- und Meßbuch und — dem Einmaleins. Der Gottesdienst besteht in Zauberformeln, über die hinaus sich die Maori noch niemals zum wahren Gebete erhoben haben. Die Gebräuche dieser Religion sind nicht minder seltsam als ihre Liturgie. Sie schließen die Polygamie, das Tabu und im Kriege mindestens auch den Kannibalismus in sich. Doch scheint letzterer den Maori physisch abstoßend geworden und selbst bei den „Hau-hau“, wie die Anhänger des Pai Marire genannt werden, im Verlöschen begriffen zu sein. Sonst verzeichnet die Geschichte schon im Jahre 1843 den letzten wirklichen Fall von Kannibalismus auf Neuseeland. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber der jüngeren Generation klingt schon jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Nirgends findet man auch mehr Spuren von Polygamie und die Familien leben auf einfach patriarchalischem Fuße. Die Institution der Ehe wird sogar durch Strafgelder im Uebertretungsfalle geschützt. Um so verbreiteter dagegen ist das Tabu, die Feiung und Weihung von Eigentum. An manchen Orten, wie z. B. in Wairoa, nächst den berühmten Terrassen von Roto Mahana, sind die Eingebornen sehr stark in ihren alten Aberglauben zurückverfallen. Ein Anonymus, welcher 1874 eine Woche unter den Maori am Taupōsee verweilte und seine dortigen Erlebnisse schildert (Cornhill Magazine 1876, Vol. I, S. 67 ff.), wohnte dort einer Totenfeier bei, die mehrere

Digitized by Google

Tage währte. „Es wurden große Feſtlichkeiten vorbereitet. Ganze Pyramiden von Kumora — ſüßen Kartoffeln — wurden aufgeſchichtet und geräucherter Fiſch ward herumgereicht, wie denn auch jedem Kommenden ſchlechter Rum und Whisky geboten wurde. Von allen Seiten kamen die Eingebornen herzu, in einer Menge kleiner Kanoen kamen ſie über den See und binnen zwei Tagen waren einige hundert Perſonen angeſammelt. Der Leichnam, in grelle Farben gekleidet, war vor dem Vorratshauſe aufgebahrt, eine Anzahl Frauen war fortwährend bemüht, dem Totenantlitz mit Fächern die Fliegen abzuwehren. Sowohl die Hütte wie der Leichnam waren Tabu. Auf dem freien Platze vor der Hütte hatte ſich ein großer Kreis gebildet, der unausgeſetzt das Klagegeheul vollführte. Ueberdies wurden noch grotesk-widerliche Tänze vor der Leiche aufgeführt. Trunken lagen die Trauergäſte, Männer und Weiber, auf dem Graſe umher. Es war eine der empörendſten Szenen, die ich jemals geſehen.“ Der nämliche Ungenannte ſchildert auch einen „Haka“ oder Nationaltanz.

Neuſeeländer mit Keule und Speer.

Sämtliche Tänzer waren männlichen Geſchlechtes und ſtanden in Reih' und Glied; nur einer als Flügelmann hielt ſich etwas vorwärts. Sie ſchrieen und geſtikulierten in der abſtoßendſten Weiſe und ein kleiner Junge überbot alles Erdenkliche an Teufelei. Der Zweck des Tanzes ſcheint eine Aufforderung zu allen ſieben Todſünden mit einemmale zu ſein. Der Kriegstanz, wie er in älteren

ethnographischen Werken beschrieben wird, findet höchstens einmal noch in Jahren statt und gestaltet sich immer künstlicher, komödienhafter und damit auch weit minder entsetzlich in seiner gefälschten Nachahmung des blutigen Waffenhandwerks. — „Muru" wird nur im Innersten des Landes noch aufgeführt. Uebrigens lebt selbst in dem seiner heißen Quellen wegen so sehr besuchten Ohinemutu eine Maoribevölkerung, die noch viel von den alten Sitten beibehalten hat.

Reichgeschnitzte Spitze der „Hani" oder Szepter der alten neuseeländischen Häuptlinge.

Das dortige Maoriviertel besteht aus unregelmäßig zerstreuten, umzäunten Hütten, zwischen denen sich schmale Pfade hindurchschlängeln. Etwas erhöht thront auf einem Ausläufer des Hügels das Versammlungsgebäude der Gemeinde, ein langgestreckter Holzbau, dessen Dach beiderseits fast den Boden berührt. An der Frontseite sind unter dem vorspringenden Giebel der Eingang und zwei hohe Glasfenster. Alles innen und außen ist mit schönen, stilvollen Holzschnitzereien verziert, welche auch, wie unsere Abbildungen zeigen, sowohl an Kanoen als an anderen Geräten mit Vorliebe angebracht werden, und an einem Ornament der Dachränder baumelt eine Glocke. Die Hütten sind niedrig, mit Wänden aus Flechtwerk und Dächern aus Stroh und sehen sehr formlos und ruppig aus, die zum Wohnen bestimmten wenigstens. Die Vorratshäuschen jedoch, welche in keiner Umzäunung fehlen, sind zierlicher und von Holz, ruhen auf drei Pfosten 1 m hoch über der Erde und erinnern durch ihre flachen Dächer an große Taubenschläge im Schweizerstil. Eine geschnitzte Figur schmückt den Giebel, und Schnitzereien verkleiden die Dachränder. An den Thüren hängen anachronistischer Weise europäische Vorhängeschlösser. Die innere Einrichtung der Wohnhütten ist von der größten Einfachheit und ebenso rauh und unansehnlich, wie das Aeußere derselben. In den Strohwänden stecken ein paar Zahnbürsten, ein Kamm, ein Spiegel, eine Axt, eine Flinte und sonstige Gegenstände mannigfaltigster Art, selten in ordentlichem, meistens in halbzerbrochenem, lotterigem Zustand. Einige charakteristische Geräte veranschaulicht unser Holzschnitt auf S. 196. Unter dem Dach hängen etliche Pageien (kurze, löffelartige Ruder) und einige Bretter, auf welche rußige Töpfe gestülpt sind. Den Boden bildet die nackte Erde, und unmittelbar auf dieser liegen ohne Erhöhung in den Ecken die Betten, umschlossen von einem Holzrahmen und aus dicken Polstern elastischen Farnkrautes und wollenen Decken bestehend. Bei Reicheren findet man wohl auch Weißzeug, Bettlaken und Federkissen. Bei diesen herrscht ein höherer Grad von Reinlichkeit, und die wollenen Decken zeichnen sich durch grellere Farben und buntere Muster aus. In der Mitte brennt ein Feuer, welches jedoch weniger zum Kochen als zur Erwärmung dient, da zum Kochen die kochenden Quellen viel bequemer zur Hand

Digitized by Google

ſind. Ihre Kochkunſt iſt noch ſehr primitiv. Es wird im Boden eine Grube ausgehöhlt, mit trockenem Holze angefüllt und daſſelbe, ſobald es in Flammen ſteht, mit ein paar fauſtgroßen Steinen beſchwert, die, ſobald das Holz ſo ziemlich verzehrt, durchbrechen; ſodann wird ein Kübel Waſſer darüber gegoſſen und die Höhle mit Fiſchen, Kartoffeln und einer Art Melonenfrucht gefüllt. Dieſes ſeltſame und nicht allzu reinliche Ragout ſoll übrigens recht ſchmackhaft ſein. Gleichwie man in Italien nach Sonnenuntergang promenieren geht, ſo geht man in Ohinemutu ins warme Waſſer, ſchwimmt einigemal hin und her und ſetzt ſich dann in den ſchönen, warmen und weichen Schlamm der ſeichteren Stellen, ſo daß nur der Kopf aus dem Waſſer guckt, und plaudert ein paar Stunden im Kreiſe brauner Herren und Damen. Von einer Art Bekleidung iſt dort natürlich nicht die geringſte Rede, die Weiber und Mädchen beobachten aber in der Regel die größte Sorgfalt, beim Hinein- und Herausgehen ſo wenig als möglich von ihren Reizen zu exponieren. „Es war mir auffallend," erwähnt Buchner, „daß ich im Bade niemals einen gröberen Verſtoß gegen die Decenz zwiſchen beiden Geſchlechtern, niemals eine Aeußerung erotiſcher Triebe wahrnahm, obwohl doch die Anſchauungen der Maori in dieſem Punkt ſehr liberal ſind und obwohl die Anweſenheit ſo vieler einzelner Mädchen in Ohinemutu nur aus einer gewiſſen mit dem Fremdenverkehr zuſammenhängenden kosmopolitiſchen Erwerbsquelle erklärt werden kann." (Reiſe durch den Stillen Ozean, S. 129.)

Waffen und Geräte der Neuſeeländer. 1 Patú, Keule und Speer; 2 Hani, Hoheitszeichen der Häuptlinge; 3 Merai (Keule) aus Nephrit; 4 Merai (Keule) aus Walfiſchknochen.

Auch die Maori verfallen, wie ſo viele minder intelligente Naturvölker vor ihnen, dem tragiſchen Geſchick, in der Berührung mit unſerer Civiliſation zu Grunde zu gehen. Noch 1840 zählten ſie 100,000 und 1856 65,000 Köpfe; bei der Zählung im März 1878 betrug ihre Zahl nur mehr 42,819, nämlich 23,533 Männer und 19,286 Weiber (Allg. Zeit. vom 11. Auguſt 1879), ſo daß ſie nach der gegenwärtigen Abnahme in 150 Jahren ausgeſtorben ſein werden. Im Parihakabezirke herrſchte erſt kürzlich (anfangs 1880) große Sterblichkeit unter den Eingebornen in Folge von Fiebern. Wahr und treffend betont Ferdinand v. Hochſtetter, wie der Fortſchritt in der Civiliſation nur dann ein poſitiver Gewinn und wirklicher Fortſchritt iſt, wenn dadurch zugleich die Lebensfähigkeit des Volkes erhöht wird, wenn der civiliſatoriſche Einfluß auch zur moraliſchen und phyſiſchen Kräftigung des Volkes beiträgt. Daß bei den Maori im allgemeinen gerade das Gegenteil der Fall iſt, dafür Beweiſe beizubringen iſt leider zu leicht. Früher arbeiteten die Leute zu 20—30 auf einem Acker, jetzt geht der Pflug und die 20 und 30 ſitzen um den Acker, lachen und ſcherzen, eſſen und rauchen und denken, die Europäer haben alle ſolche Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müſſen. Die urſprüngliche Kleidung der Maori beſtand aus Mänteln (bei den Männern „Kakaſu", bei den Frauen „Koroai" geheißen) von verſchiedener Form und Größe, kunſtvoll aus neuſeeländiſchem

Digitized by Google

Flachs (Phormium tenax) verfertigt oder aus Hundefellen zusammengesetzt und großer Dauerhaftigkeit. Sie gewährten vortrefflichen Schutz gegen Regen und Kälte. Was ist nun an deren Stelle getreten? Man betrachte die Eingebornen in ihren Dörfern, in ihren „Pa" (befestigten Ansiedlungen), wenn sie unter sich und zu Hause sind. Da ist die wollene Decke, das „Blanket", die einzige Mode. Für diese Lappen gaben sie Kartoffeln, Schweine oder ihre weit besseren Flachs- und Hundfellmäntel her, und jetzt sitzen sie in alte zerfetzte schmutzige Decken ärmlich eingehüllt vor ihren Hütten und sind durch diese Blankets zu Proletariern geworden nicht bloß dem äußeren Ansehen nach, sondern auch in Wirklichkeit. Gewiß mit Recht muß man in dieser unvollständigen schlechten Kleidung der Maori mit eine Ursache sehen für die vielen Brustkrankheiten und rheumatischen Uebel, welchen sie neuerer Zeit unterworfen sind. Nicht weniger werden die Kartoffeln beschuldigt nur zur physischen Degeneration der Rasse beizutragen, da sie fast zur ausschließlichen Nahrung der Eingebornen geworden sind, bei denen sie dieselbe schädliche Wirkung üben, wie bei unseren armen Gebirgsbewohnern. Man hat in früheren Zeiten die Gastfreundlichkeit der Maori gerühmt, Züge von Edelmut und Hochherzigkeit erzählt, heutzutage hört man wenig dergleichen. Die jüngere Generation — „die junge Maori-Schule" — kümmert sich um wenig anderes als um das Geld des „Pakeha" (Europäers). Die traurigsten Beweise für die Verschlechterung der Sitten und des Charakters der Eingebornen im Verkehre mit Europäern liefern aber in großer Anzahl die Städte in der ihnen eigentümlichen Klasse der „Stadtmaori". Zu stolz oder zu faul, um bei Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirtshäusern herum, physisch und moralisch verkommene Proletarier, die den Europäern eine Last und ihren eigenen Landsleuten ein Greuel sind. (Hochstetter, Neuseeland, S. 476—479.) Die Maori selbst sehen übrigens der Erfüllung ihres Geschickes mit philosophischer Resignation entgegen und sagen: So wie der Klee das Farnkraut tötete und der europäische Hund den Maorihund, wie die Maoriratte von der Pakeharatte vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet!

Die Bewohner Hawaiis.

Gleich den Maori Neuseelands sind die Bewohner der Sandwich-, oder wie man sie jetzt lieber nach ihrem einheimischen Namen nennt, der Hawaiiinseln, Polynesier. Sie selbst heißen sich „Kanaka" (d. h. einfach Mann), eine Bezeichnung, welche häufig auch auf alle übrigen Polynesier, mit Unrecht aber auf die Melanesier ausgedehnt wird; „Hawaii nei" ist ebenfalls eine geläufige Benennung, welche die Leute unter sich gebrauchen. Eine reine Rasse sind sie wohl ebensowenig wie die Maori und Dr. D. Bechtinger sagt ausdrücklich, daß sie unleugbare Mischungen bekunden. (Ein Jahr auf den Sandwichinseln.

Digitized by Google

Wien 1869. 8°. S. 96.) In ihrer äußern Erſcheinung dürften ſie ſich kaum von den Eingebornen Neuſeelands unterſcheiden, höchſtens daß ſie vielleicht im Durchſchnitt nicht ganz ſo groß und grobknochig ſind wie jene und mehr zur Fettbildung neigen. Die Farbe beider iſt ein geſättigtes Braun von verſchiedenen Graden der Dunkelheit; ſie ſchien Buchner niemals ſo dunkel wie bei den Viti, niemals ſo hell und gelblich wie bei den Tonganern. Ihre Haare ſind im allgemeinen ſchlicht, zuweilen etwas gekräuſelt, aber nicht mehr als dies auch bei uns vorzukommen pflegt. Das Tättowieren, von dem man auf den Geſichtern alter Maori wahre Kunſtwerke bewundern kann, iſt bei den Kanaka wohl niemals ſtark in der Mode geweſen. Man findet nur an alten Weibern hie und da blaue Ringe um die Finger.

Halten wir die allgemeinen charakteriſtiſchen Züge der Kanaken feſt: Statur etwas über Mittelgröße — nur die Könige und Häuptlinge zeichnen ſich durch prachtvollen athletiſchen Körperbau aus — das Hinterhauptbein etwas gewölbt, bei einigen ſogar ungewöhnlich flach, auch wenn es nicht durch Verbände in ſeiner früheſten Entwicklung gehemmt wurde (Abflachungen deſſelben gelten bei den Inſulanern auch heutzutage für große Schönheiten) das Stirnbein mit geringen Ausnahmen niedrig. Backenknochen und Unterkiefer nicht übermäßig hervorragend. Die Haut variiert in ihren Nüancen von der braunen, braungelben, rötlichbraunen zur olivenbronzefärbigen. Vorherrſchend iſt die braune und olivenbronzefärbige; nur hie und da ſieht man einige mit intenſiv dunkelbrauner Haut. Das Gagatſchwarz der Neger kommt nicht vor. Durch das täglich oftmalige Baden iſt die Haut ungemein rein gehalten. Die meiſten reiben ſich nebſtdem mit Kokosöl ein, um dieſelbe fein und ſchlüpfrig zu machen und den Körper vor gewiſſen Schädlichkeiten, Kälte und Schmutz zu ſchützen. Die Haare ſchlicht, lang, ſchwarz, nicht beſonders dicht, bei einigen wenigen gekräuſelt, aber darum nicht kurz; Bart ſpärlich und wenig beliebt; das Auge groß, etwas hervortretend, von dichten Wimpern beſchattet, beſonders bei Miſchlingen ſchön mandelförmig gebaut und ausdrucksvoll. Die Iris ſchwarz, knapp an derſelben iſt die Bindehaut bei den meiſten ſtark injiziert und verleiht dem Blicke einen gewiſſen beſtialiſchen Ausdruck. Die Lippen unmerklich und nicht unangenehm aufgeworfen, was ſinnliche Leidenſchaft verrät, ſchließen zwei prachtvolle Zahnreihen ein. Die Naſe etwas voll um die Naſenlöcher, zeigt nie einen Einſchnitt an der Spitze, wo ſich die zwei Knorpeln vereinigen. Hände und Füße zierlich, wohlgebaut, bei den meiſten außerordentlich klein. Der Bruſtkorb ſchön gewölbt, die Glieder und der ganze Körper überhaupt ebenmäßig und wohlgeformt. Häuptlingsfrauen zeichnen ſich, wie ihre Männer, durch einen athletiſchen Bau, ſowie durch Fettleibigkeit aus, was indes nach den landläufigen Begriffen von Schönheit den phyſiſchen Reiz nur erhöht. (Bechtinger, A. a. O., S. 100—101.) Nach einem andern Beobachter kann man den Typus der Kanakinnen im allgemeinen als hübſch bezeichnen; ſie ſind wohlgeſtaltet und bewahren bis etwa zum dreißigſten Jahre ihre jugendlichen Formen; nachher altern ſie ſchnell. Als Arbeiterinnen thun ſie es den Männern gleich und zum Reiten haben ſie große Anlagen. Auf das Haar verwenden ſie große Sorgfalt; daſſelbe iſt lang, voll, ſchwarz und grob; ſie ordnen daſſelbe auf ſehr mannigfache Weiſe und ſchmücken es gern mit Orangenblüten und Kränzen. (Globus, Bd. XXV, S. 71.)

An Krankheiten leiden die Kanaken im ganzen nicht viel, die bedeutendſten ſind Hautleiden, zu denen auch eine Art Krätze gehört, Ophthalmien, Rheumatismen und Influenza. Die Luſtſeuche ſtellt ein bedeutendes Kontingent an Kranken. Nach Dr. Bechtinger hat ſich aus ihr der aſiatiſche Ausſatz (Lepra) entwickelt, welcher abſolut unheilbar iſt, vordem aber dort nicht bekannt war und von dem weder Cook noch Vancouver etwas berichten. Die Kanaken behaupten die Lepra ſei von den Chineſen eingeſchleppt worden und nennen ſie auch „Mai-paké“, d. h. chineſiſche Krankheit. Sie war im Anfang nur in einzelnen Fällen aufgetreten, bis ſie gelegentlich der erſten Blatternepidemie, die ein Walfiſchfänger brachte, plötzlich die größte Verbreitung erfuhr. Nicht bloß die Aerzte, ſondern auch Miſſionäre und Beamte ſtürzten ſich ſofort auf die Eingebornen, um alles Hals über Kopf zu impfen, ohne die nötigſte Vorſicht zu wahren, und ſo kam es, daß die Lanzette das Gift der Leproſen auf eine Menge Anderer übertrug. Die Leproſen werden polizeilich geſammelt und in die Kolonie Kalaupapa, ein abgeſchloſſenes

Digitized by Google

und unzugängliches Thal der Insel Molokai auf ewig verbannt, was zwar sehr grausam, aber sehr weise ist.

Die Sprache Hawaiis hat trotz der gewaltigen Entfernung so viel Gemeinsames mit jener Neuseelands, daß ein Maori und ein Kanaka sich noch verständigen können. Auch dem Hawaiischen fehlen alle mit „S" zusammengesetzten Laute, sowie das „F". Während jedoch das Viti und das Maori höchst wohllautend sind und an das Italienische erinnern, klingt das Hawaiische rauh und barbarisch. Die sehr oft nur aus einem einzigen Vokal gebildeten Silben werden abgesetzt von einander ausgestoßen, so daß ein gewisses Gacksen entsteht. Es gibt z. B. eine Ortschaft, welche Maalaea (fünf Silben) heißt. Die vielen Cha, Ka und harten L mit dem R-ähnlichen Vorschlag wie das Schweizer Doppel-L und die Eigentümlichkeit fast aller Laute, im Gaumen und mit Beteiligung der Nasenhöhle zu klingen, geben der Sprache etwas Unbehilfliches. Was die hawaiische, wie alle polynesischen Sprachen charakterisiert, ist ihre Armut an Konsonanten, ferner ihre Mängel an Worten für abstrakte Begriffe und allgemeine Bezeichnungen. Die vielen gleichlautenden Silben in einem Worte, die Wiederholungen von Vokalen, lassen die Sprache sehr monoton erscheinen, und die Armut an Ausdrücken hat zur Folge, daß mit demselben Worte verschiedene Begriffe bezeichnet werden. Als Beispiel mag der Gruß dienen. Er ist hochpoetisch und heißt „Aloha oë" — ich liebe dich.

Die Kanaken sind von gutmütigster Art, dienstwillig und gastfrei, freilich auch etwas lässig und träge, dabei aber so leichtherzig, daß der Ernst der Weißen sich ihrem Begriffsvermögen gänzlich entzieht. Eine Eingeborne sprach der Verfasserin eines reizenden Buches (Isabella Bird. Six months in the Sandwich-Islands. London 1875. 8°.) ihre Verwunderung darüber aus. Nachdem sie die Art und Weise, in der „die Weißen" die Szenerie bewundern, nachgespottet hatte, bemerkte sie: „Wir sind immer glücklich und grämen uns niemals und um nichts lange. Wenn jemand stirbt, so bricht uns das Herz für einige Tage, dann aber sind wir wieder glücklich. Wir sind den ganzen Tag lang glücklich, nicht aber wie die Weißen, die einen Augenblick glücklich und im nächsten wieder düster sind. Wir haben keine Sorgen und der Tag erscheint uns zu kurz. Ueber was sind nur die weißen Leute in einem fort unglücklich?" Auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe sind die Kanaken Hawaiis ein sonderbares Gemisch von alter Barbarei und neuer Civilisation. Durch Gefallsucht gelockt, legen sie ihre altherkömmliche Lebensweise ab und bieten alles auf, die Weißen in jeder Beziehung nachzuäffen. So sehen wir die Insulaner an Feiertagen oder nahe an Ansiedlungen, wo sie sich bemerkt wissen, mit allerhand Tand und mit europäischen Kleidern geschmückt, und am königlichen Hofe begegnen wir prächtigen Uniformen mit goldenen Epauletten und dem breiten Bande vom Großkreuze des Kamehameha-Ordens. Man kann in Honolulu einen richtigen Hofball erleben. Häuptlingsfrauen oder solche, die an Weiße verheiratet sind, schnüren ihre nach europäischer Mode zugeschnittenen Kleider, die übrigen tragen sie in Gestalt langer buntfärbiger Talare ganz lose auf dem bloßen Leibe und die ganz Armen ziehen, hauptsächlich, wenn sie in ihren Hütten sind, noch immer

Digitized by Google

wie einſt ihre „Kihei“ an, d. h. Mäntel aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes. Selbſt bei den Vornehmen aber wird, kaum nach Hauſe gekommen, ſchnell alles ausgezogen und auf einen Haufen geworfen, um frei und nackt ſichs ſo viel wie möglich bequem zu machen und von dem erlittenen Zwange gehörig auszuſchnaufen. In den größeren Städten ſind auch die Wohnungen größtenteils europäiſch, in den Dörfern und einſamen Gehöften jedoch noch nach altem Stile einfache ruppige Strohhütten, welche durch Fackeln und Kränze von ölhaltigen Kukuinüſſen (Aleurites triloba) erleuchtet werden. Hinter den Zäunen, welche die Straßen der Hauptſtadt Honolulu begrenzen, ſind aber zuweilen kleine, oben offene Verſchläge, und häufig ſtehen darin an ſchwülen Nachmittagen braune Hawaiier und Hawaiierinnen im Koſtüm unſerer Stammeltern, einen waſſerſpendenden Schlauch in der Hand und den Körper berieſelnd. Der Zaun deckt ihre Blößen, während ſie vergnügt auf die Straße ſehen und mit den Vorübergehenden plaudern. In der Nahrung hat ſich ſeit Cooks Beſuchen nichts Weſentliches geändert. „Poï“, ein ſäuerlicher Brei aus Taromehl iſt der Hauptartikel, rohe und getrocknete Fiſche und Hundefleiſch ſind noch immer Lieblingsgerichte, wenn auch ſeit etwa dreißig Jahren anderes Fleiſch und Brot mehr und mehr in Aufnahme gekommen ſind. Die Mahlzeiten werden auf dem Fußboden eingenommen, und haben die Reicheren und Vornehmen auch die ſchönſten Tiſche und Stühle, ſie ziehen es doch vor, ſich daneben auf eine Matte niederzulaſſen. Die Würze des Lebens bildet wie überall in Polyneſien der Gebrauch des Kawatrinkens, nur daß man hier „Awa“ ſtatt „Kawa“ ſagt. Kannibalismus, der übrigens auf Hawaii nie ſo ſehr im Schwange geweſen zu ſein ſcheint wie auf Neuſeeland oder Viti und ſchon zu Cooks Zeiten im Erlöſchen begriffen war, kommt heutzutage allerdings gar nicht mehr vor, doch legte noch vor wenigen Jahren ein alter hawaiiſcher Häuptling auf dem Sterbebette dem Geiſtlichen das Geſtändnis ab: ſein letzter Wunſch ſei noch einmal, einen jungen Miſſionär verzehren zu können, wie ſehr dies auch mit ſeinem jetzigen Glauben im Widerſpruch ſtehe. (Allg. Zeit. vom 4. Juni 1876.) Jetzt ſind die Kanaken längſt alle zu proteſtantiſchen Chriſten bekehrt worden, allein Dr. Bechtinger glaubt mit der Behauptung nicht zu weit zu gehen, daß die meiſten, beſonders aber ältere Inſulaner die ihnen zwangsweiſe aufgebürdete chriſtliche Lehre nur pro forma bekennen, dagegen an der Religion ihrer Väter, abergläubiſch wie ſie ſind, mit Leib und Seele hängen. Von den alten Tempeln „Heiaus“, jenen Opferſtätten, wo von den Heidenprieſtern Menſchen geſchlachtet und dann verzehrt wurden, von den geheiligten „Morai“ mit ihren Kapellen, von den gleichfalls heiligen Zufluchtsplätzen „Pahonua“, findet man jetzt auf den verſchiedenen Inſeln Hawaiis keine oder nur wenige Spuren mehr. Dagegen kann der Fremde nicht genug ſtaunen über die Anzahl von Kapellen und Kirchen, die ihn im Geiſte in die Straßen Roms oder in die Berge Tirols verſetzen. Die meiſten ſtehen aber zerfallen und verlaſſen da; der Kanake kümmert ſich nicht um ſie. Der alte Aberglaube ſitzt ihm jedoch noch tief im Herzen. Die Eingebornen halten noch immer an ihren heimiſchen Aerzten („Kahuna“) feſt, die gleichzeitig Prieſter und Heilkünſtler ſind. Trotz der Bibel, die in jeder Hütte vorhanden

Digitized by Google

Federhelm der früheren Häuptlinge der Sandwichsinſeln (Hawaii), Speer und Kokospalmen.

iſt, und der nominellen Bekehrung zum Chriſtentum ſpielt der Kahuna noch eine Hauptrolle; er ſingt am Bette der Kranken ſeine heidniſchen Geſänge, treibt allerlei Hokuspokus, ſchlachtet Hühner und Hunde, oder wendet im beſten Fall eine Knet- und Tretkur an, wobei junge Mädchen den Rücken des Kranken mit bloßen Füßen ſtampfen müſſen. Es gibt wohl kaum einen Vollblutkanaken, der nicht Eidechſen eine göttliche Verehrung zollt und den feſten Glauben in ſich trägt, daß etwas Heiliges in dieſen Tieren hauſe; ſie dürfen daher nicht beläſtigt, nicht angetaſtet werden, ſie ſind „Tabu“, welcher Begriff noch wie vor hundert Jahren, als Cook ihm zum Opfer fiel, eine große Rolle in ihrem Leben ſpielt.

Es iſt hier ein ſchicklicher Anlaß der Ermordung James Cooks zu gedenken, welche den Hawaiiſchen Inſeln, die er entdeckte, eine traurige Berühmtheit verſchafft hat. Die Geſchichte dieſer That iſt von Fenton Aylmer an Ort und Stelle ſtudiert worden. Jetzt wo man mit den Sitten und der Sinnesart der Polyneſier vertraut geworden iſt, bekommt das Ereignis eine ganz andere ſittliche Phyſiognomie wie früher, und wir müſſen für die Kanaken unwillkürlich Partei nehmen. Cook wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen für einen Gott und zwar für „Lono“, ihren populärſten, gehalten. Da man Donner und Blitz in den Händen der Fremdlinge ſah, ſo glaubte man die höchſte Gottheit, der Gott des Feuers d. h. der mächtigen Vulkane, die dort beiſammen liegen, „Pele“ ſelbſt habe ſich herabgelaſſen, ſie zu beſuchen. Prieſter und Leib-

eigene wurden zuſammen zu ſeinem Dienſte auserwählt; wo er ſich zeigte, fiel das Volk mit dem Angeſicht zu Boden; was er begehrte, wurde ihm willig geſchenkt, denn die Inſeln mit allem Zubehör ſtanden zu ſeiner Verfügung. Man kann ſich denken, welchen reichlichen Mißbrauch die Matroſen von dieſem Volkswahne machten. Die Kanaken aber ertrugen alles geduldig, oder wie man damals meinte, mit tückiſcher Freundlichkeit bis zum letzten Tage. Als aber die Mannſchaft eines Bootes einen Hain, der „Tabu“ war, niederſchlug um Holz zu holen, als ſie ſich nicht warnen ließ und das höchſte religiöſe Geſetz des Landes brutal verletzte, da kannten der Abſcheu und die Wut der Kanaken keine Grenzen mehr; ſie griffen die Mannſchaft an, jagten ſie nach dem Strande und erſchlugen auch Cook. Für dieſe That wurden ſie dann zum Gegenſtand der engliſchen Bänkelſänger, alle Londoner Buchhandlungen ſtellten gröblich entſtellte Bilder der Mordſzene zur Schau an die Fenſter, und ein halbes Jahrhundert lang hielt man die Kanaken für den Abſchaum aller Menſchenfreſſer. (Fenton Aylmer, A cruise in the Pacific, Bd. I, S. 274—278.) Es iſt nun freilich bedauerlich, daß gerade Cook perſönlich für den Frevel ſeiner Leute büßen mußte, allein an Bord der Cook'ſchen Schiffe herrſchte doch gegenüber den harmloſen Polyneſiern ein gröblicher Mißbrauch der überlegenen europäiſchen Waffen, und dafür war der Anführer allerdings verantwortlich. Ueber das Betragen der Eingebornen bei dem Tode des großen Reiſenden will Dr. Winslow, der mehrere Jahre Hawaii bewohnte, Folgendes ermittelt haben. „Die Eingebornen“ ſagt er „waren erſtaunt und in große Trauer verſetzt über ihre eigene Barbarei, und ſie behandelten ſeine Ueberreſte, wie die ihrer höchſten Häuptlinge und als wenn Cook ein Gott geweſen wäre. Sie ſchnitten die großen Knochen aus Armen und Beinen heraus, als ein Zeichen der höchſten Ehre, wie ſie ſie nur ihren eigenen geliebten Toten erweiſen konnten. Die Ueberreſte Cooks ſetzten ſie ſodann im Tempel vor ihren großen Götzen und brachten ſeinem Andenken Schweine und Hunde dar, um die Götter für ſeine und ihre eigenen Sünden zu verſöhnen. Seine Eingeweide wurden ſorgfältig in einen Flaſchenkürbis gethan und bei Seite geſtellt, um in einer künftigen Zeremonie verbrannt zu werden. Ein Knabe jedoch — der im Jahre 1845 ein alter, verſtändiger Mann von 75—80 Jahren war, mit dem Dr. Winslow ſelbſt geſprochen hat — glaubte daß es die Eingeweide eines Ebers ſeien, ſchnitt ein Stück ab, briet und aß es. Als die Offiziere des Schiffes bei ihren ſpäteren Bemühungen, den Leichnam Cooks wieder zu erlangen, erfuhren, daß nur die großen Knochen übrig geblieben ſeien, glaubten ſie, daß das Fleiſch von den Wilden aufgezehrt worden ſei, und ein Schrei der Entrüſtung erhob ſich im britiſchen Volke wie in der ganzen chriſtlichen Welt, daß die Hawaiianer Kannibalen ſeien. Das war indeſſen keineswegs der Fall. Dieſe Angaben über Tod und Behandlung des Leichnams wurde dem Doktor von einem alten, ehrenhaften Eingebornen Namens Keha gemacht, der auf der Inſel Mani wohnt, einen klaren Geiſt beſitzt und einer der Erbgeſchichtsſchreiber der Könige oder Häuptlinge iſt. Die Eingebornen haben ſtets den Tod Cooks beklagt.“ (Nature, Bd. VIII, S. 211.)

Von allen Polyneſiern ſind die Hawaiier jene, welche am raſcheſten ausſterben. Nach der Zählung vom 28. Dezember 1878 betrug die Bevölkerung des geſamten Königreichs 57,985 Köpfe, darunter 44,088 Kanaken, nämlich um faſt 5000 weniger als ſechs Jahre früher und gegen 142,000 im Jahre 1823. Den Hauptgrund dieſer Abnahme erblickt Dr. Buchner als Arzt zum Teil in der Leidenſchaft der Weiber für das Reiten, der ſie ſich ohne Schonung und Rückſicht, rittlings wie die Männer im Sattel ſitzend, hingeben, vornehmlich aber in der herrſchenden Unſittlichkeit, welche ſchon in der weitgehenden Ungeniertheit des zarten Geſchlechts im Alltagsleben erkennbar iſt. Ueberall an den Gewäſſern ſieht man die unvermeidliche Staffage der Südſeeinſeln, nämlich badende Nymphen, welche von ihren in der That ſtaunenswerten Schwimmkünſten den Paſſanten bereitwillig Proben ablegen und den bewundernden Beifall der europäiſchen Beſucher, ſelbſt der Damen, wie z. B. Anne Braſſey (Eine Segelfahrt um die Welt, S. 247) ernten. Um die Exponierung ihrer Reize ſind dieſe bronzenen Aphroditen dabei wenig beſorgt, wie Buchner berichtet, bei dem man eine gelungene Schilderung dieſer wenig ſchicklichen Schwimmvergnügungen nachleſen

kann. (Reise durch den Stillen Ozean, S. 352—354.) Unsittlichkeiten aller Art findet man überall in Polynesien, auf Hawaii soll aber das Laster seinen Höhepunkt erreichen. Die Erotik spielt eine große Rolle bei den schönen Kanakinnen und in Honolulu hat sich dieselbe zu einer ziemlich schamlosen Prostitution entfaltet. Dort sind die Missionäre in dieser Beziehung machtlos. Anderwärts aber halten sie ein scharfes Auge auf ihre der Sünde nur zu sehr geneigten weiblichen Lämmer. Während Buchners Anwesenheit in Hilo gingen sie in ihrem Mißtrauen und in ihrer Vorsicht so weit, ihm und seinen Begleitern während der Nacht einen Polizeimann vors Hotel zu postieren. Doch hat im allgemeinen der Einfluß der „Mikoneries", wie man dort die Missionäre nennt, bisher weiter nichts vermocht, als daß die Kanaken ihre Orgien heimlich treiben und zwar in Höhlen und Dickichten oder unter dem Mantel der Nacht. Ebensowenig wie für Dankbarkeit besitzen sie für Keuschheit ein Wort in ihrer Sprache. Selbst jetzt noch pflegen die christlichen Insulaner, sind sie unter sich, ihre jungen Weiber auszutauschen, was früher als ein Gebot der Gastfreundschaft allgemeine Uebung war; es wäre eine große Verletzung gewesen, hätte man einer solchen Einladung nicht Genüge geleistet. Bei feierlichen Gelegenheiten kennt man auch heute hierin keine Grenzen. Kanakinnen, die an Weiße verheiratet sind, sind um kein Haar besser, nur schlauer und vorsichtiger in ihren abenteuerlichen Unternehmungen. Klimatische Verhältnisse, unsittliche Geberden, böse Beispiele und Lebensweise wecken im Herzen des Kindes heimliche Gelüste und dessen Geschlechtstrieb reift in überraschender Weise frühzeitig heran. Jetzt sogar können vierzehnjährige Mädchen gesetzlich heiraten. Die Geburten scheinen sehr leicht vor sich zu gehen, wenigstens erzählt Mrs. Anne Brassey von einer Frau, welche ihr bei einem Ausfluge auf den Kilauea nachgefolgt war: „Sie lachte und plauderte zwar in einem fort mit ihrer Begleiterin, schien sich aber trotzdem etwas unbehaglich zu fühlen, und während wir beim Essen saßen, erfolgte die Ankunft eines kleinen Weltbürgers. Nach beendigtem Diner stattete ich der Frau und dem Kindchen einen Besuch ab, und traf die junge Mutter aufrecht sitzend, munter und guter Dinge; das vorhergegangene Ereignis schien sie als einen unbedeutenden Zwischenfall zu betrachten." (Segelfahrt um die Welt, S. 236.) Wie auf allen Inseln Polynesiens herrschte auch auf Hawaii vor Ankunft der Missionäre Kindermord in einem verheerenden Grade. Die Christenlehre hat in dieser Beziehung wenig Abhilfe gebracht. Wohl ist es wahr, daß Kinder nicht mehr nach der Geburt erwürgt werden, aber man läßt es gar nicht bis zur Geburt kommen, sondern hilft sich künstlich. Wollüstige Tänze, wie der „Hula Hula", skandalöse Gesänge und Erzählungen sind noch immer die erste Erziehung des weiblichen Geschlechts, wenn auch mitunter stark modifiziert und geheim gehalten, um sich der lästigen Rüge der Bleichgesichter zu entziehen.

Dr. Buchner hatte Gelegenheit einem Hula Hula beizuwohnen und entwirft von diesem jetzt immer seltener werdenden Tanze folgende Schilderung. „Der Hula Hula genießt den Ruf, unter den vielen lasziven polynesischen Tänzen der lasziveste zu sein, und was ich davon, obgleich abgeschwächt durch die dem Fremden gegenüber stets beobachtete größere Zurückhaltung, zu sehen bekam, schien mir dies wohl zu rechtfertigen. Zuerst setzten sich die Tänzerinnen sowohl als auch die Musikanten mit gekreuzten Beinen

Digitized by Google

in zwei Reihen auf den Boden und erhoben einen gellenden Wechselgesang, indem sie bald langsam und feierlich, bald rasch und leidenschaftlich den Oberkörper und die Arme hin und her warfen und kleine birnförmige Kalebassen, die mit Steinchen gefüllt waren, in den Händen schüttelten, was einen heillosen rasselnden Lärm hervorbrachte. Die Melodie, zwar ewig in zwei Sätzen wiederkehrend, war viel komplizierter als die beim Haka der Maori und beim Meke Meke der Viti gehörten. Die zwei Tänzerinnen trugen einen dem Hula Hula eigentümlichen Schmuck um die nackten Knöchel, bauschige Wülste aus dunkeln Vogelfedern, zwischen welchen Hundezähne befestigt waren. Sie hatten nicht den gewöhnlichen langen losen Talar an, sondern eine Art Mieder und aufgeschürzte, um die Taille gebundene Röcke. Ehemals beschränkte sich das Tanzkostüm auf Blumenkränze in den Haaren und um die Brüste, auf die Knöchelwülste und auf ein kurzes Röckchen, welches nur dazu diente, emporgeschnellt zu werden. Jetzt herrscht beim Hula Hula in der Regel ein höherer Grad von Bekleidung bis zu jener höchsten Decenz hinauf, welche Pluderhosen vorschreibt. In vertrauten Kreisen soll allerdings die ursprüngliche Einfachheit noch immer sehr beliebt sein. Nach einiger Zeit sprangen die beiden Frauenzimmer auf und begannen nun stehend, ohne ihre Plätze zu verändern, unter den nämlichen wilden Geberden, unter dem nämlichen wilden Schreien und Rasseln höchst unzüchtige Bewegungen mit dem Becken zu verüben. Immer hastiger und erregter wurde ihr Toben, die Blumenkränze flogen zerrissen zu Boden, und die braunen Zuschauer hinter unsern Stühlen gerieten in Begeisterung, lachten laut und klatschten entzückt in die Hände und beteiligten sich an dem Vergnügen, indem auch sie dieselben Hüftenbewegungen machten, so weit es der dichtgedrängt volle Raum gestattete. Nach mehrmaligen Pausen ging es immer in derselben Weise fort, die Variationen schienen nur im Texte zu liegen, den wir nicht verstanden. Einmal warfen sich die Musikanten, welche sitzen geblieben waren, auf alle Viere nieder und führten in dieser Stellung wahrhaft bestialische Zuckungen aus." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 354—355.)

Man hat im Hawaiischen Königreich reichlich Gelegenheit, Mischlinge aller Grade und Kombinationen aus den drei hauptsächlich vertretenen Rassen, Kanaka, Chinesen und Weißen, zu studieren. „Wir Menschen sind bisher in so viele einzelne Stämme isoliert gewesen, daß man bereits an der Einheit unseres Geschlechtes zu zweifeln begann. Jetzt leben wir, bemerkt sehr treffend Dr. Buchner, in einer Uebergangsperiode aus dem Prozeß der Differenzierung in jenen des Wiederzusammenfließens. Die Kommunikationen dehnen sich immer weiter aus. Ueberall, wo der Europäer hinkommt, schüttelt er die Stämme durch einander, kreuzt sich mit dunklem Blut oder unterdrückt es, und vielleicht in einigen tausend Jahren wird es nur mehr Eine Rasse geben." Diese letztere Ansicht bin ich nicht geneigt in universeller Ausdehnung gelten zu lassen, jedenfalls trägt aber auf Hawaii zu diesem Prozesse der Amalgamierung das Einströmen des chinesischen Elementes nicht wenig bei. Im Jahre 1872 betrug die Anzahl der Chinesen kaum 2000, seitdem hat jedoch die Einwanderung derselben, besonders in Folge der feindlichen Stimmung in Kalifornien, so stark zugenommen, daß 1879 ihre Gesamtzahl wenigstens 10,000, d. h. ein Fünftel der ganzen Bevölkerung betrug. Der größte Teil derselben wird als Arbeiter auf den Zuckerplantagen verwendet. (Allg. Zeit. vom 6. März 1879.) Doch sind sie auch Schuhmacher, Kleinkrämer und Gastwirte schmutziger Speiselokale. Leider sind unter denselben kaum 300 chinesische Frauen, und die Folgen dieses Mißverhältnisses lassen sich leicht ermessen. Die meisten Chinesen sind mit Hawaiierinnen verheiratet und ihr Einfluß auf ein Volk, bei welchem die Zahl der Männer bereits um 15,000 diejenige der Frauen übersteigt, kann auch in dieser Hinsicht nicht anders als höchst verderblich bezeichnet werden. Deshalb weichen

Digitized by Google

die Ansichten über den Wert der chinesischen Kuli so sehr von einander ab. Will man die einheimische, dem Untergange geweihte Bevölkerung ersetzen, so kann dies nur durch Chinesen geschehen, sagen die Einen; es trennt sie auch von den Kanaken kein so großer Unterschied wie von den weißen Arbeitern (Irländern oder Deutschen), deren Bedürfnisse und Ansprüche an das Leben weit größer sind, und wenn auch die chinesische Kolonie nicht immer aus wünschenswerten Elementen besteht, so muß man, wie bei allem in der Welt, auch das eine oder das andere Uebel mit in den Kauf nehmen. Francis Birgham dagegen schreibt der wachsenden Chineseneinfuhr, welche jetzt in großem Stile durch einen eigenen Handelsagenten und eine chinesische Gesellschaft betrieben wird, die mit einer monatlich fahrenden Dampferlinie Auswanderer von Schanghai und Kanton nach Hawaii befördert, die Verarmung der Regierung zu; denn während der Kanake noch seine Bedürfnisse aus den Plantagenländern bezog, wechselt der Chinese seinen Verdienst gegen Münze um, die nach China geht oder er kauft seinen „Tschautschau" bei chinesischen Händlern. Auch Buchner besorgt, daß über kurz oder lang die Fluten dieser thätigen aber häßlichen Rasse „mit ihren scheußlichen Lastern, die dem Europäer gegenüber keine Ehrenhaftigkeit kennt und alles erlaubt hält", über der einheimischen schönen und edlen Rasse zusammenschlagen werden. In der Hauptstadt Honolulu sind schon ein großes chinesisches Theater, sowie zwei Tempel „Dschoß-Häuser" und eine Kirche für chinesische Christen erbaut worden. In neuester Zeit (August 1880) hat die Chinesenfrage Anlaß zu beträchtlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem den Langzöpfen geneigten König und der Regierung gegeben, welche sich gegen die Einwanderung dieser „asiatischen Pest" sträubte. (Siehe Allg. Zeit. vom 12. Oktober 1880.) Die Regierung hat daher zur Vermehrung der aussterbenden Bevölkerung Eingeborne der Gilbert-, Marshall- und Karolinengruppe, Männer, Weiber und Kinder, sowie von der Insel Rotumah, dann Kolonisten aus der Insel Madeira zur Uebersiedlung veranlaßt, so daß die künftige Bevölkerung Hawaiis eine sonderbare Mischung darstellen wird.

Unter den Weißen herrscht der amerikanische Typus vor. Auch die meisten Waren tragen das amerikanische Gepräge und sind größtenteils aus Kalifornien eingeführt. Man ist in Bezug auf Kultur bereits in den Vereinigten Staaten. Man trägt eben so feine, weißglänzende Wäsche und denselben Schnitt des Rockes wie bei den Yankees. Cocktail und Sherry Cobbler und wie sie alle heißen, die amerikanischen „Fancy Drinks", spielen eine eben so bedeutende Rolle wie in San Franzisco oder in New-York. Ueberall giebt sich der amerikanische Einfluß kund, und das offizielle Münzsystem ist das amerikanische. Die sehr freisinnige Konstitution ist offenbar unter dem Einflusse der amerikanischen Grundsätze ausgebildet. Sie ist zwar monarchisch, aber die Rechte des Königs sind nicht viel umfassender als die eines Präsidenten der Republik. Die gesetzgebende Versammlung tritt alle zwei Jahre zusammen. Sie besteht aus den 19 vom Könige ernannten lebenslänglichen Mitgliedern des Oberen Hauses, Nobles genannt, wozu auch die vier Kabinetsminister (für Inneres, Justiz, Aeußeres und Finanzen) ex officio gehören, und den 28 durch allgemeine Wahl bestimmten Abgeordneten,

Digitized by Google

von denen die Inseln Oahu (mit der Hauptstadt), Hawaii und Mani je acht, und Kauai vier schicken, zusammen also 47 Mitglieder, welche gemeinschaftliche Sitzung halten. Dermalen befinden sich darunter bloß drei Weiße, alle andern sind Eingeborne oder Mischlinge. Die Kriegsmacht des Inselkönigreichs ist eine sehr bescheidene und besteht außer dem recht tüchtigen Polizeikorps nur aus einer Bande Musikanten und einigen Dutzend Palastgardisten. Erstere tragen dunkelblaue Waffenröcke, letztere hellblaue Husarenjacken mit weißen Schnüren, beide weiße Hosen und weiße Käpi. Diese zwei Sorten von Soldaten bummeln den ganzen Tag auf den Straßen herum, so daß man sie überall sieht und auf eine viel größere Zahl schließen möchte. Auch sonst sind die Kanaken beflissen, mit der abendländischen Gesittung gleichen Schritt zu halten. Am 21. Februar 1878 ward die erste Telegrafenlinie der Inselgruppe, zwischen den Orten Haiku und Wailuku auf der Insel Maui, freilich nur 19,5 km lang, eröffnet, und eine Eisenbahn befand sich auf Hawaii im Bau. Später ward der optische Telegraph am Diamond Head, welcher ankommende Schiffe nach Honolulu signalisiert, durch eine Drahtleitung mit Telephon ersetzt, und am 4. Januar 1879 fand die Grundsteinlegung eines Freimaurertempels statt, während sich schon seit 1875 eine wissenschaftliche Gesellschaft gebildet hat unter dem Titel für Naturgeschichte und mikroskopische Untersuchungen, deren Präsident der König selbst ist. Herz, was verlangst du mehr? Schade nur, daß über alle diese Herrlichkeiten das Volk selbst vergeht, dem sie zu Gute kommen sollten.

Die Weißen in der Südsee.

In den letzten Jahrzehnten haben die Inseln des Großen Ozeans eine bedeutende Wichtigkeit für den Handel gewonnen und auf den meisten derselben leben gegenwärtig Europäer, welche sich mit der Ausbeutung jener tropischen Paradiese beschäftigen. Obwohl der dortige Handel vorwiegend nach Deutschland geht und auch zu fünf Sechstel in Händen von Deutschen ruht, giebt es doch nicht so sehr viele Deutsche in der Südsee. Zu ihren Beamten wählen jene deutschen Firmen lieber die in Kolonialverhältnissen besser erfahrenen Engländer. Für diesen Handel mit der Südsee steht nun, wie Freiherr von Schleinitz entwickelte, die Kokosnuß in erster Linie, und in der That begann derselbe damit, daß, als man zuerst von Australien aus unter Mitwirkung von Deutschen mit den Inseln in Handelsverbindung trat, das Kokosöl von Eingebornen gegen europäische Waren umgetauscht wurde. Bei diesem Handel ging indessen viel Material verloren. Das Holz der Fässer ließ das Oel durchsickern; auch wurde das Auspressen der Kokosnüsse nicht rationell genug von den Eingebornen vorgenommen. So war es denn für den Südseehandel ein großer Schritt vorwärts, als das Hamburger Haus Godeffroy an Stelle des Oeles den geschnittenen Kern

Digitized by Google

der Kokosnüsse, die sogenannte Kopra einzutauschen begann, welche sich billiger transportieren, im Mutterlande besser auspressen ließ, und deren Ueberreste als Oelkuchen sogar noch ein vortreffliches Viehfutter bilden. Als man einmal so weit gekommen war, ergab es sich als vorteilhaft, eigene Anpflanzungen zu machen und dieselben von den Eingebornen bewirtschaften und rationell ausbeuten zu lassen. Außer der Kokosnuß bildeten die ersten Handelsartikel jenes weiten Gebietes die Perlmuschel, Schildpatt, Trepang und das Sandelholz. Alle diese Artikel wurden von denjenigen Eingebornen eingetauscht, die sich der geringen Mühe des Sammelns unterzogen, denn die Natur bot alle diese Schätze freiwillig in reicher Fülle dar. Damals war es noch möglich, sehr billig einzutauschen und für ein Messer oder eine leere Brieftasche erhielt man oft Südseeprodukte im Werte von mehreren Dollars. Späterhin aber, als man der Frage der eignen Produktion auf der Südsee näher getreten war und Ländereien angekauft hatte, war man genötigt, die Arbeitskraft der Eingebornen zu benutzen. Dies ging aber nicht so leicht, denn die Einwohner lassen sich auf ihren eigenen Inseln nicht darauf ein zu arbeiten. Wiederum war es das Haus Godeffroy, welches die Arbeiterfrage löste und von fremden Inseln die Einwohner kontraktlich mietete und sie nach Verlauf einer gewissen Arbeitszeit mit dem Erwerb ihrer Arbeit wieder in die Heimat brachte. Nunmehr schritt man auch dazu, außer den schon genannten Produkten andere zu kultivieren, namentlich Baumwolle, Kaffee, Mais, Tabak, Vanille ꝛc. So findet denn heutzutage neben dem hergebrachten primitiven Tauschhandel mit Kopra, der übrigens fast ganz auf das Gebiet der niedrigen Inseln beschränkt ist, der Handel mit selbsterzeugten Plantagenprodukten statt, und für ihn ist Apia auf Samoa der Mittelpunkt.

Was nun das oben erwähnte kontraktliche Mieten fremder Insulaner anbetrifft, so kann man nicht leugnen, daß dasselbe oft zu Mißbräuchen führt, die einen schwarzen Punkt in der Geschichte der Europäer in der Südsee bilden. Eine der neuesten Zeit entstammende Schilderung der Verhältnisse läßt in halb verschleierter Weise erkennen um was es sich dabei handelt. „Korn, Weizen, überhaupt europäische Getreidearten," heißt es darin, „kommen auf Samoa nicht vorwärts, zur Plantagenarbeit aber würde sich der deutsche Landmann nicht hergeben, abgesehen davon, daß eingeborne Arbeiter *weit billiger zu beschaffen sind*. Man sendet Schiffe aus, die halb durch Ueberredung, *halb durch Gewalt* jedes etwa 50—100 Arbeiter von den Salomon- und anderen Inseln herbeischaffen. Es werden Verträge mit ihnen abgeschlossen, und so faul auch die Leute daheim sein mögen, so arbeiten sie doch *notgedrungen* in der Fremde, bis sie nach ein paar Jahren (*wenigstens sollte es so sein*), wieder in ihre Heimat zurückgeschafft werden. Diese Leute schlafen nachts auf einer Matte, essen Reis und nur alle paar Wochen einmal ein Stück Fleisch. Ihr Lohn ist überaus geringfügig und wird von den Kirchenbedürfnissen, irgend einem Kleidungsstück, einem Gesangbuch u. dgl. fast vollständig aufgezehrt." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 106.) Die in Obigem von mir typographisch hervorgehobenen Stellen lassen das ganze Elend dieses modernen *Menschenhandels*, der nur allzu häufig *Menschenraub* ist, völlig durchschauen. Derselbe wird

Digitized by Google

schon seit Dezennien nicht bloß nach Samoa, sondern überall hin wo es Plantagen gibt und auch nach Australien ganz systematisch betrieben.

Wer sich mit diesem Handel beschäftigen will, rüstet in Sydney oder Brisbane ein Schiff aus und versieht es mit einer Menge Tand, dessen Reize die Augen der Wilden bestechen; gewöhnlich nimmt man auch einige Insulaner mit, die besonders gut behandelt worden sind, um als Köder zu dienen. Das Schiff segelt nach irgend einer Insel, wo man sich Leute verschaffen zu können glaubt, und bei der Ankunft an dem Orte seiner Bestimmung verliert man keine Zeit, sich mit den Eingebornen in Verbindung zu setzen. Die oben erwähnten Köder werden dann ins Spiel gebracht. Ihre Aufgabe ist es, erregende Schilderungen zu entwerfen von den Wundern, die sie gesehen haben, und von der Freundlichkeit, womit sie behandelt worden sind. Perlen und andere derlei Dinge werden verteilt, und die Folge ist, daß einige der Insulaner dadurch verlockt werden, für eine gewisse Anzahl Monde ihr Glück an den wundervollen Orten zu versuchen, von welchen ihre Landsleute eine so glühende Beschreibung geliefert. Diejenigen, die man dazu bewegen kann, sich aus eigenem freien Willen einzuschiffen, sind keineswegs zahlreich, und wenn man es unmöglich findet, durch obiges Mittel eine hinlängliche Anzahl zu bekommen, so greift man zu einem durchaus nicht zu rechtfertigenden Verfahren. Die Eingebornen werden durch Geschenke und Tauschhandels-Anerbietungen an Bord gelockt, und hat man sich dort der Männer versichert, so müssen Weiber und Kinder in die Kanoen steigen und das Schiff begibt sich auf den Weg nach einer andern Insel, wo dasselbe Verfahren wiederholt wird, bis man die erforderliche Anzahl Insulaner erhalten hat.

Wer in Australien einen Insulaner zu dingen wünscht, hat etwa acht oder neun Pfund Sterling für je einen Kopf derselben zu bezahlen, was, wie man annimmt, dem Ueberfahrtsgeld von der Insel, der er entnommen ist, gleichkommt. Auch muß er, der „Polynesischen Arbeiter-Akte" zufolge, sich verpflichten, den Männern einen gewissen Betrag von Kleidung, der indes sehr geringfügig ist, sowie Lebensmittel zu liefern, ihnen zwei Sh. wöchentlich Lohn zu geben und nach Verfluß von zwei Jahren die Rückfahrt nach ihrer Heimatsinsel zu bezahlen. Natürlich ist es sehr schwierig, wirklich zuverlässige Nachweisungen zu gewinnen in Betreff der Art und Weise, wie man diese Leute bekommt, da diejenigen, welche Gewinn aus dem Handel ziehen, wahrscheinlich nicht sehr mitteilsam darüber sind. Allein es ist eine in den Kolonien allbekannte Thatsache, daß die Händler kein Bedenken tragen, alle Mittel anzuwenden, um die Insulaner an Bord ihres Schiffes zu bringen und sie festzuhalten, wenn sie sich darauf befinden. Die Franzosen, die überhaupt am menschlichsten mit den niederen Rassen verfahren, sind die einzigen, welche von allem Anfang an die Abführung irgendwelcher Eingeborner von den unter ihrem Schutze stehenden Inseln verboten. Was die Behandlung anbetrifft, welche den Südseemenschen nach Ankunft an ihren Bestimmungsorten zu Teil wird, so urteilt darüber ein Augenzeuge, daß sie in beinahe jeder Ansiedlung eine mehr oder weniger üble ist. In der That läßt sich behaupten, daß der Neger in Amerika in vielen Beziehungen besser daran war, als der Südseeinsulaner in Australien. In Amerika kostete der Neger eine beträchtliche Summe und es lag offenbar im Interesse seines Herrn, ihn gut zu behandeln, da, je besser er ihn behandelte, er ihn wahrscheinlich um so länger besaß und um so bessere Arbeit erhalten konnte. Den Schwarzen der Südsee aber darf man nur auf zwei Jahre dingen, und der natürliche Zweck ist, ihm soviel Arbeit abzupressen, als in dieser Zeit möglich; sollte er aber vor Verfluß der Dienstzeit sterben, so werden Mühe und Kosten erspart, welche die Rücksendung nach seiner Heimatsinsel erfordern würden. Ferner wird ihm sein Lohn erst ausbezahlt, wenn er seine Zeit abgedient hat. Stirbt er, bevor dies geschehen, so ist der Lohn überhaupt bezahlt. (Ausland 1870, S. 47—48.)

Im Jahre 1872 steuerte die von der australischen Regierung erlassene Kidnapping Act einigermaßen diesem Menschenraube in Form der Arbeiter-Mietsverträge. John Moresby, der Kommandant des „Basilisk", lernte denselben bei seinem Kreuzen im Stillen Ozean und seinen wiederholten Besuchen der Perlfischereistationen genau kennen und hat (in seinem Buche: Discoveries and surveys in New Guinea and the D'Entrecasteaux islands) eine Menge haarsträubender Greuelthaten in dieser Richtung verzeichnet. Mit einem einzigen Streifzuge hatten die Seelenverkäufer die Bevölkerung der Mitchellinseln von

gitized by Google

Arabiſcher Barbier.

Digitized by Google

450 Einwohnern auf 50—60 im Kindes- oder Greisenalter stehende reduziert. Eine andere Insel wurde gänzlich entvölkert und es scheint wiederholt vorgekommen zu sein, daß Europäer wehrlose Eingeborne ermordeten, um Häuptlinge, welche ihren Reichtum und ihre Macht nach der Anzahl der in ihrem Besitze befindlichen Schädel taxierten, durch einen Zuwachs ihrer diesbezüglichen Sammlung zum Handel mit Sandelholz oder mit Sklaven zu bestechen. Kapitän Moresby stieß auf ein Schiff, die „Peri", das von achtzig durch Arbeitsverträge verlockten Eingebornen der Salomoninseln nur mehr dreizehn überlebende aufwies. Die Geraubten hatten ihre weißen Räuber erschlagen und waren dann fünf Wochen lang, allen Hungerqualen ausgesetzt, auf einem Meere voll von Korallenriffen herumgetrieben. Sehr interessant ist, was Moresby bezüglich der Perlfischerei in der Torres-Straße erzählt. Die Mehrzahl der daselbst verwendeten Taucher war zu kurzer Arbeitszeit mit guten Lohnverhältnissen gemietet worden, allein es war dies nur maskierter Menschenraub; die Leute wurden als Sklaven gehalten, ihre Nahrung bestand in ungenügenden Rationen von Reis oder dem gröbsten Mehle und ein wenig Tabak bildete ihren einzigen Lebensgenuß. Diese Form des Menschenraubes gehört nun glücklicher Weise der Vergangenheit an und das gegenwärtige System der Arbeitermietung entspricht den Anforderungen menschlicher Gerechtigkeit. Moresby hat auf den Neuhebriden mit Eingebornen verkehrt, die schon in Queensland verdingt gewesen und die, durch die erfahrene Behandlung ganz zufriedengestellt, neue derartige Dienstverträge erwünschten. Die Hauptsache bleibt dabei freilich, daß derartige Arbeitsverträge klar definiert und von den Eingebornen mit Bewußtsein eingegangen, sowie von den anderen Kontrahenten gewissenhaft eingehalten werden.

Wenig bekannt ist, daß europäische Matrosen auf den verschiedenen Inseln im ganzen Stillen Ozean ihren Wohnsitz genommen haben. Sie leben meist bei größeren oder kleineren Häuptlingen, unter unmittelbarem Schutze derselben und man betrachtet sie als zu dem Stamme selbst gehörig. Haben sich die Häuptlinge einmal verpflichtet, ihre Europäer zu schützen, so legen sie insgemein große Treue in Beobachtung der eingegangenen Verbindlichkeiten an den Tag. Kommt indes je das Gegenteil vor, so darf man annehmen, daß die Schuld an den Weißen liegt, entweder weil sie sich mit den Eingebornen nicht vertragen können oder weil sie ihre Versprechungen und Verpflichtungen nicht erfüllen. Die Mehrheit dieser auf den Inseln zerstreuten Europäer besteht aus Matrosen, welche entweder von Walfischjägerfahrzeugen desertiert sind oder in denselben Schiffbruch gelitten haben, zu nicht geringem Teile auch aus Verbrechern, die aus den Strafniederlassungen entwichen sind. Meuterer des Schiffes, „Bounty" waren es, die im Jahre 1790 auf der Insel Pitcairn, der südlichsten der Paumotugruppe sich mit tahitischen Frauen niederließen und eine kleine, jetzt noch bestehende, eigentümliche Kolonie stifteten. (Siehe Ausland 1850, S. 32 und Chambers Journal 1875, S. 730.) Am 8. September 1878 besuchte sie der englische Admiral Dehorsey mit dem Flaggenschiff „Shah". Er berichtet, daß die jetzige Bevölkerung aus 16 Männern, 19 Frauen, 25 Knaben und 30 Mädchen, zusammen 90 Köpfen besteht. An jedem Neujahrstag wird das Oberhaupt

Digitized by Google

der Kolonie gewählt, doch wird die Oberherrschaft der Königin von England anerkannt. Alle Insulaner können lesen und schreiben, die einzige bekannte Sprache ist die englische, und es gibt kein Geld auf der Insel. (Allg. Zeit. vom 1. Januar 1879.) Charakteristisch ist, daß Geld auch von den übrigen in der Südsee zerstreuten europäischen Matrosen als ihnen wirklich unnütz zurückgewiesen wird. Dagegen hat sich Tabak unter den Eingebornen so sehr verbreitet, daß er ganz die Stelle des Geldes vertritt. (Ausland 1870, S. 641 bis 642.)

Fast überall im Großen Ozean, selbst unter den so gerne Missionäre verspeisenden Melanesiern gelingt es den Weißen, wenn sie nur ernstlich wollen und keine Verstöße begehen, ein freundliches Entgegenkommen zu finden. Dies ist die Ueberzeugung Moresbys. Er stellt sich selbst die Frage, wieso er in so übelberüchtigter Weltgegend zu so guter Aufnahme kam, und beantwortet sie folgendermaßen: „Ich fürchte, daß die Antwort die Verurteilung des gewöhnlichen Verfahrens der Weißen gegen die Eingebornen in sich schließt. Die eine Insel war meines Wissens noch niemals vorher von Weißen betreten worden, wir fanden daher die Eingebornen ohne jegliches Vorurteil; sie nahmen uns, wie wir uns gaben, und handelten dem entsprechend, wogegen der Mord des guten Bischofs zu Nukupa sich auf die Unthaten weißer Menschenräuber zurückführen läßt.“ Später bemerkt er bezüglich der Art und Weise, in welcher man den Eingebornen begegnen soll: „freundliche Blicke, ruhiges, zutrauliches Benehmen und ein sanfter Sprachton nimmt sie ein und ein kluges Zurschaustellen grellfarbiger Gegenstände fesselt stets ihre Aufmerksamkeit. Auch ist es geraten, sich geduldig zu erweisen und weder Hast, noch Aengstlichkeit zu zeigen. Diese Südsee-Völker sind wahre Kinder und wollen als solche behandelt sein.“ Vergessen darf man dabei nur nicht, daß es auch recht bösartige Kinder gibt.

Digitized by Goog

Die Völker Amerikas.

Allgemeines.

Die nächsten Abschnitte dieses Buches sind den Völkern Amerikas gewidmet, und damit tauchen wir sofort in ein Meer ethnologischer Rätsel und ungelöster Fragen. Sobald es sich herausgestellt hatte, daß Amerika nicht, wie die Entdecker und noch die ersten Conquistadoren geglaubt hatten, ein Teil des östlichen Asien, sondern ein abgesonderter Erdteil für sich, in Wahrheit eine „neue Welt" sei, regte sich sogleich die lästige Frage, auf welche Weise Amerika, von dem doch die heiligen Schriften der Hebräer nicht die leiseste Erwähnung thaten, bevölkert worden sei. Die Anschauung jener fromm-gläubigen Epoche suchte den Ursprung der ganzen bekannten Menschheit im „Paradiese", und dieses wiederum in der Nähe des biblischen Morgenlandes. Damit schien die Anwesenheit des Menschen auf dem Boden der neuen, aus den ozeanischen Fluten so unerwartet emporgestiegenen Welt, nur schwer vereinbar, und man mühte sich ab, in zahllosen Versuchen das scheinbar Unerklärliche zu erklären. Daß Normannen schon fünf Jahrhunderte früher thatsächlich die neue Welt entdeckt, betreten und sogar

Digitized by Google

besiedelt hatten, freilich bloß auf einem verschwindend kleinen Stücke, wußte man damals allerdings nicht. Dafür schrieb man gerne den verschiedensten Völkern unseres Kontinentes, den Skythen, Phönikern, Karthagern, Juden, Mongolen, Hindu und Malayen die Ehre der Bevölkerung Amerikas zu, wobei man den geringsten Aehnlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Kultur, Sprache und Körperbau zwischen amerikanischen und nichtamerikanischen Völkern emsig nachspürte, um daraus Stützen für die jeweils verfochtene Ansicht zu gewinnen. Namentlich die Religionsvergleichung war es, welche im Geiste jener Zeit mit Vorliebe zum Beweise herangezogen wurde. „Uebereinstimmungen mit dem ägyptischen Kultus, besonders den figürlichen Gottheiten, und dem mexikanischen wurden nachgewiesen, ferner zwischen dem Buddhismus und der Religion der amerikanischen Kulturstaaten, dann zwischen dem Christentume und dem früheren Kultus, bald von Mexiko, bald von Peru; am häufigsten aber und mit sehr großem Fleiße wurden Analogien zwischen dem Judentume und den indianischen Religionen hervorgesucht, um die Behauptungen zu unterstützen, daß der amerikanische Kontinent von den zehenthalb Stämmen Israels, die gefangen nach Samaria geführt wurden, bevölkert worden sei. Im siebzehnten Jahrhundert, als Montesini von seiner Reise nach Südamerika zurückkehrte, teilte er dem berühmten Rabbi Manasse Ben Israel mit, er habe in der Provinz Quif einen Indianer zum Führer gehabt, von dem er gesprächsweise erfahren habe, er sei ein Jude, daß eine Menge solcher jüdischer Indianer in den Kordilleras leben, daß sie vom Stamme Ruben seien, Abraham, Isaak und Jakob anerkennen und ihr Gott Adonai heiße." (J. J. von Tschudi, Die Kechua-Sprache. Wien 1853. 8°. Bd. I, S. 3—4.) Natürlich sind diese „jüdischen" Indianer niemals aufgefunden worden. Auch in Yukatan und Mexiko gerieten die Spanier auf die Idee, die verlornen Stämme Israels vor sich zu haben. Die Nase des mexikanischen Indianers trägt nämlich oft ein jüdisches Gepräge, und bei der damals herrschenden Unwissenheit in ethnologischen Dingen ist es allerdings begreiflich, daß bei dem Anschauen dieser ernsten, schweigsamen Leute mit brauner Gesichtsfarbe, glänzenden Augen und Adlernasen derartige Vermutungen auftauchen konnten. Andere, namentlich englische Forscher, wollten jene zehn Stämme in den Rothäuten Nordamerikas wieder finden. So allgemeine Anerkennung diese Theorien bei ihrem Entstehen auch fanden, so wurden sie doch erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen wieder mit neuem Eifer ergriffen und durch zahlreiche Analogien verteidigt, ohne daß irgend wer in dieser Beziehung durch Forschung zu befriedigenden Resultaten gelangt wäre. Das Rätsel der Bevölkerung Amerikas ward seiner Lösung aber auch dadurch nicht näher gerückt, daß man die Frage aufwarf, ob das Paradies der Bibel nicht etwa gar in Amerika gedacht werden dürfe.

Die moderne Völkerkunde, aufgerichtet auf streng naturwissenschaftlicher Basis, sieht sich den nämlichen Problemen gegenübergestellt. Auch sie hält fest an einem einheitlichen Schöpfungsherd des Menschengeschlechtes und mußte die Möglichkeit erwägen, ob derselbe nicht etwa wirklich nach Amerika zu verlegen sei. Es hat auch in der That nicht an Köpfen gefehlt, welche diese Ansicht

Digitized by Google

mit wissenschaftlichen Gründen zu verfechten sich bemühten. Heute indes wird sie wohl kaum mehr ein Naturforscher aufrecht erhalten wollen. Peschel hat seinerzeit der „Lage des Paradieses" — wie er vielleicht nicht ganz passend, aber aus Pietät für die ersten Jugendeindrücke, die wir einer christlichen Erziehung verdanken, das unbekannte Schöpfungscentrum nennen will — eine ausführliche Untersuchung gewidmet (Ausland 1867, S. 1105—1113), deren auch in die neueste Auflage seiner „Völkerkunde" übergegangenen Endergebnisse zeigen, „daß weder Australien noch Südamerika, ja selbst Nordamerika nicht ein schicklicher Platz für die Wiege der Menschheit gewesen sei, folglich müssen wir sie in der alten Welt suchen." (Völkerkunde. 5. Aufl.*) S. 40.) Dann aber muß auch die neue aus der alten Welt ihre ersten Bewohner empfangen haben. Weite Seefahrten will Peschel freilich diesen Einwanderern nicht zumuten, sondern sie höchstens über das Beringsmeer ziehen lassen, weil dort, in den nördlichen Gebieten des großen Ozeans, Asien und Amerika einander derart nahe gerückt sind, daß man in der Beringstraße von Asien aus das amerikanische Ufer gewahren kann. Es war also dort keine verwegene Entdeckungsreise erforderlich, wenn rohe asiatische Horden, bis an die Beringstraße vorgerückt, auch das gegenüberliegende Festland aufsuchten. Ein Uebergang aus Asien nach Amerika dünkt ihm obendrein um so wahrscheinlicher, als die amerikanischen Ufer der Beringstraße, verglichen mit den asiatischen, ein verlockend milderes Klima genießen und mit einem entsprechend höheren Pflanzenreichtum ausgestattet sind. Endlich darf man getrost behaupten: wenn der Eingeborne Amerikas irgend einer andern Menschenrasse sich nähert, dann steht er gewiß dem asiatischen Mongolen viel näher als jedem andern Volke. Nicht der gleichen Anschauung huldigt Virchow, obgleich es auch ihm als Glaubensartikel gilt, daß Amerika von außen bevölkert ward. „Wenn ich jedoch," meinte er, „die Frage beantworten sollte, von wo es bevölkert sei, so kann ich darüber wohl Probleme aufstellen, aber ich halte mich angesichts

Südamerikanische Indianer.
Großnasiger Typus. Stumpfnasiger Typus.

*) Von hier an konnte die fünfte, von Prof. Dr. Kirchhoff bearbeitete Auflage von Peschel's „Völkerkunde" benutzt werden. Alle ferneren Citate dieses Werkes beziehen sich demnach, falls nicht ausdrücklich das Gegenteil angegeben ist, stets auf diese fünfte Auflage.

Digitized by Google

der von mir nachgewiesenen Mannigfaltigkeit der Formen heute noch nicht für berufen, zu sagen, wo diese Anknüpfungspunkte liegen."

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Epoche der ersten Einwanderung keinesfalls der historischen Zeit angehören könne, daß sie vielmehr weit über dieselbe hinausreiche; ebenso wie anderwärts lassen sich auch in Amerika die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen verfolgen. In jüngeren goldführenden Geschieben Kaliforniens hat man nämlich sehr häufig menschliche Geräte in Gesellschaft von Mastodon-, Elefanten-, Tapir-, Bison- und Pferdeknochen angetroffen, und sowohl Jeffries Wyman, der vorsichtigste und sorgfältigste aller amerikanischen Archäologen, als Professor Marsh, einer der gewiegtesten Geologen und namentlich Paläontologen der Gegenwart, sprechen sich dahin aus, daß mit allergrößter Wahrscheinlichkeit das Auftreten des Menschen in Nordamerika, wie die kalifornischen Funde darthun, in das Pliocän, somit in die Tertiärzeit, zu setzen sei. (American Naturalist 1877, S. 689.) Wenn Virchow also sagt: wir haben bis jetzt keine Veranlassung, anzunehmen, daß in Amerika der tertiäre Mensch gelebt habe (Verhdl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1877, S. 154), so spricht er nicht mit völliger Kenntnis des Sachverhalts. Aus pflanzengeographischen Gründen hat auch der gereiste Botaniker Otto Kuntze gefolgert, daß die neue Welt schon in präglacialer Zeit, d. h. vor der letzten Gletscherperiode, von Asien aus besiedelt worden sein müsse. Obwohl nämlich in Amerika keine einzige Musa-Art einheimisch ist, so wurde dort doch bereits 1492 n. Chr. die Banane (Musa paradisiaca) überall angebaut. Dieses Gewächs wird in der Kultur stets samenlos, und auch die amerikanische Banane ist von jeher nur eine samenlose Kulturpflanze gewesen, was an und für sich bereits eine lange Kulturzeit bedingt. Da nun diese samenlose Pflanze keinen Transport durch die gemäßigte Zone verträgt, so bleibt weiter keine Annahme, als daß dies zu einer Zeit geschah, wo die polaren Regionen noch tropisch warm waren und daß die Banane über ein tropisches Nordasien und Nordamerika von wandernden Asiaten mitgebracht wurde. (Ausland 1878, S. 197—198.) Diese scharfsinnige Kombination stellt indes noch keinen direkten Beweis für die Existenz voreiszeitlicher Menschen in Amerika her. Wohl aber thun dies in unzweifelhafter Weise die Steingerät-Funde des Dr. Charles C. Abbott in den glacialen Ablagerungen des Delawarethales bei Trenton in New-Jersey. Der verstorbene englische Naturforscher Dr. Thomas Belt hat die weite Verbreitung der Gletscherdrift in Nordamerika genau studiert und berichtet, daß verschiedene von Abbots Fundstücken direkt aus der Sandschicht unter einem Steinblock der Glacialdrift hervorgezogen wurden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Steinwerkzeugen, auf welche Herr Wallace in Sandschichten unfern von Richmond gestoßen ist. Seitdem diese Schichten sich gebildet, wurde das Mammut, die Riesenfaultiere, wie Megalonyx, Megatherium und Mylodon, dann das Pferd (bis es wieder neuerdings eingeführt ward), der Riesenbiber und der Löwe auf dem Boden der neuen Welt nicht mehr geschaut, denn deren Reste kommen in späteren Ablagerungen nicht mehr vor. In jene voreiszeitliche Aera fällt also das Erscheinen des Menschen in Amerika und fast gewiß gehören ihr auch

Digitized by Google

die Funde der Herren Abbott und Wallace an der Ostküste der Vereinigten Staaten (Quarterly Journal of Science 1878, S. 58—74), sowie die von Professor Cope untersuchten Pfeil- und Lanzenspitzen aus Oregon an. (American Naturalist 1878, S. 125.)

Zu ziemlich analogen Anschauungen gelangte Aug. R. Grote. Fassen wir seine Hypothesen über die Art und Weise, wie die ursprüngliche Besiedlung Amerikas vor sich gegangen sein mag, zusammen, so erhalten wir folgende vier Punkte:

1) Daß in der Tertiärzeit die Menschen sich von den Aequatorialgegenden auf der östlichen Hemisphäre nach dem nördlichen Asien verbreitet hätten, und sodann vom Norden her nach Amerika übergegangen wären.

2) Daß hierauf, wenn nicht früher, doch jedenfalls in der pliocänen Periode, die Menschen längs der Hochlande an der Westseite beider Hälften Amerikas hinabgewandert seien.

3) Daß ferner die Eiszeit eine physische Umgestaltung der im äußersten Norden hausenden Menschen herbeigeführt, während das Vordringen des Eises jede weitere Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt bis in verhältnismäßig neue Zeit unterbrochen habe.

4) Daß endlich die auf solche Weise abgeschnittene Bevölkerung der neuen Welt die riesigen Gletscher der Eiszeit sowohl auf ihrem Vordringen, wie auf ihrem Rückzuge über den Boden des nordamerikanischen Kontinents stetig begleitet habe, und daß die letzten vorhandenen Repräsentanten jener Rasse die Eskimo seien.

Schon gelegentlich eines 1875 in der „American Association" gehaltenen Vortrags sprach Grote die Ansicht aus, daß wir unzweifelhaft auf Gebirgserhebungen in der gemäßigten Zone Nordamerikas Ansiedlungen arktischer Menschen vorfinden würden, wenn alle Bedingungen für die Existenz der letzteren auf jenen Höhen in ähnlicher Weise erfüllt worden wären, wie dies hinsichtlich gewisser Pflanzen- und Tiergattungen der Fall gewesen. Ferner äußerte sich der genannte Gelehrte dahin, daß die Eskimo als die noch lebenden Repräsentanten der Menschen der amerikanischen Eiszeit anzusehen seien. Kurz darauf gelangte völlig unabhängig von Grote auch Abbott, auf Grund seiner Entdeckungen paläohistorischer Gerätschaften in New-Jersey, zu dem Resultate, daß die ersten menschlichen Wesen, welche längs der Ufer des Delaware wohnten, demselben Volke angehört haben dürften, dessen Ueberreste wir in den gegenwärtigen Bewohnern des arktischen Amerika erblicken. (American Naturalist 1877, S. 221—226.)

Alle hier vorgetragenen Ansichten tragen, es ist dies scharf zu betonen, nur den Charakter von Hypothesen, welche ich bloß erwähne, weil sie einer wissenschaftlichen Grundlage nicht entbehren und die neuesten amerikanischen Ideen über die alte Streitfrage darstellen. Sie sind aber weit entfernt, von allen Völkerkundigen geteilt zu werden. Peschel hält die Behauptung für nicht unerlaubt, daß die ersten Wanderungen zu einer Zeit stattfanden, als die Beringstraße noch nicht eine Meerenge, sondern eine Landenge vorstellte, was uns gleichfalls in die Tertiärzeit zurückführt; er setzt aber doch lieber voraus, daß

Digitized by Google

Ankündigung.

Vom Fels zum Meer ist aus dem Wunsche hervorgegangen, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könnte.

Rastlos und emsig schafft unsere nimmermüde Zeit, um einzudringen in die Tiefen der Natur und in die Geheimnisse der Jahrtausende. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit regt sich's in ungemessenem Drange nach Neuem und Großem und wenn früher ein Menschenleben gar wohl hinreichte, mit Fleiß und redlichem Bemühen ein harmonisches Gesamtbild von allen dem zusammenzusetzen, was zu einer universellen Bildung nötig scheint, so reicht jetzt die kurze Spanne des Erdendaseins kaum aus, auch nur auf einem Gebiete das Bedeutsamste zu erfassen und zu begreifen. Und doch bleibt es eine unerläßliche Forderung an den Menschen, neben der einseitigen Berufsthätigkeit teilzunehmen an Allem, was die Zeit bewegt, was der menschliche Geist an das Licht befördert, im Rückwärtsschauen die Vergangenheit wieder lebendig zu machen und mit dem Blick in die Zukunft nach Erkenntnis der Pflichten zu suchen, welche die Gegenwart für die Zukunft zu erfüllen hat.

Zeitschriften der verschiedensten Art haben sich bemüht und bemühen sich noch, jener Forderung Vorschub zu leisten. Aber wie im Norden und Osten, im Süden und Westen das reiche deutsche Familienleben sich eigenartig gestaltet, so können auch Fach- und Unterhaltungsjournale nicht alle Kreise gleichmäßig befriedigen. Aus dem schönen, formenreichen, lebensfrohen Süden soll unsere Stimme erschallen zum Preise deutschen Lebens, deutscher Kunst und deutscher Dichtung!

Illustrationsprobe.

„Vom Fels zum Meer" steht treu zu Kaiser und Reich! Wir wollen mit jener ruhigen Objektivität, welche sich fern von dem eifrigen Parteileben der deutschen Kapitale vielleicht leichter bewahren läßt, wirken und wo es sein muß auch kämpfen für die Einheit des Reiches, für den wohlwollenden Ausgleich aller Gegensätze in unsrem vielgestalteten Leben, für den geistigen Zusammenhalt aller Völker deutscher Zunge.

„Vom Fels zum Meer" wird Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten. Romane und Novellen, Reiseschilderungen, Lebensbilder, wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten, Gedichte, Plaudereien, Humoresken werden in wohlbedachter Anordnung für jede Stunde der Muße wahrhafte Befriedigung gewähren. Neben Hohem und Höchstem auf wissenschaftlichem, neben Gutem und Bestem auf dichterischem Gebiete sollen auch all die kleinen Dinge des täglichen Lebens, die gerade im Kreise der Familie eine nicht unwichtige Rolle spielen, liebevolle Aufmerksamkeit und eine Stätte nutzbringender Pflege finden. In dieser Gesamtheit, die nichts ausschließt, was im guten und edelsten Sinne belehrt und unterhält, das Wissen fördert, Geschmack und Gemüt bildet, hoffen wir die Bürgschaft gefunden zu haben, daß „Vom Fels zum Meer" im besten Sinne eine Zeitschrift werde für das deutsche Haus und die deutsche Familie

Nach einer Zeit langen Schlummers ist endlich der künstlerische Sinn wieder in unserm Volke erwacht. Ueberall regt es sich und geradezu wunderbar sind die Fortschritte zu nennen, welche in dem letzten Jahrzehnt unsere Anforderungen an die schöne Form aller Gegenstände, unsere Leistungen in der Darstellung derselben, gemacht haben. Freudigen Herzens folgen wir diesem Zug. Wir werden unermüdlich darauf hinwirken, der Kunst eine Stätte im deutschen Hause zu bereiten; wir haben mit voller Absicht das handliche Format gewählt, um fern von allem Prunkenden jene intime Art der künstlerischen Ausschmückung pflegen zu können, welche freilich die schwerste, aber doch dem Wesen der Illustration besonders angemessen ist. Wir wünschen, daß unsere kompleten Bände in jeder Hausbibliothek leicht ihren Platz finden und von jedem Familiengliede mühelos zur Benützung herangezogen werden können.

„Vom Fels zum Meer" wird in monatlichen, reich illustrierten Heften von durchschnittlich 15 Bogen à 8 Seiten erscheinen. Wir möchten unsere Illustrierte Zeitschrift jedem deutschen Hause zugänglich machen und wir wagen es, den Preis derselben auf vierteljährlich 3 Mark zu setzen, so daß ein Heft nur 1 Mark kostet. Damit wird unser Unternehmen zu einem der wohlfeilsten, welche in irgend einer Sprache erscheinen.

So hoffen wir unser Ziel zu erreichen, die neue Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" im deutschen Hause einzubürgern und sie zu einem gern gesehenen, stets willkommen geheißenen Hausfreund zu machen in allen deutschen Landen!

Stuttgart. **Die Redaktion.**

Inhalt des ersten Heftes siehe letzte Seite.

Digitized by Google

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Sprechender Phonograph. Zum Artikel „Ein Stündchen beim Phonographen".

Das neue Universum

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten

Ein Jahrbuch für Haus und Familie

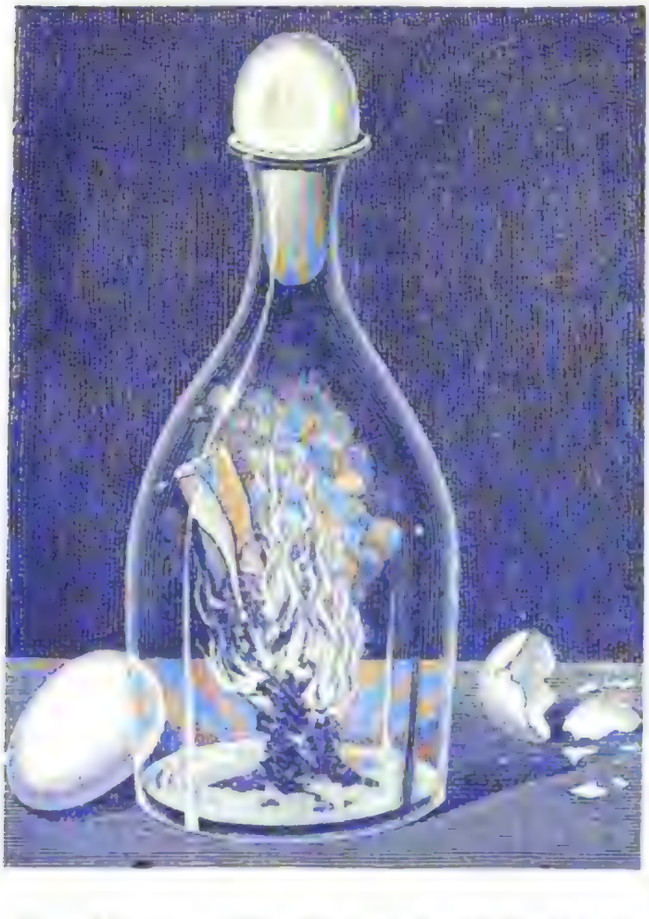
besonders für die reifere Jugend

Mit zahlreichen Illustrationen

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes

Erscheint jährlich, zunächst in 10 Lieferungen à 50 Pf., dann komplet gebunden in reichem Einband à M. 6. —

Schönstes Geschenk für gereiftere, der eigentlichen Jugendliteratur entwachsene Knaben



Hartgesottenes geschältes Ei, durch den Luftdruck in die Flasche getrieben. Zum Artikel „Physik ohne Apparate".

Als das „Neue Universum" vor einem Jahre zuerst unter das Publikum trat, kündigte es sich an als ein Jahrbuch, das Groß und Klein, Alt und Jung, durch Wort und Bild über die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen der Gegenwart unterhält und belehrt. Jeder der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, wie sie sich auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, der Industrie und Technik offenbart, war als Leser ins Auge gefaßt und spezielle Vorkenntnisse wurden nicht vorausgesetzt. Dabei sollte das Buch auch ein reiches Bilderwerk bilden, das man gern zur Hand nehme und an dem sich Alt und Jung erbaue. Daß der Gedanke, der sich in dem „Neuen Universum" ausspricht, ein richtiger gewesen, daß das Buch einem wahren Bedürfnis entgegengekommen ist, beweist der ungeahnte Erfolg, der ihm in allen Kreisen des deutschen Volkes und weit über die engeren Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zu teil geworden ist. Schon mit dem ersten Jahre seines Bestehens ist unser Buch in vielen tausend Exemplaren allenthalben hingedrungen, wo du

Digitized by Google

Kopfjagende Dayaken.

Vermutungen waren nur so schwach zu begründen, daß sie, leicht widerlegt, nie zu ernster Geltung gelangt sind. Die Möglichkeit übrigens, daß aus der alten Welt Seefahrer bis nach Amerika verschlagen werden konnten, darf nicht bestritten werden, weil wir wenigstens einen Fall dieser Art wirklich kennen. Nur ein selbstgefälliger Wahn ist es aber, daß irgend ein Einzelner oder Einzelne die Kultur ihrer Heimat als Fracht im Hohlraume eines Fahrzeuges nach fernen Welten führen können. Wenn wir Europäer uns mit dem Australier vergleichen, so dünken wir uns Halbgötter neben Halbtieren. Ein jeder von uns träumt wohl gern, daß er, unter einen Stamm solcher Wilden geworfen, diesem einen Anteil am Segen unserer Gesittung zubringen werde, daß ihn die Beglückten dermaleinst als ihren Wohlthäter und Erlöser verehren, ja daß das Auftreten des „bärtigen Mannes" als religiöse Sage unter ihnen fortleben und von seiner zweiten Rückkehr der Anbruch eines neuen beglückenden Weltalters erwartet werden möchte, wie die Azteken von dem Wiedererscheinen Quetzalcoatls eine Verjüngung und Verklärung ihrer Zustände sich verhießen. Was aber in einem solchen Falle sich wirklich zuträgt, das lehren uns mit Genauigkeit die Schicksale James Morills, eines verunglückten Matrosen, der 17 Jahre unter australischen Stämmen lebte. Nach Ablauf dieser 17 Jahre führten die Eingebornen genau das nämliche Leben wie vorher, Morill aber aß wie sie Muscheln, schlief wie sie unter einer lockern Laubhütte, hatte die Kleidung abgeworfen, fast gänzlich seine Muttersprache vergessen, und er, der Halbgott, war zum Australier herabgesunken." (Peschel, Völkerkunde, S. 440—441.) So sieht man denn wohl, daß es Verschwenduug der Denkkraft ist, als Urheber oder Förderer der amerikanischen Gesittungen nach verirrten Abenteurern aus der alten Welt zu suchen, wenn man nicht nachzuweisen vermag, daß langdauernde Kulturberührungen und Auswanderung in großen Massen stattgefunden habe. Vielmehr muß man wohl mit Alexander von Humboldt in den Amerikanern die Abkömmlinge einer Rasse erkennen, welche schon frühzeitig von dem übrigen Menschengeschlechte abgetrennt, im Laufe der Jahrhunderte einen eigentümlichen Weg in der Entwicklung ihrer geistigen Kräfte, sowie in ihrem Streben nach Civilisation eingeschlagen hat. (Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1816. 8°. Bd. I, S. 240.)

Die Kulturerscheinungen Amerikas sind also unabhängig aus eigener Kraft entsprossen, ja, was noch viel schwerer wiegt, die Gesittungen des nördlichen und des südlichen Festlandes haben sich völlig ohne gegenseitige Berührung und Befruchtung entwickelt, denn die Mexikaner wußten eben so wenig etwas vom Reiche der Inka, als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenques. Es liegt nicht in dem Plane dieses vornehmlich dem Menschen der Gegenwart gewidmeten Buches, das Vergangene oder gar entschwundene Völker in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen. Bloß so viel als zum allgemeinen Verständnisse nötig ist, mag davon berührt werden. Von Norden gegen Süden schreitend, begegnen wir den ersten Spuren amerikanischen Völkerlebens der Vorzeit im Thalgebiete des Mississippi und seiner gewaltigen Zuflüsse, wo aus rätselhaften Erdwerken, den sogenannten „Mounds", zahlreiche Reste einer ziemlich

Digitized by Google

ansehnlichen materiellen Gesittung zum Vorscheine kamen. Wer die Urheber dieser Bauten, — Moundbuilders nennen sie die Gelehrten — gewesen, ist unbekannt. Wenn gegenwärtig in Amerika die Meinung besteht, daß diese Moundbuilders die unmittelbaren Vorfahren der jetzigen Indianerstämme gewesen, so ist dies allerdings möglich, aber durchschlagende Beweise für eine solche Annahme fehlen. (Allgemeineres darüber siehe bei John D. Baldwin, Ancient America, or notes on american archaeology. Newyork 1872. 8°. S. 13—75; vgl. auch Bär und Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig 1874. 8°. S. 459—471, dann Hubert Howe Bancroft, The native races of the pacific states of North America. Leipzig 1875. 8°. Bd. IV, S. 744—790.) Sehr bemerkenswert sind dagegen die übereinstimmenden Charaktere der Eskimo- und Moundbuilderschädel, die nach Dr. Bessels, welcher über ein umfangreiches Material verfügt, in vielen Fällen unverkennbar sind. (Archiv für Anthrop., Bd. VIII, S. 121.)

„Unter allen nördlichen Kulturvölkern," sagt Peschel, dem ich hier wörtlich folge, „leuchten die Tolteken voran. Ihre Sprache war das „Nahuatl", dieselbe Sprache, welche die Azteken am Hofe des Kaisers Montezuma II. sprachen. Unvermischt trat das Nahuatl nur in und um das Seengebiet des Hochlandes von Mexiko auf. Wie aber die aztekischen Ortsnamen bezeugen, waren nahuatlakische Sprachinseln außerordentlich weit ausgestreut. Sie ziehen sich in der Nähe der Südsee durch Guatemala, sie treten auf zugleich mit alten Tempelruinen mexikanischen Stiles in Honduras und reichen südwärts bis an und in den Nicaragua-See. Sie hören dagegen gänzlich auf in Costarica. Nach Norden zu sind sie verbreitet über die heutige mexikanische Republik, jedoch mit Ausnahme von Coahuila. Sie treten aber wieder auf in Texas und endigen in Neukalifornien unter dem 37° n. Br., abgesehen davon, daß versprengte Namen selbst noch unter den 50. Parallel sich verirrt haben. Sogleich wollen wir hier bemerken, daß weit binnenwärts unter 35° n. Br. beim heutigen Zuñi in Neu-Mexiko, Cibola und weiter nördlich Tucayan oder „das Land der sieben Gemeinden" gesucht werden muß, das von einem Mönche Fra Marco aus Nizza entdeckt, kurz nachher im Jahr 1540 von dem Spanier Francisco Vasquez de Coronado besucht und beschrieben worden ist. Er fand dort kleine Ortschaften mit steinernen Häusern, zwei oder drei Stockwerke hoch, festungsartig ohne Eingang erbaut, deren Söller auf beweglichen hölzernen Sprossenleitern erstiegen werden mußten. Die Einwohner bauten Mais und Bohnen, züchteten Truthühner, kleideten sich in Zeuge, deren Fäden aus einer andern Pflanzenfaser als Baumwolle gesponnen waren, und trugen eine Kopfbedeckung genau wie die Azteken in Mexiko (s. Colorados Bericht, bei Ramusio III, S. 302). Die nämliche Bauart hat sich noch heute bei den sogenannten Pueblosindianern erhalten, und ist zuletzt von Möllhausen (Reise nach der Südsee, S. 215 ff.) beschrieben und abgebildet worden. Die Sprache der Pueblosindianer steht jedoch in keinem näheren oder entfernteren Zusammenhang mit dem Nahuatl. Aehnlich wie diese Gebäude waren wohl die südwärts gelegenen sogenannten Casas grandes in der Nähe des Gila und in Chihuahua, über deren Bewohner

Digitized by

so viel geschrieben worden ist, weil wir noch nichts von ihnen wissen. Es saßen also Kulturvölker im Norden des heutigen Mexiko bis zum 35. Parallel.

„Ferner haben Sprachenvergleiche einen Kenner wie Buschmann dahin geführt, eine Verwandtschaft des Nahuatl mit der sogenannten sonorischen Sprachengruppe zu entdecken, sowie daß aztekische Worte, wenn auch nicht so häufig wie in Sonora, in den Sprachen der Komantschen und der Schoschonen oder Schlangenindianer vorkommen, welche letztere ehemals auf den Bisonrevieren östlich der Felsengebirge saßen, in moderner Zeit aber von ihren Feinden, den Schwarzfüßen, zum Teil in und über die Felsengebirge gescheucht worden sind. Wenn aus einer Gemeinsamkeit oder einer Familienähnlichkeit der Sprachen nicht streng auf eine Blutnähe der Völker geschlossen werden darf, weil sonst, um den schärfsten Gegenbeweis anzuführen, die ehemaligen Negersklaven in den Vereinigten Staaten von Angelsachsen abstammen müßten, so bezeugt sie dafür unwiderleglich, daß zwei sprachverwandte Völker zu Zeiten unter oder neben einander gewohnt haben müssen. Sie verstattet in obigem Falle sogar die Annahme, daß die edlen Nahuatlaken einst den roten Jägern, den sprachverwandten Schoschonen, geglichen haben mögen, denn entweder haben sich die Schoschonen nach ihrer Berührung mit den Nahuatlaken in südlichen Räumen nach Norden gewendet, oder die Nahuatlaken saßen mit den Schoschonen ursprünglich im Norden, bevor sie nach Mexiko auswanderten. Für die letztere Annahme spricht wenigstens, daß wir von einigen nahuatlakischen Stämmen mit Sicherheit wissen, daß sie aus dem Norden kamen. Als die Macht des ehemaligen Toltekenreichs zerfallen war, brachen beständig Barbarenhorden vom 11. bis zum 14. christlichen Jahrhundert nach Mexiko herein. Unter diesen befanden sich auch die nahuatlakischen Tlascalteken und die nahuatlakischen Azteken. Beide kamen vom Norden, d. h. nicht etwa aus dem Norden des Festlandes, sondern zunächst nur aus dem Norden des heutigen Mexiko, doch genügt es schon, daß ihre Wanderung südwärts gerichtet war. Bei ihrem ersten Auftreten in Mexiko sollen sie noch im Vergleich zu den verfeinerten Tolteken sehr roh gewesen sein, doch beweist dies nur, daß jene Nahuatlaken nicht aus ihrer nördlichen Heimat schon ihre höchste Gesittung mitgebracht haben, sondern sie erst im Süden entfalteten, obgleich sie schon beim Einbruche eine Kulturstufe erreicht haben konnten, wie etwa die Bewohner der Casas grandes am Gila oder die Stadtindianer von Cibola im Jahre 1540.

„Es läßt sich dagegen nicht entscheiden, ob die Tolteken im heutigen Mexiko, oder in Guatemala, oder in Honduras, oder in Nicaragua zuerst ihre Sitze aufgeschlagen haben. Doch ist für Nicaragua wohl noch niemand eingetreten, da die dortigen aztekischen Ortsnamen wahrscheinlich von einer späteren Kolonisation herrühren, was auch von Honduras gelten mag. In Guatemala, wo einer der ältesten Brennpunkte zu suchen ist, finden wir neben den aztekischen Ortsnamen und Sprachinseln ein anderes Kulturvolk, die Quiché, welche wiederum sprachverwandt sind mit ihren Nachbarn auf der Halbinsel Yukatan, den Maya. Die gesellschaftliche Entwicklung der Yukateken und der Quiché zu Zeiten der Entdeckung stand fast auf der nämlichen Höhe wie in Mexiko. Die Quiché und

Digitized by Google

die Maya mochten auch, als die Tolteken sie mit ihrer Kultur berührten, sich selbständig schon auf eine höhere Stufe der Gesittung erhoben haben, allein der Kulturglanz, der auf ihnen ruht, ist doch zum Teil nur ein reflektierter und stammt von den Tolteken. Dies beweisen nicht nur Wandersagen, welche sie von den Mexikanern entlehnt haben, sondern auch ihre Einführung des aztekischen Kalenders. Aber auch auf die Nahuatlaken, wenn sie von Norden kamen, muß die Berührung mit so gesitteten Völkern, wie die Maya und Quiché jedenfalls gewesen sind, befruchtend gewirkt haben. Bemerken wir nebenbei, daß aztekische Ortsnamen in Yukatan vollständig fehlen, woraus sich mit einiger Sicherheit ergiebt, daß die Mayavölker beinahe ebenbürtig in Kulturfortschritten den Nahuatlaken gewesen sein müssen, denn Ansiedlungen werden immer mit Vorliebe unter niedriger stehenden Völkern begründet werden.

„In Südamerika sitzen alle Kulturvölker entweder auf den Hochebenen zwischen den Kordillerenketten oder am Gestade des Stillen Meeres. So entwickelte sich auf dem Hochlande von Bogotá am rechten Ufer des Magdalenenstromes der Staat der Muysca oder richtiger der Chibcha. Weiter nach Süden, immer auf den Rücken der Hochebene bis nach Chile, saßen Völker, die verwandte Sprachen redeten, nämlich in Quito und Peru die sogenannten Ketschuastämme (Quichua) und um den Titicacasee die Colla, heutigen Tages besser gekannt unter dem Namen Aymara, der ihnen irrtümlich beigelegt worden ist. Vormals wurden diese letzteren als das älteste Kulturvolk angesehen, ihre Sprache sollte die sogenannte Hofsprache der Kaiser in Peru und die Sonnentempel am Titicacasee die frühesten Bauwerke der Kulturstämme Südamerikas gewesen sein. Jetzt jedoch müssen wir den Urfitz in Kuzko selbst suchen. Die Kara oder Bewohner von Quito, die ebenfalls eine Ketschuamundart redeten, waren angeblich den Rio Esmeraldas heraufgestiegen und hatten sich der Hochebene bemächtigt. Sie verfertigten künstliche gegossene Arbeiten aus Gold, aber auch Werkzeuge aus Bronze, und beobachteten den Eintritt der Sonnenwenden wie die Peruaner an weithin sichtbaren Steinsäulen. Völlig verschieden von den Ketschuavölkern sind die Yuncastämme, welche die Küstenflüsse am Westabhange der Anden bewohnten, sich aber landschaftlich in getrennte Staaten absonderten. Sie haben unzählige geräumige Baureste von vergleichsweise hohem Kunstwerte hinterlassen und hatten mit Meisterschaft ihr Land bewässert. Sicherlich haben die Inkaperuaner ebenso viel von ihnen erlernt, als sie ihnen mitzuteilen hatten.“ (Peschel, Völkerkunde, S. 437—439.) Auch endigte nicht am Rio Maule in Chile, dem Grenzflusse der Inkaherrschaft, der Bereich besserer Zustände. Bis zu den südlichen Patagoniern (Pehuelchen) hatten sich für höhere Zahlenwerte Ausdrücke der Ketschuasprache verbreitet. (D'Orbigny, l'Homme amér., S. 218.) Die Araukanier, weder von den Inka, noch von Europäern jemals bezwungen, und die ihnen verwandten Patagonier erscheinen im Vergleich zu den Jägerstämmen der brasilianischen Wälder hoch vorgeschritten in Sitten und Lebensgewohnheiten.

Bekanntlich hat man die Vorzeit der Menschheit nach der Benutzung gewisser Naturgegenstände in Perioden geteilt, indem man sich zugleich der Mei-

Digitized by Google

nung überließ, daß in regelmäßiger Folge der Entwicklung alle Völker, welche auf sich selbst standen, von einer ursprünglichen Steinzeit zu einer Metallzeit, und zwar zunächst zu einer Bronzezeit, vielleicht noch mit dem Durchgange durch eine Kupferzeit, und dann zu einer Eisenzeit gelangt seien. Gerade in den letzten Jahren ist jedoch, in Deutschland mehr als anderswo, diese Einteilung wieder streitig geworden; hervorragende Untersucher haben insbesondere in Abrede gestellt, daß eine Bronzezeit vor der Eisenzeit existiert habe. Da zeigt sich nun in Amerika eine ganz auffallende Erscheinung. Als Amerika entdeckt wurde, war nirgends, so viel wir wissen, Eisen im Gebrauch, und auch bis jetzt ist kein bearbeitetes Eisen, kein eisernes Instrument, kein Volk, welches vor Ankunft der Europäer Eisen benutzte, aufgefunden, nirgends noch in Amerika irgend ein Beweis entdeckt worden, daß irgend eines der vielen amerikanischen Völker spontan in die Eisenzeit eingetreten ist. Das Höchste, was die amerikanische Kultur zur Zeit der Conquista hervorgebracht hatte, war, abgesehen von Gold und Silber, eigentliche Bronze, und diese wurde sonderbarerweise zum Teil in sehr ähnlicher Mischung, wie sie die antike Bronze in Europa zeigt, in Peru und Mexiko gefunden. Dazu kommen große Kupferarbeiten in Nordamerika an Orten, wo sonst die psychologische Entwicklung der Völker sehr weit zurückgeblieben ist; und endlich finden wir verbreitet über die zahlreichsten Gebiete Amerikas Steinvölker, die auch nicht einmal Kupfer benutzten. Südamerika hat deren heute noch nicht bloß in den weiten Räumen Brasiliens, sondern auch noch in Chile und Patagonien. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß in derselben Zeit, an demselben Tage, in dem einen Abschnitte des großen Kontinents Steinvölker existierten, in einem andern solche, welche das Kupfer verarbeiteten, wenn sie es auch nur hämmerten, dann solche, welche das Kupfer gossen, und noch an einer andern Stelle solche, die schon die Bronze hatten. Man überzeugt sich also, daß es nicht *eine* Steinzeit gegeben hat und dann nicht *eine* Bronzezeit, sondern daß diese „Zeiten" *neben einander* existiert haben, wie es ja auch in der alten Welt der Fall gewesen. So sind denn in der Archäologie fast gar keine Anhaltspunkte für die amerikanische prähistorische Chronologie gegeben. Wenn noch zur Zeit der Entdeckung Stein, Kupfer und Bronze neben einander existierten, so gewähren uns die Beigaben in den Gräbern auch kein Motiv, etwa einen Schädel, neben dem Stein gefunden wird, für älter zu halten, als einen Schädel, der mit Bronzeartefakten vergesellschaftet ist; es kann auch umgekehrt sein.

Damit gelangen wir ganz unvermerkt in das Gebiet der physischen Anthropologie Amerikas, welche keine geringeren Rätsel uns vorlegt als die Prähistorie. Natürlich haben wir dabei nur die Urbevölkerung im Auge, welche gegenwärtig durch die sogenannte *Indianer-* oder *rote Rasse* vertreten wird. Jene Schule von Ethnographen, welche wie noch der Deutsche Theodor Waitz den Autochthonismus der Amerikaner verfocht, kann man dermalen wohl als völlig überwunden betrachten, seitdem unter dem Einflusse Darwin'scher Ideen der Ursprung der amerikanischen Urvölker wieder in Asien gesucht wird. Daran reiht sich aber sofort die Frage, ob dieselben nicht etwa mit asiatischen Stämmen verwandt seien,

Digitized by Google

oder ob sie eine Rasse für sich bilden. Pickering und Peschel stehen nicht an, im ersteren Sinne sich auszusprechen. — „Vergebens wird man," sagt letzterer, „auch bei solchen Schriftstellern, welche die Amerikaner als besondere Rasse hinstellen, nach Unterscheidungsmerkmalen suchen, die sie von den asiatischen Mongolen trennen würden und allen gemeinsam wären." (Völkerkunde. 4. Aufl. S. 431.) Er befindet sich damit in hellem Widerspruch mit Friedrich Müller, welcher die Amerikaner vom anthropologischen Standpunkt für isoliert erklärt, während Pritchard bloß meint, „daß der Unterschied zwischen ihnen und der übrigen Menschheit nicht so ausgeprägt und augenscheinlich sei, wie die meisten denken." (Natural history of man, Bd. II, S. 494.) Endlich hatte schon Alexander von Humboldt bemerkt, daß das menschliche Geschlecht keine Rassen umfasse, welche einander ähnlicher wären als die Amerikaner, Mongolen, Mandschu und Malayen. Jedenfalls hat Virchow sehr Recht mit der Behauptung: wenn jemand sich daran setzt und die zum Teil sehr zerstreute Litteratur über die physische Anthropologie der Amerikaner sammelt, so sei es unzweifelhaft, daß er sich nach kurzer Zeit in großer Konfusion darüber befinden werde, welcher Meinung er sich in Bezug auf die amerikanische Urbevölkerung zuwenden soll. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1877, S. 147.)

Im allgemeinen kann man indes sagen, daß noch bis in die neueste Zeit hinein die bedeutendsten Autoren für die Ansicht genannt werden können, daß von den Küsten Grönlands bis zum Feuerland eine einzige Rasse existiert hat, nur mit gewissen Varietäten, gewissen Stammeseigentümlichkeiten. Friedrich Müller verkündet die Rasseneinheit der Amerikaner mit den Worten: „Amerika wird, mit Ausschluß jenes Teiles im Norden, den die zur Hyperboreerrasse gehörenden Inuit einnehmen, von einer einzigen Menschenvarietät bewohnt, welche sowohl in Hinsicht ihrer körperlichen Eigenschaften, als auch in betreff ihrer geistigen Begabung mit keiner der Rassen, welche die alte Welt bewohnen, irgend welche nahe Verwandtschaft verrät." (Allg. Ethnogr., S. 246.) Der freilich sehr wenig kritische J. G. Wood sagt dasselbe (The Natural history of man. London 1870. 8°. II. Bd., S. 640), und Peschel betont ausdrücklich, daß alle Eingebornen Amerikas einen einzigen Stamm innerhalb der mongolischen Rasse bilden. (Völkerkunde, S. 420.) Alle aber geben zu, daß einerseits gewisse Aehnlichkeiten mit nichtamerikanischen Stämmen vorhanden sind, andererseits die Völker Amerikas selbst unter einander physische und intellektuelle Unterschiede von höchster Bedeutung aufweisen. Doch meint man dieselben aus der Thatsache, daß diese Rasse einen geographisch bloß in die Breite gezogenen Verbreitungsbezirk einnimmt und aus dem Umstande, daß sie vor langer Zeit von den kontinentalen Rassen sich losgelöst hat, genügend zu erklären. Diesen Anschauungen tritt nun in neuester Zeit Professor Virchow entgegen, indem er sich auf die Sonderungen beruft, die zum Teil festere Grundlagen gewonnen haben, seitdem man in der Lage war, genauere Untersuchungen über die Skelettbildung der Amerikaner anzustellen. Denn was die übrigen physischen Merkmale anbetrifft, so variiert z. B. die Hautfarbe in einem so großen Maße, daß es in der That schwer ist zu sagen, was eine Rothaut ist.

Digitized by Google

In Wirklichkeit bietet der amerikanische Kontinent alle möglichen Farben von dem tiefsten, fast schwärzlichen Braun bis zu einem sehr hellen, fast europäischen Weiß dar; nur das eigentliche Negerschwarz fehlt. Allein es schien lange Zeit und namentlich nach den umfassenden Untersuchungen von Dr. Samuel George Morton, daß auch die Uebereinstimmung der osteologischen Formen eine sehr große, ja daß in Wirklichkeit der amerikanische Schädel ein überall identischer sei. Daran reiht sich der in viele Lehrbücher übergegangene Satz des Don Antonio de Ulloa, welcher in seinen 1792 zu Madrid erschienenen Noticias Americanas behauptete, daß, wer Einen Indianer gesehen, sie alle gesehen habe, worüber sich schon 1810 der Abbé Molina ins Fäustchen lachte; und der gelehrte französische Naturforscher und Reisende Alcide Dessalines d'Orbigny erklärt feierlich: ein Peruaner sei von einem Patagonier und dieser von einem Guarani mehr verschieden, als ein Grieche von einem Aethiopier oder Mongolen. (L'homme américain [de l'Amérique méridionale] considéré sous ses rapports physiologiques et moraux. Paris 1839. 8°. Bd. I, S. 123.) So standen denn den Vertretern der bis zur Stunde noch festgehaltenen Rasseneinheit der Amerikaner stets auch abweichende Ansichten gegenüber. Schon 1846 forderte der Deutsche August Zeune, auf Grund eines sorgfältigen Studiums der in der Berliner Sammlung vorhandenen Schädel, drei Haupttypen für die westliche Hemisphäre, und Pickering, der Naturforscher der großen United States exploring expedition, wies die Amerikaner zwei Rassen, der mongolischen und der malayischen zu. Virchow nun, auf dem Boden der neuesten, aber noch lange nicht abgeschlossenen Forschungen stehend, unternimmt keine solche Klassifizierungen, sondern begnügt sich auszusprechen, daß es unmöglich ist, wenigstens unter Beibehaltung der Methode, nach welcher wir sonst die physischen Merkmale der Völker aufstellen, die sämtlichen von ihm studierten Amerikanerschädel einer einzigen Rasse zuzuschreiben.

Nach dem Material, über welches wir verfügen, findet der Berliner Gelehrte, daß langköpfige Formen der auffälligsten Art in den verschiedensten Regionen Amerikas vorkommen. Zu solchen ausgesprochenen Dolichokephalen gehören nicht bloß die Eskimo oder Inuit, welche auch die modernen Ethnographen Müller und Peschel von den sogenannten Indianern als eine besondere Rasse abtrennen, sondern auch Schädel aus einem alten Gräberfelde Patagoniens, dann Tapuios und Botokuden, endlich selbst Peruaner und Chibcha. Die alten Patagonierschädel weisen eine ganz ungewöhnliche Entwicklung des Kauapparates auf, und dieser Eindruck wird auf das äußerste verstärkt durch das Verhalten der Plana temporalia, welche alles bekannte Maß überschreiten. Nicht nur, daß sie überall die Tubera parietalia überschreiten, so zeigen sie auch mitunter eine so große Annäherung an einander, daß sie sich den Verhältnissen der anthropoiden Affen anschließen. Am nächsten kommen ihnen darin vielleicht die Eskimo, denen die patagonischen Schädel auch in Beziehung auf die ogivale Form der Norma occipitalis und in der starken Ausbildung der Kiefer verwandt sind. (Verhdl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1874, S. 57.) Wir besitzen aber auch ausgezeichnet kurzköpfige Schädel aus Amerika, so von den Moundbuilders in

Digitized by Google

den Vereinigten Staaten (was freilich nicht harmoniert mit der obenerwähnten Uebereinstimmung zwischen Wessels' Moundbuilderschädel und den exquisit dolichokephalen Eskimo) und aus den „Sambaquis", d. h. Muschelhügeln Brasiliens, von den Kariben, Araukanern und Pampeos oder Pampasindianern. Auf dem Gebiete der Brachykephalie stellen die Moundbuilders im Norden und die Muschelmenschen im Süden, scheinbar wenigstens, das relativ älteste dar, was wir aus Amerika kennen. Dieses Gebiet der Brachykephalie erstreckt sich nun in einer zunehmenden Ausdehnung über einen großen Teil von Südamerika und zwar merkwürdigerweise in einer gewissen Gradation, indem nach und nach die Schädel eine ungemeine Zartheit der Formen und eine ungewöhnliche Kleinheit des Inhalts annehmen, so daß manche davon fast wie Kinderschädel aussehen. Sie erscheinen mikrokephal gegenüber dem, was wir bei einem Botokuden oder Muschelmann antreffen. Ein von Virchow gemessener Pampeoschädel hatte eine Kapazität von nur 1110 ccm und das bedeutet fast Mikrokephalie. Nimmt man dazu die ganz ungewöhnliche Form des Oberkieferrandes, so wird man geradezu an Kretinismus erinnert. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 63.) Als eine erste Uebergangsform erscheint ein mesokephaler Schädel von Caldera in Chile, ausgezeichnet namentlich durch das ungewöhnlich stark entwickelte prognathe, fast negerartige Gebiß. Die Araukanerschädel sind ausgemacht brachykephal, können aber als ein Uebergangsglied zwischen den Pampasindianern und gewissen Stämmen der Westküste gedacht werden. (A. a. O., S. 260.) An die araukanische schließt sich die karibische Form. Was die Höhenverhältnisse betrifft, so hat man nirgends in Amerika ganz niedrige, chamäkephale Schädel im strengen Sinne des Wortes gefunden. Die Botokuden und Patagonier sind hypsidolichokephal und die ausgemachtesten Brachykephalen hypsibrachykephal. Noch Paul Broca stellte eine scharfe Scheidung zwischen den schmalnasigen (leptorrhinen) Eskimo und allen übrigen Amerikanern auf, die er für mesorrhin erklärte. Virchow fand aber die Botokuden und viele andere Stämme gleichfalls leptorrhin, während Schädel aus Patagonien, Araukanien und Bogota platyrrhin sind und jener von Caldera hart an der Grenze der Platyrrhinie steht. Vom Standpunkte der klassifizierenden Anthropologie sagt Virchow daher: hier gibt es keine Uebereinstimmung der anthropologischen Merkmale, keine Einheit der Rasse. Die gefährlichste aller Generalisationen ist, ihm zufolge, die Annahme einer einheitlichen Urbevölkerung von Amerika, und er kann nicht dringend genug davor warnen, dieser Vorstellung inmitten der erst begonnenen Untersuchungen Raum zu geben. Die „rote Rasse" ist wahrscheinlich ebenso wenig eine einheitliche, wie eine autochthone. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1877, S. 147—155.)

Es ist nun keineswegs unmöglich, daß auf dem Boden Amerikas im Laufe der Jahrtausende zahlreiche Umwandlungen des Typus stattgefunden haben; gegenüber so großen Differenzen aber, wie sie in Amerika sich zeigen, hält Virchow die Frage für berechtigt, ob nicht möglicherweise neue Stämme zu den alten durch Einwanderung hinzugekommen und ob wir in den Köpfen nicht allerlei Mischformen zu erkennen haben. Auch staunt er über die etwas ver-

Digitized by Google

ächtliche Behandlung, die man in Amerika und anderwärts den nach seiner Meinung recht bedeutungsvollen Beobachtungen angedeihen ließ, welche Pickering in bezug auf die physischen Aehnlichkeiten gewisser amerikanischer Stämme des Westens mit Kanaken, also malayischen Polynesiern, namentlich denen Hawaiis, gemacht hat. Und hierher gehört ein anderer, nicht unwichtiger Umstand. Viele Schädel aus den peruanischen Inkagräbern zeichnen sich durch einen besonderen Knochen am Hinterhaupt (Os epactale, auch Os interparietale) aus, gewöhnlich als Inkaknochen (Os Incae) bezeichnet. Die Rassenbedeutung desselben ist indes fast von allen Autoren bestritten worden, Virchow hat aber nachgewiesen, daß eine relative Frequenz, nicht etwa eine Konstanz dieses Knochens besteht, ferner daß kein anderes Volk auf der Welt bekannt ist, von dem bis jetzt in gleicher Häufigkeit diese Eigentümlichkeit vorliegt. Dieselbe ist aber um so höher zu veranschlagen, als es sich dabei um einen großen Knochen handelt, der den oberen Teil der Hinterhauptsschuppe bildet und der für gewöhnlich beim Menschen nicht existiert, indem die Naht zwischen Ober- und Unterschuppe (Sutura transversa occipitis) schon lange vor der Geburt vollständig verwächst. Die Thatsache nun, daß nächst den altperuanischen Schädeln keine anderen häufiger den Inkaknochen zeigen, als indochinesische und philippinische Schädel, stimmt ganz gut mit der sagenhaften Tradition von der Landung der ersten peruanischen Herrscher aus dem Inkageschlechte am Westgestade, und zwar zu einer Zeit, wo das Land längst bevölkert war. Nichtsdestoweniger wird wohl, nach Virchows eigenem Ausspruche, noch viel dazu gehören, um solche Zusammenhänge sicher zu stellen, und nichts wird diese Feststellung mehr erschweren als vorzeitige Generalisationen.

Wollen wir nun uns Rats erholen in unseren besten ethnographischen Lehrbüchern, so überfällt uns eine wahre Trostlosigkeit beim Innewerden der so ungemein verschiedenen und schlechterdings nicht miteinander zu vereinbarenden Klassifizierungen. Zwar stehen sie in ihrer überwiegenden Mehrzahl auf dem Boden der Anschauung, welche in den Indianern, wie man sehr unpassend den Hauptstock der amerikanischen Menschheit benannt hat, eine einzige große Rasse erblickt, was Friedrich Ratzel als „eine sichere Erkenntnis der neueren Völkerkunde“ erklärt. (Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1880. 8°. Bd. II, S. 108.) Damit hört aber im Grunde genommen die Uebereinstimmung der Ethnologen auch auf. Da haben wir gleich den so verdienstvollen Gerland, welcher wie H. W. Dall auch die Inuit zu den Indianern gerechnet wissen will. Wahr ist, daß zwischen ihnen und den benachbarten Indianerstämmen zahlreiche Uebergänge stattfinden, so daß beispielsweise die Thlinkit ebensowohl mit Peschel zu den „Beringsvölkern“ als mit Friedrich Müller zu den Indianern gestellt werden können. Im übrigen haben es die meisten Klassifikatoren sich ziemlich leicht gemacht und im Hinblick auf die fast unangefochtene Einheit der Rasse eine genauere Sonderung der einzelnen Glieder, wie es scheint, für nicht allzu wichtig erachtet. Sogar Peschel, mein unvergeßlicher Freund, kennt in seinem Meisterwerke, der „Völkerkunde“, keine andere Einteilung der amerikanischen Urbevölkerung als jene in Jägerstämme in Südamerika. Eine

Digitized by Google

besondere Gruppe bilden ihm dann die Kulturvölker Nordamerikas und ihre Stammesangehörigen. Hier wird also bloß eine kulturelle, keine ethnologische Unterscheidung gemacht, und den nämlichen Vorgang beobachteten Waitz, in neuerer Zeit, wenn auch auf beschränkterem Gebiete, der freilich sehr unwissenschaftliche Bancroft, welche beide den Gegensatz zwischen den amerikanischen Kultur- und Naturvölkern zum Ausdrucke bringen und letztere dann in geographische Gruppen zerlegen. Einen ernsthaften Klassifizierungsversuch auf ethnologischer Basis hat eigentlich bloß Friedrich Müller gemacht, neben dem man höchstens noch Gerland nennen kann. Letzterer trennt die Amerikaner (die Eskimo mit inbegriffen) in 17, ersterer die Indianer, jedoch mit Einschluß der alten Kulturvölker, in 28 Stämme, richtiger Gruppen, denn für mehrere derselben weiß auch der gewissenhafte Wiener Gelehrte keine anderen als geographische Sammelnamen. Die Zahl der nach seiner Einteilung vorläufig noch isoliert dastehenden Völkerschaften ist keine unbeträchtliche. Wenn nun Gerland in Sitte und Leibesbeschaffenheit vom Kap Barrow bis zum Kap Hoorn so viel Gemeinschaftliches findet, daß er zu dem Schlusse gezwungen wird, die Bevölkerung aller dieser ausgedehnten Ländereien sei eine einheitliche, so möchte ich dagegen sagen: weder in Leibesbeschaffenheit, d. h. Knochengerüst, Schädelgestalt, Hautfarbe, Haarform, Statur, und sonstigen physischen Merkmalen, noch in Sprache und Sitte in ihrer weitesten Ausdehnung herrscht unter den Indianern eine größere Uebereinstimmung, denn zwischen den Völkern Asiens vom Ostkap an der Beringsstraße bis zur äußersten Spitze der anatolischen Halbinsel. „Thatsächlich," — so bemerkt sehr richtig A. H. Sayce — „sind die Indianer Nordamerikas unter einander sowohl physiologisch als linguistisch nicht weniger verschieden als die Bewohner Europas, und sie unter einem und demselben Namen zusammen zu werfen ist ein ebenso roher und unwissenschaftlicher Vorgang als jener der Griechen und Römer, welchen alle anderen Völker als Barbaren galten." (Nature, Bd. XVIII, S. 166.) Auch Albert S. Gatschet weist darauf hin, „daß Amerika von mehreren unter sich nicht unwesentlich verschiedenen Rassen bewohnt wird, daß jedoch die Sprachen aller, mit Ausnahme derer des äußersten Nordens, in ihrer Anlage gleichartig beschaffen sind." (Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südosten Nordamerikas. Weimar 1876. 4°. S. 2.) Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß unsere Kenntnisse über alle einzelnen Teile der eingebornen Bevölkerung Amerikas noch viel zu unzulänglich sind, um zur Aufstellung eines ethnologischen Systems und zur Entscheidung der anthropologischen Frage der Rasseneinheit zu berechtigen. Die Möglichkeit einer solchen ist ja nicht zu bestreiten, voreilig ist es nur das Mögliche als Gewißheit zu behaupten, und unwissenschaftlich zugleich, denn die Wissenschaft duldet keine Dogmen. Was das ethnologische System Müllers anbelangt, so genießt dasselbe den Vorzug, völlig unabhängig zu sein von der endgültigen Lösung des anthropologischen Moments, und ist zweifelsohne, trotz seiner vielen, ehrlich eingestandenen Lücken, das beste, das wir bislang besitzen. Was ältere, wie Balbi, Pritchard, Perty, Wood, von dem viel benützten Louis Figuier ganz zu geschweigen, in diesem Punkte geleistet haben, kann dagegen gar nicht in betracht kommen. Soweit

Digitized by Google

Müllers Gruppierungen das Ergebnis ausreichender linguistischer Forschungen sind, werden sie wohl unantastbar bleiben.

Ich sehe daher an dieser Stelle auch ab von einer allgemeinen Charakteristik des Amerikaners sowohl in leiblicher als in geistiger Hinsicht. Erwähnen will ich nur, ihrer großen Verbreitung wegen, die uns schon aus Tahiti nicht mehr fremde Sitte der künstlichen Mißbildung der Schädel, welche an Neugebornen vorgenommen und bis zu einem gewissen Alter fortgesetzt wird. Diese Skoliopädie, wie Alexander Ecker der Kürze halber die Verunstaltungen des Schädels nennt, betrifft die Abplattung sowohl der Stirn als des Hinterhaupts, oft auch der Seitenteile des Kopfes. Broca unterscheidet zwei Haupttypen der Schädeldeformation, nämlich solche, welche das Schädelgewölbe naturwidrig niederdrücken (Déformation couchée) und solche, welche es naturwidrig verlängern (Déformation relevée); beide erleiden aber, wie Virchow nachgewiesen, in ihren Wirkungen eine oft wesentliche Modifikation, wenn an den Stellen der Suturen, ja selbst Fontanellen, Verschmelzung der einzelnen Knochenränder — Synostosen — frühzeitig auftreten. Auf die Herstellungsweise dieser künstlich verbildeten makrokephalen Schädel Amerikas (siehe darüber: Joseph von Lenhossek, Die künstlichen Schädelverbildungen im allgemeinen und zwei künstlich verbildete makrokephale Schädel aus Ungarn. Budapest 1878. 4°. S. 21—47) werde ich gelegentlich der Erwähnung dieser Sitte bei den einzelnen Völkern zurückzukommen haben; zwei allgemeine Fragen müssen jedoch schon hier ihre Beantwortung finden. Der verdienstvolle und anerkannte Forscher Louis André Gosse hat die Ansicht ausgesprochen (in seiner Schrift: Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855), daß derartige Verunstaltungen, wenn sie durch mehrere Generationen gleichmäßig und an einer großen Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechts fortgesetzt werden, unter dem Einflusse der Erblichkeit und anderer Umstände die Neigung besitzen, mehr oder weniger permanent zu werden. Doch ist für eine solche Vererbung künstlicher Mißbildung kein einziges ganz sicheres Beispiel bekannt. Wo die abweichende Schädelform sich in einer Bevölkerung forterhält, da erhält sich auch die Sitte der verunstaltenden Einwirkungen. Der nämliche Gosse behauptet ferner, daß die Abplattung des Stirnbeins die intellektuellen Fähigkeiten herabdrückt, dafür aber die heftigen Leidenschaften und instinktiven Neigungen fördert, daß die flachstirnigen Völker wilder, kriegerischer und wenig zivilisationsfähig seien, während jene mit abgeplattetem Hinterhaupte sich intellektuell günstiger veranlagt und somit auch gesittungsfähiger erwiesen. Daß künstliche Deformierung des Schädels einen nachteiligen Einfluß auf das Gehirn üben könne, bezweifelt auch Virchow nicht, obwohl keineswegs jede Art der Deformierung diesen Einfluß übt. (Verhdlg. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 74—79.) Aus Eckers Untersuchungen an Schädeln der Flathead-Indianer geht ferner hervor, daß die Kapazität der Schädelhöhle im ganzen bei ihnen keine Verringerung erfahren, und es also anzunehmen ist, daß das Gehirnvolumen im ganzen durch die Mißstaltung nicht wesentlich alteriert werde. (Archiv. f. Anthrop., Bd. IX, S. 75.)

So wenig wie die somatischen Merkmale gewähren die Sprachen Amerikas

Digitized by Google

die Mittel zu einer befriedigenden Klassifikation. Auch der Ableitung der Amerikaner aus Asien ist die Sprachvergleichung sehr ungünstig. Aus allen bisher versuchten Sprachvergleichungen geht mit Bestimmtheit hervor, daß keine einzige Sprache der alten Welt mit irgend einem amerikanischen Idiome in der Weise in lexikalischer und grammatikalischer Beziehung übereinstimmt, daß man auf eine Verbindung zwischen beiden schließen könnte; ebensowenig ist es gelungen, die unzähligen amerikanischen Sprachen auf einen oder nur auf wenige Stämme zurückzuführen. Die amerikanischen Völkerschaften des südlichen wie des nördlichen Festlandes bilden durch den gemeinsamen Charakter ihrer Sprachen eine geschlossene Gruppe, von der sich höchst bedeutsam nur die Eskimo absondern. Diese Gleichförmigkeit der amerikanischen Idiome hat schon 1798 Dr. Benjamin Smith Barton hervorzuheben sich bemüht (New views of the origin of the tribes and nations of America. Philadelphia 1798, S. LXXV) und dasselbe that 1810 der berühmte Vater, der Fortsetzer von Adelungs „Mithridates". (Untersuchung über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente". Leipzig 1810.) Alexander von Humboldt bestätigt das nämliche Phänomen. „In Amerika", sagt er, „haben vom Lande der Eskimo bis zum Orinoko, und von den heißen Ufern dieses Flusses bis zum Eis der Magellanschen Meerenge den Wurzeln nach ganz verschiedene Sprachstämme sozusagen dieselbe Physiognomie. Nicht allein ausgebildete Sprachen, wie die der Inka, das Aymara, Guarany, Cora und das Mexikanische, sondern auch sehr rohe Sprachen zeigen in ihrem grammatischen Bau die überraschendsten Aehnlichkeiten. Idiome, deren Wurzeln einander um nichts ähnlicher sind als die Wurzeln des Slawischen und des Baskischen, gleichen einander im inneren Mechanismus wie Sanskrit, Persisch, Griechisch und die germanischen Sprachen." (Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Stuttgart 1859. 8°. Bd. II, S. 29—30.) Diese Thatsache ist, wie Friedrich Müller betont, um so merkwürdiger als die eingeborne Aboriginerbevölkerung Amerikas im Verhältnis zu seiner Größe und jener der andern Weltteile auffallend klein ist. Sie beträgt heute nicht ganz zwölf Millionen und hat wohl auch in der Vergangenheit nie mehr denn 80—90 Millionen Köpfe gezählt. Dieser geringen Bevölkerung gegenüber erscheint die Zahl der Sprachen, mithin auch der Völker als eine außerordentliche, denn man schätzt sie auf viele Hunderte, nach einigen auf 2000. Diese Zersplitterung ist am stärksten in Südamerika; während die Sprachen des nördlichen Festlandes sich doch auf einige wenige Hauptidiome reduzieren lassen, zeigt sich namentlich in Guyana und Kolumbia eine unzählige Mannigfaltigkeit auf kleinem Raume und bei geringer Menschenzahl. Humboldt zählte allein mehr als 200 Sprachen unter einer Volkszahl von 60—80,000 Individuen. Will man nicht mit Müller annehmen, daß die Amerikaner gleich von Anfang an in eine große Anzahl von Völkern sich differenzierten, so ist es am natürlichsten, in der eigentümlichen Gestaltung des Landes und der dadurch bedingten Lebensweise des Amerikaners selbst den Grund für diese Zersplitterung zu suchen, welche so weit geht, daß oft bei benachbarten Stämmen ein wechselseitiges Verständnis unmöglich ist. Andererseits mag auch der eigentümliche

Digitized by Google

Bau der amerikanischen Sprachen, sowie der Mangel einer Schrift viel zur Differenzierung beigetragen haben. Ein eigentümlicher Charakter aller dieser Sprachen besteht darin, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Diese Zusammensetzung beschränkt sich aber nicht bloß auf die Bildung von Komposita, sondern sie erstreckt sich auch auf die meisten grammatikalischen Formen. W. v. Humboldt hat diese Sprachen Agglutinationssprachen im Gegensatze zu den Flexionssprachen genannt, der gründliche amerikanische Sprachforscher Du Ponceau nannte sie polysynthetische. Sie zeigen ohne Zweifel eine große Ungleichheit der Entwicklung und des Reichtums, je nach dem mehr oder minder vorgeschrittenen Zustande derer, welche sie sprechen, aber niemals, selbst dann nicht, wenn der Wortvorrat anschwillt, verlieren sie ihren polysynthetischen Charakter. So ausgearbeitet ein indianisches Idiom auch sein mag, bewahrt es doch immer sein Gepräge und diese Dauer der Agglutination nimmt ihm jede Biegsamkeit und macht seine Anwendung unbequem. Es ist nicht fähig, feinere, zartere Ideen auszudrücken; es kann reich an Ausdrücken sein, aber es fehlt ihm an Geschmeidigkeit und Klarheit. Der Indianer vermag dagegen einen verwickelten Gedanken in ein einziges Wort zusammenzumauern. In der Tscherokisprache kann man sagen: wi-ni-taw-ti-ge-gi-na-li-skaw-lung-ta-naw-ne-le-ti-se-tsi, was so viel bedeutet, wie: sie werden um diese Zeit zu Ende gekommen sein mit ihren (Gunst-) Bezeugungen an dich und mich. Eine fernere Eigentümlichkeit der amerikanischen Sprachen besteht darin, daß das regierende und das regierte Pronomen, das Subjekts- und Objektspronomen, auf eine merkwürdige Weise dem Verbum verbunden, diesem teils durch eigene Biegungssilben, teils durch suffigierte Pronomina inkorporiert werden, wodurch jene neue Konjugation entsteht, die die spanisch amerikanischen Grammatiker Transiciones genannt haben. Diese durch alle bis jetzt geprüften amerikanischen Sprachen gehende Uebereinstimmung, die wir auch als das organische Bindeglied dieser Idiome bezeichnen können, ist sehr vielen Modifikationen unterworfen. Bald finden wir sechs Formen der Transition, nämlich von

der 1. Person zur 2. und 3.
„ 2. „ „ 1. „ 3.
„ 3. „ „ 1. „ 2.

bald vier, in einigen Sprachen sogar nur zwei; oft werden sie gebraucht, obgleich ein Nomen als ausgedrücktes Objekt da ist, in andren Sprachen aber strenge nur dann, wenn das Objekt ein persönliches Pronomen ist. Außerdem haben die meisten amerikanischen Sprachen zwei Arten von Pronomina, nämlich selbständige und suffigierte und eine große Anzahl von Idiomen für die persönlichen und possessiven Pronomina einen doppelten Plural, nämlich einen inklusiven und einen exklusiven. (Tschudi, Kechuasprache, Bd. I, S. 9—12.)

Viele amerikanische Sprachen scheiden Nomen und Verbum nicht voneinander: sie kennen vom Standpunkte der Formenlehre bloß ein Nomen, das, falls es mit Possessivsuffixen bekleidet wird, unserem Verbalausdrucke entspricht. Der Satz gründet sich nicht wie bei uns auf das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat, sondern auf jenes des Objektes zu seinen verschiedenen Beziehungen. Die Redeform wird nicht von einem verbalen, sondern von einem substantivischen

Digitized by Google

Verhältnisse (dem des Besitzes) beherrscht. Diese Redeform, einer einseitigen Bildung der Anschauungen entsprungen, kann umgekehrt nicht umhin, auf die Ausbildung des Denkens eigentümlich einzuwirken. Nicht nur unsere Ansichten und Begriffe, sondern unsere ganze Art und Weise zu denken, müssen dem Indianer höchst eigentümlich und fremd erscheinen. Er ist eben ein von Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als der Europäer, und dies kommt auch in der Sprachform zum Ausdrucke. So wie die Sprache die Vernunft erschaffen, so sind die einzelnen Sprachformen sichere Merkzeichen bestimmter intellektueller Richtungen. Vom Indianer darf man sagen: *seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben wie die unserigen.* Er denkt, fühlt, simuliert und räsonniert nicht wie wir; in seinem tiefinnersten Hintergrunde liegt etwas, was wir *nicht* besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, die eine besondere Richtung haben. Er ist eben eigenartig. Mit unsrem Maßstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn er paßt nicht.

Offenbar hatten die amerikanischen Völker in intellektueller Beziehung eine gemeinsame Konstitution, welche sie verhindert hat, aus einer sprachlichen Periode herauszukommen, durch welche auch andere Sprachen sichtlich gegangen sind. Nach diesem Grundsatze zu urteilen, ist der analytische Geist den Gehirnen der neuen Welt fremd. Statt daß sie suchen sollten, ihren Gedanken aus der verwirrten Fassung loszulösen, in welcher er anfangs entstand, haben die Indianer nichts gethan als die ursprüngliche Tendenz überboten. Unsere Sprachen sind dem roten Manne daher Kleider, die für seine Gedankengebilde nicht passen, mit denen er nichts anzufangen weiß. Deshalb, und weil bei allem kaukasischen Gewirre im Wortschatze der Satzbau oder vielmehr die Wortbildung in allen amerikanischen Idiomen so eigentümlich und gleichartig ist, haben spanische Missionäre in Südamerika es vorgezogen, das Evangelium teils in der peruanischen Ketschuasprache, teils in der brasilianischen Tupisprache oder dem Guarani zu verkündigen, weil die dortigen Indianer mit Leichtigkeit in den Geist dieser Sprachen eindringen, während das Spanische oder Portugiesische ihrem Verständnisse widerstrebt.

Gegenwärtig wird Amerika sowohl von eingebornen Stämmen als von den Abkömmlingen europäischer Einwanderer bewohnt, welche auf dem Boden der neuen Welt zu eigenen Nationen herangewachsen sind. Was diese letzteren anbelangt, so gehören sie sowohl der germanischen als der romanischen Sprach- und Völkerfamilie an. Erstere hat den kühleren Norden, letztere den wärmeren Süden in Besitz genommen. Ihre Staatengebilde erstrecken sich vom Rio Bravo del Norte bis nach Patagonien und sind alle, bis auf das portugiesische Brasilien, spanischen Ursprungs. Portugiesen, Spanier und Angelsachsen Amerikas haben aber alle das eine mit einander gemein, daß im Laufe der Zeit früher oder später — bei den Angelsachsen schon sehr bald — sich an ihnen eine physische Umwandlung vollzieht, welche sie ihren europäischen Stammeltern unähnlich macht, in körperlichem Aussehen, in Denkart und Sitten neue Völkertypen schafft. Selbst die Muttersprache entgeht nicht dieser Modifikation und das Portugiesische Brasiliens, das Spanische des übrigen Amerika ist von dem

Digitized by Google

Portugiesischen und Spanischen Europas merklich unterschieden, noch mehr aber das Yankee-Englisch von dem Englisch Großbritanniens. Die Einwanderer arten sich in Amerika allenthalben in Bälde, oft schon im ersten Geschlecht ihrer Nachkommenschaft, ja mitunter schon selbst, dem neuen Boden an und nähern sich, auch ohne geschlechtliche Vermischung, allmählich aber unverkennbar dem Typus des Autochthonen.

In diesem Buche habe ich mir die Aufgabe gesetzt, die gegenwärtige Menschheit mit möglichster Treue zu schildern. Die alten Kulturnationen Amerikas sind längst vom Schauplatze verschwunden, sie werden demnach auch keinen Gegenstand meiner Darstellung bilden, so wenig als bei den Italienern und Griechen der Jetztzeit die Kultur der alten Römer und Hellenen heraufbeschworen werden muß. Derlei hat in geschichtlichen Werken seinen Platz zu finden. Die heutigen Naturvölker sind es daher, welche uns vorerst eingehender beschäftigen werden.

Nordamerika.

Die Eskimo oder Inuit.

Allgemeines.

Den äußersten Norden unserer Erde dachten sich die Alten von dem mythischen Volke der Hyperboreer bewohnt, und selbst die kritische Gegenwart verschmäht diesen Namen nicht, um damit die Polarvölker zusammenzufassen. Hyperboreer oder Arktiker nennt Friedrich Müller „eine Reihe von Völkern im Nordosten Asiens und im Nordwesten und Norden Amerikas, welche anthropologisch von den Hochasiaten einerseits und den Indianern andrerseits abweichen, wie sie denn auch ethnologisch weder mit den einen noch mit den andern zusammenhängen." (Allg. Ethnographie, S. 220.) Zu dieser arktischen oder Hyperboreerrasse rechnet der genannte Gelehrte folgende Völker: A. in Asien: 1) die Jukagiren; 2) die Tschuktschen mit den Korjaken und Kamtschadalen (Itelmen); 3) die Aino (Kurilier); 4) die Jenissei-Ostjaken mit den Kotten; B. in Amerika (wozu auch Grönland gehört): 5) die Inuit-Stämme oder Eskimo und 6) die Aleuten. Ob nun alle diese Völker wirklich einen einheitlichen Rassentypus bilden, wie Friedrich Müller anzunehmen geneigt ist, oder mehrere, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande unserer Nachrichten über dieselben, wie er selbst einräumt, nicht mit völliger Sicherheit entscheiden. Getrost dürfen da-

Digitized by Google

her einstweilen, wie die geographische Gliederung dieses Buches es erheischt, die amerikanischen Zweige der oben angeführten Völkerreihe als eine Gruppe für sich betrachtet und behandelt werden, ihre asiatischen Verwandten aber erst später, in dem den Asiaten gewidmeten Abschnitte, zur Darstellung gelangen.

Soweit als bisher die Menschen polwärts vorgedrungen sind, hat man stets Spuren von Bewohnern entdeckt, und diese „äußersten Menschen" sind die Eskimo, welche schon die Normannen bei ihrer Besiedlung Grönlands kennen lernten und als Stammverwandte der Menschen an der Küste von Labrador erkannten. Sie nannten sie „Skrälingjar", d. h. Zwerge, und wenn die Eskimo, nach Angaben der Missionäre, sich die Bezeichnung „Karalit" beilegen, so ist dieselbe keine einheimische, sondern nichts anderes als der nach den Lautgesetzen ihrer Sprache umgestaltete Ausdruck Skräling. Der Name Eskimo stammt aber von den Abnaki, Nascopiindianern und andren Familien des Algonkinstammes, welche denselben zuerst den Labradoreskimo beilegten, und bedeutet so viel wie „Rohfleischesser". Die Wortbildung „Esquimantsic", welche Eingang in die ethnologischen Lehr- und Handbücher gefunden hat, ist nach Dr. Emil Bessels wahrscheinlich eine Verunstaltung. (Die amerikanische Nordpolexpedition. Leipzig 1879. 8°. S. 350.) Die Eskimo selbst nennen sich Inuit, d. h. Menschen (Plural von inuk, Mensch). Die Frage nach der Herkunft dieser Polarbewohner hat die Gelehrten vielfach beschäftigt, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, doch dürfte die Ansicht von dem asiatischen Ursprunge der Inuit jetzt wohl die allgemeinere sein. Zu ihr bekennt sich Abbé Petitot, welcher lange Jahre unter den Eskimo Nordamerikas zugebracht hat und wohl einer der gründlichsten Kenner derselben ist, während dagegen Professor Gerland, W. H. Dall und Dr. Hendrik Rink, ohne alle Frage die größte lebende Autorität in grönländischen Dingen, für ihre amerikanische Herkunft in die Schranken treten. (L'habitant primitif des Esquimaux in dem Compte-rendu du Congrès international des Américanistes. Seconde session. Luxemburg 1878. 8°. Bd. II, S. 327—341.) Zur Zeit des Normannenbesuches Amerikas, also um 1000 n. Chr., saßen die Inuit noch ziemlich südlich an der atlantischen Küste und ließen sich am Anfange des vorigen Jahrhunderts noch gelegentlich auf Neufundland sehen. Nach Grönland sind sie erst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingewandert. Ihrer gegenwärtigen Verbreitung nach darf man sie fast als eine zirkumpolare Rasse betrachten, denn sie bevölkern das ganze arktische Amerika, die beiden Küsten der Davisstraße und der Baffinsbai sowie Grönlands. Die amerikanischen Beobachter der neueren Zeit haben sich mehrfach bemüht, von ihrem Kontinente aus auf die Nordostecke von Asien hinüberzugreifen, und wir besitzen namentlich eine ausgezeichnete Abhandlung von Jeffries Wyman, der in der Lage war, fünf Tschuktschenschädel zu untersuchen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Tschuktschen, Tungusen und Eskimo einander mehr gleichen, als irgend einer dieser Stämme nordamerikanischer Indianer gleicht. Man hat diese Betrachtung gern weiter verfolgt. Schon Chamisso, Otto von Kotzebue und noch früher Georg Steller hatten sich übrigens für die nahe Verwandtschaft, wenn nicht gar für die Identität der Bewohner dies- und jenseits der Beringstraße ausgesprochen, und es steht wohl fest, daß die Sprache der

Digitized by Google

asiatischen Namollo mit der Eskimosprache verschwistert ist. Aus einer Vergleichung der Schädel aller dieser Völker gelangte dagegen Virchow zu der Ansicht, daß die Verwandtschaft derselben mit den Eskimo eine sehr zweifelhafte sein müsse. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1873, S. 197.) Doch leugnete später auch er nicht, daß andrerseits an den Eskimo sowohl Grönlands als Labradors eine Reihe von Eigentümlichkeiten hervortritt, welche sie in hohem Maße annähere an gewisse asiatische Bevölkerungen, und zwar an Völker der mongolischen Rasse. Die ganze Bildung des Gesichtes ist mongolisch; was abweicht, das ist die eigentliche Schädelkapsel, so daß man sagen kann: der physiognomische Teil ist mongolisch, der Gehirnteil eigentümlich, absonderlich. Die eigentlichen Eskimo teilt Dr. Rink in folgende Abteilungen: 1) in die östlichen Grönländer, welche die östliche Hälfte jenes Landes bis zum Kap Farewell bewohnen, jedenfalls aber nur in sehr geringer Zahl vorhanden und uns so gut wie völlig unbekannt sind; 2) die westlichen Grönländer, die den Distrikt dänischer Ansiedlungen von Kap Farewell aufwärts bis zu 74° n. Br. bevölkern und von allen am besten und eingehendsten studiert sind; Rink selbst hat sechzehn Winter und zweiundzwanzig Sommer unter ihnen zugebracht; 3) die Nordgrönländer, die wahren Hyperboreer, an der nordwestlichen Küste Grönlands bis zur Melvillebai, die Sir John Roß als „arktische Hochländer" (arctic highlanders) bezeichnete, was Bessels mit Recht als unstatthaft rügt; 4) die Eskimo auf Labrador, jenseits der Davisstraße; 5) die Eskimo der mittleren Region, welche den Küstenstrich und die Inseln von der Baffins- zur Hudsonsbai bis zu den Barterinseln unweit des Mackenzieflusses bevölkern; dieser Zweig ist der am weitesten verbreitete; die Eisöde, welche seine Heimat bildet, erstreckt sich in einer Ausdehnung von 14,000 km in der Länge und 5000 km Breite; 6) die Eskimo an der westlichen und südwestlichen Küste Aljaskas. Friedrich Müller rechnet dazu eine Reihe von Stämmen, welche längs der Küste vom Eliasberg im Süden bis an die Kotzebuebucht im Norden wohnen und deren Namen fast alle durch die Endung „miut" charakterisiert werden. Durch Vermischung mit den benachbarten Indianern sind sie am meisten von ihren Stammesgenossen unterschieden; 7) schließlich die hier nicht weiter in Betracht kommenden asiatischen Eskimo, die zwar unvermischter als die westamerikanischen, aber doch nicht so stammesrein sind als ihre übrigen Familienbrüder. Alle diese Gruppen scheidet nun das Felsengebirge in zwei große Abteilungen, welche dialektisch verschiedene Sprachen reden. Die Unterschiede dieser beiden Idiome sind nicht unbedeutend, so daß Individuen dieser beiden Abteilungen ohne vorherigen längeren Verkehr sich nicht leicht verständigen können. Auch innerhalb der Stämme einer Gruppe kommen in bezug auf einzelne Wörter kleine Abweichungen vor, doch ist die Sprache im allgemeinen bei allen gleich. Bei nur äußerst geringem Wortschatze ist dieselbe reich an Selbstlauten.

Die Wortbildung geschieht in der Inuitsprache immer auf dem Wege der Suffigierung und in sofern hätte sie Aehnlichkeit mit dem Verfahren innerhalb der uralaltaischen Gruppe, deren wichtiges Merkmal aber, nämlich die Lautharmonie, bei den Inuit fehlt. Zwar kennt die Eskimosprache nicht die strenge

Digitized by Google

Einverleibung, doch begieng man nach Peschels Ansicht einen großen Fehler, ihr eine ganz vereinsamte Stellung anzuweisen. Wie die uralaltaischen Idiome, bedient sie sich zur Sinnbegrenzung nur der Suffixe, zugleich aber ist sie befähigt, einen vielgliedrigen Satz in ein einziges Wort zusammenzufassen, also polysynthetisch zu verfahren. Der Grönländer bildet ein einziges Wort, wenn er den Gedanken ausdrücken will: Er sagt, daß du auch eilig hingehen wolleſt, um dir ein schönes Messer zu kaufen. Darnach urteilt Peschel, daß die Inuitsprache einen Uebergang zwischen dem uralaltaischen und dem amerikanischen Sprachtypus darstellt. (Völkerkunde, S. 419, 434.)

Die östlichen Inuitvölker.

Physischer Typus und psychischer Charakter.

„Es ist eine gemeine Anmerkung, daß gegen die Pole sowohl Menschen als Tiere und die Erd-Gewächse immer kleiner werden; wiewohl das Elentier, der weiße Bär und das Rentier eine große Ausnahme machen. Man schreibt dieses der kalten drückenden Luft und den Nebeln zu.“ Mit diesen Worten erläutert in einer Fußnote der treffliche Herrnhuter David Cranz seine Schilderung „von der Grönländer Gestalt und Lebensart“ (in seiner „Historie von Grönland“. Barby und Leipzig 1765. 8°. Bd. I, S. 177). Lange galten auch in der That die Grönländer und die Inuit überhaupt für die kleinsten Menschen der Erde. Heute darf man mit Topinard nur sagen, daß die Körperhöhe des reinen Eskimo im allgemeinen unter dem Mittel bleibt. (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 62.)

Ob die Grönländer, welche von allen Zweigen der östlichen Inuit am besten bekannt sind, am reinsten den Eskimotypus repräsentieren, ist wohl nicht ganz sicher, denn im Westen fanden gelegentliche Vermischungen mit den dänischen Ansiedlern statt, welche eine Erhöhung der Natur zur Folge hatten. Unversehrt ist der Typus wohl bloß in Ostgrönland erhalten, dessen jedenfalls spärlichen Bewohner mit Fremden so gut wie niemals in Berührung kamen, deshalb aber auch völlig unbekannt sind. Immerhin scheinen nach unseren heutigen Kenntnissen die Grönländer die kleinsten unter allen Eskimo zu sein. Trotz der geringen Körpergröße überrascht es, daß die Höhe der Rollhügel (Trochanter) über dem Boden durchweg eine sehr kleine ist. Daraus folgt, daß die Länge des Körpers ganz überwiegend durch den Rumpf hergestellt wird und die Beine im Verhältnis ungewöhnlich kurz sind. Die im Jahre 1878 im Pariser Jardin d'acclimatation anwesenden sechs Eskimo maßen im Mittel nur 1,46 m (Nature. Bd. XVIII, S. 18). Virchow sah dieselben später in Berlin und aus den von ihm mitgeteilten Maßen der vier Erwachsenen berechne ich ein Mittel von 1,52 m. Bei einer anderen, acht Köpfe starken Gruppe von Eskimo, welche 1880 Berlin besuchten, jedoch aus Labrador stammten, betrug nach Virchows Messungen die Statur bei den Männern 1,596 m, bei den Frauen 1,486 m, im Gesamtmittel 1,552 m. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1880, S. 263.) Doch sah Bessels in Nordgrönland mehrere Individuen, leibliche Brüder, deren Höhe fast 1,83 betrug. Je weiter man nun von Grönland gegen Westen schreitet, desto mehr wächst die Taille der Eskimo, was vielleicht der Kreuzung mit den südlich benachbarten Indianern zuzuschreiben ist. Topinard (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 61) zieht aus den Berichten der Reisenden folgende ziffermäßige Angaben:

Digitized by Google

			Statur m	m	Mittel m
Hogarthsund	19	Männer	1,676	1,498	1,585
	27	Weiber	1,574	1,397	1,529
Savageinsel		Männer	1,727	1,651	1,676
		Weiber			1,549
Melvillehalbinsel	20	Männer	1,778	1,498	1,663
	20	Weiber	1,536	1,441	1,536
Clydefluß	4	Männer	1,676	1,460	1,657
	4	Weiber	1,498	1,473	1,485
Boothiagolf		Männer	1,778	1,619	1,689
		Weiber	1,663	1,460	1,552
Westliche Eskimo			1,752		1,703

Eskimotypen: Mann und Frau.

woraus hervorgeht, daß die mittlere Körpergröße um 1,60 m schwankt, also keineswegs zwergenhaft ist, und die „gemeine Anmerkung" unseres David Cranz an den Inuit keine rechte Bestätigung findet. Dagegen stimmt mit seiner Schilderung der Grönländer fast in allem jene überein, welche Henry Ellis, der Begleiter William Moors auf dessen arktischer Fahrt 1746—1747, von den Eskimo an der Hudsonsbai geliefert. „Hernach haben sie," heißt es in einer deutschen Ausgabe von John Barrows Sammlung von Reisen und Entdeckungen (Leipzig 1767. 8°. Bd. II, S. 494) „auch Bärte, welches sich bey andern Indianern nicht findet. Daher man beynahe glaubet, es sey einerley Volk mit den Grönländern. Sie sind von mittler Größe, stark, und sehr geneigt fett zu werden. Ihre Köpfe sind groß, und ihre Gesichter rund, glatt und schwärzlicht. Ferner haben sie schwarze, kleine und funkelnde Augen, breite Nasen, dicke Lippen, schwarze und dünne Haare, breite Schultern, und geschickte Gliedmaßen. Doch sind ihre Füße ganz besonders klein."

Alle Inuit gehören zu den ausgesprochenen Dolichokephalen, d. h. ihr Schädel ist groß und von langer, schmaler, fast pyramidaler Gestalt. Zwar glaubte der hochverdiente Barnard Davis die Eskimo in drei Rassen sondern zu müssen, je nachdem die pyramidale Gestalt der Schädel mehr oder weniger scharf ausgeprägt ist, doch enthielten die Inuitschädel aus dem Smithsunde, welche Bessels untersuchte, sämtliche drei Formen, die Davis zur Charakterisierung seiner Typen annahm. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 115.) Virchow seinerseits fand die Schädel aus Ostgrönland gleichwertig mit denen aus Westgrönland: dieselben langen, mäßig hohen, schmalen, nach unten breit werdenden Schädel mit der fünfeckigen (ogivalen) Norma occipitalis und der mächtigen Entfaltung der Gesichtsknochen. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1877, S. 149.) Broca berechnete für den Breiteninder der Grönländer 71,71, Bessels aus 100 Messungen 71,37, für den Höheninder 76,91. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 120.) Die nach Europa gekommenen Grönländer hatten aber einen mittleren Breiteninder von 75,6, die Labradoreskimo (5 Individuen) von 74,1. Dagegen ergaben die Labradorschädel der Blumenbachschen Sammlung zusammen mit dem von Jeffries Wyman gemessenen und einem Gräberschädel

aus Hebron ziemlich übereinstimmend mit Broca und Bessels für den Breitenindex im Mittel nur 71,6, für den Höhenindex 74,6, immerhin groß genug, um die Schädelform als eine hypsidolichokephale zu bezeichnen. Früher hatte Virchow dem Grönländerkopfe als Haupteigenschaften Leptoskaphokephalie mit Prognathismus und kolossaler Ausbildung des Gesichtsskelettes zugeschrieben (Arch. f. Anthrop., Bd. IV, S. 75), und noch später meinte er, es lasse sich nicht verkennen, in dieser Form stecke das, was man die amerikanische Physiognomie nennt: das breite und hohe Gesicht, die verhältnismäßig große und lange Nase, die sich so sehr unterscheidet von den Nasen der alten Welt, die nach oben verschmälerte Stirn, die ebenso massige Entwicklung des Unter- wie des Oberkiefers. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1878, S. 149.) Nach Kenntnisnahme der lebenden Eskimo hält der große Berliner Gelehrte von dieser Charakteristik nur mehr aufrecht, daß die Schädelform seitlich zusammengedrückt ist und nach oben dachförmig ausläuft, so daß die Sagittalgegend wie eine kleine Crista emporsteigt, während die Kaumuskeln in großer Fülle die Seitenflächen bedecken. Dem entsprechend ist das Gebiß sehr entwickelt, namentlich sind die Unterkiefer weit ausgelegt, so daß der frontale Durchschnitt des Kopfes eine Art von Konus darstellt, dessen Basis unten liegt. Beim Lebenden verstärkt sich der Eindruck durch die Rundung der Wangen und das Vortreten der dicken Lippen. (A. a. O. 1878, S. 187.) Es ist also nicht mehr die amerikanische Physiognomie, sondern der mongolische Gesichtstypus, an den man unwillkürlich erinnert wird. Da ist zunächst die große Breite des Gesichts, verursacht hauptsächlich durch die starke Prominenz der Backenknochen und der Unterkieferwinkel. Die Ansätze der Kaumuskeln, welche an der Seite des Schädels liegen, sind mächtig entwickelt und, was ganz besonders charakteristisch ist, es gibt kaum eine zweite Rasse, bei der diese Ansätze (lineae semicirculares temporum), die bei uns gewöhnlich drei Finger über dem Ohr liegen, in der Regel so hoch hinaufrücken, daß sie, ähnlich wie bei den großen anthropoiden Affen, sich mehr und mehr der Mitte des Schädels nähern. Auch die Mundbildung mit den großen und verhältnismäßig dicken Lippen, namentlich der Unterlippe, erinnert, zumal bei den Frauen, in hohem Maße an den Mund der Anthropoiden, besonders des Tschimpanse. Er ist mehr vorgeschoben als es die Stellung der Zähne und der Alveolarfortsätze gebietet. Ein eigentlicher Prognathismus ist kaum ausgeprägt. Im ganzen verjüngt sich das Gesicht nach unten, und das Kinn ist in der Regel schmal. Der Mongolentypus tritt hauptsächlich in der Bildung der Augengegend hervor. Im ganzen liegt das sehr dunkle Auge tief und die Lidspalte ist eng und kurz, so daß der Augapfel mit seiner meist braunen Iris klein erscheint. Dabei ist namentlich das untere Lid niedrig, während das obere um so länger erscheint, als die meist sehr starken Augenbrauen hoch stehen. Im inneren Augenwinkel bildet sich eine sonderbare Falte, die halbmondförmig, bei einzelnen geradezu als eine Leiste hervortritt und bei Leuten unserer Rasse als ein krankhafter Zustand (Epicanthis) betrachtet wird. Die Augen stehen ferner sehr weit voneinander ab, — eine der auffälligsten Erscheinungen des Eskimogesichtes. Die Distanz der inneren Augenwinkel von einander beträgt im Mittel 36,0 mm, die Länge der Lidspalte 59,7 mm. Das Ganze weist auf eine abweichende Bildung der Augenhöhlen selbst, welche mit der veränderten Stellung der Backenknochen, die mehr nach vorn und schräg gestellt sind, zusammenhängt. Somit erscheint die ganze Region der Augen von ausgezeichnet schlitzäugiger Beschaffenheit, genau so wie bei den Mongolen. Die Ohren sind im allgemeinen groß, namentlich hoch; bei der Mehrzahl ist das Ohrläppchen angewachsen oder wenigstens kaum von der Wangenhaut abgesetzt. Ziemlich verschiedenartig ist die Bildung der Nase. Nach Broca, welcher für die Eskimo einen Nasalindex von 42,33 berechnete (Rev. d'anthrop. 1872, S. 35) stünden sie auf der niedrigsten Stufe der Leptorrhinie, d. h. es wäre bei ihnen die Schmalnasigkeit unter allen Menschen am meisten ausgeprägt; doch fand Virchow die Nasen der Grönländer sehr platt mit Indices von 59,2, 75,2 und gar 76, was sie hoch in die Kategorie der Platyrrhinen hinaufrücken würde. Den Nasalindex der Labradoreskimo berechnete er aus 5 Individuen zu 65,6; sie sind also gleichfalls breitnasig. Freilich sind diese Maße am lebenden Körper genommen, und wie sich diese Verhältnisse an den nackten Schädeln verhalten würden, wagt unser Gewährsmann nicht zu entscheiden. Bei dem Gräberschädel aus Hebron erreicht der Nasalindex bloß 43,5, nähert sich also sehr beträchtlich der Broca'schen Ziffer. Die mittlere Schädelkapazität beträgt nach Broca 1492,83 ccm, was die Eskimo den Chinesen und Mongolen nahe rückt. (Rev. d'anthrop. 1873, S. 502.) Bessels hat indes an 90 Schädeln bloß 1378 ccm Kapazität gefunden. Endlich hat ganz neuerdings Chudzinski die Gehirne dreier in Paris verstorbener Eskimo untersuchen können und dabei die geringere Entwicklung der vorderen

Digitized by Google

Partien bei einer übertriebenen Ausbildung der motorischen Teile beobachtet. (Revue Scientifique de la France et de l'étranger, 9. Juli 1881, S. 56.)

Der Hautfarbe nach sind die Inuit eine so dunkle Rasse, daß sie mit einer ganzen Reihe von Stämmen, die unmittelbar am Aequator wohnen, in Parallele gestellt werden können. Der alte Cranz beschreibt die Haut am Leibe als dunkelgrau, im Angesicht dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche; doch sollen die Kinder weiß zur Welt kommen und erst nach und nach infolge des Klimas, der animalischen Nahrung und der Unreinlichkeit die geschilderte Farbe erhalten. Nach Virchow ist die Hautfarbe ein gesättigtes Rotbraun, das sich in gleicher Intensität über den ganzen Körper erstreckt. Die dicken vollen Wangen sind bei Kindern knallrot, bei den Erwachsenen gerötet, desgleichen die Lippen, wodurch das Gesicht ein frischeres Aussehen als sonst bei gefärbten Menschen erhält. Das Zahnfleisch, besonders am Unterkiefer, ist meist pigmentiert, livid blau, zuweilen fleckig. Die Haut ist im allgemeinen ungewöhnlich zart, weich anzufühlen, zugleich dünn und von jener eigentümlich glatten Beschaffenheit, welche die Haut der Afrikaner auszeichnet. Die Farbe der Haare ist durchweg schwarz. Das Kopfhaar der Erwachsenen ist lang, sehr dick, glänzend, in keiner Weise lockig oder gebogen, sondern ganz straff. Backenbart haben selbst die Männer fast gar nicht, dagegen ist der Schnurr- und Kinnbart reichlicher, nur daß der letztere sich auf das eigentliche Kinn beschränkt. Brust, Vorderarme, Unterschenkel sind fast ganz haarlos. Die Dunkelheit der Haut, das absolut schwarze Haar, dessen Dicke und Straffheit an Pferdemähnen erinnert, endlich die dunklen Augen, die freilich nicht ganz schwarz, sondern regelmäßig nur dunkelbraun sind, bieten eine weitere Reihe von Parallelen dar mit den Stämmen der mongolischen Rasse. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1880, S. 256—222.)

Unter den heutigen Bewohnern von Godhavn, der wichtigsten Niederlassung in Grönland, findet man wenige unverfälschte Eskimo, der größte Teil derselben ist gemischtes Blut und hat dadurch gewonnen; man sieht manches recht feine Gesichtchen mit blonden Haaren und blauen Augen und doch jenem unverkennbaren Eskimozug. Die Gestalten sind klein, aber zierlich, und besonders Mädchen und Frauen verfügen über so kleine zierliche Hände und Füße, daß gar viele Europäerinnen sie um dieses Geschenk der Natur beneiden würden. Manche Dänen, welche sich als Handwerker nach Grönland verdingen, heiraten dort Eskimomädchen. Die Kinder solcher Ehen lernen selten dänisch, sondern bleiben Eskimo, deren Sitten und Gebräuche sie auch annehmen.

Ueber den psychischen Charakter der Inuit dürften wir gleichfalls, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, die beiden nämlichen Gewährsmänner Cranz und Ellis heranziehen. Fast alles was sie von dem sanguinisch-phlegmatischen Temperamente der Eskimo berichten, wird von Rink auch für die Grönländer der Gegenwart bestätigt. Wenn aber Ellis von ihnen sagt: „in ihrem Bezeigen sind sie munter und lebhaft. Indessen scheinet es, als wären sie sehr listig, schelmisch und betrügerisch, große Schmeichler und sehr darauf bedacht, wie sie den Ausländern allerhand Kleinigkeiten entwenden mögen," so erinnert Dr. Rink daran, daß Diebstahl unter ihnen beinahe unbekannt ist und man jahrelang in Grönland mit offenen Koffern zu reisen vermag, ohne das Mindeste zu vermissen. Auch die Beschuldigungen des Eigennutzes, Geizes, der Ungefälligkeit und Undankbarkeit weist er als grundlos zurück. Wahr ist aber, daß sie nur dem Genusse des Augenblicks leben. Unter sich, wie in ihrem Verhältnisse zu Fremden, zeigen die Grönländer sich gutmütig und friedlich. In allen Fällen sind offenbare Aeußerungen von Uneinigkeit in Wort und Handlung so selten, daß man fast nie Gelegenheit hat, dessen Zeuge zu sein. Dies mag wohl hauptsächlich von ihrem Phlegma herrühren, doch ist es auch unverkennbar, daß sie viel Takt für Anstand und Kraft ihre Gefühle zu beherrschen oder zu verbergen besitzen. (Anton von Etzel, Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Stuttgart 1860. 8°. S. 339—342.)

Digitized by Google

„Freilich sind die Grönländer, wie alle Nationen unter sich verschieden, und es gibt auch hitzige und melancholische Leute. Sie sind zwar nicht sehr lebhaft, am wenigsten lustig und ausschweiffend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig, dabey fürs Künftige unbekümmert, also auch nicht geitzig, etwas zusammen zu scharren, aber karg im Mittheilen. Einen sonderbaren Hochmuth kan man ihnen zwar nicht absehen, aber aus Unwissenheit haben sie ein großes Maaß von dem sogenannten Bauren-Stolz, setzen sich weit über die Europäer oder Kablunät, wie sie sie nennen, hinaus und treiben wol heimlichen Spott mit ihnen. Denn ob sie gleich die vorzügliche Geschicklichkeit derselben an Verstand und Arbeit gestehen müssen: so können sie doch dieselbe nicht schätzen. Da hingegen gibt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehund-Fang, wovon sie leben, und ausser welchem sie nichts unentbehrlich benöthigt sind, ihrer Einbildung von sich selbst, genugsame Nahrung. Und sie sind in der That auch nicht so tumm und stupide, wie man die Wilden insgemein ansieht; denn in ihrer Art und Geschäften sind sie witzig genug. Sie sind aber auch nicht so sinnreich und raffinirt, als sie von manchen ausgegeben werden. Ihr Nachdenken äußert sich in den zu ihrem Bestehen nöthigen Geschäften; und was damit nicht unzertrennlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht. Man kan ihnen also eine Einfalt ohne Tummheit und eine Klugheit ohne Raisonnement zuschreiben. Sie halten sich allein für sittsame oder gesittete Menschen, weil viele unanständige Dinge, die sie nur gar zu oft bey den Europäern gesehen haben, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Daher sie zu sagen pflegen, wenn sie einen stillen eingezogenen Fremden sehen: Er ist beynahe so sittsam als wir; oder: Er fängt an ein Mensch, d. i. ein Grönländer zu werden. Sie sind geduldig und weichen aus, wenn man ihnen zu nahe kommt. Werden sie aber so weit in die Enge getrieben, daß sie nicht weiter fliehen können: so werden sie so desperat, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen. Sie sind nicht faul, sondern immer mit etwas beschäftigt, aber sehr veränderlich, und können leicht eine Sache anfangen, und wenn sie unvorhergesehene Schwierigkeiten finden, wieder liegen lassen. Des Sommers schlafen sie fünf bis sechs und des Winters acht Stunden. Wenn sie aber stark gearbeitet und die Nacht durch gewacht haben, schlafen sie den ganzen Tag. Des Morgens, da sie sich auf einer Höhe mit einem melancholischen Stillschweigen das Meer und Wetter ansehen, sind sie gemeiniglich tiefsinnig und unmuthig, weil ihnen des Tages Last und Gefahr bevorsteht. Wenn sie aber nichts zu verrichten haben, oder glücklich vom Fang zu Hause kommen, sind sie aufgeräumt und gesprächig. Ihre Affecten wissen sie so zu verbergen, daß man sie, dem Anschein nach, für Stoicos halten sollte. Sie thun auch bei Unglücks-Fällen sehr gelassen, und sind nicht leicht zum Zorn aufzubringen, oder können doch ihren Unmuth leicht verbeissen, werden aber in solchem Falle stock-stumm und mürrisch, und verpassen nicht, sich zur gelegenen Zeit zu rächen." (Cranz, Historie von Grönland, Bd. I, S. 180—182.)

Die Verstandeskräfte der Eskimo sind im ganzen nur dürftig entwickelt, dennoch bemerkt man in dieser Hinsicht einen großen Unterschied unter ihnen. Sie fassen sehr leicht auf, ihr Mangel an Intelligenz ist also mehr Unwissenheit als angeborner Stumpfsinn. Daß sie bloß bis zehn, d. h. an den Fingern zählen könnten, wie oft berichtet ward, hält Dr. Sutherland, welcher 1846 bei den Eskimo am Hogarthsunde sich aufhielt, für falsch, denn ein Eskimo seiner Bekanntschaft zählte ohne Mühe und ohne die Finger zu gebrauchen bis 30, und auch die anderen schienen diese Zahlen zu kennen; gewöhnlich allerdings gebrauchen sie selten höhere Zahlen als 5—10. (Ausland 1854, S. 216.) Doch konstatiert H. W. Klutschak, einer der Teilnehmer der Schwatka'schen Expedition 1878—1880, neuerdings, daß wenigstens für den amerikanischen Inuit das Zählen die schwächste Seite in der geistigen Entwicklung bildet. Sein Zahlensystem geht absolut nur bis 20. Alles was 20 übersteigt wird mit Hilfe der Finger genau oder mit amischuadly (viel) ausgedrückt. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo. Wien 1881. 8°. S. 85—86.) Dr. Rae berichtet ferner von den Eskimo an der Repulsebai, daß einige darunter mit Leichtigkeit englisch und

Digitized by Google

französisch sprachen, abgesehen von verschiedenen Indianerdialekten, die ihnen geläufig sind. (A. a. O. 1858, S. 168.) Ihre Gewässer und Küsten kennen die Eskimo genau und sind im Stande Landkarten davon zu entwerfen, die kaum von Europäern naturgetreuer gezeichnet werden könnten. Klutschak betont ihre scharfe Beobachtungsgabe und stellt ihrem geistigen Vermögen ein alle Erwartung übertreffendes günstiges Zeugnis aus. Ebenso Virchow. Ihr Gehirn ist durchaus entwicklungsfähig, wie denn der hohe Stand der artistischen Leistungen auch der wildesten Eskimo durch zahlreiche Proben dargethan ist. Die Herrnhuter Missionäre loben ihren Gesang und sagen, sie hätten wirklich musikalische Anlagen. Einige Eskimo schnitzten auch in Gegenwart Dr. Bessels Tierfiguren und Menschengestalten, die überaus charakteristisch waren. Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Inuitphysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. Viele der Tiere waren unverkennbar. (Bessels, Amerik. Nordpol-Exped., S. 370—371.) Abbé Petitot hat uns einige Zeichnungen der Tschigliteskimo an Mackenzie mitgeteilt, welche dies durchaus bestätigen. Für geistige Arbeiten, die genaue Aufmerksamkeit und vieles Nachdenken erfordern, haben sie allerdings wenig Geschick, doch besitzen sie eine originelle Dichtkunst, Lieder, bestehend aus ganz kurzen Ausbrüchen, wechseln mit langen Refrains, wobei die Wörter abgekürzt werden und die Sprache im ganzen dichterisch und schwierig verstanden wird. Die Sätze sind gleichsam dazu eingerichtet, daß man unter den Wiederholungen die Hälfte erraten soll, also ausschließlich auf mündlichen Vortrag und bestimmte Zuhörer berechnet. Auch schreiben Eingeborne in der Inuitsprache Aufsätze in das „Journal von Grönland". Endlich hat gar ein Eskimo, dessen Namen mit der Geschichte der modernen Polarfahrten aufs innigste verflochten ist, seine eigene Lebensgeschichte niedergeschrieben, und diese Memoiren sind der Ehre der Uebersetzung in eine europäische Kultursprache mit Recht würdig befunden worden. Allzu niedrig darf man also die geistige Fähigkeit dieser Polarmenschen wohl nicht anschlagen. (Hellwald, Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Stuttgart 1881. 8°. S. 246.) Dieser Ansicht ist auch wohl Adolf Erik Nordenskiöld, welcher das stolze Selbstgefühl der Eskimo betont, von dem er einen charakteristischen Zug erzählt. (Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880. Leipzig 1881. 8°. S. 81.)

Materielle Gesittung.

Die Inuit zerfallen in viele kleine Stämme, die man jedoch in soferne nicht als Nomaden betrachten kann als sie durch traditionelle Satzungen an gewisse Distrikte gebunden sind und diese Grenzen nur mit Einwilligung ihrer Nachbarn überschreiten dürfen. Bloß innerhalb ihrer eigenen Jagdgründe wechseln sie mit den verschiedenen Jahreszeiten und dem damit wechselnden Tierreichtum des Landes ihre Wohnsitze. Das gilt hauptsächlich von den binnenländischen Eskimo in Amerika. Wo sie an der Meeresküste wohnen, wie in

Digitized by Google

Grönland oder an der Hudsonsbai, sind sie vorwiegend ein Fischervolk, für ihre Nahrung aber zumeist gleichfalls auf ihre Jagdbeute angewiesen. Vornehmlich nähren sie sich von Seetieren, insbesondere vom Seehund (Phoca groenlandica, Müll.), der überhaupt für den Eskimo geradezu alles und jedes ist, dann aber auch von Cetazeen, die sie mit großer Leichtigkeit in Fülle erlegen können. Das Fleisch dieser Tiere wird zum Teil für den Winter getrocknet, in der Regel aber roh gegessen, obwohl Cranz dem für die Grönländer widerspricht. (Historie von Grönland, Bd. I, S. 189.) Bessels berichtet indes von den Bewohnern Itas, einer Ansiedlung am Norduser des Foulkefjordes, bald werde das Fleisch roh genossen, bald in geröstetem Zustande, jedoch ohne jeglichen Zusatz von Salz. Von den amerikanischen Inuit steht die Thatsache unzweifelhaft fest und man sollte nicht vergessen daß sie eben dieserhalb von ihren indianischen Nachbarn den Namen Eskimo erhalten haben. Vegetabilische Speisen können nur als Delikatessen gelten, die man zur Erfrischung genießt.

Als besonderen Leckerbissen schätzen sie Rentierfleich und in erster Linie „Nerukak", d. h. das Eßbare par excellence, nämlich den Rentiermagen mit seinem Inhalte. Mit Thran und Beeren gemengt pflegt man denselben, und zwar nur in Gemeinschaft mit den besten Freunden, zu verspeisen. Besäßen die Eskimo Selbstbescheidung und kluge Voraussicht, so könnten sie das ganze Jahr über in Behagen leben, denn der Ertrag ihrer Jagd reicht dazu durchschnittlich vollkommen aus. Allein sie kehren, sobald es Fülle gibt, in tollem Uebermute völlig die Wilden heraus; Vorräte zusammenzuhalten fällt ihnen nicht ein, sondern sie pfropfen sich voll und vergeuden was sie später aller Not und Sorge überheben würde. Dabei muß man staunen über die Quantitäten, welche ein Eskimomagen bewältigen kann. Ein Jäger, der hungrig von dem Fange heimkehrt, kann ohne Schaden zu leiden 4—5 kg Fleisch verzehren. Und er findet darin, nach Bessels Versicherung, durchaus nichts Ungewöhnliches. „Mit der Linken faßt er den großen Klumpen, schiebt davon so viel in seinen Mund als dieser zu halten vermag und schneidet den unförmlichen Bissen dicht vor den Lippen ab. Darauf kaut er auf beiden Backen und schmatzt dabei möglichst geräuschvoll." (Die amerikanische Nordpolexpedition, S. 364.) Doch ist diese Gefräßigkeit wie es scheint auf Rechnung des Klimas zu setzen. Hat doch der amerikanische Polarfahrer Charles Francis Hall, welcher fünf Jahre unter den amerikanischen Inuit an der Repulsebai und Fury- und Heklastraße verweilte und ganz nach ihrer Art lebte, mitunter in einem Tage 7,5 kg rohes Fleisch gegessen und 2½ Pinten, d. h. 1,4 l Thran getrunken, und dabei sich ausgezeichnet wohl gefühlt! Ganz das nämliche berichtet H. W. Klutschak, welcher doch zwei Jahre lang unter den amerikanischen Eskimo gelebt hat. Rohe Fleischkost bildete die Hauptnahrung und die Quantität, die eine Person in einem Tage zu sich nimmt, ohne sich zu überessen, steht mit dem Begriffe Mäßigkeit in schauderhaftem Widerspruche. Talg, hebt er hervor, ist die einzige Delikatesse des Eskimo, „und ich muß, wenn auch mit gewissen Bedenken, eingestehen, daß auch wir in dem besagten Artikel etwas Feines fanden". (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos. S. 129.) Das Thrantrinken stellt Cranz für die Grönländer ebenfalls in Abrede; ihr liebstes Getränke sei frisches Wasser (Historie von Grönland, Bd. I, S. 191), daß aber ihre übrigen Stammesgenossen diesem Genusse huldigen, lehrt eben Halls Beispiel, und derselbe bemerkt, daß die Nahrung von rohem Fleisch und Thran trefflich gegen die Kälte schützt. Geistige Getränke dürfen nach Grönland nicht eingeführt werden. Trotzdem kennen die Eskimo recht gut Grog und Branntwein — und wissen dieselben zu schätzen. So versichert mein geschätzter Kamerad Alois von Becker, welcher als österreichischer Linienschiffslieutenant die englische Yacht Pandora begleiten durfte. (Die arktische Reise der englischen Yacht Pandora im Jahre 1876 unter Kommando des Kapitän Sir Allen Young. Pola 1878. 8°. S. 15.) Durch die Walfischfahrer wurden sie wohl auch mit dieser Kulturerrungenschaft bekannt. Auch sind sie so leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie teils rauchen, häufiger aber schnupfen, daß mancher oft lieber sein letztes Hab und Gut hingibt und mit Weib und Kind Not leidet, als daß er den Genuß des Schnupftabaks sich versagen könnte.

Digitized by Google

Der stählerne Passagierdampfer Viktoria.

deutsche Sprache erklingt und hat sich begeisterte Freunde erworben in der alten wie in der neuen Welt. Für Redaktion und Verlagshandlung war dies ein Sporn zu verdoppelter Thätigkeit; besonders wurden neue Verbindungen in allen Weltteilen angeknüpft, um dem „Neuen Universum" alles zuzuführen, was auf seinem Gebiete von allgemeinerem Interesse zu Tage tritt. **So ist es denn gelungen, den vorliegenden zweiten Jahrgang noch reichhaltiger in Wort und Bild zu gestalten als den ersten!** *)

Wie das Buch seiner Tendenz nach einzig dasteht, so ist es gleich unübertroffen in der Reichhaltigkeit seiner Darstellung, in der Pracht und Fülle seines Bilderschmuckes und endlich in der Billigkeit seines Preises. **Kein anderes ähnliches Werk kann sich ihm in dieser Hinsicht ebenbürtig an die Seite stellen!** Deshalb hoffen wir, daß dieser zweite Jahrgang die begeisterte Zahl seiner Freunde noch weiter vermehren werde, daß man in noch zahlreicheren Kreisen das „Neue Universum" **als die schönste und reichhaltigste Bibliothek der Fortschritte der Gegenwart erkennen und liebgewinnen wird.**

*) Die auf dem Umschlage abgedruckten Illustrationen sind dem zweiten Jahrgange entnommen.

Sollen wir aber für den, der das Buch noch nicht kennt, kurz hervorheben, welche größeren Gruppen dessen, was die Gegenwart bewegt, in dem „Neuen Universum" zur Darstellung kommen, so erwähnen wir folgende: Länder- und Völkerkunde, Verkehrswesen, Industrie, Maschinen, neue Apparate, Witterungskunde, Bergbau, Nautik, Militärwesen, Gesundheitslehre, Geschichte der Wissenschaft und Technik, daneben zahlreiche kleinere Mitteilungen der verschiedensten Art.

Und so wiederholen wir heute, was wir im vergangenen Jahre gesagt haben: „Ziehe hinaus in die Welt, ‚Neues Universum', helfe in der Hütte, im Bürgerhause und Palast, zum Genuß wahrhaft angenehmer, lehrreicher Stunden; sei ein Freund des Handwerkers wie des Kaufmanns, des Gelehrten wie des Künstlers! Wecke auch in mancher jugendlichen Brust die schlummernde Gabe, das Talent, welches sich vielleicht dereinst zum Segen unseres Volkes Bahn bricht und Geltung verschafft!"

Den alten Freunden des „Neuen Universums" herzlichen Gruß, den neuen ein freundliches Willkommen!

Um dem Leser einen Einblick in die Reichhaltigkeit des zweiten Jahrgangs zu geben, führen wir hier einige Artikel aus seinem Inhalt an:

In den Kohlengruben. — Die optische Telegraphie und der Sonnentelegraph. — Gesichtstäuschungen. — Der Metegraph — Der Fortschritt im Holzschnittdruck — Merkwürdige Uhren — Ein Stündchen beim Phonographen. — Industrie-Ausstellungen. — Die Stahlfeder, eine deutsche Erfindung. — Die neue Wolgabrücke bei Syzran. — Unterseeische Telegraphen — Schiffbarmachung der Mississippi-Mündung. — Das Photophon — Physikalische Apparate. — Das interoceanische Transportationsproblem. — Der Photograph im Luftballon. — Die Turkmenen in Persien. — Aus der Petroleumregion Nordamerikas. — Das Torpedo. — Transport frischen Fleisches nach Europa. — Ein neues Optometer. — Die Schreibkrucke — Unverbrennliches Papier. — Elektrische Frischangel. — Ein neues Telephon. — Wassergas als Brennstoff der Zukunft. — Der Nachen im Reisesack. — Wettsegeln auf dem Eise. — Ein sehr einfacher Feuermelder. — Der stählerne Passagierdampfer Viktoria. — Besuch in einer Firnißfabrik. — Elektrische Prisen. — Die Schienenwege des Weltverkehrs in Amerika. — Geschwindigkeiten — Ringschere. — 2c. 2c.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **W. Spemann.**

Einige Stimmen der Presse über „Das neue Universum“.

... Besonderes Gewicht ist auf die bildliche Darstellung gelegt und gewährt es daher schon ein hohes Vergnügen, in dem Buche zu blättern; die Abbildungen reizen zur näheren Information, und so wird unvermerkt und in angenehmster Weise des Lesers Wissen und Weltanschauung erweitert. Wie vortrefflich also dieses einzig in seiner Art dastehende Werk zu einem Weihnachtsgeschenk für die schon verständigere Jugend sich eignet, liegt auf der Hand; ein nützlicheres Buch dürfte es für das gedachte Alter kaum geben, und so können wir von einer weiteren Empfehlung getrost absehen. Komplett gebunden in reichem Einband kostet es nur 6 Mk.

(Nordd. Allgem. Zeitung v. 8. Dezember 1880.)

Das Werk darf besonders der heranwachsenden Jugend bestens empfohlen werden.

(St. Gallener Zeitung v. 21. April 1881.)

..... Die ersten drei Hefte, welche uns vorliegen, beweisen, daß es sich hier um ein Unternehmen handelt, welches allseitig unterstützt zu werden verdient. Besonders wird es auch den Lehrer in den Stand setzen sich mit all den neuesten Leistungen des menschlichen Scharfsinnes bekannt zu machen und so theils aus eigener Initiative, theils den rastlosen Fragen der Schüler nach diesem und jenem gegenüber, anregend und belehrend wirken zu können. Das Ganze wird gebildet aus zahlreichen kürzeren selbständigen Artikeln über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Wissens und der Industrie, ausgestattet mit den besten deutlichsten Illustrationen.

(Zeitung für das höhere Unterrichtswesen 1881 Nr. 12)

Zur häuslichen Lektüre ist das Buch zu empfehlen, auch Bibliotheken für Fortbildungsschüler wird es zur Zierde gereichen. (W. Schulwochenblatt 1880 Nr. 48.)

Der Spemann'sche Verlag in Stuttgart beschenkt mit dem vorgenannten reich „illustrirten Jahrbuche für Haus und Familie“ den Weihnachtstisch in bester Weise. Das Buch, schön ausgestattet, enthält in zahlreichen Abschnitten eine Darstellung der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, bildet also für unsere reifere Jugend, für die wir das Buch als besonders geeignet empfehlen, eine sehr anregende und belehrende Lektüre. Die vielen und guten Abbildungen erleichtern und fördern das Verständnis ungemein. Das Buch ist ein ebenso schönes, wie nützliches.

(Cassseler Tagblatt v. 7. Dezember 1880.)

.. Der erste Band dieses schönen Unternehmens wurde in diesen Tagen bereits ausgegeben und finden wir darin die gestellte Aufgabe in anerkennenswerther Weise gelöst. Das mit 186 kunstvollen Abbildungen ausgestattete Werk wendet sich vor Allem an die reifere, der eigentlichen Jugendliteratur entwachsene Jugend, der es wahrhaft lehrreiche, angenehme Stunden bereitet. Es wird vielen Eltern als passendes Weihnachtsgeschenk willkommen sein.

(Augsburger Abendzeitung vom 9. Dez. 1880.)

Die Verlagsbuchhandlung von W. Spemann in Stuttgart hat sich die mühevolle, doch dankenswerthe Aufgabe gestellt, durch „Das neue Universum“ jedem Gebildeten in Wort und Bild alle die neuen Errungenschaften der Gegenwart darzustellen. Nicht der speciell wissenschaftlich Gebildete, sondern Jeder, der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des Universums in's Auge gefaßt und wie uns aus der 1. Lieferung erscheint, hat sich die Verlagsbuchhandlung mit Erfolg dieser Aufgabe unterzogen. Die Ausstattung des Werkes ist sowohl im Druck, als auch in den Illustrationen eine sehr gute. Schon die ersten Artikel z. B. „der heutige Rettungsdienst an den Küsten“, zeigen, daß der Herausgeber mit Ernst an das Werk gegangen ist und in knappem Stil eine Fülle des Wissenwerthen bringt. Das Werk sei allen empfohlen.

(Königsberger Hartung'sche Zeitung v. 2. April 1880.)

..... Das Werk bietet einen wahren Schatz an allem möglichen Wissenswerthen und kann recht eigentlich als eine werthvolle Zugabe zu dem was die Schulstunde an reicher wissenschaftlicher Bereicherung der jugendlichen Kenntnisse bietet, betrachtet werden. ..... Es ist in der That ein ächtes Jahrbuch der Erfindungen und Entdeckungen in populärem Sinne und verdient darum auch ein überall gern gesehenes und gelesenes Haus- und Familienbuch zu werden.

(Essener Zeitung v. 30. Nov. 1880.)

..... Kein Gebiet der sich stetig erweiternden Erscheinungswelt ist unberücksichtigt geblieben, so daß das Buch für Technik und Naturwissenschaften durch sein populäres Erscheinen geradezu ein vollständiges Compendium bildet. (Hamb. Corresp. Nr. 293 v. 9. Dez 1880.)

.... Eine originelle Idee! Mit Glück conzipirt und mit großem Geschick durchgeführt. .... Das Buch ist höchst interessant und eine höchst gelungene Ergänzung des „Buches der Erfindungen“.

(Breslauer Zeitung vom 6. Dezbr. 1880.)

.... Es dürfte kaum ein solideres Buchgeschenk zur Weihnachtszeit geben, als dieses die allgemeine Aufklärung fördernde „Univerium“; das ernste und gründliche Streben für praktische Zwecke ist jedenfalls weit energischer ins Auge zu fassen, als die Ausweitung des Sinnes und Geschmackes für bildende Kunst, Poesie und Musik.

(Hamburger Nachrichten v. 14. Dec. 1880.)

Druck von Gebrüder Gröner in Stuttgart.

12. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

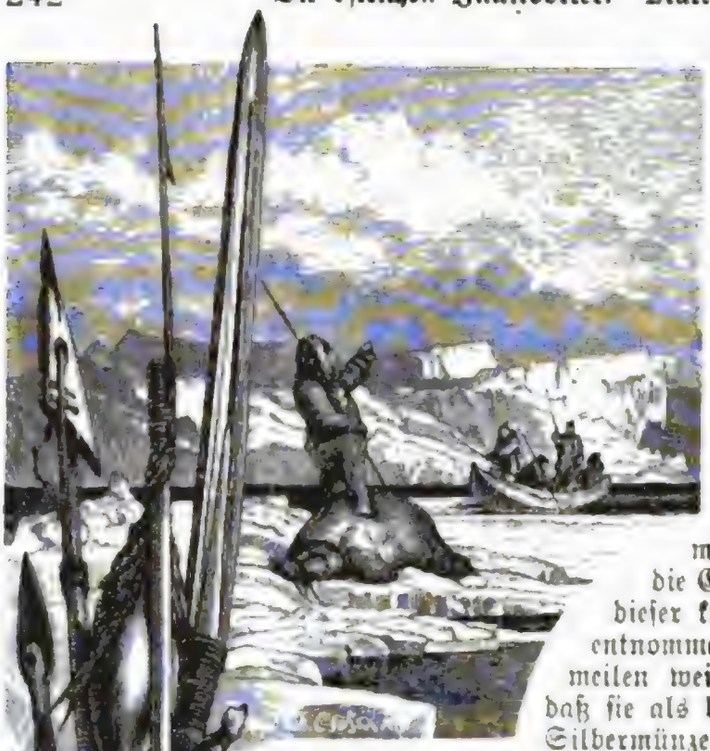
Da weder Viehzucht noch Agrikultur betrieben werden kann, so ist — wie erwähnt — die Jagd der einzige Erwerbszweig, und besonders die Wintermonate sind für die Jagd auf Seehunde, Walrosse und Narwale günstig. Im Sommer ist der Fischfang einträglich und ergibt besonders ausgezeichnete Lachse und Stockfische. Bären und der rechte grönländische Walfisch sind in den südlicheren Gegenden nur mehr äußerst selten, und die Landjagd im Sommer ergibt Hasen, Füchse und Schneehühner. Die binnenländischen Inuit Nordamerikas jagen den Moschusochsen, den Eisbären und vornehmlich das Ren, das auch ihre Hauptnahrquelle bildet. Auf dem Festlande Grönlands kommt dieses Tier nur in wildem Zustande vor und wird nicht — wie in Lappland — gezähmt. Das einzige zahme Tier ist der Hund; er dient als Zugtier, in schlechten Zeiten auch als Speise. Die Jagd selbst wird entweder zur See mit den landesüblichen Böten oder auf dem Eise betrieben, in welch letzterem Falle der von Hunden gezogene Schlitten als Gefährt dient.

Kajak der Eskimo.

Die Fahrzeuge der Eskimo heißen „Kajak" (nach Petitot „Kpajak"; das p wird sehr guttural ausgesprochen) und „Umiak"; erstere sind nur für einen Ruderer mit Doppelruder bestimmt, und gewiß unter den Fahrzeugen aller Nationen die leichtesten, elegantesten und schönsten, erfordern aber auch große Geschicklichkeit zu ihrer Führung. — Das Kajak ist ein etwa 5—6 m langes, kaum ½ m breites Fahrzeug, dessen Spantenbau aus leichtem Holz besteht und mit Holznägel und Seehundlederriemen verbunden ist; das

Querschnitt eines Kajak.

Digitized by Google



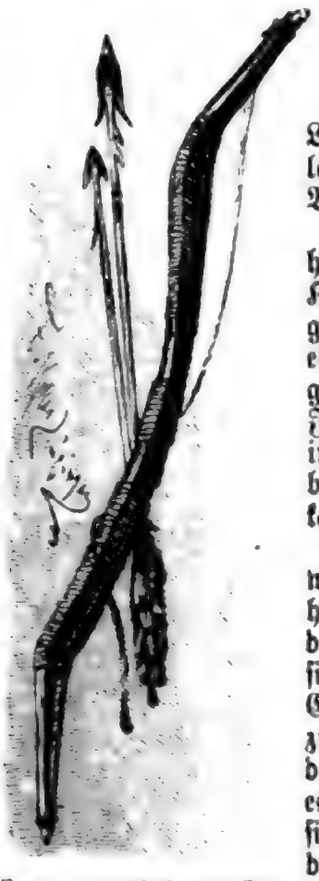
Walroßlanzen, Harpunen, Wurfholz und Messer der Eskimo.

Ganze ist mit sorgfältig genähter Seehundhaut überzogen, so daß nur auf Deck eine Oeffnung bleibt, in welcher der Kajaker sitzt. Diese Oeffnung hat einen hölzernen Rand, über welchen die Seehundlederjacke des Eskimo gezogen und zugeschnürt werden kann, so daß der Raum zwischen Körper und Luke ziemlich wasserdicht abgeschlossen wird. Da nun die Jacke mit einer anschließenden Kapuze versehen ist oder unter den Armen zugezogen wird, so kann nur wenig Wasser eindringen, und Kajaker und Kajak sind so zu sagen miteinander verwachsen. Wie geschickt die Eskimo in der Führung und Lenkung dieser kleinen Fahrzeuge sind, kann daraus entnommen werden, daß sie oft 15—20 Seemeilen weit hinaus auf Fischfang gehen, und daß sie als besonderes Kunststück für eine kleine Silbermünze mit dem Kopfe nach unten umkippen, sich mit dem Ruder wieder aufrichten, den Kopf schütteln und grinsend das Silberstück, einen Schluck Rum und eine Pfeife Tabak nehmen. Das Ruder („Pantik") ist ein kleines, an den beiden Enden handbreites Doppelruder, welches an den Rändern gewöhnlich mit Bein eingelegt ist.

Die Waffen der Inuit beschränken sich auf die Lanze, den Wurfspeer mit der Boje, der mit einem Wurfbrett gebraucht wird, dessen sich indes die Eskimo von Ita nicht bedienen, dann den Vogelspeer, endlich Pfeil und Bogen aus Tannenholz (s. Abb.). Die Spitzen dieser Waffen waren ehemals aus Stein und Knochen verfertigt, jetzt aber werden sie aus Kupfer oder Eisen hergestellt. Die Ausrüstung zur Jagd besteht in zwei Harpunen und bei den Grönländern dem Gewehre. Die Harpune („Erneinek") für größere Tiere — Seehunde und Walrosse — ist äußerst sinnreich zusammengesetzt. Sie besteht aus vier Bestandteilen; der Schaft aus Eschenholz, etwa 1½—2 m lang, ist am oberen Ende mit einer Walroßzahnplatte eingelegt, an welcher ein konisches Stück Walroßzahn mit Lederriemen befestigt ist; erst auf diesen Konus wird die Harpunenspitze aufgesetzt. Von der Harpunenspitze aus geht ein etwa 10 m langer Walroßriemen herab, dessen anderes Ende an ein mit Luft gefülltes Seehundfell angebunden ist, welches hinter dem Kajaker auf dem Kajak liegt. Geschleudert wird die Harpune mittelst einer Art Wurfbrett („Norsak"), nämlich einer kleinen, dreieckigen, hölzernen Schiene, von welcher wir ein paar Muster abbilden. Wurfbretter kommen außer in Australien und Mikronesien, wo wir sie schon kennen lernten, noch bei einigen Stämmen Amerikas, namentlich unter den Altertümern von Mexiko vor, und es ist daher nicht zutreffend, daß durch den Gebrauch dieses Instrumentes die Eskimo sich den niedrigsten Rassen anderer Weltteile anreihen. Abweichend von den Australiern legen die Eskimo den Speer oder die Harpune nicht mit dem Ende auf ein ebenes Wurfbrett, sondern ein schiefer, nagelartiger Vorsprung des Schaftes greift in ein Loch des der Länge nach flach ausgehöhlten schmalen Brettes, und dient bei dem Auslegen des Armes als Befestigungsmittel für den mittleren Teil des Schaftes. Trifft die Harpune, so fährt die Spitze in den Körper des Tieres, während der Schaft sich ablöst, im Wasser schwimmt und vom Kajaker aufgefischt wird. Durch den Lederstreifen ist die Spitze jedoch mit dem aufgeblasenen Seehundfell verbunden und das Tier

durch diesen Schwimmer festgehalten und in seinen Bewegungen gehindert. Sobald es in Folge von Blutverlust ermattet, kann es herbeigezogen und gänzlich getötet werden. Die zweite Harpune („Nuguit") ist kleiner und wird für verwundete Vögel, auch für Fische angewendet. Sie besteht aus einem dünnen, etwa 1 m langen Schafte, an dessen Spitze ein gewöhnlicher Nagel sitzt; etwas weiter unten sind drei kleine Seehundrippen mit der Spitze nach vorne derart angebracht, daß, wenn auch die Spitze nicht treffen sollte, das Tier zwischen den Schaft und eine der drei Rippen eingeklemmt wird.

Die heutzutage bei den Grönländern gebräuchlichen Feuergewehre sind gewöhnliche Vorderladerkugelstutzen und die Eskimo schnitzen sich die roh von Europa gebrachten Schäfte meist selbst. Sie wissen sehr gut mit dem Gewehre umzugehen und sind auf nahe Distanzen gute gewandte Schützen. Da sie immer mit Kugeln schießen, wollen sie nicht gerne auf weite Entfernungen einen Schuß riskieren, weil ihnen um Pulver und Blei leid ist. All diese Waffen haben im Kajak oder vielmehr auf dem Decke desselben ihren angewiesenen Platz: rechts und links vor dem Kajaker in Gestellen die beiden Harpunen, in der Mitte auf einem runden Rost die Leine aufgeschossen, rückwärts in einem Ueberzuge aus Seehundleder das Gewehr und das aufgeblasene Seehundfell. (A. von Becker, Arktische Reise der Pandora, S. 16—17.)



Bogen und Pfeile der Eskimo von der Walfischinsel. Der Bogen ist dadurch verstärkt, daß auf seiner Außenseite eine starke Schnur befestigt ist.

Das „Umiak" oder „Omnjak" ist ein größeres Boot und heißt wörtlich übersetzt: Weiberboot. Es besteht ebenso wie das Kajak aus hölzernen Spanten mit Seehundfellüberzug, und ist groß genug, um 20—25 Personen zu führen; seinen Namen hat es deshalb, weil es gewöhnlich von Weibern gerudert wird, „deren gemeiniglich viere sind, und eine steuret es hinten mit einem Ruder. Für die Männer wäre solches eine Schande, es sey dann, daß sie in der größten Noth zuzugreiffen genöthigt werden", bemerkt Cranz, bei dem man eine detaillierte Beschreibung dieser Böte nachlesen kann. (Historie von Grönland, Bd. I, S. 197—199.)

Für den Verkehr auf festem Grunde besaßen die Eskimo, was sonst in ganz Amerika nirgends der Fall war, von Alters her ein besonderes Werkzeug, den Schlitten, welchen sie mit Hunden bespannten. In den gewöhnlichen technischen Arbeiten, welche sie auf Grund ihrer nationalen Bedürfnisse herstellen, halten die Eskimo an gewissen Formen fest, welche offenbar einer sehr weit zurück gelegenen Zeit angehören. Diese ganze Technik basiert auf dem Material, welches die Natur ihrer Heimat gerade bietet, und es ist im höchsten Grade bemerkenswert, bis zu welcher Vollendung sie es verstanden haben, die Knochen der Seetiere, der Seehunde, der Walrosse und Walfische zu bearbeiten und daraus allerlei Gegenstände, nicht bloß des häuslichen Bedürfnisses, sondern auch des Schmuckes herzustellen. Dabei zeigt sich eine höchst überraschende Uebereinstimmung dieser Arbeiten mit der Kultur der europäischen Steinzeit, namentlich mit jener, welche die alten Höhlenbewohner Südeuropas besaßen, wie sie sich in den troglodytischen Ueberresten der südfranzösischen und nordspanischen Höhlen darstellt.

Die Wohnstätten der Inuit sind zweierlei Art: im Sommer Zelte, im Winter Hütten, sogenannte „Iglu", in Amerika „Igolo". Erstere sind so ziemlich gleichartig bei allen Stämmen: über vier Stangen doppelte Lagen von Seehundfell gehangen, das Zelt vorn am Eingange am höchsten, an der Rückseite bis an den Boden abfallend niedrig. Der untere Rand der Zeltdecke wird mit Steinen beschwert und mit Moos verstopft, den Eingang verhängt man mit einem Vorhange aus zusammengenähten Därmen des Seehundes, wodurch der Wind abgehalten und gleichzeitig genug Licht durchgelassen wird. Die Iglu werden im Oktober bezogen und im März, April oder Mai wieder verlassen, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt und das mit Erde

Digitized by Google

Längenschnitt durch einen Iglu (Winterbehausung) der Eskimo.

und Rasen bedeckte Dach durchzuweichen droht. Diese Iglu sind verschieden, teils länglich viereckig, teils rund, halbkugelig und bienenkorbartig. Die Erfindung des Gewölbes, welche offenbar ganz selbständig gemacht wurde, gereicht den Eskimo zu um so größerem Ruhme, als keines der Kulturvölker Mexikos daran gedacht hat. Diese Hütten sind im hohen Norden aus Schnee, sonst zum größten Teile aber aus Stein und Erdreich aufgebaut und von hölzernen Balken durchzogen. Nur die Inuit der mittleren Region (in Amerika bis zum Felsengebirge) erbauen Hütten aus Eisblöcken und jene im Westen aus Brettern. Der Bauplan dieser Behausung ist überall der nämliche.

Gerätschaften der Eskimo. Spitzhacke aus Walroßzahn (von der Barrowspitze). Kupferne und eiserne Messer von Viktoriasund und Prinz of Walesstraße. Beinerne Schneemesser von der Hudsonstraße.

Ein enger Tunnel, etwa 1 m hoch und $2^1/_2-3^1/_2$ m lang bildet den Eingang. Auf allen Vieren kriecht man durch und muß nur froh sein, nicht auf halbem Wege vorne und hinten von Hunden angefallen zu werden, in welcher Situation dann nichts anderes übrig bleibt, als um Hilfe zu schreien, bis der Insaße und Hausherr die Tiere beruhigt hat. Endlich findet man tappend eine Thüre, kriecht durch und ist in der Hütte. Dieselbe ist gewöhnlich rund, hat einen Durchmesser von etwa $3^1/_2-4^1/_2$ m und um die Wand eine breite Bank, auf welcher die Familie im Verein mit jungen Hunden liegt, sitzt, schläft und ißt. Da die Ventilation beinahe ganzlich fehlt, eine Seehundthranlampe brennt und weibliche und männliche Bewohner aus kurzen Thonpfeifen dänischen Tabak rauchen, so kann man sich wohl vorstellen, welche Atmosphäre in diesen Räumen herrscht. Obschon die Temperatur im Innern selten über den Gefrierpunkt steigt, so erscheint, wenn man aus dem Freien kommend, den Raum betritt, wie Bessels versichert, die Wärme fast drückend. Die Eskimohütte in ihrer Urform ist also eben kein beneidenswerter Wohnplatz, doch variieren diese Iglu in ihrer Ausstattung je nach dem Reichtum des Bewohners, und einige derselben vereinigen die

alte Eskimoeinfachheit mit europäischem Komfort, soweit er nämlich bis dorthin gedrungen ist. Im Hause des Piloten „Peter" fand Becker auch Spiegel und Bilder, unter andern ein, freilich sehr rohes Bild des Seegefechts von Helgoland. Sonst ist und bleibt das wichtigste Hausgerät die steinerne Thranlampe, welche Licht und Wärme spendet. Darüber hängt gewöhnlich an einem Riemen aus Rohhaut der eiserne Kochtopf. Unter den wenigen Werkzeugen nimmt das Messer aus Bein, Eisen oder Kupfer den ersten Rang ein. Seine Formen sind auf unserem Bilde ersichtlich, welches verschiedene Exemplare mit einer Spitzhacke aus Walroßzahn vereinigt. Die Eskimo Amerikas bauen auf der Wanderschaft jeden Abend eine frische Schnee- oder Eishütte, die sich übrigens bloß durch die kleineren Dimensionen von den auf längere Dauer berechneten unterscheidet. Eine solche Hütte ist nach Klutschak ein Kuppelgewölbe aus 1 m langen, 50—75 cm breiten und 15 cm dicken Schneetafeln, die nicht schichtenweise, sondern so aneinander gereiht werden, daß sie eine in Spiralform fortlaufende ununterbrochene Linie bilden. Von Jugend auf in der Herstellung dieser ebenso primitiven als genialen Behausung geübt, gibt der Eskimo dem Ganzen eine recht schöne Form und setzt auch die horizontale Schlußtafel ebenso passend ein. Ist das Gebäude fertig, so wird die zum Auflegen von Betten dienende Plattform hergerichtet, in die nach Süden liegende Seite eine 60 cm hohe und ebenso breite Oeffnung als Eingang geschnitten, und während es den Frauen überlassen bleibt, für die weitere innere Einrichtung zu sorgen, bauen die Männer vor dem Eingange eine kleine Vorhalle, die zugleich bei Stürmen den Hunden als Aufenthaltsort dient und eine zweite, ebenfalls knapp am Hauptgebäude liegende, als Warenhaus, um die Fleischvorräte zu schützen. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, S. 45—46.)

Grönländerin.

Die Kleidung — und hier ist dieses Wort zum erstenmal auf unserer bisherigen Durchmusterung fremder Völker in vollem Ernst zu nehmen — ist bei allen östlichen Inuitstämmen die nämliche, in Schnitt sowohl wie in Stoff. In Grönland wie in Amerika verwendet man dazu Seehunds- oder Rentierfelle und auch Vogelbälge. Jetzt freilich handelt man im südlichen Grönland von den Europäern auch Woll- und Baumwollstoffe ein. Man zieht in der Regel zwei Kleider übereinander an, von denen eines mit einer Kapuze versehen ist, die bei kaltem und naßen Wetter über den Kopf gezogen wird. Bei einer Fahrt auf die offene See kommt noch ein schwarzer glatter Seehundpelz darüber, oft auch darunter

Geräte, Waffen und Kleidung von Bewohnern der Polarzone. Iglu der Eskimo.

ein Hemd von Seehunddärmen, um das Ganze wasserdicht zu machen. Beide Geschlechter tragen Beinkleider.

Ellis beschreibt die Tracht der amerikanischen Eskimo also: „An einem jeden von ihren Röcken hanget eine Kappe, wie an einer Mönchskutte. Vorne ist er von der Brust an gleich einem Hemde zu, und reichet etwa bis an das Mittel des Schenkels. Die Beinkleider sind vorne und hinten zu, werden wie ein Geldbeutel mit einer Schnure zusammengezogen und um die Lenden gebunden. Sie tragen mehr als ein Paar Stiefel und Socken übereinander, damit die Füße recht warm und trocken bleiben. Zwischen den Kleidern der Manns- und Weibspersonen ist weiter kein Unterschied, als daß die letztern hinten an den Jacken einen schmalen Zipfel haben, der bis an die Ferſen herunter reicht. Desgleichen sind die Kappen an den Schultern herum weit größer und weiter, weil sie ihre Kinder in denselben auf dem Rücken zu tragen gewohnt sind." Ich schalte hier ein, was über diese Mode der in allen Stücken dieser Schilderung mit Ellis übereinstimmende Cranz sagt: „Die Mütter und Kinder-Wärterinnen ziehen ein „Amaut" an, das ist ein Pelz, der auf dem Rükken so weit ist, daß sie das Kind darinnen tragen, welches gemeiniglich ganz nackt darinnen steckt, und sonst von keinen Wikkel-Kleidern und Wiegen weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle, so binden sie mit einem Gurt, der vorn mit einer Schnalle oder Knopf versehen ist, das Kleid über die Hüfte um den Leib vest." (Historie von Grönland, Bd. I, S. 184.) Auch die Stiefel der Frauen sind nach Ellis einen guten Teil weiter und meist mit Fischbein ausgesteift, „denn wenn sie etwan ein Kind aus den Händen setzen sollen, so schieben sie es in einen von ihren Stiefeln hinein, bis sie es wieder auf die Arme nehmen können." Ellis rühmt auch die saubere Näharbeit an der Eskimokleidung: „Diese Arbeit

Digitized by Google

machen sie mit einer elfenbeinernen Nähnadel und mit den gespaltenen Spannadern von den Tieren, die sie statt des Zwirnes gebrauchen. Sie geben keinen unrechten Geschmack dadurch zu erkennen, daß sie ihre Kleider mit Streifen von allerhand buntem Leder nach Art der Tressen einfassen, oder auch Handkrausen daran von eben solchem Leder machen, welches, wenn es zusammen kommt, nicht allein ganz hübsch, sondern auch der Bequemlichkeit gemäß scheint." Diesem Urteile schließt sich Alois von Becker auch in Bezug auf die moderne Kleidung der Grönländer an, wie er sie in Godhavn zu sehen Gelegenheit hatte. „Obwohl nicht mehr die ursprüngliche, bloß aus Seehundfellen bestehende Originaltracht, blieb sie doch ziemlich in der Form die gleiche und wurde nur durch die importierte Kultur verschönert. Die Männer tragen größtenteils Seehundbeinkleider bis an die halbe Höhe der Waden, Seehundstiefel und eine Jacke aus Kaliko, da die Seehundjacke im Sommer doch zu warm hält. Die Frauen und Mädchen tragen kurze enge Seehundbeinkleider bis zu den Knieen, hohe Stiefel aus gewöhnlich gelb oder rot gegerbtem Seehundleder und eine Jacke aus rotem oder grünem Baumwollstoffe mit einer kleinen pelzverbrämten Kapuze; die Haare der weiblichen Eskimo sind entweder in nationaler Art gekämmt, nämlich alle Haare auf den Scheitel zu einer mit farbigem Bande umwickelten, etwa 4 Zoll langen Wulst, oder aber nach europäischer Art in Zöpfen geflochten. Die Farbe des Bandes zeigt auch ob die Trägerin verheiratet ist oder nicht; Mädchen tragen rote, Frauen grüne Bänder in den Haaren. Natürlich sind die Frauen- und Mädchenkleider bedeutend reicher und mit Säumen aus verschiedenen Fellen und roten Bändern, Perlenstickereien und dergleichen geziert, und so nimmt sich die Tracht einer Schönen am Sonntag recht nett und kleidsam aus." Unser Freund schweigt aber über einen düsteren Punkt, den der würdige Cranz mit roher Hand berührt: „Ihre alltäglichen Kleider triefen von Fett und stecken voller Läuse, die sie, wie die Bettler im Griff haben, aber nicht wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken." Ueber die ekelhafte empörende Unreinlichkeit der Eskimo, welche sich auch sonst allenthalben äußert (siehe: Ausland 1834, S. 1252), vermag uns selbst der Zusatz nicht zu beruhigen, daß sie hingegen ihre neuen und gleichsam Staatskleider sehr sauber halten. Zu Hause legen die Erwachsenen, wie auch Bessels selbst im höchsten Norden beobachtete, mit Ausnahme der kurzen Höschen, ihre Kleidung gewöhnlich ab, und die Kleinen gehen nicht selten splitternackt.

Profil einer Grönländerin.

Als größte Zier gilt auch bei den Grönländern eine Art von Tättowierung an Kinn, Wangen, Händen und Füßen. Man durchnäht die Haut an diesen Körperteilen mit einem von Ruß geschwärzten Faden, wodurch sich schwarze Punkte bilden, so daß die Haut wie mit schwarzen Bartstoppeln bedeckt erscheint. Diese schmerzhafte Operation vollzieht die Mutter an der Tochter schon während der Kindheit, aus Furcht sie möchte sonst keinen Mann bekommen. Darin liegt nach meiner Ansicht ein deutlicher Fingerzeig, daß die Tättowierung in erster Linie hauptsächlich als einfacher Körperschmuck zu betrachten ist, der mit religiösen oder sozialen Motiven wenig zu thun hat. Dafür spricht wohl auch der

Digitized by Google

Umstand, daß sie je nach dem Grade der Nacktheit zu- oder abnimmt. Während sie sich bei den fast völlig nackten Südseeinsulanern beinahe auf den ganzen Körper erstreckt, beschränkt sie sich bei den gut bekleideten Eskimo auf wenige Körperstellen; mit geringen Ausnahmen sind dies stets solche, welche unbedeckt bleiben. In Amerika scheint die Tättowierung nur bei den Frauen üblich und zwar behufs Unterscheidung der Männer; die Männer tragen zu gleichem Zwecke die Haare verschiedenartig geschnitten.

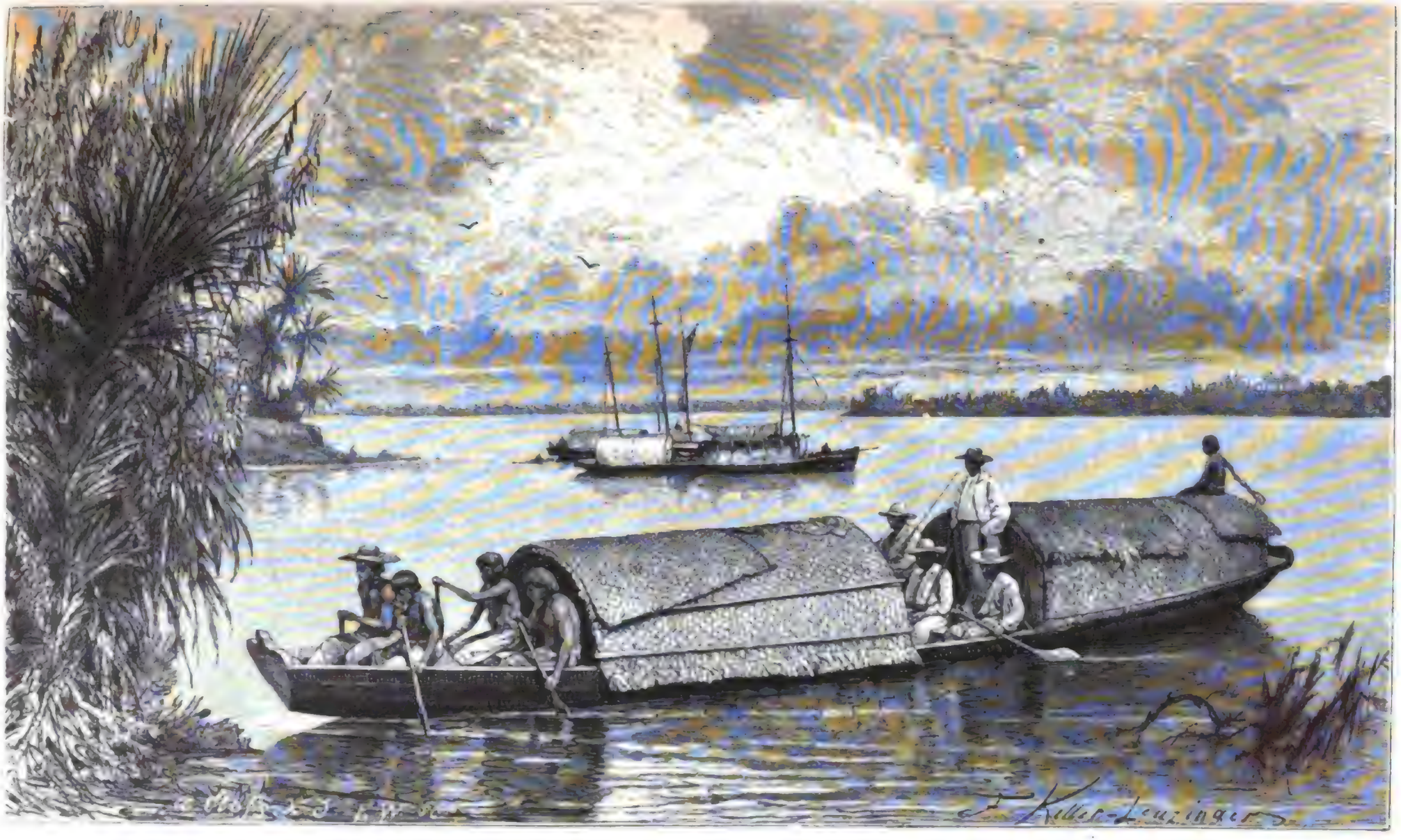
Unter den Bewohnern der arktischen Zone nehmen die Inuit in kultureller Hinsicht eine der bedeutendsten Stellen ein. Nordenskiöld, gewiß ein berufener Richter, urteilt darüber: „Von den Polarvölkern, mit denen ich Bekanntschaft gemacht habe, stehen die skandinavischen Lappländer ohne Zweifel am höchsten, und nach diesen kommen die Eskimo im dänischen Grönland. Beide sind christliche und des Lesens kundige Völker, welche gelernt haben, eine Menge Erzeugnisse auf dem Gebiete des Ackerbaues, des Handels und der heutigen Industrie, wie z. B. Baumwoll- und Wollgewebe, Gerätschaften aus Schmiede- und Gußeisen, Feuergewehre, Kaffee, Zucker, Brot u. s. w. anzuwenden. Sie sind auch jetzt noch Nomaden und Jäger, können aber nicht länger Wilde genannt werden, und der gebildete Europäer, welcher eine längere Zeit unter ihnen gelebt hat, faßt häufig eine gewisse Vorliebe für viele Seiten ihrer Lebensart und Denkweise. Nächst diesen an Bildung kommen die Eskimo im nordwestlichen Amerika, auf deren ursprünglich rohes Leben die amerikanischen Walfischfahrer einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt zu haben scheinen; ich kenne sie von dem Eskimostamme in Port-Clarence. Diese Eskimo sind auch jetzt noch Heiden, aber einer oder der andere von ihnen war weit gereist und hatte von den Sandwichinseln nicht nur Kokosnüsse und Palmmatten, sondern auch einen Anhauch der größeren Gewandtheit und Ordnung der Bewohner der Südsee mit heimgebracht.“ (Nordenskiöld, Umseglung Asiens und Europas, S. 80—81.)

Soziales und Religiöses.

Im Verkehre miteinander beobachten beide Geschlechter, wenigstens vor den Augen der Welt, die größte Züchtigkeit; auch hört man wirklich selten von der Verführung eines Mädchens; sehr selten haben unverheiratete Mädchen Kinder, dagegen leben junge Witwen und verstoßene Weiber viel freier, und bei solchen kommt es öfter vor. Laute Klagen über Sittenlosigkeit tönen zu uns auch aus dem frostigen Erdenraume, welchen die Eskimo ihr eigen nennen, nur vernehmen wir mit Ueberraschung zum erstenmal, daß der Grundsatz sauver les apparences den pelzverhüllten Polarmenschen recht geläufig ist, ja daß sie ihn besser als andere kluge Völker beobachten.

Ledige Leute verschiedenen Geschlechtes scheinen allerdings gar keinen besonderen Umgang miteinander zu haben, und daß eine Ledige gar der gewerbsmäßigen Schande sich ergeben sollte, ist überaus selten; dagegen sind, nach Cranz, die Verheirateten so arg, daß sie ohne Scheu von beiden Seiten die Ehe brechen, wo sie können, und der nämliche Beobachter versichert, daß die Liebe bei ihnen weit mehr tierischer Trieb als ein edleres

Digitized by Google



Ruderboot mit Palmblattüberdachung von den Zuflüssen des Solimoes,
nach einer im Auftrage des Hrn. G. Leuzinger aufgenommenen Photographie.

Gefühl sei. Nach Richard King sollen jedoch die Eskimo ihre Weiber mit Freundlichkeit behandeln, und junge Paare oft mit zärtlichem Ausdruck die Nasen aneinanderreiben, das beliebte Zeichen der Zuneigung. Vielweiberei ist dem Eskimo, wofern er nicht getauft ist, gestattet, doch findet man selten zwei, noch seltener drei und vier Weiber; dies gehört in Grönland nicht zum guten Ton. In manchen Gegenden trifft man dafür Polyandrie, gewöhnlich Frauen mit zwei Männern, was freilich auch nicht zum guten Ton gehört. Kinder werden bisweilen schon in früher Jugend miteinander verlobt. Es gibt keine Hochzeitsceremonie noch irgend welche Festlichkeit dabei. Die beiden Leute kommen einfach zusammen und wohnen in ihrem eigenen Iglu. Bisweilen leben sie nur auf Probe als Genossen miteinander, aber auch sonst ist das Ehebündnis nicht so unwiderruflich, daß der Mann die Frau, besonders wenn sie keine Kinder hat, nicht verstoßen sollte. Dabei macht er, sagt Cranz, wenig Umstände. „Er macht ihr nur ein saures Gesicht, fährt aus und kommt in etlichen Tagen nicht zu Hause. Da merkt sie gleich, wies gemeynt ist, pakt ihre Kleider zusammen und zieht zu ihren Freunden, führt sich aber ihm zum Trotz desto netter auf, um ihm Verdruß und einen bösen Namen zu machen." Manchmal lauft auch eine Frau freiwillig davon.

Obwohl die Frauen leicht, ohne alle Beihilfe gebären, sind sie nicht besonders fruchtbar, oder vielmehr Kindersegen ist unerwünscht, wenngleich es andererseits als Schmach gilt, gar keine Kinder, besonders keinen Sohn zu haben, der einmal die Stütze des Alters sein kann. Gewöhnlich hat eine Frau drei bis vier und höchstens sechs Kinder und gebiert durchschnittlich alle zwei bis drei Jahre einmal. Zwillinge sind selten, ebenso tot- oder ungestaltet geborne Kinder. Die Fruchtbarkeit anderer Nationen, von der sie hören, vergleichen die Eskimo spöttisch mit der ihrer Hunde. Wird ein Kind geboren, so wird die Mutter von einer oder mehreren Frauen gewartet, selbst der Mann darf nicht zugegen sein. Beim ersten Kind geschieht dies in dem gewöhnlichen Iglu, bei allen späteren muß sie ein besonders zu ihrem Gebrauch gebautes Iglu beziehen. Obwohl Knaben den Mädchen vorgezogen werden, behandelt man sie doch ganz gleich, und immer finden nach der Geburt eines Kindes Festlichkeiten und Gratulationsbesuche statt. Treten aber schwere Zeiten ein, so werden die Säuglinge häufig getötet. Bald setzt die Mutter das Kleine an einem entlegenen Orte aus und gibt es dem Hungertode und der Kälte preis, bald führt sie den Tod durch Ersticken herbei. (Bessels, Amerik. Nordpol-Exped., S. 364—365.) Kurze Zeit nach der Geburt preßt die Mutter den Kopf des Kindes sanft zwischen ihren beiden Hohlhänden, um dadurch ihrer Meinung nach das Verwachsen der Nähte etwas zu beschleunigen. Die ganze Prozedur dauert nur wenige Minuten und wird, nachdem sie einmal vorgenommen, nicht mehr wiederholt. Daß bei den Inuit die pyramidale Gestalt des Schädels künstlich durch eine eng anschließende Lederkappe erzeugt würde, wie auf die Autorität von Hall Peschel annimmt (Völkerkunde, 5. Aufl. Bearbeitet von Alfred Kirchhoff. Leipzig 1881. 8°. S. 65), hat Dr. Bessels berichtigend auf die obige Maßnahme eingeschränkt. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 119.) Die Kinder werden bis zum dritten oder vierten Jahre gesäugt und von den Eltern innig geliebt. (Ausland 1834, S. 1247.) Sie wachsen zwar ohne alle Zucht auf, man merkt aber an ihnen nicht jene Roheit und Gewaltthätigkeit, welche bei andern Völkern so oft hervorzutreten pflegt. In der Regel befleißigen sich die Jungen gegenüber den Alten eines sittsamen bescheidenen Betragens. Sobald der Knabe laufen kann, wird er vom Vater in der Führung der Waffen und im Rudern unterrichtet. Mit dem fünfzehnten Jahre muß er selbständig auf den Seehundfang mitgehen, mit dem zwanzigsten Waffen und Boot sich verfertigen. Nun kann er heiraten. Auch das Mädchen muß von dem vierzehnten Jahr an die Mutter in allen häuslichen Arbeiten unterstützen, worauf sie dann, gehörig ausgebildet, einem Manne zum Weibe gegeben wird. Die jungen Eheleute wohnen bei den Eltern des Mannes, so lange diese leben. Die Schwiegermutter führt die Wirtschaft, in deren Besorgung sie ihre Schwiegertöchter gleich Mägden unterstützen müssen. Hierin und im Gebären der Kinder besteht bei diesen nördlichsten Menschen die Hauptaufgabe des Weibes. Vom zwanzigsten Jahre bis an ihren Tod ist das Leben der Frauen eine Kette von Furcht, Elend und Jammer, mühselig und sklavenhaft. Auf ihren Schultern ruhen nicht allein alle und jede häuslichen Geschäfte, wie schlachten, kochen, gerben, Kleider, Schuhe und Stiefel machen, sondern ihnen liegt auch das Bauen der Häuser wie der Zelte ob. Der Mann schafft bloß das Material dazu herbei. Ebenso verhält es sich mit der Jagdbeute, das Zerwirken des Wildes ist Sache der Weiber, und dem Manne wäre es eine Schande, den Seehund auch nur aus dem Wasser ans Land zu ziehen. Wird die Frau alt, so muß sie für eine Hexe passieren, und sie thuts oft

Digitized by Google

gerne, weil es doch einigen Nutzen bringt. Das Ende ist aber gemeiniglich, daß sie bei dem geringsten Verdachte der Verhexung gesteinigt, in die See gestürzt, erstochen oder zerschnitten wird. Entgeht sie diesem Mißgeschick, so wird sie, fällt sie einmal sich oder andern zur Last, aus Mitleid, eigentlich aber aus Geiz lebendig begraben oder muß sich selbst ins Meer werfen. Bei den christianisierten Eskimo Grönlands haben jetzt natürlich mildere Sitten platz gegriffen.

Als Fischer und Jäger haben die Inuit nur geringe Vorstellung von Besitz und eine noch weit geringere von Handel. Alles außer dem zum strikt Persönlichen an Kleidung, Waffen und Gerätschaften Erforderlichen ist Gemeingut. Die Lebensform ist durchaus kommunistisch, sowohl in Grönland als auch in Amerika, daher auch bei der Ehe die Mitgift nicht ernstlich in Betracht kommen kann. Eine Familie, die sich durch Verheiratung der Kinder in mehrere verzweigt, bewohnt ein Haus, das ist ein Zimmer. Reicht der Raum durchaus nicht mehr, so ziehen etliche dieser Familien nach einer neuen Behausung, und ist diese zu groß nach den ökonomischen Begriffen der Eskimo, so gesellen sich ihnen andere bei, von denen jede ihr besonderes Plätzchen auf der breiten Bank hat, das sie mit ihrer eigenen Lampe beleuchtet. So sondern sich die Bewohner des Iglu oft in Familienglieder und Hausgenossen. Doch können letztere nur mit allseitiger Zustimmung aufgenommen werden. Seltsamerweise hat jedoch eine solche kleine Gemeinschaft kein Oberhaupt und jeder ist darin gleichberechtigt. Von jedem Seehunde, der in der Winterstation gefangen wird, erhält jeder einzelne seinen Anteil an Fleisch und Thran für seine Lampe, so daß in der Regel auch der ärmste Eskimo mit den notwendigsten Lebenserfordernissen versehen ist. Innerhalb der Grenzen des von der Gemeinschaft bewohnten Gebietes besitzt jeder einzelne Jagd- und Fischrecht. An Treibholz gehört jedem, was er selbst fortzutragen vermag oder als Besitzeszeichen mit einem Steine beschwert. Ist ein harpunierter Seehund entkommen und später gefangen worden, so gehört er, so lange die Blase noch an der ersten Harpune ist, dem Besitzer derselben. Ein Vogel oder ein Seehund, der gleichzeitig von zwei Verfolgern getroffen wird, gehört beiden. Walfische aber, Walrosse und Eisbären sind Gemeingut, da sie zumeist nur durch die Kräfte mehrerer erlegt werden können. Am Fange eines Seehundes nehmen zwar alle Haus-, nicht aber alle Ortsbewohner teil. Zumeist tritt der kommunistische Zug den Gerätschaften und Werkzeugen gegenüber hervor. Wer eine Waffe oder ein Werkzeug ausborgt und es beschädigt oder gar verliert, hat keinen Ersatz dafür zu leisten, denn jemand, der etwas zu verleihen hat, besitzt mehr als das Notwendige und alles Ueberflüssige ist Gemeingut. Wer z. B. drei Böte besitzt, muß eines zur Verfügung der Hausgenossen stellen. Dieses Recht des einzelnen schließt aber auch seine Arbeitspflicht ein und jeder Mann, der nicht körperlich unfähig ist, muß bis er im Alter zusammenbricht, dem Seehunde und Walfische nachjagen. Wer sich dem zu entziehen sucht oder auch nur seine heranwachsenden Kinder nicht genügend dazu anhält, wird von allen Gliedern der engeren und weiteren Gemeinschaft mit Geringschätzung verfolgt. (Hellwald, Im ewigen Eis, S. 230—231.) Auch bei den amerikanischen Eskimo ist im großen und ganzen alles Kommunaleigentum, was in einer Ansiedlung an Proviant und

Digitized by Google

Geräten sich befindet. So lange ein Stück Fleisch im Lager aufzutreiben ist, gehört es allen, und bei der Teilung wird auf jeden, besonders aber auf kinderlose Witwen und Kranke, Rücksicht genommen.

Bemerkenswert ist die große Friedfertigkeit der Eskimo. Niemals beinahe kommen, selbst unter den Hausgenossen, Streitigkeiten vor, und das Inuit verfügt über gar keine Scheltworte. Ein Erzürnter gibt sein Mißfallen philosophisch durch Schweigen zu erkennen. Daher gibt es selbst in den dänischen Distrikten Grönlands keine Gerichte bei den Eskimo. In nur einigen Fällen sprechen die Priester durch Delegierte Recht. Gegen die seltenen Uebelthäter größeren Stiles aber wird bei den zu gewissen Jahreszeiten stattfindenden öffentlichen Festen und Spielen vorgegangen, indem dabei die Anklage gegen den Missethäter in Versen abgesungen wird. In gleicher Weise verteidigt sich der Beschuldigte, und die Beifalls- oder Mißfallszeichen der Menge geben den Urteilspruch ab, ob der Betreffende ein Ausgestoßener oder auch noch ferner Geduldeter sei. Es sind dies wahre Gesangsduelle. Etwas weniger friedfertig zeigen sich die Eskimo Amerikas, bei welchen oft Fehde herrscht, deren Ursprung in längst vergangenen Generationen zu suchen ist und nur durch die noch allgemein existierende Blutrache fortgepflanzt wird. Wie genau diese Pflicht geübt wird, davon erzählt Klutschak ein Beispiel, indem ein Eskimo mitten im strengsten Winter einen 650 km weiten Marsch unternahm, um die Blutrache an dem Mörder seines Oheims auszuüben.

Krankheiten werden für Einwirkungen böser Geister und Hexen gehalten und mit Zaubermitteln kuriert. In andern Fällen, namentlich bei äußerlichen Krankheiten, wendet man primitive Hausmittel an. Dem Sterbenden legt man die besten Kleider an und biegt ihm die Knieen ein. Nach dem Verscheiden trägt man alle Geräte aus dem Hause und beklagt den Toten dann eine Stunde lang in aller Stille. Gegen Abend wird er durch das Fenster des Iglu oder den Hinterteil des Zeltes hinausgeschafft und auf einer Anhöhe begraben. Das Grab wird mit Moos und einem Felle ausgefüttert und mit einem Fell, Rasen und Steinen zugedeckt. Daneben legt man dem Manne Kahn, Waffen und Werkzeuge, dem Weibe sein Messer und Nähzeug, Kindern aber einen Hundskopf, damit die Seele des Hundes dem unmündigen Kinde den Weg ins Jenseits weise. Mit der Mutter wird in der Regel ihr Säugling zugleich lebendig begraben. (Fr. Müller, Allg. Ethnographie, S. 240—241.) Ganz anders geht es aber bei den amerikanischen Inuit zu. Im Todeskampfe ist der Gatte der Frau, die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd; im Todesfalle hört die Verwandtschaft, in Todesgefahr jede Nächstenliebe, jede Menschenhilfe auf. Der Eskimo, der eines natürlichen Todes stirbt, stirbt allein. Die Insassen der Hütte, worin der Sterbende liegt, nehmen ihre sämtlichen Habseligkeiten und suchen einen andern Schlafplatz; die Hütte wird verschlossen und der Sterbende bleibt sich und dem Himmel überlassen. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, S. 207.) An der Repulsebai herrscht nach Dr. J. Rae der Gebrauch beim Tode der nächsten Angehörigen oder Freunde alles zu zerstören, was man besitzt.

Digitized by Google

Die grönländischen Inuit sind, in den dänischen Distrikten wenigstens, alle protestantische Christen und mehrere christliche Priester bereisen alljährlich die einzelnen Kolonieen, um ihres Amtes zu üben. Dennoch sind die Ideen der Eskimo in betreff des Lebens nach dem Tode ziemlich verschwommen und auch ihr sonstiger Christenglaube noch vielfach vom alten Heidentume durchtränkt, welchem die Ostgrönländer und die Inuit Amerikas noch ergeben sind. Diese alten religiösen Ansichten, über welche die Arbeiten von Dr. H. Rink (Eskimoiske Eventyr og Sagn. Kjöbenhavn 1866. 8°.) und des verdienten Abbé Morillot (Mythologie et Légendes des Esquimaux du Groenland. Paris 1875. 8°.) reichen Aufschluß gewähren, waren selbstredend noch recht primitive.

Sie glauben an den Besitz einer Seele nicht allein bei den Menschen, sondern selbst bei den niedrigen Tiergattungen. Auch glauben sie an höhere, übernatürliche Gewalten, welche die sichtbare Welt regieren und sie zu eigen haben. Es ist dies eine Art modifizierter Pantheismus. Nach ihrer Tradition ist die ganze Welt von Dämonen bevölkert, doch stehen dieselben unter der Herrschaft eines höheren Wesens, des Namens „Törnârsuk", einer persönlichen, geschlechtslosen Gottheit, die sie, die Dämonen, trotz ihrer bösartigen und böswilligen Natur zwingt, nützlich zu sein, und sie abhält, den Menschen zu schaden. Als die Quelle der Weisheit, der Erkenntnis und Wissenschaft stattet er die Menschheit mit den Mitteln aus, das Böse zu bekämpfen und das Gute zu erreichen; den Anrufungen antwortet er entweder persönlich oder durch Vermittlung eines Geistes; ihn jedoch gründlich zu erkennen, bedarf es jenes Grades von Vollkommenheit, der den gewöhnlichen Menschen zum „Angâkok" (in Amerika „Ankut") oder Priester erhöht. Die Gewalt dieser Angâkok, in welchen Peschel echte nordasiatische Schamanen erblickt, war und ist noch eine ungeheure. Sie waren Gesetzgeber und Richter, in allen Religionssachen allein maßgebend, zugleich Aerzte und Zauberer, wenigstens allein fähig, es mit den Zauberkünsten aufzunehmen und in Amerika spielen sie noch heute die Rolle des Arztes und Wahrsagers. Ja, gibt es dort überhaupt eine Autorität, die einen gewissen Machtspruch ausüben kann, so ist es der Ankut. Offenbar glauben diese Leute selbst an ihre Zauberkunst, und wenn der Geist über sie kommt, so versetzen sie sich halb künstlich, halb freiwillig in einen ekstatischen Zustand, der als eine Krise der inneren Aufregung betrachtet werden muß, wie eine solche in der Form eines psychischen Krampfes an einer Eskimofrau zu beobachten Virchow Gelegenheit hatte. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1880, S. 271—172.) Doch zurück zu Törnârsuk. Sein Aufenthalt ist in der Unterwelt, in einer von Erde und Meer geschiedenen Region, welche beide letzteren durch gewaltige Pfeiler getragen werden. Sie ist sowohl durch das Wasser als durch Erdklüfte errreichbar. Die Oberwelt andererseits ist wieder nur eine Fortsetzung unserer eigenen: Berge, Thäler, Seen, kurzum alle Charakterzüge unserer Erde enthaltend; sie ist durch einen Aufstieg aus dem Mittelpunkte des Ozeans aus erreichbar. Nach einer dieser beiden Welten kommen, je nach der Bestimmung Törnârsuks, die Seelen aller Verstorbenen. Die Unterwelt ist besser als die Oberwelt, warm und üppig in Nahrungsmitteln; die Seelen der Gerechten schwelgen nach dem Tode dort unten in einem Ueberflusse von Seehundfleisch und Thran; die Glücklichen aber, die für sie bestimmt sind, können sie nur erreichen, indem sie fünf Tage lang über zackige Felsen geschleift werden. Die Seelen in der Oberwelt wohnen in Zelten, an gefrorenen Seen und leiden von Hunger und Kälte. Sie unterhalten sich damit „Irmus" zu spielen, wobei die Köpfe von Walrossen als Bälle dienen, wodurch — etwas schwer zu erklären, wie — die Erscheinung der „Aurora borealis" herbeigeführt wird. Der Sternenhimmel über uns ist aus festem Stoffe und hat einen hohen Berg der Oberwelt zur Basis. (Ausführlicheres über die Mythologie der Inuit siehe in meinem Buche: Im ewigen Eis, S. 239—244.) In der Religion der amerikanischen Eskimo findet sich gleichfalls der Begriff einer einzigen Gottheit, von der keine Götzenbildnisse gemacht werden; wir begegnen auch den Ideen eines künftigen Lebens in einem ewig dauernden Sommer, sowie dem Glauben an einen guten und einen schlechten Ort. An diese Grundbegriffe reiht sich ein Kultus abergläubischer Ansichten, der sich in dem Verhältnis der Stämme zu einander gerade so wie im sozialen Leben des einzelnen Stammes wiederspiegelt und auch das Familienverhältnis bis in die kleinsten Details durchzieht.

Digitized by Google

Die westlichen Eskimo.

Ungleich weniger bekannt als ihre östlichen Stammesbrüder ist die westliche Gruppe der Inuitvölker, d. h. jene, deren Wohnsitze im Westen der Felsengebirge längs des nördlichen Eismeeres bis an die Beringstraße und dem Großen Ozean entlang an der Südwestküste Aljaskas bis zu der Landmarke des Eliasberges sich erstrecken. Weil dieser Zweig der Inuit in eine Reihe von Stämmen mit Sondernamen zerfällt und viele von diesen allgemein gangbar geworden sind, so ist für denselben die sonst übliche Benennung „Eskimo" wenig gebräuchlich, damit aber auch das Bewußtsein der ethnischen Zusammengehörigkeit aller dieser Stämme, sowie ihrer scharfen Unterscheidung von den benachbarten Indianern in den gebildeten Kreisen nur wenig ausgeprägt. Denn auch in Aljaska halten die Inuit bloß die Küstenstriche besetzt, während das Innere des Landes von Indianerhorden durchstreift wird.

Von Norden gegen Süden fortschreitend ist die Reihenfolge der wichtigsten Inuitstämme Nordostamerikas die nachstehende: die Tschiglit (Sing. Tschiglerk) am nördlichen Eismeere zwischen Kap Bathurst und dem Colvillefluße; die Kaviagmiut (Anlygmiut) auf der Halbinsel Kaviak und der Insel Aschiak; die Malemiut (Maleigmiut) am Nortonsund; ihr östlichster Sitz ist Attenmiut, ihr westlichster jenes Flüßchen, welches sich nördlich in die Spasarawiewbai, im Kotzebuesund ergießt; die Unaligmiut (Unaleet, fälschlich auch Aziagmiut genannt), welche die Tschnagmiut und Paschtoligmiut umfassen, an der Beringküste von Paschtolik bis Schaktolik; die Ekogmiut im Yukondelta von Kipniuk bis Paschtolik wohnend und die Kwichluagmiut und Kwichpagmiut umfassend; die Magemiut (Magagmiut) von Kap Romanzow bis zur Yukonmündung; die Agulmiut, vom Kap Romanzow bis Kap Awinow und auf der Insel Nuniwok; die Kuskwogmiut (Kuskokwigmiut) an beiden Ufern der Kuskokwimbai und weiter hinauf am gleichnamigen Flusse; die Muschagagmiut (Keyataigmiut) an der Mündung des Nuschagakflusses und der Küste entlang bis Kap Newenham; die Aglegmiut (Oglemiut) an der Nordküste der Halbinsel Aljaska bis zur Spitze der Bristolbai und längs der nördlichen Küste dieser Bai bis Kap Etolin; die Konjagen (Kodjaken, Kadjaken oder Kaniagmiut) auf der Insel Kadjak und dem größten Teil der Halbinsel Aljaska, vom Ikjamnasee bis etwa 159° w. L. v. Gr.; die Tschugatschen (Tschugatschigmiut) an den Küsten und auf den Inseln des Tschugatschgolfes sowie im Südwesten der Kenaihalbinsel; endlich die Okeogmiut auf den Inseln der Beringstraße. Sicherlich ist dem Leser die Endung — „miu-t" aufgefallen, welche der Mehrzahl dieser Völkernamen anhaftet; sie ist, nach Fried. Müller, der Plural eines mittelst des Suffixes — „miu" gebildeten Adjektivausdruckes, welcher besagt, daß der durch das zu Grunde liegende Substantivum bezeichnete Ort von diesem oder jenem bewohnt wird. Es ist daher falsch, Aglegmiuten oder Maleminten zu sagen, da in dem auslautenden „-t" bereits die Pluralbezeichnung gelegen ist.

Alle diese Völker sind mit den östlichen Eskimo, den amerikanischen Eismeernomaden und den Grönländern unzweifelhaft Eines Stammes. Zwar hat Barnard Davis — ich bemerkte es schon S. 235 — geglaubt, ihrer Körpereigentümlichkeit nach die Eskimo in drei große, von einander verschiedene Stämme zerlegen zu sollen. Doch hat ein großer Kenner nordischer Altertümer, Konrad Maurer, vor wenigen Jahren gezeigt, daß die Inuit erst seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich über Grönland verbreitet haben; auch hört man heute bei den Eskimo am grönländischen Ufer des Smithsundes genau dasselbe eintönige

Digitized by Google

Lied, welches auch die Eskimo an der Beringstraße singen, ohne daß beide in irgend welchen Verkehrsverbindungen zu einander stehen; die Inuitschädel, welche Alphonse Pinart aus Nordwestamerika heimbrachte, gleichen in allen Stücken den grönländischen, und von den Malemiut, deren Sprache jener der Grönländer außerordentlich nahe steht, versichert Frederick Whymper, daß sie den östlichen Eskimo völlig gleichen würden, wenn ihr Wuchs nicht um vieles stattlicher wäre. Ich habe schon oben (S. 235) gezeigt, daß die Statur der Inuit mit dem Fortschreiten gegen Westen immer größer wird, was vielleicht in Mischungen mit den benachbarten Indianern begründet ist. Die größten unter allen westlichen Eskimo sind wohl die Konjagen, für deren Mischung mit Koljuschen- d. h. Thlinkitindianer Pinart überzeugende Thatsachen angeführt hat. (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 674.) Das Gemälde, welches P. Petitot von dem 2000 Köpfe zählenden Stamme der Tschiglit in physischer wie in moralischer Hinsicht entwirft (A. a. O. 1876, S. 506—507), stimmt völlig überein mit allen sonstigen Beschreibungen der Inuit, nur daß auch ihre Körpergröße das Mittel übertrifft. Bei den Malemiut sind Männer von 1,83 m keine Seltenheit. — Hubert Howe Bancroft's großes Werk (The native races of the pacific states of North-America. Leipzig 1875. 8°. 5 Bde.) besitzt zwar nur kompilatorischen Wert, seine Schilderung der Westinuit (Bd. I, S. 35—87) ist aber deshalb zu beachten, weil er ihr alle über diese Stämme vorhandenen Quellen zu Grunde legen konnte, und auch aus ihr geht die gänzliche Uebereinstimmung der westlichen mit den östlichen Eskimo zur Genüge hervor. Wir begegnen hier im Westen fast der nämlichen Lebensart, fast dem nämlichen Hüttenbau, der nämlichen, fast ausschließlich animalischen Nahrungsweise, der nämlichen Tracht.

Knochenwerkzeug zum Absprengen von Steinklingen mit dem zugehörigen Nucleus oder Kern.

In bezug auf Gerätschaften genießen die Inuit an der Beringstraße einen sehr großen Vorzug darin, daß ihr Land durch die Meeresströmungen viel mehr Treibholz, Wrackstücke und Bestandteile zertrümmerter Schiffe erhält und an der dortigen Küste zahlreiche Gegenstände, auch eiserne, abgesetzt werden, wie deren nach Grönland gar nicht oder nur sehr spärlich kommen. Die Anwohner der Beringstraße sind also etwas besser daran; sie haben mehr Material, mit dem sie arbeiten können. Trotzdem sind sie noch immer

Digitized by Google

wesentlich auf die Bearbeitung von Steinen angewiesen, und obwohl sie gelernt haben, das ihnen zugetriebene Eisen zu bearbeiten, so bearbeiten sie doch gleichzeitig immer noch Steine. Unter den Instrumenten, womit diese Bearbeitung geschieht, ist eines, welches dazu dient, jene kleinen Auskerbungen hervorzubringen, welche an den scharfen Rändern und auf den Flächen dieser gewöhnlich etwas sägeförmigen Instrumente bemerkbar sind. Da zeigt es sich nun, daß diese Steine von den Inuit gar nicht geschlagen werden, vielmehr bearbeiten sie dieselben in überraschender Weise, indem sie mit einem hölzernen Werkzeug einen plötzlichen seitlichen Druck oder einen stumpfen Stoß auf den Feuerstein ausüben (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1873, S. 167—168). Schon Cook hatte bemerkt, daß die Fahrzeuge, Waffen und Fischereigeräte der Bewohner von Prinz Williamssund und ihrer Nachbarn denen der Grönländer und anderer Ostinuit sehr ähnlich sind, nur führen die Konjagen und Tschugatschen auch Bogen und Pfeil; im Prinz Williamssund tragen sie künstlich gearbeitete zolldicke hölzerne Panzer und pflegen sich in die Tiere zu verkleiden, die sie jagen. Im Uebrigen legen die Westinuit die nämlichen Fähigkeiten und technischen Geschicklichkeiten an den Tag wie die Grönländer. Durch den russischen Reisenden Choris vom Schiffe Senjawin erhielten wir die Kopieen von Rentierdarstellungen, von derjenigen eines Walfanges mittelst Harpunen, welche durch Eingeborne des Kotzebuesundes auf Walroßzahn eingegraben sind, sowie einer ganz aus demselben Stoffe verfertigten Eisbärenstatuette. Vielleicht darf man als hervorstechendstes äußeres Unterscheidungsmerkmal der westlichen Inuit das vom Nortonsund bis an den Mackenzieström übliche Durchbohren der Oberlippe bezeichnen, welches dazu dient, ein kleines Knochenstäbchen, Elfenbein-, Muschel-, Stein- oder Holzstückchen hindurchzuschieben, was mit der Zeit die Oeffnung bedeutend erweitert und die Lippe sehr unschön herabzieht. Die Eingebornen am Prinz Williamssunde durchbohren die Unterlippe, manchmal an mehreren Stellen, am Mackenzie aber auch noch die Nasenwand. Diese Sitte deutet auf eine tiefere Gesittungsstufe hin, aus welcher wohl auch alle sonstigen Unterschiede zwischen Ost und West des weiten Inuitgebietes zu erklären sein dürften.

Aus gespaltenen, schwarz und weißen Federspulen geflochtener Hut vom Nuklasund mit Darstellung einer Walfischjagd.

In moralischer Hinsicht ist gleichfalls nichts Neues zu sagen. Hüben wie drüben die nämlichen Tugenden, die nämlichen Laster. Polyandrie ist ganz allgemein, die männlichen Konkubinen sind auf Kadjak noch häufiger als auf (dem aleutischen) Unaljaska, und man hat Hrn. von Langsdorff versichert, daß die eheliche Gemeinschaft unter den nächsten Blutsverwandten auch nicht im geringsten verhindert wird, ja daß hier dergleichen Verbindungen zwischen Geschwistern und sogar zwischen Eltern und ihren Kindern stattfinden. Ein Eingeborner, den Langsdorff hierüber zur Rede stellen ließ, antwortete ihm ganz unbefangen, daß seine Nation hierin dem Beispiele der Seeottern und Seehunde folge. (Langsdorff. Reise um die Welt. Bd. II, S. 89.) Auch neuere Beobachter bestätigen, daß die Westinuit in wahrer Promiskuität leben und den

Digitized by Google

tollsten Ausschweifungen ergeben sind. Wie alle Polarvölker erwerben auch die Eskimo frühzeitig das Vermögen der Geschlechtserneuerung und schreiten schon in sehr jungen Jahren zur Ehe, wenn man dies so nennen darf. Eine physiologische Erklärung, warum bei größerer Annäherung an den Aequator und an den nördlichen Polarkreis der Zeitraum der Unreife sich verkürze, ist noch nicht gegeben worden.

Die Konjagen, unter welchem Namen englische Ethnologen mitunter alle Eskimo Nordwestamerikas zusammenfassen wollen, sind zwar Christen dem Namen nach, wissen aber von der russisch-griechischen Religion kaum etwas mehr, denn das Zeichen des Kreuzes. Es begreift sich daher, daß obgleich die Russen, ihre langjährigen Herren, bei ihnen die alten Sitten mehr und mehr verdrängt haben, sie doch zähe festhalten an ihrem früheren Glauben an gute und böse Geister, welche letzteren allein Verehrung bei ihnen finden. Ihnen zu Ehren führten sie in großen Häusern religiöse Feste auf, von denen die Armen und die Mädchen ausgeschlossen blieben, während einzelne Frauen durch die Zauberpriester eingeführt werden konnten. Diese Feste bestanden am Kuskokwim und Yukon in dramatischen Maskenspielen.

In neuerer Zeit sind wir mit den Malemiut und Kaviagmiut genauer bekannt geworden. Beide vermischen sich häufig miteinander, Whymper bezeichnet sie deshalb als ein und dasselbe Volk. In der That sind auch ihre Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche vollkommen die gleichen, allein sie sprechen verschiedene Dialekte und bewohnen verschiedene Landstriche. Die Oberkleidung der Malemiut besteht aus dem „Park", einem Pelz, der hemdartig geschnitten, mit langen Aermeln und einer Kapuze versehen ist. Hosen, Socken und Stiefeln sind ebenfalls aus Pelz verfertigt, und die Kleidung bisweilen aus Pelz vom Wolverine (Gulo Luscus) verbrämt. Sie hausen in unterirdischen Gruben, in die man durch einen kleinen Tunnel auf den Knieen hineinrutschen muß. Nur das Dach erhebt sich über den Boden und hat in der Mitte eine Oeffnung zum Abzuge des Rauches. Neben jeder solchen Hütte stehen Stangengerüste, oben mit einem kleinen Hause oder Käfig, zu dem man auf einem eingekerbten Baumstamm anstatt einer Leiter hinaufsteigt und wo man alle Vorräte in Sicherheit bringt. Außer den Familienwohnungen erbauen die Malemiut größere Räume, die zu Versammlungen sowie zu Tanzvergnügungen dienen. Letztere finden nur im Winter statt und bestehen aus pantomimischen Darstellungen, durch welche die Bewegungen und Geberden von Vögeln oder von vierfüßigen Tieren nachgeahmt werden. Beleuchtet werden diese „Ballsäle" mit trüben Thranlampen. Vor dem Beginn der Lustbarkeit machen die jungen Herren Toilette, indem sie sich den Oberkörper mit einer Flüssigkeit waschen, die man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen pflegt, dann bringen die Frauen Lebensmittel herbei, denn jede Familie besteuert sich zu dem Piknik nach Kräften. Eröffnet wird das Fest mit einem Schmause und nach dieser Stärkung beginnen die Tänze. Der russische Lieutenant Sagoskin fand Gelegenheit, bei den Malemiut ein eigentümliches Fest zu beobachten: jenes des „Versenkens der Blasen ins Meer", welches an der Küste des Nortonsundes an unserem 1. Januar begangen wird. An der Vorderseite des „Kaschim", d. h. des Winterhauses, werden auf Riemen von Walroß- oder Seehundhaut bis zu einhundert Blasen aufgehängt, aber nur von solchen Tieren, welche mit dem Pfeil erlegt wurden. Diese Blasen sind mit allerlei phantastischen Figuren bemalt; vor ihnen hängt auf der einen Seite eine Eule mit einem Menschenkopfe und eine aus Holz geschnitzte Möve. Auf der andern hängen zwei Schneehühner. Die Eule schlägt mittelst einiger Fäden, welche über dem Querbalken angebracht sind, mit den Flügeln und dreht den Kopf; die Möve stößt mit ihrem eisernen Schnabel auf den Fußboden, als wolle sie Fische fangen; die Hühner aber laufen gegen einander, um sich zu küssen. Auf der vorderen Seite des Kaschim steht vor der Grube, welche den Ofen vertritt, ein 2 m langer mit trockenem Gras umwundener Pfahl. Den ganzen Tag über wird getanzt. Die Männer tragen eine Art leichter „Torbassen", d. h. Staatsschuhe, dergleichen auch bei den Kamtschadalen in Gebrauch sind, die Frauen Rentierhosen und

Digitized by Google

Griechische Thonfiguren aus Tanagra.

R. KEKULÉ, Griechische Thonfiguren aus Tanagra. Im Auftrage des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts zu Berlin, Rom und Athen herausgegeben. 32 S. Text mit 4 Radirungen. — 12 Tafeln in Farbendruck und 5 Tafeln Radirungen. gr. Folio. 3 Abtheilungen à M. 60. — complet M. 180. — In Prachtband M. 225. —

— „ — Die antiken Terracotten. Im Auftrage des archäologischen Instituts des deutschen Reichs herausgegeben. Band I. Die Terracotten von Pompeji von HERMANN VON ROHDEN. 20 illustr. Textbogen und 50 lithogr. Tafeln. Folio. In Mappe M. 60. —

— „ — Die Reliefs an der Ballustrade der Athena Nike. Nach Zeichnungen und Entwürfen von LUDWIG OTTO. 30 S. Text. 7 Kupfertafeln und 1 lithogr. Plan. Folio. In Halbleinen geb. M. 42. —

— „ — Ueber den Kopf des Praxitelischen Hermes. 32 S. Text. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck M. 2.65.

— „ — Ueber die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst. 31 S. Text. M. 2. —

Verlag von W. SPEMANN in STUTTGART.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

13. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Mit Illustrationen von F. Keller-Leuzinger.

Erscheint in 2 Bänden von je etwa 35 Lieferungen à 50 Pfg.

Nachthütte auf Borneo.

Unsere rastlos vorwärtsschreitende Gegenwart hat in kurzer Frist die Völkerkunde zu einer der wichtigsten Wissenszweige erhoben und rasch erkannt, daß sie allein für die Lösung so vieler tief ins praktische Leben, ins politische wie ins sociale, eingreifender Fragen den Schlüssel zu bieten vermag. Eine zusammenhängende, lesbare Darstellung der Völkerkunde dürfte um so mehr die allgemeinste Theilnahme finden, als der durch seine früheren Arbeiten hinlänglich bekannte Verfasser den Versuch macht, im Sinne der Darwin'schen Lehre die aufsteigende Entwicklung des Menschengeschlechtes von seinen tiefsten Gesittungsstufen bis zu dem reichen Kulturleben der hochentwickelten Nationen zu schildern —

So wandeln wir vom Australier und Polynesier zum Indianer Amerika's und zum arktischen Eskimo; in der Alten Welt nehmen wir den Faden beim Neger Afrika's wieder auf und gelangen durch die Völker Asiens zu den Kulturnationen Europa's. Körperbeschaffenheit, Charakter und Geistesanlagen, Kleidung und Schmuck (Tättowiren, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten), Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beschäftigung, Familie, sociale Verhältnisse, Stellung der Frauen und Kinder, Anfänge

Peruanische Indianer von Huarochiri.

Digitized by Google

Digitized by Google

bemusterte Parken mit Glasperlen und Ringen verziert. Nach beendetem Tanze zupft ein Mann etwas Gras von dem Pfahle ab, zündet dasselbe an, beräuchert damit die Blasen und die Vögel und stellt dann den Pfahl zur Seite. Die Malemiut veranstalten dieses Fest zu Ehren des Meergeistes, ihres „Jugjak". Ueber die Bedeutung der einzelnen Gebräuche wußten sie keine Auskunft zu geben; sie sagten nur: das sei nun einmal so hergebracht (Globus, Bd. XVIII, S. 114—115).

Die Aleuten.

Die Bewohner jener öden, baumlosen Inselschnur, welche in geschwungenem Bogen von Aljaska gegen Kamtschatka hin sich erstreckt und den Großen Ozean von dem arktischen Beringsmeer scheidet, bilden die zweite Gruppe der amerikanischen Hyperboreer. Wir heißen sie, so wie auch die Kette von feuerspeienden Kegeln und Pyramiden, die ihnen als Wohnsitz dienen, nach dem Vorgange der Russen, die Aleuten, eine vielleicht aus dem Tschuktschenwort „Ilua" (Insel) durch die Russen verderbte Bezeichnung, die bei den Eingebornen selbst völlig unbekannt war; diese hatten für die Bewohner der verschiedenen Eilande auch verschiedene Namen, so z. B. für die Leute auf Unaljaska „Kagataya Koung 'ns", d. h. Männer des Ostens, für die Bewohner der Andrejanowinseln „Namigun", d. h. Leute des Westens. Da sich die Grenzen gegen die Eskimo nicht bestimmt bezeichnen lassen, so schwanken die Angaben über ihre Zahl zwischen 4000 und 10000. Die kleinere Ziffer umschließt wahrscheinlich die Bewohner der aleutischen Inseln allein, die größere wird die richtige sein, wenn man die Bewohner der Halbinsel Aljaska und der Küsten der Bristolbai hinzurechnet. Soweit sich aus den vorhandenen Nachrichten urteilen läßt, sind die Aleuten mit den benachbarten Westinuit der äußeren Erscheinung nach so sehr verwandt, daß manche Beobachter keine Unterscheidung zwischen beiden machen. Langsdorff z. B., welcher das aleutische Unaljaska und das konjagische Kadjak besucht und die Bewohner beider Eilande ziemlich eingehend beschrieben hat, gedenkt nicht des Umstandes, daß sie verschiedenen Völkerstämmen angehören, ja er nennt die Insulaner Kadjaks geradezu Aleuten. Anderseits wurden die benachbarten Tschugatschen von den Russen fälschlich Aleuten genannt, ja haben, dadurch verführt, angefangen sich selbst so zu nennen. Derlei Verwechselungen wären kaum möglich, wenn nicht zwischen beiden Rassen auffallende physische, psychische und kulturelle Aehnlichkeiten beständen. Nach Peschel freilich sind die Aleuten ein mongolischer Menschenschlag, mit den Eskimo bloß durch eine Anzahl gemeinsamer Wörter verknüpft, die aber nur eingetauscht sein mögen. (Peschel, Völkerkunde, S. 399.) Es ist nun allerdings richtig, daß das Aleutische bis jetzt noch vereinsamt dasteht, wenngleich ich die von Peschel nach Lütke mitgeteilte Angabe, daß die Aleuten sich zur Wortbildung auch der Präfixe bedienen, die der Inuitsprache völlig fehlen (a. a. O.) durch die gründliche Darstellung, welche Friedrich Müller dem Aleutischen gewidmet hat, nicht bestätigt finde. Der große Wiener Sprachgelehrte schildert den allgemeinen Charakter

Digitized by Google

dieses Idioms wie folgt: „Dem äußeren Typus und der reichen Entwickelung der Wortformen nach mahnt das Aleutische an die türkisch-tatarischen Idiome und die Sprachen uralischen Stammes. Doch ist ihm die diese Sprachen auszeichnende Vokalharmonie unbekannt. Der Prozeß der Wortschöpfung geht durch die Suffixbildung vor sich. Das die Sprache beherrschende Prinzip ist die Agglutination. Nomen und Verbum sind ziemlich reich entwickelt. Der Mangel eines bestimmten Subjekt- und Objektkasus macht sich auch hier wie anderwärts empfindlich fühlbar. Dagegen werden Attribut und Prädikat voneinander auch lautlich geschieden. Den Glanzpunkt der Sprache bildet das Verbum, das sich in mancher Hinsicht mit dem reich entwickelten türkischen messen kann." (Fried. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. II, Abt. 1, S. 146.) Da übrigens, wie die neuesten anthropologischen Untersuchungen dargethan, auch die Eskimo in ihrer äußeren Erscheinung sehr viel Mongolenähnliches besitzen, so ist es leicht begreiflich, daß die Verschiedenheit der Idiome, welche dem europäischen Beobachter zumeist beide gleich fremd sind, nicht genügte, um die ethnische Differenz sofort in die Augen springen zu lassen. Die Aleuten zerfallen zudem in zwei Stämme: die Atka oder Atcha, ursprünglich im westlichen, dann die Unaljaska, im östlichen Teile der Inselkette ansässig, durch Wanderungen aber miteinander stark vermischt. Auch viel Russisches haben sie in sich aufgenommen und wahrscheinlich verdanken sie diesen Berührungen, daß sie besser geformt und intelligenter aussehen als die Eskimo, welchen sie im ganzen dem leiblichen Typus nach gleichen. Eine reine Rasse sind die heutigen Aleuten wohl kaum mehr.

Nur spärlich fließt das Material zur anthrologischen Schilderung der Aleuten. Wir können bloß im allgemeinen sagen, daß ihre Statur mittelgroß, eher klein, ihr Wuchs jedoch proportioniert ist, nur die Beine sind meistens krumm, wenigstens bei den Männern, was ihnen einen entenartig watschelnden Gang verleiht. Alle haben sehr breite Schultern, sind sehr stark und besitzen trotz ihrer harten Arbeit kleine, schöne geformte Hände und Füße. Die Hautfarbe ist dunkelgelbbraun und bleibt so selbst nach der Kreuzung mit Europäern bis in die dritte Generation. Die Augen sind schwarz und merklich schiefgeschlitzt, die Backenknochen hervorragend, das Haar schwarz, straff, aber nicht grob, der Bartwuchs spärlich, alles Merkmale, welche mit dem breiten Gesichte an die Mongolen erinnern. Die Schienbeine sind merklich ausgebogen, die Sohlen der Füße kurz, sowohl an und für sich als auch besonders im Verhältnis zu ihrer Breite. Was den Schädel anbelangt, so wird derselbe nach hinten flach, an den Seiten eingedrückt und etwas einer Pyramide ähnlich beschrieben, doch hat bis vor kurzem keine einzige Messung des Aleutenschädels existiert. Solche wurde zuerst von Dr. E. Bessels an 15 Schädeln ausgeführt, welche Dall in einer Höhle auf einer bis jetzt namenlosen Insel der Nazanbucht ausgegraben hat und deren Rassenreinheit nicht dem leisesten Zweifel unterliegt. Die gleichzeitig in derselben Höhle gefundenen Steinwaffen und sehr beachtenswerten Schnitzereien sprechen für ein hohes Alter dieser Schädel, so daß wir eigentlich den heutigen Aleutenschädel aus ihnen nicht kennen lernen; auch geben dieselben keinerlei Anhaltspunkte zur Bestimmung des Geschlechts, rühren aber alle von Erwachsenen her. Diese Schädel zeigen einen mittleren Breitenindex von 86,5 (78 Minimum, 90,7 Maximum), einen mittleren Höhenindex von 73,3 (66,5 Minimum, 78,7 Maximum) und eine mittlere Kapazität von 1453 ccm (1235 Minimum, 1580 Maximum). (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 121.)

Kleidung, Wohnung und Nahrung der Aleuten sind gegenwärtig bis zu einem gewissen Grade den Russen entlehnt, durch die sie auch zum griechischen Glaubensbekenntnisse bekehrt worden sind. Dem rastlosen Eifer des Apostels der Aleuten, Innocenz Wenjaminow (nach F. H. von Kittlitz Johann Wil-

Digitized by Google

jaminow), verdanken sie nicht bloß die ersten Verkündigung der Lehren christlicher Moral — denn obschon diese der europäischen Zivilisation sehr zugeneigten Leute längst zum Christentume bekehrt waren, hatte sich dasselbe doch auf leere Formen beschränkt — sondern auch die Einführung von Schulen. Viele der älteren Leute sprechen geläufig russisch und lesen auch russische Bücher; in neuester Zeit — d. h. seit Abtretung Russisch-Amerikas an die Vereinigten Staaten — fangen sie auch an englisch zu sprechen, doch sollen anderseits infolge des Abganges Wenjaminows bedeutende Rückschritte gemacht worden sein. Auch sonst haben die Verhältnisse der Eingebornen eine bedeutende Verschlechterung durch den Wechsel der Herrschaft erfahren. Ihrer 5000 hingen in betreff ihres Unterhaltes allein vom Fange der Seeotter (Enhydris lutra) ab. Seit das Land den Nordamerikanern gehört, haben diese, welche überhaupt keine Schonung beobachten, bei den Otternjägern das Schießgewehr eingeführt und so werden voraussichtlich schon in wenigen Jahren die Seeottern ganz ausgerottet sein. Damit wären dann jene 5000 Menschen um ihren Erwerb gebracht und der Verkümmerung preisgegeben.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Aleuten bleibt nach wie vor ganz naturgemäß Fischerei und die Jagd nach Seetieren, namentlich auf Walfische, Seeottern, Seebären (Otaris ursina L.), Walrosse und Seehunde (Phoca vitulina). Die Wichtigkeit der letzteren übersteigt alle Begriffe, indem man wohl mit Recht behaupten kann, daß es dem Aleuten kaum möglich sein würde, ohne Seehunde zu leben. Aus der Haut derselben macht er sich Kleider, Teppiche, Riemen, Schuhe und andere Gerätschaften, ja sogar das Kanoe, auf welchem er täglich ausfährt, besteht aus einem hölzernen Gerüpp mit den Fellen dieses Tieres überzogen. Das Fleisch wird gegessen und das Fett oder der Thran teils zur Nahrung, teils zur Erwärmung und der Beleuchtung angewendet. Der Schlund wird zu wasserdichten Stiefeln und Beinkleidern umgeschaffen, und aus dem blasenähnlichen Magen werden Aufbewahrungsbehälter zu allen Arten von Flüssigkeiten bereitet. Aus den Eingeweiden werden Regenkleider gemacht, und zugleich dienen sie statt der Fensterscheiben, um das Tageslicht in die Hütte fallen zu lassen; sogar die Bartborsten werden, wie in Europa die Straußfedern, zum Putz und als Kopfzierat benutzt, so daß Langsdorff, dem ich diese Schilderung entlehne, kaum einen einzelnen Teil dieses Tieres zu kennen erklärt, aus dem nicht irgend ein Vorteil gezogen würde (Reise um die Welt, Bd. II, S. 46). Wem fällt nun dabei nicht sofort die Uebereinstimmung mit den Grönländern auf, welche die Natur auf die nämliche Ausnutzung des Seehundes angewiesen hat, ähnlich wie den Lappen Europas und selbst den binnenländischen Eskimo Amerikas auf jene des Ren? Und mit den Eskimo wetteifern die Aleuten auch an Seetüchtigkeit, wenn sie dieselben darin nicht gar noch überbieten. Man kann wohl sagen, daß ein Mann dieser „Seekosaken", wie Wenjaminow so treffend die Aleuten nannte, erst recht zu leben beginnt, wenn er sich in seinem ledernen, gewöhnlich selbstverfertigten Schiffchen auf den Wellen befindet, und die bewundernswürdigste Gewandtheit in der Führung desselben ist die natürliche Folge dieses angebornen Triebes. Zahlreiche Proben der höchsten Geschicklichkeit in Führung der „Baidarke" — so nennt man ihre Fahrzeuge — sowohl als der dazu gehörigen Wurfspieße, die früher fast jeder Erwachsene zu zeigen im stande war, gehörten schon 1827, als Freiherr von Kittlitz, der Begleiter Lütkes auf dessen Weltumsegelung 1826—1829, Unaljaska besuchte, zu den seltneren Künsten einzelner. „Doch waren es immer noch die Aleuten von Unaljaska, sowie die der übrigen sogenannten Fuchsinseln, die sich durch die oben erwähnte Gewandtheit sowohl als durch Feinheit und Zweckmäßigkeit in der Bauart ihrer Baidarken auszeichneten und mit einer Art stolzen Mitleids auf die ähnliche, doch viel unbeholfenere Schiffahrt der westlicheren Aleuten, die sich auch in der Sprache von denen der Fuchsinseln unterscheiden, herabzusehen pflegten. Besonders die einsitzigen Baidarken von Unaljaska (die bei weitem gebräuchlichsten, denn die zweisitzigen sind seltener, und die mit drei Luken hauptsächlich erst seit Ankunft der Russen im Gebrauch) zeichnen sich durch Leichtigkeit und Schnelligkeit vor allen andern aus. Eine solche Baidarke wird von dem Ausziehenden gewöhnlich

Digitized by Google

bis ans Meer, wie ein Köcher quer über den Rücken hängend, getragen; und wirklich ist es auch ein Köcher, denn die sämtlichen Wurfspieße verschiedener Art, deren der Mann sich eben zu bedienen gedenkt, sind auf dem Verdeck in besonderen Schlingen so befestigt, daß er sie beim Sitzen in der Luke sämtlich mit Leichtigkeit ziehen und mittelst des sorgfältig gearbeiteten Wurfbrettes, welches ebenfalls in einer dieser Schlingen Platz findet, mit großer Gewalt und Sicherheit vor sich werfen kann." (Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. Gotha 1858. 8°. Bd. I, S. 293—294.) Diese einlukigen Fellböte haben, wie Erman es erläutert, etwa 30 kg Eigengewicht und, bestiegen von einem 70 kg schweren Aleuten, immer noch einen so geringen Tiefgang, daß der eingetauchte Querschnitt nur 0,056 qm Widerstandsfläche bietet. Im wesentlichen gleichen sie den Kajak der Eskimo. Außer diesen leichten Baidarken gibt es sogenannte Familienschiffe (Baidaren), die ganz so und

Aus Birkenrinde verfertigte, grün, schwarz und rot bemalte Kopfbedeckung von Unaljaska (Aleuten).

von demselben Material wie erstere gebaut, nur mit mehreren Sitzöffnungen versehen sind. Ihrer bedienen sich, wie der Umiak bei den Eskimo, hauptsächlich Frauen. Erwachsene Männer halten es für eine Schande, solche Böte zu besteigen. Noch ein weiterer Zug verbindet sie mit den Eskimo oder zeigt wenigstens eine verwandte Erscheinung. Die aleutischen Gemeinden stehen nämlich unter sich in einer Art Jagdkartell. Die Wurfspeere sind mit einer Trachyt- oder Obsidianspitze und mit dem Gemeindezeichen des Jägers versehen. Schwimmt nun ein erlegter Wal heran, so erkennt man an dem Speerzeichen die Gemeinde des Jägers, der sogleich Anzeige gemacht und mit der die Beute geteilt wird.

Als Kleidung dient, wiederum sehr ähnlich wie bei den Eskimo, ein langes hemdartiges Gewand mit Aermeln aus dem Balg von Seevögeln oder aus Seehundsfell, und darüber ein zweites aus Seetierdärmen mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird; die wohlhabenderen besitzen jetzt auch Halstücher, Westen, Beinkleider, und ihre Frauen tragen an Feiertagen auch russische Kleidung. Ebenso verschwand der höchst originelle Kopfputz, der Hauptsache nach ein langer gebogener Augenschirm, demjenigen

Digitized by Google

nicht unähnlich, welchen man bei uns zuweilen den Kranken verordnet, indem er, wie die gesamte Nationaltracht, nach und nach den russischen Kleidungsstücken Platz machte.

Die Aleuten wohnen in Dörfern von 20—30 Behausungen, welche stets auf einer das Meer beherrschenden, aber gegen die Nordwinde geschützten Anhöhe erbaut sind. Die Wohnhütten sind allerdings ziemlich verschieden von jenen der Eskimo, haben aber doch das mit ihnen gemein, daß sie halb unterirdische Baue sind. Sie bestehen meist aus Rasen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgetürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen, geben aber den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Der Charakter dieser Hütten hat bis in die Gegenwart sich unverändert erhalten, wie Pinart bezeugt, welcher 1871 die Aleuten besuchte und auf der Insel Akun in eine solche Behausung eindrang. Er fand sie, wie allgemein, in zwei Gemächer geteilt, deren ersteres mit einem Loche im Dache zum Abzuge des Rauches als Küche diente und von ekelerregendem Schmutze starrte; auch das zweite Zimmer, in welche nach Innuitart längs den Wänden rohe Holzbänke zum Schlafen und Sitzen angebracht waren, erfreute sich einer zweifelhaften Reinlichkeit (Bulletin de la Société de géographie. Paris 1873. Bd. II, S. 564), während Herr von Kittlitz dem Innern der Häuser eine lobenswerte Reinlichkeit nachgerühmt hatte. (Denkwürdigkeiten einer Reise nach Russisch-Amerika, Bd. I, S. 275.) Die Einrichtung des Zimmers wird durch einen vierfüßigen Tisch, sowie durch einige von den Amerikanern eingehandelte Tassen und Fayencebecken vervollständigt. Eine kleine hölzerne Kirche oder Kapelle des griechisch-orthodoxen Ritus, in welcher allwöchentlich Gottesdienst gehalten wird, fehlt keinem Aleutendorfe.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß W. H. Dall im Sommer 1872 auf Unaljaska Ausgrabungen vorgenommen hat, wobei er mehrere alte aleutische Häuser fand und darin drei vollkommen erhaltene Skelette, welche in einem besonderen Gemache lagen; dasselbe ist genau so gebaut, wie bei den jetzt lebenden Aleuten. Dall stieß dort ferner auf eine Anzahl von Gegenständen, z. B. Lampen mit Thran, Steinmesser, Löffel aus Knochen, Pfeilspitzen, Knöpfe u. dergl. mehr. Allmählich entdeckte er sieben solcher alten Dörfer mit zahlreichen Mumien. (Siehe darüber: W. H. Dall, On the remains of the later pre-historic man obtained from caves in the Catherina archipelago, Alaska Territory, and especially from the caves of the aleutian islands. Washington 1874. 4°.) Den interessantesten Gegenstand fand er bei einem Frauengerippe. Zwei Lippenschmuckstücke von ähnlicher Gestalt wie sie bei den benachbarten Eskimo und Koljuschen noch jetzt gefunden werden. Gegenwärtig existiert der von den russischen Entdeckern, wie Scholodilow, Paschkarew, Korowin und Glotow beobachtete Brauch, die Lippen zu durchlöchern und in die Oeffnungen Holz oder Knochen als Zierat zu stecken (Les nouvelles découvertes des Russes entre l'Asie et l'Amérique. Ouvrage traduit de l'Anglais de M. Coxe. Paris 1781. 4°. S. 42, 59, 93, 104, 138, 155) nicht mehr; Langsdorff aber hat im Anfange dieses Jahrhunderts denselben noch beobachtet (Reise um die Welt, Bd. II, S. 54—55); die Tättowierung der Weiber war zu jener Zeit schon sehr selten. Bemerkenswert sind auch die von Dall gefundenen alten, jetzt gleichfalls nicht mehr gebräuchlichen hölzernen Masken, oft von beträchtlicher Größe, mit verschiedenen Farben bemalt und mit Federn, Haarbüscheln und Hirschhaaren geschmückt. Sie bilden eine Parallele zu den gleichen Vorkommnissen in der Südsee.

Den Charakter dieser Menschen beschreibt v. Langsdorff im allgemeinen als gutmütig und gefällig, unterwürfig und folgsam; zum Zorne gereizt, sind sie jedoch rasch und unbesonnen, auch wohl grausam, und dann gegen alle Gefahren, selbst die des Todes, gleichgültig. Mit geistiger Beschränktheit geht ein gewisser Trotz Hand in Hand. Ueberaus schmeichelhaft klingt, was ein russischer Beobachter von ihren Eigenschaften berichtet. Die Aleuten, sagt er, sind ein tapferes, ehrliches Volk. Diebstahl ist bei ihnen nicht bekannt; nicht allein, daß sie selbst bei sich nichts unter Verschluß halten, selbst fremdes Gut ist bei ihnen ungefährdet. Mord kommt niemals vor. Die schrecklichsten Martern vermögen den stoischen Aleuten keinen Schmerzensschrei, keine Klage zu ent-

Digitized by Google

reißen. Er hat einen edlen Stolz bis zu dem Grade bewahrt, daß ihn nicht allein ein Wort, sondern selbst ein Blick tief verletzen kann. Unrecht zu ertragen widerstrebt ihm durchaus, er greift in solchem Falle lieber zum Selbstmorde, der nebenbei bemerkt auch für die Indianer der angrenzenden Region eine wichtige Zuflucht ist. Seinem Worte bleibt der Aleute unerschütterlich treu, niemals erniedrigt er sich zu einer Lüge, selbst wenn sie ihn vom Tode retten kann. Furcht kennt er nicht, hält es aber auch für unanständig, seine Verwunderung auszudrücken; nil admirari ist seine Lebensregel. Nichts kann ihn erfreuen, nichts aber auch erschrecken oder einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Doch ist er nicht gefühllos, in seiner Brust schlägt ein warmes, Weib und Kindern zugethanes Herz. Er liebt Kinder und Verwandte, seine Eltern aber mit Aufopferung. So weit der russische Gewährsmann, welcher diesen Tugenden auch die Gastfreundschaft noch hätte anreihen dürfen. Doch ist dafür gesorgt, daß diesem Gemälde die Schattenseiten nicht fehlen. Obwohl seit Einführung des Christentums die Dinge sich sehr gebessert haben und namentlich die früher so häufige Polyandrie ganz verschwunden ist, sind die sehr frühzeitigen Ehebündnissen ohnedies holden Sitten immer noch ausschweifend genug und manches widernatürliche Laster, das schon seit den ältesten Zeiten bei ihnen eingewurzelt war, vermochte nicht völlig unterdrückt zu werden. Ich unterlasse es, über die früheren sittlichen Zustände mich zu verbreiten, wie sie v. Langsdorff (Reise um die Welt, Bd. II, S. 63) und auf Grund älterer Berichte selbst Waitz (Anthropologie der Naturvölker, Bd. III, S. 314) noch beschreiben. Sie treffen für die Gegenwart sicher nicht mehr zu, wie aus dem auffälligen Schweigen wohl zu folgern ist, welches moderne Reisende, wie Whymper, Dall und Pinart über diesen Punkt beobachten. Seitdem das Christentum der Aleuten nicht mehr bloß nominell ist, sind natürlich die alten sozialen Institutionen, die harte Behandlung der Sklaven, die Polygamie, die ehemaligen Beerdigungsgebräuche zu Grabe getragen und auch die Ausschweifungen eingeschränkt worden, welche eine der Hauptursachen der raschen Bevölkerungsabnahme gewesen sein sollen. Dagegen ist der damals fast gänzlich unbekannte Branntwein in Aufnahme gekommen und ihnen nebst dem schon lange beliebten, aber viel unschuldigeren Schnupftabak so sehr zur Leidenschaft geworden, daß sie dafür oft all ihr Hab und Gut hergeben.

Obwohl geistig etwas schwerfällig, zeigen die Aleuten doch viel Lust zum Lesen und Schreiben und eignen sich in kurzer Zeit jedes Handwerk an. So findet man jetzt bei ihnen Schreiner, Zimmerleute, Schneider, Schlosser, Schuhmacher, ja es gab sogar Maler, die nicht ohne Talent waren. Da sie ein gutes Augenmaß besitzen, sind sie besonders geschickt in Handarbeiten und liefern gute Schnitzereien und Stickereien. Schnitzwerke von Holz und Elfenbein (Walroßzähnen) zu verfertigen, war früher eine sehr gewöhnliche Lieblingsbeschäftigung der Männer, wie denn auch A. v. Chamisso noch 1815 eine zahlreiche Sammlung aus Holz geschnitzter Figuren von sämtlichen in den dortigen Gewässern vorkommenden Walfischarten erhielt, deren Beschreibung und Abbildung er später veröffentlicht hat; und Choris, mit Kittlitz einer der Begleiter Lütkes

Digitized by Google

auf dem „Senjawin", bildete ein Aleutendiadem ab, an welchem überaus treffliche Zeichnungen von Finnwalen angebracht sind. Obgleich sich die Fähigkeiten dieses Volkes mehr auf das Praktische richten, leben doch noch unter ihm viele Sagen und Legenden fort, und der „Alaska Herald" hat viele interessante Melodien und Lieder mitgeteilt, die nicht ohne poetische Schönheit sind. Der größte Teil desselben behandelt das Leben auf der See, doch besitzt man auch einen ganzen Cyklus von Liebesliedern, die freilich zumeist einen gewissen Anflug von Cynismus und primitiver Anschauung der Liebe haben; um so überraschender ist die tiefe Empfindung, welche sich in einem Gedichte ausspricht, das ich in freier Uebersetzung mit folgenden Worten wiederzugeben versuche:

Leben nicht kann ich den Tag ohne dich,
Beim Tanz ist dein Atem Leben für mich;
Einsaugen möcht' ich ihn völlig in mich,
Denn nimmer kann leben ich ohne dich.

Unter den vielerlei Sagen der Aleuten befindet sich auch die einer allgemeinen Flut, welche über ihre Vorältern wegen deren Ruchlosigkeit verhängt worden sei.

Die nordamerikanischen Indianer.

Allgemeines.

Der Name „Indianer" zur Bezeichnung der dunkelfarbigen Eingebornen der neuen Welt ist das unselige Vermächtnis eines ethnologisch noch völlig ungeschulten Zeitalters und hat nicht wenig zur Ausbreitung und Befestigung der herrschenden Ansicht von der Rasseneinheit dieser Völker verholfen. Je mehr wir von denselben erfahren, desto schwerer wird es aber zu glauben, daß alle „roten" Menschen, wie man sich wiederum sehr unpassend ausdrückt, eine und dieselbe Abstammung haben, wofern man die Vaterschaft nicht auf eine ungeheuer weit rückwärts gelegene Zeit beziehen will. Den ihnen gemeinsamen Zügen, welchen man meines Erachtens mit Unrecht zu viel Gewicht beimißt, weil ihrer mehrere sich auch bei Völkern anderer Erdteile vorfinden, steht eine weit größere Reihe von Verschiedenheiten gegenüber, Verschiedenheiten, die sich ebensowohl auf die körperliche Erscheinung wie auf Charakter und Sitten beziehen und auf eine Verschiedenheit der Abstammung hinweisen. Die Aufgabe der heutigen Völkerkunde sollte demnach vielmehr dahin gehen, diesen Verschiedenheiten nachzuspüren, sie sorgfältig zu registrieren und danach Gleichartiges mit Gleichartigem zu vereinigen, um die Grundlage zu einer stichhaltigen Klassifikation der einzelnen Stämme zu gewinnen. Schon jetzt bei unsern noch immer unzulänglichen Kenntnissen lassen sich auf diese Weise mehrere große Gruppen unterscheiden, welchen man unter allen Umständen einen hohen Grad von Selbständigkeit nicht wird absprechen dürfen; Gruppen selbst innerhalb der Indianer Nordamerikas. Mexiko

Digitized by Google

rechne ich dabei zu Zentralamerika und hier sowie in der Südhalbe des Gesamtkontinents wohnen vollends Menschen, welche mit den Eingebornen der Prairien des Mississippibeckens, geschweige denn mit jenen des nördlichen Seengebietes oder der Alleghanies, nicht mehr gemein haben, denn ein Türke mit einem Europäer. Während es aber niemanden beifallen wird, den in Europa wohnenden Türken für einen Europäer zu halten, umschlingt die generalisierende Benennung Indianer mit dem Heere ihrer Irrtümer und falschen Schlußfolgerungen fast ausnahmlos alle eingebornen Stämme Nord-, Mittel- und Südamerikas. Das Beklagenswerteste daran ist, daß wir nicht einmal andere Namen zur Hand haben, um die trügerische Benennung zu verdrängen; wir müssen uns mit ihr vorläufig auch fernerhin behelfen, doch sollte dies nicht ohne nachdrückliche Warnung des Lesers geschehen.

Prüfen wir zunächst die wichtigsten Körpermerkmale, so zeichnen sich — wenigstens so weit wir abzusehen vermögen — alle nordamerikanischen Indianer durch ihre hohe Statur aus, doch scheint es immerhin, als ob die Völker des Ostens etwas hinter den westlichen zurückblieben, insofern als die höheren Staturen, über 1,70 m, welche bei den Nordwestamerikanern die Regel bilden, hauptsächlich den nördlicheren Stämmen, wie die Algonkinen und Irokesen, eigen sind. Auch gibt es — eine Erscheinung, die, wie Topinard betont, in der Südhalbe Amerikas wiederkehrt — der Körpergröße nach zwei ganz verschiedene Typen: sehr hohe und unter dem Mittel bleibende Stämme. Die Krih z. B. mit bloß 1,651 m kontrastieren auffallend mit den Irokesen (1,735 m) und den Potowatomi (1,727 m). (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 76.) Die Kraniologie der Indianer liegt noch sehr im argen und es ist unendlich schwierig, ein richtiges Bild der heutigen Schädelverhältnisse bei den einzelnen Stämmen zu gewinnen. Zwar fehlt es nicht an Untersuchungen amerikanischer Schädel und ganz besonders aus den Vereinigten Staaten, sie stammen aber in ihrer sehr überwiegenden Mehrheit aus den vorgeschichtlichen „Mounds" und aus alten Gräbern her, über deren Errichter wir keine Gewißheit haben.

Die Mounds sind in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand eifriger Untersuchungen gewesen und es hat sich ergeben, daß viele derselben einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit angehören; dafür spricht der verhältnismäßig gute Zustand der Skelette und der Umstand, daß alle vorgefundenen Verhältnisse im Einklange stehen mit beobachteten Gewohnheiten moderner Indianer. Dagegen sind Geschichte und Tradition stumm in Bezug auf andre Erdwerke, und die Untersuchung derselben zeigt, wie vorsichtig wir in unsren Schlüssen sein müssen. Gerade so wie die Tumuli Europas ausgeprägte Verschiedenheiten zeigen, die auf verschiedene Perioden, vielleicht auch auf verschiedene Urheber schließen lassen, so ist dies auch in Amerika der Fall. Praktischen Wert für Schlußfolgerungen, welche die Gegenwart betreffen, haben natürlich nur Funde aus Erdwerken, deren relativ moderner Ursprung sichergestellt ist. Wenn nun Karl Rau, dem die Kunde Altamerikas so viel schon verdankt, unter Zustimmung Dr. Emil Schmidts in Essen, eines der gründlichsten Kenner amerikanischer Archäologie, hervorhebt, daß die Mounds nicht eine unvermittelte Gruppe von Erscheinungen bilden, sondern daß ihre Erbauer sehr wahrscheinlich die unmittelbaren Vorfahren der jetzigen Indianer waren, die im Kontakt mit den Weißen schnell ihre Sitten änderten, so hält umgekehrt John T. Short, der Verfasser des besten mir bekannten Buches über nordamerikanische Altertümer, dafür, daß die „Moundbuilders" nicht die Vorfahren der heutigen Indianer, sondern ein ganz verschiedenes Volk gewesen seien. (Short, The North Americans of Antiquity. Newyork 1880. 8°. 2. Aufl. S. 27.) Wie schon viele vor ihm, erblickt er in diesem Volke die

Digitized by Google

Nahuafamilie, welche in Mittelamerika sich ausbreitete, dort aber eingewandert war. Wie man sieht, ist die Frage nach dem Ursprung der Mounds noch keineswegs erledigt. Der Vollständigkeit halber will ich jedoch die Ergebnisse der osteologischen Moundfunde hier in Kürze zusammenfassen, bemerke aber noch, daß die Mounds auf das Mississippistromgebiet beschränkt sind und zwar auf dessen nördlicheren Teil, denn in den Golfstaaten trifft man sie so wenig als im Osten der Alleghanies. Selbst auf dem derart umgrenzten Raume weisen die bisher gehobenen Schädel die allergrößten Verschiedenheiten auf. Henry Gillman fand in einem und dem nämlichen Mound in Dakota acht Schädel, wovon drei exquisite Kurzköpfe, deren einer sogar der Grenze extremster Brachykephalie sich nähert und einen Breitenindex von 94 erreicht. Umgekehrt durchlaufen die fünf andern die Skala der Dolichokephalie von 77,7 bis herab auf 68,1. Aus diesen Schädeln Mittelwerte zu ziehen, scheint mir bei so scharfen Gegensätzen gar nicht statthaft. Der nämliche Forscher entnahm einem Mound in Wisconsin sechs Schädel, welche ebenfalls teils brachy-, teils mesokephal waren. Dr. R. J. Farquharson fand als mittleren Breitenindex für neun Schädel aus Albany 76,8, für elf vom Rock River 77,1, für vier aus Henry County 74,3; bei einem aus Davenport betrug der Index 75,2 Letzterer stammt aus Jova, die übrigen aus Illinois. Mit Heranziehung noch weiterer vier berechnete Farquharson den mittleren Index aller 29 Schädel mit 75,5. Für das Ohiothal ist jedoch der brachykephale Typus vorherrschend: Index 90,7. Dennoch hält Professor Jones an der Rasseneinheit der Mounderbauer im ganzen Mississippibecken fest. Forschen wir nach der Kapazität dieser Schädel, so stoßen wir auf die nämlichen Extreme. Nach Morton und Aitken Meigs beträgt dieselbe bei den heutigen Indianern durchschnittlich 1376 ccm, mit einem Minimum von 1137 ccm. Henry Gillman hob aber aus einem großen Mound am River Rouge einen Schädel, welcher gar nur 918 ccm Kapazität besaß, auch sonst in seinem Typus merklich an den des Schimpanse erinnerte und einen ähnlich niedrig organisierten Schädel fand General H. W. Thomas in einem Mound Dakotas. A. J. Conants Schädelfund in einem Mound des südöstlichen Missouri zeigt auffallende Aehnlichkeit mit dem sogenannten Neanderthalschädel. Dagegen ergeben die erwähnten 25 Schädel Farquharsons im Mittel 1188, und S. S. Lyons 24 Schädel aus Mounds in Kentucky 1313 ccm, was freilich noch immer unter dem oben angegebenen Mittel der heutigen Indianer Nordamerikas bleibt, während ein alter Tennesseeschädel mit einer Kapazität von 1687 ccm sie weit übertrifft. Von letzteren unterscheiden sie sich auch durch ihr geringeres Gewicht und ihre geringere Massivität, sowie durch das häufige Vorkommen des Inkaknochens. Gegen eine etwaige Verwandtschaft mit den Peruanern spricht aber die oft gigantische Statur der Skelette, zu welchen diese Moundschädel gehörten. Dr. Jones fand Skelette von 1,83, ja in einem Falle sogar von 2,13 m Länge. Wohl aber will John T. Short in dem abgeflachten Hinterhaupt, in dem großen Breitendurchmesser, in der fliehenden Stirne, der starken Knochenstruktur und der merkwürdigen Uebereinstimmung des Vertikaldurchmessers der Schädel aus den Mississippibecken-Mounds mit jenen der alten Mexikaner eine nahe Verwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern erkennen. (Short, The North Americans of Antiquity, S. 174.)

Eine Eigentümlichkeit ist es, daß sehr viele Moundschädel, besonders Michigans, eine augenscheinliche kreisförmige Perforation von 10—15 mm Durchmesser am Hinterhaupte und zwar stets am Scheitel und auf der Pfeilnaht aufweisen, welche die Gelehrten lebhaft beschäftigte. Sie ist unzweifelhaft erst nach dem Tode des Individuums vorgenommen worden, sowohl an den von Gillman in Michigan gefundenen Schädeln, als auch an jenen, welche Rev. Stephen Bowers unlängst bei Santa Barbara in Kalifornien ausgrub. (The American Naturalist 1879, S. 327.) Ueber den Grund dieser Trepanation war man lange im unklaren. Nun aber ließ sich Abbé Petitot von Indianern versichern, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Dakota, Assiniboin und andere Prairievölker, bei denen die Sitte des Skalpierens herrschte, dies mit dem besonders gestalteten Messer „Mokutagan“ in der Weise thaten, daß sie gleichzeitig nebst der Kopfhaut ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitte lösten, so daß das Gehirn bloß lag, ohne daß es dabei verletzt wurde. Darnach wären die an Amerikanerschädeln vorkommenden Trepanierungen Spuren von tiefgreifender Skalpierung. (Globus, Bd. XL, S. 96.) Es hätten somit jene recht, welchen zufolge diese Perforierungen keine Analogie mit jenen wohl durch Schaben mit Steinmessern erzeugten haben, die man auch an prähistorischen Schädeln Europas, sowohl aus der sogenannten neolithischen Periode wie aus der Bronzezeit wahrgenommen hat. Broca hielt letztere teils für religiösen, teils für terapeutischen Ursprungs. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 1—42, 193—225.) Mit dem vorgeschichtlichen

Digitized by Google

Menschen unsres Erdteiles haben übrigens die Amerikaner der alten Mounds die weite Verbreitung der Platycnemie gemein; neun Tibien aus Mounds am Rouge und Detroit River in Michigan hatten einen mittleren Breitenindex von nur 0,486, fünf Tibien von Saint Clair River ein Mittel von 0,548, vier von Chambers Island ein Mittel von 0,588, während die normalen Tibien Englands nach Busk einen mittleren Breitenindex von 0,727 aufweisen. Gillman fand ferner auffallend häufig bei den gefundenen Humeri die Wand zwischen Fossa anterior und posterior (über dem Ellbogengelenk) durchbohrt; er beobachtete dieses Vorkommen bei 50 Prozent der in Michigan gefundenen Humeri, während es bei den Oberarmknochen aus andern Mounds angeblich durchschnittlich nur in 31 Prozent gefunden wird. (Arch. f. Anthrop., Bd. XIII, S. 499.) Endlich glaubt Professor Dr. Jones das Vorkommen gewisser verdächtiger Knoten an Knochen aus alten Gräbern in Tennessee der allgemeinen Verbreitung der Lustseuche zuschreiben zu müssen.

Das Ergebnis der an den Ueberresten der Moundbuilders angestellten Untersuchungen geht dahin, daß ihre Schädel wenigstens von jenen der heutigen Indianer leicht zu unterscheiden sind. Ueber diese ist uns freilich noch wenig genug bekannt, und dieses Wenige wird in seinem Werte noch beträchtlich geschmälert durch den Umstand, daß wir es bei den Amerikanerschädeln durchaus mit andern Verhältnissen zu thun haben, als bei der großen Menge der Schädel andrer Herkunft. Die amerikanischen Schädel sind sehr oft skoliopädisch, ihre Form ist daher von allen Zufälligkeiten und Launen der Mode abhängig. Wir haben also in den meisten amerikanischen Schädeln Artefakte vor Augen, und solange die amerikanischen Fachmänner nicht eine strenge Sonderung der skoliopädischen von den normalen Schädeln vornehmen, ist, wie Topinard mit Recht bemerkt, an ein Fortschreiten in der Kraniologie nicht zu denken, denn die deformierten Schädel stellen in den von normalen Schädeln gelieferten Resultaten eine heillose Verwirrung an. (Rev. d'Anthrop. 1880, S. 157.) Immerhin darf man schon jetzt Mortons Lehre von der Gleichförmigkeit des indianischen brachykephalen Schädeltypus als umgestoßen betrachten, denn um zahlreiche Beispiele gut beglaubigter Langköpfigkeit, selbst unter den Indianern Nordamerikas allein, sind wir nicht verlegen, wenngleich Meso- und Brachykephalie bei ihnen vorwiegend vertreten sind. Welcker berechnet den Breitenindex von nordamerikanischen Indianern zu 77, von Mexikanern zu 76, von Nordwestamerikanern zu 80, von Flatheads zu 100, die Höhenindices derselben Gruppen zu 75, 78, 76 und 87. „Die breiten Jochbögen der Mongoloiden kehren bei den Indianern als ein sehr beständiges Merkmal wieder, ebenso die niederen Stirnen, wogegen der hohe Nasenrücken häufig Adlernasen entstehen läßt, die den kleinen abgestumpften Nasen der asiatischen Mongolen stark entgegengesetzt sind. Die Kieferbildung erreicht die Prognathie des niedrigsten Negerschädels wohl selten, erhebt sich ebenso selten aber bis auf die Stufe der Orthognathie des Kaukasiers." (Ratzel, Die Vereinigten Staaten, Bd. II, S. 111.) An Muskelkraft steht der heutige Durchschnittsindianer hinter dem geübteren Europäer zurück. Das Auge, etwas schief gestellt, erscheint eher klein als groß, ist dunkel, sein Weißes trüb. An Mund und Nase tritt die Fleischigkeit hervor, besonders aber in den wulstigen Lippen. Die Ohren neigen zum Abstehen. Die weich anzufühlende Haut ist an den bedeckten Teilen schwach oder gar nicht behaart, der Bart fast immer sehr schwach, kaum merklich.

Aus der Gleichförmigkeit der Hautfarbe bei den indianischen Stämmen hat

Digitized by Google

man zu viel gemacht. Diese Gleichförmigkeit ist in Wahrheit nicht sehr groß. Wirkliche „Rothäute" gibt es wenige. Richard Burton, der erfahrene Reisende, legt entschieden Verwahrung gegen den Ausdruck Rothaut ein, da, wenn man mit ein wenig Seife und gutem Willen die Farbe-, Fett- und Schmutzrinde von der Haut des amerikanischen Menschen abwaschen würde, man nie auf Kupferfarbe, sondern immer nur auf eine der tausend Schattierungen stoßen würde, die zwischen Hell-, Oliv- und Dunkelbraun liegen. Bloß nur unter den Prairie-Indianern gibt es wahrscheinlich ebensoviele Schattierungen von Braun, wie von Weiß in Europa.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß wir in den heutigen Indianern Nordamerikas eine sehr vielfach gemischte Rasse vor uns haben. Das Los der besiegten Autochthonen ist freilich überall der Rassentod, überall schreiten die Sieger über die Leichen der feindlichen Männer hinweg und drängen die spärlichen Reste des Volkes in die entlegenen Länderstriche zurück. In den eigentlichen Neuenglandstaaten ist heute kaum mehr eine Rothaut zu sehen, und in dem ganzen Länderkomplexe östlich vom Mississippi sind die einstigen Herren des Bodens nur selten. Bloß einige kleine Reservationen bestehen noch für sie in den Staaten Maine, Newyork, Georgia, Tennessee und Florida. Es ist möglich, daß, wie es ja nunmehr mit Vorliebe behauptet wird, die Anzahl der Indianer zur Zeit der Besitzergreifung des Landes durch die Weißen nicht so bedeutend gewesen, als man früher glaubte; Thatsache ist, daß sie von ganzen großen, weiten Gebieten so gut wie verschwunden sind, in welchen sie dereinst einheimisch waren. Wo heute die glanzvollsten Städte der Union sich erheben, wo die europäische Gesittung in weitester Ausdehnung Wurzel geschlagen hat, dort hausten noch vor zweihundert Jahren die zahlreichen Stämme der kriegerischen Algonkinvölker, die jetzt zu ganz spärlichen Resten zusammengeschrumpft sind. In den langwierigen Kämpfen, welche aus dem indianischen Einst in das angelsächsische Jetzt herüberführten, traten indes manche Pausen ein und da fand doch, trotz Rassenhaß und Todfeindschaft, manche Annäherung an die braunen Schönen statt, wie denn die Wut der Eroberer stets zunächst bloß gegen die männlichen Gegner sich richtet. Diese Blutmischungen lassen sich in ihrem wirklichen Umfange heute kaum wohl mehr feststellen, scheinen aber doch jedenfalls weit ausgiebiger gewesen zu sein, als gemeiniglich angenommen wird. Nicht bloß der Kinder- und besonders Mädchenraub, den alle Stämme des Westens untereinander sowohl als auch gegen die spanischen, englischen, deutschen ꝛc. Ansiedler seit lange geübt haben, sondern auch der in manchen Fällen ganz freiwillige Uebertritt Weißer, die in jahrelangem Waldläuferleben verwildert sind, in die indianischen Stammesgemeinschaften und noch mehr das gar nicht selten zu dauernden Familiengründungen führende Zusammenleben der Waldläufer, Bergleute, Ansiedler u. dgl. mit indianischen „Squaws" sind geeignet, die Indianerstämme mit Mischlingsprodukten zu bereichern, welche die äußere Erscheinung derselben immer mannigfaltiger erscheinen lassen werden. (Ratzel, Die Verein. Staat., Bd. II, S. 110—111.)

Wir dürfen dies um so zuversichtlicher behaupten, als derartige Dinge sich noch unter unsern Augen zutragen, wenigstens im benachbarten Britisch-Nordamerika, wo das

Indianertum relativ noch zahlreicher ist als in den Vereinigten Staaten. So schreibt der gegenwärtig als Missionär am Angling Lake stationierte, wohlbekannte P. Petitot, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer mehr existieren. Fast alle sind von gemischtem Blute und zwar schon seit nicht gar langer Zeit mit europäischem Blute versetzt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franko-Kanadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haar und geröteten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirne sind nicht selten unter den Tschippewayen, Krih und Assiniboin des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langatmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andre heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da gibt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer. (Globus, Bd. XL, S. 96.)

Von dem einst mächtigen Stamm der Huronen ist nur mehr ein kleines Häuflein übrig und unter diesem findet sich vielleicht nicht mehr ein reiner Indianer: sie sind in Blut, Sprache und Sitte mehr als zur Hälfte gallisiert. Auch im Gebiete des Red River of the North waren seit ihrem Eindringen die kanadischen Jäger häufig in Verkehr mit indianischen Weibern getreten, und die Sprößlinge dieser gewöhnlich wilden Ehen erwuchsen zu einem kräftigen Geschlechte von Jägern und halbnomadischen Ackerbauern, die bald den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmachten und für welche seit Anfang unsres Jahrhunderts wegen ihrer gelbbräunlichen Hautfarbe die Benennung „Bois-brûlés" in Aufnahme gekommen. Doch sind nicht bloß von den französischen Kanadiern, sondern auch von schottischen und anglo-amerikanischen Vätern mit indianischen Frauen Mischlinge vorhanden. Schon seit mehreren Generationen heiraten sie untereinander und haben so in der That einer neuen Nation das Dasein gegeben. Wie H. Klarbach bemerkt, entwickeln sie, wenn richtig erzogen, bedeutende Fähigkeiten. Leicht und schnell begreifen sie in der Jugend, doch ist ihr Fortschritt in späterer Zeit ein geringer. Man findet unter ihnen Advokaten, Aerzte und Geistliche. Da die Mischung nun schon seit einem halben Jahrhundert vor sich geht und die neu ankommenden Weißen mit Vorliebe statt reiner Indianerinnen Mischlinge sich zu Frauen wählen, so herrscht jetzt in letzteren schon das weiße Blut vor, und in der That läßt sich bei vielen das indianische Ingrediens nur noch schwach erkennen. Fast immer, und selbst in der ersten Kreuzung, ist der „Halfbreed" ein hübscher Mensch; namentlich jene von französischen Vätern würden vor den Augen der Europäer Gnade finden. Aber sie verblühen ungemein rasch und mit dreißig Jahren ist alles bei ihnen vorüber. Dann tritt beim weiblichen Geschlechte ein häßliches squawartiges Ansehen hervor und der indianische Typus kommt mit Macht zum Vorschein. (Globus, Bd. XVII, S. 376.)

Lange Jahre ist es ein unangefochtener Satz gewesen, daß das Aussterben der Indianer stetig und rasch fortschreite. Die Presse, Philanthropen und Staatsmänner diskutierten mit Ernst und voll sentimentaler Erregung die Mittel, ihr gänzliches Verschwinden zu verhüten. Neuestens will man nun plötzlich konstatiert haben, daß schon seit Jahrzehnten die Zahl der Indianer beständig zunehme, und diese zuerst von Oberst Garrick Mallery verkündete neue Wahrheit findet mitunter kritiklose Aufnahme. F. v. Holst z. B. bedient sich ihrer als einer unanfechtbaren Thatsache. (Allg. Zeit. vom 1. Sept. 1879.) Eine genaue Prüfung hat dieser wichtigen Frage Professor Gerland angedeihen lassen (Globus, Bd. XXXV und XXXVI), und aus derselben geht unzweifelhaft hervor, daß die so lange festgehaltene blight and withering theory, welche die Indianer als dem Untergange geweiht hielt, zum mindesten sehr modifiziert werden müsse. Gerland meint, daß man in früheren Zeiten die Zahl der Indianer stark übertrieben habe und berechnet dieselbe für das Jahr 1600 auf etwa 730,000 Köpfe, was indes, wie er selbst glaubt, vielleicht etwas zu niedrig gegriffen ist. Es sprechen nun allerdings viele Gründe gegen die Ueberschätzung der Zahl der Indianer in

Digitized by Google

Nordamerika, mit Ratzel halte ich aber die ganze Frage für einfach unlösbar (Ratzel, Die Verein. Staat., Bd. II, S. 141), und kann der Gerlandschen Berechnung keinen rechten Wert für die Ableitung von Schlußfolgerungen zugestehen. Die Anzahl der heutigen Indianer veranschlagt er nach dem Zensus von 1870 auf 313,712, wonach also die Indianer in den letzten zwei Jahrhunderten um die kleinere Hälfte der ehemaligen Gesamtsumme zusammengeschmolzen wären. (Globus, Bd. XXXV, S. 238.) Zugegeben nun eine außerordentlich dünne Bevölkerung Nordamerikas, so wäre dieselbe doch gewiß noch immer außerordentlich dünn gewesen, wenn statt 730,000 ihrer eine Million oder etwas darüber auf dem weiten Raume herumgestreift wären. Dann aber betrüge die Abnahme in der nämlichen Frist nicht die Hälfte, sondern zwei Drittel, was in bezug auf die Raschheit des Verschwindens einen wesentlichen Unterschied macht.

Auch über die genaue Anzahl der heutigen Indianer herrscht keine Gewißheit. Eine wirkliche Zählung aller Indianer ist durchaus unthunlich; teilweise müssen auch die verläßigsten Angaben auf bloßen Schätzungen beruhen. Daher auch die Verschiedenheit der vorliegenden Ziffern. Der Zensus von 1870 gab für die Vereinigten Staaten und Aljaska 383,712 Indianer an, nach einer andern sehr detaillierten Angabe betrug aber ihre Zahl im nämlichen Jahre bloß 378,577 Köpfe. (Ausland 1870, S. 876.) Im Jahre 1876 wurde ihre Zahl, jedoch mit Ausschluß Aljaskas, in den Vereinigten Staaten nach offiziellen Aufstellungen auf 316,000 beziffert. Die Gesamtzahl zerfällt nach derselben Quelle in etwa 100,000 Zivilisierte, 135,000 Halbzivilisierte und 81,000 Wilde. Unter Zivilisierten werden diejenigen verstanden, welche in festen Wohnsitzen leben und sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren; als halbzivilisiert gelten die, welche sich zwar innerhalb der ihnen zugewiesenen Bezirke ruhig verhalten, es in der Erwerbung ihres eigenen Unterhalts jedoch noch nicht sonderlich weit gebracht haben und somit auf die Unterstützung der Regierung zur Fristung ihres Lebens angewiesen sind; als wild werden endlich die Stämme angesehen, welche sich im Winter zwar willig kleiden und füttern lassen, von denen man jedoch im Sommer jederzeit eines Aufstandes gewärtig zu sein hat. Die obige Ziffer ist eher um ein geringes zu hoch als zu niedrig gegriffen, da bei allen denjenigen Stämmen, an welche Lieferungen von Lebensmitteln seitens der Regierung geschehen, die Kopfzahl leicht zu hoch angegeben wird und Todesfälle gern verschwiegen werden. Der Bericht des Commissioner of Indian Affairs gibt die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten für 1875—76, also für die nämliche Zeit, zu 266,151 und die der unter ihnen lebenden Mischlinge zu 40,639 an. Nach den bisher über den Zensus von 1880 verlauteten Nachrichten beträgt die Zahl der Indianer, die keiner Stammverbindung angehören und unter der Obhut der Regierung stehen, 170,838 Köpfe (Ausland 1881, S. 660), eine Ziffer, mit der nichts anzufangen ist, da sie nicht die Gesamtzahl ausdrückt.

Man mag nun die Zuverläßigkeit der Schätzungen noch so sehr — und mit Recht — in Zweifel ziehen, so ist doch die übereinstimmende Regelmäßigkeit ungemein auffallend, womit diese von den verschiedensten Beobachtern ausgehenden Schätzungen fast für jeden einzelnen Stamm niedriger ausfallen, je näher ihr Zeitpunkt der Gegenwart gerückt ist. Im Verlaufe meiner späteren Schilderung werde ich zum Beweise so viel als möglich bei jedem Stamme die darüber vorhandenen Schätzungen anführen. Ist nun wirklich anzunehmen, daß alle diese seit zwei Jahrhunderten angestellten Beobachtungen konsequent das Gegenteil von dem effektiven Thatbestande zum Ausdrucke brachten? Das Faktum, daß die Indianer gegen einst zusammengeschmolzen sind, leugnet wohl auch Gerland nicht und auch das ist wohl nicht zu entkräften, daß den Indianern eine große Neigung zu Krankheiten innewohnt, welche sie frühzeitig sterben lassen oder

Digitized by Google

aber ihre Vermehrungskraft abschwächen. Thatsächlich haben wir es nur mehr mit den Bruchstücken einer vergangenen Menschheit hier zu thun, den Enkeln eines großen Geschlechtes, die heute schon weit entfernt sind von der Rothaut der Cooperschen Romane und dem Völkerkundigen nicht so sehr durch ihre nur mehr wenig originellen Sitten und Einrichtungen als durch ihr Verhalten zu der auf sie einstürmenden überlegenen Zivilisation der Bleichgesichter interessant werden. An verschiedenen Beispielen weist nun Mallery ein Anwachsen einzelner Indianerstämme nach, und auch dieses soll nicht bestritten werden, soweit ein solches Anwachsen durch direkte Zählung sichergestellt ist. Allein solcher zweifelloser Fälle, welche der Leser in den späteren Abschnitten kennen lernen wird, vermag Gerland nur sehr wenige beizubringen, und es scheint mir nicht wohl statthaft, daraus weittragende Schlüsse zu ziehen. Alles, was wir dabei gewinnen, ist die Erkenntnis, daß *nicht alle* Indianer ein gleiches Verhalten in diesem Punkte zeigen, was wiederum nicht zu gunsten ihrer Rasseneinheit spricht. Es sind die sogenannten „zivilisierten" Indianer, welche sich am besten halten und einen merklichen Fortschritt in Zivilisation sowie in Kopfzahl aufweisen, woraus Gerland folgert, daß der rote Mann keineswegs vor der Zivilisation dahinschwindet, daß er vielmehr nur durch schleunigste Annahme der Zivilisation gerettet werden könne. (Globus, Bd. XXXV, S. 235.) Mit Recht betont er, daß, was die Indianer bisher hinwegraffte, nicht die Zivilisation, sondern die Barbarei der Weißen gewesen sei; er übersieht dabei nur, daß diese Barbarei überall und seit jeher von unsrer eigenen Zivilisation unzertrennlich war und ist, daß sie als charakteristisches Merkmal gerade jenen anhaftet, welche unsrer Zivilisation als Pioniere dienen. Wie man es nun anstellt, schleunigst unsre Zivilisation anzunehmen, ohne mit der weißen Barbarei in Berührung zu geraten, ist wohl schwer zu begreifen. Was die von den Indianern wirklich erreichte Kulturhöhe anbetrifft, so ist dieselbe sehr verschieden. Völlig europäisiert sind ihrer nur sehr wenige. Für weitaus die Mehrzahl gilt, was Professor Wilhelm Krebs von den „halbzivilisierten" Indianern Nebraskas sagt: „Freilich sind bei einem großen Teil dieser Indianer Spuren eines Fortschrittes, folglich auch ein Verlassen ihres ursprünglichen Zustandes zu bemerken; doch ist der zurückgelegte Weg nur mit dem ersten Schritte eines die Erde umreisenden Menschen zu vergleichen. Es ist zwar gelungen, bei einigen Stämmen den Ackerbau und die Schulen einzuführen; doch geschah dies nicht etwa auf deren Verlangen, sondern mußte ihnen *mit Gewalt aufgedrungen* werden; und so ist auch das bis jetzt erlangte Resultat kaum von einer Bedeutung, also auch noch sehr weit von Kultur entfernt." (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Noch viel schlimmer steht es mit den sogenannten Prairie-Indianern und den wilden Kriegerstämmen, für welche sich ein Anwachsen ihrer Kopfzahl wohl schwerlich glaubhaft machen lassen dürfte. Alle Thatsachen und Ziffern besagen so viel wie: die Indianer starben aus, *sofern sie sich nicht der Zivilisation so weit genähert haben, um für sich selber sorgen zu können.* Es werden also die der Zivilisation weniger zugänglichen Indianer ziemlich rasch absterben, während diejenigen, welche sich auf den Reservationen von der Regierung füttern und daneben im Ackerbau und

Digitized by Google

den Handwerken sowie in der Kunst menschenwürdigen Lebens unterrichten lassen, sich langsam vermehren dürften. Aber für die Rasse als solche, sagt sehr richtig Friedrich Ratzel, bleibt das Endresultat immer dasselbe, denn mit der Annahme eines gewissen Kulturfirnisses geht auch die innigere Berührung mit den Weißen und die davon unzertrennliche Mischung Hand in Hand. Die größte Anzahl von Mischlingen findet man natürlich bei denjenigen Stämmen, welche sich am meisten den Weißen angenähert haben. Selbst die wilderen aber werden zersetzt durch das Blut der Weißen, auch bei ihnen sind Mischungen weniger selten als man denkt. Deshalb stimme auch ich jenen bei, welche die Lehre vom Aussterben der Indianer verwerfen, woraus aber meiner Ansicht nach keineswegs deren Anwachsen und künftiges Gedeihen gefolgert werden darf. Mit Professor Daniel Wilson in Toronto ist wohl vielmehr ein großartiger Ausschlürfungsprozeß anzunehmen.

„Wie sich aus Negern und Weißen," sagt Wilson, „die durchaus nicht unfruchtbare Rasse der Mulatten entwickelt hat, so geschah und geschieht es zwischen Europäern und Indianern, indem zunächst die europäischen Männer die Mischung einleiten, die unaufhaltsam weiter geht, im Osten mit Uebergewicht der Weißen, im Westen mit dem der Indianer." In Aljaska ist sie schon ganz vollzogen; in den Vereinigten Staaten wird sie sich vollziehen, natürlich so, daß die Indianer völlig in der Ueberzahl der Weißen aufgehen. Es liegt nicht in der Natur der Vollblutindianer, daß sie aussterben, aber es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Vollblutindianer aufhören. Das indianische Blut zirkuliert in weißen Familien und die Spuren desselben in allen Klassen der amerikanischen Gesellschaft sind weit verbreitet. Ja es ist sogar schwer, einen reinen Indianer zu finden, und das Halbblut, welches gegenwärtig die alten Besitzer des Bodens darstellt, besitzt nach Wilsons Behauptung treffliche Anlagen und wird zugleich allmählich zur festen Niederlassung und Annahme eines gesitteten Lebenswandels gezwungen.

Daher erklärt sich zum Teil das scheinbare Aussterben der Indianer, daher auch die scheinbar geringe Zahl der (meist die Vorzüge beider Stammrassen vereinigenden) Mischlinge; in Wahrheit bilden dieselben einen großen Teil der Bevölkerungen. So resümiert Wilsons Ansichten Professor Gerland, und er fügt hinzu: „Die Folgerungen also, welche man so oft auf diese scheinbar geringe Zahl — wie erst neuerdings Ratzel — bauen wollte, sind nicht stichhaltig." (Behms Geographisches Jahrbuch, Bd. VIII, S. 451.) Wohl aber hat dieser durchaus recht mit seiner Ansicht, die Indianer werden wahrscheinlich nicht ganz durch Aussterben, sondern teilweise durch Aussterben, teilweise durch Mischung mit den Weißen zu Grunde gehen. Und darauf kommt es schließlich an. Auf welche Weise sie verschwinden, ist am Ende gleichgültig und der Streit um das „Aussterben" oder das „Dahinschwinden vor der Zivilisation" eine müßige Wortspalterei.

Die Zukunft der nordamerikanischen Indianer ist jedenfalls ihr Untergang, der Untergang wie er schon so viele Völker der Geschichte, die Römer, die Kelten, die Goten u. s. w. betroffen. Auch sie sind nicht „ausgestorben", auch sie haben ein wichtiges Element in dem Prozesse des neuen Völkerwerdens gebildet, haben auch manche ihrer psychischen, ja selbst ihrer physischen Züge den neuen ethnischen Individuen hinterlassen, sie selbst aber sind dahin, sind verschwunden für alle Zeiten! So und nicht anders haben wir uns das Schicksal der Begünstigtsten unter den Indianern Nordamerikas zu denken.

Der individuelle Charakter des Indianers wird selten anders als in Extremen geschildert; Philanthropen malen den Sohn der Wildnis als ein unschuldiges Naturkind voll edler Züge, dem etwaige Mängel nur von seiner Berührung mit Weißen her anhaften; der Kolonist an der Grenze seines Gebietes, der in steter Sorge um Eigentum und Leben steht, sieht in ihm den faulen

Digitized by Google

Nichtsthuer und den grausamen Räuber und Mörder. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen, meint Freiherr Max von Thielmann, zum großen Teile rührt die Verschiedenheit der Urteile sicher auch von der Verschiedenheit der Völker her, welche ihnen zur Grundlage dienen.

Wer die Indianer nach der Erfahrung schildert, die er bei den Apatschen und Komantschen gemacht hat, oder wer sie nach den Eindrücken beurteilt, die er von den Tscheroki empfangen hat, der wird natürlich sehr wenig übereinstimmende Gemälde der Rothäute erhalten. Auch wenn man festhält an der Rasseneinheit der Indianer, muß man mindestens zugeben, daß die einzelnen Glieder dieser Rasse dermalen auf sehr verschiedenen Gesittungsstufen stehen, mithin weitgehende Generalisierungen notwendig zu Irrtümern führen müssen. Die wichtige Frage: Ist der Indianer bildungsfähig? ist daher auf die bei einzelnen Stämmen gesammelten Erfahrungen hin noch nicht zu entscheiden. Das Verhalten der Indianerstämme zur Kultur ist eben ein sehr ungleichartiges. Das nämliche gilt von ihrem Charakter wie von ihren Geistesanlagen. Daß der Indianer mehr Anlage zu einem sittlichen Ideal haben sollte als der Weiße, wäre eine unhaltbare Behauptung, wohl aber stehen die Indianer zur Ethik nicht anders als andere Völker: es gibt unter ihnen sowohl gute als schlechte Menschen. Gewisse Laster, wie Grausamkeit und Trägheit, sind bei ihnen schärfer ausgeprägt, infolge des Lebens, das ihre Vorfahren seit Jahrhunderten führten, haben jedoch bei den zivilisierteren schon eine beträchtliche Milderung erfahren. Verlogenheit und Treubruch waren ebenfalls von jeher in Uebung. Ein eigentlicher indianischer Patriotismus ist dem roten Manne völlig fremd; er kennt nur den eigenen Stamm, und Verbrüderungen mehrerer Stämme gegen die so verhaßten Bleichgesichter sind selten von langer Dauer gewesen. Alle diese aufgezählten Fehler sind übrigens den meisten Naturvölkern eigen, bilden keineswegs etwa ein den Indianern besonderes Rassenmerkmal. Auch Friedrich Ratzel sagt: „Eine kurze Zusammenfassung der physischen Eigenschaften einer gewissen Zahl von in sich selbst nach inneren Verhältnissen und äußeren Einflüssen sehr heterogenen Volksstämmen, wie es die nordamerikanischen Indianer sind, ist nur möglich, wenn man an der Oberfläche bleibt, wo dann allerdings kaum andre Eigenschaften zu nennen sein werden, als den Naturvölkern überhaupt unter den verschiedensten Verhältnissen zukommende." (Ratzel, Die Verein. Staaten, Bd. II, S. 113.) Weil wir nun nicht an der Oberfläche bleiben wollen, so müssen wir das Eindringen in die Charakter- und Geisteseigenschaften der indianischen Völker in die Schilderung der einzelnen ethnischen Gruppen verlegen, und begnügen uns als hervorstechendsten gemeinsamen Zug, ihre außerordentliche Selbstbeherrschung, ihren Stoizismus zu erwähnen, welchen übrigens Freiherr von Thielmann mit Recht zum großen Teil auf Rechnung geistiger Stumpfheit setzt.

Auch in kultureller Hinsicht läßt sich kein Merkmal namhaft machen, welches der Gesamtheit der Indianer ausschließlich zukäme. Die grenzenlos niedrige Behandlung, die sie dem weiblichen Geschlechte angedeihen lassen, übertrifft zwar noch jene andrer Naturvölker, denn eine so völlige Erniedrigung der Frau zum Lasttier kommt wohl nirgends vor und mit dieser Entwürdigung geht selbstverständlich die roheste Behandlung Hand in Hand; doch reicht diese Nüancierung eines im übrigen doch der Mehrzahl der Völker gemeinsamen Zuges nicht aus, ein Rassenmerkmal zu begründen. Wohin sonst aber den Blick wir wenden, überall stoßen wir auf kulturelle Divergenzen in Glauben, Anschauung und Sitte. Man mag diese Kulturunterschiede ungenügend erachten, um darauf eine Gruppierung der Indianervölker zu gründen, immerhin sind sie doch hinlänglich schneidend, um der Generalisierung zu wehren.

Der Süden war im ganzen wohl fortgeschrittener als der Norden, und an Stelle des „Wigwam", der indianischen Hütte, welche mit ihren Büffeltänze aufführenden, federgeschmückten Kriegern, den gedrückten „Squaws", und den schlauen Medizinmännern, die „Manitu", den Großen Geist, günstig zu stimmen wissen, Fenimore Coopers Romane uns so vertraut machten, treffen wir hier die Reitervölker der räuberischen Apatschen und Komantschen in der Nähe der seltsamen „Cliffdwellers" mit ihren Felsenwohnungen. Die

Digitized by Google

Unterschiede sind geistig und leiblich auffallend genug. Die Indianer der Alleghanyabhänge haben nämlich eine ganz andere Gesichtsbildung als diejenigen der Prairien und der Felsengebirge. Die schlanke Gestalt, die hohe Stirn, die Adlernase der Mohikaner und Delawaren sieht man jenseits des Missouriflusses selten. Die Uta und Scheyenne, die jetzt auf den Prairien herumschwärmen, Eisenbahnzüge und Postwagen anfallen, die Auswanderer skalpieren, die Forts in Brand stecken, sind Wilde gemeineren Grades. Sie stehen ihrer Natur nach weit unter jenen, haben ein ziemlich plattes Gesicht und nicht besonders helle Augen. In sittlicher Hinsicht stehen sie, wie in physischer, weit unter den Indianern, welche Cooper in seinen Novellen schildert. Sie sind träg, sinnlich und rachsüchtig, der Lüge und dem Diebstahle ergeben. In der Regel zeigen sie keine Spuren von Gewissen und Gewissensbissen. Sie verletzen unbedenklich jeden Vertrag, brennen ein befreundetes Dorf nieder und morden kaltblütig ihre Gefangenen. Sie verkaufen ihre Kinder um eine Flasche Branntwein und überlassen ihre Squaws einem vorbeikommenden Gaste. Auch die pacifischen Stämme stehen tiefer als die Indianer des Ostens, die Algonkin und Irokesen; wir gelangen aber hier in das Bereich der seetüchtigen Küstennomaden mit flachgedrückten Schädeln und Lippenhölzern, mit ihren herrlich geschnitzten Fahrzeugen, ihren merkwürdigen Gesichtsmasken und eigentümlichen theatralischen Leistungen. Und noch tiefer südwärts, in Kalifornien, hausen Eingeborne, die in jeglicher Beziehung, leiblich und geistig, eine Kulturgruppe für sich bilden, eine Kulturgruppe von äußerst niederem Range und wobei wir uns aller der gewohnten Vorstellungen vom „Indianer“ völlig entschlagen müssen. Die elenden Erdhütten des Sakramentothales sind den Wigwam an den großen Seen ebenso unähnlich, wie körperlich ein Yurok oder Maidu einem Krih oder Odschibwä. Die hier angedeuteten Unterschiede sind meines Erachtens mehr als ausreichend, um vom kulturellen Gesichtspunkt jeden Gedanken an die Einheit der nordamerikanischen Indianer zu beseitigen. Verschärft werden dieselben noch, wie man sehen wird, durch den ungleichen Grad, bis zu welchem die europäische Gesittung bei den einzelnen Stämmen Eingang gefunden hat.

Da alle diese Indianer, seitdem wir sie geschichtlich kennen, in mehr oder minder geschichtlich ausgesprochenem Grade **Wandervölker** waren, so ist es ungemein schwierig, in vielen Fällen sogar unmöglich, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu ermitteln. Die Verteilung derselben, wie sie Stephen D. Peet für die Stämme zwischen Mississippi und Ohio als Frucht mühevollen Studiums für die Zeit ums Jahr 1787 ausgeforscht hat (The american antiquarian, Bd. I, S. 85—98), ist bloß eine temporäre, vorübergehende; nachher verschwinden die Namen aller Indianerstämme von den Landkarten, um gelegentlich an andern Stellen wieder aufzutauchen. Von den Irokesen allein weist Peet drei große Veränderungen ihrer Wohnsitze nach, und dieses kriegerische Volk gehörte nicht einmal zu den eigentlichen Wanderstämmen. Dabei entfernten selbst die seßhafteren sich oft 1600—2000 km von ihren Wohnsitzen, um ihre Feinde aufzusuchen und zu bekämpfen. So dehnten die schon genannten Irokesen, als sie den jetzigen Staat Newyork bewohnten, häufig ihre Züge bis zum Mississippi aus; so machten 1680 etwa 600 Krieger vom irokesischen Senekastamme einen Einfall in das Gebiet der Illinois, und der Reisende Carver erfuhr vor mehr als hundert Jahren von den Winnebagoindianern (im heutigen Wisconsin), daß sie bisweilen Streifzüge nach den von Spaniern bewohnten Südküsten (Neumexiko) unternehmen und ganze Monate unterwegs seien, um dorthin zu gelangen. (Arch. f. Anthrop., Bd. V, S. 1—2.) Die Wandervölker vollends erscheinen in der Geschichte gerade nur, um wieder zu verschwinden. Der Ausgang ihrer unstäten, in Dunkel gehüllten Herrschaft gestattet eben keine andre Vorstellung als ein unsicheres, flüchtiges Bild. Die Geschichte löscht es alsbald hinweg und die Stämme selber sind für immer verschwunden. Die große Algon-

Digitized by Google

kinrasse z. B. ist von der Erde fast weggetilgt worden. Ihre Horden bestehen nicht mehr, ihre Sprache ist vergessen, nicht eine ihrer Behausungen ist mehr in dem ganzen weiten Gebiete übrig, welches sie bewohnten, und selbst die Lage ihrer Dörfer läßt sich heutzutage nur mehr mit großer Mühe bestimmen. Die spärlichen Ueberreste solcher Völkergrößen werden endlich von der Regierung der Vereinigten Staaten in bestimmte Landstriche, Reservationen benannt, verbracht, welche oft weit entfernt von ihrer letzten Heimat liegen und die ohnehin schwierige geographische Fixierung der einzelnen Völker noch weiter erschweren. Da ich die Naturgeschichte und nicht die „Geschichte" der Rothäute unsrer Tage schreiben will, so sehe ich von einer solchen Fixierung ebenso ab, wie von der Besprechung der ausgestorbenen Stämme. Die Ethnologie Amerikas ist so wie so verwickelt genug, um jede Befreiung von überflüssigem Ballast willkommen zu heißen. Im übrigen lege ich meiner Schilderung der einzelnen Stämme mit einigen Abweichungen in der Reihenfolge die Klassifizierung Friedrich Müllers zu Grunde, welche ich bei dem dermaligen Stande unsrer linguistischen Kenntnisse für die beste halte, obgleich ihr Autor sich sehr wohl bewußt ist, daß hierin das letzte Wort noch lange nicht gesprochen werden dürfte.

Die Völker des Nordwestens.

Nächste Nachbarn der Inuit oder Eskimo sind im äußersten Nordwesten Amerikas die sogenannten **Kenai** oder **Kinai**, welche in ihrer Sprache sich selbst „Thnaina" d. i. Menschen nennen und in ihrer Gesamtzahl auf etwa 25,000 Köpfe geschätzt werden (Globus, Bd. XIX, S. 143), sich indes auf verschiedene Stämme mit im einzelnen wenig bekannten Wohnsitzen verteilen, wie denn im allgemeinen unser Wissen von den Kenai kein sehr ausgebreitetes ist. Diese Kenai haben das Innere Alaskas inne, breiten sich aber im Süden, am Cooks-sunde und Umgebung, auch längs des Meeres aus und reichen bis an die oberen Thalgelände des Atna oder Kupferflusses und des Yukon.

Zu den Kenai zählen die Kenai-tena am Cooksfund; die Kayuko-tana oder Coyukon und die Ingeleten oder Ingalik der Russen an beiden Ufern des untern Yukon, im Thale des obern Kuskokwim und in der Gegend zwischen diesen beiden Strömen; die Una-Kotana am Yukon bis Koyukuk, die Koyukukhotana am Koyukukflusse und die Ah-tena oder Atna am oberen Teile des gleichnamigen Flusses. Die Stämme des Innern, zwischen den Quellflüssen des Kuskokwim bis zu den nördlichen Zuflüssen des Kupferflusses, werden Galzanen oder Koltschanen benannt, was angeblich in der Sprache der Atna, von welchen diese Bezeichnung herrühren soll, Fremdling bedeutet. Ich bemerke indes, daß im Russischen „Koltschannik" Köcherträger, Bogenschütze heißt, und sie daher sehr wohl diesen von ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, abgeleiteten Namen von den Russen erhalten haben können. Zu den Kenai gehören ferner die Ugalachmiut oder Ugalenzen der Russen, welche im Winter an der Bucht gegenüber der Insel Kadschak, im Sommer an den Mündungen des Kupferflusses sich aufhalten, und von einigen, nach Fried. Müller mit Unrecht, zu den Koljuschen gerechnet werden. Ihre Sprache, obgleich mit Bestandteilen aus dem Koljuschenidiome gemengt, nimmt doch eine selbständige Stellung innerhalb der Kenaisprachen ein.

Digitized by Google

Ueber die Körpergestalt der Kenai liegen fast gar keine brauchbaren Angaben und noch viel weniger Messungen vor. Frederick Whymper hat einige ihrer Stämme zwar genauer kennen gelernt, insbesondere die Ingalik und Coyukon, aber er beschränkt sich zur näheren Charakterisierung derselben mitzuteilen, daß sie sprachlich von den benachbarten Malemiut völlig, unter sich aber nur mundartlich verschieden sind. Bancroft, der sich rühmt, in seinem großen Buche „das in keiner Bibliothek der Welt" vereinigte Material verdichtet zu haben, weiß von ihnen nicht mehr zu berichten, als daß sie eine „schöne, männliche" Rasse sind. (Native races of the pacific States, Bd. I, S. 132.) Die Coyukon Whympers, die wohl mit den Kayuko-tana identisch sind, ähneln ihm zufolge den Ingalik, welche er Ingeleten nennt, nur ist der Schnitt ihrer Gesichter wilder und grimmer. Ihrem Charakter nach schildert General Halleck die Kenai als kriegerisch, stolz und unerschrocken, bereit, jede ihnen zugefügte Beleidigung zu

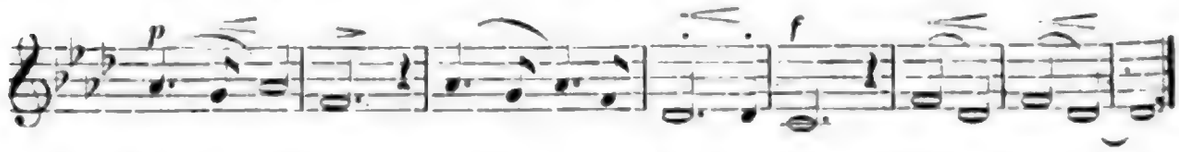
Unterirdische Behausung der Ingalik am Yukon.

rächen, doch haben sie sich gegen die Russen wie später gegen die Amerikaner friedfertig verhalten. Whymper dagegen nennt die Indianer am obern Yukon wilde, jähzornige Leute, welche den Russen manchmal viel zu schaffen gemacht. In der That ist ihnen auch nicht zu trauen und selbst in der Nähe von Nulato, wo die russisch-amerikanische Kompanie eine wichtige Handelsniederlassung besaß, sind manche Mordthaten vorgekommen. Die Koltschanen sind gar, aber grundlos, des Kannibalismus beschuldigt worden. Von ihren Nachbarn sind besonders die Coyukon sehr gefürchtet. Die Frauen sollen in der Jugend leidlich hübsch sein; die in und bei den Forts lebenden eignen sich gerne europäische Manieren an und finden Wohlgefallen an den Dampfbädern. Sie sind oft heiter und lustig wie Kinder, dabei aber sorgsame Mütter, welche ihre Kinder gut, ja sogar zärtlich behandeln. Die Kindheit dauert aber nicht lange. Mit zehn Jahren weiß der Knabe schon sein Gewehr zu handhaben und mit fünfzehn hat das Mädchen schon einen Mann oder angelt doch darnach. Die Coyukon sind, wie wohl alle Kenai, Fischer- und Jägernomaden, die einen großen Teil des Jahres weit und breit umherziehen.

Digitized by Google

Von dem Leben dieser Menschen wissen wir ebenfalls nur wenig. Die Wohnungen der Ingalik liegen zwar, wie jene der Inuit, unter der Erde, weisen aber eine andere Bauart auf. Zunächst gelangt man nämlich in eine Holzhütte, in welcher ein senkrechter Schaft abwärts führt, worauf erst wieder ein niedriger Tunnel durchbrochen werden muß, bis man zum Wohnraume gelangt, einer großen Grube, über welche domartig ein Dach sich wölbt, im Mittelpunkte mit einer Oeffnung zum Abziehen des Rauches versehen. Bei mildem Wetter ist dieser Eingangstunnel nichts weiter als eine Kloake. Nachts, wenn das Herdfeuer abgebrannt ist, werden alle halbverkohlten Scheiter durch das Rauchloch hinausgeworfen und dieses mit Fellen dicht verschlossen, wie auch der Eingang durch Pelzvorhänge abgesperrt wird. Rauch und kohlensaure Gase entströmen nun nachträglich noch der glühenden Asche. Dazu mischen sich die Gerüche der stark zusammengedrängten, schmutzigen Menschen, der mehr oder weniger faulen Fische, des verdorbenen Fleisches, der alten Lederkleider und der jungen Hunde. Der Gebrauch von Taschentüchern gilt für entbehrlich, dafür wird Wasser und Seife gewissenhaft vermieden. Die Tracht, an welcher man sie sofort erkennt, ist bei den Coyukon von der Eskimokleidung völlig verschieden und überaus seltsam: ein doppelgeschwänzter Rock, den einen Rock vorn, den andern hinten, was ungefähr den Eindruck macht, als hätten sie zwei Fracks angelegt, den einen in der gewöhnlichen Weise, den andern über den Leib gezogen und hinten zugeknöpft. Die Kleider der Frauen haben diese Schwalbenschwänze nicht, wenigstens nicht so auffällig, dagegen prunkt das schöne Geschlecht mit Haiaqua-Muscheln (einer Dentaliumart), welche sie wie die westlichen Inuit im durchbohrten Septum befestigen, so daß dieselbe zu beiden Seiten des Mundes herabhängt. Weiter oben am Yukon sind es ausschließlich die Männer, welche sich mit diesem Zierat ausstaffieren. Im Frühjahre tragen die Coyukon wie ihre Nachbarn zum Schutz der Augen gegen Schnee und Sonnenlicht Brillen, jedoch nicht aus Glas, sondern aus zwei ovalen Holzstückchen bestehend, der Quere nach mit einem schmalen Schlitz versehen, die mit Schnüren, wie unsere Masken, über die Augen gebunden werden. Allgemein ist auch der Gebrauch der Schneeschuhe; dies sind Birkenbrettchen, etwa 1,30 m lang, vorn breit, abgerundet und aufwärts gebogen, nach hinten zu aber spitz zusammenlaufend. Der Fuß wird durch eine Lederschlinge gesteckt, die sich in der Mitte befindet, und das Geheimnis des richtigen Gebrauches besteht darin, ganz zu vergessen, daß man Schneeschuhe an den Füßen trägt.

Ihren Nahrungsbedarf verschaffen sich die Kenai teils durch Jagd, und insbesondere sind die Coyukon im Fang von Renntieren sehr geschickt, teils durch Fischfang, welchen hauptsächlich die Küstenstämme betreiben, auf den sich aber auch die Anwohner des Yukon trefflich verstehen. Man gewinnt reiche Ausbeute aus Löchern, die ins Eis gehauen werden. Sobald Frost eintritt, befestigen sie nämlich in gewissen Abständen Pfähle im Flusse, welche bis auf den Grund reichen; an diesen bringen sie faßähnliche Körbe aus Weidenruten an; bei jedem Pfahle erhält man das Wasser frei von Eis und zieht an jedem Tage einmal die Körbe auf, welche gewöhnlich mit Fischen gefüllt sind. Zu Whympers Zeiten tranken die Kenai des Innern noch keinen Branntwein, dagegen sind sie alle leidenschaftliche Tabakraucher. Bei den Ingalik wird fleißig Tabak geschnupft sowohl als geraucht von beiden Geschlechtern, von den Frauen indessen nur gelegentlich. Diese Indianer sind ein sangesfrohes Volk; Hügel und Flußgelände widerhallen von ihren Liedern und Whymper notierte insbesondere einen Chorgesang, dessen Melodie ich als Probe eines „Liedes ohne Worte" hier folgen lasse:



Aus dem geistigen Leben der Kenai hat L. Schiefner, der berühmte russische Sprachforscher, einiges mitgeteilt. Darnach bevölkern sie die Natur mit zahlreichen Geistern: es giebt Meermenschen, eine Art blonder Nixen, und Bergmenschen, „Igilitenai", deren Oberhaupt „Kluesch" heißt, und dieses scheint wohl die wichtigste Rolle bei den Kenai zu spielen, denn das ganze Leben und Treiben des Jägers hat Beziehung auf Kluesch. Ihm bringen die Kenai, welche zur Jagd ins Gebirge ziehen, ihre Opfer dar. Im Gebirge unterliegt jeder Schritt, jede Bewegung, ja fast jedes Wort herkömmlichen Regeln, und dies alles aus Rücksicht auf Kluesch. Der Kenai ist dort sehr schweigsam und singt kein andres Lied als das „Berglied". Der „Herr des Gebirgs" hat es aber nicht gern,

Digitized by Google

daß man in seinem Gebirge die gewöhnliche Sprache redet, und deshalb werden für manche Gegenstände ganz andre Benennungen gewählt als im gewöhnlichen Leben. Nach Ansicht der Kenai zerfällt der Mensch beim Tode in drei Teile. Der Geist („Biitsch") fliegt in die Luft, der Leib bleibt zurück, der Schatten („Biik") aber geht unter die Erde und lebt dort mit seinesgleichen fort in der Unterwelt „Tuexna". Eine sehr wichtige Rolle spielen bei dieser Geistesrichtung der Kenaivölker, wie sich wohl denken läßt, die Zauberdoktoren oder Medizinmänner, welche das Amt eines Priesters mit jenem des Arztes verbinden. Jeder von ihnen muß seine eigenen Lieder haben und darf jene eines andern Berufsgenossen nicht wiederholen. Nachdem der religiöse Künstler sich stattlich aufgeputzt, sein Gesicht bemalt und sich mit Hermelinen behängt hat, legt er eine Maske vor und dreht sich um das Feuer. Alle Anwesenden wiederholen seine Worte im Chor. Nachdem er ein Lied zu Ende gebracht, wiederholt er es und singt dann ein zweites, ein drittes, je nach der Wichtigkeit der Sache und nach der Gelegenheit, bei welcher er thätig ist. In diesen Liedern erzählt er, was ihm erscheint und singt von seinem Verkehr mit den Geistern, die ihm dienstbar sind. (Globus, Bd. XVI, S. 87.) Man ruft den Zauberdoktor zu dem Kranken und zu dem Toten. Dem ersteren soll er die Gesundheit wieder geben, und Whymper hatte in Newicargut Gelegenheit, das dabei befolgte Gebahren zu beobachten. Eine Gruppe von Indianern umringte den Patienten; in ihrer Mitte glimmte ein schwaches Feuer. Ein gedämpfter Chorgesang begleitete die sehr komplizierten Manipulationen des Medizinmannes, von denen manche sich nicht gut wiedergeben lassen. Jetzt schien er den „bösen Geist" aus dem Kranken herauszuziehen, mit ihm zu ringen und ihn ins Feuer zu werfen; dann rannte er in simuliertem Schrecken wild davon. Endlich hatte er ihn in seiner Gewalt und gestikulierte und stöhnte, bis ihm Schaum aus dem Munde drang, wie einem Angákok der Eskimo (siehe oben S. 252). Dabei ergieng er sich ununterbrochen in einem Recitativ, das kunstvoll mit dem Chor zusammenstimmte. Zuletzt wurde die Vorstellung heiterer, der Chor lauter und lebendiger; man glaubte ohne Zweifel den Patienten nunmehr von seinem Dämon erlöst und der Zauberer humpelte von dem Schauplatz. Stirbt der Kranke, so wird wieder der Medizinmann herbeigerufen, denn er soll dem Toten den Weg zeigen, welchen Menschen zu wandeln haben, damit sie nicht auf den Weg der Hunde geraten. Die Schatten der Hunde leben nämlich besonders für sich und zusammen mit den Schatten böser Menschen, d. h. der Geizigen, der Ungastlichen und Diebe. Aber dann und wann gerät auch ein guter Mensch auf den Hundeweg, und davor kann ihn der Zauberpriester behüten, indem er den Verstorbenen begleitet und ihm den richtigen Weg zeigt.

Tabakspfeifen, Kalumet der nordamerikanischen Indianer aus Stein und gebranntem Thon.

In den Zauberkünstlern oder Medizinmännern der Kenai sowie der amerikanischen Indianer überhaupt erkennt Peschel die sogenannten „Schamanen" des asiatischen Nordens wieder (Völkerkunde, S. 262), und ihm stimmen im wesentlichen Roskoff wie auch Sir John Lubbock bei; in der That ist der Schamane ein Zauberer, welcher nach der Vorstellung des Wilden im Verkehr mit den übersinnlichen Mächten steht. Dieser Glaube an Zauberei, der mit dem an

Digitized by Google

böse Wesen in unzertrennlicher Verbindung steht, findet sich bei allen Völkern niedriger und niedrigster Stufe, daher auch die Kunst des Zauberns so weit verbreitet ist, daß man sie als eine universale bezeichnen darf. Unterscheidet sich doch, wie Pfleiderer mit Recht bemerkt, selbst das Gebet der höchstgestiegenen Religion nicht wesentlich von der Zauberei, denn diese ist ja ebenfalls nichts andres als der Versuch, die höhere übermenschliche Macht in den Dienst der partikularistischen, sinnlich-selbstischen Absichten des Menschen zu zwingen. Wie unser Gebet soll die Zauberei die Uebel, welche den Wilden bedrohen oder befallen haben, beseitigen. Der Unterschied ist nur der, daß der rohe Naturmensch durch seine Zauberei die übersinnliche Macht bezwingen, unser Gebet dieselbe aber bloß unsren Wünschen geneigt machen will. Die nahe Verwandtschaft beider zeigt sich schon darin, daß erfahrungsgemäß in den niedern Religionen Gebet und Zauberei ununterscheidbar ineinander übergehen und miteinander zusammenhängen. Uebrigens, wer wird nicht, mit Castrén, gern zugeben, daß das ganze Schamanentum einen Protest gegen die blinde Gewalt der Naturmächte über den Menschengeist enthalte?

An die Kenaivölker schließen sich südwärts der Küste des großen Ozeans bis nach Kalifornien entlang, aber auch mehr oder weniger tief landeinwärts greifend, eine Reihe von Indianerstämmen, welche großenteils bisher wenigstens jeglichen genaueren Klassifizierungsversuches spotten, und nur vereinzelt verwandtschaftliche Verhältnisse zu erkennen gestatten. Wir stoßen hier zunächst auf die

Jakutat, ein kleines Völkchen des Küstenlandes zwischen Mount Fairweather und Mount Elias, das von Buschmann der Sprache nach noch zu den westlichen Eskimo gerechnet wurde. Friedrich Müller hat jedoch ermittelt, daß das Idiom der Yakutat entschieden „amerikanisch" ist und sie selbst innig verwandt sind mit ihren südlichen Nachbarn, der ziemlich ansehnlichen Familie der

Koljuschen oder **Koloschen**, welche in jüngster Zeit von Alphonse Pinart geschildert worden sind (Notes sur les Koloches. Paris 1873. 8°.) und den ganzen Küstenstrich vom Eliasberge bis gegen den Kolumbiastrom innehaben, also vom 60. bis 45.° n. Br. Die zu derselben gehörenden Stämme bezeichnen sich selbst als „Thlinkit", d. h. Mensch, oder noch besser als „Thlinkit Antakuan", d. h. Menschen aller Orte. Der ihnen von den Russen beigelegte Name Koljuschen, der gebräuchlichere, rührt wohl nicht aus dem Aleutischen her, wie mitunter behauptet wird, sondern von der auch bei diesen Indianern herrschenden Sitte der Lippendurchbohrung. Im Russischen bedeutet nämlich „Kolok" Pflock, „Koljutschka" Stachel, Dorn, „kolokj" spalten, und aus einem dieser Wörter ist wohl der Name Koljuschen entstanden. Die Zahl aller Thlinkiten wurde 1840 von Weniaminow auf höchstens 25,000 geschätzt; seitdem hat sie sich sehr beträchtlich vermindert, denn amerikanische Quellen beziffern im Jahre 1875 ihre Kopfzahl nur mehr mit etwa 12,000. (American Cyclopedia. Newyork 1875. 8°. Bd. X, S. 40.) Doch fragte es sich, ob damit nicht bloß die in Aljaska Wohnenden gemeint sind, denn General Halleck veranschlagt ihre Gesamtzahl 1871 immer noch auf 25,000. Sie geben sich Benennungen nach den Orten ihrer Winter-

Digitized by Google

quartiere und diese Namen sind schwer genug auszusprechen, z. B. Schitkhathoan, Tschischlkhathkhoan, d. h. Bewohner von Sitka, von Tschislkat.

Die große Familie zerfällt in zwei Hauptstämme, nämlich die Stikinkoan und die Sitkinkoan, erstere in den Niederungen am Stikinflusse, letztere in der Sitkabai bei Neuarchangel und auf den benachbarten Inseln. General Halleck führt indes noch fünfzehn Unterabteilungen der Koljuschen an. Nach einer andern Einteilung zerfallen sie in zwei Hauptstämme: in den Raben- und in den Wolfsstamm. Sie haben eine Sage von zwei Göttern, welche im Beginne der Zeiten das Gute für die Menschen schufen, und von diesen leiten sie sich ab. (Ueber die Mythologie der Koljuschen siehe: Ausland 1834, S. 1437—1438.) „El'ich" oder „Jeschl" war Urvater des Stammes der Raben, „Khanukh" jener der Wölfe. Beide teilen sich in verschiedene Geschlechter, Sippen, welche nach allerlei Tieren benannt werden und wieder in Unterfamilien mit besonderen Namen zerfallen. Jedes Geschlecht hat ein Schildwappen, d. h. es schmückt sich wenigstens mit einem leicht erkennbaren Teile des Tieres, dessen Namen es trägt. Schabelski, welcher 1821—1825 die Koljuschen besuchte, fand bei ihnen Stämme des Wolfes, des Raben, Bären, Adlers. Dieses Stammessymbol ist bildlich auf der Hütte des Häuptlings angebracht, Boote, Geräte, Decken, Schilde, Helme sind damit versehen; bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Tänzen, Erinnerungsfesten, Verbrennungs- oder Beerdigungszeremonien, treten manche in einer solchen Tiergestalt auf.

Es ist wohl bekannt, daß zahlreiche Stämme des Menschengeschlechts sich mit irgend einem Tiere, einer Pflanze, einem Dinge, am häufigsten aber mit einem Tiere in Verbindung bringen, sich nach dem Namen desselben nennen und sogar von ihm ihren mythischen Stammbaum herleiten. Unter sehr vielen Indianern Nordamerikas dient nun, wie wir hier bei den Koljuschen sehen, der Name eines solchen Stammtieres dazu, die verschiedenen „Clans"*) zu bezeichnen, in welche die Rasse zerfällt. Der Name oder das Symbol eines Clantieres bei den Algonkinindianern ist „Dodaim" und dieses Wort ist in seiner gebräuchlicheren Form „Totem" zu einem allgemein angenommenen Ausdruck geworden, um ähnlich gebrauchte Beinamen in der ganzen Welt zu bezeichnen, während das System, Stämme in dieser Weise zu unterscheiden, Totemismus genannt wird. Sein Ursprung fällt natürlich in das Bereich der Mythologie; dagegen bilden soziale Einteilungen, die damit verbunden sind, einen höchst wichtigen Abschnitt des Rechts und der Sitten der Menschen auf gewissen Kulturstufen. In das Gebiet der Religion gehört der Totemismus nur insoweit, als die Clantiere Gegenstände religiöser Verehrung sind oder wirklich als Schutzgottheiten behandelt werden, was vielfach der Fall ist. Wenn aber seinerzeit Karl Andree (Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen mit besonderer Berücksichtigung der Eingebornen und der indianischen Altertümer. Braunschweig 1851. S. 265) behaupten zu dürfen meinte, dieses Sippen- oder Totemverhältnis sei echt uramerikanisch, in Asien komme es nicht vor, und es liege in ihm ein Beweis für die unbedingte Ureigentümlichkeit des braunen Mannes, so ist dies ein schwerer Irrtum, denn Sir John Lubbock hat dem Totemismus völlig entsprechende Erscheinungen nicht bloß bei den Jakuten und anderen Asiaten, sondern auch

*) „Clan" ist ein keltisches Wort und bedeutet soviel wie Familie; man bezeichnete damit den früher in Hochschottland, den Orkaden und Shetlandinseln bestehenden Lehensverband zwischen einem Gutsbesitzer und seinen Unterthanen. In der Völkerkunde bedient man sich dieses Ausdrucks im allgemeinen Sinne, d. h. ohne geographische Begrenzung, um jedes auf bestimmte soziale Gewohnheitsregeln gegründete Sippenverhältnis zu bezeichnen.

Digitized by Google

bei den Betschuanen Südafrikas nachgewiesen und selbst bei einigen Australierstämmen wahrscheinlich gemacht. (The origin of civilisation and the primitive condition of man. London 1870. 8°. S. 171—174.) Alle diese Thatsachen scheinen dem gelehrten Edw. B. Tylor für ein weit verbreitetes allgemeines Prinzip zu sprechen, das auf niederen Entwickelungsstufen wirksam ist (Die Anfänge der Kultur. Deutsch von J. W. Spengel und Fr. Porke. Leipzig 1873. 8°. Bd. II, S. 236) und Mac Lennan versucht einen großen Teil des über die ganze Welt verbreiteten Tierkultus aus der Ansicht zu erklären, daß derselbe aus einer frühen „Totemstufe der menschlichen Gesellschaft" vererbt sei.

Der Koljusche ist von mittlerem Körperwuchs, rasch und gewandt, hat struppiges, schwarzes, ungekräuseltes Haar und eine nur wenig dunklere Hautfarbe als die europäische, welche sie im Gesicht oft bunt, besonders schwarz und zinnoberrot, färben. Dem deutschen Reisenden F. H. von Kittlitz erschienen die Koljuschen nichts weniger als abschreckend und häßlich. Sie entstellen sich zwar durch Pflöcke („Kaljuga"), welche die Frauen und unter den Männern die „Tajon" (Aeltesten) in die aufgeschnittene, von Natur dicke und volle Unterlippe einsetzen; je länger die Lippe herabhängt, desto mehr glauben sie an Schönheit zu gewinnen. Dieser Brauch war indes schon damals durch russischen Einfluß außer Mode gekommen und nur von den Vornehmen mit Zähigkeit festgehalten. (Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, Bd. I, S. 194—195.) Die Gesichtsbildung weicht von der der übrigen Indianer beträchtlich ab, die Augenbrauen sind klein und dunkel, die Backenknochen hervorstehend, die Augen mehr als gewöhnlich groß, schwarz, sehr lebhaft und sogar sehr schön, die Gesichtszüge im ganzen angenehm. Die Frauen tragen das reiche schwarze Haar gescheitelt, die Männer bisweilen in einen Knoten aufgebunden und bei festlichen Gelegenheiten mannigfach verziert. Gewöhnlich lassen beide Geschlechter dasselbe unbedeckt, nur dann und wann sieht man aus Bast geflochtene Hüte von einer an die chinesische erinnernden Form. Das tägliche Kostüm der Männer, von welchen die Mode das Durchbohren des Nasenknorpels verlangt, ist eine weite weißwollene Pferdedecke, die dem ganzen Körper zur Hülle dient, darunter tragen sie gewöhnlich noch einen Schurz von grober Leinwand. Die Kleider der Frauen, meist aus russischer Leinwand oder Segeltuch, bestehen in einem langen Hemd mit daran befestigtem Mantel, sind aber fast immer mehr oder weniger zerfetzt, was den Eingebornen aus Gewohnheit nicht anstößig ist. Mütter pflegen beim Suchen der Beeren, welche nebst dem Fleische von Elen, Schafen, mehreren Vögeln, hauptsächlich aber Fischen, den Koljuschen vielfach zur Nahrung dienen, die kleinsten Kinder auf dem Rücken zu tragen. Das sehr fest eingewickelte Kind ist dann auf einem hölzernen Gestell befestigt, welches als Tragkorb dient und einstweilen an Baumästen aufgehängt werden kann. Man findet auch wohl dergleichen Wickelkinder ganz unerwartet im Grase, während die Mutter in der Nähe beschäftigt ist. Die Männer pflegen daheim mehr ein beschauliches Leben zu führen, wandeln unthätig aber dem Anschein nach in tiefe Gedanken versunken umher oder ruhen auch in zusammengekauerter Stellung vom Nichtsthun aus, immer in ihre langen Wolldecken gehüllt. Die Koljuschen haben sich angewöhnt, unter denselben verborgen einen Dolch mit zwei Klingen zu tragen, dessen Griff sich zwischen beiden befindet, und der also einem unten und oben aufgeklappten Messer gleicht. Beide Klingen von furchtbarer Schärfe stecken in Scheiden. Die Koljuschen, schon vor ihrer Berührung mit den Europäern im Gebrauche der Metalle, namentlich des Kupfers bewandert, sind nämlich so kundige Schwertfeger wie die Zwerge in unsern Hausmärchen und arbeiten sehr elegante Degen. Die alten Bogen und Pfeile hat man den Kindern als Spielzeug überlassen, seit man durch die Amerikaner mit Feuerwaffen versorgt wird. In Krieg und Fehden, welche sehr häufig das Gesetz der Blutrache verursacht, tragen die Koljuschen hölzerne Harnische und Hauben mit wunderlichen Visieren, die fabelhafte, mit grellen Farben bemalte Fratzengesichter darstellen. Bei solchen Anlässen verirrt man sich auch noch zu Menschenopfern, wozu die „Kalgis" (Sklaven) herhalten müssen, welche sonst patriarchalisch wie Kinder gehalten werden. Aeltere russische Quellen sagen freilich, daß ihre Gefangenen, besonders Europäer, grausam behandelt und langsam zu Tode gemartert werden, oft durch übermenschliche Arbeiten, denen der Körper auf qualvolle Weise erliegen muß. Sie selbst allerdings härten den-

Digitized by Google

über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe, Sprache — das alles soll in zwei starken Bänden geschildert werden. Die ganze von durchaus neuem Gesichtspunkt ausgeführte Arbeit findet ihren Abschluß in einem Resumé, worin aus den an den einzelnen Völkern gewonnenen Beobachtungen die allgemein gültigen Lehren entwickelt werden, welches also so zu sagen die Bilanz unseres heutigen geographischen Wissens zieht.

Festliche, aus leichtem Holze geschnitzte, weiß, roth und schwarz bemalte Kopfbedeckung von den Admiralitäts-Inseln.

Ein ganz besonderer Werth des Werkes beruht darin, daß in F. Keller-Leuzinger eine künstlerische Kraft gewonnen wurde, welche in geradezu einziger Weise für diese Aufgabe befähigt ist. Im Auftrage der brasilianischen Regierung hat er Jahrelang unter den Indianern des Amazonenstromes gelebt. Wie er dort den völkerkundigen Blick geschärft hat, was er als Künstler und Illustrator leistet, davon wird die „Naturgeschichte des Menschen" ein glänzendes Zeugniß abgeben.

Sklavenverkäufer in Jedda.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Digitized by Google

Einige Stimmen der Presse über die „Naturgeschichte des Menschen“.

„Es liegt die erste Lieferung eines Werkes vor, das eine Zierde der ethnographischen Literatur zu werden verspricht. Der Verfasser, dessen gewandte Feder dem großen Publikum aus zahlreichen Publikationen hinreichend bekannt, dessen Sachkenntniß über jeden Zweifel erhaben ist, hat sich mit einem Künstler ersten Ranges verbunden, um dem Menschen den Menschen kennen zu lehren. Keller-Leuzinger führt den Stift mit wahrer Meisterschaft. Die Vollbilder sowohl wie die in den Text gedruckten Abbildungen, sie mögen Rassentypen oder Geräthe darstellen, sind gleich vollendet in der Charakteristik wie in der technischen Wiedergabe.“ **(Neue freie Presse.)**

„Die Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart hat uns das erste Heft eines Werkes zur Ansicht gesandt, das, nach der ausführlichen Ankündigung zu schließen, einzig in seiner Art dastehen wird, das einen Gegenstand durch Wort und Bild darstellen soll, der in einem deutschen Buche in so umfassender Weise wohl noch nicht betrachtet worden ist. ... Das vorliegende 1. Heft entspricht ganz den Erwartungen, die wir nach Kenntnißnahme des Prospektes hegten. Der Verfasser erörtert klar die betr. Fragen möglichst vollständig und gibt überall die benutzten Quellen gewissenhaft an. Zur Deutlichkeit der Schilderung trägt die bildliche Darstellung außerordentlich viel bei, die sich auf Rassentypen, Gegenstände des häuslichen Lebens u. s. w. erstreckt.“ **(Allg. Schulztg., Jena.)**

Bewohner von Neubritannien.

„Die Namen des Verfassers wie des Verlegers bürgen dafür, daß wir ein gutes, künstlerisch ausgestattetes Werk bekommen werden. Diese erste Lieferung enthält neben dem einführenden Abschnitte eine sehr lehrreiche und interessante Darstellung Australiens und seiner Bewohner. Hellwald hat die Gabe, den Boden der Wissenschaft niemals zu verlassen, dabei indessen stets leichtverständlich, anregend, unterhaltend zu sein. Dies bewährt er auch hier wieder. Er entrollt uns ein farbenreiches, bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild der fremden Bevölkerung. Deren Typus, Körperbeschaffenheit, Schädelbildung lernen wir zuerst kennen. Dann zeichnet er geistige Anlagen, Cultur, Eigenart. Er spricht von der communistischen Denkart der Insulaner, ihrer Lebensweise, ihrer künstlerischen Beanlagung. Weiter reicht der Text des ersten Heftes nicht. Er macht uns aber begierig auf das Folgende. Gelingt Alles so gut wie dieser Anfang, so darf die deutsche Literatur sich freuen über die neue Produktion. Der beste Text würde aber seinen Zweck nur mangelhaft erfüllen ohne bildliche Beigaben. Keller-Leuzinger, der renommirte Künstler, wird diese liefern und gibt uns vortreffliche Proben dessen, was wir zu erwarten haben. Das sind nicht nur Illustrationen, sondern kleine Kunstwerke, ebenso charakteristisch und voll realen Lebens wie malerisch anziehend.“ **(Danziger Zeitung.)**

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

14. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Vorrätig in allen Buchhandlungen:

Vom Fels zum Meer

Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

Morosindianer,
nach einer im Auftrage des Hrn. G. Leuzinger in Manáos aufgenommenen Photographie.

Digitized by Google

selben gegen Schmerz und Kälte systematisch ab. So schneiden sich die Knaben oft mit einer scharfen Muschel den Arm der ganzen Länge nach auf und rühmen sich ohne Schmerzenslaut einer solchen Heldenthat. Selbst bei einer Kälte von 20° C. dulden sie keine Fußbekleidung und gehen aus dem heißen Bad ins Meer, wo sie ruhig eine halbe Stunde sitzen bleiben. Oft läßt sich der Koljusche nach einer solchen Abkühlung noch freiwillig bis aufs Blut geißeln, und diese Selbstpeinigungen und Uebungen im stoischen Ertragen großer körperlicher Schmerzen bilden einen hervorstehenden Zug aller Indianer.

Diese Küstennomaden haben nur im Winter einen festen Wohnplatz; im Sommer streifen sie umher und sammeln Vorräte für die rauhe Jahreszeit ein. Die Wohnungen sind Kartenhäuser aus Brettern, die sich in der Geschwindigkeit aufrichten, aber auch ebenso rasch abbrechen und auf die Kähne packen lassen. Sie haben die Form länglicher Baracken mit zwei Giebeln, und ihre kleine Thür wird mit einem Pelzvorhang oder wollenen Decken verschlossen. Die größten Meister sind die Koljuschen auf der See. Ihre Fahrzeuge sind entweder ein- oder zweisitzig und erst nach Ankunft der Russen hat man dreisitzige Boote eingeführt. Alle diese Fahrzeuge gleichen in allen Stücken jenen der benachbarten Aleuten und Inuit. Bei unruhiger See wird aber dem Eindringen des Wassers durch einen um den Rand der Sitzöffnungen reichenden Schurz gewehrt, den sich der Schiffahrer um den Leib schnallt. Bewegt werden die Schiffe mit Doppelrudern, in deren Führung die Eingebornen meisterhafte Geschicklichkeit zeigen. Alle Koljuschenstämme haben Geschick für Handarbeit; sie sind nicht bloß, wie erwähnt, treffliche Schmiede, sondern die Frauen verfertigen auch feine Korb- und Flechtsachen, sowie im Feuer gebrannte Thongefäße; endlich liefern die Koljuschen sorgfältig gearbeitetes Schnitzwerk. Malerei und Skulptur sind bei ihnen freilich noch rudimentär, doch legen die Decken, mit denen sie sich noch jetzt bei Festlichkeiten schmücken, mit den darauf angebrachten Figuren und Familiengemälden einen wahrhaft erstaunlichen Beweis ihrer Kunstfertigkeit und ihres Fleißes ab. Davon zeugen auch die von Whymper mitgeteilten Abbildungen geschnitzter und bemalter Aschenkoffer. Endlich verfertigen die Koljuschen Tabakspfeifen, welche auch verschiedene Figuren darstellen, Schalen und allerlei Schmucksachen aus dunklem Thonschiefer. In bezug auf künstliche Arbeit an den Pfeifen stehen sie weit über andern Völkern Nordamerikas.

Die Koljuschen besitzen zwei Rangklassen. Die Adelswürde ist erblich in gewissen Familien, die vom gemeinen Volke getrennt sind, deren Ansehen aber nur vom Reichtum abhängt, d. h. von der Anzahl ihrer Sklaven, welche ursprünglich Kriegsgefangene sind. Niemand darf in seine eigene Sippe hinein heiraten. Polygamie ist bei den Wohlhabenden allgemein, auch bei den Vornehmen, um durch Geschenke reicher zu werden und durch eine große Verwandtschaft ihre Macht und ihren Einfluß zu vermehren. Die Vermittelung der Ehe wird durch Freiwerber besorgt, bei der Hochzeit findet Tanz und Gesang, aber keine religiöse Zeremonie statt und die Ehe darf erst einen Monat später vollzogen werden. Der Mann kann die Frau einfach zurückschicken und bei Untreue sie und den Verführer töten, ohne Rache zu gewärtigen. War indes der Verführer der Neffe des Mannes, so darf dieser ihn nicht töten, sondern kann ihn nur zwingen, die Frau als seine eigene zu sich zu nehmen. Uebrigens werden wie bei den Konjagen Nebenmänner, gewissermaßen gesetzliche Liebhaber, Cicisbei, von den Weibern gehalten. Der Neffe ist stets gezwungen, die Witwe seines Oheims zu heiraten, mag das Alter auch noch so verschieden sein. In jeder Hinsicht, auch in der der Erbfolge, hat die mütterliche Verwandtschaft den Vorrang vor der väterlichen. Die Kinder bleiben auch allemal bei der Mutter und gehören ihrem Totem an. Die Behandlung der Frauen ist hart, denn auf ihren Schultern ruht jegliche Arbeit. Beim Herannahen der Niederkunft überläßt man sie ihrem Schicksal und betrachtet sie einen vollen Monat als unrein; dann nimmt die Mutter mit sich und ihrem Kinde eine große Waschung vor, macht brillante Toilette, ladet alle Verwandte zum Festschmause und giebt dabei dem Kinde einen Namen. Gesäugt wird dasselbe so lange, bis es gehen kann. Dann wird es tagtäglich, auch im Winter, im Meerwasser gebadet. Eine Jungfrau wird bei Eintritt der Mannbarkeit, früher für ein Jahr, jetzt nur mehr für sechs oder gar drei Monate in eine dunkle Hütte gesperrt. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern ist bei den Koljuschen heilige Pflicht, und mit der zartesten Aufmerksamkeit werden die Alten und Schwachen behandelt. Dem getöteten Feinde zieht man die Schädelhaut ab und der „Skalp" ist Trophäe, die bei Festlichkeiten als Beinschmuck dient. Die Sitte des Skalpierens, d. h. Toten oder Verwundeten durch einen Zirkelschnitt die Kopfhäute vom Kopfe zu trennen und dann abzuziehen, ist bei den meisten nordamerikanischen Indianern verbreitet. Streitigkeiten zwischen ver-

Digitized by Google

schiedenen Familien werden durch einen Zweikampf mit dem Dolche ausgemacht, wobei die Anwesenden singen. Die Leichen werden verbrannt, und unter Heulen und Weinen der Freunde und Verwandten zum Scheiterhaufen gebracht; den ganzen zeremoniösen Vorgang hat noch vor wenig Jahren in Sitka ein Augenzeuge beobachten und ausführlich schildern können. (Amer. Naturalist 1877, S. 372—374.) Sklaven werden jetzt nicht mehr, wie ehedem, mitverbrannt. Als Zeichen der Trauer schneiden die Verwandten ein Jahr lang das Haar kurz ab und lackieren sich das Gesicht mit glänzend schwarzer Farbe. Einen Priesterstand besitzen die Koljuschen nicht, wohl aber gewisse Wahrsager, die man nach Kittlitz' Aussage mit dem sibirischen Worte „Schaman" bezeichnet; sie befassen sich aber nicht mit Heilung von Krankheiten, sondern die Arzneikunde wird von alten Weibern ausgeübt, die allerlei Medikamente zu brauen wissen. Die Schamanen werden dagegen befragt, ob der Kranke Leben oder Tod zu erwarten habe; ihre Leichen werden nicht verbrannt, sondern in Särge gelegt, die auf Pfählen stehen. Jetzt sind die meisten Koljuschen durch Missionäre, welche aus Kamtschatka kamen, christianisiert.

Kopf eines Skalpierten

In neuester Zeit ist man mit dem südlichsten Zweige der Koljuschen, den hauptsächlich den Königin-Charlottenarchipel bewohnenden Haidahindianern genauer bekannt geworden, welche eine der am schärfsten abgegrenzten Nationen an der Nordostküste Amerikas sind. Leider ist ihre Zahl in raschem Sinken begriffen: während John Work ihre Gesamtziffer einschließlich der 1735 Köpfe starken Kaigani für 1836 bis 1841 mit 8428 Personen ermittelte, beläuft sie sich gegenwärtig, nach dem Geologen George M. Dawson, der in seinem Berichte über den Charlottenarchipel (Report on the Queen Charlotte Islands. Montreal 1880) sich ausführlich mit den Haidah beschäftigt, nur noch auf 1700—2000. Die Zahl der Kaigani giebt W. H. Dall zu 300 an.

Diese rasche Abnahme hat ihren Grund vorzugsweise in den Krankheiten und Lastern, die sich seit der Berührung mit den Weißen eingenistet haben. Trunksucht ist jetzt allgemein, die Demoralisation vollständig. Schlechter Whisky, die fast ausnahmslos tödlich verlaufenden Pocken und seit der Bekanntschaft mit den Weißen eingerissene Immoralität der Weiber, welche sich gewöhnt haben, in Viktoria und andern Küstenplätzen durch Prostitution ihr Leben zu fristen, reiben diese kühnen, aber grausamen und rachsüchtigen Krieger rasch auf. Ob sie bloß einem gewissen kritischen Punkt sich nähern, über den hinaus sie ihre Zahl erhalten und sogar wieder erhöhen werden, wie Dawson hofft, steht dahin. Physisch sind die Haidah, wie Robert Brown nach einem im Frühjahr 1866 gemachten Besuche versichert und neuerdings Dawson bestätigt, vielleicht der schönste eingeborne Menschenschlag Nordamerikas, der kaum hinter dem Hinterwäldler zurücksteht. Die beiden genannten Gewährsmänner entwerfen von ihrem Aeußeren sehr günstige Schilderungen (siehe Proceedings of the R. geograph. Soc. 1869, S. 387, dann Peter-

Digitized by Google

manns Geograph. Mitt. 1870, S. 294 und 1881, S. 344). Die durchschnittliche Körpergröße beträgt 1,75 m, erreicht aber im Norden gar 1,828. Ihren Körper halten sie reinlich, obwohl ihre viereckigen oder oblongen Wohnungen ebenso schmutzig wie bei andern Indianerstämmen sind. In bezug auf Kleidung haben sie, soweit ihre Mittel reichen, die Moden der Weißen angenommen, obwohl einige der älteren Bewohner noch immer kaum etwas andres tragen als eine „Nakhin", nämlich eine Decke, deren Grund oder Kette fein geschnittene Cederrinde bildet, mit welcher weiß, gelb, schwarz und braun gefärbte Wolle der Bergziege derart verwebt wird, daß das Muster Beziehung zu dem Totem des Stammes hat. Eine solche Decke kostet etwa 120 Mark. Man gebraucht sie hauptsächlich beim Tanz und in Gemeinschaft mit einem eigentümlichen Kopfschmuck, der aus einer kleinen hölzernen, mit Perlmutter verzierten Maske besteht. Im übrigen läßt sich bei den Haidah das Dahinschwinden der alten Sitten deutlich beobachten. Das Bemalen ist zwar noch häufig, beschränkt sich aber meist auf das Gesicht; die Tättowierung wird jetzt bei vielen Kindern unterlassen, Lippenhölzer sieht man nur noch bei den ältesten Individuen, und das durchbohrte Septum bleibt ohne Schmuck. Die Haidah sind keine großen Jäger und nur mit Steinschloßgewehren bewaffnet, wohl aber treffliche Kanoelenker; zu seiner Ueberraschung fand indes der Bergingenieur Poole, welcher 1862 bis 1864 bei ihnen verweilte (Queen Charlotte Islands: a Narrative of discovery and adventure. London 1872), daß sie nicht schwimmen konnten und es erst durch seinen Unterricht lernten. Sonst zeigen die Haidah besondere Geschicklichkeit für Bauen, Schnitzen und andere Handarbeit. Sie bewohnen permanente Dörfer, welche solider und mit größerer Sorgfalt gebaut sind als bei den anderen Stämmen, ganz besonders aber sich durch ihre Verzierung mit zahlreichen geschnitzten Pfeilern auszeichnen, an welchen man die eigentümliche groteske Kunst, die bei den Haidah so hoch entwickelt ist, studieren kann. Die einen, „Kethen" genannt, stehen vor jedem Haus und haben an ihrer Basis meist einen ovalen Ausschnitt, der als Eingang zum Hause dient; die andern, „Khat", sind zum Andenken an Verstorbene errichtet. (Näheres bei: Peterm. Geogr. Mitt. 1881, S. 345.) Die Herstellung dieser kunstvollen Pfeiler erfordert viel Zeit und Arbeit und kann gleich dem Häuserbau nur durch gemeinschaftliche Anstrengungen vieler ermöglicht werden. Dabei spielt dann die bei den Indianern Nordostamerikas weit verbreitete Sitte des „Potlatsch" oder der Verteilung des Eigentums eines Einzelnen eine große Rolle. Will nämlich jemand ein Haus bauen oder einen Pfeiler errichten, so verteilt er einige Monate zuvor unter seinen Freunden und den Hauptmitgliedern des Stammes sein Eigentum, bestehe es in Decken oder Geld. Wie viel eine jede Person erhält, ist systematisch geregelt; jedes Mitglied des Stammes weiß lange voraus, wie viele Decken es bekommt. Kurz bevor die Arbeit ausgeführt werden soll, wird das verteilte Gut mit Interessen zurückgegeben; wer z. B. vier Decken erhielt, giebt deren vielleicht sechs zurück. Dies gilt als eine Art Ehrenbezeigung. Ist nun die Arbeit beendet, wobei der Unternehmer seine Stammesgenossen nach Kräften bewirtet und Tanz und Spiel die Arbeit versüßen, so werden die Decken von neuem verteilt. Diese Sitte wird auch bei andern passenden Gelegenheiten geübt, denn je öfter und freigebiger ein Individuum auf diese Weise seinen Besitz weggiebt, desto mehr Bedeutung gewinnt es in den Augen seiner Stammesgenossen. Im übrigen herrschen sehr strenge Begriffe von Eigentumsrecht; fast jede Familie hat ihren Fluß, wo sie fischt, und ein solches Besitztum wird streng respektiert unter sehr verwickelten Erbschafts- und Cessionsgesetzen. Der Besitz von Decken gilt als Beweis von Reichtum, und sie zu erlangen ist das höchste Streben. Decken vertreten gegenwärtig die Stelle des Geldes, wie das Biberfell im Innern von Britisch-Kolumbia und dem Nordwestterritorium; die aus dem Chilkatlande importierten „Coppers" oder 45—60 cm langen, eigentümlich gestalteten Kupferplatten dienen jedoch auch noch als Tauschmittel. Die Haidah zerfallen in sieben Stämme oder Banden, welche sich kaum irgendwie in ihren Sitten unterscheiden und ganz nahverwandte Dialekte derselben Sprache sprechen, wogegen ein Vergleich des Haidahidioms mit dem andrer Nationen der Küste nur sehr wenige Aehnlichkeiten ergiebt. (Proc. R. geogr. Soc. 1869, S. 389 und Peterm. Geogr. Mitt. 1881, S. 343.)

In gleicher Breite mit den oben geschilderten Stämmen wohnen auf dem Festlande bis etwa zum nördlichen Salmon River herab, die mit den Haidah enge verwandten Tschimsian (Chimmesyans oder Chimseyans), welche die Sebassa, Neecelowes und Naß umfassen und mit dem nördlichen Zweige

Digitized by Google

der Takulli, eines wilden Athapaskenvolkes, in Verbindung stehen. Ihre Sprache ist sonor und emphatisch. Auch bei ihnen herrscht die Sitte der Lippenhölzer und der Kunstpfeiler, von denen freilich die meisten durch den Einfluß der Missionäre beseitigt worden sind. Noch weiter südlich sowie auf dem nördlichen Teile der großen Insel Vancouver im Nutkasunde wohnen die Hailtsa. Vancouver selbst wird nach W. Colquhoun Grant, dem ersten Kolonisten der Insel, von 26 Indianerstämmen bewohnt, deren Gesamtzahl er auf 17,000 schätzt (Journal of the R. geogr. Soc. 1857. S. 293) und wovon die Hälfte allein sich an der Westküste aufhält. Aylmer, dessen Aussagen wohl für beiläufig die nämliche Zeit gelten, aber keinesfalls das gleiche Gewicht wie jene Grants besitzen, beziffert sie alle zusammen bloß mit 7000 Köpfen. Sie wurden früher oft als Wakaschindianer bezeichnet. Ethnologisch lassen sie sich nach den vier herrschenden Hauptsprachen in vier Gruppen bringen, welche Friedrich Müller samt den verwandten Stämmen auf dem Festlande unter dem Namen Nutka zusammenfaßt. Diese vier Idiome sind von einander total verschieden in Klang, Bildung und Ausdrucksweise, so daß die meisten Stämme der einen Gruppe sich mit jenen einer andern gar nicht oder nur sehr schwer verständlich machen können. Daß aber keine Verwandtschaft mit den andern Sprachen des Festlandes ermittelt worden wäre, ist nicht richtig, denn es hängt die Sprache der Quacoll (Quakwolth), der nördlichsten Vancouvergruppe, mit dem Balla bolla (Bella hoola oder Bella coola) auf dem Festlande im Osten des Königin Charlottenarchipels zusammen und das Kowitchin*) der östlichen Vancouverindianer findet sich auf dem Festlande im Norden des Frazerstromes in Britisch-Kolumbien wieder. Die beiden andern Gruppen sind die Clallam oder Tschallum im Süden und die Macah oder Clatset in Westen der Insel. Letzterer giebt G. Malcolm Sproat (in seinem Buche Scenes and studies of savage life. London 1868. 8°.) den Gattungsnamen Aht, wahrscheinlich wegen der Endung ihrer meisten Stammesnamen (Nittinaht, Klayoquaht, Ahusaht, u. s. w.). Ueber diese Aht, von welchen indes die übriger Vancouverindianer nicht in wesentlichen Dingen verschieden zu sein scheinen, sind wir auch am besten unterrichtet.

Die Aht haben nach Sproat ein besseres Aussehen als Wilde im allgemeinen, sind aber, nach Whympers Zeichnungen zu urteilen, noch immer häßlich genug. Ihre Statur wächst von Süden gegen Norden von 1,60 m bis 1,778 m. Sie sind gut gewachsen und körperliche Mißbildungen sind selten. Grant in seiner ausführlichen Schilderung der Ethnologie Vancouvers (Journ. of the R. geogr. Soc. 1857, S. 293—310) nennt indes ihre Schenkel und Beine mißgestaltet und mager, weil die Eingebornen gewöhnlich in ihren Kähnen zu kauern pflegen. Die Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, die Physiognomie trägt den Typus aller Rothäute, lange Nase, vortretende Backenknochen, großen Mund, lange Augen, regelmäßige, aber stumpfe, schmelzlose Zähne. Die Stirn ist sehr niedrig und platt gedrückt, weil den Neugebornen ein Stück Baumrinde fest auf den Schädel geschnürt wird, um der noch weichen Hirnschale die landesübliche Façon zu geben. Den Erwachsenen fehlte es übrigens im gequetschten Schädel an nichts weniger als an Verschmitztheit. Jetzt hat das Plattdrücken des Kopfes fast ganz aufgehört. Tättowierung war nie üblich. Die Weiber, obwohl durchgängig mit Mopsnasen von der Natur bedacht, besitzen bisweilen einige Reize, jedenfalls aber mehr Fassungsgabe als die Männer.

*) In allen Vancouveridiomen wird das ch wie unser ch in „doch" ausgesprochen. Ferner giebt es in keiner Sprache Nordwestamerikas ein r.

Digitized by Google

Diese sind völlig bartlos, nur am Nutkasund haben einige, in deren Adern aber wahrscheinlich spanisches Blut fließt, Schnurr- und Backenbart. Das Haupthaar ist grob, glatt, schwarz oder braun und wird seinem Wuchs überlassen. Auf der ungekämmten Wildnis ihres Schopfes tragen sie um die Schläfen gewunden einen Laubkranz, der ihnen eine falsche Aehnlichkeit mit einem römischen Helden oder irgend einer nackten Gottheit des Altertums verleiht. Der Kranz dient aber nicht als bürgerliches oder mythologisches Symbol, sondern wie unsern Pferden die Laubbüschel mitleidiger Kutscher zur Abwehr von Fliegen und Moskiten. Einige Indianer tragen auch einen pilzähnlichen Hut oder Kopfputz aus Zedernrinde. Die Weiber tragen ihr Haar sorgfältig und haben kleine Schachteln, in welchen sie Kämme und Spiegel aufbewahren; sie besitzen überhaupt mehr Aehnlichkeit mit ihrem Geschlecht, wie es anderwärts ist; man sieht sie selten ohne Ringe, Armbänder und Perlen — oder Messingfußspangen; ein funkelndes Stückchen Muschelschale oder ein hufeisenartiges Stück Messing „ziert" oft ihre Nasen. Die Männer zeigen eine eigentümliche Verachtung gegen Schmucksachen und Tand. Sie tragen als Kleidung Wolldecken, seit man diese ihnen zugeführt hat; die Weiber außerdem noch eine Art Hemd.

Erzhacke, Axt und Dolch mit Steinklinge, Messer mit Eisenklinge und geschnitztem Bärenkopf als Griff vom Nutkasund.

Die Aht haben eine außerordentliche Stärke in ihren Händen und sind sehr schnellfüßig; alle Stämme zeichnen sich in der Korbmacherei aus, und ihre Geschicklichkeit in der Leitung der Kanoe, deren Schnitt nautisch untadelhaft, ist beinahe unübertrefflich. Unter den Schlägen zweier Ruder hüpfen sie über die See, als ob Vögel im Fluge das Wasser streiften. Dennoch aber hat Sproat gesehen, daß sie einmal von eingeübten Weißen in einem Lang-Kanoe-Wettrennen zur See besiegt wurden. Die Wände ihrer Fahrzeuge sind dünn und leicht wie Schalen, obgleich manche davon dreißig Personen tragen können. Dennoch sind es nur Einbäume, und zwar ausgehöhlte Zedernstämme. Um sie zu fällen, besitzen diese Indianer nichts als ihre Meißel aus den härtesten Teilen der Hörner vom Wapiti (Elch, Cervus canadensis, Briß), die sie mit ihren Steinmessern geschnitten und geschärft haben. Ihre Lagermethode ist sehr merkwürdig und interessant. Ihre Ortsveränderungen folgen denen des Lachses, welcher ihr Hauptnahrungszweig ist und dem auf verschiedene Weise nachgestellt wird, wie Hr. Bogg ausführlich beschrieben hat (Memoirs of the Anthrop. Soc. of London. Bd. III, 1870, S. 260—265). Bemerkenswert ist, daß die dabei benützten Fischangeln aus in Feuer gebogener harter Holz- und Knochenspitze eine auffallende Aehnlichkeit verraten mit solchen, die aus der Südsee stammen. Unser Zeichner hat zum Vergleiche Fischangeln aus dem Nutkasund mit solchen von den Tongainseln und Hawaii zusammengestellt. Doch zurück zu unsern Indianern. Den herrlichen Fischen nachsetzend schlagen sie ihr Sommerlager in einiger Entfernung vom Meeresufer auf, an welches sie für die Winterszeit, gegen Ende Oktobers, mit einem Vorrat getrockneter Fische zurückkehren. Ist das Verproviantierungsgeschäft an jedem Platze abgethan, so wird das Lager abgebrochen, und die faulen Abfallhaufen werden den Elementen und den Vögeln zur Beute überlassen. Die Häuser in den Lagerplätzen sind groß und stark aus Zedernholz erbaut, aber, wie Grant beiläufig bemerkt, nur Futterale für Gestank und Elend, mit Pfahlwerk umschlossen, in welchem nur 1 m hohe Löcher zum Aus- und Einschlüpfen sich befinden. In den Blockhütten der Klayoquaht, des zahlreichsten und mächtigsten Stammes Vancouvers, ist die Flur festgestampfte Erde, die mit der Zeit hart wird und eine Politur erhält, daher auch auf ihr die Speisen angerichtet werden. Die Betten bestehen aus einem Gestell von elastischen Stangen, bedeckt mit Matten und versehen mit einem Holzblock, in der

Digitized by Google

Mitte ausgerundet, als Kopfkissen. Aulmer, der schon mehrfach erwähnte Seemann, steckte die Nase nur in eine unbewohnte Hütte, zog sie aber entsetzt zurück; welcher Gestank aber im Winter herrschen muß, wo man darin Fische trocknet und die Hütten bevölkert sind, das läßt sich ahnen, aber nicht aussprechen. Dennoch behauptet Sproat, welcher freilich die Aht im allerrosigsten Lichte schildert, sie seien in ihren Gewohnheiten weit weniger schmutzig als manches gesittete Volk, nahmen täglich strenge Waschungen vor und die Weiber ordneten nach der Tagesarbeit ihr Haar, wie unsre Hausmädchen, nur vollständiger. Die Aht sind Vielesser, wie die Mongolen, können aber auch wie diese lange Zeit sich jeder Nahrung enthalten. Fische aller Art, Enten, Gänse und Rotwild, in neuerer Zeit auch Kartoffel, bilden ihre Kost, die sie stets ohne Salz genießen, gegen welches sie eine heftige Abneigung empfinden. Sie trinken nichts als Wasser, sagt Sproat; ob nicht auch „Feuerwasser", kann ich nicht ermitteln, ist aber wahrscheinlich, denn da sie große Freunde des Tauschhandels sind, wird es ihnen sicherlich von wohlwollenden Seelen ebenso zugeführt, wie die Feuergewehre, welche auch hier den nationalen Fischgrätenpfeil und Ebenholzbogen ersetzt haben.

Fischangeln vom Nutkasund. 1. Im Feuer gebogenes, hartes Holz mit Knochenspitze; 2. Steinspitze, teilweise mit Harz überzogene Widerhaken aus Knochen, starke Wurfleine; 3. Kleine Angeln aus Holz mit Widerhaken aus Knochen.

Diese Aht haben es zwar nicht über das Kommunaleigentum des Stammes gebracht, besitzen aber die strengsten Begriffe von Rang und Vorrang, sowie eine ausgebildete Etikette, durch welche der Empfang von Gästen und Besuchern geregelt wird. Im Winter finden große Festgelage statt, von welchen die Walfischmahlzeiten die beliebtesten sind. Schweigen während des Essens wird als Zeichen der Höflichkeit betrachtet, doch schließen die Feste, nach echt homerischer Art, mit Bardengesangen zur Verherrlichung der Großthaten in Krieg und Jagd. Die Weiber sind von diesen Gelagen ausgeschlossen, scheinen aber sonst nicht schlecht behandelt zu werden. Sie werden nach erlangter Reife verkauft, und es besitzen, da Polygamie in Praxis ist, reiche Häuptlinge bisweilen 8—10 Stück, aber der gemeine Mann erschwingt höchstens eine Frau, denn der Preis beträgt zehn wollene Decken oder ein Feuergewehr, und für Häuptlingstöchter wird noch Agio gezahlt, denn der Rang wird als vorwiegend wichtig erachtet, die Kaste also streng aufrecht erhalten. Der Begriff von Blutsverwandtschaft mit ihren Pflichten und Verantwortlichkeiten ist auch hier so stark, daß er den Hauptbestandteil des sehr einfachen Gesellschaftsbaues ausmacht. Uebrigens sind die Ehen nicht sehr gesegnet, denn eine Zahl von drei Kindern gehört schon zu den Seltenheiten. Dies liegt jedoch nicht an der Frauennatur, sondern die Vermehrung wird durch künstliche Mittel hintertrieben. Für ihre Kinder hegen sie große Liebe und schlagen sie nie, allein sie „vernachlässigen", wie Sproat sehr euphemistisch sagt, die Kranken und Alten. Grant klärt uns aber auf über die Natur dieser „Vernachlässigung". Alte kränkliche Leute werden nämlich von ihren eigenen Kindern, jedoch erst nach Autorisation des Medizinmannes, erdrosselt. Ihre Rechtsbegriffe gehen nicht weiter, als daß Blut mit Blut, Auge mit Auge und Zahn mit Zahn gesühnt werden müssen. Doch lassen sich die Verwandten eines Erschlagenen am liebsten mit einem Wergeld in wollenen Decken abfinden. Die Aht sind, sogar nach Sproats Geständnis, kaltblütig, rachsüchtig, argwöhnisch und blutdürstig. Aber obgleich sie beständig in Fehde untereinander leben, so besitzen sie doch nicht den rechten Mut zum Raufen, sondern benehmen sich in ihren Kriegen hinterlistig oder feig. Nur die Quastina im Norden Vancouvers rühmt Rob. Brown als sanft, fügsam und zur Zeit seines Besuches noch wenig durch die Laster der Zivilisation verdorben. (Peterm. Geogr. Mitt. 1869, S. 94.) Sklaverei der schlimmsten Art wird bei allen Stämmen Vancouvers angetroffen, da die Kriegsgefangenen entweder zu Knechten gemacht oder enthauptet werden, welches letztere oft der Fall ist, insofern

Digitized by Google

das Kopfabschlagen zu den Lieblingszerstreuungen der Eingebornen Vancouvers gehört. Ein eigentümlicher Gebrauch herrscht unter ihnen, daß Häuptlinge bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie ihre Getreuen auszeichnen wollen, statt einer Umarmung sie in die Schulter beißen. Oft bleibt von so viel Liebe eine tiefe Narbe zurück, welche aber mit großer Befriedigung zur Schau getragen wird. (Paul Kane, Wanderings of an artist among the Indians of North America. London 1859. 8°. S. 212.) Ihre sonstigen außerordentlichen Belustigungen beschränken sich auf Schwimmen und einige vollkommen harmlose Wettproben der Kraft. Auch haben sie einige einheimische Musik und einen grotesken Kriegstanz, ebenso eine dramatische Darstellung, den charakteristischen „Nuk-Tanz". Hauptbelustigungen bleiben aber Spiel- und Pferderennen. Für ein gutes Rennpferd geben sie ihre letzte Habe her; das Spiel aber ist zu einem solchen Laster ausgeartet, daß Selbstmorde infolge großer Verluste sehr gewöhnlich sind. Tout comme chez nous! Der Selbstmord ist überhaupt für diese Leute eine wichtige Zuflucht. Sie glauben an Geister und Gespenster, an Vorzeichen und Zauberei. Besonders besorgt sind die guten Leute, irgendwo auszuspeien, wo sie Feinde vermuten, denn eine Verhexung des ausgeworfenen Speichels halten sie für besonders wirksam. Sie sind daher so besonnen, daß sie stets auf ihre eigenen Mäntel spuken, um immer die gefährlichen Auswürfe überwachen zu können. (A. a. O., S. 216.) In der Nähe des Dorfes wird der Begräbnisplatz ausgewählt. Ihre Toten legen sie in kauernder Stellung in rohe Särge, die mit Steinen bedeckt werden und vor denen man zur Ernährung der unsterblichen Seele etliche Tage lange Wildbret und Lachs verbrennt. Dies ist die einzige Regung, wodurch sie den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verraten. Natürlich geben sie unendlich viel auf die Beschwörungen ihrer „Tamannoas" oder Medizinmänner, die eine geschlossene geheime Zunft bilden, in welche nur unter großem Zeremoniell und mit vielen Kosten der Zutritt verstattet wird. Fenton Aylmer war so glücklich, bei Valdez Inlet, an der Ostküste Vancouvers, der festlichen Weihe eines solchen beizuwohnen, und ich will meinen Lesern die Schilderung dieses wichtigen Vorganges nicht vorenthalten, bemerke jedoch, daß derselbe durchaus nicht überall in gleicher Weise sich vollzieht, denn Bogg beobachtete bei den Ahusaht bei gleichem Anlaß völlig verschiedene Gebräuche (Mem. of the anthrop. Soc. of London, Bd. III, S. 265). In unsrem Falle befand der Promovent sich vorläufig in einer einsamen Hütte, in der er seit drei Tagen ohne Nahrung, Wasser und Licht eingesperrt worden war. Als sich der Häuptling mit einem Chor der ältesten Medizinleute zeigte, machte ihm der Pöbel, welcher die Hütte bisher umlagert hatte, Platz. Unter lautloser Stille näherte er sich dem Eingang und gab dann der Priesterzunft das Zeichen, den Querbalken von der Thüre zu heben und einzutreten. Alles drängte nach, drinnen aber brach ein Höllengeschrei aus, und die Medizinleute stürzten wieder aus der Hütte, das Haar sich ausraufend und sich selbst mit Muscheln verwundend. Zwei jedoch trugen einen anscheinend toten Körper zu einem nahen Weiher, wo er niedergelegt, gerieben und unbarmherzig geschlagen wurde. Plötzlich sprang der Patient auf, brach durch seine Peiniger hindurch und rettete sich in ein wenige hundert Schritte entferntes Dickicht. Nach einer Stunde erschien er wieder, beschmiert mit Fett und bedeckt mit Flaumfedern, wahrhaftig „geteert und gefedert". Er schritt nach der Hütte zurück und verteilte die dort aufgespeicherten Schmucksachen und Hausgeräte als Geschenke unter dem Stamm, der ihm dafür eine absonderlich gefärbte Decke, einen Federhelm und als Zeichen seiner erlangten Doktorwürde eine große Klapper überreichte. Das frohe Ereignis wurde dann noch durch ein Theaterspiel in der Hütte des Häuptlings verherrlicht, in welcher letzteren durch einen Vorhang aus Decken das Ankleidezimmer von der Bühne geschieden worden war, während die Zuschauer auf Matten sich niedersetzten. Der Häuptling selbst hatte sich die Hauptrollen aufgespart. Zuerst erschien er unter einem Menageriegebrüll in

Fischangeln von den Südseeinseln. 1, 2 u. 3 aus Perlmutter und Schildpatt bestehend, von den Freundschaftsinseln; 4 aus Knochen von Hawai.

Bemalte Holzmasken (menſchliches Antlitz, Möven- und Seehundskopf) nebſt zwei geſchnitzten, kurzen Knochenſchwertern vom Nutkafund.

Felle eingehüllt als Panther, dann als Bär, und endlich als aufgehende Sonne. Letztere dramatiſche Leiſtung wurde ihm möglich durch eine gut erdachte Maske, an der ſteifgemachtes und radienförmig abſtehendes Haar die Sonnenſtrahlen ausdrückte. Nach ihm erſchienen andre Künſtler, die ſich menſchlich-profane Fächer gewählt hatten, wie die Darſtellung ehelicher Eiferſucht, Liebesſzenen, dann aber auch eines Kampfes zwiſchen einem Häuptling und einem Wolf. (Aylmer. A cruise in the Pacific, Bd. II, S. 133 bis 136.) Nach dieſer Schilderung haben die Flachköpfe Vancouvers es in theatraliſcher Beziehung am weiteſten von allen Rothäuten Nordamerikas gebracht, die alten Mexikaner ausgenommen. Den Gebrauch von Geſichtsmasken hat George Catlin auch bei dem Lippenhölzer tragenden Nutkavolke der Naya- oder Naga-Indianer Britiſch-Kolumbiens auf dem Feſtlande des Königin-Charlotteſundes angetroffen. Dieſe verfertigen nicht bloß ſchön geformte, mit Schnitzwerk bedeckte und bunt bemalte Kähne und verzieren ihre Friedenspfeifen, Löffel, Geſchirre, Keulen und Töpfe mit allerlei ganz ſinnreichen und hübſch ausgeführten Figuren von Menſchen, Tieren, Booten u. dgl., ſondern haben auch Geſichtsmasken aus Holz gehauen und innen mit einem quer geſpannten Riemen verſehen, der, wenn die Maske auf dem Geſichte liegt, in den Mund genommen und mit den Zähnen feſtgehalten wird. Durch die hohle Wölbung vor dem Geſichte ändert ſich auch gänzlich die Stimme des Maskenträgers, eine Verfeinerung des Faſchingapparates, welche die lippenbeholzten Wilden vor andern geſitteten Völkern voraus haben. Nun finden wir ihn auch auf Vancouver erwähnt und Whymper ſah ſolche Masken bei den Ahts. Sie ſind 60 cm groß und ſehr ſcharfſinnig verfertigt, manche ſind mit Schnüren verſehen, um die künſtlichen Augen oder den Schnabel (bei Vogelmasken) bewegen zu können. (Whymper, Travel and adventure in the territory of Alaska. London 1868. 8°. S. 54.) Ich will gleich bemerken, daß der Gebrauch von Masken unter Indianern ſich erſt wiederfindet bei einem Amazonasſtamme, den Tecunas, bei denen ſie Spix und Martius, in neuerer Zeit Bates beobachtet und beſchrieben haben. Pfeilſpitzen werden in den Kaskadegebirgen und auch in der Sierra Nevada hergeſtellt, indem Stücke Obſidian auf eine wollene, nachgiebige Decke gelegt und von ihnen die Ecken mit einer Meſſerſpitze ſo lange abgeſchlagen werden, bis die gewünſchte Form erreicht iſt. Feuer wird durch Rotieren eines harten Holzſtückes auf einem weichen vermittelſt der Hände entzündet. (G. Crook im Ann. Rep. of the Smithsonian Institution 1871, S. 420.)

Die Eingebornen von Britisch-Kolumbien und Oregon.

Die Völker und Sprachen im Innern von Britisch-Kolumbien und weiterhin südlich vom Frazerstrome am Pugetsund hin sind, nach den Mitteilungen die wir über sie besitzen, überaus zahlreich, aber bis jetzt noch recht wenig bekannt. Totemismus ist hier allgemein verbreitet und Personen eines und desselben Totems dürfen nicht untereinander heiraten. Das Kind nimmt aber das Totem der Familie seiner Mutter, nicht das der Familie seines Vaters an. R. C. Mayne, welcher vier Jahre in jenen Gegenden zubrachte, berichtet einiges von den dortigen Sitten. Wenn in Japan irgend ein Mann einen Schimpf erleidet, so schlitzt er sich den Bauch auf; der weisere Indianer begnügt sich mit dem Aufschlitzen seiner Wolldecken, oder wenn dies zur Verwischung des Fleckens nicht genügt, so opfert er einen Sklaven. Menschenfresserei kommt als abergläubischer Religionsgebrauch vor, doch beschränkt sie sich auf die Medizinmänner, die ihr Stamm allgemein mit Furcht und mit einer Mischung von Bewunderung und Abneigung betrachtet.

Georg Gibbs Forschungen (in: United States Geographical and geological Survey of the Rocky Mountain Region; Tribes of the extreme North-West. By W. H. Dall. Tribes of Western Washington and North Western Oregon. By Geo. Gibbs. Washington 1877. 4°.) haben einiges Licht geworfen auf die Eingebornen im heutigen Territorium Washington und dem Staate Oregon. Diese Völker nehmen ein Gebiet ein, welches von Mount Brown und Mount Hooker im Norden bis an den Sakramentostrom in Kalifornien nach Süden und östlich bis an den obern Missouri sich erstreckt. Die uns bisher bekannt gewordenen Indianer der Nordwestküste und der anliegenden Inseln südlich vom Eliasberge bis nach Vancouver hin gleichen einander alle sehr im physischen Aeußern, dagegen stehen sie in einem auffallenden Gegensatze zu der südlichen Gruppe der Oregonvölker. Die Vancouverinsulaner bilden gewissermaßen den Uebergang zwischen beiden; je weiter nach Norden, desto größer und schöner ist der Menschenschlag. Während die Indianer oberhalb der Fälle des Kolumbiastromes und von da bis zum Felsengebirge meist schlank und wohlgebaut sind, zeigen die Bewohner des untern Kolumbia einen wesentlich verschiedenen Typus: sie sind kleiner, meist unter mittelgroß, kaum 1,64 m, und nicht so wohlgebildet, krummbeinig, mit breiten dicken platten Füßen und einwärtsstehenden Knöcheln und Zehen, auch sind sie fetter, viel schmutziger und fauler als ihre nördlicheren und auch östlicheren Nachbarn jenseits der Felsengebirge. Dieser Verschiedenheit in den äußeren Charakteren entspricht eine ebenso große Ungleichheit der innern Begabung und Entwickelung. Gerade die schöngebauten Stämme der Nordostküste sind es, welche in ihrer Bildung am höchsten stehen; schon die Nutka, noch

Digitized by Google

weit mehr aber die Oregonvölker bleiben an Kunstfertigkeit und Energie hinter ihnen zurück. Dagegen kann nicht verschwiegen werden, daß die moralische Kultur der Nordostamerikaner in keinem Verhältniß zu ihren Talenten und Kunstfertigkeiten steht. Die Völker der Nordwestküste gehören zu den intelligentesten und betriebsamsten der neuen Welt. Die Indianer am Oregon stehen ihnen in dieser Hinsicht ebenso sehr nach, als sie ihrerseits die Eingebornen von Oberkalifornien übertreffen; noch weiter im Süden gehören die Stämme der kalifornischen Halbinsel zu den am tiefsten stehenden von Nordamerika. In Oregon selbst herrscht ein auffallender Gegensatz zwischen den Völkern am untern Kolumbia und denen, die weiter östlich und dem Felsengebirge näher wohnen: jene leben meist bequemer, zum Teil selbst in einem gewissen Ueberfluß und stehen in vielfachem, regsamen Verkehr; diese sind stärker zerstreut, isolierter und haben mit größeren Schwierigkeiten für ihren Unterhalt zu kämpfen. Hiermit scheint es im Zusammenhange zu stehen, daß die ersteren als schmutzig und faul, ausschweifend, leidenschaftlich, betrügerisch, diebisch und verschlagen geschildert werden, während bei den andern Gutmütigkeit, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft vorherrschen. (Waitz, Anthrop. der Naturvölker, Bd. III, S. 319—336.) Alle Oregon- und Kolumbiaindianer sind Lachsfischer und Wurzelgräber; der rote Büffeljäger der Prärien im Osten der Felsengebirge ist hier unbekannt, denn hier gibt es keine Büffel; auch besitzen sie keine Vorstellung von einem großen Geist, und die Missionäre haben in den Oregonindianern noch keinen angemessenen Ausdruck für den abstrakten Begriff „Gott" finden können. Während noch in Britisch-Kolumbien der Totemismus allgemein ist, kennen die Oregonvölker keine solche Einteilung nach Stammessymbolen; ebensowenig kennen sie die Sitte des Skalpierens und der Kriegerweihe. Gemeinsam dagegen ist ihnen allen das stärkere oder geringere Plattdrücken des Kopfes, der Gebrauch der Haiaquamuschel als Tauschmittel und einer aus Elkhäuten oder dünnen Stücken harten Holzes hergestellten Rüstung. Mit dem Leben der Küstenindianer ist auch hier das Institut der Sklaverei eng verflochten; auch sind Totenopfer üblich, welche sie dann am wirksamsten halten, wenn ein geliebter Gegenstand dazu auserwählt wird. Die Medizinmänner treiben ihre seltsamen Heilkünste.

Kane berichtet darüber vom Fraserflusse folgendes: Da aus einer der Hütten ein starker Lärm erscholl, trat er dort ein. Er gewahrte zunächst ein altes Weib, welches eine der hübschesten Indianerinnen im Zustand gänzlicher Nacktheit in den Armen hatte. In der Mitte des Raumes hockte, ebenfalls unbekleidet, auf gekreuzten Beinen ein Medizinmann mit einer hölzernen Schüssel Wasser vor sich. Zwölf oder fünfzehn andere Männer bildeten den Chor und machten für den Ankömmling sogleich Platz. Der Medizinmann im Amt schien von seinen Anstrengungen erschöpft und verließ schweißtriefend den Platz, um einem jüngern Kollegen die Kur zu überlassen. Dieser warf seine Decke ab und begann zu singen und so heftig zu gestikulieren, während der Chor ihn auf Holztrommeln und aus frischer Kehle begleitete, bis ihm das Wasser aus allen Poren drang. So viel Kunst und Fleiß sollte aber nicht unbelohnt bleiben. Plötzlich fuhr er dem jungen Frauenzimmer mit den Zähnen in die Hüften und schüttelte sie mehrmals, was ihr kein übertriebenes Behagen zu bereiten schien. Dann ließ er los und rief, er habe *sie*, nämlich die Krankheit oder den Genius der Krankheit, welchen er denn auch mit vieler Sicherheit aus dem Munde wieder in die Wasserschüssel spie, und hierauf zwischen beide Hände fest zusammengedrückt wieder hervorzog. Inzwischen hatte ein Kollege sein Messer gewetzt und zerschnitt den „Genius", der wie ein Stück Knorpel aussah. Obgleich die

Digitized by Google

Operation vollkommen gelungen war, wollte Kane doch keine Spuren der Besserung an der Patientin wahrnehmen. (Kane, Wanderings of an artist, S. 225—227.)

Eine Aufzählung der überaus zahlreichen Stämme und Horden des südlichen Britisch-Kolumbien und von Oregon beabsichtige ich natürlich nicht. Ein Blick auf jede bessere Karte größeren Maßstabes jenes Stückes von Amerika lehrt uns hier eine erstaunliche Fülle von Völkernamen kennen, deren verwandtschaftliche Verhältnisse untereinander noch sehr weit entfernt sind, völlig aufgeklärt zu sein. Auch in den Namen selbst, die zum Teil durch ihren französischen Klang auffallen, weil sie von den sogenannten „Voyageurs", d. h. den kanadischen Pelzjägern, herrühren, herrscht noch viel Unsicherheit, mitunter sogar Verwirrung in betreff ihrer Anwendung. Immerhin ist es doch gelungen, die eigentlichen Oregonindianer in einige mehr oder weniger große Gruppen zu zerlegen, deren ich auf Grund der Forschungen des Amerikaners Horatio Hale und des Berliner Sprachgelehrten Buschmann im ganzen sechs unterscheiden zu dürfen meine. Inwieweit diese sechs Gruppen zusammen etwa ein ethnisches Ganzes bilden, läßt sich bei dem noch so mangelhaften Stande unserer Kenntnisse, besonders in linguistischer Hinsicht, nicht bestimmen. Wohl aber besteht unter den verschiedenen Gliedern jeder einzelnen Gruppe ein zweifelloser ethnischer Zusammenhang, und so weit sich bisher absehen läßt, hat auch keine derselben verwandtschaftliche Beziehungen zu irgend einer der sonst bekannten großen Völkerfamilien des nordamerikanischen Festlandes. Ihr allgemeines Aussehen ist nicht sonderlich anmutend, wie Theodor Kirchhoff, ein guter Kenner der amerikanischen Wildnisse, versichert: „Wenn man glaubt, daß die Indianer heutzutage den prächtigen Heldengestalten aus Coopers Romanen oder denen aus Longfellows Hiawatha auch nur im allermindesten ähnlich sind, so thut es mir leid, solche Phantasie durch Darstellung der Wirklichkeit grausam enttäuschen zu müssen. Anstatt jener stolzen Söhne der Wildnis, mit mutblitzenden Augen, prächtig tättowiert und mit Pantherfellen und buntgestickten Togas geschmückt, findet man vielmehr wahre Jammergestalten, ungewaschen und ungekämmt, in Kleidern, gegen welche die eines italienischen Lumpensammlers Galaanzüge sind, Geschöpfe, die vor Schmutz und Ungeziefer buchstäblich umkommen und mit nichtssagenden stieren Blicken und verdummten Gesichtern öfters halb blödsinnig aussehen. Wer an die holde Min-ne-ha-ha (lachendes Wasser) des Dichters Longfellow denkt und dann eine dieser Squaws betrachtet, welche von der schmutzigsten Zigeunerin verächtlich über die Achsel angesehen werden möchten, der wird sich eines Seufzers über den Verfall der Indianerrasse nicht enthalten können oder vielleicht argwöhnen, daß die Herren Cooper und Longfellow ihre Indianer durch magisch verschönernde Brillen angeschaut haben, was — im Vertrauen sei's gesagt — nach des Verfassers bescheidener Ansicht gar nicht so unwahrscheinlich ist." (Th. Kirchhoff, Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Altona 1876. Bd. II, S. 136.)

Die obenerwähnten sechs Gruppen sind nun die folgenden:

Die Kutani (Kootanies oder Kootenays) oder Kitunaha. Sie umfassen die eigentlichen Kutani und die Flatbows und sind im Lande unter dem Namen Skalzi bekannt. Sie gelten für freundlich und ehrlich, aber feig und indolent, im höchsten Grade arbeitscheu, daher sehr arm, ferner für alle zivilisatorischen Ideen verschlossen. Ihre

Digitized by Google

Nahrung besteht hauptsächlich aus Fisch, Wurzelwerk, Korn, Obst und Beeren. Jagdtiere sind Elch, Hirsch (Wapiti), Bergschaf, Vögel und Fische, selten der Büffel. Sie hausen zwischen 52—48° n. Br. am Felsengebirge zwischen den beiden nördlichen Armen des Kolumbia, im Quellgebiete des Clark, Mc Gilvray und Maryflusses. Im Jahre 1872 betrug ihre Gesamtzahl in Montana, Idaho, Washington und Britisch-Kolumbien 1120 Köpfe.

Die Tsihaili-Selisch wohnen westlich von den Kutani. Nach G. Catlin sind sie alle äußerst häßlich, unter Mittelgröße und plump, sie haben breiten Vorderkopf, großen Mund, grobe, rauhe, meist lohbraune oder schmutzig kupferfarbene Haut und an der Küste teilweise schräg stehende Augen. Zu dieser Familie gehören die Schuschwap (Shoushwap) oder Atnah, welcher Name nicht mit jenen Atna verwechselt werden darf, die als ein Zweig der Kenai aufgezählt wurden. Um Irrungen vorzubeugen, würde er am besten ganz vermieden. Die Schuschwap leben im Osten des Frazerstromes und am Salmon River und sind ein energisches, fleißiges Volk, das aus der Wolle des eingebornen Bergschafes treffliche Decken herzustellen weiß. Das wichtigste und gesittetste Volk dieser Familie sind die Selisch oder, wie sie offiziell heißen, Flatheads, d. i. Flachkopfindianer. Diese Bezeichnung ist durchaus unpassend, denn gerade die Selisch platten die Köpfe ihrer Kinder nicht ab, obwohl diese Sitte bei sehr vielen verwandten Oregonstämmen im Schwange geht. Mitunter werden dahin die Oregonindianer in ihrer Gesamtheit schlankweg als Plattköpfe bezeichnet. Die Selisch wohnen am Bitter Root oder St. Maryflusse, dem bedeutendsten Nebengewässer des Clark River und zählen etwa 600 Köpfe; im Jahre 1830 haben sie stark von pestartigen Fiebern gelitten. Obgleich friedlich und betriebsam, sind sie doch bereit, ihren Boden mit den Waffen zu verteidigen, die sie indes niemals gegen die Weißen geführt haben. Ja, sie haben selbst nach der Christianisierung verlangt, sind jetzt auch alle katholische Christen und haben unter der Leitung der Jesuitenmissionäre ihre früher elenden Zustände sehr gebessert; sie treiben Ackerbau und haben Sitten und Tracht der Weißen angenommen; sie sind merkwürdig nüchtern und ehrlich, gute Krieger, aber noch größere Friedensfreunde. Ihre Sprache, deren Grammatik Mangarini veröffentlicht hat, ist ungemein schwierig und wird mit nur geringen dialektischen Abweichungen von verschiedenen Nachbarstämmen gesprochen.

Die Sahaptin oder Nez percés, östlich vom Lewis- oder vom Snake River (Schlangenfluß) und nördlich vom Salmon River in Idaho; sie selbst nennen sich Numepo, werden von Lewis und Clarke aber Chopunnish genannt. Nez percés heißen sie mit dem nämlichen Rechte wie die Selisch Flachköpfe; auch die Sahaptin durchbohren die Nase nicht. Einst, als sie noch auf den schönen Weidegründen am Clearwater und Snake River lebten, auf 8000 Köpfe geschätzt, gab es auf den ihnen angewiesenen vier Reservationen im Jahre 1876 ihrer bloß noch 2800; doch streift noch ein Teil unabhängig umher, den Büffel jagend oder die benachbarten Dakotastämme bekriegend. Die Sahaptin werden als ein besonders schöner, starker, dunkel kupferbrauner Menschenschlag geschildert. Ihre Weiber sind sehr fleißig und wenn nicht mit Wasser- oder Holztragen und dergleichen häuslichen Verrichtungen beschäftigt, sieht man sie emsig an perlgestickten Mokassinen, Handschuhen und Kinderpuppen arbeiten. Auch sind bei ihnen primitive Dampfbäder in Gebrauch. (Nature, Bd. XVIII, S. 633.) Ihren Charakter rühmt man als wild und trotzig, aber auch als ehrlich, gerecht und oft barmherzig. Ihr Benehmen ist oft kühl und zurückhaltend, aber überaus höflich und gelegentlich werden sie gesellig und heiter. Raschen Temperaments und bereit, jede scheinbare Unbill selbst eher zu rächen als eine mutwillige Beleidigung, sind sie doch auch leicht zu besänftigen und nähern sich dem „edlen Wilden" der Romane mehr denn irgend ein andrer bekannter Stamm der Eingebornen Amerikas. (Nature, Bd. XVI, S. 335.) Man hat angefangen, die Sahaptin zu zivilisieren, eine Schule zu eröffnen, ihnen Gesetze und Regierung zu geben und den Ackerbau zu heben. Ein Häuptling, den Oberst Wright um die Bedürfnisse seines Volkes befragte, gab die klassische Antwort: „Friede, Pflüge und Schulen". Allein dieser Weise scheint ein vereinzelter Idealist gewesen zu sein. Im Jahre 1857 hatten die Sahaptin erst 20¼ ha bebaut. Nach Entdeckung der Goldlager, 1859, wurden sie dann durch das Eindringen von Weißen und Chinesen in die Reservationen gestört und mit dem Gifte des Feuerwassers bekannt gemacht. Gegenwärtig beherrscht sie die Trunksucht allgemein. Die Presbyterianer haben indes die Missionierung bei ihnen wieder ins Leben gerufen, eine Kirche erbaut und das neue Testament sowie mehrere Schulbücher in ihrer Sprache drucken lassen. Die Sahaptin bebauen jetzt etwa 730 ha Land und besitzen einen ansehnlichen Vieh- und Pferdestand. Mit ihnen auf das innigste verwandt sind die Walla-

Digitized by Google

walla und Yakima, erſtere 200 Köpfe ſtark und im Süden des Kolumbia in der Nähe ſeiner Vereinigung mit dem Snake wohnend, letztere mit 400 Köpfen weiter abwärts und im Norden des Kolumbia angeſiedelt. Paul Kane erwähnt auch der Chualpays-Indianer, welche ſich von den Wallawalla wenig unterſcheiden. Merkwürdig iſt bei dieſen Rothäuten, wie überhaupt jenſeits der Felſengebirge, die beinahe monarchiſche Gewalt der Häuptlinge, was ſonſt unter Indianern zu den Anomalien gehört. Auch die Palouſe an der Einmündung des gleichnamigen Gewäſſers in den Snake, und die Kliketat im Weſten der Yakima gehören hierher. Dieſe Kliketat werden oft als ein Teil der Yakima betrachtet, auf deren Reſervation ſie in der Nähe von Fort Simcoe leben; ſie beſtehen aus fünf umherſchwärmenden Horden in einer Geſamtſtärke von 2000—3000 Köpfen, ſind leidenſchaftliche Spieler um Haiaquamuſcheln, unruhig und beunruhigend.

Die Waiilaptu mit den kaum mehr denn 750 Köpfe zählenden Cayuſe zwiſchen Kolumbia und Snake River und den Molele oder Mollale, welche jedoch im Jahre 1741 faſt ausgeſtorben ſind.

Die Tſchinuk (Chinook) am oberen Kolumbia; ſie teilen ſich in die oberen Tſchinuk oder Watlala, welche von der Inſel Multnomah bis zu den Fällen des Kolumbia reichen, und in die untere, welche unterhalb der genannten Inſel leben. Sie ſind es, bei denen der Brauch des Plattdrücken des Kopfes vorzugsweiſe im Schwange geht und namentlich bei den Frauen. Sie ſind alſo die eigentlichen Flachköpfe, wenngleich, wie ſchon bemerkt, dieſe Sitte keineswegs auf ſie beſchränkt iſt, ſondern mehr oder weniger von den meiſten Stämmen der Nutka- und Oregonindianer geübt wird. Bei den Nutka wird den Neugebornen eine Stirnbinde („Meares") angelegt, ähnlich bei den Clallam, den Clowlits, Killamuck, Kliketat und Kalapuya. Bei manchen dieſer Völker wird nicht bloß die Stirn, ſondern auch das Hinterhaupt abgeplattet. Weiterhin verunſtalten die Sahaptin und Wallawalla die Stirn auf gleiche Weiſe, jedoch in geringerem Grade. Die Tſchinuk und die Cowlits treiben aber dieſen Gebrauch weiter als irgend ein andrer der Plattkopfſtämme. Das dabei beobachtete Verfahren iſt, wie Paul Kane, ein kanadiſcher Maler aus Toronto mitteilt, ſehr einfach: „Die indianiſchen Mütter tragen ihre Kinder auf ein mit weichem Moos oder mit loſen Faſern der Zedernrinde bedecktes Brett geſchnallt, und um den Kopf des Kindes flach zu drücken, legen ſie ein Polſter auf deſſen Stirn und darüber ein Stück glatte Baumrinde, die vermittels eines ledernen, durch an beiden Seiten des Brettes angebrachte Löcher gezogenen Bandes befeſtigt iſt und dicht auf die Stirne gepreßt liegen bleibt, während ein Kiſſen von Gras oder Zedernfaſern hinten im Genick liegt, um den Hals zu ſtützen. Dies Verfahren beginnt bei der Geburt des Kindes und wird acht bis zwölf Monate fortgeſetzt, nach welcher Friſt der Kopf ſeine natürliche Geſtalt verloren und die eines Keils erhalten, und dadurch, daß der vordere Teil des Schädels flach, nach dem Wirbel hin höher iſt, ein höchſt unnatürliches Ausſehen gewonnen hat (Kane, Wanderings of an artist, S. 180), wie man ſich durch einen Blick auf unſer Bild eines auf ſolche Weiſe in einen künſtlichen prognathen hypſikephalen umgeſtalteten Schädels überzeugen kann. Derſelbe rührt von einem der Tſchinuk nahe verwandten Stamme her. Die Kinder äußern nie durch Schreien ein Unbehagen, obgleich bisweilen unter dem Druck die Augen aus den Höhlen quellen, im Gegenteil traf es ſich, daß die Kinder zu ſchreien anfingen, wenn die Schnüre gelöſt, und ſo lange fortſchrieen, bis ſie wieder feſtgemacht wurden. Kane vermutet, daß die Kinder durch den Druck in eine Art von Erſtarrung verſetzt und dadurch unempfind-

Künſtlich flachgedrückter Schädel eines Indianers aus Oregon.

Digitized by Google

lich würden, während das Gefühl des Schmerzes mit Aufhebung des Druckes zurückkehre. Die künstliche Entstellung des Schädels, welche in entsprechender Weise auch auf die Lage des Gehirns wirkt, stört nicht im mindesten die organischen Verrichtungen des letzteren. Alexander Eckers, des berühmten Freiburger Anatomen, Untersuchungen über die „Skoliopädie" (Verunstaltung) des Schädels, vorgenommen an verschiedenen Flatheadschädeln (Arch. f. Anthrop., Bd. IX, S. 61—76), die sehr wahrscheinlich von Tschinuk selbst oder von sehr nahe verwandten Stämmen herrühren, ergeben, daß die Mißstaltung im ganzen an jugendlichen Schädeln am ausgeprägtesten ist und später häufig sich mehr verwischt und ausgleicht, wenn nicht Synostosen dies verhindern. Als Kapazität ergab das Mittel aus sechs Schädeln 1366 ccm; nicht mißstaltete Schädel zeigen aber nur eine geringe Differenz, nach Philipps, welcher für die Flatheads 1310 ccm berechnet, bloß 1323. Daraus muß man schließen, daß das Gehirnvolumen durch die Schädelmißstaltung, wie bedeutend diese auch sei, keine erhebliche Veränderung erfahre (a. a. O., S. 69). Weder auf Intelligenz noch auf allgemeine Gesundheit ist eine Einwirkung zu verspüren, denn die Sterblichkeit der Tschinuk und anderer Flachköpfe ist in normalen Zeiten nicht größer als die der andern Stämme; andrerseits aber sind sie es, welche die Rundköpfe in Sklaverei halten, ja es ist der flach gequetschte Kopf sogar das Zeichen des freien Mannes, so daß sich die Tschinuk im stillen besser dünken als die dickköpfigen Europäer; nicht einmal Kinder, deren Mutter einem rundkopfigen Stamme angehört, dürfen einen Plattschädel bekommen. Dieser ist ausschließlich Zeichen des Freien. Wenn man übrigens die Völker aufzählt, welche dieser Sitte der Schädeldeformation huldigen, so staunt man über die Verbreitung eines solchen, wie es scheint, ganz sinnlosen Gebrauches. „Allein wenn man dann daran erinnert, daß bei unsern Kulturvölkern die Unsitte, der natürlichen Entwicklung der Körperteile Schranken zu setzen und einzelne Teile des Organismus künstlich zu verunstalten, sich allerdings nicht gegen Kopf und Schädel, vielmehr gegen Brust und Atmungsorgane des weiblichen Körpers richtet, so wird sich wohl erkennen lassen, das die Vorstellung über das was schön heißt, überall, sowohl bei uns als auch bei minder gebildeten Völkern, Sitte und Mode in einer recht tyrannischen Weise beherrscht." (Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. I, S. 269.)

Die Sprache der Tschinuk ist so voll von unalphabetischen Lauten, daß ein Fremder sie nie erlernen und noch weniger mit europäischen Buchstaben schreiben kann. Dies führte zur Erfindung des sogenannten Tschinukjargons, einer Art Lingua franca, deren sich die reisenden Händler bedienen und die in Oregon, Washington, Idaho, Montana und auf Vancouver das allgemeine Verständigungsmittel bildet. Ihr Bau ist ungemein einfach und ihr Vokabular auf höchstens 500 Wörter beschränkt, von welchen bloß 200 Tschinuk sind; von den übrigen sind 40 französisch, 70 englisch, 40 Chehalis und der Rest andern Indianeridiomen entnommen. Immerhin muß dieses Patois einiges Gedächtnis erfordern, wie man aus folgender Probe ermessen kann. Gott grüß euch! heißt nämlich übersetzt Clak-hoh-ah-yah, welches aus Clark, how are you? entstanden ist. Wahrscheinlich hieß einer der Beamten in der ersten Zeit des Pelzhandels Clark; und da die Rothäute immer die Redensart hörten: Clark, wie gehts dir? so schlossen sie daraus, daß dies der stehende Gruß der Weißen sei. Die sonstigen Gewohnheiten dieser Indianer sind nicht sehr erbaulich. Da sie viel von Insekten gebissen werden, glauben sie das Recht erworben zu haben, sie wieder zu beißen, womit sich Freunde gegenseitig die Fortdauer ihrer Zuneigung kundgeben. Die Kleidung der Männer besteht im Winter aus einem Hemd von Moschusrattenpelz, im Sommer gehen sie ganz nackend. Die Frauen kleiden sich im Winter wie die Männer, im Sommer dagegen tragen sie einen Gürtel, von dem eine Reihe Schnüre und Fransen bis beinahe auf die Knie herabhängen. Ihre größte Unsauberkeit besteht in dem Genuß eines Leckerbissens, dem die Weißen, weil er bloß den Tschinuk eigentümlich ist, den kaustischen Namen „Tschinukoliven" gegeben haben. Eine Metze Eicheln wird nämlich in eine Grube in der Nähe der Hütte versenkt, mit einer dünnen Lage Gras und dann mit 15 cm Erde bedeckt. Jedes Mitglied der Familie sendet nun mit großer Gewissenhaftigkeit seine Harnergüsse diesen verborgenen Schätzen zu, welche nach fünf Monaten für reif zum Genuß gehalten und zu den größten Schleckereien gerechnet werden. (Kane, Wanderings of an artist, S. 187.) Feuer bereiten die Flachköpfe wie fast alle Bewohner der neuen Welt auf genau die nämliche Weise, wie schon bei den Australiern beschrieben wurde (siehe oben S. 31). Von alten Kriegswaffen sah Kane nur Bogen und Pfeile. Ihre Kähne sind Einhölzer, die mit Feuer aus Zedernstämmen ausgehöhlt und mit Steinärten geglättet werden. Merkwürdig ist, daß mehrere Oregonvölker und darunter auch die Tschinuk dem Laster des Hasardspielens

Digitized by Google

maßlos fröhnen. Das gebräuchlichste Spiel ist sehr einfach, denn es dienen dazu zwei Stückchen Holz von der Dicke eines Gänsekiels 3¾ cm Länge, wovon das eine glatt gelassen, das andere mit einem Stückchen Draht umwunden wird. Der Spieler hat nun zu raten, in welcher von beiden geschlossenen Fäusten des Gegenspielers das richtige Stück verborgen sei. Da jedenfalls unsere Glücksspiele nicht geistreicher sind, dürfen wir nicht staunen, wenn der Tschinuk Tag und Nacht beim Hölzchenspiel sitzt, bis er all sein Eigentum und zuletzt sein Weib verspielt hat. Als Spielregel gilt, daß der Betrug erlaubt sei und im Entdeckungsfalle nur mit Hohngelächter bestraft werde. Den Tod ihrer Söhne schreiben die Häuptlinge stets außerordentlichen Einflüssen, irgend einem bösen Auge zu und suchen diesen schlimmen Einfluß durch ein Opfer zu sichern, wozu meistens eine Person gewählt wird, die ihnen und den Verstorbenen teuer war. Die Tschinuk sind jetzt übrigens fast alle erloschen; 1873 gab es noch einen kleinen Trupp von 250 Köpfen in Chehalis Reservation im Washington-Territorium; doch schließen sich ihrer Familie im Süden der Kolumbiamündung die Katlamat, die Clatsop oder Clastop zwischen dem Cowlits River und dem großen Ozean, dann mehrere andere kleinere Völker an.

Die Kalapuya oder Callapootos, eingekeilt zwischen den Tlatskanai und den Umpqua, wohnen am Willametflusse oberhalb der Fälle und grenzen an die Waiilaptu, sind aber jetzt beinahe erloschen; 1866 zählte man ihrer noch 1144 Köpfe, zehn Jahre später 24!

Die Jakon (Yakones) oder südlichen Killamuck, doch von den vorhin erwähnten eigentlichen Killamuck der Selischfamilie sprachlich ganz verschieden, leben an der Seeküste und trennen die Umpqua vom Meere.

Die hier in Kürze geschilderten sechs Indianergruppen sind indes nicht die ausschließlichen Bewohner Washingtons und Oregons, sondern ihr Gebiet wird durchsetzt von einzelnen, dermalen nur mehr schwachen, aber fremden Stämmen. Sie reden nachgewiesenermaßen athapaskische Mundarten, und im Gegensatze zu den mit ihrer Hauptmasse im Osten der Felsengebirge lebenden Tschippeweyan darf man sie recht wohl bezeichnen als

Westliche Athapasken. Hierher gehören: die Qualhioqua (Qualquioqua oder Kwalchjokwa), welche im Territorium Washington als Nachbarn der Tschinuk nördlich von der Kolumbiamündung in dem Gebirgsstocke zwischen dieser und dem Chehalis-River hausen; die Tlatskanai im Süden des untern Kolumbia, in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts wohnend; die Umpqua (Umkwa), welche 1876 nur mehr 175 Köpfe zählten, am gleichnamigen Strome sitzen, aber das Meer nicht erreichen; die Hupah (Hoopah) mit 304 Individuen, die südlichsten Athapasken, denn ihr Wohngebiet liegt schon im nördlichen Kalifornien unter 41° n. Br. oberhalb der großen südwärts gerichteten Biegung des Sakramentostromes. Neuere Forschungen haben diesen Athapasken eine beträchtlich größere Ausdehnung nach Süden hin verliehen, als man noch vor kurzem annahm und Stephen Powers, welchem wir die erste wirklich grundlegende Arbeit über kalifornische Ethnologie verdanken (Contributions to North american Ethnology. Vol. III. Washington 1877. 4°.) ist der Ansicht, daß eine Reihe von Athapaskenstämmen erobernd nach Kalifornien, eingedrungen seien, daß außer den Hupah auch die Schasta, Modok u. a. dem athapaskischen Stamme angehören. Diese Völker haben einen bei weitem kriegerischen Charakter als die Kalifornier, die wir später kennen lernen werden, und sind im Besitze des ganzen Smith-River-Systems, dann des oberen Klamath bis Happy Camp; von hier läuft ihre Grenze südlich bis zum Scottberg, dann über die Quellen des Scottflusses über den Schastaberg bis zum Südende des Goose-Lake. Dann ist Trinity-

Digitized by Google

River, South-Fork ganz, Eel-, Mad- und Redwood-River bis auf die Mündungsgebiete in ihrem Besitz; und außerdem scheint sich noch ein Zweig von ihnen, die Wailakki, am Trinity-South-Fork über die Coast Range bis zum Schasta hinzuziehen. Danach gehören die Hé-nag-gi am Smyth-River, die Tol-o-wa an der Küste und die Tatatén um Crescent City (freilich nur mehr 35 Köpfe) zu den Hupah, denen sie sprachlich ganz nahe stehen, welchen sie aber auch in ihren Hauptvertretern, der kriegerischen Tol-o-wa, im Charakter gleichen; Ebenso die als besonders dumm und tiefstehend geltenden Wailakki, welche wieder in einzelne selbständig benannte Clans zerfallen; auch der Name Klamath ist nur eine andre Bezeichnung für Hupah, Schasta und Modok. Endlich sind einige Völker, ursprünglich wohl kalifornischer Abkunft, jetzt zu Athapasken geworden, d. h. in ihnen, und zwar in den Hupah, völlig aufgegangen.

Die interessantesten unter diesen westlichen Athapasken sind, wie man sieht, zweifellos die Hupahstämme und unter diesen wieder hauptsächlich die Klamath an dem See und Fluß gleichen Namens, auch Tlamatl und fälschlich Lutuami genannt. In ihrer eigenen Sprache heißen sie sich Oksch i. Das nämliche Idiom wie sie sollen auch die Modok oder Moadok (wie das Wort ausgesprochen wird) reden, die sich selbst Ok-kow-isch nennen, und deren ethnologische Stellung dadurch wohl entschieden wäre; doch enthält ihre Sprache nach Powers spärlichen Angaben einen Anklang an das Selisch, ohne daß man sie jedoch daraufhin schon zu den Selisch zu zählen berechtigt wäre. Diese einst gefürchteten Modok waren es, welche durch einen blutigen Krieg 1873 der Regierung der Vereinigten Staaten arg zu schaffen machten. (Siehe darüber: Ausland 1873, S. 487—491.) Die Modok waren nach den freilich wenig glaubwürdigen Beschreibungen der Amerikaner der wildeste, zügellosesteste und diebischeste aber auch zugleich zahlreichste Stamm Oregons. Ein amtlicher Bericht bezifferte die Zahl der Klamath und Modok für 1864 zusammen zu 1400 Krieger. Der sehr kritisch urteilende Dr. Robert Brown glaubt aber nicht, daß zur Zeit des erwähnten Modokkrieges mehr denn 300 Klamath- und 40 Modokkrieger vorhanden waren. (Ocean Highways 1874, S. 101—102.) Er bestätigt indes, daß sie in schlechtem Rufe standen und als treulos, verschlagen und grausam galten. Sie waren beritten auf indianischen Ponies, geschickte Schützen, thätig und nicht ohne Mut, gut bewaffnet mit Spencer Rifles, Revolver und Skalpmesser, mit welchen sie von der vorsorglichen Regierung in Washington für die Büffeljagd ausgerüstet worden waren, obwohl es westlich von den Felsengebirgen keine Büffel gibt. Der Rest der besiegten Modok, im ganzen 39 Männer, 53 Weiber und 60 Kinder, zusammen 152 Personen, wurde nach dem Indian Territory in die Nähe der Missourigrenze bei den Quapaw versetzt. Nachrichten aus dem Jahre 1877 zufolge zeigten sich jedoch die dortigen klimatischen Einflüsse für sie höchst nachteilig, und da kein Arzt auf der Reservation bei ihnen lebte, verliefen leichte Krankheiten, wie z. B. Keuchhusten, gewöhnlich tötlich, so daß in drei Jahren seit ihrer Versetzung nicht weniger als 58, also über ein Drittel, gestorben sind. (Globus, Bd. XXXI, S. 32.)

Die Stämme im Osten der Felsengebirge.

Diese Ueberschrift ist im Grunde genommen ungenau, insofern ich hier nicht die ganze Gruppe von Indianern im Auge habe, welche östlich von den Felsengebirgen gegenwärtig noch den Boden von Britisch-Nordamerika und der Vereinigten Staaten bewohnen, sondern vorläufig jene davon ausschließen, welche die Hochflächen im Südwesten inne haben. Auch sei sogleich bemerkt, daß die Felsengebirge selbst eine ethnische Völkerscheide nicht bilden. In geographischem

Digitized by Google

Ankündigung.

Vom Fels zum Meer ist aus dem Wunsche hervorgegangen, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könnte.

Rastlos und emsig schafft unsere nimmermüde Zeit, um einzudringen in die Tiefen der Natur und in die Geheimnisse der Jahrtausende. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit regt sich's in ungemessenem Drange nach Neuem und Großem und wenn früher ein Menschenleben gar wohl hinreichte, mit Fleiß und redlichem Bemühen ein harmonisches Gesamtbild von allen dem zusammenzusetzen, was zu einer universellen Bildung nötig scheint, so reicht jetzt die kurze Spanne des Erdendaseins kaum aus, auch nur auf einem Gebiete das Bedeutsamste zu erfassen und zu begreifen. Und doch bleibt es eine unerläßliche Forderung an den Menschen, neben der einseitigen Berufsthätigkeit teilzunehmen an Allem, was die Zeit bewegt, was der menschliche Geist an das Licht befördert, im Rückwärtsschauen die Vergangenheit wieder lebendig zu machen und mit dem Blick in die Zukunft nach Erkenntnis der Pflichten zu suchen, welche die Gegenwart für die Zukunft zu erfüllen hat.

Zeitschriften der verschiedensten Art haben sich bemüht und bemühen sich noch, jener Forderung Vorschub zu leisten. Aber wie im Norden und Osten, im Süden und Westen das reiche deutsche Familienleben sich eigenartig gestaltet, so können auch Fach- und Unterhaltungsjournale nicht alle Kreise gleichmäßig befriedigen. Aus dem schönen, formenreichen, lebensfrohen Süden soll unsere Stimme erschallen zum Preise deutschen Lebens, deutscher Kunst und deutscher Dichtung!

Illustrationsprobe.

„Vom Fels zum Meer" steht treu zu Kaiser und Reich! Wir wollen mit jener ruhigen Objektivität, welche sich fern von dem eifrigen Parteileben der deutschen Kapitale vielleicht leichter bewahren läßt, wirken und wo es sein muß auch kämpfen für die Einheit des Reiches, für den wohlwollenden Ausgleich aller Gegensätze in unsrem vielgestalteten Leben, für den geistigen Zusammenhalt aller Völker deutscher Zunge.

„Vom Fels zum Meer" wird Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten. Romane und Novellen, Reiseschilderungen, Lebensbilder, wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten, Gedichte, Plaudereien, Humoresken werden in wohlbedachter Anordnung für jede Stunde der Muße wahrhafte Befriedigung gewähren. Neben Hohem und Höchstem auf wissenschaftlichem, neben Gutem und Bestem auf dichterischem Gebiete sollen auch all die kleinen Dinge des täglichen Lebens, die gerade im Kreise der Familie eine nicht unwichtige Rolle spielen, liebevolle Aufmerksamkeit und eine Stätte nutzbringender Pflege finden. In dieser Gesamtheit, die nichts ausschließt, was im guten und edelsten Sinne belehrt und unterhält, das Wissen fördert, Geschmack und Gemüt bildet, hoffen wir die Bürgschaft gefunden zu haben, daß „Vom Fels zum Meer" im besten Sinne eine Zeitschrift werde für das deutsche Haus und die deutsche Familie.

Nach einer Zeit langen Schlummers ist endlich der künstlerische Sinn wieder in unserm Volke erwacht. Ueberall regt es sich und geradezu wunderbar sind die Fortschritte zu nennen, welche in dem letzten Jahrzehnt unsere Anforderungen an die schöne Form aller Gegenstände, unsere Leistungen in der Darstellung derselben, gemacht haben. Freudigen Herzens folgen wir diesem Zug. Wir werden unermüdlich darauf hinwirken, der Kunst eine Stätte im deutschen Hause zu bereiten; wir haben mit voller Absicht das handliche Format gewählt, um fern von allem Prunkenden jene intime Art der künstlerischen Ausschmückung pflegen zu können, welche freilich die schwerste, aber doch dem Wesen der Illustration besonders angemessen ist. Wir wünschen, daß unsere kompleten Bände in jeder Hausbibliothek leicht ihren Platz finden und von jedem Familiengliede mühelos zur Benützung herangezogen werden können.

„Vom Fels zum Meer" wird in monatlichen, reich illustrierten Heften von durchschnittlich 15 Bogen à 8 Seiten erscheinen. Wir möchten unsere Illustrierte Zeitschrift jedem deutschen Hause zugänglich machen und wir wagen es, den Preis derselben auf vierteljährlich 3 Mark zu setzen, so daß ein Heft nur 1 Mark kostet. Damit wird unser Unternehmen zu einem der wohlfeilsten, welche in irgend einer Sprache erscheinen.

So hoffen wir unser Ziel zu erreichen, die neue Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" im deutschen Hause einzubürgern und sie zu einem gern gesehenen, stets willkommen geheißenen Hausfreund zu machen in allen deutschen Landen!

Stuttgart.

Die Redaktion.

Inhalt des ersten Heftes siehe letzte Seite.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Heftes „Vom Fels zum Meer".

Seite

I. **Louise von François**, Maria und Joseph. Nach einer kalabresischen Sage 1

II. **Aus dem Jugendleben der Königin Luise.** Väterlicher Zuruf an die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz bei ihrer Konfirmation 8

Illustrationen: Porträt der Prinzessin Luise. — Prinzessin Luise und Friederike (nach einem Stich von Schiavonetta). — Prinzessin Luise und Friederike die Büste ihres Vaters bekränzend (nach einer Oelskizze von Weytsch).

III. **Gottfried Kinkel**, Eine Gondelfahrt durch Venedig 12

Illustrationen: Gondelfahrt — Die Bibliothek, Piazetta, der Markusturm und Dogenpalast. — Die Ca'doro am Kanal grande; Dogenpalast — Der Kanal grande mit S. Maria della Salute. — San Marco. — Fischmarkt an der Rialto-Brücke. — Eingang zum Dogenpalast; Denkmal des Herzogs von Urbino. — Blick auf die Lagunen; Straße in Venedig. Von Lorenz Ritter.

IV. **Carus Sterne**, Vor Schrecken starr. Eine psychologische Studie . . . 21

Illustrationen: Krebse im sog. magnetischen Schlaf. — Ein kataplegisches Kaninchen.

V. **Ludwig Anzengruber**, Oertler 26

Mit fünf Illustrationen von Hugo Kauffmann.

VI. **Verbotene Jagd.** Silhouette von H. Braun 38

VII. **Robert Byr**, Andor. Roman 39

VIII. **Idyll.** Nach einer Zeichnung von Robert Beyschlag 40

IX. **R. v. Eitelberger**, Aphorismen über Farbe und Kolorit . . . 62

X. **F. Heinrich Gefficken**, Asylrecht und Auslieferungspflicht . . . 64

XI. **G. Nachtigal**, Das frühere Dar For 70

XII. **J. V. Ritter von Nußbaum**, Wohlgeboren. Eine kleine Betrachtung . 76

XIII. **Wichtige Neuigkeiten.** Nach einer Zeichnung von H. Kurzbauer . . . 81

XIV. **G. Werner**, Der Egoist 82

XV. **Karl Braun-Wiesbaden**, Aus der guten alten Zeit 92

XVI. **Viktor v. Strantz**, Frankreichs Wehrfähigkeit nach zehnjähriger Reorganisation 97

XVII. **Unsere Hausmusik.** (Unter Redaktion von Karl Reinecke.) Im Volkston. Von Heinrich Hofmann. Komposition eines Liedes von Julius Stinde 100

XVIII. **Joseph Kürschner**, Die Wunder der Bühnenwelt 102

Illustrationen: Das Bühnenhaus im Längendurchschnitt. — Große Versenkung mit aufsteigender Gruppe. — Kleine Versenkung mit aufsteigender Person. — Versenkungsklappe im Podium. — Kulissenwagen verschiedener Konstruktion.

XIX. **Gerhard v. Amyntor**, Im Walde. Gedicht 108

XX. **Aug. Silberstein**, Das Pfeiferlein am Bach 109

Illustration: Der Königssee.

XXI. **Johannes Proelß**, Vorüber. Gedicht 112

Illustration: Herbstlandschaft.

XXII. **Der Sammler** 113

Unser Hausgarten: Oktober. Von G. A. Fintelmann 114. — Trachten der Zeit: Modearabesken von Frau Veronika (J. v. Sydow) 116. — Immerwährender Klatschkalender: Vier humoristische Zeichnungen von A. Oberländer 116. — Küche und Haus: Oktober. Jahreszeit des Eßbaren, Kochvorschriften, Speisezettel 118. — Zwei physikalische Spielereien 120. — Zum Kopfzerbrechen: Schach, Rebus, Rätsel, Rösselsprung ꝛc. 121. — Der Dichter des „Andor" 122. — 50 Jahre Theaterdirektor 122. — Der Wirklichkeit entrückt 123. — Eine Riesenhand 123. — Russische Volkstypen 124. — Ein Helfer in der Not 124. — Neue Bücher 126. — Der Komponist des Armin 126. — Schulmeister und Soldat 126. — Vom Tapezier zum Maler 126. — Aus der Autographen-Mappe der Redaktion. Faksimilierte Namenszüge von Mitarbeitern des ersten Hefts 127. — Die kleinste Dampfmaschine der Welt 127. — Auf schwindelndem Weg 128. — Mit 16 Illustrationen.

XXIII. **Von Himmel und Erde.** Mit einer Himmelskarte.

XXIV. **Weltpost.** Briefwechsel mit unseren Abonnenten und solchen, die es werden wollen.

Ornamente von Professor Friedrich Thiersch, Mittelbild des Titels von Karl Fröschl.

Preis vierteljährlich 3 Mark.

Das erste Heft enthält zwei Gratis-Beilagen:
Der gestirnte Himmel. — Studienkopf von Prof. A. Löffler.

Das erste Heft liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht auf.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Digitized by Google

Vorrätig in allen Buchhandlungen:

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

Indianertypen aus den Straßen von Mexiko.

Digitized by Google

Sinne ist allerdings das kolossale Terrain zwischen den Felsengebirgen und dem atlantischen Ozean, durchströmt von der Riesenader des Mississippi mit seinen zahlreichen Zuflüssen, dieses Gebiet der Prärien und der großen Seen ein zusammenhängendes Ganzes, dessen einheitlichen Flachlands-Typus selbst die freilich nur niedrigen Ketten des Alleghanygebirges im Osten nicht zu beeinträchtigen vermögen. So wie nun gewissermaßen dieser Länderraum vornehmlich das bildet, was wir unter den Vereinigten Staaten verstehen, obgleich wir sehr gut wissen, daß in politischem Sinne dieselben eine weit größere territoriale Ausdehnung besitzen, so sind auch die autochthonen Stämme gerade dieses Gebietes die eigentlichen „Rothäute", und sie meint man hauptsächlich, wenn von den „Indianern der Vereinigten Staaten" die Rede ist. Ethnologische Bedeutung hat eine derartige Zusammenfassung weiter nicht, doch vereinige ich sie alle zu einer einzigen Gruppe, zumal sie gegenwärtig mehr oder weniger in die gleichen Lebensverhältnisse sich fügen müssen. Auf dem ehemaligen Grund und Boden dieser Indianer breitet sich nämlich die moderne, aus Europa hereingeflutete Kulturwelt der Angelsachsen aus, welche hier auf freiheitlicher Basis ein stolzes Staatsgebäude errichtete, in dem aber für den roten Mann so gut wie kein Platz übrig blieb. In hartem, blutigen und jahrelangen Kampfe mußte sein Boden ihm erst abgerungen werden, und der Beraubte teilt nun das Los jedes Besiegten. Auf dem weiten Raume tummeln sich in der Gegenwart verschiedene, aber wenig zahlreiche Indianerhorden, welche nordwärts überall bis hart an die Grenzen der sie umgebenden Eskimo streifen. Mannigfaltig ist die Zahl der einzelnen Horden und Stämme, die alle mit besonderen Namen ausgestattet sind, doch ist es hier wenigstens einigermaßen gelungen, System in das Chaos zu bringen. Diese Indianer des Nordens und Ostens lassen sich nämlich der Sprache nach fast insgesamt in einige wenige große Familien zerlegen, die wir, im allgemeinen vom Norden gegen Süden schreitend, eine nach der andern kennen lernen wollen. Wir wenden uns also zunächst zu den nördlichsten, nämlich den

Athapasken, welche auch von allen die größte Fläche behaupten, denn sie schieben sich zungenförmig ein zwischen die Kenai und die Eskimo am nördlichen Eismeere, reichen also vom Yukon im Westen über den ganzen Norden des Britischen Amerika bis östlich zum Ausflusse des Churchill in die Hudsonsbai. Ihre Zahl wird von Kirby auf etwa 32,000 Köpfe geschätzt, welche allerdings in sehr viele Stämme zersplittert sind. Nach Buschmanns linguistischen Untersuchungen (Der athapaskische Sprachstamm, in den Abhdlgn. d. phil.-hist. Klasse d. k. Akad. d. Wiss. Berlin 1856. S. 149—319) müssen wir noch eine westliche und südliche Gruppe der athapaskischen Familie unterscheiden, denn dieser Forscher hat nachgewiesen, daß von unsern nördlichen Athapasken durch weite Länderräume getrennte Indianerstämme in Oregon und Kalifornien einerseits, dann in Neumexiko und Arizona anderseits athapaskische Idiome reden. Eine dieser Gruppen, die westliche, haben wir im vorigen Abschnitte soeben kennen gelernt. Nach Buschmann zerfällt daher der Völker- und Sprachstamm der Athapasken in vier Abteilungen: 1) die eigentlichen Athapasken oder Tschip-

Digitized by Google

peweyan; 2) die unter den Oregon- und Kaliforniavölkern versprengt, also von den Tschippeweyan räumlich getrennt lebenden Qualhiola (Kwalehjokwa) nebst den Tlatskanai und Hupah mit ihren Verwandten; 3) die gleichfalls vom Hauptstamme getrennten Apatschen, Navajos und Lipanes in Arizona und Neumexiko; 4) die Kenai, welche ich jedoch nach dem Vorgange von F. Müller und Peschel als selbständiges Glied von den Athapasken absondere. Im Nachfolgenden beschäftigen wir uns ganz ausschließlich bloß mit dem nördlichen Zweige der Athapasken. (Ausführlicheres über diese siehe im Annual Report of the Board of regents of the Smithsonian Institution. Washington 1867. 8°. S. 303—327.)

Ein Nachbarvolk, die Krihindianer (Crees) nennt den Hauptstamm der Athapasken Tschippeweyan und die meisten englischen Schriftsteller folgen diesem Beispiele, was zu sehr unangenehmen Verwechselungen mit dem fast gleichlautenden Namen eines Algonkinvolkes, der Tschippewä (Chippeways), welche übrigens besser Odschibwä genannt werden, Anlaß gibt. Tschippeweyan, richtiger Tschipwayanawok, bedeutet „Schwanzfelle", was aus der auch bei den Kenai üblichen Kleidung mit den vorn und hinten herabhängenden Spitzen sich leicht erklärt. Uebrigens sind nach dem neuesten Erforscher der Athapasken, Abbé Petitot, der zwölf Jahre als Missionär unter ihnen wohnte, alle Bezeichnungen wie Athapasken, Tschippeweyan, Montagnarden, Tinneh u. a. willkürliche und beziehen sich bloß auf einzelne Stämme der Familie, welche er nach ihren südlichsten und nördlichsten Gliedern Deneh-Dindschieh nennt. Der eigentliche Name dieser Indianer ist einfach „Mensch", je nach den Dialekten lautet derselbe aber in ihrer Sprache deneh, dineh, adeneh, daneh, dimeh, adöneh, duaineh, dindschieh, dindschick (Congrès international des Américanistes. Compte-rendu de la première session. Nancy 1875. 8°. Bd. II, S. 13), so daß es schwer ist, eine Form aus diesen vielen für eine allgemeine gültige Benennung herauszuwählen. Bis jetzt hat auch Petitots Bezeichnung Deneh-Dindschieh den eingebürgerten, wenngleich ungenaueren Namen Athapasken nicht zu verdrängen vermocht, weshalb ich denselben beibehalte. Diese Athapasken zerfallen in eine Reihe von Stämmen, die zu einer der vier Gruppen der Montagnais, Montagnards, Sklavenindianer und Loucheux gehören. So teilt aus Zweckmäßigkeitsgründen Petitot, auf die Sprache gestützt, sie ein. Sitten und Gebräuche sind überall die nämlichen.

Der Typus der Athapasken ist total verschieden von jenem ihrer Nachbarn, der Eskimo, dagegen aber sehr ähnlich demjenigen der übrigen, südlicher wohnenden Indianer Nordamerikas. Zwar weichen die einzelnen Stämme stark untereinander ab, doch entwirft Petitot (in der ethnographischen Monographie, welche seinem Dictionnaire de la langue Dènè-Dindjié, dialectes montagnais ou chippewayan, peaux de lièvre et Loucheux, Paris 1876, 8°, vorausgeht) im allgemeinen folgendes Bild der Athapasken, welches leider, da der französische Missionär kein Anthropologe ist, auf keinen Messungen basiert und daher keine positiven Anhaltspunkte gewährt. In neuester Zeit hat er indes doch die wichtige Entdeckung gemacht, daß auch die Tschippeweyan die Köpfe ihrer Neugebornen künstlich gestalten, nicht aber, wie sonst üblich, abplatten, sondern vielmehr möglichst rund machen. Dies geschieht ohne jegliche andere mechanische Beihilfe als den täglich wiederholten Druck der mütterlichen Hände, welche sorgfältig bemüht sind, jede natürliche Protuberanz der noch weichen Schädelkapsel auszugleichen. (Bulletin de la Soc. de géograph. de Paris 1880, Bd. XIX, S. 368.) Von Natur ist der Athapaskenkopf wahrscheinlich dolichokephal. Die größte Breite liegt zwischen den Backenknochen; die Stirn hoch, zurückweichend, konisch, an den Schläfen eingedrückt und oben mit einer abgerundeten Protuberanz versehen. Der Augenbrauenbogen ist scharf und hoch geschwungen, das Auge groß.

Digitized by Google

schwarz, funkelnd, mit einem „schlangenartigen" Ausdruck. Die Nase, im Profil gesehen, erscheint adlerförmig, breit und etwas abgeplattet von vorn; das Septum ist stark sichtbar, namentlich bei den Loucheux, welche einen Schwanenknochen darin tragen. Der Mund ist breit, mit kleinen, guten Zähnen; die obere Lippe steht über die untere hervor, namentlich bei den Bergbewohnern, deren Gesicht an die Raubvögel erinnert; das Kinn ist spitz, lang bei den Einen, zurückweichend bei den andern. Die Haare, schwarz und hart, fallen in langen Strähnen über Stirn und Schultern. Die Hautfarbe wechselt von Stamm zu Stamm. Auch die hellsten zeigen niemals das Weiß der Europäer, sondern haben stets einen dunklen Beisatz. Das Fleisch ist hart. Die Athapasken sind hoch und gut gewachsen und neigen nie zur Wohlbeleibtheit. Buckelige, Hinkende und Verkrüppelte trifft man nicht. Vor der Ankunft der Europäer waren außer Rheuma, Ophthalmie und Taubheit keine Krankheiten bekannt; doch war das Schielen sehr verbreitet, sowie bei den Hundsrippen das Stottern allgemein und erblich. Soweit Petitot. Dem Generalmajor Lefroy verdanken wir einige Messungen von Körperhöhen, die er 1843 an 33 Tschippeweyanindianern ausführte; sie hatten in der Mehrzahl nicht unter 1,69 m. Ein Weib maß gar 1,73 m. (Journal of the Ethnological Society 1870, S. 44—45.) Ein älterer Reisender, Alexander Mackenzie, sagt dagegen von diesem Stamme, sein Wuchs habe nichts auszeichnendes. Ohne eben häufig dick zu sein, sind sie zuweilen stark. Kinder und junge Damen pflegen oft sehr fett, alte dagegen mager zu sein. Ihre Farbe ist schwärzlich, ihre Gesichtszüge grob. Ihr schlaffes Haar ist nicht immer schwarz, auch haben sie im ganzen nicht das durchdringende Auge, das im allgemeinen die Physiognomie des Indianers belebt. Die Weiber sehen gefälliger aus als die Männer. (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Südsee. Aus dem Englischen. Hamburg 1802. 8°. S. 135.) Nach John G. Shea lassen sich die Athapasken von andern Familien ziemlich leicht unterscheiden durch ihre viereckige, massive Schädelform, kurzen Hände und Füße, und die bei andern Indianern ganz ungewöhnliche Menge des Bartwuchses. Die Tschippeweyan tragen übelaussehende Schnurrbärte und spitze Haarbüschel am Kinn. Die Nasenlöcher sind weit, das Antlitz im allgemeinen abschreckend, die Augen aber mitunter schön. Aitken Meigs hat in der reichen Schädelsammlung der Academy of Natural Sciences zu Philadelphia bloß einen einzigen Athapaskenschädel gefunden, der obendrein noch einem ganz abgelegenen Stamm angehört, also keinerlei weitere Schlüsse gestattet. (Meigs Observations upon the cranial forms of the american aborigines, S. 14.) Selbst Virchow, dem doch mehr Schädel der verschiedensten Völker durch die Hände gegangen sind denn sonst einem Kraniologen unsrer Tage, scheint niemals einen Athapaskenschädel erhalten zu haben.

In der Gemütsart der Athapasken haben Abbé Petitot und andere manch dunkle Schatten gefunden. Der englische Missionär Kirkby, welcher hauptsächlich die Loucheux kennen lernte, freilich die wildesten und grausamsten der Athapasken, nennt sie eingefleischte Lügner. Dies bestätigt Petitot von den Athapasken im allgemeinen, welche er überdies noch der Härte gegen Frauen,

Digitized by Google

Greise und Schwache, der Blindheit gegen die Fehler der Kinder, der Feigheit, Faulheit und des Egoismus beschuldigt. Er nennt sie unreinlich und wenig gastfreundlich, während dagegen Kirkby die Loucheux als ungemein gastfreundlich rühmt gegen jeden, der sie in ihren Lagern besucht. Gleichzeitig aber sind sie, versichert er, blutdürstig und verräterisch, eifersüchtig, anmaßend und eingebildet, ziemlich ehrlich, d. h. sie werden nicht um das Fort herum stehlen oder Eigentum der Weißen entwenden, und doch berauben sie entfernte Indianer oft ihrer Pelze. (Ausland 1863, S. 579.) Die übrigen Athapasken besitzen allerdings diese dunkleren Züge ihrer Loucheuxnachbarn nicht, oder doch nicht so ausgeprägt. Auf ihr Tugendregister setzt Petitot zunächst Milde gegen ihresgleichen; sie vermeiden es, jemand zu beleidigen oder zu mißhandeln, widersprechen niemand ins Gesicht und folgen den Gesetzen der Natur. Treu beobachten sie die guten Gebräuche ihrer Vorfahren, klug und zurückhaltend benehmen sie sich gegen Fremde; sie sind mäßig und verabscheuen geistige Getränke, sind unermüdlich und geduldig im Leiden. Diebstahl, Zorn und Mord sind ihnen unbekannt. Gegen jene, die ihr Vertrauen gewonnen haben, sind sie offenherzig, im übrigen bleiben sie ihr lebenlang große Kinder. Sie sind furchtsam und Mackenzie trägt kein Bedenken, die Tschippeweyan wenigstens als den friedlichsten Stamm der in Nordamerika bekannten Indianer darzustellen. (Reisen von Montreal durch Nordamerika, S. 139.) Die geistigen Fähigkeiten sind mäßig. Ihr Zahlensinn ist ein sehr beschränkter, und sie sind zu Uebertreibungen und falschen Schätzungen sehr geneigt. Sie kennen ihr Alter nicht; nach drei bis vier Jahren wissen sie nicht mehr, wie alt ihre Kinder sind. Sie zählen an den Fingern und wenn die Finger der einen Hand fertig sind, fahren sie bei denen der andern fort. Ihre Zeitrechnung übersteigt nicht die Dauer eines Jahres. Die tierischen Instinkte sind dagegen stark entwickelt, das Ortsgedächtnis ist vortrefflich, ihr Blick ist gleich dem des Falken, ihr Geruchssinn vollkommen, wenig ausgebildet dagegen Geschmack und Gehör. Idioten gibt es nicht, wohl aber leiden sie oft an Halluzinationen; häufig zeigt sich bei einzelnen eine außerordentliche Uebereizung des Nervensystems, die sich alsdann den Nachbarn mitteilt, seuchenartig von Stamm zu Stamm eilt und die Ergriffenen zu den tollsten Thaten bringt.

So zeigt sich in jedem Jahre während des Sommers ein epidemisches Furchtgefühl, welches alle zu Feiglingen macht und in die entsetzlichste Angst vor einem eingebildeten Feinde versetzt. Petitot schreibt diesen Affektionen auch die Fälle von Kannibalismus zu, welche früher bei den Athapasken vorkamen; Hunger und Todesfurcht machten die Leute toll, sie fielen einander an und fraßen sich auf. Diese Beobachtung des französischen Abbé ist ungemein wertvoll und kann in ihrem ganzen Umfange erst im Zusammenhange mit verwandten Erscheinungen bei den europäischen Kulturnationen gewürdigt werden. Die Tanzwut, die Geißelwut, die Manie der Hexenverfolgung und die Dämonensucht im Mittelalter, zu der wir in dem Unfug der heutigen Klopfgeisterei ein modernes Analogon besitzen, erscheinen uns, darüber ist keine Täuschung mehr möglich, als wahre Volkskrankheiten, als Typen *psychischer Seuchen*, und es ist im höchsten Grad interessant, ein so frappantes Beispiel dieser Erscheinung bei einem Naturvolke der Jetztzeit kennen zu lernen. Daß ein Wahn sich durch „psychische Ansteckung" von einer Person auf eine andere übertragen kann, steht unwiderleglich fest (A. Völkel in der Gäa 1876, S. 42); ich werde übrigens im Verlaufe meiner weiteren Schilderungen dieses Phänomen noch öfters zu betonen haben, woraus sich zur Genüge ergibt, daß diese scheinbar unbegreiflichen psychischen Seuchen der Kulturnationen durchaus keine zusammenhanglos dastehende, sondern vielmehr *eine allgemein menschliche Erscheinung* sind.

Digitized by Google

Alle Athapasken sind Jäger- und Fischernomaden, und ihr Gesittungszustand, ihre Lebensweise sind danach zugeschnitten. Das Karibu, das Elen oder der Orignal, der Bison, der Moschusochse, das Bergschaf der Felsengebirge, der Biber und die Bisonratte („Ondrata") sind die Jagdtiere, von denen der Athapaske sich nährt. Marder, Fjellfraße, Füchse und Hasen werden in Fallen gefangen und deren Felle bei den Handelsposten der Hudsonsbaigesellschaft gegen Waffen, Schießbedarf, Fangnetze, Kleider u. dergl. umgetauscht. Dieser Pelzhandel nötigt die Indianer zu häufigen Reisen nach den Posten der Kompanie, welchen sie in kleinen Truppen im Winter auf Schneeschuhen, im Frühjahr oder Herbst in Flößen oder Kanoen zustreben. Der Stamm der Rattenindianer aus der Umgebung des Fort Yukon, ein harmloser und dienstfertiger Menschenschlag, pflegen häufig ihre Handelsreisen bis zu den Eskimostämmen an der Küste auszudehnen. Sie bedienen sich dabei eines Schlittens, der wohl das einfachste Werkzeug seiner Gattung ist, denn er besteht nur aus einem Brett, dessen vorderes Ende durch Wasserdampf erweicht, dann aufwärts gekrümmt und in dieser Lage durch Riemen festgehalten wird.

Als Wohnung dienen den Athapasken Zelte aus Elen- oder Rentierhaut von konischer oder halbkugeliger Form, „Nanbali", „Nivia" oder „Etschiedeh" geheißen, je nach dem Dialekt. Sie sind aus einem Stangengestell erbaut und haben an der Spitze eine Oeffnung, aus welcher der Rauch entweicht. Im Innern der Behausung hängen alte Kleider aus Ren-, Elen-, oder Bisonhaut auf einem Gestelle von Zweigen, das Tisch und Bett zugleich vorstellt. Außer einem weißen oder gelben Fellkittel („J" oder „Jg") mit Fransen und Metallstückchen verbrämt, tragen die Athapasken noch ein Beinkleid („Kla'i"), welches reich verziert ist und gleich mit den Stiefeln zusammenhängt. Männer und Frauen haben diese Art Hosen. Das Ueberkleid der Frauen ist sehr kurz und reich mit Fransen, Klingelwerk und Wolllappen besetzt. Doch scheinen in der Kleidung manche Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen zu bestehen. Bei den Loucheux hebt Kirkby als einzigen bemerkbaren Unterschied in der Tracht der Weiber und der Männer hervor, daß die Ledertunika der Frauen etwas länger, vorn rund statt spitzig und reicher mit Perlen und Haiaquamuscheln verziert ist. Mackenzie, welcher in den Jahren 1789 bis 1793 Nordwestamerika durchstreifte und den nach ihm genannten Strom bis zum Eismeer verfolgte, beschreibt die Kleidung der Weiber bei den Tschippeweyan als gänzlich verschieden von den männlichen. „Ihre Strümpfe werden unter dem Knie gebunden, und ihr Leibchen oder Hemde ist weit, hängt bis an die Knöchel herab, und wird nach Gefallen vermittelst eines Gürtels um den Leib aufgeschürzt. Bei denen, die Kinder haben, ist dies Gewand um die Schultern sehr geräumig, da sie auf der Reise ihre Kinder auf dem Rücken zunächst an der Haut tragen" (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika, S. 137), ein Zug, welcher lebhaft an die gleiche Sitte bei den benachbarten Eskimo erinnert. Die Kleidung wird bei beiden Geschlechtern einfach oder doppelt getragen, im Winter aber immer die behaarte Seite in- und auswendig. Da nach übereinstimmenden Angaben die Kleider nie gewechselt und selbst heute noch so lange getragen werden, bis sie am Leibe in Stücke zerfallen, so leiden diese wackeren Indianer natürlich stark von Ungeziefer. Unter den Loucheuxstämmen am Yukon fand Whymper jene, welche den untern Lauf bewohnen, schlechter gekleidet und viel armieliger als ihre Verwandten am Oberlaufe, welche durch größere Reinlichkeit und bessere Lebensart sich günstig unterscheiden. Tättowierung ist allgemein üblich, beschränkt sich aber auf einige kleine Parallelstriche, welche nach Mackenzie beide Geschlechter, nach Kirkby und Petitot jedoch bloß die Weiber am Kinn, den Mundwinkeln und Backenknochen anbringen. Doch haben die Montagnais, wie Petitot berichtet, alle diese Bräuche und die alte Kleidung abgeschafft und kleiden sich nach europäischer Art. Die Stämme in den Felsengebirgen sind noch am urwüchsigsten geblieben, doch ist selbst unter ihnen die Durchbohrung des Nasenknorpels, wie Kirkby zu Anfang der sechziger Jahre noch an den Loucheux konstatiert, in Abnahme gekommen. Auch das Tragen einer breiten Tonsur ist bei den Bergbewohnern weit verbreitet; ehemals scheitelten die Athapasken ihre langen Haare in der

Digitized by Google

Mitte und ließen sie zu beiden Seiten herabhängen; das thun jetzt nur noch die alten, die jungen dagegen verschneiden sie nach europäischer Art. Ebenso sucht man jetzt vergeblich nach einer der früher bei den Spielen gebräuchlichen Masken im ganzen Mackenziethale, während sie in Aljaska und Britisch-Kolumbia noch häufig sind. Bogen und Pfeile, die Mackenzie überall noch in ihren Händen traf, hat die europäische Flinte gleichfalls verdrängt.

Ueberall, wo der Athapaske sein Zelt aufschlägt, ist er zu Hause; er kümmert sich nicht um Jagd- und Fischereigerechtsame oder Territorialfragen, er wandert wohin es ihm gutdünkt, kampiert wo er will, ißt soviel er kann, aber stets mit gutem Appetit, und schläft nach Herzenslust. Das Zelt, eine Flinte, ein Kessel und ein Schlitten zum Transport machen seine Habe aus. Nur die Loucheux sammeln Reichtümer an und haben ein Tauschhandelssystem. Beiden sind sie sehr zugethan, und vor allem sind Haiaquamuscheln und Glasperlen, die von der Kompanie eingeführt werden, ihr Verkehrsmittel. Der Mann, welcher die meisten Perlen besitzt, wird als der reichste betrachtet. So gibt es unter ihnen so gut wie bei uns „Millionäre" und arme Teufel, unter den Millionären wiederum Geizhälse, die ihre Schätze, besonders die Glasperlen, einscharren. Daß man es der Mühe wert hält, Glasperlen einzuscharren, darf uns aber nicht in Verwunderung setzen, sonst hätten die Rothäute ein gleiches Recht darüber zu staunen, daß vormals bei uns Goldstücke vergraben worden sind. Die eine Thorheit ist genau so groß als die andere, denn Geld bleibt Geld, mag es in Gestalt von Perlen auftreten oder von geprägtem Metall.

Der Athapaske ist positiv in allen irdischen Dingen. Poesie ist ihm völlig unbekannt. Er will nur bequem leben, das ist ihm die Hauptsache. Freilich klagt er nicht über den gefrornen unfruchtbaren Boden, das kalte Klima und die lange Winternacht seiner Heimat, über die frugale Nahrung. Fehlt es ihm auf der Reise an Lebensmitteln, so hackt er ein Loch in das Eis eines Gewässers, wo es ihm dann selten an einer Forelle oder einem Hechte fehlt, dessen Augen er sogleich ausreißt und als großen Leckerbissen verzehrt. Braucht er mehr, so ißt er den Fisch allenfalls roh, sonst aber lieber zugerichtet oder wenigstens an der Sonne getrocknet. Herrscht Ueberfluß in seiner Hutte, dann bringt er dort seine Zeit mit Essen, Rauchen und Schlafen zu. Niemals verzehrt er seine ganze Jagdbeute. Ungeachtet aber die Athapasken unter allen Indianern Nordamerikas als die sorgsamsten gelten, leiden sie doch oft große Not, besonders im Winter, wenn Jagd und Fischfang fehlschlagen. Dann kratzen sie von den Felsen eine Flechte „Theh-tsin" (Stieta pulmonaria) ab und kochen sie zu einer nahrhaften Gallert. Mit dieser Gyrophoraart, auch unter dem Namen tripe de roche bekannt, suchten ja auch die Mitglieder von Franklins Ueberlandreise in den nämlichen Gebieten Nordamerikas 1821 den hungrigen Magen zu beruhigen.

Obwohl ihrer Vergnügungen nur wenige sind, sind diese Indianer doch glücklich in ihrer Weise. Für Musik sind sie sehr empfänglich, und ihre Gesänge wären nach Petitot nicht ohne alle Harmonie und Rhythmus; nach Mackenzie aber ist bei den Tschippewayan wenigstens die Musik so unharmonisch, der Tanz so plump, daß man glauben sollte, sie schämten sich dessen. Auch schießen sie nach dem Ziele und haben verschiedene Spiele, darunter eines („Udzi"), das der italienischen Morra gleicht. Allen Vergnügungen ziehen sie aber den Schlaf vor und der größte Teil der Zeit geht darauf hin, sich Nahrung zu verschaffen und von der dazu erforderten Anstrengung auszuruhen.

Die Frau ist ebensowenig vergnügungssüchtig wie ihr Mann. Fruchtbar wie eine Irländerin, geduldig wie eine Sklavin, bringt sie ihr Kind leicht und ohne Hilfe zur Welt und arbeitet bis zum Augenblicke der Niederkunft. Die Mütter haben, so berichtet Mackenzie, die sonderbare Gewohnheit, ein kleines Stückchen vom funiculus umbilicalis des neugebornen Kindes abzuschneiden und um ihren Hals zu hängen: die Bedeckung desselben wird mit Stacheln vom Stachelschwein und mit Perlen verziert. Ich will nicht versäumen, auf die tiefe Bedeutung hinzuweisen, welche dem Reste dieses fötalen Bestandteiles nach Ansicht sehr vieler, und selbst sehr hochstehender Völker, ja sogar noch der heutigen Landbevölkerung in verschiedenen Gauen Deutschlands, inne zu wohnen scheint. (Siehe: Dr. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. I, S. 40—42.) Die Athapaskenmutter sorgt für den Neugebornen, stillt ihn drei bis vier Jahre und führt dabei ihre Arbeiten aus: das Besorgen der Hauswirtschaft, das Gerben der Häute, das Nähen der Pelze, das Trocknen des Wildbrets, das Oeffnen der Knochen, um zum Mark zu gelangen, wie auch die Bewohner der vorgeschichtlichen Höhlen in Mitteleuropa thaten; sie wäscht und näht ohne Ende bis zum letzten Atemzuge. Das Waschen ist

Digitized by Google

allerdings eine erst unter europäischem Einflusse entstandene Neuerung. Die Weiber sind ihren Männern sehr unterwürfig, doch ist von ehelicher Liebe nicht die Rede, wie überhaupt unser Begriff Liebe ihnen fremd ist. Früher herrschte daher häufig eine Art von Weiberkommunismus. Mackenzie berichtet indes, daß die Männer der Tschippeweyan ihre Anfälle von Eifersucht haben und die Frauen, aus sehr unbedeutenden Ursachen, mit so viel Grausamkeit behandeln, daß sie zuweilen daran starben. Die Frau heißt „Seha", mein Sklave, daneben aber auch „Sehdezeh", meine Schwester, wie sie denn auch immer zu Rate gezogen wird und mitunter wichtigen Einfluß ausübt. Anderseits spricht sich doch wieder eine tiefe Mißachtung des weiblichen Geschlechtes aus. Der Loucheux z. B. vervielfältigt seine Weiber geradeso wie der Bauer seine Lasttiere. Je mehr Weiber er hat, desto mehr Fleisch kann er schleppen, desto mehr Holz hauen, desto mehr sonstige Habe tragen lassen. Neugeborne Mädchen wurden aber bis zur Ankunft der Missionäre oft erwürgt oder ausgesetzt, die Jungfrauen gegen eine Decke, eine Flinte oder ein paar Hunde vom Vater verkauft, auch ohne Rücksicht auf ihre Neigung sehr zeitlich verlobt. Beim Heiraten sehen die Männer nicht auf Schönheit. Die Güte einer Frau hängt nur davon ab, ob sie geschickt, arbeitsam, fruchtbar ist. Die zuweilen stattfindenden Scheidungen hängen ganz von der Willkür des Mannes ab, und strenge wird darauf geachtet, daß die Frau in der Katamenialzeit von der Gesellschaft getrennt lebe.

Die Athapasken sind, wie schon erwähnt, in viele kleine Stämme eingeteilt, deren jeder seinen eigenen Häuptling hat. Sowohl bei den Loucheux als bei den Tschippeweyan existieren gewissermaßen *Stände*, d. h. alle werden, ohne Rücksicht auf den Stamm, in drei Grade geteilt, welche eine schwache Aehnlichkeit mit den oberen, mittleren und unteren Klassen zivilisierter Nationen haben und die man bei den Loucheux „Tschit-sa", „Noti-sa" und „A-tal-sa" nennt; die ersteren sind die reichsten, die letzteren die ärmsten. Regel ist es aber, daß ein Mann sich eine Frau nicht in seiner eigenen, sondern in einer der beiden andern Klassen holt, doch gehören die Kinder stets dem Grade der Mutter an. Den Namen erhalten die Kinder nicht nach ihren Eltern, sondern Mutter und Vater ändern ihren Namen nach der Geburt des ältesten Sohnes und nehmen dessen Namen an.

Mit Freuden haben die Athapasken das „Joch des Evangeliums" ergriffen. Richardson bezeugt es, daß die katholischen französischen Missionäre des Nordwestens das volle Vertrauen der Indianer besitzen und daß es den Protestanten nicht leicht wird, sich zwischen sie einzuzwängen. In der That sind heute, nach Petitots Versicherung, alle Athapasken Christen und Katholiken, doch möchte ich doch zu dem „alle" ein Fragezeichen mir gestatten. Sicherlich ist auch dieses Christentum, wenngleich es in die Sitten vielfach ändernd eingriff, nur ein sehr oberflächliches, denn der ehrenwerte Abbé, dessen Glaubenseifer ich in persönlichem Verkehre kennen zu lernen Gelegenheit hatte, teilt selbst manches aus der Gegenwart über die heidnische Religion seiner Pfleglinge mit. Darnach haben die Athapasken Kenntnis von einem guten, höchsten Wesen, das zahlreiche Namen führt. Hieran schloß sich die Verehrung der Tiere; je nach den Dialekten heißen die Tierfetische „Elkinsi", „Ellone", „Allonon". So betrachten die Hasenindianer und Loucheux den Moschusochsen mit Verehrung und nehmen an, daß sein Kot eine Medizin ist, die unverwundbar macht. Die Athapasken des Felsengebirges erzählen dasselbe vom Hunde. Neben diesen Fetischen erkennen die Athapasken noch einen bösen Geist, der gleichfalls verschiedene Namen führt; sie haben große Furcht vor ihm und machen ihn zum Gegenstande ihrer Magie. Sie glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele und an ein anderes Leben, an eine obere und untere Welt, mit welcher der Mensch durch Seelenwanderung in Verbindung steht. Namentlich gelten Kinder, die mit zwei Zähnen auf die Welt kommen, als bewohnt von der Seele eines bereits früher Lebenden. Endlich personifizieren sie alle Elemente, das Wasser, das Feuer, den Wind, die Flüsse, und geben vor, mit denselben durch Zauberkünste sich unterhalten zu können. Sie besitzen keinerlei Art von Kultus und ihre Religion bestand in der Ausübung verschiedener traditioneller Gebräuche. Auch einen regelmäßigen Priesterstand gibt es nicht unter ihnen. Wer Lust dazu fühlt, kann ein Medizinmann werden. Seine Funktionen bestehen in den bekannten Zaubergesängen zur Trommel und dem sonstigen Mummenschanz, wie wir ihn bei den Schamanen der Kenai näher kennen lernten. Auch die Bestattung der Toten war die nämliche; jetzt aber begraben sie dieselben nach europäischem Brauche.

Südlich und zum Teile östlich an die Athapasken reihen sich die

Algonkinvölker. Was zunächst den Namen Algonkin betrifft, so ist derselbe auf die ganze Gruppe von einem einzelnen, jetzt erloschenen Stamme

Digitized by Google

übertragen, welcher bei älteren Schriftstellern auch Algumenquini lautete. Die Gruppe von Völkern, welchen wir heute diese Kollektivbezeichnung beilegen, ist indes reich an Namen einzelner Stämme und dadurch räumlich ausgebreitet. Da ein großer Teil derselben in Britisch-Amerika lebt, wo die Indianer einer weit menschlicheren Behandlung sich erfreuen als in den Vereinigten Staaten, so treffen wir sie dort noch ziemlich in ihren geschichtlichen Wohnsitzen als nächste Nachbarn der Athapasken und Eskimo. Alle Algonkin sind und waren von jeher Nomaden, d. h. sie bauen nur wenig Boden an und ziehen in ihrem Verbreitungsbezirke nach Maßgabe der Jagd- und Fischereibedürfnisse umher. Doch darf man sich diesen Bezirk nicht als einen streng begrenzten vorstellen, sondern es fällt in denselben das Gebiet der Irokesenvölker hinein. Von den scharfen Zügen, den größeren Körperproportionen und der stärkeren Muskelentwicklung der letzteren stechen die Algonkin durch ihre flachere Gesichtsbildung, kleinere Statur und zarteren Extremitäten merklich ab. Auf sie beziehen sich die Schilderungen, die gewöhnlich von den Rothäuten Nordamerikas gemacht wurden, und unter diesen zeichnen sie sich namentlich dadurch aus, daß sie anthropophagen Gelüsten fröhnten und sogar jetzt dieselben noch nicht völlig überwunden haben. Alle Algonkinstämme gleichen einander sehr in Sitten und Gebräuchen, und ihre Sprachen, obwohl dialektisch verschieden, weisen auf eine gemeinsame Ursprungsquelle hin. Von den Algonkinidiomen sind jene der Mikmak, der Lenni-Lenape, der Krih und der Odschibwä näher bekannt; das ihnen zu Grunde liegende Prinzip ist das sogenannte polysynthetische oder richtiger das System der Einverleibung. Ein wesentlicher Charakter dieser Idiome, den sie aber mit andern Sprachen Amerikas teilen, ist der Mangel einer Unterscheidung zwischen subjektiven und possessiven Pronominalelementen. Die Algonkinsprachen kennen nur die letzteren und vermögen bloß Nominalformen zu bilden. (Fr. Müller, Der grammatische Bau der Alkonginsprachen, ein Beitrag zur amerikanischen Linguistik, in den Sitzungsber. d. philos.-histor. Kl. d. kais. Akad. d. Wiss. 1867. Bd. LVI, S. 132 ff.)

Unter allen Algonkin am nördlichsten lebt das Volk der Krih (Crees), zweifellos auch der größte Zweig dieser Familie. Ihr Gebiet erstreckt sich zwischen den Seen Athapaska und Winipeg im Norden und Süden und zwischen Hudsonsbai und den Felsengebirgen im Osten und Westen. Krih heißen sie die Engländer, die französischen Kanadier aber Knistinos, Knistenaux oder Christenaux; sie selbst nennen sich Naehiaok. Endlich kommen sie noch unter der Bezeichnung Eyiniwok vor. Sie sind ein Eroberervolk, welches andere Stämme, namentlich seine nördlichen Nachbarn, die Athapasken, immer mehr und mehr zurückgedrängt hat, nachdem es durch die Kenntnis des Feuergewehres ein großes Uebergewicht erworben. Selbst heute noch herrscht, wie P. Petitot berichtet, bei den Hasenindianern eine merkwürdige Angst vor den doch durch fast 1000 km von ihnen getrennten Krih. (Bull. Soc. géogr. Paris 1880. Bd. XIX, S. 368.) Diese sind von mäßigem Wuchse, wohlgebaut, kupferfarbig mit schwarzem Haar, welches verschiedenartig geschnitten, mitunter aber auch lang getragen wird. Den Bart und die Haare vor allen andern Teilen ihres Körpers zupfen sich beide Geschlechter gerne aus. Ihr Auge ist schwarz, scharf und durchdringend, ihre Physiognomie angenehm. Sie gelten als thätig, gelehrig, fleißig und ehrlich, gastfrei und friedliebend, sind auch die der weißen Bevölkerung am meisten befreundeten Indianer. Mackenzie nennt sie im höchsten Grade gutmütig, wenn nicht ihre Natur durch den erhitzenden Einfluß geistiger Getränke verdorben wird, wie sie überhaupt in moralischer Rücksicht durch ihre Verbindung mit zivilisierten Nationen gelitten haben. „Außerdem hatten sie schon in ihrem

Digitized by Google

wilden Zustande ihre eigenen Laster, deren einige für kultivierte und nachdenkende Menschen abschreckend sind. Ich brauche bloß zu bemerken, daß Blutschande und Sodomiterei unter ihnen herrschen." (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika, S. 107—108.) Auch Keuschheit scheint bei ihnen für keine Tugend zu gelten, und Treue kein wesentliches Erforderniß zum ehelichen Glücke zu sein; denn ein Tausch der Weiber auf einige Zeit ist nichts Ungewöhnliches, und das Anerbieten ihrer Personen wird als ein notwendiger Teil der dem Fremden gebührenden Gastfreundschaft angesehen. In neuerer Zeit sollen die Krih bedeutende Kulturfortschritte gemacht haben und unter dem Einflusse englischer Missionäre an einigen Stellen sich eifrig mit Bearbeitung des Bodens beschäftigen. Auch haben sie aus sich selbst heraus lesen und schreiben gelernt in einer eigens für ihr Idiom angepaßten Zeichenschrift. Der Erfinder war freilich kein Krih, sondern der wesleyanische Missionär James Evans. (Pritchard, Natural history of man, Bd. II, S. 526—527.) In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wurden die Krih durch Blattern, Masern und andere Krankheiten sehr dezimiert und nahmen bis 1818 an Zahl sehr ab. Nach einer neueren Schätzung wurde ihre Gesamtzahl noch auf 15,000 Köpfe angegeben. Zu den Krih gehören auch die Monsoni und Muskegon, dann die Naskapit (Nascopis oder Nescaupiindianer), welch letztere Unterkanada, richtiger das Innere von Labrador und Ungawa bewohnen; sie behaupten, ihr nationaler Name heiße so viel als „einer der aufrecht steht" und zählten in den fünfziger Jahren nur etwa 100 streitbare Männer. Sie glauben an einen höchsten Regierer der Welt und Urheber alles Guten, aber auch an ein böses Wesen und die verschlagenen Medizinmänner stehen fast in demselben Ansehen wie die Geister. Längst ehe das Tischrücken dem aufgeklärten und gebildeten Europa den Kopf verdrehte, wußten die Medizinmänner Labradors die Geheimnisse der unwillkürlichen Muskelbewegungen als einträgliches Gewerbe auszubeuten. Einer der christlichen Heidenbekehrer, der treffliche P. Arnaud, erzählte Prof. Hind, daß sich die Zauberer der Naskapit in ihre Lederzelte einschließen, dort etliche Minuten scheinbar regungslos sitzen und dann das Zelt in eine rückende und drehende Bewegung bringen. Je nach dem Rücken und Springen der Medizinhütte beantworten sie dann die Fragen, die an das Orakel gestellt worden sind. (Henry Yule Hind, Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula. London 1863. 8°. Bd. II, S. 102.) Von allen Indianern, die Mac Lean kennen gelernt, haben die Naskapit am meisten Abneigung gegen Veränderung ihres Aufenthalts durch Reisen und viele derselben wurden alt, ohne daß sie auch nur ein einziges Mal einen Handelsposten der Weißen besuchten. Von den Franzosen wurden sie auch „Têtes de boule" genannt und P. Petitot vermutet, daß sie die Köpfe ihrer Neugebornen künstlich abrunden. (Bull. de la Soc. géogr. Paris 1880. Bd. XIX, S. 368—369.) Nach Hind aber bilden die Têtes de boule einen besonderen, wenngleich augenscheinlich nahen verwandten Volksstamm, welchen Blattern, Masern und Rum jedoch auf nur mehr dreißig Familien herunter gebracht haben. (Explorations in Labrador, Bd. I, S. 169, 275.) Die Benennung Skoffie oder Escopies, welche für die Naskapit manchmal angewendet wird, ist jedoch in Kanada ebenso unbekannt und auf Irrtum beruhend, wie jener der mit den Naskapit eng verwandten Nehiroirini als Scheschaputosch (Sheshapootosh). Es sind dies die unter dem Namen Montagnais, Mountaineers besser bekannten Bergindianer am Laurentiusgolf, welche jedoch nicht mit den Montagnais und Montagnards zu verwechseln sind, die wir als Abteilungen der Athapasken schon kennen lernten. Die Nehiroirini, deren jetzt etwa noch 1700 in Labrador umherstreifen, sind eifrige Karibujäger, welche zur Seßhaftigkeit nicht gebracht werden konnten. Katholische Missionäre, besonders Jesuiten, leben indes unter den Montagnais und haben nebst den christlichen Lehren die Kenntnis des Lesens und Schreibens allgemein verbreitet, und von dieser Kunst machen sie bisweilen einen sehr verständigen Gebrauch. Und doch, wo immer die höhere materielle Zivilisation die Kinder der Wildnis berührt, da wirkt sie — sage man was man wolle — wie mit einer tötlichen Ansteckung. Man sollte meinen unsere warmen und wohlfeilen Kleider müßten die Gesundheit und Behaglichkeit der Rothäute beträchtlich gesteigert haben. Aber alles schlägt ihnen zum Verderben aus. Ehedem pflegten sie sich mit Robbenöl vom Kopf bis zum Fuß zu salben. Dadurch wurden sie gegen Hitze und Kälte weniger empfindlich, vertrugen Regen und Feuchtigkeit leichter und entgiengen weit mehr den Quälereien der Moskiten, der Schwarzfliegen und des andern Ungeziefers. Seitdem sie sich das Salben abgewöhnt und europäische Kleider angelegt haben, sind sie den Geruchsnerven ihrer Mitmenschen zwar weniger lästig geworden, aber dafür leiden sie an Erkältung, Influenza und sterben wie die Fliegen an

Digitized by Google

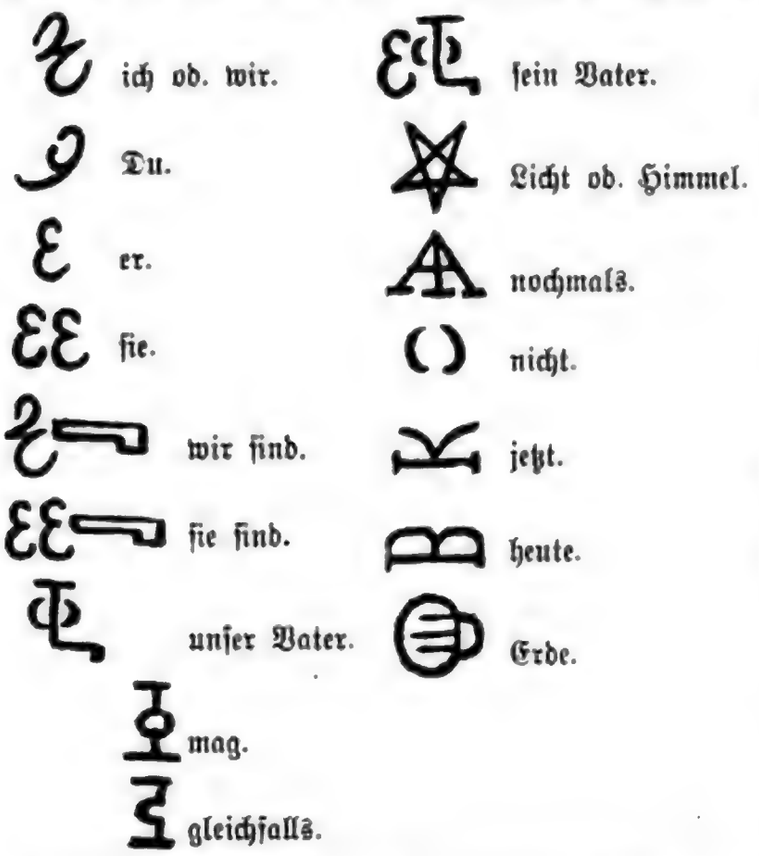
der Küste. Uebrigens werden mit dem generischen Namen Montagnais oft alle Algonkinstämme bezeichnet, welche in den weiten Strecken von Labrador bis ins Rupertsland nomadisch umherstreifen und von Fischfang im Sommer, von Jagd im Winter, hauptsächlich aber von einem kleinen Pelzhandel mit den Posten der Hudsonsbaigesellschaft ein elendes Dasein fristen. (Ch. de Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique. Paris 1879. 8°. S. 111—114.)

Auch auf Neufundland, dann in Neubraunschweig giebt es Rothäute der Algonkinfamilie und zwar verschiedene Zweige der Abenaki oder Wapanachki, als aber Francis Duncan, ein englischer Artillerieoffizier, in der Umgebung von Halifax die erste Rothaut sah, war es ihm, schreibt er, als ob er eine Ohrfeige empfienge. Mit einem Cooper'schen Ideale im Kopfe entdeckte er, daß sein „letzter der Mohikaner" erstens keine Adlerfeder im Skalp führte, zweitens, daß seine Gegenwart schon in mäßiger Entfernung auf einen sehr empfindlichen Sinn des Menschen wirkte, drittens daß er Beinkleider trug, die zwar sehr niedrigen Ranges, doch aber echte Zivilisationsbeinkleider waren, ferner, daß er sich zur bessern Erwärmung des Schmutzes bediente, und vor allen Dingen eine höchst unromantische Begierde sowie einen höchst unauslöschlichen Durst nach besseren Getränken zeigte. (Duncan, Our garrisons in the West, or sketches in british North America. London 1864. 8°. S. 45—46.) Die Rothäute Neuschottlands werden übrigens sehr bald nur noch in den anthropologischen Kabineten existieren. Sie gehören ihrer Abkunft nach zu den einst mächtigen Mikmak und beanspruchen zur römisch-katholischen Kirche gezählt zu werden; doch hat man sie nie dahin gebracht, Ackerbau, Viehzucht oder ein Handwerk zu treiben; sie sind und bleiben was ihre Ahnen gewesen: Fischer und Jäger. Nur eine kaum 500 Köpfe zählende Abteilung, welche am Restigouche-flusse in Unterkanada ansäßig ist, soll nach Professor Hind befriedigende Fortschritte in der Kultur gemacht haben. (Explorations in Labrador, Bd. I, S. 6.) Die älteren französischen Schriftsteller nannten sie Souriquois, und die Missionäre Gaspesiens, weil sie zuerst bei Gaspe in der Chaleursbai von Jacques Cartier 1534 getroffen wurden. Ihre Nachbarn heißen sie Salzwasserindianer, weil sie gern an der Küste hausen. Sie sind dermalen außer Neuschottland auch über das nördliche Neubraunschweig, Kap Breton, Neufundland, Prinz Edward-Insel und Gaspe zerstreut. Große Freude können die Freunde der Indianerzivilisation an ihnen nicht haben; ihr Fortschritt ist überall nur ein äußerst langsamer; manche wohnen, obwohl christianisiert, immer noch in dem altherkömmlichen „Wiguam" und fangen nur langsam an ihr nomadisches Leben aufzugeben; jene in Neubraunschweig sind alle arm, faul, verschmähen jede Arbeitsgelegenheit, leben aber friedlich, wenn ihnen der Branntwein fern gehalten wird. Die ihnen zugeteilten Reserven bleiben beinahe unbenutzt. (Globus, Bd. XXXII, S. 76—77.) Rechnet man alle diese Indianer zusammen, so erhält man immer noch eine Gesamtziffer von beiläufig 3600, was nicht weniger ist als zur Zeit der Besiedlung Kanadas durch die Franzosen vor fast 280 Jahren. Diese Mikmak, damals Sonnenanbeter, sind wohl die ersten Amerikaner, welche den Boden Europas betraten, denn als Proben der Erzeugnisse der neuen Welt brachten Cabot 1497, Aubert 1508 und Cartier 1534 junge Indianer mit, welche durch Verrat in ihre Hände gelockt worden waren und wahrscheinlich diesem Stamme angehörten. Auch sei noch erwähnt, daß sich bei ihnen eine Hieroglyphenschrift vorfand, und zwar die reichste, welche man von nordamerikanischen Indianern kennt. Durch Le Clerq verbessert und ausgebildet, ist dieses Schriftsystem noch heute in Uebung und vor wenigen Jahren ist zu Wien ein Buch in demselben erschienen. Als eine andere Merkwürdigkeit, welche zu viel unnützen Kontroversen Anlaß gegeben hat sowohl in älterer Zeit als selbst noch auf den modernen internationalen Amerikanistenkongressen, verdient der Umstand verzeichnet zu werden, daß bei den Mikmak der Chaleursbai die ersten Entdecker das Kreuz im Gebrauch fanden. Herr E. Beauvais will darin die letzten Spuren des vom X. bis XIV. Jahrhundert durch die normannischen Entdecker Nordamerikas gepredigten Christentums erkennen (Annales de philosophie chrétienne. April 1877. S. 284 ff.), und diese Möglichkeit ist wohl nicht gänzlich abzuleugnen, doch bleibt es andererseits nicht minder wahr, daß das Kreuz als ein ganz altes, vorchristliches und weitverbreitetes Zeichen nachgewiesen worden ist. (Siehe darüber: Congrès international des Américanistes. Luxemburg 1877. Bd. I, S. 227—235.) Verwandte der Mikmak sind die Penobscot und Passamaquoddi oder Mareschit an den gleichnamigen Flüssen in Maine; so nennt man jetzt nämlich die zurückgebliebenen Reste des Stammes der eigentlichen Abenaki oder Canibas, welche von den Ufern des Kennebec nach Kanada ausgewandert sind. Die Dialekte dieser drei letztgenannten Stämme stehen einander be-

Digitized by Google

greiflicherweise sehr nahe, so sehr, daß die Individuen sich gegenseitig leicht verständigen können, während dies mit dem Idiom der Mikmak nicht der Fall ist.

Alle Völker, welche längs der amerikanischen Ostküste nach Süden hin bis Kap Hatteras von älteren Reisenden aufgezählt werden, gehörten zu dem Stamme der Lenni-Lenape. „Renappi“ oder „Lenape“ heißt in ihrer Sprache Menschen, und alle Stämme — es war deren eine beträchtliche Anzahl — redeten eine und dieselbe Sprache. Sie bildeten den Fünfvölkerbund der Delawaren, — wie die Angloamerikaner ihn nannten — welcher auch die Mohegan, eigentlich Muhhekanew, einschloß. Es sind dies die durch Coopers Roman berühmt gewordenen Mohikaner. Wie diese sind fast alle Zweige dieser Lenni-Lenape dermalen ausgestorben, jedoch nicht ohne der Länderkunde zahlreiche heute noch lebende Namen, wie Massachusetts, Connecticut, Alleghany, Savannah, Mississippi ja sogar der europäischen Sprachen manche jetzt geläufige Wörter und Redensarten hinterlassen zu haben: z. B. Wigwam, Tomahawk, Pow-wow, Sachem, Sagamore, Squaw, Pappoose, Wampun, Mokassin: auch die Wendungen: „auf dem Kriegspfade wandeln“, „die Friedenspfeife rauchen“, „die Streitaxt begraben“, sind aus den Idiomen dieser östlichen Algonkin in die unsrige übergegangen. (Alb. S. Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas. Weimar 1876. 4°. S. 145.) Die letzten Reste der Lenni-Lenape zogen sich aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen gutwillig immer mehr zurück, zuletzt in das Indianerterritorium westlich vom Mississippi, wo sie sich noch befinden, freilich in sehr zusammengeschmolzener Zahl. Das Verzeichnis der 1876 auf den Reservationen lebenden Indianern führt ihrer noch 111 an, doch lebten andere außerhalb derselben; 1863 soll es im ganzen ihrer 1074 gegeben haben. Sie scheinen ziemlich zivilisiert worden zu sein, sind durch Baptisten, Methodisten und mährische Brüder zum Christentume bekehrt und haben völlig europäische Kleidung und Sitten angenommen. Obwohl ziemlich indolent, sollen sie im Ackerbau doch einige Fortschritte gemacht haben. Einige rührigere Farmer haben mehr als 400 ha unter dem Pfluge, andere stehen in Handelsverbindungen, die bis an die Grenzen Kaliforniens reichen. Nach dem Jahre 1866 erlaubte ihnen ein Gesetz, amerikanische Bürger zu werden, wovon auch die meisten Gebrauch machten und damit aufhörten, ein besonderer Stamm zu sein. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Zweigen der Lenni-Lenape waren schon längst verwischt; man kannte offiziell nur noch Delawaren; jetzt sind auch diese aufgegangen in dem großen Völkergemengsel der Union, in welchem sich ihre Spuren fürderhin nicht mehr verfolgen lassen.



Schriftzeichen der Mikmak, eines zur Algonkinfamilie gehörigen Indianerstammes.

Im Norden des in den Ohio sich ergießenden Cumberlandflusses bis an den Kentucky und den Ohio selbst saß zuletzt das jetzt auf kaum 1000 Köpfe zusammengeschmolzene Volk der Schahni (Shawnee) oder Schawona. Als Nachbarn der Lenni-Lenape am atlantischen Ozean in Newjersey und Pennsylvanien waren die Schahni mit die ersten, die dem siegreichen Vordringen der vom Sonnenaufgang über das Meer kommenden Zivilisation weichen mußten. Jetzt leben ihre spärlichen Reste auf zwei Reservationen im Indianerterritorium, jedoch, wie man sagt, in glücklichen Verhältnissen. Sie sind intelligent und haben ein sehr anständiges Benehmen. Balduin Möllhausen, welcher 1853

Digitized by Google

am Kanadianflusse mit Schahni zusammentraf und damals ihre Zahl noch auf 1400 schätzte, schreibt ihnen einen großen Hang zu Jagd und Abenteuern zu. „Die Zeit, während welcher sie nicht an ihre Wirtschaft gebunden sind, verbringen sie gewöhnlich auf Jagdzügen. Zu zweien oder dreien ziehen sie weit in das Gebiet der Keiowä und der ihnen feindlichen Komantschen, um den zottigen Bison und die schön gezeichnete Antilope zu jagen, und ihre Packpferde kehren, mit gedörrtem Fleische beladen, nach monatelanger Abwesenheit wieder zu den Ihrigen heim." (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. 2. Aufl. Leipzig 1860. 8°. S. 45.) Sie waren übrigens von jeher ein Wandervolk gewesen und hinterließen ihren Namen an vielen Orten auf der Karte. Eine gewisse Verwandtschaft bestand wohl zwischen ihnen und ihren nordwestlichen Nachbarn, den Illinois zwischen dem Wabasch und dem Mississippi, welche dem heutigen Unionsstaate seinen Namen gaben. Sie zerfielen in mehrere Unterabteilungen, wie die Peoria, Kaskakia, Piankaschah (Pinkeshaws), von welchen allen heute noch schwache Reste leben, die jedoch ebenfalls nach dem großen Tintentopf der Union, genannt Indianerterritorium, auf die Quapawreservation, verbracht worden sind. Nördlich von den Piankaschah saßen die jetzt auch nach dem Indianerterritorium übersiedelten Kikapu (Kickapoos), 1876 noch 621 Köpfe stark, die Witz mit Tapferkeit verbanden, denn als Probe von ersterem erzählt Richard F. Burton, der große Reisende und Entdecker, die Anekdote, daß sie ausgerufen haben sollen, als sie die erste Krinoline erblickten: seht, da geht ein Wigwam spazieren. (Burton, The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California. London 1862. 8°. S. 25.) Wigwam ist bekanntlich die der Form nach wechselnde Hütte der nordamerikanischen Indianer, meist aus Baumrinde gefertigt und mit Fellen überzogen. Jene der Kikapu sieht einem kleinen Heuschober ähnlich. Wir nennen ferner die Miami, von welch letzteren außer 97 in der Quapawreservation lebenden sich noch an 350 Köpfe zerstreut im Staate Indiana herumtreiben. Dieses kriegerische Volk, welches einer ansehnlichen, ureigentümlichen Gesittung sich erfreute, konnte 1670 angeblich noch 8000 Streiter ins Feld stellen. Seither sind sie auf die obige Ziffer zusammengeschmolzen, obwohl die Baptisten sich alle Mühe gaben, sie zu „retten". Die Sax (Sawkis, Saques) und die Foxes oder Ottogami (Outtagaumie), welche eine und dieselbe Sprache reden, zusammen auch Ein Volk bilden und in der Gegend des untern Wisconsin wohnten, sind nahe Anverwandte der Kikapu und sollen auch nach einer einheimischen Tradition mit den Schahni zusammenhängen. Im Jahre 1832 führten diese Indianer im Vereine mit den Winnebago den nach ihrem Hauptführer Black Hawk (Schwarzer Falke) benannten Krieg gegen die Kolonisten in Illinois, was die Regierung veranlaßte, sie von Wisconsin nach ihren jetzigen Reservationen im Indianerterritorium und in Nebraska zu verlegen, wo sie unter allen dort ansässigen Rothäuten die schlechteste Verwaltung haben. (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Ihre Zahl, 1825 noch über 6400 und 1853 noch 2373 betragend, ist seitdem in Nebraska auf 88 herabgesunken, während im Indianerterritorium die Ausweise von 1876 noch ihrer 750 aufführen. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, welcher sich weigert, die Sitten der Weißen anzunehmen und es vorzieht, auf seinen Büffelgründen zu bleiben und dort seine Jahrgelder zu verzehren. Eine kleine Abteilung aber von 317 Köpfen, müde von einer Reservation zur andern geschickt zu werden, kaufte 1867 Ländereien in Jowa an, welche sie bearbeiten; auch verdingen sie sich als Feldarbeiter, als welche sie sich sehr tauglich erwiesen; sie sind dadurch fleißig geworden und vermögen sich selbst zu unterhalten.

Um die großen Seen herum wohnt das selbst heute noch zahlreiche Volk der Odschibwä oder Chippeways, welche letztere Benennung ich indes vermeide, um Verwechslungen mit den athapaskischen Tschippewayan vorzubeugen. Aus den Listen für 1876 rechne ich eine Kopfzahl von 24,811 Odschibwä heraus, zu welchen aber noch jene kommen, die sich in der Kanadadominion aufhalten; im Jahre 1871 gab es ihrer dort an 3500. Hr. Charles de Lamothe will, ohne weiteren Quellennachweis, ihre Gesamtzahl in Kanada und den Vereinigten Staaten gar mit fast 40,000 beziffern, was wohl zu hoch gegriffen ist; wichtiger ist, daß, wie er mitteilt, diese Odschibwä sich keineswegs in Abnahme befinden. (Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 181.) Sie sind groß, gut entwickelt und von vorteilhaftem Aussehen, dabei tapfer, erfahrene Jäger und geneigt zu Abenteuer. Ihr Zentralpunkt ist La Pointe, doch leben sie in zerstreuten Banden in den Staaten Michigan, Wisconsin, Minnesota und Dakota, zum größeren Teile auf Reservationen, zum kleineren frei umherziehend. Katholiken und Methodisten, Episkopale und Presbyterianer haben seit lange Missionen bei den Odschibwä errichtet: alle Versuche,

Digitized by Google

sie zu zivilisieren, sie von ihrem Kriegs- und Waldleben ab und der Industrie und dem geistigen Fortschritte zuzuwenden, sind in den Vereinigten Staaten fehlgeschlagen. Ackerbau und Künste verachten sie, ohne indes Mangel an geistiger Begabung zu besitzen. Die genannten christlichen Konfessionen haben alle Proselyten unter ihnen gemacht, und aus den Reihen der letzteren sind sogar zwei einheimische Geschichtsschreiber, George Copway und Peter Jones hervorgegangen. Die meisten freilich sind bis zur Stunde Heiden geblieben. Die kanadischen Odschibwä bessern sich dagegen stetig, was Moralität und Zivilisation anbetrifft, leiden in keiner Weise Not und vermehren sich mit Ausnahme der Stammfamilie von Saugeens. (Globus, Bd. XXXII, S. 76.) Sitten, Gebräuche und Legenden der alten Odschibwä, ja selbst ihre harmonische Sprache sind besser bekannt als jene irgend eines andern Indianervolkes und haben in Schoolcraft und anderen eifrige Verbreiter gefunden. Zu den Odschibwä gehören auch: die intelligenten Pottowatomi (Potewatami), im ganzen etwas mehr denn 2000 Köpfe, welche am Oberen See in Michigan, in Kansas und mit ihrer Hauptmasse (1600 Köpfe) im Indianerterritorium leben; sie haben Schulen und Missionskirchen, sind aber zum Teil von der Jagd abhängig; ferner die Ottawa, von welchen ein geringer Bruchteil in die Auswanderung nach dem Indianerterritorium willigte, während der Hauptstock des Volkes, mehr denn 4000, in Michigan zwischen dem Michigan- und dem Huronensee unter dem Einflusse von katholischen und verschiedenen protestantischen Missionen verblieb; ihrer mehr denn 1000 leben auch auf kanadischem Gebiete, besonders auf der Insel Manitulin. Endlich sind noch hierher zu rechnen die Missinsig am Nordostende des Ontariosees und die Saulteux am Nordostufer des Huronensees. Ich will indes bemerken, daß die französischen Kanadier den Namen Saulteux oder Salteaux verschiedenen Stämmen jener Gegend beigelegt haben, unter andern dem ganzen Odschibwävolke überhaupt. Man unterscheidet Salteux des bois und Saulteux de marais oder Maskegon. Erstere sind meistens groß, gut gewachsen, intelligent, eifersüchtig auf ihre wilde Unabhängigkeit, stolz und reserviert im Benehmen, dabei aber sanft, gastfreundlich und weitaus moralischer als die Saulteux de marais. Die oberste Gewalt übt ein aus freier Wahl hervorgegangenes Oberhaupt, dessen Befehle ziemlich pünktlich befolgt werden. Von dem gefährlichen „Feuerwasser" haben sie sich bisher fern zu halten gewußt. (Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 230—231.) Auch Paul Kane stieß in der Nähe des Regensees, nordöstlich vom Oberen See, auf eine Bande Saulteaux, die ein Zweig der Odschibwä waren. Diese Leute wurden aber von den Rothäuten für „Windigo", d. h. Menschenfresser gehalten, und nach dem allgemeinen Aberglauben gehört nichts weniger als eine silberne Kugel dazu, um einem Windigo das Leben auszublasen. Man erzählte Kane einen gutverbürgten Fall, daß zwei Windigo, Vater und Tochter, aus Hungersnot sechs ihrer Verwandten verspeist hätten. (Kane, Wanderings of an artist among the Indians of North America, S. 58—59.) Die Windigo werden von allen Indianern der Umgegend mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie meinen, daß, wer einmal Menschenfleisch gekostet, ferneren Versuchen nicht mehr widerstehen werde. Vor solchen Personen hütet man sich wie vor der Pest. Ihre Hütten müssen sie abseits bauen und Kinder werden sorgsam von ihnen entfernt. Sonst geschieht den Windigo kein Leid, sondern man ist eher geneigt, ihre Verirrung zu bemitleiden, zu der übrigens in allen bisherigen Fällen nur die äußerste Hungersnot getrieben hat. Daß solche Ausnahmsfälle die Beschuldigung der Anthropophagie für die Rothäute nicht zulassen, ist jedoch nicht so ganz richtig, denn früher wenigstens war der Kannibalismus bei den Odschibwä, Miami, Pottowatomi und überhaupt bei den Algonkin gewöhnlich. Bei einigen Stämmen war er allgemein, bei den Pottowatomi hingegen scheint er nur das Privilegium einer bevorzugten Gesellschaft oder Brüderschaft gewesen zu sein. (Andree, Verbreitung der Anthropophagie, S. 41.)

Der nordwestliche Stamm der Algonkin sind die Schwarzfüße (Blackfeet), ursprünglich zwischen den Forts des Saskatschewan, neuerlich aber südlich bis zum Marias River hinab sitzend und ihre Streifzüge nach Westen bis an die Zuflüsse des oberen Kolumbia ausdehnend. Sie bildeten erst in unserem Jahrhundert einen Bund von fünf Stämmen, zu welchen auch Nichtalgonkiner gehörten und der eine zeitlang allen Indianern furchtbar war. Diese „Siksekuanak-Konföderation" zählte bis 1830 mehr als 30,000 Köpfe, dann brachen die Blattern aus; 1850 waren nur mehr 1500 Zelthütten mit ungefähr 10,000 Köpfen vorhanden. Sie bestehen aus vier Zweigen, und alle zusammen schätzte man 1870 auf etwa 7500 innerhalb der Vereinigten Staaten und etwa 6000 auf britischem Gebiete. Die Schwarzfüße sind zu allen Zeiten große Krieger gewesen und

Digitized by Google

seit lange treffliche Reiter, erhalten sich jedoch hauptsächlich durch Raubzüge. Sie begraben ihre Toten nicht. Den Krieger läßt man in vollem Schmucke in seiner Hütte und bringt vor deren Thüre dem Verblichenen zu Ehren ein Pferdeopfer. Ihr Kult des „Natous" oder der Sonne ist wohl bezeugt. Verwandt mit den Schwarzfüßen sind die kriegerischen, nomadischen und gleichfalls trefflich berittenen Arrapahu im Hochlande von Kansas, von den Schoschonen „Hundefresser", von den Kanadiern Dickbäuche, Gros-Ventres genannt, die größten Feinde der Bleichgesichter nach den teils im Indianerterritorium, teils in Wyoming sich herumtreibenden Scheyenne (Cheyennes, Chyennes), nur daß sie von ihnen mit allen Lastern sich haben anstecken lassen, während diese rein und nüchtern blieben. Die Scheyenne sind ein schöner Menschenschlag, größer als alle übrigen Indianer der Ebenen, die Osagen ausgenommen, reich an Pferden, die sie trefflich zu behandeln wissen. Dagegen sind die an ihnen gemachten Erziehungsversuche nicht sonderlich befriedigend ausgefallen.

Umschlossen von den Algonkin, den Lorenzstrom herab bis an den Huronen-, Ontario- und Eriesee und von da an zwischen den Algonkinstämmen bis an den Neuseefluß sich hinziehend, lag das Gebiet der

Irokesen, eines kräftigen Menschenschlags, dessen mittlere Körpergröße Topinard zu 1,735 m berechnet. (Revue d'Anthrop. 1876, S. 58.) Goulds Messungen an 808 Individuen ergaben, daß ihre oberen Glieder länger sind als jene der Europäer und selbst der Mulatten, nicht aber der Neger. (A. a. O. 1880, S. 147.) Der Name Irokesen stammt aus dem Französischen. Sie selbst nannten sich Hodenosauni oder Konoschioni, „das Volk des langen Hauses" und wurden von ihren östlichen Nachbarn, den Lenni-Lenape, mit dem Namen Mengwe bezeichnet. Ihr Name bezeichnet ursprünglich nicht ein einzelnes Volk, sondern einen Völkerbund (Irokesenbund), welcher bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fünf unter sich verwandte und ungemein kriegerische Stämme umfaßte, die im Gegensatze zu den wanderlustigen Algonkin von jeher dem Ackerbau oblagen und stadtartige Ansiedlungen besaßen.

Es sind dies: die Agmegue oder Ganeagaono, „das Volk mit dem Feuerstein", allgemeiner bekannt unter dem Namen der Mohawk; die Nundawaono, „das Volk des großen Hügels", bekannt unter dem Namen der Seneka; die Gueugwehono, „das Volk des schmutzigen Landes", bekannt unter dem Namen der Cayuga; die Onundaga oder Onondago, „das Volk auf den Hügeln"; und die Onayoteka oder Oneida, „das Granitvolk". Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts traten als sechstes Volk die im Süden des Neuseeflusses wohnenden Tuscarora in den Bund, daher man auch den Irokesenbund die „Fünf oder Sechs Nationen" nennt. Ueberaus zahlreich dürfen wir uns übrigens diese mit ihren Nachbarn in stetem Kriege lebenden Völker nicht vorstellen. Die Cayuga z. B. hatten, als die Franzosen mit ihnen bekannt wurden, bloß 300 Krieger, was für den ganzen Stamm etwa 1500 Köpfe ergiebt und die Gesamtzahl der Irokesen giebt Lewis Morgan, nach Gerlands Aussage, der genaueste Kenner ihrer Verhältnisse, für die Zeit um 1650 mit 20,000, und mit Hinzurechnung einiger ihrer Nachbarvölker im Staate Newyork auf 25,000 Köpfe an. Eine amerikanische Quelle (American Cyclopedia, Bd. IX, S. 413) sagt aber, daß zur Zeit ihrer höchsten Blüte die Irokesen nicht über 15,000 Köpfe zählten. Gegenwärtig, d. h. 1877, giebt es im ganzen 13,668 Irokesen, welche, wie Gerland darthut (Globus, Bd. XXXV, S. 328), ein stetiges Anwachsen zeigen; doch leben sie nicht alle beisammen, sondern sind zur Hälfte nach Kanada ausgewandert, während der Rest auf Reservationen in den Unionsstaaten Newyork, Wisconsin und im Indianerterritorium zerstreut ist. Indes hat man nur ihrer wenige auf das westliche Ufer des Mississippi hinübergeschafft (einen Teil der Seneka nach der Quapaw-Reservation im Indianergebiet und fast alle Oneida in die gleichnamige Reservation Wisconsins), das Gros der Irokesen befindet sich noch heute im Staate Newyork auf den Reservationen Cattaraugus, Tonawanda, Oneida, Alleghany, Onondaga und Tuscarora. Hier führen sie, eingepfercht wie sie sind, ein friedliches Dasein, diese ehemaligen Krieger, „deren Durst nach Ruhm nicht gelöscht werden wird, so lange noch

Digitized by Google

eine Brust säugt und die vor keiner Gefahr zittern. Sie haben nun längst ihren Tomahawk begraben und werden ihn niemals wieder aus der Erde nehmen." Jetzt sind sie alle Christen, Katholiken, Episkopale, Baptisten, Kongregationalisten und Methodisten, es hat aber schwer gehalten, sie zu einem zivilisierten Leben zu bringen. Indes ist es gelungen. Die Irokesen an den Ufern des Cattaraugus bilden jetzt ein thätiges, von Ackerbau lebendes Volk, das nicht nur Schulen, sondern eine Druckerei und Journale besitzt. Von den Lehrern ihrer Schulen im Staate Newyork ist ein Drittel Indianer, welche eine sorgfältige Vorbildung genossen haben, wie denn das Volk schon mehrere hervorragende Männer erzeugt hat, z. B. den Propheten und Heidenreformator Dr. Wilson, den Oberst Ely S. Parker, welcher in Grants Stab diente und Indianerkommissär wurde, dann den Tuscarora Cusick, welcher einen merkwürdigen Bericht über die älteste sagenhafte Geschichte der Irokesen schrieb. In Erziehung, Intelligenz, Wohlstand und Komfort des Lebens sind ihre Fortschritte durchaus beachtenswert. Sie besitzen ihre Iroquois Agricultural Society und halten gut besuchte Mäßigkeitsversammlungen ab; sie haben Mäßigkeitsvereine auf allen Reservationen und ein merklicher Fortschritt läßt sich nach dieser Seite hin nicht verkennen, wie sie auch sehr eifrig die Handhabung der Gesetze gegen die Branntweinverkäufer fördern. Die Seneka von der Alleghany- und Cattaraugus-Reservation haben seit etwa 30 Jahren eine Art von republikanischer Regierung mit einem Präsidenten, Parlament, Schatzmeister und Sekretär, die jährlich durch Abstimmung gewählt werden, ebenso ein Friedensgericht auf jeder Reservation, welches die Streitigkeiten zwischen Indianern schlichtet und über das Vermögen Verstorbener Bestimmungen trifft. Auch die Tuscarora, dieser ehemals so kriegerische Stamm, ist jetzt christlich und zivilisiert. Sie sind eine mächtige, fleißige, betriebsame Ackerbaubevölkerung, und ihre Ländereien, Produkte, Gebäude, Geräte brauchen den Vergleich mit den weißen Nachbarn nicht im mindesten zu scheuen. Ebenso werden die Oneida und die hauptsächlich von den Mohawk abstammenden Indianer von St. Regis auf der Grenze nach Kanada gelobt (Globus, Bd. XXXV, S. 329), wenn auch mit Einschränkungen.

Noch günstiger haben sich die Verhältnisse der kanadischen Irokesen gestaltet. Ihr Fortschritt auf dem Wege zur Zivilisation ist zwar ein langsamer, aber sicherer; ihre Sitten haben sich einigermaßen gebessert und Schulen arbeiten überall an der geistigen Hebung des roten Mannes. Dies gilt sowohl von den Six Nations, als den Oneida und Mohawk in der Provinz Ontario. Charles de Lamothe schildert die Irokesen von Caughnawaga als durchaus gesittet, völlig christianisiert und mehr denn halb französisiert. (Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 97.) Wohlstand und Zivilisation sind im Steigen. Die Mohawk haben ihre Reservationen an der Quintebai, sind 784 Köpfe stark und nehmen zu an Zahl und Gesittung. (Globus, Bd. XXXII, S. 75—76.)

Wenn auch gegenwärtig die Irokesen, wie sich zeigte, in einem Allgemeinzustande des Fortschritts und Gedeihens sich befinden, ja ihre Kopfzahl sogar anschwillt, so gilt dies doch nur von jenen Stämmen, welche vor dem Untergange bewahrt geblieben sind, und es läßt sich nicht bestreiten, daß mehrere ihrer früheren Stämme völlig zu Grunde gegangen sind. Dahin gehören namentlich die Attionondaron, welche am rechten Ufer des Lorenzostromes wohnten, die Eries im Süden des gleichnamigen Sees, die Andastes nördlich vom heutigen Pittsburgh in Pennsylvanien. Zum Irokesenstamme gehörten ferner die berühmten Huronen, im Norden des Ontariosees und am Ottawa- und Lorenzostrome bis über Montreal hinausreichend, sowie die Wyandot, nordöstlich von den vorigen, die ursprünglich bis an die Mündungen des Lorenzo sich hinabzogen. Obwohl sprachlich mit den Irokesen verschwistert, standen sie doch mit ihnen in beständigen Kriegen, welche sie fast völlig aufgerieben haben. Einige Huronen fanden Zuflucht unter den Petun, Neutres und Eries, mit denen sie sich vermischten. Das Schicksal eines anderen Teiles der Flüchtlinge wirft ein helles Licht auf den indianischen Gebrauch, sich in einen andern Stamm einverleiben zu lassen. Die Ueberlebenden in zwei Huronenorten eröffneten Unterhandlungen mit ihren Feinden, den Seneka, und wurden in die Senekanation aufgenommen. Und eine andre Schar machte sich unter der Leitung von Jesuitenmissionären nach Quebek auf und wurde später in dem Dorfe La Jeune-Lorette am St. Charlesflusse angesiedelt, wo ihre Nachkommen, stark mit europäischem Blute gemischt, noch leben, ein französisches Patois sprechen und aus dem sogenannten Indianerfonds unterstützt werden. Die Blutmischung hat, wie übereinstimmend Prof. Daniel Wilson (Nature, Bd. VI, S. 264) und Charles de Lamothe (Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 62) bezeugen, fast ganz die ursprünglichen charakteristischen Eigenschaften der Huronen von Loretto verwischt, und es ist ethnologisch völlig unzulässig, diese fran-

Digitized by Google

zösisch-indianischen Mestizen noch als Huronen zu bezeichnen. Es ist einfach ein Mischvolk, in welchem das Europäertum immer mehr die Oberhand gewinnt, ein Aufschlürfungsprozeß, dem ja der rote Mann in Amerika weit mehr als dem wirklichen Aussterben unterliegt, der aber in seinen Wirkungen diesem völlig gleichkommt. Außerhalb des Dorfes Loretto giebt es nur noch zwei anerkannte Gruppen von Huronen, einen von 76 Köpfen in der Grafschaft Essex im Süden der kanadischen Provinz Ontario, und eine zweite von 247 Personen auf der Quapawreservation im Indianerterritorium der Vereinigten Staaten, wo sie als Wyandot bezeichnet werden. (Globus, Bd. XXXVI, S. 144.)

Westlich und südlich von den Algonkin, im Westen auf den Grasfluren bis ans Felsengebirge und im Süden bis an die Mündung des Arkansas in den Mississippi reichend, nordwärts aber bis an den Saskatschewan haust eines der größten und zahlreichsten Indianervölker Nordamerikas, nämlich der Stamm der

Dakota, besser bekannt unter dem Spottnamen Sioux (sprich Sü). Nach andrer Lesart hat der Name Sioux folgenden Ursprung: die Odschibwä nennen die Dakota Nadoessi, woraus die Franzosen Nadowessier, Naudowesioux und durch Abkürzung Sioux machten. Naudowesioux heißt zu deutsch Halsabschneider, und bei allen Prairiestämmen wird der Sioux pantomimisch dadurch bezeichnet, daß man mit der Hand an der Kehle hinfährt. Der Name Dakota kommt in sehr verschiedener Schreibweise vor. Die Stämme selbst bezeichnen sich als Otscheanti Tschakon und dies bedeutet soviel wie „die sieben Ratsfeuer", den sieben Völkern entsprechend, aus denen sie, ähnlich den Irokesen, bestanden. Im Jahre 1872 schätzte man die Kopfzahl der in den Vereinigten Staaten, zum Teil in Reservationen angesiedelten, zum Teil aber auch frei umherziehenden Dakota auf 59,377, jene auf britischem Gebiete auf weitere 1000. Neuerdings, 1876, wird ihre Zahl von Oberst Albert G. Brackett bloß mit 49,537 angegeben, von welchen 39,700 in Dakota, 10,000 in Montana und 6300 in Wyoming sich aufhalten. Alle Dakota bilden eine Konföderation, unter sich aber sind ihre Stämme von einander unabhängig. Jeder führt den Krieg nach seinem Gefallen und faßt für sich über seine Angelegenheiten Beschlüsse. Nur dann, wenn es darauf ankommt, über eine die ganze Nation interessierende Sache Beschluß zu fassen, vereinigen sich die Stämme zu einer allgemeinen Beratung, in welchem Falle jeder Stamm einen ihn repräsentierenden Abgeordneten in den Wald schickt, wo man übereingekommen ist, sich zu versammeln. Ist der Beschluß von einiger Wichtigkeit und aufbewahrenswert, so schneidet oder haut man mit Messer oder Axt in einen Baumstamm Hieroglyphen, die sich auf den Gegenstand der Beratung beziehen, und jeder Stamm setzt das Siegel oder Wappen seines Stammes darauf. Noch heute gehören die tapfersten, kriegerischen Dakota zu den gefürchtetsten Indianern, die der Kultur sehr unzugänglich sich zeigen, obwohl vor zweihundert Jahren französische Missionäre sie besuchten und in der Zivilisation weiter förderten denn irgend ein andrer Stamm im Nordwesten gelangte. Sie sind recht eigentlich der Typus eines Prairievolkes, und der große englische Reisende Richard Burton bezeichnet sie entschieden als Wilde. Obgleich in Reservationen gebracht, sind doch nur wenige von ihnen ansäßig, meist leben sie noch von der Jagd, zum Teile vom Pelzhandel. Ihrer Ueberlieferung zufolge kamen sie von Westen, also vom

Digitized by Google

Stillen Ozean, in ihre jetzigen Wohnsitze, und in ihrer Sprache hat man auch mehr denn in jeder andern amerikanischen Aehnlichkeiten mit dem Mongolischen zu finden geglaubt. Nähere Nachforschung und Vergleichung kommen aber zu ganz anderen Resultaten. Allerdings zeigen manche Sätze eine Einfachheit, wie man sie an amerikanischen Sprachen nicht gewohnt ist und wie sie nur in irgend einer Sprache der alten Welt vorkommen kann. Betrachtet man indes die Sache genauer, so findet sich, daß das Dakota nichtsdestoweniger den Charakter der amerikanischen Sprachen bewahrt. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die einzelnen Bestandteile ihrer Wörter bei deren Zusammensetzung weniger Veränderungen unterworfen sind und daher selbständiger erscheinen, als dies bei andern amerikanischen Idiomen der Fall ist. Endlich spielen in Dakota die Präfixe eine große Rolle, während die Sprachen des altaischen Stammes gerade durch den gänzlichen Mangel aller Präfixe sich charakterisieren. (H. C. von der Gabelentz, Grammatik von der Dakotasprache. Leipzig 1852. 8°. S. 8 bis 9.)

Häuptling der Dakotaindianer.

Die Dakota zerfallen nach Burton, wie schon oben angedeutet, in sieben Hauptbanden; es sind dies:

1) Die Mdewakantonwan oder Minowa Kantong, die Gens du lac der Kanadier; sie reichten früher von Prairie du Chien des Français bis zum Petersriver, sind jetzt weiter nach Westen gezogen, gelten für die allertapfersten unter den Sioux und haben seit Menschengedenken Todfehde mit den Folles Avoines oder Menomonies, welche für die Tapfersten unter den Odschibwä gelten; 1850 zählten sie 2000 Köpfe.

2) Die Wahpetonwan oder Wahkpatoan; es sind die gens des feuilles, früher an den kleinen Stromschnellen des Minnesotaflusses, jetzt am Lac qui parle und am Bigstone River; 1000—1200 Köpfe; sie bauen etwas Mais.

3) Die Wahpekute oder Wahkpakotoan, auch gens des feuilles tirées oder Leaf shooters, westlich vom Des Moines-, Canon- und Blue Earth River; 1850 nur etwa 600 Köpfe.

4) Die Sisitonwan oder Sisitoan, auch Sussitong, jagten früher auf den weiten Prairien am Mississippi bis zum Raven River, jetzt am Traverse Lake und am Coteau des Prairies; etwa 2500 Köpfe.

Digitized by Google

Diese vier Stämme bilden die Mississippi- und Minnesota-Sioux. Einige Individuen derselben sind zwar seßhaft geworden, verkümmern aber dabei allmählig; die meisten sind wild geblieben, und die Ansiedler im nördlichen Jowa und in Minnesota wissen viel von ihnen zu erzählen. Dr. W. H. Gardner lernte die Wahpetonwan und die Sisitonwan näher kennen. Sie sind noch außerordentlich roh. Ueber ihre Sprache, die nur wenig von denen der übrigen Dakotastämme abweicht, sind bereits ein oder zwei Wörterbücher veröffentlicht. Polygamie ist bei ihnen vorherrschend. Das Christentum, das einige von ihnen in der letzten Zeit angenommen haben, bildet zusammen mit früheren religiösen Vorstellungen eine sonderbare Mythologie. In ihren grausamen Instinkten sind sie noch echte Indianer; fast alle sind bedeckt mit selbstbeigebrachten Brand- und Schnittnarben, während sie anderseits gegen Schmerz in Krankheiten nur sehr wenig widerstandsfähig sind. In allem technischen Können sind sie sehr heruntergekommen; die Töpferkunst haben sie seit ihrer Bekanntschaft mit den Weißen vollständig vergessen. Um ihre Nahrung zu kochen, graben sie ein Loch in den Boden, kleiden es mit einem frischen Tierfell aus, setzen Wasser und das zu kochende Fleisch hinein und kochen nun mit heißgemachten Steinen. Sie sind ungemein gefräßig und in bezug auf das was sie essen, nichts weniger als wählerisch. Die Männer sind leidenschaftliche Spieler, die alles, Frauen und selbst Pferde nicht ausgenommen, aufs Spiel setzen. Infolge schlechter Behandlung kommen Selbstmorde unter den Weibern häufig vor. (Ann. Rep. of the Smithson. Institution 1870, S. 369—373.)

5) Die Janktonwan oder Janktoan (d. h. Dorf am Ende), auch wohl „die erste Nation" Wichiyela genannt. An der Mündung des Big Siouxflusses zwischen diesem und dem Missouri bis zum Fort Lookout; 1851 etwa 2400 Köpfe; 1861 etwa an 2900. Sie sind nun arm, weil keine Büffel mehr kommen.

6) Die Janktonwanna oder Janktoanna zwischen dem James und dem Missouri nördlich bis zum Teufelssee; 1876 etwa 7500 Köpfe, eine Plage für die Ansiedler in Dakota und in mehrere Unterstämme zerfallend.

7) Die Titonwan oder Teton („Dorf der Prairien") nordwestlich bis zum 106. Meridian w. v. Gr. Sie bilden fast die Hälfte aller Siouxstämme, weit über 12000 Köpfe, sind durch Heiraten mit den Scheyenne befreundet und auch mit den Arikari; mit den Pahni und Krähenindianern lebten sie in Fehde, haben aber auch nur mit den letzteren sich vertragen und haben die Weißen mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht. Alle sind vortrefflich beritten. Auch die Titonwan besitzen sieben Unterabteilungen. (R. Burton, The City of the Saints, S. 116—120.)

Indem er einige dieser Unterabteilungen zu dem Range selbständiger Gruppen erhebt, gelangt Oberst Brackett zu zwölf Stämmen der Dakota. Es sind dies die: Ogalalla (dünne Hemden), Ishango oder Brulé (Feuermacher), Yankton, Minnecoujou (die am Wasser Wohnenden), Uncpapa, Yanktonnais (Pfeilschützen), Cut Heads, Santees, Tetons (spitze Häuser), Sissetons und Warpetons (Theetrinker), Ohanapa (Zwei Kessel). Im Norden gehören zu den Sioux noch die Se-ash-ha-pa oder Schwarzfußindianer (so genannt nach den schwarzen Mokassinen, die sie tragen). Was den körperlichen Typus der Dakota anbelangt, so haben die Männer etwas mehr als die Mittelgröße, ihre Stirn ist mäßig flach, das Hinterhaupt fällt steil ab. Hautfarbe verschieden, bei manchen, namentlich an Teilen, die durch die Kleidung bedeckt sind, kaum dunkler als bei brünetten Europäern, bei andern dagegen tief bronze- oder kupferbraun. Hände und Füße sind schlank und zierlich; körperliche Verunstaltungen durch Krankheit kommen äußerst selten vor. Die Weiber sind kurz, gedrungen, sehr muskelkräftig und ausdauernd, früh reif (Mütter mit 13 und 14 Jahren). Die Gesichtszüge der Sioux sind roh und plump. Nase groß und breit, Augen schwarz, Wangenbein hoch, Lippen dick und plump, Ohren groß, Haar sehr grob und straff; Augenbrauen und Barthaar werden sorgfältig ausgezogen. Ihr Gesichtsausdruck ist gewöhnlich freundlich; bei Versammlungen jedoch, die sie sehr lieben, sind sie übertrieben würdevoll. Brackett lernte speziell die Ogalallas kennen, die in der Nachbarschaft der Red Cloud Agency in Nebraska wohnen. In der Umgegend dieses Platzes befanden sich 1876 8000 Sioux. Sie wohnen in zeltartigen Hütten aus Leinwand oder Büffelfellen, die bald einzeln, bald dörferweise zusammenstehen; die Hütten sind konisch, die Wand wird durch ein konvergierendes Astgerüst gestützt; oben ist ein Loch gelassen zum Abzug des Rauches; der Eingang wird durch eine Art Vorhang geschlossen. Die Feuerstelle ist in der Mitte, unterhalb des Rauchloches. Früher war die Hauptnahrung dieser Indianer Büffel- und Hirschfleisch; seit sie unter der Aufsicht der Agencies stehen, leben sie von Rindfleisch, Mais und Mehl; sie sind große Freunde von

Digitized by Google

Tabak, Kaffee und Zucker. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil, Pistolen und ausgezeichnete Hinterladerbüchsen; zur Jagd ziehen sie Pfeil und Bogen, im Krieg Feuerwaffen vor. Die Kleidung wird aus Büffelfellen verfertigt, auf deren glatte Außenseite in sehr roher Ausführung die übertriebensten Heldenthaten aufgemalt werden. Die Lederhosen werden mit Fransen, die Lederröcke und die blauen wollenen Tücher mit reichlichem Perlenschmuck verziert. Auch Silberschmuck, Platten, Kreuze, Arm- und Ohrringe ꝛc. sind sehr gesucht. Die Skalplocke ist jetzt außer Mode, das Haar wird lang getragen und häufig mit Zinnober rot gefärbt. Gern tragen sie schwarze Hüte (Cylinder), die sie mit Federn, Perlen und bunten Bändern aufputzen. Auch die Mokassinen werden mit Perlen und Stachelschweinstacheln geschmückt. Beim Bemalen des Gesichts läßt der Indianerdandy seiner Phantasie ungezügelten Lauf: die wunderbarsten künstlichen Figuren verschönern seine Züge. Zur Ausstattung des Dakota gehört als notwendigstes Möbel ein Spiegel, den er häufig genug hervorholt, um sich darin zu bewundern. Ein Indianer zu Pferd in seiner Kriegsmütze ist ein wirklich schöner Anblick. Diese Mütze ist ein künstliches Werk aus aufrecht gestellten Adlerfedern und roten, langen Tuchstreifen; sie reicht bis zu den Fersen des Kriegers hinab. (Ann. Rep. of the Smithson. Instit. 1876, S. 467—470.)

Mokassine nordamerikanischer Indianer.
Die Stickereien sind größtenteils aus weißen, oder rot und blau gefärbten Federkielen ausgeführt.

Fast alle Dakotastämme sind noch Jäger rohester Art und auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung. Daß einzelne, welche der Weißen sich nicht erwehren konnten, Mais, Bohnen und Kürbisse pflanzen, bedeutet noch keinen Uebergang zur Zivilisation, und auch zum Viehzüchten fehlt ihnen Anlage wie Ruhe. Von allen Siouxstämmen scheinen die Yankton am meisten Fortschritte in der Landwirtschaft zu machen; ob es aber gelingen wird, sie wirklich zu zivilisieren, ist eine große Frage. Mit Recht betont R. Burton, daß zwischen den Dakota und den alten, nun fast erloschenen Indianervölkern des Ostens ein scharfer Unterschied zu Tage tritt. Letztere lebten in sogenannten Wigwam und in Dörfern, zogen nur zeitweilig umher und selten weit von Haus, wohin sie allemal von den Jagd- und Kriegszügen zurückkehrten; sie trieben etwas Ackerbau und waren nicht beritten. An ihren Feinden verübten sie Marterqual, aber sie achteten die Keuschheit der weiblichen Gefangenen. Letzteres thun die Dakota und die übrigen Prairieindianer nicht, sondern verüben namenlose Bestialitäten an weißen Frauen. Die Geschichte der Gefangenschaft von weißen Frauen unter ihnen ist meistens so beschaffen, daß man sie kaum wieder erzählen kann.

Im Sommer 1862 überfielen die Dakota unter ihrem Häuptling Little Crow im Bunde mit anderen Indianerscharen die weißen Ansiedler, welche sich nordwestlich von St. Paul am Miniwakan- oder Teufelssee in Minnesota niedergelassen hatten. Der Ueberfall der Indianer war ein wohlgeplanter. Raub, Mord und Brand bezeichneten in der grauenhaftesten Weise ihren Weg; sie schändeten, verstümmelten und töteten die Frauen, die Kinder schleuderten sie mit ihren kleinen Köpfen gegen die Thürpfosten, daß das Gehirn weit umherspritzte; darauf nagelten sie die Leichen an die Hausthüren ꝛc. Die Feder sträubt sich, alle von den bestialischen Wilden vollbrachten Unthaten niederzuschreiben. Es sind „Wölfe von Weibern geboren", Vagabunden, Räuber ohne Gefühl, ausgezeichnete Reiter, aber nicht viel wert, wenn sie zu Fuß kämpfen müssen. Sie haben weder Ahnung noch Begriff von Dankbarkeit, auch nicht, wenn sie jahrelang Wohlthaten genossen haben. Ein Dakota kann lange Zeit bei einem Weißen gewohnt haben, von ihm ernährt und auch beschenkt worden sein; hinterher wird er demselben Kleider und Pferde stehlen. Wer ihm etwas giebt, darf sicher sein, noch weiter angebettelt zu werden. Im Betteln und Stehlen sind sie Meister. Das Weib wird schlecht behandelt. Der

Digitized by Google

Gerätschaften der Indianer.

Kriegstasche mit farbigen Lederstreifen und Troddeln geschmückt. Tabaksbeutel aus Edelmarderfell mit Enden aus farbigen Perlen; Tomahawk und Skalpe der Sioux, und Peitsche mit Hirschhornstiel.

Mann sattelt nicht einmal sein Pferd. Er wird eher zu Grunde gehen und sterben, als sich zu irgend welcher regelmäßigen Arbeit herbeilassen. Er ist geizig, rühmt aber die Freigebigkeit, welche er selber niemals übt. (Burton, The City of the Saints, S. 124 bis 126.) Zu dieser Beurteilung der Sioux durch den großen Reisenden steht indes in grellem Widerspruche die Ansicht Gerlands, wonach sich „bei ihnen überall Fähigkeit und Lust zu den Arbeiten der Zivilisation" zeigt. Ihm zufolge versichern alle Agenten, daß die Dakotastämme im Fortschreiten, freilich meist noch in sehr langsamem Fortschreiten begriffen sind. (Globus, Bd. XXXV, S. 351.) Auch an Zahl nehmen sie langsam zu. Ich muß gestehen, die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Die Vorfälle der jüngsten Jahre scheinen mir optimistische Schlußfolgerungen auch nicht gerade zu begünstigen. Seit 1874 befinden sich die Sioux gegen die Weißen in einem mehr oder wenig intensiv geführten Kriege und haben andere Stämme, wie die Scheyenne und Arrapahu mit sich gerissen. Unzufrieden über die Betrügereien und Bedrückungen, welche sich die Regierungsbeamten zu Schulden kommen ließen, verließen die Sioux 1874 ihre Reservationen in Wyoming, nach allen Richtungen mordend und plündernd. Oberst Ballock sah sie um jene Zeit den Skalptanz aufführen. Soweit ich absehen kann, haben die Dakotastämme noch nichts von ihrer ursprünglichen Wildheit eingebüßt und halten sie noch treu an ihren alten Sitten, Gebräuchen und Glauben. Mit großem Gepränge begehen sie noch alljährlich die Feier des „Sonnentanzes", welche ein Augenzeuge, der ihr 1879 beiwohnte, in der „Army and Navy Gazette" ausführlich beschrieben hat. Danach wurde das Fest von den auf der Reservation bei Fort Peck in Montana befindlichen Sioux Ende Juni folgendermaßen gefeiert: „Die seitherige Lagerstelle wurde zur festlicheren Begehung verändert und die Wigwam auf einem schönen ebenen Platze aufgeschlagen, der ein offenes und für Tausende von Reitern genügendes Viereck bildete. In der Mitte wurde eine Art von großem Pavillon, das sogenannte Medizin-Wigwam, aufgeschlagen, das ca. 50 m im Durchmesser hatte und dessen äußere Seite aus kleinen Pfosten grüner Pappeln und Weiden, untereinander dicht mit grünen Zweigen verbunden, hergestellt war. Unmittelbar hinter dieser Laubwand befand sich ein rohes Brettergerüste, das in einem Umkreise von ca. 6 m mit Büffelfellen bedeckt war und gleichsam die Garderobe für Schauspieler und Tänzer, sowie den Orchesterraum bildete; ganz im Zentrum befand sich der ca. 13 m hohe Medizinpfahl. Der Durchmesser des inneren Raumes betrug ca. 35 m und darüber glänzte der heitere blaue Himmel Montanas. Nur Männern war der Aufenthalt in diesem Kreise gestattet, wo denselben während der 28stündigen Festdauer ein Mahl serviert wurde, bestehend aus saftigem Hundsbraten, sowie großen Quantitäten Büffelfleisch, wilden Rüben und anderen der modernen Kochkunst noch unbekannten Gemüsen. Es waren ca. 5000 Indianer anwesend;

da aber nur den Kriegern der Eintritt in den inneren Raum gestattet war, so mußte sich das schöne Geschlecht und die liebe Jugend eben damit begnügen, die Aufführung durch den weiten Eingang oder durch Oeffnungen der Laubwand zuzusehen. Alles prangte im Festgewande, der Aufzug einiger Häuptlinge, Priester und Festredner war geradezu prächtig zu nennen. Als nun endlich alle Vorbereitungen getroffen, betraten den als Bühne bestimmten Raum 50 stattliche Krieger, jeder ein Apollo, entblößt und bemalt bis zur Hüfte, dabei aber mit Zierat aller Art bedeckt, sowie mit wunderschönem Kopffederschmuck versehen, unter dem das glänzende schwarze Haar bis zu der künstlerisch arrangierten Unterkleidung hinabreichte. Jeder hatte in der Hand eine zierliche Pfeife aus dem Flügelbein eines Adlers, die während des Tanzes gellend geblasen wurde, auch war jeder mit einem Strauß aus wilden Blumen versehen. Das Auftreten dieser Helden war großartig und imponierend, ihr Empfang von seiten der Zuschauer sehr warm. Der Heldenmut nun und die Willenskraft, mit der dieselben körperliche Schmerzen aushielten und ertrugen, ist geradezu wunderbar, indem in den einzelnen Tanzpausen sich viele 50—200 Fleischstückchen aus Arm und Rücken schnitten und schneiden ließen. Der Tanz währte die ganze Nacht hindurch beim Scheine eines gewaltigen Feuers, wobei sich einzelne Tänzer immer wieder neuen Torturen aussetzten, wie z. B. einige mit 2—3, ja selbst mit 4 Büffelköpfen tanzten, die durch in ihr eigenes Fleisch eingeschnittene Löcher befestigt waren. Ein riesiger Indianer schleppte auf dem Boden acht Büffelköpfe nach sich, die im Fleische seines eigenen Rückens befestigt waren, andere ließen sich so stark an den Medizinpfahl binden, daß die Stricke tief in das Fleisch einschnitten und machten selbst dann noch wütende Versuche, loszubrechen. Viele der Tänzer, die während des Tanzes keine Erfrischungen zu sich nehmen durften, fielen ohnmächtig und erschöpft nieder. Das ununterbrochene wilde Jauchzen, das Getöse der Musik, die abwechselungsweise vorgetragenen monotonen Lieder machten auf den Zuschauer einen tiefen Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß die Tänzer ihr Gesicht auf Büffelköpfe legten und dabei Gebete um Weidmannsglück murmelten. Der Medizinmann flehte unter Wehklagen zum Großen Geiste um ergiebige Jagdbeute und ums tägliche Brot für Weiber und Kinder, sowie um Ueberfluß an Pferden und Beistand im Kampf gegen die Feinde. Weithin wiederhallten Montanas Hügel von diesem wilden nächtlichen Treiben, still floß der Poplarfluß dahin und goldenes Mondlicht zitterte auf dem Wasser." Da haben wir noch ein Stück echten urwüchsigen Indianerlebens vor uns, zu welchen die übrigen Charakterzüge der Dakota auch vollkommen stimmen. Keiner vielleicht ist darunter wichtiger als der geringe Wert, welchen sie auf das Leben legen, und diese Geringschätzung darf man wohl an und für sich als eines der größten Hindernisse für unsere Gesittung betrachten, welche eben dem Menschenleben den höchsten Wert zuerkennt. Der von den Weißen zum Tode verurteilte Häuptling Tatimima ließ seinen Verwandten sagen, sie sollten seinen Verlust nicht betrauern, er sei alt und hätte unter keinerlei Umständen hoffen können, noch lange zu leben; die Hinrichtung kürze seine Tage nicht um Vieles ab. „Ich habe alle Hoffnung," sprach er, „unmittelbar nach der Wohnung des Großen Geistes zu gelangen, wo ich immer glücklich sein werde." Diese Worte hörte ein anderer zum Tode verurteilter Häuptling, Tazoo; er redete seine Freunde also an: „Saget den Brüdern, daß wir hier auf demselben Pfade aus dieser Welt gebracht werden, den auch sie in kurzem wandeln müssen. Wir gehen zuerst, aber manche unserer Freunde werden uns bald folgen. Ich hoffe, unmittelbar in die Wohnung des Großen Geistes einzugehen und da glücklich zu sein. Aber der Weg ist lang und die Entfernung groß. Da ich langsam in meinen Bewegungen bin, wird es mir viele Zeit nehmen, bis ich die Reise vollbracht habe, und es sollte mich nicht überraschen, wenn etliche unserer jungen rüstigen Leute, welche wir zurücklassen, mir auf dem Wege begegnen, ehe ich meinen Bestimmungsplatz erreicht habe." Diese Worte Tazoos mahnen lebhaft an unseres Schillers „Nadowessische Totenklage":

„Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land."

Digitized by Google

Und so ist es noch heute. Oberst Brackett berichtet: wenn ein Sioux stirbt, so werden ihm Waffen, Kleider, Pfeifen u. s. w. ins Grab mitgegeben und ein gutes Pferd getötet und mitbegraben. Die Trauer um die Toten geht sehr tief und mancher schneidet sich im Uebermaß des Schmerzes ein paar Fingergelenke ab. (Ann. Rep. of the Smithsonian Inst. 1876, S. 470.)

Innig verwandt mit den Dakota, und also zu dieser Völkerfamilie gehörend, sind noch verschiedene Indianergruppen, von denen einige nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Da sind zunächst die Winibago oder Winipeg, die sich selbst Hochungohrah nennen und jetzt zum größeren Teil auf einer Reservation in Dakota untergebracht sind, zum Teil in Wisconsin frei umherziehen; ihre Gesamtzahl betrug 1876 ungefähr 2300 Köpfe. In ihrer Reservation besitzen sie zwei Schulen, stehen aber an Wohlstand gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Omaha, weit zurück. F. A. Moore erlebte im Juni 1868 unter den Winibago einen eklatanten Fall von Blutrache, welche in dem Kodex der meisten Indianer eine hervorragende Stelle behauptet. (Globus, Bd. XIV, S. 158—159.) Von den Winibago Wisconsins besitzen wir die Aufzeichnung eines Gesanges, deren Text auf ein flaches Holzstück eingegraben ist; es giebt auch welche auf Baumrinde gemalt. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 75 und Tafel VII.) Von geringerer Bedeutung sind die Jowa (1876: 226 Köpfe in Nebraska), welche sich selbst Pahucha, d. i. Staubnasen nannten, mitunter aber auch Mascoutin oder Prairie-Nadoweſſier heißen, sich europäisch kleiden, ihre Kinder mit gutem Erfolge zur Schule senden und den Boden bebauen; die mit ihnen konföderierten Missouri oder Nudarcha, gleichfalls in Nebraska. Beide Stämme sollen, wie Professor Wilhelm Krebs in Omaha mitteilt, 1825 über 1100 Köpfe gezählt haben, durch Krankheiten und Trunksucht aber sehr verringert sein; seit einiger Zeit jedoch haben sie angefangen, sich zu bessern und dem Ackerbau zu widmen. (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Presbyterianische Missions- sowie Erziehungsversuche haben sich erfolglos erwiesen. (Amer. Cyclop., Bd. XI, S. 674.) Von Missouri fielen die Missouria ab, welche sich mit den Otu (Otoes) verbündeten. Ihre Reservation liegt an beiden Ufern des Big-Blue-River in Nebraska; 1876 zählte man 323 Otu, welche Tracht, Sitten und Wohnart der Indianer beibehalten und gegen die Mission sich ablehnend verhalten. (A. a. O., Bd. XII, S. 732.) Günstigeres ist von den (1876) 951 Köpfe starken Omaha zu berichten, welche sich ausschließlich dem Ackerbau widmen und ihre Lage wesentlich und rasch verbessert haben, eine Kirche und drei Schulen besitzen. Die einst unruhigen Osagen (sprich Osaschen) leben heute 3956 Mann stark auf der gleichnamigen Reservation im Indianerterritorium, zeigen aber nur sehr langsame Fortschritte. Ihnen im physischen Aeußern, in Charakter, Sitten und Sprache nahe verwandt sind die Kansas, welche dem bekannten Unionsstaate den Namen gaben. Die Methodisten haben bei ihnen keine sonderlichen Resultate erzielt; 1850 zählte der Stamm etwa 1300, 1860: 803, 1872: 593 (A. a. O., Bd. IX, S. 746) und 1876 noch 523 Individuen. Eine Handvoll Quappa (236 Köpfe) dürfen sich rühmen, den Boden ihrer Voreltern noch nicht verlassen zu haben, denn sie sind die eigentlichen Eingebornen des heutigen Indianerterritoriums, die Reste eines einst mächtigen Stammes, dessen Jagdgefilde vom Kanadian bis an den Missisippi reichten. Sie sind sehr arm. Noch viel interessanter sind die Mandan, von welchen irrtümlich behauptet worden ist, sie seien 1837 von den Blattern völlig dahingerafft worden. Das Völkchen, welches nach Gallatin wohl nie 1500 Köpfe überschritten hat, lebt jedoch noch heute bei Fort Berthold in Dakota, wenngleich nur mehr in geringer Stärke. Ob dieselbe in langsamer Zunahme begriffen ist, wie Gerland will (Globus, Bd. XXXVI, S. 141), möge dahingestellt bleiben, denn seine Quellen geben für 1877 bloß 257 Individuen an, während die von mir wiederholt benützte Aufstellung für 1876 ihrer 450 verzeichnet. Der einheimische Namen der Mandan, Numakaki, bedeutet Menschen, nicht Fasanen oder Prairiehühner, wie oft angegeben wird. Nur ein Teil des Stammes nannte sich „Siposka-Numakaki" und dies heißt Fasanmenschen.

Die Mandan sind von lichterer Hautfarbe als die übrigen Indianer, einige hellfarbig wie Japaner, und silbergraues Haar soll bei ihnen, selbst in der Kindheit, nicht selten sein, weshalb man früher diese Indianer von einer fabelhaften Kolonie herleiten wollte, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters aus dem britischen Fürstentum Wales bis an den obern Missouri gekommen sei! Ein durchaus haltloses Hirngespinnst. Die Mandan besitzen einen ziemlich guten Körperbau und flechten ihr langes Haar in zollbreite Stränge, welche sie auf die Schultern herabhängen lassen; der Raum zwischen jedem Strange wird mit Leim und rotem oder gelbem Oker ausgefüllt. Ihre Hütten

Digitized by Google

bestehen aus Holz und haben eine runde, mitunter aber auch eine polygonale Form; unter dem Mittelpunkte befinden sich Kellerräume. Das Holzgerippe wird mit Erde bedeckt und das Dach bildet einen beliebten Versammlungsort. Auch viereckige Blockhäuser kommen vor. Die Mandan sind anständig, selbst kunstvoll gekleidet, und beide Geschlechter unterscheiden sich durch eine besondere Tracht. Alle tragen Mokassinen und Beinkleider, verziert mit Stachelschweinstacheln, die Männer Hemd und Jacken, die Weiber einen Sack aus Rotwildfell und so geschnitten, daß er die Arme bis an den Ellbogen herab und den Leib vom Halse bis zum Knie bedeckt. Sie sind ein ruhiger friedlicher Stamm und üben manche Künste, die ihre Mitbrüder nicht kennen. Nebst Pfeifen, Pfeil und Bogen verfertigen sie Binsenmatten, Körbe aus Weidenrinde geflochten und mit verschiedenen, komplizierten gefärbten Mustern versehen, und sehr dauerhafte schwarze Thongefäße, welche große Hitze aushalten und bisweilen an 14 l fassen. Ihre Kanoen werden aus Tierhäuten hergestellt. Die Leichen wickeln sie gleichfalls in Tierhäute und stellen sie dann auf Gerüste, wo sie so lange bleiben, bis diese zusammenbrechen. Dann sammelt man die Schädel und stellt sie im Kreise auf. Die Mandan kennen, gleich andern Indianern, einen guten und einen bösen Geist, sowie auch die Sage von einer großen Flut, aus welcher nur ein einziges Menschenpaar sich rettete; sie allein aber haben die eigentümliche Ueberlieferung von einem Kahn, einer Taube und einem Weidenzweig, welche an die biblische Tradition erinnert, von der sie aber selbstredend ganz unabhängig ist. Im Jahre 1832 hatte der Maler Georg Catlin Gelegenheit, die große festliche Zeremonie des „O-kih-pa" zu beobachten, welche die Mandan zum Andenken an die große Flut feierten. (G. Catlin, O-kee-pa: a religious ceremony and other customs of the Mandans. London 1867. 4°.) Ob dieselbe heute noch mit allem ihrem grauenhaften Zubehör im Schwange ist, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, doch scheint die Fassung des den Mandan in der American Cyclopedia gewidmeten Abschnittes darauf hinzudeuten. (Bd. XI, S. 99.) Schoolcraft hat zwar die Wahrheit der Angaben Catlins bezweifelt; neuerdings ist aber James Kipp, der von 1822 bis 1835 unter den Mandan lebte, für Catlin eingetreten, der mit ihm zusammen das O-kih-pa beobachtete, und dasselbe in Bild und Schrift vollkommen treu und ohne Uebertreibung dargestellt habe. (Ann. Rep. of the Smithsonian. Instit. 1872, S. 436—438.) Das „große Kanoe" war durch einen symbolischen Bau im Dorfe dargestellt, ein Palissadenkreis im Zentrum des Platzes, auf dem die Medizinhütte steht, und den Washington Matthews noch neuestens in den Mandanansiedlungen bei Fort Berthold beobachtet hat. Männer und Frauen betrachten ihn als Heiligtum; nur die Mysterienmänner durften daran rühren oder selbst hineinschauen. Um dieses Sinnbild der großen Flut, welche sie in ihrer Sprache „Minerokahascha" (das Niedrigwerden der Gewässer) nennen, wurde das O-kih-pa gefeiert. Die Zeremonien bestanden in einer viertägigen Reihe von Festen und Belustigungen — die ersteren von längerer Dauer und grausam, die zweiten schwelgerisch und unsittlich. Den jungen Männern, welche während des verflossenen Jahres die Mannbarkeit erreicht hatten, wurde nämlich ein Gottesgericht der Entbehrung und körperlichen Marter auferlegt, das wahrhaft grauenerregend ist. Den durch vierthalbtägiges Fasten und ebenso lange Schlaflosigkeit matt gewordenen Jünglingen stießen zwei maskierte Operateure ein zugespitztes Messer mit ausgezackter Klinge, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte, an Vorder- und Oberarm, Schenkel, Kniegegend und Waden, dann an Brust und Schultern durch das Fleisch, worauf spitze Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers sofort durch die Wunden geschoben wurden. Dann ließ man vom Dache der Medizinhütte einen Lederstrick herab, den man an diesen Pflöcken von Brust oder Schulter befestigte und woran man die Gemarterten, die obendrein mit Medizinbeutel, Schild und an Arm und Füßen befestigten Büffelköpfen beschwert wurden, so weit emporhißte, daß letztere frei hin- und herbaumeln konnten. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, bis der Gewirbelte das Bewußtsein verlor und regungslos dahieng, den Kopf nach vornüber, die Zunge weit aus dem Munde heraus. Die Marter in der Luft dauerte 15—20 Minuten. Dann nahm man die Gepeinigten und entfernte die Pflöckchen an Brust oder Schulter, beließ aber die übrigen. Wer sich endlich zu erheben vermochte, schleppte sich zu einem neuen Quälgeist, von welchem er sich zu Ehren des Großen Geistes den kleinen Finger abhacken ließ, ein Gebrauch, der ganz ähnlich bei den Buddhisten Hinterindiens wiederkehrt. Endlich zur Medizinhütte hinausgeführt, hatten sie noch das „Jekinahka Napick", d. h. den letzten Lauf zu überstehen. Man packte sie nämlich und schleppte sie, so wild als nur möglich, um die Hütte herum, so daß Büffelköpfe, Schild und alles andere an den Pflöcken Be-

Digitized by Google

festigte auf- und niedersprang, wobei sie das Bewußtsein verloren, ehe sie auch nur den halben Kreis durchgemacht hatten. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschel und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit erhoben sie sich und giengen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. So unempfindlich ist das Körpersystem des Indianers, daß man seit Menschengedenken sich nur eines einzigen tödlichen Ausganges dieser Marter zu erinnern wußte. Im Zusammenhange mit diesem Feste stand der „Belloth Napick", der große Büffeltanz, dessen strenger Ausführung die Mandan das Kommen der Büffel zuschrieben, um sie während des folgenden Jahres mit Nahrung zu versorgen. Es wurde von acht mit Fell, Schwanz und Hörnern des Büffels ausgestatteten und festlich gemalten Männern an jedem der vier Festtage getanzt, am ersten viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal, am vierten sechzehnmal, stets vor dem „großen Kanoe". Dem Schlusse des O-kih-pa folgt eine Nachfeier, „das Festmahl der Büffel", welche in der Nacht in eine unbeschreibliche Orgie ausartet. (Eine ziemlich ausführliche Schilderung des O-kih-pa siehe im: Globus, Bd. XVI, S. 4—7 und 17—21.)

Nahe verwandt den Mandan sind die gleichfalls auf Berthold Agency in Dakota lebenden Hidatsa, auch Ehatsar, noch häufiger Mönitari oder Minetari und mitunter Grosventre genannt, welche Bezeichnung, wie wir schon wissen, auch den Arrapahu beigelegt wird. Nur unterscheidet man diese als „Grosventre der Prairie", die Hidatsa als „Grosventre des Missouri". Sie sind uns durch die sorgfältigen Studien des Militärarztes Washington Matthews (Ethnology and philology of the Hidatsa Indians. Washington 1877) näher bekannt geworden. Sie sind die größten und bestgebauten Indianer der Missourigegenden, von dunklerer Hautfarbe, aber häufig, wie die Mandan, mit relativ lichten Augen und Haar. Ihre Sprache ist zwar mit jener der Mandan verwandt, aber doch durchaus verschieden; wie in vielen Indianeridiomen reden die Weiber etwas anders als die Männer. Polygamie ist allgemein üblich, und es ist Sitte, des Bruders Witwe zu heiraten. Entweichungen fallen mitunter vor, Scheidungen, obwohl sehr leicht, sind dagegen selten. Es ist unschicksam, mit seiner Schwiegermutter direkt zu sprechen, doch gerät diese Sitte allmählich in Verfall. Die Hidatsa sind sehr abergläubisch und haben eine wichtige religiöse Zeremonie „Dahpike" oder „Wahpike", bei welcher sie sich genau den nämlichen Kasteiungen unterwerfen wie die Mandan. Moralisch zählen die Hidatsa zu den besten unter den Indianern; sie sind friedfertig, ehrlich und fleißig; unter anderen verstehen sie von alters her aus zermalmtem Glas, das sie sich von Europäern verschaffen, gefärbte Kugeln und Ohrgehänge herzustellen. Alte Männer tättowieren sich in parallelen Streifen auf den Wangen.

Zur Familie der Dakota gehören endlich noch die Upsároka, auch Krähenindianer, Crows genannt, und die Assiniboin oder Steinindianer, welche früher ein Teil der Janktowan gewesen, sich aber zu einem besonderen Stamme, dem nördlichsten der Dakota, getrennt haben. Manche rechnen mit Unrecht die Upsaroka zu den Schoschoni, und Georg Catlin wollte gar in ihnen „Brüder der Tolteken und Azteken" erkennen, was völlig grundlos ist. Sie wohnen im Yellowstonethale, im Westen der Felsengebirge, zu 5500 Köpfen in Montana als Nachbarn der Tschinuk, im Vergleiche zu welchen sie eine stattliche Erscheinung sind; sie hocken nicht, wie jene, als Fischer in Kähnen, sondern reiten über die Prairie und jagen den Büffel; sie nähren sich nicht von Lachsen und Wurzelknollen, sondern vorzugsweise von Fleisch. Der Tracht nach kommt man in die Versuchung, beide Geschlechter miteinander zu verwechseln, denn die Frau, in ein Hemd mit Gürtel gekleidet, hat kurz geschorenes Haar, der Mann dagegen, nackt bis zu den Hüften, trägt ein Gewand, das wie ein weiter Unterrock bis über die Fußspitzen fällt, während das aufgelöste Haar bis auf den Boden reicht. Die Männer lassen es nämlich lang wachsen und gewöhnlich, nach Catlin, „schleift es noch 2—3 Fuß auf der Erde nach." (Catlin, Lost Rambles amongst the Indians of the Rocky Mountains and the Andes. London 1868. 8°. S. 158.)

Interessant sind die Vorstellungen der Upsaroka vom Paradiese. Die abgeschiedenen Seelen müssen nämlich einen steilen Berg erklimmen, aber mit schöner Aussicht auf eine weite Ebene, in der es von Büffeln und Wild aller Art wimmelt. Auch liegen darin Dörfer von Zelthütten, die immer nagelneu bleiben. Die Bewohner dieses glücklichen Landes tragen Kleider von neuen Fellen und heißen jeden willkommen, der nicht ein gutes Leben geführt hat. Aber den Bösen, welcher die Hände mit dem Blute seiner eigenen Landsleute befleckt hat, weisen sie unsanft zurück. Frauen, welche des Kindermordes schuldig sind, gelangen gar nicht bis auf den Berg, weil sie unwürdig sind, das

Digitized by Google

Ankündigung.

Vom Fels zum Meer ist aus dem Wunsche hervorgegangen, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könnte.

Rastlos und emsig schafft unsere nimmermüde Zeit, um einzudringen in die Tiefen der Natur und in die Geheimnisse der Jahrtausende. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit regt sich's in ungemessenem Drange nach Neuem und Großem und wenn früher ein Menschenleben gar wohl hinreichte, mit Fleiß und redlichem Bemühen ein harmonisches Gesamtbild von allen dem zusammenzusetzen, was zu einer universellen Bildung nötig scheint, so reicht jetzt die kurze Spanne des Erdendaseins kaum aus, auch nur auf einem Gebiete das Bedeutsamste zu erfassen und zu begreifen. Und doch bleibt es eine unerläßliche Forderung an den Menschen, neben der einseitigen Berufsthätigkeit teilzunehmen an Allem, was die Zeit bewegt, was der menschliche Geist an das Licht befördert, im Rückwärtsschauen die Vergangenheit wieder lebendig zu machen und mit dem Blick in die Zukunft nach Erkenntnis der Pflichten zu suchen, welche die Gegenwart für die Zukunft zu erfüllen hat.

Zeitschriften der verschiedensten Art haben sich bemüht und bemühen sich noch, jener Forderung Vorschub zu leisten. Aber wie im Norden und Osten, im Süden und Westen das reiche deutsche Familienleben sich eigenartig gestaltet, so können auch Fach- und Unterhaltungsjournale nicht alle Kreise gleichmäßig befriedigen. Aus dem schönen, formenreichen, lebensfrohen Süden soll unsere Stimme erschallen zum Preise deutschen Lebens, deutscher Kunst und deutscher Dichtung!

Illustrationsprobe.

„Vom Fels zum Meer" steht treu zu Kaiser und Reich! Wir wollen mit jener ruhigen Objektivität, welche sich fern von dem eifrigen Parteileben der deutschen Kapitale vielleicht leichter bewahren läßt, wirken und wo es sein muß auch kämpfen für die Einheit des Reiches, für den wohlwollenden Ausgleich aller Gegensätze in unsrem vielgestalteten Leben, für den geistigen Zusammenhalt aller Völker deutscher Zunge.

„Vom Fels zum Meer" wird Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten. Romane und Novellen, Reiseschilderungen, Lebensbilder, wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten, Gedichte, Plaudereien, Humoresken werden in wohlbedachter Anordnung für jede Stunde der Muße wahrhafte Befriedigung gewähren. Neben Hohem und Höchstem auf wissenschaftlichem, neben Gutem und Bestem auf dichterischem Gebiete sollen auch all die kleinen Dinge des täglichen Lebens, die gerade im Kreise der Familie eine nicht unwichtige Rolle spielen, liebevolle Aufmerksamkeit und eine Stätte nutzbringender Pflege finden. In dieser Gesamtheit, die nichts ausschließt, was im guten und edelsten Sinne belehrt und unterhält, das Wissen fördert, Geschmack und Gemüt bildet, hoffen wir die Bürgschaft gefunden zu haben, daß „Vom Fels zum Meer" im besten Sinne eine Zeitschrift werde für das deutsche Haus und die deutsche Familie.

Nach einer Zeit langen Schlummers ist endlich der künstlerische Sinn wieder in unserm Volke erwacht. Ueberall regt es sich und geradezu wunderbar sind die Fortschritte zu nennen, welche in dem letzten Jahrzehnt unsere Anforderungen an die schöne Form aller Gegenstände, unsere Leistungen in der Darstellung derselben, gemacht haben. Freudigen Herzens folgen wir diesem Zug. Wir werden unermüdlich darauf hinwirken, der Kunst eine Stätte im deutschen Hause zu bereiten; wir haben mit voller Absicht das handliche Format gewählt, um fern von allem Prunkenden jene intime Art der künstlerischen Ausschmückung pflegen zu können, welche freilich die schwerste, aber doch dem Wesen der Illustration besonders angemessen ist. Wir wünschen, daß unsere kompleten Bände in jeder Hausbibliothek leicht ihren Platz finden und von jedem Familienliede mühelos zur Benützung herangezogen werden können.

„Vom Fels zum Meer" wird in monatlichen, reich illustrierten Heften von durchschnittlich 15 Bogen à 8 Seiten erscheinen. Wir möchten unsere Illustrierte Zeitschrift jedem deutschen Hause zugänglich machen und wir wagen es, den Preis derselben auf vierteljährlich 3 Mark zu setzen, so daß ein Heft nur 1 Mark kostet. Damit wird unser Unternehmen zu einem der wohlfeilsten, welche in irgend einer Sprache erscheinen.

So hoffen wir unser Ziel zu erreichen, die neue Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" im deutschen Hause einzubürgern und sie zu einem gern gesehenen, stets willkommen geheißenen Hausfreund zu machen in allen deutschen Landen!

Stuttgart. **Die Redaktion.**

Inhalt des ersten Heftes siehe letzte Seite.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Heftes „Vom Fels zum Meer".

Seite

I. **Louise von François**, Maria und Joseph. Nach einer kalabresischen Sage 1

II. **Aus dem Jugendleben der Königin Luise.** Väterlicher Zuruf an die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz bei ihrer Konfirmation 8

Illustrationen: Porträt der Prinzessin Luise. — Prinzessin Luise und Friederike (nach einem Stich von Schiavonetta). — Prinzessin Luise und Friederike die Büste ihres Vaters bekränzend (nach einer Oelskizze von Weytsch).

III. **Gottfried Kinkel**, Eine Gondelfahrt durch Venedig 12

Illustrationen: Gondelfahrt. — Die Bibliothek, Piazetta, der Markusturm und Dogenpalast. — Die Ca'doro am Kanal grande; Dogenpalast. — Der Kanal grande mit S. Maria della Salute. — San Marco. — Fischmarkt an der Rialto-Brücke. — Eingang zum Dogenpalast; Denkmal des Herzogs von Urbino. — Blick auf die Lagunen; Straße in Venedig. Von Lorenz Ritter.

IV. **Carus Sterne**, Vor Schrecken starr. Eine psychologische Studie . . . 21

Illustrationen: Krebse im sog. magnetischen Schlaf. — Ein kataplegisches Kaninchen.

V. **Ludwig Anzengruber**, Oertler 26

Mit fünf Illustrationen von Hugo Kauffmann.

VI. **Verbotene Jagd.** Silhouette von H. Braun 38

VII. **Robert Byr**, Andor. Roman 39

VIII. **Idyll.** Nach einer Zeichnung von Robert Beyschlag 40

IX. **R. v. Eitelberger**, Aphorismen über Farbe und Kolorit . . . 62

X. **F. Heinrich Gräffken**, Asylrecht und Auslieferungspflicht . . . 64

XI. **G. Nachtigal**, Das frühere Dar For 70

XII. **J. V. Ritter von Nußbaum**, Wohlgeboren. Eine kleine Betrachtung . 76

XIII. **Wichtige Neuigkeiten.** Nach einer Zeichnung von H. Kurzbauer . . . 81

XIV. **E. Werner**, Der Egoist 82

XV. **Karl Braun-Wiesbaden**, Aus der guten alten Zeit 92

XVI. **Viktor v. Strantz**, Frankreichs Wehrfähigkeit nach zehnjähriger Reorganisation 97

XVII. **Unsere Hausmusik.** (Unter Redaktion von Karl Reinecke.) Im Volkston. Von Heinrich Hofmann. Komposition eines Liedes von Julius Stinde 100

XVIII. **Joseph Kürschner**, Die Wunder der Bühnenwelt 102

Illustrationen: Das Bühnenhaus im Längendurchschnitt. — Große Versenkung mit aufsteigender Gruppe. — Kleine Versenkung mit aufsteigender Person. — Versenkungsklappe im Podium. — Kulissenwagen verschiedener Konstruktion.

XIX. **Gerhard v. Amyntor**, Im Walde. Gedicht 108

XX. **Ang. Silberstein**, Das Pfeiferlein am Bach 109

Illustration: Der Königssee.

XXI. **Johannes Proelß**, Vorüber. Gedicht 112

Illustration: Herbstlandschaft.

XXII. **Der Sammler** 113

Unser Hausgarten: Oktober. Von G. A. Fintelmann 114. — Trachten der Zeit: Modenarabesken von Frau Veronika (J. v. Sydow) 116. — Immerwährender Klatschkalender: Vier humoristische Zeichnungen von A. Oberländer 116. — Küche und Haus: Oktober. Jahreszeit des Eßbaren, Kochvorschriften, Speisezettel 118. — Zwei physikalische Spielereien 120. — Zum Kopfzerbrechen: Schach, Rebus, Rätsel, Rösselsprung ꝛc. 121. — Der Dichter des „Andor" 122. — 50 Jahre Theaterdirektor 122. — Der Wirklichkeit entrückt 123. — Eine Riesenhand 123. — Russische Volkstypen 124. — Ein Helfer in der Not 124. — Neue Bücher 126. — Der Komponist des Armin 126. — Schulmeister und Soldat 126. — Vom Tapezier zum Maler 126. — Aus der Autographen-Mappe der Redaktion. Faksimilierte Namenszüge von Mitarbeitern des ersten Hefts 127. — Die kleinste Dampfmaschine der Welt 127. — Auf schwindelnden Weg 128. — Mit 16 Illustrationen.

XXIII. **Von Himmel und Erde.** Mit einer Himmelskarte.

XXIV. **Weltpost.** Briefwechsel mit unseren Abonnenten und solchen, die es werden wollen.

Ornamente von Professor Friedrich Thiersch, Mittelbild des Titels von Karl Fröschl.

Preis vierteljährlich 3 Mark.

Das erste Heft enthält zwei Gratis-Beilagen:
Der gestirnte Himmel. — **Studienkopf** von Prof. A. Löffler.

Das erste Heft liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht auf.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

16. Lieferung.

Naturgeschichte

des

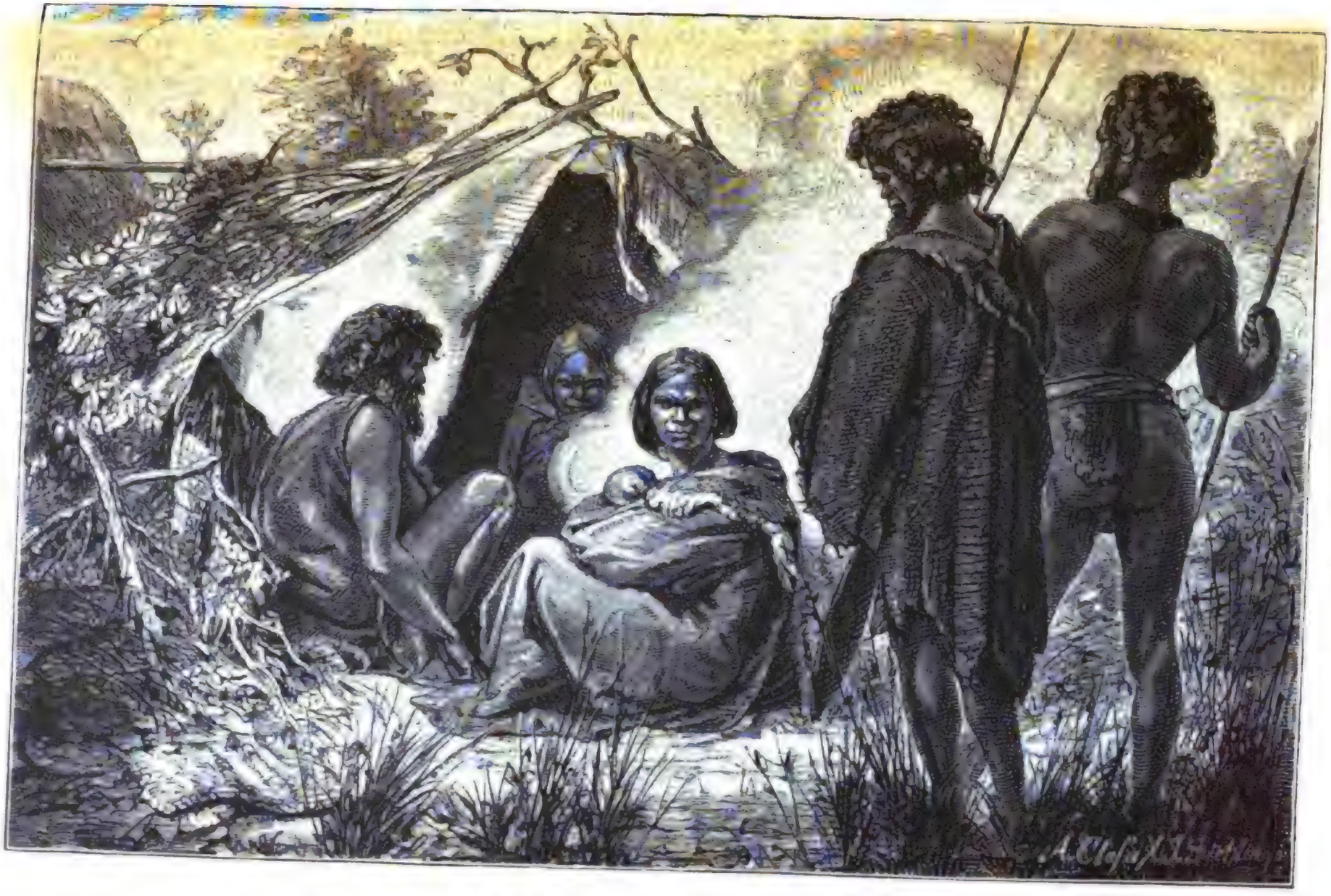
Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Digitized by Google



Australier vor der „Gunjah“ lagernd.

Digitized by Google

Digitized by Google

Paradies auch nur zu schauen. Sie müssen in alle Ewigkeit, Baumzweige an ihren Beinen schleppend, um den Ort schweifen, an welchem sie ihr Verbrechen begangen haben.

Das nordwestlichste Dakotavolk sind die obenerwähnten Assiniboin, was soviel wie „Steinkocher" bedeutet, weil sie früher das Fleisch mittels glühender Steine kochten. Sie hausen am Swan River, westlich vom Winipegsee, nördlich vom Pembina und längs der Flüsse Assiniboin, Saskatschewan und Musk, sowohl auf englischem als auf Unionsgebiete und dehnen ihre Streifzüge bis zu den missouri-kolumbischen Grenzen aus. In Britisch-Amerika teilt man sie in Prairieassiniboin, welche groß, kräftig und diebisch, und Waldassiniboin, die entsetzlich arm sind. Ihre Zahl mag dort 5000 betragen. In den Vereinigten Staaten schätzte man die Red Stone Assiniboin und die Upper Assiniboin 1871 auf 4850, im Jahre 1876 auf 4898 Köpfe, so daß man die Gesamtzahl des Volkes wohl auf 10,000 Individuen veranschlagen darf.

Südwestlich von den Dakota, an den Flüssen Platte und Kansas wohnt das einst sehr gefürchtete, jetzt aber stark zusammengeschmolzene Volk der

Pahni (Pawnees), von den Kanadiern nach ihrem Toten- oder Wappentier les Loups geheißen. Ihre physischen Leistungen und namentlich ihre Ausdauer grenzen an das Wunderbare. So hörte Burton von einem Pahni, der auf der Flucht vor seinen Feinden die Strecke von Fort Laramie bis Fort Kearny, 960 km, zu Fuß in gleicher Zeit wie die Eilwagen zurücklegte. Die Pahni teilen sich in vier konföderierte Stämme: Skidi (630 Köpfe), Pe-ta-ha-vah-da (508 Köpfe), Tschauwi (Chowee, 759 Köpfe) und Kitkaha (550 Köpfe), welche in Nebraska leben; eine kleine Abteilung von 360 Köpfen bewohnt die Wichitareservation im Indianerterritorium. Jeder Stamm lebt zwar in einem von dem andern abgesonderten, jedoch nahe bei einander gelegenen Dorfe, so daß sie zusammen ein eng verbundenes, von einem Oberhäuptling kontrolliertes Lager bilden. Jeder dieser vier Stämme hat drei Häuptlinge und sechs Krieger oder „Scouts"; erstere bilden den legislativen, letztere den exekutiven Körper.

Auch von diesen Indianern vernehmen wir, daß sie den von Cooper beschriebenen durchaus nicht ähnlich sind; sie sind eben ein herabgekommenes Geschlecht, das jetzt mehr einer vagabundierenden Bettlerbande als einem Kriegervolke gleicht. „Recht lustige Bettler," sagt ein Berichterstatter aus Omaha City, „sind meine Freunde aus dem Stamme der Pahni, die, wenn sie sonst nichts erhalten können, bloß ein Stück Brot verlangen, haben sie aber erst dieses, mit allerlei Gestikulationen und Mißtönen ihr Verlangen nach Speck, Melasse, Thee oder Kaffee ausdrücken. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen die Pahni sehr den Zigeunern in Ungarn und der Walachei, und Rothaut mag recht romantisch klingen, aber man könnte sie mit ebenso gutem Recht Gelb- oder Blauhäute nennen, denn sie beschmieren sich mit allen diesen Farben, oft mit allen zugleich; hat sie aber der Regen ordentlich abgewaschen — andre Waschungen habe ich sie noch nicht vornehmen sehen — so ist ihre Farbe nicht anders als die der Zigeuner oder Araber. Haben sie kriegerischen Putz angethan, so sehen sie ungefähr so aus, wie sie gewöhnlich abgebildet sind; aber ihre tägliche Uniform ist sehr einfach: im Winter eine Büffelhaut mit dem Haar einwärts, im Frühjahr und Herbst auswärts; im Sommer wird auch dieses Kleidungsstück als überflüssig zur Bagage gelegt, welche die Weiber auf dem Rücken nachtragen, und die Herren der Schöpfung gehen dann, ungefähr wie Adam unmittelbar nach dem Sündenfall, mit einer kleinen ledernen Schürze einher. Auf dem Kopfe tragen sie gewöhnlich nichts, die Füße sind mit Mokassinen bekleidet. Höchst komisch nehmen sie sich aber aus, wenn sie sich zu zivilisieren anfangen. Ein alter Frack mit nur einem Flügel oder eine Weste auf dem nackten Leibe oder ein hoher Hut ohne irgend ein andres Kleidungsstück, manchmal ein Beinkleid, aber kein Hemd, ein andermal wieder das Gegenteil, ist ungefähr die Erscheinung solcher auf Bildung Anspruch machender Neulinge in der Zivilisation." (Ausland 1858, S. 24.) Ein höchst groteskes Bild bieten die von der Regierung angeworbenen Pahnikrieger oder „Scouts". Diese 150 Mann unter dem Kommando eines Majors tragen teils die ihnen von der Regierung gelieferten Uniformen,

Digitized by Google

teils ihre eigene Kleidung; andre gehen fast ganz nackt. Ebenso verschieden sind ihre Waffen: Flinten, Pistolen, Schwerter oder Pfeile und Bogen. Wie alle Prairieindianer, sind auch die Pahni gute Reiter. — Die Familien der Pahni leben, oft mehrere zusammen, in Zelten und Hütten aus Erde und Baumzweigen, teils rund und gewölbt, teils als echte Wigwam spitz und eckig, in deren Innern die ganze bewegliche Habe in größter Unordnung aufgespeichert ist. Aeltere Männer unterhalten sich darin oder rauchen, während die jüngeren draußen spielen, das Land durchstreifen oder sich auf der Missionsanstalt herumtreiben. Nur sehr wenige sieht man das Vieh hüten, selten jedoch einen auf der Farm arbeiten. Jagen, Rauchen und Spielen sind ihre Lieblingsbeschäftigungen. Die meiste Arbeit fällt den Frauen zu, deren große Stärke bewundernswert. Die Frau oder Squaw muß sowohl das Feld umgraben, den Mais säen und ernten, als auch Wasser und Holz tragen, kochen und backen, ja sich als Arbeiterin für einen halben Dollar Taglohn vermieten lassen. Freilich, der Mann kauft seine Squaw von ihren Eltern; er hat für sie als gewöhnlichen Preis ein Pferd (Pony), für eine besondere Schönheit, besonders wenn sie der Aristokratie entstammt, wohl auch vier und mehr Ponies gegeben, und nach alter Sitte ist er unbedingt ihr Herr und Gebieter, kann sie auch beliebig verkaufen; sie hat keinerlei Recht. Sie muß alle Arbeiten verrichten und sich auch einem andern Manne hingeben, wenn ihr Herr, welcher sich dafür bezahlen läßt, das verlangt; sobald sie aber ohne seine Erlaubnis einem andern Gunst gewährt, schlitzt er ihr die Nasenflügel auf und prügelt sie entsetzlich. Das ist einmal altes Herkommen. So steht die Frau herabgewürdigt da. Sie ist schmutzig, schamlos, frech und, wenn es sich darum handelt, gräßliche Dinge zu verüben, dann läßt man das Weib los. Der Krieger erlegt seinen Feind mit einem Keulenschlage und nimmt den Skalp, aber er wird ihm nicht die Haut vom Leibe ziehen oder ihm die Fingergelenke abbrechen, die Nägel ausreißen, die Augen ausdrehen oder Feuer unter die Fußsohlen legen; das thut die Squaw dem noch lebenden Feinde; sie martert ihn zu Tod und weidet sich an seinen Qualen. (Globus, Bd. XIV, S. 168.) Die Bekleidung der Frauen besteht meist aus wollenen Decken; indessen tragen einige wenige Hemden aus farbigem Kattun. Die Kinder gehen größtenteils nackt. Säuglinge werden auf ein Bett gebunden, welches die Mutter auf dem Rücken mit sich trägt. Unterricht erhalten die Kleinen auf der Schule der Missionsanstalt, wo sie auch verpflegt werden. Nur zuweilen ist es ihnen gestattet, ihre Eltern im Dorfe zu besuchen, eine Hauptursache, warum die Pahni sich lange sträubten, ihre „Papuse" in die Schule zu schicken. Uebrigens fehlt den meisten nicht allein der Wille, sondern auch die Fähigkeit, sich das Gelehrte anzueignen. Obschon an guten Lehrern kein Mangel, so ist doch, wie Professor Krebs 1870 konstatierte, das bis dahin erzielte Resultat ein kaum nennenswertes gewesen, denn die geistige Begabung des Indianers ist, mit derjenigen des Weißen verglichen, sehr gering. (A. a. O., Bd. XVII, S. 222.) Ob in diesen Verhältnissen das jüngstverflossene Jahrzehnt etwa eine Aenderung gebracht, vermag ich nicht zu ermitteln. Die Pahni reden eine eigene Sprache, für welche es keine Schrift giebt. Ihre alte Religion zeigt große Uebereinstimmung mit derjenigen der übrigen Indianer Nordamerikas. Der höchste Gott ist „Manitu" oder der Große Geist, die Verkörperung der das Universum regierenden Gesetze, der Inbegriff aller dem Indianer mystisch erscheinenden Kräfte. Außerdem verehrt er noch unzählbare, dem „Großen Geist" untergeordnete Gottheiten und glaubt an Geister der Seen, Flüsse, Thäler, Berge und Wälder. Ueberhaupt schreibt er alle ihm unbegreiflichen Dinge, die er weder zu schaffen noch zu zerstören vermag, einem Geiste zu. Allgemein ist auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele.

Zu den Pahni gehören nach Fried. Müller ethnologisch die Ricara (Riccarees) am Scheyennefluſſe, mitten im Gebiete der Dakotavölker, und die Hueco (Wacoes) zwischen dem Washita und Red River, dann die Wichita im nördlichen Texas, unterhalb des Rio Roxo, ringsum von stammfremden Völkern begrenzt.

Oestlich vom Mississippi, im Norden vom Cumberland und im Osten und Süden vom Meere begrenzt, wohnt der Volksstamm der

Appalachen, welchen Namen in Ermangelung eines besseren F. Müller vorderhand für die einheitliche Benennung dieser Völker wählt, welche jedoch mehreren voneinander geschiedenen Stämmen anzugehören scheinen. „Das nörd-

Digitized by Google

lichſte Volk dieſer Gruppe, die Tſchiroki (Cherokees) oder Tſchilake (Chilake) am Holſton River," ſagt der erwähnte Ethnologe, „ſcheint in der Reihe der nordamerikaniſchen Stämme iſoliert dazuſtehen, wenn nicht Mittelglieder, die ſeine Sprache mit den ſüdlichen verbinden würden, für uns verloren gegangen ſind. Südöſtlich von den Tſchiroki, am Fluſſe gleichen Namens, wohnten die Kataba (Catawbas), weiter die Sewi, Santi und Congari, welche ſowohl voneinander, als auch von den Tſchiroki in Sitten und Sprache verſchieden geweſen zu ſein ſcheinen. Das Gebiet ſüdlich vom Cumberland und dem Verbreitungsbezirke der eben erwähnten Völker gehörte den Tſchikaſah (Chikaſaws) ſamt den Tſchachtah (Choctaws), welche eine und dieſelbe Sprache redeten, und den Krihk (Creeks), welche ſich in zwei Abteilungen, eine nördliche (Muskogih) und eine ſüdliche (Seminolen) ſchieden. Verſchieden von den Tſchachtah und Krihk waren die im Süden wohnenden Alabama, am Fluſſe gleichen Namens, die Natſchez am Miſſiſſippi unterhalb der heutigen Vicksburg und darüber hinaus bis an den Red River reichend, ſowie die im Oſten wohnenden Utſchi (Uchees)." (Allg. Ethnographie, S. 259—260.)

Die meiſten der hier angeführten Völkernamen gehören der Geſchichte an. Die heutige Völkerkunde weiß nichts mehr von den grauſamen, räuberiſchen Kataba, von den Sewi und Congari. Auch die Alabama, die einſt relativ hochgeſitteten Natſchez und die Utſchi ſind erloſchen. Wir haben es nur mehr mit der numeriſch allerdings nicht unbeträchtlichen Gruppe der Tſchiroki, Tſchikaſah, Tſchachtah und Krihk zu thun, welche faſt insgeſamt das Indianerterritorium bewohnen, ſich dort häuslich eingerichtet haben und jedenfalls jenen Bruchteil der indianiſchen Bevölkerung darſtellen, welcher es in den Künſten eines geſitteten Lebens am weiteſten gebracht, in der Annahme der europäiſchen Ziviliſation die größten Fortſchritte gemacht hat.

Obenan ſtehen die Tſchiroki, richtiger Tſchilaki, welche Jahrhunderte lang die ſüdlichen Abhänge und Thäler der Alleghanies, die Gebirgsgegenden von Karolina, Georgien und Alabama, die maleriſchte und geſundeſte Gegend im Oſten des Miſſiſſippi bewohnten. Nach langen heldenmütigen Kämpfen mußten ſie das Land ihrer Väter verlaſſen; bloß ein kleiner Teil blieb in Georgien zurück, die andern aber wurden in das Indianerterritorium geführt, deſſen nördlichſten Teil ſie noch inne haben. Der ihnen zugewieſene Diſtrikt umfaßt 42,000 qkm und dort ſchritten ſie an Zahl, Intelligenz und Induſtrie ſo ſehr fort, daß ſie jetzt die ziviliſierteſten aller Indianer ſind. Die Tſchiroki treiben fleißig Ackerbau, haben große Dörfer, gut eingerichtete Häuſer, zahlreiche Rindvieh- und Schafherden, gute Pferde, ſind geſchickte Handwerker, betreiben Sägemühlen, fertigen ihre Kleider, Ackerbaugerätſchaften u. dgl. ſelbſt an und produzieren aus den Salzquellen ihres Gebietes viel Salz, womit ſie nebſt ihren landwirtſchaftlichen Erzeugniſſen nach New-Orleans Handel treiben. Sie beſitzen eine geſchriebene republikaniſche Verfaſſung, geſchriebene Geſetze und eine gut organiſierte Regierung. Die exekutive Gewalt hat ein auf vier Jahre gewählter Häuptling oder Gouverneur, die Legislative der Große Rat, der jährlich neu gewählt wird und aus einem Senate und dem Hauſe der Repräſentanten beſteht, ſo daß in erſterem je zwei, in letzterem je drei Mitglieder aus jedem ihrer acht Diſtrikte ſich befinden. Dazu beſitzen ſie einen höchſten Gerichtshof, Diſtrikts- und Geſchwornengerichte, kurz Rechtspflege und Verwaltung ſind ganz derjenigen der Vereinigten Staaten nachgebildet. Die Miſſionäre haben die Tſchiroki, wie die übrigen Nationen des Indianerterritoriums, dem Namen nach zum Chriſtentum bekehrt und auch ſonſt ziviliſatoriſch mit ſolchem Erfolge unter ihnen gearbeitet, daß die Tſchiroki Kirchen, 30 recht gute Schulen mit 1100 Schülern, ja ſelbſt eine Zeitung beſitzen; ſie haben eine eigene Druckerei, eine vollſtändige Ueberſetzung der Bibel, Almanache, Kirchenlieder u. ſ. w.

Digitized by Google

Schon 1826 hat ein Tschiroki, namens Sequoyah oder George Gueß, ein Silbenalphabet erfunden, mittelst dessen ihre Sprache mit Leichtigkeit zu lesen und zu schreiben ist; teilweise aber haben sie auch die englische Sprache und zumeist die Kleidung der Weißen angenommen. Von den Vereinigten Staaten erhalten sie für die im Osten abgetretenen Gebiete Jahrgelder, sowie Handwerkermeister und Werkführer zu gewerblichen Betrieben. Auch besitzen die Tschiroki etwa 760,000 Dollars in Staatspapieren, von denen sie jährlich die Zinsen beziehen. Enthusiastische Bewunderer dieser Kulturleistungen, welchen Professor Gerland beizupflichten geneigt ist, sprechen es rückhaltlos aus, es möge bezweifelt werden, ob der rasche Fortschritt der Tschiroki vom Zustande wilder Barbarei zu dem der Zivilisation und Bildung seinesgleichen in der Weltgeschichte hat. Was die Briten in fünfhundert Jahren erreichten, das haben die Tschiroki in hundert Jahren zustandegebracht. (Globus, Bd. XXXV, S. 349.) Ohne dem von diesen Indianern Erreichten die gebührende Anerkennung zu versagen, wird der besonnene Ethnologe doch sich verwahren müssen gegen derartige Ueberschwenglichkeiten, welche logisch dazu führen müßten, die Tschiroki an die Spitze aller Kulturvölker zu stellen. Daß dort indes ihr Platz nicht ist, bezweifelt wohl niemand. Ebenso wenig kann es fraglich sein, daß sie ihre heutige Gesittungsstufe zum sehr großen Teil unter thätiger Mitwirkung der Weißen erklommen haben. Fast die Hälfte aller Tschiroki sind gegenwärtig *Mischlinge*, und ich vermag Gerland nicht beizustimmen, wenn er letztere für das Produkt der indianischen Zivilisation hält, statt umgekehrt diese für eine Folge der Zufuhr weißen Blutes. Daß die Mischlinge erst zahlreicher wurden, nachdem die Tschiroki die Zivilisation angenommen hatten, richtiger nachdem die Berührungen mit ihnen häufiger geworden, mag ruhig zugegeben werden; daß aber diese Mischlinge keineswegs schon damals vorhanden waren, als die Tschiroki zu Anfang unsres Jahrhunderts sich zur Zivilisation hinwendeten, widerlegt sich schon dadurch, daß der oben genannte Erfinder der Tschirokischrift Gueß, geb. um 1770, selbst ein Mischling war, der von einem weißen Großvater abstammte; daraus ersieht man in welch frühe Zeiten derartige Verbindungen hinaufreichen. Und sicherlich ist diese nicht die einzige gewesen, dafür spricht zu beredt das Verhalten der Weißen allen Naturvölkern gegenüber. Daß die höhere oder niedrigere Gesittungsstufe der letzteren die Mischung von Weißen mit Farbigen befördere oder einschränke, ist nirgends erweislich; vielmehr verschmäht der isolierte Weiße in dieser Hinsicht kein noch so tief stehendes Volk. Je mehr dann die Entfernungen schwinden, welche die Menschen voneinander trennen, desto häufiger auch die Mischungen, desto größer auch der zivilisatorische Einfluß der höheren Kulturrasse. So ist es denn allerdings wahr, daß die Zahl der Mischlinge in geradem Verhältnisse zur Höhe der gewonnenen Gesittung stehe, aber nicht als ihr Produkt, sondern als ein sie bedingender Faktor. Ebenso irrig ist Gerlands Behauptung, daß in dem vorliegenden Falle nicht die Tschiroki in die weißen Amerikaner, vielmehr umgekehrt diese in jene aufgehen: „denn alle diese 10,000 Mischlinge, sagt er, sind Mitglieder des Tschirokistaates, sie sprechen zum Teil das Tschiroki, sie dienen durch ihre Arbeit oder Geschicklichkeit den Tschiroki, welche sich also zu ihnen als Arbeitgeber ebenso verhalten, wie die Regierung der Vereinigten Staaten zum ganzen Staat der Indianer." (Globus, Bd. XXXV, S. 350.) Falsch ist diese Argumentation deshalb, weil alle die angeführten Momente durchaus keinen anthropologischen Wert besitzen. Die Mischlinge mögen sich noch so sehr Tschiroki *nennen*, das ist politische Geschmacksache; anthropologisch sind sie keine Indianer mehr; das ganze Volk hat schon so viel weißes Blut absorbiert, daß die Tschiroki nach Theodor Kirchhoff von den Weißen kaum mehr zu unterscheiden sind, und dies gewährt ein maßgebendes ethnologisches Kriterium. Man kann unmöglich behaupten, der Weiße gehe in den Indianern auf, wo letztere ihm, nicht er ihnen, ähnlich wird. Auch wollen die Mädchen der Tschiroki nur Weiße heiraten und bleiben zumeist lieber ledig, als daß sie einen reinen Indianer zum Manne nehmen. Mit der wachsenden Zivilisation zeigen also die Tschiroki in der That eine auffallende Neigung zu „einem glücklichen Aufgehen in die nationale Einheit", mit andern Worten zum Verschwinden von der ethnologischen Bildfläche Nordamerikas. Ihre Kopfzahl ist in raschem Sinken begriffen. Gerland will allerdings im Gegenteil ein Anwachsen und zwar ein dauerndes Anwachsen der Tschiroki herausrechnen, indem er von Gallatins Schätzung ausgeht, welche sie 1836 mit 15,000 Köpfen bezifferte. Dem steht aber eine andre, nicht weniger glaubwürdige Schätzung gegenüber, welche 1838 ihre Gesamtzahl mit 27,000 taxierte. Der Zensus von 1860 veranschlagte sie zu 22,536 Köpfen und die offiziellen Ausweise für 1876 gaben im ganzen 17,517 Köpfe an, wovon 300 in Nordkarolina, Georgia und Tennessee, die übrigen im Indianerterritorium leben. Gerland beziffert zwar für 1877 die Tschiroki in der Union Agency des Indianer-

Digitized by Google

territoriums mit 18,672, die übrigen mit 2200 Köpfen und rechnet, um eine möglich hohe Ziffer herauszubringen, auch noch 733 stammfremde Delawaren hinzu; dennoch bleibt die so erhaltene Gesamtsumme 21,605 noch hinter jener von 1860 zurück. Bedenkt man vollends, daß in derselben nicht weniger als 53,5 Prozent Mischlinge eingerechnet sind, welche anthropologisch gänzlich auszuscheiden wären, so erkennt man bald, was es mit dem angeblichen Anwachsen dieser Indianernation auf sich hat.

Im wesentlichen nicht sehr verschieden liegen die Dinge bei den übrigen Völkern der Appalachengruppe, namentlich bei den Tschachtah (Choctaws, nach ihrer eigenen Aussprache Chuktah) und Tschikasah (Chickasaws), die seit 1837 sich politisch miteinander verbanden und nur mehr Ein Volk bilden, welches die gleiche, mit einem eigenen Alphabet versehene Sprache redet und gewöhnlich als Tschachtahvolk bezeichnet wird. Schon seit lange sind sie in den südöstlichen Teil des Indianerterritoriums übersiedelt und stehen, wie die Tschiroki, auf einer höheren Stufe der Zivilisation als irgend ein andrer der südlichen Stämme. Auch sie besitzen Schulen, Gymnasien, Kirchen und wohlthätige Anstalten, sowie eine seit 1838 angenommene geschriebene Verfassung, welche einige Jahre später bis in alle Einzelheiten jener der Vereinigten Staaten gleich gestaltet wurde. Unter dieser Regierung machten sie rasche Fortschritte in Ackerbau und mechanischen Fertigkeiten, desgleichen in Wohlstand, Intelligenz und Gesittung. Sie sind protestantische Christen, fleißig, mäßig — berauschende Getränke kommen bei ihnen gar nicht vor — und nahmen allmählich amerikanische Sitten und Kleidung an, lernen auch englisch, so daß ihre eigene Sprache (siehe darüber: Cyrus Byington, Grammar of the Choctaw Language, edited by D. G. Brinton. Philadelphia 1870. 8°.) zweifelsohne in nicht allzuferner Zukunft erlöschen wird. Im Jahre 1861 zählten die Tschachtah einschließlich der Tschikasah 25,000 Köpfe und 5000 Negersklaven. Der Bürgerkrieg brachte sie auf 17,000 herunter, wovon 12,500 Tschachtah. Gemäß eines Vertrages vom Jahre 1866 sollten die Sklaven den Tschachtah und Tschikasah einverleibt werden, wogegen diese eine Entschädigung von 300,000 Dollars erhalten sollten. Bis 1872 haben es aber die Tschachtah unterlassen, die Freigelassenen aufzunehmen. Ihre Kopfzahl wurde 1876 auf 16,000 veranschlagt, dazu an 6000 Tschikasah. Anfangs dieses Jahrhunderts waren die Tschachtah der mächtigste aller Indianerstämme in den Vereinigten Staaten und der einzige, welcher niemals mit diesen in Konflikt geraten, noch von denselben unterjocht worden. Von jeher nannten sie sich Freunde der Weißen und rechneten es sich zum Ruhme, daß nie ein Weißer von Angehörigen ihres Stammes skalpiert wurde. Im letzten Bürgerkriege fand allerdings eine Ausnahme statt. Die Tschachtah traten auf Seite der Sezessionisten; sie verstehen daher heute unter ihren weißen Freunden nur die Südländer, nicht die Yankees. Die Tschachtah bebauten von jeher den Boden und lebten hauptsächlich von Ackerbau; sie galten als thätig, aber auch als betrügerisch. Dem Körperbau nach waren sie grobknochig, auch hatten sie die Gewohnheit, den Kindern, aber nur den männlichen, die Stirn mittels Sandsäcken plattzudrücken, weshalb die Franzosen sie auch Flachkopfindianer nannten.

Verwandt mit den ebengenannten war auch das Volk der Kriht (Creek), deren nördliche Abteilung, die Muskogih, mit den Tschachtah eine gemeinsame Stammsage — ihre Ilias und Völuspa — besitzen. (Siehe darüber: D. G. Brinton. The national legend of the Chahta-Muskokee Tribes. Morrisania 1870. 4°.) Auch in der Sprache giebt sich diese Verwandtschaft kund. Das Kriht zerfällt in mehrere Dialekte, worunter das sogenannte Main Creek oder eigentliche Muskogih und das Hitschitih die beiden wichtigsten sind. Beide weichen in Accent, Endungen, Lautverschiebungen und Aussprache so sehr voneinander ab, daß sie sich gegenseitig kaum verstehen können. Das Main Creek nun nähert sich sehr dem Tschikasah, welches ja bloß eine Mundart des Tschachtah ist und die Differenz zwischen Tschachtah und Hitschitih ist nicht größer als jene zwischen Hitschitih und Main Creek. Die Sprache der Seminolen, nämlich der südlichen Abteilung der Kriht, ist vom Main Creek oder Muskogih keineswegs verschieden, wie oft irrtümlich behauptet wird; doch giebt es Seminolen, welche Hitschitih und andre, welche Mikasuke reden, einen dem Hitschitih nahestehenden Dialekt. (Brinton, Contributions to a grammar of the Muskokee Language, in den Proceedings of the Amer. philosophical Society. 1870, S. 302.) Nach Gallatin boten die Kriht seinerzeit die zahlreichste Union wilder Völker, zu welcher auch die Utschi und Natschez gehörten, auf dem Boden der Vereinigten Staaten dar. Jetzt haben auch sie große Fortschritte in der Zivilisation gemacht und Schulen zum Unterricht ihrer Kinder errichtet. Sie haben die Jagd ganz aufgegeben und treiben Ackerbau und Viehzucht; von dem alten Häuptlingswesen aber haben sie mehr beibehalten als andre Stämme. Doch besitzen sie eine

Digitized by Google

geschriebene Verfassung, wählen ihren Rat und ihre Häuptlinge und sind Sklavenbesitzer. Man schätzt sie auf 14,400 Köpfe, welche 1861 eine Heimatgarde von 1200 Mann aushoben. Die Seminolen (siehe: American Naturalist 1877, S. 689), die heute noch halbe Wilde sind, besaßen keine Sklaven, vermischten sich dagegen, was die andern Stämme fast gar nicht thun, viel mit den Negern, wodurch ihre Rasse noch mehr degradiert wurde. (Boudinot, The indian territory and its inhabitants im Geograph. Magazine 1874, S. 92—95.)

Von der Gesittung aller dieser am höchsten gestiegenen Stämme im heutigen Indianerterritorium wird gerne viel Aufhebens gemacht. Betrachtet man diese Zivilisation genauer, so ist es kümmerlich damit bestellt. Die von den Weißen und Indianerfrauen erzeugten Kinder, die sogenannten „Halfbreeds", sind allerdings wohlerzogene, oft sogar gebildete Leute und bilden auch einen entschiedenen Fortschritt der Indianerrasse. Die Sprößlinge der zweiten Kreuzung mit Weißen sind intelligent, die Mädchen davon oft bildschön. Die niedrige unvermischte Klasse dagegen steht auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur, falls sie überhaupt auf den Namen einer solchen Anspruch machen kann. Einer der besten Kenner Nordamerikas, Theodor Kirchhoff, möchte sie eher als gezähmte Indianer im Gegensatze zu den wilden bezeichnen, von denen sie sowohl physisch als geistig überragt werden. „Diese unvermischten Indianer der niedrigen Klasse, bei den Tschachtah Tubbi genannt, sind nichts weniger als stolze Coopersche Männergestalten, sondern ekelhaft schmutzig und häßlich, wie alle von der Zivilisation beleckten Indianer. Sie tragen Kleider wie die Weißen, aber nicht nach Pariser Stil und Schnitt. Das Bemalen der Gesichter mit einem schreienden Rot, wozu sie chinesisches Vermillon anwenden, lieben sie leidenschaftlich. Ein so bemalter Indianer mit Cylinderhut, bunter Weste, Schmetterlingshalstuch, engkarrierten Beinkleidern und Bluse oder gar Frack spielt eine gottsjämmerliche Figur. Die Frauen sind höchst nachlässig gekleidet, in losen und schmutzigen, oft halb zerrissenen Kattungewändern — ein wahrer Hohn auf unsre Zivilisation." (Globus, Bd. XVIII, S. 138.) Alle Indianer bekennen sich zwar dem Namen nach zum christlichen Glauben; in den Geist desselben sind die Tubbi aber gewiß nicht tief eingedrungen. Die Missionäre im Territorium leben, wie sich der Amerikaner treffend ausdrückt, „vom Fett des Landes". Den Indianern plappern sie ihre Gebete in den Kirchen vor, und die buntscheckige Gemeinde plappert dieselben nach, worin ungefähr der ganze Religionsunterricht besteht.

Das Indianerterritorium wird nicht nach Art der andern amerikanischen Territorien durch Bundesbeamte regiert. Jede „Nation" darin hat ihren selbstgewählten Häuptling (Chief) und ihre gesetzgebende Versammlung (Council). Mitunter senden sämtliche Nationen Delegierte an ein großes Council, um gemeinschaftliche Interessen zu beraten. Die Bewohner des Indianerterritoriums bilden in der That eine selbständige Nation, welche unter dem Protektorate der Vereinigten Staaten steht. Die Stämme sind sehr eifersüchtig aufeinander und haben oft Grenzstreitigkeiten. Den Weißen ist es nur bedingungsweise gestattet, sich im Territorium niederzulassen. Kein Weißer kann dort Landbesitz erwerben, außer er habe eine Squaw zur Frau gehabt oder er sei mit einer solchen ehelich

Digitized by Google

verbunden. Viele Weiße haben dies gethan und wurden infolge von den durch einen solchen Schritt erlangten pekuniären Vorteilen schnell wohlhabend. Sie sind aber damit auch zugleich politisch Mitglieder der betreffenden Indianernation geworden und auch ihre Kinder zählen zu derselben, wodurch sich das Anwachsen der Kopfzahl dieser Stämme sehr natürlich erklärt. Es wird einfach das politische mit dem ethnischen Momente verwechselt; ersteres nimmt in der That zu, während letzteres in Wirklichkeit zurückgeht. Die Zeit der nationalen Selbständigkeit jener Indianerstämme ist übrigens wohl bald vorüber, und die Regierung zu Washington wird nicht mehr lange anstehen können, das Indianerterritorium in ein Territorium nach Art der andern, dann im Laufe der Zeit in einen Staat umzuwandeln und dadurch den Weißen den freien Eintritt zu gestatten. In dem letzten Jahrzehnt ist eine Eisenbahn quer durch das Indianerterritorium von Missouri und Kansas nach Texas geführt worden und damit ist die Schranke der Abgeschlossenheit jenes schönen Landstriches schon so gut wie niedergebrochen. Die Tubbi freilich stemmen sich mit aller Macht gegen das Aufgeben ihrer Isoliertheit, denn eine Ahnung sagt ihnen, daß mit dem freien Einströmen der Weißen in ihr Land ihre letzte Stunde geschlagen hat; aber die Halfbreeds sind alle dafür, und in Texas, Arkansas und Kansas verlangen die Weißen das „Oeffnen der Nation" mit Einer Stimme.

Die Kalifornier und ihre Nachbarn.

Südlich von den Schasti und den athapaskischen Hupah, im Westen vom Stillen Ozean und im Osten vom Sacramentofluſſe begrenzt, bis hinab an das Kap Concepcion, in dem sogenannten Neukalifornien, wohnt eine Reihe von Völkern, welche weder mit ihren nördlichen noch östlichen Nachbarn in irgend welchem Verwandtschaftsverhältnisse stehen und die wir mit Friedrich Müller samt den Bewohnern Altkaliforniens, der Halbinsel, welche sich vom Ausflusse des Coloradostromes an nach Süden hinabzieht, unter dem Namen Kalifornier zusammenfassen. Aber auch unter sich scheinen diese Menschen, von welchen wir erst sehr wenig Verläßliches wissen, keineswegs alle verwandt; denn sie sind auf dem erwähnten, verhältnismäßig beschränkten Raume in eine ungewöhnlich große Anzahl kleiner Stämme zersplittert, welche nicht nur vielfach miteinander in Fehde leben, sondern, was besonders merkwürdig, auch sprachlich ganz außerordentlich voneinander verschieden sind. Ein Recht, sie als eine eigene Gruppe aufzustellen, gewinnen wir bloß daraus, daß alle Kalifornier durch ihren niedrigen geistigen Standpunkt sowie durch ihre Sitten von den östlichen bekannteren Indianervölkern sehr beträchtlich abweichen. „Wer an das Studium der Kalifornier herantritt," sagt Stephen Powers, welchem wir die verdienstvollste Arbeit über jene Stämme verdanken (Contributions to Northamerican Ethnology, Vol. III. Tribes of California, by Stephen Powers. Washington 1877. 4°.), „der muß

Digitized by Google

sich zunächst verschiedener Begriffe entschlagen, womit ihn das Leben der atlantischen Indianer vertraut gemacht hat. Da ist zunächst die Vorstellung des ‚Großen Geistes', denn die kalifornischen Menschen sind Realisten und suchen alles zu personifizieren; dann jene der ‚glücklichen Jagdgründe', denn der indolente Kalifornier, aufgewachsen in einem balsamischen Klima, weiß nichts von den wilden Freuden des Dakotajägers, sondern glaubt an einen Himmel voll hedonischer Lust und Behagen. Entsagen muß der Leser ferner der sonst vom Indianer unzertrennlichen Vorstellung der kupferfarbigen Haut, der kühn geschwungenen Adlernase und des prächtigen barbarischen Körperaufputzes; entsagen der blutbedeckten Skalplocke, der Tortur der Gefangenen am Marterpfahle, der roten Kriegsmalerei, dem Tomahawk, dem Totem und dem ‚Kalumet' oder Friedenspfeife." Es ist eine demütige, niedrige Rasse, welche wir zu betrachten haben, vielleicht eine der niedrigsten auf Erden. Ihr Charakter hat etwas Scheues, Zurückhaltendes, so daß sie nur sehr schwer und erst nach langer Bekanntschaft zutraulich und offenherzig werden. Bei heiterem, sinnlichen Temperament besitzen sie keine große Widerstandskraft, daher sie leicht ihre eigene Art aufgeben, sehr leicht auch fremder Gewalt erliegen. Ihre gegenwärtige Gesamtzahl schätzt man auf noch 15,000 Köpfe, wahrscheinlich sind aber in Kalifornien mehr Indianer umgekommen, als im ganzen übrigen Nordamerika zusammengenommen. Und sie kamen ihrer Mehrzahl nach im neunzehnten Jahrhunderte, ja erst in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts, seit dem Hereinbruche der geldsuchenden weißen Wüteriche um!

Aus den Untersuchungen von Powers geht zunächst hervor, daß nicht alle Völkerstämme, welche heute noch auf dem Boden Kaliforniens angetroffen werden, ethnologisch zu den Kaliforniern zu rechnen sind. So fallen eine ganze Reihe von Stämmen, welche man vielfach noch zu den Kaliforniern zählte, aus der Gemeinschaft mit ihnen heraus. Dahin gehören in erster Linie die verschiedenen Zweige der westlichen Athapasken, von welchen schon S. 295—296 die Rede gewesen; sie sind erobernd nach Kalifornien eingedrungen und haben sich hauptsächlich im Norden des Landes niedergelassen, wo einige Völker ursprünglich wohl von kalifornischer Abkunft in ihnen völlig aufgegangen sind. Im Osten wohnen die kalifornischen Stämme bis an die Sierra Nevada, aber nur einer von ihnen, die Waschо, reicht vom Tahoe-See bis zur Höhe des Gebirges selbst hinan. Sonst ist diese von dem Schoschonistamme der Pah-Utah, den wir später kennen lernen werden, bewohnt, welche im Süden das Gebirge auch überschritten und sich in der Ebene Kaliforniens ausgebreitet haben. Nichtkalifornier sind nach Powers auch die Nozi am Round Hill südlich vom Schastaberge und die jetzt ausgerotteten Kombo. Scheiden wir nun die bisher erwähnten Völker aus, so bleiben die eigentlichen Kalifornier übrig, welche in der amerikanischen Urbevölkerung wieder unter sich eine ethnologische Einheit bilden, die sich von den nördlichen und namentlich von den östlichen und südlichen Nachbarn trotz mancher Uebergänge mit Sicherheit abscheiden läßt. Sie zerfallen in eine Reihe einzelner Familien und diese wieder in kleine Unterabteilungen, welche beide, Familien sowohl wie Stämme, wunderbar verschiedenen Sprachschatz voneinander zeigen. Aber eine Zusammenfassung dieser vielsprachigbunten Familien zu zwei oder drei großen Gruppen ist unmöglich. Mit der Legion der kalifornischen Familiennamen will ich den freundlichen Leser nicht behelligen; ich begnüge mich bloß die wichtigsten davon zu nennen. Es sind dies, wenn wir von Norden nach Süden schreiten, zunächst die Yurok, die sich selbst mit keinem gemeinsamen Namen, sondern nur nach einzelnen Ortschaften benennen, und ihre östlichen Nachbarn, die linguistisch ganz verschiedenen Karok, sowohl dem Wortvorrate als auch dem Klange der Sprache nach, der bei den Yurok außerordentlich hart und stark guttural, bei den Karok dagegen weich und wohlklingend ist. Südlich von ihnen lebten die Chim-a-ri-ko und der ihnen nächst verwandte Stamm der Chim-a-lak-we, von welchem letzteren Powers noch etwa sechs Individuen antraf. Dem Yurok

Digitized by Google

etwas näher stehend sind die Sprachen der Wish-osk-Familie, welche südlich von den Yurok um die Humboldtbai wohnte. Wiederum südlich von dieser, in Round Valley hausen die Yuki, welche eine eigentümliche physische Eigenschaft zeigen, nämlich auf einem wenig entwickelten Körper einen auffallend großen Kopf. Die nördlichen Yuki zerfallen in viele Stämme, die südlicheren heißen Ash-o-chi-mi oder bei den Spaniern Wappo. Die Yuki und ihre athapaskischen Nachbarn, die Wailakki (s. S. 296) gelten als besonders dumm und tiefstehend. Daher haben beide Stämme, weil sie sonst wenig Freunde besitzen, vielfach herüber und hinüber geheiratet, und es hat sich eine Mischlingsbevölkerung gebildet, welche die Yuki-Wailakki heißen. Beide Stämme passen übrigens zusammen: die Wailakki mit ihrer räuberisch-kriegerischen Art und die Yuki, welche Powers eine wilde, mürrische, diebische, rachsüchtige, in jeder Hinsicht schlechte, aber tapfere Rasse nennt. An Russian-River, mit dem Zentralpunkt in Potter Valley, leben die Pómo, eine große Familie, welche in zahllose sprachlich selbständige Stämme und Stämmchen zersplittert ist; diese ganze Familie der Nordstämme beweist, wie selbständig die Entwickelung der einzelnen Dialekte nach mancher Seite des Sprachschatzes ist, der bei vielen Wörtern völlige Verschiedenheit der Wurzeln zeigt. Den östlicheren Völkern Nordkaliforniens uns zuwendend, kommen wir zunächst ins Sacramentothal zu der großen Familie der Win-tun, westlich vom Sacramento. Unter diesem Namen faßt Powers eine Reihe von einzelnen Stämmen zusammen, weil sie sprachlich zusammengehören, doch trennt er sie nach Sprache und Wohnung in zwei große Abteilungen, deren nördliche die Win-tun im engeren Sinne, deren südliche, am mittleren und unteren Sacramento, die von ihm sogenannten Patwin sind. Die eigentlichen Win-tun sind die Anwohner des oberen Sacramento und oberen Trinity Rivers, deren Einfluß sich weithin geltend gemacht hat. Auch jetzt noch sind sie weit über ganz Kalifornien durch Wanderungen verbreitet. Ihr Urſitz, von dem sie ausgestrahlt sind, ist Cottonwood-Creek. Gleich ihnen zerfallen auch die Patwin in zahllose Stämme, welche völlig zusammenhanglos und unabhängig, ja oft feindselig neben einander wohnen, trotzdem aber gemeinsame Sitten und eine gemeinsame Sprache haben, die ohne viel dialektische Unterschiede von jedem Indianer der Gegend verstanden wird. Sie erstreckt sich über die ganze südwestliche Sacramentoebene von Jacinto bis zur Suisunbai bei Newport, vom Flusse bis zur Coast-Range reichend, anderseits ostwärts auch über den Sacramento hinausgeht. Diese Wintunvölker haben sich nun vermischt sowohl mit den athapaskischen Hupah als auch mit den Pit-River-Stämmen, den Pu-i-su oder Pu-shush, deren Sprache außerordentlich rauh und schwierig ist. Unter ihnen ist der Stamm der Es-ta-ke-wach, die elendesten aller Kalifornier. Südlich von diesen Pitindianern und östlich von der Wintunfamilie wohnt der Stamm der Mai-du oder Mai-deh, welche von ihren nahen Sprachverwandten, den Nischinam zwischen Bear- und Consumnes River, nicht zu trennen sind. Die Abweichungen in den Sitten beider Völker, unter welchen besonders der große jährliche Tanz zu Ehren der Toten bei den Maidu erwähnenswert, scheinen in einem eben so allmählichen Uebergang von Nord nach Süd zu stehen, wie sich die Sprache ganz allmählich von Nord nach Süd mundartlich umändert. Eine bestimmte Grenze läßt sich zwischen beiden nicht ziehen. Immer gegen Süden fortschreitend, kommen wir nun zu einem Völkerkomplex, welcher bei Powers als Mu-t-sun bezeichnet ist und sich von der Sierra Nevada bis zur Küste, von den Nordwestgegenden der San Pablobai und dem Consumnes-River bis südwärts über die Montereybucht und den Fresno erstreckt. Eine genauere Untersuchung ergiebt, daß wir die zahlreichen Stämme dieser Familie alle in drei oder vier große Gruppen zu teilen haben, welche auch räumlich sich als wohl abgegrenzt zeigen: es sind 1) die östlichen Stämme, die Mi-wok; 2) die südwestlichen Stämme von S. Joaquin bis zu Franciscobai, die Mutsun; 3) die nordwestlichen Stämme von der San Franciscobai bis Russian-River, die Olamentke; 4) die Talatui, der nordöstliche Stamm. Im Innern des Landes, nördlich um den Tulare-See und in einem breiten Landstrich, der sich von diesem See südlich vom Kern-River und parallel mit diesem bis südlich vom Fort Tejon hinzieht, wohnen die Yokuts, welche von den vordringenden Pah-Utah auf ihr jetziges Gebiet zusammengedrängt sind und wiederum in eine Reihe von Stämmen zerfallen. Es ist nicht unwichtig, daß wir hier einen etwas festeren Zusammenhang, ja eine Art von staatlichem Verband unter den einzelnen Stämmen sehen: jede irgendwie abgeschlossene Gegend hatte zwar viele einzelne Stämme, die Häuptlinge derselben aber standen in Abhängigkeit von dem Häuptling des Hauptstammes der Gegend; sie geben bei einer jährlich wiederkehrenden Versammlung diesem einen Bericht über die Zustände ihres Dorfes, und er, das Stammesoberhaupt, dessen Würde erblich ist, berät, warnt, straft, wo es

Digitized by Google

nötig scheint. Außer diesen Yokuts kennt man noch zwei Sprach- und Volkszentren, nämlich jenen der Stämme um die Mission San Antonio und der Stämme um Santa Barbara, welche linguistisch nicht zu vereinigen sind. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß heutzutage die alten Stammesgrenzen, welche auch früher vielfach schwankten, völlig zerstört sind. Die Indianer sind entweder ganz ausgerottet oder ihre Trümmer auf die einzelnen Reservationen zusammengepackt, oder unregelmäßig hin- und herziehend. In den alten, ursprünglichen Stammsitzen findet man nur noch wenige der alten Insassen. (Petermanns Geogr. Mitt. 1879, S. 241—256.)

Die Kalifornier haben im allgemeinen die physischen Eigentümlichkeiten ihrer Nachbarn im Norden und Osten, aber sie sind von dunklerer Hautfarbe, die auf der kalifornischen Halbinsel beinahe an das Schwarze streift. Auch sind sie in physischer Beziehung eine untergeordnete Rasse. Ihre Gesichtszüge sind flach und häßlich, die Augen groß mit wildem Ausdruck, der Mund dick, das Haar lang, grob und schwarz, aber meist kurz getragen, die dunkle Haut so kalt, daß sie sich wie die eines Frosches anfühlt. Immerhin erklärt sie Powers den Chinesen, wenigstens jenen, welche dermalen sich in Kalifornien befinden, für physisch überlegen. Auch herrschen unter den Kaliforniern selbst nicht unbeträchtliche Unterschiede. Die Bewohner der Niederungen stehen weit unter dem edleren kräftigeren Gebirgsbewohner. Auffallend sind die zarten Extremitäten bei beiden Geschlechtern; freilich gilt dies nur von den jungen Jahren, denn im Alter macht das harte Leben die Hände selbst der Weiber stark, grob und häßlich. Alte Pioniere erinnern sich auch noch der athletischen Gestalten mancher Kalifornier, die bis zu 125 kg Gewicht hatten. Desto überraschender ist das Einschrumpfen dieser Menschen im Alter. Powers sah einen Greis, der kaum mehr über 25 kg wog und viele andre waren nicht besser. Wahrscheinlich giebt es keine zweite Rasse auf Erden, die so außerordentlich fett in der Jugend und so herabgekommen in ihren alten Tagen ist. Wie so vielen andern Völkern haftet auch den Kaliforniern ein besonderer Ausdünstungsgeruch an, doch beeilt sich Powers zu versichern, daß derselbe keineswegs etwa mit einem übelriechenden Atem zusammenhänge. Letzterer ist vielmehr bei allen jenen, welche die alte Lebensweise beibehalten haben, wohlduftend; auch die Zähne sind blendend weiß. Am Körper sind sie ungemein schmutzig und ihre kegelförmigen Wigwam wimmeln von Flöhen und anderm Ungeziefer. Wenn wir nun vernehmen, daß sie trotzdem große Badeliebhaber, ja halbe Amphibien sind, und selbst jetzt, wo sie meistens Kleidung tragen, ihr Morgenbad selten versäumen, so können wir daraus die Lehre entnehmen, daß baden und waschen zweierlei sind. Noch vor nicht allzu langer Zeit gingen die freien Indianer fast ganz nackt. Ihr Hauptbekleidungsstück war ein Mantel aus Kaninchenfellen; dazu kam noch ein merkwürdig gestalteter Kopfputz aus den Federn der wilden Ente. Jetzt hat ihnen die Zivilisation unsre Kleider angelegt und damit ein Heer von Krankheiten, wie Erkältungen, Husten, häutige Bräune und Schwindsucht gebracht, welche sie zu Tausenden hinwegrafft. Wenn Gerland die Meinung verficht, die Zivilisation, weit entfernt, die Indianer aussterben zu lassen, sei das einzige, aber auch ganz sichere Mittel, sie zu heben und zu erhalten, so wissen wir wahrlich nicht, wie wir mit der erwähnten Wirkung die Forderung der Zivilisation nach

Digitized by Google

Bekleidung vereinbaren sollen. Der Körper wird gewöhnlich mit Zinnober, Ocker, Holzkohle oder Pfeifenthon bemalt.

Als Nahrung dient nebst dem Lachs eine Art Brot aus Eicheln, welche in Mörsern gestoßen und in rohen Oefen gebacken werden. Dazu essen sie noch ein Gericht, das aus den roten Beeren des Manzanitabaumes gekocht wird, und selbst kleine Tiere, wie Feldmäuse, verschmähen sie nicht. Gefräßigkeit gehört nicht zu ihren Lastern, ebensowenig Trunksucht, denn sie hatten kein künstliches Getränk als Manzanitacider, und diesen in nur geringen Quantitäten und ungegohren während einer kurzen Zeit des Jahres. Auch von Rauchtabak machten sie einen nur beschränkten Gebrauch. Vier Fünftel ihrer Nahrung wird gekocht und erst dann kalt verzehrt. Wenn ein Kalifornier sich gesund erhalten kann, lebt er lange. Krankheiten raffen ihn aber rasch hinweg. Mehr Schaden als Nutzen stiften die „Tamascal" oder Schwitzhäuser der Kalifornier, konische Erdhügel, inwendig mit Balken ausgefüttert und nur mit einer kleinen Eingangsthüre versehen, welche Anstalten kaum der kleinsten Gemeinde fehlen. Männer, Weiber und Kinder versammeln sich völlig nackt im Tamascal, schließen die Thüre und bleiben unglaublich lange um ein glimmendes Feuer in der Mitte sitzen; dann stürzen sich alle in das kalte Wasser des nahen Flusses.

Die Kalifornier sind im allgemeinen keine kriegerische Rasse. Dies geht schon aus der Spärlichkeit ihrer Waffen hervor. Der Schild ist ihnen völlig unbekannt. Bogen und Pfeile, sehr rohe Speere, Schleuder, Steine und Knüttel bildeten ihr Arsenal. Die Bogen sind sehr hübsch aus festem und elastischem Holze gefertigt und mit guten Sehnen aus wildem Flachse versehen. Die Holzpfeile laufen in Obsidianspitzen aus und sind am untern Ende gefiedert. Zur Jagd benutzt man kleine, zum Kriegsgebrauche aber meterlange Pfeile, die an der Seite in einem Köcher aus Bären- oder Fuchsfell getragen werden. Unter den Puisavölkern sind die Pa-ka-mal-li entschieden das kriegerischeste; sonst übertreffen die Bergindianer, welche den Spaniern manche Niederlage beibrachten, auch an Tapferkeit die Flachlandsbewohner. Ihre Gefangenen haben sie niemals gemartert und Weiber überhaupt nie gefangen genommen, sondern gleich niedergemacht. Die Kalifornier sind ebenso wenig große Jäger als Krieger, haben auch nur wenig Jagdwaffen, dafür entwickeln sie einen außerordentlichen Scharfsinn in der Aufrichtung von Schlingen und Fallen. Sie sind friedliebend, häuslich, außerordentliche Freunde geselliger Tänze und weniger denn andre Indianer der Polygamie ergeben, haben auch niemals ihre Weiber zu so niedrigen Sklaven herabgewürdigt. Stets erbaut der Mann die Hütte, zieht aus zur Jagd und zum Fischfang, und bringt Lebensmittel sowie Feuerungsbedarf nach Hause. Niemals wird der Junge, wie bei den Irokesen und Apatschen, gelehrt, das Fleisch seiner Mutter mit einem Pfeile zu durchbohren, wohl aber erschlägt der Mann seine Frau oder Schwiegermutter im Zorne ohne weiteres. Auch besteht unter den Männern eine Art Geheimbund, welcher teuflische Orgien in Szene setzt zum Zwecke, die Weiber zum Gehorsam zu zwingen. Die Kalifornier kennen nicht die barbarische blutige Jünglingsweihe der atlantischen Indianer, können aber selbstauferlegte schreckliche Strafen ertragen; doch beschränken sich

Digitized by Google

dieſelben meiſt nur auf Faſten, und dies hauptſächlich unter den nördlichen Stämmen. Ihre körperliche Ausdauer bekunden ſie im Tanze, dem ſie ebenſo leidenſchaftlich ergeben ſind wie die Afrikaner, und der für ſie nebſt dem Spiele den Inbegriff alles Vergnügens ausmacht. Die Feſte, welche ſie veranſtalten, haben keineswegs, wie bei andern Völkern, ein Gelage zum Endzweck, ſondern ſie bringen nur möglichſt viele Lebensmittel mit, um möglichſt lange beiſammen bleiben und tanzen zu können.

Ihrem Charakter nach ſind die Kalifornier ungemein verſchlagen, ſchlau, ſelbſtſüchtig und intrigant bei einem auffallenden Mangel an moraliſcher Stärke und Kühnheit. Ihr Temperament iſt heiter und ungemein gleichgültig gegen jede moraliſche Erregung. Ihre Kinder zanken ſich nie, und wenn ſie raufen, ſo geſchieht dies bloß, um ihre Körperkräfte zu erproben; die Beſiegten bleiben ebenſo fröhlich wie die Sieger. Genau ſo ſind die Erwachſenen. Sie können zwanzig Stunden beim Spiele ſitzen, Stück um Stück ihrer Habe, bis auf das Hemd verlieren, welches ſie ebenſo lachend hingeben, als der Gewinner es empfängt. Nackt, wie er geboren, oder höchſtens mit einem ausgeliehenen Hemde bekleidet, legt ſich der Kalifornier dann hin und ſchläft binnen fünf Minuten den Schlaf des Gerechten. Uns Weißen iſt es unverſtändlich, wie man ſich ſo ſehr für einen Vorgang intereſſieren und dabei ſo gleichgültig zu dem Ergebniſſe bleiben kann. Zu dieſem Charakterzuge geſellt ſich eine unglaubliche Proſaik ihres Weſens. Dies zeigen ihre Namen, perſönliche wie geographiſche, welche meiſt gar nichts bedeuten, und wenn auch, ſicher die allerplatteſte Bedeutung haben. Ihr ganzer Litteraturſchatz beſteht in einigen kleinen Tierfabeln, in welchen ſich freilich mitunter ein geſunder Humor offenbart, der ihnen auch ſonſt nicht fehlt. Ganz köſtlich und treffend iſt die Bemerkung eines alten Kaliforniers: „Indianer macht kleines Feuer und ſitzt dicht dabei; weißer Mann macht großes Feuer und ſetzt ſich weit davon.“ Alle Kalifornier ſind große Diebe, wo ſie es ungeſtraft ſein können; beſonders die nördlichen Stämme ſind die filzigſten von allen und leiſten nicht den leiſeſten Dienſt ohne vorhergängige Entlohnung. Gegen die Beſchuldigung der Undankbarkeit nimmt ſie aber Powers in Schutz; unter ſich ſeien ſie nicht undankbar, meint er. Dagegen leugnet er nicht, daß ihnen die Verräterei, Rachſucht und der boshafte Haß aller Wilden innewohnen; er erzählt, wie ein Niſchinamweib mit einem länglichen Steine ihrer Schweſter das Gehirn einſchlug, während der Mann der Mörderin ruhig zuſah; ja noch mehr, eine Nichte der Gemordeten hatte außer dieſer Tante bei verſchiedenen Anläſſen ihre Mutter, ihren Bruder und einen Vetter verloren, alle kaltblütig innerhalb des eigenen Stammes erſchlagen, und dies geſchah noch in der Zeit urſprünglicher Unſchuld, d. h. ehe die Amerikaner ins Land gekommen waren. Ferner leugnet Stephen Powers auch nicht, daß die Kalifornier grob ausſchweifend ſind. Ihre Sprachen, ſoweit er ſie unterſuchen konnte, beſitzen kein Wort für feile Liederlichkeit, weil es eine ſolche bei ihnen auch wirklich nicht giebt; aber im Verkehr zwiſchen den Unverheirateten beider Geſchlechter exiſtieren keine Schranken, und dieſe Freiheit gilt als ſo ſelbſtverſtändlich, daß kein Makel an ihr haftet, und die jungen Mädchen durch ihr beſcheidenes und unſchuldiges Betragen auffallen. Das hat nun manche Beob-

Digitized by Google

achter irregeführt. Wie ihre Aufführung in Wirklichkeit beschaffen ist, geht aus der argusäugigen Ueberwachung hervor, welcher die verheirateten Weiber unterworfen sind. Wird eine Frau mit einem fremden Manne im Walde nur gehen gesehen, so züchtigt sie ihr Gemahl auf das empfindlichste; im Wiederholungsfalle bringt er sie um. Bruder und Schwester vermeiden ängstlich miteinander allein zu leben; eine Schwiegermutter darf nie allein bei ihrem Schwiegersohne wohnen. Nach indianischen Begriffen schließt die Gelegenheit zur Sünde das Begehen der Sünde in sich. Aber hinter dieser ängstlichen Wahrung des Scheines liegt doch ein Sumpf von Unsittlichkeit, der schon in den täglichen Gesprächen durchbricht, wie sie in Gegenwart von Weibern und Kindern geführt werden. Powers nennt es ein Wunder, daß die Kinder überhaupt mit irgend einer Tugend aufwachsen. Dennoch erleiden sie seltener Schiffbruch an Geist und Körper als die Sprößlinge der gesitteten Menschheit, weil sie, wenn das große Geheimnis der Reife ihnen entgegentritt, wissen, was es bedeutet und wie sie ihm zu begegnen haben. Ehen werden gemeiniglich im Alter von 12—14 Jahren geschlossen. Seit dem Einbruche der Amerikaner treiben die Kalifornier aus Gewinnsucht oft Handel mit ihren Frauen und zwingen sie jetzt nicht selten zu der nämlichen Schändlichkeit, wofür sie in früheren Jahren sie einfach erschlagen hätten. Kindermord geht häufig im Schwange; ob derselbe aber als ein Zeichen von Uebervölkerung anzusehen sei, wie Powers will, scheint doch zweifelhaft.

Mit Ausnahme einiger wenigen Stämme im Norden haben die Kalifornier keine wie immer geartete Vorstellung eines höchsten Wesens. Powers behauptet dies mit aller Bestimmtheit und im Bewußtsein von der schweren Verantwortlichkeit, welche er damit übernimmt. Allerdings sprechen sie jetzt fast alle von dem großen oder dem „alten Manne da droben", aber sie besitzen bloß den Ausdruck, nichts mehr; und dieser Ausdruck ist ganz augenscheinlich ein ihnen durch den Umgang mit Weißen aufgepfropftes fremdes Reis. Sobald man sie ausfrägt über den Ursprung der Welt, des Menschen, des Feuers oder andrer Dinge, verschwindet dieser fabelhafte „alte Mann da droben", und der Coyote kommt zum Vorschein. Der Coyote (Prairiewolf) that alles, schuf alles, nach ihrer Meinung. Die Kalifornier sind sehr rasch bei der Hand, neue Namen für neue Dinge zu erfinden, und so dürfen wir uns nicht wundern, jetzt einheimische Namen für den Begriff „Gott" zu finden, der thatsächlich bei ihnen nicht vorhanden ist. Sie kennen zahlreiche Geister, namentlich böse, einige mit menschlicher Gestalt, auch solche, die in Vögeln und andern Tieren wohnen und sich vorwiegend in Wäldern und auf Hügeln aufhalten, manchmal auch in dem glücklichen Westlande verweilen. Unter diesen Geistern, deren Namen den Europäern hartnäckig verschwiegen bleiben, giebt es höhere und niedrigere, mächtigere und schwächere, sie alle aber muß der Mensch sich geneigt zu machen, richtiger, deren Grimm abzulenken suchen. Wirkliche Hilfe erwartet der Kalifornier von ihnen in den seltensten Fällen; wenn er nur ihr Nichteingreifen erreichen kann, ist er schon zufrieden. Alles in allem genommen ist die Natur sein einziger Gott und der Coyote dessen Minister. Auffallend ist die Gleichgültigkeit gegen den Tod, die unter den meisten Indianern an der Küste Kaliforniens herrscht.

Digitized by Google

Mit der größten Ruhe erzählen die Kinder den Tod ihres Vaters, und jedes Gefühl gegen die Unerbittlichkeit des Schicksales scheint ihnen zu mangeln.

Auf einer womöglich noch tieferen Stufe der Gesittung stehen die Indianer Altkaliforniens, welche physisch den Völkern Nordmexikos gleichen, sonst aber mit ihnen nichts gemein haben. Sie wußten nichts von irgend einer Baukunst, von Ackerbau oder sonstigen Künsten des täglichen Lebens. Auf der ganzen Halbinsel, sagt Clavijero, fand sich keine Spur eines Hauses, nicht einmal einer Hütte, eines irdenen Geschirres, eines metallenen Gerätes oder irgend eines Zeuges. Unter den Sprachen dieser Menschen gelten drei als die bedeutendsten, nämlich das Pericu, das Monqui und das Kotschimi (Cochimi). Zum Pericu gehört der Stamm der Cora im äußersten Süden der Halbinsel, und zum Monqui zählen die nördlicher sitzenden Guaicuri oder Waicura und die Utschiti (Uchitis). Am nördlichsten wohnen die Kotschimi, ursptünglich am Golf von Loreto ansässig; ihre sehr schwierige, an Kehllauten reiche Sprache erstreckte sich aber bis in die Mitte der Halbinsel und unterscheidet sich von allen übrigen niederkalifornischen Mundarten.

Als nächste Nachbarn der Kalifornier stoßen wir auf eine Reihe von Völkerschaften, welche den Südwesten der Vereinigten Staaten einnehmen, bis hart an die Grenze Mexikos, und Idiome reden, die uns den Geist, der die amerikanischen Sprachen geschaffen und auferbaut hat, von verschiedenen Seiten darstellen. Die Völkerschaften, die sie sprechen, schweifen zum Teil als Nomaden und Räuber umher oder sind erst seit kurzem an die sittenmildernde Thätigkeit des Ackerbaues gewöhnt worden; zum Teil waren sie so lange schon seßhaft, als die geschichtliche Kunde reicht. Individuelle Verschiedenheiten in bezug auf geistige Fähigkeiten, sowie Gesichtsausdruck finden sich bei diesen Indianern in kaum geringerer Ausdehnung wie bei den Weißen. Während manche mehrere Indianersprachen und das Englische oder Spanische sich leidlich aneignen, kommen andre mit dem besten Willen nicht über ihre eigene Sprache hinaus. Bei manchen verrät die Physiognomie rohe, niedere Leidenschaften, bei andern ist sie so intelligent, wie man sie bei Weißen von Bildung zu sehen gewohnt ist; bei einigen Stämmen ist der mongolische Typus scharf ausgeprägt, bei andern ähnelt der Ausdruck mehr dem Kaukasischen; manchmal findet man auch solche große Verschiedenheiten bei ein und demselben Stamme vor. Auch die Hautfarbe variiert beträchtlich, von schmutzig braun bis rötlich gelb; von Interesse ist das nicht seltene Vorkommen von echten Albinos bei den Pueblоindianern.

In religiöser Beziehung genießt die Sonnenverehrung eine bedeutende Verbreitung. Einige Stämme glauben an einen guten und bösen Geist und bloß wenige sind zum Christentum bekehrt. Die ausgedehnten Missionsgesellschaften Amerikas haben wohl ihre Missionäre in China und Japan, in der Türkei und Aegypten, im eigenen Lande aber schrecken sie vor ihrer Aufgabe zurück. Der Indianer setzt den Bekehrungsbestrebungen eine solche Apathie entgegen, daß der Missionär bald entmutigt wird und weiter geht. Es waren hauptsächlich die spanischen Jesuiten des vergangenen Jahrhunderts, welche den Indianern eine Abneigung gegen neue Lehren einflößten; manche schüttelten den

Digitized by Google

angenommenen Glauben wieder ab und kehrten zum Sonnenkultus zurück. Bei einigen Stämmen des südlichen Kalifornien erzwangen die Jesuiten die Abschaffung der Leichenverbrennung, bei andern ist dieselbe heute noch gebräuchlich. (Sechster und siebenter Jahresbericht der geograph. Gesellsch. in München. 1877. S. 162—163.)

Von den Stämmen des Südostens der wichtigsten einer ist die mitten unter den Kaliforniern und im Westen von mexikanischen Völkern durchbrochen wohnende Gruppe der

Yumavölker. Das Hauptvolk derselben bilden die eigentlichen Yuma am unteren Rio Colorado und Gila, mit denen die Cocomaricopa (Maricopa) und die Cocopa, ein Zweig der vorigen, aufs innigste zusammenhängen. Die beiden letzteren leben im Süden und Norden der Yuma, dieselben umschließend. Sie alle bebauen das Land, ziehen Weizen, Gerste, Korn und Melonen, indem sie ihre Saaten ausstreuen, sobald im Frühling die überschwemmten Felder von Wasser frei werden. Mit den genannten Stämmen verwandt sind die Mohave unterhalb der Biegung des Colorado nach Süden.

Balduin Möllhausen schildert eine Begegnung mit solchen wenig oder gar nicht bekleideten Mohaveindianern in der Coloradowüste: „Die herkulischen Gestalten der Männer prangten von den langen Haaren bis hinab zu den stumpfen Zehen in weißer, gelber, blauer und roter Farbe, je nachdem sie sich mit Kalk oder mit farbiger Thonerde beschmiert hatten. Die diamantklaren Augen blitzten aus den bemalten Zügen wie feurige Kohlen und auf dem Scheitel der meisten standen einige Geier-, Specht- oder Schwanenfedern aufrecht, wodurch die riesenhaften Gestalten nur noch größer erschienen. Einige hatten als einzige Bekleidung einen Pelzmantel, der aus Streifen von Hasen- und Rattenfellen geflochten war, um die Schultern geworfen; doch einer überstrahlte die ganze Gesellschaft durch seinen einfachen Putz, auf den er sich nicht wenig einzubilden schien. Es hatte nämlich eine Weste, die von unsern Leuten als unbrauchbar weggeworfen oder vertauscht worden war, ihren Weg bis zu diesem Wilden gefunden und half nun den Anzug vervollständigen, der bis dahin nur aus gräßlicher Bemalung bestanden hatte. Die Weiber waren alle mit dem eigentümlichen Rock bekleidet, dessen vordere Hälfte bei den wohlhabenderen aus Wollschnüren statt der Baststreifen bestand. Auf den Köpfen trugen sie thönerne Gefäße, aus Bast geflochtene Säcke und wasserdichte Körbe, die mit den Erzeugnissen ihres Fleißes und dem Ertrag ihrer Felder angefüllt waren. Im Lager angekommen, knieten die Weiber reihenweise auf den Boden nieder. Ihre vollen Körbe stellten sie vor sich hin, worauf die sie begleitenden Männer sich in unsrem Lager zerstreuten, unsre Leute zum Handel aufforderten und auch den Abschluß eines Handels, wenn ein solcher zustandegekommen war, überwachten." (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika, S. 386—387.) Mit dem ihnen eigentümlichen Frohsinn balgten und neckten sie sich auch, sogar die Männer liebkosten sich unter einander, hielten sich in dem einen Augenblick zärtlich umfaßt und spielten sich im nächsten wieder gegenseitig auf die derbste Weise Possen, die indes mit Gutmütigkeit hingenommen wurden. Auch ein ganz eigentümliches Spiel hatte Möllhausen Gelegenheit bei den Mohave zu beobachten. Zwei Spieler stellten sich nämlich, 5 m lange Stangen hoch haltend, nebeneinander hin; in der Hand des einen befand sich ein aus dünnen Baststricken verfertigter Ring von etwa 10 cm Durchmesser. Die Stangen senkend stürzten dann beide zugleich nach vorn, und laufend ließ der den Ring Tragende diesen seiner Hand entgleiten, so daß er vor beiden hinrollte, worauf sie zugleich die Stangen schleuderten und zwar so, daß eine links, die andre rechts von dem rollenden Ringe niederfiel und derselbe dadurch in seinem Laufe gehemmt wurde. Ohne die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu mäßigen, ergriffen sie dann wieder Stangen und Ring und liefen, dasselbe Verfahren beobachtend, genau auf dem Wege, den sie gekommen, zurück, und immer wieder wurde diese Strecke, die 16—17 m lang sein mochte, durchlaufen, aufs neue der Ring gerollt und die Stangen geworfen, bis die unermüdlichen Spieler einen festen Pfad auf dem losen Wiesenboden gestampft hatten.

Digitized by Google

Die Hauptnahrung der Mohave besteht in gerösteten Kuchen von Mais- und Waizenmehl, welches sie durch Zerreiben der Früchte zwischen zwei Steinen gewinnen. Ihre Wohnungen liegen nicht in einem Dorfe zusammenhängend, sondern in kleinen Zwischenräumen zerstreut. Die Hütten sind größtenteils an den Abhängen kleiner Hügel angelegt, indem diese, teilweise ausgehöhlt, die eigentliche Wohnung bilden. Vor der Thüröffnung befindet sich in gleicher Höhe mit dem Hügel oder Erdwall ein breites Dach, welches auf starken Pfählen ruht, wodurch eine Art von Korridor hergestellt wird. Große thönerne Gefäße stehen unter demselben, zum Aufbewahren der Mehl- und Kornvorräte dienend, außerdem liegen dort die zum täglichen Gebrauche bestimmten Hausgeräte umher, namentlich zierlich geflochtene, wasserdichte Körbe und Schüsseln nebst ausgehöhlten Kürbisschalen. In der Nähe jeder Wohnung erheben sich kleine Bauten, Magazine, angefüllt mit Mezquitschoten. Diese Samen gehören nicht zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Mohave, sondern werden nur von Jahr zu Jahr in den Magazinen aufbewahrt, damit, wenn die Feldfrüchte nicht gedeihen oder gänzlicher Mißwachs eintreten sollte, die Bewohner nicht der Not preisgegeben seien. Die Mohave bekunden hiermit eine Sorge für die Zukunft, welche sonst bei keinem westlich von den Felsengebirgen wohnenden Indianerstamme wahrgenommen wird. (Möllhausen, a. a. O., S. 391—395.)

Die Mohave haben eine schmutzig lichtbraune Hautfarbe und ihre Gesichtszüge sind eben so individualisiert wie jene der Weißen. Ihre Schneidezähne, durch das Zerbeißen der getrockneten Maiskörner abgenützt, haben meist bloß die halbe Länge jener der Europäer. Die Männer haben einen starken Bartwuchs, verstehen es aber, die Haare geschickt auf der Haut mit Steinen abzuschaben, zu sengen oder auszurupfen, so daß sie stets „glatt rasiert" sich präsentieren. Im Jahre 1875 hat die Wheelersche Expedition bei den Mohave schon zahlreiche europäische Kleidungsstücke angetroffen und zwar bei beiden Geschlechtern. Beide tragen das Haar in Flechten und beide rauchen. Polygamie ist natürlich erlaubt, doch nur selten geübt, auch herrscht eine gewisse Moralität in ihrem Familienleben. Die Mohave besitzen eine Ueberlieferung von einer großen Flut, wie sie bei vielen Indianern wiederkehrt; sie sind sehr abergläubisch und verehren einen guten und einen bösen Geist. Bei einem Todesfall unterziehen sich die Ueberlebenden anhaltenden Waschungen während vierzig Tage und schlachten ein Roß, damit die Seele des Verstorbenen in den Himmel „Okiämbora" reiten könne. Sie kennen auch eine Hölle „Arikromé", alle Christianisierungsversuche sind aber bei ihnen fehlgeschlagen. Sie verbrennen die Leichen. Dr. Oskar Loew, einer der Begleiter Lieutnant Wheelers, erhielt auf seine Frage, warum sie die Toten nicht beerdigen, zur Antwort: es stinkt. Die Mohave haben ihre Medizinmänner, welche jedoch unerbittlich erwürgt werden, wenn sie in ihren Weissagungen dreimal irren. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 355—356.)

Die Sprachen aller Yumastämme sind vokalreich und wohlklingend; das Mohave z. B. ist sonor, reich und vielsilbig, und sie alle lassen trotz mancher Abweichungen ein gemeinsames Band erkennen. Von einer Verwandtschaft dieser Yumaidiome mit der Sprache der Aleuten und der Eskimostämme, wie sie Wilhelm Herzog hat herausfinden wollen (siehe: Zeitschrift f. Ethnol. Berlin 1878, S. 449—459), kann natürlich keine Rede sein. Ebensowenig scheint die Ansicht Alphonse Pinarts begründet, welcher vor einigen Jahren die Mohave besuchte und sie nebst den Yuma, Cocopa und Hualapais für Verwandte der Hiaqui im Staate Sonora hält, die entschieden zur mexikanischen Völkergruppe gehören. Wohl aber zählen, außer den schon früher genannten Völkern, noch zur Yumafamilie die Hualapais oder Wallpays südöstlich vom Tule-See am Ostabhang der Black Mountains und in den Cerbat- und Aquariusbergen; von ihnen haben sich die Cosnino oder Cosino, deren es kaum 100 giebt, abgetrennt; dann die Cutganes oder Cuchan, Kutschanen, bei welch beiden männliche Gestalten unter 1,83 m zu den Seltenheiten gehören; die kleinen häßlichen Yabipais oder Yampais und Tonto mit ihrem widrigen tückischen Gesichtsausdrucke, welche wie Wölfe im Gebirge leben; die Tonto oder Gohun be-

Digitized by Google

Die

Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Netto-Preis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frcs. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschien:

Band 1. **François, Louise von,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen. Erzählungen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 2. **Immermann, Karl,** Der Oberhof, mit Einleit. v. **Levin Schücking.** Preis geb. 1 Mark.
„ 3. **de Cervantes-Saavedra, Miguel,** Moralische Novellen, übersetzt von **A. v. Keller** und **Fr. Notter,** mit Einleitung von **Otto von Leixner.** Preis geb. 1 Mark.
„ 4. **Biernatzki, J. Chr.,** Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee, mit Einleitung von **Heinrich Düntzer.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 5. **Becker, August,** Auf Waldwegen, mit Einleit. v. **Jos. Kürschner.** Preis geb. 1 Mark.
„ 6. **Gogol, Nikolas,** Russische Novellen, mit Einleitung von **Friedrich Bodenstedt.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 7. **Junghans, Sophie,** Die Erbin wider Willen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 8. **Le Sage, A. R.,** Der hinkende Teufel, mit Einleitung von **Ferdinand Lotheissen.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 9. **Arnim, Ludwig Achim von,** Die Kronenwächter, mit Einleitung von **Johannes Scherr.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 10. 11. **Zolling, Theophil,** Reise um die Pariser Welt. Preis per Band geb. 1 Mark.
„ 12. **Homers Odyssee,** übersetzt von **Johann Heinrich Voß** mit Einleitung von **Jakob Mähly.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 13. **Schücking, Levin,** Etwas auf dem Gewissen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 14. **Björnson, Björnstjerne,** Der Brautmarsch und andere Erzählungen, übersetzt und eingeleitet von **Edmund Lobedanz.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 15. **Silberstein, August,** Hochlandsgeschichten. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 16. 17. **Cooper, Fenimore,** Der Bravo, eine venetianische Geschichte, übers. v. **Helene Lobedan,** mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt.** Preis pr. Bd. geb. 1 Mark.
„ 18. **Platters, Thomas** Leben, herausgegeben und eingeleitet von **Heinrich Düntzer.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 19. **Irving, Washington,** Die Alhambra, mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt.** Preis gebunden 1 Mark.
„ 20. **Schiller und Goethe,** Briefwechsel, 1. Band mit Einleitung von **Robert Boxberger.** Preis gebunden 1 Mark. (Für die Abonnenten gratis.).

☞ **Soeben beginnt der zweite Jahrgang. Beste Zeit zum Eintritt in das Abonnement, welches durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen wird.**

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Digitized by Google

Scheyenne-Häuptling.

Digitized by Google

Digitized by Google

sitzen einen halbmongolischen Gesichtsausdruck und sind sehr menschenscheu, dabei aber pfiffig und schlau; sie sind der am weitesten nach Osten wohnende Yumastamm und ihr Dialekt steht dem Mohave näher als dem Kutschan; endlich die Nijora. Letztere wohnen zwischen den Flüssen Gila (sprich: Chila) und Yaquesila und trennen das Gebiet der Apatschen von jenem der Navajos, welche beide Glieder sind der

Südlichen Athapasken, denn sie sowie mehrere ihrer Nachbarn sprechen eine den Tinne- oder athapaskischen Sprachen des Nordens verwandte Mundart.

Von diesen südlichen Athapasken, die man auch sehr wohl in den Namen Apatschen zusammenfassen kann, sind nach Albert S. Gatschet folgende die wichtigsten: die Mescaleros am Rio Pecos, d. h. diejenigen Apatschen, die aus der Aloe- oder Maguaypflanze das Mescalgetränke destillieren; die Llaneros, d. h. Prairieapatschen zwischen Rio Pecos und Rio Grande sowie östlich von den Mescaleros nomadisierend; die Xicarillas im Osten des Rio Grande; die Taracones, irrtümlich Faraones genannt, angeblich eine Abteilung der Xicarillas, zwischen Rio Grande und Pecos; die Navajo (sprich Nähwacho), der nördlichste und volkreichste Zweig der Apatschen, seit längerer Zeit im nördlichen Neumexiko und Arizona angesiedelt; die Tschiriguai (Chiriguais) im südöstlichen Teile Arizonas; eine Unterabteilung derselben bilden die Kotschis (Cochise-) Indianer; die Pinaleños oder Pinalapatschen an der Sierra Pinal zwischen 33 und 34° n. Br.; die Coyotero- und Gilaapatschen östlich von den Pinaleños im Quellgebiete des Rio Gila. Die Gileños galten früher als die tapfersten Apatschenkrieger; die Mimbreños östlich von den letzteren in der Sierra de los Mimbres, in der Südostecke von Neumexiko streifend; die Kupferminenapatschen zu beiden Seiten des Rio Grande und westlich bis ins Gebiet der Pinaleños streifend; die Lipan oder Ipande, der südlichste aller Athapaskenstämme; die mächtige Gestalt eines Häuptlings dieses Volkes haben wir im Bilde versinnlicht. (A. S. Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas, S. 63—64.)

Wie die Dakota im Norden, so sind die Apatschen (Apaches) im Südwesten der Vereinigten Staaten der volkreichste und zugleich unruhigste Indianerstamm. „Es ist sicherlich nicht höhere Entwickelung des Verstandes," sagt Dr. Oskar Löw, einer der besten Erforscher dieses Gebietes, „was den Jäger zum Hirten, den Hirten zum Bauer macht, darüber wurde ich mir beim Umgang mit Indianern völlig klar, vielmehr eine Summe zwingender Umstände, wie Abnahme der Jagdtiere, Zunahme der Bevölkerung, topographische, geologische und klimatische Verhältnisse und andre mehr. Fehlt es den Jagdvölkern im allgemeinen nicht an Ueberlegung, so mangelt ihnen doch die Erkenntnis, daß Landbau ein bequemeres Leben ermöglicht, für welches sie freilich kein Bedürfnis fühlen." (Sechster und siebenter Jahresbericht der geograph. Gesellsch. in München. 1877. S. 161.) So sind denn die Apatschen und Navajos trotz vielfacher Berührung mit höher stehenden Stämmen doch Jäger und Räuber geblieben bis auf die jüngste Zeit, indem es erst vor wenigen Jahren gelang, die letzten streifenden Banden zu unterjochen und auf Reservationen zu bringen, wo die besseren und einsichtsvolleren anfangen Feldbau zu betreiben, die fauleren aber dem dolce far niente huldigen, so lange sie von der Regierung gefüttert werden.

Der Apatsche ist von kräftiger Muskulatur, besonders in Brust und Armen; das Bein ist weniger gut gebildet; die Wade dünn, der Fuß nicht so platt wie der des Negers; bei kurzen Strecken leisten sie jedoch Unglaubliches in der Schnelligkeit des Laufens. Die mittlere Höhe beträgt 1,67 m, die Frauen sind wenig kleiner. Bancroft allerdings nennt

Digitized by Google

die Apatschen schmächtig und schlecht entwickelt, ihren Gesichtsausdruck häßlich und abstoßend. Das Haar bei beiden Geschlechtern ist von beinahe gleicher Länge, bis zur Schulter, und mattschwarzer Farbe. Der Schädel zeigt, verglichen mit andern Indianern, etwas Neigung zum mongolischen Typus, besonders in der Stellung der Augen. Die Backenknochen treten stark heraus; der Mund ist breit, die Lippen schmal. Das Auge ist nicht ganz das tote dunkelbraune des Nordindianers, sondern gläsern schillernd, ähnlich dem des Coyoten. Die Widerstandsfähigkeit seines Organismus gegen Hunger und Durst, Temperaturunterschiede und Verletzungen ist außerordentlich. Von Aerzten wird nicht geheilt bei den Apatschen, sondern es heilt nur die Natur. Alte Weiber, welche sonst bei wilden Stämmen als Wahrsager, Priester oder Aerzte eine geachtete Stellung einnehmen und zuweilen nicht zu verachtende Heilmittel auffinden, existieren hier nicht. Heilkräuter fand Hr. O. Schmitz, welcher längere Zeit unter den Apatschen weilte, nie bei ihnen, aber auch keine Kranken, wenigstens wurde keine Notiz von solchen genommen. Die Haut ist gelb bis rotbraun, hat jedoch nie die fabelhafte Kupferfarbe, sondern die der vom Sonnenstich getroffenen Haut. Dieselbe ist außer der Kopfhaut ganz unbehaart; ihre lederartige Dicke scheint aber einen vollkommenen Ersatz der Kleidung gegen Einwirkungen der Temperatur sowohl als andrer physischer Berührungen zu bieten. Nach einer Wanderung durch Kaktusgestrüpp sieht man die Maultiere häufig bluten, doch nicht den halbnackten Apatsche. Die Kleidung, früher fast unbekannt, wird jetzt in ihren wichtigsten Stücken aus grobem Baumwollstoff hergestellt. Viele tragen bloß Beinkleider und Ledermokassinen an den Füßen, doch fangen sie auch an wollene Decken und Strohhüte zu tragen. Trotz der brennenden Sonne blieb früher der Kopf unbedeckt, obschon sie wissen durch Bestreichen der Kopfhaare mit klebrigem Thone eine überall anzufertigende kühle Kopfbedeckung herzustellen. Die Weiber tragen einen kurzen Unterrock und aufgelöstes Haar, jene, welche um den erschlagenen Gatten trauern, schneiden es kurz ab. Die kleineren Kinder gehen fast ganz nackt. Wird es zuweilen empfindlich kalt, so sucht der Apatsche eine Vertiefung im Boden, oder baut sich mit Steinen, Erde und Blättern einen Kessel, 1 m im Durchmesser, 0,50 m tief; hier krümmt er sich nackt, wie er ist, hinein, jeder Mann meist allein, und steht am andern Tage erst auf, wenn die Sonne seine starren Glieder wieder erwärmt hat. Wer zufällig eine Decke oder ein Fell hat, legt dies wohl über sich: aber dies ist kein Bedürfnis. Besondere Abneigung zeigen sie gegen alles, was einem Hause vergleichbar wäre. Zum Schutze vor Regen flüchten sie wohl unter Bäume und Felsen, sobald aber das Unwetter vorüber, eilen sie wieder ins Freie. Nach A. Morino haben sie indes Hütten aus leichten Zweigen und Gesträuch und vereinigen sich in Flecken von 2—3000 Köpfen. Zum Schmucke bemalen sie mitunter das Gesicht mit roten und blauen Linien; allgemeiner Gebrauch ist es jedoch nicht, dagegen bilden die Muscheln der Perlauster und ein rohes hölzernes Schnitzwerk den beliebtesten Schmuck beider Geschlechter. Tättowieren oder sonstige Gesichtsverunstaltungen, um Schmuckgegenstände hineinzustecken, finden nicht statt. Die Weiber tragen als Schmuck oder Kleidung zuweilen die mit Gehirn eingeriebenen Tierfelle mit verschiedenartigen Strichen bedeckt.

Die Nahrung besteht aus Eicheln, Erdnüssen, Kürbissen, Bohnen des Meskitstrauches, Wild, einschließlich der Ratten, Mäuse und Schlangen; sodann aus den zu schanden gerittenen gestohlenen Pferden und Eseln. Teils roh, teils am Spieße gebraten wird das Fleisch verzehrt, ebenso die Früchte. Vor dem Schweine hegen sie Abscheu, sie selbst atmen aber einen eigentümlichen Geruch aus. Ihre einzigen Waffen und Hausgeräte sind Pfeilbogen und Spieß. Die Spitzen sind meist von hartem Holze, zuweilen auch Obsidiansplitter, Eisen oder Kupfer, welches sich sehr häufig gediegen dort findet. Catlin fand nach seiner Aussage die Apatschen am Gila noch tief im Steinzeitalter, und zwar bedienten sie sich der Feuersteine und des Obsidians zur Verfertigung ihrer Waffen und Geräte, namentlich der Pfeilspitzen. Sehr geschickte Schützen sind sie nicht im Vergleich mit andern Indianern, sagt Hr. Schmitz im Widerspruch zu George Catlin, welcher bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Schützenfest der Apatschen ihre Treffsicherheit rühmt; der Spieß wird nicht geworfen; die Schleuder ist unbekannt. Bogen und Pfeil bilden den einzig anerkannten persönlichen Besitz, und hieraus folgt die weitere Form ihres Zusammenlebens. Zuweilen gehen sie ganz vereinzelt, oder in kleineren Truppen von etwa 10 ohne Oberhaupt. Nur die Notwendigkeit zeitweiser größerer Raubzüge, um, nach ihrem Ausdrucke, Pferde und Esel zu holen, scheint sie zu zahlreicheren Ansammlungen unter Häuptlingen zu bewegen. Der Hordenanführer trägt eine Art Helm aus Wildleder mit einer Feder geschmückt. Der größte Teil der Krieger ist auf sehr ausdauernden

Digitized by Google

Ponies beritten, welche sie mittels des spanischen Gebisses oder eines einfachen härenen Strickes lenken. Auf den Pferden der Weiber pflegen sie Vorratskörbe mitzuführen. Solange ein solcher Zug dauert, oder die zu verzehrende Beute, oder auch das persönliche Uebergewicht des Häuptlings währt, bildet sich dieser ein vorübergehendes Eigentum. Hauptsächlich wird ihm das Recht zugestanden, eine Anzahl Mädchen für sich allein zu beanspruchen. Den vom Häuptling gewählten Mädchen wird ein Stückchen Tierfell ins Haar geflochten, und dann sind sie für andre unantastbar. Macht er eine zur Frau, so wird über ihrem Haupte ein Bündel Pfeile zerbrochen. Außer diesem Häuptlingsrechte besteht nur ein kürzeres oder längeres Zusammenleben der Geschlechter, keine Ehe. Die Kinder bleiben bei der Mutter, bis sie selbständig Früchte erhaschen, eine Ratte oder Schlange fangen können; dann verlieren sie sich unter der Horde. Bis ins dritte Jahr werden sie meist noch von der Mutter gesäugt. Die Vermehrung ist schwach, selten rascher als in dreijährigen Zwischenräumen, und erlischt sehr früh bei den Frauen. Das Alter ist schwierig zu erraten, denn sie selbst kennen kaum den Begriff des Jahres, viel weniger denken sie ans Zählen derselben; sie wissen jedoch, daß der weiße Mensch die Kunst versteht auszufinden, wie oft er neues Gras hat wachsen gesehen. Wie die Kranken ohne Arzt zurechtkommen können, so auch die Wöchnerinnen. Andre Weiber helfen wohl zuweilen, meist aber vollzieht die Wöchnerin selbst die Operation der Trennung der Nabelschnur durch Zerklopfen zwischen stumpfen Steinen; und statt der ersten Wäsche bepudert sie das Kind mit trockenem Sand.

Ist jemand seinem Ende nahe, so wird er abseits getragen, wenn der Aufenthalt der Lebenden nicht schon aus dem gewöhnlichen Grunde des Weiterziehens verlegt wird, im letzteren Falle bleibt er einfach zurück; Totenklage wird selten gehört; das Geheul des allgemeinen Totengräbers, des Coyote, muß dafür gelten. Stirbt eine Frau des Häuptlings oder er selber, so führt der vorige Zustand eines persönlichen Besitzes, eines Hervorragens aus den übrigen die Zeremonie des Bestattens mit sich. Der Tote wird in Hautstreifen eingewickelt, auf einem Bergabhang nach der Sonnenseite zu eingescharrt, und ein oblonger Erd- oder Steinhügel darüber aufgeschüttet. Die Anschauung, daß der Verstorbene weiter lebe, daß es anderswo besser sein könne als hier, oder eine Vorstellung des Großen Geistes, wie bei vielen Indianern, ist nicht vorhanden. Eine einzige Gelegenheit giebt es, wo etwas einem gesellschaftlichen Fest Aehnliches stattfindet, eine Vollmondfeier; nicht regelmäßig bei jedem Vollmond, noch genau beim Vollmond, sondern nach Majoritätslaunen, wenn der Mond ziemlich groß ist. Verschiedene Feuer werden angezündet, und ein berauschendes Getränk aus dem in Kürbisschalen gährenden Kaktussafte bereitet. Jeder nimmt eine Stellung nach seiner Bequemlichkeit ein, gewöhnlich liegend, und dann beginnt mit Mondaufgang ein gemeinsames Geheul, Nachahmung von Tierstimmen. Es wird begonnen mit dem Geschrei des fraßschnüffelnden Coyoten, ähnlich dem Wimmern kleiner Kinder; dies schwellt an zum stärkeren dumpfen Geheul des Bluthundes; dann folgt der heißere Schrei der Wolfshyäne; jetzt wird es lauter und lauter, alles durcheinander, daß das Echo vom Monde zurückschallt, oder eine entfernte Coyotenherde antwortet, und die zwei- und die vierbeinige Herde sich gegenseitig in wilden Gebärden zu überbieten suchen. Dann ist plötzlich Stille, und statt der wütenden Bestienstimmen tönt lang gedehnt und gleichgültig das alberne Eselsgeschrei. Allgemeines Gelächter oder vielmehr tönendes Gegrinse, und der Rhythmus beginnt von neuem, die ganze Nacht hindurch bis zum Untergange des Mondes. Außerdem lieben die Apatschen Kartenspiel und Rauchen

Wie schon bemerkt, besitzen die Apatschen keine Haustiere; an Züchtung wird nicht gedacht: die Tiere werden geraubt, auf der Flucht schon in einem Tage wundgeritten, verspeist und dann wieder neue geholt. Was wir von unserm Standpunkte aus mit Grausamkeit und Wollust bezeichnen, ist bei ihnen der gewöhnliche Gemütszustand, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht beabsichtigt ist, sondern als natürliche Folge der Verhältnisse auftritt. Die Tiere werden nicht geschlachtet, sondern lebendig auseinander gerissen, ohne daß der Apatsche mehr an Grausamkeit denkt als unsre Köche, die ihren Aal schinden. Die Feinde werden indes nicht skalpiert. Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmerter Individuen. Gehen die gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidenkolonie zurück und sammeln sich im Gefühle ihrer Hilfslosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungrig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenusse und verhungern oder werden mit aller

Digitized by Google

Gemütsruhe niedergemacht. In seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen, in früherer Zeit zu den spanischen Posten, wo sie nach nomineller Bekehrung zu Christen angesiedelt wurden, um als zahme Apatschen zu leben, zu sterben und selig zu werden, oder auch, wenn physisch wieder hergestellt, zur alten Lebensweise zurückzukehren. Keine dieser Kolonien hat Bestand gehabt.

Persönlichen Mut besitzt der Apatsche gar keinen; sowohl mit dem Tier als mit dem Menschen kämpft er nur aus dem Hinterhalte. Er kennt weder das stoische Sterben, wenn kein Entrinnen möglich, noch das Verteidigen der Jungen; in allem nur eine Coyotennatur. Er spricht wenig, das wenige mehr in Gebärden als in Lauten. Kein Gruß bei der Begegnung, sondern ein gegenseitig kritisches Anschauen auf zehn Schritte Entfernung; dann tritt man sich näher, den Bogen auf dem Rücken; ebensowenig kennt die Sprache einen Abschiedsgruß oder Abschiedsgebärde. Die Sprache ist mehr ein Sprechen in Sätzen als in einzelnen Worten. Der Apatsche stößt seine Rede in barscher, heftiger Weise aus; das Ohr gewöhnt sich erst nach und nach, eine Kadenz in den Worten aufzufinden. Die Sprache ist arm, sowohl im Wortschatz als im Ausdruck; daher schreibt sich die Ueberladung der Wiederholungen, die vielen Gebärden und das Lästige und Abschweifende der Unterredungen. Besonders auffallend sind einzelne Töne, die gleichzeitig mit Zunge und Kehle hervorgestoßen werden und zwar mit übermenschlicher Anstrengung der Lunge, weil sie alsdann eher verstanden zu werden glauben. Die Laute sind überwiegend guttural, so daß eine laute Rede sonst fast unmöglich ist; ein Schnalzlaut kommt vor, ähnlich dem am obern Kolumbiafluß, in Oregon, gebrauchten; das Hilfszeitwort „sein" existiert nicht; statt dessen dienen die Personalpronomina: andre Pronomina sind nicht vorhanden; selbst die dritte Person im Plural wird nicht durch ein eigenes Wort, sondern durch die „andern" ausgedrückt. Zuviel sprechen gilt selbst bei den Weibern nicht allein für Unsitte und unnötig, sondern auch, als an das Geschwätz der Mexikaner, ihre Todfeinde, erinnernd, für verdächtig. Diese, auf einem Territorium von der Größe Deutschlands herumschweifenden, auf der tiefsten Stufe der Gesittung stehenden Horden werden auf 14,280 Köpfe geschätzt. (Ausland 1871, S. 348—350.)

Die Navajo, unbedingt der stärkste westlich von den Felsengebirgen im Südwesten der Vereinigten Staaten wohnende Stamm, weichen in Sitte und Sprache etwas von den Apatschen ab, bewahren aber noch immer den Ruf kriegerischer Tüchtigkeit, obwohl sie der Mehrzahl nach seit langen Jahren friedlichen Beschäftigungen obliegen. Sie sind fast die einzigen Indianer in Neumexiko, die große Schafherden halten und mit diesen ein Nomadenleben führen, während gegenwärtig der größere Teil der Navajos seßhaft ist. Sie verstehen die Wolle zu spinnen und daraus buntfarbige, sehr dichte Decken von unübertroffener Güte zu weben. Im übrigen unterscheiden sie sich in ihrem Anzuge nur wenig von ihren Bruderstämmen, nur daß letztere noch schlechter oder gar nicht gekleidet sind. Auf die Verfertigung ihrer hirschledernen Beschuhung verwenden die Navajos viel Sorgfalt und achten besonders darauf, daß die starken Sohlen an den Zehen in einem breiten Schnabel aufwärts stehen, wegen der stachlichen Kakteen und dornentragenden Gewächse ihres Landes, in welche sie ohne diese Vorkehrungen kaum einen Schritt zu thun im stande wären. Auf dem Kopfe tragen sie eine helmartige Lederkappe, gewöhnlich mit einem Busch kurzer, glänzender Truthahnfedern sowie einiger Geier- und Adlerfedern geschmückt. Neben Bogen und Pfeilen führen sie noch sehr lange Lanzen, in deren Handhabung sie besonders gewandt sind und mit welchen sie auf ihren flinken Pferden keine zu verachtende Gegner abgeben. (Möllhausen, Wanderung durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika, S. 228.) Im Jahre 1874 betrug die Zahl der seßhaften Navajo 9068, die der umherschweifenden etwa 2000. Sie werden von den Apatschen „Yútahkah" genannt, sie selbst nennen sich, wie auch andre Athapaskenstämme thun, „Tennái", d. h. Männer. Hautmalerei ist bei ihnen sehr beliebt.

Einen gewissen Anstrich von Ritterlichkeit, der die Stämme östlich der Rocky Mountains charakterisiert, vermißt man, nach Möllhausen, bei den Eingebornen westlich derselben fast gänzlich. Selbst das Aeußere ist viel weniger ansprechend, und selten nur findet man unter ihnen schöne wohlgebildete Gestalten. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Pferde- und Maultierfleisch, mit welchem sie sich in den mexikanischen Ansiedelungen zu versehen wissen.

In dem Lande südlich von den Flüssen Colorado und Arkansas bis nach

Digitized by Google

Mexiko herunter wohnen mehrere Völker, welche außer Zusammenhang mit den bisher betrachteten und auch mit der benachbarten großen mexikanischen Familie stehen. Zu denselben gehören zunächst eine Anzahl von Urstämmen in Arizona und Neumexiko, welche seit ältester Zeit, im Gegensatz zu den in den benachbarten Wüstenflächen nomadisierenden Banden, feste Wohnsitze innehatten, sich von Ackerbau und Viehzucht ernährten und solide Häuser aus Stein errichteten. Sowohl ihre Ortschaften als deren Bewohner führen die spanische Benennung Pueblos (d. h. Dörfer, Ortschaften) und dieser kommt zuweilen auch den Pima, Maricopa und Papago am Rio Gila und südlich von demselben zu. Die eigentlichen Pueblo wohnen im nordöstlichen Neumexiko, am obern Rio Grande del Norte und seinen Zuflüssen, im Westen und Süden von den Navajo und Apatschen, sowie den Yabipais begrenzt, während sie im Osten von den mexikanischen Komantschen umgeben sind. Ein direkter ethnologischer Zusammenhang der Pueblоindianer mit den Azteken, Tolteken oder mit den Moundbuilders im Ohio- und Mississippithale konnte trotz der zahlreichen und mächtigen, stufenartig emporsteigenden Ruinen in Neumexiko, trotz des Vorkommens vielfacher Felsenskulpturen und der in jedem Pueblo eingeführten „Estufas", Schwitzbäder und zugleich Versammlungshallen, bis jetzt nicht nachgewiesen werden und ihre Herkunft ist bis auf den heutigen Tag in Dunkel gehüllt.

Pueblоindianer.

Ein friedlicherer Menschenstamm als die Pueblоindianer, deren es 1874 in Neumexiko noch an 9500 gab, ist kaum denkbar. Freundlich und gefällig

Digitized by Google

zeigen sie sich gegen Fremde, wo sie ihnen auch immer begegnen mögen, sowie die größte Gastfreundschaft jenen zu teil wird, welche sie in ihren Städten und Wohnungen besuchen. Seit langer Zeit in stetem Verkehr mit den Mexikanern, haben sie vieles in Sitten und Tracht von denselben angenommen, ist sogar der größte Teil der Bevölkerung der spanischen Sprache mächtig. Fleiß und Betriebsamkeit sind ihre Haupttugenden; sie treiben Acker- und Gartenbau und unternehmen gelegentlich Reisen zu den wildesten Indianern der Steppe, um für Tauschartikel Pelze und Häute mit heimzubringen. Möllhausen schildert die Pueblos als schöne, wohlgebaute Menschen, die trotz des indianischen Typus etwas Ansprechendes in ihren Zügen haben. Bancroft aber sagt: „Die Pueblo- und Moquiindianer sind von geringer Körpergröße; die Statur der Männer übersteigt selten 1,52 m; Hände und Füße sind klein, die Gesichtszüge ausdrucksvoll und scharf geschnitten, die Augen hell und lebhaft, Bau, Haltung und Gebärden einnehmend. Ihr Haar ist dunkel, weich und fein, ihre Haut hellbraun. Die Frauen erreichen nur selten eine Körpergröße über 1,22 m; sie sind beleibt und aus ihren dicken Gesichtchen strahlen Anmut und Verstand; ihr Gang ist leicht und graziös. Man findet Albinos unter ihnen, die mit sehr weißer Gesichtsfarbe, blondem Haar, blauen oder rötlichen Augen ausgestattet sind." (Bancroft, Native Races, Bd. I, S. 529—530.) Männer wie Weiber tragen die Haare lang, nur auf der Stirne über den Augenbrauen stumpf abgeschnitten; außerdem haben die Männer ihre Wirbellocken in einen kurzen dicken Zopf gedreht und diesen mit einem roten Bande umwunden. Einige tragen hellbraun gefärbte lederne Jagdhemden, welche, reichlich mit Fransen und Stickereien versehen, trefflich zu den farbigen Unterkleidern passen, die bis an die Kniee reichend nach mexikanischer Mode reich mit gelben und weißen Knöpfen geschmückt sind. Andre werfen nur eine gestreifte Decke um die Schultern und kleiden sich einfach mit einem Hemde von Kattun. Die Weiber befestigen um die Hüften einen dunkelfarbigen Rock, der beinahe bis auf die Füße reicht; den Oberkörper verhüllen sie mit einer leichten Decke, die sie bald über den Kopf ziehen, bald malerisch um Schultern oder Hüften schlingen. An den Füßen tragen beide Teile Mokassinen, die oft zierlich gestickt und geschmückt sind. (Möllhausen, a. a. O., S. 143, 215.)

Nach Oskar Löw zerfallen die Pueblo in folgende acht Gruppen: 1) die Tano; 2) die Tao östlich vom Rio Grande angesiedelt, die am weitesten nach Norden hin gelegenen Pueblo; 3) die Tehua mit drei wenig unter sich verschiedenen Dialekten; 4) die Jémes (spr. Chémes) im Thale des Jemes River, nennen sich wohl auch Ballatoa; 5) die Quéres (spr. Kéres); 6) die Acoma; 7) die Zuñi (spr. Sunji), friedliche, freundliche Menschen, deren Dörfer terrassenförmig erbaut sind, so daß 3—7 Stockwerke übereinander liegen. Das obere ist jedesmal kleiner als das, auf welchem es sich erhebt, wodurch jede Wohnung einen Vorhof oder eine Gallerie erhält. Die Straßen zwischen den Häusern sind eng und zuweilen durch Ueberbauung der oberen Stockwerke ganz verdeckt. (Siehe Amer. Naturalist 1877, S. 736.) 8) Die Moqui nördlich vom Colorado Chiquito in Arizona. (Amer. Naturalist 1877, S. 468, 591, 736 und 1878, S. 310, 456.) Von den Moqui ist im allgemeinen sehr wenig bekannt; seitdem die Spanier sie im sechzehnten Jahrhundert entdeckten, wurden sie nur selten von Weißen besucht. Ihre Zahl wird auf 2500 geschätzt. Sie wohnen in sechs Dörfern verteilt, die auf vier „Mesas", d. h. Ueberresten eines durch Erosion zerstörten Sandsteinplateaus, gelegen sind; letztere sind 11—13 km voneinander entfernt. Die Dörfer nehmen im allgemeinen die

Digitized by Google

ganze Breite des Felsens ein und unmittelbar vor den Häusern stehend, sieht man an vielen Stellen 100 m senkrecht in die Tiefe; an andern Stellen befindet sich in etwa zwei Drittel der Höhe eine natürliche Terrasse, die zu Schafställen eingerichtet ist. Am Rande des Felsens spielen sorglos die Kinder und gleichgültig sehen die Mütter zu, andre beugen sich unten auf der Schafterrasse unter die Ziegen und saugen die Milch aus dem Euter. Die Häuser sind in Reihen gebaut, meist zweistöckig, einige auch vierstöckig. Die Bauart ist eine terrassenartige, die oberen Stockwerke werden mittels Leitern von außen erstiegen. — Das Material sind nicht „Adobes", wie sonst meist in Neumexiko üblich, sondern Steine, die durch ein Gemenge von Thon und Sand sehr fest verbunden sind. Jedes Stockwerk ist etwas über 2 m hoch und in mehrere Zimmer abgeteilt, die mit Kaminen versehen sind. Die Fenster sind durch kleine Löcher in der Mauer vertreten, die zur Winterszeit verkittet werden. Bei großer Winterkälte wohnen sie in einer Art Keller, Höhlungen im Felsen. Der Gesichtsausdruck hat mehr mit dem Europäischen als mit dem Mongolischen Aehnlichkeit, ihre Zähne sind blendend weiß, alle sind bekleidet. Nur wenige bemalen sich. Die Frauen tragen Rock und Mantille, bei den Töchtern des Governador bemerkte Hr. Löw einen Kopfputz à la Pompadour. Ihre Haustiere sind der Hund, das Huhn, Schaf, Ziege und Esel. Rindvieh und Schwein sind ihnen unbekannt. Der Esel wird vorzugsweise gebraucht, um das Holz aus großer Ferne herbei zu transportieren. Zur Unterhaltung eines Feuers im Kamin dient vielfach Schafmist in gut getrocknetem Zustand. (O. Löw in Peterm. Geogr. Mitt. 1874, S. 408.) Die Sprache der Moqui zeigt sehr große Verwandtschaft mit den schoschonischen Dialekten der Utah, Komantschen u. a., und ist wohl als ein Dialekt der Schoschonensprachen einzureihen, so daß linguistisch die Moqui der mexikanischen Völkerfamilie angehören.

Im Jahre 1874 fand zuerst H. Jackson im südwestlichen Coloradoterritorium eine Menge von alten Baueresten, konnte sie jedoch nicht weiter verfolgen, weshalb dieselben im Sommer 1875 von Holmes aber in den benachbarten Territorien Arizona und Utah eingehend studiert wurden. (Amer. Naturalist 1878, S. 526, 606.) Holmes unterscheidet dreierlei Bauwerke:

1) Ansiedelungen in den Niederungen auf Flußterrassen und in der Nähe des Wassers, auf fruchtbarem Land, angelegt ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Bewohner, ohne Verteidigungsvorrichtungen; sie waren wohl zum größten Teile aus Erde, Gerölle und aus den noch heute in Mexiko und Peru häufig angewendeten lufttrockenen Lehmziegeln (Adoben) erbaut. Solche Niederlassungen waren wohl die Hügel- und Wallgruppen am Rio La Plata, einem Nebenflusse des Rio San Juan, an der Grenze von Neumexiko, auf einer niederen Terrasse, nur 8 m über dem Flusse: sie bestehen aus kreisförmigen und rechteckigen Wallspuren, die 1—2 m hoch über die Oberfläche der Terrasse emporragen. Eine Pfeilspitze, Obsidian und Jaspissplitter sowie einige Topfscherben bilden die spärlichen Beweise dafür, daß einst Menschen hier gehaust haben. 2) Höhlenbauten, nahe dem bebauten Land in Aushöhlungen der Kreideschichten an Steilabstürzen gelegen. Diese Höhlenwohnungen, das Bezeichnendste im ganzen Coloradogebiete, sind außen mit Wällen versehen, die nur einen schmalen Eingang und ein kleines Fenster an der Seite offen lassen. Ein derartiger Bau befindet sich z. B. am Rio San Juan, 56 km unterhalb der Einmündung des La Plata. An einem 10—14 m hohen vertikalen Absturze befinden sich die Exkavationen, alle auf gleicher Höhe, auf der obersten Fläche aber sind die Reste von zwei Rundtürmen deutlich erkennbar, von denen der eine 48, der andere 68 cm dicke Steinwälle besaß. Der letztere hatte einen Durchmesser von 44 m und besaß zwei Steinmauern. 3) Die eigentlichen Festungen oder Riffhäuser, meist hoch oben an Felsenwänden, in schwer zugänglichen Klüften oder in ursprünglich wohl vom Wasser ausgewaschenen und später von Menschenhand erweiterten Hohlräumen. Am interessantesten sind die Bauten dieser Felsklippenbewohner (Cliff-dwellers, siehe über sie Nature 1878, Bd. I, S. 409 und Kosmos, Bd. VI, S. 40—54, ferner Short, The Northamericans of Antiquity, S. 293–310) am Rio Mancos. In einer bis circa 250 m hoch über dem Fluß gelegenen Wand aus geschichteten Sandsteinen und Schieferthonen befinden sich in zwei, durch eine mächtige Bank aus massivem Sandstein getrennten Schieferthonschichten, Höhlen und in diesen die merkwürdigen Bauwerke. Die obere Nische ist etwa 33 m unter dem oberen Rande gelegen und wird durch die obersten Bänke dachartig überragt. Diese hat eine Länge von ca. 30 m, ist aber nur 3 m tief und von einer stellenweise noch 3—4 m hohen Mauer geschlossen. Innerhalb dieser befinden sich drei Kammern, von diesen war die erste der Feuerraum, alle Wände zeigen die Rauchspuren, in der zweiten fanden sich Knochenreste, in der dritten Getreidekörner. Die

Digitized by Google

untere nur etwa 20 m lange und an der tiefsten Stelle 5 m tiefe Höhle enthält das größere Gebäude, das durch einen, jetzt noch über 4 m hohen Mauerwall abgeschlossen ist, die mit 17 kleinen fensterartigen Oeffnungen versehen ist und in diesem Teile 4 Kammern enthält, während sich weiterhin, so ziemlich in der Mitte der Nische, ein kreisrunder Raum befindet, der nur durch einen engen, röhrenartigen (58 cm hohen und 80 cm weiten) Gang mit den andern Räumlichkeiten in Verbindung stand, wodurch der Zutritt zu diesem Allerheiligsten sehr erschwert war. Die beiden Höhlen stehen nur durch in den Felsen gehauene Steiglöcher in Verbindung.

Eine ganze Reihe solcher Bauten liegen in Arizona und Utah (Siehe: Americ. Naturalist 1880, S. 681) entlang der Thalwände des Rio San Juan, darunter eine wahre „Höhlenstadt" in den 70—146 m hohen Steilwänden in der Nähe der Einmündung des Rio Chelley. Der solid gebaute Teil dieser Höhlenansiedelung hat ein Länge von 180 m, der Höhlenraum, der von einer mächtigen Gesteinsmasse weithin überragt wird, hat aber nirgends eine größere Tiefe als 10—13 m. Nicht weniger als 75 ummauerte Gemächer befinden sich auf diesem engen Raume beisammen, darunter nur Eines von kreisrunder Basis, welches Jackson als „Estufa" bezeichnet. Die ganze Ruinenstadt liegt mehr als 20 m über dem Thale. Diese ummauerten Bauwerke haben ein moderneres Aussehen und sind nach Holmes später als die Niederlandhäuser und die Höhlenwohnungen errichtet worden, von denen sie sich hauptsächlich durch ihre solide Bauart unterscheiden.

In bezug auf die Form der Bauten herrschen der Kreis und das Parallelogramm vor und zeigt sich ein ansehnlicher Grad von architektonischer Fertigkeit. Wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, sind die Vierecke vollkommene Quadrate, die runden Bauten aber vollkommen kreisförmige Türme, oft mehr als 12 m im Durchmesser, und mit doppeltem oder dreifachem Walle umgeben. Sie sind aus zugehauenen Steinen aufgeführt, an der Außenseite der Krümmung angepaßt und mit Mörtel verbunden. Der Raum zwischen den Wällen ist durch Scheidewände in zahlreiche kleine Kammern geschieden.

Von größtem Interesse sind endlich noch die Menschenreste, die bei den Untersuchungen aufgefunden wurden. Man fand eine große Zahl von Begräbnisplätzen, die untersuchten Gräber ergaben jedoch nichts als kleine Quantitäten von Holzkohlen und bemalte Topfscherben. Die Grabstätten sind durch Sandsteinplatten gekennzeichnet, welche teils an den Ecken, teils in Kreisen oder Parallelogrammen angeordnet sind (also ähnlich so wie es auch bei den Dolmen und Hünengräbern in Europa der Fall ist) und liegen gewöhnlich auf den Höhen von niederen Hügeln. Auch drei Skelette wurden gefunden. Diese verdienen selbstverständlich das höchste Interesse, da sie die Beantwortung der Frage nach dem Volke, welches die merkwürdigen Bauten aufgeführt, bringen könnten. Eines der Skelette soll in der eigentümlichen kauernden Stellung gewesen sein, welche so bezeichnend für die Ketschualeichen Südamerikas ist, die beiden andern wurden in Neumexiko in einer der alten Ruinen bei Abiquin entdeckt. Alle drei Schädel sind auffallend brachykephal, der erste zeigt eine kleine Neigung zur Schiefzähnigkeit (Prognathie). Nicht uninteressant ist der angestellte Vergleich zwischen einem Schädel von Abiquin und einem Indianerschädel (aus Guatemala) und einem Pachacamac-(Peruaner-)Schädel, woraus hervorgeht, daß der Schädel von Abiquin die beiden andern in bezug auf Höhe und Kürze übertrifft. Doch stellte sich als zweifellos heraus, daß derselbe künstlich in diese auffallende Form gebracht worden war, daß also — wenn das betreffende Skelett wirklich von einem dem ausgestorbenen Volke angehörigen Menschen stammt — dieses auch die Gewohnheit hatte, die Köpfe der Kinder einzuschnüren. Es scheint vorläufig kein Grund vorzuliegen, die Entstehung dieser verschiedenartigen Bauten verschiedenen Stämmen zuzuschreiben, oder sie in weit auseinander liegende Zeiten zu versetzen, man hat es also wahrscheinlich nur mit einem Stamme zu thun, dessen Geschichte freilich uns vorderhand ebenso dunkel ist, wie die Vorgeschichte der Bevölkerung Amerikas überhaupt bis zur Zeit der Eroberung. Woher die verhältnismäßig starke Bevölkerung dieser Ruinenstätten gekommen, wohin sie nach Verlassen dieser Ruinen geraten, ob man als einzige Ueberbleibsel derselben die jetzigen Pueblоindianer ansehen muß, das sind Fragen, die vorderhand nicht zu beantworten sind. Ebensowenig ist es möglich, uns einen klaren Begriff von der Kulturstufe der Bewohner jener Ruinen zu machen. Der Mangel an äußerem Schmuck der Bauten, der nebenbei gesagt zum Teil durch den Zahn der Zeit zerstört sein kann, die Einfachheit derselben läßt leicht Trugschlüsse zu auf das Wesen der Erbauer, die ja z. B. unter dem Drucke ungewöhnlicher oder trauriger Verhältnisse gestanden haben können, wie sie freiwillige oder unfreiwillige Migration, Bedrängung durch Feinde ꝛc. mit sich bringen, so daß die Entfaltung gerade des künstlerischen Könnens

Digitized by Google

gehemmt war. Berücksichtigen wir die bei der Anlage dieser Bauten überwundenen Schwierigkeiten, sehen wir die Grundpläne besonders der einzelnen Dörfer an, so müssen wir anerkennen, daß die Erbauer auf keiner unbedeutenden Kulturstufe gestanden haben, so fremdartig uns diese auch entgegentritt. Welch interessante Streiflichter auf die sozialen Verhältnisse wirft allein schon die Idee, die Wohnungen so vieler Menschen in so enger Weise zu verbinden, daß man äußerlich ein Ganzes schafft, das unsern sogenannten Kasernenbauten nahe kommt. Wie aus den Arbeiten, über welche hier referiert wurde, hervorgeht, haben wir es hier nur mit sehr oberflächlichen Untersuchungen zu thun; planmäßige Ausgrabungen innerhalb oder in der Umgebung dieser Ruinen haben nicht vorgenommen werden können, so daß von sonstigen Kunstprodukten ihrer Bewohner nur sehr wenige Proben geboten werden. Am interessantesten sind darunter zweifellos die zahlreichen Hieroglyphen, welche man teils auf Steinen in Doppellinien eingraviert fand, teils ist das Steinmaterial zwischen den Umgrenzungslinien herausgearbeitet, die ganze Figur also vertieft. Menschen- und Tierformen verschiedener Art sind auf diese Weise dargestellt. Unter anderm fällt eine große Prozession von Menschen, Vögeln und einer großen Menge von abenteuerlich gestaltetem Getier auf, die in der letzteren Manier in den Fels eingegraben ist. Außer den bekannten Steinäxten und Pfeilspitzen sind Ornamente und Thongefäße, diese meist in Bruchstücken, aber darunter einige mit einer harten Glasur, gesammelt worden, deren Charakter die allgemeine Verwandtschaft mit denselben Artefakten aus Mexiko, Zentralamerika und selbst Peru erkennen läßt, im speziellen sich mit den Erzeugnissen der Pueblоindianer und besonders der Moqui in Uebereinstimmung bringen läßt. Hierauf sowohl, wie auch auf die Thatsache, daß die Moqui-Pueblo ihre Dörfer in ähnlicher Weise angelegt haben, wie es die hier besprochenen sind, ist die Annahme von Holmes begründet, daß jene Pueblоindianer die Nachkommen des Volkes sind, von dessen Existenz die beschriebenen Ruinen Kunde geben.

Als völlig isoliert sind die Tonkawa (Tonkaways oder Toncahuas) im nördlichen und nordwestlichen Texas zu betrachten, ein ehemals mächtiger Indianerstamm, der aber gegenwärtig sehr zusammengeschmolzen ist. Unterhalb der Mündung des Colorado sitzen längs dem Golf von Kalifornien die Axua, Tepoka, Guaima und Seri, dann in einer gebogenen Linie zwischen Culiacan, Chihuahua und dem Rio Grande del Norte die Huraba, Toboso, Gabilan, Naza und Pelon, lauter Stämme, welche unter ihren Nachbarn und zum größten Teile auch untereinander vorläufig noch als isoliert gelten müssen. Das nämliche ist der Fall bei den Kioway, im Westen der Pahni, nördlich von Longs Pik, im Quellengebiete des nördlichen Platteflusses. Sie sind als die verräterischesten Indianer in den Steppen bekannt, und größere Räuber sind kaum denkbar als diese Nomaden. In ihrem Aeußern, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sie sich nur wenig von den Komantschen, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn sind, sondern auch dieselben Reviere mit ihnen durchstreifen. Trotzdem ist nicht die geringste Verwandtschaft in den Sprachen dieser beiden Völker zu entdecken. Nur durch ihre Dolmetscher vermögen sie sich miteinander zu verständigen, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu der Sprache der einst mächtigen Kaddoindianer (Cadodaquious), eines weiter südlich in Texas am Red River wohnenden Stammes, oder zu der allgemeinen Prairiesprache nehmen wollen. Die erstere wird von beiden Nationen hinlänglich verstanden, um darin miteinander verkehren zu können. Die andre hingegen besteht fast ausschließlich aus Zeichen, ist aber ausreichend, um eine Verständigung zwischen allen Indianern der Steppe zu ermöglichen.

Hier ist es am Platze zu bemerken, daß in ganz Nordamerika bei den Indianern, und zwar verschieden nach den verschiedenen Stämmen, ein herkömmliches, durchaus künstliches System von Zeichen für bestimmte Begriffe gilt, mittels deren Indianer sprachlich

Digitized by Google

ganz abweichender Stämme sich untereinander verständigen können. Gerade da, wo verschiedenartige Stämme nahe benachbart sind, pflegt die Zeichensprache entwickelt zu sein; sie stirbt ab, wenn eine lingua franca in Gebrauch kommt. Bei den Irokesen, Algonkin u. s. w. war sie wenig entwickelt, weil diese Völker individuenreicher, in beständigem Verkehr miteinander waren und zum Teil sich sprachlich verstehen konnten. Aber für die Scheyenne, Mandanen, Blackfeet u. a. hat schon Prinz Max von Neuwied 1832 bis 1834 eine ganze Reihe solcher Zeichen beschrieben und in neuester Zeit hat Oberstlieutnant Garrick Mallery ihnen ein besonderes Studium gewidmet (in seiner Introduction to the Study of Sign Language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of mankind. Washington 1880. 4°.); er betont mit Recht, daß das Verständnis dieser Zeichensprache für die Entzifferung der alten Bilderschrift der Indianer nicht ohne Bedeutung ist.

Der mexikanische Völkerkreis.

Sehen wir von den im vorigen Abschnitte erwähnten Indianerstämmen ab, so ist der große Landstrich, welcher von Salmon River bis gegen Mexiko sich herabzieht, von einem großen Volksstamme bewohnt, zu dem auch die Nachkommen des erobernden Aztekenvolkes auf dem Tafellande von Anáhuac selbst gehören. Diese Völker bilden den andern gegenüber unzweifelhaft eine Einheit, wie sich aus einer sorgfältigen Betrachtung der Sprachen darthun läßt. Dem Scharfsinne Eduard Buschmanns verdanken wir diese Entdeckung, eine der schönsten Thaten der modernen Sprachforschung. Allein wie im Norden die Yumastämme und manche ihrer noch unklassifizierbaren Nachbarn das Gebiet dieser Sprachfamilie durchsetzen, so auch im Süden, in Mexiko selbst, wo mitten unter ihnen zahlreiche Völker sitzen, welche weder mit den Azteken, noch untereinander zusammenhängen, die aber jedenfalls die älteren Besitzer des Bodens sind und daher meist als „mexikanische Urvölker" betrachtet werden. Aus geographischen Gründen füge ich sie mit den Stämmen der eigentlichen Mexikaner in den großen mexikanischen Völkerkreis ein.

Innerhalb desselben kann man wieder, mit Vernachlässigung der erwähnten Urvölker, zwei große Gruppen unterscheiden: Buschmanns sonorische Sprachfamilie, welche in fünf Abteilungen sich gliedert, und die mit letzterer in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnisse stehende aztekisch-toltekische. Die nördlichsten Glieder der sonorischen Sprachfamilie reichen weit über die Grenzen Mexikos, noch tief in das Gebiet der Vereinigten Staaten hinein, denn sie umfassen die Bonak oder Panascht und die Schoschonen, welche in Oregon und Idaho am Snake River wohnen.

Die Schoschonen oder Schlangenindianer (Snake-Indians) sind etwa 1600 Köpfe stark und in ihre jetzigen Wohnsitze durch die Schwarzfüße gedrängt worden. Vordem hausten sie im Osten der Felsengebirge. Man unterscheidet zwei Abteilungen dieses Stammes, welche eine nur dialektisch verschiedene Sprache reden: die eigentlichen oder östlichen Schlangenindianer und die westlichen oder Wihinascht. Die Schoschonen werden als gutmütiger und ehrlicher denn die meisten andern Indianer geschildert; sie besitzen erbliche Häuptlinge und wohnen in großen Dörfern, welche aus stattlichen Holzhäusern bestehen. Ihre Hauptbeschäftigung bilden Jagd, Fischerei und Pelzhandel; als Waffen

Digitized by Google

dienen Keulen, Bogen und Pfeile und gewöhnlich steinerne Dolchmesser; als Kleidung aber Tierfelle. Die Bonak oder Ponascht dehnen sich zwischen den beiden Zweigen der Schoschonen von West nach Ost am obern Snake River aus.

Buschmann vereinigt zur fünften Abteilung seiner sonorischen Sprachfamilie diese Schoschonen und Bonak mit den tiefer im Süden, um den großen Salzsee wohnenden Utah, den Pah Utah oberhalb der Coloradobiegung, den uns schon bekannten Moqui und den Komantschen (Comanches), zu denen auch die Yamparika im Osten des großen Salzsees gehören, während die Ko-

Schoschonenhäuptling.

mantschen vom Quellgebiet des Colorado, Rio Grande del Norte und Arkansas im Norden bis an das Quellgebiet des Rio Nueces im Süden hausen.

Nach Möllhausen sind die Pah Utah (Payutes, Piedes, Payuches oder Paiuti bei Powers) zum Teil räuberische, armselige Wilde, die ihr elendes Leben mit Grassamen, Wurzeln und Reptilien fristen. Es sind übrigens kräftige Gestalten, welche in mächtigen Sprüngen über hinderndes Gestein oder Gestrüpp hinwegzusetzen wissen. Dazu kommt noch der freundliche, fast offene Ausdruck ihrer Augen, den selbst die gräßliche Hautmalerei nicht zu verdrängen vermag, und die ewig glückliche Stimmung, in der sich diese Naturkinder zu befinden scheinen. (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien, S. 382.)

Eines der bedeutendsten Indianervölker des nördlichen Amerika, sowohl der Zahl als der großen Verbreitung nach, sind die Komantschen, welche auch die Namen Jetan, Teutan, Tetan führen, bei den Pahni und Osagen aber Paduka heißen, sich selbst jedoch „Na-uni", d. h. die „ersten Lebenden" nennen. Im Sommer kommen diese kriege-

Digitized by Google

rischen, nomadisch lebenden und wilden Indianer selbst bis nach Santa Fé. Sie durchziehen die mexikanischen Staaten Chihuahua, Coahuila und Nuevo Leon und zeigen sich bis Durango, so daß ihr Gebiet wohl 1350 km von Nord nach Süd und an 1000 km von West nach Ost mißt. Ihre Zahl mochte früher 10—12,000 betragen, darunter 2000—2500 Krieger. 1872 schätzte man sie auf 3—4500 Köpfe. Jedenfalls sind sie immer noch die zahlreichste Indianernation in Texas. Klöden giebt von ihnen folgende Charakteristik. Sie besitzen als einzigen Reichtum große Herden von Pferden und Maultieren, welche sie, wie ihr Rindvieh, rauben; ihre Kriege sind meist Raubzüge, zu welchen sich 6—30 junge Leute vereinigen. Oft müssen sie monatelang reisen, ehe sie den Ansiedelungen sich nähern und treffen häufig erst nach einer Abwesenheit von zwei Jahren wieder bei ihren Wigwam ein, da es mitunter lange währt, ehe ihr räuberisches Vorhaben mit Erfolg gekrönt wird und jeder sich vor der Schande fürchtet, mit leeren Händen heimzukehren. Ihre männlichen Gefangenen skalpieren sie, die Weiber schänden sie, nehmen sie aber auch zu sich und die Kinder ziehen sie wie ihre eigenen auf. Schießwaffen, die sie über Texas erhalten, gebrauchen die Häuptlinge und wer sie haben kann. Die übrigen sind Meister im Gebrauche der Lanze und des Bogens; wenn sie Dörfer angreifen, so töten sie alles und treiben das Vieh ruhig fort. Sie fechten stets zu Pferde, denn von frühester Kindheit bis zum spätestens Greisenalter ist der Komantsche im Sattel. Sein Körper, der beim Gehen jeder Grazie entbehrt, ist auf dem Rosse wie umgewandelt. Jeder Krieger hält sich ein besonderes Streitroß, bei dessen Wahl mehr auf Schnelligkeit als auf andre gute Eigenschaften Rücksicht genommen wird. Dieses ist sein bester Freund, sein heiligstes Gut, der Gegenstand sorgsamster Pflege seitens der Weiber. Die Häuptlingsschaft ist nicht erblich. Unter sich leben sie in überraschender Eintracht, sind aber in keiner Weise organisiert; daher haben Verträge mit ihnen auch durchaus keinen Wert. Privateigentum kennen sie nicht; der Boden gehört jedermann und selbst von dem Tiere, das er erlegt, darf der Jäger bloß das Fell behalten, das Fleisch wird unter dem ganzen Stamme verteilt. Ihre religiösen Vorstellungen sind äußerst beschränkt und einen Gottesdienst kennen sie nicht; an einen bösen Geist glauben sie nicht, wie die meisten Indianer. Von einem künftigen Leben haben sie eine Vorstellung und hoffen Jagdgründe zu finden, reich an Büffeln und Wild. Feuer gilt ihnen als ein heiliges Symbol, daher die Leiche eines Kriegers mit seinem Lieblingspferde und seinem Jagdgeräte verbrannt wird. Ihre Totenklage ist laut und währt lange. Die Bande der Verwandtschaft sind strenge, aber die Ehe währt nach Gefallen; auch Vielweiberei wird durchaus nach Belieben geübt.

Utemdianerin.

Digitized by Google

Ehebruch wird an der Frau durch Abschneiden der Nase oder mit dem Tode bestraft. Die Mädchen werden von den Vätern gegen Pferde, Waffen und Schießbedarf verhandelt und nehmen als Frauen eine sehr untergeordnete Stellung ein, werden auch sehr roh behandelt. Der Frau fällt alle Arbeit zu. Nie wird der Boden angebaut, sondern die Jagd liefert die Nahrung, im Sommer die Büffeljagd; im Winter sammeln sie sich meist im Bolson de Mapimi in Mexiko, in dessen mildem Klima ihre Herden ausdauern können und von wo sie ihre Raubzüge nach Mexiko hinein unternehmen. Sie tragen Beinkleider und Mokassinen oder Leggins und hängen ein Büffelfell lose über die Schultern. Ein breiter reich mit Perlen verzierter Gürtel ist ein Lieblingsstück. An Kopf, Hals, Brust und Armen hängen sie mannigfache Zierate, zum Teil von Silber, wie sie von den Mexikanern sie erhalten. Mit Rot, Blau und Gelb lieben sie es, sich Gesicht und Körper zu bemalen. Ihr Kopfputz ist überall mit Perlen und rotem Tuch verziert, oft auch mit einer Menge von Federn, mit Pferdehaaren und Kuhschwänzen. Ihre Armbänder bestehen aus Messing, ihr Nasenschmuck aus Muscheln, Knochen oder Silber, ihre Ohrgehänge aus silbernen oder goldenen Ringen, Perlschnüren u. dgl. Auch Mähnen und Schweife ihrer Pferde putzen sie mit Streifen roten Tuches auf. Die Krieger führen außer Lanze, Bogen und Pfeilen auch einen starken Schild aus Büffelhaut. Die Komantschen zählen nach den Fingern, also nach dem Dezimalsystem und beobachten eine Jahreseinteilung von 18 Monaten zu 20 Tagen, befinden sich also im Besitze des altmexikanischen Kalenders. Ihre astronomischen Kenntnisse beschränken sich auf jene des Polarsternes, der ihnen bei ihren Zügen als Führer dient. Die ganze Nation teilt sich in die drei besonderen Stämme der nördlichen, der mittleren und der südlichen Komantschen, deren jeder einzelne wieder in verschiedene Banden zerfällt, die von angesehenen Kriegern, Medizinmännern oder kleinen Häuptlingen geführt, die großen Prairien in allen Richtungen durchstreifen. Alle diese Stämme reden eine Sprache, nur einzelne davon besondere deutlich unterscheidbare Dialekte. (Das Paternoster in Komantschesprache siehe im: American Naturalist 1879, S. 790.) Die Komantschen sind meist stark und kräftig, sowie von hohem Wuchse, nicht so dunkelfarbig wie die übrigen Indianer der Vereinigten Staaten, haben einen ausgebildeten Schädelbau und einen intelligenteren Gesichtsausdruck als die meisten Indianer, sind aber ohne alle Zivilisation. Sie leben in einzelnen Dörfern unter kegelförmigen Zelten aus Büffelleder mit einem Rauchfange. Hauptvergnügungen sind Tanz, von einem gellenden Gesange und Trommelschall begleitet, und Spiel, besonders Werfen nach einem mit Einschnitten versehenen und bemalten Holze. (Ausland 1858, S. 431.)

Auf der Südküste von Neukalifornien, etwa vom Kap Concepcion im Norden bis nach St. Diego del Rey im Süden, im Norden von den Aboriginern Kaliforniens und im Süden und Osten von den Yumavölkern begrenzt, wohnen mehrere Stämme, die sprachlich zusammenhängen und mit den vorher aufgezählten zu einer Familie gehören. Es sind dies von Norden nach Süden die Kizh von S. Gabriel, die Kahuillo, zwischen den Quellen der Flüsse S. Ana und S. Gabriel, die Netela in S. Juan Capistrano, die Ketschi, in S. Luis Rey, und die Chimehueve, am unteren Colorado, zwischen den Yuma. Die Sprachen dieser Stämme werden von Buschmann zur vierten Abteilung seiner sonorischen Sprachfamilie zusammengefaßt.

Am Gilafluß und seinen südlichen Zuflüssen wohnt das Volk der Pima, mit denen die weiter im Westen sitzenden Papago (Papabota) zusammenhängen. Die Pimasprache oder Névome, welche namentlich mit dem Tepeguana zusammenhängt, bildet die dritte Abteilung der sonorischen Sprachfamilie Buschmanns.

Die Pima, einst im Altardistrikte nordwestlich von Sonora ansässig, unterwarfen sich der Herrschaft und dem christlichen Glauben der Spanier. Jene aber, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollten, zogen nach dem Norden, in das heute Pimeria alta genannte Gebiet, wo sie den Namen Papago annahmen, während ihre von ihnen heftig bekriegten Stammesbrüder die Pimeria baja bewohnen. (Guillemin-Tarayre, Rapport sur l'exploration minéralogique des régions mexicaines in den Archives de la

Digitized by Google

Commission scientifique du Mexique. Paris. Bd. III, S. 438.) Ihre Zahl mag an 15,000 betragen; sie sind gutmütig, friedfertig, auch halbzivilisiert und leben untermischt mit den Weißen, noch mehr aber mit den Opataindianern. (Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico. Mexiko 1865. 8°. Bd. II, S. 91.) Doch haben sie sich immer auch als tüchtige Krieger bewährt und es gelang ihnen stets, die Einfälle der Apatschen zurückzuweisen. Sie haben, so weit ihre Vergangenheit zurückreicht, stets, wenn auch in roher Weise, Ackerbau getrieben, was auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Puebloindianern hinweist, und den Weißen gegenüber immer eine freundliche Gesinnung an den Tag gelegt. Sie zanken sich auch nicht um ein Testament, die Verwandten kennen keinen Neid und habsüchtige Advokaten beunruhigen keinen Sterbenden. Der Pima stirbt friedlich und wirft seine irdische Hülle ab ohne irgend eine weltliche Sorge, denn er weiß, daß alles wohlbestellt, wenn er begraben ist. Sein Besitztum wird ehrlich und billig unter dem Stamme verteilt. Ist er aber ein Häuptling und besitzt er Felder, Getreide und Vieh, so ist sein Tod für die Gemeinde ein wahres Glück! Alle Dorfbewohner werden zur Bestattung geladen und auf dem Grabe, in welches der Leichnam in hockender Stellung gebracht wird, veranstaltet man ein großes Fest. Die Weiber weinen, die Männer heulen und legen tiefe Trauer in Teer an. Alsdann wird das Vieh herbeigetrieben und sofort geschlachtet und jedermann — wie schwer beladen auch mit Kummer — ladet seinem Weibe noch möglichst mehr Ochsenfleisch auf. Tagelang wird dann herrlich geschmaust! Alle Habe des Verstorbenen wird gemeinsames Eigentum, sogar seine Witwe durch öffentlichen Aufruf demjenigen angeboten, der ein Weib wünscht. Ist sie ein starkes Weib, das viel zu arbeiten vermag, und kinderlos, so findet sich in wenigen Tagen gewöhnlich ein neuer Mann zu ihrem Troste ein, obwohl die Sitte ihr gestattet, für den Verstorbenen so lange zu heulen, bis dem konventionellen Schmerze genug gethan ist. Da es aber seine Uebelstände haben mag, ein Weib zu nehmen mit teerbeschmiertem Gesicht, so ist es dem neuen Gatten nicht verwehrt, auch sich das Gesicht zu beteeren, was zweifelsohne dazu beiträgt, die Verbindung noch inniger zu besiegeln. (J. Roß Browne, Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Jena 1871. 8°. S. 92–93.) Die erwähnten kommunistischen Sitten stürzen Witwe und Kinder in gänzliche Armut, weshalb die Weiber sich auch des Kindermordes nicht scheuen, weder vor noch nach der Geburt, was auch nicht als Verbrechen gilt. Die Abortivkünste werden sehr fleißig von alten Weibern mit erstaunlichem Erfolge und meist ohne schlimme Folgen für die Gesundheit der Mutter betrieben. Eheliche Verbindungen werden ohne Zeremonie eingegangen und auch nicht als bindend betrachtet. Weiber verlassen häufig ihre Männer und umgekehrt. Beispiele von unwandelbarer Treue sind zwar vorhanden, viele Weiber zögern jedoch nicht, ihre Reize andern Männern zur Verfügung zu stellen, was, obschon ihrem Ehemanne kaum angenehm, von dem Stamme durchaus nicht als verabscheuungswürdig oder verbrecherisch angesehen wird. Bloß die ganz nichtsnutzigen dieser Squaws leben mit Weißen zusammen, doch vermehrt sich deren Anzahl von Jahr zu Jahr und mit ihnen gewinnt die Lustseuche immer größere Verbreitung. Bescheidenheit ist beiden Geschlechtern gänzlich unbekannt; die in Gegenwart von Kindern jedes Alters geführte Unterhaltung ist höchst unzüchtig und die Namen vieler sind ekelerregende Wörter. Während des Kindbettes und in der Katamenialzeit bewohnen die Weiber abgesonderte Hütten und bedienen sich besonderer Geräte, welche die Männer nicht berühren, beziehungsweise nicht betreten dürfen. Die Pima glauben an ein höchstes Wesen, einen „Propheten der Erde", an einen bösen Geist und an ein Fortleben nach dem Tode, haben aber keine Form von Gottesdienst, keine Götzen, keine Bilder, keine Priester, wohl aber Medizinmänner („Mä-ke"), welche das Geheimnis besitzen, Hexen zu finden und unschädlich zu machen, denn Krankheiten, Todesfälle und alles Unglück werden als durch Hexen erzeugt angesehen. (F. E. Großmann, The Pima Indians in Arizona. in den Smithson. Reports 1871, S. 407–419.)

Eine andre Gruppe, und zwar die zweite Abteilung von Buschmanns sonorischer Sprachfamilie bilden fünf weitere Stämme, welche einer südlich vom andern wohnen. Sie besteht aus den Opata und ihren westlichen Nachbarn, den Eudeve, den Yaqui oder Hiaqui, den Mayo und den Tubar. Die Opata, etwa 35,000 an der Zahl, werden auch Onava genannt und sind durch die Missionäre ziemlich zivilisiert, haben auch schon eine große Menge meri-

Digitized by Google

kanischer Mischlinge aufzuweisen. Sie sind Ackerbauer und haben den Landstrich an den oberen Nebengewässern des Rio Yaqui bis Tekoripa inne. Auch sie sind geschworene Feinde der Apatschen, gegen die sie sich immer kräftig verteidigt haben. Die Opata sind bronzefarben, stark und kräftig, aber nicht sehr groß; bemerkenswert ist ihre Behendigkeit und Ausdauer, denn sie können, wie man versichert, binnen vierundzwanzig Stunden 260—330 km zu Fuße zurücklegen. Auch über die sittlichen Seiten ihres Charakters liegen günstige Urteile vor. (Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 407.) Die Opata sind heute alle Christen. In Sitten und Charakter innig verwandt mit ihnen sind die Eudeve in den Gebirgen von Durango und Chihuahua, von deren Idiom, dem Heve oder Dohema, einem Opatadialekt, heute, wie es scheint, keine Spuren mehr vorhanden sind. Das bedeutendste Volk dieser ganzen Gruppe sind die Yaqui oder Hiaqui (Annales des voyages. 1830. S. 30 ff.) im mittleren und unteren Thale des gleichnamigen Stromes, wo sie sich dem Ackerbau widmen. Das Eindringen von Weißen sehen sie, obwohl alle dem Christentum ergeben und von Natur aus sanft und fleißig, nicht gerne, wohl aber ziehen sie selbst aus, um sich als Peones auf den Haciendas, als Lastträger in den Städten, als Bergleute in den Silberminen oder als Perlenfischer im kalifornischen Meerbusen zu verdingen; gewöhnlich kommen sie aber alljährlich auf Besuch in die Heimat, wo sie nach einigen Jahren mit den Früchten ihrer Ersparnisse neue Ranchos gründen und ihre Rinder- und Schafherden vermehren. Früher waren die Yaqui ein rauhes kriegerisches Volk; sie der Gesittung gewonnen zu haben, ist das Werk der Jesuiten. Jetzt besitzt jedes Dorf einen Gouverneur und einen Milizkapitän, welchem alle waffenfähigen Männer unterstehen, während alle Gewalt in den Händen eines Alcade mayor, meist eines Weißen, vereinigt ist. Als Waffen dienen immer noch Pfeil und Bogen. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend. Weniger fleißig, weniger intelligent und auch weniger kriegerisch sind die Mayo, obwohl sie oft mit den Yaqui in Fehde standen, trotz des gemeinsamen Ursprungs beider Stämme. (Guillemin-Tarayre, a. a. O., S. 431—432.)

An der Ostküste des Golfes von Kalifornien wohnen im nördlichen Sinaloa die Kahita und im südlichen die Kora, welche mit den im Süden von Chihuahua und im Norden von Durango seßhaften Tarhumara und den im Durango und in Guadalajara wohnenden Tepehuana eine Einheit (Buschmanns erste Abteilung der sonorischen Sprachenfamilie) bilden.

Ueber die Kahita und Kora ist wenig zu sagen; interessanter sind die Tarhumara, deren Zahl Pimentel auf 25—30,000, Guillemin-Tarayre auf 40,000 beziffert. In früheren Zeiten bildeten sie mit den Yaqui und Mayo einen großen Völkerbund. Jetzt sind die Tarhumara, meist aber wohl irrtümlich Tarahumara geschrieben, in zwei Familien gespalten, welche das Hochland im Südwesten von Chihuahua und die Gelände der obern Yaqui, Mayo- und Rio Fuertethäler bewohnen. Auch sie sind ausschließlich Ackerbauer und so sanften Charakters, daß sie längst als Bürger anerkannt wurden, wobei man ihnen jedoch ihre Autonomie und innere Organisation beließ. Letztere ist ganz ähnlich jener der Yaqui. Jeder Tarhumara muß Soldat sein, d. h. einen Bogen und einen mit Pfeilen wohlgefüllten Köcher besitzen, auch alljährlich zwanzig Pfeile als Steuer abliefern. Das weibliche Geschlecht überwiegt bedeutend bei ihnen, doch ist stets nur Monogamie üblich gewesen. Die Ehen werden regelmäßig unter Einhaltung der lokalen Gebräuche geschlossen und oft vom Priester eingesegnet. Das als Braut ausersehene Mädchen wird

Digitized by Google

von den Eltern des Jünglings in ihre Hütte eingeladen, wo sie mit ihrem Vater sich häuslich einrichtet, so daß der junge Mann die Eigenschaften seiner Zukünftigen mit Muße studieren kann. Fällt die Prüfung zur Zufriedenheit aus, so begehrt er das Mädchen, und beide Familien erbauen nun dem jungen Paare eine neue Hütte. Die Tarhumara sind mittelgroß und kupferbraun, mit schwarzen, bald langen und harten und krausen Haaren, mager und schmächtig, was sie zu ausdauerndem Laufen befähigt. Die Bergbewohner sind kräftiger, haben nur selten Bart und teilen ihre Haare in zwei Zöpfe, mitunter jedoch tragen sie bloß einen. Als Kleidung dient ein einfaches Stück Stoff mit einem Loche, um den Kopf durchzustecken; die vorn und hinten herabfallenden Teile werden zwischen den Beinen vereinigt. Die Weiber tragen um die Hüften ein bis zu den Knöcheln reichendes Schafwollenzeug sehr eng umwunden; der Oberkörper bleibt frei. Strohhüte und Sandalen vervollständigen den Anzug. Die Häuser sind aus Luftziegeln (Adoben) oder angehobelten Brettern, das Dach aus Palmillablättern oder Fichtenzweigen hergestellt. Den Grundstock der Nahrung bildet der Mais in Gestalt von „Tortillas", der in ganz Mexiko üblichen dünnen, am Feuer gerösteten Kuchen; daran reihen sich „Frijoles", Bohnen in Fett oder mit „Chile", rotem Pfeffer, zubereitet. Als Getränk dient das angenehm schmeckende „Tesquino", ein Absud von keimendem Mais, den man in Wasser gähren läßt. Aus der wilden Maguaypflanze gewinnen sie Zucker und verstehen auch aus dem Safte dieses Gewächses eine Art „Mezcal" zu destillieren. Die Tarhumara sind alle Katholiken, aber jene in den Schluchten der Sierra Madre sind im Grunde genommen geblieben, was sie waren und halten an ihrem alten Aberglauben fest. Zur Erntezeit feiern selbst die besten Christen noch ein an die alten Traditionen anknüpfendes Fest, bei welchem sie auf den Feldern einen rhythmischen Tanz ausführen, doch trachten sie bei diesen „Titibura" von ihrem Pfarrer nicht gesehen zu werden. Zur Aufbewahrung des Mais erbauen sie aus Holzpfählen eigene, oft konische Speicher, sogenannte „Troja". Vermischungen mit den Weißen trachten sie zu vermeiden, obwohl sie sonst in tiefem Frieden mit ihnen leben.

Die Tepehuana sind gegenwärtig auf eine ganz geringe Anzahl im Herzen der Sierra Madre zwischen Durango und Mazatlan zusammengeschmolzen. Hr. Guillemin-Tarayre hat sie aufgesucht und fand sie ganz nackt und sehr scheu; sie fielen ihm auf durch ihren mattgelben Teint, ihre vorspringenden Backenknochen, die Schiefe ihrer Augen, die Größe ihres Schädels und ihre Physiognomie, welche Merkmale sie alle gewissen asiatischen Typen naherücken, wie denn auch in ihrer Sprache manche Verwandtschaft mit den uralaltaischen Idiomen gefunden werden will. Die Statur der Tepehuana ist mittelgroß, ihr Haar reich und feiner als das ihrer Nachbarn. Sie sind katholische Christen und bauen Mais, ziehen auch etwas Vieh und verstehen sich auf die Fabrikation von Holzkohle. (Guillemin-Tarayre, a. a. O., S. 437—446.)

Der bedeutendste Stamm des ganzen mexikanischen Völkerkreises ist der aztekisch-toltekische. Seine ursprüngliche Heimat war im Norden gelegen, und er ist in jene Gegenden, in welchen er zur geschichtlichen Bedeutung sich entwickelt hat, vom Nordwesten her eingewandert. Denn zu dieser Annahme zwingt uns die Tradition des letzten Zweiges dieser Familie, der Azteken, welche von einer Wanderung über ein großes Wasser spricht, worunter nur der Meerbusen von Kalifornien gemeint sein kann.

Unter den Angehörigen des aztekisch-toltekischen Stammes waren die Tolteken die ersten Einwanderer, da wir sie lange vor der Blüte der toltekischen Kultur in Mexiko bereits in den südlichen Gebieten, Guatemala und Yukatan angesiedelt finden. Von da aus sollen, wenn man die einheimische Tradition richtig deutet, die Keime der toltekischen Kultur nach Mexiko getragen und dort weiter entwickelt worden sein, so daß die Einwanderung der Tolteken in Mexiko als eine Rückwanderung von Süden nach Norden aufzufassen wäre. Bei dieser Gelegenheit haben die Tolteken jene Stämme, die wir als mexikanische „Urvölker" bezeichneten, vorgefunden und ihrer Herrschaft unterworfen. Die

Digitized by Google

Tradition bezeichnet sie mit dem unbestimmten Ausdrucke Tschitschimeken (Chichimeken) d. h. Barbaren. Nachdem das Toltekenreich die Zeit seiner Blüte durchlebt hatte, scheint es gleich andern Reichen von innerer Fäulnis ergriffen worden zu sein, infolge deren es ein Raub der empörten Chichimekenvölker wurde, die es verwüsteten und untereinander verteilten. Doch die Tolteken gaben das Terrain nicht auf, sondern sich zeitweilig zurückziehend, brachten sie bald starke Hilfe in ihren Stammgenossen, den Nahuatlvölkern, namentlich den kriegerischen Azteken. Diesem, einem anfänglich unscheinbaren Volke, gelang es durch eine rücksichtslos durchgeführte, stramme Organisation, nicht nur das frühere Besitztum der Tolteken zu erobern, sondern eine förmliche Weltherrschaft in diesen Gegenden zu begründen, die nur an dem unvorhergesehenen Erscheinen der Spanier ihr klägliches Ende erreichte. Im ganzen lassen sich, namentlich in späterer Zeit, die Toltekenvölker von den Aztekenvölkern nicht trennen, da beide Stämme entweder eine und dieselbe oder bloß dialektisch verschiedene Sprache geredet zu haben scheinen. Nur bei den älteren Völkern, z. B. den Kulhua, Akolhua, Olmeken, Tschikalanken, Tepaneken, welche direkt als Tolteken bezeichnet werden, ist dies einigermaßen möglich. Anderseits ist von den Kohuixken, Tlapaneken und Kuitlateken in Mexiko mehr als wahrscheinlich, daß sie zum Aztekenstamme zu rechnen sind. Gleiches gilt auch von den Mazapilen im Ostsüdost von Guadalajara und von den Tlaskalteken. Ebenso sind die Tschiapaneken (Chiapaneken), die alte Bevölkerung des südmexikanischen Staates Chiapas, höchst wahrscheinlich ein Toltekenvolk, welches bei seiner weiteren Verbreitung nach Süden über Guatemala und Nikaragua unter dem Namen der Pipil wieder auftaucht. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 267 bis 268.) Wir fassen alle diese verschiedenen Stämme, unter welchen in der Gegenwart nur mehr ganz verschwindend geringe Unterschiede bestehen, unter der Kollektivbenennung der Azteken- oder Nahuatlvölker zusammen.

Der mexikanische Indianer ist klein und untersetzt von Gestalt. Die Weiber sind rund und voll. Die Haut ist weich und samtartig und das dichtere Zellengewebe verhindert die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen gerötete Wangen, die dann wie von der Sonne angeglühtes Kupfer erglänzen. Das Haar ist schwarz, oft glänzend, dicht und schlicht, so daß es bei den friedfertigen Indianern — den Indios mansos — selten geschnitten und in langen Strähnen vom Kopfe herabhängend, auch den größten Teil der Stirn bedeckend, ihrem Gesichtsausdruck etwas Dummes und Schläfriges giebt. Die Stirn ist niedrig und wenig vorspringend, der Hinterkopf stark entwickelt, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges, ziemlich regelmäßiges Oval. Besonders lang gestreckt ist es bei den sogenannten wilden Indianern — Indios bravos — vielleicht auch, weil diese ihr Haar sorgfältig aus der Stirn nach dem Scheitel zurückgestrichen oder gar rasiert tragen. Die Backenknochen sind ziemlich breit und vorstehend, die Augen groß und dunkel, haben einen melancholischen Ausdruck und stehen bisweilen wagrecht, doch kommen auch schiefgeneigte Schlitzaugen vor. Das Weiße der Augen ist gelblich gefärbt und giebt ihnen einen

Digitized by Google

eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist leicht gebogen, doch breit an den Flügeln und häufig eingedrückt, der Mund, obwohl in der Regel groß, doch schön geformt, mit vollen Lippen, aber nicht aufgeworfen und mit wunderbar schönen, blendend weißen, fast unverwüstlichen Zähnen besetzt. Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne sehr dünn mit Bart bewachsen, der nur hier und an der Oberlippe spärlich vorkommt. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt, die Brüste der Frauen sind nicht kugelförmig, sondern fast konisch geformt. Beide Geschlechter sind stark von Knochen und mit bedeutenden Gehmuskeln versehen, so daß sie sehr geeignet zum Marschieren erscheinen. Sie gehen auch sehr gern, aber nicht unbelastet; entweder müssen sie eine Last oder einen Rausch zu tragen haben, um zufrieden zu sein. Sartorius behauptet sogar, daß ihm Beispiele bekannt seien, in welchen Briefträger einen schweren Stein mit sich schleppten, um zu wissen, daß sie einen Geschäftsgang hatten. Die Hüften sind kräftig, die Beine muskulös und stark, mehr als die Arme. Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und äußerst zierlich, doch werden die Weiber bei vorgerückteren Jahren widerlich fett. Die neugebornen Kinder haben eine hellere Hautfarbe als die Erwachsenen, sind aber niemals ganz weiß, sondern nur gelb und wie leicht angeraucht. Fußsohlen und Handteller sind und bleiben übrigens stets heller als die übrigen Körperteile. Man sieht viele schöne Kinder mit großen sinnenden Augen und langen Wimpern, aber sie verlieren früh ihre Schönheit und ihre Züge werden hart und stumpf. Eine Merkwürdigkeit ist, daß das Indianerkind mit dichtem Haarwuchs geboren wird, und bis zum höchsten Alter wird der Schädel nicht kahl; auch ergraut nur selten das Haar. Aeußere Verletzungen, selbst tiefe Fleischwunden heilen bei den mexikanischen Indianern mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Die furchtbarsten Verwundungen erzeugen bei ihnen niemals den Starrkrampf. Von Krankheiten leiden sie nicht besonders, doch sterben sie schnell, wenn sie einmal von denselben befallen werden. (C. Sartorius, Mexiko. Darmstadt 1859. 8°. S. 96—97 und Carlos de Gagern, Charakteristik der indianischen Bevölkerung Mexikos, in den Mitteil. d. k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien. 1873. S. 54—55.)

Der Charakter der mexikanischen Indios mansos, d. h. der „zahmen" Indianer, wie die Spanier sie ungemein treffend im Gegensatze zu den noch ungebändigten genannt haben — denn die ganze Gesittung ist thatsächlich nichts andres als die Zähmung des Naturmenschen —, verdient eine nähere Betrachtung. Vorwiegend ernst, still, melancholisch und schweigsam, legt der braune Mann in seine gleichgültigsten Handlungen gerne etwas Geheimnisvolles; in seinen steinernen Zügen malt sich niemals die Leidenschaft des innern Menschen; doch kann er fürchterlich sein. Gewöhnlich mäßig, anstellig, gelehrig, leicht von Vorgesetzten, besonders von Geistlichen zu leiten, ist er dabei indolent, phantasielos, träge, unwissend, eigensinnig, mißtrauisch und abergläubisch. Der Katholizismus ist nur ein Schleier, unter dem er seinen alten Heidenglauben verbirgt; seine alten Götter sind ihm besiegt, aber nicht tot. Den Pomp des Katholizismus läßt er sich gerne gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Kultus.

Digitized by Google

Auch trifft es sich, daß in der alten Religion der aztekischen Vorfahren das Sühnopfer durch Blut eine Hauptrolle spielt und das Christentum eine Analogie dazu bietet. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der Indianer nun einen ans Kreuz geschlagenen Gott. Blut ist da für ihn auf den Teokalli der alten Priester des Huitzolopochtli, wie auf der Schädelstätte von Golgotha. Die Kirchenfeste bieten ihm willkommene Gelegenheit aus sich herauszugehen. Dann ist er halbnackt, schmückt sich mit Blumen, nimmt scheußliche Masken vors Gesicht, trinkt mit vollen Zügen, regt sich auf und tanzt um die Heiligenbilder. In den Kirchen gebärdet er sich wie ein Besessener, brennt Schwärmer ab, läßt Raketen steigen, und schreit mit heiserer Stimme. Und was dann zwischen beiden Geschlechtern am Abend und während der Nacht geschieht, darüber soll hier ein Schleier geworfen werden. Es geht bei den Kirchenfesten eben genau so zu, wie bei den „Mitotes" der alten Azteken. Der Aberglaube steckt dem Indianer in allen Gliedern. Er glaubt an Hexen („Naualli") und Krankheiten, die sie anrichten, welchen mit Beschwörungen entgegengetreten werden muß, an das böse Auge, an den bösen Wind („Checatl"), an Wassergeister und Wassernixen.

Schon in seiner Jugend hat der Indianer für uns etwas Greisenhaftes, und bewahrt doch wieder bis in sein hohes Alter etwas Jugendliches; schon im Kindesantlitz liegt ein Zug ernsten Nachdenkens. Selbst seine Freude trägt einen Anstrich von Trauer, und seine Traurigkeit ist düster und schweigsam. Gekrümmten Rückens, ohne freie stolze Haltung, heftet er meist den Blick zu Boden. Kräftig, doch ohne die Muskelstärke des Negers, zeigt er, wenn hierzu angehalten, viel Ausdauer bei der Arbeit, ist aber darin mehr passiv als aktiv; er duldet ohne sich zu beklagen und fürchtet den Tod um so weniger, als das Leben ihm nur geringen Genuß gewährt. Allem, was da kommt und geschieht, setzt er die Macht der Trägheit entgegen. Dem Weißen gegenüber, anscheinend sanft und unterwürfig, weiß er sich gut zu verstellen und gelegentlich zu rächen. Uebertriebene, zeremoniöse Höflichkeit übt er selbst im Verkehre mit seinesgleichen; dagegen gewinnt er wahre Anhänglichkeit, wenigstens für einen Weißen, nur selten oder gar nie. So gering seine Erfindungsgabe, so bemerkenswert ist sein Talent zur Nachahmung, so unerschöpflich seine Geduld; darum leistet er Vorzügliches in jeder Handarbeit, welche sich bei sitzender Lebensweise und mit einer bis ins kleinste gehenden Aufmerksamkeit beschaffen läßt.

In allen solchen Dingen haben die mexikanischen Indianer eine ungemeine Geschicklichkeit, die wie eine Tradition aus alter Zeit auf sie vererbt zu sein scheint. Was diese Leute angreifen, gelingt ihnen. Die von ihnen gemachten Töpfergeschirre z. B. sind so dünn, so leicht und dabei so gefällig in der Form, daß sie nicht nur mit den unsrigen verglichen werden können, sondern daß man sogar behaupten kann, sie seien hübscher, weil sie der Indianer mit keinen einfältigen Kleckfereien verunziert. In der Stubenmalerei sind sie entschieden so weit wie wir, und ihre Freskogemälde (in den Pulquerien) verraten Phantasie und Geschmack. In Silber- und besonders Filigranarbeiten sind sie so weit, wie die weltberühmten Sudanesen, nur daß sie noch mehr Form in ihre Arbeiten bringen, wie diese. Beide Geschlechter sind außerdem in Häkel- und Stickereien sehr geschickt. Es giebt aus Zwirn gehäkelte Aermel zu Kinderhemdchen, so schön wie Brüsseler Spitzen. Ihre Gold- und Silberstickereien sind eben so schön in der Zeichnung, als tadellos in der Ausführung. Das alles jedoch wird in den Hintergrund gedrängt von ihrem Talent für plastische Darstellungen. Die Arbeiten der Indianer aus gekochter Erde, aus Wachs, Lumpen und Seide sind so schön, daß man sie gesehen haben muß, um ihre ganze Schönheit zu begreifen. Sie nehmen ihre Vorbilder aus dem Leben, aus der Natur oder aus der Kunst, und man muß gestehen, daß sie die Schönheit ihrer Muster erreichen. Die Nachbildungen aus gekochter Erde sind, im Vergleiche zur Wirklichkeit, fast mikroskopischer Natur und doch so anatomisch richtig, so treffend und diskret in den Farben, daß man erstaunt. Wie reizend und um wie viel schöner sind z. B. ihre Darstellungen aus den Stiergefechten; Stiere, Reiter, Picadores und Matadores sind so natürlich, so gelenk, in so graziösen

Stellungen wiedergegeben, daß es entschieden der erste europäische Meister nicht besser machen könnte. Ebenso schön sind die Figuren aus dem Volke, die Soldaten, Marktleute, Mestizen und Kreolen aus derselben Masse nachgebildet, und so auch die Haustiere, besonders Geflügel. Steht man in der Nähe einer solchen reizenden Sammlung von Miniaturstatuetten, unter denen Roß und Reiter nicht 4 cm hoch sind, ohne daß ihm das Geringste vom Sombrero bis zu den Sporen mangelte, so ist es einem unwillkürlich, als sehe man ein Traummärchen vor sich, in welchem alle die winzigen Zwergfiguren plötzlich versteinert und auf einem Fleck festgebannt wurden. Nicht minder schön sind ihre größeren Sachen von Wachs und Lumpen. Sie stellen stets 30 cm hohe Figuren aus dem Volksleben dar und werden enorm billig verkauft. Wie sie ihre Lumpenfiguren machen ist schwer zu begreifen. Man sieht an den Gesichtern und Armen derselben keine Nähte und sie sind so schön in der Form, so richtig den indianischen Gesichtstypus und Gliederbau wiedergebend, so wahr im Kolorit, so fern von allem Sterotypen in den Gesichtszügen, daß unsere Puppenköpfe aus Wachs, Porzellan oder Pappe und gar erst die verunglückten Arm- und Beinversuche derselben als ganz elende Machwerke erscheinen müssen. Die Wachsfiguren werden in einzelnen Teilen aus freier Hand modelliert und später zusammengesetzt. Alle diese Figuren sind sehr naturwahr bekleidet, und wenn ein Indianer den Lepero darstellt, so fehlen gewiß an demselben die Lumpen nicht, durch welche man das nackte Fleisch sieht. Die Thonkannen der Wasserträger, die Stricke und Lasten der Packträger, die Körbe der Korbhändler, die Feder des öffentlichen Schreibers werden en miniature nachgebildet und den betreffenden Figuren zugeteilt. Bewunderungswürdig, weil ebenso schön und richtig in den Farben, als naturwahr, sind die Darstellungen von mexikanischen Vogelarten in bunter Seide. Diese Tierformen werden gesponnen und auf Drähten mit künstlichen Blättern befestigt. Man sieht Ohreulen, Papageien, Löffelreiher, Flamingo u. s. w., die ganz vortrefflich sind. Federarbeiten (Stickereien, oder bessere Mosaiken aus Kolibrifedern und Darstellungen von Vögeln en miniature auf Kartenblättern) findet man zeitweise ebenfalls noch sehr schöne, doch muß man beim Suchen Glück haben. Diese Arte plumaria war bei den alten Azteken zur höchsten Vollendung gediehen. Außerdem sei noch zu Nutz und Frommen der Hausfrauen erwähnt, daß kein Volk der Erde (selbst die Holländer nicht ausgenommen) besser wäscht und bügelt, wie die Indianer Mexikos. Nur ruinieren sie die Wäsche sehr leicht, weil sie dieselbe mit Steinen weiß klopfen.

Trotz dieser guten Eigenschaften und ihrer großen Vergangenheit sind die Indianer die Paria Mexikos, und zwar sterbende Paria. Wenn ihr Umgang auch gerade nicht wie der der letzten indischen Kaste verunreinigt, so betrachtet sie doch der von ihnen stammende Mestize und der hautadelige Kreole mit Nasenrümpfen. Indianisches Blut in den Adern zu haben ist ihnen eine Schande, und wie einst in Preußen der Mensch erst beim Baron anfieng, so hört hier der Mensch beim Kreolen auf; was unter ihnen ist, hat Aussatz, gehört nicht zur „gente decente“ (Laternenaristokratie) Mexikos. Dabei genießt der Indianer mit dem Kreolen gleiche bürgerliche Rechte und aus ihrer Mitte entsprang mancher tüchtige Mensch, wie Hidalgo, Morelos, Juarez. Seine Intelligenz entwickelt sich frühzeitig bis zu einem gewissen Zeitpunkte; dann tritt aber ein Stillstand ein. Oft sagt er selbst: No somos gente de razon, wir sind keine mit Vernunft begabten Leute. Dennoch kann man die indianische Intelligenz durchaus nicht als eine niedrige bezeichnen; aber sie hat ihren eigentümlichen Strich. Der Indianer beobachtet immer und dringt mit einer gewissen Leichtigkeit in die Gedanken anderer ein. Dabei gefällt er sich in seiner Versunkenheit und mag von Verbesserungen, die ihm die Weißen bringen oder aufzwingen wollen, gar nichts wissen, will ihnen auch nichts zu verdanken haben, sondern das Recht behalten, sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche er von

Digitized by Google

ihnen hat erdulden müssen. Ganz und voll will er Indianer bleiben und seinen bittern Haß gegen die Weißen nicht fahren lassen. Der Zivilisation ist der Indianer abgeneigt, von welcher Seite sie auch komme, weil sie für ihn gleichbedeutend mit Zwang und Bedrückung ist. Der Weiße ist sein Feind; mitteilsam ist er daher nie und er vermeidet die Berührung mit den verhaßten Weißen, welche ihm „sein" Land geraubt haben. Zur Gastfreundschaft neigt er so wenig wie der ägyptische Fellah. Mit seinem ausgesprochenen Hange zur Einsamkeit — also durchaus kein geselliger Mensch — kennt der Indianer auch nur geringe Bedürfnisse und ist schon hierdurch allein ein passives Hindernis für das, was wir Fortschritt nennen. (C. von Gagern im Globus, Bd. IX, S. 71—74.)

General Tomas Mejia, ein Vollblutindianer.

Der braune Mensch ist einfach in seiner äußeren Erscheinung und hält darauf sich nach der Väter Sitte zu kleiden. Der Mann hat kurze weiße Kniehosen aus Hirschleder oder grober Baumwolle; eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemd, nicht Weste. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem Kopfe einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut; manche Stämme gehen barhaupt. Schuhe oder Stiefel gelten den Indianern von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmut. Ein grober wollener Teppich, einfarbig gestreift, die sogenannte „Serape", welche ein Loch in der Mitte hat, um den Kopf durchzustecken, ist bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke. Die Kleidung der Frauen ist ein Stück Sack oder Zeug, um die Hüften mit einem Gürtel befestigt und bis zu den Füßen reichend; der Oberkörper steckt in einem weiten Ueberwurf „Huipile", der Oeffnungen für den Kopf und die Arme, aber keine Aermel hat. Dies Kleid ist meist von Wolle und in einigen Gegenden kunstvoll bunt gestickt. Reichere tragen darüber an Festtagen ein weißes gesticktes Ueberkleid, an andern Orten kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten mit buntem Bande durchflochten und mit den weißen Blüten der Blumeria, ihrer Lieblingsblume, geschmückt, hängen entweder über die Schultern herab oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette, unter welcher die zarten Formen wie Bronzeguß erscheinen. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei starker Sonne ein gefaltetes Tuch auf den Kopf, aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der starke Dorn einer Kaktusart als Zahnstocher hängt um den braunen Hals beider Geschlechter.

Die Lebensweise der Indianer ist eine ungemein einfache. In der Tierra Caliente haben sie schlichte, von einem Gärtchen oder ihren Feldern umgebene Rohrhütten mit hohen Satteldächern, in denen sie geboren werden und sterben. Ein Strick aus Agavefasern, der durch die Hütte läuft, ist ihre Kommode und ihr Kleiderschrank; ein thönerner

Digitized by Google

Rost für Holzkohlen ihr Herd, eine Hängematte oder eine Bank aus Bamburohr mit einem Fell darauf ihr Bett, eine Strohmatte ihr Tisch und Stuhl. Da aus diesen Hütten nichts zu stehlen ist, so besteht die Thür aus Bambusstäben, die zusammenzurollen sind und den Eingang nachts für Tiere absperren. In der Tierra Templada bestehen die Hütten aus Erde oder Brettern und sind mit Agaveblättern gedeckt; in der Tierra Fria aus Stein oder aus anderem, ebenso gegen Kälte und Wetter schützenden Material.

In diesen Hütten lebt der Indianer ganz vergnügt von der Hand in den Mund. Seine Speise besteht aus Feldfrüchten (Mais für Brot, Bohnen, Bananen, Chile u. s. w.), und Fleisch ißt er, wenn er es hat, wenn ein Ameisenbär, ein Igel, eine Kammeidechse, einige Frösche oder Wassersalamander in seine Hände gelaufen sind. Im allgemeinen ist aber die Nahrung eine fast ausschließlich vegetabilische und beruht auf roh verzehrten Früchten, hauptsächlich aber auf dem Mais, aus welchem die so beliebten „Tortillas" bereitet werden. Anstatt aber, wie wohl andre vernünftige Menschen thun, den Mais behufs der Brotbereitung in Mehl zu verwandeln, kochen ihn die Indianer und setzen Kalk dazu, um ihn weich und weiß zu machen. Hat er den Grad der Weiche erreicht, den sie begehren, so wird er auf einen flachen, glatten, sich absenkenden Stein gethan und mittels einer Art Rudelwelle so lange zerkleinert, bis er einen zähen, festen, gleichmäßigen Brei bildet. Bis zu diesem Stadium des Mais bedarf es aber der angestrengtesten Arbeit einer vollen Stunde, um Masse für den Bedarf einer Familie zu bereiten. Ist die Masse endlich so weit, so werden kleine, dünne Kuchen von der Größe einer Hand in der Hand geformt und diese auf einer heißgemachten, flachen Thonplatte gebacken. Diese elenden Dinger, ohne Salz und Schmalz, welche hart und zäh wie Hosenleder erscheinen und nach nichts schmecken, sind die berühmten, wegen ihres Kalkgehaltes so ungesunden Tortillas. Wer bei den Indianern speisen will, verlange nicht Löffel, Messer und Gabel, diesen Luxus kennt man nicht, sondern nimmt in jede Hand eine Tortilla, schaufelt mit der der rechten Hand und hilft mit jener der linken nach. Bei einiger Uebung geht das vortrefflich; ohne sich die Finger zu beschmutzen, leert man den Teller und ißt bei jedem Bissen den Löffel mit. Das gewöhnliche Getränke während und nach dem Essen ist auf den Hochebenen „Pulque", d. i. der gegohrene Saft der Magueypflanze (Agave americana). Sie brauen aber auch mancherlei gegohrene Getränke, welche sie trinken, wenn sie von der Arbeit kommen. In den Küstengegenden ist es der Palmwein oder „Tuba" und „Tepatsche" oder „Castile", bereitet aus dem rohen Saft des Zuckerrohrs mit Ananas oder Bananen und durch die Wurzeln einer Mimose etwas bitter gemacht; auf dem Hochlande außer dem Pulque der „Colonche" oder gegohrene Saft der Tuna (Frucht einer Kaktusart), „Chicha", „Sentetschó" und „Chilote", welch letztere aus Mais und Gerste gebraut werden, also eine Art indianisches Bier. Alle diese Getränke sind alkoholreich und berauschen. Selbstverständlich ist der Indianer auch allen gebrannten Wässern der Europäer in hohem Grade zugethan, und das Vorzeigen einer Rumflasche ist eines der unfehlbarsten Mittel, von ihm zu erhalten, was man will. Niemals befällt ihn übrigens das Delirium tremens, selbst wenn er, wie dies oft der Fall, gewohnheitsmäßiger Trinker ist und fast die Hälfte seines Lebens in narkotisiertem Zustande zubringt. (Sartorius, Mexiko, S. 114—118.) Von Haustieren hält sich der Indianer gewöhnlich einen Esel, seltener ein Maultier oder Pferd, Schweine und Hühner, mit und unter denen seine Kinder lustig aufwachsen. Die Frau hat nicht nur den Haushalt zu besorgen, was der obenbeschriebenen Tortillasbäckerei wegen keine Kleinigkeit ist, sondern muß auch womöglich noch im Felde mitarbeiten und die kleinen Kinder abwarten. Die letzteren trägt sie sehr geschickt auf den Rücken gebunden und macht dabei alle Hausarbeit. Die Wiegen bestehen aus Kästchen oder Körben, die an der Decke aufgehängt werden. Daß die Frau für die Faulheit, Gleichgültigkeit und Trunklust ihres Mannes und für ihre viele Arbeit sich auch zeitweise ein Glas Pulque und eine kleine Extravaganz im Punkte der ehelichen Treue erlaubt, wird ihr nicht verargt. Alle sind Freunde von Musik, Tanz und Blumen. Ihre Weisen sind ernst, melancholisch und klagend, wie ihre Augen und ihr Leben; ihre Tänze erscheinen aber ungraziös, wie die der Irländer.

Der Mehrzahl nach sind die Indianer Ackerbauer und Gärtner. Im Gebirge und den Küstengegenden machen sie ihre kleinen Anpflanzungen ohne Pflug. Sie pflanzen Mais, an den Rändern des Feldes schwarze Bohnen (Frijoles), Kürbisse, spanischen Pfeffer (Chile) und Tomaten. Viele Indianer der Hochebenen ziehen es vor, als Taglöhner auf den großen Gütern zu arbeiten;

Digitized by Google

denn sie erhalten da eine Wohnung, ein bestimmtes Maß Mais, je nach der Zahl ihrer Familienglieder, und einen Taglohn in barem Geld für jedes arbeitende Individuum ihrer Familie. Da sie außerdem den Vorteil genießen, weder für Gemeindekosten noch Unterhalt der Kirche beitragen zu müssen, so sollte ihre Lage bequemer sein, als die der Dorfbewohner; das ist aber im allgemeinen nicht der Fall; vielmehr sind die „Quadrillas“ (Taglöhner) der Haciendas (Landgüter) thatsächlich eine Art glebae adscripti, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Die meisten leben in dem Zustande der sogenannten Peonie.

Was ist die Peonie? Die Sache ist eigentlich sehr einfach. Ein armer Indianer schuldet einem Grundherrn einige Piaster, die er nicht berichtigen kann; der Mann wird von seinem Gläubiger und laut Spruch irgend eines Ortsrichters als „Peon“, d. h. Arbeiter (wörtlich: Fußgänger) erklärt; mit andern Worten, er ist nunmehr gehalten durch Arbeit die Schuld abzutragen, die er mit Geld nicht rückzahlen kann. Mit Leib und Seele gehört er jetzt seinem Herrn. Einmal nur im Jahre sind ihm einige freie Tage gegönnt, damit, falls er mit seinem Herrn nicht zufrieden ist, er einen andern Gebieter suchen könne, der seine Schuld übernimmt. Diese Vergünstigung ist indes meist illusorisch; die Distanzen, welche die einzelnen Haciendas trennen, sind so groß, daß der Peon gar nicht daran denken kann, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Weiter: die Herren lieben es im allgemeinen nicht, die schlechten Subjekte aufzunehmen, die sich mit ihrem Lose unzufrieden zeigen, welches doch unter allen Umständen das gleiche bleibt. Endlich weiß der Peon sehr wohl, daß wenn er sich einen andern Herrn erbetteln geht, sein bisheriger Gebieter, zu dem er neun- unter zehnmal zurückkehren muß, ihn dafür nur desto härter behandeln wird. Um sich diese wohlfeilen Arbeiter zu erhalten, besteht das Geheimnis der Herren darin, den Indianer seine Schuld niemals gänzlich tilgen zu lassen, ohne ihn durch neuen Vorschuß in neue Fesseln zu schmieden, was bei seiner indolenten Natur ein Leichtes ist. Der Wunsch nach dem Besitze eines Stückchen Band, um es irgend wem anzubieten, genügt ihm, um eine Schuld von mehreren Piastern einzugehen, ohne zu ahnen, daß nur einige Tage fleißige Arbeit und mexikanischer Nüchternheit — letzteres will viel heißen — ihn von einer so geringen Schuld befreien könnten. Die große Masse der Peonen wird übrigens in der Peonie geboren, denn wenn ein Peon stirbt, ohne seine Schuld getilgt zu haben, so haftet seine Nachkommenschaft dem Gläubiger, seine Kinder treten an seine Stelle. Der indianische Nationalcharakter bringt es aber mit sich, daß, einmal Peon geworden, der Indianer auch Peon bleibt sein lebenlang. Die Mittel, ihn darin festzuhalten, sind einfach genug. Zeigt er Lust nach Freiheit, so veranstaltet der Grundherr am Tendajo der Hacienda eine Ausstellung von Gegenständen, die von verlockendem Reize für den jungen Mann sind: Schuhe, Bänder, Gürtel, einige färbige Flitter, Dinge, die besonders den Weibern und Kindern in die Augen stechen, deren Bitten er niemals widersteht. Wirkt diese erste Schaustellung nicht, so wird nach acht bis vierzehn Tagen eine zweite veranstaltet und dann geht der Peon sicher in die Falle. Gewöhnlich aber ist ein solcher Apparat ganz überflüssig. Der dem Peon zugemessene Monatslohn ist nämlich so gering — vier bis fünf Piaster —, daß er unmöglich davon leben kann, selbst wenn er nicht ein Weib mit acht bis neun Kindern zu ernähren hat. Dazu kommt noch eine weitere Raffinerie. Da der Peon eigentlich ein Schuldgefangener ist, so zahlt man seinen kärglichen Lohn nicht aus, sondern schreibt ihm denselben in sein „Haben“ gut. Der Peon kann also nichts kaufen, sondern muß aus der Hand des Grundherrn den Mais und die übrigen Lebensbedürfnisse entgegennehmen, natürlich zu den Preisen, welche die Willkür des letzteren festsetzt. Ein junger Mann, der mit 18 Jahren wegen einiger Piaster in die Schuld eines Grundherrn gerät, wird bis zu seinem sechzigsten Jahre und darüber nur für diesen Tag für Tag, Sonntag nicht ausgenommen, gearbeitet, elend von einigen Tortillas sein Leben gefristet, seine Blößen nur mit einigen Baumwolllappen bedeckt haben und dann erst noch als Schuldner sterben für eine solche Summe als es dem Herrn gefällig ist in sein Buch einzutragen. Das ist die Peonie. (Ausführliche Schilderung der Peonie mit allen ihren schrecklichen sozialen Wirkungen, siehe in dem lesenswerten Buche: Mexique. Quatre lettres au Maréchal Bazaine. Brüssel 1868. 8°. S. 23—31.) C. Sartorius behauptet nun freilich, daß dieses Verhältnis keineswegs ein Vorteil für den Gutsbesitzer sei; es ist im Gegenteil eine große Last und fortwährend mit Verlust verbunden. Bei dem Mangel

Digitized by Google

an Händen ist man gezwungen, auf diese Weise fortzuarbeiten; es steht ein bedeutendes Kapital in den Büchern, das keine Zinsen trägt, und man kann unnütze Leute nicht wegschicken ohne ihre Schuld mitzuverlieren. Wahr ist auch, daß die Peonie nicht Sklaverei, sondern freiwillige Dienstbarkeit ist infolge eines Vertrages, einer übernommenen Verpflichtung. Ebenso richtig ist aber, daß diese im ganzen spanischen Amerika existierende Peonie, ein freiwillig eingegangenes Zwangsverhältnis, für welches keine geschriebenen Rechte existieren, der Sklaverei an Härte nicht das Geringste nachgiebt.

Das Nahuatl, die Sprache der Azteken (siehe darüber: B. Biondelli, Sull' antica lingua azteca o nahuatl, Milano 1860, der freilich in den Irrtum verfällt, die Azteken von den Ariern abstammen zu lassen, und: Grammaire de la langue nahuatl ou mexicaine, composée en 1547 par le franciscain André de Olmos et publiée avec notes, éclaircissements etc., par Rémi Siméon. Paris 1875. 12°.) zeigt im höchsten Grade die für die meisten amerikanischen Idiome charakteristische Agglutination.

Das eigentliche Wesen der Inkorporation und die oft damit verbundene uns unnütz scheinende Ueberfülle von Beziehungslauten läßt sich an Beispielen klar machen. „Ich habe meinem Sohne (seine) Sünden vergeben", lautet im Nahuatl: oniktlatlacolpopolhuia in nopiltsin. Letztere zwei Wörter bedeuten: meinem Sohne. Im ersten Worte ist o das Zeichen des Perfektums, ni heißt: ich, tlatlacol ist abgekürzt aus tlatlacolli, Vergehen, Sünde, und besitzt kein Pluralzeichen, da abstrakte Begriffe, wenn sie nicht personifiziert gedacht werden, im Aztekischen ohne ein solches bleiben. Popolhuia bezeichnet den Begriff des Vergebens, und mit k in der zweiten Silbe ist angezeigt, daß sich die Handlung des Verbums auf eine Person, und zwar nur eine einzige erstreckt. Mehrere dieser Wortbestandteile scheinen uns nach unsrem analytischen Sprachurteile bloß da zu sein, um das Verständnis zu erschweren und zu verwirren. So sagt der Azteke, wenn er ein Haus sieht, in einer von der unsrigen abweichenden Ausdrucksweise: „ich es sehe das Haus". Auch ermangelt ihm die Fähigkeit der Abstraktion. Beim Zählen von runden Gegenständen fügen die Azteken eine andre Endung an die Zahlwörter, als wenn sie Dinge zählen, die der Länge nach aufgereiht sind, und wiederum eine andre, wenn die Artikel übereinander gelegt oder unter sich verschieben sind. Auch begegnen wir im Nahuatl der hauptsächlich in Südamerika auftretenden auffälligen Erscheinung, daß die Frauen sich vielfach ganz andrer Ausdrücke bedienen als die Männer. So nennt der Vater den Sohn tepiltsin, tetelputeh, die Mutter nennt ihn dagegen noconeuh. Nun finden wir freilich auch bei uns, daß die Frauen nicht selten andre Ausdrücke gebrauchen als die Männer, weil sie sich meist einer anständigeren, gesitteteren Sprache befleißigen, doch dort findet dies bei Bezeichnung von Sachen und Begriffen des alltäglichsten Gebrauches statt. Die Pluralbildung des Nomen sind sehr verschieden, je nachdem es sich um belebte oder unbelebte Dinge handelt; letztere ermangeln einer solchen völlig, so daß sich das Nahuatl mit dem Beisatze: viel, manche, behelfen muß. Dafür kann die Bedeutung eines jeden Nomen durch vier Endungen modifiziert werden: -pol, involviert Ausschreitung oder Ueberfluß; -ton, -tontli Verachtung; -tzin, -tzintli Hochschätzung, Respekt, und -pil bildet Diminutiv- und Koseformen. Beim Fürwort ist genau zu unterscheiden zwischen dem Subjektpronomen, das absolut steht und oft emphatisch betont wird, né, nehua, nehuatl, ich, und dem beim Zeitwort als Subjekt stehenden (ni-chihua, ich mache), sowie dem Objektpronomen, das gleich nach dem Subjektpronomen zu stehen kommt, z. B. ni-mitz-machtia, ich lehre dich, wörtlich: ich dich lehre. Das besitzende Fürwort nimmt seine Stelle meist vor dem Hauptwort ein, zu dem es gehört: calli heißt Haus, und so lautet: mein, dein u. s. w. Haus nocal, mocal, ical; tocal, amocal, incal. Auch das Zeitwort hat seine Eigentümlichkeiten; der Indikativ besitzt fünf Zeiten. Bei nicht komponierten Aktivzeitwörtern schiebt sich zwischen dem persönlichen Fürwort und dem Stamme te ein, wenn die Handlung sich auf eine Person, tla wenn sie sich auf etwas Unbelebtes oder ein Tier bezieht; tetla wird gebraucht, wenn das Objekt der Handlung nicht näher bestimmt wird. So heißt tehuiteki, ich habe eine Person, tlahuiteki, ich habe ein Tier geprügelt; tetlapopolhuia, ich habe vergeben, ohne zu bestimmen, wem oder welche Sache. Das Nahuatl inkorporiert auch gerne Nomina nach Abwerfung der Substantivendungen -tl, -tli, -li, -in u. s. w. in die Zeitwörter wie nicakchihua, „ich schuhmachere", aus ni, ich, cactli, Schuh und chihua, machen. Ebenso herrscht eine ganz

Digitized by Google

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Eskimofamilie an der Küste von Labrador, die Sommerquartiere verlassend.

Digitized by Google

besondre Neigung zur Bildung von sogenannten Gerundivzeitwörtern mittels gewisser Präfixe und Suffixe. Das Aztekische bildet aus

pohua. zählen: nitlapohuatiuh, ich will zählen gehen,
" " nitlapohuani, ich bin gewohnt zu zählen,
" " onitlapohuaco, ich bin mit zählen fertig geworden.

Dazu kommt nun noch das System der Transiciones genannten Einschiebsel und Anhängsel der Objektpronomina. Bei aktiven Zeitwörtern treten sie an alle Tempora und Modi und vermehren oft nicht wenig das bereits zu bedeutender Länge, ja zu einem vollen Satz angeschwollene Wort. Die Stelle dieser Fürwörter ist meist vor dem Worte, und wenn das Subjektpronomen voransteht, zwischen diesem und dem Verbalstamme. So heißt z. B. „ihr lehrt sie" ankinmachtia, worin kin das Objektivpronomen darstellt. Durch dies Mittel werden auch Passiv- und Reflexivformen gebildet und die möglichen Kombinationen sind außerordentlich zahlreich. Der Passiv wird gebildet entweder durch ein angehängtes lo. z. B. nipohualo, ich werde gezählt, oder durch die Transiciones: ich werde geliebt: nechtlazotla (sie) mich lieben, ihr werdet geliebt: amech-tlazotla (sie) euch lieben. (Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas, S. 9—19; vgl. auch Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico, Bd. I, S. 153—220.)

Rechnen geht den Nahuatlvölkern nicht leicht ab; sie kennen nicht das Dezimalsystem, sondern haben sich ihre Zählmethode nach fünfen konstruit. Sie zählen also:

1 se	6 tschikuase	11 matlactlionse	16 katschullionse
2 ome	7 tschikome	12 matlactliomome	17 katschulliomome
3 yei	8 tschikuyei	13 matlactliomyei	18 katschulliomyei
4 naui	9 tschikunaui	14 matlactlionnaui	19 katschullionnaui
5 makuilli	10 motlactli	15 katschulli	20 sempoalli,

sempoallionse, sempoallinome u. s. w. bis 29, und bildet dann 30: sempoallionimatlactli d. h. zwanzig und zehn. Nun zählt man fort bis $20 + 19$ und nennt 40: ompoalli oder 2×20. Die Zwanziger bilden nun die großen Gruppen, $60 = 3 \times 20$ yeipoalli. $100 = 5 \times 20$ macuipoalli, $200 = 10 \times 20$, matlacpoalli. Man sieht also wie die Grundzahlen von 1—4 in jeder Reihe sich wiederholen und für den Abschluß der fünfe viermal ein eigenes Wort gebildet ist. Zwanzig ist dem mexikanischen Indianer eine unbegreifliche Menge, es ist tausend für ihn, was schon manche Zusammensetzungen beweisen, z. B. Sempoaschuschil. eine sehr gefüllte Totenblume, Sempoaltepetl, ein Gebirge mit vielen Gipfeln. Soll nun der Indianer etwas im Kopfe rechnen, so thut er es gewiß nach seiner Zahlweise, und kann das Resultat nicht schnell im Dezimalsystem übersehen, zumal wenn es über 20 geht. Deshalb gebraucht er bei seinen arithmetischen Exerzitien gern mechanische Hilfsmittel, z. B. Maiskörner oder Bohnen. (Sartorius, Mexiko, S. 116.)

Das Nahuatl wird gegenwärtig gesprochen in den mexikanischen Staaten Mexiko, Puebla, Veracruz, Oajaka, Jalisko, Guerrero, Kolima, San Luis, Tabasko, Michoakan, Sinaloa, Zacatekas, Tehuantepek, Tlaxkala und Durango, dann auch außerhalb des Gebietes der Republik, in einigen Gegenden der Nachbarfreistaaten Guatemala und Nikaragua. Eines dieser ethnologischen Fragmente wohnte auf den größeren Inseln des Nikaraguasees, sodann auf der schmalen Landenge zwischen diesem See und dem Ozean und wahrscheinlich auch auf einer Strecke Landes nach Süden hin bis zum Nikoyagolfe. Ein weit beträchtlicheres Fragment der großen Nahuatlfamilie ist noch jetzt zwischen Nikaragua und Guatemala, hauptsächlich im heutigen Staate San Salvador vorhanden und hat dort seine alte Sprache und manche seiner alten Sitten und Gebräuche beibehalten. Es sind dies die Pipil der alten Schriftsteller, an der sogenannten Balsamküste. E. George Squier hat sie zu studieren Gelegenheit gefunden und überzeugte sich, daß ihre Sprache, trotz einiger dialektischen Abweichungen, mit dem Nahuatl fast ganz identisch ist. In körperlicher Hinsicht herrschen gleich-

Digitized by Google

falls kleine Unterschiede. Das Gesicht ist eckiger und hat einen strengeren Ausdruck als bei andern Stämmen in Guatemala und Nikaragua. Auch sind diese Indianer nicht so symmetrisch gebaut, haben sehr dunkle Farbe, sind schweigsamer und weniger intelligent, die Frauen sind kleiner als jene der übrigen indianischen Völker, durchschnittlich keineswegs hübsch, und werden im Alter sehr häßlich. (Squier, Die Staaten von Zentralamerika. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree. Leipzig 1865. 8°. S. 203—204.)

Eingesprengt zwischen dem großen Stamme der Nahuatlfamilie leben nun in Mexiko die zahlreichen Gruppen der

Mexikanischen Urvölker. Zu diesen Völkern gehören die Totonaken südlich von Pánuco bis nach Jalapa an der mexikanischen Ostküste herab, welche mit ihren glänzend weißen Kleidern und phantastisch über den Kopf gewundenen schwarzen Zöpfen, von himmelblauen, roten oder gelben Bändern durchflochten, mit ihren wunderschönen großäugigen, stets lachenden Kindern nach der Stadt Cordoba Hühner und allerlei Tropenfrüchte zu Markte bringen. Das interessanteste dieser Völker ist indes zweifelsohne jenes der Otomi oder Hiahiu. Sie gelten für eines der allerältesten, vortoltekischen Völker in Mexiko und sind seit unvordenklichen Zeiten im Besitze der Hochlandschaften von Anáhuak und Michoakan bis nach Jalisko und Tlaxkala. Sie bewohnen namentlich den ganzen Staat Michoakan, einen Teil der Sierra Madre und vorzüglich die ganze Thalseite mit allen Berggruppen bis auf halben Weg von San Juan Lozianos nach Zakapoaxtla und weiter nördlich von Huamantla bis gegen Zakatlan. Man trifft sie auch auf dem Plateau von Puebla, besonders in der Gegend von Amozok und Akajete, in der Zongolika, ja sogar in Orizaba und Akacingo, wohin sie gewöhnlich mit Früchten zu Markte kommen. Zu Cortez' Zeiten sollen die Otomi sich bis nach dem nördlich gelegenen Staate Tamaulipas erstreckt haben.

Die Hautfarbe der ziemlich rauhen Otomi, deren Name „Umherirrend" bedeutet, ist blaubraun, ihr Kopf gewöhnlich so groß, daß die Schultern ihn nur wenig oder gar nicht überschreiten, was ihnen ein sehr lächerliches Aussehen verleiht; in manchen Teilen der Sierra sind sie sehr groß und kräftig, allein jene halbzivilisierten Individuen, welchen man in Orizaba begegnet, sind klein, häßlich, mager und sehr herabgekommen. Die südlicheren Gruppen dieses Volkes, namentlich jene um Zakapoaxtla, sind dort vollkommen verwildert, während sie in ihrem andern Stammsitze in Michoakan noch manche Spur ehemaliger Kultur bewahrt haben. Alle aber sind in hohem Maße schmutzig; besitzt je ein Mann zu der überaus einfachen Nationaltracht, bestehend aus einem kleinen Palmenhütchen und einer braunen Wolldecke mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes in der Mitte und von einer Leibbinde um den Körper festgehalten, noch ein Hemd oder Unterbeinkleid, so trägt er es ohne es zu waschen so lange, bis es ihm vom Leib in Lumpen abfällt. Ihre Wohnhütten, obzwar aus Stein, gleichen sehr kleinen europäischen Schafställen. Für ihren Lebensunterhalt sorgen die Otomi in der mannigfachsten Weise; in der Gegend von Zakatlan leben sie vom Kohlenbrennen, im Westen der Huastela handeln sie mit Sassaparille; die in Akacingo zu Markt erscheinenden Otomidamen bringen saure Aepfel und holzige Birnen zum Verkaufe; seltener leben sie vom Ackerbau, am häufigsten jedoch vom Raub und Diebstahl. Selbst die in der Haciendas angesiedelten Otomi, welche übrigens sich mit der Peitsche zur Arbeit treiben lassen, beschäftigen sich in ihren Mußestunden mit Straßenraub und Einbruchsdiebstahl. Ungeachtet dieser notorisch üblen Eigenschaften, welche es veranlassen, daß ihr Name die übelste Bezeichnung ist, die man einem Indianer beilegen kann, verdienen die Otomi anderseits die Anerkennung, daß sie im Gegensatz zu den mexikanischen Indianern, im häuslichen Leben ihre Kinder nicht mißhandeln, denselben hinlängliche Nahrung geben und in ihren Familien

Digitized by Google

fest und treu zusammenstehen. Jeder einzelne arbeitet für das Haus und nicht, wie bei den Nachbarstämmen, bloß für sich.

Höchst belustigend ist die unter diesem Volke herrschende gezierte Höflichkeit. So fragt z. B. ein schmutziger Otomi, notdürftig unter einem Rest von Unterbeinkleidern und seiner Serape seine Blößen verdeckend, ein bloßfüßiges und in Lumpen gehülltes indianisches Marktweib: „Doña Laura, wie haben Sie die Nacht zugebracht? wie befinden sich ihre Kinder, wie Ihr Herr Gemahl? wie sind Sie mit Ihren Hennen zufrieden?“ Nachdem nun die unbeschuhte Doña Laura alle Fragen einzeln beantwortet und sich beide ganz zeremoniell mit tiefen Knicks die Fingerspitzen berührt haben, ist es nun an ihr, die nämlichen Fragen an unsern Don Miguel zu richten; dann erst beginnt derselbe, sich nach dem Preise der Waren zu erkundigen, welche Doña Laura feilzubieten hat. Ist der Käufer oder Verkäufer aber gar in Lederhosen oder Jacke gekleidet, so wird er nicht bloß Señor und Don, sondern auch ohne Gnade und Barmherzigkeit zum Caballero befördert.

Dem Völkerkundigen sind die Otomi besonders wichtig wegen des Streites, der sich über die Sprache dieses Volkes, eine der verbreitetsten in Mexiko, erhob. Seines Baues wegen wurde das Otomi, in welchem viele „platzende“ Laute vorkommen, von Emmanuel Naxera mit den isolierenden, einsilbigen Sprachen verglichen, würde also als eine höchst bemerkenswerte Ausnahme unter den agglutinierenden Idiomen Amerikas dastehen. (Naxera, Disertacion sobre la lengua othomi. Mexiko 1845.) Nach E. Buschmann beruht diese vielverbreitete Ansicht indes auf einem Irrtume. (Siehe Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, Bd. I, S. 493—498.) Sicher ist, daß das Hia-hiu oder Nhian-hiu, wie die Otomi ihre Sprache nennen, hart, trocken und dumpf klingt, schwer auszusprechen und unangenehm zu hören ist. (Guillemin-Tarayre in den Arch. de la Comm. scient. du Mexique, Bd. III, S. 453.) Die Buchstaben f und l fehlen. Nach Gumesindo Mendoza ist das Otomi ein Modell für den Ursprung der Wörter in den Ursprachen und ein Beispiel, wie die Urrassen ein Idiom bildeten. (Boletin de la Sociedad de geografia y estadistica, 1872); es besitzt aber, wie hervorgehoben zu werden verdient, auch Wörter für abstrakte Begriffe. Ein Zweig desselben ist das Mazahui, die Sprache der Mazateken nordwestlich von Mexiko.

Zu den mexikanischen Urvölkern gehörten die Tarasken, die einheimische Bevölkerung von Michoakan, mit einer Sprache, welche an Wohllaut und Vokalfülle wohl nur von wenigen indianischen Idiomen übertroffen wird. (Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 269—316.) Wahrscheinlich sind nach Fried. Müller auch die sogenannten Tschitschimekenvölker, im Norden der Otomi, hierher zu rechnen, von denen die Guitschola, Kazkan, Huatschitschil (Guachichil), Guamare, Meko, Pame u. a. namentlich angeführt werden. Auch weiter nach Süden hin wohnen ansehnliche Glieder der alten Bevölkerung, die heute freilich, wie fast alle Indianer Mexikos, mehr oder weniger hispanisiert sind. Eines der ansehnlichsten darunter ist das Volk der Mixteken in der Landschaft Mixteka im Westen von Akatlan am Rio Naska bis nach Tututepek am großen Ozean; sie begreift Teile der Staaten Puebla, Oaxaka und Guerrero.

Von allen Indianern Mexikos sind die Mixteken am meisten hispanisiert; Männer und Weiber sprechen sehr geläufig spanisch, jedoch mit sehr eigentümlicher Betonung des r, so daß man sie daran sofort unter Tausenden erkennen kann. Ihre eigene Sprache, von welcher das Tepuzkulanische der wichtigste Dialekt ist, hat im Westen Mischungen mit dem

Digitized by Google

Aztekischen, gegen Osten hin mit dem Zapotekischen erfahren, und, diese Mischungen sind wohl nicht auf die Sprache allein beschränkt geblieben. Ein Herr Antonio Pascoli, von dem mir handschriftliche Notizen vorliegen, versichert, daß die zur Zeit des Kaiserreich nach Mexiko gekommenen ehemaligen holländischen Kolonialsoldaten, ohne ein Wort spanisch zu wissen, sich mit den Mixteken mittels des Malayischen genügend verständigen konnten; er erzählt weiter, daß nach den Versicherungen eines holländischen Offiziers Tracht und Gesichtstypus ganz gleich, die Sprache aber jener der Javanen sehr ähnlich seien, und Herr Pascoli will selbst Ohrenzeuge solcher Verständigungen zwischen Mixtekischem und Malayischem gewesen sein. Ich sehe mich aber in allen einschlägigen Quellenwerken vergeblich um eine Bestätigung dieser auffallenden Behauptung um. Im Aeußeren charakterisieren sich die Mixteken durch platte Tellergesichter und große Köpfe, was in Tepuzkolula und in der wasserarmen Sierra de la Piña weniger auffällt. Um ihren Mund zieht sich ein eigentümlicher leidender Zug. Wie die Azteken haben sie alle kleine Hände und Füße, merkwürdigerweise ist aber der linke Fuß stets nach einwärts gedreht. Die Hautfarbe ist im Osten lichtbraun, im Westen dunkler und bei Tehuantepek beinahe schwarzblau. Von ihrem Charakter verlautet nicht das Günstigste. Zwar sind sie die fleißigsten Ackerbauer in jenen Ländern und bestellen ihre Felder mit dem Pfluge, sonst aber sind sie boshaft und stutzköpfig. Ihre Kinder lieben nicht, wie die andern Indianer, sich im Freien, in Wald und Flur, herumzutummeln, sondern hocken den ganzen Tag in einem Winkel der elterlichen Hütte, mit ihren platten Vollmondsgesichtern, stets zum Weinen aufgelegt. Dafür schlägt eine Mixtekenmutter ihre Kinder nicht, weil sie es verdienen, sondern aus dem wollüstigen Drange sie zappeln zu sehen und schreien zu hören; sie fühlt sich bloß dann glücklich, wenn der ganze Kinderhaufen in verzweifeltem Gezeter sich vor ihr windet. Wenn Hr. Pascoli, welcher wochenlang in ihren Hütten lebte, ihnen darob Vorstellungen machte, konnten die Mixtekinnen dies nicht begreifen: darum, sagten sie, hätten sie ja geheiratet; die Kinder stürben von den Schlägen nicht, und wenn man sie nicht prügle, so habe man von ihnen gar kein Vergnügen; füttern müsse man sie ja doch.

Im Nordosten von Oaxaka hausen die Tschinanteken (Chinantecas), im Süden einer von Oaxaka gegen Tehuantepek gezogenen Linie der große Stamm der Zapoteken, das zahlreichste und interessanteste Volk, das den Isthmus bewohnt, von dem aber nur wenig bekannt ist. Die Trümmer zapotekischer Bauwerke bei Mitla und Tehuantepek, sowie die Nachkommen der Zapoteken, welche noch in ihren alten Wohnsitzen leben, zeigen an, daß dieses Volk ein verhältnismäßig hochstehendes war.

Professor Ratzel rühmt die bunten Trachten der Weiber in Tehuantepek. „Sie tragen außer blau in allen Nüancen nur die hellsten Farben, mit Vorliebe rosenrot und hellgrün; ihre Kleidung besteht aus dem Hüfttuch, das fast bis auf den Boden reicht und einem kurzärmeligen Jäckchen aus leichtem Zeug, welches nicht bis auf die Hüften geht und tief ausgeschnitten ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mantilla aus weißem luftigen Zeug, die mit einem sorgfältig gefälteten, breit abstehenden Kranze das Gesicht einrahmt und über Rücken und Schultern tief herabfällt. Man sieht hier wie auf dem ganzen Isthmus mehr schöne Gestalten und Gesichter unter den Eingebornen als irgendwo in Mexiko, und da sie es sich angelegen sein lassen, aufrecht und graziös zu gehen, und die Kunst vortrefflich verstehen, Lasten auf dem Kopfe oder auf einer Schulter oder auf der aufwärts gewendeten Handfläche mit Grazie zu tragen, gewährt das Marktleben in Tehuantepek ein sehr ansprechendes und fesselndes Bild." (F. Ratzel, Aus Mexiko. Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Breslau 1878. 8°. S. 222–223.) Die Tehuantepekaner Zapoteken sind übrigens größer als die andern, alle aber besitzen eine elegante Erscheinung, zum Teil lichte Haare und Hautfarbe. Schwarze, glänzende Augen, lange Wimpern, schön geschwungene Augenbrauen und ein reiches, oft bis auf den Boden fallendes Haar nebst regelmäßigen schönen Gesichtszügen bilden die Reize des weiblichen Teiles der Bevölkerung. Ungemein entwickelt ist der Gesichtssinn der Zapoteken, welche sich eines starken Körperbaues erfreuen, trotz des Lasters der Trunksucht, dem sie mit Leidenschaft fröhnen. Das ungemein wohlklingende Zapotekische, im Klange dem Italienischen ähnlich, mit dem es den Vokalreichtum, das gi. Endungen wie ini, oni u. s. w. gemein hat, zeigt sehr bedeutende lokale Dialektunterschiede. Als das reinste Zapoteco ist von jeher das Zapoteco del Valle bezeichnet worden, „des Thales" von Oaxaka.

Digitized by Google

Die größte Abweichung zeigt sich bei den am weitesten von diesem Zentrum entfernten Zapoteken des Isthmus, wo sie überdies durch vielfache Rassenkreuzungen wesentlich von ihrem Nationalcharakter verloren haben. (Ueber das Zapotekische siehe Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 319—360.) Nach Herrn Pascoli sprächen die Zapoteken die nämliche Sprache wie die Totonaken, nur etwas dialektisch verschieden, was aber unbegründet ist. Zapoteken und Totonaken sind zwei verschiedene Völker mit verschiedenen Idiomen. Der nämliche Beobachter rühmt ihre Beweglichkeit und Intelligenz; ein Junge von fünf Jahren hat fast schon den Verstand eines Erwachsenen, was den Kleinen freilich etwas Altkluges verleiht. Die Männer tragen feine, glänzend weiße Baumwollhemden mit schönen Stickereien auf der Brust, einen Ledergürtel, das „Machete", ein kurzes, auch beim Feldbau benütztes Messer über die linke Schulter, weite mit Spitzen und breiten Borten an den Enden verzierte Beinkleider, die sie meist aufstülpen. Hüte, welche fertig gekauft werden, sind nur bei feierlichen Gelegenheiten und in Städten üblich, sonst gehen sie barhaupt, im Gegensatz zu den übrigen mexikanischen Indianern, welche gegen die Sonnenstrahlen äußerst empfindlich sind. Die Weiber stellen ihre Kleidung selbst her aus der von den Männern gepflanzten und gebauten Baumwolle. Ihre Webstühle sind sehr eigentümlich und zwingen die Weberin auf dem Boden sitzend mit Händen und Füßen zugleich sehr langsam zu arbeiten. In der kühleren Sierra tragen die Zapoteken auch etwas dichtere Stoffe. Sie sind geschickte, aber nicht leidenschaftliche Jäger, bauen nebst Baumwolle Reis, Tabak, Bananen und Zuckerrohr und leben im Gebirge auch von der Ausbeutung des Steinsalzes, das sie nach Oaxaka verhandeln. Zum Zermalmen des Zuckerrohres dient eine durch Männerhand oder Maultiere in Bewegung gesetzte Mühle, welche aus drei Cylindern mit Zacken aus dem marmorharten Morelholze besteht. Mais in Gestalt der bekannten Tortillas bildet einen großen Teil der Nahrung, doch genießen sie auch Fleisch, auf Kohlen gebraten oder in spanischer Pfeffertunke gekocht. Mais mit Melasse und Tropenfrüchten vereint giebt das beliebte Konfekt „Bemoll". Die braune Melasse, welche sie aus dem Zuckerrohre gewinnen, bringen sie in den Handel, bereiten aber daraus und aus Ananas auch ein sehr gutes Getränk; eine Limonade aus Reis, Zucker und der Zarzamorawurzel ist gleichfalls sehr erfrischend, während aus der Melasse noch ein starker, nicht sehr klarer Rum „Michique" gewonnen wird.

Bei den Zapoteken stoßt das Heiraten auf Schwierigkeiten. Der Brautwerber muß nicht bloß die Einwilligung des Mädchens und ihren Eltern, sondern auch der etwa vorhandenen Schwestern erhalten. Der Braut muß er dann schöne Geschmeide zum Geschenke machen, ihre ganze Familie volle sechs Monate oder gar ein Jahr hindurch mit Fleisch versorgen und vor der Hochzeit der Schwiegermutter in spe 80—200 Pesos duros bezahlen. Schickt ihm nun die Braut nach einiger Zeit oder gar erst nach Jahresfrist die Geschenke zurück, was manchmal geschieht, so ist Fleisch wie Geld verloren und die Heirat findet nicht statt, wohl aber erschlägt der Verschmähte den Vater des Mädchens. In der Haushaltung führt das Weib die Zügel. Untreue kommt nicht vor, dagegen genießen die Witwen alle Privilegien der völligsten Emanzipation. Fällt ein Mädchen vor der Hochzeit, so werden beide Schuldige aus ihrem Elternhause verjagt und müssen sich elendiglich als Magd und Knecht bei fremden Leuten verdingen. Geschieht indes binnen drei Jahren kein neues Unglück, so geben ihnen die Verwandten meist die Mittel, einen kleinen Hausstand zu gründen. Die Zapoteken sind äußerst ruhigen Temperaments, sehr freundlich gegen Fremde, verachten und hassen aber den Mexikaner und besonders den räuberischen Otomi, dem sie nicht die geringste Gastfreundschaft gewähren, ja eventuell niederschießen. Ihre wahrhaft pedantische Ehrlichkeit ist im Lande sprichwörtlich; weder Diebstahl noch Raub kommen bei ihnen vor. Hingegen sind sie sehr unfreundlich gegen Leute, die sie nicht kennen, und selbst unter sich führen Vater und Sohn getrennte Wirtschaft, sobald der Bube im stande ist, im Walde Holz zu suchen. Bei der Ernte werden die Anteile genau gezählt und ausgeteilt, und wem der Mais zu früh ausgeht, bekommt nichts mehr zu essen; selbst eine Zigarre leihen sie sich nur gegenseitig. Die Männer erreichen selten mehr denn 65 Jahre, Weiber aber von 100—110 Jahren sind keine Seltenheit und Pascoli sah selbst eine solche Greisin, welche einen Weg von über 30 km zu Fuß zurückgelegt hatte, um bei Gericht zu erscheinen und dort ganz frisch ihre Zeugenschaft ablegte. Nur das kalkweise Haar verriet das hohe Alter.

Die letzte und südlichste Gruppe der mexikanischen Urvölker bilden die Zoque und die Mije (Mixes) an der Grenze von Chiapas und Tabasko. Beide Stämme sind miteinander linguistisch nahe verwandt, wie Hermann Berendt

Digitized by Google

nachgewiesen, nachdem er das Zoque von Tabasko mit dem Popoluka von Veracruz verglichen, welch letzteres aber nur ein Mijedialekt oder ein verdorbenes Mije ist. Den Namen Popoluka finden wir, nebenbei bemerkt, in verschiedenen Gegenden Mexikos und Zentralamerikas, aber immer in der Nachbarschaft der Nahuatlsprache und auf verschiedene Stämme und Sprachen bezogen. Aus der Vergleichung der Zoque- und Mijezahlwörter ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, daß beide von einer einzigen Reihe stammen, in welcher das Vigesimalsystem mit Teilung von fünf zu fünf (Fünf-Zwanzigersystem), wie im Nahuatl, streng durchgeführt war. Beide Sprachen, Zoque und Mije, bilden vorläufig eine isolierte Familie, deren Beziehungen zu andern Sprachengruppen wohl erst zu ermitteln sein werden, wenn die übrigen Idiome der Gegend besser bekannt sind. Die Zoque und Mije sind Bergvölker, welche vorzugsweise die höheren Partien des Zentralgebirges bewohnen; die Zoque auf der Grenze der Staaten von Tabasko und Chiapas über einen großen Teil des letzteren Staates verbreitet, mit einigen wenigen Dörfern in der Ebene von Tabasko und an den Ufern der Küstenlagunen von Tehuantepek im Staate Oaxaka. Die Mije wohnen in der westlichen Fortsetzung desselben Gebirgszuges in Oaxaka. Die Dörfer, welche der den Isthmus kreuzenden Masse näher liegen, verkehren mehr mit den Weißen, Mischlingen und Zapoteken der Gegend, vorzugsweise der Städte Tehuantepek und Juchitan, als mit ihren Stammesgenossen. Es findet sich daher dort weniger reines Blut und mehr Annäherung an die Sitten und Lebensweise der übrigen Bevölkerung. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 147—148.) Die Mije haben eine schöne Statur, sind stark, kühn und thätig; sie tragen Bart, haben aber abstoßende Gesichtszüge. Die Zoque sind ihnen sehr ähnlich; ihr Antlitz ist ebenso prognath und ebenso häßlich, doch sind sie wahrscheinlich noch kräftiger. Die Mije, einst das mächtigste Volk in Südmexiko, hebt heute noch ihr Mut, ihr Fleiß und ihr Wohlstand aus der Masse der indianischen Völkertrümmer hervor, die der Isthmus birgt. Sie sind berühmt als Maultier-, Rinder- und Pferdezüchter. Ratzel erzählt von der in einem Gebirgsdorfe der Mije herrschenden Sitte, daß jedes Jahr ein junger Mann sich der Jungfrau Maria weiht, worauf er bei Prozessionen ihr Bild zu tragen hat, bei feierlichen Meßdiensten assistiert und von den dörflichen Fronden befreit ist. Aber er darf dieses ganze Jahr keine Frau noch Jungfrau berühren; wird er dem Gelübde untreu, so wird er in Bälde sterben. Dies nimmt sich wie ein Rest altzapotekischer Sitte aus, nach der die Priester alle entmannt waren. Ist es doch gerade auf der Landenge, daß noch so mancher heidnische Brauch sich erhalten hat. (Ratzel, Aus Mexiko, S. 203.)

Ich will diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch der seltsamen Indios pintos zu gedenken, welche in der Umgebung von Akapulko am Stillen Ozean und auch im Staate Puebla, dort wo er an Guerrero grenzt, auf einem beschränkten Raume im Gebirge wohnen und ein Häuflein von etwa 8000 Köpfen bilden. Ihren Namen „gefleckte Indianer" haben sie davon, daß ihre braunblaue Haut in der That mit unregelmäßigen weißen Flecken bedeckt ist. Diese

Digitized by Google

Flecken, an welchen die Haut wie aufgeschürft sich ausnimmt, rührt nicht von einer Krankheit her, sondern es werden die Kinder schon mit den Flecken geboren. Pascoli hat ein solches Dorf der Pintos mit seinen kleinen schweinstallähnlichen Steinhäusern besucht und zu seiner Ueberraschung daraus nichts als scheckige Männer, scheckige Weiber und scheckige Kinder hervorkommen sehen, die sich alle des Umganges mit dem Weißen möglichst enthielten. Unter dem Kaiserreiche war Diego Alvarez, der sogenannte „Panther des Südens", ein solcher Pintoindianer.

Die Mittelamerikaner.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas fanden die Spanier am Flusse Pánuko, der bei Tampiko im mexikanischen Staate Tamaulipas ins Meer fällt, eine Kolonie oder ein Fragment der großen Völkerfamilie, welche unter dem Namen der Maya, Tzendal, Katschiquel, Quitsché, die Halbinsel Yukatan, sowie fast ganz Chiapas und Guatemala bewohnte. Es waren die Huasteken, über deren Ursprung wir gar nichts wissen, die indes eine Sprache reden, welche ihre Zusammengehörigkeit zu den Mittelamerikanern hinlänglich darthut. (Ueber die Sprache siehe: Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 3—34 und Marcello Alejandre, Noticia de lengua huasteca im Boletin de la Sociedad de geografia y estadistica de la republica mexicana 1870, S. 738—790.) Das Hauptvolk dieses Stammes sind die gegenwärtig dem katholischen Glauben und friedlichem Ackerbau ergebenen Maya im nördlichen Yukatan, wo zahlreiche ausgedehnte Ruinenstädte mit Tempeln, Palästen und Statuen, wie sie nirgends in Amerika in größerer Pracht angetroffen werden, beredtes Zeugnis ablegen von der hohen Gesittungsstufe, welche die Maya in vorkolumbischer Zeit erklommen hatten, denn sicherlich hatten sie lange vor Einwanderung der toltekisch-aztekischen Völker jene Landstriche inne. Daß also die Maya toltekischen Ursprungs seien, wie der um die Altertumskunde Yukatans sonst sehr verdiente Don Crescencio Carrillo (Estudio historico sobre la raza indigena de Yucatan. Veracruz 1865. 4°. S. 10) will, ist wenig wahrscheinlich, wohl aber waren die Tolteken in allen Teilen Mittelamerikas allem Anscheine nach die Begründer oder Förderer der Zivilisation.

So wie ganz Mittelamerika scheint auch Yukatan der Schauplatz zahlreicher Einwanderungen gewesen zu sein; in den frühesten Epochen war es wahrscheinlich von Rothäuten bewohnt; ohne politische Gliederung lebten sie familienweise in vereinzelten Gruppen und nährten sich vorwiegend von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges. Der Sage gemäß erschien plötzlich von Westen her eine Schar Fremder, an deren Spitze Zamna stand, welchem die Erfindung graphischer Künste zugeschrieben wird; er ist überhaupt der Gründer der auf der Halbinsel herrschenden Zivilisation. Bei seiner Ankunft in jenen Gegenden fand er daselbst die Mayasprache in Gebrauch; der Name Maya, Land ohne Wasser bedeutend, bezeichnete sowohl das Land als die Einwohner. In den Nachbarländern, in Chiapas z. B., herrschte noch das Tzendal, das auch jetzt noch dort gesprochen wird; das eine ist zweifelsohne der Stamm des andern, sowie beinahe aller zentroameri-

Digitized by Google

kanischen Dialekte, welche sämtlich eine große Aehnlichkeit mit dem Maya besitzen. Dieses wird demnach als das älteste Idiom jener Landschaften betrachtet, um das sich das Quitsché, Zutuhil, Katschiquel, Pokoman, Lakandon, Mame u. s. w. gruppieren; sie waren über die heutigen Länder Guatemala, Tabasko, Chiapas, wahrscheinlich über Sokonusko und einen kleinen Teil von Honduras verbreitet. (Squier, Monograph of the authors who have written on the languages of Central-America. London 1861. 4°. S. IX.) Die Priorität des Maya läßt also auch auf ein hohes Alter für die Völker schließen, welche es redeten. In der That scheint Yukatan der älteste Kulturfitz Amerikas gewesen zu sein; die Epoche, in welcher Zamna inmitten der eingebornen Rassen Yukatans eine neue Zivilisation begründete, führt uns in das graue Altertum zurück. Ein gewaltiger Recke, rühmt sich Zamna, wunderwirkend gleich dem mexikanischen Quetzalkohuatl, seiner göttlichen Abkunft und galt den Maya als Urheber der Fruchtbarkeit, deren Symbol unter Phallusform in all den zerstreuten Ruinen des Landes wiederkehrt. Nach seinem Tode wurde über seinem Grabe ein kolossaler Pyramidenbau errichtet und rings umher die Stadt Izamal — die älteste Yukatans — begründet. Eine ähnliche Sage schreibt der geheimnisvollen Persönlichkeit Kukulkan — dessen Name nur die Mayaübersetzung des mexikanischen Quetzalkohuatl — die Gründung der Stadt Mayapan zu. Nach dem Verschwinden Kukulkans wählten die Edlen des Volkes einen König aus dem Geschlechte Kokom. Ob diese Dynastie ihre Macht über die ganze Halbinsel erstreckte, erscheint wohl wahrscheinlich, aber ungewiß. Während ihrer Herrschaft treten als Verkündiger neuer Lehren drei Brüder Itza auf, welche sich in der Stadt Chichen niederließen, deren Regierung sie an sich rissen, um sie jedoch bald wieder zu verlieren. Das Reich Mayapan genoß tiefen Frieden als jene Periode allgemeiner Wanderung eintrat, welche das amerikanische Staatenleben so mächtig bewegte. Diesmal war es ein Toltekenstamm, die Tutul-Xiu, welche, weiter vordringend als die übrigen, den Grenzen Mayapans im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nahten; erst nach zweihundert Jahren, nämlich von 700—761 n. Chr., finden wir die toltekischen Fürsten zu Bakhalal mit königlicher Gewalt ausgerüstet, deren Sitz sie nach dem Sturze der Itza nach Chichen übertrugen. (Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale. Paris 1857. 8°. Bd. II, Buch V, Kap. 1, dann auch desselben Essai historique sur le Yucatan in den Arch. de la Comm. scient. du Mexique. Bd. II, S. 18—64.) In Yukatan, einem Lande mit tropischem Klima, kalkigem Boden und wenigen unbedeutenden Flußläufen, blühte also schon seit der Gründung Izamals eine reiche Kultur, und nirgends findet man größere, zahlreichere und gewichtigere Zeugen derselben als eben dort. Die alte Welt hat wenig aufzuweisen, was an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichtum die Ruinen von Chichen-Itza, Uxmal, Tihóo, Tekax, Mayapan und so vieler andrer Orte überträfe. Die Zahl der in dem wenig bekannten und besuchten Land aufgefundenen altamerikanischen Ruinenstädte beläuft sich auf 54! Sie alle waren vergraben, bis Stephens (Incidents of travel in Yucatan. New-York 1843. 8°. 2 Bde.), Catherwood (Views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan with explanatory text. London 1844. 8°.) und Norman (Rambles in Yucatan. Philadelphia 1849. 8°.) sie aus dem Staube der Jahrhunderte hervorzogen. Der Anblick der Trümmerwelt von Chichen-Itza in trauriger Einöde ist gewaltig ergreifend; als ob der Geist der Verwüstung hier sein Szepter geschwungen, ist alles tot, still und stumm. Von den Völkern, welche einst eine so großartige Pracht geschaffen, lebt niemand mehr; aber die jetzigen Bewohner des Landes, die yukatekischen Indianer, düstere und schweigsame, stolze und selbstbewußte Gestalten, scheinen noch zu trauern um ihre beraubte Freiheit, um ihre dahingeschwundene Größe. Die Ruinen von Chichen liegen auf einer Ebene von mehreren Meilen Ausdehnung, etwas mehr denn 150 km von der Küste entfernt, und entbehren jeder Wasserverbindung. Sie haben nichts von dem, was wir als Ordnung bezeichnen würden, daher auch keine ausgesteckten Straßen und Gassen; unfern des sogenannten Tempels und etwas südlich von demselben erhebt sich eine Pyramide; wie in Rom und Peru unterhielten keusche Vestalinnen ein ewiges Feuer in einem noch erhaltenen Palaste; der darin befindliche große Zirkus wird von dem französischen Forscher Charnay für ein Gymnasium, einen Platz für körperliche Uebungen, gehalten.

Die glänzendsten Ueberreste ehemaliger Kultur sind in Uxmal zu suchen, dessen Gründung gemeiniglich ins Jahr 870 oder 894 n. Chr. verlegt wird. Auch hier steht wieder ein kolossaler Pyramidenbau. Im nordwestlichen Teile des Landes reihten sich die Trümmer von Stadt an Stadt, und im Osten wurden schon zur Zeit der spanischen Entdeckungen Prachtbauten auf der seither verlassenen Insel Kozumal angetroffen, welche

Digitized by Google

viele geheiligte Orte enthielt, zu denen das Volk in großer Menge wallfahrtete. Straßen, wie in Mexiko und Peru, beiläufig einen Meter über dem Boden erhoben und aus mit Mörtel verbundenen Steinen aufgeführt, durchzogen die Insel, sowie das yukatekische Festland.

Auf den Plateaus der Pyramiden erheben sich gewöhnlich die Tempel, zu welchen man über hohe Stufen hinanstieg. Das grobe Mauerwerk bestand aus unbehauenen Steinen, die ein Mörtel verband, dessen Geheimnis den ersten Bewohnern Yukatans eigen war. Ein gleicher Mörtelanwurf bildete die Bekleidung der Mauern und trug oft dekorative Malereien und Basreliefs. Das Sacellum, die kleine Kapelle, welche auf dem Gipfel der Pyramide stand, war aus breiten Steinplatten erbaut, deren einige mit eingemeißelten hieratischen Schriftzeichen bedeckt sind. Die Paläste, die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, ruhten ebenfalls auf pyramidalen oder konischen Steinunterbauten, bestanden aus mehreren einstöckigen Gebäuden und waren in Zellen abgeteilt, die nur durch die Thüre Licht empfingen. Ein Blick auf die yukatekischen Denkmäler zeigt die besondere Vorliebe dieses Volkes für die Form des regelmäßigen Vierecks; nur wenige Rundbauten — wie z. B. ein Grabmal in Mayapan — sind vorhanden. Das Viereck machte sich bis in die kleinsten Details geltend; die Thüren waren regelmäßig viereckig, die Dächer flach, so daß der ganze Bau ein viereckiges Aussehen gewann; das Gewölbe, sowie das Fenster scheint überhaupt in ganz Nordamerika unbekannt gewesen zu sein. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen; Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltenreichen Bilderschriften sind gern in viereckige Umrahmungen gezwängt.

Ueberraschend ist unsre geringe Kenntnis über die weiteren Kulturverhältnisse Yukatans. Außer den zahlreichen Bauwerken, welche in monotoner Pracht über die Halbinsel zerstreut liegen, fließen nahezu keine Quellen über das Geistesleben dieses schöpferischen Volkes. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf einige spärliche Angaben über Kultur, Kalenderwesen und Schriftzeichen. Wir stehen also hier vor einem Volk, dessen antike Bildung erst noch ihrer weiteren Erforschung harrt.

Zu den Maya gehören, wie schon erwähnt, die Tzendal in Chiapas, deren Sprache nur ein Dialekt des Maya ist. Unter den weiteren Verwandten nennen wir die Katschiquel (Cakchiquel), deren Idiom die eigentlich guatemalekische Sprache ist, denn sie wurde in dem Reiche gesprochen, dessen Hauptstadt Tekpan-Quauhtemala hieß. Von der Höhe der Kunst auch bei diesem Volke zeugen die zahlreichen, in den Wäldern verborgen liegenden Ruinen, unter anderm die berühmten Bauten von Palenqué. Sowohl linguistisch wie kulturell zu ihnen sind die Quitsché- und Zutuhil-Indianer in Guatemala, die Pokontschi und Tschorti (Chorti), deren Sprachen mit dem Maya zu demselben Stamme gehören, ferner die Lakandon unterhalb des Petensees samt den südöstlich wohnenden Mopan und Tschol (Chol). Alle diese Indianer sind heute von ihrer einstigen Größe tief herabgesunken; sie sind zwar Christen und der überwiegenden Mehrzahl nach der spanischen Sprache mächtig, im ganzen kann man sie heute nur als halb oder wenig zivilisiert betrachten, und es giebt kaum einen häßlicheren Anblick als eben diese braunen Menschen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer unbeschreiblich schmutzigen, kurzen Hose, einem Hemde und einem ordinären Strohhute. Bei vielen fehlt das Hemd und Brust, Nacken, Arme und Beine sind völlig entblößt. Die Last tragen sie auf den Schultern und durch ein breites Band, welches um die Stirn gelegt ist. So marschieren sie im Gänsemarsche, und in eigentümlichem Schnellschritte trabend, immer in Partien zu je sechs bis zwölf mit Weibern und Kindern in die Stadt. Oft muß ein also beladener Indianer noch zwei oder drei gleichfalls beladene Maultiere überwachen und treiben. Ein Indianer trägt auf weite Strecken die Hälfte einer Maultierladung.

Die Weiber tragen gleichfalls Lasten, aber auf dem Kopfe. Die Kleidung der Frauen und Mädchen besteht aus einem Stücke bunten, rohen Wollenstoffes, welches um die Hüften geschlagen bis zum Knie herabreicht und durch eine rote Schärpe zusammen-

gehalten wird, und einem Hemde. Die Kinder bis zu zehn Jahren gehen, besonders im Innern des Landes, völlig nackt. Erstaunlich ist es zu sehen, welche große Lasten die Indianer auf den Schultern zu tragen vermögen. Auf kurze Strecken tragen sie oft weit über drei Zentner, und mit einer Last von zwei Zentnern traben sie von weither zur Hauptstadt. In den Armen dagegen ist die Kraft der Indianer auffallend gering. Gegen Bekleidung, anstrengende, oder besser gesagt andauernde Arbeit und gegen den Gebrauch der Seife haben sie einen unauslöschlichen Abscheu. Das Gesicht, worin die stark entwickelten Backenknochen auffallen, hat durch die dunkeln, sanften, schüchtern und demütig blickenden Augen einen Reiz. Derselbe wird aber fast verwischt durch die struppig bis tief in die Stirn herabhängenden schmutzigen, schwarzen Haare, welche die Weiber allerdings meist in Zöpfen geflochten herabhängen lassen. (H. Polakowsky im Ausland 1876, S. 606.) Viele Indianer beschäftigen sich mit der Fabrikation roher, aus sehr eisenreichem Thon gearbeiteter Gefäße, Wasserkrüge u. s. w., mit welchen sie weit im Lande umherwandern, um ihre Ware zu billigem Preise feilzubieten. Ja selbst bis San Miguel und San Salvador gehen sie. Zur Aufbewahrung des Trinkwassers eignen sich diese porösen Thongefäße besonders; das durchsickernde, verdampfende Wasser erhält den Inhalt immer kühl und frisch.

Die Landstrecke von Honduras an bis gegen den Golf von Darien wird mit Ausschluß einiger Nahuatlvölker, deren bereits Erwähnung geschah, von Stämmen bewohnt, die mit den vorigen nicht zusammenhängen und auch untereinander ohne tiefere Verwandtschaft zu sein scheinen, wenngleich es schon gelungen ist, und zweifelsohne bei weiterer Forschung noch immer besser gelingen wird, die verschiedenen Stämme zu einzelnen Gruppen zu vereinigen.

Diese unzivilisierten Stämme von Honduras und Nikaragua, welche die atlantischen Abhänge des Zentralgebirges bis in die Küstenebenen bewohnen, im Osten an die Moskito, im Westen und Südwesten an die Tschorti und Tschontal grenzend, werden von älteren und neueren Autoren unter einer großen Zahl von Namen aufgeführt, ohne daß von den meisten mehr als eben nur der Name angegeben wäre. Aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geben uns Berichte über die Missionszüge die Namen Xicaque und Poya, welche gelegentlich als Kollektivnamen gebraucht oder auch ausdrücklich als solche bezeichnet werden. Sprachproben sind aus jener Zeit nicht vorhanden, doch wird die Lenkasprache genannt, wie es scheint, von den Xicaque oder doch in ihrer Nachbarschaft gesprochen. In der neueren Zeit sind diese Gegenden von der Ostküste aus, meist durch europäische Reisende, untersucht worden, denen wir eine zweite Reihe von Namen der Indianerstämme verdanken: in Honduras die Xicaque und Paya miteinander vermischt in mehreren größeren Dörfern der Departementos Yoro und Olancho; ebendaselbst Poya an den Flüssen Tinto und Patuka und ferner Seko am Tinto und Toaka am Patuka; in Nikaragua Pantasmo, Koko, Wanki (Wankees) am Rio Coco, Twaka am Twaka, Tumbla am Toongla, Poya (oder Bulbul), Sova, Montezana, Civa am Rio Grande, Wulwa (oder Uluas, auch Micos), Kartscha (Carcha) und Siquia an den Zuflüssen des Blewfieldsflusses und Rama (oder Melchoro) und Kukra an den gleichnamigen Flüssen. Der deutsche Linguist Dr. H. Berendt fügt noch hinzu die Parrasta in der Montaña von Loviguisca und die Subirana in der Umgegend von Camoapa, beide im Departemento Chontales und bisher nicht verzeichnet. In manchen dieser Namen erkennt man die älteren wieder, andre haben wohl nur örtliche Bedeutung. Neuerdings werden diese Stämme von den Nikara-

Digitized by Google

guanern Caribes genannt. Der Name scheint erst seit der Ankunft der durch die Engländer 1796 nach Honduras gebrachten St.-Vincent-Kariben in Aufnahme gekommen zu sein und es liegt kein Grund vor, sie mit den Kariben von den kleinen Antillen und Südamerika, oder gar mit den Corovici oder Coribici zu identifizieren, welche die Spanier vor 350 Jahren mit einer eigenen Sprache an einer einzigen Stelle der Südseeküste des heutigen Kostarika fanden, spätere Berichte jedoch nicht wieder erwähnen. Bell und John Collinson nennen diese Caribes auch Smu (Smoos). Von den Sprachen dieser Stämme, welche Berendt in Ermangelung eines besseren Kollektivnamens Palenqueindianer nennt, waren bis dahin nur zwei durch kleine Wörterverzeichnisse oberflächlich bekannt; die der Xicaque in Honduras und die der Wulwa in Nikaragua und dieselben zeigen keine Verwandtschaft.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas standen diese Indianer rücksichtlich ihrer Gesittung weit unter den Quitsché, Katschiquel, Maya und Nahuatl, welche die Hochebenen von Guatemala, San Salvador und den westlichen Teil von Kostarika innehatten. Sie waren aber gleichzeitig den herumschweifenden Fischerstämmen, die an den mächtigen Gestaden des Karibischen Meeres, jetzt die Moskitoküste genannt, wohnten, weit voran. Teile aller dieser Xicaque- und Paya-Stämme haben die katholische Religion angenommen und leben in friedlicher Nachbarschaft und gutem Einvernehmen mit den Weißen. Außer ihnen giebt es ziemlich viele andere, welche in den Gebirgen leben und mehr ihren ursprünglichen Lebensweisen zugethan bleiben. Doch sind auch sie friedlich gesinnt und ihr Verkehr mit den Spaniern ist ein ganz freundschaftlicher. Unter Indianer in Honduras darf man sich also nicht seinen nördlichen Bruder vorstellen; er ist nicht mit bunten Federn und Skalpen beladen, sondern meistens ein friedlicher Bauer. Die Toaka oder Tauka und die Seko gehören wahrscheinlich zu den Paya, welche Young beschreibt als Leute, die langes, über die Schultern herabhängendes Haar, ein sehr breites Gesicht und kleine Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck der Traurigkeit und Gelehrigkeit haben, welcher den Beschauer zu ihren Gunsten stimmt. Auch sie können erstaunlich schwere Lasten tragen und zeichnen sich aus durch Treue und Ehrlichkeit, freilich auch durch große Vorliebe für geistige Getränke. Sie bringen Sassaparille, Kakao, Piment, Brot, Geflügel u. s. w. zum Verkauf und handeln dafür eiserne Töpfe, Messer, Pulver, Schrot, Perlen u. dgl. ein. Sie sind mild und gutmütig, betriebsam und geschickt in der Verfertigung von „Kinkura", einer Art Tuch von sehr gefälligem Aussehen, aus wilder Baumwolle; dabei dem gröbsten Aberglauben ergeben und ihre götzendienerischen Feste sind noch so häufig als je; ihr wilder Charakter aber ist verschwunden, sie sind jetzt ein sanfter, friedlicher Menschenschlag, der in seinen kleinen Gewerben einen Takt und Scharfsinn an den Tag legt, welche einen maschinenliebenden Europäer in Verlegenheit bringen würden. Daneben giebt es auch an Gesittung viel niedriger stehende Paya, denn sie wandern, wie es ihnen gelüstet, bald dahin, bald dorthin und legen Pflanzungen an, welche sie nach einigen Monaten wieder besuchen, um die Früchte einzuheimsen. Die Dörfer der Paya bestehen nur aus einem einzigen großen Hause von eirunder Gestalt, worin sämmtliche Eingebornen in wahrhaft patriarchalischer Weise nebeneinander in einzelnen sehr reinlichen Gemächern wohnen. Wöchnerinnen haben eine besondere Laubhütte zu beziehen, sind aber schon nach wenigen Tagen im stande, wieder ihren vielfachen Pflichten obzuliegen, besonders aus Mais ein Getränk mit eigentümlich saurem Geschmack („Ulung") und Brot aus der Kassadawurzel zu bereiten. Die Sekoindianer haben fast ganz den nämlichen Charakter wie die Paya. Auch die Toaka sind ihrer Betriebsamkeit und Gutmütigkeit halber bemerkenswert. Sie sind im allgemeinen ein schönerer Menschenschlag als die Paya und Seko, sprechen stets leise und mit großer Ruhe und haben ein sanftes, melancholisches Aussehen. Den Buchstaben S lassen sie in beinahe jedem Worte hören; auch rühmt man sie wegen ihrer Geschicklichkeit in Verfertigung von Kähnen („Dorys" und „Pitpan"). Ihr vornehmster Wohnsitz ist in der Nähe der Hauptquelle des Patukaflusses und auch sie zeichnen sich durch Treue und Redlichkeit aus. Sie verstehen sich auch sehr gut darauf, mit ihren Bogen und Pfeilen die Vögel im Fluge zu schießen und eignen sich trefflich für alles, was Scharfsinn und Ausdauer erfordert. (Ausland 1871, S. 477—478.)

Von der zweiten großen Sprachgruppe der Wulwa oder Ulua (sprich Ulva, nicht Ulúa, wodurch sich auch die englische Schreibweise Woolwa erklärt) hat Dr. Berendt gefunden, daß sie von einer größeren Zahl der genannten Stämme gesprochen wird, oder wenigstens einer Gruppe von nahe untereinander verwandten Sprachen angehört. Die Kartscha und Siquia sind Wulwa, an den gleichnamigen Flüssen wohnhaft. Kautschukhändler, welche vielfach die Küste durchstreifen, versichern, daß Kukra, Tumbla und Miko (Wulwa) sich ohne weiteres untereinander verstehen. Auch die Sprache der Rama, nach John Collinson eines sehr schönen Menschenschlages (Memoirs of the Anthrop. Soc. of London, Bd. III, S. 150), scheint soweit mit der Ulua identisch zu sein, desgleichen die der Bulbul- oder Poyaindianer von Olama. Hinsichtlich der Pantasma hat Berendt nur ermitteln können, daß ein diesem Stamm angehörender Mann in Olama sich sofort mit den Bulbul verständigen konnte, und der Oberingenieur Max von Sonnenstern, welcher den Cocofluß im Jahre 1869 befahren, glaubte sich zu erinnern, daß die wenigen Indianer (Koko), welche unter den Sambos in Julung leben, dieselbe Sprache sprechen wie die Pantasma. Ein kleines Wörterverzeichnis der Twaka hat von 35 Wörtern, deren Aequivalente in der Wulwasprache bekannt sind, mehr als die Hälfte identische, andre mehr oder weniger Aehnlichkeit. Wörterverzeichnisse schließlich, welche Berendt von den Parrasta und Subirana erhielt, beweisen die Identität ihrer Sprache mit der Wulwa. Es scheint demnach, daß sich alle diese Stämme, den älteren Angaben entsprechend, in zwei Sprachen oder Sprachgruppen, die der Xicaque und Poya, zusammenfassen lassen, und daß wir unter den Stämmen der Nikaraguaner die Poya mit der Wulwasprache in mehreren Dialekten aufzählen dürfen.

Die Wanki sind wahrscheinlich Sambos oder Moskito; neuere Reisende wenigstens haben keine andern Indianerstämme an dem unteren Coco verzeichnet. Ueber die Sprache der Sova, Montezana und Civa wären nähere Angaben abzuwarten, desgleichen bliebe noch zu ermitteln, ob die Poya und Twaka von Nikaragua mit den Paya und Toaka von Honduras in Sprache und Abstammung identisch sind.

Der Gruppe der Ulua- oder Wulwaidiome gehören auch die Bewohner der Moskitoküste oder, wie man jetzt sagt, von Britisch Honduras an, welche nach Bedford Pims Erkundigungen aus einem Gemisch zusammengeschmolzener und zusammenschmelzender Stämme bestehen, unter welchen die eigentlichen Moskito, dann die Wulwa, Rama und Smu die altangesessenen, die sogenannten Kariben aber, von welchen später die Rede sein wird, später eingewandert sind. Auch an einer starken Beimischung von Negerblut fehlt es nicht.

Das Unterscheidungsmerkmal aller dieser Küstenstämme ist die scharfe, dünne und kleine Nase, während bei den Binnenbewohnern dieses Organ viel stärker hervortritt. Gemeinsam ist allen ein mittlerer Körperwuchs, dunkle Hautfarbe, langes, grobes, schwarzes Haar, hübsche Augen und dünne Lippen. Unter den Wulwa ist häufig eine ungewöhnliche Ausbildung des Oberkörpers und der Arme zu bemerken, während die unteren Partien gedrungen und fast verkümmert sind, was zweifelsohne von ihrem fortwährenden Aufenthalt in ihren Böten herrührt. Ueber ihre Gutartigkeit und Rechtschaffenheit bricht Pim (Dottings on the roadside in Panama, Nicaragua and Mosquito by Bedford Pim and Berthold Seemann. London 1869. 8°. S. 241—242) wiederholt in be-

Digitized by Google

geistertes Lob aus, und er fühlt sich glücklich in der gelungenen Widerlegung eines häufigen ethnographischen Irrtums der alten Spanier, welche allzuviele Völkerschaften am Karibischen Golfe der Menschenfresserei verdächtigt haben. Pim selbst fuhr eines Tages entsetzt zurück, als eine freundliche Indianerin ihm zum Frühstück, eingewickelt in ein ungeheures Bananenblatt, ein gekochtes Kindlein noch völlig unzerlegt auftrug. Doch war die Haut ganz weiß, nicht braun, wie sie bei einem Indianerkind hätte sein müssen und das Gericht wurde daher getrost und mit Behagen verzehrt, da es als ein Aeffchen schließlich erkannt wurde. Weniger Geschmack konnte Pim einem siedend heißen Getränke abgewinnen, bestehend aus Kakao ohne Milch oder Zucker, aber stark gewürzt mit spanischem Pfeffer, letzterer frisch von den Stauden gepflückt, so daß ein einziger Löffel jenes Getränkes hingereicht hätte, jeden Mund und Schlund eines Europäers in ein Fegfeuer zu verwandeln. Jedenfalls war diese Art von „Schokolade" etwas ganz Neues und Unerhörtes in der Kochkunst. Mit hoher Bewunderung spricht dagegen der britische Seemann von den Kähnen der Eingebornen und der nautischen Geschicklichkeit der letzteren. Die Böte werden entweder aus den leichten Zedern- oder den dauerhaften Mahagonistämmen ausgehöhlt und nur mit einem Stechruder aus leichtem Holze gelenkt, stets aber unter dem Drucke unverhältnismäßiger Segel, die nicht einmal der Vorsicht halber festgebunden, sondern nur festgehalten werden. Bei ihren Beerdigungen beobachten sie die eigentümliche und, soweit unsere Kenntnisse reichen, sogar einzige Gewohnheit, vom Haus des Verstorbenen bis zu seinem Beerdigungsplatze eine baumwollene Schnur über Schluchten und Gräben, durch Gewässer und Sümpfe möglichst gerade auszuspannen. Die Begräbnisplätze der Wulwa befinden sich stets in der Nähe des Seegestades, und über das Grab wird ein großes Wetterdach aus Strohgeflecht, den Hütten der Indianer ähnlich, gespannt und sorgsam im Stand gehalten, sonst aber der Name des Verstorbenen nie mehr genannt, da eine Erwähnung seiner als höchst anstößig gilt. Nach dem Tode vernichten die Moskito durch Feuer alles, was dem Abgeschiedenen gehörte, seine Obstbäume aber hauen sie um. Zur Trauer wird von der Witwe oder den Witwen (denn Vielweiberei ist gestattet) das lange Haar abgeschnitten. Dörfer besitzen die Wulwa ebensowenig wie eigene Häuptlinge, sondern leben zerstreut in Gruppen von 2—3 Hütten zusammen. Die Hütten ohne Wände, von allen Seiten offen, bieten durch ihr Geflecht meist ein niedliches Ansehen, besonders im Innern, welches mit den Unterkiefern vom Bisamschweine und dem wilden Hunde, sowie mit den gebleichten Skeletten großer Fische geschmückt ist. Zuweilen sind Gestelle aus gespaltenen Bambu errichtet zur Aufbewahrung des Maises, und Bogen und Pfeile, die einzigen Waffen eigener Konstruktion, sind in das Geflecht der Decke gesteckt. Eine Hütte wird meist von drei oder vier Familien bewohnt, deren jede in einer der Ecken ihr Feuer für sich hat, an welchem sie ihre eigenen Bananen kocht und um welches sie sich plaudernd schart, die Frauen in ihrer entschieden unvollständigen Toilette. Geburten kommen jetzt nur äußerst selten vor, trotzdem wird die Frau noch immer genötigt, beim Eintritt der Wehen eine Hütte in Waldesabgelegenheit zu beziehen, wo sie abwechselnd von Frauen mit Nahrung versehen und gepflegt wird. Das Plattdrücken der Schädel bei den Neugebornen ist bei allen Stämmen der Moskitoküste sehr gebräuchlich, die Entstellung aber wenig sichtbar, weil sie durch das Ueberwallen des Haares verdeckt wird. Die Wulwa legen ihren Jünglingen bei der Mannbarwerdung verschiedene harte Prüfungen auf, darunter eine, wonach der Kandidat sehr heftige, nach ihrer Art mit dem Ellbogen versetzte Schläge auf den Rücken auszuhalten hat. (G. H. Wickham in den Proceed. of the R. geograph. Soc. of London 1869, S. 58 ff.) Hunger, Unbequemlichkeit und harte Anstrengungen erdulden diese Indianer mit musterhafter Ausdauer, wenn sie sich einem Fremden verdingt haben und dieser sie sanft behandelt.

Wenden wir uns nunmehr nach dem benachbarten Nikaragua, so begegnen wir dort zunächst dem Volke der Tschorotegen (Chorotegas); es sind dies die Aboriginer von Nikaragua, von welchen berichtet wird, daß ihre Sprache von der mexikanischen verschieden gewesen sei. Sie umfassen die vier Stämme der Tscholuteken (Choluteca) an der Bai von Fonseca, die Nagrandan, südöstlich von den vorigen, die Dirian, nordwestlich von Nikaragua, und die Orotina, am Golf von Nikoya. Ueber die Tschorotegen hat man lange nicht ins klare kommen wollen, bis Dr. Berendt endlich die Frage aufgehellt hat. Die Tschorotegen stellen nämlich ein Bindeglied zwischen der Aztekenzivilisation im Reiche

Digitized by Google

von Anahuak und den indianischen Völkerschaften im nordwestlichen Südamerika her. Die Chorotegas, welche zur Zeit der spanischen Eroberung an drei Stellen (Nikoya und Guanakaste, Bezirk von Masaya und Choluteca) lebten, sind die von Palacio und Torquemada erwähnten Mangue. Sie existieren nur noch in zwölf Dörfern im Umkreise der Seen von Masaya und Apoyo (ein Bezirk, den sie selber La Manguesa nennen) und führen heute noch den alten Namen, welchen Berendt auf das Wort „mánkeme" Herr, zurückzuführen geneigt ist. Die Sprache ist fast ausgestorben. Berendt hat sie nur zweimal sprechen gehört, jedoch von alten Leuten, welche Wörter und Gesprächsweisen im Gedächtnis bewahrt, Material zu einem Vokabularium gesammelt, welches die nahe Verwandtschaft dieser Sprache mit den Tschiapaneken von Mexiko außer Zweifel stellt. Berendt bestreitet, daß es eine Gruppe von tschorotegischen Sprachen gegeben; eine solche sei weder durch die älteren Berichte, noch durch die vorhandenen Sprachreste gerechtfertigt, welche alle auf eine einzige Tschorotegasprache hindeuten; die Aufstellung einer Orotinasprache sei auf ein Mißverständnis zurückzuführen.

Verschieden von den vorhergehenden sind die Tschontal (Chontales), die Urbewohner der nördlichen Ufer des Sees von Nikaragua und des gebirgigen Innern dieser Republik. Diese Nation, welche die älteren Schriftsteller und Alcedo noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Chontales de Matagalpa aufführen, hat Berendt in einem Indianerstamm wiedergefunden, welcher den größten Teil der Dörfer von Segovia und mehrere von Matagalpa bewohnt, und, nach dem Vorkommen von Ortsnamen seiner Sprache zu schließen, sich in früherer Zeit auch über einen großen Teil des Bezirkes von Chontales verbreitet hat. Stamm und Sprache werden heute von den Weißen wie von den Indianern selbst mit dem Namen Popoluka bezeichnet. Ihre Zahl ist auf 10,000 bis 12,000 geschätzt. Berendt hat ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache erworben, in welchem sich eine kleine Zahl von Wörtern befindet, welche verschiedenen Nachbarsprachen angehören; doch giebt dasselbe keinen Anhaltspunkt für Schlüsse auf Verwandtschaft mit andern Sprachen. Es liegt mithin, sprachlicherseits, kein Grund vor, eine Gruppe von Tschontalstämmen oder Tschontalsprachen aufzustellen, wie denn auch bei den älteren Schriftstellern, welche die Eingebornen Nikaraguas behandeln, immer nur von Einer Tschontalsprache die Rede ist. Ebensowenig haben die verschiedenen Sprachen Mexikos und Mittelamerikas, welche als Tschontal oder Popoluka aufgeführt werden, eine andre Gemeinschaft miteinander, als daß sie eben nicht Nahuatl sind. (Korresp.-Bl. d. deutschen Ges. f. Anthrop. 1874, S. 70—71.) Die Guatuso, an der Grenze von Kostarika und im Innern jener Republik wohnend, sind neuerdings durch häufige Züge von „Uleros" (Kautschuksammlern) aus Nikaragua in das betreffende Gebiet bekannter geworden. Berendt hat von einem zwölfjährigen Knaben dieses Stammes eine Anzahl Vokabeln der Sprache erfragt. Dieselben sprechen entschieden gegen die Hypothese, daß die Guatuso versprengte Nahuatlindianer (Ricaraos) seien. Die von Berendt beobachteten Guatuso sind von auffallend heller Hautfarbe und erscheinen in ihrem Gliederbau mehr den Mestizen als Vollbut-

Digitized by Google

indianern ähnlich. Ihr Haar ist glänzend schwarz, nicht blond, wie die Sage lautet, welche ihren Namen mit dem rötlichgelben Felle der Guatusa (Dasyprocta Sp.) erklären will.

Von den Völkern in Kostarika, Panamá und Darien kennen wir außer beiläufigen Notizen nur die bloßen Namen und läßt sich ihre ethnologische Stellung daher schwer bestimmen. So wird um die Bai von Chiriqui (spr. Tschiriki) das Volk der Tschanguen (Changuenes) erwähnt, im Südwesten derselben die Terraba, im Südosten die Boruka. Der um die Ethnologie Mittelamerikas so hochverdiente Dr. Berendt kam indes zu dem Schlusse, daß die Sprachen und Dialekte dieses Gebietes sich in zwei Gruppen sondern lassen, welche, soweit sich nach den vorliegenden spärlichen Materialien urteilen läßt, in keinerlei Verwandtschaft zu einander stehen.

Die eine dieser Gruppen bilden die Tscholo (Cholo)- oder Tschokó (Choko)-idiome. Sie werden gesprochen im kolumbianischen Departement Chocó, zwischen dem Rio Atrato und dem Stillen Ozean, sowie auch, Dr. Edward Cullen zufolge, in einigen Dörfern am östlichen Ufer des Rio Chucunaque (spr. Tschukunaka), der ein Konfluent des in den Golf S. Miguel (Darien del Sur) mündenden Rio Tuyra.

Die andre dieser Gruppen nimmt den Isthmus ein, von den Quellwassern des Rio Tuyra durch ganz Darien bis nach Panamá. Die spanischen Konquistadoren fanden dieses Gebiet in kleine unabhängige Kazikentümer geteilt, wo überall die nämliche Sprache, das Kuevaidiom, geredet wurde. Ein Dialekt desselben, im Territorium von Chame, westlich von Panamá, hieß Koiba und galt für eleganter als das gewöhnliche Kueva. Weiter nach Westen hin stießen die Entdecker auf eine Unzahl von Sprachen; fast jedes Dorf besaß sein eigenes Idiom. Darunter nennt man insbesondere das Tschiru, Eskoria u. s. w., und südlich von der Lagune von Chiriqui, wo seit zwei Dezennien zahlreiche Goldgötzen aufgefunden wurden, die Sprache der Dolegat, welche bis zur Stunde eine große Geschicklichkeit in der Metallbearbeitung besitzen. Man glaubt nun, Kueva sei einfach von Koiba korrumpiert, welches in der Kuevasprache „weit weg" bedeutet.

Das Kuevavolk erfreute sich zur Zeit der Entdeckung einer ziemlich hohen Kulturstufe. Wir besitzen Nachrichten von seinen Sitten, Wohnplätzen, Kleiderschmucke und Kriegsgebräuchen; Oviedo und Andagoya endlich haben uns etwa ein Dutzend Wörter ihrer Sprache erhalten. Wie es scheint, existieren noch einige Reste dieses Stammes, inselartig an der atlantischen Küste und den Uferbänken der Flüsse zerstreut, in völliger oder teilweiser Unabhängigkeit von der kolumbianischen Regierung lebend. Die verschiedenen Expeditionen nach der Darienlandenge infolge der Projekte eines interozeanischen Kanals haben eine Anzahl Vokabularien von verschiedenen Stämmen und Orten zustandegebracht, deren Vergleichung eine überaus nahe Verwandtschaft aller dieser Dialekte ergab. Dr. Berendt umfaßt sie mit der Bezeichnung Darienſprache und schließt, daß die Identität des alten Kueva und des modernen Darien, wenn nicht strenge erweislich, doch höchst wahrscheinlich sei. (The American historical Record and Repertory of notes and Queries. Philadelphia 1874. Nr. 26, S. 54—59.)

Digitized by Google

Der Franzose Lucien de Puydt hat die Landenge von Darien einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen (Lucien de Puydt, Account of scientific Exploration in the isthmus of Darien in the years 1861 and 1865 im Journ. R. geograph. Soc. 1868. Bd. XXXIX, S. 69—110) und uns dadurch mit mehreren der dortigen Isthmusindianer bekannt gemacht. Die Eingebornen, welche die Spanier zu Zeiten Balboas dort vorfanden, sind danach nicht mehr auf dem pazifischen Abhange seßhaft. Die Reste der Tschukunaken (Chucunaquen) sind seit 1861 nordwärts gezogen, die Mandingesen haben sich an der Küste bis zur Kaledoniabai festgesetzt und die Kunastämme beherrschen das Gestade des Urabagolfes. Alle Bewohner auf dem pazifischen Abhange sind Mischlinge und reden nur spanisch. Ihre Wohnungen sind unreinlich und mangelhaft ausgestattet, wenn sie auch sonst bei ihren abendlichen Tanzgesellschaften und an Feiertagen viel Putz und Flitter zur Schau tragen. Als Waffen bedienen sie sich der Feuergewehre und des Buschmessers, während niemand mit Bogen und Pfeilen umzugehen versteht. Dem Namen nach gehören sie zur katholischen Kirche und dem Namen nach ist die Ortschaft Yavisa eine Pfarrei. Ganz andre Verhältnisse herrschen über der Kordillere auf dem atlantischen Abhange. Dort liegt das Gebiet der Karibi-Kuna, die als völlig abgabenfreie „Konföderation der San Blas-Indianer" von den Vereinigten Staaten Kolumbiens anerkannt sind. Einige ihrer Ortschaften bleiben völlig unabhängig; sechs Gemeinden dagegen erkennen die umumschränkte Gewalt eines „Kaziken" oder „Gran Capitans" an. Seine Kriegsmacht schätzt L. de Puydt auf 400—500 beherzte Streiter, die auf ihrem Revier, nämlich im Walde, als Gegner nicht zu verachten sind. Sie führen zwar sämtlich Schießgewehre, die sie mit großer Geschicklichkeit handhaben, gebrauchen sie aber auf der Jagd nur wenig wegen der Kostspieligkeit von Pulver und Blei. Daher sind in ihren Händen noch Bogen und Pfeile, die auch beim Fischfang verwendet, jedoch niemals vergiftet werden. Außerdem tragen sie das säbelartige Buschmesser und Speere mit Feuerstein- oder Eisenklingen. Ihre Ortschaften liegen an glücklich gewählten Plätzen der hohen Flußufer. Die Häuser sind geräumig, ja sogar zierlich und mit großer Sorgfalt bis in alle Einzelheiten aus Bambu erbaut, die Flur aber 1 m und mehr über dem Boden zum Schutz vor Feuchtigkeit erhöht. Zum Gebälk werden sehr harte, sorgsam zubereitete Stämme von 25—30 cm Umfang verwendet und die inneren Räume haben Platz für 50—60, ja sogar 80 Hängematten, doch herrscht in ihnen die größte Reinlichkeit. Die Karibi-Kuna sind von mittlerem, kräftigem Körperwuchs, breitschulterig, aber schlank über den Hüften. Ihre Arme und Knöchel sind gut geformt, die Füße sehr klein. Das Haar wird von beiden Geschlechtern lang, nur bei den verheirateten Frauen kurz getragen. Man läßt es frei herabwallen oder knüpft es auf dem Scheitel zusammen. Bartwuchs fehlt bei den Männern. Ihre vergleichsweise gesunden Zustände verdanken die Karibi-Kuna einer strengen Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken mit Ausnahme der harmlosen Chicha (spr. „Tschitscha"), die aus gekauten, dann ausgespieenen und der Gährung überlassenen Maiskörnern bereitet wird. Diebstahl ist gänzlich unbekannt. Die Karibi-Kuna sind aber sonst höchst wachsam und mißtrauisch, auch dulden sie weder einen Weißen, noch einen Schwarzen, noch einen Mulatten unter sich. Ihr Heidentum ist noch völlig unverfälscht, denn roh verfertigte Fetische werden als Hausgötter verehrt und ebenso gewisse Bäume als Heiligtümer betrachtet. Doch wird auch ein höchstes Wesen anerkannt, von dem alles Gute und Schöne stammt. Die Männer tragen gewöhnlich nur Kniehosen, einige außerdem noch einen luftigen Kittel oder ein Hemd von europäischem Schnitt und bisweilen um den Kopf einen gewundenen Gurt, den sie „Gegengift" nennen, weil sie beim Biß einer Schlange das verletzte Glied zur Verhinderung des Blutumlaufes damit fest einschnüren, bis sie das nächste Dorf erreichen, wo andre Heilmittel meist mit Erfolg angewendet werden. Die Frauen hüllen sich in kurzärmelige Hemden, die bis zum Knie reichen; um den Hals tragen sie Ketten aus Tierzähnen und in der Nasenscheidewand Gold- und Silberringe, oft so groß, daß sie bis zum Kinn reichen. Manche von ihnen haben hübsche Gesichter, alle aber wohlgebildete Körper. Zu großen Gelegenheiten bemalen sie sich das Gesicht mit „Ruku" (Bixa Orellana), und zwar führen sie einen Querstrich von einem Backenknochen quer über die Nase nach der andern Wange, von welchem dann noch andre Streifen lotrecht sich herabsenken. Der Querstreifen ist das Stammeszeichen der Karibi-Kuna, während Stellung und Zahl der andern Striche je nach der Ortschaft wechseln. Vielweiberei ist zwar gestattet, doch wird ein mäßiger Gebrauch davon gemacht. (Ausland 1869, S. 786—787.)

Digitized by Google

Stuttgart, den 20. Oktober 1882.

Sehr geehrte Redaktion!

Indem ich mir erlaube, Ihnen anbei die nächsten Hefte 18–23 der

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich von Hellwald

zu übersenden, bitte ich freundlichst um eine geneigte Besprechung. Sollten Sie zu einer solchen nicht Zeit finden, so wäre ich für den Abdruck umstehender Zeilen sehr dankbar.

Viele der geehrten Redaktionen, denen ich Freiexemplare von obigem Werke behufs Rezension sandte, haben nur selten oder gar nicht Referate aufgenommen, und ich sehe mich genötigt, an dieser Stelle hervorzuheben, daß ich die weitere Fortsetzung des Werkes nur dann liefere, wenn mir durch regelmäßige Zusendung von Rezensionsbelegen dargethan wird, daß fernere Zusendungen gewünscht werden.

Hochachtungsvoll

W. Spemann.

Digitized by Google

Hellwald, Fried. v., Naturgeſchichte des Menſchen. Illuſtriert von F. Keller-Leuzinger. Stuttgart, W. Spemann.

Von dieſem ſchönen Werke liegen uns die Lieferungen 18—23 vor, welche ſich mit den Völkern Mittel- und Südamerikas befaſſen. An die wenig gekannten Urvölker Mexikos reihen ſich in ausführlicher Schilderung die Mittelamerikaner, die Nachkommen jener Stämme, welche uns in Yukatan und anderwärts ſo großartige Reſte ihrer hochentwickelten Baukunſt hinterlaſſen haben. Eine beſondere Sorgfalt widmet v. Hellwald der ethnographiſchen Beſchreibung der Indianer Südamerikas, und er läßt es ſich angelegen ſein, die hier herrſchende und bei der allerdings koloſſalen Zerſplitterung der Stämme leicht begreifliche Verwirrung nach Kräften zu klären. Er ſchildert zunächſt die Andesvölker, welche durch ihre weit überlegene Kultur zu den übrigen, größtenteils rohen Indianern des ſüdamerikaniſchen Kontinents in einem ſchroffen Gegenſatz ſtehen. Zu dieſen Andesvölkern gehören die Bewohner des Tafellandes von Condinomares und die Peruaner, richtiger die Ketſchua, deren Ziviliſation in dem bekannten Reiche der Inka zu ſo merkwürdigem Ausdrucke gekommen war. Der Verfaſſer beſchränkt ſich nicht darauf, die von den Spaniern übermittelten Nachrichten zu verarbeiten, er zieht überall auch die Beobachtungen der modernen Reiſenden heran, um die Unterſchiede zwiſchen Einſt und Jetzt dem Leſer vor Augen zu führen. Die Betrachtungen über die alte Litteratur und Muſik der Ketſchua, von welch letzterer eine Probe mitgeteilt wird, dürfte auch in weiteren Kreiſen Intereſſe erregen. Mit gleicher Liebe ſind die Kariben, ihre Vettern und Verwandten, eine verzweigte Familie, behandelt, die nach den neueſten Forſchungen trotz ihrer kannibaliſchen Gepflogenheiten bei weitem nicht ſo tief ſtehen, als man gemeiniglich annimmt. Die ärgſte Barbarei trifft man wohl unter einigen Stämmen, richtiger Horden, der braſilianiſchen Indianer, welche die Schädel erſchlagener Feinde auf ſehr ſinnreiche Art zu mumifizieren wiſſen. Keller-Leuzinger, der gewiegte Illuſtrator, hat einige Präparate dieſer eigentümlichen Kunſt, wie ſo vieles andere, trefflich veranſchaulicht. Mit der Schilderung der Pampasvölker in der 23. Lieferung ſchreitet der erſte Band des Werkes ſeinem nahen Abſchluſſe entgegen.

Digitized by Google

Hellas und Rom.

Von Jakob von Falke.

In reichstem Einband mit Goldschnitt 70 Mark.

Die gefeiertsten Kenner des klassischen Alterthums: **Alma Tadema, Friedrich Preller, Otto Anille, Anselm Feuerbach, Ludwig Hans Fischer** haben sich mit dem berühmten Verfasser vereinigt, ein Werk zu schaffen, das unternommen wurde, den Cultus des Schönen zu fördern, das Gemüth zu erheben, den Geist zu erfrischen, und aus dem Materialismus der Gegenwart flüchtend, in der wunderbaren Vollkommenheit des antiken Lebens ein Reich des Ideals zu zeigen.

Die neuen Funde in Olympia, Tanagra, Mykenä, Troja u. Pergamon sind eingehend berücksichtigt, die vielen Darstellungen der griechischen und italienischen Landschaften beruhen fast durchweg auf Naturaufnahmen.

Juno Ludovisi.

Prof. W. Lübke schreibt in der „Schwäb. Kronik":

„Ein tüchtiger Meister [illegible] schichtlicher Forschung hat sich [illegible] einer Reihe ausgezeichneter [illegible] verbunden, um das gesammte [illegible] Culturleben in fesselnder Schilderung aufs Reichste illustrirt vorzuführen. Unter den Illustrationen finden sich nicht blos treffliche landschaftliche Darstellungen, sowie Abbildungen von Schmucksachen aus Mykenä und Cypern, sondern auch größere Bauwerke, welche hohes Lob verdienen. Ganz meisterhaft endlich sind die landschaftlichen Darstellungen [illegible] mit Reconstructionen der antiken Baulichkeiten ausgestattet. Compositionen, in welchen die genialen Künstler aus tiefem Verständniß des klassischen Alterthums Ideal-Bilder von bezaubernder Schönheit geschaffen haben.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

oogle

Digitized by Google

Pa-Utah-Indianer.

Die südamerikanischen Indianer.

Allgemeines.

Wer dem Gange meiner bisherigen Darstellung der amerikanischen Völker mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem kann unmöglich der tief einschneidende Unterschied entgangen sein, welcher in Charakter wie in Kulturformen zwischen den Rothäuten des amerikanischen Nordens und den braunen Menschen in Mittelamerika obwaltet. Schon mit den Yumastämmen und den Puebloindianern im Norden von Mexiko beginnt inmitten des Indianertums sozusagen eine neue Welt, gegründet auf die mehr oder weniger intensive Pflege des Ackerbaues und friedlicher Künste. Nicht bloß ist der Indio manso des spanischen Amerika ein kulturell ganz anderer Mensch als der Indio bravo, sondern letzterer sogar ist völlig verschieden, seinem Aeußeren sowohl wie seiner Charakteranlage nach, von dem kupferfarbigen Nomaden der nördlichen Prairien. Aus geographischen Gründen habe ich an der üblichen Zusammengehörigkeit der nordamerikanischen Indianer nicht rütteln wollen; allein hat uns schon die Musterung der einzelnen Stämme in Kanada und den Vereinigten Staaten zu dem Schlusse gedrängt, daß dort die behauptete Rasseneinheit der Indianer auf schwachen Füßen stehe, so kann das Studium der Indianer in Mexiko und Mittelamerika uns in dieser Ansicht nur bekräftigen. Die Bewohner Südamerikas, welchen wir uns nunmehr zuwenden müssen, stehen nun vollends zu jenen Nordamerikas in einem augenscheinlichen Gegensatz, welchen sogar die eifrigsten Vertreter der Rasseneinheit zuzugestehen sich genötigt sehen, wenigstens insofern als in Südamerika das Jäger- und Fischerleben bedeutend zurücktritt und teils der Zustand absoluter Kulturlosigkeit, teils Anfänge einer höheren Kultur durch größeren Betrieb des Landbaues sich zeigen. Ueberhaupt bieten die Südamerikaner noch viel weniger anscheinende Gleichförmigkeit, wie so manche Gruppe in der Nordhalbe des Kontinents, z. B. die Stämme im Osten der Felsengebirge und jene an der Nordwestküste, und es kann daher, nach Friedrich Müllers eigener Aussage, von ihnen viel weniger als von jenen ein Gesamtbild entworfen werden. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 294.)

„Höhere Gesittungen," bemerkt Peschel, „dürfen wir im südlichen Festlande nur auf und an den Anden suchen. Bis zum Nikaraguasee, aber nicht weiter, erstreckte sich die Ortskunde der Azteken, bis dorthin reichte auch noch ihre Sprache, oder waren einzelne Ansiedlerschwärme gedrungen, welche das Nahuatl redeten. In Südamerika entwickelte sich auf der Andenkordillere aber das mächtige Reich der peruanischen Inka mit seiner eigentümlichen Kultur. Es war keineswegs der einzige Kulturstaat des südlichen Kontinents. Vor der Eroberung durch die Peruaner muß auch in Quito eine höhere Gesittung sich

Digitized by Google

entfaltet haben, denn der vorletzte Inka vermählte sich mit einer Prinzessin des gestürzten Herrscherhauses von Quito, und setzte es durch, daß seinem Sohne Atahuallpa, dem späteren Gefangenen Pizarros, welcher nach den Hausgesetzen der Sonnensöhne niemals erbberechtigt sein durfte, die nördliche Hälfte des Reiches, nämlich Quito zufiel, und dieses Quito, obgleich erst erobert, bietet dem illegitimen Inka dann die Mittel, seinen Halbbruder Huaskar, den echten Sonnensohn, aus Kuzko zu vertreiben. Auch auf den Hochebenen von Bogotá und Tunja waren geordnete Gesellschaften entstanden, die durch die Nähe Quitos manche Hilfsmittel der Kultur empfingen. Unwiderleglich ergiebt sich daraus, daß die Gesittung der Eingebornen von Quito und ihre materiellen Hilfsmittel nicht beträchtlich von denen der Peruaner verschieden gewesen sein können. Das spätere rasche Wachstum des Inkareiches aus geringen Anfängen im Laufe von höchstens fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten hat Squier sehr befriedigend erklärt. (Bull. de la Soc. de Géogr. 1868, Bd. I, S. 5—28.) Der Keim des peruanischen Staates entwickelte sich nämlich auf dem Puno oder den kahlen, 10 bis 16,000 Fuß hohen Hochebenen zwischen den doppelten oder dreifachen Ketten der Anden. Zwischen dem westlichen Abhange dieser Gebirge und dem Stillen Meere erstreckt sich ein schmaler Küstensaum, auf dem fast nie oder höchst selten ein Regen fällt, und der höchstens während sechs Monaten im Jahr von Nebeln befeuchtet wird. Nur wo von den Anden Küstenflüsse der Südsee zuströmen, ist Feldbau und Baumzucht überhaupt möglich. Die Küstenflüsse folgen jedoch aufeinander in großen Entfernungen und in dem Zwischenraum herrscht völlige Einöde. So konnten sich entlang jenen Gewässern wohl einzelne Stämme lange Zeit getrennt und unabhängig voneinander behaupten, sowie aber auf den Hochebenen der erste kräftige Staat erstand, wurden die Bevölkerungen der Küstenflüsse, getrennt und schwach wie sie waren, der Reihe nach unterworfen, und durch ihren Zuwachs die Macht des Reiches auf den Hochebenen vermehrt. Da wo im Süden der regenlose Küstensaum aufhörte, nämlich bei dem heutigen Chile, erreichte auch die Herrschaft der Inka die Grenze ihrer Ausbreitung. Ebensowenig hat sie sich binnenwärts an den Ostabhang der Anden durch den Waldgürtel zu den Ebenen des Amazonas herabzusenken vermocht, wo noch jetzt rohe Jägerstämme in ungestörter Wildheit umherstreifen.

Bronzemesser mit Steinbeil, südperuanischen Ursprungs.

„Drei Naturprodukten der peruanischen Hochlande," fährt Peschel fort (Völkerkunde, S. 445—446), „verdanken wir die Erziehung der südamerikanischen

Kulturvölker, nämlich dem Vorkommen der Lamaarten, der Kartoffel und der Kinoahirse (Chenopodium Quinoa)." Der Inka Garcilaso, der uns die Gesittungsstufe im alten Peru so ausführlich beschrieben hat, bemerkt wiederholt, daß ein außerordentlicher Mangel an Fleischnahrung dort herrschte. Nur bei den großen Treibjagden, welche die Inka veranstalten ließen, erhielt das unterworfene Volk Lamafleisch, wahrscheinlich weil es außerdem verdorben wäre, an sonstigen Festtagen wurde als Leckerbissen von ihnen ein kleines Säugetier, nach Garcilasos Angabe ein Kaninchen verzehrt, welches sie sorgsam hegten, das auch nach Spanien frühzeitig ausgeführt, dort aber wegen seiner Unschmackhaftigkeit der Aufzüchtung nicht wert gehalten wurde. Auf dem regenlosen Küstensaume vollends bestand die Fleischkost nur in dem, was der Fischfang ertrug. Dadurch gewinnen wir die Beruhigung, daß es nicht notwendig schwächliche Bewohner gewesen sein müssen, die, von stärkeren Stämmen verdrängt, auf die Punos von Peru oder Quito flüchteten, sondern daß vielmehr kühne und beherzte Männer zuerst die Kordillerenkette erstiegen haben mögen, um auf den Hochebenen die flüchtigen Lamaarten zu jagen und zu zähmen. Doch hätten sie niemals auf jenen luftigen Ebenen Wohnsitze zu gründen und auf den Inseln des Titikakasees der Sonne ehrwürdige Tempel zu erbauen vermocht, da der Mais dort nur an wenigen geschützten Stellen reift, wenn nicht die Kartoffel und die Kinoahirse selbst auf Höhen gediehen wie unsre höchsten Berggipfel. Daß übrigens nicht von der atlantischen Seite her brasilianische Jägerstämme nach dem Hochlande von Peru gekommen sind, sondern umgekehrt vom pazifischen Küstensaume aus der Puno erstiegen wurde, dürfen wir deswegen voraussetzen, weil wir in den Händen der Andesbewohner bis hinab zum Feuerlande eine ungewöhnliche Waffe finden, die kein waldbewohnender Jägerstamm jemals erfunden hat, die wir dagegen vorzugsweise bei Hirten antreffen, nämlich die Schleuder und ihre Spielarten, den Lasso und die Bola, oder die Wurfschnur, an deren Ende eine oder mehrere Kugeln befestigt werden. Durch Herrn von Tschudi (Südamerika, Bd. IV, S. 287) wurde bestätigt, daß der Gaucho (spr. Gá-utscho) der südamerikanischen Pampas, ein Mischling mit vorwiegendem Indianerblut, geringschätzend auf die Feuerrohre blickt, weil die Wurfschlinge in seiner Hand ihm größere Sicherheit als Waffe bietet. Damit soll nicht behauptet werden, daß im inkaperuanischen Reiche Bogen und Pfeile niemals geführt worden seien, denn zu den Unterthanen der Sonnenkinder gehörten eine Anzahl wilder Jägerstämme, Nationalwaffe dagegen war neben der Pike, die allen Ackerbauvölkern eigen ist, und die bei uns noch vom Bajonett vertreten wird, die Schleuder, ausschließlich eine Steppenwaffe.

„Vergleichen wir nun die gesellschaftliche Entwickelung der Jägervölker im südlichen und nördlichen Festland untereinander, so wird auf beiden Gebieten eine Besserung fühlbar, jemehr wir uns den Ufern der Mexikanischen und Karibischen Golfe nähern, oder mit andern Worten: in Südamerika sind die Völker, die nördlicher wohnen, in Nordamerika die Völker, die südlicher wohnen, durchschnittlich gesitteter. Die rohesten Stämme Südamerikas, wie die Botokuden, Koroado, Puri, Lengua, gehören sämtlich Südbrasilien an, am Ama-

Digitized by Google

zonas dagegen stießen Spix und Martius auf wichtige Fortschritte in den gesellschaftlichen Zuständen; ja wenn wir Berichten der ersten Entdecker unter Orellana volles Vertrauen schenken dürften, war der obere Lauf des großen Stromes mit volkreichen Ortschaften besäumt, es waren dort Tempel und in den Tempeln Götzenbilder, die sich auf Rädern bewegten, zu sehen. Von solchen Dingen haben spätere Besucher freilich nichts wahrgenommen, und selbst wenn sie vorhanden waren, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie Stämmen angehörten, die aus dem Kulturreiche der Inka vertrieben worden waren. Nördlich vom Amazonas sitzen die sanften Arawaken, bei denen das Weib bereits im Haus eine würdevolle Stelle einnimmt, und deren Priester die Geschichte der Stämme zum Unterricht der Jugend aufbewahren. Neben und unter ihnen bis zu dem nach ihnen benannten Golf hatten sich die Kariben ausgebreitet, die ihre Felder mit Hilfe künstlicher Wasserleitungen benetzten, ihre Pflanzungen mit Baumwollenschnüren abgrenzten und Märkte hielten, auf denen das Salz die Stelle des Geldes vertrat. So bessern sich dort beständig in der Richtung von Süd nach Nord die äußerlichen Zustände der menschlichen Gesellschaften. In der nördlichen Halbe Amerikas findet, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, das Umgekehrte statt.

„Die Ueberlegenheit der Gesittung bei den Jägerstämmen des nördlichen Festlandes im Vergleich zu denen des südlichen zeigt sich am stärksten durch ihre gesellschaftlichen Gliederungen. Im Norden ist es den Ethnographen geglückt, durch Sprachenvergleiche die Stämme zu Völkern zu vereinigen und die Sitze dieser Völker abzugrenzen. In Brasilien, Guyana und Venezuela läßt sich eine solche Aufgabe gar nicht streng lösen, weil wir Völkern dort überhaupt nicht begegnen, sondern nur Banden, und erst künstliche Namen geschaffen werden müssen, um sprachverwandte Horden als Gruppen zu bezeichnen. Selbst die weite Verbreitung des Tupi oder die sogenannte allgemeine Brasilianersprache (lingoa geral) rührt nur davon her, daß die Tupi oder Guarani, in Schwärme aufgelöst, aus einer noch nicht sicher ermittelten Urheimat aufbrachen und ganz Brasilien durchzogen. Einer Verdichtung von sprachverwandten Stämmen begegnet man höchstens in Guyana und in Venezuela bei Kariben und Arawaken. Die rohesten Stämme der Hudsonsbaigebiete stehen immer noch weit höher als etwa die Botokuden Brasiliens, die in der neuen Welt auf dem niedrigsten Teilstrich der Gesittung haften geblieben sind. In ganz Südamerika (natürlich immer die Kordillerenvölker ausgenommen) war eine starke oder auch gänzliche Entblößung bald des einen, bald des andern, bald beider Geschlechter die Regel, in Nordamerika ist sie nur Ausnahme. Bei den Jägerstämmen in Südamerika hat man keine Spur von Bergbau getroffen und Baureste fehlen dort, östlich von den Anden, gänzlich.

„Wenn man es sehr häufig als einen Mangel der amerikanischen Menschheit bezeichnen hört, daß sie die Viehzucht vernachlässigt habe, so ist diese Behauptung ungenau, denn, streng genommen, fehlte ihr nur die Milchwirtschaft gänzlich. Abgesehen, daß die Kulturvölker auf den Hochebenen von Peru und weiter südlich die Araukaner das Lama und Alpaka als Last- und Wolltier

Digitized by Google

benutzt oder wenigstens gehegt haben, vermögen wir eine Menge Bezähmungen andrer Tiere noch aufzuzählen, nur daß in diesem Stücke die Horden Südamerikas sich eifriger regten als die Jägerstämme des Nordens. Wie Hr. v. Martius in seiner Ethnographie (Bd. I, S. 672) uns belehrt hat, giebt es in der Tupisprache oder Lingoa geral Brasiliens für Bezähmung einen eigenen Ausdruck mit dem Sinne, daß die Tiere zur Ablegung ihrer Wildheit gebracht werden sollen. Die meisten Eingebornen Brasiliens zeigen Freude am Umgang mit Tieren, sie wissen Affen und Papageien an sich zu fesseln, und rufen unter anderm durch Ernährung mit Fischen bei grünen Papageien rote und gelbe Federn hervor, auch gleichen ihre Hütten dann oft einer Menagerie. Kulturgeschichtlich gewinnt jedoch die Tierzucht erst dann eine höhere Bedeutung, wenn der Mensch vorsorglich durch sie seinen Unterhalt gewinnt und sich abgewöhnt, von den Gnadengeschenken der Natur aus der Hand in den Mund zu leben. Am Amazonas könnte die Jagd auf Schildkröten den Uferbewohnern Nahrung für das ganze Jahr liefern, allein ihr Fang ist nur auf die trockene Zeit beschränkt, wo sich die Tiere ans Land begeben. Deshalb besitzt fast jede Familie neben ihrer Behausung einen geschlossenen Weiher, um eine Anzahl lebendiger Tiere für die nasse Zeit aufzusparen (Henry Walter Bates, The Naturalist on the Amazons. London 1864. 8°. S. 321), häusliche Vorkehrungen, welche Orellana, der Entdecker des Amazonenstromes, bereits bei den Eingebornen antraf. Außerdem wurden Hokkohühner (Crax) ehemals und noch jetzt von vielen brasilianischen Stämmen wegen ihres schmackhaften Fleisches gezüchtet. An der venezuelanischen Küste bei den Eingebornen Kurianas sahen die spanischen Seefahrer Haustiere, die sie als Kaninchen, Gänse und Tauben bezeichneten. Auf den Antillen wurde der stumme Hund und auf Hayti das Meerschweinchen als Haustiere gezogen. Nabelschweine und Tapire gewöhnen sich sehr leicht an die Nähe des Menschen, wurden und werden auch noch jetzt bezähmt bei den Brasilianern angetroffen, allein sie vermehren sich nicht in der Gefangenschaft. (Darwin, Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Stuttgart 1878. 8°. Bd. II, S. 145.)

„Gewiß lassen sich zwischen den Bewohnern beider Festlandshälften auch manche Gemeinsamkeiten in den geistigen Familienzügen aufzählen, welchen jedoch keine allzuhohe Beweiskraft für die Rasseneinheit der Indianer beizumessen ist, da einzelne derselben auch bei andern Völkern angetroffen werden. Die Zauberklapper z. B. sieht man in den Händen der Schamanen des südlichen wie des nördlichen Festlandes, die Priester und Medizinmänner, oder welche Namen sie führen mögen, gehören aber ihrem Handwerk nach zur Zunft der Schamanen Nordasiens. Die merkwürdigen Maskenspiele, denen Spix und Martius, sowie Bates bei den Tekunastämmen am Amazonas beigewohnt haben, traf Catlin, wie wir sahen, unvermutet bei einem Thlinkitenstamm an der Küste Britisch Kolumbiens. Nicht bloß in Brasilien entstellen sich sehr viele Indianer durch Einsetzung von Hölzern in die aufgeschlitzten Lippen oder Wangen, sondern dies geschieht auch, wir wissen es, im ehemals russischen Nordamerika. Freilich sind auch bei Negern am Njassasee durch Livingstone und bei Musgo-

Digitized by Google

ſklaven in Kuka durch Gerhard Rohlfs die Lippenhölzer angetroffen worden. Geſchlechtlichen Verirrungen haſſenswürdiger Art, nämlich verbunden mit dem Auftreten von Männern in Frauenkleidung, begegneten Hr. v. Martius bei den Guaykuru in Braſilien (Ethnogr., Bd. I, S. 74), die erſten ſpaniſchen Entdecker bei den Völkerſchaften auf der Landenge von Darien, und Cabeza de Vaca bei den Stämmen in Louiſiana und Texas, wobei aber nicht zu überſehen iſt, daß auch Ferdinand von Wrangel bei den nordaſiatiſchen Tſchuktſchen griechiſche Laſter verbreitet fand. Zu den Eigentümlichkeiten der Indianer gehören die vorſchriftlichen Anreden der Völker untereinander, wie ſich die Delawaren von ihren Nachbarn durch Verträge den Titel ‚Großväter‘ hatten zuſichern laſſen, und die Irokeſen den beſiegten Huronen die Bedingung auferlegten, künftig als jüngere Brüder angeſprochen zu werden. (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. III, S. 22.) In Braſilien begegnen wir den nämlichen Bräuchen, denn auch dort reden ſich die Horden als Großväter oder als Oheime an. Endlich betrieben auch in Südamerika alle Stämme der Steppen und der Wälder mit äußerſt ſpärlichen Ausnahmen, wie etwa die Mura am Amazonenſtrom, neben Jagd und Fiſchfang auch den Ackerbau. Ihre angebauten Feldfrüchte waren ſogar mannigfaltiger als im Norden, denn zum Mais geſellt ſich noch die Maniokwurzel, die eine ſorgfältige Auspreſſung des giftigen Saftes verlangt, ehe ſie genießbar wird. Die Bereitung des Maniokmehles und der Tapioka oder des Niederſchlages aus dem Giftſafte der Maniok war und iſt noch jetzt bei den Arawaken, oder den Mehlleuten, untadelhaft, auch wurde aus dem Mehl eine reiche Auswahl ſchmackhafter Backwerke bereitet. Außerdem müſſen wir der einheimiſchen Palmenzucht gedenken. Da nun die Palmen viel ſpäter Früchte tragen als ein- oder zweijährige Gewächſe, ſo zeigt ihr Anbau eine Vorſorge für ferne Zeiten und zugleich einen Verzicht auf das Wanderleben. Obendrein hat ſich ergeben, daß die Pupunhapalmen (Guilelma speciosa) auf einigen Gebieten nur kernloſe Früchte trugen, folglich mußte dieſe Palme ſchon ſeit einem hohen Alter unter der Zucht des Menſchen geſtanden und die kernloſe Spielart nicht anders als durch Wurzelſchößlinge vermehrt worden ſein. Wenn alſo die ſüdamerikaniſchen Jägerſtämme in Bezug auf den Ackerbau den Nordamerikanern nicht nachſtanden, durch ihre Baum- und Haustierzucht ſich ſogar über ſie erhoben, ſo blieben ſie doch in andern Leiſtungen weit hinter jenen zurück.“ (Peſchel, Völkerkunde, S. 424—436.)

Die Andesvölker.

Unter dieſer Bezeichnung faſſe ich mit D'Orbigny aus geographiſchen Gründen die Bewohner der Kordilleren Südamerikas und ihres weſtlichen Abhanges zuſammen; da aber die Andenkette mit ihren breiten Hochflächen keine ethnographiſche Völkerſcheide bildet, ſo greifen die Andesvölker vielfach auf

Digitized by Google

den Ostabhang hinüber, und ich rechne zu denselben auch jene Gruppe von Stämmen, welche im Osten der Anden etwa vom Chimborazo bis zum Illimani in den Gebieten des oberen Marañon und Madeira, sowie deren Zuflüsse wohnen und auf welche Friedrich Müller die Benennung Andesvölker beschränkt wissen will. Als allgemeine Charakteristik der Andesvölker D'Orbignys kann man mehr oder minder dunkel olivengrünbraune Hautfarbe, kleine Statur, niedrige oder zurückweichende Stirne und horizontale, nie am Außenwinkel verengerte Augen anführen, und sie lassen sich in die weiteren vier größeren Gruppen der Cundinamarca, der Peruaner, der Andesiner oder Antisaner und der Araukaner zergliedern. Die nördlichsten unter ihnen sind die

Cundinamarca auf der Hochebene von Bogotá. Jener Teil der Anden, dessen westlicher Fuß der Rio Magdalena bespült und der, in nördlicher Richtung streichend, die Hochebenen von Bogotá und Tunja bildet, südlicher aber in den einsam stillen Regionen des Paramo de la suma Paz gipfelt, wurde zur Zeit der spanischen Eroberung von dem Volke der Tschibtscha (Chibcha) bewohnt, welches die Spanier irrtümlich Muyscas nannten, was jedoch in der Tschibtschasprache bloß „Leute, Person" bedeutet. Diese Tschibtscha waren unter allen autochthonen Stämmen damals die mächtigsten und hatten eine lange Geschichte mit einer sehr ansehnlichen Kultur hinter sich, von welcher zahlreiche Altertümer Zeugnis ablegen. (Siehe: Ezequiel Uricoechea, Memoria sobre las Antiguëdades neo-granadinas. Berlin 1854. 4°.) Die heutigen Tschibtschaindianer sind nicht mehr im Besitze der sanftfließenden, wohlklingenden und wortreichen Sprache ihrer Vorfahren, welche um 1730 ausstarb und nur mehr durch zwei gegenwärtig noch lebende Idiome, wahrscheinlich Dialekte derselben, erschlossen werden kann; es sind dies die Sprache der Turievo, eines nördlich von Bogotá wohnenden Stammes, und jene der Itokoindianer, welche in der Umgebung der berühmten Smaragdminen von Muzo hausen. (Siehe: Uricoechea, Gramatica vocabulario, catecismo i confesionario de la lengua Chibcha segun antiguos manuscritos anonimos e ineditos, aumentados i correjidos. Paris 1871. 8°.) Die ganze Tschibtschanation, sowohl die Autochthonen von Bogotá als auch die umwohnenden, unterworfenen Stämme haben bis heute die physischen Merkmale ihrer Voreltern bewahrt, und daraus läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Nation auch im Altertume kein homogenes Volk war, sondern aus verschiedenen Stämmen bestand. Bei den Leuten von Guatavita und Tunja, nördlich von Bogotá, sind die regelmäßigen, sanften Züge der alten Tschibtscha noch erhalten; der östliche Stamm der Caquesio dagegen ist erkennbar an den vorspringenden Backenknochen, dem großen und ebenfalls vorspringenden Munde, dem viereckigen Schädel mit einem gewissen Gesamteindruck der Härte, welcher auf offenbare Wildheit der Vorfahren hindeutet. Die Schädel, welche Dr. Uricoechea im Jahre 1867 in Gesellschaft seines Landsmannes Guillermo Pereira Gamba auffand, zeigen ebenfalls mannigfaltige Verschiedenheiten in ihrem Bau. Zwei ganz scharf geschiedene Typen sind jene des Llano de la Iglesia, in La Picota am Ufer des Rio Tunjuelo, und die, welche sich in Menge zu Fontibon in der Umgebung der Lagune, besonders aber am Cerrito vorfinden, wo deren viele

Digitized by Google

in Gemeinschaft mit Thongefäßen und Gold- und Silbergegenständen ausgegraben wurden. Unzweifelhaft waren die Anwohner des Tunjuelo ihrem Ursprunge nach Caquesio, jene von Fontibon aber Tschibtscha. Paul Broca hat mehrere dieser Schädel untersucht und sorgfältig gemessen, wobei er die Sitte der künstlichen Deformation auch bei den Tschibtscha konstatierte. Nach seinen Untersuchungen schwankt die Kapazität der nicht deformierten Schädel zwischen 1295—1509 ccm, aber auch die künstlich verunstalteten erreichen 1467 ccm. Der Gesichtswinkel liegt zwischen 70—76°, der Längenbreitenindex bewegt sich bei den nicht deformierten Schädeln zwischen 73,77 und 80,11, bei den deformierten aber zwischen 82,55—92,85 (Congrès international des Américanistes. Compte rendu de la première session, Bd. I, S. 382), alles Maße, welche gegen die ethnische Homogenität der Tschibtschanation sehr vernehmlich sprechen. Heute tragen alle diese Menschen freilich das kolumbianische Nationalkostüm: den nach alter, europäischer Mode geflochtenen Strohhut, die „Ruana" oder „Poncho" (spr. Pontscho), das viereckige Stück Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes, das wir in Mexiko unter dem Namen Serape bereits kennen lernten, sich aber unter wechselnder Benennung im ganzen spanischen Amerika wiederfindet, das Beinkleid und manchmal eine Art Ledersandalen, sogenannte „Quimbas".

Das ganze Küstengebiet vom 4.° n. Br. bis zum 30.° s. Br. wird von mehreren Völkern bewohnt, welche man als

Peruaner zusammenfassen kann, ohne jedoch damit die einheitliche Abstammung derselben zu behaupten. Das Hauptvolk, die sogenannten Ketschua (Quichua, Quechua), welche bei der Eroberung dieser Gegenden durch die Spanier die herrschenden waren und das große Reich der Inka gestiftet hatten, erstreckt sich von der Nordgrenze Ekuadors über die ganze Hochebene der Kordilleren bis an die Südgrenze von Peru und Bolivia. Doch sind in ihr manche fremde Stämme aufgegangen, oder von alters her in sie wie ein Keil hineingeschoben worden, und daraus erklärt sich der mannigfaltige Wechsel in der Physiognomie. Die Reisenden haben sich vielfach bemüht, in dieser charakteristische Eigentümlichkeiten aufzufinden, leider aber damit einzelne Individuen, nicht die Gesamtheit der Nation beschrieben. Als ziemlich sichere Signatur gilt die weit ausgebildete Brust, das lange, rabenschwarze Haar und der gelbe, öfters jedoch ins Bronzene sich vertiefende Ton der Hautfarbe. P. Kolberg, ein deutscher Jesuit, welchem wir ein höchst interessantes Reisewerk verdanken (Nach Ekuador. Reisebilder. Freiburg 1881. 8°. 2. Aufl.), für seinen Teil glaubt, der Ungar unterscheide sich in Physiognomie und Wuchs mehr vom Deutschen, als der Ureinwohner der Kordillerenhochebene vom Spanier. Die „etwas" engere Stirn, die „etwas" hervortretenden Backenknochen, das „etwas" schmalere Kinn, die „etwas" größeren Ohren, die „etwas" kleineren Füße und Hände besitzen durchaus nichts, was einem Fremden unmittelbar auffallen dürfte. Um das schöne, lange, schwarze Haar könnte sie mancher Italiener, Grieche oder Spanier beneiden. Auch sind die Indianer nicht wenig stolz auf diesen Schmuck, und es giebt für sie keine größere Schmach als sich die Haare kürzen zu lassen. Im Gegensatz dazu

Digitized by Google

besitzen sie keinen Bart, oder sie vertilgen meist ohne Barmherzigkeit dessen spärliche Elemente, die um Kinn und Mund zum Ausbruch gelangen wollen, indem sie ihn für eine garstige Entstellung der reinen und lauteren Menschennatur halten, und zu diesem edlen Zweck benützen sie gewisse Geheimmittel, welche auch schon mancher noblen spanisch-südamerikanischen Dame in der Not beistehen mußten, „leider" aber nicht mit bleibendem Erfolg. An Körperwuchs ist der Indianer gewöhnlich von mittlerer Größe, namentlich in der nächsten Umgebung von Quito; in andern Provinzen aber, wie Cuenca und Imbabura, ist er sehr groß und stattlich, in gar nichts dem Europäer nachgebend, nicht einmal dem Deutschen. Die Schultern und die Brust sind auf das allerkräftigste entwickelt, eine natürliche Folge bei einem Menschenstamm, der vielleicht schon Tausende von Jahren gezwungen war, die dünne Luft eines 2000 bis 4000 m hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Landes zu atmen und dabei schwer belastet angestrengte Märsche im Gebirge zurückzulegen. Gegen diesen kräftig und muskulös ausgebildeten Oberkörper erscheinen bei vielen Individuen die Beine gar kurz, fast mißgestaltet klein, und ein solcher Indianer steht neben einem Europäer wie weiland Odysseus neben Menelaos. Selten begegnet man eigentlich schlanken Gestalten, aber anderseits auch niemals ihrem Gegenteil, der krankhaften Dickleibigkeit langsam wandelnder Kugelgestalten mit kaum sichtbaren, beweglichen Extremitäten: die Tendenz zur volleren Abrundung des leiblichen Daseins äußert sich bei den Indianern nur in der reicheren Fülle sämtlicher Gliedformen, ohne daß diese aus ihrem richtigen mathematischen und ästhetischen Verhältnis herausgeraten. Auch sonst findet man unter ihnen selten einen Verwachsenen oder Blinden oder Lahmen; ist es einmal der Fall, so ist es nicht Fehler der Geburt, sondern Folge eines späteren Unglücks. Ebenso werden die Hochlandsindianer wenig von Krankheit geplagt, obschon ihre Lebensweise eine sehr harte und mit vielen Entbehrungen verknüpft ist; nichtsdestoweniger erliegen sie in kürzester Frist dem heißen Klima der niederen Küstengegenden, so daß man nicht daran denken kann, sie dorthin zu verpflanzen.

Künstlich deformierter Schädel aus einem altperuanischen Grabe.
Nach einem Gipsabguß im Stuttgarter Nat.-hist. Museum.
(Original in Bonn.)

Es ist indes nicht möglich, ein allgemein zutreffendes Bild der peruanischen Völkerfamilie zu entwerfen, denn es finden schon in leiblicher Beziehung starke Abweichungen

ſtatt, ganz beſonders zwiſchen dem Küſtenindianer (Indio costeño) und dem Gebirgs- oder Hochlandsindianer (Indio serrano). Erſtere ſind und waren wohl von jeher, wie aus den Funden des reichen vorgeſchichtlichen Totenfeldes von Ancon bei Lima hervorgeht, eine brachykephale Raſſe, bei welcher die aſymmetriſche fronto-occipitale Deformation der Schädel im Schwange gieng. Aus 11 normalen Schädeln von Ancon ergeben ſich als Durchſchnittswerte für die Kapazität 1129 cm, Länge 161, Breite 132, Höhe 119, Index 81,9. Weiterhin finden wir als Mittel für

			Kapazität	Breitenindex	Höhenindex
14	Schädel aus	Parma	1254	94,8	83,5
16	„ „	Amakavilla . . .	1176	96,2	86,1
7	„ „	Gran Chimu . .	1094	96,4	80,5
4	„ „	Pachakamak . . .	1195	92,3	80,4
5	„ „	Kaxamarquilla . .	1268	85,6	78,6
4	„ „	Truxillo	1236	89,0	79,3

Die Umgeſtaltungen des Schädels waren übrigens ſehr verſchieden, ſelbſt innerhalb einer und derſelben Familien, alſo gewiſſermaßen rein Geſchmackſache der Urheber. Wichtiger iſt das Vorkommen des ſogenannten Inkabeines. Unter os incae, os epactale oder interparietale verſteht man einen bei der Anſicht des Schädels von hinten — norma occipitalis — ſichtbaren, großen dreieckigen Knochen, welcher zwiſchen den Lambdanähten eingeſchloſſen, dem oberen Teile der Schuppe des Hinterhauptbeines entſpricht, von deren unterem Teile er durch eine abnorme Naht abgetrennt iſt, welche die Baſis des dreieckigen Knochens bildet. Bellamy, dann Rivero und Tſchudi, welche die beſchriebene Abnormität an den Schädeln peruaniſcher Mumien fanden, beſtritten das Vorkommen des Inkabeines für alle übrigen Raſſen und erblickten in ihm ein Raſſenmerkmal der Peruaner. Dieſe Lehre erlitt indes einen gewaltigen Stoß durch die Arbeiten von Goſſe und Jacquart, welch letzterer namentlich nachwies, daß das Inkabein auch bei andern Raſſen vorkomme.

Der Menſchenſchlag der wüſten Küſtenſtriche iſt allerdings ein indianiſcher, jetzt aber an vielen Orten etwas mit der weißen Raſſe gemiſcht; der Grundtypus zeigt ſich nicht unerheblich verſchieden von dem der ſogenannten Indianer des Hochlandes; die Hautfarbe iſt gelblich, der Ausdruck im Geſicht und ſonſt auch ein halbchineſiſcher. Heute reden die Leute nur ſpaniſch und haben ſich viel mehr von der modernen Ziviliſation und feinen Manier angeeignet als die Hochlandsbewohner; dafür aber zeigen ſie ſich auch viel verdorbener und verkommener als die letzteren.

Außer mit kläglichſter Viehzucht beſchäftigen ſich die Leute der armen Gegend faſt nur noch mit Flechten von Strohhüten. Gerade von hier kommen die feinen Panamáhüte, die auf den Antillen und in Europa ſo ſehr geſucht und geſchätzt ſind; ihren Namen haben ſie, weil ſie über Panamá kommen; gemacht werden ſie dort nicht. Die meiſten und feinſten liefert Ekuador und gerade der Kanton Sta. Helena, die äußerſte Weſtſpitze einer wüſten Halbinſel. Die genannte Induſtrie iſt die einzige dieſes Volkes. Da kein Ackerbau betrieben werden kann, ſo ſind alle Lebensmittel von außen zu beziehen. Dieſe Bedürfniſſe ſind übrigens ſehr einfacher Natur und beſtehen hauptſächlich aus Reis, Yuka, einigen Knollengewächſen und grünen, halbreifen Bananen, welch letztere Früchte erſt genießbar werden, nachdem man ſie in heißer Aſche geröſtet; ihr Geſchmack ähnelt dann jenem des Brotes, das ſie allgemein erſetzen; ſo muß man alle Tage des Mittags mit geſottenem Reis und geröſteten Bananen zufrieden ſein, und des Abends mit geröſteten Bananen und geſottenem Reis. Dazu kommt noch der „Sancocho" (ſpr. Sankotſcho), eine Art Suppe aus der Wurzel des Maniok, einer Wolfsmilchpflanze, deren Wurzel zwar giftig iſt, aber gerieben, ausgepreßt und getrocknet eines der Hauptnahrungsmittel Südamerikas bildet.

Die Bauart der Häuſer oder beſſer Hütten iſt überall in den heißen Gegenden Ekuadors die gleiche; dasſelbe gilt auch von den Möbeln, d. h. von dieſen findet ſich keine Spur, der nackte Boden muß zu allem dienen, höchſtens erſetzt ein hartes Ochſenfell das Bett. Es iſt unglaublich, wie elend und erbärmlich der Haushalt dieſer Leute iſt, und doch verlangen ſie nichts Beſſeres. Das warme und ewig gleichmäßige Klima macht ſie ſorglos und arbeitsſcheu, und die in ziviliſierten Ländern ſo lobenswerte Genügſamkeit geſtaltet ſich

Digitized by Google

zu einem wahren Krebsschaden der heißen südamerikanischen Gegenden, denn hier ist sie nicht die Frucht einer Tugend, sondern der Faulheit. P. Kolberg rühmt indes das Betragen dieser Leute in Ekuador; ihm gegenüber bewiesen sie sich stets zuvorkommend, dienstfertig und freundlich, und besonders fand er unter ihnen eine Gastfreundschaft, wie kaum irgendwo anders; jedes Haus und jede Hütte ist ein Gasthaus, man braucht gar nicht erst anzufragen, ob man über Nacht oder einige Tage bleiben könne, ob man etwas zu essen bereiten wolle und dergleichen mehr. Das alles versteht sich von selbst. Nie wird ein Fremder von der Thüre zurückgewiesen, immer hat er freundliche Aufnahme zu erwarten, mag die Wohnung oder das Essen noch so knapp sein. Gastfreundschaft scheint überhaupt ein charakteristischer Zug aller Südamerikaner zu sein, der reichen wie der armen, namentlich dem reisenden Geistlichen gegenüber. Doch sei nicht verschwiegen, daß E. G. Squier der Gastfreundschaft in Peru ein herzlich schlechtes Zeugnis ausstellt, und auch ein andrer sehr gewiegter Beobachter, Antonio Raimondi, bestätigt dies, indem er sagt: Entfernt sich der Reisende von der Küste, um durch irgend eine Schlucht in die höhere Region der Sierra emporzusteigen, so tritt der Kampf mit der Ketschuasprache an ihn heran, weil in den wenigsten der von der Straße abliegenden, von Eingebornen besiedelten Ortschaften und Gehöfte das Spanische verstanden wird. So findet er dann ebenso wegen der Unkenntnis der Sprache als infolge des mißtrauischen Charakters des Indianers nur schwer die Gastfreundschaft und alle jene Hilfsmittel, deren er bedarf. Die Indianer verkaufen nichts und ihre beständige Antwort, wenn man sie auch nur um einen Trunk Wasser anspricht, ist: Manam cancho (es ist nichts da), so daß nichts übrig bleibt, als mit Gewalt zu nehmen, was man braucht. (Ausland 1870, S. 1209.)

Im allgemeinen machen die Ketschua der Gegenwart einen traurigen Eindruck. Der stolze Name der Inka, welchen die Vorfahren dieses Volkes führten, das so lange in den Kot getreten wurde, bis es sich schließlich an denselben gewöhnt hat und fast zum Tiere geworden ist, klingt wie Spott. Kaum dreihundert Jahre haben aus einer Nation, die einst den ganzen Norden Südamerikas unter ihre Botmäßigkeit zu bringen drohte, ein Heer von feigen Sklaven gemacht. Verdummt und anscheinend jeder moralischen Kraft beraubt durch die Knechtschaft, welche sie viele Generationen hindurch zu erleiden hatten, von Natur genügsam und faul wie die meisten südlichen Völker, vegetieren die Eingebornen in ihren Bergen wie die Bäume, unter denen sie groß geworden.

Ihre Wohnungen sind kleine elende Hütten von kreisrunder Form mit einer einzigen niedrigen und engen Oeffnung als Thüre; sie sind von unbehauenen Steinen erbaut und mit trockenem Grase gedeckt, ohne Abteilungen im Innern; die ganze Familie wohnt darin nebst Schweinen, Hunden, Hühnern, Lämmern und Meerschweinchen. Ihr sämtliches Hausgeräte besteht in einigen irdenen Geschirren und Kürbissen, etwas Baumwolle oder Wolle zum Spinnen für die Weiber und einigen Schaffellen (gewöhnlich voll von Läusen), worauf sie schlafen und die sie auf dem feuchten Grund ausbreiten. Viele Indianer legen sich nicht nieder zum Schlafen, sondern sitzen zusammengekauert mit den Ellbogen auf den Knien, in welcher Stellung auch die alten Peruaner beerdigt wurden. Sie entkleiden sich nie beim Schlafengehen und höchst selten waschen sie sich auf den kalten Hochebenen. Das Feuer befindet sich in der Mitte der Hütte und erfüllt dieselbe mit Rauch. Obgleich sie einige Hühner und Schweine ziehen, essen sie doch selten Fleisch; sie fühlen so große Zuneigung zu ihren Haustieren, daß sie sich nicht entschließen können, eines zu töten. Sie essen mäßig, wenn sie sich selbst die Kost stellen, und halten in der Regel nur zwei Mahlzeiten; werden sie aber auf einer Pflanzung ernährt, so können sie Erstaunliches im Essen leisten. Ihre Hauptnahrung ist gekochter oder gerösteter Mais und Kartoffeln in Peru, in Ekuador ist es die „Macha", geröstetes Gerstenmehl. Kürbisschalen dienen dabei als Teller, die Finger statt Gabel, die guten Zähne statt Messer; ein Holz- oder Blechlöffel ist alles, wessen sie bedürfen; einer aber ist genug für vier bis fünf Personen. Ein ganz unerläßliches Dessert bilden die anregenden Blätter der Cocastaude (Erythroxylon coca L.); sie werden getrocknet mit Muschelkalk gekaut, d. h. an der einen Backenseite zu einem Knäuel angehäuft und der Saft daraus gesogen, solange sie welchen besitzen oder solange es dem Indianer gefällt. Nicht eine jede Coca ist gleich gut; die beste ist die, von welcher gesagt wird, sie versüßt. Vollständig erhöht wird der

Digitized by Google

Genuß aber erst durch das Rauchen einer Papierzigarre, die dann von Hand zu Hand wandert, damit jeder ein paar Züge daraus thue. Ihr größter Genuß ist indes die Trunkenheit; jeder feierliche Anlaß wird durch starkes Trinken verherrlicht. Das Lieblingsgetränk ist „Chicha" (spr. Tschitscha), eine gegohrene Maisabkochung, kühlend, öffnend, nahrhaft und berauschend, wenn im Uebermaße genossen.

Charakteristisch für den Ketschua ist seine unendliche Gleichgültigkeit — Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut, gute oder schlechte Kost ist alles dasselbe; wenn er sich nur den Bauch füllen und Coca kauen kann, ist er zufrieden. Reichtum, Ehre und selbst Furcht haben auf die Mehrzahl wenig Einfluß mehr — „ich habe keinen Hunger", kann man oft als Antwort hören, wenn man einen indianischen Arbeiter mieten will. Im allgemeinen ist derselbe nachlässig und langsam, unpraktisch und eigensinnig. Er spricht überhaupt wenig und sagt nichts aus, wenn man ihn durch Gewalt dazu zwingen will. Er sagt nie „nein", immer „ja". Fährt man ihn an: du bist ein Schuft! so erwidert er: si, señor (ja, mein Herr). Der Ketschua ist ein Feind aller Veränderung; er ist der Typus der Stabilität, wie heute will er es auch morgen und er thut nur gern wie sein Vater und Großvater gethan. Höchst sonderbar ist seine instinktive Scheu vor den Weißen, obgleich er, wenn von Weißen geführt, oft großen Mut zeigt. Aus seiner Trägheit ihn aufzurühren, ist immer schwer. Körperliche Züchtigungen haben noch den meisten Effekt, da sie Schmerz verursachen und vor ihnen hat der Peruaner noch die größte Scheu; bald nachher aber, wenn der getroffene Teil nicht mehr weh thut, hat er auch diese vergessen. Die meiste Arbeit überläßt er der Sorge seiner Frau; höchstens bebaut er ein kleines Feld, aber auch hierbei besorgen die Weiber das Säen, Jäten und Ernten; was die Männer außerdem als Taglöhner, Schäfer oder in den Bergwerken verdienen, wird meist für Chichaschnaps oder Kirchenfestlichkeiten ausgegeben.

Der Kultus der Ketschua ist ein sonderbares Gemisch von römisch-katholischen Zeremonien neben durchaus heidnischen Anschauungen. Ein sehr kompetenter Beurteiler, P. Faller, sagt selbst: „Man kann sich keine Idee von der Frömmigkeit machen, welche das Volk bei allen religiösen Feierlichkeiten an den Tag legt; leider finden sich neben dieser Frömmigkeit auch noch gar viele Menschlichkeiten. Den Karsamstag will ich übergehen, um so mehr, als die Freude, welche das Volk über den auferstandenen Heiland erfüllt, auf eine eben nicht lobenswerte Art sich äußert, nämlich durch Uebermaß im Genuß von Chicha. Vor allem fehlt es an Fleiß, und folglich giebt es weder ordentliche Straßen, noch gehörig bebaute Felder. Handelt es sich darum, einen Acker zu bestellen, so sieht man sechs Indianer (die amerikanischen Spanier arbeiten gar nicht) mit eben so viel Paar Ochsen, die an ein Ding gespannt sind, was einen Pflug vorstellen soll. Einer der Indianer pfeift, und die Ochsen ziehen je nach der Richtung, die ihnen gefällt; da werden dann einige Linien gezogen, die ungefähr einer Furche gleichen, man wirft den Samen hinein, und das Feld ist bestellt; der liebe Gott muß das Uebrige thun. Er giebt Sonnenschein und Regen, und die Kinder ernten so viel, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen. Nein, arbeiten, sich Gewalt anthun, verstehen die Leute hier nicht; aber handelt es sich um religiöse Herrlichkeit, da sind sie bei der Hand." Wie alle unwissenden Völker, sind auch sie in hohem Grade abergläubisch und voll von tausend Vorurteilen in betreff der Toten, namentlich der Kadaver aus der Vorzeit. Der allgemeine Glaube ist, daß, sofern sie diese Reste fortnehmen, sie zeitlebens an ihrem Körper Schmerzen zu leiden hätten. Und so fest steht bei ihnen dieser Glaube, daß schon viele, wenn sie aus Habsucht nach einem verborgenen Schatze gruben, an moralischer Niedergeschlagenheit erkrankten, binnen kurzem alle Eßlust verloren und an langsamer Entkräftung dem Tode verfielen. Sie bezeichnen diesen Zustand des Verfallens in ihrer Sprache mit dem Ausdruck: „er vertrocknet nach und nach". Die Indianer schreiben dieses moralische Siechtum gewissen Dünsten zu, welche von den Kadavern oder Mumien der alten Peruaner ausgiengen, und nennen sie an manchen Orten die Dünste oder die Luft der Toten (vapores ó aires de los difuntos), an andern „die Luft der Heiden" (aires de los gentiles). Sonst hat die Idee des Todes und die Furcht, welche seine Nähe bei andern Menschen erregt, weniger Gewicht bei den Peruanern als bei andern Leuten. Der Tod eines ganz kleinen Kindes ist sogar ein freudiges Ereignis, das mit Tanzen und Trinken gefeiert wird, weil sie glauben, es verwandle sich unmittelbar in einen Engel. Im übrigen wissen die Indianer vom Christentum sehr wenig und alle Pfarrer klagen über ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Dies zeigt sich unter anderm in den Heiratsangelegenheiten; sie betrachten die Trauung nicht als bindend, wenn sie ohne Feierlichkeit geschlossen ward; die bloße Einsegnung des Priesters in Gegen-

Digitized by Google

wart von Zeugen halten sie für ungenügend und glauben dann ein Recht zu haben, die Frau zu wechseln, als ob gar kein Band sie vereinige. Ueber die Vorzüge der Braut haben sie die sonderbarsten Ideen; ihre Keuschheit wird als ein sehr geringes Verdienst betrachtet. Sobald ein junger Ketschua ein Mädchen heiraten will und die Erlaubnis ihrer Eltern erhalten hat, fangen die beiden Verlobten an zusammen zu leben, als ob sie schon verheiratet wären; oft aber verläßt er das Mädchen wieder bald darauf. Bereut er seine Wahl jedoch nicht bald, so wird geheiratet. In der Ehe sind sie sehr eifersüchtig und grausam. Morde werden oft aus Eifersucht begangen.

Ein Beweis des Verkommens der Indianer sind die häufig wiederkehrenden Pocken- und Typhusepidemien, welche große Verheerungen anrichten Einige ihrer Hauptarzneien gegen den Typhus ist halbverwester Harn und auch folgende Heilmethode: sie legen den Kranken in die Nähe des Feuers und bedecken ihn mit vielen Schaffellen, während sie an seine Seite große Krüge mit Chicha hinstellen. Die Hitze des Fiebers und Feuers erzeugen einen fürchterlichen Durst, weshalb der Kranke beständig trinken muß und somit in heftigen Schweiß gerät. Dies bewirkt bald eine entscheidende Krisis, so daß der Patient in einem oder zwei Tagen stirbt oder außer Gefahr kommt. Alle, welche von dieser gefährlichen Krankheit genesen, erfreuen sich lange nachher einer vollkommenen Gesundheit und erreichen oft ein hohes Alter, was bei den Peruanern überhaupt die Regel ist. Gegen die Pocken hingegen wissen sie kein Mittel und Tausende fallen dieser schrecklichen Geißel zum Opfer. (Ausland 1870, S. 1209—1213.)

In der Lebensweise der Hochlandsindianer herrscht große Verschiedenheit. Einige dienen halb frei, halb unfrei, nämlich durch Schulden gebunden auf den Hacienden oder Landgütern der spanisch redenden Herren; die „Peonie" herrscht hier mit all ihren grausamen Härten wie in Mexiko; andre leben frei und unabhängig für sich, fleißig einen kleinen Acker bestellend, verschanzt hinter Graben und Aloewall und sehr zerstreut im weiten Umkreis; andre endlich bilden Gemeinden, Dörfer oder gar kleine Städtchen, und mehr oder weniger die Vorteile eines gesellschaftlichen und zivilisierten Lebens genießend, sind sie vorzugsweise die eigentlichen Arbeiter und Industriellen des Hochlandes. Es darf daher auch niemanden überraschen, daß eine ebenso große Mannigfaltigkeit in der körperlichen Erscheinung des Indianers und namentlich auch in seiner Hautfarbe angetroffen wird. Diese letztere ist fast ganz weiß bei den Indianern der dritten Klasse, indem ihr Gesicht kaum dunkler erscheint als das eines von der Sonne gebräunten Europäers. Viele aber von denen, welche auf den Hacienden beschäftigt sind, zeigen eine Hautfarbe, die sehr dunkel, leicht schokoladebraun ist. Wenn man den Zustand der Erniedrigung bedenkt, in welchem diese Unglücklichen trotz ihrer nominellen und gesetzlichen Freiheit vielfach leben müssen, und die Entbehrungen, die ihnen aufgelegt werden; wenn man sieht, wie sie schon seit der allerzartesten Kindheit fast nackt als Hirten für die Viehherden dienen, ausgesetzt bald der sengenden Glut der heißen strahlenden Mittagssonne, bald dem Ungemach der heftigsten Gewitter, Regen und Hagelschläge am Nachmittag, bald der eisigen Kälte des Nachts, zumal in den Páramos: so ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß diese Armen mit der Zeit eine so gewaltige und traurige Umwandlung an sich erfahren haben, nicht nur in der Farbe, sondern auch im Ausdruck des Gesichts, in welches nie eine höhere Idee hineingestrahlt hat, um daraus hervorleuchten zu können, — eine Umwandlung, welche von Generation zu Generation sich immer weiter zu deren Schaden ausbilden muß. Die freien Indianer unterscheiden sich von jenen in hohem Grade, namentlich überall dort, wo sie seit der Zeit der Konquista sich frei erhalten haben, und in einigen Provinzen sind Männer und Weiber so weiß von Farbe, so wohlgebaut, von so angenehmer und intelligenter Physiognomie, daß man sie unter Europäern wohl kaum herauskennen würde, wenn sie die nämliche Kleidung trügen.

Wilde Indianer finden sich auf den Hochebenen der Kordilleren nicht, sondern nur im Osten des großen Gebirges, an den Zuflüssen des Amazonenstromes. Eigentlich unbändig sind nur die Jivaro und andre Stämme, welche in Körperbau und Sprache von den Ketschua wesentlich abweichen. Aber auf der Abdachung der Ostkordilleren und in den Missionen des Rio Napo, auf der geographischen Breite von Quito, wohnen auch Indianer aus dem weitverbreiteten Stamme der Ketschua, trotzdem diese sonst niemals in die wärmeren Gegenden hinabzuziehen pflegten. Man könnte sie als Halbwilde bezeichnen, denn sie vereinigen auf merkwürdige Weise einige Elemente der Zivilisation mit dem Barbarentum der Wildnis. Wie gelangten diese Hochlandsindianer dorthin? Das Wahrscheinlichste ist, daß sie jenen tapferen Kriegern entstammen, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier sich lieber in die unwirtsamen Urwälder des

Digitized by Google

Oſtens zurückziehen als den Eindringlingen unterwerfen wollten. Bisweilen kommen einige aus ihnen nach Quito ins Kolleg. Sie gehen vollkommen nackt, bis auf den Lendengürtel aus Baumbaſt, und auch dieſen werfen die Heiden weg. Das Geſicht, namentlich um die Augen herum, bemalen ſie ſich mit feuerroten und blauen Strichen. Um den Hals tragen ſie Schnüre von Affenzähnen, Schneckenhäuschen und Käferflügeldecken.

Die Ketſchuaſprache, ein ſchönes und reiches Idiom, wird gegenwärtig in Peru mit Ausſchluß des Hochplateaus, in der bolivianiſchen Provinz Cochabamba, in einigen Teilen von Ekuador und der Argentiniſchen Republik, noch von etwa zwei Millionen Menſchen, geſprochen. Keine der gebildeteren Sprachen Amerikas übertrifft das Ketſchua an Fülle der Formen, an Reichtum der Wortbildung, an Schärfe der Unterſcheidung und an Fähigkeit, jeden Ausdruck der Gefühle oder der Weſenheit ſo präzis, ſo mannigfaltig und ſo wohlklingend wiederzugeben. Sie iſt aber zugleich eine vorzugsweiſe gutturale Sprache und hat Töne, die durch keine Lautmiſchung eines europäiſchen Alphabetes ausgedrückt werden können. Darin ſtimmen ſowohl J. J. von Tſchudi, einer der gründlichſten Kenner dieſes Idioms, über das er eine treffliche ausführliche Grammatik (Die Kechuaſprache. Wien 1853. 8°. 2 Bde.) geſchrieben, als auch Gavino Pacheco-Zegarra, dem das Ketſchua Mutterſprache iſt, völlig überein. (Congrès internat. des Américanistes. Première session. Nancy. Bd. II, S. 303.) Dieſe markierte Gutturation der Kehllaute, Folge wie überall der gebirgigen Formation des Landes, bietet dem an die weiche ſpaniſche Sprache gewohnten Küſtenbewohner, der ſogar in ſeinem eigenen Idiom das gutturale „j" durch den weicheren „g"-Laut erſetzt, viele Schwierigkeiten. Schwieriger noch für den Europäer ſind die Wortflexionen und ſyntaktiſchen Konſtruktionen, da das Ketſchua ſowohl der relativen als der indirekten Redeweiſe entbehrt, während die Partizipialfügungen ſehr häufig und in eigentümlicher Weiſe in Anwendung kommen. Die ſogenannten Tranſitionen oder Uebergänge der Handlung des Verbums von einer Perſon zur andern und die demſelben entſprechenden Konjugationsarten hat das Ketſchua mit den benachbarten araukaniſchen und Guaraniſprachen gemein. So wird z. B. die Konjugation des Verbums munani (ich liebe) eine andere, wenn das Objekt die zweite Perſon iſt, munazki (ich liebe dich) oder von der dritten zur erſten munahuan (er liebt dich). Die Eigentümlichkeit der alten Sprache, durch Anhängung von Nachſilben die Bedeutung der Zeitwörter zu modifizieren und zu vervielfältigen, wodurch dieſelbe eine reiche Quelle der Wortbildung beſaß, iſt in einigen Gegenden in der Praxis faſt ganz verloren gegangen, ſowie von ihrem ſehr beträchtlichen Wortſchatze kaum der dritte Teil in praktiſche Anwendung kommt, während die im Ketſchua fehlenden oder unbekannten Wörter ohne weiteres durch ſpaniſche mit Ketſchuaendungen verſehene erſetzt werden. Doch iſt die Sprache weit entfernt, auszuſterben, wie von mancher Seite gewünſcht wird, vielmehr zeigt ſich die eigentümliche Erſcheinung, daß in Bolivia, wenigſtens die niederen Volksklaſſen und in kleineren Städten ſelbſt beſſere Familien das alte Inkaidiom, die Ketſchuaſprache im Geſchäftsverkehre und im vertraulichen Umgang dem Spaniſchen vorziehen. Für gewiſſe Berufs- und Erwerbszweige, die mit den niederen Klaſſen in unmittelbare Berührung kommen, iſt die Kenntnis des Ketſchua un-

Digitized by Google

umgänglich notwendig. Der Priester, der Krämer, der Beamte auf dem Lande und der ackerbautreibende Oekonom können derselben nicht entbehren. (Eugen von Böck, im Globus, Bd. XXV, S. 140—141.)

„Die Ketschuasprache," sagt J. J. von Tschudi, „besitzt eine unermeßlich reiche Litteratur, die für uns aber wohl immer mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt bleiben wird. An Schnüre, aus buntfarbiger Lamawolle oder dem Baste der amerikanischen Agave gedreht, den sogenannten „Kipu" (Knoten), sind die Annalen der peruanischen Geschichte geknüpft. Zentnerweise können sie auf den Begräbnisplätzen der alten Peruaner ausgegraben werden. Die meisten sind vom Salzgehalte des sie bedeckenden Meeressandes in ihrer Kontinuität so zerstört, daß das wohlgeordnet daliegende Knotenbuch bei der leisesten Berührung in Staub und Moder zerfällt; viele aber hat die trockene, nie von einem Regen durchnäßte Erde so schützend bedeckt, daß die über sie hingezogenen Jahrhunderte nicht einmal die zum Verständnis so sehr wichtigen bunten Farben im mindesten zu bleichen vermochten." Hr. von Tschudi hat die Ueberzeugung, ja die „unbestreitbare Gewißheit" erlangt, daß der Schlüssel zu dieser Schrift noch vorhanden sei, „indessen nur bei einer sehr geringen Anzahl von Indianern, die ihn als rein indianisches Nationaleigentum mit dem größten Mißtrauen hüten". (Tschudi a. a. O., Bd. I, S. 24—25.) Da sowohl die Hieroglyphik oder besser die „Gemäldeschrift" der Mexikaner als auch die Kipu der Peruaner eine verhältnismäßig nur sehr beschränkte sinnliche Darstellung des Gedankens gestatteten und daher durch sie eine zusammenhängende Rede oder ein Gedicht nicht aufbewahrt werden konnte, so mußten die Dichtungen dieser Völker durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrt werden. Es ist daher leicht begreiflich, daß während einer gewaltigen Umwälzung aller staatlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie die amerikanischen Kulturstaaten thatsächlich durch die spanischen Eroberungen erlitten hatten, die auf bloße mündliche Ueberlieferung beschränkten Produkte früherer glücklicher Völker unter dem neuen drückenden Joche der Vergessenheit anheimfielen. In Mexiko war dies in weit höherem Grade der Fall als in Peru. Wir besitzen von den Dichtungen der alten Mexikaner nur eine ganz unbedeutende Zahl von Versen. In Peru hingegen leben heute noch im Munde des Volkes Lieder („Harhuis"), die zur Blütezeit des Inkareiches gedichtet wurden. Außer diesen Liedern ist uns aber auch noch ein Drama überliefert worden, das unter den letzten Inka oft und auch nach der spanischen Eroberung vor dem unglücklichen Inka Tupak Amaru noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurde.

Dieses unter allen amerikanischen Sprachen in seiner Art einzig dastehende litterarische Produkt „Ollanta oder die Strenge eines Vaters und die Großmut eines Königs", führt uns ein höchst interessantes Kulturbild vor, in dem eben der poetische Wert der Dichtung an sich einen sehr bemerkenswerten Zug bildet. Wir finden da, bei der naivsten Form des Gedankenausdruckes, eine Feinheit der Empfindung, die Zeugnis für die Höhe der erreichten Gesittung ablegt. Meine Leser werden es mir daher vielleicht Dank wissen, wenn ich sie mit Inhalt und Form dieser merkwürdigen Dichtung näher bekannt mache. Die Motive des Dramas sind rein menschlich, unmittelbar persönlich: die Triebfeder des Ganzen: Liebe. Ollanta ist ein Mann aus dem Volke, der in vielen Schlachten Verdienst und Ruhm erworben und der vom Inka vielfach ausgezeichnet worden. Als er jedoch sein Auge zu dessen Tochter, der sanften Cusi Coyllur erhebt, versagt sie ihm

Digitized by Google

der König voll tiefer Entrüstung. Des Helden Mannesstolz empört sich gegen diese tyrannische Vernichtung seines Lebensglückes und an der Spitze der östlichen Provinz Antisuyu, die er als General befehligt, erhebt er sich gegen den König. Cusi ist verschwunden und gilt als tot, Ollanta aber besiegt des Inka Truppen unter dem Befehle des Ruminahui und wird selbst zum Inka von Antisuyu erhoben. Zwischen diesem und dem folgenden Teile des Dramas liegt ein Zeitraum von zwölf Jahren.

Ima Sumak, ein elf- bis zwölfjähriges Mädchen, klagt bitterlich im „Hause der Auserwählten". Sie will nicht zu den Sonnenjungfrauen von Kuzko, den Vestalinnen Perus, zählen, sondern verlangt nach dem vollen Leben. Auch hat sie eine rätselhafte Stimme geängstigt, die des Nachts im Garten ertönt und sehnsuchtsvoll den Tod herbeiruft. Wer wohl die Gefangene ist, die so herzbewegend jammert? Bewogen durch des Kindes Schmeichelworte, führte es Pitu Salla, des Hauses Hüterin, nach dem düsteren Felsenkerker. Angekettet und in Gram und Entbehrung halb hingeschwunden liegt hier Cusi Coyllur, die in dem holden Besuche ihr Töchterlein erkennt. Einstweilen ist der alte Inka gestorben und sein jüngster Sohn Tupak Yupanki ihm auf den Thron gefolgt. Immer noch steht Antisuyu unter der Herrschaft Ollantas und der neue Inka sendet Ruminahui abermals aus, die aufständische Provinz dem angestammten Herrscher zu unterwerfen, doch ohne Blutvergießen. Und der General kommt diesem Befehle nach, indem er sich, Freundschaft und Verehrung heuchelnd, zu Ollanta schleicht, sein volles Vertrauen erringt, den Tapferen in Sicherheit wiegt und ihn, als er am Sonnenwendfeste mit den Seinen vom Festgelage berauscht ist, mit des Inka Truppen überfällt und ihn samt allen „Anti" in die Gefangenschaft nach Kuzko schleppt. Inka Yupanki aber ist voll der edelsten Empfindungen, er verabscheut den Verrat und erhöht den tapferen Ollanta zu seinem Stellvertreter. Ganz Kuzko ist voll der Versöhnungsfreude, da dringt der Hilferuf einer Kindesstimme an des Inka Ohr. Ima Sumak begehrt die Befreiung ihrer Mutter und die Geschwister und die Gatten feiern in der Erkennung ihre Wiedervereinigung.

Ollanta, in seiner trotzigen Mannheit, ist eine echt populäre Heldengestalt und, wie die meisten populären Helden, von persönlichen Zwecken zu ideelleren getrieben. Eine ungemein edle, schöne Figur ist Inka Yupanki, voll von einem Geiste der Humanität, wie man ihn eben in einem Inka von Peru am wenigsten suchen würde. Die Cusi Coyllur ist das Bild hingebender, weiblicher Sanftmut und Ima Sumak eine der holdesten Mädchengestalten, welche die Poesie aller Länder zählt, während Ruminahui das echte Schranzentum repräsentiert, wie der alte Inka die Durchdrungenheit vom Sonnengnadentume. Sehr bemerkenswert an dem Drama sind überdies noch zwei Dinge: erstens ein ungleich stärkerer dramatischer Zug, als wir ihn sonst bei den Dichtungen außereuropäischer alter Kulturvölker überhaupt finden, und zweitens, daß: obwohl die Liebe den Motor des Ganzen abgiebt, dennoch keine Liebesszenen darin vorkommen, denn die beiden Liebenden begegnen sich erst im letzten Aufzuge auf der Bühne.

Um einen Begriff von dem Charakter der Dichtung überhaupt zu geben, lasse ich hier in des Grafen Albrecht Wickenburg trefflicher metrischer Uebersetzung („Ollanta", peruanisches Originaldrama aus der Inkazeit. Nach J. J. v. Tschudis wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg. Wien 1876. 8°.) das rührende Klagelied um die verlorene Coyllur folgen:

„Eine Taube ist entflogen,
Die ich liebend groß gezogen!
Willst du finden ihre Spur,
Suche rings auf dieser Flur!
Um ihr liebliches Gesicht,
Leuchtend wie der Sterne Licht,
Ist ihr Name Coyllur!
Sollst du sie des Nachts erkennen,
Wenn der Schwestern Fackeln brennen,
Denk' an ihren Namen nur!

Ja, der Sonne goldner Schimmer
Und des Mondes Lichtgeflimmer
Auf der Stirne leuchten rein
Beide ihr in holdem Schein,
Und ihr Name schließet ganz
In sich ein der beiden Glanz.
Seidenweich das dunkle Haar
Schimmernd schmiegt sich an die Glieder,
Und in lichtem Glanze nieder
Wallt der Flechten schwarzes Paar.

Lieblich, wie der Regenbogen,
Sind die Brauen hold gezogen,
Ihre Augen rein und mild
Sind der Sonne Doppelbild,
Aber flieh und hüte dich,
Hebt der Wimper Schleier sich;
Denn aus dieser holden Nacht
Winkt Vernichtung, winkt der Tod dir,
Und aus diesen Reizen droht dir,
Was das Herz erkranken macht!

Digitized by Google

Die Achancaray blühet
Ihr im Antlitz, sanft erglühet,
Wie in weißen Schnee getaucht
Und von zartem Rot behaucht,
Wenn die Morgensonne winkt.
Aus dem holden Munde blinkt
Eine Reihe licht hervor
Weißer Kügelchen und alle,
Lacht sie auf mit heitrem Schalle,
Lachen freudig mit im Chor.

Reize, die sich sonst verneinen,
Alles will sich hier vereinen
In dem blühend holden Kind!
Ist die Brust wie Wolle lind,
Gleicht des Halses schneeig Weiß
Des Kristalles hellem Eis.
Ihre Hand, so sanft und weich,
Weiß erglänzet wie der Nacken,
Und des Eises hellen Zacken
Sind die schlanken Finger gleich."

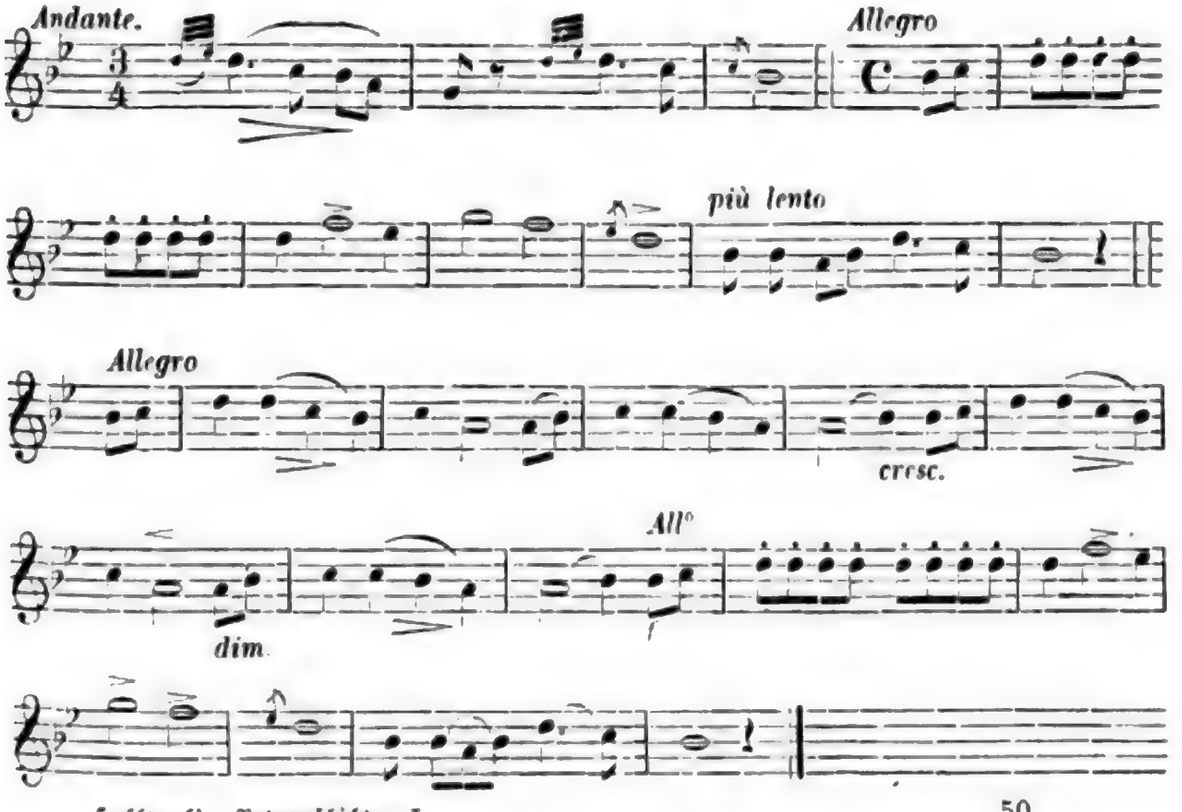
Die im Volksmunde noch fortlebenden Lieder, oft sehr zarten aber meist erotischen Inhalts, sind reich an aus der umgebenden Natur genommenen Gleichnissen und meist sehr gefühlvoll, ja mitunter sogar leidenschaftlich, wie z. B. folgende Strophe:

Umaykita cumuycuchi
Chuchaykipi sipic' usak
Chuchaykipi sipic' uspa
Sonkoykipi pampacusak

„Dein stolzes Haupt herniederbeugend
Möcht' ich an deinem Haare mich erwürgen,
Und so an deinen Haaren sterbend
In deinem Herzen mich begraben."

(Globus, Bd. XXV, S. 141.)

So wie die Poesie fand auch die Musik eine eifrige Pflege bei den alten Peruanern und auch ihre heutigen Nachkommen entlocken der „Quena", einer traurigen schüchternen Art von Flöte primitivster Gattung, Melodien, meist in Moll und ohne Rhythmus, welche ein hoffnungsloses Sehnen oder Klagen ausdrücken und die braunen Kinder der Anden selbst zu Thränen rühren. Diese „Yaravi", wie die alten Nationalweisen der Peruaner heißen, werden meist von den Indianern auf der Quena ohne jegliche Begleitung ausgeführt und sind in der That von ergreifender Wirkung. Auf dem ersten internationalen Amerikanistenkongreß zu Nancy hatte ich Gelegenheit, solche Yaravi zu hören, welche Herr Oskar Comettant auf dem Saxhorne aufführen ließ, und kann es mir nicht versagen, die schönste dieser Melodien hierherzusetzen:



Digitized by Google

Die nächsten Verwandten der Ketschua sind die Aymara, welche das ganze Hochland zwischen der Küstenkordillere im Westen, den Anden im Osten bis nach Oruro im Süden und den See von Titikaka im Norden, also den Nordwesten von Bolivia und den Süden von Peru bewohnen. Man rechnet sie zu den zivilisierten Indianern und sie bilden im Vereine mit den Ketschua, welchen sie übrigens gleichen, die sogenannten „Inkaindianer". Aeltere Spanier nannten die Aymara richtiger Kollaindianer, weil sie die Kolla suyo bewohnten.

Die Aymara, von den Inkas bezwungen, zahlten Tribut, sind aber nicht dem Reiche einverleibt worden, sie nahmen die Sprache der Ketschua nicht an, hielten sich isoliert, trugen ihr Joch nur widerwillig, wurden aber allemal geschlagen, wenn sie sich gegen die Peruaner erhoben. Unter den Spaniern war ihr Schicksal sehr bedauernswert, denn niemals sind Negersklaven tyrannischer behandelt worden. Ihre Zahl schmolz dadurch zusammen; auf jedem Schritte findet man verlassene Dörfer. Nach Vertreibung der Spanier dauerten die inneren Fehden in Peru und Bolivia fort; die überwiegende Mehrzahl der reinen Indianer beteiligte sich nicht dabei, blieb abseits als Zuschauer, ließen über sich ergehen, was eben kam. Ihre Zahl wuchs wieder an; allmählich wurden sie sich ihrer Macht bewußt und nahmen den Rassenkampf auf. Die Aymara hegen einen ingrimmigen, tiefen Haß gegen ihre weißen Unterdrücker. Die Verfassung erklärt sie zwar für frei, doch sind sie kaum besser daran als Leibeigene; sie zahlen eine Jahresabgabe von 4—10 bolivianischen Dollars per Familie. An der Spitze der Kommune steht als „Alcalde" (d. i. Schulze) ein Indianer; Gemeindeangelegenheiten ordnen sie selbständig, verteilen die Ländereien unter sich nach Bedarf. In Peru ist der Tribut der Indianer aufgehoben worden. An Straßen, Brücken, Kirchen u. s. w. aber müssen sie ohne Bezahlung arbeiten.

Die Gesamtzahl der Aymara beträgt dreiviertel Millionen Köpfe, davon etwa 500,000 in Bolivia, der Rest in Peru ansässig ist; indes ist diese Schätzung vielleicht zu hoch. Der Aymara hat einen kräftigen, massiven Körperbau, durchschnittlich 1,59 m, selten 1,62 m hoch, kurze, stämmige Beine und sehr kleine Füße, breite Schultern, einen abnorm großen Brustkasten, der ihn befähigt, in der verdünnten Luft seiner Hochebenen zu leben, deren Ersteigung für Fremde stets mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Der Aymara leidet nicht an der Bergkrankheit; unter 2440 m Meeresfläche fühlt er sich nicht behaglich; in den Niederungen stirbt er rasch dahin. David Forbes, dem wir eine genaue Beschreibung dieses interessanten Volkes verdanken (im Journal of the Ethnological Soc. London 1870. S. 193—306), erinnert sich nicht, auch nur eine einzige beleibte Person gesehen zu haben. Auffallend ist die unverhältnismäßige Länge des Rumpfes im Vergleiche zu Beinen und Schenkeln. Das Gesicht ist zwar rund und platt, sein Profil aber gut, die Nase zumeist gebogen, der Mund nicht übermäßig groß, die nicht sehr stark aufgeworfenen, vollen Lippen haben eine gelbliche oder braunrötliche Farbe, die Zähne sind, wenn nicht durch Cocakauen angegriffen, hübsch und weiß, die Augen schwarz oder tiefbraun und ein ganz klein wenig seitwärts nach innen gestellt. Das Haar tritt weit auf die Stirn herab und ist bei beiden Geschlechtern voll und üppig, schwarz oder tief schwarzbraun und ganz straff, aber im Baue fein und wird niemals grau oder weiß. Die Männer sind bartlos, überhaupt am ganzen Körper haarlos. Die Haut ist bei einiger Schonung glatt, weich, sanft wie poliert, nie klebrig, kühl, ohne merklichen Geruch, ihre Farbe braun, wechselt aber, je nach Oertlichkeit und Beschäftigung; beim Neugebornen ist sie rötlich und nicht viel dunkler wie bei einem weißen Kinde, wird jedoch sehr dunkel und nimmt die dem Aymara eigene braune Schattierung an, welche

Digitized by Google

jedoch nicht, wie mitunter behauptet wird, das Erröten zu verhindern vermag, wenngleich die Röte nicht so sichtbar wird wie bei den Weißen. Sein Gesichtsausdruck ist melancholisch aber entschlossen, sein Charakter zäh und viel verwegener als jener des Ketschua, wie dieser aber sich gleich geblieben bis auf heute und die alten Anschauungen und Sitten zumeist unverändert festhaltend, daher auch hier die Religion ein konfuses Durcheinander von altem Heidenglauben und katholischen Zeremonien. Der Aymara sieht wie stumpfsinnig aus, was er aber gar nicht ist; manchmal stellt er sich absichtlich dumm. Er ist immer ernsthaft, schweigsam, nachdenklich, mißtrauisch, argwöhnisch und steifnackig in hohem Grade; weder Marter noch Tod können ihm ein Geheimnis abpressen. Viele werfen ihm Falschheit und Heimtücke vor; zudem ist er von Natur sehr träge und schmutzig. Nicht einmal nach seiner Geburt, sagt v. Tschudi, wird der Aymara gewaschen, noch weniger später. Es bildet sich daher auf seinem Körper eine Schmutzkruste, die seinem tiefbraunen Kolorit eine noch dunklere Nüance verleiht. Hauptkleidungsstück ist der in Südamerika weit verbreitete Poncho; im Hochland trägt der Aymara einen Filzhut mit breitem Rande und darunter häufig eine gestrickte wollene Kappe — manchmal auch mehr als eine — welche mitunter das ganze Gesicht verdeckt und Oeffnungen nur für Auge, Nase und Mund besitzt. Ein grobes Hemd aus ungebleichter Lama- oder Schafwolle, Kniehose aus gleichem Stoffe, Sandalen aus der Nackenhaut des Lama, sogenannte „Ojota" oder „Usuta", an dem vom Knie an bloßen Fuße vervollständigen die Toilette. Die Frauen gehen zu Hause barhaupt und lassen das Haar in zwei Zöpfen lang herabhängen; sie tragen ein Woll- oder Baumwollenhemd, vom Gürtel abwärts darüber einen wollenen Rock und über die Schultern ein dickes Stück halbfertigen Zeuges, vor der Stirn mit der „Pichi" befestigt, einen löffelartigen Silberschmuck. Dergleichen trägt die Frau auch auf jeder Seite der Brust, mitunter in mächtiger Größe. Außer Hause trägt sie, die fast immer barfuß geht, eine „Montera", d. h. einen eigentümlich geformten schwarzen oder dunkelblauen Hut mit rotem Zeug eingefaßt. Die Kleider werden aber so wenig wie bei den Ketschua gereinigt, gewechselt oder nachts abgelegt. Ein Bett ist unbekannt. Der Aymara schläft auf einer Erdbank und hüllt sich in einige Häute und in einen „Ccanieri", einen recht dicken Poncho von Lamawolle. (Forbes a. a. O.)

Vormals sah man die Aymara als das älteste Kulturvolk Südamerikas an und die Sonnentempel am Titikakasee sollten ihr Werk sein, eine Ansicht, welche Clemens Robert Markhalm gründlich wiederlegt hat. (Journal of the R. geograph. Soc. London 1871. S. 327—336.) Die Aymara sind ein Ketschuastamm, wahrscheinlich ursprünglich im oberen Thale des Abancay seßhaft und schon vor dem Inka Kapak-Yupanqui in die Region der Kolla verpflanzt, wo er die Sprache dieser annahm. Der Name Aymara wurde von den Jesuiten auf die Kollaindianer übertragen und daher die Kollasprache von ihnen Aymarasprache genannt. Sie ist bis heute treu bewahrt und mit dem Ketschua verwandt, aber viel rauher. Viele Wörter sind in beiden Idiomen die nämlichen und auch der grammatische Mechanismus ist sehr ähnlich. Beide bilden nach den nämlichen Gesetzen ihre Komposita, beide haben gleiche Agglutinationsnormen für die Deklination und Konjugationen, beide derivieren auf gleiche Weise Redeteile von andern, nur steht das Aymara auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung. (Tschudi, Kechuasprache, Bd. I, S. 18.) Von den verschiedenen Dialekten des Aymara, wie sie die Kanchi, Kasna, Kollagua, Karanka, Tscharka, Pakasa und Lupaka sprechen, sind die beiden letzteren die am meisten entwickelten.

Neben diesen beiden Völkern treffen wir eine Reihe von Stämmen, welche ethnologisch mit denselben und wahrscheinlich auch untereinander nicht zusammenhängen. Es sind dies die Barbakoa und Iskuandi, im Nordwesten, und die Quillacinga, im Südosten von Pasto, die Puruaye, südlich vom Chim-

Digitized by Google

borazo, die Guanka (Huancas) und Yauyo in der Breite von Lima, die ersten im Innern, die zweiten mehr an der Küste, die Atakama, die Bewohner der Küste südlich von Arika bis gegen Atakama, und südlich von ihnen die Tschango (Chango), Llipi und andre Stämme. Es giebt keine eigentliche Grenzscheide, welche diese und die Unzahl andrer kleinerer, hier nicht nennenswerter Stämme, wie sie von Tschudi und Markham in Peru aufzählen, von jenen Völkern trennt, die wir mit einer gemeinsamen, aber wiederum keine ethnische, sondern bloß eine geographische Zusammengehörigkeit bezeichnende Benennung zusammenfassen. Wir heißen sie die

Andesiner oder **Antisaner.** Es sind dies nach Friedrich Müller: die Kófan in Ekuador, östlich vom Chimborazo, an den unteren Abhängen des Kayambi; sie haben einst tapfer gegen die Spanier gekämpft und viel Blut der Missionäre vergossen, sind aber jetzt an Zahl sehr vermindert und lassen von ihrer Wildheit ab. Die Huamboya, gleichfalls östlich von Chimborazo. Die Jívaro, westlich vom mittleren Pastaza, ein streitbarer Stamm, welcher aber, vielleicht durch Beimischung mit spanischem Blut, sogenannten kaukasischen Gesichtsschnitt mit Bartwuchs zeigt. Die halbchristlichen Napo oder Quijo am mächtigen Napostrom und die friedfertigen Záporo, ihre Nachbarn. Die Yámko am unteren Chambira (spr. Tschambira), von heller Hautfarbe, welche den Marañon übersetzen und bis Sarayacú wandern, die Pakamoro und Yuguarzongo an der Biegung des Maroñon von Norden nach Osten. Die Kotschikina (Cochiquina) am unteren Yavari, die Mayoruna oder Barbudo am mittleren Ukayali, nebst den Kampo und Koschibo, die gefürchtetsten Indianer; sie bewohnen die Wälder zwischen dem Tapiche und Marañon und fallen wie die Jívaro durch ihren Bartwuchs auf; ihre Heimat ist die Gegend des Rio Mayo, eines Nebenflusses des Huallaga, wie schon ihr Name besagt, denn runa heißt im Ketschua: Mann. Die Pano, welche früher in der Gegend von Lalaguna, nahe der Huallagamündung lebten, jetzt aber in den Dörfern am oberen Ukayali als „Christen" wohnen und dort etwa die Hälfte der Bevölkerung bilden. Ihre Sprache, das Pano, ist das

Mayorunaindianer.

Digitized by Google

Hauptidiom am Ukayali und vereinigt mit ihnen noch weitere sieben Stämme: die wilden für Anthropophagen geltenden Kasthibo oder Kasiro, auch Karaputscho (Carapuchos), Kallisека (Callisecos) oder Fledermausindianer genannt, welche vom Pachitea bis zum Aquitea reichen; die Konibo, Schipibo und Schatebo (Zitteraal-, Affen- und Raubvogelindianer), zusammen von den Missionären auch Manioto, Mayna genannt; sie sind ausschließlich Uferbewohner und finden sich ohne feste Wohnsitze vom Pachitea bis fast zur Mündung des Ukayali. Im Innern des Waldes am rechten Ufer dagegen leben die Amahuaka und Schakaya vom Sipahua bis zum Tamayo. Ihnen schließen sich nördlich an die Remo, vom Tamayo bis Kaschiboya, ein kräftiger, kriegerischer Stamm, der sich durch die Sitte des Tättowierens von allen übrigen unterscheidet. Außerhalb dieser Panosprachgruppe stehen die Kampa, Campo oder Anti am Ostabhange der peruanischen Kordillere, im Quellengebiete des Rio Beni und seiner Zuflüsse. Die Tschontaquiro (Chontaquiros) oder Piru, jetzt fast nur die Ufer des Ukayali oberhalb des Pachitea bewohnend. Die Moxo in der bolivianischen Provinz Moxos mit den kleinen Stämmen der Baure, Itonama, Pakaguara u. a., die Tschikito (Chiquito), die Bewohner der bolivianischen Provinz gleichen Namens, mit den Saraveka, Inima, Otuke, Zamuka u. s. w.

Die Indianerstämme der Gebiete zwischen Quito und dem Amazonenstrome oder den „Provincia del Oriente", wie sie in der amtlichen Sprache der Republik Ekuador heißen, hat der amerikanische Gelehrte James Orton näher kennen gelernt und beschrieben. (Orton, The Andes and the Amazon; or across the continent of South America. London 1870. 8°.) Die Napo nähern sich dem Typus nach den Ketschua, ihr Gesichtswinkel beträgt 70, und ein gemessener Schädel hatte eine Kapazität von 1282,78 cm. Diese Indianer stehen unter Ortsobrigkeiten, die in Quito, zwar ernannt, schließlich aber wieder von den Geistlichen beherrscht werden. Die Eingebornen leben als Christen in Monogamie und die Ehe wird gewöhnlich zwischen dem 16. und 17. Lebensjahre vollzogen. Als Nahrung dienen hauptsächlich die Wurzeln der Yuka, welche bald geröstet, bald zu Mehl zerrieben, bald in Gestalt von Chicha, also gekaut und der Gährung überlassen, genossen werden. Affen, Seekühe (Manati) und Nabelschweine (Pekari) liefern die Fleischkost. Die Kleidung besteht für die Männer aus einem Lendentuche, für die Frauen aus einem kurzen Röckchen; an Festtagen aber werden Beinkleider und Poncho angelegt. Die Last der Tagesarbeit ruht auf den Frauen, die Männer dagegen jagen ein wenig und ruhen sehr lange von den Jagden in ihren Hängematten aus. Werden die ersteren ihren Gatten überdrüssig, so pflegen sie ihnen ein Getränk von Floripondio zu geben, einen Absud von Datura sanguinea. Ist der Vergiftete, wie beabsichtigt wurde, dem Kretinismus verfallen, so schreitet die Frau dann zur zweiten Ehe. Das Blasrohr (bodaquero), durch welche sie mit Urari vergiftete Bolzen versenden, ist die Lieblingswaffe der Napo, deren Haupttugend Mut aber nicht ist. Dies gilt auch von den Zaparo, deren Gesichter, wie häufig in Südamerika, durch Chinesenähnlichkeit auffallen. Ihre Sprache ist sehr einfach, aber reich an nasalen und gutturalen Lauten. Zahlwörter besitzen sie bloß bis drei, dann deuten sie auf ihre Finger; mit zehn ist aber ihre Zählkunst zu Ende. (Orton a. a. O., S. 165—170.)

Unter allen Indianern der Provincia del Oriente ist das Volk der Jivaro, dessen Gebiet zwischen den Flüssen Chinchipe und Pastaza liegt, eines der zahlreichsten. Dasselbe zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen: Morona, Paute, Zamora, Gualaquisa, Upano, Pindo, Pastaza, Agapiko, Atschuale, Katapassa, Konambi, Tschirapa, Santiago und Logroño u. s. w., welche alle die klare, wohlklingende Jivarosprache reden. Sie sind muskelstarke, lebhafte Menschen; das kleine, schwarze Auge ist sprechend, die Stirn kühn, die Nase gebogen, die Lippen sind dünn und die Zähne blendend weiß. Manche haben eine ziemlich lichte Hautfarbe und, wie schon erwähnt, etwas Bart. Die Jivaro führen Schilde und Lanzen mit dreieckigen vergifteten Klingen. Auf den Berggipfeln haben sie Trommeln und Wächter aufgestellt, die durch

Digitized by Google

weithin hörbare, verabredete Schallzeichen die Bewaffneten vereinigen können. Im Kriege schneiden die Sieger den Besiegten den Kopf ab, welchen sie dann einem eigentümlichen taxidermischen Prozeß unterwerfen. Sie sieden nämlich die Köpfe ihrer Feinde, ziehen dann die Haut davon ab und lassen sie im Rauche trocknen, um daraus eine Maske zu bilden. (E. Hamy, Nouveaux renseignements sur les indiens Jivaros in den Rev. d'Anthrop. 1873, S. 392.) Nach einer andern Version ziehen sie den Schädel und dessen Inhalt unter der Haut hervor; in diese bringen sie einen heißen Stein, so daß sie trocknet und zusammenschrumpft, aber die Gesichtsform behält. Sobald die Haut nun völlig hergerichtet ist, rührt man die „Tunduli", d. h. die Kriegstrommel, und ruft so das Volk zu einem großen Triumphfeste zusammen, das gefeiert werden muß, bevor neun Tage seit dem letzten Gefechte vergangen sind. Diese Trophän oder „Chancha" wird dann unter Mitwirkung des Medizinmannes, des sogenannten „Kapito", bei dem gedachten Feste zum Götze oder Talisman erhoben, welcher aber, wenn er später nicht die gewünschten Wunder thut, als ein unnützes Ding in den Wald geworfen wird. So hält es wenigstens der Jivarostamm der Tumba oder Tambo. Nicht alle erschlagenen Feinde werden übrigens zu Kopfgötzen gemacht, sondern nur die Tapfersten würdigt man einer so hohen Ehre. Diesen reißen die Jivaro das Herz aus und ziehen aus dem Schädel das Hirn, das sie verzehren. Das ist allgemeiner Brauch bei den Tumba, Mende, Pastaza, Jurumbaini, Tutamagosa, Chiguavida, Achmile, Guanbinima, Guambisa, Huambeya und noch andern Stämmen, ferner bei den Morona, nur mit dem Unterschiede, daß die letzteren eigentliche Kannibalen im vollen Sinne des Wortes sind. (Globus, Bd. XIX, S. 318.) Bei den Gualaquisa Jivaro ist eine der größten Festlichkeiten die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede und preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem er der Hoffnung Ausdruck giebt, das letztere möge jener nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kindchen gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird. Alle Anwesenden lassen die Pfeife im Kreise herumkreisen und halten alsdann ein Chichagelage ab. Eigentümlich ist auch die Sitte, der am Pintuk wohnenden Jivaro, fast jeden Morgen sich künstlich zu erbrechen; sie gebrauchen dazu eine Feder, mit welcher sie sich den Gaumen so lange kitzeln, bis die gewünschte Wirkung eintritt, wobei sie von der Ansicht ausgehen, daß Speisen, die über Nacht im Magen zurückbleiben und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten. Bei den Jivaro ist es üblich, die Frauen auszutauschen und man trifft bei ihnen auch die über die ganze Erde sporadisch verbreitete Sitte, daß wenn die Frau geboren hat, der Mann sich in das Wochenbett, hier die Hängematte, legt und sich mit Leckerbissen füttern läßt. Man kennt diese Sitte unter dem Namen „Couvade" oder „männliches Wochenbett". Durch dieselbe stärkt sich der Jivaro für die vermehrten Pflichten, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt. A. Simson erzählt, daß der Brauch sogar in einigen „zivilisierten" Ortschaften am Amazonasstrome vorkommen und dort auch von den Weißen angenommen sei. (Globus, Bd. XXXVIII, S. 160.) Gegenwärtig unterhalten nämlich einige Stämme gelegentlichen Verkehr mit den Ortschaften der Ekuadorianer; manche sind sogar über die Kordilleren gezogen und haben sich dann und wann in den Städten des Hochlandes blicken lassen.

Die noch sehr wenig bekannten Kampo (Chuncho, Anti, Pillkopata) sind vielleicht der zahlreichste Indianerstamm in Ostperu, und nach einigen, darunter Paul Marcoy, verwandt mit der Inkarasse oder gar deren Nachkommen. Sie sollen aber Kannibalen sein, was James Orton nicht für unmöglich hält. Noch im vorigen Jahrhunderte hatten die Kampo eine weitere Ausdehnung als jetzt. Die zehn oder zwölf Stämme dieses Volkes, die Maska, Pangoa, Menearo, Anapati und Pilkosmi im Süden, die Satipo, Kopiri und Temiristi im Norden, die Kobari und Pisiatari im Osten, lebten in friedlichem Verkehre miteinander und der Ostabhang des Hochgebirges bildete ihre westliche Grenze. Gegenwärtig sind neun von diesen Stämmen erloschen oder doch zu einem einzigen zusammengeschmolzen, jenem der Antis-Campas y Mascas, der sich zusammenhält, um den Feinden mehr gewachsen zu sein. Die einst sehr kriegerischen Kampo sind jetzt einigermaßen entartet und bei weitem nicht mehr so tapfer und grausam wie ihre Vorfahren; namentlich fallen jene, welche im Westen mit den Ketschua und Tscholo in häufige Berührung kommen, durch eine düstere Stimmung und ein sehr gedrücktes Wesen auf. Die Kampo sind von mittlerer Statur, einige wenige aber auch hochgewachsen; ein Mann z. B. hatte eine Größe von 1,67 cm; sie sind gut proportioniert, zierlich in den Formen, schlank, gerundet, die Muskeln mit Fett überzogen. Raimondy

Digitized by Google

schenkte der Gestalt des Hirnschädels bei diesen Indianern eine besondere Aufmerksamkeit, verglich sie mit den Schädeln alter Peruaner, die er aus den „Huaka" oder Gräbern an der Küste genommen, und bemerkte eine große Aehnlichkeit zwischen beiden; beide zeigen eine größere Entwickelung des hinteren als des vorderen Teiles des Gehirns. Der Kopf der Kampo ist dolichokephal. Sie haben hervorragende Backenknochen; die Nase hat einen römischen Typus, ist aber leicht aufgestülpt und mit einer dicken Nasenwand ausgestattet; die Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, nicht gut geöffnet und etwas schief. Das weibliche Geschlecht hat weiße Zähne, bei den Männern dagegen sind die Zähne dunkel, weil sie beständig die Rinde einer Bigogniaart kauen. Die Männer besitzen wenig oder keinen Bart. Das Haar ist schwarz, die Farbe des Gesichts rötlich oder olivenfarbig, bei den Kindern aber beinahe weiß, bei Männern und Frauen das Haar lang herabhängend und vorn nur so weit abgestutzt, daß es die Augen nicht verdeckt, aber abgeschoren, wenn ein naher Verwandter stirbt. Silber wird als Schmuck am Nasenknorpel befestigt. Außerdem haben sie Halsbänder von Glasperlen, verschiedenen Pflanzenkörnern, glänzende Vogelbälge u. s. w. als Troddeln. Die Kampo kleiden sich in ein weites, sackartiges Baumwollgewand, „Tsangarintschi", das niedlich von den Frauen gewoben wird und bisweilen Streifen von rötlicher Farbe hat. Es reicht bis auf die Knöchel herab, und manchmal hängt eine Art Haube für den Kopf daran, aus dem nämlichen Material gemacht. Ueberall wohin sie gehen, nehmen sie, über den Rücken geschlungen, einen großen baumwollenen Sack mit, den „Chaqui" (spr. Tschaki), welcher all ihre weltlichen Schätze enthält und zuweilen mit schönfarbigen Vogelfedern verziert ist. In diesem Sack befinden sich Kämme aus den Stacheldornen der Chontapalme, ein Tuch aus Kuku, die Hälfte eines Genipaapfels, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, aus den beiden Klappen einer Muschel bestehend, und eine Schnupftabaksdose, d. h. das Schalengehäuse einer großen Helix mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft, ferner Messer, Scheren, eiserne Angelhaken und andre eiserne Geräte, endlich stets eine Bambubüchse mit Anattopaste, mit welcher sie von Zeit zu Zeit ihr Gesicht beschmieren, so daß man die natürliche Farbe desselben selten sieht, indem das beständige Bemalen der Haut mit Streifen und verschiedenen Arten Rot dem Gesicht eine bleibende rote Färbung giebt. Ihre Wohnungen sind klein und eigentlich nur ein bloßes Strohdach, 4,5—5,5 m in der Länge und 3,6 m in der Breite; sie stehen auf Pfählen, die in den Boden eingerammt sind. Unter diesen ist das Schlafgemach — eine konische Hütte, aus einem Mattenwerk von Palmblättern verfertigt und wie ein Hühnerverschlag aussehend. Die Unsauberkeit darin ist ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer unerträglich, denn Menschen, Hunde, Hühner, Affen, Pekkari und Ara wohnen hier untereinander. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite. In diesem beschränkten Raum, der fast hermetisch verschlossen ist, schlafen sie, fünf oder sechs beisammen, wie es scheint einer über dem andern, um sich, wie sie sagen, vor den Bissen von Fledermäusen zu schützen. Wenn die Nächte hell sind und die Kampo sich nahe an den Ufern eines Flusses befinden, verlassen sie ihre Hütten und schlafen im Freien, neben einem Feuer, indem sie sich auf den Boden legen und die Füße in ihre Säcke einwickeln. „So oft ich," sagt Hr. Raimondy, „an einer Hütte ankam, gab der Kampoehemann stets seinem Weib ein Zeichen, welches dann Ananasse oder gekochte Yuka für den Gast brachte. Ihre Hauptnahrung ist gesottene oder geröstete Yuka (die Wurzel von Manihot utilissima), sowie Fische oder Tiere der Jagd, wie Bisamschweine und Affen verschiedener Arten. Ihre Sprache ist weich für das Ohr, indem sie eine Fülle von Vokalen hat und beinahe alle Wörter in i, u oder o endigen. Ihre Art zu sprechen ist sanft, oft in einem singenden, fast möchte ich sagen bittenden, Tone. Es giebt aber Zeiten, in denen diese Art zu sprechen eine ganz andre ist, es geschieht dann in einer wahren Fistelstimme, besonders wenn sie einander lange Zeit nicht gesehen haben. Die Männer sind meist Jäger und Fischer, leben zu Hause ganz müßig und trinken Chicha. Ihre Waffen sind Keulen, Bogen und Pfeile. Mit Menispermum cacculus vergiften sie Nebenbäche und Einbuchtungen, um die Fische leicht zu fangen. Ihre Töpfergeschirre sind zwar plump, aber bemalt und glasiert. Löffel und Kellen machen die Kampo aus Affenschädeln und die Zunge des Maios osteoglossum dient zum Maniokreiben. Trinkgefäße verfertigen sie aus Crescentia cujete, woraus sie halbe Kalebassen gewinnen, die sie lackieren und mit roten Zeichnungen versehen. Von Gemeindeverband findet sich bei ihnen keine Spur; ein Oberhaupt wird nur in Kriegszeiten gewählt. Die Mädchen, schon mit zwölf Jahren mannbar, heiraten den ersten besten aus dem Stamme, wenn die Eltern ein Geschenk erhalten und tragen die Last fast aller Geschäfte. Das Weib gebiert allein in einer

Digitized by Google

einsamen Hütte im Walde, wäscht sich und kommt dann mit dem Kinde nach Hause zum Manne, der sich mittlerweile mit Freunden unterhalten und Chicha getrunken hat. Das Kind wächst aufsichtslos auf, lernt aber im fünften Jahre schwimmen und Pfeilschießen; dann kann es auch bis fünf, nach Raimondy bloß bis vier zählen. Wollen die Kampo größere Zahlen ausdrücken, so heben sie Hände, Füße und Steinstücke empor. Vielweiberei ist sehr selten und fast nur auf die Häuptlinge beschränkt. Was die Religion betrifft, so sah man bei ihnen weder Götzenbilder, noch religiöse Zeremonien. Die Medizinmänner schreiben sich aber übernatürliche Kräfte zu und beuten die Beschränktheit der übrigen aus. Wenn die Kampo Yuka oder Pisang essen und wenn dabei etwa Ameisen an der Rinde nagen, so glauben sie, daß die Beteiligten in Krankheit verfallen werden. Sie kümmern sich nicht um ihre Toten; man bindet Steine an den Leichnam und wirft ihn dann in den Fluß. Dann reißt man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, zerstreut die Asche des Herdes in alle Winde, kurz, zerstört alles und betrachtet die ganze Stelle als unrein. Vater und Mutter werden in vorgerückteren Jahren von den Kindern sehr schlecht behandelt. Das Jahr wird nach Monden eingeteilt, die Jahreszeit nach der Baumblüte. Die Kampo sind unter sich gastfrei, haben aber keine Tänze und Feste; die Gesänge lauten eintönig und traurig; ihre einzigen Musikinstrumente sind eine Flöte und eine Trommel. Die Kampo zeigen nicht die Unterwürfigkeit des Benehmens, welches man bei den Ketschua sieht; sie sind männlicher und sehen einem offen ins Gesicht, wenn man mit ihnen spricht.

Die nächsten Nachbarn der Kampo sind die Tschontakiro oder Chontaquiro, Chonquiro, auch Piru genannt, welche nach Paul Marcoy gleichen Ursprungs mit den Kampo sein sollen. Wahr ist, der Typus der beiden Völker ist ähnlich, nicht minder die Bekleidung und mancher Brauch, die Sprache ist aber ganz verschieden. Die alten Missionäre wissen viel von dem kriegerischen Mute und der Wildheit der Tschontakiro zu berichten. Gegenwärtig sind sie Erzdiebe, wunderlich und unberechenbar, störrig, kennen keinen Zwang, in ihrem Gebahren liegt etwas Ueppig-Uebermütiges, sie sind lärmend und schwatzhaft, ein völliger Gegensatz zu den sanften, melancholischen Anti und zu den schweigsamen, zurückhaltenden Ketschua der Gebirge. Der Tschontakiro ist aber kräftiger, gedrungener von Gestalt und viel beweglicher; er hat kurzen Hals, breite Schultern und stark ausgewirkte Muskeln. Diese Indianer wissen mit dem Ruder so gewandt umzugehen, wie irgend ein Schiffer der Welt. Ihre Wohnungen liegen unweit vom Ufer der Flüsse, jedem Auge sichtbar, denn die Tschontakiro fürchten sich vor keinem andern Stamme. Ihre großen geräumigen Hütten bieten einen zierlichen Anblick, nach Osten und Westen sind sie ganz offen, nach Norden und Süden neigt sich das Dach bis etwas über Mannshöhe hinab; das Ganze ruht auf Pfeilern und ist ungemein luftig. Zur Bedeckung werden Palmblätter verwendet. Gewöhnlich wird in der Nähe der Hütte ein Stück Landes urbar gemacht und mit Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Ruku bepflanzt, doch nimmt eine solche Plantage stets nur einen kleinen Raum ein und wird schlecht unterhalten. An den Querbalken im Innern der Hütte hängen große und kleine Körbe, Maiskolben, Erdnüsse, Koloquinten und im Rauch gedörrtes Fleisch, meist von Pekkari, das mit Vorliebe genossen wird. Dazu kommen allerlei von den Frauen gewebte Sachen: Umhängetaschen, Säcke, Kapuzen, welche an den Röcken zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen befestigt werden, rohe Baumwolle, gesponnenes Garn, Bogen, Pfeile, Ruder, Keulen, Federschmuck, Hals- und Armbänder, Trommeln, Flöten u. dgl. Die Frauen bekleiden sich nur mit einem Streifen Baumwollenzeuges, den sie selbst weben und braun färben. Dieser Schurz reicht von den Hüften bis auf die Hälfte des Oberschenkels. Gegenstand des Putzes sind hauptsächlich Glasperlen, die als Hals- und Armbänder getragen und in peruanischen und brasilianischen Ortschaften gegen Wachs und Thran vom Lamantin oder Schildkrötenfett eingetauscht werden. Vollendete Stutzerinnen hängen auch ein paar Silber- und Kupfermünzen an sich, und diese müssen bis auf den Nabel hinab baumeln. Die sehr häßlichen Frauen sind meist 1275 mm hoch. Das Haar ist grob, straff, schwarz, mit gelblichem Schein und über den Augen in gerader Linie abgeschnitten, die Haut dick und rauh. Nach der Geburt wird der Funiculus umbilicalis ungeschickt abgeschnitten und bei vielen wächst dann der Nabel faustdick hervor. Das Gesicht ist rund, die Stirn eng und schmal, die Backenknochen stehen weit hervor, die Augen sind klein, schräg, enggeschlitzt, das Weiße darin hat einen gelblichen Anflug und oft sind Augenwimpern und Brauen ausgerissen. Die Nase ist entweder sehr platt oder übermäßig gebogen, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Zähne kurz und blendend weiß. Die Farbe im Gesicht ist wie Sepia mit etwas Ockergelb versetzt, die Wangen und

Digitized by Google

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

In vier Hauptstücken: 1) **Das germanische Alterthum.** 2) **das Mittelalter.** 3) **die Reformationszeit.** 4) **die Neuzeit** wird in diesem Buche das Werden, Wachsen und Wirken unseres Volkes dargestellt. Mit streng-historischer Treue und Wahrhaftigkeit der Zeichnung, aber auch mit anschaulicher Belebtheit der Farbengebung wird hier gezeigt, wie die Deutschen alle Klassen und Stände von Anfang ihrer Geschichte bis zur Gegenwart gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, gesonnen und geschaffen haben. Die Begründung und Entfaltung der materiellen und intellectuellen Cultur des Vaterlandes, die Arbeit unserer Vorfahren in Haus und Feld, im Frieden und Krieg, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, die ackerbaulichen, gewerblichen, religiösen, politischen, socialen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Entwickelungsmächte

Pracht-Ausgabe zu 70 Mark.

Joh. Scherr: Germania

320 Seiten Text mit 250 Illustrationen und 24 Vollbildern in reichem Einband. — Der Preis von 20 Mark ist ein so beispiellos billiger, daß derselbe eben nur unter der Voraussetzung einer nationalen Betheiligung an einem nationalen Unternehmen gewagt werden konnte. — Die „Germania" in dieser Ausgabe ist bestimmt, in die weitesten Kreise aller Gebildeten oder nach Bildung Strebenden unseres Volkes hinein getragen zu werden.

„Eine der glänzendsten Zierden nicht nur der diesjährigen Weihnachtsmorgen, sondern der Musterliteratur auf lange Zeit hinaus." (Leipziger Illustrirte Zeitung.) „Ein Prachtwerk ersten Ranges, bei dem alle Faktoren, Schriftsteller und Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker zusammengewirkt haben, um es zu einem Stolze unserer Kunstindustrie zu machen." (Victoria.) „Ein Werk, das unter dem deutschen Tannenbaum einen Ehrenplatz verdient." (Köln Zeitung.)

320 Seiten Text mit 250 Illustrationen und 24 Vollbildern in reichem Einband

Ausgabe in Gartenlaube-Format 20 Mark.

der Nation, alle die Wandlungen von Sitte und Brauch, das Land- und Stadtleben, die bäuerliche, bürgerliche, adelige und fürstliche Daseinsweise, das deutsche Dichten und Trachten, Minnen und Meinen, Wissen und Wollen — dieses alles findet seine Stelle und Würdigung in dieser cultur- und sittengeschichtlichen Schilderung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und von einer Form, welche Alt und Jung, Mann und Weib gleichermaßen anziehen und festzuhalten, zu belehren und zu ergötzen vermag. Die künstlerische Ausstattung macht das Werk zu einem der reichsten und gehaltvollsten in unserer Literatur, denn hervorragende Männer der deutschen Künstlerwelt haben sich zusammengethan, ein Werk zu schaffen, welches in jedem Sinne ein nationales Prachtwerk zu heißen vermag und eine Zierde von jedem gebildeten Hausbalt sein wird.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

20. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Tehueltschen im Lager.

Digitized by Google

Ränder unter den Augen werden oft mit Genipa schwarz gefärbt, desgleichen Hände und Füße bis zu den Knöcheln. Die Männer mischen unter die Genipa auch Ruku und beschmieren sich mit diesem Schwarzbraun. In allerlei Handfertigkeiten sind die Tschontakiro weit geschickter als die Kampo. Sie leben vereinzelt, selten mehr als drei Familien neben einander. Früher gab es wohl Dörfer von sechs bis sieben Hütten, aber diese sind längst verschwunden. Häuptlinge giebt es nur im Kriege; die Toten wirft man auch hier ins Wasser. Vielweiberei ist zwar gestattet, jedoch Ausnahme; mehr als vier Weiber sind selten. Die älteren sind gleichsam Aufseherinnen der jüngeren, müssen aber die schwersten Arbeiten verrichten, während jene nur spinnen und weben. Die religiösen Ansichten sind roh und ohne inneren Zusammenhang. Manche Tschontakiro sind zum Christentume bekehrt und zeigen sich sogar missionsfreundlich, bleiben aber dabei die alten Gauner.

Unter den Panovölkern sind die wilden Konibo am Juruá, vom Sarayaen bis an den oberen Purus die interessantesten, aber nach Paul Marcoy höchstens 600 bis 700 Köpfe stark und im Aussterben begriffen. Ihm zufolge ist der Konibo 1,5 m bis 1,6 m hoch, schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein beinahe kreisrundes Gesicht mit gutmütiger, beinahe naiver Physiognomie, das Weiße in dem schräggestellten Auge ist gelblich, die Pupille tabaksbraun, die Nase kurz und am Ende breit, die Lippen sind dick, die Zähne gelb aber wohlgestellt, das Zahnfleisch wird mit Yanamukukraut (Peperomia tinctorioides) schwarz gefärbt. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, aber von einer gemischten und unbestimmten Nüance, die Haut sehr rauh anzufühlen wegen der Mückenstiche. Haar schwarz, straff und voll, fast kein Bart. Die Frauen sind klein, aber ohne die mageren Beine und dicken Bäuche der meisten übrigen südlichen Stämme, gehen fast ganz nackt und haben nur einen schmalen Schurz von braunem Zeug um die Hüften. Die Männer tragen einen braunen Sack („Tari") aus Baumwollenzeug, zum Schmuck mit allerlei Figuren bemalt. Beide Geschlechter bemalen sich (rot mit Ruku) im Gesicht und schwarz (mit Genipa) an den übrigen Körperteilen. Die Männer sind ungleich putzsüchtiger als die Frauen, sitzen stundenlang um Haare auszupflücken oder sich zu bemalen, betrachten sich selbstgefällig in einem kleinen Spiegel, besonders an Galatagen, wenn sie sich auch mit weißen und schwarzen Glasperlen „Chaquiros" behängt haben. Die Frauen tragen Halsbänder, hängen auch ein Stück Silber, eine Kupfermünze oder einen Fingerknochen vom Brüllaffen (Simia Belzebuth) daran. Manche Konibo gehen alljährlich einmal nach der nächsten Mission, um Beile, Messer und Perlen zu holen. Sie geben dafür Schildkrötenfett und Wachs. Den Hut haben sie in den Missionen kennen gelernt, sie verfertigen ihn aus Stengeln der Palmblätter. Alle Arbeit besorgt die Frau, sie macht den Boden urbar, säet, pflanzt, erntet, trägt Holz und Wasser, bereitet Speise und Trank, webt, sammelt Wachs und Honig, verfertigt und brennt die Töpfe, bemalt sie auch mit zierlichen Figuren, bereitet bei Ausflügen alles zur Reise Nötige vor, namentlich den „Pischa" oder Reisesack (gleichfalls von ihr verfertigt), das Kabinetstück des Stutzers, das aus zwei scharfen Muscheln verfertigte Instrument zum Auspflücken der Haare, den „Tsanu", dann die „Chicaputa" d. h. die Tabaksdose enthaltend. Tabak wird aber nur als Gesundheitsmittel gebraucht und zwar geschnupft. Als Waffen dienen Pfeile aus dem Blütenschaft der Gynerium saccharoides, Bogen und Keule aus dem Holze der Chontapalme (Oreodoxa) und das Blasrohr, das von den Xebero eingetauscht wird. Der Konibo ist recht eigentlich ein Schildkrötenesser, und die Schildkröte spielt in seinem ganzen Leben und Weben eine Hauptrolle. Mit Eifer stellt er ihr nach, dann trachtet er die Ware auf den Markt zu bringen. In bezug auf Lebensmittel denkt er nie über das Heute hinaus, das Morgen kümmert ihn gar nicht und auf die Jagd geht er nur, wenn der Hunger ihn zwingt. Inmitten der üppigsten Naturfülle hat er manchmal kaum das allernotwendigste zum Leben, aber auch dann ist er gastfrei. Leidenschaftlich gern verzehrt er Ungeziefer; auch Stechmücken, die sich mit Blut vollgesogen haben, sind ihm ein leckerer Fraß. Einige Konibo haben in den Missionen einen schwachen Begriff von Ackerbau erhalten und besitzen kleine Pflanzungen im Walde. Das Ackerbauwerkzeug besteht aus dem Schulterblatt eines Lamantin, welches an einen Stiel befestigt ist. Merkwürdig ist die Gabe der Konibo für das Zähmen der Tiere. Bei der Verheiratung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Die Geburt eines Mädchens ist dem Vater so gleichgiltig, ja so widerwärtig, daß er bei der Nachricht sein Moskitonetz anspeit. Dagegen schlägt er vor Freude mit dem Bogen auf die Erde, wenn ein Knabe zur Welt kommt und sagt der Mutter freundliche Worte. Wenn diese nach der Geburt eines Mädchens vom Flusse zurückkommt, in welchem sie sich und das Kind gewaschen, senkt sie beim Eintreten in die Hütte den Kopf und ist so beschämt, daß sie kein Wort spricht.

Digitized by Google

Früher drückte man den Kindern die Köpfe platt, seit etwa einem Jahrhundert aber nicht mehr. Beim Mannbarwerden der Mädchen feiert man das große „Tschebianabiqui-Fest", wobei es den Frauen ausnahmsweise gestattet ist, mit den Männern zu tanzen. Dabei werden neue Flöten mit fünf Löchern gespielt, und erschallt die Trommel („Kutukutu"), aus einem hohlen, mit Kieseln gefüllten Kürbis bestehend. Die jungen Mädchen müssen sich toll und voll trinken und werden einen Tag und eine Nacht lang von den alten Frauen im Tanz herumgedreht, bis sie niedersinken und wie Leichen am Boden liegen. Die Konibo machen sich eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat, und bald „Papa", Vater, bald „Huchi", Großvater genannt wird. Dieser Geist hat Menschengestalt, füllt den Weltraum aus, bleibt unsichtbar und lenkt von den Sternen herab alles. Man erweist ihm aber keine Verehrung und erinnert sich seiner gelegentlich nur bei Erdbeben. Dann laufen die Konibo aus ihren Hütten, tanzen, springen und rufen ihm zu, daß sie noch leben. Der böse Geist „Yurima" wohnt im Innern der Erde; durch ihn kommt alles Unglück und er wird so sehr gefürchtet, daß man ihn nur ungern nennt. Die Zauberer, zugleich Aerzte, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuße, und haben Mittel gegen Schlangenbiß und Insektenstiche, Amulette und sogar Liebestränke, letztere aus Fleisch und Augen des Delphinus amazoniensis bereitet. Diese Teufelsdoktoren „Yubues" werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt und thun nichts umsonst; manchmal aber werden sie auch sehr geprügelt, z. B. wenn sie Heilung versprochen haben und der Kranke dennoch stirbt. Der Konibo kommt in einen Himmel, in dem es sehr kriegerisch zugeht. Die Leiche wird in eine „Tari" gewickelt, bekommt in die Rechte Pfeil und Bogen, man bemalt das Gesicht mit Rot und Schwarz und steckt es in ein Trinkgeschirr, in eine Kalebasse. Dann wird der Kadaver mit einer Lamantinhaut umwunden und sieht nun aus wie eine Karotte Tabak. Die Frauen tanzen und singen Klagelieder, und bei Sonnenuntergang legt man den Toten in ein großes Thongefäß, das vergraben wird. Der Konibo haßt ingrimmig seine Nachbarn, die Kaschibo, Remo und Amahuaka; aber die verschiedenen Stämme führen jetzt keine Vernichtungskriege mehr gegen einander. Ein Teil ihrer früheren Wildheit hat sich verloren, zur Zivilisation sind sie jedoch nicht gelangt. James Orton nennt sie zwar ein ackerbauendes Volk, das aber noch dem Kannibalismus ergeben ist. Ihre Sprache kennt nur die beiden Kardinalzahlen 1 und 2, was darüber hinausgeht, ist dem Ketschua entlehnt; heute kann der Konibo bis tausend und mehr zählen.

In der Region oberhalb der Wasserfälle des Madeira, in den Campos oder östlichen Provinzen Bolivias hausen die Moxo (sprich Mocho) in fünfzehn regelmäßig angelegten Ortschaften, welche einst von den Jesuiten als Missionen gegründet worden waren. Die Zahl der Moxo wird von Franz Keller-Leuzinger, welcher mit ihnen vielfach in Berührung gewesen, auf etwa 30,000 geschätzt: sie sind echte, unvermischte Indianer, meist herrlich gebaute, kräftige Gestalten, aber sie werden in einem Zustande von Verlassenheit und Gedrücktheit erhalten, der in hohem Grade zugleich peinigend und entmutigend erscheint. Unter den Jesuiten — unter allen Missionären fast die alleinigen, welche ethnologisches Verständnis zeigten — erfreuten sich die Moxo geordneter Zustände; seit der Vertreibung der Väter aus der Gesellschaft Jesu sind die sieben Stämme der Moxo, wie Franz Keller-Leuzinger nachweist (in seinem Buche: Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart 1874. 4°.), von den Bolivianern, vorab von der Regierung mißhandelt und ausgebeutet worden, und leben jetzt in grauenhaft verwahrlosten Zuständen. Man hat die verwilderten Rindviehherden bis auf einige wenige ausgerottet, nur um die Häute zu gewinnen; man denkt nicht daran, die vegetabilischen Schätze nutzbar zu machen; man vernachlässigt die Hebung der Gewerbsamkeit, obwohl die Moxo ein außerordentliches Geschick für Herstellung von Flechtwerk und Geweben jeder Art besitzen, und man betrügt sie in gottloser Weise. Sie sind elend geworden, aber der religiöse Fanatismus ist geblieben. In den fünfzehn ehemaligen Missionen sind die verschiedenen Moxostämme jetzt derart verteilt, daß vier derselben, die Maropa, Baure, Itonama und Moxo in je zwei, drei und vier Missionen beisammen wohnen, während die Kanitschana, Kayuaba und Mobima je eine inne haben. Im Amazonasthale werden alle aus den bolivianischen Missionen stammenden Indianer mit dem Namen Moxo bezeichnet. Die am Mamoré wohnenden Kayuaba gelten für die kühnsten und gewandtesten Bootführer, sie sind auch im Rudern ungemein ausdauernd. Die Kanitschana, welche noch vor etwa dreißig Jahren Anthropophagen gewesen sind, haben ein verschlossenes, unfreundliches Wesen.

Ein Seitenstück zu der Geschichte der Moxo bietet jene der jetzt halbwilden Tschikito (Chiquito), welche in der weiten Region der nach ihnen benannten Provinz Bolivias

Digitized by Google

herumirren. Nach Charlevoix und andern waren sie intelligent und unabhängig, tapfer, kriegerisch, in männlichen Uebungen geschickt. Sie bewohnten die Hügel- und höheren Tafelländer, lebten familienweise von Ackerbau und Jagd und verfügten über viele Hilfsmittel. Ein großer Teil der Tschikito ward durch die Jesuiten zum Christentume bekehrt, und unter der Leitung dieser Missionäre erwarben sie viele industrielle Fertigkeiten, bebauten das Feld, errichteten Manufakturen und trieben einen gewinnreichen Handel mit den benachbarten spanischen Niederlassungen. Nach D'Orbigny und anderen Beobachtern sah es in ihren Plätzen in jeder Hinsicht besser bestellt aus als bei den Spaniern selbst. Diese christianisierten Tschikito waren binnen fünfzig Jahren ein völlig gesittetes Volk geworden, dessen Sprache die Missionäre zu einem allgemeinen Verständigungsmittel in jenen Teilen Südamerikas ausgebildet hatten. Nach der Vertreibung der Jesuiten, als die Pflege aufhörte, welche die Patres ihnen angedeihen ließen, begannen die Tschikito wieder zu sinken und sehr viele fielen wieder in die Barbarei ihrer Ahnen zurück. Zu Beginn unsres Jahrhunderts, 34 Jahre nach der Ausweisung der Jesuiten, waren mehr denn zwei Drittel der ursprünglichen Bewohner aus dem Tschikitolande verschwunden und man schätzt gegenwärtig ihre Zahl auf bloß etwa 25,000 Köpfe.

Das Land Chile vom 30.° s. Br. abwärts wurde und wird zum Teil noch von mehreren, die nämliche Sprache redenden Stämmen bewohnt, welche die vierte und südlichste Gruppe der Andesvölker bilden, und die wir die

Araukaner nennen. Wie fast alle Namen amerikanischer Ethnographie leidet auch dieser an einer großen Unsicherheit, indem man unter Araukaner bald einen ganz bestimmten Stamm, bald eine ganze Gruppe von Stämmen versteht. Einige zählen die Araukaner zur Familie, die sie die chilenische nennen, andere, welchen wir uns anschließen, betrachten sie als den südlichsten Zweig der Andesnationen, noch andere rechnen sie, wie uns däucht, ganz verfehlt, zu den Pampasindianern. Auch über die Bezeichnungen der Unterabteilungen herrscht keine Uebereinstimmung. Nach Friedrich Müller werden die Araukaner von den Spaniern Auka genannt (ein Spottname, soviel wie Rebell, Räuber), sie selbst aber nennen sich Molutsche, d. h. Krieger, nach andrer Lesart Alaputsche, d. h. Kinder des Landes. Der Name Araukaner ist ein uneigentlicher, durch die Spanier eingeführter, der sich aber nicht mehr abändern läßt. Ursprünglich hauste das araukanische Gesamtvolk von Coquimbo in 30° s. Br. bis zum Chonosarchipel in 50° s. Br. und von einem Weltmeere zum andern; auch jetzt noch wohnen die Araukaner zu beiden Seiten der Kordillere, in Chile von den Grenzen Perus bis zur Magelhaesstraße, doch ist ihre Verbreitung in den Ebenen des Ostens heute nur noch mehr eine geringe und nirgends erreichen sie mehr den Atlantischen Ozean. Sie zerfallen in die drei Stämme der Pikuntschen, Pehuentschen und Huillikschen. „Tsche" ist das in allen araukanischen Sprachen gleichlautende Wort für „Mensch"; „piku" heißt Ost, „pehuen" Fichte, „huilli" Süden, demgemäß bedeutet Pikuntsche also Bewohner des Ostens, Pehuentsche Fichtenmänner, da ihr Land auf der östlichen Seite der Anden von Fichtenwaldungen bedeckt ist, und Huillitsche Männer oder Bewohner des Südens. Diese Namen sind, wie man sieht, der Lage des Landes entnommen, welches sie bewohnen, daher wir uns nicht wundern dürfen, außer diesen drei noch andre Unterabteilungen wie die Moratschen oder Leute des Westens, die Maputschen u. s. w. gelegentlich aufgezählt werden. Einige rechnen auch die Pueltschen, die nach Friedrich Müller eine besondere Gruppe bilden, zu den Araukanern. Karl Andree und Perty unterscheiden eigentliche Araukaner im Lande Arauco, Chono

im Süden von Valdivia und Pehuentschen im Gebirge. Die übrigen Stämme welche im Osten der Anden in den Pampas umherstreifen, fassen sie unter dem Namen Auka zusammen; diese sind wieder geteilt in die Ranqueles, die in den Pampas leben und oft weite Streifzüge nach dem Osten hin unternehmen und in die Chileños an den Quellen des Rio Negro do Sul. Die Gesamtzahl der Araukaner wird auf 30,000 Köpfe geschätzt, nimmt aber durch Krankheiten, nicht sowohl durch Trunksucht ab, obgleich die jetzigen Araukaner freie Eigentümer ihres Bodens sind, Land und Vieh in Fülle besitzen, keine Abgaben zahlen, und auch die Arbeiten am Wegebau, zu welchem sie entboten werden, nur leicht ist. Die Araukaner sind kriegerisch, tapfer und haben noch von dem Segen der inkaperuanischen Gesittung einigen Anteil genossen; nur die eigentlichen westlichen Araukaner in Chile sind indes zur Seßhaftigkeit gelangt; seit alter Zeit waren diese, wahrscheinlich durch peruanische Einflüsse, ein Ackerbauvolk geworden. Sie sind auch die erste Nation Amerikas, welche, indem sie sich durch einen glücklichen Zufall zahlreiche und gute Pferde verschaffte, sich frühzeitig ans Reiten gewöhnte und sogar Kavalleriekorps bildete. Lange vor Ankunft der Spanier bot die Regierung der Araukaner die auffallendste Aehnlichkeit mit den Militäraristokratien der alten Welt. Was aber sonst von ihrer hohen Kulturstufe berichtet worden ist, hat sich als eitel Phantasiegemälde erwiesen. Nur insofern genießen die Araukaner eine höhere Zivilisation als ihre Nachbarn, daß sie Ackerbau treiben, feste Häuser erbaut und wenigstens Versuche einer Regierungsform gemacht haben, bleiben aber bei alledem doch nur grausame, räuberische und böse Wilde; ihre östlichen Zweige sind es, welche wiederholte Anfälle auf die europäischen Ansiedelungen ausführen und Vieh, Kinder und Weiber rauben, die erwachsenen Männer aber erschlagen. (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Antrop. 1875, S. 59.) Aber auch bei den gesitteteren Stämmen im Westen tragen die meisten Gesichter den Stempel ausgesprochenster Wildheit.

Nach H. Delaporte ist der Wuchs der westlichen Araukaner klein, der Körperbau überhaupt gedrungen, die Haut stark gebräunt, die Züge grob, die Augen klein, die Nase breit und plattgedrückt, die Backenknochen hervorspringend, die Lippen dick, die Stirne sehr niedrig, die ganze Gestalt platt und abgerundet. Zu den schönsten Leuten unter ihnen rechnet Edmond Rouel Smith jene vom Stamme der Kolyiko. Sie sind meist von mittlerer Größe, stark in der Brust, untersetzt und neigen mit zunehmendem Alter sehr zur Körperfülle. Die Schenkel und Beine sind fleischig, der Fuß ist sehr kurz, breit und mit ungemein hohem Spann versehen. Diese eigentümliche Fußbildung findet sich, durch die Blutvermischung, auch bei den Chilenen der niederen Klasse, so häufig, daß die in Santiago vorrätigen Schuhe alle nach diesem Muster gemacht sind und der Europäer dort selten passende findet. Auch das Haupt ist eigentümlich geformt, die Stirn ist eng und niedrig, das Hinterhaupt dagegen breit und hoch und bildet mit dem starken Nacken beinahe eine gerade Linie. Virchow hält nach Schädeln, die er untersuchte, die Araukaner für ein Uebergangsglied zwischen den Pampasindianern und gewissen Stämmen der Westküste. Barnard Davis berechnet für sie einen Längenindex von 80 und einen Höhenindex gleichfalls von 80; sie würden also hypsibrachykephal sein. Virchows Maße differieren in der Höhe durchaus; seine Indices betragen bloß 73,3 und 77,6; jedenfalls sprechen auch sie für die Brachykephalie der Rasse. Viel auffälliger sind die Verschiedenheiten in der Größe. Davis findet als Mittel der Kapazität etwa 1574 ccm, Virchow für den Schädel eines vollständig ausgewachsenen Individuums bloß 1020 ccm. Obwohl kaum aus irgend einem Lande häufiger kleine, ja mikrokephale Schädel bekannt sind als aus Süd- und Mittelamerika, so erreicht doch keiner die Kleinheit dieses Araukanerschädels. Durch sehr schräge Stellung der Zahnfortsätze ist der Oberkiefer daran stark prognath.

Digitized by Google

(Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 259—261.) Die Weiber haben dieselben Züge wie die Männer mit noch ausgesprocheneren Charakteren; ihr Wuchs ist klein, der Oberleib verhältnismäßig sehr lang, die Beine kurz und ihre Häßlichkeit wird nur noch von jener ihrer Säuglinge übertroffen. Eine ekelhafte Krankheit, die Krätze, ist unter den Araukanern allgemein verbreitet; sie ist ein nationales Uebel geworden, das kaum mehr auszurotten ist. Lange bevor man noch in Europa wußte, daß die Krätze von einer Milbe verursacht werde, verstanden es die Maputschen bereits, mit einer Nadel die Schmarotzertiere unter der Haut hervorzuziehen. Auch ist ihnen das Baden ein allgemeines Bedürfnis.

Der gemeine Araukaner wickelt sich bis an die Kniee in einen „Kalamako" oder „Chiripa" (Chilipa), einen braunen gestreiften Zeug, den er selbst aus der Wolle seiner Herden verfertigt, und der ihn umschlingt wie die Windel das Wickelkind; die Schultern sind mit einem glänzend gefärbten Tuchmantel, dem „Poncho", bedeckt, die Füße nackt oder mit Schaffellschuhen angethan; selten, sogar wenn ohne Beschuhung, fehlt daran der mächtige Sporn, der bei Vermögenden aus Silber sein muß; sie halten dabei genau auf gewisse Formen, ja haben sogar ihre Moden. Der Kopf ist von einem seilartigen Band oder Sacktuch umwickelt, der Leib rot und blau bemalt und die Haare flattern im Winde, wenn der Araukaner auf seinem Rosse über die Ebene galoppiert. Die Trachten der Häuptlinge sind von der mannigfaltigsten Art; da sind alte Büchsenschützenhüte, altertümliche Mützen, Offizierstschako, sodann alte Fräcke mit gelben Knöpfen, weiße Blusen, Jacken aller Art, Poncho, insbesondere aber große Stücke krappfarbigen Tuches über die Schultern geworfen; einige haben Pantalon, viele große Kamaschen. Die Bemalung in Rot und Blau erstreckt sich auch auf das Gesicht. Manchmal zieht sich ein Striemen vom Mund oder von der Nase bis zu den Schläfen, manchmal wieder zeigen die Stirne, die Rundung der Augen, die Augenbrauen, die Backenknochen eine willkürliche Mischung aller der verschiedenen Farbenschattierungen, die sie in Anwendung bringen. Die einen sehen leidlich aus, die andern dagegen sind abscheulich. Viele reißen sich die Augenbrauen dergestalt aus, daß davon nur eine sehr feine regelmäßige Linie übrig bleibt; ebenso ziehen sie sich ihre wenigen Barthaare aus; einige jedoch tragen einen dünnen Schnurrbart, dessen Haare dick, dünngesäet und nach der Hautfarbe bemalt sind; es ist dies das Anzeichen einer Kreuzung der Rassen. Der Damenputz besteht vorwiegend aus Perlen aller Farben und kupfernen Fingerhüten. Die Koketteſten haben den Kopf mit einem Gewebe verschiedenfarbiger Perlen bedeckt, das sich im Nacken in zwei Teile teilt; Handgelenke und Füße oberhalb der Knöchel werden ebenfalls mit Perlenbändern geschmückt, die Nägel rot bemalt und auch die sehr hervorstehenden Backenknochen meist mit einer starken roten Farbe bedeckt. Bei Reicheren sollen auch Silbersachen den Reiz ihrer häßlichen Gesichter erhöhen. Ihr Hauptkleidungsstück ist wie bei den Männern der Kalamako oder die Chiripa. Da dieses Gewand die Beine bis zu den Knieen einhüllt, so haben Männer und Weiber keine sehr freien Bewegungen, was erstere indes keineswegs hindert, musterhafte Reiter zu sein. (Ausland 1855, S. 904—905). Von Jugend auf sind sie an das Reiten gewohnt und halten viel auf ein gutes Pferdegeschirr. Mit ihren Pferden treiben sie Handel, bei welchem sie sehr ehrlich verfahren. Mit dem Lasso verstehen sie gut umzugehen und auch

Häuptling der Araukaner.

Digitized by Google

lange Speere trefflich zu gebrauchen. Die verschiedenen Stämme, selbst die Familien leben in immerwährenden Streitigkeiten. In der Familie ist der Mann „Herr und Meister". Außer Essen, Schlafen und Ausreiten thut er wenig. Alle Lasten liegen den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an bis zum Auf- und Absatteln der Pferde. Es herrscht Polygamie und die Häuptlinge haben zahlreiche Konkubinen von gefangenen Weibern. Wenn auch die Mädchen nicht unmittelbar auf den Markt zum Verkaufe gebracht werden, so haben sie doch keine freie Wahl und kosten ihren Männern genug Geld, wofür diese dann wieder in der Arbeit der Frauen eine Gegenleistung verlangen. Die Heiraten sind nicht unauflösbar, der Mann kann seine Frau ihrem Vater wieder zurückschicken. Eine Wittwe wird ihre eigene Herrin. Die Untreue der Weiber wird mit dem Tode bestraft; unverheirateten Mädchen aber wird ein Vergehen gegen die Sittlichkeit nicht hoch angerechnet.

Die Wohnungen sind rechtwinkliche Rohrhäuser, etwa 10 m lang und 5 m breit und mit Stroh gedeckt. Ein Rauchloch in der Mitte des Daches und die kleine Thüre bilden die einzigen Oeffnungen. Als Nahrung dient hauptsächlich Fleisch, gesotten oder gebraten und dergestalt mit spanischem oder rotem Pfeffer gewürzt, daß es ganz die Farbe des Pfeffers annimmt. Als Getränk bevorzugen sie „Mudoi", einen gegohrenen Likör von angenehmem Geschmack, der ganz ähnlich wie die Chicha, diese Kawa Südamerikas, zubereitet wird. Die Araukaner lieben sehr den Tabak und schlucken den Rauch so lange, bis sie davon trunken werden und unter Zuckungen niederstürzen. Sie besitzen übrigens Aerzte, „Machis", die mit Brechmitteln, blasenziehenden Pflastern und schweißtreibenden Substanzen gut umzugehen wissen, auch gute Chirurgen sind. Gesellige Vergnügungen sind Ballspiele und Rundgesänge zum Lieblingsinstrument, der Maultrommel. Die Araukaner leben stammweise in verschiedenen Distrikten unter erblichen Häuptlingen, „Apoulmene", von den Chilenen „Kaziken" genannt, mit patriarchalischer Macht. Sie sind von einander unabhängig, die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte wählen aber wieder ein Oberhaupt für die ganze Provinz, das den Namen „Toki" führt. Die Toki zusammen bilden den Friedensrat, der die allgemeine Landesregierung ausmacht und an dessen Spitze der gewählte Großtoki oder Landespräsident steht, der über das allgemeine Beste wacht und die Versammlungen der Häuptlinge einberuft. Zur Kriegszeit tritt der Kriegsrat an die Stelle des Friedensrates, und ein neuer Toki wird gewählt, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt, und über alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Eigentliche Gesetze besitzen die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden bei ihnen heilig und streng gehalten. Blut wird mit Blut vergolten und die Diebe müssen das Gestohlene ersetzen oder noch Strafe dazu zahlen. Die Araukaner haben keine Priester, keine Tempel, keine Götzenbilder; sie glauben an ein gutes und an ein böses Wesen. Das erstere ist der Großtoki der Welt, unter welchem geringere Geister für das Einzelne sorgen, z. B. der Kriegsgott, der wohlthätige Gott u. s. w. „Guekubu" („Gualichu" bei den Ranqueles) ist der böse Gott. Die Götter verlangen von den Menschen keinen Tribut, daher finden nur selten Opfer statt. Doch kommen mitunter noch Menschenopfer vor, wozu man Kriegsgefangene benutzt. Die Seele ist unsterblich und geht nach dem Tode in ein Land jenseits der Anden. (Globus, Bd. V, S. 378—380.)

Bei den im Osten der Anden hausenden Araukanern bringen die veränderten Lebensverhältnisse einige Abweichungen von der obigen Schilderung hervor. Die Pikuntschen, welche von allen am tiefsten stehen, haben einen dunkleren Teint, wohnen in den Kordillerenpässen, plündern alle Reisenden und werden von kleineren Häuptlingen regiert. Sehr merkwürdig ist der Gehorsam, besonders der Tschenna (Chenna), auch Manzaneros genannt, gegen ihren Kaziken. Seine Macht ist absolut; sein Wort Gesetz; auf seinen leisesten Wink verläßt der entfernteste seiner Unterthanen sein Heim, Weib und Kind, um bewaffnet und beritten sich zu seiner Verfügung zu stellen. Diese halbzivilisierten Araukaner sind auch ihren südlichen Nachbarn — körperliche Stärke ausgenommen — in jeder Hinsicht überlegen, und ihre festen Wohnsitze inmitten eines fruchtbaren Gebietes sichern ihnen große Vorteile über die nomadisierenden Patagonier. Sie befassen sich mit dem Anbau von Nutzpflanzen und verstehen, nebst einem Cider von ungewöhnlicher Stärke, ein berauschendes Getränk „Pulco" genannt, aus der Algarrobe zu brauen. (Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf die Namensähnlichkeit des pulco mit dem berauschenden Getränke der Mexikaner, dem „Pulque" hinweisen.) Ihre Sprache, klingt sanfter, melodiöser und besitzt ein reicheres Vokabular als das südlich benachbarte gutturale Tehueltsche; ein guter Beobachter, Hr. Musters, hält sie mit dem Pampaidiom für nahe verwandt. Ihre Kleidung ist überaus nett und reinlich, und das Morgenbad

Digitized by Google

wird nie vergessen. Leider konnte Musters keine Wahrnehmungen über ihre religiösen Gebräuche machen, doch wurde ihm versichert, daß sie die Sonne verehren, dagegen keine Spur von Götzen bei ihnen zu finden sei. Ihre Zeremonien bei feierlichen Anlässen, wie Geburten u. dgl. sind jedoch beinahe dieselben wie jene der Tehueltschen, die wir später kennen lernen werden. Niemals beginnen sie ein Mahl, ohne vorher mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit Brot oder ein Stückchen Fleisch auf den Boden geworfen und dazu einige Zauberworte gemurmelt zu haben, um Gualichu günstig zu stimmen, denn im allgemeinen sind sie abergläubischer als die übrigen Indianer. Sie besitzen ferner einige Kenntnisse von den Edelsteinen, scheinen jedoch ihnen gewisse wunderbare Kräfte zuzuschreiben. Eine ganz absonderliche Sitte bei ihnen ist endlich jene, wonach der Bräutigam nicht im geringsten nach der Einwilligung seiner Braut fragt, sondern einfach, nachdem er zuvor den verabredeten Kaufpreis den Eltern überbracht hat, das Mädchen gewaltsam entführt hinaus in den Busch, von wo er, nach einem erzwungenen zweitägigen Honigmonat mit ihr zurückkehrt, um nunmehr als Mann und Frau zu leben. Polygamie ist dabei gestattet. Die bedeutendsten dieser östlichen Araukaner sind die Ranqueles zwischen 35—36½° s. Br. und 64—66° w. L. v. Gr., früher etwa 8—10,000 Köpfe stark, gegenwärtig aber wohl sehr verringert infolge der großen Expedition der Argentiner 1870 gegen diese Indianer, wobei sämtliche Männer und auch ältere Weiber, deren man habhaft werden konnte, getötet wurden, während man die Mädchen, Knaben und Jünglinge in lebenslängliche Sklaverei führte. Da die Ranqueles Nomaden sind, so haben sie keine festen Häuser, sondern leben in Zelten, sogenannten „Toldo". In jedem Zelt haust eine Familie, welche infolge der Vielweiberei selten unter zehn, häufig bis zwanzig Personen zählt. Die Gefangenen, welche sie auf Raubzügen gegen die Weißen machen, bilden ein fast in keinem Toldo fehlendes Element der Bevölkerung, und müssen die meisten Arbeiten verrichten, daher hier die Frauen im ganzen gut behandelt werden. Ihre Kleidung ist sehr primitiv, im Sommer gehen sie meist nackt mit Ausnahme eines Zeugstreifens um die Lenden, im Winter ist ihr Gewand ähnlich jenem ihrer westlichen Stammesbrüder. Wie diese lieben sie ein kompliziertes Zeremoniell, und empfangen Gäste, namentlich fremde Gesandte, mit der strengsten Etikette, welche dem Fremden nicht geringe Strapazen auferlegt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 173—178.)

Die Kariben, ihre Vettern und Nachbarn.

Im Vorhergehenden sind im Zusammenhange die Völker behandelt worden, welche die Andenkette und vornehmlich deren westliche Gehänge bewohnen. Wir müssen uns nunmehr jenen zuwenden, welche den ganzen weiten Osten des südamerikanischen Festlandes innehaben. Diese noch zahlreich existierenden Stämme Südamerikas, denen ein umherschweifendes Leben in den Urwäldern oder in den Savanen eigentümlich ist, variieren zwar in Sitten, Gewohnheiten und Sprache wesentlich voneinander, lassen aber doch zum Teile wenigstens bestimmte Gruppen erkennen, innerhalb welcher ursprünglich eine engere Verwandtschaft bestanden haben muß. Bei sehr vielen andern freilich steht die Völkerkunde noch ratlos da. Die dem an der Nordküste Südamerikas landenden Fremdling zunächst ins Auge fallenden Völkerstämme sind die

Kariben und ihre Verwandten, welche das sogenannte Guyana bewohnen, d. h. den großen Landstrich, der umschlungen von den zwei größten Strömen des tropischen Amerika, dem Amazonas und dem Orinoko, vom 2.—8.° n. Br. und 52.—62.° n. L. v. Gr. sich längs des Atlantischen Ozeans ausdehnt und

Digitized by Google

in das französische, holländische und britische Guyana zerfällt, während der südöstliche Teil zu Brasilien, der nordöstliche aber zu Venezuela gezählt wird. Mit dem Namen Kariben ist früher großer Unfug getrieben worden. Die Spanier warfen jeden menschenfressenden Stamm ohne weiteres Verhör zu den Kariben, anderseits ist die patronymische Bezeichnung Karib in Caraïb verwandelt worden, welches aber aus der Tupisprache von Cari-apiàba, die Carimänner, abzuleiten wäre, während in der Lingoa geral Caryba einen Helden bedeuten soll. Karib ist die ältere und reinere Form, Caraïbe eine spätere, tendenziöse Aenderung des Namens und sollte, wie schon A. von Humboldt riet, aus der Sprache der Völkerkunde ganz verschwinden. Vor Ankunft der Europäer war der seetüchtige und seeräuberische Stamm der Kariben (oder Caribisi, Galibi, Karina, Kalina, Kalinago) auf den kleinen westindischen Inseln und im nördlichen Teile Südamerikas längs des Amazonenstromes bis zum Rio Negro als Eroberer herrschend. Während die Inselkariben heute auf den Aussterbeetat gesetzt sind und sich nur noch auf den Kleinen Antilleneilanden Dominika und S. Vincent erhalten haben, giebt es auf dem Festlande Südamerikas noch zahlreiche und lebenskräftige Karibenstämme. In Britisch Guyana allerdings, wo sie sowohl an der Küste, besonders am Flusse Pomerun, dann am untern Massaruni und Kuyuni, ferner am Korentyn, sowie im Innern am Rupununi und Quitaru Niederlassungen haben, mögen sie nur noch 600 bis 700 Köpfe zählen, in Venezuela aber, besonders am Orinoko und in der Provinz Barcelona, schätzt Karl Ferdinand Appun, der lange Jahre im tropischen Südamerika zugebracht und uns mit einer ausführlichen Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Beobachtungen versehen hat (Appun, Unter den Tropen. Wanderungen

Federkrone, Keulen, Topf, Doppelkrug und Schürze von Guyanaindianern.

Digitized by Google

durch Venezuela, am Orinoko, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. Jena 1871. 8°. 2 Bde.) ihre Anzahl sicher noch auf mehrere Tausende. Sie lassen sich bis nach Uraba im Nordwesten und bis Kap Orange im Südosten nachweisen, endlich giebt es Kariben auch in Honduras, wo sie vielfach mit Negerblut gemischt sind. Ihre weite Verbreitung ins Innere Südamerikas macht es wahrscheinlich, daß wir dort die ursprüngliche Heimat dieses Volkes zu suchen haben. Karl von Martius hat es versucht, die Kariben als die äußersten Vorposten der brasilianischen Tupihorden zu erklären, doch ergiebt sich aus seinen Sprachvergleichen, daß die ausgestorbenen Inselkariben in enger Sprachverwandtschaft mit den schwächlichen Galibi in Guyana standen und daß alle diese Stämme linguistisch zur Gruppe der Guckhorden gehören.

Die kriegerischen Kariben haben also nicht, wie früher oft angenommen wurde, das Festland von den Antillen aus erreicht, sondern gewannen umgekehrt diese vom südamerikanischen Kontinente und zwar erst kurz vor der Entdeckung durch die Europäer; sie erschlugen die Männer der harmlosen Eingebornen und schleppten die Weiber in Gefangenschaft, behielten auch die schönsten unter ihnen als Frauen für sich, aus welchem Verhältnisse sich auf den Inseln wie überall im Bereiche der karibischen Völkergruppe eine besondere Männer- und eine besondere Frauensprache herausbildete. Die Frauen redeten nämlich ihre Muttersprache fort, da ohnehin die Männer sie keiner Ansprache würdigten. Doch ist dies nicht etwa so zu verstehen, daß wirklich zwei total verschiedene Sprachen nebeneinander bestünden. Der gelehrte Linguist Lucien Adam in Nancy hat gezeigt, wie der hauptsächlichste Unterschied darin bestand, daß im Karibischen den Weibern ein Teil des Vokabulars und gewisse grammatische Formen eigen waren, deren sie sich im Gespräche mit den Männern nicht bedienen durften und welche die letzteren unter sich auch niemals gebrauchten. Weitaus die Mehrzahl der Wörter und der eigentlichen grammatischen Formen waren und sind jedoch beiden Geschlechtern gemeinsam. Thatsächlich beschränkt sich also der erwähnte Bilinguismus auf etwa 400 Wörter (unter 2—3000), die doppelt vorhanden sind — ungefähr als wenn beispielsweise im Deutschen die Männer immer Stuhl und Käfig, die Frauen aber Sessel und Bauer sagen müßten — auf eine doppelte Serie von Pränominalsuffixen und ein doppeltes Negativverbum. (Lucien Adam, Du parler des hommes et du parler des femmes dans la langue caraïbe. Paris 1879. 8°. S. 2.) Die Inselkariben, oder wie sie sich selbst nennen, Karina, Kallinago in der Männer-, Kalliponan in der Weibersprache, waren von den Galibi des Festlandes bloß mundartlich verschieden und besetzten nach der Eroberung der Kleinen Antillen die östliche Hälfte von Puertorico, ja sie erstreckten ihren Menschenraub sogar bis nach Hayti, wo einzelne ihrer Abenteurer Reiche gegründet und ältere Ankömmlinge sich der Landschaften am Ostrande bemächtigt hatten. Ihre Kriegsschiffe oder Piroguen, 13—14 m und so breit, daß ein spanisches Faß querüber darin Platz hatte, trugen 50 Seeleute und wurden entweder mit Baumwollsegeln oder durch Ruder nach dem Takte eines Vorsängers bewegt. Da die Kariben vom Festlande kamen, wo sie vom Ertrage der Jagd lebten, erklärt es sich auch, daß

Digitized by Google

sie bei ihrer Verbreitung über die Antillen Bogen und Pfeile noch nicht gänzlich abgelegt hatten.

Die noch lebenden Karibenreste auf Dominika und S. Vincent sind in jüngster Zeit von dem britischen Naturforscher F. A. Ober besucht worden und sein Bericht über dieselben in seinem Buche: Camps in the Caribbes; the adventures of a naturalist in the Lesser Antilles. Edinburgh 1880. 8°. ist um so interessanter und wertvoller, als es wohl der einzige eingehendere ist, der über den gegenwärtigen Zustand dieser Völkerüberreste existiert. Doch hätte ein Vergleich der Kariben und ihrer Sitten und Bräuche auf dem Festlande mit den Insel-Kariben ihn vor manchem Irrtume bewahrt. Ein solcher ist es, daß der Karibenstamm bis zwanzig nur zu zählen vermöge. Die Festlandskariben zählen erheblich weiter. Ihre Bezeichnung für zwanzig bedeutet „ein Mann", für fünfundzwanzig sagen sie dann: „ein Mann und eine Hand": dreißig wird bei ihnen als „ein Mann mit zwei Händen" ausgedrückt, und fünfunddreißig sagt sich etwas umständlich: „ein Mann mit zwei Händen und einem Fuße", vierzig aber komplettiert sich zu „zwei Männern". Dreiundzwanzig gilt als „ein Mann und drei Finger". Auch die Behauptung, daß die Kariben des Baumwollspinnens selbst nicht kundig gewesen seien, dürfte eine irrige sein, denn die Arekuna, ein entfernt verwandter und in beinahe gar keiner Beziehung zu zivilisierten Völkern stehender Zweig des Karibenstammes, spinnt den größten Teil des Kattuns, den die Indianer im nordöstlichen Küstenteile Südamerikas zu tragen pflegen. Auch daß das „Matapie", ein seltsamer Cylinder aus Weidengeflecht, der zum Auspressen des giftigen Saftes der Kassavewurzeln verwendet wird, eine Erfindung der Kariben und ausschließlich nur bei ihnen im Gebrauche sei, ist unrichtig, denn er findet sich auch bei vielen andern Indianerstämmen des Festlandes vor, die niemals mit Kariben in Berührung gekommen sind. Als S. Vincent zum erstenmal von Europäern besucht wurde, fand man es im Besitze zweier besondern Arten von Eingebornen, die eine gemeinschaftliche Sprache hatten, aber an Farbe und Lebensweise sehr verschieden waren. Man nannte sie die Schwarzen und die Gelben Kariben, und ihre gegenseitige natürliche Eifersucht wurde von den Weißen oftmals so aufgestachelt, daß es zu offenen Feindseligkeiten und einem wahren Vertilgungskriege kam. Zur Zeit der durch die Engländer veranstalteten Massendeportation von Kariben nach Honduras, im Jahr 1796 indes waren die schwachen Ueberreste auf beiden Seiten durch die Schwere gemeinschaftlicher Mißgeschicke gezwungen gewesen, in freundschaftliche Verhältnisse zu einander zu treten. Dessenungeachtet war die Blutsvermischung nicht hinlänglich groß, um die ursprünglichen Farbenunterschiede, welche bis heute wahrzunehmen sind, zu verwischen. Man hat vermutet: diese Unterschiede seien auf dieselbe Weise entstanden wie entsprechende Ursachen sie, durch den Einfluß von Negerblut, auf der Moskitoküste hervorgebracht haben. Es sei nämlich um das Jahr 1675 ein Guineasklavenschiff an einer der kleinen Inseln in der Nähe von S. Vincent gescheitert, und die entkommenen Neger sollen sich dann mit den Eingebornen vermischt und so später den Schwarzen Kariben den Ursprung gegeben haben. In der Folge erhoben sich Zwistigkeiten zwischen diesen und den reinen Kariben, die zu einer Teilung der Insel führten, und in diesem Verhältnis haben die ersten Europäer sie kennen gelernt. Diese Erklärung scheint wahrscheinlich, denn das Vorhandensein von Negerblut in den Schwarzen Kariben von Honduras, wo die Deportierten sich rasch vermehrten und ihre Ansiedelungen ausdehnten, ist augenfällig und handgreiflich. Sie sind stämmiger und kräftiger als die reinen Kariben, und auch lebhafter und heftiger. Die letzteren sind klein, aber kräftig gebaut. Beide sind rührig, betriebsam und vorsorglich, und zeigen in diesen wie in der That den meisten andern Beziehungen entschiedene Gegensätze zu den Zambos der Moskitoküste. Sie sind in ihren Gewohnheiten weit gesittigter, leben in gut gebauten Hütten, die reinlich und bequem gehalten werden, und sprechen immer noch ihre ursprüngliche Sprache, welche das echte Karibisch der Insel ist, obgleich die meisten, wenn nicht alle, auch des Spanischen sowie einigermaßen des Englischen kundig sind.

Die Kariben in Honduras bekennen sich zur katholischen Religion, haben aber noch manche ihrer uralten Gebräuche und abergläubischen Meinungen beibehalten. Zugleich sind sie eine gute und nützliche Arbeiterbevölkerung, und genießen vorzügliches Vertrauen unter den Mahagoniholzhauern an der Küste. Alle Reisenden sprechen einstimmig aufs Lobendste über die Kariben von Honduras. „Sie sind friedlich, freundlich, scharfsinnig und betriebsam. Sie sind bekannt wegen ihrer Vorliebe für Putz, hängen rote Bänder um ihre Hüften als Nachahmung der Schärpen, tragen geschickt aufgestülpte Strohhüte, reinliche weiße Hemden

Digitized by Google

und Röcke, lange und enganliegende Beinkleider, und geben sich mit einem Schirm oder Rohrstock in der Hand die Miene großer Selbstzufriedenheit. Die Karibenfrauen schmücken sich gern mit gefärbten, in verschiedenen Formen aufgereihten Perlen. Wenn sie die Erzeugnisse ihrer Pflanzungen zum Verkauf bringen, erscheinen sie in Kalikoschnürleibchen und bunte Schürzen gekleidet, um ihren Kopf Taschentücher gebunden, welche nachlässig auf den Nacken herabfallen. Man kann diese Kariben als keinen hübschen Menschenschlag betrachten, allein sie sind abgehärtet und athletisch. Der Unterschied in ihrer Hautfarbe ist bemerkenswert, denn die einen sind kohlschwarz, die andern beinahe so gelb wie Safran. Sie sind fast übertrieben reinlich und besitzen große Anlagen zur Erlernung von Sprachen: die meisten sprechen außer dem Karibischen auch Spanisch und Englisch, einige sogar Kreolisch-Französisch und Moskito. Polygamie herrscht allgemein unter ihnen, und einige haben drei oder vier Frauen, der Mann muß aber für jede ein besonderes Haus und eine besondere Pflanzung haben, und wenn er der einen ein Geschenk macht, muß er auch der andern ein gleiches von demselben Wert machen; ebenso muß er seine Zeit gleich unter sie verteilen, die eine Woche bei dieser, die andre bei einer andern zubringen, und so fort. Nimmt ein Karibe eine Frau, so macht er eine Pflanzung urbar und baut ein Haus; die Frau übernimmt dann die Leitung, und er spielt den Freiherrn bis zum folgenden Jahr, in welchem eine zweite Pflanzung ausgestockt werden muß. Die Frau pflegt diese Pflanzungen mit großer Sorgfalt, Ausdauer und Geschicklichkeit, und erzeugt darauf im Laufe von zwölf oder fünfzehn Monaten jede Art Nutzfrucht, die unter ihnen im Gebrauch ist. Da die Erzeugnisse ganz Eigentum der Frau sind, so behält sie für ihren Mann und ihre Familie einen hinlänglichen Vorrat bei sich zu Hause, über den Rest aber verfügt sie anderwärts, um Kleider und andre Lebensbedürfnisse kaufen zu können. Gerade vor Weihnachten mieten die Frauen mehrere Boote („Creers"), befrachten sie mit Reis, Bohnen, Yams, Pisang ꝛc. für Truxillo und Belize, und dingen ihre eigenen Männer und andre als Matrosen. Die Männer begleiten sie auf diesen Handelsausflügen, tragen aber nie, unter keinen Umständen, die Lasten, da sie dies weit unter ihrer Würde halten. Betriebsamkeit und Vorsorge sind eigentümliche Charakterzüge bei Karibenfrauen, daher umgeben sie sich gern mit Lebensbedürfnissen und Komfort aller Art. Die Männer können Holz hauen und pflanzen, jagen und fischen, ein bequemes Haus errichten, ein gutes Boot bauen, die Segel verfertigen u. s. w. Einige sind tüchtige Schneider, andre gute Zimmerleute. Die Karibenhäuser sind alle ungemein gut gebaut, die Pfosten sind Eisenholz, Subah u. s. f., das Sparrwerk und die Balken Santa Maria; das Dach mit Kahoonbrettern gedeckt und mit Kabbage geflochten; sie haben Oeffnungen für Fenster mit Läden, welche abends sorgfältig geschlossen werden, um den Landwind nicht eindringen zu lassen. Daß die Karibenhäuser für den Seewind offen, gegen den Landwind aber stets geschlossen sind, darin liegt ohne Zweifel der Hauptgrund der Gesundheit ihrer Ortschaften; viel indes ist auch ihrer Reinlichkeit und der Wohlhabenheit zuzuschreiben, in welcher sie leben. (Ausland 1871, S. 501—502.)

Wollen wir von den Festlandskariben ein Gesamtbild gewinnen, so haben wir in dem obigen Gemälde bloß einige Züge zu verändern, richtiger schärfer zu accentuieren. Von allen andern Indianerstämmen Guyanas unterscheiden sich die Kariben dadurch, daß ihre Hautfärbung dunkler, ihre Körperformen muskulöser und ihre Gesichtszüge roh und abstoßend sind, was ebenfalls von den Frauen und Mädchen gilt, die, obgleich üppig gebaut, meist unschöne, ja abschreckende Gesichter haben. Noch ekelhafter werden die Weiber durch die unnatürliche Stärke der Waden, die sie für eine große Schönheit halten und in künstlicher Weise bewirken, indem sie dieselben von Kindheit an auf das festeste mit dreifingerbreiten baumwollenen Bändern über- und unterbinden, wodurch die Waden nach und nach zu einer unförmlichen Muskelmasse anschwellen und zuletzt einen ungemein widerlichen Anblick gewähren. Dieses Einschnüren der Waden ist übrigens ein Stammeszeichen, welches die Kariben mit den Tupi in Brasilien gemein haben. Die Galibi, welche auf der französischen Seite des Maroniflusses wohnen, sind klein, haben schlanke Glieder, parallel gestellte Füße

Digitized by Google

und lange Haare, was ihnen, zusammen mit dem Fehlen des Bartes, ein weibliches Aussehen giebt.

Als mit den Kariben verwandt sind zu betrachten nebst den obengenannten Galibi die Charagotto, südlich von Caracas, die Cumanagotto, südlich von Piritu und Cumana, die Pariagotto, am Golf von Paria, die Arinagotto, südlich vom Orinoko, an den Flüssen Caura und Caroni, die Pianogotto, an den Quellen des Korentyn, ferner die Guaykari und die Tamanaken, am oberen Orinoko, oberhalb der Zuflüsse des Cuchivero, die Quiriquire, am Südufer des Meerbusens von Maracaybo, die Makuschi mit ihrem Bruderstamm, den Arekuna, im Quellengebiete des Rio branco, die Akawai, am oberen Kujuni, endlich die Zapara, Encabellados, Inquiavaten, Putumayo, Anguteren, Iquito und Mazanen, zwischen dem oberen Putumayo und Pastaza, bis an den 79.° westl. Länge, also hart an die Grenze des alten Inkareiches sich hinziehend; sehr wahrscheinlich auch die Arawaken in Venezuela, hauptsächlich im Orinokodelta, und die Guarauno oder Warrau.

Dagegen ist es von den folgenden Stämmen zweifelhaft, ob sie zu den Kariben gehören oder, wie Friedrich Müller anzunehmen vorzieht, als die nun isolierten Urbewohner ihres Gebietes zu betrachten sind. Es sind dies die Tayrona, Goajiro und die schon auf S. 383 erwähnten Caquesio, welche um den Meerbusen von Maracaybo und auf der Halbinsel Goajira wohnen, die Otomaken, im Quellengebiete des Apure, die Yaruro, an den Mündungen des Apure in den Orinoko, die Saliva, in der Gegend des heutigen S. Fe de Bogota, die Maypure mit den Cabre, im Quellengebiete des Orinoko, die Wapischiana, Atorai und Taruma, im Quellengebiete des Essequibo und seiner Zuflüsse, die Paravilhana, am unteren Rio branco, und andere kleinere Stämme.

Von allen diesen Stämmen leben die Arawaken oder Aruaka (Arwaka), wie sie in Venezuela heißen, welche sich selbst aber Lukkunu, d. h. Menschen nennen, während der Name Aruak, d. i. Mehlesser, ihnen von ihren Nachbarn gegeben ward, die industriösesten und für den Uebertritt zum Christentum empfänglichsten Indianer jener Gegenden, dann die friedfertigen, harmlosen Guarauno oder Warrau an der Seeküste und den Flußmündungen, und ihre meist unbedeutenden Niederlassungen erstrecken sich kaum über 150 km von da nach dem Innern zu. Von den Akawai (Wakkawai und Waika, wie sie in Venezuela heißen) lebt ein kleiner Teil an der Küste, namentlich am Flusse Pomerun, größere Niederlassungen derselben aber finden sich am oberen Demerara, dem Massaruni und Potaro (einem linken Nebenflusse des Essequibo), die zusammengenommen wohl eine Bevölkerung von etlichen Tausend Köpfen bilden. Alle diese Indianer sind sowie auch die Kariben Bewohner der Urwälder, die in ungeheurer Ausdehnung sowohl in der Länge als Breite die Gebiete der genannten Flüsse bedecken. Doch hausen Arawaken und Kariben mehr an der Küste denn im Innern, so daß die Akawai, welche K. F. Appun entschieden für einen Zweigstamm der Kariben hält, allein wahre Urwaldbewohner sind. Die nächstfolgenden Stämme leben teils in der ebenen offenen Savane, teils in wenig

Digitized by Google

bewaldeten Gebirgsgegenden und zeichnen sich durch kräftigeren Körperbau bei wirklicher Körperkraft, großer Gewandtheit und Geschmeidigkeit der Glieder, wie durch ein überaus gesundes Aussehen und ein frisches munteres Wesen mit kriegerischem Geiste vorteilhaft von ihren die feuchten ungesunden Urwälder bewohnenden Landsleuten aus, denen ein sieches, fieberhaftes Aussehen, ungemeine Apathie und großer Hang zur Indolenz eigen ist. Die Makuschi, die mächtigsten und schönsten der Savanenindianer, bewohnen die ungeheuern, vom untern Rupununi bis zum Takutu und Rio branco (Parine River) sich hinziehenden Savanen, sowie die Thäler des Pacaraima- und Kanukugebirges, während die Arekuna die Hochebenen am Roraimagebirge und die Savanen von den Quellen des Karoni bis an die Mündung des Kotinga einnehmen. Das äußerst gebirgige Quellgebiet des Massaruni wird von den Serekong bewohnt und die Savane am obern Rupununi, sowie das Gebiet des oberen Takutu haben die Wapischiana inne. Ihnen zunächst am obern Rupununi in den Savanen vom Sririgebirge nach dem Berge Watutikaba leben die wenigen Ueberreste des einst mächtigen Stammes der Atorai, sowie die ebenfalls ungemein dezimierten Taruma die Savanengegenden am Quitaru, Kuyuwini bis zum Karawaimengebirge bewohnen. Der südlichste Teil von Britisch Guyana, das Quellgebiet des Essequibo mit der Serra Akarai ist das Gebiet der Woyawai, an dessen nördlicher Grenze der im Aussterben begriffene Stamm der Maopitian (Froschindianer, von „Mao" Frosch und „Pitian" Volk oder Stamm) nur noch von wenigen Individuen repräsentiert wird. Im südöstlichen Winkel Guyanas, im Quellgebiete des Korentyn, leben mehrere wenig bekannte kleinere Stämme, unter denen die athletischen, wohlgebildeten Pianogotto den Maopitian in bezug auf Sitten und Lebensweise am meisten ähneln; ein Zweigstamm der Pianogotto sind die Zurumata. Weiter gegen Osten wohnen die Kokoipitian, und im allersüdlichsten Teile Guyanas die Orokoyanna oder Papageiindianer; an den Ufern des Kahpu die menschenfressenden Tschikiana, die Furcht und der Schrecken ihrer friedlichen Nachbarn; an den Quellen des Wanamu die Trio, ein Bruderstamm der Pianogotto, die in Anzug und Körperbildung ganz diesen gleichen, sich aber wie die Südseeinsulaner den ganzen Körper tättowieren. Weiter gegen Südosten hausen die ebenfalls äußerst gefürchteten Maypureschiana oder Tapirindianer, welche die Schädel ihrer erschlagenen Feinde als Trinkgefässe benutzen. Gegen Südwesten liegt das Gebiet der Tunayana (Wasserindianer) und weiter westlich das der Karawayana und der Barokoto.

Werfen wir einen Blick auf die körperliche Erscheinung dieser verschiedenen Indianer, so haben wir im allgemeinen nur Rühmliches zu berichten. Die Arawaken sind ein schöner kräftiger Menschenschlag und besonders die jungen Mädchen wegen des herrlichen Ebenmaßes ihrer Formen, der kräftigen Fülle ihrer Glieder, der interessanten antiken Gesichtsbildung und schwarzen großen Augen in Georgetown, der Hauptstadt Britisch Guyanas berühmt. Der Körperbau der Akawai ist robust und gedrungen und ihre Hautfarbe zeigt ein tieferes Rot als das der Arawaken und Warrau; sie sind von schlanker Statur, ihre Glieder gedrungen und in ihrer Bewegung äußerst gewandt. Alles dies, nebst den edlen regelmäßigen Zügen des Gesichtes, vereinigt sich bei ihnen in hoher Vollkommenheit, so daß die Männer in bezug auf Schönheit die erste Rangstufe unter den Indianern Guyanas einnehmen. Auch die jungen Mädchen zeigen, nach Appuns Versicherung, edle, äußerst anmutige, oft wahrhaft vollendete weibliche Formen, bei meist

Digitized by Google

rein griechischem Profil, das durch das lange schwarze Haar, welches gleich einem natürlichen Schleier über die braunen vollen Schultern herabfällt, einen noch höheren Reiz erhält. Nächst den Arawaken und Akawai gehören die Makuschi zu den schönsten Stämmen Guyanas und ihre Hautfarbe ist lichter als die der Küstenstämme. Von Figur schlank und wohl proportioniert, haben ihre Züge viel Angenehmes und sogar Schönes, wozu die edle Bildung der Nase von meist römischer Form viel beiträgt. Die Arekuna sind in Gestalt kräftiger und stärker gebaut als die Akawai und Makuschi und dabei von hellerer Hautfarbe als alle andern Stämme, hauptsächlich infolge des kühleren Klimas ihres Gebietes; die Arekunamädchen zeichnen sich körperlich vor allen übrigen Indianerinnen aus; Appun bewundert an ihnen die Nasen von edlem römischen Schnitt, und ihr kleiner Mund prangt mit den feinsten nur ein klein wenig geschwellten Lippen; die feurigen schwarzen Augen und die rabenschwarzen Haare vollenden die Schönheit dieser Mädchen, die überdies gleich allen Indianerinnen mit sehr kleinen Händen und Füßen ausgestattet sind. Auch die Wapischiana sind schöne schlanke Leute mit edlen regelmäßigen Gesichtszügen, großen meist griechischen Nasen. Gleiche Gesichts- und Körperschönheit, nur bei viel zarterer Abrundung der Formen besitzen die Frauen, deren Haar ganz besonders von einer Länge und Fülle ist, wie bei keinem Nachbarstamme. Während die Serekong in Körperbildung mit den Makuschi und Arekuna übereinstimmen, sind die wenigen noch existierenden Atoraï zwar von starkem robusten Körperbau, jedoch weniger edlen Gesichtszügen und haben einen mulattengleichen Typus, obwohl es unter den jungen Mädchen hin und wieder recht hübsche Gestalten mit lieblichen Physiognomien giebt. Dagegen exzellieren die Weiber der Taruma durch Häßlichkeit und unbeschreiblichen Schmutz; sonst stimmen diese Indianer, außer einem kleineren Kopfe, ganz mit den übrigen überein; das nämliche gilt von den Maopitian, nur ist ihre Statur schmächtiger, aber auch bei weitem knochiger; ihr Kopf ist seitlich komprimiert und ihr Gesichtsausdruck, infolge der glänzenden Augen äußerst lebhaft.

Sowohl in bezug auf Charakter- und Gemütsanlage, auf geistige Fähigkeiten, als auf die wichtigsten Momente der sozialen Lebensverrichtungen herrschen zwischen allen Indianern der uns beschäftigenden Gruppe nur äußerst geringfügige Abweichungen, so daß Appun, welcher jahrelang unter denselben sich bewegte, im stande war, ein für sie alle allgemein gültiges Gemälde ihres Charakters, ihrer Lebensweise und ihrer Sitten zu entwerfen. (Ausland 1871 und 1872, in einer großen Reihe von Aufsätzen.)

Von der Kindlichkeit des Charakters, welche ihnen meistens beigelegt wird, kann bei den Kariben und ihren Nachbarn nicht die Rede sein. Vor allem beherrscht sie ein gewisser Hang zur Trägheit, mehr als den Europäer und den Indianer Nordamerikas; ihre ganze Thätigkeit entspringt nicht aus dem inneren Drange nach Beschäftigung, sondern wird einzig durch das Bedürfnis und den Mangel abgezwungen. Der Indianer Guyanas ist stolz und weiß den äußern Eindruck jeden Gefühles, daher er in Gegenwart von Fremden schweigsam erscheint, während er unter seinesgleichen sich in all seiner Lebhaftigkeit zeigt; auch die Indianerfrauen und Mädchen sind in Gegenwart von Fremden ganz besonders scheu und ernst, unter sich aber, namentlich die letzteren, im höchsten Grade lustig und ausgelassen. Unter seinen Tugenden glänzt die Ehrlichkeit in erster Reihe; das Laster des Diebstahles ist den meisten Stämmen völlig unbekannt, nur die Wapischiana werden desselben von den Makuschi und wie es scheint, nicht mit Unrecht beschuldigt. Den angeführten Vorzügen gegenüber hat der Charakter des Indianers jedoch auch viele Schattenseiten. So phlegmatisch der Indianer in der Liebe, so leidenschaftlich ist er im Haß, obgleich er dieses Gefühl die längste Zeit vor den Augen seiner Nebenmenschen verborgen halten

Digitized by Google

kann. Um sich zu rächen, überklimmt er Gebirge, durchbricht fast undurchdringliche Wälder, und erduldet mit Freudigkeit Hunger und Durst wie alle andern Beschwerden, die sich ihm entgegenstellen, nie vergißt er die Beleidigung, die man ihm zugefügt, und für diese kommt bei ihm nach Jahren die Stunde der Vergeltung nicht zu spät.

Der Indianer besitzt einen grenzenlosen Rachedurst, der ihn oft bis zum Wahnsinn beherrscht und peinigt, sobald er sich in seiner Ehre oder in seinem Weibe beleidigt fühlt — ein Rachedurst, der nicht eher erlischt, als bis demselben in dem Tode des Beleidigers, ja selbst in der Ausrottung dessen ganzer Familie, Befriedigung geworden. Die Blutrache wütet daher unter ihnen in der gräßlichsten Form. Dabei tritt aber der Bluträcher, der „Kanaima" nicht frei hervor, sondern er überfällt sein Opfer dann, wenn es sich gerade am sichersten wähnt, aus verborgenem Schlupfwinkel mit sicherem Erfolg. Am liebsten bedient er sich zu seinen finsteren Zwecken der zahlreichen ihm bekannten Gifte. Zu den in seinen Wirkungen fürchterlichsten Giften gehört das „Maschi", das aus der Wurzelknolle des Arum venenatum Woelfers bereitet wird, und dieselbe Pflanze ist es, deren sich die „Obiah" (Zauberer der Neger) in Surinam und Britisch Guyana zu ihren Vergiftungen bedienen, und die in ersterem Lande „Tonkin" heißt. Die Indianer, besonders die Serekong und Akawai, welche hauptsächlich dieses furchtbare Gift anfertigen und an die übrigen Indianerstämme verhandeln, schneiden die Knolle dieser Pflanze in dünne Scheibchen, trocknen diese an der Sonne und stoßen sie dann mit der größten Vorsicht zu dem feinsten Pulver, das im Ansehen dem Arsenik gleicht. Die Knolle ist so giftig, daß man sie zu berühren sich scheuen muß, da ihre bloße Berührung ein heftiges Brennen und schlimmen Hautausschlag zur Folge hat. Treibt den Indianer das Rachegefühl als Kanaima aufzutreten, so verfolgt er sein Opfer wie die Schlange, die sich unter dem Laube fortwindet, und läßt es nie aus den Augen, bis es ihm endlich gelingt, dasselbe im Schlafe zu überraschen. Dann streut er ihm eine kleine Quantität des giftigen Pulvers auf die Lippen oder unter die Nase, damit der Schlafende sie einatme. Ein heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, gräßlicher, auf keine Weise zu stillender Durst, sind die Symptome der Vergiftung, und geben dem Opfer die schreckliche Gewißheit, daß seine Tage, ja seine Stunden gezählt sind. Binnen vier Wochen ist der Kranke zum Skelett abgezehrt und stirbt unter den fürchterlichsten Qualen. Gelingt es dem Kanaima auf diese Weise nicht seine Rache zu stillen, so ändert er seinen Plan, und sucht das eine Gefühl, das Tag und Nacht seine Seele füllt, auf dem Weg einer erheuchelten Freundschaft zu befriedigen. Gelangt er aber auch auf diesem Wege nicht zu seinem Ziel, und kann weder Verstellung noch Heuchelei das Mißtrauen und die Furcht vor der Rache aus der Brust des Beleidigers verscheuchen, dann verschwindet der Kanaima plötzlich aus dem Dorfe, ohne daß irgend jemand seinen Aufenthaltsort weiß. Ohne Rast, ohne Ruhe, nur von brennender Rachgier geleitet, die seine Brust immer heftiger und stärker durchglüht, streift er durch die Wälder, Thäler und über Höhen, und kehrt nicht eher nach seinem Dorfe zurück, als bis er sein Opfer erschlagen oder mit einem giftigen Pfeil verwundet hat. So späht er oft halbe Jahre und noch länger nach diesem aus, und meidet während dieser ganzen Zeit jedes Begegnen mit andern Indianern; der Baum des Waldes, die Höhle des Berges sind sein Nachtlager und nur Früchte seine einzige Nahrung. Von dem Augenblick an aber, wo er das Dorf verläßt, ist er für die übrigen Indianer ebenso vogelfrei wie das Opfer, dem er nachstellt. Indem er alle Bande, die ihn an seine Familie und seine Stammverwandten fesseln, von sich streift, wird er das Schreckbild der Umgegend, ein Ausgestoßener, dessen, Leben von jetzt an ebenfalls jeden Augenblick auf dem Spiele steht, da es jeder Indianer für seine Pflicht hält, ihn, so wie er ihm begegnet, zu töten. Verriet in den ersten Versuchen seine Rache zu kühlen, kein äußeres Merkmal die verderbenbringende Absicht, so tritt diese jetzt offen hervor. Sein Körper ist auf eine eigentümliche Art bemalt und mit einem Tierfell bekleidet. Trifft er endlich sein Opfer allein und fühlt er sich ihm an Körperkraft überlegen, so beginnt er den Kampf mit demselben, verwundet den Beleidiger mit einem vergifteten Pfeil, durchsticht ihm die Zunge mit den frischen Giftzähnen der giftigsten Schlangen, oder schlägt ihn mit der Kriegskeule nieder und zerschmettert ihm darauf den Schädel, sowie die Arm- und Beinknochen.

Der Guyanaindianer ist auch undankbar; mit unveränderter Miene nimmt er jedes Geschenk entgegen und scheint schon kurze Zeit darauf die ihm erwiesene Güte des

Digitized by Google

Gebers völlig vergessen zu haben, während er seinerseits niemals auch die geringste Gabe verabreicht, ohne dafür Bezahlung in Tauschartikeln zu fordern. Eine andre Untugend ist der Hang zum Lügen, womit der zur Uebertreibung verbunden ist. Ein schlechter Charakterzug ist auch das lieblose Benehmen gegen Kranke; diese Vernachlässigung der Leidenden findet in jedem Verhältnis statt, und trifft Eltern und nahe Verwandte ebenso wie fernstehende Stammgenossen. Dagegen werden die Blödsinnigen mit besonderer ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da es allgemeine Ueberzeugung ist, daß diese Armen in inniger Verbindung mit dem guten Geiste stehen, weshalb auch ihre Worte und Handlungen für Aussprüche der Gottheit gehalten werden. Außerdem ist der Indianer eitel, stolz und ehrgeizig; freilich sind diese Leidenschaften nur auf den kleinen Ideenkreis beschränkt, in dem er sich bewegt, man gebe ihm aber einen erweiterten Wirkungskreis, und sein Ehrgeiz wird sich auch in diesem bewähren. Den hinterlistigen und betrügerischen Charakter des nordamerikanischen Indianers besitzt der Indianer des Innern Guyanas nicht, obgleich er sich bei den Küstenindianern und dem Stamme der Akawai vorfindet.

Ueberhaupt weichen die zivilisierten, meist zum Christentum übergegangenen Küstenindianer in ihrem Charakter bedeutend von denen des Innern ab, denn viele derselben haben leider mit der Zivilisation auch die Laster zivilisierter Völker in reichlichem Maß angenommen. Ein Gleiches gilt von den Indianern des Innern, die früher an der Küste einige Zeit gelebt, oder längere Zeit Umgang mit zivilisierten Menschen gehabt haben, so daß es für den im Innern Guyanas Reisenden eine feste Regel ist, keinem der dortigen Indianer, die der englischen Sprache etwas mächtig sind, zu trauen; sonst kann man den Indianern des Innern, die nie oder nicht längere Zeit unter zivilisierten Menschen gelebt haben, besonders aber dem weiblichen Geschlecht, das Zeugnis der dezentesten Aufführung geben, die nur dann etwas beiseite gesetzt wird, wenn sie bei einem großen Trinkfest im Zustand der Berauschung sich befinden.

Gegeneinander betragen sich die Indianer äußerst höflich und bescheiden, und besonders erweisen jüngere den älteren große Achtung; heftige Zänkereien hört man niemals bei ihnen, wenn sie nüchtern sind, und selbst in trunkenem Zustande kommen diese nur äußerst selten vor. Kinder und nahe Anverwandte reden von Vater und Mutter stets im Plural, z. B. sie sind nicht da, sie sind auf die Jagd gegangen u. s. w.

Das Gedächtnis des Indianers ist bewundernswürdig, ebenso die Leichtigkeit mit welcher er fremde Indianeridiome, weniger jedoch die Sprachen europäischer Nationen, sich zu eigen macht; gleich rege sind seine Verstandeskräfte, und was sein Auge sieht, getraut sich auch seine Hand zu machen, und sein Verstand behält es für die ganze Lebensdauer; nie aber gehen seine Seelenkräfte über das den äußern Sinnen Wahrnehmbare hinaus.

Ein Teil der an der Küste wohnenden Indianer ist, wie erwähnt, christianisiert und geht auf Befehl der Missionäre bekleidet: die Männer im Hemd und kurzen Beinkleidern, die Weiber in einem kattunenen, an der einen Schulter befestigten herabhängenden Rock, welches alles sie jedoch mit großem Vergnügen abwerfen und nur einen kleinen landesüblichen Schamschurz tragen, sobald sie unter sich sind. Derselbe ist meist aus Glasperlen oder Wollfransen, großenteils äußerst zierlich und geschmackvoll, bei den Makuschi sogar in bunten Mustern à la grecque gefertigt, und die Mädchen dieses Stammes legen ganz besonderen Wert auf dieses ihr einziges, obgleich sehr winziges Kleidungsstück, während die Karibenweiber eine in Form unseren Badehosen ähnliche Bekleidung von blauem Baumwollezeug, sogenanntem „Salempor", tragen, welche enganliegend von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel reicht. Bis auf dieses bescheidene Kostüm gehen Männer und Weiber völlig nackt; desto größere Pflege und Sorgfalt wenden sie dafür an die sonstige Ausschmückung ihres Körpers, zunächst des Haares. Die Männer tragen es kurz verschnitten wie bei den Arawaken, während ihre Weiber ihr langes glänzend schwarzes Haar um den Wirbel in eine Art Nest winden oder es in schönen Flechten herabhängen lassen; desgleichen die Karibinnen, welche dasselbe manchmal auch über der Stirne kurz scheren; so thun auch bei den Akawai beide Geschlechter, während die Serekong, Maopitian und Pianogotto das Haar in einen langen Zopf

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Netto-Preis des Bandes ist

— gebunden eine Mark —

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Band 1. **François, Louise von**, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen. Erzählungen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 2. **Immermann, Karl**, Der Oberhof, mit Einleitung von **Levin Schücking**.
„ 3. **de Cervantes-Saavedra, Miguel**, Moralische Novellen, übersetzt von **A. v. Keller** und **Fr. Notter**, mit Einleitung von **Otto von Leixner**.
„ 4. **Biernatzki, J. Chr.**, Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee, mit Einleitung von **Heinrich Düntzer**.
„ 5. **Becker, August**, Auf Waldwegen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 6. **Gogol, Nikolas**, Russische Novellen, mit Einleitung von **Friedrich Bodenstedt**.
„ 7. **Junghans, Sophie**, Die Erbin wider Willen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 8. **Le Sage, A. R.**, Der hinkende Teufel, mit Einleitung von **Ferdinand Lotheissen**.
„ 9. **Arnim, Ludw. Achim v.**, Die Kronenwächter, mit Einleit. v. **Johannes Scherr**.
„ 10. 11. **Zolling, Theophil**, Reise um die Pariser Welt.
„ 12. **Homers Odyssee**, übersetzt von **Joh. Heinr. Voß** mit Einleit. v. **Jakob Mähly**.
„ 13. **Schücking, Levin**, Etwas auf dem Gewissen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 14. **Björnson, Björnstjerne**, Der Brautmarsch und andere Erzählungen, übersetzt und eingeleitet von **Edmund Lobedanz**.
„ 15. **Silberstein, August**, Hochlandsgeschichten. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 16. 17. **Cooper, Fenimore**, Der Bravo, eine venetianische Geschichte, übers. v. **Helene Lobedan**, mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt**.
„ 18. **Platters, Thomas** Leben, herausgegeben und eingeleitet von **Heinrich Düntzer**.
„ 19. **Irving, Washington**, Die Alhambra, mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt**.
„ 20. **Schiller und Goethe**, Briefwechsel, I. Band mit Einleitung von **Robert Borberger**.
„ 21. **Anzengruber, Ludwig**, Feldrain und Waldweg. Mit Einleit. v. **Joseph Kürschner**.
„ 22. **Hauff, Wilhelm**, Lichtenstein. Mit Einleitung von **Julius Klaiber**.
„ 23. **Mancini, Grazia Pierantoni**, Lydia. Deutsch von **Helene Lobedan**. Mit Einleitung von **Fanny Lewald**.
„ 24. **Wurm, W.**, Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Mit einer Einleitung.
„ 25. **Engel, J. J.**, Herr Lorenz Stark. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.
„ 26. **Schiller und Goethe**, Briefwechsel, II. Bd. Mit Einleitung von **Robert Borberger**.
„ 27. **Schmid, Maximilian**, Die Miesenbacher. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner**.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existiren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

21. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Digitized by Google

Mandanhäuptling mit festlicher Bemalung.

zusammenbinden, welcher bei den Maopitian in einer 25—30 cm langen Röhre aus Palmenblättern liegt, die mit einer Menge Fäden und den buntesten Federn behangen ist. Das aus dem Samen der Carapa guianensis Aubl. gewonnene „Kraböl" dient ihnen als das vorzüglichste Haaröl, dessen Wachstum fördernde und zur seidenartigen Schönheit des Haares beitragende Wirkungen auch die feine Damenwelt in den zivilisierten Orten Guyanas längst anerkannt hat. Die Indianer brauchen es außerdem auch zum Einreiben und Bemalen des Körpers, einer Sitte, der sie alle huldigen und wozu sie nebstbei das scharlachrote Ruku (Bixa Orellana Lin.), Karawuru und den schwarzfärbenden Saft des Caruto oder Lana (Genipa Caruto) benützen. Nur die Arawaken machen eine Ausnahme, insofern sie sich darauf beschränken, im Gesicht einige dunkelblaue Tättowierungen anzubringen. Beide Geschlechter haben oft Ohrläppchen wie die Unterlippe durchbohrt und tragen in ersteren mitunter gewöhnliche Ohrringe, in der kleinen Oeffnung in der Unterlippe jedoch allgemein bei den Kariben und Makuschi mit der Spitze nach außen gesteckte Stecknadeln, mit welchen die Galibifrauen dem Manne die Sandflöhe aus dem Fleische der Füße entfernen. Das Septum der Nase ist bei den Männern meistens ebenfalls durchbohrt und mit verschiedenerlei Zierat geschmückt. Den sonstigen Mangel der im ganzen kümmerlichen Bekleidung sollen ferner noch Hals-, Arm- und Beinbänder unter den Knieen ersetzen, wozu Glasperlen, Fingerhüte u. dgl. herhalten müssen. Bei einigen sehr entlegen wohnenden Stämmen, am Roraima, sah Appun mehrere der Hemden aus Baumbast, die schon A. v. Humboldt als „Marimahemden" erwähnt, und aus der innern Bastschicht eines Baumes, den die Indianer „Tururi" nennen, gefertigt werden. Nachdem der Baum gefällt ist, wird der Stamm in einige Fuß lange Stücke zerhackt, die äußere Rindenschicht davon entfernt, und dann die innere so lange geklopft, bis sie sich leicht vom Stamme abstreifen läßt. Das dickere Stammende liefert den Leib, das schwächere die Aermel, die an jenen angenäht werden; das sind die einzigen Nähte des Kleidungsstückes. Auch ohne Aermel werden diese Hemden benutzt, indem man durch die obere Oeffnung des einem von grobem Stoff gefertigten Sack ohne Naht ähnelnden Baststückes den Kopf steckt, und, um die Arme durchzustecken, zur Seite zwei Löcher einschneidet. Diese Marimahemden werden übrigens von den Indianern, die überhaupt Feind jeder andern Körperbekleidung als der des simplen Schamschurzes sind, äußerst wenig getragen, höchstens daß sie sich darin vor Fremden zeigen, um sich vor ihnen mit ihrem Erfindungsgenie zu brüsten, oder sie zum Umtausch derselben gegen europäische Artikel zu veranlassen.

Alle Indianer der Savane tragen zum Schutz ihrer Füße gegen die scharfen Kiesel, mit denen die Pfade der Savane bedeckt sind, sowie gegen die stacheligen Strünke des Paepalanthus capillaceus, selbst auf den kleinsten Ausflügen, Sandalen aus den unteren breiten Blattstielen der Mauritia flexuosa geschnitten, welche leicht und elastisch sind, sich aber schon nach einigen Tagen völlig abnützen. Sie sind indes sehr bald bei der ersten besten Mauritia wieder ersetzt und in einem Zeitraum von zehn Minuten hergestellt. Die Schnüre zur Befestigung an den Füßen werden aus der feinen zähen Epidermis der noch unentfaltenen Wedel derselben Palme gedreht, und so ist ein einziger Fächerwedel der Mauritia hinreichend, dem Indianer die Fußbekleidung zu liefern. Mitunter fertigen sie ihre Sandalen auch aus der dicken frischen Haut des Maipuri (Tapirus americanus), die natürlich bei weitem dauerhafter sind.

Die Wohnungen der Kariben und Arawaken sind meist viereckig und bestehen oft nur aus einem hohen fast bis zur Erde herabreichenden, auf Pfosten ruhenden Palmendach, doch sind auch einzelne derselben mit Lehm- oder Palmblätterwänden geschlossen und mit einem höheren Stockwerke, zu dem eine rohe Leiter hinaufführt, sowie mit einem halbrunden oben seltsam ausgeschweiften Palmendache versehen. Aehnlich sind die Wohnungen der Alawaï, doch finden sich in ihren der Savanenregion sich nähernden Niederlassungen bereits mitunter die Hüttenformen, wie sie die Makuschi und Wapischiana erbauen. Die Hütten der Makuschi sind ungemein verschieden von denen der Küsten- und Urwaldindianer. In der Regel sind sie rund, sogenannte „Tukuschipang", und bestehen aus einer nur 2,5 m hohen Lehmmauer, auf welcher ein hohes, ebenfalls rundes, gefällig ausgeschweiftes Palmendach sitzt, das in einer langen Spitze ausläuft, dessen unteres Ende weit über den Unterbau hinausragt und der Wohnung ganz das Aussehen eines chinesischen Hauses verleiht. Ein kleiner Thüreingang ist die einzige Oeffnung, die sich in der Hütte befindet, so daß im Innern derselben eine ägyptische Finsternis herrscht, die nur an einigen Stellen durch die darin unterhaltenen Feuer ein wenig erhellt wird. Außerdem haben sie noch andere Hütten in Glockenform, die, ohne jegliche Lehmwände, nur

Digitized by Google

aus Palmwedeln aufs dauerhafteste und zierlichste hergestellt sind; sowie sich ebenfalls in ihren Niederlassungen viereckige Hütten, mit Lehmwänden und Palmdächern, sogenannte „Parakapang", und wieder andre aus einem großen, auf Pfosten ruhenden, fast bis zur Erde herabgehenden Palmendache, sogenannte „Tapui", vorfinden. Jede Makuschiniederlassung besitzt ein solches großes Tapui, das zur Aufnahme von Besuchern und Durchreisenden bestimmt ist; auch haben manche der größeren Makuschihütten in ihrer Nähe ein kleines Tapui stehen, das von den Bewohnern der ersteren in ähnlicher Weise wie bei uns eine Gartenlaube benutzt wird, indem sie darin die meiste Zeit des Tages arbeitend oder in der Hängematte liegend verbringen. In all diesen Wohnungen herrscht große Reinlichkeit, welche die Makuschi, Arawaken, Kariben auch in bezug auf ihren Körper obwalten lassen, worin sie sich von den Warrau und Wapischiana, insbesondere in ersterer Beziehung, vorteilhaft unterscheiden. Bei Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse bekunden Männer und Weiber eine ungemeine Verschämtheit, indem sie diese nie in Gegenwart von andern verrichten, und dann alles, wie die Katzen, mit Erde bedecken.

Meist bewohnen mehrere Familien ein und dieselbe Hütte, ohne daß sich in diesem Falle gleich viele Abteilungen und Scheidewände darin befänden. Die Balken, an denen die Hängematten befestigt werden, einige Steine, um den Herd zu bilden, die häuslichen Geräte, welche sehr einfach, gleich den Bedürfnissen der Familie selbst sind, und nur in einigen irdenen Gefäßen von verschiedener Form und Größe bestehen; die nötigen Gerätschaften zur Bereitung des Kassavebrotes, Waffen für Jagd, Fischfang und Kampf bilden, neben der unvermeidlichen Hängematte, den ganzen Hausrat einer Indianerfamilie, zu dem sich mitunter noch ein Spiegel, ein Kamm, eine Flinte und ein Beil — die höchsten Wünsche des Indianers — gesellen. Das Eigentum jeder einzelnen Familie wird von den Mitbewohnern der Hütte heilig gehalten, und nie geschieht hier ein Uebergriff, während sie die eigenen Geräte Fremden und Gästen gastfreundlich überlassen.

Die Form ihres Geschirres hat ein klassisches Ansehen und große Aehnlichkeit mit alten etruskischen Vasen. Die Weiber bilden diese Gefäße aus freier Hand und benutzen dabei den Thon, der sich an den Ufern der Waldbäche findet; sie trocknen ihre Kunstwerke an der Sonne und bestreichen sie mit einem Lack, der aus dem Ruß schon benutzter Töpfe und dem klebrigen Saft einer Juga bereitet wird, worauf sie Töpfe und Schüsseln zusammenstellen, ein Feuer darum anzünden und sodann das Geschirr nach und nach sich abkühlen lassen. Besonders bei den Kariben bilden die Gefäße aus Thon, welche ebenfalls von den Frauen verfertigt werden, einen ihrer vorzüglichsten Tauschartikel. Die von ihnen gefertigten Gefäße sind leicht daran zu erkennen, daß deren Malerei außer geraden auch noch krumme und kreisförmig gebogene Linien zeigt, während die aller andern Indianerstämme nur in Zusammenstellung gerader Linien besteht. Die Kariben fertigen Gefäße, welche gewiß 20—30 Gallonen fassen und wegen ihrer Zerbrechlichkeit fest mit Bast umwunden sind.

Die Waffen der Indianer bestehen in 2—2,30 m langen Bogen und Pfeilen verschiedener Sorten nebst Kriegskeulen, von welchen jeder Stamm seine eigentümliche Form besitzt, zu welchen bei denen des Innern noch das 3,5—5 m und darüber lange Blasrohr hinzukommt, aus welchen sie vergiftete Pfeilchen schießen. Letzteres ist eine Waffe, welche der Technik des Indianers zu hohem Ruhme gereicht. Sorgfältig wählt er den geraden Schaft der Rohrpalme aus und hängt ihn jahrelang zum Trocknen im Rauche der Hütte auf, dann durchschneidet er ihn der Länge nach in zwei Hälften, brennt die weichen inneren Teile heraus, poliert beide Rinnen mit einer Flußmuschel oder einem Tierzahn, leimt dann die Hälften wieder genau aufeinander, umwindet sie in engen Spiralen mit Bast und überzieht sie mit dem schwarzen Wachs einer Waldbiene. Der Bolzen, kaum 30 cm lang, von der Dünne einer Stricknadel aus leichtem Holze, wird oben zugespitzt und mit Urari bestrichen. Am untern Teile, um das Rohr zu schließen, wird er mit Baumwolle umwickelt, bisweilen auch mit etwas feuchtem Thon beschmiert, um dem Flug größere Sicherheit zu geben. Um das lange Blasrohr zu heben, gehört ein starker Arm und um den Bolzen, wie dies geschieht, bis auf 250 Schritte Entfernung fortzutreiben, eine kräftige Lunge, daher die Knaben schon vom zehnten Jahre an mit kürzeren oder leichteren Waffen sich einüben müssen. Das Blasrohr mit dem Uraribolzen ist auf der Jagd ebenso wirksam als die Flinte. Wenn es auch nicht so weit trägt, so macht es dafür keinen Lärm und verscheucht das Wild nicht. Die gebräuchlichsten Fahrzeuge sind die „Korial" oder „Kuriara", die aus dem teils mit der Axt, teils durch Feuer ausgehöhlten Stamm eines riesigen Urwaldbaumes bestehen, die Kanoen oder „Buck-shells" mit breitem Bug und Stern, dann die „Pakasse" oder „Woodskin", ein

Digitized by Google

aus der Rinde des Stammes der Copaifera pubiflora gefertigtes Boot von ausnehmender Leichtigkeit.

Die Einfachheit ihres Lebens, die geringe Zahl ihrer Bedürfnisse, die Leichtigkeit, mit der sie letztere befriedigen können, da ihnen die Natur freiwillig und in Fülle fast alles bietet, was sie nötig haben, lassen die Indianer fast den größten Teil des Tages unbeschäftigt. Während der Herr Gemahl am morgen sich noch, in müßige Träume versunken, in seiner Hängematte wiegt, haben die Weiber diese längst verlassen, und bereiten, nachdem sie im nahen Fluß ihr Morgenbad genommen, das Frühstück, das in einem Brei aus getrockneten Kassavewurzeln oder „Arrow-root", Kassavebrot und geräuchertem oder gekochtem Fleisch oder Fisch besteht. Sobald der Mann erwacht, eilt er zum nahen Fluß, um sein Morgenbad zu nehmen, und begiebt sich dann nach der Hütte zurück um jetzt erst sein Frühstück zu verzehren. Sobald aber dieses beendet ist, legt er sich wiederum in die Hängematte, um zu schlafen, oder stundenlang auf einer einfachen Rohrflöte ein und dieselbe, nur aus einigen Takten bestehende Melodie zu blasen oder auch sich die spärlichen Barthaare auszureißen — eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die ihn trotzdem oft zu grausamen Grimassen zwingt. Die Hängematte ist dem Indianer, nächst dem „Paiwari", das liebste auf Erden; in ihr liegend führt er die Unterhaltung mit den Bewohnern seiner und der benachbarten Hütten, spielt mit seinen Jagdhunden oder bewundert, wenn er im Besitze eines Spiegels ist, seine Schönheit.

Ist jedoch Mangel an Fleisch oder Fisch eingetreten, dann eilen die Männer, bald nach dem Frühstück, mit Bogen und Pfeilen, dem langen Blaserohr oder dem Fischgeräte zur Jagd oder zum Fischfang, während die Frauen mit ihren Kindern und ihren gesamten gezähmten Tieren, als Hunden, Affen, Papageien u. s. w., als Avant- oder Arrièregarde, sich nach dem Provisionsfelde begeben. Der Hausherr eröffnet gewöhnlich den Zug, bis sich später im Walde die Wege teilen.

Der Indianer ißt zwar wenig auf einmal, dafür aber um so öfter; die gewöhnlichen Eßstunden sind 6 und 10 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 3 Uhr nachmittags und die allerletzte bei Sonnenuntergang, von denen die erste und die letzte Mahlzeit die reichhaltigste ist, wie überhaupt die andern drei Mahlzeiten gänzlich ausfallen, sobald er auf der Jagd, dem Fischfang oder auf Reisen ist. Das Wildpret wird mit Haut und Haaren im Blute des Tieres gekocht und stark mit Kapsikum gewürzt, und die Mahlzeit, wenn es das Wetter erlaubt, vor der Hütte eingenommen. Die Indianerinnen essen stets allein, selbst nicht die Frau mit ihrem Manne, und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Männer übrig lassen; doch wissen sich erstere sehr wohl vorzusehen, indem sie sich gleich beim Kochen einen Teil des Essens heimlich reservieren. Die Weiber stellen dann das Gericht auf den Boden und neben demselben eine Art geflochtener Teller („Sumpa") mit dem Brot, worauf die Männer, auf den Fersen hockend, sich um den dampfenden Topf reihen, Brotstücke in die Brühe tauchen und mit Hilfe der Finger das Fleisch aus der Brühe zu bringen suchen. Da zu diesem Geschäfte die fünf Finger vollkommen ausreichen, sind Gabeln natürlich überflüssig und ein unbegehrter Luxusartikel. Wild und Fische bilden ihre Hauptnahrung; doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Ameisen, Termiten, Larven und Käfer nicht. Im Fangen der Fische, die sie teils an Angeln fangen, teils mit Bogen und Pfeil erlegen oder mit leichten Speeren töten, besitzen sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Der Fischfang spielt im Leben der Küstenindianer eine Hauptrolle, da fast nur allein die Fische ihre einzige Nahrung ausmachen; doch wird auch von den Indianern des Innern den Fischen eifrig nachgestellt.

Die Wurzeln der Kassada, Kassave oder Mandioka (Manihot utilissima Pohl) ist für die Indianer, wie überhaupt für die meisten Bewohner des tropischen Südamerika, das was für uns das Korn ist, sie liefert ihnen das tägliche Brot. Ihre Hauptsorge

Digitized by Google

ist daher deren steter Anbau, zu welchem Zweck sie alljährlich ein Stück Wald, dessen Wahl einem jeden freisteht, in der trockenen Zeit niederhauen, einige Monate behufs des Vertrocknens des kleineren Buschwerks und Laubes liegen lassen, um es sodann noch vor dem Eintritt der Regenzeit so gut als möglich abzubrennen. Die nahrhaften Bestandteile der Mandioka sind weder in den Samen noch in den hin und wieder, aber selten, als Gemüse genossenen Blättern, sondern in der Wurzel enthalten, die aber im rohen Zustande wegen ihres blausauren Saftes tödlich giftig ist. Um sie genießbar zu machen, ist es nötig, die Mandioka auf einem „Reibeisen" zu zerkleinern. Das Reibeisen der Indianer ist aber nicht von Metall, sondern nur ein Holzbrett, in welches Kristallsplitter, Steinchen oder Tierzähne, namentlich vom Koati, hineingesetzt worden sind. Die Wurzelmasse wird nach der Zerschabung mit diesem unvollkommenen Werkzeuge in einen Schlauch aus Flechtwerk gefüllt und der giftige Saft durch Steinblöcke oder durch das Gewicht des menschlichen Körpers ausgepreßt, zugleich aber in einem untergestellten Gefäße aufgefangen. Die Preßrückstände sind jedoch noch immer giftig und müssen erst auf einer kreisförmigen Herdplatte aus Thon über einem Ofen mit gleichfalls runden Wänden geröstet werden. Je nachdem man es schwächer oder stärker dörrt, erhält man ein mehr oder weniger dauerhaftes Mehl, denn das schwach gedörrte geht schon in kurzer Zeit in saure Gährung über. Will man es länger aufbewahren oder sogenanntes „Kriegsmehl" bereiten, so müssen die Wurzeln vor dem Schaben in Wasser eingeweicht werden, bis eine schwache Gährung eintritt und die Schalen sich leicht vom Körper der Rübe absondern lassen. Das übrige Verfahren ist das nämliche wie oben beschrieben wurde, nur daß man vor dem Dörren die Fasern noch durch ein Sieb von den gröberen Wurzelstücken absondert. In Körben hält sich das Kriegsmehl monatelang, vorausgesetzt daß man es vor Feuchtigkeit schützt, die gern eine dumpfe Gährung bewirkt. Aus diesem Mehl verfertigen unsere sogenannten „Wilden" fünf Arten von Bäckereien in Fladen. Der aufgefangene gelbliche Giftsaft wird nicht weggeworfen. Nach einiger Zeit bildet sich nämlich als Niederschlag ein Satzmehl „Typyocca" genannt, von ty Saft und py Fuß, also „Mehl am Fuße des Saftes", woraus in die Handelssprache der Warenname Tapioka übergegangen ist. Das Satzmehl braucht nur in Wasser ausgewaschen zu werden um vollständig genießbar zu sein, und bildet mit verschiedenen Zusätzen und in verschiedener Zubereitung ein wichtiges Hilfsmittel zur Vervielfältigung der Gerichte. In der Arawakensprache heißt dieses Satzmehl „Aru" oder „Haru" und das beste davon „Aru-Aru", wörtlich „Mehl vom Mehl", welchen Namen sich die Engländer mundgerecht gemacht haben, indem sie ihn zu arrowroot, Pfeilwurz, verstümmelten, ein Mißgriff, der sich mit Zähigkeit eingebürgert hat.

Vom Kassavebrot bereiten die Indianer auch ihre Getränke, deren sie mehrere Sorten haben, von welchen der „Paiwari" der berauschende Lieblingstrank jener Indianer Guyanas ist, die noch nicht in unmittelbare und regelmäßige Verbindung mit Europäern getreten; er ist ein Erbteil aus der Urzeit der Väter, denn schon vor der Entdeckung Amerikas kannten alle Indianerstämme berauschende Getränke, die sie aus Kassavebrot, Palmenfrüchten, Mais und Bataten bereiteten. Für den Zweck der Paiwaribereitung wird das Brot dicker und schärfer als gewöhnlich gebacken, so daß die äußere Kruste fast ganz verkohlt. Nachdem es in Stücke gebrochen, wirft man diese in ein großes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber, damit sie sich erweichen. Sobald die Masse sich abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie sodann unter ihre Kauwerkzeuge, wo sie zu einem förmlichen Brei zermalmt, in einen langen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden, kahnförmigen, 100—120 Gallonen Wasser fassenden Trog gespuckt und mit warmem Wasser übergossen wird. Diese uns aus der Südsee von der Kawabereitung her bekannte Prozedur wird von den Indianern als unerläßlich behufs der Gährung und der berauschenden Kraft des Getränkes erachtet. Nunmehr wird die gekaute mit Wasser übergossene Masse tüchtig umgerührt, sodann sorgfältig zugedeckt und drei Tage ruhig stehen gelassen, worauf die Gährung eintritt und sie zum Trinken geeignet ist. Im Geschmack ähnelt der Paiwari saurem Bier, und ist ein ungemein kühlendes, dabei nahrhaftes Getränk von braungelber Farbe, in welchem die kleinen Stückchen der gekauten Kassave umherschwimmen. In großen Quantitäten genossen, wie es nur der Indianer thun kann, wirkt das Getränk berauschend und das Ende eines Trinkfestes bildet stets die Trunkenheit. Ein andres, dem vorigen ähnliches Getränk ist der „Paiwa", dann der „Kassiri", zu dessen Bereitung Mais in einem hölzernen Mörser zerstampft und zu einem Brei gekocht wird, ebenso wie Bataten, von denen man, um dem Getränk eine schöne rote Färbung zu geben, die rote Varietät nimmt. Zum täglichen Getränk bereiten die Weiber jeden Morgen eine Art Paiwari aus

Digitized by Google

gekautem Kassavebrot und Wasser, ohne es in Gährung übergehen zu lassen, da es noch denselben Tag getrunken wird, deshalb auch nicht berauschend wirkt. Der Genuß desselben wie des eigentlichen Paiwari bewirkt starke Fettleibigkeit, da das Kassavebrot, trotzdem ihm bei seiner Bereitung das Stärkemehl der Wurzel entzogen wird, ungemein viel Nahrungsstoff besitzt. Der Paiwari ist für den Indianer, nächst dem Kassavebrot, das unentbehrlichste, und er wird lieber viele Tage lang hungern, als einen Tag den Genuß desselben, wenn auch in homöopathischeren Dosen als an Trinkfesten, entbehren. Der in den großen, aus hohlen Baumstämmen bestehenden Trögen gefertigte Paiwari findet seine schnelle Verwendung an ihren Trinkfesten, die fast allwöchentlich in jeder Niederlassung stattfinden; außerdem aber feiern sie jeden Monat, zur Zeit des Vollmondes, ein großes Trinkfest, welches abwechselnd bald in der einen bald in der andern der einander nahe gelegenen Niederlassungen gegeben wird. Die Pointe bei diesen Festen ist, nächst dem viehischen Berauschen der Beteiligten, ein unausgesetztes Tanzen, verbunden mit einem entsetzlichen Lärm, und diese Feste erreichen nicht eher ihr Ende, als bis sämtliche in der Festhütte befindlichen Paiwaritröge, deren mitunter drei in einer Hütte stehen, völlig geleert sind.

Die Indianer haben einen leidenschaftlichen Hang zur Zerstreuung und Unterhaltung und ergötzen sich kurz vor den Abendstunden, sobald sich die Sonne dem Horizont nähert und die heiße Luft etwas abkühlt, oft durch Spiele und andre Vergnügungen. Bälle aus Kautschuk oder von ihren Körnern befreiten Maiskolben, werden in einem, von den jungen Männern und Knaben geschlossenen Kreise in die Höhe geworfen und von dem, auf welchen einer derselben beim Herabfallen zufliegt, bevor er noch den Boden erreicht, wieder mit einem Schlage der flachen Hand in die Höhe geschleudert, so daß sich der Ball fortwährend in einer tanzenden Bewegung in der Luft erhält. Wird der Ball gefehlt, so daß er auf den Boden fällt, dann ist ein allgemeines Hohngelächter der versammelten Menge die Strafe der Ungeschicklichkeit. Ist die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, dann beginnen verschiedene Tänze und alles wird Leben und Frohsinn. In dem Affentanz kopieren sie die Kapriolen und Sprünge einer Affenherde so meisterhaft, daß man in der That eine solche vor sich zu sehen meint, während bei dem Tigertanz der größte und stärkste junge Indianer die Kolonne anführt, aber von zwei andern Teilnehmern, welche Tiger vorstellen, mit List und Gewalt bei dem Tanze, indem jeder die Bewegungen des von ihm repräsentierten Tieres nachahmt, aus der Reihe geholt und nach einem bezeichneten Ort gebracht wird. Der Tanz währt solange, bis auch der letzte von den Tigern ergriffen ist, der dann unter allgemeinem Jubel als Sieger begrüßt wird. Lächelnd und schwelgend in den Erinnerungen der Vergangenheit ruhen die Blicke der Alten auf den wunderbar schnellen Bewegungen der Jüngeren, indessen das schöne Geschlecht, das nicht an diesen Spielen und Tänzen teilnehmen darf, den Ungeschickten bekrittelt und dem Gewandten sein verdientes Lob spendet. Die Introduktion und das Finale ihrer gemeinsamen Spiele und Tänze bildet jedesmal ein betäubender, allgemeiner, dem Hundegebell ähnlicher Aufschrei, durch den die schadenfrohen Geister aus der Nähe verscheucht werden sollen.

Außer der Jagd, dem Fischfang und der Verfertigung seiner Waffen und Koriale, hält der Mann jede andre Beschäftigung unter seiner Würde. Zurückgekehrt von der Jagd oder nach Vollendung seiner übrigen Geschäfte, wirft er sich in die Hängematte und sieht unter fortwährendem Schaukeln mit gleichgültiger Miene den Arbeiten und Mühen der Weiber zu, wie sie Haus und Feld bestellen, irdene Gefäße bereiten, Körbe und Matten flechten und ihre kleinen Kinder pflegen.

Die Frauen sind nicht viel mehr als die Sklavinnen der Männer; ihnen liegt nicht allein die ganze Hauswirtschaft, sondern auch die schwere Feldarbeit ob, und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie im höchsten Grad arbeitsam, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend beständig beschäftigt sind. Sogar durch die Nacht wird der Sklavendienst der Weiber nicht unterbrochen; kleine Feuer unter den Hängematten, um die Moskiten zu vertreiben und Wärme in der Hütte zu erhalten, beschäftigen sie von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch.

Digitized by Google

Die ganze Feldarbeit, vom Pflanzen der Kassave, Bananen, Yams und andrer Früchte bis zu deren Ernte, die Zubereitung des Brotes und Getränkes, das Herbeischaffen des Wassers und Brennholzes, das sie zum Backen, Kochen, und des Nachts zum Feuern unter den Hängematten gebrauchen, kommt ihnen allein zu, wobei sie noch mit der Pflege und Wartung ihrer Kinder, und mit dem Spinnen von Baumwolle zur Fertigung der Hängematten sich beschäftigen müssen.

Die überaus niedrige Stellung des Weibes, welche wir bei diesen Indianern wie ja schon bei so vielen andern Naturvölkern zu beobachten Gelegenheit hatten, findet ihre sehr einfache Erklärung darin, daß ihnen etwas vollkommen abgeht, das wir irrtümlich für eine allgemein menschliche Regung zu halten geneigt sind, in Wahrheit aber erst ein Geschenk unsrer verfeinerten Gesittung ist: die leidenschaftliche Liebe zum Weibe, ein Gefühl, welches nur auf einer gewissen Kulturhöhe dem Menschen in die Brust gesenkt wird. Von den Indianern Guyanas spricht es Appun geradezu aus: Unbekannt mit der schönsten und zartesten der Neigungen, bleiben alle ihre Empfindungen dieser Art kalt und matt, und nur die physische Liebe ist ihnen bekannt. Niemals ist selbst bei jungen unverheirateten Leuten irgend eine Liebkosung zu bemerken, kaum daß sich ein junger Mann mit einem Mädchen unterhält, außer wenn er ihr Befehle zu geben hat. Vom Küssen ist natürlich gar nicht die Rede, wie denn diese unsre höchste Zärtlichkeitsbezeugung durchaus nicht aller Orten Mode ist; sie ist selbstverständlich ausgeschlossen bei allen Völkern, welche die Lippen aufschlitzen und kleine Pflöckchen oder sonstige Dinge einsetzen, wie es unsre Indianer thun. Erst mit dem Erwachen der leidenschaftlichen Liebe zum Weibe wird auch die Monogamie als sittliches Postulat denkbar und möglich, während überall sonst, wo jene fehlt, auch die Polygamie, ja selbst die Polyandrie, naturgemäße Erscheinungen sind. Wenn sie in den meisten Fällen nicht zur praktischen Durchführung gelangen, wie bei unsren Indianern, bei welchen ausnahmslos die Polygamie heimisch ist, so beruht die beobachtete selbstauferlegte Einschränkung nicht etwa auf einer höheren sittlichen Anschauung einzelner, sondern stets auf sehr materiellen Momenten. Die Grundlage des Gesellschaftssystems bleibt doch die polygamische, nicht die monogamische Familie.

Es ist selten, daß die Indianerinnen mehr als drei bis vier Kinder haben, da sie obgleich sehr früh mannbar, doch auch sehr bald verblühen, woran ihre übermäßige, höchst anstrengende Arbeit, die gänzliche Mißachtung im Schonen ihres Körpers nach der Niederkunft, das jahrelange Säugen der Kinder und wohl auch der bei allen Indianerinnen bei weitem geringere Hang zur physischen Liebe Schuld haben mag. Uneheliche Kinder kommen auch daher bei ihnen nicht vor oder sind doch äußerst selten. Mit fehlerhaften Gliedern geborene Kinder lassen sie bald umkommen, weshalb man unter den Erwachsenen nur wohlgewachsene, gut gebildete Gestalten sieht. Sobald ein Kind zur Welt kommt, wird es von den Verwandten angeblasen, worauf ihm nach einigen Tagen die Großmutter oder der Großvater, wenn diese noch am Leben sind, einen in der Familie gebräuchlichen Namen geben. Lebt keines von beiden mehr, so kommt diese Pflicht dem Vater zu, der ihm schon in frühester Jugend die Ohrläppchen, Unterlippe und das Septum der Nase durchsticht. Die Mütter hängen nun mit einer wahren Affenliebe an ihren Kindern, so lange bis diese mannbar sind, und säugen dieselben mehrere Jahre lang, so lang es diesen gefällt. Dann übergeben sie die älteren, im Falle während dieser Zeit wieder frischer Familienzuwachs gekommen ist, zu gleichem Zwecke der Großmutter, so daß man manchmal Kinder neben ihrer Mutter und Großmutter stehen sieht, die beider Milch-

Digitized by Google

vorrat in Anspruch nehmen. Die Weiber suchen daher stets ihre Milch zu erhalten, indem sie außer Kindern auch jungen Affen und andern jungen Säugetieren, wie Beuteltieren, Laba, Aguti, Kapybara, Rehen, ja selbst kleinen Wildschweinen (Pekkari) die Brüste reichen, wodurch diesen Tieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen. Außerdem halten sie, wie ich hier gleich einschalten will, auch viele gezähmte Vögel, als Papageien, Pfefferfresser, Puschi, Marubi, Hanaqua, Trupial, Trompetenvögel u. s. w., die sie jung aus ihren Nestern nehmen und mit der größten Sorgfalt mit kleinen Würmern ätzen, bis sie groß geworden sind und ihren Pflegerinnen ebenfalls die treueste Anhänglichkeit bewahren.

Solange nun das Indianerkind noch nicht laufen kann, ist es gleichsam ein untrennbarer Teil des mütterlichen Körpers, und wo die Mutter hingeht, da wird das Kind, sei es auf dem Rücken oder auf den Armen, mitgeführt; später trennt es sich von ihr, geht seinen eigenen Weg und mischt sich unter seine Altersgenossen, bis das Verlangen nach der Mutterbrust, selbst wenn es bereits sechs Jahre alt ist, es wieder auf einige Minuten zur Mutter zurückführt. Jedoch trotz der zärtlichsten Liebe wird die Mutter das Kind nie küssen, und ihm nie solche Liebkosungsnamen geben wie bei uns die Mütter stets im Munde führen. Ungeachtet der offenbaren Liebe des Vaters zu seinen Kindern, ist dieser doch im Stande sie, trotz der bittersten Tränen der Mutter, an andre, kinderlose Ehepaare zu verkaufen. Währenddeß steht der Knabe oder das Mädchen mit unveränderter Miene neben ihm, hört den Handel ruhig an und folgt ohne Widerstreben den neuen Eltern.

Knaben und Mädchen zeigen sich von frühester Jugend an zu allen Dingen geschickt, namentlich zum Klettern, Schwimmen u. s. w., und Mädchen von vier bis fünf Jahren fand Appun oft schon auf den höchsten Bäumen. Das erste was der zum Bewußtsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater oder ältere Bruder verfertigt, und der höchste Grad kindlichen Stolzes spiegelt sich in seinen blitzenden Augen, wenn der Pfeil das erstrebte Ziel, kleine Eidechsen, Heuschrecken u. dgl., erreicht; bald hat er durch das Herumklettern auf den Bäumen, durch das Herumtummeln und das ununterbrochene Leben in der Wildnis so viel Kraft, Stärke und Gewandtheit erlangt, daß er den Vater auf die Jagd und den Fischfang begleiten kann. Fast in noch zarterem Alter als die Knaben unterstützen die Mädchen die Mutter bei den Geschäften des Hauses, helfen beim Brodbacken, bei der Bereitung des Paiwari, folgen ihr auf das Provisionsfeld und tragen Lasten von Kassadewurzeln nach der Hütte, unter denen ein europäisches Mädchen von doppelten Jahren zu Boden sinken würde. Die Erziehung des Knaben beschränkt sich auf die Anweisungen im Schwimmen, Fischen, Jagen, der Fertigung von Waffen und andrer Bedürfnisse, während die Mädchen von der Mutter in den Geschäften des Haushaltes unterrichtet werden. Strafen, wie überhaupt Züchtigungen, kennt der Indianer nicht, denn nur die Tiere bedürfen, seiner Meinung nach, der Schläge. Hat der Knabe jedoch das Alter der Pubertät erreicht, dann bekümmert sich die Mutter nicht weiter um ihn und er ist für sie ein Fremdling geworden.

Bei dem ersten Zeichen, daß das Mädchen aus der Kindheit in das reife Alter tritt, wird dasselbe von allem Umgang mit den Bewohnern der Hütte abgesondert und ist während dieser Uebergangsperiode unrein. Die Hängematte der angehenden Jungfrau wird von ihrem bisherigen Platze genommen und in die äußerste Kuppelspitze der Hütte gehängt, wo die Aermste dem ganzen Rauche, der jetzt wo möglich noch vermehrt wird, ausgesetzt ist. In der ersten Zeit darf sie während des Tages die Hängematte nicht verlassen, nur während der Nacht muß sie aus dieser herabkommen, sich an ein selbst angezündetes Feuer setzen und die Nacht an diesem zubringen, sonst bekommt sie eine Menge schlimmer Geschwüre am Halse, einen Kropf u. s. w. So lange die auffallendsten Symptome des physischen Ueberganges anhalten, bleibt sie dem strengsten Fasten unterworfen, haben diese jedoch nachgelassen, dann darf sie aus der Höhe herabsteigen und einen kleinen Verschlag beziehen, der zu diesem Zweck in dem dunkelsten Winkel der Hütte für sie gemacht ist. Am Morgen muß sie sich in einem eigenen Topfe, an einem besonderen Feuer, ihren Kassavemehlbrei kochen, der während der ganzen Absonderung ihre einzige Nahrung bildet, bis nach etwa zehn Tagen der „Piai" d. i. der Zauberpriester erscheint, sie und alles, womit sie in Berührung gekommen, entzaubert, indem er das Mädchen und die wertvolleren Sachen unter Murmeln anbläst. Trinkschalen und Töpfe, die dasselbe gebraucht, werden zerschlagen und die Scherben vergraben. Darauf wartet des Mädchens eine schmerzhafte Probe. Es muß sich nämlich nach der Rückkehr aus seinem ersten Bade

Digitized by Google

während der Nacht auf einen Stuhl oder Stein stellen, wo es von der Mutter mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt wird, ohne einen Schmerzensschrei dabei ausstoßen zu dürfen, welcher die schlafenden Bewohner der Hütte aufwecken könnte; ein Ereignis das nur Gefahr für ihr künftiges Wohl zur Folge haben würde. Bei der zweiten Periode findet diese Geißelung wieder statt, später aber nicht mehr. Das Mädchen darf sodann wieder unter den Bewohnern erscheinen, es ist rein, und wenn es bereits versprochen sein sollte, erscheint der Bräutigam am folgenden Tage in der Hütte und führt die junge Frau heim, was bei keinem Indianerstamme vor Eintritt der Mannbarkeit geschieht.

Der Eintritt der Knaben in die Reihe der Männer erfolgt auch nicht leicht; sie müssen zuvor mehreren Prüfungen sich unterwerfen, um ihre Kraft und männliche Würde zu beweisen. Die Prüfungen bestehen meist in schmerzhaften Wunden, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Tukans auf Brust und Armen beigebracht werden. Erträgt der Knabe dieses ohne eine Miene zu verziehen, oder den Schmerz durch irgend ein äußeres Zeichen zu verraten, so darf er sich fortan unter die Männer reihen. Vermag er jedoch noch nicht die Aeußerung des Schmerzes durch die Kraft des Willens zu unterdrücken, so tritt er wieder in sein altes Verhältnis zurück, bis spätere Proben eine gesteigerte Willenskraft bekunden. Bei den Makuschi und Wapischiana haben sich die zur Mannbarkeit gelangten Knaben, so wie auch die Mädchen außerdem noch einer äußerst schmerzhaften Operation zu unterwerfen, die in der Regel kurz vor Beginn eines der größeren Trinkfeste bei ihnen vorgenommen wird. Der Piai der Niederlassung hat zu diesem Behuf ein viereckiges, aus den feingeschnittenen Stengeln der Calathea netzartig in einander geflochtenes, etwa 30 cm im Durchmesser haltendes Instrument in der Hand, in dessen engen Maschen wohl an 60—80 große, aufs heftigste beißende Ameisen eingezwängt sind, so daß ihre, mit langen Zangen bewaffneten Köpfe auf der einen Seite sich befinden, während auf der andren ihre Leiber herabhängen. Zuerst müssen die Knaben der Operation sich unterwerfen, und werden nacheinander dem Piai vorgeführt. Dieser sprudelt dreimal Paiwari aus seinem Mund auf die ohnedies gereizten Ameisen, um sie noch wütender zu machen, und drückt dann das Instrument mit der Seite, auf der sich die Köpfe der Ameisen befinden, auf den bloßen Körper des Knaben, es so lange darauf ruhen lassend, bis die wütenden Tiere in das Fleisch sich eingebissen haben, eine Operation, die bei der Menge der großen Ameisen im höchsten Grade schmerzhaft sein muß, da schon der Biß einer einzigen Anschwellungen und heftige Schmerzen beim Menschen zur Folge hat. In dieser Art werden Arme, Brust, Unterleib, Rücken, Hinterteil, Schenkel und Waden der bedauernswerten Opfer den furchtbaren Bissen der wütenden Ameisen ausgesetzt, und der Knabe darf dabei seine Miene nicht verziehen, nicht den geringsten Schmerzenslaut ausstoßen.

Noch um vieles schlimmer ist diese Operation für die Mädchen. In aller Ruhe müssen sie die Bisse der gereizten Ameisen am Busen und andern Teilen ihres Körpers aushalten, und Appun zählte nicht weniger als 22 Mal, daß der Piai das Marterinstrument an verschiedene Körperstellen eines einzigen Mädchens drückte. Der geringste Schmerzenslaut, die schmerzhafte Verzerrung des Gesichtes macht das unglückliche Opfer unfähig in den Verein der Aelteren aufgenommen zu werden, es muß sich bei späteren Trinkfesten, und zwar so oft dieser Operation unterwerfen, bis es dieselbe standhaft, ohne das mindeste Anzeichen von Schmerz, ertragen kann.

Der Eintritt der Pubertät erfolgt wie erwähnt, sehr frühzeitig, so daß man mitunter Frauen sehen kann, die kaum dreizehn Jahre zählen und doch schon zwei Kinder haben. Die Verheiratungen werden nirgends durch religiöse Zeremonien geweiht, und meist schon in der frühesten Jugend von den Eltern beschlossen, in welchem Falle der junge Mann verpflichtet ist seinen künftigen Schwiegereltern bis zur Reife seiner Braut zu dienen. Eine solche Verlobung ist jedoch keineswegs bindend und kann bis zur Reife des Mädchens zu jeder Zeit von einem der beiden Teile rückgängig gemacht werden. In der Brautzeit macht der junge Mann seiner Braut allerlei Geschenke von Perlen, Jagdbeute ꝛc., ist sie jedoch sein Weib geworden, dann führt er sie nach seiner Hütte und sie ist fortan seinem Willen unterworfen. Nach der Geburt eines Kindes, welche stets eine so leichte ist, daß die Mütter bereits am nächsten Tage wieder ihre häuslichen Verrichtungen aufzunehmen pflegen, greift die bei allen Indianern des tropischen Südamerika herrschende Sitte des „männlichen Wochenbettes“ oder der „Kouvade“ platz; d. h. es ist dem Manne nicht erlaubt während einiger Wochen sich weit von der Hütte zu entfernen, auf die Jagd zu gehen, eine Flinte abzuschießen, Bäume zu fällen u. s. w. Meist bringt

er diese Zeit in seiner Hängematte zu, in welcher er es sich wohlgeschehen läßt. Wenn nun Appun diese abergläubische Sitte auf eine einfache Erfindung der Weiber zurückführen will, damit die Männer sie nicht während dieser Zeit mit allzuviel Arbeit belästigen, so übersieht er völlig die weite Verbreitung des Männerkindbettes und die verschiedenen Formen, unter welchen es auftritt, sowie seinen Zusammenhang mit dem herrschenden Gesellschaftssystem.

Die Stammangehörigkeit wird nämlich bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet, das Kind einer Makuschiindianerin und eines Wapischiana wird zu den Makuschi gezählt. Der Onkel väterlicherseits darf nicht seine Nichte heiraten, da dies als der den Geschwistern nächste Verwandtschaftsgrad angesehen und dieser, gleich dem Vater „Papa“ genannt wird; dagegen ist jedem erlaubt, sich mit der Tochter seiner Schwester, der Frau seines verstorbenen Bruders oder seiner Stiefmutter nach dem Tode des Vaters zu verbinden. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der Kräfte und Fähigkeiten zu dieser Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt oder zur Rache aufgefordert fühlte.

Krulen, Körbe, Federschmuck, Köcher und Maraka der Indianer in Guyana.

Die Niederlassungen der Mitglieder eines Stammes bestehen meist aus 6—10 Hütten, denen ein gemeinsamer Häuptling vorsteht, dessen Ansehen jedoch nur während ausgebrochenen Kämpfen mit andern Stämmen in voller Ausdehnung anerkannt wird. Macht und Einfluß wird hier nicht allein durch Würde und Stellung begründet, sondern bestimmt sich hauptsächlich nach dem Grade der körperlichen Stärke und des Unternehmungsgeistes. Als die zweite Hauptperson jedes Dorfes, nach dem Häuptling, wird der „Piai“ (Piatsang, Piache) angesehen, welcher Zauberer und Arzt zugleich ist. Die Warrau betrachten diese Piai mit um so größerer Achtung und Scheu, weil sich damit der Stolz ihres Stammes verbindet, indem sie glauben, daß ihre Zauberer und Aerzte mächtiger, als die andrer Indianerstämme seien. Unter allen Sterblichen ist nur dem Piai oder Zauberer allein die Macht gegeben, durch seine geheimnis-

volle Kunst den verderblichen Einflüssen der bösen Geister entgegenzuarbeiten oder dieselben zu entfernen. Jede Niederlassung besitzt nur einen solchen Zauberer, der tief in die Kunst der dämonischen Welt eingeweiht, gleichsam in beständigem Rapport mit ihr steht, sie von sich abhängig und zur Sklavin seiner Beschwörungsformeln macht. Der Piaï ist also Priester, Arzt und Zauberer zugleich, ein mächtiges, gefürchtetes Wesen, in dessen Hand es liegt, ob er den Verfolgungen der dienstbaren Geister freien Lauf lassen oder gegen ihre Einwirkungen Schutz verleihen will.

Das Wort Piaï ist eines jener wenigen welches fast alle Stämme Guyanas gebrauchen, was zu der Ansicht führt daß diese Würde von einem Stamme ausgegangen und nach und nach von den übrigen adoptiert worden ist. Bei keinem einzigen Piaï findet man einen höheren Bildungsgrad, eine tiefere medizinische Kenntnis, und ihre ganze Thätigkeit besteht nur in wilden, rohen Exorcismen, mit Anspucken, Streichen, Drücken und Beräuchern des krankhaften Teils, im Ausstoßen unverständlicher Worte, in der Fertigkeit sich durch Genuß narkotischer Pulver in eine Art wilder Ekstase zu versetzen, besonders aber in der Kunst des Bauchredens. Besitzen sie auch einige Pflanzenkenntnis insofern als sie alle Pflanzen mit eigentümlichen Namen nennen und deren hervorstechende Eigenschaften kennen, so scheint dieses Wissen doch in keiner Weise durch die fortschreitende Zeit befördert, sondern nur als toter Schatz vom Vater auf den Sohn fortgeerbt worden zu sein. Hat der Piaï nicht eigene Söhne, so wählt er sich unter den Knaben des Dorfes den verschlagensten aus und führt ihn in die entlegensten Teile des Waldes, wo er ihn nach und nach mit der Technik seiner zukünftigen Würde bekannt macht, bis er diese nach Verlauf einiger Jahre vollkommen in sich aufgenommen. Der bis dahin aus der Gesellschaft Verschwundene erscheint nun als gelehrter Arzt u. s. w. in der Mitte seiner Stammgenossen, mehr einem Gerippe, als einem Menschen ähnlich. Eine Brühe aus Tabaksblättern ist im Beisein andrer sein Trank, ein Stückchen Kassadebrot seine Nahrung. Während seiner Lehrzeit darf er nicht in Berührung mit Europäern kommen, wodurch er für immer den Einfluß auf die Dämonenwelt verlieren würde. Ist die Lehrzeit überstanden, so reicht ihm sein Lehrherr die mystische Zauberklapper („Maraka"), vor deren Macht sich jeder böse Geist beugen muß, worauf der Meister von den Eltern und Verwandten ansehnliche Geschenke erhält. Kein äußeres Zeichen bekundet die Würde, nur der düstere finstere Blick, das einsame, abgeschlossene Leben und die asketische Strenge verrät den Piaï. In den Versammlungen, sowie bei den Tänzen, haben sie den Vorsitz und sind mit ihrer Maraka die Anführer des Tanzzuges. Ihrem Willen ist das ganze Dorf unterworfen und besonders groß scheint ihr Einfluß auf das weibliche Geschlecht zu sein, weßhalb ihre Frauen immer die schönsten des ganzen Dorfes sind, ohne daß sie dabei die übrigen unbeachtet lassen. So undurchdringlich aber auch der Nimbus ist, mit welchem die Piaï bei ihren Stammgenossen sich zu umgeben wissen, scheuen sie sich doch vor dem Europäer — noch mehr aber vor den Missionären — da ihnen ihr Bewußtsein wohl nicht mit Unrecht sagt daß sie von diesen durchschaut werden. Fragt man daher in einer Niederlassung nach dem Piaï, so erhält man stets die Antwort daß keiner vorhanden sei, und nur der Zufall macht den Fremden mit dieser gefürchteten Persönlichkeit bekannt.

In ihren religiösen Ueberzeugungen stimmen fast alle übrigens im höchsten Grade abergläubischen Stämme von Guyana der Hauptsache nach überein. Der Schöpfer der Welt und der Menschen ist für sie ein unendlich erhabenes Wesen, dessen Thätigkeit aber durch die Regelung und Erhaltung der Welt so in Anspruch genommen wird, daß er für einzelne Menschen speziell nicht Sorge tragen kann. Milde, Wohlwollen und Gefallen an seinen Geschöpfen sind die Haupteigenschaften dieses höchsten Wesens; jeder verderbliche Einfluß, der die Ruhe und das Glück seiner Geschöpfe unterbricht, Krankheit, Tod, Hungersnot, überhaupt jedes Unglück des Lebens, kann auf dasselbe nicht zurückgeführt werden und muß demnach bei der schroffen Scheidung des Guten und des Bösen, des

Digitized by Google

Glückes und des Uebels eine andre Quelle haben. Diese Quelle alles Uebels und alles Bösen ist eine Schar untergeordneter Wesen, deren einzige Freude darin besteht, Unglück, Streit, Haß und Krankheit über das Geschlecht der Menschen zu verhängen. Da das Gute aber nur eins ist und wenn es sich auch in verschiedenen Formen kundgiebt, doch in einem allgemeinen Wohlgefühl vereinigt, existiert auch bloß ein gutes Wesen, der Urquell der Schöpfung und aller Glückseligkeit. Anders dagegen verhält es sich mit dem Bösen; verschiedenartig in seinen Aeußerungen und in der Unterbrechung der Ruhe stets getrennt und vereinzelt erscheinend, kann dasselbe nicht der Ausfluß einer Macht, sondern muß die Wirkung mannigfaltiger Kräfte böser Geister sein. Diese den Menschen feindseligen Wesen, die Urheber aller Krankheiten und jedes Ungemachs, diese schadenfrohen Geister, deren Freude die Qual der Sterblichen ist, heißen bei den Warrau und Arawaken „Yawahu" bei den Arekuna „Hori" und bei den Makuschi „Hori-uch", während der gute Geist bei den Warrau den Namen „Kwarisabarotis" bei der Arawaken „Kururumanni", den Kariben „Tamusikabie", den Atorai „Wiimiri" und bei den Makuschi, Arekuna und Akawai „Makunaima" oder „Tamaosi" führt.

In der Dämonologie der Akawai, Makuschi, Arekuna, Wapischiana und Arawaken spielt der „Kanaima" eine ganz besondere Rolle. Er scheint aber nicht nur die persönlich gewordene Rachgier des Menschen, sondern überhaupt der Urheber und Grund alles Bösen zu sein, ohne sich doch wieder als ein bestimmter persönlicher Dämon kund zu geben; kurz es ist ein Proteus ohne feste Gestalt und bestimmten Begriff. Das Wort hat eine vielfache Bedeutung, vorzüglich bedeutet es ein von allen Indianern gefürchtetes, dem Menschen überaus feindliches Wesen, das gleich dem Vampyr bei Nacht herumschleicht um seine Opfer auf hinterlistige Weise zu überfallen und in der grausamsten Art zu morden. Deshalb ist auch jedes Gift, mit Ausnahme des Urari, Kanaima, ein Name den auch jedes Individuum erhält, von dem man weiß, daß es in seinem Rechte gekränkt worden ist, und welches daher als Bluträcher auftritt. Wer und was Kanaima sei, konnten Hrn. Appun die Makuschi selbst nicht sagen, wohl aber erklärten sie jeden Todesfall für seine Wirkung, sein Thun. Aus all den verworrenen Begriffen schien nur so viel hervorzugehen, daß die Art und Weise wie der Indianer seine Rache befriedigt, indem er niemals offen Auge in Auge seinem Beleidiger entgegentritt, sondern diesen aus dem Hinterhalt überfällt, auf Wegen der List seinen Rachedurst zu sättigen sucht, die wesentlichste Schöpferin jenes Trugbildes ist, das dem Indianer unabläßig als drückender Alp auf allen seinen Wegen, in all seinem Thun begleitet, vor dem er seine Hütte bei anbrechendem Abend verrammelt, und dessen Nahen er in jedem ungewöhnlichen nächtlichen Geräusch zu erkennen glaubt. (Siehe darüber: Ausland 1869, S. 303—304.)

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ein Leben in ungetrübter Glückseligkeit und fortwährendem Genusse jenseits der Erde, ist allgemein verbreitet, wobei sie jedoch Guten und Bösen einen und denselben Aufenthalt anweisen.

Die Toten werden, meist in Hängematten eingewickelt und in sitzender Stellung begraben, wobei alle Habseligkeiten und Waffen derselben, sowie Brot, Früchte und getrocknete Fische um die Leiche herumgelegt werden. Mit dem Begräbnis sind bei allen Stämmen gewisse Zeremonien verknüpft, und auch eine Totentrauer während einer bestimmten Zeit ist allgemein üblich.

Eine Ausnahmsstellung nehmen unter den hier geschilderten Völkern in mancher Hinsicht die Goajiro oder Guajira ein, die auf der gleichnamigen Halbinsel an der Nordwestgrenze Venezuelas von der Westküste des Golfs von Maracaybo bis zum Rio de la Hacha in Kolumbien, von 11—12° n. Br. wohnen. Umringt von allen Seiten von sogenannten zivilisierten Völkern, hat dieser Indianerstamm seine Selbständigkeit zu wahren und den wohlverdienten

Digitized by Google

Ruf der Grausamkeit zu erhalten gewußt, ein Stamm, der in vielen Beziehungen den Apatschen und Komantschen von Neumexiko, den Araukanern und Pehuentschen von Chile und den Guaykuru und Guarani am Paraná zur Seite gestellt werden kann. Nach Tetens sind die Goajiro meist große, 1,80 Meter hohe Leute mit kastanienbrauner Gesichtsfarbe und schwarzem schlichtem Haar. Sie stehen in dem Rufe, ganz besonders alt zu werden. Während alle übrigen Küstenstämme jetzt die spanische Sprache angenommen haben, sind die Goajiro auch in dieser Hinsicht unabhängig geblieben und haben sich ihre Sprache erhalten. (Ueber dieselbe siehe: E. Uricoechea, Gramatica, catecismo i vocabulario de la lengua goajira por Rafael Celedon. Paris 1878. 8°.) Die Goajiro sind die entschiedensten Feinde eines jeden andern Volkes, gestatten niemandem den Eintritt in ihr Land, und leben, besonders mit ihren Nachbarn, den Venezuelanern, in beständigen Zwistigkeiten. Sie ähneln, nächst der Grausamkeit, den vorerwähnten Indianern darin, daß sie wie diese im Besitz ausgezeichneter Pferde sind, welche sie vortrefflich zu reiten wissen, während die andern Indianerstämme Südamerikas vom Reiten nicht das mindeste verstehen, den meisten derselben sogar die Pferde völlig unbekannt sind. Sie sind im Besitz zahlreicher Rindviehheerden, deren Fleisch, wie das der Fische, welche in ungeheurer Menge den Golf von Maracaybo beleben, den Hauptbestandteil ihrer Nahrung bilden. Sie treiben wenig Ackerbau, und ihr ödes, sandiges Küstenland ist allerdings wenig geeignet, ihnen ein reges Interesse für Feldbau einzuflößen. Um Brot essen und ihr Lieblingsgetränk Kassiri trinken zu können, pflanzen sie Kassave, Bataten, etwas Mais, sowie Bananen, jedoch reicht dies kaum für ihren Bedarf aus und sie sind gezwungen, durch Tauschgeschäfte mit den Venezuelanern die ihnen fehlende vegetabilische Nahrung sich zu verschaffen.

Die brasilianischen Stämme.

Das Gebiet, welches von den beiden Strömen Amazonas und Paraguay eingeschlossen wird und nebstdem im Nordwesten an den 4° n. Br. und den 54° w. L. hinanreicht, also so recht eigentlich das Innere von Brasilien, wird von einer bis jetzt nicht genau ermittelten Zahl von Indianern — man schätzt sie auf etwa anderthalb Millionen Köpfe — bewohnt, unter welchen man ihrer Gesittungsstufe, wie fast überall in Amerika, ansässige, sogenannte Indios ladinos oder mansos und unabhängige, wilde Indios selvajes unterscheiden kann. Am häufigsten trifft man die „zahmen" Indianer, die übrigens ihrer notorisch geringen Menge halber nicht weiter ins Gewicht fallen, an den Orten der ehemaligen Missionen, wo bald nach der Entdeckung des Landes Ordensgeistliche sich angesiedelt und die Bekehrung der Wilden zur Aufgabe gestellt hatten. Die ansässigen Indianer haben sich vielfach mit andern Rassen vermischt und deshalb auch manches von ihrer Eigenart aufgegeben; man trifft sie am untern

Digitized by Google

Amazonas, wo sie in einem Zustande von Halbkultur die Masse der Gesamtbevölkerung bilden und wo man überall auch dem vermischten Indianer und seinen Abkömmlingen in mancherlei Abstufungen als einem wesentlichen Teil der niedrigen Volksklasse begegnet, als Fischer, Jäger, Tagelöhner des Pflanzers, als Diener im Haushalte, Gehilfen im Handwerke, als Soldaten, Arbeiter in öffentlichen Werkstätten, am häufigsten aber als Schiffer auf den Fahrzeugen, die den Handel mit dem Innern vermitteln.

Die sogenannten Indios mansos oder da costa auf dem Küstenlande zwischen Bahia und Rio de Janeiro kommen als reine, unvermischte Rasse kaum noch in irgendeiner größern Gemeinschaft vor. Die sonst zahlreichen „Aldeas" (Dörfer, Ansiedlungen, eigentlich Lagerstätten, Bivuak) derselben sind entweder erloschen und verlassen oder in Ortschaften mit gemischt portugiesischer Bevölkerung übergegangen. Die Kriege der Portugiesen mit Holländern und Franzosen, vornehmlich aber der Mißbrauch der Indianer zu gezwungener, ja Sklavenarbeit nach Vertreibung der Jesuiten, ihrer väterlichen Beschützer, haben bewirkt, daß diese ehemaligen Herren des Küstenlandes zwischen den gegenwärtigen verschwinden. Lange Zeit wurden in Brasilien alle Gesetze zum Schutze der Indianer fast gänzlich ignoriert, mehr als je bediente man sich da der roten Menschen als Sklaven. Lange machte man in fast allen Teilen von Südamerika förmlich Jagd auf die Eingebornen und verhandelte sie auf öffentlichen Märkten. Die katholische Geistlichkeit war es zuerst, welche ihre Stimme gegen solches Treiben erhob und sich alsbald thatsächlich zum Beschützer der Eingebornen aufwarf. Wenn in der Gegenwart fast überall in Südamerika der Indianer, soweit er zu der Kultur überhaupt in Beziehung getreten ist, in den Banden des Klerus gefangen liegt, dessen Aufführung unsern Begriffen nach weit entfernt ist eine tadellose zu sein, so ist dies nur die notwendige Folge der wohlwollenden Haltung, welche die Geistlichkeit dem roten Manne gegenüber von Anbeginn bis heute angenommen hat. Wir dürfen uns der Einsicht nicht verschließen, daß auch jetzt im gesamten lateinischen Amerika nur der Priester der alleinige wahre Freund und Beschützer des Indianers ist, auf dessen Ausbeutung, Hintansetzung, womöglich Unterdrückung und Vernichtung alle weltlichen Gewalten es abgesehen haben. Damit soll gegen die letztern nicht der leiseste Vorwurf ausgesprochen sein; denn möglicherweise, in vielen Fällen ganz gewiß, wird der Zivilisation mehr mit der barbarischen Ausrottung als der humanen Erhaltung der Eingebornen gedient. Wir wollten nur ein unbestreitbar vorhandenes Phänomen im Kulturleben des lateinischen Amerika erklären und beleuchten.

Was über den Zustand dieser ansässigen Indianer berichtet wird, klingt weder aufmunternd noch sonst wie erfreulich. In der Zivilisation haben alle diese zum Christentume übergeführten Indianer in Brasilien sehr wenig Fortschritte gemacht, indem sie sich sehr abgeschlossen halten und jede Berührung oder Verbindung mit den gebildeten Rassen zu vermeiden streben. Ein instinktmäßiges Gefühl läßt die Naturvölker richtig ahnen, daß der Kontakt mit den Weißen für ihren Stamm tod- und verderbenbringend sei. Indeß ist kein Zweifel, daß die Indios mansos auch ohnedies dahinsterben, verschwinden werden, denn in ihrem jetzigen Zustande bilden sie das durchaus passive Element der Bevölkerung, welches immer mehr an Bedeutung für das Ganze abnimmt. Ich gestehe meinesteils, was die Zivilisationsfähigkeit der brasilianischen Indianer anbelangt, trotz der Argumente, welche der verdienstvolle Woldemar Schultz (Natur- und Kulturstudien und seine Bewohner. Dresden 1868. 8°.) dafür vorgebracht hat, ein arger Skeptiker zu sein, und es erscheint mir durchaus fraglich, ob die behufs Zivilisirung der Indianer entwickelte Missionsthätigkeit von irgendwelchem praktischen Nutzen sei. Man knüpft an dieselbe Erwartungen, welche der Völkerkundige nicht ohne Lächeln vernehmen kann, denn er weiß, daß sie einfach unerfüllbar sind. Wenn die bisher von den christlich gewordenen Indianern gemachten Kulturfortschritte sehr gering sind, so ist dies nicht gerade Schuld der Missionsthätigkeit, sondern sehr natürlich; denn nur überaus langsam entwinden sich Naturvölker den untern Gesittungsstufen. Ich leugne nicht absolut die Möglichkeit, daß einzelne Stämme einen höhern Kulturgrad erreichen können; was ich leugne und nach den Erfahrungen der Völkerkunde leugnen muß, ist, daß ein solcher Fortschritt in einer irgendwie berechenbaren Frist sich vollziehen könne. Will man ernstlich die Hebung der Indianer, dann muß man sich in Geduld fassen und sich mit Zeiträumen vertraut machen, die jedenfalls nach Jahrhunderten zählen. Ob aber bis dahin von den Eingebornen noch

Digitized by Google

etwas übrig bleibt, dies ist eine andere Frage. Der Kampf ums Dasein — denn darum handelt es sich — bemerkt sehr treffend F. Keller-Leuzinger, welcher lange Jahre unter den Eingebornen Brasiliens verlebte und ein sehr genauer Beobachter ihrer Zustände ist, „wird dort allerdings nicht mehr, oder nicht mehr ausschließlich, mit Feuer und Schwert, mit direkt todbringenden Waffen geführt, wie zur Zeit der Konquista — o nein! — humanere Prinzipien haben sich auch da Geltung zu verschaffen gewußt, und kein Atahualpa wird mehr schnöden Goldes halber ex officio langsam zu Tode gemartert; man schützt die finster blickende Rothaut so viel man kann, und in Brasilien wenigstens sind schon der auf beiden Seiten mangelnden Energie halber die Scheußlichkeiten der modernen Indianerkriege Nordamerikas eine Unmöglichkeit, aber zu Grunde geht sie doch, die Rothaut! Man nimmt ihr den Wald, ihre Heimat, ihre alt hergebrachte Lebensweise, ihr sittliches Bewußtsein, ihre Götter, ihre ganze Thatkraft und damit auch die Fähigkeit überhaupt zu existieren. Es bedarf wirklich kaum noch der wie speziell für sie geschaffenen Segnungen unsrer Kultur, des Feuerwassers und kontagiöser Krankheiten, um ihr den Gnadenstoß zu versetzen: das schneidige Werkzeug womit der weiße Ansiedler die Riesen des Urwaldes zu Fall bringt, hat auch ihren Lebensfaden jäh durchhauen! Im Kampfe mit der begabteren weißen Schwesterrasse muß sie unterliegen!“ (Allg. Zeitung vom 28. März 1877.) Es fängt heute freilich an Mode zu werden — ich weiß es — diese giftige Wirkung der europäischen Zivilisation auf manche Naturvölker zu leugnen, ja denselben die schleunige Annahme derselben als einziges Heilmittel zu empfehlen, als ob sich das nur so im Handumdrehen machen ließe. Einstweilen aber erhalten wir fast alljährlich Kunde von dem Aussterben des einen oder des andern Stammes. Die Wahrheit ist: nicht alle Völker verhalten sich unserer Gesittung gegenüber in der nämlichen Weise. Der Indianer Mittelamerikas und der Hochflächen in der Andenkette ist so widerstandsfähig, daß er, nicht das Europäertum, in diesem Wettkampfe Sieger bleibt. Die Rothaut Nordamerikas und der Waldmensch Brasiliens aber, auch der zum Reiter gewordene Indianer der Pampas, sie gehen unabwendbar dahin.

Die eigentlichen Wilden und noch gänzlich unabhängigen Indianer Brasiliens zerfallen in eine außerordentlich große Zahl von verschiedenen Völkern, Stämmen und Horden, deren mehr als 250 vorhanden sein sollen, von welchen ich natürlich bloß die wichtigsten erwähnen werde. Wenn auch im allgemeinen ihr Aussehen nicht allzusehr von einander abweicht, so zeigen sie doch desto größere Verschiedenheiten in der Sprache, sowie in Sitten und Gewohnheiten. Eine kurze gedrungene Gestalt, ein breites Antlitz mit flach zurücktretender Stirn, etwas schräg nach außen gezogenen Augen, vorspringenden Backenknochen, eingesunkener Nase und stark entwickeltem Unterkiefer — diese Merkmale tragen sie fast alle mehr oder weniger an sich. Indes darf den einzelnen Horden und Stämmen eine durchgreifend und gleichmäßig herrschende Körper- und Gesichtsbildung doch nur mit großer Einschränkung zugestanden werden. Die Sprache ist eine unbeholfene und höchst einfache; wenigstens entbehrt sie aller grammatikalischen Ausbildung. (O. Canstatt, Brasilien. Land und Leute. Berlin 1877. 8°. S. 77.) Keinem Forscher ist es noch gelungen, den Zusammenhang von den Hunderten von verschiedenen Dialekten zu ergründen, obgleich man gerade versucht hat, nach der Aehnlichkeit und Sprachverwandtschaft die brasilianischen Indianer in mehrere Klassen zu gruppieren. Fremdartig, unvermittelt steht sich heute noch das ganze physische und geistige Wesen von zwei großen scharf getrennten Gruppen von Indianerfamilien gegenüber, als deren Hauptrepräsentanten und Prototyp F. Keller-Leuzinger einerseits die Tupi-Guarani, andererseits die Koroado der Südprovinzen betrachtet. Die Sprachvergleichung auf lexikalischer Grundlage hat allerdings Karl von Martius, der wohl für alles, was die Indianer Brasiliens betrifft, als die erste Autorität angesehen werden

Digitized by Google

muß, zur Unterſcheidung von Sprachgruppen geführt, inſoferne mehrere der größeren Gemeinſchaften ſich im Beſitze verwandter Dialekte befinden und mit mehr oder weniger Leichtigkeit ſich untereinander verſtändlich machen können. In Ermanglung anderweitiger Hilfsmittel zu einer ethnographiſchen Klaſſifikation darf man, um in das Chaos einige Ueberſichtlichkeit zu bringen, ſolche Komplexe von größeren Geſellſchaften wohl als ein Volk oder einen Stamm bezeichnen, wenn man ſich dabei nur bewußt bleibt, daß über den hiſtoriſchen Grund, die gemeinſame Abſtammung, es an allen zuverläſſigen Nachrichten fehlt. Nach derartigen Unterſuchungen hat v. Martius (Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Braſiliens. Leipzig 1877. 8°. 2 Bde.) acht ſolcher Völker- oder Sprachengruppen in Braſilien unterſchieden. Es ſind dies die Tupi, die Gês (ſpr. Schehs) oder Kran, die Gayataká, die Kren oder Gueren, die Guck oder Koko, die Parexi oder Pareci, die Guaykurú oder Lengoás und die uns ſchon bekannten Aruak oder Arawaken, von denen jedoch die beiden letzteren im Gebiete von Braſilien nur mit einem kleinen Teile ihrer Mitglieder vertreten ſind und der Hauptmaſſe nach außerhalb der Grenzen dieſes Reiches wohnen.

Aus geographiſchen Rückſichten faſſen wir zuvörderſt die am weiteſten gegen Norden, am Amazonas ſelbſt und größtenteils nördlich von dieſem Strome bis zum Orinoko hauſende Gruppe von Stämmen ins Auge, die ſehr wahrſcheinlich als Stammgenoſſen der im früheren Abſchnitt geſchilderten Indianer Guyanas anzuſehen ſind, und mit welchen wiederum zahlreiche Horden in ſprachverwandtſchaftlicher Beziehung ſtehen, die im Amazonasthale bis zur Weſtgrenze Braſiliens und im Süden desſelben tief im Innern bis nach Moxos und vielleicht bis nach Paraguay hinein gefunden werden. Einen gemeinſamen Namen für dieſe verwandten Horden giebt es nicht, v. Martius hat ihnen aber den der Guck oder Koko erteilt. Er faßt darunter alle Stämme zuſammen, welche mit Guck, Guccuh, Cuck, Coco den Oheim bezeichnen. Der Oheim genießt nämlich beim Südamerikaner in der Familie ein ſehr hohes Anſehen, doch iſt darunter bei den Guckvölkern nur des Vaters Bruder zu verſtehen, nicht der Mutterbruder, welcher in manchen Teilen Afrikas und Aſiens deswegen verehrt wird, weil er bei dem lockeren Geſchlechtsumgang als der einzige ſichere männliche Verwandte der Kinder ſich erkennen läßt, weshalb auch ein Neffenerbrecht gilt. Bei den Guckhorden dagegen, die das Neffenerbrecht nicht kennen, ſtützt ſich das Anſehen des Vatersbruder darauf, daß er wie bei den Juden die Witwe des Bruders heiraten muß, was auch bei den Tupi als Familienpflicht gilt. Nach einer Sprachvergleichungstafel v. Martius' gehören zu den Guck manche Stämme, die wir ſchon unter den Indianern Guyanas aufgezählt und als Verwandte der Kariben dargeſtellt haben; ſo z. B. die Arekuna, Makuſchi, Tamanaken und Paravilhana. Da aber die Kariben ſelbſt linguiſtiſch zu den Guck zu rechnen ſind, ſo hat dieſe Doppelſtellung gerade nichts Auffälliges. Dagegen finden wir auf v. Martius' Liſte auch die Mayoruna und Moxo, welche wir ſchon bei den Andeſinern kennen lernten, zu denen ſie andere Autoritäten ſtellen. Die Wahrheit iſt, daß eine außerordentliche Vermiſchung ver-

Digitized by Google

schiedener Volkselemente, namentlich am Amazonas sich findet, welche in ganz Brasilien eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung herbeigeführt hat, so daß eine Gruppierung nach Abkunft und Verwandtschaft als eine geradezu unlösliche Aufgabe erscheint. Aus diesen Gründen ist es auch nicht thunlich, eine allgemeine, auf alle zu den Guck gezählten Indianer passende Charakteristik dieser Völker- oder Sprachengruppe zu entwerfen; sie erscheinen vielmehr äußerst verschieden in Körperbildung, Lebensweise und Sitten.

Tecuna-Indianerin.

Bekanntere Stämme oder Horden der Guckfamilie sind u. a.: die Kayriri oder Kiriri, in einzelnen Banden auch Sabojá, Pimenteiras und mit andern Namen benannt, deren Reste gegenwärtig teils in einer Art Halbkultur, teils in zusammen noch etwa 3000 Köpfe starken Banden ohne feste Sitze und ohne Beaufsichtigung der brasilianischen Regierung vorzugsweise auf den Gebirgen der Provinz Pernambuco umherschweifen. Die Araikú am Tocantins und mittleren Amazonas; die Manáo, die sich „Ore Manáos", d. h. wir die Manao nennen, was an die übliche Unterschrift der Könige und Königinnen von Spanien: Yo la reyna, ich, die Königin, erinnert. Diese Manao haben Aussicht, sich länger zu erhalten als andre Stämme wegen der Fruchtbarkeit ihrer Weiber, denn nicht selten sollen 25-jährige Frauen als Mütter von zehn lebenden Kindern angetroffen werden. Die anziehende Sage von dem goldenen Herrn (el Dorado), der sich den Goldstaub seiner Glieder in einem See abwäscht, ist mit den Manáo insofern verbunden, als der Goldsee Manáo genannt wird. Bei ihnen findet man auch die Sage von einem Unhold mit rückwärts gekehrten Füßen und von einer Zerstörung der Erde durch einen großen Brand. Die Uirina, Baré und Kariay am Rio Negro, die Kunamaré am Juruá und die Marauhá (Maragua Marau-açu, Marubô) am Jutahy; von dem Schamikoko auf dem rechten Ufer des Paraguay im Gran Chaco ist es noch immer unermittelt, ob sie ebenfalls zu den Guck zu rechnen sind. Besonders zu erwähnen unter den bekannteren Amazonasstämmen, die obgleich jetzt sehr gemischt, doch den Guck beizuzählen sein dürften, sind die Tekuna und die Passé. Die Tekuna (Tycuna, Tucunes), die in ihrer Mundart auch mit dem Stamme der Gês manche Anklänge zeigen und einen Zustand von milderer Barbarei darstellen, wohnen an der Westgrenze Brasiliens und darüber hinaus bis zum Pastaza. Bei ihnen finden sich die aus dem Nordwesten Nordamerikas uns bekannten Gesichtsmasken wieder, von welchen wir ein paar der seltsamsten haben abbilden lassen; sie sind aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und dann bemalt. Auch eine Ver-

treterin des schönen Geschlechtes unter den Tekuna mag der freundliche Leser hier bewundern. Die Tekuna gelten als vorzugsweise erfahren in der Bereitung des Pfeilgiftes, Urari oder Kurare genannt, welches sie auch im Tauschhandel an andre Stämme abgeben. Von den Ansiedlern werden sie als eine friedliche Indianerhorde betrachtet und mitunter sogar in Dienst genommen. Ebenso nützlich und brauchbar erweisen sich die Passé am Amazonas, welche durch ihre schöne Körperbildung vor allen andern Stämmen am Amazonas sich auszeichnen und auch durch ihre religiösen und kosmologischen Ideen unter ihnen am höchsten stehen. Eben dieser Vorzüglichkeit halber und wegen seines friedfertigen, fleißigen und der Zivilisation zugänglichen Naturels geht aber dieser Indianerstamm sehr rasch in die allgemeine Bevölkerung auf. Die Passé liefern eine recht gelungene Illustration zu der schon erwähnten modern werdenden Ansicht, wonach die Naturvölker, um sich vor dem Untergange zu bewahren, nichts besseres thun können, als schleunigst unsere Kultur in sich aufzunehmen. Dem nämlichen Flußgebiete gehören die Uaupé an, die dadurch merkwürdig sind, daß sie in Kasernen wohnen, wohl der einzige Volksstamm in Südamerika, bei dem man diese Sitte antrifft, die uns schon aus der Südsee von den Bewohnern Neuguineas und den Nachbarinseln bekannt ist. Auch die merkwürdigen Terrassenbauten der Pueblоindianer können allenfalls als Kasernen gelten. Die Gemeindehäuser der Uaupé, „Malloka" geheißen, sind Gebäude von etwa 40 m Länge, 25 m Breite und 10 m Höhe, in denen eine Bande von etwa 100 Personen in zwölf Familien, jede der letzteren in ihrem eigenen Kabinette wohnt. Auch herrscht hier der Gebrauch die Toten im Hause selbst unter der Flur zu bestatten, den wir bei den Kasernenbewohnern Hinterindiens wiederkehren sehen werden. Endlich werden vielfach Horden der verschiedensten Nationalität unter Namen zusammengefaßt, die nur eine gemeinsame Lebensweise bezeichnen, dann aber auch fälschlich als ethnographische Namen gebraucht werden. Es sind dies vorzüglich die Bezeichnungen Karipuna, Mura und Miranha, welche alle in der Nähe des Madeiraflusses hausen und durch die Roheit ihrer sehr niedrigen Kulturstufe sich auszeichnen. Von den mit Ketschuablute gemischten Karipuna oder Jaûn-avô, welches beides „Wassermänner" bedeutet, erzählt man sich, daß sie das Menschenfleisch nicht bloß genössen, sondern sogar zur Aufbewahrung räucherten; sie sind räuberische grausame Wilde mit fast amphibischer Lebensweise, der Schreck der Schiffer und Reisenden. Sie bauen ihre Kähne aus Baumrinde, treiben aber auch etwas Landbau und gebrauchen nebst Pfeil und Bogen auch das Blasrohr, dessen Bolzen sie mit selbst bereitetem Urari vergiften. Nach Keller-Leuzinger, welcher die Karipuna besucht hat, lassen sie sich unter Umständen zu freundlichem Verkehre herbei. Die von ihm gesehenen Männer waren vollkommen nackt, trugen aber eine so große Menge weißer Glasperlen um den Hals, daß die regelmäßig geschlungenen Reihen auf der Brust eine Art von Perlenpanzer bildeten. Das Haupt schmückt mitunter ein prächtiges Diadem gelbroter Tukanfedern. Die Weiber bekleiden sich mit kleinen, zierlich gewebten und mit Tukanfedern geschmackvoll verzierten

Mura vom Amanasee, einen Bündel Wurfspeere tragend.
Mit Benutzung einer im Auftrage von G. Leuzinger aufgenommenen Photographie gezeichnet von F. Keller-Leuzinger.

Digitized by Google

Schürzen. In den Hütten bemerkte er nicht allzu reinliche Hängematten, sodann zierliche Körbchen aus Palmblättern, sowie lange dünne Trommeln zu festlichem Tanz. In einer als Versammlungshaus dienenden kleineren Hütte befanden sich auch einige muldenförmige Vertiefungen, in deren Mitte kleine Steinplättchen lagen; diese dienten als Verschluß einer unterirdischen Höhlung; es waren die Gräber der Krieger, die hier in großen Urnen („Igaçaba") beigesetzt werden. Ebenso wurden früher wegen ihrer räuberischen Ueberfälle am Madeira die Mura als Wegelagerer (Indios do corso) gefürchtet; dieser einst mächtige und zahlreiche Stamm wurde aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Mundruku fast ganz aufgerieben; die Ueberreste zerstreuten sich; nur einige Familien blieben an den Seen und Zuflüssen des Amazonas auf dessen rechtem Ufer zurück, andre giengen auf das linke Ufer hinüber und bauten Hütten am Rudajaz- und am Amanasee. Einen solchen Mura oder Amanaindianer stellt unser Holzschnitt dar. Die Mura schwärmen seither in kleinen Flottillen umher, sind so recht eigentlich die Zigeuner unter den Indianern am Amazonas und stehen bei allen übrigen Stämmen gewissermassen als Paria in Verachtung. Weit und breit genießen sie den schlechtesten Ruf; sie werden auch von den halbzivilisierten Stämmen als diebisch, faul, verräterisch und grausam bezeichnet, und ihr Widerwillen gegen ein ansässiges Leben und alles, was nur an Zivilisation streift, ist platterdings unbesiegbar. (Globus, Bd. XX, S. 199.) Auch James Orton nennt sie faul und roh. Sie sind dunkler als ihre Nachbarn, haben einen außerordentlich breiten Thorax, muskulöse Arme, kurze Beine, vorstehenden Abdomen, dünnen Bart und einen kühnen unruhigen Gesichtsausdruck; sie durchbohren die Lippen und stecken in Kriegszeiten Pekarizähnchen darein. (Orton, Andes and Amazon., S. 318.) Ihre Kähne bestehen aus Baumrinde, sie besitzen aber auch „Monterias", Böte, welche sie den Weißen oder Mischlingen gestohlen haben. Sie schwimmen vortrefflich und sind so ausgezeichnete Taucher, daß sie Schildkröten im Wasser bei den Beinen fangen. Fische werden mit Pfeilen geschossen und dann geröstet. Auf „Kau im" d. h. Zuckerbranntwein sind die Mura sehr erpicht, und ebenso sind sie leidenschaftliche Schnupfer. Die Mura spielen auf einer Flöte, die fünf Löcher hat und vermittelst dieses Instrumentes schufen sie sich eine Sprache, durch welche sie sich recht wohl miteinander zu verständigen wissen. Die Töne sind stets Molltöne und die ganze Musik klingt melancholisch. Von den alten Gebräuchen dieses Volkes sind viele verschwunden; vormals legten sie großen Wert auf die Wehrbarmachung der jungen Krieger; davon bemerkt man heute nichts mehr. Die Mura sind Fischernomaden und wissen nichts von Ackerbau oder irgend einer andern nützlichen Beschäftigung. Sie sind in kleine Horden zerklüftet, leben familienweise und wandern am Ufer der Flüsse und Seen hin und her, um Fische und Schildkröten zu fangen. An den Rastplätzen bauen sie armselige Hütten, die sie am Ufer höher hinauf oder tiefer hinab schieben, je nachdem der Wasserstand dergleichen bedingt. Diese Wilden brüten jetzt in dumpfer Apathie dahin und was sie so recht eigentlich kennzeichnet, das ist eine ingrimmige Melancholie. Bei keinem andern Stamme findet man eine so tief eingewurzelte Abneigung gegen die weißen Leute. Es ist ein Gemisch von Haß, Wut und Schrecken. Der Mura vermeidet, wann und wo er irgend kann, die Berührung, aber nicht etwa aus Furcht. Er gehört zu den in starker Abnahme begriffenen Völkern und wird in nicht gar langer Zeit verschwunden sein.

Masken der Tekuna (Amazonas), aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und bemalt.

Sehr gefürchtet, selbst unter den Indianern, sind auch die Miranha, d. h. die Umherschweifenden, die Strolche, ein noch zahlreicher Stamm am rechten Ufer des Japura, welcher nichts als Krieg, Raub, Mord und Menschenjagden zu kennen scheint. Dem

Ackerbau sind auch sie platterdings abgeneigt; sie machen Jagd auf Vögel, Schlangen und Insekten, versperren mit Netzen den Ausgang irgend eines „Igarape“ (kleinen Sees) und verschaffen sich solchergestalt Fische. Man sagt, daß die stets hungernden Miranha selbst Baumrinde nicht verschmähen; auch sie sind bei allen andern Stämmen ganz ungemein verhaßt und gelten mit Recht oder Unrecht für unverbesserliche Menschenfresser. Ein Miranha verkauft willig und gern sein Kind, wenn man ihm zwei oder drei Beile dafür giebt, die Mutter giebt eine Tochter für ein paar Ellen Kattun, ein Halsband von Glasperlen und etwas Messingtand fort. Die Miranha sind ein kräftiger wohlgebauter dunkelfarbiger Menschenschlag; sie gürten sich nur um die Lenden mit einem Bande, welches noch zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, tragen Holzstäbe in den durchbohrten Nasenflügeln, spitzen sich die Eckzähne zu und werden von Martius unter den Amazonashorden auf die niedrigste Stufe verwiesen, doch stehen sie in der allgemeinen Kultur ihren friedlicheren Nachbarn keineswegs nach und das weibliche Geschlecht zeichnet sich sogar durch Fleiß, heitere Gutmütigkeit und treue Erfüllung despotisch auferlegter Pflichten aus. Auch finden wir bei diesem Stamme ein verfeinertes Gewerbe, dessen Erzeugnisse in Brasilien und selbst in Westindien Absatz finden, nämlich die Hängematten. Die Männer nehmen an der Verfertigung Anteil, und gar mühsam ist es für sie, den Stamm der Stachelpalme mit einer steinernen Axt zu fällen und die Wedel der inneren Krone oder Knarpe mit dem Bambumesser abzulösen, denn eine einzige Palme liefert nur ¼—¾ kg Fasergarn, während zur einer Matte 1½—2½ kg nötig sind. Die übrige Arbeit verrichten die Frauen. Nachbarn der Miranha sind die Mesaya zwischen dem Japura und dem oberen Apopari, Kannibalen aus Rachsucht, welche indes zu einem Zweige der Tupi, zu den Omagua gehören.

Die ersten Indianer, mit welchen die Portugiesen bei der Entdeckung Brasiliens in Berührung kamen, nannten sich Tupinambá, ein Ausdruck, der von Varnhagen aus Tupi und Mbá, soviel wie Krieger oder edler Mann, von Martius aus Tupi und Anáma (Verwandte) mit der Bedeutung zum Stamm der Tupi gehörig abgeleitet wird. Diese Tupi hausten an der Ostküste Brasiliens, und mit ihrer Sprache wurden die Portugiesen bald vertraut. Sie zeigte sich zugleich als Mittel zum Verständnis mit andern Stämmen besonders verwendbar, und diese Wahrnehmung veranlaßte späterhin die Jesuiten, sie möglichst auszubilden und als allgemeine Verkehrssprache mit den Wilden einzuführen. So entstand die Lingua geral brasilica (allgemeine brasilianische Sprache), welche man als ein Tupi mit portugiesischer Aussprache zu denken hat, denn die Tupisprache wurde im Munde der Europäer noch weicher, als sie ursprünglich gewesen war. Der Erfolg war ein überraschender, denn wirklich gelang es den sprachlich zersplitterten Stämmen Brasiliens ein gemeinsames Gedankenverkehrsmittel zu gewähren. Allerdings war der Verbreitung des Tupi vieles günstig, besonders, daß diesseits der Anden das südamerikanische Festland bis zum karibischen Golf von Tupihorden durchschwärmt worden war, welche die Spuren ihrer Anwesenheit, auch dort wo sie nicht mehr sitzen, in den Ortsnamen hinterlassen haben. Zugleich aber empfiehlt sich das Tupi durch Wohllaut und Leichtigkeit der Aussprache. Es ist reich an Vokalen, die Silben bestehen meistens nur aus zwei Buchstaben, die Diphtongen lassen den Laut beider Vokale deutlich anklingen, die Konsonanten, niemals gehäuft, folgen sich in zusammengesetzten Wörtern oft nach den Regeln einer Appositiön, welche Weichheit und Wohlklang zum Ziele haben. Die Einfachheit wird noch durch die Armut an Lauten gesteigert. Vom Tupi sagt ein altes portugiesisches Sprichwort: es sei eine Sprache sem fé, sem ley e sem rey, was den Doppelsinn einschließt: ohne F, L und R, und: ohne religiöse Anschauungen, ohne Rechtsbegriffe und ohne monarchische

Digitized by Google

Satzungen. Das R fehlt übrigens nicht gänzlich, nur am Anfang der Wörter ist es äußerst selten. Das zischende S des Portugiesischen und das Z sind nicht vorhanden und werden nur durch ein weiches Ç vertreten. Die rasche Verbreitung der lingua geral berechtigt noch zu einem andern Schluß. Trotz der aufgezählten Vorteile würde sie nimmermehr so rasch Eingang gefunden haben, wenn nicht ihr Bau — sie gehört zu den agglutinierenden Sprachen — und ihr Genius sämtlichen Indianerhorden leicht erfaßlich gewesen wäre. Und dies beweist uns trotz aller lexikographischen Verschiedenheiten der südamerikanischen Sprachen doch wiederum eine höhere Einheit oder, wenn man will, eine geistige Einerleiheit der Brasilianer, sonst wäre nimmermehr der Versuch der Jesuiten gelungen, das Tupi zur allgemeinen Missionssprache für das flache Südamerika zu erheben. Auch jetzt noch bildet neben dem Portugiesischen die Tupisprache die allgemeine Umgangssprache der Indianer mit den andern Rassen und je weiter man nach Westen vordringt, desto häufiger wird ihr Gebrauch, ist aber nach Ch. Fred. Hart dialektisch verschieden von dem alten Tupi der Jesuiten. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 127.) Auch in dem spanischen Teile des östlichen Südamerika benutzten die Jesuitenmissionäre eine Indianersprache, das Guarani, in gleicher Weise zur Verständigung mit den verschiedensten Stämmen der Eingebornen, wobei es sich herausstellte, daß das Guarani ein der Tupisprache sehr nahe verwandter, aber gleichsam ein reinerer Dialekt derselben sei. Es besteht also eine unzweifelhafte Verwandtschaft zwischen den Tupi des brasilianischen Binnenlandes und den Guarani oder Guarauno am Paraná, von welchen die schon im vorhergehenden Abschnitte erwähnten Warrau in Guyana ein Zweig sind, daher denn Friedrich Müller eine Tupi-Guaranigruppe aufstellt, zu welcher jene der Omaguá am oberen Amazonas in nahen Beziehungen stehen. Als Grund der allgemeinen Sprachverwirrung unter den Indianerstämmen, wie der teilweisen Aehnlichkeit ihrer Dialekte betrachtet man die unaufhörlichen Wanderungen der Horden und den damit verbundenen Wechsel ihrer Wohnplätze und Beziehungen mit andern Stämmen. Welche Ursachen sie dazu bewogen haben mögen, ihre Wohnstätten mit andern zu vertauschen und welcher Zeitraum zwischen diesen Wanderungen lag, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Jedenfalls mögen sie aber nicht ohne Einfluß gewesen sein auf das völlige Verschwinden einzelner in früheren Reisebeschreibungen genannter Stämme.

Vor allen Dingen erweckt unsre Wißbegierde das Auftreten der Tupi, deren Stammsitze und Wanderungen v. Martius strenger zu begrenzen versucht hat. Eben dieser Wanderungen wegen, durch welche jene Horden eine Art Allgegenwart im tropischen Südamerika diesseits der Anden erlangt haben, müssen wir schon im stillen eine lebhafte Teilnahme für die Schicksale dieser Stämme empfinden. Nicht nur gewahren wir mit Ueberraschung, daß sie instinktmäßig den Weg nach dem Atlantischen Ozean eingeschlagen haben, weshalb die ersten portugiesischen Entdecker meist mit Tupi in Berührung kamen, sondern wir haben eben erfahren, wie ihre Sprache zu einem internationalen Verständigungsmittel geeignet gefunden worden ist. Fast können wir uns daher der

Digitized by Google

Vermutung nicht erwehren, daß, wäre die Ankunft der Europäer um etliche Jahrhunderte hinausgeschoben worden, die Tupi vielleicht sich vollständig zu Herren jener Erdräume aufgeschwungen und eine höhere Gesittung über das östliche Südamerika verbreitet haben möchten.

Von dieser größten Völkerfamilie Brasiliens unterscheidet man je nach ihrem ständigen Aufenthalte heute noch die Süd- und Nord-, Ost-, West- und Zentraltupi, welche alle wieder in eine Menge von kleineren Horden zerfallen.

Die Südtupi werden gewöhnlich Guarani genannt, d. h. Krieger, eine Bezeichnung, die jedoch erst die Jesuiten eingeführt haben. Ob sie dorthin von Nordnordwest gekommen sind oder die Wanderung die umgekehrte Richtung nahm, läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden; die überwiegende Mehrzahl dieser Gruppe fällt auf Paraguay und die argentinische Provinz Corrientes, wo sie durch die Jesuiten zum höchsten Grade der Zivilisation gebracht wurde, die überhaupt eine Indianervölkerschaft in Amerika erlangt hat und wo die Nachkommen jener Guarani der Missionen auch jetzt noch mehr oder weniger gemischt die Masse der Bevölkerung bilden. Ganz auffallend ist nach F. Keller-Leuzinger die Aehnlichkeit der Guarani und Kayowá, eines ihrer Zweige, mit den Feuerländern an der äußersten Südspitze Amerikas. Als Horden der Südtupi werden genannt: die Minuano an der Laguna Mirim und der Lagoa dos Patos; die Pato, ehemals ein Fischervolk, von dem Reste sich ins Innere zurückgezogen haben; die Guaykanan (Guanhaná, Gunhaná) in den Campos de Vaccacahy; die Pinaré (Pinaris) südlich von den Quellen des Uruguay; die Bituruna (Pituruna) südlich von Curitiba; die Japó oder Guarapú-ava in den gleichnamigen Campos; die Kayowá (d. i. Waldmänner) zwischen dem Ivahy und dem Paranaganéma angesiedelt, endlich die eigentlichen Guarani in Paraguay.

Die Osttupi, die eigentlichen Tupinambá, welche vorzüglich längs den Küsten des Ozeans zerstreut von der Insel Santa Catharina an bis an die Mündung des Amazonas wohnten, sind dort als selbständige und unvermischte Rasse jetzt fast ganz verschwunden. Sie selbst erklärten, daß sie aus Süden und Westen nach den Küstengegenden gekommen seien. In den südöstlichen Teilen der Provinzen Rio Janeiro und San Paulo saß eine Tupihorde, welche von den nördlicher wohnenden Tupinamba Tamoyos, d. i. die Großväter, genannt wurde, und dies beweist deutlich, daß die nördlicher wohnenden sich als die Abkömmlinge der südlicheren betrachteten.

Die Nordtupi lassen sich in schwachen und weit zerstreuten Resten in der Provinz Pará, auf der Insel Marajó und längs der beiden Ufer des Amazonas bis zum Furo de Tupinambarana (d. h. unechten Tupiland) verfolgen, wohnen aber gegenwärtig als geschickte Fischer, Schiffer und selbst Seefahrer meistens entfernt von größeren Ortschaften an den zahllosen Buchten des Ozeans und der einmündenden Gewässer. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Lingua geral. Man kennt heute nur noch die Stämme der Jakundá und der Jundiaki am Tocantins, welche sicher hieher gehören. Am untere Xingu und in den Waldungen zwischen diesem und dem Tocantins hausen ebenfalls noch kleine Horden, welche Tupinamen haben und welchen man sich durch die Tupisprache verständlich machen kann, wie die Quaruára oder Guara-uára d. h. Männer des roten Ibis und die Jurúna d. h. Schwarzgesichter, was nach v. Martius eine Kollektivbenennung für Indianer ist, welche einen tättowierten blauschwarzen Fleck im Gesichte tragen. Doch deutet dies eher auf Einwanderung von Westen hin und es ist zweifelhaft, ob dieser kräftige friedliche Menschenschlag wirklich den Tupi beizuzählen ist. Ueberreste von zahlreichen Tupihorden, die noch Tupidialekte reden, finden sich auch auf der Nordseite des Amazonas bis tief in das Land hinein; als den Tupi angehörig sind namentlich viele der Indianerhorden zu betrachten, welche das größtenteils mit Urwald bedeckte, im ganzen sehr menschenleere Land östlich vom Rio Negro bis zum Atlantischen Ozean bewohnen, wie die Pariqui, Parentin oder Cetai und andre Indianer eines kräftigen, breitschulterigen Menschenschlages, welche ehemals unmittelbar am Amazonas saßen. Pariqui ist eine Verstümmelung von „Pora Ankys" d. h. „Solche, die Leute überfallen" und Parentin ist entstanden aus „Pore dentis", „Kinderräuber", während Cetai, wie jene Horden auch heißen, von „ceta" kommt, was „viele sind's" bedeutet. Diese Horden schnüren sich die Füße mit Binden zusammen, an welchen Abzeichen man sie schon als Tupi zu erkennen vermöchte, wenn sie nicht auch wirklich das Tupi reden würden. In sehr bösem Rufe stehen die

Digitized by Google

hellhäutigen nackten Parentin (auch Parentintin genannt), raub- und mordlustige Horden, welche die Ufer des Madeira oberhalb Crato beunruhigen. Auf ihrem Gebiete findet man die ausgiebigsten Kautschukwälder, deren Ausbeutung jedoch aus Furcht vor diesen Kannibalen niemand wagt. Am untern Madeira spielen die Arara eine ähnliche Rolle. Eine dieser Horden, die Oyampi, welche ebenfalls Tupi sprechen, hat sich bis nach Cayenne verirrt und hausen an den Ufern des Oyapok, wo der französische Reisende, Dr. Jules Crevaux, sie 1878 kennen gelernt hat. (Globus, Bd. XL, S. 4 ff. 49—53.) Zu diesen Nordtupi gehören wohl auch ohne Zweifel die Omaguá, von den Spaniern und Portugiesen Campevas (von Canga-apevas d. i. Plattköpfe) genannt, weil sie den Schädeln der Neugebornen durch zwei kleine Brettchen künstlich eine mitraähnliche Gestalt geben. Wie fast in allen solchen Fällen haben die Verstandeskräfte dadurch nicht gelitten und gerade diese Omaguá gelten für die aufgeweckteſten Indianer. Sie sind es gewesen, welche zuerst aus dem Safte der Ficus und der Hevaea das „Kahetschu" bereiteten, also die

Trophäen der Mundrukuindianer: mumifizierte Schädel erschlagener Feinde.

Substanz, die wir Kautschuk nennen; aus dieser Massa bereiteten sie Sandalen, Armringe und Klystierspritzen in Form einer Birne; auch wußten sie trefflich mit einer Schleuder umzugehen, die aber nur aus einem am Ende gespaltenen Stocke bestand, in welchen sie einen Stein steckten. Als Nation sind die Omaguá jetzt ebenso verschollen wie die Tupinamba in Ostbrasilien und kommen wahrscheinlich jetzt in geschlossenen, selbständigen und von den Weißen unabhängigen Gemeinschaften nicht mehr vor.

Die Zentraltupi hausen noch in mehreren freien Horden in den ausgedehnten Gebieten zwischen dem Tocantins und dem Madeira und zwischen dem 5. und 15.° Br. Als Hauptgruppe unter denselben können die Apiaká (von dem Worte „Apiaba" d. h. Mensch, Mann oder Person) gelten, welche in sehr volkreichen Dorfschaften am Tapajóz und auch weiter östlich wohnen, nebst ihren Stammverwandten, den Tapirapé. Unter ihnen leben als eine von ihnen wenig verschiedene Unterhorde zerstreut die Uyapé oder Oropia. Von den übrigen in diesem Gebiete vorhandenen Indianern geben sich sprachlich als Tupi zu erkennen die Kahahyba, die Mituandue (d. i. Kinder), die Ababa (d. i. Männer), die Temauánga (weibliche Verwandte) und die Pochety, sowie die sogenannten Bororó in Goyáz und Matto Grosso. Der Tupinationalität gehören

wahrscheinlich auch die Mundruku am Tapajós an. Sie zeichnen sich durch ihre athletische Gestalt, helle Hautfarbe, starke künstliche Tättowierung, aber auch durch ein seltsames Gemisch von roher Barbarei und verhältnismäßig hoher gewerblicher Betriebsamkeit aus. Sie bilden einen der zahlreichsten und streitbarsten Stämme, bei welchem das Kopfabschneiden im Schwange geht, weshalb sie von ihren Nachbarn „Paiguizé" d. h. Kopfabschneider genannt werden. Ihre Dörfer beschützen sie vermittelst großer festgebauter Lehmhütten, in welchen sie sich, falls man sie angreift, verteidigen. Sie ihrerseits führen den Krieg derart, daß sie ihre Feinde überrumpeln und diese Ueberfälle sehr schlau ausführen. Den Erschlagenen schneiden sie die Köpfe ab, welche sie dann als Siegeszeichen aufbewahren und nach einer Mitteilung des Hrn. O. Plöger folgendermaßen präparieren. „Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Thonlage überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Faultier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittelst einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist." (Globus, Bd. XX, S. 199.) Der Stift unsres Zeichners hat ein paar solcher Schädeltrophäen der Mundruku in wahrhaft künstlerischer Weise dargestellt. Wer die meisten Köpfe aufzuweisen hat, wird Häuptling. Trotz ihrer kriegerischen Natur stehen die Mundruku mit den Weißen in lebhaften Handelsbeziehungen, indem sie Salz, Pfeffer und Eisenwaren gegen gewisse Arzneipflanzen, Baumwollsäcke und den von ihnen mit großer Kunst gefertigten Federschmuck eintauschen. Keller-Leuzinger sah in Manaos einige Prachtexemplare von blauschwarz tättowierten Häuptlingen. „Leider war diese etwas derbe Tättowierung des Gesichts der einzige Rest nationaler Eigentümlichkeit in ihrer Tracht, indem dieselbe außerdem bestand in — einem farbigen Hemd, schwarzen Beinkleidern, Rock und einem hohen Cylinderhute!" Als gleichen Ursprung mit den Mundruku betrachtet v. Martius ihre Bundesgenossen, die gut gebauten, friedfertigen und ackerbautreibenden Mauhé am Westufer des Tapajos. Andre wohnen vermischt mit den Mundruku in Ortschaften an den östlichen Mündungsarmen des Madeira, welche zum Teil schon brasilianische Bevölkerung aufgenommen haben.

Die Westtupi leben alle auf bolivianischem Gebiete, zum Teil unter den als Andesiner oder Antisaner beschriebenen Völkerschaften und sind wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten aus den Wohnplätzen der Südtupi oder Guarani dahin ausgewandert. Diese westlichen Tupi sind auch die einzigen, welche mit dem Inkareiche in Berührung gekommen sind. Eine ihrer Horden, die Siriguano (Xiriguano, Chiriguano) wurde um 1430 n. Chr. unter dem Inka Yupanqui bekämpft. Daß diese Siriguano Stammverwandte der Guarani in Paraguay gewesen, beweist außer den Sittenähnlichkeiten zur Genüge ihre Sprache. Sich selbst nennt übrigens jene Horde Abas oder Ababa, d. h. die Männer oder Leute. Zu ihnen gehören als Verwandte die Guarayo, deren Zustände ausnahmsweise ein Bild idyllischer Heiterkeit und patriarchalischer Milde, unbefleckt durch die Laster der Tupimenschen gewähren.

Die verschiedenen Abteilungen der Tupi haben trotz der bedeutenden Unterschiede, welche sie gegenwärtig in ihrem Kulturzustande zeigen, doch außer der Sprache noch viel Gemeinsames, welches ebenfalls dazu berechtigt, sie als Glieder eines Volkes zu betrachten. Es finden sich darunter keine reinen Jäger- und Nomadenhorden; alle ohne Ausnahme, selbst die von der Gesittung noch ganz unberührten, rohen Zentraltupi, sind trotz ihres Hanges zum Wandern doch zugleich auf den Anbau von Nahrungs- und Nutzpflanzen (Mandioka, Mais, Bohnen, Bananen, Erdnüsse, Knollengewächse und Baumwolle) bedacht. Großes Geschick legen sie an den Tag in allem, was die Schiffahrt betrifft; nicht allein die Ströme des Innern, sondern auch sogar das Meer wagten sie seit undenklichen Zeiten schon mit ihren kunstvoll aus Baumstämmen ausgehöhlten Kähnen zu befahren. Besonders die Nordtupi überraschen uns durch ihre nautischen Fertigkeiten, sind geschickte Fischer und treffliche Schwimmer. Der südamerikanische Mensch gewährt uns die Belehrung, daß die gesellschaftlichen Bande so locker wie nur möglich sein können. Wenn nun die Tupi uns als der am weitesten fortgeschrittene Stamm erscheinen, so vermuten wir im voraus, daß sie sich auch gesellschaftlich entwickelt haben müssen und gewahren mit Befriedigung, daß dies auch wirklich der Fall gewesen ist. Nicht auf ihren Waffen beruhte ihre Ueberlegenheit, denn es waren längere, flache auch schaufelförmige Streitäxte („Makana", „Tamarana", „Itamarana") aus rotem Holze, langgestreckte konvexkonkave

Digitized by Google

Kriegskeulen („Mori-açoba" oder „Atangapêma") aus schwerem schwarzen Palmenholze und mächtige Bogen („Uira-para"), deren Geschosse jedoch nicht vergiftet waren und denen gegenüber die mit Urari gesalbten Bolzen und Pfeile der Amazonasstämme so mörderisch wirken konnten wie ein Zündnadelgewehr. Strenger Gehorsam unter den Kriegsobersten, Waffenübungen, Sammlung von Mundvorräten für Streifzüge, Vereinigung in zahlreiche Ortschaften und Befestigung der letzteren durch Pfahlwerke — darauf beruhte die Stärke dieser Preußen unter den Südamerikanern. Die Tupi verstanden sich zu einigen und die Einheit durch Disziplin zu befestigen. Sie machen keine Gefangenen, sondern töten alle Feinde ohne Unterschied des Geschlechtes und verzehren, wie es heißt, ihre Leichname. Die Anthropophagie der Tupi wird mitunter bestritten, wenigstens für die Gegenwart, daß sie aber in früheren Zeiten bei ihnen im Schwange war, dafür liegen zu viele unantastbare Zeugnisse vor. Auch wissen wir ja schon, daß anthropophage Völker keineswegs zu den wildesten und niedrigsten gehören; im Gegenteil, wenn auch nicht immer, nehmen gerade diese sehr häufig eine höhere Stufe als ihre Nachbarn ein, die der Menschenfresserei nicht ergeben sind. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einen andern geläufigen Irrtum widerlegen, nämlich daß man glaubt, der Wilde oder der Naturmensch sei frei von Verirrungen im Geschlechtsumgang. „Gewöhnlich weil die alten Römer aus sittenreinen Gewohnheiten in der Kaiserzeit zu unnatürlichen Genüssen herabsanken, glaubt man, daß das Vorkommen solcher Gewohnheiten Gesunkenheit bezeichnen müsse. Wer nur ein wenig mit den Berichten der spanischen Entdecker vertraut ist, der weiß recht gut, daß viele amerikanische Menschenstämme, von denen man vor Zeiten annahm, sie hätten das Bild des Paradieses vor dem Sündenfall bewahrt, Verfeinerungen kannten, die selbst den Römern unbekannt waren, als Tiberius auf Capri verweilte und den Byzantinern zur Zeit wo Theodora, die Gemahlin des Kaisers Justinian, noch mit Schauspielerbanden umherzog." (Peschel im Ausland 1867, S. 867.) Die Tupi pflegen ihre Toten in sitzender oder zusammengekauerter Stellung, die Schenkel an den Unterleib gedrückt, die Hände unter den Wangen oder über die Brust gekreuzt, frei oder in irdenen Geschirren zu beerdigen; aber sie erheben keine Grabhügel und haben keine gemeinsamen Begräbnisorte.

Wahrscheinlich nahe verwandt mit den Tupi sind gewisse gefürchtete Indianerbanden, mit denen bisher noch nie Zwiesprache hat gepflogen werden können und die sich daher auch schwer in eine Stammtafel hineinfügen lassen. Sie führen die portugiesische Bezeichnung Canoeiros, Flußpiraten, und erscheinen in Begleitung von Hunden europäischer Abkunft, einer Mischrasse der Bullenbeißer und der englischen Doggen, welche in der Jugend bisweilen von jungen Indianerinnen gesäugt werden. Diese Kahnindianer sind von jeher der Schrecken der Handelsreisenden gewesen und jeder Versuch, mit ihnen in friedlichen Verkehr zu treten, scheiterte an ihrer Wildheit und Raubgier. Neigen die Wilden von Natur schon zu Hinterlist und Tücke, so sind sie es vornehmlich, welche in dieser Beziehung mehr als alle andern zu fürchten sind. Kleinere Reisegesellschaften oder nicht sehr stark bewohnte Gehöfte sind einem Ueberfall durch die Canoeiros am meisten ausgesetzt. Ihr nach Fleischnahrung lüsterner Sinn veranlaßt sie, alles Vieh zu rauben, während überhaupt Plünderung und Mord die Losung bei ihrem Zusammentreffen mit Weißen ist. Ueber ihre eigentliche Heimat und Schlupfwinkel weiß man nichts Zuverlässiges, da ihr plötzliches Erscheinen und Wiederverschwinden allzuflüchtige sind. Wegen ihrer nautischen Geschicklichkeit, ihrer Piratenzüge und ihrer Tapferkeit sieht v. Martius in ihnen Reste von Tupihorden und damit stimmt auch Castelnau überein, der sie nach Angabe der Einwohner zu den Bororó, ebenfalls einem Zweig der Tupi, zählt. Andre wollen nur durch ihre übereinstimmende Lebensweise zusammengehörige Gemeinschaften unter dem Namen Canoeiros verstehen, so daß derselbe

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Netto-Preis des Bandes ist

— *gebunden eine Mark* —

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Band 1. **Français, Louise von,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen. Erzählungen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 2. **Immermann, Karl,** Der Oberhof, mit Einleitung von **Levin Schücking.**
„ 3. **de Cervantes-Saavedra, Miguel,** Moralische Novellen, übersetzt von **A. v. Keller** und **Fr. Notter,** mit Einleitung von **Otto von Leixner.**
„ 4. **Biernatzki, J. Chr.,** Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee, mit Einleitung von **Heinrich Düntzer.**
„ 5. **Becker, August,** Auf Waldwegen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 6. **Gogol, Nikolas,** Russische Novellen, mit Einleitung von **Friedrich Bodenstedt.**
„ 7. **Junghans, Sophie,** Die Erbin wider Willen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 8. **Le Sage, A. R.,** Der hinkende Teufel, mit Einleitung von **Ferdinand Lotheissen.**
„ 9. **Arnim, Ludw. Achim v.,** Die Kronenwächter, mit Einleit. v. **Johannes Scherr.**
„ 10. 11. **Zolling, Theophil,** Reise um die Pariser Welt.
„ 12. **Homers Odyssee,** übersetzt von **Joh. Heinr. Voß** mit Einleit. v. **Jakob Mähly.**
„ 13. **Schücking, Levin,** Etwas auf dem Gewissen, mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 14. **Björnson, Björnstjerne,** Der Brautmarsch und andere Erzählungen, übersetzt und eingeleitet von **Edmund Lobedanz.**
„ 15. **Silberstein, August,** Hochlandsgeschichten. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 16. 17. **Cooper, Fenimore,** Der Bravo, eine venetianische Geschichte, übers. v. **Helene Lobedan,** mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt.**
„ 18. **Platters, Thomas** Leben, herausgegeben und eingeleitet von **Heinrich Düntzer.**
„ 19. **Irving, Washington,** Die Alhambra, mit Einleitung von **Ludwig Pröscholdt.**
„ 20. **Schiller und Goethe,** Briefwechsel, I. Band mit Einleitung von **Robert Boxberger.**
„ 21. **Anzengruber, Ludwig,** Feldrain und Waldweg. Mit Einleit. v. **Joseph Kürschner.**
„ 22. **Hauff, Wilhelm,** Lichtenstein. Mit Einleitung von **Julius Klaiber.**
„ 23. **Mancini, Grazia Pierantoni,** Lydia. Deutsch von **Helene Lobedan.** Mit Einleitung von **Fanny Lewald.**
„ 24. **Wurm, W.,** Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Mit einer Einleitung.
„ 25. **Engel, J. J.,** Herr Lorenz Stark. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**
„ 26. **Schiller und Goethe,** Briefwechsel, II. Bd. Mit Einleitung von **Robert Boxberger.**
„ 27. **Schmid, Maximilian,** Die Miesenbacher. Mit Einleitung von **Joseph Kürschner.**

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existiren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

22. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1882.

Mischlingstypen aus den Südprovinzen Brasiliens: Mestize (Mameluco) **und Zambo** (Cafuzo).

Digitized by Google

Digitized by Google

oft aus den verschiedenartigsten Horden und Stämmen zusammenfließende Menschenmassen umfaßt. Ein großer Teil der Canoeiros gehört nach Wappäus ohne Zweifel den Gêsvölkerschaften an und insbesondere die in der Provinz Goyáz den Schavanten, welche jedoch irrtümlich mit ihnen identifiziert werden.

Zwischen den Ost- und Zentraltupi wohnen zahlreiche unter sich verwandte Völkergruppen, welche am dichtesten in der Provinz Goyáz zusammenrücken. Die Gês, wahrscheinlich großenteils diejenigen Indianer, welche von den Osttupi vorzugsweise Tapujá, d. h. die Westlichen (in späterer Bezeichnung die Feinde) genannt wurden und früher bis zur Ostküste sich verbreiteten, von wo sie durch die Tupi und später durch die Portugiesen zurückgedrängt wurden. Vorzeiten machten die Tapuja von Matura viel von sich reden, denn hier hatte man endlich die „geschwänzten Menschen" wirklich und wahrhaftig gefunden! Es hieß damals, vor etwa einem Jahrhundert, sie seien ein Produkt von roten Coataaffen (Ateles ruber) und Tapujaindianerinnen und bildeten einen eigenen Stamm, der sich Ugina nenne. Natürlich suchen die Naturforscher dieses geschwänzte Volk längst nicht mehr. Unter den Gês findet man die schönsten, kräftigsten und schlankesten Indianer Brasiliens, welche auch viel Talent und Kunstfertigkeit in mechanischen Arbeiten an den Tag legen. Während aber sprachverwandte Horden Südamerikas gewöhnlich unter sich in Frieden leben, herrscht beständige Fehde zwischen den Gês. Auch gelang es bis jetzt niemals, sie in festen Wohnsitzen zu halten; viel lieber schweifen sie auf der Jagd umher oder stellen den stummen Bewohnern der Seen und Flüsse nach. Sind sie aber beim Fischfang oder auf der Jagd nicht vom Glück begünstigt, so begnügen sie sich auch wohl mit den Früchten des Waldes, unter welchen die der Assaipalme, aus deren markigem Kern sie auch ein berauschendes Getränk zu bereiten wissen, ihre Lieblingsspeise bildet. Treffliche Schützen, verschmähen sie es, die Jagdbeute anders als mit Pfeil und Bogen zu erlegen, ja selbst die Fische werden von ihnen nur auf diese Weise getötet. Beide Geschlechter sind kühne und geschickte Schwimmer, aber in der Schiffahrt stehen sie den Tupi weit nach. Sie haben nur kleine Nachen und setzen über die Gewässer meistens auf Flößen von leichtem Holze oder Blattstielen der Puritipalme verfertigt, die sie mit Schlingpflanzen kunstreich verbinden. Im Gegensatze zu den Tupihorden ist ihnen der Genuß des Menschenfleisches fremd, und während alle Tupi in der Hängematte schlafen, ja es für schändlich halten, es anders zu thun, findet man bei den Gês die Gewohnheit, sich auf den Boden oder auf einem Gestelle („Girão") auszustrecken. Die Gês stehen in bezug auf materielle Zivilisation auf einer der tiefsten Stufen der Brasilianer, zeichnen sich dafür aber durch Reinheit der Sitten in der Familie aus.

Unter den vielen Horden der Gês giebt es eine im nördlichen Goyaz, die sich schlechtweg Gês, aber auch Kran nennt. Die nördlichsten Vorposten der Gês bezeichnen ihre Clans mit dem Zusatze Kran (spr. Krang), was entweder „Haupt" oder richtiger „Sohn" bedeutet, gerade so wie die arabischen Stämme sich „Söhne" (Beni) ihres Stammhauptes nennen. Die Kran sind daher abgelöste jüngere Schwärme der südlicher sitzenden Gês. Gegenwärtig sind dieser Völkergruppe die meisten der nicht den Tupi angehörenden Horden der Provinz Goyaz zuzuzählen, namentlich die Kayapó (Coyapo, Cuchipos) im Südwesten, am obern Araguay und seinen Zuflüssen, auch am Piquiri

Digitized by Google

und auf der Ebene des Paranahyba. Die Kayapo zogen sich seit der Zeit der Entdeckung ins Innere mehr zurück, wo sie zum Teile durch die Aneignung verwilderter Pferde zu Reitervölkern wurden. Dr. Kupfer beschreibt die Kayapo als wohlgenährt, die Männer wenig über mittelgroß — 1,67 m — von runden wohlproportionierten Formen und besonders stark gewölbter Brust. Ihre Hautfarbe ist hell kupferrot, die Haut weich, das Haar schwarz, struppig und tief in die kleine, schmale, niedrige Stirne gehend, so daß diese kaum zwei Finger breit bis zu den Haarwurzeln mißt. Ihre schräg nach innen geschlitzten Augen, die sehr hervortretenden Backenknochen, ihr dünner Bartwuchs geben ihnen einen stark mongolischen Ausdruck. Einige sehen wild und stupid, andre verschmitzter und gutmütiger aus. Im Gesicht und am Körper malen sie sich schwarz und rot; einige wenige haben die Unterlippe durchbohrt, um durch dieses Loch bei der Jagd den scharfen Pfiff des Tapirs nachahmen zu können. Ihre Zehen sind kurz und dick, der große kürzer als der zweite Zeh, wodurch der sonst schön gewölbte Fuß plump aussieht. Die gleichfalls wohlgenährten Frauen sind meist 1,52 m hoch; die jüngeren haben feste, kleine etwas spitzig zur Papilla und nach außen zulaufende Brüste, die reiferen eine volle, nicht unschöne Brust. Die brasilianische Regierung ernennt für die Kayapo einen Capião, welcher aber nur geringe Macht übt; weit mehr ergeben sind sie ihrem Kaziken. Sie besitzen nichts als ihre ärmlichen Lehmhütten ohne Haus- und Küchengeräte, ihre noch ärmlicheren Waffen und einige Matten. Gewinnung und Bearbeitung der Metalle sind unbekannt. Die Waffen, Keule und Bogen sind meist aus festem, schweren Holze, die Pfeile aus der kieselharten Schale des Bambu gefertigt. Ihr Schmuck, namentlich bei den Frauen, besteht aus Ketten von Tierzähnen oder bunten Fruchtsamen. Die Kunstfertigkeiten beschränken sich einzig auf das Flechten ziemlich roher Matten und Hüte. Die Kayapo bauen Bananen und Bataten, auch Zuckerrohr und Mandioka. Als Haustiere besitzen sie zahlreiche Hühner und einige magere Hunde. Obgleich getauft haben die Kayapo nur schwache Spuren religiöser Begriffe, doch besitzen sie Namen für Gott, Himmel und auch für böse Waldgeister, denen indes nicht geopfert wird. (Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin. 1870. S. 244—254.)

Durch ihre Grausamkeit waren in früherer Zeit besonders die menschenfressenden Schavanten (Chavantes oder Xavantes) berüchtigt, ein großer, starker, häßlicher Stamm im Zentrum der Provinz Goyaz, von dem der nördliche Teil das Christentum angenommen hat. Ihre östlichen Vorposten bis nach Piauhy und Maranhão hin, vorzugsweise auf dem rechten Ufer des Tocantins bilden die Scherenten, ehemals auch mehrere kleinere Horden, die jetzt aber fast ausgerottet sind.

Eine besondere, weder zu den Gês noch zu den Tupi gehörende, aber nur ganz kleine Gruppe bilden die Karajá oder Karajaki am Araguay mit den Schambioa oder Schimbioa (Ximbioas), klein und unansehnlich, dabei aber äußerst geschickt in der Verfertigung guter Töpferwaren, schönen Federschmuckes und kunstreicher Hängematten.

Auf ziemlich niedriger Gesittungsstufe stehen die Goyataka, die hier und da auch mit dem für rohe Indianer allgemein gebräuchlichen Namen der Bugres bezeichnet werden und in den Südprovinzen in mäßiger Anzahl leben, sind schon frühzeitig in Ansiedlungen, „Aldeas", gesammelt worden und haben, namentlich mit Tupi vermischt, ihre Sprache verloren. Ueberbleibsel dieser Familie finden sich nur noch in einzelnen Horden, unter welchen die Koropo (Cropos, Carpos, Coropoques) in den Wäldern des Rio da Pomba am genauesten bekannt sind. Interessante Reste dieser Koropo sind in der Babiloniahöhle gesammelt worden, doch gehören sie alle Frauen oder Kindern an. Das Skelett eines etwa achtjährigen Kindes lag zusammengedrängt in einem dicken Strickwerk, das sehr grob aber regelmäßig geflochten ist und völlig übereinstimmt mit dem Geflecht um peruanische Mumien. Es erhellt auf diese Weise, wofür auch sonst manche Thatsachen vorliegen, daß die Eigentümlichkeiten der südamerikanischen Völkerschaften sich keineswegs so scharf abgrenzen und auf so kleine Bezirke

Digitized by Google

beschränkt sind, wie man sich das früher vorgestellt hat. Der Schädel selbst hat einen Breitenindex von 81,2 und einen Höhenindex von 81,9, ist also ausgemacht hypsibrachykephal, zugleich ungemein prognath, was mit der auffälligen Größe der Schneidezähne zusammenhängt, und nähert sich der Form nach am meisten derjenigen der Schädel aus den alten Muschelbergen („Sambaqui") der atlantischen Küste Brasiliens. Seine Kapazität beträgt nach Virchows Messungen 1215 ccm. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1875, S. 160—180.)

Als Stammgenossen unter dem Namen Kren oder Gueren hat v. Martius die Horden zwischen den Flüssen Parahyba und Rio de Contos vereinigt, weil die schwächeren Banden jener Räume das Hauptvolk, die Botokúden, im brasilianischen Küstengebirge zwischen 15—20° s. Br. in Minas Geraes am Mukury Kren, Kran, Gueren, Guereng, Kerän zu nennen pflegen, was in der Botokudensprache dasselbe bedeutet wie Kran bei den Geshorden, nämlich die Häupter.

Die Botokuden, für die sich v. Martius des erst seit Anfang dieses Jahrhunderts aufgekommenen Namens Aimures oder Aymorés (auch Ambures) bedient, welcher wahrscheinlich dem Tupi entlehnt ist, nannten sich dem Prinzen Maximilian von Neuwied, der (in seinem Buche: Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. Wien 1825. 8°. Bd. II, S. 64—73) eine klassische Beschreibung von ihnen geliefert hat, Engeräckmung, was „wir Alte, die weit aussehen" bedeuten soll, und genau ebenso hörte sie J. von Tschudi sich selbst bezeichnen, der sie in den sechziger Jahren besuchte und längere Zeit mit ihnen verkehrte. Der Name Botokuden stammt von dem portugiesischen botoque, Stöpsel oder Faßspund, weil die Engeräckmung eine Holzscheibe von 10 cm Durchmesser in der aufgeschlitzten Unterlippe und dem ausgedehnten Ohrläppchen tragen, wie unsre Abbildung ersichtlich macht. Die Botokuden genießen den traurigen Vorrang unter den brasilianischen Wilden die allerniedrigste Stufe zu behaupten. Ausnahmsweise, möchten wir fast sagen, sind sie trotz ihrer geringen Entwickelung Menschenfresser geblieben. Sie waren berüchtigt ob ihrer Grausamkeit und Blutgier, weshalb ein förmlicher Vernichtungskampf gegen sie geführt, ja sogar das Blatterngift hinterlistig unter ihnen verbreitet wurde. Ihre Wohnstätten sind dürftige Schlupfwinkel, früher ganz primitive Laubhütten, jetzt etwas besser, da sie durch den Verkehr mit Brasilianern in den Besitz von Aexten kamen. Auf Feldbau verwenden sie nicht viel Mühe. Palmenkohl, wilder Honig und Wurzeln bilden die Hauptnahrung, dazu höchstens etwas Mais, Bohnen oder einige Kürbisse. Die Weiber bestellen die Küche in einfachster Weise, indem sie das Wild am Spieße, Wurzeln in der Asche, Kürbisse in der Erde braten, andre Vegetabilien in einem schlecht gebrannten Topfe oder auch nur in einem Gliede des riesenhaften Bamburohres sieden. Kleidung fehlt ihnen gänzlich. Als Waffen dienen Knüttel nebst Bogen von ungeheurer Länge und Tragkraft aus einem seidelbastähnlichen Strauche gefertigt und unvergiftete Pfeile. Die linke Hand wird, was andre Horden versäumen, mit einer Schnur umwickelt, um sie vor Verletzung durch die zurückschnellende Sehne zu schützen. Die Botokuden bedienen sich geschliffener aber undurchbohrter Steingeräte und leben in Polygamie oder richtiger in Weibergemeinschaft, in einem wechselnden Konkubinate. Eheliche Treue ist daher selten, vorwaltend dagegen Eifersucht gegen die momentan bevorzugte Frau, welche oft in barbarischer Züchtigung oder Totschlag sich kundgiebt. Merkwürdig ist, daß die Ehen, wenn man dieses Wort gebrauchen darf, meistens kinderreich sind und ihre Sprache einen Ausdruck für Schamröte besitzt. Auch beleben sie ihre Gelage mit freilich sehr rohen Gesängen. Die einzelnen Gesellschaften bestehen aus 10—60 waffenfähigen Männern mit ihren Familien, haben aber keine fixen Wohnsitze; nur das Jagdrevier wird nach besprochener oder stiller Uebereinkunft zwischen den einzelnen Banden festgestellt. Uebergriffe hierin rächen die Beteiligten durch Schlägereien in der rohesten Form eines Zweikampfes. Auf ihren Gebieten sorgen sie für Verkehrsmittel, denn sie bauen schwebende Seilbrücken aus Schlingreben. Der Hordenführer übt nur geringe Macht aus; seine Würde ist nicht erblich, und sein Ansehen reicht nicht einmal hin die Streitigkeiten in der Gemeinschaft selbst zu schlichten, deren Veranlassung meist die Weiber geben. Das Aussehen der Botokuden ist hauptsächlich durch das erwähnte Lippenpflöckchen,

Digitized by Google

welches ein fortwährendes ekelhaftes Geifern aus dem dadurch offen erhaltenen Munde veranlaßt, dann durch die tonsurartige Haarschur und die scheußliche Bemalung der Gesichter verunstaltet. Mit Vergnügen wird man hören, daß das jüngere Geschlecht sich der Unsitte der Lippen- und Ohrenhölzer entwöhnt hat. Die Indianer können diese Holzscheiben nach Belieben aus den Lippen herausnehmen und hineinstecken. Beim Essen nehmen sie dieselben gewöhnlich heraus; sie können übrigens das Kaugeschäft auch mit dem Pflocke trefflich ausführen. Sowohl die Lippen- als auch die Ohrhölzer werden zu Hause und bei den gewöhnlichen Beschäftigungen in der Regel nicht eingehängt. Bei den Frauen sind die Lippen- („Betos") und bei den Männern die Ohrpflöcke („Betô-apôc") allgemeiner. Die Hautfarbe ist ein schmutziges Braun, bald heller und bald dunkler. Sonst ist die Körperbildung der Botokuden keineswegs häßlich, ja nach dem Prinzen von Neuwied haben sie einen besseren und schöneren Bau als die übrigen Ostbrasilianer. Nach J. J. von Tschudi sind die Botokuden im ganzen genommen kräftige Gestalten von mittlerer Größe, einzelne Individuen sind sogar groß zu nennen. Er hat mehrere gesehen, die 1745—1770 mm maßen. Der Oberkörper ist stark entwickelt und muskulös; der

Botokuden vom Rio Doce.

Bauch der Weiber meistens groß und unförmlich. Bei beiden Geschlechtern sind die Extremitäten sehr schlank und fast außer Proportion, Hände und Füße zierlich. Das Haar ist rabenschwarz, schlicht und stramm. Oft wird es am Hinterkopfe und drei Finger breit über den Ohren querüber ganz glatt wegrasiert und zwar mit den messerscharfen Rändern von Abschnitten des Bambusrohres. Die Stirn ist durchschnittlich niedrig. Die Backenknochen sind stark entwickelt, vorspringend, die lebhaften Augen eher klein als groß und immer etwas schief geschlitzt. Die Nase ist bald kalmückenartig eingesattelt, bald gerade, bald sanft gebogen, die Flügel immer etwas erweitert. Der Mund ist im allgemeinen weit gespalten, die Lippen sind bald stark, bald etwas weniger wulstig aufgeworfen. Uebrigens ist die Gesichtsbildung so außerordentlich verschieden, daß unser Gewährsmann als das einzige typische Merkmal nur die schiefe Stellung der Augen gelten läßt. Virchow hat an einem Botokudenschädel des Stockholmer Museums und später an vier andern Botokudenschädeln vom Stamme Poton oder Poté Messungen angestellt und für dieselben im Mittel 75 als Breiteninder, 76 als Höheninder und 100 als Höhenbreiteninder berechnet. Es handelt sich also um Dolichokephalen mit verhältnismäßig großer Höhe des Scheitels. „Diese Schädel waren ausgestattet mit sehr kräftigen und ausgedehnten Muskelmassen, namentlich an den großen Unterkiefern und an den

Digitized by Google

außerordentlich hohen Linien, bis zu welchen die Kaumuskeln hinaufsteigen und welche sich weit über die Scheitelhöcker erheben. Dazu kommt ein großes hohes Gesicht mit niedrigen Augenhöhlen, verhältnismäßig schmaler Nase, mäßig vortretendem Gebiß, sehr gerade stehenden Zähnen, einem stark vorspringenden, dreieckigen Kinn und — besonders auffällig — mit senkrecht aufsteigenden, überaus breiten Kieferästen, welche den Eindruck der größten Gewalt des Kauapparates hervorbringen. Ebenso mächtig sind die Flügelfortsätze, deren Blätter ganz ungewöhnliche Dimensionen erreichen." Sehr auffallend ist auch, daß das Jochbein, das gleichfalls mit dem Kauapparat in näherer Beziehung steht, am hintern Rande seines Stirnfortsatzes überall, selbst an einem jugendlichen Schädel, einen Höcker von überraschender Stärke zeigt, den Virchow als Tuberositas temporalis ossis malaris bezeichnet. Uebrigens hat sich herausgestellt, daß auch hier, bei einem Volke, welches im ganzen in sehr einfachen Verhältnissen und unter sehr gleichmäßigen Umständen lebt, große individuelle Differenzen vorhanden sind. Die Kapazität schwankt bei den gemessenen Schädeln zwischen 1230—1330 ccm, beträgt aber bei dem Stockholmer Botokuden 1525 ccm. Virchow macht auch auf die Eigentümlichkeit zweier Botokudenskelette des Berliner anatomischen Museums aufmerksam, an welchen der erste Lendenwirbel eine Gelenkfläche für die Anheftung einer kleinen Rippe besitzt. Aehnliche Fälle sind auch sonst wohl bekannt, indes ist der Fall von dreizehn Rippen und noch dazu auf beiden Seiten doch ein sehr seltener und er stellt eine ausgezeichnete Tierähnlichkeit dar. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1875, S. 161—164.) Nach den Untersuchungen der Dr. Lacerda und Rodriguez Peixota sind auch von allen Indianern Brasiliens die Botokuden jene, welche sich der primitiven Bevölkerung des Landes, wie sie aus alten Gräberfunden bekannt ist, am meisten nähern. (Rev. d'Anthrop. 1878, S. 157.) Die Gemütsart der Botokuden beurteilt v. Martius günstig und manche Berichterstatter haben sie von liebenswürdigem Charakter gefunden, tapfer, uneigennützig, mäßig und dankbar. Seitdem man anfieng, sie freundlich zu behandeln, gelang es eine Anzahl an bleibende Wohnsitze und an Landbau zu gewöhnen. Tschudi bezeichnet sie indes als armselige träge Wilde und nach Peschel stehen sie vielleicht dem Urzustande am nächsten. Als ihre höchste Leistung erachtet dieser Gelehrte, daß die Nanenuk, eine ihrer Horden, wie Tschudi erzählt, drei Jahre nacheinander genau am 6. September bei einer brasilianischen Niederlassung sich einstellte, um dort vertragsmäßig mit einem jährlichen Festschmaus bewirtet zu werden, so daß sie also irgend eine Zeitrechnung sich angeeignet haben müssen. (J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1866. Bd. II, S. 285.) Der nämliche Reisende berichtet auch von einem talentvollen Botokudenknaben, der sorgfältig erzogen es zuletzt so weit brachte, daß er sich das Doktordiplom bei einer medizinischen Fakultät in Brasilien erwarb, dann aber plötzlich verschwand und nach längerer Zeit unter einer Botokudenhorde in seinem ursprünglichen Naturzustande wieder angetroffen wurde. Die Botokuden reden zwar alle die nämliche mit vielen Nasentönen aber keinen Kehllauten ausgestattete Sprache, aber die dialektischen Verschiedenheiten sind nicht bloß zwischen den einzelnen Stämmen, sondern sogar zwischen den Horden der einzelnen Stämme sehr beträchtlich, ja v. Martius will sogar im Kreise einzelner Familien dialektische Verschiedenheiten beobachtet haben. Sie sollen im Monde den Urheber der Schöpfung verehren. Ihr gänzliches Verschwinden ist übrigens unabwendbar.

Unzweifelhaft zu den Kren gehören nach v. Martius auch die Koroado (d. h. die Geschorenen, Tonsurierten), unter welchen am untern Parahyba und nördlich von diesem Flusse einige zu einer Art Halbkultur geführt worden sind, und die ihnen nahe verwandten Puri, mit welchen man erst in späterer Zeit mehr in Berührung gekommen ist. Beide sind aber bald nach der Abtrennung zu gesonderten Völkern mit abweichenden Sprachen und Sitten geworden; ja, die Koroado leben jetzt in Feindschaft mit den Puri so sehr, daß sie die erbeuteten Gliedmaßen der letzteren beim Trinkfest der „Vintassa" oder „Viru" (Maisgetränk) im Kreise abzusaugen pflegen. Durch ihre hervortretenden Jochbogen erhalten ihre Gesichtszüge einen mongolischen Typus, obgleich eine schiefe Stellung der Augen nicht bemerkt wird. Ein klein wenig scheint sie indes doch vorhanden zu sein, denn Oskar Canstatt entwirft von einer Koroadohorde, die er begegnete, folgende wenig einnehmende Schilderung. „Die erdfahle, schmutzig gelbgraue Farbe, die niedrige Stirn, das lange blauschwarze straffe Haar, die vorstehenden Backenknochen, der Mangel der Wimpern am untern Augenlide und der scheue hämische Blick aus den kleinen wenig schiefgeschlitzten Augen geben jedem einzelnen ein ganz abscheuliches Aussehen." (Brasilien, S. 87.) Früher wurden die Koroado zu den Menschenfressern gezählt, bis die Missionäre ihre Annäherung an die Weißen im Jahre 1800 zum ersten Male mit Glück

versuchten; seitdem ist ein Teil von ihnen am untern Parahyba und nördlich von diesem Flusse seßhaft geworden; doch hatten sie, als Prinz Max von Neuwied sie besuchte, kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart abzulegen. Dieser Forscher fand die Koroado noch sehr originell, von dunkelbrauner Haut, sehr markierten Gesichtszügen und rabenschwarzem Haar. „Ihre Häuser sind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr bedeckt, wie die der Portugiesen. Man sieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in einer Ecke Bogen und Pfeile angelehnt; ihr übrigens sehr einfacher Hausrat besteht in selbst verfertigten Töpfen, Schüsseln oder Schalen („Cuias") von Kürbissen und dem Kalebassebaum (Crescentia cujete, L.), Tragkörben von Palmblättern geflochten und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden, und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber sind sie besser gekleidet; man unterscheidet sie alsdann nicht von der ärmeren Klasse der Portugiesen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß. Die Weiber hingegen sind schon eleganter, tragen zuweilen einen Schleier und putzen sich gern. Alle sprechen portugiesisch, unter sich aber gewöhnlich ihre Nationalsprache. Die Sprachen der Koroado und Koropo sind sehr nahe miteinander verwandt, auch verstehen beide mehrenteils die Puri." (Neuwied, Reise nach Brasilien, Bd. I, S. 107—108.) In einem Hause wohnt stets bloß eine Familie. Die Mutter gebiert im Walde, und trennt den Nabelstrang mit der Hand oder den Zähnen ab. Mutter und Kind werden dann bei einem Trinkgelage von dem „Paje" (Zauberer) mit Tabak geräuchert. Ehemals begruben die Koroado ihre Anführer in länglichen irdenen Gefäßen, die man „Camucis" nannte, und zwar in sitzender Stellung; früh, wenn der Tag anbrach, badeten sie sich, allein diese Gebräuche haben sie schon verlassen. Von den Puri, welche unter allen Stämmen der Ostküste für die kleinsten gehalten werden müssen, entwirft Prinz Neuwied eine ebenfalls nicht allzu schmeichelhafte Schilderung. (Reise nach Brasilien, Bd. I, S. 111—121.)

Der schönste Indianerstamm Brasiliens ist jener der **Guato** oder **Guató**, welche unter keine der übrigen Völker- und Sprachgruppen Südamerikas mit Sicherheit untergebracht werden können. Sie sind in mehreren Gegenden der Provinz Matto Grosso wie am Rio Paraguay und an den großen mit diesem Flusse in Verbindung stehenden Seen noch ziemlich häufig. In ihrem Aussehen sind sie nicht allzusehr von der kaukasischen Menschenrasse verschieden, und die Männer besitzen einen ziemlich starken Bartwuchs. Ihre Weiber tragen das lange unbeschnittene Haupthaar lose über den Schultern herabhängend, die Männer aber dasselbe in einem Schopf zusammengebunden, während zuweilen ein Strohhut das Haupt bedeckt. Bis auf eine Schürze um die Lenden sind sie unbekleidet, schmücken sich aber gerne mit einem Pflöckchen in der Unterlippe, kleinen Federbüschen in den Ohrläppchen, mit Halsbändern aus Krokodilzähnen und andern Dingen. Den größten Teil ihres Lebens verbringen die Guato in ihren Kähnen oder Piroguen, welche sie bei eintretendem Hochwasser mit Weib und Kind besteigen und wochenlang nicht mehr verlassen. Sie wohnen nur familienweise beisammen und fühlen sich so an die Gewässer hingezogen, daß sie selbst zum Bau ihrer Hütten sich meistens Stellen in den unwirtlichsten Niederungen oder Sümpfen aussuchen. Auch ihr Hausgerät ist sehr einfach und besteht nur aus einigen Tierfellen, welche sie durch ihre Lieblingsbeschäftigung, die Jagd, erbeuten. Ihr Jagdgerät bilden Pfeil und Bogen von außergewöhnlicher Größe, deren leichte Handhabung von ihrer Körperstärke und Gewandtheit zeugt; auch ihre bis zu 4 m lange Lanze wissen sie trefflich zu führen und greifen damit kühn den Tiger an. Selten wohnt mehr als eine Familie, in der nie mehr als ein Mann sich findet, vereint zusammen. Die Zahl der Frauen

Digitized by Google

dagegen beträgt drei bis zwölf und sobald ein Knabe erwachsen ist, trennt er sich von den Seinigen, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Zu bestimmten Zeiten und nur zweimal jährlich vereinigen sich die Männer gewöhnlich zwei Tage an Orten, welche eine gewisse religiöse Verehrung genießen, um etwaige Angelegenheiten ihres Stammes zu besprechen. Ihre verhältnismäßig sehr hohe Geistesentwickelung steht in auffallendem Gegensatze zu ihrer Lebensweise; auch ihre Sprache klingt weich und wohllautend, besonders im Munde der nicht unschönen, aber schwermütig dreinschauenden Frauen. Die Guato besitzen ein höher entwickeltes Zahlensystem als die übrigen brasilianischen Indianer. Sie glauben auch an ein göttliches Wesen und daß nach dem Tode die Seelen derjenigen, die sich auf Erden gut betragen haben, fortdauern, wogegen die der Bösen vernichtet werden. In den Paraguaygewässern pflegen diese interessanten Ichthyophagen mit ihren milden Sitten und ihrer kindlichen Neugierde sich oft auf ihren flinken Booten den Schiffen der Reisenden zu nähern, um ihnen Lotsen- oder Rudererdienste anzubieten oder allerlei zu erfragen und zu erbitten, wobei sie oft in mangelhaftem Portugiesisch sich sehr beredt und mitunter schlagend auszudrücken verstehen.

Weiter nördlich, auf den Wasserscheiden zwischen Amazonas und den Laplataströmen, genauer zwischen dem Madeira und Tapajoz einerseits und dem Paraguay anderseits sitzen die Parexi oder Parecis (Paricis), richtiger Poragi geschrieben, d. h. Leute des Oberlands, Oberländer. Sie bewohnen ein an Binnenseen und überflutenden Flüssen reiches Gebiet mit Sümpfen, dichtem Schilfwuchs und unwegsamen Wäldern, und sind auf Fischfang und Ackerbau angewiesen, übrigens unkriegerisch ihrer Sinnesart nach. Sowohl die an den Gewässern seßhaften, wie auch diejenigen ihrer Stammgenossen, welche weiter landeinwärts wohnten, waren friedfertig und gelehrig und fielen deshalb sehr bald in die Dienstbarkeit der Weißen, wodurch sie so aufgerieben wurden, daß die meisten der ehemaligen Stämme gegenwärtig nur noch in Trümmern vorhanden, andre ganz verschollen sind.

Nur folgende Horden dürften jetzt noch von diesem Volke zu nennen sein: die eigentlichen Parexi in den gleichnamigen Serra und Campos; die Guatschié oder Guachi, in schwachen Ueberresten bei Miranda hausend und durch die Sitte der Weiber, sich der Nachkommenschaft vor der Geburt zu entledigen, dem Absterben entgegenschreitend; die Kabixi oder, wie sie selbst sich nennen, die Piaka, teilweise nomadisch auf den Campos dos Parexis, teilweise am obersten Juruena, an den östlichen Zweigen des Guaporé und der südlichen Zuflüsse des Madeira ansässig; die Mambarebi (Maimbarés) teilweise mit den vorigen zusammenfallend, teilweise weiter nördlich wohnend; endlich die Bakahiri (Baccairis, Bacuris, Pacuris), welche noch weiter gegen Norden an den Zuflüssen des Tapajóz und auf der Wasserscheide des Arinos und des Xingú wohnen.

Werfen wir einen Blick auf die materiellen und geistigen Zustände der Indianer, so kann man behaupten, daß die Horden im östlichen Südamerika von Jagd, Fischfang und Ackerbau gelebt haben, auch die Zucht von Haustieren ihnen nicht gänzlich fremd, die Milchwirtschaft dagegen ihnen völlig unbekannt war. Der Bau von Feld- und Baumfrüchten ist uralt in Amerika und muß aus botanischen Gründen in eine lange Reihe von Jahrtausenden zurückreichen. Unter der Pflege der sogenannten „Wilden", also als Kulturgewächs, wurde

Digitized by Google

zur Zeit der Entdeckung eine Palme angetroffen; auch den Mais kannten sie und bauten ihn an, aber er war nicht die Hauptstütze ihrer Ernährung; diese lieferte vielmehr die Mandiokapflanze (Kassave) oder Manihot utilissima, von welcher die Manaoshorde nicht weniger als 35 Sorten unterscheidet. An tierischer Nahrung ist in Südamerika nirgends ein Mangel, und die Eingebornen sind geschickte Jäger. Ergiebig jedoch, um für längere Zeit die Küche zu versorgen, ist nur der Fisch- und Schildkrötenfang. Der Indianer stellt den Fischen auf alle erdenkliche Arten nach mit Schnur und Haken, mit Netzen, mit Reusen, mit Abdämmen von Stauwasser, mit Pfeil und Wurfspieß, unter Fackelbeleuchtung und unter Anlockung durch starkriechende Gewächse, endlich durch Betäubung, indem er die Fischwasser vergiftet. Die südamerikanischen Indianer, besonders jene des Amazonasgebietes, sind überhaupt große Giftmischer und sie verstehen es, ihren Geschossen eine tödliche Wirkung zu verleihen.

Das Pfeilgift war schon zur Zeit der spanischen Konquista ein Gegenstand eifriger Forschungen und ist es bis auf die neueste Zeit geblieben. Es wird auf mancherlei Art bereitet, unter andern aus dem Milchsafte des Manschenillebaumes (Hippomane Mancenilla), dessen sich wenigstens die Inselkariben und, nach Angabe der alten spanischen Autoren, auch einige Stämme am venezuelanischen Gestade und auf der Landenge von Darien bedienten. Allein diese Pfeilsalbe war nicht das Gift aller Gifte, das gefürchtete „Kurare“ oder „Urari“, auch „Wurrara“ oder „Wurali“ genannt. Es ist in Europa bereits seit 1595 bekannt. Sir Walter Raleigh brachte die ersten damit vergifteten Pfeile aus dem eben entdeckten Guyana mit nach England. Lange herrschten jedoch über die wahre Natur und die Bestandteile desselben die irrtümlichsten und widersprechendsten Ansichten, indem man es gerne für Schlangengift ansah. Erst Emil Carey, ein neuerer Reisender, klärte die Widersprüche auf, indem er nachwies, daß das Kurare nicht von allen Indianern auf dieselbe Weise zubereitet werde, daß der wesentliche und nie fehlende Bestandteil der giftige Saft einer zur Strychninfamilie gehörenden Liane sei. Auf seiner amerikanischen Reise zu Anfang unsres Jahrhunderts wohnte Alexander von Humboldt der Zubereitung des Kurare bei, ein Fest, das der Weinlese gleicht und fiesta de la juvias genannt ward; den eigentlichen Prozeß durfte er aber nicht sehen. Auch Hr. v. Martius und der jüngere Schomburgk haben das Gift bereiten sehen, desgleichen der Engländer Paul Marcoy. Dieser, welcher einige Zeit bei dem Amazonasstamme der Yahua zubrachte, ließ durch einen dort stationirten Missionär einen Yahua um Mitteilung über die Bereitungsart des Giftes ersuchen. Der Wilde gab zwar einen Topf voll seiner Giftpomade her, wollte jedoch über die Bestandteile und die Verfertigungsweise nichts verlauten lassen, auch dann nicht, als ihm ein verhältnismäßig großes Geschenk, ein Klappmesser, in Aussicht gestellt wurde. Dagegen konnte ein andrer dem Reize eines blanken Tischmessers nicht widerstehen. Er murmelte einiges über den Saft eines Strauches und einer Schlingpflanze, aber näher wollte er sich nicht darüber auslassen. Nach langem Unterhandeln und nachdem sich der Wilde noch immer nicht zu weiteren Mitteilungen verstanden, bot man ihm drei schöne blanke Messer für das Ausplaudern seines Geheimnisses an und solche Lockung machte den Indianer, welcher noch einen Gefährten bei sich hatte, in seinem ersten Entschlusse wankend. Einen Zweig von dem rätselhaften Strauche und ein Stück von der Liane versprachen sie nun herbeizuschaffen; Blumen und Früchte, die Marcoy auch zu sehen verlangte, behaupteten die Indianer, in dieser Jahreszeit nicht beschaffen zu können. Drei Tage ließen sich hierauf beide Indianer nicht mehr sehen, bis sie endlich mit einem dürren Zweige voll länglicher Blätter und einer Fruchttraube beladen wiederkehrten. An der Traube hiengen holzige, kernige Beeren von schwarzem, samtartigem Aussehen, in deren ockergelbem Inneren vier Körner lagen. Außerdem brachten sie ein unansehnliches Stück Liane mit weißer, birkenartiger Rinde mit. Es handelte sich nun darum, etwas Näheres über die Zubereitung des Giftes zu erfahren. Die beiden Wilden wollten jedoch unter den Augen der Europäer nur dann dieselbe vornehmen, wenn man ihnen noch acht Fischhaken geben würde. Erst nachdem sie diese erhalten, nahm die Sache ihren Anfang. Der ältere der beiden Wilden nahm einen neuen irdenen Topf und füllte ihn mit Wasser, während der andre Reisig um ihn legte und dieses mit Ameisenzunder in Brand steckte. Der letztere

Digitized by Google

besteht aus einem klebrigen, hellrötlichen Stoffe, mit welchem eine gewisse Ameisenart das Strauchwerk überzieht, der an der Luft rasch trocknet und vermöge seiner weichen, schwammigen Beschaffenheit leicht in Brand gerät. Noch ehe das Wasser recht kochte, warf der Indianer von dem mitgebrachten Zweige kleine Stücke hinein und im Nu nahm die Flüssigkeit eine gelbe und dann rostbraune Färbung an. Nach zwei Stunden entfernte dann der Wilde Blätter und Holz aus dem Gebräue, indem er dafür etwas von der Schlingpflanze hineinschabte und das Feuer stärker schürte. Vorsichtig schöpfte er hierauf den dick aufwallenden Schaum von der Mischung ab, zog aus einem Behälter drei kleine Päckchen und schüttete deren Inhalt in den Topf. Wie er sagte, waren es zerriebene Stacheln eines Fisches, pulverisierte Giftdrüsen und Giftzähne von Schlangen und getrocknete Feuerameisen. Wiederum blieb die Masse zwei Stunden lang im Kochen, bis sie ganz sirupartig und dick geworden war. Dann nahm der Yahua sie vom Feuer, legte zwei Stäbe über den Topf, breitete ein großes Blatt darüber und bedeckte dieses mit Erde. Andern Tages zerschlug man den Topf und Marcoy erblickte einen harten, schwarzen Klumpen, der sehr schwer zu sein schien. Es war das vielgenannte Urarigift. Wer Lanze oder Pfeil damit vergiften will, braucht es nur dem Feuer nahe zu halten, dann wird es weich und überzieht mit Leichtigkeit die hineingetauchte Waffe.

Dr. Jobert hat auch eines der berühmtesten Pfeilgifte Amerikas, jenes der Tekuna-Indianer unter seinen Augen bereiten lassen und sich überzeugt, daß nur vegetabilische Stoffe zu demselben verwendet werden. Die vorzüglichsten Bestandteile dieses Präparates sind folgende: 1. Das Urari uva, eine Schlingpflanze vom Charakter der Strychneen, vielleicht Strychnos Castelneana (Weddell). 2. Das Eko oder Pani von Maharâo, eine Schlingpflanze vom Charakter der Menispermaceen, vielleicht Cocculus toniferus (Weddell). Die Nebenbestandteile sind: 3. Eine Aroïdee, die Taja. 4. Die Coné oder Mucuraca-ha (Didelphis cancrivora?), welche das Ansehen einer Amarantacee hat. 5. Drei Pfefferarten (von der Gattung Artanthe?). 6. Das Tau-ma-gere oder die Tukan-Zunge. Bei der Bereitung des Giftes beobachten die Indianer folgendes Verfahren: Sie schaben die erste, sehr dünne Rinde von den entwickeltsten Zweigen des Urari und Eko und vermengen die Späne im Verhältnisse von 4 Teilen des ersteren und 1 Teil des letzteren. Dieses Gemenge wird mit der Hand geknetet und dann in einen Trichter aus Palmenblättern gegeben, in welchem man es mit kaltem Wasser auslaugt, das sieben- oder achtmal wiederholt aufgegossen wird. Die Flüssigkeit färbt sich dabei rot. Die Indianer lassen sie dann mit Stückchen von Aesten der Taja und Mucura beiläufig durch 6 Stunden bis zur dicklichen Konsistenz abdampfen. Man setzt dieser Flüssigkeit nunmehr die Raspelspäne der Pfefferarten zu. Nach wiederholtem Aufkochen wird die Masse der Abkühlung überlassen und erlangt hierbei die Konsistenz einer dichten Wachsmasse. Jobert hat jedes der Elemente dieser Komposition abgesondert untersucht und gefunden, daß das Urari und Taja die wirksamsten seien, während das Pani weniger akute Zufälle verursacht; er hält es daher für nützlich, die Studien über die Wirksamkeit jedes einzelnen dieser Stoffe abgesondert fortzusetzen.

Das echte Gift stammt also jedenfalls von einer Pflanze und zwar aus der Rinde und dem Splint von Strychnos toxifera; außer dieser Pflanze dienen noch zwei andre Gattungen Strychnos Castelneana und Strychnos Crevauxii zur Bereitung des Curare, welches die Eingebornen übrigens auch bei Starrkrampf anzuwenden wissen. (Bull. Soc. geograph. Paris 1881. Bd. II, S. 20.) Das Gift selbst ist das Alkaloid Curarin, dessen Wirkung im gereinigten Zustande noch zwanzigmal stärker sein dürfte, als die von den Indianern bereitete Salbe, der sie gleichsam als Epitheton ornans noch manches andre hinzufügen, Kröten-, Schlangen-, Spinnengift u. s. w. Es wirkt nur, wo es mit dem Blute in Berührung kommt, also in einer Wunde, dann aber außerordentlich jäh; dagegen nimmt das Fleisch der mit Pfeilgift getöteten Tiere nichts von den giftigen Eigenschaften desselben an, sondern kann ohne jeden Nachteil genossen werden; auch kann man es wie das Schlangengift völlig unschädlich aussaugen und im Magen aufnehmen. Der Name Urari stammt aus dem Tupi und wird zerlegt in ur kommen, ar fallen und y er, sie oder es. Urari bedeutet also: „wo ich komme, fälle ich es", dem Sinne nach an veni, vidi vici erinnernd. Wenn das Gift vor Feuchtigkeit und Schimmel bewahrt bleibt, behält es seine Wirkung eine geraume Zeit; nach spätestens anderthalb Jahren aber wird es brüchig, schimmlig und taugt nichts mehr. Die Indianer wissen sofort, wie alt das Gift ist und von welchem Stamme es bereitet wurde, prüfen auch, ehe sie ihre Geschosse versenden, seine Kraft an Eidechsen oder Fröschen; oft liegt ihnen sogar daran, daß es schwach wirke, wenn sie ein Tier nur betäuben und in ihre Gewalt bekommen

Digitized by Google

wollen. Der Tod infolge von Giftwunden wird für sehr schmerzhaft gehalten, denn es tritt eine Lähmung der Bewegungsnerven von der Peripherie nach dem Zentrum ein, und er hat daher Aehnlichkeit mit einer Vergiftung durch eine übermäßige Chloroformierung.

Nicht nur gegen ihre Feinde, sondern auch auf der Jagd bedienen sich die Indianer Brasiliens und Guyanas mit Ausnahme der Tupistämme, welche überhaupt keine vegetabilischen Gifte verwenden, des Curare und außer einer genügenden Anzahl vergifteter Pfeile pflegen sie auch noch einen kleinen Giftvorrat in einem thönernen Näpfchen oder einer Kürbisschale bei sich zu tragen. Wegen dieser doppelten, sowohl kriegerischen als weidmännischen Verwendung ist das Pfeilgift den Indianern jener Gegenden, was das Schießpulver den Europäern, und es bildet daher auch den Gegenstand eines lebhaften Tauschhandels unter ihnen. Die Indianer vom Rio Negro, Orinoko und selbst vom Amazonas kommen häufig sogar in ganzen Karawanen, um das von den Makuschi bereitete Urari einzutauschen gegen die zu den Blasgeschossen dienenden Schilfrohre. Auch die Yahua treiben einen schwunghaften Handel mit dem von ihnen erzeugten Gift und am Orinoko haben, wie Dr. Crevaux berichtet, die Piraoa das Monopol zu Fabrikation des Curare.

Der Indianer steht als Weidmann sehr hoch, teils weil seine Sinne durch beständige Uebung geschärft worden sind, teils weil er genau die Sitten und Gewohnheiten des Wildes kennt, dem er nachstellt. Er zeigt zugleich, daß unter allen fleischfressenden Tieren der Mensch die gefährlichste Bestie ist, nicht bloß durch seine sinnreichen Waffen, sondern auch durch seine List und Tücke. Während der Indianer gleichgültig ist gegen seine Sprache, übt er mit größter Sorgfalt die Nachahmung der Tierstimmen. Genau berechnet er Entfernung und Geschlecht des Wildes, leise erhebt er die Lockstimme und durch Verstärkung des bösen Zaubers zieht er das Tier bis in den tötlichen Bereich. Höchst merkwürdig sind aber seine Beziehungen zu den Tieren, die er zähmt. Das Innere seiner Hütte gleicht oft einer Menagerie. Man findet dort Papageien, deren Gefieder er künstliche Farben zu geben versteht und die er sprechen lehrt, Affen von allen Gattungen, die ihn durch ihre uneinstudierten Komödien ergötzen, den Hund der alten Welt, mit dem er sich rasch verständigt hat, dann aber auch Haushühner, denen er die schmackhaften Hokko und, der Schönheit wegen, vier Arten des Trompetervogels (Psophia) beizugesellen versteht.

Die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten ist freilich sehr gering, doch waren alle Anfänge vorhanden, die zu einer höheren Entfaltung hätten führen können. Keinem Stamme fehlt eine Priesterzunft. Die „Pajé“ („Piache“, „Boite“) sind wie die sogenannten Medizinmänner Nordamerikas ihrem geistigen Handwerk nach Schamanen, welche hauptsächlich darauf ihr Ansehen gründen, daß sie Krankheiten durch Austreibung böser Geister heilen wollen. Der Pajé wie der Piaï ist auch Träger der historischen Erinnerungen und Mythen. Er erzählt sie nächtlicherweile den jungen Leuten des Dorfes. Deutlich sieht man hier den Keim höherer geistiger Zustände, zu denen sich, sehr langsam vielleicht, schließlich aber doch die Indianer erhoben hätten, wenn sie von der Berührung mit der alten Welt verschont geblieben wären. Es waren aber auch nur Keime, denn im ganzen Südamerika diesseits der Anden findet sich auch nicht ein Denkmal irgend einer bedeutsamen Vergangenheit, außer den rohen in die Felsen geritzten Bildern, die am Orinoko, am Amazonas und an den Flüssen der drei Guyana gesehen werden. Diese sind aber, wie Dr. Richard Andree wohl ziem-

Digitized by Google

lich unwiderleglich nachgewiesen (Globus, Bd. XXXIX, S. 247), nichts weiter, als die müßigen und rohen Anfänge primitiver Kunst.

Die Völker der Pampas.

Indem wir uns gegen Süden wenden, treten wir Völkern näher, welche so wie die Natur des Landes, das sie bewohnen, in ihrer Lebensweise der vollendetste Gegensatz zu den Indianern Brasiliens und den „zivilisierten" Guarani Paraguays bilden. Während die Tupi nur in Waldländern angetroffen werden, sind diese Bewohner der Steppen oder, da wir uns im südlichen Amerika befinden, der Pampas, welche sie als Reiternomaden wandernd durchstreifen, angewiesen auf die Erträgnisse von Jagd, Fischerei und die Früchte der wenigen Wälder. Alle eigentlichen Pampasindianer sind ursprünglich Jägervölker. In ihrer Lebensweise hat sich aber vieles verändert, seit sie mit den Europäern in Berührung kamen. Sie haben durch dieselben Haustiere erhalten und sind seitdem auch Hirten geworden. Sie eigneten sich das Roß an und wurden Reiternationen. Nun sind sie noch weit mehr als früher Landstreicher, wenn der Ausdruck erlaubt ist; sie müssen in verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weiden aufsuchen, damit ihr Vieh sich ernähren kann; sie kommen vermittelst der Pferde rascher von der Stelle, verweilen aber selten lange Zeit in derselben Gegend. Das Land, welches sie durchstreifen, ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, flach. Ihr Gebiet erstreckt sich von der noch so wenig gekannten Wüste des Gran Chaco am rechten Ufer des Paraguay und seinen westlichen Zuflüssen von etwa 19° s. Br. bis an die unwirtsamen Gestade der Magelhaesstraße. Im Süden bedingt die trostlos dürre Ebene einen Wechsel des Aufenthalts für Stämme, welche sich vorzugsweise auf die Jagd angewiesen sehen, denn das Wild zieht dorthin, wo es Wasser findet. Auch höher nach Norden hin, im Gran Chaco, wo freilich Völker andern Stammes, aber im wesentlichen mit Pampascharakter wohnen, ist alles Ebene, die in der Regenzeit zu beträchtlichem Teil unter Wasser steht und dann unbewohnbar ist. So bedingt auch hier die Jahreszeit einen Wechsel des Aufenhaltes. Kein Pampasindianer läßt sich zum Ackerbau herbei, er ist auch kein Schiffer, weil es ihm in seinem holzarmen Lande an Material fehlt, Fahrzeuge zu bauen. Ganz Amerika kennt keine stolzeren, hochfahrenderen Krieger, als sie sind, und es ist den Spaniern nie gelungen, sie zu unterwerfen; sie leben heute noch so frei und unabhängig wie vor zweihundert Jahren. Auch unter ihnen lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden. Da sind zunächst die schon unter den Indianern Brasiliens aufgezählten

Guaykuru, die wir aber wegen ihrer Zugehörigkeit zu den Pampasindianern erst hier abhandeln. Martius' Völkerkarte vereinigt zu einer Gruppe unter diesem Namen Guaykuru (Uaicurus, Quaycurus) Stämme, von welchen einige von den Spaniern Lenguas, Zungenindianer, geheißen werden, weil sie in die

Digitized by Google

Unterlippe ein zungenartiges Holzstück einsetzen. Zur Zeit der Ankunft der europäischen Entdecker waren die Guaykuru das streitbarste Volk in jener Gegend und außerordentlich kriegerisch. Sie wohnten auf der Westseite des Paraguayflusses im Gran Chaco und dort suchten sie eine Zuflucht vor den Eroberern, sind auch unabhängig geblieben bis auf den heutigen Tag. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebten sie vorzugsweise von der Jagd und unternahmen Raubzüge in das Land der Guarani, denen sie Mais und andere Feldfrüchte wegnahmen. Sie selbst verachteten den Ackerbau und rühmten sich, niemals auf das Haupt geschlagen worden zu sein. Insofern sich erbliche Häuptlinge unter ihnen befinden, stehen sie gesellschaftlich höher als andere Stämme. Bei ihnen herrscht auch eine besondere Männer- und Weibersprache, wenigstens bedienen sich für verschiedene Gegenstände und Begriffe die Frauen andrer Ausdrücke als die Männer. Die Guaykuru selbst nennen sich in ihrer Sprache Qaekakalot, denn Guaykuru wird aus dem Tupi abgeleitet und soll „Schnellläufer" bedeuten, womit übrigens Spanier und Portugiesen überhaupt die verschiedenen Indianer bezeichneten, welche sich den Gebrauch des in der Pampa verwilderten Pferdes angeeignet haben. Die Guaykuru in Paraguay stehen noch im Verkehr mit den im Gran Chaco zurückgebliebenen Stammesverwandten und verbünden sich mit denselben gern zu Raubzügen. Ein Teil von ihnen hat Bogen und Pfeile mit Feuerwaffen vertauscht, welche sie mit der zugehörigen Munition von den Brasilianern in Mattogrosso einhandeln. In Brasilien halten sich mehrere zu den Guaykuru gehörende Horden unter verschiedenen Namen auf, wie die Atiadeo in der Umgebung von Albuquerque und Nova Coimbra, die Adioeo in der Umgegend von Miranda, die Jnami oder Enima, welche die eigentlichen Zungenindianer sind, und die etwas milderen gesitteteren Guana, die auch in Paraguay vorkommen. Der nordöstlichste der Guaykurustämme ist jener der Payagua oder Payagoa, welche am Paraguay, vom Einflusse des Taquari bis etwa fünf Grade abwärts, wohnen. Zwischen dem Paraguay und dem Pilcomayo wohnt das Volk der Guaykuru im engeren Sinne und westlich davon, jenseits des Pilcomayo, die Mbokobi. Am Rio Bermejo finden wir die Lule Mataguayo, Chunupi, Malbala und Toba, schöne kräftige Menschen, schon seit der spanischen Zeit durch ihre Tapferkeit bekannt, und zwischen dem unteren Pilcomayo und Bermejo die Mbaya, die schönste Indianernation Paraguays. Die Größe der Männer beträgt durchgehends 1,77 — 1,80 m und dabei ist der Körper wie bei mehreren Chacoindianern, mit Ausnahme des Kopfes, so regelmäßig und kräftig gebaut, daß er als Modell für einen Herkules dienen könnte. Der Kopf dagegen ist im Verhältnis zum Rumpfe etwas zu klein und die Gesichtszüge sind denen der Guarani ähnlich, nur daß das Antlitz weniger flach erscheint und eine mehr ovale Gestalt hat. Alle diese Indianer besitzen zum Teil Rindvieh, Schafe und Pferde, wenden aber nur den letzteren Aufmerksamkeit zu, da diese für ihre Existenz notwendig geworden sind. Als kühne Reiter durchstreifen sie das ganze Gebiet des Gran Chaco und ziehen den unsicheren Erwerb durch Jagd und Raub den Beschäftigungen mit der Viehzucht und dem Ackerbau vor.

Digitized by Google

Im Süden zwiſchen dem Parana und Salvado und über dieſen hinaus bis an den Rio Dolce ſitzen die Abiponer, welche ehemals die Provinz Chaco bewohnten, nun aber auch in Paraguay, öſtlich von Parana, angeſiedelt, übrigens dem Ausſterben nahe ſind. Die einſt ſehr mächtige Nation iſt ein hübſcher kräftiger Menſchenſchlag von ziemlich heller Hautfarbe und regelmäßigen Geſichtszügen. Die Abiponer ſind tapfere Krieger, tüchtige Reiter, aber auch verſtockte Heiden, unter welchen alle Miſſionen wirkungslos blieben; ſie üben Vielweiberei, ſind aber ſonſt ſittenſtreng. Sie zerfallen in die drei Stämme der Naguegtgagehee, Rukahee und Jakonaiga.

Die eigentlichen Pampas, das Land zwiſchen dem Rio Colorado und dem Rio Negro, bewohnt der Stamm der

Pueltſchen, d. h. die Oeſtlichen (von puel = Oſten). Sie ſind Nachbarn der den Araukanern zugezählten Ranqueles, aber friedlicher wie dieſe. Zur Zeit der Entdeckung wohnten ſie bei Salinas und in den Gebirgen nach der Küſte hin und waren im Beſitze von Rindvieh- und Schafherden, die ſie ſelbſt gezogen hatten, verfertigten auch Ponchos, Ueberwürfe aus Tierfellen, Zäune, Beſen aus Federn und andere Kleinigkeiten, welche ſie in Buenos Ayres oder an den Grenzen vertauſchten oder verkauften. Seit etwas mehr denn hundert Jahren beſitzen ſie das Land zwiſchen 39—41° ſ. Br., die Ebene zwiſchem dem Rio Negro und dem Colorado, namentlich hauſen ſie an den Ufern des letztgenannten Fluſſes und unterhalten lebhaften Verkehr ſowohl mit den ſpaniſchen Amerikanern als mit den patagoniſchen Indianern, von welchen ſie Yonak genannt werden. Sie ziehen eine Strecke weit vom Meere und nach Norden hin bis zur Sierra Ventana, immer in kleinen Horden, teils angreifend, teils verfolgt, aber ſtets ruhelos. Ihre Lebensweiſe und ihr Charakter gleichen jenen der Patagonier, die wir alsbald näher kennen lernen werden; wie dieſe leben ſie auch nicht am Meere und kennen keine Nachen oder Kähne. Ihre Häuptlinge „Ganak" haben nur geringen Einfluß; ſie glauben, wie die Ranqueles, an den „Gualichu" oder „Arraken", den böſen Geiſt, der aber auch zuweilen ein guter Geiſt iſt, und an eine unſterbliche Seele. Wahrſcheinlich gehörten die kriegeriſchen verwegenen Querandi, welche zur Zeit der Entdeckung in der Gegend des heutigen Buenos Ayres hauſten, dieſem Volke an. Der nördlichſte Stamm der jetzt ſehr zuſammengeſchmolzenen Pueltſchen wird mit dem Namen Taluhet bezeichnet und wohnt im Oſten der Pikuntſche. Im Weſten und Süden, an den Flüſſen Sanquel, Colorado und Hueyque wohnen die Divi-het, im Südoſten die Tſchetſche-het. Verwandt mit den Pueltſchen ſind die Tſcharrua (Charruas), welche hauptſächlich auf dem linken Ufer des Uruguay, von ſeiner Mündung an bis etwa 30° ſ. Br. wohnen, jetzt aber ebenfalls ſehr zuſammengeſchmolzen ſind.

Auf dieſe Pampasindianer, welche auch einen Teil des nördlichen Patagonien innehaben und nicht auf die Tehueltſchen oder eigentlichen Patagonier bezieht ſich, was Auguſte Guinnard in dem mitunter ſtark angezweifelten und vielleicht in bezug auf die eigenen Erlebniſſe auch wirklich etwas gefärbten Berichte ſeiner dreijährigen Gefangenſchaft in jenem Gebiete zu erzählen weiß. (Guinnard, Trois ans d'esclavage chez les Patagons. Paris 1864. 18°.) Seine Angaben über die Sitten der Indianer ſtimmen aber

Digitized by Google

sehr wohl zu dem, was man seither über dieselben in Erfahrung gebracht hat. Ihre Körperstärke übertrifft die der Europäer um ein beträchtliches. Unser Franzose sah oft, wie sie mit gewandter Hand durch den Lasso ein ungezähmtes Pferd fiengen, es im vollen Laufe zum Stehen brachten und, ohne von dem erhaltenen Stoße im mindesten zurückgeworfen zu werden, fest im Sattel blieben, bis das gefesselte Tier sich auf dem Erdboden wälzte. Im allgemeinen ist die physische Organisation dieser Indianer weit vollkommener als die unsrige. Mit einer Leichtigkeit ohnegleichen erträgt der Sohn der Pampas Entbehrungen und Beschwerden aller Art auf zwei bis drei Monate währenden Reisen, welche er fast ohne auszuruhen vollbringt, Tag und Nacht galoppierend. Zieht der „Pampero", wie man die autochthonen Pampasmenschen auch nennt, auf 1000—2000 km weite Expeditionen aus, so nimmt er kaum etwas andres mit als für jeden Mann der Gesellschaft 20—30 Pferde, die nötigen Fangschnüre (Lasso), Lanzen und „Boleadoras", eine Waffe, deren er sich sowohl zur Erjagung der erforderlichen Nahrungsmittel als zum Kampfe bedient. Bloß die Epikureer der Bande legen sich unter das Stück Leder, welches ihren Sattel ausmacht, einige Streifen in der Sonne gedörrten Fleisches, das sie mit einer Mischung von Ochsen- und Pferdefett genießen.

Die Statur der nördlichen Pampasindianer ist nicht so stattlich wie jene der südlicheren Völker. Mit wenigen Ausnahmen überschreiten sie selten 1,72—1,75 m. Ihr beinahe olivenbrauner Teint ist der dunkelste von allen Indianern jener Gegenden; manche sind fast schwarz. Ihre Haut ist außerordentlich fein über den ganzen Körper, seidenweich und glänzend. Unter der Einwirkung der Sonne wird sie dies immer mehr und mehr. Ihr Haar binden sie mit einem Lederstreifen auf dem Wirbel in einen Knoten zusammen, im Kampfe aber lassen sie es lose über das Gesicht herabhängen.

Die Indianerinnen sind nicht unelegant gebaut, allein ihr Gang ist in hohem Grade ungraziös. Ihre Hände sind klein, wohlgebildet und ungewöhnlich schmal; ihre Füße ebenfalls klein, doch breit. Die reichsten und vornehmsten tragen ein drei Finger breites, sehr eng anschließendes Halsband, welches äußerlich mit metallenen Scheiben besetzt ist, die sie selbst fabrizieren. Der Umfang und die Steifheit dieses wundersamen Schmuckes, welcher für einen großen Neufundländer Hund recht wohl als Halsband geeignet sein würde, verleiht dem ernsten Antlitz seiner Trägerin ein äußerst komisches Gepräge. Die Weiber der Pampasindianer sind sehr fleißig und ihren Gatten sehr ergeben, deren Ansprüche sie sonder Murren über sich ergehen lassen. Diese Herren Gemahle widmen alle Zeit, die nicht gerade von der Jagd oder von der Pferdebändigung ausgefüllt wird, einem absoluten Nichtsthun. Wenn sie ihren Aufenthaltsort wechseln, so sind es die Frauen, denen der Transport sämtlicher Habseligkeiten obliegt. Sie bepacken und satteln für ihre Gebieter und für sich selber die Pferde, auf denen sie alsdann mit drei bis vier Kindern Platz nehmen. Derart untergebracht, sammeln sie die Herde und treiben sie mit den Spießen ihrer Männer vor sich her, welche ihrerseits, auf den vorzüglichsten ihrer Renner sitzend, sich mit nichts weiter beschweren, als mit ihren Lassos und Boleadoras und sich unterwegs mit den Freuden der Jagd ergötzen, ohne im mindesten sich um ihre Familien zu kümmern, wie sehr sie auch an ihren Kindern hängen mögen. An Ort und Stelle angelangt, sind es wiederum die Frauen, welche die Pferde abpacken und die Zelte aufschlagen, in denen sich ihre Gatten zur Ruhe niederstrecken, während jene die Mahlzeit bereiten. Gewöhnlich schwingt sich der Pampasindianer, der ohne Pferde und Reiten gar nicht existieren könnte, mit einem Satz in den hölzernen Sattel, der Kopf und Brust des Tieres umschließt. Nur die reichsten oder diejenigen, welche beim Raube besonderes Glück gehabt haben, satteln ihre Pferde nach der Gauchomanier. Die Frauen reiten auf die nämliche Art wie die Männer, nur bedienen sie sich ganz anderer Sättel, leibhaftiger Gerüste, die aus 7—8 Schaffellen aufgebaut werden, auf welche sie noch ein paar Rollkissen legen. Um diesen Apparat zu erklettern, bedienen sie sich eines um den Hals des Pferdes hängenden Steigbügels.

Von allen den wilden Stämmen der Pampas wird die Ehe, wie von den zivilisierten Völkern, als ein wichtiger Akt und als die Quelle eines ehrenhaften und glücklichen Lebens angesehen. Man schließt den Bund in Form eines Handelsgeschäfts, indem man die Frauen gegen allerhand Gegenstände und Tiere eintauscht. Will sich ein Indianer verheiraten und hat er seine Augen auf ein Mädchen der Gegend geworfen, so besucht er der Reihe nach alle seine Freunde und Verwandten, vertraut ihnen seine Absicht an und ersucht sie um ihren Beistand zur Ausführung derselben. Jeder der also Angesprochenen erteilt in einer längeren Rede seinen Rat und verleiht seinen Worten Nachdruck durch irgend eine annehmbare Gabe, wie Ochsen, Pferde, silberne Steigbügel oder

Digitized by Google

Sporen oder andere Dinge, welche er ſich auf ſeinen Raubzügen erbeutet hat. Iſt eine Frau ihrem Gatten untreu, ſo hat dieſer das Recht, ſie und ihren Mitſchuldigen zu töten. Gewöhnlich aber beſtimmen ihn Geiz und Habſucht, die Treuloſe zu behalten und ſich von ihrem Verführer eine beträchtliche Entſchädigung bezahlen zu laſſen. Von dem Augenblicke aber, wo der gekränkte Gatte in dieſer Weiſe Genugthuung erhalten hat, darf er gegen ſeine Frau auch nicht die leiſeſte Anſpielung an ihren Fehltritt wieder laut werden laſſen. Ihre Familie würde ſich einmiſchen, wenn er die Schuldige ihres Vergehens halber mißhandeln wollte. Sobald die Buße bezahlt iſt, hat das Verbrechen ſeine Sühne empfangen. Vater und Mutter entſcheiden, ob ein neugebornes Kind am Leben bleiben ſoll oder nicht; deshalb iſt die Kinderzahl bei den ſüdamerikaniſchen Indianern auch verhältnismäßig ſehr gering. Fällt das Urteil günſtig aus, das heißt, will man dem Kinde das Leben laſſen, ſo wird das Kleine ſofort der Gegenſtand außerordentlicher Elternzärtlichkeit. Vater und Mutter würden ſich im Notfalle die größten Entbehrungen auferlegen, um jeden Wunſch ihres Sprößlings, ja die tollſten Launen desſelben zu befriedigen. Kinder werden eben in der ganzen Welt verzogen. Während der Nacht kommen die Kleinen in eine Art Wiege, die über dem Lager der Eltern aufgehangen iſt, am Morgen, wenn die Sonne ſcheint, legt ſie die Mutter auf ein Schaffell, auf welchem ſie ſich nach Herzensluſt umhertummeln können. Kaum ſind jedoch die kleinen Thunichtgute im ſtande, auf Händen und Füßen zu kriechen, ſo giebt man ihnen ſchon Meſſer und andre ſcharfe Waffen zur Handhabung gegen irgendwen, der ihnen in den Weg kommt. „Die lieben Kleinen!“ rufen dann wohl die entzückten Eltern aus, „ſie werden einmal ausgezeichnete Feinde der Chriſten werden!“

Das Land ſüdlich von den Pampas bis hinab gegen das Feuerland wird bewohnt von der Familie der

Tehueltſchen, bei uns unter dem Namen der Patagonier oder Patagonen bekannt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieſe letztere Bezeichnung eine den Indianern ſelbſt völlig fremde iſt. Von den großen Fußſpuren, welche die Spanier zuerſt von ihnen ſahen, haben ſie ſie Patagones genannt; ihr wahrer Name iſt indes Tehueltſchen oder Tſoneka, mit welch letzterem ſie ſich ſelbſt faſt ausſchließlich bezeichnen. Nach Friedrich Müller wäre aber letzteres bloß der Name ihrer Sprache. Zwar findet man in den beſtehenden Karten und Berichten über Patagonien ſehr viele verſchiedene Stämme verzeichnet, und nach dem eben genannten Wiener Ethnologen zerfallen die Tehueltſchen in die Leuvuhet „Volk des Fluſſes“, an den nördlichen und ſüdlichen Ufern des Rio Negro, und die Kalille-het „Volk der Berge“. Dieſe werden von den Moluchen Vuta-Huillitſche „großes ſüdliches Volk“ genannt; zu ihnen gehören die Kulilau-kunny, Sehuau-kunny (Rattenvolk) und die Yakana-kunny, d. h. Fußvolk, da ſie keine Pferde haben und zu Fuß gehen müſſen. George Chaworth Muſters aber, dem wir die erſte auf gründliche Beobachtung gegründete Beſchreibung der Tehueltſchen verdanken (Muſters, At home with the Patagonians; a years wandering over untrodden ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro. London 1871. 8°.), erklärt die angebliche Zerſplitterung der Tehueltſchen dadurch, daß einzelne Horden ſehr oft den Namen ihres jeweiligen Anführers annehmen. Die eigentlichen Tehueltſchen, mit Ausſchluß der ihnen möglicherweiſe verwandten Fußindianer des Feuerlandes, zerfallen nun ihm zufolge in zwei große Stämme, den nördlichen und ſüdlichen. Sie reden die nämliche Sprache, wenn auch mit etwas verſchiedenem Accent, und die ſüdlichen ſcheinen im Durchſchnitt größer und beſſer gebaut; auch ſind ſie gewandtere Bolajäger. Die nördlichen Tehueltſchen haben hauptſächlich den Diſtrikt zwiſchen

Digitized by Google

der Kordillere und der See inne, vom Rio Negro nördlich bis zum Chupat und streifen hie und da bis zum Rio Santa Cruz. Die südlichen Tehueltschen halten sich in dem Gebiete südlich vom Rio Santa Cruz auf und kommen mitunter bis Punta Arenas herab. Beide Stämme sind aber häufig untermischt und heiraten untereinander, wobei sie jedoch ihre clanartige Einteilung nicht aufgeben. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man einer andern Tribe, die auch ein verschiedenes Idiom spricht und ihr Hauptquartier zu Salinas, im Norden von Rio Negro, hat. Es sind dies die „Pampas", welche die Tehueltschen „Penek" nennen, woraus nach Musters' Vermutung das Wort Tehueltsche selbst korrumpiert worden ist. Ein andrer Stamm endlich, sowohl durch Sprache als durch physisches Aeußere verschieden, scheint ein Zweig der chilenischen Araukaner zu sein; die Tehueltschen nennen sie „Chenna", sonst sind sie als Manzaneros bekannt, von ihrem Hauptquartiere Las Manzanas, einer früheren Jesuitenstation. Sie sind weniger unstät und gesitteter als die übrigen Tehueltschen und sollen in den Kordillerenthälern Rinder- und Schafherden besitzen. Auch mag es unaufgehellt bleiben, ob sie die Kunst von den Jesuiten erlernt haben oder nicht, sicher ist, daß sie aus den Aepfeln von Las Manzanas einen sehr annehmbaren Cider zu brauen verstehen, wie nicht minder ein berauschendes Getränk aus Algarobën. Die übrigen Tehueltschen müssen sich mit dem eingehandelten Rum behelfen, der im Bunde mit Krankheiten, besonders den Blattern, ihre Zahl in rascher Frist vermindert.

Steinärte südamerikanischer Indianer.

Von den körperlichen Eigenschaften der Tehueltschen ist die Größe ihrer Statur am häufigsten erörtert und mitunter bestritten worden; in Hrn. Musters haben wir einen unverfänglichen Zeugen für die Reckenhaftigkeit dieser patagonischen Indianergestalten; er giebt als Durchschnittsgröße für die Männer 1,77 m an, doch wurden einige gemessen mit 1,93 m. Und ein neuerer Reisender, Francisco P. Moreno, ermittelte als Durchschnittsziffer für die Statur der echten Tehueltschen 1,855 m. Danach verdienen die Patagonier wirklich die Bezeichnung eines Riesenvolkes; dagegen ist im Verhältnisse zur Körpergröße der Fuß

Digitized by Google

Schildkrötenjagd auf dem Madeira.
(Illustrationsprobe.)

Vom Amazonas und Madeira.

Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise

von

Franz Keller-Leuzinger.

Mit zahlreichen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser auf Holz gezeichneten und in der xylographischen Anstalt von A. Cloß ausgeführten Textillustrationen, 16 großen Tonbildern und 1 topogr. Karte des Madeira-Stromes.

21 Bogen gr. Quart, brosch. Preis 32 Mark. Prachtvoll gebunden 36 Mark.

In diesem Werke sind die wichtigsten hydrographischen Resultate einer im Auftrage der brasilianischen Regierung von dem Verfasser unternommenen Exploration, seine Beobachtungen über die Bewohner, die Vegetation, die Produkte ꝛc. jener nur selten von einem Europäer besuchten Gegenden niedergelegt, und zwar nicht in der ursprünglichen Form des Tagebuchs, sondern der größeren Bequemlichkeit und leichteren Uebersicht halber je nach den verschiedenen Themata in Kapitel zusammengefaßt.

Die beigegebenen, für das richtige Verständnis einer so fremdartigen Welt unentbehrlichen Illustrationen wurden nach den an Ort und Stelle aufgenommenen Originalskizzen, um bei der Uebertragung so wenig wie möglich an charakteristischer Naturwahrheit zu verlieren, von dem Verfasser selbst auf die zum Schnitt bestimmten Holzplatten gezeichnet. Für die Genauigkeit von deren weiterer Ausführung bürgt der Name eines unserer ersten Xylographen. — — —

Bald wird es übrigens keiner wohlausgerüsteten „Expedition" mehr bedürfen, um jene ultima Thule zu besuchen; Liverpooler Dampfer bringen ja den reiselustigen Freund der Natur heute schon in achtzehn Tagen nach Pará und mit

einer weiteren Fahrt von sieben Tagen an die Mündung des Madeira; in sechs andern Tagen gelangt er an die erste Stromschnelle von Sankt Antonio, von wo in kurzem das Dampfroß ihn pfeifend und zischend durch dieselben herrlichen Wälder tragen wird, welche wir nur nach dreimonatlicher mühevoller Fahrt, von der Mündung des Madeira an gerechnet, zu erreichen vermochten.

Ein regeres Leben wird dort beginnen, die wertvollen Produkte derselben: Kautschuk, Cacao, kostbare Hölzer, Farbstoffe, Harze ꝛc., werden nicht mehr, wie jetzt, aus Mangel an passenden Transportmitteln, unbenützt am Platze verderben und Ackerbau und Viehzucht werden das halbwilde Jäger- und Fischerleben wenn nicht ganz verdrängen, so doch beschränken.

Der Kopf des schwimmenden, von Hunden verfolgten Tapir.
(Illustrationsprobe.)

Mögen durch die in dem Werke niedergelegten Beobachtungen, bei deren Niedersetzung der Verfasser sich gleichferne von einer allzu günstigen, wie von einer allzu pessimistischen Beurteilung der dortigen Zustände und Verhältnisse zu halten suchte, einesteils der eine oder der andre einflußreiche Brasilianer, dem das Buch in die Hände gelangt, auf noch bestehende grelle Mißstände aufmerksam gemacht und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß trotz unleugbarer materieller Fortschritte in den letzten Jahren doch noch manches faul sei im Staate Dänemark, andrerseits aber in der alten Welt ein etwas größeres Interesse an jenen von der Natur so überreich ausgestatteten südlichen Ländern des neuen Kontinents wach gerufen werden. — Sie verdienen es und wäre es fürwahr nur in der Voraussicht, daß durch deren Besiedelung ein neuer Abzugskanal für die gährenden Elemente, welche in letzter Zeit mehr und mehr die soziale Ordnung im übervölkerten Europa zu bedrohen scheinen, eröffnet werden könne.

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Digitized by Google

Rettungsboot in der Brandung.

Das neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Ankündigung.

In unendlicher Mannichfaltigkeit vollzieht sich vor den Augen des denkenden Menschen das Treiben und Ringen der Gegenwart. Neue Gebiete des Wissens und Könnens, der Industrie und Technik werden erschlossen, die geheimsten Kräfte der Natur der Gesellschaft dienstbar gemacht. Aus sonn-verbrannten Oeden schafft der Mensch Paradiese; in die Eingeweide der Erde und in die ewig düstern Schlünde des Meeres dringt er ein; vom schnaubenden Dampfrosse gezogen, eilt er durch Berge hindurch, welche seit Jahrtausenden die Länder von einander schieden, und in einem Augenblicke kreist sein Gedanke, getragen vom leitenden Drahte, um der Erde Rund!

Dieses rastlose Vorwärtsstreben, wie es sich in allen neuen Errungenschaften der Gegenwart darstellt, in Wort und Bild jedem Gebildeten vor Augen zu führen, das ist kurz gesagt die Aufgabe des neuen Universums. **Nicht der speziell wissenschaftlich Gebildete, sondern Jeder der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des Universums in's Auge gefaßt!** Inhaltreich, mannichfaltig und scheinbar ordnungslos wie die umgebende Welt, zeigt das „Universum" dem Leser die Errungenschaften der Gegenwart in bunter Aufeinanderfolge: hier wunderbare neue Maschinen, dort öffentliche Bauwerke, Gegenden unserer Erde, die eine Beziehung zur Culturentwicklung haben, dann wieder Apparate, welche die menschlichen Fähigkeiten vergrößern oder Unvollkommenheiten vermindern, an andrer Stelle wird in beredter Weise auf einzelne Männer hingewiesen, denen die Menschheit einen Theil ihres Fortschrittes verdankt u. s. w. u. s. w.

Rettungsmann mit Korkjacke und Leine ausgerüstet.

...er ist Alles aber ist erläutert und dem Gemüth des Lesers näher ...t durch und ist durch zahlreiche kunstvolle Illustrationen: das Auge

Kavaß in Kairo.

Digitized by Google

Unter Abd-el-Kader von Futa Toro konstituierte sich die religiöse Aristokratie der Toucouleurs, die „Torodo" im achtzehnten Jahrhunderte zu einer aristokratischen Macht, welche das ganze Becken des Senegal beherrschte. Die Leichtigkeit, sich in den benachbarten französischen Faktoreien mit Feuerwaffen und Kriegsmunition zu versehen, sicherte ihnen ein großes Uebergewicht über die schwarzen Völkerschaften des Innern und erlaubte ihnen, fortan eine hervorragende Rolle in diesem Teile von Afrika zu spielen. Wirklich gründete am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein ebenfalls aus dem Futa gebürtiger Marabut Othman-dan-Fodie zwischen Niger und Tschadsee das große östliche Fulahreich auf den Trümmern von Hausa und der benachbarten Länder. In dem westlichen Fulahreiche Futa waren nach dem Tode Abdu-el-Kaders im Jahr 1770 die Marabutin bis auf die neueste Zeit ziemlich ruhig geblieben, zufrieden damit, daß ihre kriegerischen Sendboten überall mächtige Reiche aufrichteten: das in Hausa, von dem soeben die Rede war, das von Massina am Niger, zwischen Segu und Timbuktu, und das von Futa Djallon, welches die Küste zwischen dem Kasamanza und Sierra Leone beherrscht; sie begnügten sich, den Franzosen Tribut zahlen zu lassen und alljährlich unbedeutende Streitigkeiten mit den Gouverneuren des Senegal anzuzetteln. Aber im Jahre 1854 warf sie ein Erwachen des Fanatismus in neue und großartige Unternehmungen. El Hadsch Omar, ein Torodo aus der Gegend von Podor, predigte einen heiligen Krieg und unternahm, von dem schiffbaren Teile des Senegal durch die französischen Waffen zurückgetrieben, die Gründung eines neuen westlichen Fulahreiches am oberen Niger und oberen Senegal. Im Jahre 1862 hatte El Hadsch Omar eine Länderstrecke von 1,640000 qkm erobert und seine Autorität nach der Eroberung von Massina bis nach Timbuktu ausgedehnt. Vornehmlich auf den Trümmern der beiden letzten Heidenstaaten in diesem Teile des Sudans hatte er sein neues Reich errichtet, nämlich in Kaarta am rechten Ufer des oberen Senegal und in Segu am oberen Niger. Beide Länder gehörten den Bambarra, beide waren mächtige, weithin gefürchtete Monarchien mit absolutistischen Einrichtungen und stehenden Heeren, aber diese Heere bestanden ausschließlich aus Sklaven, und so erklärt es sich, wie sie beide zum großen Erstaunen der Völker, die gewohnt waren, vor ihnen zu zittern, in einem Augenblick verschwinden konnten vor dem Islam, der den Gläubigen Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz gewährleistet. In Kaarta, wo das uneinige Volk mit einander in Fehde lag, hatte Hadsch Omar gar leichtes Spiel. Die „Diavara", die alten Besitzer des Grundes und Bodens, hatten sich aufgelehnt gegen die Massassi, Bambarraeroberer, die im vorigen Jahrhundert aus Segu nach Kaarta gekommen waren. Omar fiel über beide Parteien her, schlachtete mit gleicher Unparteilichkeit alle ab, die sich ihm in den Weg stellten, verwandelte ganz Kaarta in eine Wüstenei und that ein gleiches mit der Landschaft Kasson. Hier wütete er am eifrigsten gegen die Ulad Mbarek, einen mohammedanischen Stamm, der aber in dem plündernden Krieger keinen Heiligen erblicken wollte. Mit Beute beladen und mit Blut besudelt, wollte Hadsch Omar nach dem senegambischen Futa zurückkehren, denn dieses sollte der Mittelpunkt seiner neuen Macht werden. In seinem Wege lag das Fort Medine, welches Faidherbe, als Gouverneur des Senegal, wenige Jahre zuvor, etwa 1100—1150 km von der Strommündung entfernt, gegründet hatte. Während Omar in den umliegenden Landschaften mit Feuer und Schwert wütete, hatten sich viele Flüchtlinge aus Kaarta und Kasson zu den weißen Leuten in Medine geflüchtet, um bei ihnen Schutz zu suchen. Als ihren Häuptling betrachteten sie den Kassonke Sambala, welcher von ihren alten Königen abstammte und mit etwa 6000 Mann sich unter den Kanonen von Medine verschanzt hatte. Diesen Platz galt es nun einzunehmen und Hadsch Omar wußte, wie viel gerade auf einen Sieg über die Weißen ankam, denn wenn er Medine eroberte, war seine Macht fester denn je begründet. Es war dies im Jahre 1857. Glücklicherweise gelang es Faidherbe das einer monatelangen Belagerung und engen Zernierung ausgesetzte Fort mit seiner tapferen Truppe noch im letzten Augenblicke zu entsetzen; der Feind wurde auseinandergesprengt und floh nach allen Richtungen hin. Hadsch Omar hat sich von diesem Schlage nicht wieder erholt; ein Jahr später nahmen ihm die Weißen auch den Waffenplatz Gemu ab, welchen er dem Fort Bakel gegenüber errichten wollte. Seither hat man wenig mehr von ihm gehört und man weiß nicht einmal die genaue Zeit seines Todes, doch muß derselbe in den Anfang der Sechziger Jahre fallen. Omar ward in Hamdu-Allah, der Hauptstadt von Massina, gefangen und getötet, sein Reich gieng aber auf seine Söhne über, unter welchen Ahmadu-el-Mekki, König von Segu, der bekannteste und wohl auch mächtigste ist. Durch seine Brüder läßt er die von Segu abhängigen Königreiche und Landschaften regieren; so ist Bassiru Sultan von Dschiafunu und Mult-Agha König

Digitized by Google

von Kaarta. Die Mutter Ahmadus ist die Schwester des Königs Aliu, des zweiten Nachfolgers des berühmten Othman Dan Fodie, es besteht also eine nahe Verwandtschaft zwischen den beiden großen Fulahreichen. Ahmadu hat viel Energie und braucht sie auch, denn er muß jeden Augenblick Aufstände unterdrücken und die Reste der alten, von seinem Vater zerstörten Staaten bekämpfen. Paul Soleillet, der ihn 1878 in Segu besuchte, sagt, daß seine Unterthanen im allgemeinen unzufrieden sind; er hat es nicht verstanden, sich Anhänger zu erwerben; er besitzt nur Günstlinge und hat alle alten Diener seines Vaters entfernt. In allen seinen Expeditionen ist er vom Mißgeschick verfolgt, sein Reich zerbröckelt von Jahr zu Jahr und man kann voraussehen, daß es sich bei seinem Tode völlig auflösen wird. (Les voyages et découvertes de Paul Soleillet dans le Sahara et dans le Soudan. Paris 1881. 8°. S. 178.)

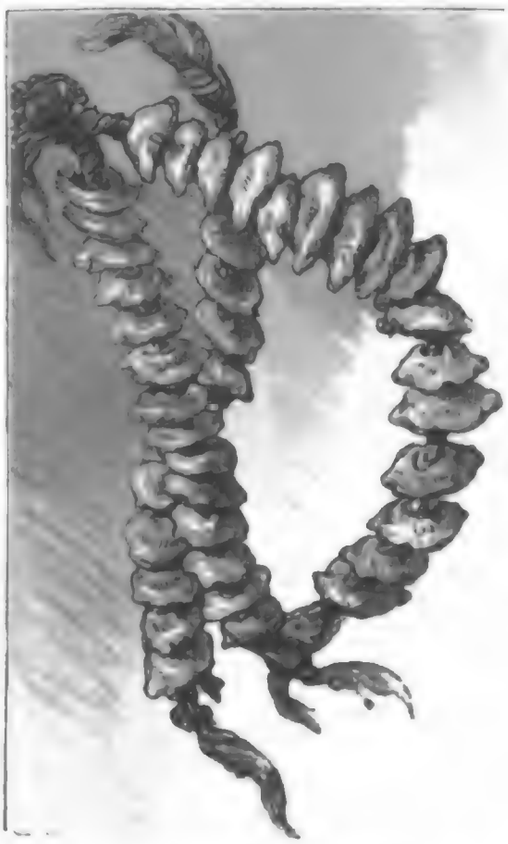
Das Titelwesen ist bei den Fulah des Westens völlig unbekannt; selbst die Häuptlinge werden nur mit ihrem Namen genannt; bloß die Marabutie machen eine Ausnahme und fügen ihrem Namen das etwas anmaßende Prädikat „Cerno", d. i. Gelehrter, hinzu. Auch die Brüder Ahmadus zeichnen sich von ihren Unterthanen bloß durch den Besitz einer „Tala" aus, nämlich einer mit Türmchen und Schießscharten versehenen Ringmauer. Ihre Palastoffiziere werden dem weiblichen Geschlechte entnommen und mit großer Sorgfalt ausgewählt, da sie auf die Majestäten meist weit mehr Einfluß besitzen als die rechtmäßigen Gemahlinnen. Die beiden Fürsten selbst, berichtet Soleillet, leben als wahre Faullenzer; den ganzen Tag liegen oder hocken sie auf einer Matte, den Säbel über die Knie gelegt und in der Hand den Rosenkranz. Sechs bis zehn kleine Mädchen kneten sie, kitzeln sie an den Beinen, versetzen ihnen Klapse auf Brust und Rücken, während ein Musiker die Saiten einer Guitarre quält. Diese Häuptlinge besitzen gute Pferde, ihre Unterthanen haben aber bloß elende Mähren. Außerdem giebt es Schaf-, Ziegen- und Rinderherden im Lande, welche von freien Männern, den sogenannten „Diavando", auf die Gemeindeweiden täglich hinaus- und abends zurückgeführt werden. Als Saumtiere dienen Ochsen und Esel. Der Handel beschränkt sich auf Glassachen, Silber, Stoffe und Salz, die man gegen Gold und Sklaven vertauscht. Als gewöhnliches Zahlungsmittel dient ein schmales Stück Baumwollstoff, welches wahrscheinlich wie alle von Timbuktu bis Sansanding verkauften Kotonnaden, aus Manchester stammen. Zu Guigne und Segu bedient man sich der Kaurimuschel als Zahlmittel. Die Diavando, die Schuhmacher und Schmiede können niemals Sklaven sein. Die Gassen der Dörfer starren von ekelhaftem Schmutz.

Wie Segu, das westliche Fulahreich, so besteht auch das östliche aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate, die alle dem Sultan von Sokoto unterthan sind. Ueberall bilden die Fulah nicht den Kern der Bevölkerung, sondern bloß eine Art von sehr mächtiger Aristokratie, die sich alle Aemter und einen Teil des Grundbesitzes vorbehalten hat, während sie der eingeborenen Bevölkerung die Freiheit und die Möglichkeit belassen, sich durch den Handel zu bereichern. Die Gesamtzahl der Fulah wird auf 6—8 Millionen geschätzt, aber sie wohnen nicht dicht; so bilden sie z. B. längs des mittleren Niger bis Say nur eine schmale Reihe vereinzelter Niederlassungen; in anderen Landschaften wohnen sie dagegen gedrängter. Ihre Sprache ist die herrschende im innern Afrika und wird fast überall verstanden; sie haben dieselbe ihren Mischlingen mitgeteilt, an manchen Orten aber auch die alte Landessprache angenommen, so

Digitized by Google

z. B. in der Landschaft Tenda, wo sie das Mandingo sprechen. Die Fulah sind, wie schon erwähnt, alle Mohammedaner und besitzen Schulen, wo die Schüler „Talibe", im Lesen, Schreiben und Rechnen, sowie im Arabischen unterrichtet werden.

Der Hauptnahrungszweig der Fulah ist im Westen Rindviehzucht, die mit einer Umsicht und Sorgfalt betrieben wird, wie man sie nur von gesitteteren Völkern erwarten kann, im Osten dagegen Landbau und daneben gleichfalls noch etwas Rindviehzucht, die weiter nach Süden ganz aufhört. Sie verstehen sich auf Milchwirtschaft und bereiten gleich den Negern gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht. Der Landbau erstreckt sich auf Reis, Mais, Hirse und Guineakorn, auch Gartengewächse, Baumwolle und Obstbau werden gepflegt, endlich auch Pferde, Schafe, Ziegen und Esel gezogen. An Orten, die zur Weide geeignet sind, wird das Gestrüpp ausgerottet, jeder Baum umgekappt. Anderes Ackergerät als eine rohe Hacke kennt man nicht; als Dünger verwendet man Rasenasche und Stoppeln. Die Männer widmen sich den Feldarbeiten, ihren Herden und der Weberei, die Frauen den häuslichen Geschäften und der Spinnerei. Oft aber nehmen an den Arbeiten und gewerblichen Hantierungen Männer und Frauen gleichen Anteil. Letztere stampfen und reiben die Getreidekörner zu Mehl, kneten den Teig und bereiten aus den harzigen Blättern der Adansonie die Brühe dazu, die in Ermanglung des teuern Salzes stark mit Pfeffer und Ingwer gewürzt wird; sie spinnen die Baumwolle, drehen Stricke, beschäftigen sich auch vorzugsweise mit der Töpferei. Die Männer weben das gesponnene Garn, gewöhnlich zu vier oder fünf an einem freien Platze oder mitten in einer breiten Straße ihren Webstuhl aufschlagend; andere geben durch anhaltendes Klopfen dem rohen Gewebe Glanz und Appretur; wieder andere nähen die schmalen Streifen in breitere Stücke zusammen. Desgleichen werden das Matten- und Korbflechten, die Lederbereitung, das Schuhmacher- und andere Handwerke von den Männern betrieben. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 162). Die Wasserkrüge, Eßtöpfe, Matten und sonstigen Geräte der Fulah zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinn der Verfertiger; Rohlfs sah Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflecht und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Kauri oder einem Mariatheresiathaler bezahlt werden. Das Geld des Landes ist nämlich die „Kauri", das Otterköpfchen (Cypraea moneta), eine kleine einschalige Muschel der indischen Meere, von der ganze Schiffsladungen an die Küste, meist von Dahome gebracht werden; von dort gelangt dieses Geld nach Segu, Timbuktu, Hausa, überschreitet aber Segu weder westlich noch nördlich. Das Zählen dieser Muscheln zeigt übrigens eine unerklärte Sonderbarkeit. Man zählt sie zwar nach 10, welches die Grundlage des Zählungssystems zu sein scheint; allein statt zu zählen $10 \times 10 = 100$, zählt man $8 \times 10 = 100$; $10 \times 100 = 1000$; $10 \times 1000 = 10{,}000$; $8 \times 10{,}000 = 100{,}000$, so daß das 100 nur 80 ist, das 1000 nur 800, das 10,000 nur 8000, das 100,000 nur 64,000. Die Leute zählen größere Beträge derart, daß sie allemal fünf Muscheln nehmen und wenn sie sechzehnmal fünf auf einem Haufen haben, sagen sie: das sind einhundert. Außer der Kaurimuschel ist der gefangene Mensch, der Sklave, Geld- und Wertmesser. Man berechnet den Preis eines Ochsen oder eines Pferdes nach so und so viel Menschen oder Bruchteilen von Menschen. Dieser Bruchteil wird natürlich nicht in natura bezahlt; man giebt dafür



Afrikanische Scheidemünze. Durchbohrte und auf Bastschnüre gezogene Kaurimuscheln

einen schlechten Sklaven, der nicht den laufenden Wert von 20,000 Kauri hat oder ein sehr junges Kind oder zahlt selbst mit Kauri, einer Decke oder einem der schönen Kleider, die man „Loma" nennt. Der schönste Jüngling des Landes, der einen guten „Sofa" abgeben kann, d. h. ein 15jähriger Kriegersklave ist die höchste Landesmünze; er gilt zuweilen so viel als zwei gewöhnliche Gefangene. Ein schönes Mädchen, im Besitze aller ihrer physischen Vorzüge und zu einer „Tara" d. h. einer Beischläferin geeignet, macht ihm indes bisweilen den Preis streitig. (Ausland 1867, S. 219). Die Stellung der Sklaven bei den Fulah ist übrigens eine ziemlich günstige, denn sie sind keineswegs der Willkür ihrer Herren preisgegeben. Sie ziehen mit den Freien in den Kampf und werden beim Tode des Herrn oder bei gewissen Feierlichkeiten freigegeben.

Die Fulah werden uns von moralischer Seite als ein achtbares Volk geschildert. Sie sind leutselig gegen Jedermann. Gastfreundschaft ist zwar bei ihnen nicht vorgeschriebene Sitte, wie bei den übrigen mohammedanischen Völkern, aber sie erweisen sie darum nicht minder, vielmehr in besonders anzuerkennendem Maße und zeigen sich gefällig und hilfreich gegen Fremde; sie sorgen nicht bloß für ihre Alten und Kranken, sondern stehen in Hungersnot auch den Negern bei. Ungeachtet ihrer Sanftmut sind sie doch so tapfer, wie irgend ein Volk in Afrika. Ihre Waffen sind Lanzen, Sagayen, Schilde, Pfeil und Bogen, kurze Hirschfänger und jetzt hauptsächlich Feuergewehre. Sie haben ein lebhaftes Gefühl für das, was recht und billig ist und werden von ihren Obrigkeiten auf die sanfteste Weise regiert. Vergehen werden meist mit Geldstrafen belegt. Unter ihren Spielen ist das „Uri" zu erwähnen. Es findet in einem länglichen dicken Spielbrett statt, in welchem 12—16 Löcher eingeschnitten sind. Jeder Spieler hat etwa 24 Steinchen oder Kaurischnecken, welche aus einer Grube in die andere hin und her verlegt werden. Statt des Spielbrettes dienen wohl auch in den Erdboden gekratzte Gruben.

Die Männer tragen ein weißes, oben viel gefälteltes Kattunhemd mit langen, weiten Aermeln; die Frauen winden ein Stück Baumwollenzeug, aus Streifen zusammengenäht, um die Hüften, so daß der Oberkörper vom Nabel an unbedeckt bleibt; die jungen Leute gehen bis auf einen Schurz vor der Scham ganz nackt. Manche Fulah tragen chignonartige Haartouren und mädchenhaft angelegte Flechten, die sie mit federgeschmückten Korbhüten bedecken. Die Fulah der wohlhabenderen Klassen wohnen in Häusern, die von selbstgefertigten Luftsteinen erbaut und ein Stockwerk hoch sind, mit einem platten Dach und einem sehr schönen weißen Estrich. Diese Häuser bestehen nur aus zwei Gemächern, einer Vorratskammer und einem Wohn- und Schlafzimmer. Man schläft auf erhöhten Plattformen, die mit Matten belegt sind und bedient sich in der kühleren Jahreszeit wollener Decken. Die ärmeren Klassen haben Hütten mit Thonwänden und bienenkorbförmigem Strohdach, welche trotz der dünnen Wände infolge des guten Materials und der dauerhaften Arbeit starken Widerstand gegen die Einflüsse der Witterung leisten. Ueberall herrscht Sauberkeit in diesen Hütten. Auf Erbauung und Erhaltung guter Straßen werden große Stücke gehalten; die Städte sind meist nach Einem Muster erbaut.

Die Fulah sind gute Jäger und töten Löwen, Tiger und Elefanten, deren Zähne einen Gegenstand ihres Handels ausmachen. Das Fleisch wird geräuchert und getrocknet.

Die Neger des mittleren Sudan.

Bei Dschenne am Niger, unterhalb Segu, im Lande Massina, ist die Grenze der Mandeidiome. Dann tritt nach Osten hin eine Sprache auf, welche der französische Reisende René Caillié die Kissursprache genannt hat. Die Kissurneger oder N'Kissur, von welchen man als besondere Stämme die Diriman, Makara und Dschimbala anführt, sind ein schöner Menschenschlag; bei ihnen ist nicht die Rede von rohen Wilden, sondern wir haben es mit einem relativ gesitteten Volke zu thun. Die Kissur sind zwar auch Mohammedaner, aber lange nicht so streng wie die Fulah und vielleicht die tolerantesten Anhänger des

Digitized by Google

Korans. Neben der Landessprache ist das Arabische auch allgemein gebräuchlich. Die Kissur sind sehr intelligent. Landwirtschaft, besonders Produktion von Mais, Hirse, Tabak ist ihr Hauptgewerbe, weniger die Viehzucht. Sie lassen ihre Sklaven beim Landbau arbeiten, während die Freien sich dem Handelsstande oder Handwerken widmen; es giebt bei ihnen Schneider, Schuster, Schmiede, Maurer, Lastträger, Markthelfer u. dgl. Der König oder Häuptling lebt ganz einfach und wenig besser als einer seiner Unterthanen, macht keinen Aufwand, schreibt keinen Zoll aus, keine Auflagen, sondern begnügt sich mit freiwilligen Geschenken, die ihm von fremden Kaufleuten dargebracht werden.

Die Kissur leben durchgängig sehr gut. Reis ist ihre Hauptspeise und fast täglich sehen sie frisches Fleisch bei ihren Mahlzeiten, die täglich zweimal stattfinden; man setzt sich um eine große Schüssel, aus der man die Speisen mit den Fingern herausnimmt. Die Frauen, welche unverschleiert gehen dürfen, essen indes nicht mit ihren Männern und Söhnen zusammen. Sind die Töchter herangewachsen, so stehen sie den Müttern in der Hauswirtschaft bei und sorgen insbesondere für die Reinigung der Wäsche. In Mußestunden beschäftigen sie sich mit Baumwollespinnen. Die mitunter ansehnlichen Städte der Kissur, wie Dschenne und Timbuktu, haben das Aussehen unserer Dörfer. Die Gassen sind nicht regelmäßig angelegt, aber breit genug für ein Volk, welches den Gebrauch des Fuhrwerks nicht kennt; sie werden sehr reinlich gehalten und fast täglich gekehrt. Stets sind die Städte mit Mauern umgeben, die nur 3—4 m hoch, aber 4.50 m dick sind. Die Häuser sind ein Stockwerk hoch und immer mit einer Terrasse versehen; nach der Gasse haben sie keine Fenster; diese sind auf der Hofseite angebracht. Die Gemächer sind alle lang und schmal. Jedes Haus hat eine Treppe, die nach der Terrasse führt, aber keinen Rauchfang, und nicht selten sieht man die Sklaven mit der Zubereitung der Küche unter freiem Himmel beschäftigt. Die Tracht nähert sich jener der Mauren. Hausmöbel kennt man nicht; man setzt sich auf die Erde, schläft auf Matten oder Teppichen, die man von den Mauren einhandelt, und hebt seine Sachen an der Decke in Säcken auf. Unter den Handelsartikeln, welche die Kissur auf die Märkte von Dschenne und Timbuktu bringen, um sie gegen Glasperlen, Bernstein, Korallen und Salz einzutauschen, werden irdene Gefässe eigener Fabrik, getrocknete Fische, Elfenbein und Sklaven genannt. Auf dem Niger besitzen sie Böte von 30 m Länge und 6—7 m Breite, die gegen 80 Tonnenlast zu tragen imstande sind und von der Mannschaft sehr geschickt bedient werden; der Segel bedient man sich aber nicht, sondern bloß langer Stangen. Feuerwaffen sind allgemein gebräuchlich. Arabisch kann jeder lesen, aber nicht alle verstehen die Bedeutung des Gelesenen. Haben die Knaben den Kursus in den öffentlichen Elementarschulen zurückgelegt, so gehen sie auf die hohe Schule, wo sie dem Studium des Koran obliegen. Können sie das heilige Buch auswendig, so gelten sie für Gelehrte.

Nordöstlich von den Mandingo an den gegen das Gebiet der Berber gelegenen Nordgrenze des Verbreitungsbezirkes der Negerrasse, sitzt das Volk der Sonrhay, nicht zu verwechseln mit den später zu erwähnenden Somraï. Das Sonrhay-Volk spielt in der Geschichte des westlichen Mittelafrika dieselbe wichtige Rolle wie das Volk der Mandingo in Westafrika. Geradeso wie die letzteren das Berberreich Ghanata zerstört und auf den Trümmern desselben das Reich Melli gegründet hatten, wurden sie später von den Sonrhay besiegt und unterworfen, welche nun der mächtigste Staat des sogenannten Sudan wurden. Durch die Eroberungen des Sonrhayvolkes wurde auch seine Sprache weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Verbreitungsbezirkes getragen. Sie wird gegenwärtig von Timbuktu und der Landschaft Asuad bis gegen Agades hin gesprochen. Was ihre Stellung zu den umliegenden Sprachen betrifft, so dürfte sie am besten als isoliert dastehend zu betrachten sein (Fried. Müller, Allg. Ethnogr., S. 146). Sie hat, wie alle Sprachen der Völker, die dem Südrande

Digitized by Google

der Sahara zunächst sitzen, ihre grammatische Ausbildung erst durch Berührung mit Berbern und Arabern erfahren. Vor dieser Zeit mag sie weder Deklination noch Konjugation besessen haben, sondern die infinitive oder substantive Verbalwurzel wurde einfach an den Namen eines Gegenstandes oder einer Person angeknüpft. Nach Dr. Heinrich Barths Schilderungen besitzen die Sonrhay feinere edlere Züge von kleineren Umrissen, so daß Robert Hartmann für dieselben die charakteristische Bezeichnung „Puppenköpfe" vorgebracht hat. Ihre Hautfarbe ist ein ins Bräunliche übergehendes Schwarz; doch sind auch ziemlich helle, bräunlich gefärbte Individuen anzutreffen. Ihr Haar ist kraus, wächst aber ziemlich lang und läßt sich gut flechten. Die Gestalten sind schlank, die Beine wadenlos.

Das Volk der Sonrhay wohnte in früheren Zeiten wahrscheinlich vom großen Knie des Niger abwärts am Strome und scheint von Aegypten aus das Licht der Zivilisation und den Islam empfangen zu haben. Eine gemeinsame Sitte der Sonrhay und der alten Aegypter ist die sorgfältige Behandlung der Toten. Die mohammedanische Religion ist wahrscheinlich bei den vor alters lebhaften Verkehrsbeziehungen zwischen dem oberen Nilthale durch die Zentralzone des Sudans nach dem Niger zu den Sonrhay durch islamitische Missionäre und Prediger verpflanzt worden. Die Hauptstadt am mittleren Niger war Gego. Zerrüttende Bürgerkriege untergruben nach und nach den Bestand des großen Sonrhayreiches, welches das ganze innere Nordafrika bis östlich zum Tschadsee umfaßte, und 1592 unterlag es völlig den siegreichen Marokkanern. Diese setzten sich im Lande fest, verheirateten sich mit eingebornen Frauen und es erwuchs aus dieser Verbindung ein Mischvolk, die Numa, welche gegenwärtig in den Sonrhaystädten einen Teil der eingebornen Elemente bilden, die den Anspruch auf eine Art geistigen Uebergewichts machen. Barth versichert, daß die Sonrhay im allgemeinen zu den ungastfreundlichsten Menschen gehören, mit denen er je in Berührung gekommen; in ihrer gegenwärtigen erniedrigten politischen Stellung haben sie einen recht düstern, unfreundlichen Charakter. (Heinr. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. Gotha 1858. 8°. Bd. IV, S. 240.) Als Kleidung tragen viele nichts als einen Lederschurz um die Hüften (a. a. O., Bd. V, S. 287). Die Hütten der Sonrhay sind meist aus Thon mit sehr spitzem Rohrdache gebaut; in manchen Dörfern sieht man auch hohe turmartige Kornschober mit spitzen Rohrdächern in großer Zahl, welche einen ganz eigentümlichen Anblick gewähren.

Die südlichen Nachbarn der Sonrhay sind die Hausa oder Haussa, ein weitverzweigtes, intelligentes Negervolk, in welchem Dr. Barth die bereits von Herodot erwähnten Ataranten („die Versammelten, von tara, versammeln) erkannt zu haben glaubte, eine Annahme, welche indes Prof. Kirchhoff als gänzlich ungerechtfertigt zurückweist (Peschel, Völkerkunde, S. 476). Der oben genannte Afrikaforscher ist auch der Ansicht, die Hausa seien erst in verhältnismäßig später Zeit aus nördlicher gelegenen Gegenden, z. B. der Oase Aïr oder Asben, in ihre heutigen Wohnplätze gezogen. Von ihrer Geschichte ist uns sehr wenig bekannt; allein aus der weiten Verbreitung der Hausasprache, weit über die Grenzen des Stammlandes, läßt sich auf die ehemalige Bedeutung des Volkes ein Schluß ziehen. Die Sprache der Hausa zeichnet sich durch Wohlklang und Formenreichtum vor anderen aus und ist im Norden von Agades in Asben über die Staaten Katsena, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober, Daura, Damerghu, Sanfara, einen Teil von Nupe, Guari, Yauri, Yoruba, Korofa (am linken Ufer des Benue), in Burgu (am rechten Ufer des Niger) bis fast nach Benin als Geschäftssprache verbreitet. Sie ist eine in der Reihe der

Digitized by Google

afrikanischen Sprachen isoliert dastehende; das semitisch-hamitische Element, welches man in ihr entdeckt zu haben glaubte, dürfte auf Entlehnung beruhen. Die Hausa sind echte Neger von sehr platter Gesichtsbildung, mit nicht selten eingedrückten, breitflügeligen Nasen, prognather Mundgegend und sehr dicken Lippen. Manche Frauenzimmer sind indes wirklich hübsch und werden für die Hareme in Marokko teuer bezahlt; sie färben sich oft Haar, Hände, Füße, Lenden und Augenbrauen blau; beide Geschlechter färben ganz allgemein Lippen und Zähne. Sie gelten als ein sehr lebhaftes, besonders intelligentes Volk, das manche civilisatorische Beeinflussung auf Araber und Berber, sowie auf viele Negerstämme Innerafrikas ausgeübt hat. Die Hausa sind Moslemin, teils Freie, teils den Fulah unterworfen, befassen sich mit Ackerbau, Viehzucht, technischer Industrie, mit den verschiedensten Gewerben und besonders mit Handel. Die Haupthandelsgegenstände sind selbstgefertigte Baumwollstoffe, gegerbte Ochsenhäute, bunt gefärbtes Ziegenleder und namentlich Goro- oder Kolanüsse (Cola acuminata R. Br.), eines der verbreitetsten Reizmittel bei den zentralafrikanischen Völkern (siehe Gerhard Rohlfs, Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Leipzig 1876. 8°. S. 99—104). Recht charakteristisch sind die zwar mit stumpfen, aber doch recht geschmackvoll zusammengestellten Farben geschmückten Lederkissen. Der Handel der Hausa nach Norden wird nicht durch die Bevölkerung selbst, sondern durch Vermittlung der Tuareg betrieben. Dörfer und Städte der Hausa gleichen im Bau jenen der Kissur und sind mitunter sehr groß. Boxen, Tanzen und Singen sind leidenschaftliche Volksvergnügungen.

Die Hausa bilden das Gros der Bevölkerung in den meisten Ländern und Lehensstaaten des großen Fulahreiches von Sókoto, welche man früher deshalb auch Hausastaaten nannte. Am Hofe von Bautschi z. B. wird vorwiegend die Hausasprache gesprochen und fast alle Titel der Beamten und Würdenträger sind in diesem Idiom benannt. Sehr merkwürdig ist, daß die Schmiede, welche oft eine verachtete Pariakaste bilden, bei den Hausa wie bei den Fulah im Gegenteile vorzüglichen Ansehens genießen, so daß ihr Obermeister sogar eine der höchsten Stellen bei Hofe einnimmt. Die Bevölkerung der Hauptstadt Garo-n-Bautschi oder Jakoba ist der Mehrzahl nach gleichfalls Hausa. Die Tracht der männlichen Stadtbewohner besteht bei den Wohlhabenden aus weißen oder blaukarrierten, sehr weiten Hosen, einem weißen Hemd mit langen Aermeln, beides aus schmalen Kattunstreifen zusammengenäht, und einer langen „Tobe"; vor dem Gesicht tragen sie einen schwarzen oder weißen „Litham" und an der Seite ein gerades Schwert; Spieße sieht man wenig; allgemeine Waffe ist der Pfeilbogen. Die Aermeren begnügen sich mit Hemd und Hosen oder auch bloß mit letzterer. Haupt- und Barthaar werden sorgfältig abrasiert. Auf dem Lande gehen die Männer nackt, nur die Schamteile mit einem Lederschurz, einem Baumwollfetzen oder einem grünen Blatt bedeckend; wenn sie zur Stadt kommen, winden indes die meisten ein Tuch um die Hüften. Die Frauentracht in Garo-n-Bautschi weicht dadurch von der in andern großen Negerstädten ab, daß sie die Brüste völlig entblößt läßt. Bei den Mädchen wird der Kopf in einer Weise geschoren, wonach nur in der Mitte ein firstartiger Streif und ringsum ein schmaler Kranz von Haaren stehen bleibt; bei den verheirateten Frauen werden die vollen, stark eingebutterten Haare auf dem Wirbel zusammengebunden. Die Landbewohnerinnen sind wie die Männer unbekleidet. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 160—161.)

Neben den Hausa leben unter der Herrschaft der Fulah oder Fellata noch andere Negerstämme, welche im allgemeinen ähnliche Züge zeigen. Hierher gehören unter anderen die Bewohner des Goragebirges, eines Gebirgsstockes zwischen Tschadsee, Benuë und Niger. Rohlfs, der sie besucht hat, nennt uns ihren Namen nicht. Mit Ausnahme der Städtebewohner gehen diese Eingebornen vollkommen nackt und sind Heiden. Die Frauen tragen Ringe und Spangen um Arme und Fußknöchel, jedoch durchbohren sie die Ohrlappen nicht wie die europäischen Frauen; ihr Haar tragen sie ohne Schmuck und kurz

Digitized by Google

abgeschnitten, während die Männer es helmartig zu einem Wulst zusammenwachsen lassen. Um den Leib tragen die Frauen einen Ledergurt, der vorn und hinten mit Blättern behangen wird, um damit die Blößen zu bedecken; die Männer haben ein Schurzfell, oft kunstvoll gestickt und mit vielen kleinen Muscheln verziert. Sie sind immer bewaffnet: ein Bogen, ein Köcher mit vergifteten Pfeilen und oft ein gerades, in Hagen oder Solingen verfertigtes Schwert machen ihre Rüstung aus. (Rohlfs, Beiträge, S. 67.) In Badiko, einem Marktorte im Goragebiete, hatte Rohlfs Gelegenheit einem Tanze zur Feier des Neumondes beizuwohnen; der Mond genießt nämlich bei den Negern eine besondere Verehrung. „Auf einem großen Platze reihten sich an der einen Seite die Männer zusammen, meist nur mit blau und weiß gestreiften Schürzen oder schmalen Streifen von Ziegenfell bekleidet und mit bunten Federbüschen auf dem Kopfe, gegenüber die Weiber, ein Tuch um die Hüften gewunden, manche einen Säugling auf dem Rücken tragend, und in der Mitte die Knaben und Mädchen, letztere mit einem Fächer aus Stroh oder Palmblatt in der Hand. Nach dem Takte der Musik, die in Trommelschlägen und im Klirren von eisernen, an den Füßen der Tänzer befestigten Schellen bestand, schritten die Reihen bald gravitätisch wie im Polonaisen- oder Menuettschritt ihrem vis-à-vis entgegen, bald lösten sie sich auf und alles sprang und hüpfte wild durcheinander. Dazwischen gab es auch pantomimische Einzeltänze. Eine Frau neigte sich plötzlich hinten über, als müßte sie umfallen, wurde aber in den Armen der hinter ihr Stehenden aufgefangen und nun immer von einer der andern zugeworfen. Oder ein junges Mädchen drehte sich wirbelnd im Kreise, bis sie erschöpft niedersank, worauf alle Männer an ihr vorbeitanzten und jeder einige Muscheln in ihren Schoß warf." (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 173.) Die Religion dieser Menschen ist Fetischdienst; aber obgleich Heiden, stehen sie keineswegs auf einer ganz niederen Stufe der Kultur; ihre Hütten sind so regelmäßig und gut angelegt, daß man ihnen gewissermaßen Sinn für Architektur und Geschmack nachsagen muß; der Boden ist eine Art Mosaik, welcher von den Frauen eingegossen und festgeklopft wird. Ihre Hauseinrichtungen, was Töpfe, Holzschnitzereien und andere Gegenstände betrifft, sind kunstvoll und mit Eleganz gearbeitet, ihre Werkzeuge verfertigen sie selbst aus Eisen. Um im Winter auf den höher gelegenen Bergteilen sich besser gegen Kälte schützen zu können, haben sie in ihren Hütten eigene, thönerne Feuerbetten angebracht. Dieselben bestehen aus thönernen Bänken, die inwendig hohl sind: hierin wird Feuer gemacht und so gewähren sie dem darauf Liegenden, der die schroffe Hitze durch Felle und Matten dämpft, eine angenehme Wärme.

Sein Gesamturteil über die Hausa und ihre Nachbarn faßt G. Rohlfs dahin zusammen: „Die Völkerstämme, welche gegenwärtig das Land zwischen dem Tschadsee, dem Schari und Waube, dem Benue und Niger bewohnen, sind unstreitig die körperlich und geistig am meisten entwickelten von Zentralafrika und sicher hat die Vielgestaltung des Bodens, der Wechsel von Berg und Thal, von Land und Wasser, sowie die Mannigfaltigkeit der sie umgebenden Tier- und Pflanzenwelt günstig auf ihre Entwicklung eingewirkt. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Hausaneger inne, derjenige Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der eigentliche Negertypus sich am reinsten erhielt; selbst wo Vermischung mit Berbern oder hellfarbigen Fulah stattgefunden, hat das schwarze Element als das stärkere den Sieg behauptet. In intellektueller Beziehung stehen die Hausa allen andern voran; sie brachten es zur Bildung geschlossener Staaten, die zum Teil schon eine Geschichte haben, wie Bornu, Sókoto, Bautschi, Sária, Kano, Gando, und ihre Sprache ist bis zum Niger hinab die herrschende geworden. Wenn sie in manchen technischen Künsten, in der Anfertigung von Kleidern, Zeugen, Matten und Geräten, Stickereien und Glasarbeiten, von den Nupe, auch wohl von den Afo- und Bassanegern übertroffen werden, so ist zu berücksichtigen, daß diese Stämme ihre Kultur von der Küste her durch die Yoruba empfiengen, die Hausa aber sich fast ganz selbständig gebildet haben."

Südlich von den Hausa wohnen eine Menge verschiedener, wenn auch mehr oder weniger miteinander verwandter Negerstämme: im Norden von Garo-n-Bautschi die Gere, die Bara und die Bolo, welch letztere eine eigene Sprache reden und in äußerst ärmlichen, schmutzigen Hütten wohnen, stark aufgeworfene Lippen, doch weniger dunkle Hautfarbe als ihre östlichen Nachbarn haben. Die Männer, groß und kräftig, tragen im Gegensatze zu andern Negerstämmen ihr volles Haar; die Frauen, klein und korpulent, binden das Kopfhaar von hinten

Digitized by Google

nach vorne in einen hochgetürmten Wulst zusammen. Im Osten bis an den Gongola sitzen die Fali und die Bele, in den übrigen Distrikten des Bautschireiches die Kirfi, Dscheráua, Ningel, die Germáua, Bankaláua, Kabáua, Kunáua und Adscháua; im Norden von Sango-Katab die Kaddera, darüber hinaus die Kadsche und Kado. Die letzteren sind von dunkelschwarzer Hautfarbe, jedoch keineswegs häßlich. Männer wie Weiber gehen nackt, jene einen mit Muscheln oder Fransen behängten Lederschurz, diese nur Baumblätter vor die Scham bindend; um den linken Arm tragen sie einen schwarzen steinernen Ring, an den Fingern mehrere Ringe von Eisen, den größten, der ein Amulet birgt, am rechten Daumen. Die jungen Burschе bis zu zwanzig Jahren flechten ihr Haar in mit Glasperlen besetzte Zöpfe und binden auch Schnüre von Glasperlen um den Hals: ein weibischer Putz, mit dem weder die kräftige Muskulatur des Körpers, noch die Bewaffnung mit Bogen und Pfeilen harmoniert. Im Benehmen zeichnet sich der Stamm durch eine gewisse zeremonielle Höflichkeit aus. So wurde Rohlfs von jedem Begegnenden umständlich gegrüßt, indem die Männer das Hausawort „Sünno, Sünno" mehrmals wiederholend sich tief vor ihm verneigten, die Weiber aber niederknieten und mit abgewandtem Gesicht in dieser Stellung verharrten, bis er vorüber war. Daß die Frauen vor einem fremden Manne das Gesicht abwenden oder verhüllen, ist übrigens eine bei den meisten Negerstämmen Nord- und Zentralafrikas herrschende Sitte. Die Wohnung einer Kadofamilie besteht gewöhnlich aus zwei Hütten, die abweichend von anderen Negerbehausungen, durch einen zugebauten Gang miteinander verbunden sind, wodurch drei zusammenhängende Wohnräume gewonnen werden. Auch sonst haben die Kado manche Eigentümlichkeiten in Charakter und Lebensweise (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 179). In Kessi endlich treffen wir die Stämme der Dschaba, Toni und Jeskoa, am Benue die Afo, Bassa und Koto. Das Oberhaupt der Bassa führt den Titel „Madáki" und residiert in der Hauptstadt Udsche. Religion des Landes ist der Fetischismus. Bislang haben dem Bekehrungseifer und der Eroberungssucht der Fulah die Wellen des Benue Schranken gesetzt; indes kommen schon einzelne Apostel des Islam bis Udsche und Wúkari, und in nicht ferner Zeit dürfte auch hier der Koran seinen siegreichen Einzug halten. Es ist aber ein auf alten Vorurteilen und gefälschten Ueberlieferungen beruhender Irrtum, die religiösen Bewegungen im islamitischen Afrika allein den Arabern zuschreiben zu wollen. Vielmehr sind es seit Generationen auch Schwarze, unverkennbar nigritische Mekkapilger, sogenannte „Tekarine" (Einzahl „Tekruri"), welche Afrika in der Richtung von Westen nach Osten und umgekehrt durchstreifen, die den Islam unter ihren heidnischen und halbheidnischen Rassenangehörigen nicht nur mit Feuereifer predigen, sondern sogar mit Feuer und Schwert zu verbreiten suchen (Hartmann, Die Völker Afrikas, S. 50). Der Sprache nach scheinen die Bassa mit den Nupe verwandt zu sein. Die Männer sind meist gut gebaut, muskulös und auch der Waden nicht entbehrend. Auf dem kurzen, dicken Halse sitzt der breite Kopf mit fast viereckigem Gesicht und, wie es Rohlfs vorkam, etwas höherer Stirn, als sonst die Neger zu haben pflegen. Sie feilen sich die Zähne

Digitized by Google

ſpitz und tättowieren ihre Wangen mit zwei Einſchnitten, die in gewundener Linie von den Schläfen nach dem Kinn zu verlaufen. Bis zum Alter von fünfzehn Jahren geht die Jugend beiderlei Geſchlechts ganz nackt, nicht einmal die Scham wird mit einem Blatte bedeckt (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 219—220).

Vielleicht iſt es nicht unintereſſant zu bemerken, daß der kindliche Sinn in der Form des Spieles überall das Gleiche zu wählen ſcheint, daher ſich das Spielzeug bei den verſchiedenſten Völkern wiederholt. So kennen wir aus Innerafrika Kinderpuppen, freilich ſehr primitiver Art, von welchen unſere Illuſtration eine Vorſtellung giebt. Sie ſind aus Gewebefetzen zuſammengeſchnürt, mit dunkelbraunem Wachs überſtrichen und mit weiß und blauen Glasperlen geziert.

Kinderpuppe aus Zentralafrika.

Wir ſind mit der Aufzählung der Negervölker bis zu den Anwohnern des zentralafrikaniſchen Waſſerbeckens, des Tſchad- oder Tſadſees, gekommen. Er ſtellt das ungefähre Zentrum der großen Abflachung dar, in der ſich die Abflüſſe Bornus, Bagirmis, der Länder im Süden Wadaïs, eines Teiles der Hauſaſtaaten und eines Teiles von Dar Fur ſammeln. Ueber die ethnographiſchen Verhältniſſe dieſes Gebietes haben uns zahlreiche Afrikareiſende, in neueſter Zeit aber ganz beſonders Dr. Guſtav Nachtigal wichtiges Material geliefert. Nach der von letzterem entworfenen Völkerkarte von Bornu, Kanem und den Inſeln im Tſchadſee ſind die Bewohner dieſer Reiche neben zerſtreuten arabiſchen Elementen, die wir ſpäter berückſichtigen werden, die Kanuri (Kanori) in Bornu, die Kanembu in Kanem und Bornu in einem Halbkreiſe um den nördlichen Teil des Tſchadſees gelagert; die Maſa in Bornu und Bagirmi, die Yadina oder Budduma auf den Inſeln im Tſchadſee. Verwandte der Kanuri ſind die Bewohner von Manga und Nguru. Südlich von Bornu und dem Tſchadſee wohnen ferner Völker, welche ſprachlich untereinander verwandt zu ſein ſcheinen. Es ſind dies die Bewohner von Kotoko und Gamerghu, Logon, Marghi, Musgu, Mandara und Batta, deren meiſte indes nur ſehr wenig bekannt ſind.

Betrachten wir nun zuerſt das Volk der Kanuri. Sie ſind das Hauptvolk von Bornu, anderthalb Millionen Köpfe umfaſſend und leiten nach Angabe Nachtigals ihren Nationalnamen von dem arabiſchen Worte „Nur“, d. h. Licht, ab, welches mit der Vorſilbe „Ka“ oder „Ke“ die Bedeutung „Leute des Lichts“ giebt. Dieſen heiligenden Namen erhielt das Volk, als es den „wahren“ mohammedaniſchen Glauben angenommen hatte. Sie ſind die eigentlichen Herren des Landes, das ſonſt noch zerſtreute Araberſtämme, dann Tubu, Bede, Ngiſeni, Hauſa und Kerrikerri bewohnen und zerfallen in eine Menge von Unterabteilungen, von welchen wieder der Stamm Mágomi das Zentrum des Reiches

bewohnt und das königliche Blut vertritt. Das Gros des Volkes ist wahrscheinlich aus Kanem in seine heutigen Wohnsitze eingerückt. Bornu mit seiner volkreichen Hauptstadt Kuka oder Kukaua bildet gegenwärtig einen despotisch regierten, aber im allgemeinen wohl geordneten Staat, welchem die meisten Attribute eines zivilisierten Landes zukommen, von den geistigen Leistungen der Bewohner einen hohen Begriff erweckend. Wenn jemand mit der Behauptung auftreten wollte, Araber und Berber seien nicht entwicklungsfähig, so würde er zum Lohne nur Achselzucken ernten, für die Araber zeugt ihre eigene Geschichte, für die Berber zeugen die pharaonischen Aegypter, das größte Kulturvolk der alten Welt. Dagegen wird fortwährend keck versichert und geduldig vernommen, daß die Neger einer höheren gesellschaftlichen Entwicklung nicht fähig seien. Hier sehen wir nun im Sudan, abgeschnitten durch die Sahara von mediterraneischen Kulturberührungen, geordnete Staaten und blühende Gewerbe unter Negern sich entwickeln. Mögen sie noch so weit hinter andern Völker zurückgeblieben, mögen ihre wirklich originellen Erfindungen an Zahl nur wenige sein, so ist das ganz unwesentlich. Wesentlich allein ist es, daß die Neger durch eigene geistige Kraft aufgestiegen sind in der Gesittung, daß sie einem Reisenden wie Rohlfs, der so viele Völker schon gesehen hat, mehr Hoffnungen als Berber oder Araber erweckten. Wer also noch ferner den Negern die Entwicklungsfähigkeit abstreitet, der vergißt oder will aus Eigensinn die Zivilisationen im Sudan nicht anerkennen. Auch hilft die Ausflucht nicht, als sei erst durch arabische Heidenbekehrer eine bessere Zeit in dem äquatorialen Afrika angebrochen, denn es gab dort schon Großstädte vor dem Auftreten der Araber; ja es giebt aus der vorislamitischen Zeit sogar eine Geschichte des Sudans. Das Vorhandensein großer Städte ist aber an sich schon ein vollgiltiges Zeugnis für eine höhere Gesittung, denn wo Menschen dicht aneinander rücken, müssen irgend welche gesellschaftliche Satzungen herrschen, ohne welche das Zusammenleben einer Mehrzahl ganz undenkbar ist.

Die Kanuri gelten dem Charakter nach für gutmütig, furchtsam und indolent, wie sie auch nicht sehr reinlich sind. Aus Eitelkeit sind sie zwar kriegerischen Aufzügen ergeben, doch am wirklichen Kriege haben sie keine Freude, und lieben die Behaglichkeit und den Genuß über alles. Soweit es sich mit ihrem Mangel an Mut verträgt, sind sie außerordentlich rührig und unternehmend, intelligent in ihren Kombinationen, rastlos im Handel. Sie haben eine große Geschicklichkeit, sich Fremdes anzueignen, sind geschickt in Kunstfertigkeiten und das niedere Volk, das mit Eifer dem Ackerbau obliegt, ist auch recht fleißig.

Die Häuser sind meistens aus Erde gebaut und bedürfen fortwährender Ausbesserung. Denn jeder Regenguß ist ihnen gefährlich, da er Teile des platten Daches und Seitenwände wegwaschen kann, während in der trockenen Jahreszeit die Erde auf dem Dache Spalten und Risse bekommt. Dies hat zur Folge, daß man bei jedem starken Regen seine Habe in Kisten und landesübliche Ledersäcke zu packen genötigt ist. Diese Erdhäuser haben die Annehmlichkeit, daß sie ziemlich geräumig und in der heißen Zeit kühl sind. Daneben aber finden sich überall Stroh- und Rohrhütten von verschiedener Form und Größe, welche mit großer Sorgfalt gebaut, gegen den Regen ausreichenden Schutz gewähren. Es gehört aber in Kuka, besonders bei den Reichen, stets eine Reihe

von Erdhäusern und Hütten zu einer Wohnung, welche durch weite Höfe voneinander getrennt sind. In einem der Außenhöfe bildet der sorgfältig gegen den „bösen Blick“ abgeschlossene Pferdehof unter der Aufsicht eines Sklaven eine Abteilung, welche durch ihre große Sauberkeit und musterhafte Ordnung bemerkenswert ist. Der Anblick nackter, grauer, fensterloser Thonmauern würde sehr monoton sein, wären nicht fast alle Höfe und zum Teil auch die Straßen durch einen schattenreichen, feigenähnlichen Baum mit seinem dunkeln Grün, durch einen schlanken Kurna, einen riesenhaften Affenbrotbaum oder einen ästereichen Hedschlitsch geziert. Die Erdbehausungen machen durch ihr schmuckloses Aeußere wie durch die Leere im Inneren einen tristen Eindruck. Gemütliche Häuslichkeit und zierliche Anordnung findet man nur in den Rohr- und Strohhütten. Da läuft rings an der Wand herum eine Erdbank, welche teils zum Sitzen, teils zur Aufstellung der häuslichen Geräte dient. Je nach den Mitteln der Eigentümer sind die letztern in verschiedenem Grade mannigfaltig und schön, doch fast durchgehends sauber gehalten. Da sind Trinkgefäße, sorgfältig aus Kürbisschalen gearbeitet, innen lakiert, außen mit gefälligen linearen Verzierungen in gelber, roter, schwarzer Farbe versehen, von der Größe solcher, deren Inhalt zur Tränkung eines Pferdes hinreicht, bis zu den kleinsten Näpfchen, wie sie als Schöpflöffel verwendet werden. Eine Schale steckt in der andern, so daß sie eine sich nach oben verjüngende Säule bilden. Für diese Schalen giebt es nun wieder Untersatzkörbchen der verschiedensten Art. Die Eßschüsseln sind aus hartem Holz geschnitzt und schwarz gebeizt und ruhen vielfach auf drei oder vier kurzen Füßen. Auch europäische Gefäße von Kupfer und Messing fehlen in den Haushaltungen der Wohlhabenden nicht; selbst Porzellan, freilich schlechtes europäisches Fabrikat, hat hieher seinen Weg gefunden. Vor der Thüre, im Schatten und Luftzuge, stehen die umfangreichen Wasserkrüge und in der Nähe ein auf leichten Stangen errichtetes Schattengerüst, unter welchem der Aufenthalt weit angenehmer ist, als in dem heißen Innern der Hütten.

Negerin aus dem Sudan.

Die Kanuri tragen das weite, faltige Gewand, welches man „Tobe“ nennt, ein weites Beinkleid und wirkliche Lederschuhe. Die Bornutoben sind entweder und zwar zumeist weiß oder indigogefärbt, und die Leute haben eine endlose Reihe von Bezeich-

nungen für diese Gewänder, je nach Stoff, Schnitt, Farbe und Verzierung derselben. Vielen jedoch erlaubt ihre Armut nur einzelne Stücke eines ganzen Anzuges, und in den Dörfern sieht man die meisten Leute ohne Schuhe und viele nur mit einem Schurzfell um die Hüften bekleidet. (Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Berlin 1879. 8°. Bd. I, S. 644.) Alle rasieren sich einen Teil des Haupthaares, während sie den andern in eine Menge kleiner Zöpfe flechten, die rund um den Kopf herabhängen, und sind sehr eitel, auf schöne Kleider wie versessen. Sie tragen womöglich zwei, drei bis sechs Toben, eine über der andern, trotz der hohen Temperatur, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, und ein Beinkleid umfaßt nicht selten 20 m eines ½ m breiten Stoffes. Die Frauen präsentieren sich auf der Straße und den öffentlichen Plätzen gleichfalls in reichlichem Putze. Ihr Oberkörper ist außer mit Shawls für Hüften und Schultern häufig auch mit einem kurzen Hemdchen verhüllt, das auf seiner ganzen Oberfläche in den buntesten, gefälligsten, eigenartigsten Mustern mit Seide gestickt ist. Sie tragen die Reize ihrer farbenreichen Kleider und ihrer Schmuckgegenstände, die in silbernen Fuß- und Armringen und am Hinterkopfe in einem halbmondförmigen, silbernen Schmuck des Haares bestehen, mit großer Koketterie zur Schau. Merkwürdigerweise rauchen die Kanuri weder, noch schnupfen sie und verschmähen jedes gegohrene Getränk. Völlerei und andere Laster sind in Bornu selten oder kommen gar nicht vor. Alle Genuß- und Reizmittel werden durch die Goronuß ersetzt und die Leidenschaft für dieselbe ist so groß, daß die Leute nötigenfalls selbst das, was ihnen sonst am teuersten ist, ihre Pferde und Sklavinnen verkaufen, um ihres Lieblingsgenusses teilhaftig zu werden. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen ertönt allabendlich in den Städten und Dörfern die Musik, welche unter rhythmischem Händeklatschen und nicht ungefälligem Gesange die graziösen quadrillenartigen Tänze der Jugend begleitet, während die Alten in den Höfen und auf der Straße auf Matten oder auf der bloßen Erde hockend ihrem Hange zur Geschwätzigkeit frönen.

Begeben wir uns nun auf einem Spazierritte durch die Stadt — denn kein Mann, der einigermaßen auf Würde hält, legt auch nur den geringsten Weg zu Fuß zurück — so enthüllt sich in dem etwa 50—60,000 Köpfe zählenden Kuka ein Leben von solcher Mannigfaltigkeit und selbst Großartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermag. Selbst wenn in der Regenzeit sich auf der Straße große Wassertümpel ansammeln, so stört dies das lebhafte Treiben durchaus nicht; man watet eben durch und läßt sich durch die Pferde mit Schmutz bespritzen. Freie Männer, stets mit unbedecktem und glatt geschorenem Haupte, ziehen, durch die affektierte Würde mit welcher sie einherwandeln, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Die Städtebewohner lieben es, wie gesagt, sich mit Kleidungsstücken zu behängen. Auf diese Weise werden die Vornehmen zu kolossalen Maschinen, welche mühsam von ihren Dienern auf die Pferde gehoben werden. Daneben wandelt da und dort ein Greis in grobem weißem Gewand einher, durch einen langen schweren Stab mit dickem olivenförmigem Ende als Edelmann gekennzeichnet, dessen Vorfahren unter der früheren Dynastie zu den Großen des Reiches zählten. Wenn die Frauen und Mädchen nichts zu arbeiten haben, schlendern sie mit Vorliebe auf den Straßen herum, um sich wo möglich bewundern zu lassen. Aber der Arbeitenden sieht man mehr als der Müßiggänger. Da an den tiefen Brunnen füllen die Frauen und Mädchen — freilich nicht stillschweigend — ihre großen Thonkrüge und tragen sie auf dem Kopfe nach Hause; dort wird die eingestürzte Mauer eines Hauses wieder aufgebaut oder eine Strohhütte aufgerichtet oder erweitert. In der Vorhalle eines Hauses hat ein Elementarlehrer seine Schule eingerichtet und plärrt seinen Schülern gedankenlos die Verse des heiligen Buches vor, oder ein Privatgelehrter liest halblaut aus vergilbten Blättern und läßt dabei mechanisch die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Die Kunst des Webens und die gewebten schmalen Streifen zu Toben zu verarbeiten versteht man in allen Häusern; gleichwohl hat sich durch den Luxus ein besonderer Stand der Schneider herausgebildet, ebenso wie die Mattenflechterei, die sonst nur eine häusliche Beschäftigung war, nun zu einem einträglichen Gewerbe geworden ist.

Für viele Handwerker ist die Werkstatt eine offene Bude, die lediglich aus vier Stangen und einer darüber gelegten Matte besteht. Der Barbier aber durchzieht die Straßen, durch schrilles Pfeifen die Kunden anlockend, welche ihn entweder in das Haus rufen oder auf der Straße von ihm den Kopf mit steiermärkischem Rasiermesser bearbeiten lassen; Milchfrauen preisen mit lauter Stimme ihre Ware an, und Pferdehändler zeigen die Schönheit ihrer Tiere. Wer aber nicht durchaus arbeiten muß, geht dem

Digitized by Google

Müßiggange nach, und unter allen schattigen Bäumen findet man vom Morgen bis zum Abend schwatzende Männer.

Je freundlicher das Bild ist, welches das Straßenleben in Kuka bietet, um so trauriger ist der Anblick der in außerordentlicher Zahl vorhandenen Blinden. In langen Reihen, einer hinter dem andern, ziehen sie durch die Straßen oder sitzen am Wege und suchen durch ihre lauten Klagen die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erwecken. Eine andre Eigentümlichkeit Kukas bilden die Bettelstudenten, welche aus allen umliegenden Ländern hieher kommen um in den berühmten Religionsschulen Gelehrsamkeit sich zu erwerben, während die Gutmütigkeit der Städter ihnen das tägliche Brot darreicht. Haben sie es dahin gebracht, daß sie den Koran einmal durchgelesen haben, so ziehen sie ganz befriedigt als „Mo'allemîn" wieder nach Hause. Große Kenntnisse darf man freilich von ihnen nicht erwarten; sie werden zur Not einen Brief entziffern oder schreiben können, heilkräftige Formeln oder schützende Talismane verkaufen und etwa den ersten Elementarunterricht erteilen; aber das ist auch alles, entsprechend der Mangelhaftigkeit ihrer Studien. Glücklich sind diejenigen unter ihnen, welche in den Vorhallen der Reichen beherbergt und mit den Söhnen des Hauses unterrichtet werden. Die andern aber müssen ihre kärgliche Nahrung mühsam zusammenbetteln oder durch kleine Dienstleistungen erwerben, und da bleibt ihnen für ihre Studien nur die Nacht. Nicht wenige erreichen ein vorgerücktes Alter bis sie ihr Ziel erreichen. Sie sind leicht kenntlich; ein Ziegen-, Leoparden- oder Hyänenfell deckt notdürftig ihre Blöße, ein langer Stab, eine Kürbisschale zur Aufnahme milder Gaben, eine hölzerne Schreibtafel und ein Tintenfaß bilden ihre einzige Ausrüstung. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 620—626.) An Fremden ist in Kuka niemals Mangel. Aus den fernsten Gegenden kommen Pilger, die aus ihrer Frömmigkeit ein einträgliches Gewerbe zu machen wissen, an den Hof des wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit berühmten Scheich Omar, um hier monatelang ein bequemes Leben zu führen. Es ist allerdings einige Ausdauer erforderlich. Wochenlang sieht man einen armen „Faqih" in Schmutz und äußerster Dürftigkeit täglich zum Königspalast pilgern; ist es ihm aber endlich gelungen, einen der Großen für sich zu gewinnen, der ihn bei dem Scheich einführt, dann kann es ihm nicht mehr fehlen. Bald begegnet man ihm in neuer Bornu- oder Haussakleidung, oder ein Burnus schmückt seine Schultern, und nach einigen Monaten erblickt man ihn vielleicht schon hoch zu Roß, von einigen Sklaven begleitet und ohne eine Spur der Demut, die ihn kürzlich noch zu kennzeichnen schien. Anders steht es um die Kaufleute. Der Reisedrang der Araber und Halbaraber hat sie von der Heimat und Familie fortgetrieben, und so ziehen sie kaufend und verkaufend, gewinnend und verlierend von Land zu Land. Sehnsüchtig reden sie von ihren Kindern und ihrem Vaterland, und doch kehren sie nicht zurück, der Grund ist: „Gott hat mir den Weg noch nicht eröffnet, denn ich kann doch nicht mit leeren Händen vor meinen Kindern erscheinen." Und doch liegen die Verhältnisse für fremde Kaufleute sehr ungünstig. Der Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit der Leute von Bornu ist erstaunlich groß. Gegen Barzahlung findet man kaum einen Käufer, und säumige Schuldner zum Zahlen zu zwingen gehört zu den mühevollsten und erfolglosesten Bestrebungen. Monate- und selbst jahrelang ist es die einzige Beschäftigung des nordischen Kaufmanns in Kuka mit Sonnenaufgang zu Pferde zu steigen, die Runde bei seinen Schuldnern zu machen und erschöpft von Hitze und Aerger nach Sonnenuntergang heimzukehren. Schließlich dankt er seinem Schöpfer, wenn ihm von dem erhofften fabelhaften Gewinn von 400 Prozent auch nur der zehnte Teil übrig bleibt, und in sehr vielen Fällen gelingt ihm auch dies nicht einmal. Viele müssen zufrieden sein, wenn sie nur ihr Anlagekapital retten, und manche sterben hin über den Versuchen zu ihrem Rechte zu gelangen. (A. a. O., S. 637 u. 638.)

Zu den großartigsten Schauspielen, welche die Hauptstadt des Bornureiches bietet, gehört der Montagsmarkt, der vor dem Westthor auf einer weiten Ebene gehalten wird. Alles hat hier seinen bestimmten Platz, und die Menge von Produkten aufzuführen, welche hier zum Verkaufe ausgelegt sind, würde zu weit führen; was eben in Bornu irgend käuflich oder verkäuflich ist, das ist auch hier zu haben, von dem Sklaven bis herab zum Gras und zu den Stangen zur Aufrichtung offener Buden, ja bis zum frischen Wasser, das zur Erquickung der Marktbesucher feil geboten wird. Vom Morgen bis zum Abend wogt hier eine Menge von oft mehr als 10,000 Menschen hin und her, ist auf der Tageshöhe am dichtesten und verliert sich bei untergehender Sonne. Trotz des ungeheuren Gedränges und des unzulänglichen Abschlusses der einzelnen Verkaufsplätze voneinander durch Buden oder freien Raum wickelt sich der vielseitige Verkehr in

Digitized by Google

bewundernswerter Ordnung und Friedfertigkeit ab. Der polizeiliche Oberaufseher des Marktes hat wenig mit der Schlichtung von Streitigkeiten und der Handhabung der öffentlichen Ordnung zu thun; Roheiten, Diebstähle, Gewaltthätigkeiten gehören zu den Seltenheiten. Und doch sind von Seiten Kukas fast ausschließlich die niederen Klassen, Diener und Sklaven, und außerdem das wenig von den verfeinerten Sitten der Hauptstadt berührte Landvolk in dem Gewimmel vertreten. Das Bornuvolk im Ganzen, so verschieden auch einzelne Bestandteile sein mögen, zeichnet sich eben nicht sowohl durch gesetzlichen Sinn als durch Harmlosigkeit, rücksichtsvolle Höflichkeit und milde Sitten aus. Was aber diesen Markt für den Fremden besonders interessant macht, ist weniger die Menge und Mannigfaltigkeit der Produkte, als vielmehr das Gemisch von Leuten aus verschiedenen Ländern und Stämmen; fanden sich doch Vertreter aus allen Teilen Bornus, ja selbst über dessen Grenzen hinaus reichte die Anziehungskraft dieses Marktes. (A. a. O., S. 671—688.) Der Ausfuhrhandel Bornus beschränkt sich fast ganz auf Sklaven, Straußfedern und Elfenbein; alle andern Landesprodukte können bei den großen Transportkosten nicht in betracht kommen. Früher blühte besonders der Sklavenhandel, welcher jetzt bedeutend abgenommen hat; es wird jedoch noch lange währen bis er ganz unterdrückt ist. Die Sklaverei ist eben ein tief in das Leben einschneidender Zug der schwarzen Völker; überall wo wir Neger finden, treffen wir auch den Unterschied von Freien und Sklaven.

Die Regierung des Landes ruht, wenn auch nur dem Namen nach, in der „Nökena" oder Ratsversammlung. Diese Einrichtung stammt noch aus der Zeit, in welcher die herrschenden Familien sich ihres nordischen Ursprungs bewußt waren und die Könige neben sich die mächtigsten Edelleute als berechtigte Ratgeber duldeten, wie die Sitten der Wüstenbewohner es mit sich bringen. Jetzt gilt nur der Wille des Herrschers, welcher den Titel „Mai", d. h. König oder Sultan führt, und der Einfluß der Günstlinge. Trotzdem wird täglich die Ratsversammlung gehalten, zu welcher außer den Gliedern der königlichen Familie freigeborene Vertreter der verschiedenen Bevölkerungselemente und Kriegshauptleute mit Sklavenursprung gehören. Jeden Morgen kommen dieselben in den Königspalast, legen Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und warten nun plaudernd, scherzend und Ränke schmiedend in den Vorhallen und Höfen, bis sie durch Trommeln und Pfeifen in den Empfangssaal gerufen werden. Bei seinem Eintritt wird der Herrscher durch kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, z. B. „die Weisheit! der Löwe!" begrüßt. Jeder hockt an seinem Platze nieder und macht die Bewegung als ob er Staub auf sein Haupt streue. Nochmals werden Begrüßungen gewechselt, und dann erst kann die Beratung beginnen. Der „Mai" vereinigt in seiner Person die weltliche und geistliche Gewalt, ist Herr über Gut und Leben seiner Unterthanen, setzt die Beamten ein und ab und kann auch die Rechtssprüche der Kadi nach Gutdünken umstoßen. Der mutmaßliche Thronfolger führt gewöhnlich den Titel „Jeri-ma", der Sohn der ältesten Schwester des Mai „Kabiske-ma". Die übrigen männlichen Verwandten des Mai heißen „Maina" und werden „Aba" (mein Herr) angeredet. Großen Einfluß am Hofe haben die durch hochmütiges, insolentes Wesen ausgezeichneten „Adim", Eunuchen, deren Oberhaupt der „Yura-ma" ist. In den Händen eines Verschnittenen befindet sich auch das wichtige Amt des „Mala", Schatzmeisters.

Die bewaffnete Macht des Reiches, der eine militärische, wenn schon sehr mangelhafte Organisation nicht abzusprechen ist, besteht aus 1000 Mann mit Flinten bewaffneter Fußsoldaten, aus eben so viel gleichfalls mit Flinten und aus 3000 mit Bogen und Pfeilen, Lanzen und „Schangermangern" bewehrten Reitern. Außerdem aber hält jeder Große „Kogna" je nach seinem Vermögen eine größere oder geringere Anzahl unregelmäßiger Truppen zu Fuß und zu Pferde, so daß Bornu im ganzen etwa 25 bis 30,000 Streiter ins Feld stellen kann. An Artillerie verfügt der Mai über ungefähr 20 in Kuka selbst verfertigte metallene Kanonen verschiedenen Kalibers, auf schlechten Laffeten oder rohen Holzklötzen ruhend, sowie über zwei Mörser. Der Hauptmann einer Kompagnie von 100 Mann heißt „Kaschella" (Plural: „Kaschellawa"). Die Soldaten erhalten wie die Zivilbeamten keinen Sold, sondern Stücke Land, von dessen Anbau sie ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen. Eine echt afrikanische Waffengattung sind die Bogenschützen. Außer Bogen, Pfeil und Köcher haben sie 2—4 Wurfspieße, eine lange Lanze, den gefährlichen Schangermanger und den Schild; ein über die Schulter geworfenes Tigerfell giebt ihnen ein wirklich martialisches Aussehen. Der Schangermanger oder „Medschri", dessen Gebrauch im Sudan westlich über Bornu hinaus unbekannt zu sein scheint, in der Sahara aber bis zum Ocean verbreitet ist, gleicht einem Fleischermesser von etwa 30 cm Länge, aus dem noch eine oder zwei spannlange Klingen hervorstehen

Digitized by Google

und wird sowohl als Wurf- wie als Hauwaffe benützt. In Bornu giebt es deren auch aus Holz, zum Teil mit künstlicher Schnitzerei verziert. Des Mai berittene Leibgardisten, 40 an der Zahl, tragen unter ihrer Tobe einen Maschenpanzer, der den ganzen Leib nebst Armen und Beinen umschließt, und auf dem Kopf eine kupferne oder eiserne Platte, von der ringsum ein gleiches Netz bis auf die Schultern herabfällt, so daß nur ein kleiner Teil des Gesichtes frei bleibt. Auch der Mai, die Prinzen und Vornehmen legen im Kriege solche Panzerkleider an, die zu sehr teuren Preisen aus Aegypten bezogen werden. Brustpanzer aus Eisenplatten für weniger Bemittelte liefern die einheimischen Waffenschmiede. Die Pferde werden zum Schutz gegen Pfeile und Spieße bis an die Knie in dickwattierte baumwollene Decken gehüllt und ihre Köpfe vorn sowie an den Seiten mit messingnen oder silbernen Platten behängt (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 4—6).

Als Staatsreligion in Bornu gilt seit Jahrhunderten der Islam. Die Dynastie, alle Vornehmen und die Bewohner der größeren Ortschaften bekennen sich dazu. Dennoch hat der Islam bei den Kanuri keine Wurzel geschlagen und, nach Rohlfs Meinung, wird er es auch nie; er scheint in Afrika nicht über eine gewisse Grenze hinauszukommen. Man nahm den Eingeborenen ihren uralten Fetischismus, ohne daß sie für die Idee des Monotheismus gewonnen würden; nicht einmal ein Wort besitzen sie in ihrer Sprache für Gott, denn „Kema-nde", womit sie das Fremdwort Allah übersetzen, heißt Herr im bürgerlichen Sinne; gebetet wird aber ausschießlich in arabischer Sprache, die weitaus den meisten unverständlich ist. Früher verehrten sie einen Waldteufel „Koliram" und einen Wasserteufel „Ngámaram"; jetzt feiern sie gar keine Gottheit mehr und ihre ganze Religion besteht in allerlei Aberglauben und einigen äußerst verworrenen Vorstellungen von Paradies und Hölle der Moslemin. Daher haben auch die religiösen Feste keine tiefere Bedeutung für sie, sondern werden nur mit wiederkehrenden Naturerscheinungen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit u. dgl., in Verbindung gebracht (A. a. O., S. 9 u. 10).

Ein schwieriges Rätsel war lange Zeit die Sprache der Kanuri; sie ist nämlich eine völlig selbständige, zeigt jedoch die intimsten Verwandtschaftsbeziehungen zu der Sprache der nur irrtümlich von manchen zur Negerrasse gezählten Tubu, welche den weiten Raum der Sahara im Nordosten von Bornu bewohnen. Gustav Nachtigal erklärt jedoch diese „bis in das innerste Wesen der Wortbildung herabreichende" Sprachenverwandtschaft völlig vertrauenswürdig daraus, daß sich das Kanuri im wesentlichen aus der Tubusprache entwickelte (Sahara und Sudan, Bd. II, S. 195). Denn die Kanuri Bornus sind *nicht reine Neger*, sondern eine *Mischbevölkerung* vieler noch heute nicht überall ganz verschmolzener Elemente, unter denen sich auch das der Tubu nachweisen läßt. Es giebt also wohl ein Mischvolk Kanuri, aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens. Es waren Leute aus der im Nordosten des Tschadsees gelegenen Landschaft Kanem, welche in der letzten Hälfte des dreizehnten und während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts allmählich das heutige Reich Bornu eroberten und diese Kanemleute bestanden aus jenen fremden, anfangs hellfarbigen Einwanderern, aus denen die Könige des Landes hervorgiengen, ferner aus Kanembu, Tubu und verschiedenen Mischelementen, die sich aus jenen und der früheren Bevölkerung Kanems herausgebildet hatten. Die erstgenannten sind in der heutigen Bevölkerung Bornus durch die Abteilungen der *Mágomi* und *Ngalma*

Digitized by Google

Von der großen Drahtseilhängebrücke bei New-York.

soll schauen, was dem Geiste vorgeführt wird!

Das „Universum“ ist ein Familienbuch, das einen wahrhaften Hausfreund bildet, ein reiches Bilderwerk, das man stets gern zur Hand nimmt und an dem sich **Alt und Jung** erbaut. Auf jedem Tische, in jedem Eckplätzchen, auf jedem Bücherbrett, kurz in jedem Hause wird sich ein Plätzchen finden, für dieses Buch einzig in seiner Art.

Und so zieh' denn hinaus in die Welt, „Neues Universum“, helfe in Hütte, im Bürgerhause und Palast zum Genuß wahrhaft angenehmer lehrreicher Stunden; werde ein Freund des Handwerkers wie des Kaufmanns, des Gelehrten wie des Künstlers? Wecke auch in mancher jugendlichen Brust die schlummernde Gabe, das Talent, welches sich vielleicht dereinst zum Segen unseres Volkes Bahn bricht und Geltung verschafft.

Allen sei das „Neue Universum“ empfohlen, überall wird es freudiges Willkommen finden, denn es strahlt zurück

das Licht des neunzehnten Jahrhunderts!

Die Gangart des Pferdes nach Augenblicks-Photographien

Dieses reich illustrirte

Jahrbuch für Haus und Familie

für die reifere Jugend,

erscheint jährlich, zunächst in 10 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr.; dann complet gebunden in reichem Einband à Mk. 6. —. = 3 Fl. 60 Kr.

Verschiebung der Steine eines Obelisken von San Bruno während des Erdbebens i. J. 1783.

Wir nennen nachstehend einen Theil der reich illustrirten Abschnitte:

Der heutige Rettungsdienst an den Küsten. — Die höchste Gebirgs-Eisenbahn. — Ein neues schwimmendes Dock. — Der japanische Wunderspiegel. — Denis Papin, ein Märtyrer der Wissenschaft. — Die Diamantfelder Südafrika's. — Kohlenstoff contra Stickstoff. — Die elektrische Eisenbahn in Berlin. — Moderne Automaten. — Ein Luftballon. — Seidenconditionen. — Galvanis Denkmal in Bologna. — Obelisken auf Reisen. — Segelwagen. — Das Audiphon. — Ein Dampfvelocipede. — Telephon und Mikrophon. — Die Pfeilereisenbahn in New York. — Eine bis jetzt nicht bekannte Eigenschaft brennender Lichter. — Augenblicksphotographien. — Mouchot's Sonnenmaschine. — Eine neue optische Täuschung. — Der elektrische Zügel. — Das kleinste Dampfboot der Welt. — Eine selbstrechnende Wage. — Selbstthätige Feuermeldeapparate. — Neue Schwimmapparate. — Unter dem Hudson. — Physikalische Spielereien. — Das Topophon. — Ein kleiner Dampfmotor. — Pneumatische Uhren. — — Blitzableiter. — Magnetische Geheimschrift. — Vegetabilisches Elfenbein. — Bergeisenbahnfahrten. — Unterseeisches Observatorium. — Die telegraphischen Wetterberichte und ihre Bedeutung. — Apparate für mechanische Gymnastik. — Elektrische Uhren für öffentliche Zwecke. — Der Zerstörer. — Photographie zu Kriegszwecken. — Künstliche Erzeugung von Kälte. — Die Silberminen von Cerro de Pasco. — 2c. 2c.

Eine neue optische Täuschung.

Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".

Professor Thompson in Bristol bereichert das Kapitel der optischen Täuschungen um neue interessante Beispiele:

Nimmt man das Blatt in die Hand und ertheilt der Figur durch kleine Verschiebungen des Handgelenks eine drehende Bewegung — wie man etwa Wasser in einem Glase in Rotation versetzt — so scheint sich jeder der concentrischen Kreise um seine Axe, das Zahnrad in der Mitte aber in entgegengesetzter Richtung zu drehen 2c.

Eine neue optische Täuschung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

35. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Scherr: Germania

Dritte durchgesehene, wohlfeile Auflage.

40 Hefte à 40 Pfennig.

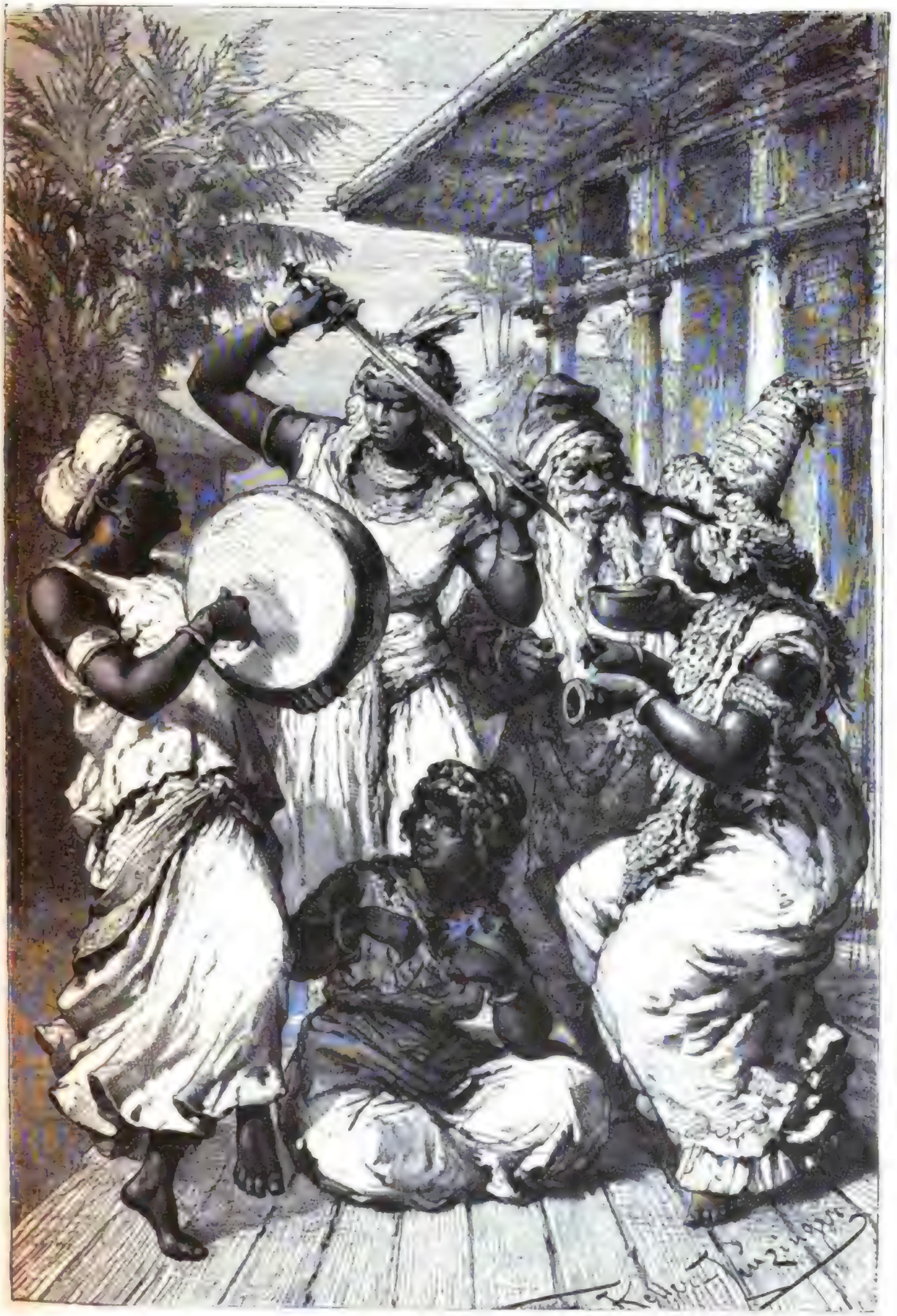
Erste Hefte in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die **Germania** von **Johannes Scherr** hat einen Erfolg erlangt, wie ein solcher so rasch und umfassend in Deutschland und über die Gränzen Deutschlands hinaus ähnlichen Unternehmungen bis heute noch nie zutheil geworden. Dem Wollen des Verfassers, dem Eifer der betheiligten Künstler, der Mühwaltung des Verlegers, der Sorgfalt des Druckers ist im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen des Vaterlandes eine Theilnahme entgegengekommen, welche die gemeinsamen Hersteller des Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Ritterliche „Bucht".

Allgemein ist anerkannt und ausgesprochen worden, von Seiten der berufenen Kritik wie von Seiten der öffentlichen Meinung, daß die Germania ihre Aufgabe und Absicht, das Dasein unseres Volkes, das Fühlen, Denken und Thun deutscher Nation, wie es sich in allen ihren Schichten und Berufsklassen binnen zwei Jahrtausenden entfaltet hat, scharf und bestimmt, klar und anschaulich vorzuführen, gelöst und erreicht habe. Nicht minder, daß ein kräftiger Hauch ebenso freimüthiger als inniger Vaterlandsliebe das ganze Werk beseele und belebe. Endlich, daß die Darstellung mit Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit jene Gefühlswärme und Begeisterung verbinde, welche die Sympathie der Leser und Leserinnen zu wecken und wachzuerhalten vermag. Es darf wohl gesagt werden, daß die Germania, indem sie die Deutschen über ihre Vergangenheit aufzuklären suchte und sucht, zugleich auch dazu beitragen wollte und will, dieselben für die Zukunft rüstig und tüchtig zu machen.

Ein solches Buch ist aber wohl nicht unberechtigt, auf größtmögliche Verbreitung und Wirksamkeit auszugehen. Darum ist mit Zustimmung des Verfassers der Verleger den von vielen Seiten her an ihn ergangenen Aufforderungen nachgekommen,



Schauspielerbande aus Singapur.

Digitized by Google

Dukko vertreten, welche zusammen leicht ein Drittel der gesamten Kanuri ausmachen können. Ungefähr ebenso zahlreich als diese beiden Elemente dürften unter den frühesten Einwanderern in Bornu die Tubu gewesen sein, deren Stämme Kai; Tura und Tomaghera wesentliche Bestandteile der Kanuri bilden. Von den eigentlichen Kanembustämmen sind ebenfalls Bruchteile nach Bornu gelangt und in den Kanuri aufgegangen; dieselben gehören den Kuburi, die man für ein königliches Geschlecht erklärt, dann den Ngálla und den Dibbiri an. Zweifelhafterer Natur, als die vorgenannten Abteilungen der Kanuri sind die Ngoma, die Kawa und Ngazir, welche größtenteils aus einer Mischung der Eroberer mit den Eingeborenen, vielfach, wie es scheint, mit vorwaltendem Einfluß der letzteren, hervorgegangen sind. Wo die Gruppen der Kanuri in reger Mischung untereinander sich über das Land ausdehnten, wurden sie durchaus gleichartig in Sprache, Lebensweise und Sitten; nur diejenigen, welche einigermaßen geschlossen größere Bezirke bevölkern konnten, vermochten gewisse Eigentümlichkeiten zu bewahren oder herauszubilden. In der That erstaunt man, wie verschiedenartige Individuen man unter den Kanuri findet in Hautfärbung, Gestalt und Gesichtsbildung. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Kennzeichen des nördlichen (arabisch-libyschen) Ursprungs der Mágomi ganz verschwunden sind, wenn man auch hie und da Anklänge an dieselben bei einzelnen Individuen findet, deren Herkunft keinerlei spätere hamitische oder berberische Einwirkung vermuten läßt. Auch der Rest der physischen Eigentümlichkeiten der Tubu ist in der allgemeinen Vermischung zu Grunde gegangen und selbst das typische Wesen der reinen Kanembu ist verwischt. Es entstand ein neues Geschlecht, das zwar in einzelnen Individuen oft genug an die charakteristischen Merkmale seiner ursprünglichen Bestandteile erinnert, aber im Ganzen und Großen diesen sehr wenig ähnlich ist, ohne gleichwohl schon einen einheitlichen Charakter gewonnen zu haben. In physischer Hinsicht ist die Transformierung der Teile keine vorteilhafte gewesen, denn die Kanuri müssen im Durchschnitt ein häßliches Volk genannt werden, welches dem Häßlichkeitsideale der Rasse, d. h. dem „blauschwarzen, dicknackigen, schafwollbehaupteten Phantasieneger" Robert Hartmanns, den dieser als wissenschaftlichen Fetisch ins Feuer werfen will, recht gut genügen. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, die Männer das europäische Durchschnittsmaß erreichend, die Weiber ziemlich weit hinter demselben zurückbleibend; ihr Körperbau hält ungefähr die Mitte zwischen den vollen plastischen Formen der Hausaneger und der sehnigen Magerkeit der Tubu, ist aber wenig ebenmäßig, wenn auch die Beine, die der Waden nicht entbehren, in Proportion zum Oberkörper stehen. Der Hautfarbe nach sind die Kanuri grauschwarz oder rötlichschwarz und weit entfernt von den elastischen und energischen Bewegungen der Tubu und Kanembu. Entschiedener als im Wuchs prägt sich der Negertypus bei ihnen in der Kopfbildung aus: krauses wolliges Haar, rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen, wulstige Lippen, aber vorspringende Nase. Besonders häßlich sind die Frauen im Vergleiche zum harmonischen Wuchs und zu den gefälligen Zügen der Tubu und Kanembu. Sie sind außerordentlich stark gebaut, haben eine hoch aufsteigende Stirn, ein breites

Digitized by Google

Gesicht mit dicker flacher Nase und einen großen, mit blendend weißen Zähnen besetzten Mund. Drei Längsschnitte auf der Wangenhaut sind charakteristisch für die Kanuri. Der Gesichtsausdruck, namentlich im Blick verrät meist Gutmütigkeit und Wohlwollen und wird nur etwas durch die gelbliche Bindehaut des Auges abgeschwächt.

Es gelang den Kanuri natürlich nur bis zu einem gewissen Grade die ursprünglichen Bewohner zu verdrängen oder sich zu assimilieren. Wo diese nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, wurden sie zwar unterjocht, konnten aber ihre einheitliche Physiognomie, Sprache und Sitte bewahren. Sie finden wir im ganzen Südosten des Reiches die Makari oder Kotoko eine ziemlich kompakte Bevölkerung bilden. Die Manga, welche einen großen Teil des nordwestlichen Bornu bewohnen, haben sich als besonderer Stamm erhalten; die Gamergu konnten viele ihrer Eigentümlichkeiten bewahren; selbst der kleine Stamm der Mobber scheidet sich von seinen Nachbarn noch aus und die zigeunerhaften Keribina sind trotz ihrer geringen Zahl nicht in der übrigen Bevölkerung aufgegangen (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 418—426).

Der wichtigste Stamm sind die Makari oder Kotoko. Dieselben sind ohne Zweifel vom Osten, aus der Gegend von Bussо am Schari in ihre heutigen Wohnsitze im Süden des Tschadsees eingezogen. Sie bilden eine von den nahen Bornuleuten durchaus verschiedene Völkerschaft und es ist bei ihrer engen Verwandtschaft mit dem sie umgebenden Heidenstamm der Musgu merkwürdig, daß sie einen verhältnismäßig so hohen Grad von Zivilisation erreichen konnten, wie wir ihn in der Provinz Kotoko und Logone finden. Die Makari sind physisch von den Kanuri und Kanembu verschieden, ein in körperlicher Entwicklung ziemlich hochstehender, wenn auch in Gesichtsbildung nicht hübscher Negerstamm. Im allgemeinen sind sie mächtige Gestalten, in ihrem wasserreichen Lande sehr zur Fettbildung geneigt, doch von unregelmäßigen Zügen, welche mehr dem Negertypus entsprechen, als die der Nachbarstämme. „Betritt man", schreibt Nachtigal, „eine Kotokostadt, so ist alles ganz anders als man es bei den daneben wohnenden Bornuleuten zu sehen gewohnt war. Man wird ganz eigentümlich geheimnisvoll berührt von der Solidität, ich möchte sagen Großartigkeit der Gebäude, von dem Ernste und der massigen Erscheinung der Leute, von dem eigentümlichen Charakter des Ganzen. Die Wohnungen bestehen aus ‚Bongos', d. h. runden Hütten aus Thonerde, welche mit halbkugeligen Strohdächern gedeckt sind und sich auf einer Terrasse erheben wie es in zeitweise der Ueberschwemmung ausgesetzten Gegenden natürlich ist; oder in großen kastellartigen Bauten mit krenelierten, mächtigen Mauern mit Ecktürmchen und Thüren, welche oben breiter sind als unten; oder aber aus viereckigen, sich nach oben verjüngenden Häusern, welche mit giebelartigen Strohdächern gedeckt sind. Obgleich diese letzteren die Höhe einer oberen Etage erreichen, so sieht man doch im Innern bis in den Giebel hinauf. Die imponierendste Art der Wohnungen ist durch die kastellartigen Bauten repräsentiert, welche neben der Solidität auch des Geschmackes nicht entbehren." Entsprechend der gewichtigen Erscheinung der Personen und Häuser lieben die Leute die dunkle Farbe, wie in den Kleidern so in den Häusern. Im Innern imponieren die massigen, vierkantigen, sich nach oben etwas verjüngenden Säulen, welche das Dach tragen, und die soliden, etwa 1—1,30 m hohen, breiten Thonestraden, auf denen der Hausherr sitzt. Die Kotoko geben sich mit Fleiß dem Ackerbau, der Industrie und dem Fischfang hin. Sie bauen vorzüglich Durrah (Sorghum vulgare Pers. oder Holcus Sorghum L.), entsprechend ihrem kräftigen, fetten Boden, Baumwolle, Tabak, einige Gemüse und Indigo, alles mit großer Sorgfalt. Die Hauptindustrie ist die der Indigofärbekunst und der Stroh- und Korbflechterei, welche einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Sowohl Form als Muster ihrer Körbe, Schüsseldecken, Matten und Vorhänge der Thüren sind durchaus geschmackvoll, solid und eigenartig. Ihre Fertigkeit, Thonbauten zu errichten kommt ihnen im Auslande sehr zu statten. Eßschüsseln aus Holz wissen sie in einer Größe und Schönheit herzustellen, wie kaum ein andrer Stamm in jenen Gegenden. Wie sie in ihrem Wesen und Charakter schwerfällig, in allen ihren Erzeugnissen solid sind, so ent-

Digitized by Google

spricht auch die Qualität wie die Quantität ihrer Nahrung, vor allem die letztere, dieser Natur. Dr. Barth hat eine Beschreibung davon geliefert, welche unglaubliche Quantitäten ihm als Gastmahlzeiten vom König von Logon geschickt wurden. Der Fischgenuß beginnt hier vorzuwalten, doch befinden sich die Fische gewöhnlich in getrocknetem und widerwärtig duftenden Zustande. Die Makari sind ernst, zurückhaltend, zeremoniell, argwöhnisch, egoistisch, klug und berechnend. Sie haben etwas Geheimnisvolles, Mystisches an sich, das sie in ganz Bornu als böser Kräfte und der Zauberei verdächtig macht. Für jeden Bornumann ist es eine ausgemachte Thatsache, daß jeder Makari mehr oder weniger in Zauberkünsten erfahren ist, daß sich die meisten Nachts in Hyänen verwandeln und das Fleisch der Gestorbenen verzehren, daß sie mit dem „bösen Blick" unendlich viel Unheil stiften, daß sie sich unsichtbar machen können u. dgl. m. Die Makari besitzen einen merkwürdigen Nationaltanz, der den Frauen allein angehört. Diese schließen einen Kreis, außerhalb dessen die Musik eines trommelartigen Instruments und einer Pfeife ertönt. Eine Frau löst sich aus dem Kreise und tanzt im Innern desselben herausfordernd allein nach dem Klange der Musik herum, bis eine zweite sich veranlaßt sieht, diese Herausforderung anzunehmen. Beide nähern sich einigemale, aneinander vorüber oder umeinander herumtanzend, konzentrieren ihre Kräfte und prallen bei der nächsten Begegnung mit der Hälfte des Gefässes aneinander, wobei jede mit möglichster Gewalt die andere zurückzuschleudern und dadurch womöglich aus dem Kreise hinauszubringen bestrebt ist. Die Siegerin tanzt dann weiter, bis eine andere Konkurrentin ihr den Sieg in gleichem Kampfe streitig zu machen sucht. Die Regierung des Landes ist eine gemäßigte Monarchie. Der König, „Miarai", kann ohne die Zustimmung der fünf großen Hofämter, welche nur Freigebornen verliehen werden, kaum etwas wichtiges beschließen und ausführen. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 537.)

Die Keribina nehmen, wohl mit Rücksicht auf ihre fast ausschließliche Beschäftigung mit der Jagd, die sich im allgemeinen keines besonderen Ansehens erfreut, eine etwas mißachtete Stellung ein. Sie führen in kleinen Abteilungen ein zerstreutes Waldleben, bilden jedoch auch hie und da die Bewohnerschaft ganzer Ortschaften. Sie sind alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und erfreuen sich trotz ihres mohammedanischen Bekenntnisses harmlos des Genusses von Schweinefleisch. Die Keribina in Bornu scheinen, wenn sie sich auch gewöhnlich der Kanurisprache bedienen, doch noch einen, dem Idiom der Yadina nahe verwandten Dialekt zu besitzen. Im südlichen Teile des eigentlichen Bornu sitzen die Gamergu in einem ansehnlichen, wohlbevölkerten Distrikte. Sie ähneln durchaus ihren Nachbarn, den Mandara oder Wandala, von denen sie nur durch einen unbedeutenden Dialektunterschied getrennt sind, (A. a. O., S. 428 u. 429) unterscheiden sich dagegen wesentlich von den Kanuri des nördlichen Bornu. Von Farbe schwarzbraun, haben die Gamergu ausgeprägte, doch nicht gerade häßliche Negerphysiognomien, die Männer meist hohe und muskulöse Gestalten. Die Frauen, mit vorherrschend sanftem Gesichtsausdruck, tragen große Ringe oder Platten in der durchbohrten Nase; ihr Haar liegt von hinten nach vorn zu einem hohen Wulst zusammengerafft über dem Scheitel, während es an den Seiten des Kopfes kahl geschoren wird. Die Kinder, Knaben wie Mädchen, gehen bis zum Eintritt der Pubertät ganz nackt und eignen sich frühzeitig eine große Fertigkeit im Schwimmen an. Nur in den an den Karawanenstraßen liegenden Ortschaften wurden die Gamergu zum Islam bekehrt; die übrigen sind noch Heiden, gegen die der Sultan, das eigene Land plündernd und entvölkernd, gelegentlich eine Razzia unternimmt. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 25). Wie wenig der Islam auch bei den benachbarten Wandala oder Mandara eingebürgert ist, geht daraus hervor, daß sie ohne Scheu das Fleisch gefallener Tiere, Esel, selbst Hunde essen, dessen Genuß als „dschisa" d. h. unrein den Mohammedanern aufs strengste verboten ist. In der Körperbildung stehen die Wandala den Hausa näher als den Kanuri, von denen sie sich durch vollere Formen unterscheiden. Die Männer haben einen hohen, doch flachen Vorderkopf, grobes krauses Haar, feurige Augen und weniger platte, mehr gebogene Nasen als die Bornuaner. Die Frauen, meist von kleiner Statur, sind ausgezeichnet mit der den Hottentottinnen eigenen Fülle begabt, haben breite Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, ausdrucksvolle Augen und nicht so stark gewulstete Lippen wie die Männer. Hinsichtlich der Industrie haben die Wandala es bloß in der Verarbeitung des Eisens zu ziemlicher Geschicklichkeit gebracht. Gleich in den südlich an Wandala grenzenden Orten sind Eisenstücke als Münze im Verkehr, während bis hierher noch Kattunstreifen die Stelle des Kleingeldes vertreten. Die große Mehrzahl der Bevölkerung

Digitized by Google

ist heidnisch und geht nackt bis auf einen hinten vorgebundenen Lederschurz; sie leben in Monogamie, sind sehr abergläubisch und haben von einem höchsten Wesen, wie von einer Fortdauer nach dem Tode äußerst schwache Vorstellungen. Die Regierung des Landes ist eine rein despotische (A. a. O., S. 61—62), der Sultan aber ein völlig abhängiger Vasall des Mai von Bornu.

Unter den übrigen Stämmen Bornus verhalten sich die Mobber jetzt in ihrer Lebensweise wie die Kanembu, züchten wie diese vortreffliche Rinder, zeichnen sich besonders durch die Resultate ihrer Schafzucht aus und kultivieren mit Vorliebe Baumwolle. Doch in ihrer physischen Erscheinung stehen sie hinter den Kanembu zurück, sind meist dunkelfarbiger, von unansehnlicherem Wuchse und unregelmäßigerer Gesichtsbildung als diese. Die Manga bedienen sich im Verkehre zwar ausschließlich des Kanuri, scheinen aber daneben einen dem Idiom der Beddê nahestehenden Dialekt bewahrt zu haben und tragen in ihrer äußeren Erscheinung, sowie in Sitte und Lebensweise einen einheitlichen Charakter. Sie sind von kräftiger, ziemlich hoher Gestalt, plumpem Wuchse und häßlichen Zügen, begnügen sich gern mit einem Schurzfell als einziger Kleidung, während ihre Frauen und Mädchen das Gesicht mit dunklem Stoffe verschleiern, und führen als Waffen Bogen und Pfeile, sowie eine kleine Streitaxt, welche auf der Schulter getragen wird. Auf der Westgrenze des Reiches, südlich vom Bezirke Manga, sitzen die halbunterworfenen und größtenteils heidnischen Beddê, deren Landschaft sich aus zahlreichen einzelnen Stadtgebieten zusammensetzt. Südlich von ihnen wohnen die östlichen Ngizzem und südlich von diesen die Kerrikerri; dann folgen die den letzteren nahestehenden Fika und südöstlich von diesen die Babir- oder Baborstämme bis zum Benue hin, in dessen Nähe sie mit den Fulah und Batta gemischt sind. Oestlich von den Babir wohnen sodann die Marghi, von denen die nördlichsten dem Islam gewonnen und Bornu thatsächlich unterworfen sind. Die Marghi haben eine schöne Gestalt und regelmäßige Züge, die sie nicht durch Einschnitte entstellen. Ihre Lippen sind weniger aufgeworfen als die anderer Neger und besonders auffallend ist ihre hohe Stirn; auch sind sie oft hell kupfer- oder rhabarberfarben, ohne daß irgendwo eine Uebergangsschattierung von einer dieser Farben zur andern zu entdecken ist. In ihrem weiten Waldgebiete liegen die Wohnungen der Marghi nicht zu Städten und Dörfern zusammengerückt, sondern hin und her zerstreut. Jeder Marghi setzt seine Hütte in die Mitte seines Besitztumes. Ihren Gott „Tumbi" verehren sie in einem von den übrigen Grundstücken durch einen Graben abgegrenzten heiligen Haine. Bemerkenswert ist noch das Gottesgericht, dessen die Marghi sich bedienen. Haben zwei Leute Streit, so müssen sie sich, jeder mit einem Kampfhahn versehen, auf einen für heilig gehaltenen Granitfelsen begeben. Hier werden die beiden Hähne aufeinander gehetzt, und wessen Tier unterliegt, der wird als der Schuldige angesehen. Auf die Marghi folgt nach Osten das schon oben erwähnte Völkchen der Wandala oder Mandara und zwischen dieses und die Westgrenze Logons schieben sich die nördlichen Abteilungen der heidnischen Musgo, von denen einige Häuptlinge den Islam angenommen und die Oberherrschaft Bornus anerkannt haben. Die Musgo gehören zu dem großen Volksstamme der Masa oder Massa, deren einzelne Glieder zum Teile durch ansehnliche Dialektverschiedenheit, durch abweichende Sitten und verschiedenartige Zivilisation voneinander getrennte sind. Die Musgo bilden eine Menge einander feindlich gegenüberstehender Gemeinden, deren jede von einem Häuptling beherrscht wird. Das Dasein der Musgo ist ein gequältes, da sie von allen ihren Nachbarn hart bedrängt werden, welche bei ihnen Sklavenjagden veranstalten und jährlich Tausende wegschleppen. Das Aeußere der Musgo ist abschreckend, ihre Hautfarbe schmutzigschwarz; ihr einziger Schmuck eine Art „Pelele", nämlich ein in der Ober- und Unterlippe eingefügter runder Knochen oder eine Metallplatte. Diese haben allmählich eine schnauzenförmige Bildung der Lippen zur Folge und schlagen beim Sprechen klappernd aufeinander, was der an wunderlichen Zisch-, Hauch- und Kehllauten ohnehin schon reichen Sprache einen noch seltsameren Klang verleiht. Die Männer halten an dem Lederschurzfell um die Hüften fest, die Frauen an einem schmalen Bande um die Weichen als einziger Kleidung. Hauptwaffe ist das scharfe Wurfeisen, der „Golio", mit dem sie Menschen und Pferden die Beine wegschneiden, und als Kriegsrüstung fertigen sie sich Panzer aus dem mit den Haaren nach innen gekehrten Fell des Büffels oder aus dickem Strohgeflecht und eine entsprechende Kopfbedeckung aus demselben Materiale (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 531). Die Musgo treiben Bienenzucht, bauen Tabak und Baumwolle und suchen die Tragfähigkeit ihrer Ländereien durch Düngung zu erhöhen, was sonst bei keinem Volke Mittelafrikas wahrgenommen worden ist.

Digitized by Google

Ehe wir in der Musterung sudanesischer Völker in der Richtung nach Osten fortfahren, müssen wir uns in den Norden und Nordosten des Tschadsees, nach Kanem begeben, wo wir bald an die Grenze der eigentlichen Negervölker gelangen, denn hier herrschen schon die Aulad Soliman (Ulad Sliman), ein sogenannter Araberstamm. Die Bevölkerung ist eine vielfach gemischte und die Einwirkung der nördlich benachbarten Tubustämme unverkennbar. Zwischen dem 14. und 15.° n. Br. erstrecken sich vom 14.—16.° ö. L. von West nach Ost die Sitze von Nomadenstämmen wie der Wandala, der mit beträchtlichen Kanembuelementen gemischten Qadawa oder Qadiwa und der Aulad Soliman, dann die der Dogorda und Mgharba. Alle diese Menschen sind keine Neger, sondern leiten ihre Abkunft meist von Daza, einer Abteilung der Tubu, her. Südlich und südöstlich von den Nomaden findet sich dann die dichteste Bevölkerung der Landschaft mit ständigen Wohnsitzen. Den Uebergang zu ihr bilden die Bezirke der aus vermischten Daza hervorgegangenen Kumosoalla, des seßhaft gewordenen Dazastammes der Hawalla und der leicht in Blut und Sitten alterierten Kanembuabteilung der Tschiroa. Dann folgen die Dalatōa und Magomi, die arabischen Tundscher in der Gegend von Mondo, das Königsgeschlecht der Kuburi im Bezirke von Gala; die Reste der Bulala mit den zweifelhaften Danoa im Barigebiete und längs des Tschadseerandes endlich die Kanembu und Kanuri. Aber selbst die Kanembu sind, wie Dr. Nachtigal sehr wahrscheinlich gemacht hat, aus nördlicheren Gegenden eingewandert und, Jahrhunderte hindurch veränderten klimatischen und andern Lebensbedingungen ausgesetzt, erst allmählich eigenartig geworden. Ihre Gesichter haben den scharfen Schnitt der Tubuzüge verloren, den ihre Vorfahren in der Wüste gehabt haben werden und erscheinen gerundet, doch haben sie von der Regelmäßigkeit der letzteren genug bewahrt, um die Kanuri in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie haben also im allgemeinen edlere Formen und eine mehr oder minder allen gemeinsame ins Rötliche spielende Hautfärbung vor den letzteren voraus. An den meisten Kanembu fallen die abstehenden Ohren auf. Wo sie in größerer Anzahl bisher zusammengelebt haben, sind sie alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau und gerade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanuri, die kein charakteristisches Gepräge haben und zu denen sie sonst doch im innigsten Zusammenhange stehen. Sie sind hochgewachsen, mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten und verhältnismäßig gering entwickelten Brustkasten, dabei voll, fett und muskelreich. Besonders die Frauen sind viel hübscher als die Bornuweiber. Auch in Tracht und Sitte zeigen sie viele Abweichungen von ihren Nachbarn. Sie tragen mit Vorliebe ein einfaches Lederschurzfell, zieren sich mit Halsketten von Kaurimuscheln, tragen Ringe um Oberarm und Handgelenk und bedecken gern den Kopf mit einer hohen Mütze, „Dschoka“, welche nicht selten mit einem Baumwollstreifen umwunden oder mit irgend einem phantastischen Schmucke verziert wird. Die jungen Männer lassen gern ihr Haar wachsen und flechten und verzieren dasselbe; die schlanken Kanembumädchen rasieren das ihrige an den Schläfen und am Hinterkopf und tragen dasselbe nur auf der Höhe des Kopfes in zierliche Flechtchen geordnet, die in der

vorderen Hälfte geſcheitelt nach beiden Seiten fallen, während die hintere Hälfte nicht geteilt iſt (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 341). Die Kanembu führen kleine Schilde aus leichtem Holze, dann Speere, Lanzen und ein langes Vorderarmmeſſer. Wurfeiſen, Bogen, Pfeile und Pferde kennen ſie nicht.

Die im öſtlichen Teile der Tſchadlagune liegenden zahlreichen Inſeln ſind vom Feſtlande durch Waſſerarme getrennt, welche in der trockenen Jahreszeit leicht paſſierbar ſind. Die Bewohner dieſer ſtillen Eilande heißen Budduma, nennen ſich aber ſelbſt Jedina oder Yadina. Sie zerfallen nach Nachtigals Erkundigungen in die zwölf Stämme der Maidſchodſcha, Maibullua, Budſchia, Guria, Guria, Dala, Beredſcha, Marganna, Dſchillua, Diremma, Orzongena, Kadſchingena und Begaroa, von denen die vier erſten die bei weitem zahlreichſten ſind. Die Budduma bilden ein Schiffer- und Fiſchervolk von etwa 20,000 Köpfen, das in Kriegszeiten von einem Kadſchella (Kriegshauptmann) befehligt wird, der im Frieden jedoch nur mit geringer Macht bekleidet iſt. Die einzelnen Abteilungen haben keinen innigen politiſchen Zuſammenhang untereinander und bilden ſelbſt im eigenen Innern kein einheitliches Gemeinweſen. Ihre hauptſächlichſte Beſchäftigung iſt Rinderzucht nach Nachtigal, nach Rohlfs aber die Fiſcherei.

Die Budduma ſind groß, ſtark, muskel- und fettreich, grauſchwarz oder ſchwarz von Hautfarbe und ähneln verſchiedenen Makariſtämmen, doch ſind die Frauen im allgemeinen ſchlanker, zarter, ähnlich den Kanembufrauen. Rohlfs findet in ihrem Aeußeren den Negertypus entſchiedener als bei den Bornuanern ausgeprägt: die Lippen ſind wulſtiger, die Backenknochen treten ſtärker hervor, die Hautfarbe iſt dunkler. Ihre vollen Körperformen mit ausgebildeter Muskulatur, ſowie ihre Sprache und ihre Sitten laſſen ihn auf eine enge Verwandtſchaft mit den Kanuri ſchließen. Die Männer haben, mit Ausnahme zweier kurzer Einſchnitte am Augenwinkel, keinerlei Tättowierung. Sie tragen die Tobe, wenn ſie dieſelbe erſchwingen können, andernfalls ein Lederſchurzfell. An gewöhnlichen Waffen führen ſie 3—4 Wurfſpeere, eine Lanze, einen Holzſchild, ſeltener das Wurfeiſen, doch ſtets den langen Vorderarmdolch, ohne welche Bewaffnung keiner, auch nicht zum friedlichſten Handel, nach Bornu herüberkommt. Der Gebrauch der Feuerwaffen iſt ihnen zwar bekannt, doch bedienen ſie ſich derſelben nicht, ja ſelbſt Bogen und Pfeile ſind, wie Nachtigal angiebt, nicht allgemein. Zu bewundern ſind ihre großen, kiellofen, alſo ganz flach auf dem Waſſer gehenden Schiffe, „Pum“, manche von 16—17 m Länge und 2,50—3,50 m Breite. Das Hinterteil iſt breit, das Vorderteil hoch und ſpitz, die Planken werden durch Taue aus Palmbaſt zuſammengehalten, und mit Baſt werden auch die Ritzen und Löcher kalfatert. Der Anker beſteht aus Stein; ſtatt mit Rudern, die man nirgends bei den Negern findet, wird das Schiff mit Schaufeln fortbewegt, doch fehlen weder Steuerruder noch Maſtbaum und Segel. An den Seiten ſind Bänke zum Sitzen angebracht und eine Art Kajüte aus Zweigen und Matten gewährt Schutz gegen die Sonnenſtrahlen. (Rholfs, Quer durch Afrika, Bd. I, S. 333—334) Die Frauen der Budduma unterſcheiden ſich von denen der Nachbarſtämme durch eine verſchiedene Tracht des Haares, das ſie in zwei aufrechtſtehende Knäuel verteilen, die durch einen Chignon von Rindshaaren noch vergrößert werden und deren eines auf dem Vorderkopfe die vordere, das andere auf dem Hinterkopfe die hintere Hälfte der Haare vereinigt. Die Naſenflügel durchbohren ſie nicht; in den Ohren aber tragen ſie kupferne oder meſſingene Ringe, an den Armen zahlreiche Vorderarmbänder aus Metall, deren man bis zu zehn Stück findet, etwa vier dergleichen Oberarmſpangen, ein ebenfalls metallenes Fußband jederzeit oberhalb der Knöchel, Halsgehänge aus Glasperlen, Korallen und Kaurimuſcheln in großer Menge. Dem religiöſen Bekenntnis nach ſind die Budduma Moslemin, doch haben ſich viele Gebräuche aus der Heidenzeit erhalten, welche oft in höherem Anſehen ſtehen als die des Islam. Nach Rohlfs verehren und fürchten ſie als oberſte Gottheit den „Nadſchikenem“, der gleichſam das böſe Prinzip vertritt, indem er die Waſſer aufregt und die Schiffe zertrümmert. Nebengötter ſind der „Betziromaino“ und

Digitized by Google

die „Bakomamaïn", gute Geister, welche sie in Gefahren um Schutz anflehen, Fetische, welche Opfer verlangen, scheinen sie nicht zu haben. Der Begriff von einer Fortdauer nach dem Tode, von Himmel und Hölle, geht ihnen ab, und die einzige Vorschrift des Islam, welche strenge befolgt wird, ist die Circumcision; doch weder die täglichen Gebete, noch die Fasten werden regelmäßig eingehalten. Polygamie ist seit jeher gang und gäbe gewesen. Die Heiraten werden früh geschlossen, d. h. der weibliche Teil ist meistens noch außerordentlich jung. Der Mann darf so viele Frauen nehmen, als ihm seine Vermögensverhältnisse gestatten, aber von keiner Frau sich wieder trennen, sagt Rohlfs. Nachtigal berichtet dagegen: Ehetrennungen sind nicht ungewöhnlich, ohne daß die förmliche mohammedanische Scheidung üblich wäre. Die Eheleute geraten untereinander leicht in Zank und Streit, die Frau wird geprügelt und läuft davon. Die Mädchen werden durch freie Uebereinkunft von dem Manne geworben. Die Hochzeit vollzieht sich ohne viele Zeremonie und beschränkt sich im wesentlichen auf eine Bewirtung der Braut und ihrer Verwandten. Die Ehen sind meist kinderreich. Die Sitte eines beschränkten Verkehrs zwischen verschwägerten Personen ist strenge geregelt, auch nehmen die Schmiede die nämliche Pariastellung ein wie bei den Wüsten- und meisten Sudanstämmen. Die Totenbestattung findet statt nach mohammedanischer Art, indem man eine 4—5 m tiefe Grube macht und den Toten mit dem Kopf nach Süden und dem Gesicht nach Osten hineinlegt. Stirbt von ihnen jemand auf dem Festlande, so holen sie seine Leiche in die Heimat; ein auf ihren Inseln gestorbener Fremder aber wird ins Wasser geworfen. Sang und Tanz sind sehr beliebt. Die Budduma haben keine andre Industrie als die Verfertigung der ihren Lebensbedingungen entsprechenden Gegenstände, wie Matten- und Korbflechtereien, Stricke, Böte und Fähren. Kleidung und Schmucksachen kaufen sie um Fische, Peitschen aus Hippopotamushaut, Natron, von dem ihr Boden eine große Ausbeute liefert und um Elefantenzähne von den Kanembu der Ufer, mit denen sie hie und da in freundlichem Verkehre stehen. Im übrigen sind sie außerordentlich freche Räuber, welche nicht bloß gegen einzelne Reisende und kleine Karawanen, sondern auch gegen ganze Ortschaften die erfolgreichsten Handstreiche ausführen. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 368—371.)

Südlich vom Tschadsee liegt das Reich Bagirmi, welches jedoch zu seinem östlichen Grenznachbar, dem Staate Wadaï im Abhängigkeitsverhältnis steht und wahrscheinlich immer mehr und mehr zu einer Provinz dieses Landes herabsinken wird. Wie in Bornu ist auch die Bevölkerung dieser Gebiete eine gemischte, nur in noch viel stärkerem Maße. Wir treffen hier Araber, Neger, Tubu, Fulah und Mischlinge aller dieser Stämme. Ungefähr zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat aus den Landschaften westlich vom Weißen Nil ein mächtiger Strom der dort seßhaften Negerbevölkerung, der Bongo, Dor und Dinka nach Bagirmi sich ergossen. Die Einwanderer, welche in Bagirmi die Staatenbildung vermittelten, kamen allmählich bis in die Gegend von Massenja, dem Kern des Bagirmireiches, und haben bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich die Makari aus ihren ursprünglichen Sitzen in der Gegend von Busso verdrängt und die Araberstämme unterworfen, welche hier mit ihren Herden nomadisierten. Auch in Wadaï und Dar Für brachte das Vordringen dieser Völker veränderte Verhältnisse mit sich und es begann eine Verschmelzung der daselbst einheimischen Arabervölker mit den Eindringlingen. Die heutigen Bagirmi, eines der tapfersten und gebildetsten Negervölker, sind demnach kein eigener Stamm — einen solchen gab es nie — sondern das Produkt historischer Ereignisse von gar nicht altem Datum. Sie sind hervorgegangen aus der Vermischung der Bongo mit den arabischen Viehzüchtern des Landes und unterwarfen dann eine Reihe von benachbarten Stämmen, welche mit ihren Sklavenjagden und Abgaben die Hauptquelle des Wohlstandes für die neuen Herren blieben. Alljährlich wurden auf

Digitized by Google

dieſe Weiſe neue Volkselemente eingeführt, deren Aſſimilierung um ſo leichter gelang, je näher dieſelben durch ſtammverwandtſchaftliche Verhältniſſe den Eroberern ſtanden und je weniger der Islam unter dieſen feſten Fuß gefaßt und ſie über das Niveau ihrer vergewaltigten heidniſchen Nachbarn emporgehoben hatte. Später, als das Land bevölkerter, und alle Einwohner Mohammedaner geworden waren, wurde auch der Gegenſatz zu den heidniſchen, wenn auch verwandten Nachbarn größer; dieſe giengen nicht mehr einfach in den Siegern auf, ſondern wurden verkauft und in der Sklaverei erhalten, wenn auch die Blutmiſchung infolge der großen Anzahl alljährlich aus dem Süden eingeführter Frauen und Mädchen raſtloſen Fortgang hatte. Noch heute bilden die unterworfenen Heidenſtämme im Oſten und Süden des Landes, von den eigentlichen Bagirmi verſchieden, einen integrierenden Beſtandteil des Reiches. Es ſind dies die Sokoro, Sarua, Bua, Nyillem, Sara, Somraï, Ndamm, Tommok u. ſ. w. Die Verwaltung des Reiches iſt, wie in Bornu, in den Händen der Hofbeamten, denen der unumſchränkt gebietende „Mbang" nach Belieben Stämme, Diſtrikte und Ortſchaften zur Nutznießung verleiht. Dieſe laſſen ſich natürlich angelegen ſein, nicht allein ihre eigenen Säckel, ſondern auch den des Königs zu füllen, um nicht als unnütze Beamte erkannt und durch aufmerkſamere erſetzt zu werden. Beſonders zahlreich vertreten am Hofe ſind die Eunuchen. Es iſt dabei überraſchend in Bagirmi und ebenſo in Wadaï zu finden, daß die Verſchnittenen, von denen man vorauszuſetzen geneigt iſt, daß ſie nach dem Verluſte ihrer Männlichkeit allmählich nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich ein weibiſches Weſen annehmen, gerade militäriſche Poſten inne haben. Die eigentlichen Bagirmi, d. h. die das Tar-Bagrimma, ein ſehr nahe an das Logone und Wandala anſchließendes, ſonſt aber iſoliertes Idiom, ſprechenden Bewohner des Kernlandes, etwa anderthalb Millionen an der Zahl, vermögen in Kriegszeiten 10,000 Mann Fußvolk, und über 3000 Reiter ins Feld zu ſtellen. Die Reiter tragen Bruſtpanzer mit Blechſchienen oder ein aus Drahtringen verfertigtes Panzerhemd; außerdem ſucht man Roß und Reiter mit baumwollenen, in regelmäßigen Carreaux geſteppten Decken zu ſchützen. Die üblichſte Waffe iſt der Speer ſowie das Handbeil; Bogen und Pfeil ſind ſeltener, desgleichen Schild, Schwert und Dolch.

Die Bagirmi zeigen heute, trotz ihrer ſo vielfach gemiſchten Abkunft, den echten Negertypus, zeichnen ſich aber durch phyſiſche Vorzüge, ſchönen Wuchs und gefälligere Züge vor ihren weſtlichen Nachbarn aus; ſie ſind viel anſehnlicher von Geſtalt als die Kanuri; die Männer übertreffen letztere an Größe und Muskelkraft, beſonders aber iſt der Wuchs der Weiber unvergleichlich vorzüglicher. Dieſe ſind in der Regel wohlgebaut, ſchlank, haben ebenmäßige Glieder, regelmäßige Züge und einen angenehmen Geſichtsausdruck: einige mit großen dunklen ſchönen Augen ſind ſogar hübſch zu nennen; in der That werden die glänzend ſchwarzen Frauen Bagirmis im ganzen Sudan als die ſchönſten geprieſen, und Dr. Nachtigal beſtätigt: ihre Augen ſind meiſt lebhaft, Grübchen im Kinn und Wangen ſind keine Seltenheiten und ihre weißen Zähne entſprechen unſerem Schönheitsſinne mehr, als die braunrotgefärbten der Bornufrauen. Von ihren häuslichen Tugenden erwähnt Heinrich Barth bloß, daß er manches Nachteilige, das er darüber gehört, nicht in allen Fällen für Verleumdung halten könne. (Barth, Reiſen und Entdeckungen, Bd. III, S. 352.) Eheſcheidung iſt ſehr häufig und Liebeshändel ſind an der Tagesordnung. Nach Dr. Nachtigal ſcheinen die Bagirmifrauen im allgemeinen ſehr verliebter Natur zu ſein und manche verſchmähen es auch nicht, aus ihren körperlichen

Digitized by Google

Reizen materiellen Gewinn zu ziehen; keinesfalls sind sie gesitteter und ehrbarer als ihre Nachbarinnen von Bornu und Logon. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 616.) Die Frauen verwenden beträchtliche Sorgfalt auf ihre Frisur, und die Art, wie sie die zu einem Oval arrangierten Flechtchen auf den Seitenteilen des Kopfes ganz in Form eines Helmbusches tragen, steht ihnen vortrefflich. Ihre Kleidung besteht wie die der Kanurifrauen in der um die Brust befestigten „Turkedi"; von den Reicheren wird gewöhnlich noch eine zweite Turkedi über die Schultern geworfen. (Barth, Reisen, Bd. III, S. 305.) Von Schmucksachen tragen die Frauen häufig ein Stückchen Edelkoralle im durchbohrten Nasenflügel und silberne Armspangen, sowie silberne Ringe von mitunter wahrhaft ungeheuerlicher Größe. Die Männer tragen weiße oder dunkelblaue Toben und Beinkleider, von denen die letzteren sich in vernünftigen Grenzen der Weite halten. Von der eitlen Bornusitte mehrere Gewänder übereinander zu tragen, wissen die Bagirmi nichts. Die Männer rasieren das Haupthaar vielfach, tragen es aber auch kurz und kraus, wie es ihnen die Natur verleiht oder suchen ihm durch häufiges Kämmen mit einem primitiven Kamme ein gleichmäßiges Gefüge zu geben. Vor dem Könige erscheint der Unterthan ohne Waffen und mit entblößtem Oberkörper, wie es auch in Logon die Landessitte erheischt. Die Weiber sehen im allgemeinen sehr gesund aus, aber die Männer leiden viel von dem eigentümlichen Uebel „Mukardam", einem Wurme, der die kleine Zehe bewohnt und zerfrißt. Die Krankheit ist so verbreitet, daß man nach Dr. Barths Versicherung unter zehn Leuten wenigstens Einen findet, der nur vier Zehen hat. Den Islam haben die Bagirmi erst in jüngerer Zeit angenommen und die Mehrzahl verdient auch jetzt noch eher den Namen von Heiden als von Moslemin. Das Maß ihrer Kenntnisse ist nur geringfügig; Leute von einiger Gelehrsamkeit giebt es nicht. Doch sind die Bagirmi ein Volk von guten Anlagen, deren Ausbildung allerdings durch die Verhältnisse sehr beeinträchtigt wurde. Daß sie aber wohl veranlagt zu regelmäßiger Arbeit und geschickt für die Künste des Friedens sind, zeigen sie da, wo sie veranlaßt werden, dieselben zu üben. Sie haben die Webe- und Färbekunst, sowie die Sattlerei hie und da von den Kanuri und Makari gelernt und in denselben an einigen Punkten solche Fortschritte gemacht, daß z. B. die aus Massenja stammenden Sklaven in Kuka ganz besonders als Weber geschätzt werden. Die Viehzucht ist dagegen hauptsächlich in den Händen der zahlreich angesiedelten arabischen Schua. Bei eingehender Bekanntschaft mit dem Charakter der Bagirmi findet man die Männer zwar energischer als die Kanuri und mannhafter als die Makari, doch weniger wohlwollend als jene und unzuverlässiger als diese.

Busso am Schari stellt gleichzeitig die Grenze des eigentlichen Bagirmi und des Islam dar. Südlich, östlich, südöstlich und südwestlich von ihm liegen die zu Bagirmi gehörigen Heidenlandschaften. Nach Südwesten geht die Kenntnis der Bagirmileute nicht über den Fluß von Logon. Jenseits desselben wohnen die Bai, deren einzelne Ortschaften wohl hie und da ausgeplündert werden, die jedoch nicht mehr zu den eigentlichen Heidenstämmen Bagirmis, zu seinen Sklavenquellen, gerechnet werden können. Doch östlich vom Schari dehnen sich die Bualandschaften aus, welche in vageren Beziehungen zu den Bagirmikönigen stehen, und nördlich von diesen leben die Sokoro in ihren Felsensitzen, welche zum großen Teile ihrer Nähe wegen in geregeltem Abhängigkeitsverhältnisse zu Bagirmi stehen, zum Teil aber auch, durch die Natur ihrer Wohnsitze geschützt, sich unabhängig haben erhalten können. Während der Charakter der Landschaft sich nur allmählich verändert, fühlt man sich in bezug auf den Menschen plötzlich in eine andere Welt versetzt, weniger freilich infolge seiner abweichenden physischen Natur, als durch fremdartige Tracht und Sitte. Die Leute sind von mäßig intensiver Schwärze und etwas über mittlerer Größe. Leidliche Gesichtszüge walten vor, ohne daß sehr regelmäßige, noch grotesk häßliche fehlten. Die Männer sind mit dem einfachen Felle einer Ziege oder Gazelle um die Hüften bekleidet, die Frauen eigentlich gar nicht. Jenes Fell wird in der wenig zweckerfüllenden Weise unserer Bergmannsschurzfelle getragen, doch so, daß der Schwanz des Felles, für gewöhnlich hinten lang herunterhängend, leicht nach vorne genommen und am Gürtel befestigt werden kann. Bei den Frauen erinnert an Kleidung eine Schnur um die Hüften, an der sie wohl vorn und hinten die billige Toilette frischer Laubbüschel anbringen. Später sah Nachtigal allerdings zuweilen diese Schnur in größerer Breite als Gürtel, von dem vorne Lederfranzen als eine kurze Schürze herabhiengen. Als Zierat tragen die Frauen und Mädchen, besonders die jüngeren, an Stelle unserer Strumpfbänder Lederbänder, auf denen einige Reihen Kaurimuscheln angebracht sind, in der durchbohrten Oberlippe einen dünnen Glascylinder oder zuweilen eine Schnur kleiner, roter

Digitized by Google

Glasperlen um den Hals. Das Haar tragen die Frauen rasiert oder ganz kurz geschoren mit hochausrasierter Stirne. In der Coiffure sind vielmehr die Männer die Träger der Eitelkeit. Da sind rings um den Kopf herabhängende lange, dünne Flechtchen mit oder ohne daran befestigte Perlen; da giebt es Stutzer, welche das ganze Haupthaar in parallele Reihen kleiner aufrechtstehender Flechtchen geteilt haben, die entweder von vorne nach hinten, oder von einer Seite des Kopfes zur anderen verlaufen; andere tragen, so zu sagen an den vier Ecken des Kopfes, aufrechte Flechtchen in Gestalt von Hörnchen, noch andere kämmen mit eng aneinander gereihten spitzen Holzstäbchen als mit einem Kamme das ganze Haar sorgfältig in die Höhe und schneiden es gleichmäßig so, daß es auf dem Vorderkopfe kegelförmig emporragt. Genug, es wird der persönlichen Eitelkeit und Erfindungsgabe durch die Sitte keine Schranke gesetzt. Im ganzen sind die Männer hübscher von Zügen als die Frauen, während diese sich nur im Durchschnitt eines verhältnismäßig höheren Wuchses zu erfreuen scheinen als jene. Jedes männliche Individuum trägt um den Hals ein kleines, durchbohrtes Horn einer Ziege oder Gazelle mit Luftlöchern, welches zum Signalgeben dient. Hauptwaffen sind das Wurfeisen, die Lanze, seltener der Wurfspeer, bei manchen Stämmen ein breiter, kurzer Dolch und schmale mannshohe Schilde aus dichtem Korbgeflecht oder Büffelfell.

Ein weiterer Tag führte Dr. Nachtigal nach der Residenz des Königs von Somrai, anfangs durch einen dünnen Wald, dann nur durch Fruchtfelder zwischen einzelnen Gehöften und Weilern durch, die von Giraffenbäumen, Dumpalmen, Feigenbäumen beschattet wurden. Unzertrennliche Beigabe eines Hauses ist das jenen Landstrichen eigentümliche kleine Pferd, das an langer Halfterleine grast. Es ist von der Größe eines starken Pony, hat eine abgeflachte oder eingedrückte Nasenwurzel, ist sehr menschenfreundlich und kennt weder Sattel noch Gebiß. Anstatt jenes wird ihm der Rücken geschunden, in dessen Sekret gewissermaßen der nackte Reiter festklebt. Schritt und Galopp sind die Gangart, welche es kennt. Rinder und Schafe sind selten, Ziegen sehr häufig und zwar Zwergziegen, oft von monströser Fettleibigkeit. Die Hunde waren überall von lästiger Häufigkeit, klein, spitzohrig, glatthaarig, ihres Fleisches wegen sehr geschätzt, dieselbe Rasse, welche Schweinfurth bei den Niamniam sah und von der auch verschiedene Exemplare durch die deutsche Loangoexpedition nach Europa gelangt sind.

Ein halber Marschtag brachte unseren Reisenden auf das Territorium der Gaberi. Der Charakter von Land und Leuten änderte sich in nichts. Aus jedem sauber mit strohgeflochtenen Zäunen eingehegten Gehöfte kläfften ihn die üblichen Hunde an, draußen graste an langer Leine das Roß des Hausherrn mit seinem blutigen Sattel; im Innern breiteten nackte Frauen das zum dort üblichen Biere bestimmte keimende Getreide in der Sonne aus; einige Kinder, durchgängig hübscher als die Erwachsenen, suchten sich schreiend vor der fremdartigen Erscheinung des weißen Mannes auf dem hohen Pferde zu verstecken; und die Männer lagen oder schlenderten nichtsthuend im Schatten herum, das unzertrennliche Wurfeisen auf der rechten Schulter, und in der Bagirmisprache, die sie fast alle verstanden, mit dem Fremdling plaudernd. Die Männer und Frauen der Gaberi unterscheiden sich physisch kaum von denen der Somrai, ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind nahezu dieselben. Die religiösen Vorstellungen dieser und der benachbarten Heidenstämme beschränken sich auf den Glauben an ein höchstes Wesen, dessen Existenz für sie am besten durch seine Stimme, den Donner, bewiesen wird. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habila, der in besonderer Hütte (Tempel) aufgestellt wird und an dem man opfert. An ihm hängt man die Felle der auf der Jagd erbeuteten Tiere auf und das Schamfell des erschlagenen Feindes; nie vergißt man, an ihm von dem frisch gebrauten Biere zu deponieren, und an ihm schlachtet man ein Huhn, wenn man seines Rates und Beistandes bedarf. Die Habila ist überhaupt ein heiliger Baum und die bindendsten Schwüre werden bei ihrem Laube geleistet. Der Glaube an Zauberei und böse Mächte ist natürlich sehr allgemein und kein Häuptling oder vornehmer Mann oder auch nur ein schönes Pferd kann ohne ihre Beihilfe zu Grunde gehen. Weise Männer (Priester, Zauberer) entdecken die Schuldigen und mancher büßt unschuldigerweise den Tod eines ihm feindlichen vornehmen Mannes mit dem Leben, während Frau und Kinder als Sklaven verkauft werden und sein Vermögen dem Häuptlinge anheimfällt. An Epilepsie und Krämpfen leidende Unglückliche werden, als vom bösen Prinzipe besessen, erschlagen und manche nervöse Dame anderer Zonen würde dort von ihren Anfällen geheilt werden. Die Toten werden in großen, runden Gräbern bestattet, in deren Wandung eine Nische den Leichnam aufnimmt. Derselbe wird im Vermögensfalle mit den Kleidern umwickelt, die der Verstorbene bei Lebzeiten besaß, aber nicht trug, und erhält zu seinen

Digitized by Google

Häupten eine geschlachtete Ziege, einige Krüge Honig und Bier, sowie eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf den Mund gestülpt. Dieser Mundvorrat und Zehrpfennig dürften für einen unverstandenen Glauben an eine Fortdauer der Existenz nach dem Tode sprechen, obgleich man in dieser Beziehung nichts Bestimmtes bei Nachfragen hört. Dafür spricht noch mehr, daß einige der Stämme mit einem verstorbenen Häuptlinge einen 12 bis 14jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig begruben in der ausgesprochenen Idee, daß dieselben jenen die Fliegen abwehren sollten. Vielweiberei existiert und ist einfache Vermögensfrage. Man kauft die Frau um ein Pferd, um ein halbes Dutzend fetter Hunde oder dgl. Gebiert sie keine Kinder, so ist sie Sklavin, arbeitet oder wird verkauft; gebar sie fünf Kinder, so darf sie bei einigen Stämmen wieder ins elterliche Haus zurückkehren, wenn sie wünscht; der Kaufpreis ist reichlich aus ihr herausgeschlagen.

Durch die häufigen Sklavenjagden der Bagirmi gewitzigt, haben sich die Gaberi abseits von ihren aus guten Strohhütten bestehenden Dörfern besondere, sichere Kriegsdörfer auf den hohen Bombaxbäumen ihrer Wälder eingerichtet, die sie in Augenblicken der Gefahr mit ihrem gesamten Hausrat beziehen und welchen gegenüber die Bagirmi ohnmächtig sind, wie Nachtigal erkannte, welcher an einer solchen Expedition teilnahm. „Vor uns," erzählt er, „lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken, Beweis, daß unsere Annäherung bemerkt war, Warnungszeichen für ferner Wohnende, stiegen aus ihr auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder vom Feuer zerstört, lagen weithin zerstreut im Schatten der mächtigen und doch so anmutigen Bäume, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollenbäume, die zu diesem Zwecke benützt wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Aeste in Zahl und Richtung machte sie besonders zu diesem Zwecke geeignet. Rechtwinklig vom Stamme abgehende Aeste waren durch Querstangen verbunden, welche dicht an einander gefügt Plattformen herstellten, auf denen die Hüttchen konstruiert waren oder welche zum Aufenthalt des Kleinviehs (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark geflochtene Körbe, Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen angebracht. In den Hüttchen ist das nötigste Hausgerät, der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Thonwasserkrüge. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen ratlos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die vordersten zu Grunde gehen müßten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen hatten sie nicht die Instrumente und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung, ihrer keiner war im stande sein Gewehr anzulegen, zu zielen oder gar zu treffen. Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginn zu löschen. Jedenfalls erweisen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die Heiden in anderen Gegenden, mit weniger Bombaxbäumen, zur besseren gemeinschaftlichen Verteidigung herstellten. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Kolik in der Landschaft der Tummok überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde auf die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu vernichten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd auf der Erde oder schien auf dem Wall zu lustwandeln, dort grasten die scheckigen Pferdlein, im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches das Zentrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mitte dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niedrigeren Walle und einem Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats befanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Sommation, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis Nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen, doch dann zogen sich auch die Männer in das Dickicht und dessen Kriegsdorf zurück und die Schwierigkeit begann. Man hieb Zugänge in das Dickicht,

Digitized by Google

man schlich und kroch von allen Seiten nach dem Zentrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfs in Brand zu setzen, war, so zu sagen, das Schicksal des Tages entschieden. Die Männer wurden weniger und weniger; das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete, halbtote Männer zerrte man unter den Büschen hervor und habsüchtige Bagirmi endigten ihre Leiden im Kampfe um ihren Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor; fast jedesmal entspann sich ein blutiger Kampf um ihren Besitz, bei dem zarte Kinder, aus den Armen der Mütter gerissen, mit verrenkten Gliedern, eine unerwünschte Beute, zu Boden fielen oder zertreten wurden. Dieser beständige Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimat, Glückseligkeit, Zukunft, alles verloren hatten, übertraf an Roheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Ungefähr zwanzig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon. Der König von Bagirmi hatte 300—400 Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden. In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war ich der Bestie Mensch, die auch dort unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt, als an diesem Tage."

Und um dieses Schaudergemälde zu vervollständigen, hören wir, was Nachtigal über seine Rückreise im Gefolge der großen Sklavenkarawane berichtet: „Unsere Karawane war durch die lebendigen Kaufpreise der Pferde eine sehr zahlreiche geworden; doch wie dieselben die Strapazen der Rückreise ertragen würden, war mir ein Rätsel. Die eine Hälfte derselben litt an der Krankheit, die auch mein Leben bedrohte, und die andere war halb verhungert. Schon am ersten Tage sanken viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimat vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die übrigen abschlachte. Ich konnte und wollte es anfangs nicht glauben. Wohl wußte ich, daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende sind, denn überflüssige Kamele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese Unglücklichen dann dem Tode des Hungers, des Durstes und der brennenden Sonne erliegen; doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte, wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr decent etwas zurück, zog resigniert sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich später täglich mit ansehen, und es ist die Gemütsstrapaze, dieser Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende."

Am engsten verbunden mit den eigentlichen Bagirmi sind aus der Reihe der im Vorstehenden geschilderten Heidenstämme jene der Gebiete von Busso und Sarua. Besonders Busso — dessen Bewohner, Stamm, Territorium und Hauptortschaft führen in jenen Gegenden meist denselben Namen — muß eigentlich als integrierender Bestandteil des Staates betrachtet werden. Die Busso sollen denselben Dialekt sprechen, wie die westlich und südwestlich von ihnen wohnenden Kuang, welche sprachlich wieder in engem Zusammenhange mit ihren westlichen Nachbarn, den Musgo, zu stehen scheinen. Die östlichen Nachbarn der Busso sind die Sarua, unter denen viele Bagirmi leben, von welchen aber die eigentlichen Sarua durch einen besonderen Dialekt getrennt sein sollen. Die Bewohner des Sokorogebietes zerfallen in zwei Abteilungen, die durch eine erhebliche Dialektverschiedenheit voneinander getrennt sind. Südlich von den Sokoro wohnen die Bua, welche in zahlreiche, unabhängig voneinander lebende, durch einen gemeinsamen Dialekt verbundene Abteilungen zerfallen. Die

Digitized by Google

Bua haben häufig noch eine Andeutung von Kleidung in der Gestalt einer behaarten Felljacke ohne Aermel, welche die Haare nach außen kehrt. Sie haben stets auf der Mitte der Stirn vom Anfange der behaarten Kopfhaut bis auf die Nase einen breiten Längsstrich, der ihnen ein höchst widerwärtiges Aussehen giebt. Nach Osten von den südlichen Bua soll man zu den Sara Kufu gelangen, welche die Lippen im ganzen Umkreise des Mundes zu durchbohren und mit kurzen Stäbchen zu verzieren pflegen, sodann zu den Sara Dschak, ferner zu den Manna, welche die Zähne spitz feilen und endlich zu den Mbu, welche bereits in der Nähe der südlich von Wadaï lebenden Araber wohnen sollen. Die südlichen Nachbarn der Bua sind die ihnen verwandten Njillem, die gleichfalls in mehrere Abteilungen zu zerfallen scheinen. Den inneren Teil des hiermit beschriebenen Ovals nehmen endlich die drei einigermaßen zu geschlossenen Herrschaften vereinigten Stämme der kriegerischen Somraï, der Ndamm und Tummok ein, welch beide letztere durch denselben Dialekt mit einander verbunden sind und von den Somraï unter dem Namen Didsche zusammengefaßt werden. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 671—682.)

Im Osten von Kanem und Bagirmi liegt das am besten organisierte Reich Innerafrikas, Wadaï, welches mit den tributären Völkern, dem Fittrigebiete, Teile von Kanem, von Bahr-el-Ghazal und Borku, Dar Runga und Kuti zirka 5 Millionen Einwohner zählt. Die Bevölkerung Wadaïs bilden im Norden Tubu, im Zentrum und im Süden aber echte afrikanische Neger, zwischen welche Araber eingedrungen sind. Herren des Landes und der Hauptstamm sind die Maba, welche das Bora Mabang oder die Mabasprache reden; sie gilt zugleich als allgemeine Verkehrssprache. Die Maba, welche alle edlen Stämme des Landes umfassen, haben gegenwärtig die Macht in den Händen, und aus ihrer Mitte allein darf der König abstammen, so daß kein Prinz zur Regierung fähig ist, dessen Mutter nicht eine Maba gewesen. Die Maba zerfallen in eine bedeutende Anzahl von Stämmen; unter diesen sind die Kodoi oder Abu-Senun wegen ihrer roten Zähne bekannt, welche diese Farbe wahrscheinlich von vegetabilischen Substanzen erhalten, mit denen sie aus Putzsucht ihrem Gebisse eine rote Farbe geben; ferner die Aulad Dschema, die Malanka, Madaba, Debba, Abissah u. a. m. Mit diesen Mabazweigen sind noch einige Stämme verwandt, so die Marfa, Massolid, Kaschemere, Kurunka u. a. Alle diese Wadawa (Bewohner von Wadaï), welche das Bora Mabang in vielen Dialekten sprechen, sind echte Neger, manche mit scharf vorspringender, gebogener, spitziger, nur an den Flügeln etwas breiter Nase und mit fleischigen Lippen, wogegen andere Individuen zwar gebogene, aber doch stumpf endende, an den Flügeln sehr breite Nasen haben. In Gesittung steht der Wadawa weit hinter dem Kanuri oder Bagirmi zurück, sowohl durch Roheit des Gemütes als durch den Mangel an Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräte aus Kürbisschalen u. dgl. zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, an Schönheits- und Kunstsinn, der die Wadawa in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt, und die oben besprochenen Heiden südlich von Bagirmi über-

ragen sie in dieser Hinsicht beträchtlich. Die Gewebe („Tokaki") sind von entsetzlicher Grobheit und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch Herstellung feinerer Sorten aus. Dabei ist der eigentliche Wadawa gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter dem Einflusse der „Melissa" oder „Merissa", des gegorenen Duchn- oder Durrahbieres, dessen Mißbrauch an der Tagesordnung ist. Die Vorliebe für Merissa und auch für Liebeshändel erzeugen fast täglich Mord und Totschlag. Diese Eigenschaften, verbunden mit Stolz und Fremdenhaß, würden den Handel mit der fernen Küste bald beenden, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Sultans wäre. Die Herrschaft ist eine monarchisch-tyrannische und wird zum Wohle des Landes mit drakonischer Strenge gehandhabt.

Die Bewohner von Dar Kuti und Dar Runga im Süden von Wadaï bilden einen Stamm. Die Kuti sind Heiden, die Rungaleute aber, Verwandte der Mangari und Kibet, Muhammedaner, dabei große starke Menschen von sehr dunkler Hautfarbe, hartnäckigen, kriegerischen Sinnes, rüstige Elefanten- und Rhinozerosjäger, die sie einzeln zu Pferde mit Lanzen erlegen. Von den Völkerschaften weiter südlich von Wadaï wissen wir so gut wie gar nichts, da sie noch kein europäischer Reisender besucht, doch hat Dr. Nachtigal aus dem Munde eines Bornuaners einige Nachrichten gesammelt.

Die Stämme, welche südlich von Kuti am Bahr el Abiad, Bahr el Azrek, Bahr el Ardhe und auf dem Norduser des Bahr Kuta wohnen, fassen die Leute von Runga und Kuti und die dort angesiedelten Fremden unter dem Namen Banda zusammen, und nennen sie auch wohl, da die meisten dem Kannibalismus ergeben sind, Nyamanyan, das eigentlich der Plural von „Nyam nyam", hier aber auch Singular geworden ist. Nachtigals Gewährsmann aus Bornu behauptet sogar, daß sie durch Spracheinheit verbunden seien und gab ihm Proben von dieser Bandasprache, der er sich mit großer Fertigkeit bediente. Die Banda kleiden sich mit dem Baste der Djimmeze und die Frauen mit Habilalaub. Ihre Haare sind lang und werden selten geschnitten. Männer und Frauen feilen die Zähne spitz. Sie durchbohren die Ohrläppchen — die Frauen den ganzen freien Rand der Ohrmuschel —, die Nasenflügel und die Lippen und fügen kurze Zinncylinder ein. Sie betrinken sich in Merissa und „Dümma", einem gegorenen Getränk aus Mais und Honig, und rauchen virginischen Tabak aus schwarzen Thonköpfen, die sie aus dem Material der Termitenbauten verfertigen. Vielweiberei existiert und sind ihre Grenzen nur eine Vermögensfrage; man kauft die Frauen mit Perlen, Hundezähnen, Eisen, Kupfer, Zinn. Viele Abteilungen üben die Beschneidung, einige sogar die der Mädchen, viele aber auch nicht. Die meisten sind Kannibalen. Hände, Füße und Zähne werden den angesehensten Personen überlassen; aus den Zähnen machen sie Halsketten für sich, ihre Frauen und Kinder. Die Waffen dieser Banda bestehen in Bogen und Pfeilen, Lanzen und kurzen Wurfeisen. Jeder Hausstand der Banda hat eine kleine Hütte für die Hauptgottheit „Wämba", welche weiblich ist, und für ihren Mann „Botokóllo", denen sie niemals ihr Bier darzubringen verabsäumen, denen sie von ihrer Jagdbeute und ihren Kriegstrophäen opfern und von denen sie durch Opfer Regen erbitten, sowie über den Ausgang bevorstehender Kriegszüge sich prophezeien lassen. An diesen heiligen Stätten leisten sie ihre Eidschwüre und segnen ihre neugeborenen Kinder oder die frisch angekommenen Sklaven ein.

Die Bewohner des östlichen Sudan.

Der weite Landstrich, welcher von Bagirmi, Wadaï, Dar Fur im Westen, von den Nilländern und Kassa im Osten eingeschlossen wird und im Süden an das Gebiet der Bantuvölker grenzt, im weitesten Sinne also das Gebiet des

Digitized by Google

oberen Bahr el Abiad oder Weißen Nils, wird auf den modernen Landkarten gerne als Aegyptischer Sudan bezeichnet, weil in der That die Oberhoheit des Khedive in Kairo sich in mehr oder minder ausgeprägtem Grade über alle diese Landschaften erstreckt. In ihnen wohnen eine ziemlich beträchtliche Anzahl von zum Teil noch sehr ungenügend bekannten Stämmen, welche der Mehrzahl nach zur Negerrasse gehören, aber auch vielfach mit Arabern und Nuba — einem Stamme, der wahrscheinlich mit den Fulah zusammenzustellen ist — vermischt. Dies gilt schon von der etwa fünf Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung Dar Furs, welches gegenwärtig auch eine Provinz des großen ägyptischen Reiches bildet. Die Hauptmasse der Bevölkerung sind Neger und diese wohnen am dichtesten im Zentrum des Landes, im Marrahgebirge, während im Nordwesten auch zahlreiche Fellatah angesiedelt sind. Die Hauptsprache Dar Furs ist das Gondschara, ein mit arabischen Wörtern stark vermengtes Idiom; in den Städten wird vorwiegend arabisch gesprochen. Unter den Landeskindern sind die eigentlichen Furi oder Gondscharen die merkwürdigsten, einst das mächtigste Volk dieser Gegend, das noch jetzt die Herrschaft in Händen hat. Diese Furi sind echte Neger, wenn auch ihr Haar lang und straff, die Nase ziemlich erhaben, die Lippen dünn, das Gesicht oval und von intelligentem Ausdruck ist. Sie zeichnen sich durch unverkennbar feinere, edlere Züge vor den anderen Bewohnern Dar Furs aus. Ihre übrigens häufig lichtere Färbung ist mehr bräunlich als schwarz. Die Bewohner der Gebirgslandschaften werden sämtlich als roh, dem Trunke ergeben nnd nicht gastfreundlich geschildert. Sie sind aber wohlhabend, besitzen große Herden und betreiben ausgedehnten Garten- und Getreidebau. Die Bewohner der Ebene gelten als träge, schmutzig und unterwürfig.

Die Hütten in Dar Fur sind runde Zelte, gewöhnlich aus Hirsehalmen erbaut und mit einem Dornenzaun umgeben. Die reichen Furi tragen Kleider von Musselin oder englischem Kaliko, einen Mantel und einen „Tarbusch", d. h. eine fesähnliche rote Kappe; die ärmeren haben nur ein einziges Kleid um den Oberleib, die Weiber führen einen Nasenring und tragen große silberne Ohrgehänge, dann Arm- und Beinbänder. Bei Heiraten hat der Mann den Eltern der Braut einen Preis zu zahlen, der nicht unbeträchtlich ist und in Vieh und Sklaven besteht. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Außer Acker- und Gartenbau wird Spinnerei, Weberei, Färberei, Gerberei und das Schmiedehandwerk betrieben; man verfertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe landwirtschaftliche Geräte, gutes Leder u. a. m. Der Handel ist sehr beträchtlich und konzentriert sich auf Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäute, Baumwollenzeug, insbesondere aber auf Sklaven. Der Handel mit denselben ist hier vollkommen organisiert. Die herrschende Religion ist der Islam.

Im Osten von Dar Fur dehnt sich bis zu den abessinischen Bergen eine große Savanne aus, welche die zwei ägyptischen Provinzen Kordofan und Sennar enthält. Kordofan, früher ein Durchzugsland vieler wandernder Stämme, wird gegenwärtig hauptsächlich von drei Nubastämmen bewohnt; doch finden sich in Kordofan auch zahlreiche reine Negerelemente. Die ethnographischen Verhältnisse Kordofans sind, wie die des übrigen ägyptischen Sudan, im Laufe der Zeiten sehr verwickelt geworden. Außer den im Lande von alters her Seßhaften, die mit dem Kollektivnamen Kordofanesen bezeichnet werden können, finden wir in manchen der südlichen und westlichen Dörfer seit langer Zeit von Westen eingewanderte Gemeinden von Takarir und Fellatah. Die zahlreichen

Digitized by Google

Sklaven sowohl aus Tegele und Nuba, aus den südwestlichen Gebieten des Bahr el Ghasal ꝛc., nubische Elemente, Danakil, Dschalin ꝛc. und die in den südlichen Gegenden nomadisierenden Baggarastämme, in den nördlichen Hassanieh und Kababisch haben ebenfalls das ihrige zu der Vermischung der ethnographischen Verhältnisse beigetragen.

Die ansässigen Dorfbewohner im östlichen und nordöstlichen Teile nennen sich Dauamah, sie, wie die Schoehad, Maramrah, Maganin, Bederieh, Chodiah, dürften die bedeutendsten Stämme sein, welche sich jedoch durch nichts wesentlich voneinander unterscheiden. Die Körpergestalt ist häufiger über als unter der Mittelgröße, eher mager und sehnig als fett, das Haar kraus, oft fast wollig, Bartwuchs häufiger als in anderen Gegenden. Der Kopf zeigt entschieden dolichokephalen Typus, die Prognathie ist wenig entwickelt und ähneln sie hierin am meisten den Fundsch, wie auch die Hautfarbe zahlreiche Nüancen von schokoladebraun bis schwarz zeigt. Die Kleidung besteht häufig in einem weiten Hemde aus grobem, eigenen Erzeugnis, seltener ist die „Ferdah" d. i. der in Nubien übliche rotgesäumte Musselinüberwurf, im Gebrauch, hie und da sieht man die Männer auch kurze Hosen tragen, während die Weiber die im übrigen muhammedanisch-ägyptischen Sudan übliche Kleidung, die Mädchen den „Rahad" oder Lendengurt tragen, welcher in gleicher Form nördlich von Unyoro bis zum letzten Katarakte von Syene reicht. Sandalen sind ziemlich allgemein gebräuchlich. Die Dörfer sind oft weitschichtig gebaut, die Seriben, welche am Blauen Nil häufig das ganze Dorf umfassen, nur auf einzelne Gehöfte oder die Viehhürden beschränkt, und dies auch nur in geringerem Maße, da in dem gut bebauten und bevölkerten Zentrum des Landes — um El Obeid — keine größeren Raubtiere vorkommen. Die „Tukul", so heißen die Hütten im östlichen Sudan, zeigen die Bauart wie im übrigen Sudan, sind jedoch häufig größer und aus Duchnstroh errichtet. Vor ihnen befindet sich meist ein geräumiger, viereckiger, flach gedeckter Bau, die „Rakubah", in welche man durch eine schmale und niedere Eingangsöffnung gelangt. Das geringe Hausgeräte ist das allgemeine des ganzen Sudan; als Waffe dienen kleinere und größere Lanzen und Stöcke. Auf die Urbarmachung des Bodens wird nicht viel Zeit und Mühe verwendet. Bei frisch gerodeten Stellen werden die Bäume in halber Manneshöhe gefällt, die Stümpfe bleiben stehen. Mehr Sorgfalt verwendet man auf die Säuberung der Felder von Unkraut. Für den Durrahbau ist das Erdreich nicht geeignet, desto besser aber für den Duchn, der hier wie die Durrah im übrigen Sudan, sowohl Hauptnahrungsmittel der Haustiere wie die Grundlage der menschlichen Nahrung ist, aus welchem die „Kisrah", „Luqmah" und selbst Stärke zu der sogenannten „Luqmah el Gir", ferner die in dieser Provinz konsumierten Getränke: „Merissah", „Bilbil" und „Asalia" bereitet werden. Zur Reinigung der Duchnfelder bedient man sich der im ganzen Sudan landesüblichen und auch meist im Lande selbstgefertigten „Malot", halbmondförmiger Eisen auf Holzstielen, mit welchen der Erdboden aufgekratzt wird. Auch eine andere Anwendung derselben ist in Gebrauch; das Malot wird nämlich an einem Ende eines /förmigen Stieles befestigt, von dem ein Schenkel länger ist als der andere und damit der Boden aufgehackt. Diese Beschäftigung treibt den größten Teil der Dorfbevölkerung auf die Felder, vorzüglich die weibliche, und überhaupt nur die arme Klasse, da jeder, welcher sich Sklaven oder Sklavinnen halten kann, diese arbeiten läßt. Betreffs der Sitten unterscheiden die Bewohner Kordofans sich wenig von dem Landvolke in Sennar mit Ausnahme der größeren Freiheiten des weiblichen Geschlechtes, bei dem hier die im übrigen Sudan allgemeine Operation der Infibulation nicht gebräuchlich ist. Die Gastfreundschaft ist allgemein und sehr ausgedehnt. (Ernst Marno, Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874—1876. Wien 1878. 8°. S. 203—204.)

Von den Anwohnern des Niloberlaufes sind uns namentlich die den westlichen Teil des Landes bewohnenden Negerstämme näher bekannt. Es sind dies die Stämme der Schilluk, zu welchen auch die Dschur oder Luoh am Bahr-Dschur gehören. Ein zweiter Stamm sind die Nuer oder Nuehr südlich von den Schilluk, am rechten Ufer des Bahr el Abiad, ein dritter die Dinka, Denka oder Dschangeh am östlichen Ufer des Weißen Nils von den Dinka-

Digitized by Google

bergen (12° n. Br.) bis zum 6.° n. Br. und am westlichen Ufer des Bahr el Abiad bis herab zum 10.° n. Br. wohnend. Sie zerfallen in mehrere Stämme, unter denen die der Tuitsch, Bor, Elyab und Kyetsch die wichtigsten sind. Südlich vom Lande der Elyab und Bor wohnen die Bari, deren nördlichster Stamm Tschir genannt wird, östlich von diesen die Beri, welche eine dem Schilluk und Dinka verwandte Sprache sprechen, westlich die Nyang-Bara oder Niam-Bari. Körpergestalt und Hautfarbe erleiden hier auf verhältnismäßig kleinem Gebiete auffallende Umwandlung. Die spindeligen, langarmigen und stelzenbeinigen Gestalten der Schilluk, mehr noch der Nuer und Dinka scheinen der von ihnen bewohnten Sumpfregion des Bahr el Abiad und seiner Zuflüsse angepaßt, während wir gegen Osten bei den höher gelegenes, gebirgiges Land bewohnenden Zweigen der Nuba geringere Körpergröße, dafür aber einen proportionierten, kräftigeren Bau analog dem Lande finden. Gegen Süden sehen wir denselben Umstand bei den das trockener werdende, erhöhte Land einnehmenden Schir, bei den Bari, noch mehr bei den Wald und Gebirgsland bewohnenden Niam-Bari, den ihnen naheſtehenden Ligi, Moru, Mundo, Abu Keia, Abaka u. s. w., welche schon nicht mehr über das gewöhnliche Körpermaß gehen und normale Verhältnisse zeigen. Auch findet sich bei ihnen häufig eine lichtere, schwärzlichbraune oder braune Hautfärbung, weniger jenes reine Schwarz, wie bei den Nubastämmen, das von arabisch sprechenden Landeskindern als asrak d. h. blau, von vielen Reisenden, nach Marno, nicht ganz mit Unrecht als blauschwarz bezeichnet wird, wogegen Schweinfurth den angeblich bläulichen Schimmer der Negerhaut für Einbildung und lediglich als einen Reflex des blauen Himmels erklären will. (Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Aequatorialafrika während der Jahre 1868—1871. Leipzig 1874. 8°. Bd. I, S. 160.) Die genannten Stämme bilden gewissermaßen den Uebergang zu den Makraka, den Niamniam und Monbuttu mit untersetztem, gedrungenem Bau, breitem Gesichte und bräunlicher Hautfarbe. Aehnlich verhält es sich in kultureller Hinsicht. Da haben wir die nackten, jedem Gewerbe fremden, nicht viel besser als die Tiere lebenden Neger des Sumpfgebietes am Bahr el Abiad und am mittleren Bahr el Dschebel; die weit höher stehenden, selbst junge Mädchen schon mit Bedeckung versehenden Schir und Bari, wogegen die Männer dieser wie die Niam-Bari jede Bekleidung hartnäckig verschmähen; die Abu Keia, Moru, Mundo, das männliche Geschlecht mit eigentümlicher Schambedeckung, das weibliche der primitiven Bedeckung mit Baumblättern den Vorzug gebend; die Männer der Makraka und Niamniam mit Schürzen von Fellen und endlich die Monbuttu schon weit vorgeschritten mit Bekleidung aus Baumrindenzeug, ganz ähnlich wie die mit ihnen auf ähnlich hoher Kulturstufe stehenden Ugandaleute am Ukerewe, welche einerseits diesen, anderseits den im Nordosten von ihnen wohnenden, noch sehr wenig bekannten Gallavölkern nahe stehen.

Die Schilluk sitzen auf dem linken Ufer des Weißen Flusses auf einem Territorium, das bei etwa 330 km Länge nur 15 km Breite besitzt. Sie zählen ungefähr 1,200,000 Köpfe, welche in 3000 Dörfern wohnen. Seit 1871, in welchem Jahre Aegypten seine

Digitized by Google

Oberherrlichkeit über diesen Distrikt ausdehnte; hat jedes Dorf seinen Vorgesetzten oder Aufseher, und die Aufseher von 50, 70, bisweilen 100 Dörfern sind wieder einem Oberaufseher unterstellt. Die Haustiere der Schilluk sind Rinder, Schafe, Ziegen und zahlreiche Hunde von der Gestalt des Windspiels, aber an Größe kaum unsere Wachtelhunde erreichend. Wenn aber von Dörfern die Rede war, so bedarf dies eines Zusatzes, indem das ganze westliche Nilufer, soweit die Grenzen des Landes reichen, wie ein einziges Dorf erscheint, dessen einzelne Teile nur durch Zwischenräume von 500—1000 Schritt geschieden sind. Diese Hüttenkomplexe sind mit erstaunlicher Regelmäßigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten aus der Entfernung an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder freier Platz, auf welchem sich abends die Einwohner versammeln, wo dieselben auf Tierhäuten ausgestreckt oder auf Stücken von Ambatsch niederkauernd, das mückenfeindliche Aroma unablässig angefeuerter Haufen trockenen Kuhmistes einatmen oder aus Pfeifen mit kolossalen Thonköpfen den Tabak des Landes rauchen. Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, an welchem nach allgemein afrikanischem Gebrauche Pauken hängen, um die ganze Ortschaft bei herannahender Gefahr zu alarmieren und die Kunde davon den Nachbarn mitzuteilen. Die meisten Nachbarvölker unterscheiden sich in der Form ihrer Hütten; die Tukul der Schilluk sind in der Regel von geringerem Umfange und ihre Kegeldächer sind kuppelförmig abgestutzt, daher erinnern die Hütten auffallend an die Gestalt mancher Hutpilze. Die Dörfer sind nach außen nicht umfriedigt, wohl aber schließen sich an die eng zusammengehäuften Hütten Strohmattenzäune, welche den Viehstand eines jeden Familienvaters beherbergen.

Obgleich nun diese Wilden Europas übertünchte Höflichkeit keineswegs kennen, so erscheinen sie dennoch über und über getüncht, d. h. mit Asche, zum Schutz gegen Insekten, und zwar grau, wenn letztere vom Holze gewonnen — das sind die Armen — aber rostrot, wie rote Teufel, wenn sie aus Kuhmist erzielt wurde, — das sind die Besitzenden. Asche, Mist und Kuhharn sind ihnen unentbehrliche Toilettegegenstände. Das letztere berührt unangenehm die Nase des Fremden, wenn er von ihren Milchgefäßen Gebrauch machen will, da diese nach weit verbreiteter, echt afrikanischer Sitte damit gewaschen zu werden pflegen, wahrscheinlich um das mangelnde Kochsalz zu ersetzen. So ist denn die äußere Erscheinung des Schilluk eine keineswegs einnehmende; auch mißfällt uns der fast allen Negern der Flachländer im oberen Nilgebiet eigene Mangel der unteren Schneidezähne, die frühzeitig und ausnahmslos ausgebrochen werden. Die Gesichtsbildung bietet keinen ausgesprochenen Negertypus, wie man ihn beim tiefsten Braunschwarz ihrer Haut erwarten sollte. Nach der Schädelbildung zu urteilen, gehört dieses Volk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, da es sich durch geringere Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit vor anderen nigritischen Stämmen auszeichnet. (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. I, S. 92—95.) John Petherick beschreibt die Schilluk als einen großen, kräftigen, schön gewachsenen Menschenschlag mit edel geschnittenen Gesichtern, so daß platte Nasen und wulstige Lippen bei ihnen zur Ausnahme gehören und man sie sogar schön finden könnte, wenn sie sich eben nicht die vier unteren Vorderzähne ausbrächen. Sie sind Mesokephalen und von mittlerer Statur. Bis zur Ehe gehen beide Geschlechter splitternackt, dann erst binden die Frauen gegerbte Kalbfellschürze vorn und hinten vor, die von den Hüften bis an die Knie reichen und am unteren Rande mit Eisenringen und Glöckchen beschwert werden, damit der Wind nicht allzufrei mit ihnen spiele. (Petherick, Egypt, the Soudan and Central Africa. Edinburgh & London 1861. 8°. S. 352.) Die Frauen tragen das Haar kurzgeschoren, dafür verwenden die Männer desto mehr Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Sie lassen nämlich die Haare lang wachsen, flechten sie dann so geschickt ineinander und zwar rund um den Kopf, daß dieses Geflechte wie der Rand eines Hutes aussieht, so daß also Hut und Kopf eins ist. Andere flechten das Haar vom Genick aufwärts bis vorne an die Stirn zu einem oder mehreren hervorragenden Kämmen. Andere wieder machen sich aus weißen Federn rings um den Kopf eine Zierde, wie einen Heiligenschein. Richard Buchta beobachtete indes auch viele Köpfe, die, wenn nicht ganz rasiert, so doch nur mit kurzem Haarwuchs bedeckt waren, über welchem mehrere das merkwürdige Ornament eines aus Giraffenschwanzhaaren verfertigten Kranzes trugen. (Petermanns Geograph. Mitt. 1881, S. 82.) An allen übrigen Körperteilen wird der Haarwuchs durch frühzeitiges Ausreißen sorgfältig entfernt. Glasperlen um den Hals, Metall- und Elfenbeinringe an Hand und Fuß sind Lieblingsschmuck. Keulen und hohe eiserne Speere sind die Waffen der Schilluk; Bogen und Pfeile kennen sie nicht. Von ihren Riesenpfeifen war schon oben die Rede.

Digitized by Google

Am Mundstück ist oft eine große Kürbisschale angebracht; diese wird mit wohlriechenden Blumen angefüllt und der Tabakrauch erhält, hindurchgezogen, einen vorzüglichen aromatischen Geruch. Die Tabakblätter werden getrocknet, zerrieben, dann zu einem Teig umgewandelt und in Brotform aufbewahrt. Die Schilluk bauen außer Tabak Duchn, Durrah, Bohnen, Sesam, züchten Buckelrinder, Schafe und Hühner und sind ein geübtes Fischervolk, obgleich sie weder Netze noch Angelhaken besitzen. Die Fische werden harpuniert mit einem Speer, dessen bewegliche, mit Widerhaken versehene Klinge an einem 3 m langen Schaft befestigt ist, die Klinge selbst ist wieder an eine Leine festgebunden, die man spielen läßt, bis der Fisch erschöpft ist. Den Fischfang betreiben sie in kleinen aus jungen Ambatschstämmen zu flach gondelförmiger Gestalt zusammengefügten Kanoen, deren ein Mann leicht drei Stück auf seinen Schultern zu tragen vermag, während umgekehrt eines derselben drei Mann über Wasser hält. Die Schilluk huldigen der Polygamie und kaufen ihre Weiber. Petherik machte die Bekanntschaft eines Häuptlings, Namens Dud, der die Barke des Reisenden „mit seinen Kindern" zu besuchen versprach und am nächsten Morgen auch mit einem hellen Haufen Keulen- und Speerträgern erschien. Als man sich diese Begleitung verbat, rief er: „Das sind meine fechtenden Söhne, die oft genug zu mir gestanden sind gegen die Dinka, deren Vieh ihnen zu Weibern verholfen hat." Es ergab sich also, daß Dud nur seine Söhne, vierzig Männer und Burschen, mitgebracht, die Dirnen und Buben aber daheim gelassen hatte, „um nicht zudringlich zu erscheinen." Auch gestand er, daß nach vielen Scheidungen von seinen alten Weibern ihm nur noch 15 Frauen übrig geblieben seien, und daß seine Familie, Kinder im zarten Alter gar nicht gerechnet, aus 53 Söhnen und 20 Töchtern bestand. Bereitwillig führte er die Fremden in seinen Harem und es ergab sich, daß jede Frau, wie dies auch bei den gebildeten Muhammedanern der Fall ist, eine besondere Hütte bewohnte. Petherick, Egypt etc. S. 355—356.) Die einzige Vorstellung, welche die Schilluk von einem höheren Wesen haben, beschränkt sich auf die Verehrung eines Heros, namens „Nikam", den sie als Vater ihres Stammes nennen und der sie in ihre jetzigen Wohnsitze geführt haben soll. In Fällen der Not oder um Regen und gute Ernten zu erzielen, wird er beim Namen angerufen. Von den Verstorbenen nehmen sie an, daß sie unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen und sie begleiten. (Schweinfurth a. a. O. S. 99.) Außerdem haben die Schilluk noch eine Art Kultus der Sonne und des Nil. Beide besitzen Kühe, die ihnen geheiligt sind, und die Sorge über diese Herden ist alten Wahrsagerinnen, „Duendam" genannt, anvertraut; diese allein können sie auch nur melken, denn ein gewöhnliches Menschenkind würde statt Milch Blut erhalten. (Nach Brun-Rollet bei Petermann und Hassenstein. Innerafrika. Gotha 1863. 4°. S. 23.) Mord wird an dem Verbrecher mit Tod bestraft, während seine Weiber und Kinder gleichzeitig in die Knechtschaft fallen. Raub an Fremden ist preiswürdig, wenn er unentdeckt bleibt, anderenfalls wird das Geraubte eingezogen und der Schuldige samt seinen Kindern verfällt der Sklaverei.

Die Nuer, der zweite Hauptstamm, reden eine eigene Sprache, verstehen aber auch meistens das Dinkaidiom. Sie hatten erst in jüngerer Zeit die Dinka von Sobat vertrieben und sich auch hier festgesetzt. Ihre Wohnstätten sind meist vom Ufer ziemlich entfernt, im Inneren des Landes, um gegen Ueberschwemmungen geschützt zu sein. Die Nuer gelten als die reichsten Neger am oberen Nil; ihr Hauptreichtum — nahezu aber auch der einzige — besteht in ihren Rindviehherden, an denen sie mit größerer Zärtlichkeit hängen als an Weib und Kind. Der Stier, welcher die Herde anführt, genießt beinahe abgöttische Verehrung; er wird als der schützende Genius der Familie betrachtet und sein Verlust gilt als das größte Unglück; in ihm verehrt der Nuer den Begriff alles Schönen und Starken, ja er bezeichnet ihn mit demselben Namen „Nyeledit", welchen er dem kaum in dunkelster Ahnung ihm vorschwebenden Begriffe von einem höchsten Wesen und dem Donner beilegt. (Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil. S. 347—350.) Nach Brun-Rollet sollen die Nuer allerdings an einen einigen Gott „Nav" glauben, was aber sehr wenig wahrscheinlich ist. Ihr geistiges Oberhaupt heißt „Dua" und soll, wie der genannte Gewährsmann versichert, eine Art Dalai-Lama vorstellen, dem sie eine beinahe göttliche Verehrung angedeihen lassen. (Ausland 1855, S. 231.) Bei späteren Reisenden kann ich nichts Derartiges über die Nuer finden und Jules Poncet sagt ausdrücklich: sie haben nicht mehr religiöse Vorstellungen als die übrigen Neger (Poncet, Le fleuve blanc. Paris. 8°. S. 40), auch widerlegt er Brun-Rollets Angaben über das bei ihnen übliche Fasten. Wohl aber sind Regenmacherei und Zauberei, überhaupt der absurdeste Aberglaube bei ihnen im Schwange.

Digitized by Google

Die Nuer haben kein allgemeines Oberhaupt, sondern leben in patriarchalischer Verfassung, d. h. eine große Familie mit allen Graden der Verwandtschaft zieht Glieder und Habe zusammen und bildet so ein Dorf, wo der Angesehenste und Reichste als das Oberhaupt gilt und sich „Beng-did" d. i. großer Herr titulieren läßt. Was außer dem Dorfe ist, kümmert ihn nicht. Im Vergleich mit den Schilluk haben die Nuer ein viel freundlicheres Aussehen, und auffallend sind bei manchen die europäischen Gesichtszüge; sie sind von hoher schlanker Gestalt, welche häufig durch die schmale Brust und die langen Extremitäten etwas Hageres, Spindelartiges bekommt. Gutgenährten Individuen fehlen jedoch keineswegs die Gesäßbacken und Waden. Wie bei allen Negern des Nilgebietes ist auch bei ihnen weder Zirkumcision noch die unter der muhammedanischen Bevölkerung bei den Mädchen allgemeine Infibulation gebräuchlich. (Marno, a. a. O. S. 344—345.) Aeußerlich unterscheiden sich die Nuer wenig von den anderen Negerstämmen unterhalb am Weißen Nil. Ihre Wohnungen sind die schon beschriebenen Tukul, ihre Waffen Speer und Keule, die Bekleidung der Frauen besteht nur aus einem Binsenschurz, seltener aus Fellen; der Mann geht sein ganzes Leben nackt; Perlenschnüre und eiserne Knöchelringe dienen als Schmuck, und das Haupthaar ist auch hier Gegenstand eifrigster Pflege, wobei mit Hilfe der beliebten Pomade aus Asche, Kuhmist und Kuhharn die tollsten Frisuren zustande kommen. Die jungen Weiber durchbohren die obere Lippe, stecken einen 5 cm langen Stift hinein, der gerade hervorsteht, ganz mit blauen Perlen überzogen ist und an dessen Spitze je eine weiße Glasperle den Schluß bildet. Auch tättowieren sich die Nuer die Stirne durch horizontale Einschnitte von einer Schläfe zur anderen. Die Nuer sind ungemein gastlich und sehr reinlich, dabei die besten Krieger und Elefantenjäger. (Poncet, Le fleuve blanc, S. 40—41.) Einer weitverbreiteten Sitte müssen wir hier gedenken. Der Häuptling eines gänzlich nackten Negerstammes, der Dschangar, schenkte Petherick eine Geiß, verlangte aber als bescheidene Gegenleistung, daß er seinem Sohne in die Hand spucken sollte, damit er dermaleinst um so kräftiger den Speer werfen könne. Petherick vollzog die ersehnte Zauberei mit großer Liberalität, und der Jüngling empfing darob die Glückwünsche der Seinigen. Auch die Stämme weiter oberhalb halten viel auf das Speien. Sie grüßen, indem sie sich in die eigene Hand spucken und mit der Hand den willkommenen Gast herbeiwinken. Nur der Häuptling speit demjenigen, dem er eine Huld erweisen will, in die Hand oder in das Gesicht. Wie merkwürdig, daß wir eine ähnliche Sitte bei dem zweitgrößten Kulturvolk Amerikas, bei den Peruanern, wiederfinden. Bei ihnen jedoch war es nur der Inka, der leibhaftige Sohn der Sonne, welcher einer bevorzugten Hofdame in die Hand spie, por magestad, setzen die alten spanischen Chroniken hinzu. Die Nuernegerinnen versäumten ferner selten ihre Neugier durch einen Besuch bei Frau Petherick, der ersten weißen Frau, welche je zuvor den Nil so weit befahren hatte, zu befriedigen. Alle aber beklagten die arme Dame von Herzen wegen ihrer weißen Haut, und selbst das im Dienste der Frau Petherick stehende Niamniammädchen Halima gestand bisweilen treuherzig, wenn nur Frau Petherick schwarz wäre, würde sie ganz hübsch sein. Hier haben wir wiederum die Bestätigung einer alten Wahrheit, daß die Schönheitsbegriffe mit den Orten und den Menschen wechseln. Nur ist hinzuzufügen, daß den dunklen Menschen die weiße Haut immer ein widerlicher und abstoßender Anblick bleibt, während europäische Reisende unter den Tropen sich an die dunkle Haut nicht nur gewöhnen, sondern ihr zuletzt auch den Vorzug geben. (Ausland 1870, S. 52.)

Das Volk der Dinka, mit seinen ausgedehnten Zweigstämmen — der einheimische Name lautet Dzyen (Plural Dzyan) — ist durch häufige Sklavenjagden stark dezimiert. Einzelne Stämme der Dinka gehören zwar einem großen Menschenschlage an, so daß viele Männer 2 m hoch sind, im allgemeinen jedoch übersteigt ihr Mittelmaß nicht 1,74 m. Wenn man dieselben aber als schön, schlank, hoch, mit mildem Gesichtsausdruck beschreibt, so entsprechen dem keineswegs die von Schweinfurth mitgeteilten Dinkaporträte. (Siehe Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 160 und 161.) Ihm zufolge sind sie charakterisiert durch Langschüssigkeit der Gliedmaßen, verkürzten Oberkörper, knochige, sehnige Körperlinien, horizontal gestellte und eckig abfallende Schultern; ein langer, an der Basis etwas verschmälerter Hals entspricht dem stets in einem spitzen Hinterkopf gipfelnden Haupte, das im allgemeinen flach, einen hohen Grad von Schmalköpfigkeit darthut, verbunden mit stark entwickelter Prognathie. Die tiefschwarze Haut läßt einen deutlichen braunen Ton erkennen, sobald sie von Asche gesäubert ist, womit auch die Dinka sich gerne einreiben. Im allgemeinen sind die Männer meist wohlgestalteter als die Frauen gleichen Alters. „Einigermaßen einnehmende Gesichtszüge, um nicht zu sagen

Digitized by Google

menschliche, sind selten; unaussprechlich häßliche Fratzen, gehoben durch ein Grimassenspiel, bei welchem die kurzen Augenbrauen häufig mitwirken, um den an und für sich geringen Raum zwischen ihnen und dem Haarwuchsbeginn auf ein Minimum zu reduzieren, verleihen der großen Mehrzahl einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie; doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen, welche im Hinblick auf die Gesamtheit eine tadellose Regelmäßigkeit der Züge zu erkennen geben." (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 160 und 161.) Das Haar ist meist von beschränktem Wuchs und kurz geschoren, doch läßt man auf dem Scheitel einen Schopf stehen, der gern mit Straußenfedern geziert wird. Mit Kuhharn wird auch das Haar fuchsrot gefärbt. Der Bartwuchs ist unentwickelt. Das Zähneausbrechen ist bei beiden Geschlechtern üblich und läßt die Sprache sehr unartikuliert erscheinen. Uebrigens haben die Dinka häufig schlechte Zähne. Bei alten Leuten ragen die oberen Schneidezähne zum Munde heraus und nehmen sich gespreizt aus; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Senun" d. h. Vater Raffzahn. Männer und Frauen durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder, die Frauen auch die Oberlippe; die Tättowierung — bloß bei Männern — besteht in etwa zehn Schnitten über Stirn und Schläfe mit der Glabella oder der Nasenwurzel zum Mittelpunkte. Auch die Dinkamänner verschmähen selbst die bescheidenste Hülle, die Frauen bekleiden sich wie jene der Nuer und Schilluk und tragen mitunter einen halben Zentner an klirrenden Eisenzieraten mit sich herum. Die Lieblingszierde der Männer sind massive Elfenbeinringe am Oberarm, während der Unterarm bei Reicheren mit einem förmlichen Schienenbeschlag von Ringen eng umgürtet ist. Da der Dinka mit seinem erbärmlichen Haarwuchs nicht viel anzufangen weiß, verlegt er sich auf Mützen und Perücken. Eine Art Mütze aus Straußenfedern gewährt einen ebenso leichten, als sicheren Schutz gegen die Sonne. Als Trauerzeichen trägt der Dinka einen Strick um den Hals. Die Eisenindustrie ist nicht zu so hoher Vollkommenheit entwickelt, wie bei den Nachbarvölkern. Ausschließlich mit der Pflege ihrer Kühe beschäftigt, erübrigen die trägen Dinka wenig Zeit für das mühsame Schmiedehandwerk und zahlreiche Zieraten geben alle eine sehr primitive Kunststufe zu erkennen. Hauptwaffe ist die Lanze, dann Keulen und Stöcke aus hartem Holz. Pfeil und Bogen sind unbekannt. Eigentümlich sind den Dinka die zum Parieren der Keulen und Stockhiebe dienenden Schutzwaffen „Kuerr" und „Dang", ersteres ein zierlich geschnitztes, meterlanges Holz mit einer ausgehöhlten Vertiefung in der Mitte, um den Handgriff zu schützen; das letztere ein Bogen, dessen derbe Sehnen vorzüglich geeignet erscheinen, die Wucht der Hiebe zu brechen. In bezug auf Kochkunst können die Dinka den Vergleich mit den Nubiern vorteilhaft bestehen, und ihre Mehl- und Milchspeisen gleichen den besten Produkten dieser Art aus europäischer Küche. Getränk ist Wasser und Milch. Im Inneren ihrer Wohnungen sind die Dinka reinlich, haben aber eine Vorliebe für Asche, um sich nachts darin zu betten. Ungeziefer jeder Art fehlt, dagegen beherbergen sie viele Schlangen, die einzigen Tiere, welchen sie eine Art göttlicher Verehrung zollen. Sie nennen sie „ihre Brüder" und betrachten die Tötung derselben als ein Verbrechen. Sie verabscheuen zur Kost alles kriechende Gewürm, und haben Ekel vor Hunde- und Menschenfleisch. Leckerbissen sind dagegen Schildkröten, Wildkatzen und vor allem Hasen. Die Dinka sind leidenschaftliche Tabakraucher und bedienen sich dazu wie die Schilluk kolossaler Pfeifenköpfe, welche zu sitzender Stellung zwingen. Ihre Wohnungen finden sich zu Weilern und Gehöften von wenigen Hütten zerstreut. Dörfer giebt es nicht, der Viehstand der einzelnen Distrikte dagegen findet sich vereinigt in einem großen Park. Die kegelförmigen Hütten sind meist umfangreich und auf die Dauer berechnet. Große Hütten haben 13 m im Durchmesser. Der Unterbau ist aus einem Gemisch von Lehm und Häcksel, der Dachstuhl aus den Aesten von Akazien oder sonstigem hartem Holz zusammengesetzt. Zur Stütze desselben dient nicht ein einziger zentraler Pfahl, sondern sie pflanzen einen vielverzweigten großen Baumstamm in die Mitte der Hütte. Das Dach besteht aus terrassenförmig gestutzten Schichten von Stroh. Ein solches Gebäude erhält sich 8—10 Jahre, ehe es infolge von Wurmfraß zusammenbricht. Als Geräte findet man in denselben Tierfelle, Matten, Töpfe, Kürbisschalen, Körbe und Holzmörser. Feuerungsmaterial ist Kuhdünger. Die Dinka treiben sehr wenig Ackerbau, sie sind vorwiegend ein Hirtenvolk. Der Hauptreichtum besteht in ihren Herden; das Rindvieh gehört der Zeburasse an und außer diesem besitzen sie auch Schafe, Ziegen und Hunde. Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb, und die Kühe sind auch ihnen teurer als Weib und Kind. Nie wird ein Rind geschlachtet, nur gefallenes wird verzehrt in einem Schmause, der epochemachend in das einförmige Leben eingreift, aber nur von den Nachbarn; der Betroffene selbst ist

Digitized by Google

durch den Verlust zu sehr erschüttert, um es über das Herz bringen zu können, Hand anzulegen an die teure Hülle der Verschiedenen. Um so unverständlicher bleibt das Zwecklose der Kastration, die sie üben, um ihre Augen an der Fettentwickelung zu weiden. Als Belustigung dient auch das Modellieren von Ziegen und Rindern aus Thon. Der Milchertrag der Tiere ist miserabel und selbst die beste Kuh liefert nicht soviel Milch wie bei uns eine mittelmäßige Ziege.

Die Dinka sind ein großes Volk; ihre nationale Einheit in bezug auf Rasse, Lebensweise und Sitten ist nicht zu bezweifeln, dennoch fehlt es ihnen an einem politisch nationalen Zusammenhange, indem sich die zahlreichen Stämme nicht nur oft untereinander bekriegen, sondern sich auch als Werkzeuge des Verrats zu gunsten der fremden Eroberer gebrauchen lassen. Ein gemeinsames Oberhaupt ist nicht vorhanden. Die Gemeindehäuptlinge haben nur geringes Ansehen und nur geringe Befugnisse; man hört aber auf auf ihren Rat und läßt sich im Kriege von ihnen befehligen, giebt ihnen auch zu ihren Namen das Prädikat „Dit" d. h. Exzellenz. Abgaben können sie aber nicht erheben, Streitigkeiten erledigen sie dagegen mit Beiziehung von Aeltesten. Die Dinka besitzen auch unbeugsamen Trotz gegen alles Fremde und schrankenlose Freiheitsliebe; sie sind nie in Leibeigenschaft gebracht worden, wohl aber steckte sie die ägyptische Regierung gern unter die Soldaten und heute noch besteht die große Mehrzahl der schwarzen Truppen Aegyptens aus Dinka. Sie sind grausam und unerbittlich im Kriege, kennen keinen Pardon, und um die Körper der Erschlagenen herum führen sie wilde Tänze auf. Die ganze Ansiedelung beteiligt sich dann an der Orgie, welche einer der Mitbürger zur Verherrlichung des ersten Opfers veranstaltet, welches unter seinen Streichen fiel. Doch giebt es auch Dinka empfänglich für Gnade und Barmherzigkeit. Nie werden auch Geschwister, Eltern u. dgl. sich gegenseitig im Stiche lassen, wo Hilfe nur mutmaßlich ausführbar erscheint. Ungerechtfertigt ist daher die Annahme, daß es bei den Dinka eines Familienbandes in unserem Sinne ermangle. (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. I, S. 159—182.) Sie leben in Vielweiberei und kaufen ihre Frauen gegen Rinder. Das Betragen der jungen unverheirateten Mädchen ist im ganzen ein keusches und eingezogenes. Von Verführung eines jungen Mädchens hört man wenig. Die Dinka sind eher ernst als heiter. Hinsichtlich ihrer religiösen Vorstellungen sind sie um vieles aufgeklärter als die Nubier und verwerfen namentlich den orientalischen Glauben an die Wirksamkeit des „bösen Blicks". Doch haben sie Geisterbeschwörer oder Zauberer („Tyet") und Regenmacher („Kodschur"); sie kennen auch gute und böse Geister: „Adjok" und „Djok". Diese sind meist unsichtbar, können aber auch sichtbar sein, denn die Dinka stellen sie sich in Menschengestalt vor. Ihre Nähe zeigt sich durch Unglück an, und alles Unglück kommt von ihnen. Das muß dann der Zauberer — es giebt auch weibliche Zauberer — bannen. Der Tyet wird bei jeder Krankheit zu Hilfe gerufen; er erscheint mit einem irdenen Kruge, spuckt den Kranken ringsum an, vorzüglich an den kranken Teilen, räumt Sand und Kot von der Stelle weg, schlägt mit den Händen herum, wie um die bösen Geister zu vertreiben, nimmt dann ein Stück Holz und steckt es in den Krug, gießt Wasser hinein und nun erfolgt das Zwiegespräch mit dem bösen Geist. Der Zauberer bückt sich über den Krug, spricht unverständliche Worte hinein, und aus dem Widerhalle und dem dumpfen Getön vernimmt er die Rede des Satans, die natürlich auch nur er versteht. Darauf naht er wieder dem Kranken, betastet ihn, und in einem guten Momente zeigt er ein Stück Holz oder Stein, das nun glücklich aus dem kranken Teile hervorgekommen und das die Schmerzen verursacht hat. Er besprengt darauf den Kranken und die Umgebung mit Wasser aus dem Zauberkruge und erklärt den Kranken für gesund. Gelang die Kur nicht, was natürlich oft vorkommt, so hat der Teufel es dem Zauberer angethan oder ein noch mächtigerer Kollege. Es ist sehr interessant zu erinnern, daß ganz der nämliche Schwindel sogar unter sehr ähnlichem Vorgehen auch von den australischen Zauberdoktoren am Coopercreek geübt wird. Als Volksbelustigung dient der Tanz, d. i. ein taktmäßiges Herumziehen und Hüpfen unter lautem Gesang, während man dabei die Hände ringt und allerlei Gebärden macht, nach dem Schlage der Trommel; diese ist ein ausgehöhltes Baumstück, beiderseits mit Leder überspannt. Man schlägt sie auf beiden Seiten, und weil eine davon dicker ist als die andere, hört man den Schlag wie von zwei Trommeln. Die Männer stampfen bei dieser Musik mit beiden Füßen auf den Boden und hüpfen auf mit pfeifendem Atemholen. Die Sprache der Dinka zeichnet sich nach Friedrich Müller in lautlicher Hinsicht durch ein Ueberwiegen der gequetschten (Palatal-)Laute und des die Konsonantenanhäufungen begleitenden y aus. Konsonantenanhäufungen werden vermieden; der Laut w, der sich vor t, d und n im An-

Digitized by Google

laute häufig findet, hat eine so schwache Aussprache, daß er einem Lippenhauche gleichkommt und nicht als voller Konsonant gerechnet werden kann. Zischlaute fehlen gänzlich. Dem Baue der Wörter nach ist die Sprache formlos mit sehr schwachen Ansätzen zur Agglutination. Die Hauptwörter haben kein Geschlecht, keine Biegungsfälle, keine Artikel und bei vielen ist die einfache und vielfache Zahl gleich. Bei den Zahlwörtern fehlen die Ordnungszahlen gänzlich, mit Ausnahme des Wortes der erste und letzte. (Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. I, Abt. II, S. 48—58.)

Trotz dem anscheinend abweichenden Baue hält Friedrich Müller die Sprache der Dinka und der südlich davon wohnenden Bari für miteinander innerlich verwandt, denn beide zeigen nicht nur eine Anzahl gemeinsamer Wurzelausdrücke, die vermöge ihrer Formen nicht entlehnt sein können, sondern besitzen auch identische Zahlenausdrücke und verschiedene grammatische Uebereinstimmungen. (A. a. O. S. 81—84.) Das Bari ist eine wohllautende, durch Vokalfülle und gänzlichen Mangel an Aspiraten sehr weiche Sprache (a. a. O. S. 59—80 und Friedr. Müller, Die Sprache der Bari. Ein Beitrag zur afrikanischen Linguistik. Wien 1864. 8°), aber im Munde des Negers gleichen die schönsten Wörter einem unverständlichen Lallen, denn er spricht nachlässig und undeutlich und bewegt die Zunge nur halb. Die Buchstaben h, s, v, x, z, ch und g kommen im Bari nicht vor, dagegen findet sich das deutsche sch und das spanische ñ. Wie weit das Gebiet der Bari nach Süden sich ausdehnt, ist noch nicht festgestellt; man wird aber sicherlich nicht fehlgehen, ihr Gebiet bis zu der Grenze der Bantu, also bis an den Nordrand der Aequatorialseen reichend anzunehmen. Wie die Dinka sind auch die Bari durch den langen Aufenthalt katholischer Missionäre besser bekannt geworden als andere afrikanische Stämme, aber wohl auch in mancher Beziehung in zu günstigem Lichte dargestellt worden, vor allem was den Begriff eines unsichtbaren höchsten Wesens betrifft; man hörte oder glaubte eben zu hören, was man zu hören wünschte. Dem gegenüber behauptet Petherick, daß sämtliche Neger des Weißen Nil, soweit sie nicht vom Islam gewonnen worden sind, nichts von Gott und einer künftigen Vergeltung wissen. Doch setzt er gleich hinzu, daß sie an die übernatürliche Begabung der sogenannten Regendoktoren glauben. Die Schilluk, Nuer, Dinka und Bari haben ihre Zauberer, ihre Regenmacher; es sind dies die „Kodschur" oder „Kugur", bei den Bari „Bundit" oder „Bonit" geheißen. Daß solche Schamanen sich durch ihre angebliche Macht in Ansehen zu setzen wissen und meist als Schiuch (Plur. von „Scheich") oder dergleichen einen gewissen Einfluß auf die abergläubische Menge ausüben, ist nicht zu verwundern. „Kugur" heißen aber auch die Zaubermittel selbst und zu diesen eignen sich alle möglichen Dinge; nicht nur in den Gehöften, auch im Freien, auf allen Wegen, auf dem Felde und im Walde findet man die sonderbarsten Dinge liegen, welche Kugur sind. So viel Marno herausgebracht, sollen sie größtenteils Bitten um Erreichung eines Wunsches sein, insbesondere bei Krankheitsfällen. Zeigt sich der Kugur als kraftlos, so wird er zerstört und ein anderer errichtet. (Marno, Reise in der ägypt. Aequat.-Provinz. S. 107—108.) Ferner wird ein Stier verehrt; ob von allen oder nur von einigen Stämmen am Weißen Nil, ist aus den Angaben Pethericks nicht ersichtlich, der darin Reste des altägyptischen Apis-

Digitized by Google

dienstes erblicken will. Man erwählt zur Heiligung den schönsten Schecken weit und breit. Von jedermann geliebkost und verhätschelt, bekommt der Bulle sehr rasch das Bewußtsein seiner Würde und schreitet stets der Herde voran. Seine Beine und Fesseln werden mit den auserlesensten Eisen- und Kupferringen verziert, und von den Spitzen seiner langen Hörner wehen zum Schmuck Kuh- und Giraffenschwänze. Gesänge werden zu seinem Preise verfaßt und seine Hilfe zur Abwendung von Unheil angerufen. Nach seinem Tode wird der heilige Schecke unter großen Feierlichkeiten beerdigt, seine Hörner aber an einen Pfosten befestigt, der das Grab seines Eigentümers bezeichnet oder bezeichnen soll. (Petherick, Travels in Central-Africa and explorations of the western Nile tributaries. London 1860. 8°. Bd. II, S. 10.)

Zur Bekräftigung der Pethericksschen Angaben über den Mangel übernatürlicher Begriffe bei den Nilnegern diene das Folgende. Die Latuka, ein schöner begabter, aber nackt gehender Negerstamm im Südosten der Bari, begraben ihre Toten und führen ihnen zu Ehren groteske Tänze auf in phantastischem Schmucke und unter dem Schalle großer Trommeln und Antilopenhörner. Nach einer gewissen Zeit werden jedoch die beerdigten Gebeine wieder ausgegraben, in irdene Krüge gesammelt und an einem gemeinsamen Gebeinplatze aufgestellt. Zu der Annahme eines Lebens im Jenseits finden sich die Latuka jedoch keineswegs veranlaßt, und ein diesbezügliches Gespräch, welches Sir Samuel White Baker mit dem intelligenten und angesehenen Kommoro, dem Bruder des Häuptlings führte, charakterisiert in wirklich sprechenden Zügen die nüchternen Anschauungen dieser Naturmenschen, welche der Verkündigung der Prinzipien übernatürlicher Religionssysteme gegenüber mit so unerschütterlicher Ruhe ihren Stand bewahren, wie eben nur subjektiv empfundene Wahrheit es thun kann.

„Habt Ihr keinen Glauben an eine künftige Existenz nach dem Tode?" so fragte Baker den Latukaedlen, mit dem er die Gebräuche der Leichenfeierlichkeiten besprochen hatte, „drückt sich in der Ausgrabung der Gebeine nach Verwesung des Fleisches irgend ein Gedanke aus?" — Kommoro erwidert ihm verwundert: „Existenz nach dem Tode! Wie kann dies sein? Kann ein toter Mensch aus seinem Grabe herauskommen, wenn wir ihn nicht etwa ausgraben?" — B. „Glaubt Ihr, der Mensch sei ein Tier, das stirbt und damit ein Ende hat?" — K. „Gewiß! Der Ochse ist stärker als der Mensch, allein er stirbt, und seine Gebeine dauern länger; sie sind dicker. Eines Menschen Knochen brechen schnell — er ist schwach." — B. „Ist ein Mensch nicht einem Ochsen an Verstand überlegen? Hat er nicht einen Geist, der seinen Handlungen zur Richtschnur dient?" — K. „Einige Menschen sind nicht so geschickt wie ein Ochse. Die Menschen müssen Getreide säen, um Nahrung zu bekommen, der Ochse aber und die wilden Tiere verschaffen sie sich ohne zu säen." — B. „Wißt Ihr nicht, daß es in Euch selbst einen Geist giebt, der mehr ist als Fleisch? Träumt Ihr nicht, und wandert Ihr nicht im Schlaf in Gedanken an ferne Plätze? Und doch bleibt Euer Leib nur an Einem Ort. Wie erklärt Ihr dies?" — „K. „Wie erklärt Ihr es denn? Ich kann dies nicht verstehen. Es begegnet mir jede Nacht." — B. „Der Geist ist unabhängig vom Leibe; der wirkliche Leib kann gefesselt werden, der Geist aber läßt sich nicht beschränken; der Leib wird sterben und Staub werden oder es fressen ihn die Geier, der Geist aber wird ewig leben." — K. „Wo wird der Geist leben?" — B. „Wo lebt Feuer? Könnt Ihr nicht Feuer erzeugen durch das Reiben zweier Holzstücke, und doch seht Ihr nicht das Feuer in dem Holze. Hat nicht dieses Feuer, das ungesehen und unschädlich in den Holzstücken liegt, die Kraft, ein ganzes Land zu verzehren? Was ist stärker, das kleine Stück Holz, das zuerst das Feuer hervorbringt, oder das Feuer selbst? So ist der Geist das Element innerhalb des Leibes, wie das Feuerelement in dem Holzstücke vorhanden ist; das Element ist dem Stoffe überlegen." — K. „Ha! Könnt Ihr mir erklären, was wir häufig bei Nacht sehen, wenn wir uns tief in der Wildnis befinden? Ich selbst war weit darin, wanderte im Dunklen und sah ein fernes Feuer; als ich mich näherte, war das Feuer verschwunden und ich war nicht im stande, der Ursache nachzuspüren, konnte auch den Platz nicht finden." — B. „Habt Ihr keinen Begriff von dem Dasein von Geistern, die höherer Natur sind als der Mensch oder das Tier? Fürchtet Ihr kein anderes Uebel, als das von leiblichen Ursachen herrührende?" — K. „Ich fürchte mich

Digitized by Google

und hat die 3., vom Verfasser neu durchgesehene Auflage der Germania als eine Ausgabe erscheinen lassen, deren Preis — wir sagen es ohne Anmaßung wie ohne falsche Bescheidenheit — ein so beispiellos billiger ist, daß derselbe eben nur unter der Voraussetzung einer nationalen Betheiligung an einem nationalen Unternehmen gewagt werden konnte.

Mittels dieser höchst beträchtlichen Herabminderung der Anschaffungskosten, sowie auch mittels der Wahl eines handlicheren, zum Lesen bequemeren Formats soll die Germania in die weiten Kreise aller Gebildeten oder nach Bildung Strebenden unseres Volkes hineingetragen werden. War sie doch vom Anfang darauf angelegt, nicht ein bloßes Schaubuch, nicht ein bloßes Salonprunkstück zu sein, sondern vielmehr ein Lesebuch, so recht ein nationales Haus- und Familienbuch zu werden, auf daß Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Mann und Weib, so weit deutsch gefühlt, gedacht und gesprochen wird, daraus Belehrung und Erquickung, patriotischen Trost und patriotischen Stolz schöpfen mögen.

Dienst als Edelknabe.

Einige Stimmen der Presse über die „wohlfeile Ausgabe" der Germania:

Von Scherrs „Germania" erscheint in Stuttgart bei Spemann eine wohlfeile Ausgabe, die sich eines ungewöhnlichen Erfolges zu erfreuen hat. Scherr hat in dieser frischen Schilderung der Entwicklung des deutschen Volkes und seiner Schicksale im Laufe zweier Jahrtausende dem jetzigen Geschlecht ein werthvolles patriotisches Geschenk gemacht. Die Wohlfeilheit der neuen Ausgabe kommt der Verbreitung dieses echten Volksbuches sehr zu statten.

(**Kölnische Zeitung,** 1880, Nr. 119.)

Auch an ein werthvolles Buch sei hier noch erinnert, das heute in dritter wohlfeiler Auflage seinen Weg durch das deutsche Land von Neuem beginnt, ich meine Johannes Scherrs „Germania". Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert. Das Verdienst der literarischen Schöpfung wie der Kunstwerth der beigegebenen großen Illustrationen ist von mir früher schon gebührend gewürdigt; ich kann bei dieser Gelegenheit nur darauf hinweisen, daß das Buch, eine vornehme Erscheinung ersten Ranges, jedem Weihnachtstische Glanz verleihen dürfte.

(**Der Bazar.**)

Das echt nationale Werk, das in des Verfassers bekannter Weise zündend, schwungvoll und patriotisch geschrieben ist, kräftig, oft schneidig in seinem Ton, aber von warmer Empfindung durchweht, wird jetzt zu einem billigen Preis den weitesten Volkskreisen als ein Familienbuch dargeboten. Es enthält in seinen vier Hauptabschnitten: Das germanische Alterthum, das Mittelalter, die Reformationszeit und die Neuzeit, kräftig gezeichnete Darstellungen der wichtigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichts- und Kulturentwicklung. Die sehr zahlreichen, guten, zum Theile vorzüglichen Holzschnitte sind theils in den Text eingedruckt, theils Vollbilder. Wir begegnen den besten Künstlernamen darunter, wie Ferdinand Keller, Defregger, Lindenschmit, Weigandt, Hünten, Grützner, F. Kaulbach, Knille, Hoff, Klimsch, Diez, v. Werner, Menzel, W. Friedrich, Schraudolph und vielen Anderen, einer stattlichen Schaar der besten Illustratoren, deren Namen schon genügen, um den Werth des Werkes zu kennzeichnen.

(**Wiener Abendblatt** vom 14./XII. 1880.)

Die „Germania“ von Johannes Scherr hat einen so großen und allerdings auch so verdienten Erfolg gehabt, daß die Verlagshandlung jetzt schon eine dritte Ausgabe des Werkes veranstalten kann. Mit Rücksicht auf die große Verbreitung erscheint es nunmehr zu einem Preise, der für das Gebotene beispiellos billig genannt werden darf — 40 Hefte à 40 Pf. — mit zahlreichen prachtvollen Vollbildern, Textillustrationen u. s. w. von der Hand erster Meister. Wir empfehlen das schöne Werk als einen werthvollen Schmuck jeder Familienbibliothek auf das Wärmste. (**Königsberger Haartung'sche Zeitung** vom 2./V. 1880.)

. . . . . Unter diesen Umständen darf der neuen Auflage ein großer Erfolg in Aussicht gestellt werden, denn die Gelegenheit, ein werthvolles und schönes Werk um billigen Preis zu erwerben, wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß überall mit doppelter Freude ergriffen werden. Ueber den inneren Werth des Werkes haben wir uns seiner Zeit, beim Erscheinen der ersten Auflage ausführlich ausgesprochen; Scherrs Leistungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichtsschreibung sind zudem so allgemein bekannt, daß wir es unterlassen dürfen, nochmals darauf zurückzukommen. (**Staatsanzeiger für Württemberg**, 1880, Nr. 257.)

Das berühmt gewordene Prachtwerk „Germania“ von Johannes Scherr erscheint jetzt in einer wohlfeilen Ausgabe in 40 Lieferungen à 40 Pf. Es ist ein Unternehmen, welches, wie das Werk selbst, das lebhafteste Lob verdient, denn es macht den weitesten Kreisen eines der bedeutendsten patriotisch-künstlerischen Bücher der Neuzeit leicht zugänglich. (**Berliner Wespen**, 1880, Nr. 17.)

Die „Wohlfeile Ausgabe“ der Germania

ist im Format der „Gartenlaube“ in

40 Lieferungen zum Preise von 40 Pfennig pro Lieferung

erschienen. 25 Lieferungen umfassen je 2 Bogen Text und 1 Vollbild, 15 Lieferungen enthalten je 3 Bogen Text und kein Vollbild. Das ganze Werk umschließt also 95 Bogen reich illustrirten Text und 25 Vollbilder. Am Schluß wird eine sehr schöne und solide Einbanddecke zu mäßigem Preis geliefert.

Um den Abonnenten gleichzeitig zu einem ebenso künstlerischen, wie glänzenden Zimmerschmuck Gelegenheit zu geben, hat die Verlagshandlung genaue Nachbildungen der in ihrem Besitz befindlichen Kartons von

Fritz August Kaulbach, „Im Frauengemach“,

Robert Heyschlag, „Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert“,

Anton von Werner, „Die Kaiserproclamation in Versailles“,

anfertigen lassen, welche sie gegen die geringe Nachzahlung von je Mk. 3. — den Abonnenten der Germania zur Verfügung stellt. Wer alle drei Bilder zusammen erwerben will, erhält solche zusammen für Mk. 7. 50.

Interessenten bittet man, sich mittelst beiliegenden Bestellzettels an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

36. Lieferung.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Anzeige siehe 3. u. 4. Seite des Umschlags.

Soldaten aus Kaschmir.

Digitized by Google

vor Elefanten und anderen Tieren, wenn ich bei Nacht im Dschungel bin, aber vor nichts anderem." — B. „Dann glaubt Ihr an nichts, weder an einen guten noch an einen bösen Geist! Und Ihr glaubt, daß wenn Ihr sterbet, dies das Ende des Leibes und des Geistes sein werde, daß Ihr seid wie andere Tiere, und daß es keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier giebt; beide verschwinden und enden im Tode?" — K. „Natürlich!" — B. „Sehet Ihr keinen Unterschied in guten und bösen Handlungen?" — K. „Ja, es giebt gute und schlechte bei Menschen und Tieren." — B. „Glaubt Ihr, daß ein guter und ein schlechter Mensch dasselbe Schicksal teilen und auf gleiche Weise enden und sterben müssen?" — K. „Ja, was können sie anders thun? Wie können sie dem Sterben entrinnen? Gute und Böse, alle sterben." — B. „Ihre Leiber gehen zu Grunde, aber ihre Geister bleiben, die guten in Glückseligkeit, die schlechten im Elend. Wenn Ihr keinen Glauben an einen künftigen Zustand habt, warum sollte denn der Mensch gut sein? Warum sollte er nicht falsch sein, wenn er durch Bosheit glücklich werden kann?" — K. „Die meisten Menschen sind schlecht; wenn sie stark sind, so nehmen sie von den schwachen. Die guten Menschen sind alle schwach; sie sind gut, weil sie nicht stark genug sind, um schlecht zu sein." — — Man hatte aus einem Sacke etwas Getreide genommen und da einige Körner auf dem Boden umherlagen, erprobte der belehrungslustige Baker die Kraft eines biblischen Gleichnisses. „Dieses Korn," sagte er, „giebt Euch ein Bild von dem Zustande, wenn Ihr sterbet. Es wird verwesen, aber aus demselben wird die Pflanze entstehen, die ein Wiedererscheinen der ursprünglichen Form hervorbringen wird." — „Ganz recht," entgegnete Kommoro, „dies verstehe ich. Allein das ursprüngliche Korn entsteht *nicht* wieder, es verfault wie der tote Mensch und hat sein Ende; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, das wir begruben, sondern das *Erzeugnis* dieses Kornes. So ist es mit dem Menschen, — ich sterbe und verwese und habe ein Ende genommen, aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Kornes. Einige Menschen haben keine Kinder, und einige Körner gehen zu Grunde ohne Frucht; dann haben alle ihr Ende gehabt." (Samuel White Baker, The Albert Nyanza, great basin of the Nile and explorations of the Nile sources. London 1866. 8°. Bd I, S. 247—250.) Man sieht, die Anschauung, daß die menschliche Natur aus sich zum Glauben an Uebernatürliches sich neige, findet wenig Halt in ethnographischen Beobachtungen.

Die Barineger, welche unter den Stämmen des oberen Nil einen hervorragenden Platz einnehmen, sowohl durch ihre relativ bedeutende Kopfzahl als durch ihre physischen und geistigen Eigenschaften, sind sehr groß, ebenmäßig gebaut, mit breiter Nase, fleischigem vortretenden Munde, angenehmem intelligenten Gesichtsausdrucke, dessen Typus nicht völlig negerhaft ist, mit Wollhaar, dunkelschwarzer, nach Buchta matt bisterbrauner Haut und muskulösen Gliedern. Die Frauen sind schlank und im jugendlichen Alter wohlgeformt; auf Schönheit in unserem Sinne haben sie aber keinen Anspruch. Die Bari sind falsch, gehässig, zanksüchtig, Sklaven ihrer Begierden, zügellos, zu Exzessen und vorzüglich zum Stehlen geneigt, jetzt wohl das verdorbenste Volk am Weißen Nil, aber auch sehr kriegerisch und ihre Unabhängigkeit energisch verteidigend. Sie fertigen ihre Waffen selbst an und mit Recht genießen die Barischmiede den Ruf großer Geschicklichkeit. Der Islam hat noch keinen Eingang gefunden. Fetischwesen und Schamanenwahn stehen noch in voller Blüte, obwohl die Bari zu indolent sind, den Aberglauben auf eine nur halbwegs nennbare Stufe der Entwickelung zu bringen. In Tracht und Sitten stimmen sie mit den schon geschilderten Stämmen im wesentlichen überein.

Als abweichend verzeichnen wir, daß einzelne Männer Sandalen aus Elefanten- oder Ochsenhaut tragen, ferner den Gebrauch von Bogen und vergifteter Pfeile. Das angeblich vegetabilische Gift, welches die Bari aus entfernten Gegenden beziehen, bewirkt das langsame Abfaulen des verwundeten Gliedes. Schon kleine Knaben wissen Bogen und Pfeile zu handhaben; zum Glück sind die Bari nur schlechte Schützen und ihre

Digitized by Google

Waffen besitzen nur geringe Tragweite. Die Lieblingsstellung der Männer ist, sich auf den Speer zu stützen und auf einem Fuße zu stehen, den anderen Fuß aber in das Kniegelenk des ersteren zu stemmen und ausruhen zu lassen, eine Sitte, welche auch den Dschibba, einem mit Gallablut vermischten Nachbarstamme der Bari, eigen ist. (Petherick, Travels in Central Africa. Bd. II, S. 6.) Auch haben die Bari stets einen kleinen Schemel bei sich, der so gut wie die Waffen seinen Inhaber überall hin begleitet und in der Hand, auf der Schulter oder umgehängt getragen wird. Sobald die ersten Regen fallen, wird gesät, gleich nach der Ernte aber in Saus und Braus gelebt, die mondhellen Nächte hindurch getanzt und ein der Merissa ähnliches Getränk bereitet. So werden in kurzer Frist die Ergebnisse der Ernte aufgezehrt und nicht selten tritt später Hungersnot ein, der viele zum Opfer fallen. Ihre Beratungen halten sie unter einem großen Baum; jedermann darf ihnen beiwohnen und seine Stimme abgeben; Reden halten dürfen aber nur die „Monje" (Scheiche), welche ein kegelförmiger Stock kenntlich macht. Die Stimmenmehrheit entscheidet; selbst die Häuptlinge müssen sich den Beschlüssen fügen und können sie bloß durch die Drohung den Regenfall zu verhindern umstoßen. Die Frauen vererben auf des Gatten Söhne, welche auch, mit einziger Ausnahme der eigenen Mutter, die Frauen ihres Vaters nach dessen Tode genießen dürfen. Doch werden Schwestern und Töchter nicht geehelicht, wie bei mehreren benachbarten Stämmen Brauch. (Petermanns Geograph. Mitt., 1881, S. 86.) Je mehr Frauen man besitzt, desto größer das Ansehen; die Frauen sind denn auch die Elemente des politischen Ansehens, denn die Schwiegereltern werden gewöhnlich die Klienten des Ehemannes, dessen Söhne dann seinen Schutz bilden, das Vieh bewachen und seinen kleinen Stamm ausmachen. Die Frauen eines Mannes sind so wenig eifersüchtig, daß sie unter einem Dache zusammen wohnen; dafür entschädigen sie sich durch eheliche Untreue. Heiraten werden selten aus Liebe geschlossen, zumal mancher Vater mit seiner schönen Tochter Spekulationen macht. Auf diese Weise können Unbemittelte nie in den Ehestand treten und die Folge davon sind zahlreiche Entführungen, die am häufigsten in der Festzeit nach der Ernte vorkommen. Trotzdem behandeln die Bari ihre Weiber nicht schlecht, weil sie ihre Schwiegereltern nicht gegen sich aufbringen wollen. Sobald ein Mädchen schwanger wird, muß sie den Verführer nennen, der sie dann durch einige Stücke Vieh zu kaufen gezwungen wird, wenn er reich genug ist. Diebstahl ist keine Schande und wer schlau genug, um sich nicht ertappen zu lassen, wird als Held gepriesen. Die Bari töten nie einen Menschen in ihrem Dorfe, weil sie glauben, das vergossene Blut würde ihre Weiber unfruchtbar machen. Tote begräbt man in einer Grube vor der Thür des Tukul; seine Sippe versammelt sich da, um die Erde unter Klagegeschrei festzustampfen. Später schlachtet man auf der Stelle ein paar Ochsen und hält den Leichenschmaus. Die Bari sind leidenschaftliche Liebhaber des Tanzes und feiern allgemeine Feste, „Leri", echte Saturnalien, wo beide Geschlechter drei Tage lang völlige Freiheit genießen. Man läßt sie auch ansagen, wenn ein Krieg oder Raubzug beschlossen werden soll, was denn am dritten Festtage stattfindet. Diese Tänze, vom Schalle der hölzernen „Nogarah" begleitet, beginnen bei Sonnenuntergang und endigen mit Sonnenaufgang. Einem solchen Kriegstanze wohnte der Missionär A. Kaufmann am 25. Juli 1858 bei und schildert denselben folgendermaßen:

„Nachmittags — so schreibt Kaufmann — ward schon mit den Trommeln das Zeichen gegeben, daß abends Tanz sei; und so tönte um 7 Uhr abends wieder die große Trommel mit dem Tanztempo und dauerte lange fort, um allen benachbarten Dörfern dieses Freudenfest anzukünden. Um 9 Uhr, wo der Mond schon hoch stand, war der Anfang; aus allen Dörfern zog alles Volk aus und begab sich auf den Tanzplatz, nachdem sie früher wacker gegessen. Neben einem riesigen Kurulengi (Oelbaum) befand sich der schon aus alten Zeiten hergerichtete Tanzplatz, vom Vollmond schön beleuchtet; ringsum standen hohe Durrahfelder, hinter denen die Hütten der Tänzer sich verbargen und einige davon nahe hervorguckten. Als wir hinkamen, lärmten die Trommeln schon wie rasend. „Seid ihr da?" — „Guten Abend!" — „Heut ist Tanz!" — „Ist der Tanz schön?" — „Habt ihr keinen Tabak?" — so riefen viele durcheinander, indem sie unsere Namen in die Menge hineinschrieen. — Das war unser Empfang.

„In der Mitte des Platzes stand der alte schon abgewitterte Baumstamm eingegraben, mit dem „Wore", d. h. einem Kranze aus Zweigen und Gras, zum Zeichen des Festes. Unter ihm herum waren die Trommler, kecke junge Buben, und ein Trupp Kinder, welche hüpften, sprangen und ihre jungen Glieder reckten. Der Tanz beginnt. Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge drängen herbei, alle jubelnd und bunt unter-

Digitized by Google

einander, endlich bilden sie den Kreis. Dieser besteht und bewegt sich in zwei Reihen; den inneren, kleineren Kreis bilden die Weiber und Mädchen, die mitunter Durrahstengel statt Lanzen tragen (oft tragen sie auch wirkliche Lanzen); den äußeren, weiteren Kreis bilden die Familienväter mit ihren Burschen. Alle sind bewaffnet da mit Köcher, Bogen und Lanzen. Angesehene tragen auch Schilde aus Elefantenhaut. Was der Bari Schönes hat, zieht er bei solchen Festlichkeiten hervor, um sich groß zu zeigen. Jeder ist geschmückt mit weißem Federbusch, teils helmartig emporstehend, teils gleich dem Roßschweife vom Kopfe rückwärts herabhängend. Auch seltene Tierfelle kommen zum Vorschein, von Ichneumon und Zibetkatzen und kleinen Panthern und zieren je nach ihrer Größe Scheitel und Brust dieser Neger. Glasperlen dürfen freilich auch nicht fehlen. Eine Hauptsache für die Tänzer sind aber eine Schnur Eisenglöcklein („Waryakan"), die sie an ihren Füßen bis über das Knie herauf befestigen, womit sie bei jedem Takt und Schritt ein furchtbares Getöse herausstampfen. Die Mädchen zieren sich ebenfalls Hals und Hüften mit Glasperlen, wie auch die Weiber, die überdies neue Schürzen anziehen. Wer sich noch dazu mit hochroter Oelfarbe vom Scheitel bis zur Fußsohle anschmieren kann, der ist wahrhaft schön und macht Furore. Medi, der Häuptling, prangte mit seiner gelbblechernen Leibbinde, die er tags vorher um vier Hennen gekauft hatte, wovon er aber noch zwei schuldete. Alle beneideten ihn um so einen Schatz. „Er ist groß!" sagten sie nacheinander. Sein Haupt ziert nach vorn der Schnabel eines Marabu, seine Hand trägt einen Schild von Elefantenhaut, während über seinen Rücken ein Leopardenfell herabhängt. Auch seine zahlreichen Kupferringe an Händen und Füßen sind neu geputzt. Er schaut jubelnd aus, denn er wird wohl auch zuvor einige Schalen Bier („Yawa") geleert haben. Außer den Kreisen von Tänzern sind Scharen von Zuschauern, die nur warten, bis die ersten ermüdet abtreten und ihnen Platz machen. Diese halten unterdessen den Troß jubelnder Kinder zurück, damit sie nicht in den Tanzkreis treten und selben verwirren. Der Tanz selbst besteht im taktmäßigen Stampfen in einer grimmigen Stellung, im taktmäßigen Hin- und Herbewegen des Leibes, indem sie sich rücklings umkehren, währenddem die Eisenglöcklein einen furchtbaren Lärm machen. Die Weiber im inneren Kreise schwenken und schwingen dabei die Arme, beugen sich vor- und rückwärts, hüpfen mit emporgehaltenen Händen hoch auf, schreien und jubeln gellend in den Gesang hinein, der choralförmig von den Tänzern gesungen wird und immer fortdauert. Auf ein Zeichen der Trommel gerät alles in Unordnung, der Tanz hört auf, der Gesang verstummt, nur die Trommeln wüten rastlos fort in das Gerassel hinein, es wird wie unheimlich! — Denn Männer stürzen auf Männer mit grimmigem Blick, schwingen die Lanzen gegeneinander wie in wilder Schlacht, die Weiber heulen — doch die Lanzen sinken zu Boden; es war nur bloßer Schein und ein unendlicher Jubel durchdringt die Lüfte. Wieder ruft die Trommel, es erscheint der Häuptling mit hochgeschwungener Lanze, er zieht voraus und alle Tänzer ihm nach, und im Kreis geht der Zug der Krieger wie zur Schlacht, ebenso bewegt sich der Kreis der Weiber. Wer schöne, riesige, aber wilde Krieger sehen will, kann bei so einer Gelegenheit seine Neugierde befriedigen. Nun kommen noch Fackeln von brennendem Stroh und mitten in den Tanzkreis werden sie getragen, und der Kriegstanz beginnt bei dieser Beleuchtung von neuem und wird so noch um so vieles schauerlicher, wilder." (A. Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika. Brixen 1862. 8°. S. 171.)

Südlich von den Bari stoßen wir auf die Madi, welche sich von ihren nördlichen Nachbarn nicht nur durch die vollständig abweichende Sprache, sondern auch ganz besonders durch gedrungenen Körperbau und hellere, nahe dem Rotbraun zugehende Hautfarbe unterscheiden. In Sitten und Gebräuchen dagegen haben sie vieles mit den Bari gemeinschaftlich, denen sie aber entschieden an Fertigkeit der Eisen- und Thonbereitung nachstehen. Ihr Gebiet zieht sich längs des Stromes bis nach Wadelay in südlicher Richtung, bis an die Makrakaländer in westlicher und bis an das Schuliterritorium in östlicher Richtung hin. Dr. Emin Bey hat von diesen freundlichen zuvorkommenden Madistämmen jenen der Wadelay oder vielmehr Ko-tsche genauer kennen gelernt. Ihre Sprache ist das A-Luri, dem Schuli sehr nahe verwandt und von ihm wohl nur dialektisch verschieden. Auch weiter südlich, bei Mahági am Westufer des

Digitized by Google

Mwutan fand Emin Bey die Sprache der Leute jener der Schuli und dem Schefulú, das an den Stromschnellen von Karúma und Tada gesprochen wird, sehr ähnlich und völlig identisch mit dem in Wadelay und den Rokettodistrikten gesprochenen Idiom. Emin Bey konstatiert aber ferner noch die völlige Uebereinstimmung der hier gesprochenen und der Schulisprache, welch letztere wiederum große Aehnlichkeit mit dem Schilluk aufweist; er stellt daher die Hypothese einer großen Schillukwanderung nach Süden auf und stützt dieselbe hauptsächlich auf die überraschende Aehnlichkeit in Sprache, Sitten und Gebräuchen der obengenannten drei Völker; sie wird um so wahrscheinlicher, als Dr. Schweinfurth Glieder der Schillukfamilie im Bahr el Ghasal-Gebiete konstatiert; ihre Anwesenheit hier weiter südlich ist also nichts Ueberraschendes und Unvermitteltes. (Petermanns Geograph. Mitt. 1881, S. 5.) Die Schulineger schildert Buchta als dozil, zuthunlich und zutraulich wie artige Kinder. Sie sind vorwiegend Jäger und stellen dem Löwen, Leoparden, Karakal, dem Elefanten, Nashorn und Büffel, der Giraffe, Hyäne und dem Hyänenhund nach. Zahlreiche Antilopen, Gazellen und Rohrratten versorgen ihre Küche. (A. a. O., S. 87.) Westliche Nachbarn der Bari und diesen zunächst stehend sind wohl die Niambari. Ueber ihre Sprache ist man noch nicht im reinen, in ihren Sitten und Gebräuchen gleichen sie den Bari; man findet aber bei ihnen schon Anklänge an die westlichen Stämme, sowie auch ihr Name andeutet, daß ihre Stellung zwischen den Niamniam und den Bari ist. Denn Niam oder Nyang ist vollkommen gleichartig und eben nur dadurch verschieden, ob es von einem Bari oder einem Araber ausgesprochen wird. Weit abweichender schon als die Niambari sind ihre westlichen Nachbarn, die Ligi, Moru, Mundo, welche in vielen Aeußerlichkeiten den Mittuvölkern nahestehen, deren Sprachen jedoch sehr verschieden sind. Die Körpergestalt erscheint bei allen diesen, auch bei den Abu Keia und Abaka, noch mehr und allgemeiner auf ein gewöhnliches Maß reduziert, besonders die Weiber, fleischiger, zur Fettleibigkeit schon stark hinneigend; die Hautfarbe wenig verschieden, vielleicht um einen Ton lichter als bei den vorigen. Sitten und Gebräuche, Hütten und Gerätschaften, Waffen u. dgl. bieten nichts Auffallendes. Da sie schon lange unter den „Seriben" stehen — so nennt man die festen Niederlassungen arabischer Kaufleute in diesem Teile der Negerländer —, so dürften sie viel von ihrer Ursprünglichkeit verloren haben. Eines jedoch ist bei ihnen zu erwähnen, wodurch sie sich von ihren östlichen und nördlichen Nachbarn auffallend unterscheiden, nämlich der Gebrauch einer Schambedeckung bei den Männern. Bei sämtlichen Negerstämmen des Bahr el Abiad von Norden her vermissen wir eine solche beim Manne vollständig. Bei den von den Niambari westlich gelegenen Stämmen dagegen finden wir diese beim Manne teilweise gewiß ursprünglich, teilweise angenommen. Die Neger des ganzen Weißen Nilgebietes verschmähen jede Bekleidung aus Zeug oder Stoff, kaum die auf den Seriben befindlichen bequemen sich hierzu, sondern geben ihrer einheimischen oder gar keiner den Vorzug; bei den Dinka z. B. gilt jede Art von Bekleidung als weibisches Attribut und ein Häuptling versicherte den Missionär Kaufmann, daß er nicht einmal um dreißig Kühe immer gekleidet gehen würde. Auch dem Bari gilt weibisch sein und sich be-

Digitized by Google

Japanische Dame mit Dienerinnen.

Digitized by Google

aber untereinander bedienen sie sich ausschließlich der spanischen Sprache. Dieses Spanische der Juden, sowie die verschiedenen Sprachen der Europäer faßt man im Lande unter dem gemeinsamen Namen el adjmia zusammen. Was die Juden in früherer Zeit gelitten haben, ist unglaublich und nicht zu erzählen. Aber auch heute noch werden sie im Innern des Landes nicht als Sklaven, sondern als „Sachen" betrachtet. Man kann sagen: es giebt zweierlei Vorschriften für die Juden, solche, welche gewissermaßen gesetzlich für sie sind und die im ganzen Reich auf sie Anwendung finden, und solche, die jede einzelne Stadt, jedes einzelne Individuum auf sie anwendet, und die von äußerster Willkür diktiert sind. Letztere sind manchmal viel vexatorischerer Natur als erstere. Nach den Gesetzen können die Juden außerhalb ihrer „Milha" (Ghetto) weder Land noch Häuser besitzen, noch den Boden bebauen. Sie dürfen auch keine Grundstücke und Gebäude als Pfänder entgegennehmen. Sie dürfen kein Pferd besteigen, sondern können nur zu Maultier oder zu Esel reiten. Sie dürfen nie Hand an einen Muselman legen, selbst nicht, um sich zu verteidigen, ausgenommen innerhalb ihrer eigenen Wohnung. Sie können vor Gericht kein Zeugnis ablegen und dürfen vor einem muhammedanischen Richter nur in hockender Stellung sprechen. Auf den Märkten und vor den Buden darf ein Jude einen Muselman nicht überbieten, wenn es sich um Lebensmittel handelt. Es ist ihnen verboten, arabisch zu lesen und zu schreiben; sie dürfen sich auf Reisen einem Brunnen nicht nähern, sobald er von Muhammedanern umstanden ist; auch dürfen sie sich einem Moslim nicht gerade gegenübersetzen, sondern schräg. Beim Begegnen auf der Straße müssen sie stets links ausweichen und beim Begegnen auf Reisen schon von weitem absteigen, falls sie zu Esel sind, um zu Fuße beim Muselman vorbeizukommen. Sie dürfen keinen roten, sondern müssen einen schwarzen Fes, sie dürfen keine gelben und roten Pantoffeln, sondern nur schwarze tragen. Den Burnus müssen sie derart überwerfen, daß die Oeffnung auf der rechten Seite sich befindet, mithin der linke Arm gar nicht benutzt werden kann. Um einigermaßen diese vielen Verbote zu kompensieren, haben sie aber auch eine Menge Erlaubnisse oder Gebote. So sind sie gehalten, bei jeder Geburt eines Prinzen eine gewisse Summe zu zahlen. Und dieses Ereignis kommt in Marokko oft genug vor, oder es wird fingiert, um ihnen Gelegenheit zu geben, dem Sultan ein Geldgeschenk darbringen zu dürfen. Sie haben auch die Obliegenheit, die Kadaver von Verbrecher einzugraben oder diese selbst zu köpfen und zu hängen, und sie sind damit betraut, die wilden Tiere des Sultans zu füttern. Glücklich der Jude, auf dessen hübsche Tochter ein Prinz oder Sultan ein Auge geworfen hat. Sie muß dann zwar Mislemata (Muhammedanerin) werden, aber ihre Familie ist nun in der Regel vor Vexationen und Verfolgungen sicher. (G. Rohlfs in der Allg. Zeitg. vom 27. Juni 1880.)

Aehnlich ergieng es den Juden in Algerien, denn überall in Nordafrika hatten sie seitens der mit bitterm Haß auf sie herabblickenden Eingeborenen eine wahrhaft raffiniert verächtliche Behandlung zu erdulden. Nannte man den Christen „Hund" („Rumi"), so mußte sich der Israelit gar den Namen „Aas, Sohn von Aas" („Dschifa ben Dschifa") gefallen lassen. Diese Verhältnisse haben sich in Algerien seit der französischen Herrschaft sehr geändert, und von all den verschiedenen Elementen der Bevölkerung haben die Juden den meisten Grund, sich über den neuen Stand der Dinge zu erfreuen. Desto seltsamer ist es, daß, nach Baron Henri Aucapitaine wenigstens, die Juden nur wenige Sympathien für die Franzosen hegen und überzeugt sind, daß sie bei den Engländern weit mehr Geld verdient hätten. Louis de Beaudicour schrieb 1856: Die meisten Juden des Innern könne man als Agenten Englands betrachten. Wie alle Juden, sind auch die von Algier unternehmend und intelligent; sie lieben das Geld, begnügen sich aber oft mit kleinem Gewinne. Von der Tyrannei ihrer früheren Zwingherren befreit und beschützt, wandeln die Kinder Israels nun froh durch das Leben hin, den fränkischen Sitten sich immer mehr nähernd und anpassend, wie ja alle ihre frühere malerische Kleidung zum Teil schon dem Pariser Modeanzug Platz gemacht hat. Ein ähnlicher Umwandlungsprozeß dürfte vielleicht mit den tunesischen Juden vor sich gehen, seitdem die Regentschaft in die Gewalt der Franzosen übergegangen ist. Bis dahin waren sie den ärgsten Bedrückungen ausgesetzt. Fühlte ein Moslim sich von einem Juden beleidigt, so stach er ihn ohne weiteres nieder und brauchte nur dem Staate eine gewisse Geldstrafe zu erlegen. Dennoch verstanden die Söhne Israels es auch hier Reichtümer zu erwerben. In den stets belebten engen Gäßchen von Tunis, wo sie, ihrer 30,000, ein eigenes Stadtviertel bewohnen, bilden sie heute das wichtigste Element. Den Juden kennt man durch seine Tracht wie durch sein Aussehen sofort heraus. Groß, kräftig gebaut, mit schönen, man

möchte sagen, edlen Gesichtszügen und stattlichen Bärten zeigen sie sich in ihrer malerischen Tracht nur noch vorteilhafter. Sie haben heute den roten Fes oder die „Scheschia" der Araber angenommen, sind aber bei dem schwarzen Turban geblieben, während die jüngere Generation gar keinen Turban mehr trägt. Als Kleidung dient eine hellfarbene, reich mit Goldstickerei gezierte kurze Jacke, die vorne offen ist, hellfarbene oder schwarze faltenreiche Beinkleider, die unter dem Knie festgehalten werden, endlich blendend weiße Strümpfe und Lederlackschuhe, deren Fersenteil jedoch immer niedergetreten wird. Ein breiter, meist reichgestickter Shawl umschlingt die Lenden; im Winter tragen die Juden meistens einen langen burnusartigen Radmantel von lichtblauer Farbe, den sie im Sommer durch einen zarteren, blendend weißen Mantel, den „R'fara" ersetzen. So schön und malerisch diese Männertracht der Juden ist, so häßlich ist jene der Frauen. Man kann sich eine Toilette von größerer Geschmacklosigkeit und Seltsamkeit kaum vorstellen. Von weitem gleichen die Jüdinnen Ballettmädchen, die den oberen Teil ihres Körpers bis zu den Hüften in einen Sack gehüllt haben und dafür den unteren Teil, von den Hüften abwärts, den profanen Blicken preisgeben. Das gewöhnliche Kostüm einer Jüdin, ob sie nun ein Kind von wenigen Jahren oder eine Greisin, besteht aus sehr wenigen Kleidungsstücken. Ueber dem weißleinenen untersten Kleidungsstücke tragen sie ein kleines, goldgesticktes Samtjäckchen, das die Büste hält, ein Paar weißleinene gespannte Beinkleider, die bis zum Knöchel reichen, das Bein aber so plastisch hervorheben, wie die Trikots unserer Ballerinen; kurze weiße Socken bedecken den in der Regel kleinen Fuß, dessen Spitze entweder in schwarzledernen, kaum die halbe Fußsohle schützenden Pantöffelchen oder in hohen hölzernen Sandalen steckt. Ueber den Oberleib fällt bis zu den Hüften herab ein bauschiges, faltenreiches Seidenhemd von roter, gelber oder hellgrüner Farbe und das Haar steckt in einem samtenen, goldgestickten Zuckerhute, „Kufia" genannt, der durch ein rotes oder gelbseidenes Band festgehalten wird. Nacken und Arme sind mit reichen, schweren Goldketten und Spangen bedeckt. Gesicht und Hände sind bloß. Die Gesichter sind schön, das Haar üppig und in langen Flechten herabfallend, das Auge von einer Größe und einem Glanze, der sogar den ganzen kolossalen Rest des Frauenkörpers entschuldbarer machen kann; denn die tunesischen Jüdinnen werden, kaum daß sie das zehnte Jahr erreicht haben, durch Einsperrung in dunkle enge Räume und Fütterung mit Mehlspeisen und dem Fleisch junger Hunde einer systematischen Mästung unterzogen, so daß sie binnen wenigen Monaten zu unförmlichen Fettklumpen anschwellen. Dazu haben die Jüdinnen eine ganz abstoßende Manier sich mit Henna zu schmücken, so daß selbst die hübschesten Gesichtszüge davon entstellt werden. Nichtsdestoweniger fanden manche Jüdinnen Gnade vor den Augen der Herrscher und die schwergedrückten Väter fühlten sich nur zu glücklich, ihre Töchter im Glanze der Machthaber sonnen lassen zu können. Damit nahm die krasse Unmoralität der tunesischen Juden ihren Anfang, und noch heute gilt die jüdische Damenwelt von Tunis für nichts weniger denn uneinnehmbar. (Hesse-Wartegg, Tunis, S. 89—100.)

Auch im Biled ul Dscherid leben Juden, hauptsächlich unter dem Beduinenstamme der Hamama, welchem die religiöse Unduldsamkeit der übrigen Tunesier fremd ist. Die Juden haben dort die Sitten und Gebräuche, endlich die Trachten der Nomaden vollständig angenommen und dürften von den letzteren kaum mehr zu unterscheiden sein. Nur die Beduinen selbst kennen sie heraus. Sie besorgen den Handel des Stammes, bei welchem sie wohnen, kaufen und verkaufen Wolle und Häute, verschachern die von den Beduinen erbeuteten Gegenstände und liefern diesen den berauschenden „Lakm" — den Schnaps der Araber — wie man sieht, tout comme chez nous. Indessen dürfen sie weder in den Stamm einheiraten, noch auch ihre Zelte unter den Arabern aufschlagen. Dies ist ihnen nur außerhalb des Lagers gestattet — eine Judenstadt aus Zelten. Jedenfalls ist die Anwesenheit von Israeliten unter den arabischen Nomaden sehr merkwürdig.

Auch die schwarze Rasse ist in Nordafrika vertreten. In Marokko sind es vorzugsweise Hausa-, Sonrhai- und Bambaraneger, die man antrifft. Sie haben dazu beigetragen, das arabische Element kräftig zu durchsetzen, obschon auf dem Lande die Mischung mit den Schwarzen seltener ist als in den Städten. Es ist weniger im arabischen Volke Sitte eine Negerin zu nehmen, als bei den Großen. Die ganze Familie des Sultans von Marokko, alle ersten Familien der Schürfa haben heute ebensoviel Negerblut in ihren Adern, als rein arabisches.

Digitized by Google

Die marokkanischen Berber mischen sich nie mit den Schwarzen; sie würden glauben, sich dadurch zu degradieren. Als Sklaven werden die Schwarzen in Marokko gut behandelt, und fast immer nach längerer oder kürzerer Zeit in Freiheit gesetzt. Die Zahl der Schwarzen in Marokko, welche stets durch neue Zufuhren aus Zentralafrika erneuert wird, dürfte sich auf circa 50,000 beziffern. Sie werden im allgemeinen „Gnaui" und ihre Sprache „Gnauyia" benannt. In Algier bilden die Neger eine stille Gemeinde, beinahe eine Art geheimer Gesellschaft. Sie sind nicht zahlreich und ihre Beschäftigung ist meist der untergeordnetsten Art. Eine Anzahl von ihnen fungiert als Straßenkehrer, eine andere als Pferdewärter oder Träger, und es ist merkwürdig, welch schwere Lasten sie mit der Kraft und Geduld eines Büffels auf ihren Köpfen tragen. Andere unter ihnen flechten auch Matten aus Halfastroh oder auch etwas schwere, aber sehr hübsche Körbe aus Binsenenden, die mit buntem Garne zusammengebunden werden. All diese Leute sind gleichmütig und oft von geradezu kindlicher Heiterkeit. Wenn sie in Lachen ausbrechen, so öffnet sich der Mund bis weit zurück, die Nasenflügel blähen sich, die großen Ohren, die weit abstehen vom wolligen Schädel, erzittern und jeder Zug in den schwarzen Gesichtern vibriert in ausgelassener Fröhlichkeit. Die Negerweiber sind in drei Klassen zu rangieren: in Mägde, Badedienerinnen und Brotverkäuferinnen. Letztere sind die zahlreichsten, und man kann sie im Maurenviertel an jeder Straßenecke finden, wo sie den Vorübergehenden ihre schmutzigen Brotlaibe aufzudrängen suchen. Sie sind vom Halse bis zu den Füßen in blaue „Haik" gehüllt, die mehr darnach angethan sind, ihre Ueppigkeit zu zeigen, als sie zu verhüllen, umsomehr, als sie meist ziemlich weit offen gelassen werden. Die Wangen der ältesten unter diesen Brotverkäuferinnen tragen meist noch das Brandmal aufgedrückt, mit dem ihr ehemaliger Herr seinen menschlichen Besitz stempelte, ehe noch die Franzosen diesem Landesbrauch ein Ende machten. Die meisten dieser Weiber sind auch „Ahrisa". Mit diesem Namen bezeichnet man eine weibliche Körperschaft an der Nordküste Afrikas, welche gewisse Bräuche der Bevölkerung als einen Gegenstand der Ehrfurcht erscheinen lassen. In Marokko z. B., wo auch in der Gesetzesvoll-

Amulette oder Grigri. In Form von mit Lederſäckchen beſetzten Halsringen.

Digitized by Google

streckung kein Mann das Recht besitzt, Hand an eine Frau zu legen, besitzen sie heutzutage die Befugnis, Verbrecherinnen zu verhaften, der Tortur zu unterziehen und zu justifizieren. Diese Rechte sind ihnen zwar in Algier seit dessen Eroberung durch die Franzosen entzogen worden, allein sie sind auch da noch befugt, als Sibyllen und Kurpfuscherinnen zu fungieren. Die Araber ziehen sie häufig zu Rate, und sie behaupten, beinahe alle Krankheiten durch ihre geheimnisvollen Kräuter nnd Amulette heilen zu können. Fieber und Nervenkrankheiten, wie sie in diesem Klima häufig vorkommen, „behandeln" sie mit besonderem Schick und Glück. Ist der Zustand des Patienten ein besonders bedenklicher, so verstärken sie ihre Heilmittel noch durch eine religiöse Zeremonie zu Ehren Sidi Blens, des großen Marabut der Neger, dem sie sich für ihre Heilgeschicklichkeit verpflichtet glauben. Diese Zeremonien oder Feste werden von ihnen „Derbdah" genannt.

Wir besitzen über ein solches in Algier stattgefundenes Derbdah den Bericht eines Augenzeugen, welchen wir im nachfolgenden die Szene schildern lassen wollen. Die Derbdah, sagt er, werden zumeist in irgend einem alten Hause abgehalten, dessen Besitzer sich dadurch hochgeehrt und beglückt findet, da er überzeugt ist, daß der Marabut dafür zahllose Segenssprüche über ihn und seine Behausung sprechen werde. Diese Häuser werden meist durch eine niedere Thüre betreten, von der ein schmaler Gang nach einem kleinen viereckigen Hofe führt, der dem römischen Atrium, wie wir es in den wiedererstandenen Baulichkeiten Pompejis und Herkulanums sehen, nicht unähnlich ist. Leichte, elegante Säulen tragen eine um das erste Stockwerk laufende Galerie, welche in die den ebenerdigen gleichen Wohnräume führt. Das Ganze ist mit einem flachen, terrassenartigen Dache eingedeckt. Matten decken den Boden des Hofraumes, der nichts enthält als in irgend einer Ecke einen alten Kasten, ein Kohlenbecken und einige irdene Gefäße, die so ziemlich allen Hausrat bilden. Es war ein Haus dieser Art, in das ich in ziemlich geheimnisvoller Weise eingeführt wurde, da es eine ganz besondere Gunst ist, wenn ein Franke, d. h. Europäer, einem derartigen Feste beiwohnen darf. Ich war überrascht, ja geblendet von dem Anblicke, der sich mir bot. Ueberall, zur Rechten und zur Linken, auf dem teppichbelegten Estrich und der Treppe, traf mein Blick auf Gruppen von Negerweibern in beinahe „etruskischen" Stellungen. Und sie trugen nicht mehr ihre gewöhnliche ärmliche Kleidung, sondern so farbenglänzende Gewänder, wie wir sie an den Papageien bestaunen. Die Araber und Mauren besitzen feinen Sinn für die Harmonie der Farben, die Neger aber schwelgen in Farbenkontrasten, und keine Zusammenstellung vermöchte sie so sehr zu entzücken wie die von indigoblau, apfelgrün, kanariengelb und kirschrot. Die ganze Exzentrizität ihrer Geschmacksrichtung kam bei dieser Gelegenheit zu voller Geltung. Reichtum vertrat hier die Stelle des guten Geschmackes. Seidenstoffe aller Art, vornehmlich glänzender Atlas und orientalische Gewebe, Gold, Juwelen und auch kindischer Glasschmuck flimmerten da um die Wette. Es überraschte mich höchlich, daß simpler Brotverkauf und ein wenig Kurpfuscherei die Mittel dazu bieten sollten, doch wurde ich später belehrt, daß die Negerinnen lebenslang jeden Pfennig zusammensparen, um diesen Festtoiletten eine neue Zier hinzuzufügen. In der That waren auch die ältesten dieser Frauen die am glänzendsten herausgeputzten. Eine Anzahl maurischer Frauen blinzelte unter ihren Schleiern hervor von der Terrasse nieder. Ihre großen kohlegeschwärzten Augen kontrastierten seltsam mit ihrer bleichen Gesichtsfarbe und sprühten von Intelligenz und Frohsinn. Gelegentlich stießen sie sich mit den Ellbogen an oder auch flüsterten sie miteinander in einer Weise, die mutmaßen ließ, daß es nicht Lobeserhebungen seien, in welchen sie sich ergiengen. Ich bedauerte lebhaft, von ihrem Geplauder nichts verstehen zu können, als mich ein ungeheurer Lärm aus meinen Mutmaßungen darüber aufschreckte. Allein das Orchester hatte eben nur seine Thätigkeit begonnen. Es bestand ausschließlich aus Trommeln. Die ebbende und flutende Energie und Raschheit der Trommelschläge ist das einzig melodische Element in dieser seltsamen Musik. Es heißt, daß die Neger die Trommeln erfunden hätten, jedenfalls haben sie dieses Instrument in mannigfachster, jedoch immer unerquicklicher Weise variiert, von der kleinen, aus Thon gebrannten „Derbuka" bis zu der gigantischen „Tebbelt", die aus einem ausgehöhlten Baum-

Digitized by Google

stamme hergestellt wird. Nie vorher war mir eine ähnliche Kakophonie zu Ohren gekommen. Es war betäubend. Ungefähr zwanzig Neger schlugen mit schweren, am Ende gekrümmten Stöcken auf Tebbelt verschiedener Größe los. Mein Protektor bearbeitete nur eine Art kleines Tamburin in gleicher Weise. Die Zuseher vermehrten den Lärm noch durch Kastagnettenschlagen.

Das Fest begann. Eine Ahrisa-Frau erhob sich und schritt langsam in die Mitte des Hofes, von den Anwesenden durch tiefe Verbeugungen und über den Boden gekreuzten Händen begrüßt. Sie war in eine bunte „Sutah“ gekleidet, die sich eng um ihre Hüften schloß und an der vorn eine Brokatschärpe in reichen Falten niederhieng. Unter einer feinen und sehr durchsichtigen Musselinjacke wurde ein goldenes Mieder sichtbar, das die Brust beinahe ganz frei ließ. Ein roter und ein grüner Foulard liefen unter dem Kinne hin und waren hinten unter dem reich mit Straußenfedern und Jasminblüten geschmückten Kopfe zusammengebunden. Große, hohle Silberringe — deren Innenraum mit kleinen Metallkörperchen gefüllt waren, so daß es bei jeder Bewegung eine Art Geklingel verursachte — hiengen von den großen Ohren der Frau nieder, umspannten ihre Arme und Knöchel, und ein rückwärts niederhangender Schleier vervollständigte diese Toilette. Das Alter dieser Negerin auch nur zu mutmaßen, war mir ganz unmöglich; ihre platte Nase, ihre breiten Lippen und vorstehenden Augen ließen mich zu keiner Altersberechnung kommen. Sie beugte sich nach rechts und nach links und warf schmachtende Blicke im Kreise umher. Die enthusiastischen Zurufe, mit denen sie begrüßt wurde, bewiesen mir, daß sie eine gefeierte Tänzerin sein müsse. Mit geschwungenen Armen und turteltaubenartig vorgebogenem Kopfe begann sie ihren Tanz. Ist der Tanz der Araberinnen anmutig, reizend und sinnlich, so ist jener der Negerinnen geradezu grotesk und lächerlich. Er besteht beinahe ausschließlich in Umherwiegen und wilden Affensprüngen. Eine Ahrisa schloß sich nun der anderen im Tanze an, und die Tebbelt erklangen immer lauter und rascher. Die Arme wirbelten wild herum, und Körper stieß an Körper in dem wüsten Gewirre. Mitunter sank eine dieser Tänzerinnen erschöpft zu Boden, allein sie wurde stets rasch wieder durch den Zuruf des Zuseherkreises zu neuen Anstrengungen gespornt und begann von neuem sich zu wiegen und mit ihren angeschwollenen Füßen die wunderlichsten Kapriolen auszuführen. Ziemlich bald darauf trat jedoch Ruhe ein, und die Ahrisa trockneten sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne. Der Tag war schon im Verdämmern, und die Gestalten auf der Galerie waren nur undeutlich mehr sichtbar. Eine Menge kleiner bunter Kerzen wurde nun an den Wänden hin entzündet, und in ihrem flackernden Scheine nahmen sich die erregten Gesichter wahrhaft schreckhaft aus. Da erhob sich feierlich die hohle Stimme des Scheich-Dbah zum Gebete. Ein Dutzend Negerinnen kamen mit kleinen Irdentöpfen, die mit Asche und den anwesenden Ahrisa gehörenden Amuletten sowie verschiedenen Kräutern gefüllt waren, an den alten weißbärtigen Neger heran und verbeugten sich tief vor ihm. Weihrauch wurde nun auf die Glutbecken geworfen und der Priester erhob sich, in Nasaltönen einen Gesang anhebend, in dem wiederholt der Name Sidi-Blen vernehmbar wurde. Er segnete jedes der Amulette und reichte es dann seiner Besitzerin. Sodann trat er ein paar Schritte vorwärts, und die ihn umgebenden Negerinnen besorgten seine Toilette in höchst wunderlicher Weise. Die einen bekränzten ihn mit Blumen, die andern rollten seine weißen, weiten Beinkleider bis über die Kniee empor. Eine dritte schlang eine Schärpe um seinen Leib und eine vierte hieng eine Art schmaler mit Kupfermünzen gezierter Schnüre von seinem Nacken über seine Schultern herunter. Als diese Toilette vollendet war, nahm er aus den Händen der Ahrisa zwei lange, scharfe Messer. Er packte ein Huhn und einen Hahn, die ihm gebracht worden, bei den Füßen und schwang sie dreimal um seinen Kopf, das Gesicht gegen Mekka gewendet, und stieß einen gellen, heiseren Schrei aus, den Namen eines berühmten Marabuts nennend. Dann setzte er seinen Fuß auf die unglücklichen Tiere, schnitt ihnen tief in den Hals und ließ sie im Todeskampfe auf dem Boden zuckend herumflattern. Die Ursache dieser Grausamkeit wurde mir nachträglich erklärt. Je langsamer der Tod des Opfers ist, je mehr es im Todeskampfe leidet, um so annehmbarer ist es, denn nach der Ahrisa mindert sich das Leiden des Kranken um das Leiden des Opfertieres. Dieses widerliche Schauspiel war jedoch nur eine Art Prolog. Am Hofeingange entstand lebhaftes Geräusch, und vier Neger zogen ein Kalb herbei, das vergeblich äußersten Widerstand bot. Die Schreie, die das Tier begrüßten, waren dem Geheule der Schakale und Hyänen nicht unähnlich. Wieder wurden eifrig Gebete recitiert und das Tier dann durch Weihrauchwolken gereinigt, mit Blumen bekränzt und das noch mit Blutschaum bedeckte Messer fuhr ihm

Digitized by Google

unter einer Anrufung Sidi Blens tief in die Kehle. Das arme Tier sprang empor und suchte zu entfliehen, doch vergeblich, es wurde festgehalten. Das Blut strömte über die Blumengewinde, die es schmückten, und Todesqual starrte aus seinen vorgetriebenen Augen. Es brüllte tief auf und sank dann schwer auf eine Seite zu Boden. Bei dem Flackerscheine der schon halbverlöschenden Kerzen sah ich die Ahrisa sich wie Raubtiere auf das zuckende Kalb werfen und Arme und Füße in seinem Blute baden. Scheich Dbah tauchte die Finger in das Blut und machte ein blutiges Zeichen auf das Gesicht jeder Ahrisa. Dann wurde das Tier zerlegt, und der wilde Tanz begann von neuem, diesmal um die Blutlache. In der allgemeinen Erregung gelang es mir, zu entschlüpfen. (Wiener Abendpost vom 29. August 1878.)

Haben wir mit dem Nordrande Afrikas schon Gebiete betreten, deren Völker zum Teil der Geschichte angehören, so ist dies noch mehr der Fall, wenn wir noch einen Schritt nach Osten thun, der uns in das Nilthal führt mit seinen zahlreichen Riesendenkmälern, der Hinterlassenschaft der alten Aegypter. Die gegenwärtige, von der einstigen Gesittungshöhe tief herabgesunkene Bevölkerung dieses Landes, welche wir aus Gründen, die sich gleich zeigen werden, bei den bisherigen Betrachtungen unberücksichtigt ließen, um uns nunmehr eingehender mit ihr zu befassen, ist das Produkt von Mischprozessen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben. Der altägyptische Volksstamm gehört ohne Frage der mittelländischen Rasse an und bildet einen besonderen Zweig der hamitischen Völkerfamilie; er war in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich über die Landenge von Suez in das Nilthal gekommen, wo er vielleicht schon afrikanische Ureinwohner vorfand, die er aber bald sich amalgamierte. Die erste historisch beglaubigte Invasion Aegyptens ist jene der semitischen Hyksos oder Hirten, welche vier bis fünf Jahrhunderte dort herrschten, sehr festen Fuß im Lande faßten und also semitisches Blut in beträchtlicher Menge in das ägyptische Volk übergeleitet haben mögen. Noch während ihrer Anwesenheit kamen abermals Semiten nach Aegypten, welche vielfach für die Israeliten der Bibel gehalten werden, obwohl diese Annahme in den neueren Forschungen keine Bestätigung findet. (Dr. Bernhard Stade, Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1881. 8°. S. 128—129.) Mehrere Jahrhunderte später erfolgte von Süden her eine Ueberflutung durch die Aethioper, 525 v. Chr. aber fand die Eroberung durch die Perser statt, in deren Händen das Land zweihundert Jahre verblieb. Das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen. An die Stelle der Perser traten dann die Ptolemäer, unter welchen griechisches Wesen und Volkstum die uneingeschränkteste Herrschaft im Lande gewann. Aus ihren Händen gieng Aegypten in die Hände der Römer über, unter denen das Christentum sich verbreitete. Was aber von allen diesen Wandlungen unangetastet gelassen worden war, das alles überflutete nun die verheerende Macht des Islam im Verein mit der brutalen Barbarei seiner Bekenner; was die früheren Einwanderungen und Eroberungen nicht vermocht und nicht gewollt hatten, das brachten der Islam und die Araber fertig: nämlich alle die Dinge, welche das ägyptische Volk eben zum ägyptischen machten, und welche es durch die Jahrtausende ziemlich unversehrt hindurch gerettet hatte, bis auf einen geringen Rest zu zerstören und verschwinden zu machen, eine uralte Nationalität und Zivilisation einer fast vollständigen Vernichtung und Vergessenheit zu überliefern.

Digitized by Google

Seit der Unterjochung des Landes ergoß sich in dasselbe ein unaufhaltsamer und lange fortdauernder Strom arabischer Einwanderer. Bald hatten die Araber bis zu dem Grade Aegypten überschwemmt, daß sie bereits das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung hatten, wodurch es ihnen gelang, diese letztere, die obendrein massenweise zum Islam übertrat, nach und nach beinahe ganz in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen. Einen noch stärkeren Mischcharakter aber erhielt diese Generation dadurch, daß schließlich Aegypten auch noch von den Türken erobert ward, die immerhin zahlreich genug erschienen, um auch ihrerseits einen Einfluß auf den Bildungsprozeß innerhalb der Bevölkerung auszuüben. Auch heute noch herrscht eine türkische Dynastie über Aegypten. Merkwürdigerweise ist trotz dieser tragischen Geschicke das ägyptische Volkstum nicht völlig verschwunden; ja es ist der lebendige und direkte Zusammenhang zwischen dem Volke des grauen ägyptischen Altertums und dem des heutigen Aegypters durchaus evident. Zunächst in den Kopten, den ziemlich rein und unvermischt erhaltenen direkten Nachkommen der alten Aegypter, welche auch die altägyptische Sprache bewahrt haben; dann aber ist selbst in der eigentlichen Masse der ägyptischen Bevölkerung eine durchschlagende Verwandtschaft mit ihren antiken Vorfahren zu erkennen. Namentlich ist dies der Fall bei dem Landvolk oder den Fellahin, d. h. „Pflüger", einem Mischlingsprodukt der eingewanderten Araber mit den Eingebornen; in den Städten haben sich natürlich die arabischen Einwanderer und überhaupt alles Fremde mehr zusammengedrängt. Die sämtlichen Merkmale des altägyptischen Geschlechts, wie die Denkmäler sie uns mit außerordentlicher Treue aufbewahrt, lassen sie mehr oder minder scharf ausgeprägt auch in dem gegenwärtigen Geschlechte erkennen und deshalb muß man es für unberechtigt erklären, wenn die gegenwärtige Bevölkerung Aegyptens stets Araber genannt wird, gleich den Bewohnern Arabiens und denen der Nord- und Nordostküste Afrikas. Man sollte nicht Araber, sondern eben Aegypter sagen. Indes ist jene Bezeichnung einmal gang und gäbe geworden und man muß sie wohl annehmen, schon um keine Verwirrung im Sprachgebrauche anzurichten. Man darf es allerdings auch insoferne, als alles dasjenige, was für das Volksleben das Wesentliche bildet, Sprache, Sitten, Religion, überhaupt die ganze Kultur, in der That arabisch geworden ist. (Moritz Lüttke, Aegyptens neue Zeit. Leipzig 1873. 8°. Bd. I, S. 7—20.) In der Wüste leben endlich arabische Beduinen, mit welchen wir uns nicht weiter befassen, da auf sie die Schilderungen der übrigen nordafrikanischen Nomaden Anwendung finden. Uns interessieren hier bloß die Kopten und die Fellahin.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in den Kopten wirklich die direkten Nachkommen der alten Aegypter vor uns haben; freilich darf man dabei nicht allzuweit in das Altertum zurückgreifen. Streng genommen sind die Kopten ein unvermischter Stamm eben nur von jener Zeit an geblieben, als die islamitische Eroberung und Einwanderung begann. Denn das Festhalten am Christentume und der Abscheu, sowie der hartnäckige Kampf gegen den Islam, waren die Gründe, weshalb sie auch jeder Verschmelzung mit den Bekennern desselben aufs heftigste sich widersetzten. Vor jener Zeit und bis dahin hatten

Digitized by Google

aber auch sie teilgenommen an den Mischungen, welche der altägyptische Volksstamm erfuhr.

Die Sprache der heutigen Kopten ist bis auf geringe Abweichungen identisch mit dem Altägyptischen, nur daß sie mit altgriechischer Schrift geschrieben wird, wobei bloß einzelne Laute, für die es keine griechischen Buchstaben gab, durch solche Zeichen ausgedrückt werden, die man aus der alten demotischen Schrift herübergenommen. Jetzt existiert das Koptische nicht mehr als Volkssprache, wohl aber ist es als religiöse und gottesdienstliche Sprache immer noch in Gebrauch und wird auch in sämtlichen niedern Schulen der Kopten gelehrt. Kopf- und Gesichtsbildung der Kopten erinnern mehr als die aller andern Aegypter der Gegenwart an den alten Typus, den die Denkmäler zeigen. So die breite, aber meist niedrige Stirn, das schwarze, leicht gekräuselte Haar, die meistens gerade, scharf geschnittene Nase, besonders aber das Auge, das von länglichem Schnitt, aber groß und immer von einem merkwürdig strahlenden Schwarz ist. Auch erinnern manche ihrer Sitten und Gebräuche an das ägyptische Altertum, so die Beschneidung und die fast allgemeine Enthaltung von Schweinefleisch.

Die Kopten sind heute nicht mehr zahlreich; man schätzt sie auf etwa 200,000 Köpfe, die in steter Abnahme begriffen sind. In Unterägypten existiert keine kompakte koptische Bevölkerung mehr, sondern nur noch einzelne Gemeinden, deren stärkste in Alexandrien und Kairo sich finden. Die letztere Stadt bildet dabei den Mittelpunkt der koptischen Kirche, denn hier residiert der Patriarch, und die Gemeinde daselbst wird auf über 10,000 Seelen geschätzt. In Mittelägypten leben sie in ziemlich starker Anzahl, namentlich im Fayum sowie auch in manchen Dörfern den Nil entlang. In Oberägypten endlich sind sie verhältnismäßig am zahlreichsten und manche Städte und Dörfer daselbst sind fast ausschließlich von ihnen bewohnt. Abgesehen von ihrem christlichen Kultus unterscheiden sie sich in religiöser Hinsicht durch nichts von der muhammedanischen Bevölkerung: dort wie hier religiöse Formen ohne religiösen Inhalt, strenge Beobachtung und gewissenhafte Ausübung religiöser Bräuche ohne Beteiligung des Herzens und Gemütes, und selbst der Fanatismus der Moslemin findet sich in seiner Weise bei den Kopten. Daneben ist es auch mit ihrem Lehrchristentum, ihrer Kenntnis und Erkenntnis christlicher Wahrheiten überaus traurig bestellt, wie sich denn ein kaum glaubliches Maß von Aberglauben und abergläubischen Gebräuchen bei ihnen vorfindet. In ihrem Wesen vereinigen die Kopten alle diejenigen Eigenschaften, welche durch lange, fortgesetzte ungerechte Behandlung, durch Willkürherrschaft, Bedrückung und Gewaltthätigkeit verbunden mit Verachtung und Geringschätzung hervorgebracht zu werden pflegen. Dementsprechend sind die Kopten im allgemeinen von finsterer Gemütsart, mißtrauisch und verschlossen, habsüchtig und geldgierig im höchsten Grade, falsch und heuchlerisch, je nach den Umständen entweder kriechend und unterwürfig oder trotzig, hart und herrisch. Sogar der koptische Klerus steht sehr allgemein in dem Rufe, seine geistliche Würde höchst unwürdig und ungeistlich zu seinem persönlichen Vorteil zu mißbrauchen. Im übrigen leben die Kopten als Kaufleute, Handwerker oder Gewerbetreibende inmitten der Araber und wie die Araber, haben allerdings meist eine größere Geschicklichkeit und einen größeren Wohlstand vor ihnen voraus, unterscheiden sich aber sonst von ihnen kaum durch etwas anderes als durch äußere Abzeichen des schwarzen oder dunkelblauen Turbans und die meist dunkle Farbe ihrer Kleider. Sonst ist ihr öffentliches und häusliches Leben, soweit es nicht das religiöse Gebiet berührt, wozu hier auch die Monogamie im Gegensatz zur muhammedanischen Vielweiberei zu rechnen ist, ganz in Uebereinstimmung mit demjenigen ihrer islamitischen Landsleute. (Lüttke, a. a. O., Bd. I, S. 23—41.)

Das heutige Aegypten gewährt ein seltsames Schauspiel: hier blüht auf dem altehrwürdigen Boden der Pharaonen und Pyramiden das Zwitterding einer halb europäischen, halb orientalischen Kultur; hier vermittelt ein stattliches Schienennetz den Verkehr, hier erhebt sich stolz die muhammedanische Moschee neben dem europäischen Opernhause, hier streift der Burnus des trotzigen Arabers an den Frack des geschmeidigen Franken, hier endlich empfängt der unerfahrene Fremdling den Eindruck, als ob eine Kapitale Europas nur ihre Lage mit einer südlicheren vertauscht hätte, bis längerer Aufenthalt ihn belehrt, daß alles bloß

Digitized by Google

schein, bloß Tünche ist, worunter sich noch die alte Barbarei des Orients verbirgt. Dicht neben den eleganten Stadtteilen der Europäer in Alexandrien und Kairo liegen die arabischen Viertel mit ihren engen, unregelmäßigen Straßen, im Sommer staubig, im Winter mit undurchdringlichem Schmutz erfüllt, die Häuser meist einstöckig und höchst launenhaft erbaut. Es ist nicht unsere Absicht, alle die Kontraste hervorzuheben, welche dieses Aufeinanderprallen zweier so heterogener Gesittungssysteme, wie das europäische und das orientalische, hervorruft und das sich vielleicht am besten in der Hauptstadt des Reiches, in dem glanzvollen Masr el Kahira, beobachten läßt. Auch hier ist der westliche Teil der Stadt beinahe ganz neu erbaut und gegen den Nil hin bedeutend ausgedehnt; in den anderen Stadtteilen wurden große Straßendurchschnitte durchgeführt. Inmitten dieser in der Umbildung begriffenen Welt wogt nun ein Meer echt orientalischer Gestalten. Da erblickt man den bedächtigen Muselman auf seinem weißen Langohr, den hochaufgeschossenen schlanken Araber (Aegypter), den weiße und grelle Farben liebenden Neger, den bedauernswerten „Sais", der jedem Wagen vorlaufen und mit den flüchtigen Hufen gleichen Schritt halten muß. Es sind junge Burschе, nicht selten Eunuchen, bei den Reichen in goldgestickte Westen, farbige Turbane und weiße Faltenhosen gekleidet, welche Beine und Füße nackt lassen. Sie tragen eine seidene Binde um den Leib geschlungen und in der Hand einen leichten Stock. Wohl die Hälfte derer, welche auf der Straße verkehren, reitet auf Eseln, der Schulknabe sowohl als der dicke, behäbige Bürger, der schwerer ist als das gute Tier, das ihn trägt. Man sieht die verhüllte Dominofigur der Haremsdame, Weiber, meist blau oder schwarz gekleidet mit weißem Schleier oder dem messingenen Röhrchen auf der Nase, an dem ein schwarzes Tuch, mit Münzen garniert, befestigt ist. Ueber ihrem langen weißen oder blauen Hemde tragen die vornehmeren Aegypter einen nach europäischem

Aegyptischer Lastträger.

Digitized by Google

Schnitt gemachten Tuchrock, seltener sieht man farbige Kaftane. Alles hat Fe[illegible] oder Turban zur Kopfbedeckung, und auch beinahe alle Europäer tragen den ersteren. Besonders fallen die Lastträger auf, die oft solch schwere Lasten auf dem Rücken tragen, daß kein Europäer sie heben könnte. Daneben bemerken wir den Nilbootmann, den Führer der „Dahabiye" genannten eigentümlichen Nilschiffe, und den Wasserträger, der seine Ladung im bockledernen Sacke auf dem Rücken trägt und sich durch das Aneinanderschlagen von Blechschalen nebst dem Rufe: „Moje" (Wasser) bemerkbar macht; den schmutzigen Fellah im blauen Kittel; den gewaltigen „Kawaß", umgürtet mit einem Säbel und stolzem Selbstbewußtsein; er ist von der Regierung den fremden Konsuln zur Wache und Unterstützung beigestellt und fungiert mitunter als Polizei. Unbekümmert um die prächtige Erscheinung läßt ein blinder Bettler den rührenden Ruf erschallen: Ihr, die ihr sehend seid, gebt mir, dem Blinden! Der Eseltreiberjunge läuft stundenlang neben seinem galoppierenden Onokephaliden einher, das Weib des Fellah hält Gemüse feil, unverhüllten Antlitzes und ihr nacktes Kind rittlings auf der Achsel tragend. Neben ihr produziert ein Gaukler seine Kunststücke vor einer Schar zerlumpter Rangen und zeigt sich der „Haawi", der das Geheimnis jener Phillos, deren Schlangenkunststücke schon Herodot erzählt, überkommen hat; unter seinen Zuschauern befindet sich vielleicht ein ernster Schreiber, meist am grünen Turban und am altägyptischen Schreibzeug erkennbar, das in seinem Gürtel steckt. Und neben den breiten, mit europäischen Häusern besäeten und mit Gas erleuchteten Straßen schweift der Blick in winklige Gassen und Gäßchen, in welchen männiglich Arme und Beine brechen kann, der nicht mit einem „Fanus", der üblichen Straßenlaterne, in den Abendstunden ausgeht, in Gäßchen mit Häusern ohne Thüren und mit seltsamen balkonartig vorspringenden Fenstern, in deren Labyrinth sich alles drängt, was Beine hat; in den Bazaren schmutzige niedrige Gewölbe, in denen alles, was zum Haushalte und zum Luxus gehört, ausgeboten wird.

Alter Nilschiffer.

Wir begeben uns zuerst in den Bazar der Schuhmacher, wo eine Menge kleiner Buden und Werkstätten eine lange, teilweise bedeckte Straße bildet. Während innen Meister und Gesellen arbeiten, sind die Waren außerhalb aufgestellt und aufgehangen. Meist gelbe und rote Pantoffeln, Schuh- und Halbstiefel und Damenpantoffeln von farbigem Samt mit Gold- und Perlenstickerei. Viele Träger durchziehen von hier aus mit Pantoffeln beladen die anderen Bazare und die volkreichen Straßen der Stadt, um Absatz ihrer Ware zu suchen. An die Schuhmacher reihen sich die Sattler, die vor ihren Buden zierlich gemachte Sättel, Zäume, Gurten ꝛc. für Pferde und Esel hängen haben. Alles ist sehr billig und auf den ersten Anblick prächtig, aber kann an Dauerhaftigkeit mit europäischem Fabrikat sich nicht vergleichen; die Sattler weben die Gurten selbst, und man muß sich wundern, wie die Leute in ihren kleinen Lokalen sich bei der Arbeit zu behelfen wissen. In der Nähe ist eine überwölbte dunkle Halle, der Bazar der Teppich-, Seiden- und Wollenhändler. Diese sogenannten Kaufleute, und also vornehmer als die Handwerker, sitzen ruhig auf ihren Kisten, lesen oder rauchen die Wasserpfeife und ihre Waren sind ohne allen Geschmack und Auswahl zur Schau gestellt. Dasselbe gilt vom Bazar der Gold- und Silberschmiede, deren Schmuckwaren sich weder an Wert noch an Auswahl mit denen irgend einer größeren europäischen Stadt vergleichen lassen. Bei den Kunstschreinern, die auch ihre Werkstätten in einem besonderen Gange haben, sieht man zierliche, fußhohe Tischchen, kleine Kästchen, hölzerne Sandalen ꝛc., alles hübsch verlackt und mit Perlmutter ausgelegt. Der bei weitem größere Teil der Waren sind europäischen Ursprungs, gedruckte Zeuge, Kaliko und Schirting bloß englisches Fabrikat. Alte Waffen, Münzen und sonstige Altertümer findet man in verschiedenen Buden, ebenso wie Leopardenfelle, Straußfedern, Straußeneier, Perlmutterschalen und Kuriositäten aus den Negerländern des Innern. Am interessantesten sind aber die Bazare der Verkäufer von Lebensmitteln, Droguen, Farbwaren ꝛc., deren kleine Buden sich in langen Reihen durch die Gewölbe hinziehen. Hier giebt es Orangen, Feigen, trockene Datteln und zusammengepreßte Dattelkuchen, Gurken, Melonen, Kokosnüsse, Mandeln und Haselnüsse, alles in Säcken und Körben, dort wieder Salat und Gemüse, Erbsen, Linsen, Mais, Sesam, Saubohnen und andere Erbsenarten, hier eine Milchbude, wo weißer Käse, gestandene Milch, Milchcreme und andere aus Milch gemachte Leckereien feilgeboten werden, und daneben einen Garkoch, der kleine Stücke Hammelfleisch, an Spieße gesteckt, über Kohlenfeuer bratet. Eine andere Art des Bratens ist ebenso einfach als sinnreich. Etwa 8—10 übereinander stehende, fußlange und halb so breite eiserne Feuerbecken, in denen Kohlen brennen, bilden eine 75 cm hohe und 30 cm breite Säule. Vor derselben ist auf den Abstand von 15—30 cm ein 1 m hoher Spieß oder Spindel, der senkrecht gestellt, oben und unten in eisernen Löchern sich dreht. Am oberen Teil dieser Spindel befindet sich eine runde Scheibe von leichtem Blech, gerippt oder gefalzt, wie die in den Luftreinigungsapparaten unserer Wirtshäuser. An den Spieß werden nun von unten bis oben dünne, etwa 15 cm breite, runde Fleischstücke gesteckt, abwechselnd fette und magere, die gesalzen und gepfeffert sind; durch die Glut der Kohlen, bezw. der in die Höhe steigenden heißen Luft wird der Spieß gedreht, dessen Fleischstücke durch die Hitze gleichmäßig gebraten werden. Ist es nun genug gar, was natürlich der Koch beurteilen kann, so schneidet er mit einem scharfen Messer das äußere gebratene Fleisch ab und rückt die nun dünner gewordene Fleischspule dem Feuer näher; ist dieses ebenfalls gar, so wird wieder abgeschnitten, der Spieß abermals näher gerückt, bis zuletzt auch das Innerste gar ist, der Spieß abgenommen und aufs neue mit Fleischstücken besteckt wird. Das Fleisch schmeckt vorzüglich und wird so heiß als es vom Spieße kommt gegessen. Der Garkoch legt es auf einen Teller, auf dem feingehackter Salat, Lauch und Zwiebeln sind, fügt ein rundes, kuchenartiges Brot bei und versorgt so seine schon darauf wartenden Gäste. So geht es vom Morgen bis zum Nachmittag, wo dann die Bude geschlossen wird. Ein solches für den bescheidenen Magen eines Arabers splendides Frühstück, wozu er noch Wasser à discrétion erhalten kann, kostet etwa 2—2½ Piaster, d. i. 30—40 ₰. In den Fleischbuden des Bazars findet man nichts als Hammelfleisch, Därme und Eingeweide zur Schau gestellt, ebenso Hammelsköpfe, die manchmal gar nicht appetitlich aussehen, doch eine Lieblingsspeise des gemeineren Volkes zu sein scheinen. Viel seltener sieht man Rindfleisch, Schweinefleisch gar nicht. Tauben und junge Hühner werden in großen viereckigen flachen Körben auf den Markt gebracht. In den Bazaren ist besonders um die Mittagszeit viel Verkehr; verläßt der Kaufmann seinen Stand, um in den benachbarten Moscheen sein Gebet zu verrichten oder in eine Garküche zu gehen, so hängt er bloß ein Netz über seine Bude, zum Zeichen, daß er auf kurze Zeit abwesend ist; da

Digitized by Google

die Bazare meiſtens überwölbt oder durch darüber geſpannte Tücher ſchattig ſind, ſo iſt es immer kühl und angenehm, und dienen ſie zum allgemeinen Spaziergang. Es giebt übrigens in allen Teilen der Stadt eine Menge Läden, kleinere Reſtaurationen und beſonders Kaffeelokale, die aber meiſtens höchſt primitiver Art ſind und mit europäiſchen Kaffeehäuſern gar nicht verglichen werden können. Beinahe ebenſo zahlreich wie dieſe Kaffeeſchenken ſind die Bäckerbuden, wo verſchiedene Arten von Brot verkauft werden; das gewöhnliche und meiſt im Gebrauch iſt ein runder, tellergroßer Kuchen, locker gebacken von grobem Mehl und ungeſalzen; dann große, ſehr hart gebackene Ringe oder Brezeln, die mit Salz oder Seſam beſtreut ſind; dieſe werden, auf Stöcken angereiht, überall durch die Straßen zum Verkaufe ausgerufen. (A. Kappler im „Schwäb. Merkur“ vom 30. November 1882.)

Limonadenverkäufer in Kairo.

Mit Sonnenuntergang ſchließt der Tag in Aegypten; mit der Dunkelheit erſtirbt alles Leben auf den Straßen, die Thore werden verriegelt und alles flüchtet unter ſein Obdach, bis am andern Morgen der Geſang der „Muezzin“ von den Türmen erklingt, Allah angebetet und der Prophet geprieſen wird. Und nun beginnt wieder das Leben. Die erſten Segel regen ſich auf dem Nile; die Waſſerräder laſſen ihre melancholiſchen Laute erſchallen; die Kamelkarawanen beginnen unter dem gewöhnlichen Rufe: „Bismillah Schech Abd el Kader“ ihre Tagereiſe; die Araber in ihren weißen Turbanen, langem Kaftan und vollen Bärten, mit einem großen Palmenſtabe in der Hand, ſchreiten würdig aus den Thoren und rufen ſich den ſchönen Gruß: El salam aleikum! (Friede ſei mit dir), ſowie die noch ſchönere Antwort zu: Aleikum el salam wu rachmet lillahi wu baraktu! (Mit dir ſei der Friede und Gottes Gnade und ſein Segen). Die Hauptlehre des Koran: „Es giebt nur Einen Gott und Muhammed iſt ſein Prophet“ wird fünfmal des Tages durch den Muezzin von jedem Minarete herab den Bekennern des Islam zugerufen, auffordernd zum Gebete. Iſt dies ein ſchöner Brauch, der ſelbſt den Chriſten feierlich anregt, ſo giebt es daneben

Digitized by Google

andere, die nur religiöse Raserei erfinnen konnte und anläßlich gewisser Feste zum Vorscheine kommen.

Es giebt in Aegypten zweierlei Volksfeste: 1) die rein muhammedanischen, wie das nach Beendigung des Ramadanfastens gefeierte „Beiram", der Auszug der Mekkapilger, das Opferfest, der Geburtstag des Propheten u. a., an denen selbstverständlich das nichtmuhammedanische Quantum der Bevölkerung sich nicht beteiligt, und 2) die nationalen Feste, die nicht religiöser Natur sind und die von Moslemin, Kopten und Juden mit gleicher Freude gefeiert werden. Zu diesen gehört das Fest des „Schem en Nasiim", d. i. das Einatmen des Zephyrs, welches vor dem Beginne der heißen Chamsinwinde begangen wird, sowie das Fest, welches jährlich um diese Zeit zu Ehren des steigenden Nil stattfindet. Unter den religiösen Festen ist der Geburtstag des Propheten eines der vornehmsten. Auf einem Platze sieht man zwei Reihen Zelte aufgeschlagen, Tag und Nacht mit Männern angefüllt, die im Kreise stehend in den wunderbarsten Bewegungen und Verrenkungen des Körpers laut beten, bald in singendem, bald in heulendem, meist in bellendem Tone, bis sie halbtot hinsinken vor Entkräftung. Es sind dies keine Derwische, sondern Nichtgeistliche, solche, in deren Gefühl es liegt, Gott und dem Propheten ihre Verehrung auf diese Weise auszudrücken, und besonders solche, welche nicht die Aussicht haben, nach Mekka zu pilgern. Sie treten durch diese Gebete, welche meist im Wiederholen derselben Worte bestehen, mit den „Hadschi" (Mekkapilgern) gleichsam in heilige Gemeinschaft. Geistig und körperlich erlahmt durch die Gebetübung, stärken sie sich hintendrein am Tschibuk und Kaffee, bis wieder das alte Lied beginnt. Dies Fest endete mit einer seltsamen Zeremonie, die nur noch in Kairo, und auch hier 1880 zum letztenmal zur Ausführung kam, und von welcher Graf Karl von Krockow die folgende Beschreibung macht. „Es war im Hofe des Scheich Bakri. Das Volk weiß sich an solchem Tage zu einer fanatischen Ueberspanntheit in die Höhe zu schrauben, und was anfangs als Zeitvertreib gilt, verwandelt sich zuletzt in ernste Schwärmerei. So treten mehrere nur halb gekleidete Gestalten auf, ihren Mut durch harte Proben zu bekunden. Hier schlingt einer sich große lebende Schlangen um Hals und Nacken und verzehrt unter den gräßlichsten Verzerrungen der Muskeln die Hälfte dieser wenig anziehenden Tiere. Dort schwingt ein andrer eine schwere eiserne Waffe, in Form eines kolossalen Nagels, bohrt sie mit scheinbarer Gewalt in den Winkel des Auges, oder wirft sie vielmehr hinein, anscheinend all seine Kraft anwendend, um die zarten Gefäße, die Träger der Sehkraft, mit einemmale zu zerstören. Noch ein anderer findet Vergnügen daran, sich gleich einem Hasen zu spicken; er sticht sich lange Nadeln, Spicknadeln ähnlich, durch die Haut an Brust und Armen. Wieviel Anteil Geschicklichkeit, wieviel Betrug an diesen Spielen hatte, wußte niemand zu sagen; vergessen werde ich aber nicht sobald die verzerrten Gesichter und Märtyrermienen dieser Leute, die sich erst wieder in die alten Falten hineinfanden, als die Umstehenden ihnen ein reichliches „Backhschisch" (Gabe) gespendet hatten. So rückte die Zeit heran, wo die Hauptaktion stattfinden sollte. Nahe dem Haupteingange in den Hof öffnete sich eine Gasse zwischen den Zuschauern. Die Mutigsten und für ihre Religion am meisten Begeisterten unter ihnen traten hervor, um sich, das Gesicht der Erde zugewendet, platt auf dieselbe hinzulegen. So entstand nach und nach eine Straße wie mit Menschen gepflastert. Andere waren beschäftigt, die Leute erst sorgfältig zu ordnen, damit ein Kopf genau neben dem andern liege. Als dies erledigt war, nahte der Moment der eigentlichen Festlichkeiten, der Feier des Geburtstags Muhammeds, oder nach anderen seines Einzugs in Mekka. Gebete murmelnd harrten die Liegenden, die sie umgebende Menge hatte die Blicke dem noch geschlossenen Thore zugewandt. Es öffnete sich, um einen Priester zu Pferd einzulassen. Das Tier schien erschrocken über den seltsamen Teppich, den es betreten sollte. Der Imam, ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks, zögerte es anzuspornen; endlich schritt es langsam, ja vorsichtig, als wollte es schonen, über die Märtyrer hinweg. Diese sprangen alsbald auf, einige wie wahnsinnig sich gebärdend. Sie verloren sich bald unter der Masse, die dem erschöpften Imam zuströmte, um ihn vom Pferde zu heben, denn hier war das Ziel seines langen Rittes durch die Stadt, wo er meist auf allen Plätzen und Hauptstraßen in gleicher Weise empfangen worden war. Scheich Bakri und seine Glaubensgenossen begrüßten ihn ehrerbietig; er ward von der jubelnden Menge wie getragen." (Ausland 1866, S. 214.)

Wie man sieht, berühren sich auf dem Boden Aegyptens die Extreme; unter den äußeren Formen europäischer Gesittung schlummert die Barbarei.

Digitized by Google

Die muhammedaniſche Religion vermag nicht die Freiheit des Geiſtes zu ertragen, ſie zerſetzt ſich unter ihrem Einfluſſe und hört dann auf Religion zu ſein. Muhammedaniſche Religion und Ziviliſation zuſammenſchmieden zu wollen, iſt abſolut unmöglich. Die „ziviliſierte“ Regierung in Aegypten mit ihren von franzöſiſchem Schliffe angehauchten Beamten beweiſt dagegen nichts. Dieſe ſind gar keine Muhammedaner mehr, ſie ſind nichts, denn man muß ſich hüten, auf ſie das Wort Materialiſten oder Philoſophen anzuwenden. Uebrigens ſind ihrer nur wenige, die Mehrzahl ſind Vollbluttürken, welche die ganze europäiſche Invaſion verwünſchen, echte Moslemin, unbehelligt von jener Lebhaftigkeit und Rührigkeit, die ein Grundzug im Charakter des eigentlichen Aegypters iſt. Wohl findet man noch in anderen hohen Stellen Leute von europäiſcher Bildung, Türken, Armenier, Franzoſen und Italiener. Aber das ſind meiſt Höflingsnaturen, recht anwendbar, um bei Gelegenheiten den Fremden gegenüber die liebenswürdigſten Führer zu ſpielen und mit viel Anſtand zu repräſentieren, aber ohne Verſtändnis oder guten Willen für irgend eine höhere Miſſion, Leute, die das Land als Melkkuh betrachten. So werden Inſtitutionen geſchaffen, für deren gedeihliche Entwickelung es an den Vorbedingungen wie an den Lebensbedingungen fehlt. Das thut nichts, wenn nur der Name recht pomphaft klingt. Am beſten wird dies erſichtlich, wenn man die Einrichtung der Zentralſtellen mit der Adminiſtration und Rechtspflege im Lande ſelbſt vergleicht. Da findet man Kabinette, Miniſterien für Inneres, für Finanzen, für Unterricht, für öffentliche Bauten, und weiß Gott

Muezzin zum Gebete rufend.

Digitized by Google

was sonst noch, sogar eine Theaterintendanz, deren Chef den Titel Excellenz führt. Daneben aber schmachtet die Masse des Volkes, die Fellahin im Elende unter einem Steuerdrucke, dem gegenüber der Bauer thatsächlich hilflos ist. Gegen den Steuerdruck giebt es keinen Appell und keine Abhilfe giebt es gegen die Not, wenn die vom Steuereinnehmer ausgepreßten Landleute den Samen nicht mehr aufbringen zum Säen, wenn der Boden um sie her verwüstet ist und ihre hungrigen Kinder sich nackt im Schmutze wälzen. Das Geld, welches durch die Erpressungen des Türkenregiments einkommt, bereichert den Steuereinnehmer, den Pascha, den Chidiv, allen möglichen Leuten kommt es zu gute, nur nicht dem Volke und dem Lande. Neue Straßen und Paläste werden erbaut, neue Gärten und Hareme werden angelegt, Häfen und Leuchttürme, allein jene, welche das Geld dazu beitragen, ziehen keinerlei Nutzen daraus. Große Zuckerfabriken werden angelegt, in denen alle Augenblicke das ganze Maschinenwesen abgeändert wird, je nachdem der Werkmeister, ein Franzose oder Engländer oder sonstiger Europäer, es am vortrefflichsten — für sich findet. Dafür läßt man alte Bauten und Fabriken, die buchstäblich mit dem Blute und Schweiße der Leute zusammengekittet worden, gänzlich verfallen. Sowie man das Weichbild der Hauptstadt verläßt, ergreift den Fremden tiefe Melancholie, wenn er das Dasein des Volkes sieht.

Unbeschreiblich elend sind die Dörfer der Fellahin. Wenn man sie von weitem sieht, kann man kaum glauben, daß solch ein Kothaufen Wohnungen für Menschen enthalten solle. Erst wenn man näher tritt, bemerkt man an diesen aus Lehm aufgeführten dichten Massen Gänge, welche die Wohnungen voneinander scheiden und so schmal sind, daß keine zwei Menschen nebeneinander gehen können, dann Thüren und kleine fußgroße vergitterte Löcher, die als Fenster dienen, das Ganze bedeckt mit Lehm, trockenem Grase oder Mist. In diesen schmutzigen Dörfern, an deren Eingängen regelmäßig die tellergroßen geformten Scheiben des als Brennmaterial dienenden Kameldüngers, „Gilde", zum Trocknen ausgelegt sind, hocken die Menschen auf der Erde und greifen begierig nach den ihnen vom Schiff aus zugeworfenen Speiseresten; auf den mit Stroh oder Mist belegten Dächern stehen oder sitzen die in das dunkelblaue Gewand und den gleichfarbigen Schleier gehüllten Weiber mit den nackten Kindern, den roten Ziegen und den gelben Hunden, alles durcheinander; nackte koptische Mönche und muhammedanische Wasserheilige kommen an Bord der vorüberfahrenden Dahabiyen geschwommen und stürzen sich nach erhaltener Speise und Almosen mit dem Rufe: Katter cherak ketir! (Er, d. h. Gott erhöhe dein Glück!) wieder in den Strom. In den grünen Durrahfeldern oder an den oft von 200 zu 200 Schritt am Nilufer aufeinanderfolgenden Schöpfgestellen zur Bewässerung sieht man die meist nackten, dunkelgelben Fellahin oder die schwarzen und braunen Gestalten der Neger und Nubier eine mühsame Arbeit verrichten. Ueberall herrscht Thätigkeit; hier wird gepflügt: zwei Büffel oder auch ein Büffel und ein Kamel ziehen einen höchst einfachen Pflug ohne Räder, den der Fellah lenkt; dort wird Wasser in die durch den Pflug aufgerissene Furche geleitet; dieses Wasser liefern die eben erwähnten Schöpfbrunnen „Sakieh", tiefe gemauerte Zisternen, über denen ein Rad läuft, an dem eine Menge hölzerner, eimerartiger Kästchen oder irdene Gefäße hängen, die unten sich füllen und oben in einen Trog sich entleeren, aus dem das Wasser in die Gräben geleitet wird. Ein horizontal liegendes Kammrad, das durch einen Büffel oder Ochsen in Bewegung gesetzt wird, dreht das Schöpfrad. Dieses Bewässern der Felder dauert monatelang und ist die Hauptarbeit des ägyptischen Landbaues. Tausende solcher Sakiehen sind über das ganze Land verbreitet; viele bestehen schon seit uralten Zeiten und sind mit schattigen Bäumen umgeben und der Sammelplatz der Landleute. Auch einfache Zieh- und Schöpfbrunnen findet man, wo das Wasser mit der Hand heraufgezogen wird. So bewässert wird das Feld sogleich bepflanzt; Männer, Weiber und Kinder machen in die durchnäßte Erde Löcher für die Setzlinge von Gurken, Melonen und Zwiebeln, Lauch, Rüben u. s. w., dann wird gepflanzt, und einige Tage später das Feld wieder bewässert.

Digitized by Google

So gestaltet sich die Arbeit in Unterägypten, einem Lande so prosaisch, wie kaum ein zweites existiert. Von Poesie keine Spur; es ist höchstens die Poesie des Elends im Nil-Delta; aber es sieht und bedauert sie niemand, und der Fellah selbst weiß, daß fast seit zehntausend Jahren seine Vorfahren litten wie er, daß ihm nicht mehr geschieht als jenen, und warum sollte er es besser haben! Inschallah! Der Sorgho und die dürftige Bohne werden ja seinen Leib erhalten! Geschäftig, unermüdlich stehen die braunen Gestalten der jungen Fellahin bis an die Kniee in den Gräben am „Schaduf" und gießen in taktmäßig geschwungenen korbähnlichen Gefäßen das Wasser über das Feld. Mit stoischem Gleichmut geht das Eselein seinen Kreislauf von morgens bis abends an der plumpen Deichsel des Brunnenrades, dessen Thongefäße das Wasser herausschöpfen. Hochgeschürzt, die meist schöngeformten gelben Beine bis zur Lende im Wasser, das dunkle Antlitz unter dem indigofarbenen, weiten Hemd versteckt, die nackten Arme am Handgelenk mit Messing- und Silberspangen, die Finger mit Ringen geschmückt, stehen die Fellahinweiber am Ufer des Nils oder des Kanals, ihre Schüsseln und Krüge waschend, denn die ganze Wirtschaft wird am Ufer besorgt. Neben ihnen spielen die nackten Kinder, Knaben und Mädchen, mit den Gänsen im Wasser, oder sie hocken, am Zuckerrohr nagend, auf dem schlammigen Ufer. Kerzengerade, mit jener unnachahmlichen graziösen Haltung der Aegypterin, steigen die Fellahinnen vom Dorfe herab zum Ufer, den hohen und schweren Krug auf dem Scheitel, den Körper nur in das blaue Hemd gehüllt, das die Brise, vom Nil herüberwehend, an ihre Formen schmiegt. Ein Kind an der Brust, ein anderes rittlings auf ihrer Schulter, den Krug auf dem Kopf, einen kleineren Krug auf dem linken Arm, während der rechte das Kind hält, steigt die Mutter zum Ufer herab, hinter ihr die Tochter, eine Gans im Arm, die sie ins Wasser trägt, oder ein Zicklein, das sie am Ufer badet. Mit einer Kraftanstrengung, welche die Muskeln eines Mannes voraussetzt, hebt das junge Fellahweib den schweren Krug gefüllt

Fellahweib.

Digitized by Google

auf ihren Kopf, nimmt sie den zweiten auf die Hand, und mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs balancierend, steigt sie aufs Ufer zurück. Eine nach der andern kommen sie morgens, mittags und abends, um die Krüge zu füllen, die Schüsseln, das Gemüse oder ihre blauen Hemden zu waschen, ihre ganze Garderobe, wenn sie nicht den Luxus, eines bunten, gewöhnlich blaßrot gefärbten Beinkleids treiben.

Dort zieht auf dem hohen schmalen Deichpfade eine Gesellschaft von Fellahin einher. Einer nach dem andern, der eine auf dem Esel, sein Kind hinter sich, die Frau zu Fuß neben sich, ebenfalls mit einem Kind auf der Schulter; der Nachbar auf dem Kamel, das, gravitätisch den langen Hals biegend, mit Bersime, mit Klee beladen, einherschreitet, aus dessen Kraut hoch oben ein paar gelbe Kindergesichter herauslugen. Lustig trabt das Eselein, schwerfällig und gemessen setzt im Paßgang das Kamel seine hohen Beine mit den dicken Knieballen vorwärts. Ein Rudel nackter oder kaum halb bekleideter Kinder läuft dazwischen. So zieht die Gesellschaft dahin, schweigend, in der Durchsichtigkeit der Luft plastisch wie in einem Diorama, und elastisch wie auf einem Gummiboden. Dort ist eine Anzahl Fellahin beschäftigt, das Durrahkraut aus der Erde zu reißen oder mit der kleinen Sichel zu schneiden. Sie stehen bis über die Knöchel im Wasser, noch tiefer vielleicht im Reisfeld, von morgens bis abends, unermüdlich, die Beine in der Nässe, den Kopf in der Sonnenglut. Aber es ficht sie kein Rheuma, kein Sonnenstich an. Steter Druck, Elend und Not haben den Fellah zum Feiglinge gemacht, doch besitzt er Mut und Ausdauer, wo es gilt, Unvermeidliches zu leiden. Man kann einen mit schweren Eisenketten Beladenen mit heiterer Miene arbeiten und einen Bekannten lachend willkommen heißen sehen. Jedermann weiß, daß er kein Verbrechen begangen hat, allein ein Verbrechen ist begangen worden und jemand mußte ja doch dafür gestraft werden. Das „Kischmet" (Schicksal) verhängte die Anklage gegen ihn und da er kein Geld besaß, um den Richter zu bestechen, wurde er verurteilt. So nimmt der Fellah auch, ehe er eine erhöhte Steuer erlegt, eine Bastonnade hin und prahlt damit, wie viele Schläge seine Fußsohlen ausgehalten haben und wie viele Wochen er sie nicht auf die Erde setzen konnte. Er betrachtet die Regierung als seinen natürlichen Feind und der Chidiv ist ihm nur ein Abkömmling jener Beduinenfreibeuter, die seine Vorväter ausgeplündert. Er hat keine Stimme in der Steuerfrage und kennt kein Mittel, sich der Steuerbedrückung zu erwehren. Gäbe es gedruckte Steuergesetze, er vermöchte nicht, sie zu lesen. Seiner Naturanlage nach ist der Fellah fröhlich, mäßig und zum Sparen geneigt, doch kann er auch freigebig sein, und für Gastfreundschaft und Almosen kargt er niemals. Seine eigenen Bedürfnisse sind nur gering, doch zählt dazu Musik. Der Fellah thut nichts, ohne zu singen; er singt bei der Arbeit, bei jeglichem Spiele, im Felde, bei der Hochzeit,

Arabischer Geiger in Kairo.

bei dem Begräbnisse, wenn er hoch auf seinem Kamele sitzt oder sein Nilboot rudert, kurzum immer und überall. Mitunter, wenn er an den Pumpwerken arbeitet, klingen seine langgezogenen Kadenzen sehr schön, im allgemeinen aber wird es dem Europäer schwer, aus der ägyptischen Musik Melodie herauszufinden. Die Skala ist von der unseren so verschieden, daß es unmöglich ist, eine ägyptische Weise auf einem unserer Instrumente nachzuspielen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es eine Vermengung der griechischen und asiatischen Skala, und vielleicht findet sich darin auch noch ein Ueberrest ägyptischer Harmonie vor. Selbst dem Musiker von Fach wird es schwer, einem ägyptischen Musikstücke zu folgen, es zu erfassen; es präsentiert sich ihm wie ein Rätsel. Arabische Weisen auf unseren Instrumenten wiedergeben zu wollen, mißglückt stets. Die Eingebornen besitzen viel Geschick in der Behandlung eines Instrumentes, das nur zwei Saiten aufweist. Musik ist die einzige Kunst, die in dieser primitiven Lebensführung gepflegt wird.

Der Fellah trägt ein einziges Kleidungsstück und leidet im Winter sehr von der Kälte, denn er hat weder Feuerung, noch Bettzeug, außer allenfalls eine Decke. Er lebt von ungesäuertem Brote, von saurer Milch, von ungekochtem Gemüse und häufig wochenlang nur von getrockneten Datteln. In Städten wird gekochte Speise verkauft, aus verschiedenen Gattungen von Bohnen und Linsen bestehend. Das Haus des Fellah hat kein Dach, höchstens ist es mit ein paar Zuckerrohrstämmen überlegt und seine Lehmmauern enthalten keinerlei Einrichtung. In Oberägypten liegt gewöhnlich eine Matte an der Thüre und findet sich ein Diwan aus — Lehmerde aufgerichtet in der Fellahhütte vor. Das Weib des Fellah — er kann nur *eines* halten — hat gleichfalls nur ein Kleidungsstück und den Schleier; seine Kinder laufen nackt. Reisende beobachten darin von Jahr zu Jahr zunehmende Verarmung. Die ungeheure Sterblichkeit der Kinder ist wohl zum Teil auf den Schmutz zurückzuführen, in dem sie stecken — werden sie doch bis zu ihrem siebenten Jahre niemals gewaschen —, zum großen Teil aber wohl auch auf den gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe und das Nichterkennen der Erkrankungsursachen. Die Frauen stehen in jeder Beziehung gegen die Männer weit zurück. Sie sind zu arm, um Beschäftigung zu haben. Da giebt es keine Kleidungsstücke auszubessern, nichts zu kochen, kein Geschirr zu reinigen. Sie waschen ihre kärgliche Kleidung im Flusse und bedienen sich der Lehmerde als Seife dazu. Ihre Arm- und Halsbänder tragen sie auch bei der Feldarbeit oder wenn sie das Vieh hüten. In schweren Krügen schleppen sie alles für das Haus erforderliche Wasser vom Flusse herauf, an dessen Ufer sie gern plaudernd und Fliegen fangend sitzen. Die ägyptischen Frauen sagen keine Gebete her wie die Männer; ihre Gesichter erscheinen seelenlos und kontrastieren daher scharf mit dem edlen und intelligenten Aussehen, das ihre Gatten sehr oft an sich tragen. Ihr höchstes Lebensideal besteht im Nichtsthun. Man behält die Tochter so lange als möglich in der Familie und betrachtet es als ein Anzeichen der Respektabilität, wenn dies bis zu ihrem fünfzehnten Jahre geschehen kann, was jedoch nur in relativ reichen Familien durchführbar ist.

In Nubien ist die Stellung der Frauen eine bessere. Zwar ist ihre Kleidung eine noch kärglichere als in Aegypten, doch besitzen sie elementare Begriffe vom Sticken, Matten- und Korbflechten, auch halten die Nubierinnen ihr Haus besser in Ordnung, sie fegen die Flur und bestreuen sie mit goldgelbem Sande. Alle Häuser haben da Thüren und manche sogar eiserne Riegel. Oberhalb der Thüre befindet sich eine Art Ornament, in der häufig eine Schüssel oder eine Schale eingelassen ist, die einer vorüberziehenden Dahabiye abgebettelt worden ist. Auch finden sich gesonderte Taubenschläge. Die Tauben verzehren allenthalben weit mehr als sie wert sind und tragen sehr viel zu dem Schmutze in Unterägypten bei. Vor der Hausthüre findet sich eine Reihe runder Behälter von Lehmerde, um das Getreide zu bergen. Trotz dem unglaublichen Schmutze ist das Fieber eine nur seltene Erscheinung, dagegen werden die Fellahin von zahlreichen Magenleiden und schweren Hautkrankheiten geplagt. Ophthalmie ist in Kairo seltener, seit die Stadt durch breitere Straßen besser ventiliert ist; auf dem Lande aber ist sie stets noch ungemein verbreitet und die Fliegen tragen sie von Kind zu Kind. Sehr merkwürdig ist eine verhängnisvolle Schlafkrankheit, deren Natur die Aerzte noch nicht ergründet haben. Es kommt ein Eingeborner von seiner Arbeit heim, er legt sich ohne jede Klage hin, schläft drei Tage in einem Zuge und stirbt dann.

Ein traurigeres Los als das der Fellahin ist kaum denkbar. Ihr Teil ist Arbeit über ihre Kräfte, um deren Lohn sie zum größten Teil gebracht werden, so daß er kaum ausreicht zu des Lebens äußerster Notdurft, und ihre namenlose Ruhestätte bezeichnet nur ein Lehmhaufen, wenn sie, nachdem der Tod sie befreit, mit Korangesängen über den Nil gerudert werden, wie fünf Jahrtausende früher ihre mumifizierten Vorväter über den Fluß gerudert wurden, während die Fährmänner eine Hymne an Osiris, den Richter der Toten, sangen.

Digitized by Google

Madagaskar.

Im Osten des afrikanischen Festlandes entsteigt den Fluten des Indischen Ozeans die große Insel Madagaskar, die drittgrößte Insel der Erde, welche das deutsche Reich immer noch um die Größe manchen Königreiches übertrifft. Im Grunde genommen macht Madagaskar einen kleinen Weltteil für sich aus, dessen Loslösung von dem benachbarten Afrika in eine so frühe Periode unserer Erdgeschichte fällt, daß seither in Natur, in Pflanzen- und Tierwelt, ja selbst in ethnischer Hinsicht kaum mehr ein Zusammenhang zwischen beiden besteht. Es darf jetzt wohl als ausgemacht gelten, daß weitaus der größere Teil der Bewohner Madagaskars den afrikanischen Stämmen nicht verwandt ist, andererseits ist die Bevölkerung der Insel keine homogene, sondern zerfällt in eine ziemlich große Anzahl von Stämmen, worunter drei eine besondere Bedeutung besitzen: die Betsimisaraken an der Ostküste, die Sakalaven an der Westküste, und die Hova im nördlichen Zentrum der Insel. Letztere, die zahlreichsten von allen, haben sich zu politischen Herrn Madagaskars aufgeschwungen, ein eigenes Königreich aufgerichtet und sind bemüht, ihre Herrschaft auf alle übrigen Stämme auszudehnen. Alle aber sprechen dieselbe Sprache, wenn auch mit dialektischer Verschiedenheit. Dieses Idiom ist nun aber durchaus mit keiner irgend eines afrikanischen Stammes verwandt, sondern vielmehr mit den Sprachen von Java, Borneo, Celebes und der Philippinen.

Es ist eine leicht zu lernende Sprache, die eine sehr einfache Grammatik hat und in der alle Biegungen fehlen, da Zahl, Geschlecht und Person nicht unterschieden sind. Auch neue Buchstaben braucht man nicht zu lernen; denn da die Madegassen keine Schriftsprache hatten, ehe die englischen Missionäre sie lesen und schreiben lehrten, wird natürlich das lateinische Alphabet angewendet. Es ist eine sanfte, musikalische Sprache, reich an Vokalen und in einigen Redeteilen, z. B. in Fürwörtern und Adverbien des Orts, reicher als die englische. Die letzteren geben so feine Abstufungen der Entfernung von dem Standpunkte des Sprechenden mit so genauen Unterschieden, daß es zweifelhaft ist, ob andere als Eingeborne einen absolut richtigen Gebrauch derselben erlernen können. Auch das Zahlensystem ist sehr entwickelt. Die Sprache hat Namen für Zahlen bis zu einer Million, ein Beweis für die geistige Fähigkeit des Volkes, das sie anwendet. Der Ausdruck für Million heißt wörtlich „das Ende der Rechnung". In der Zierlichkeit, in den elliptischen Wendungen, sowie in dem beständigen Gebrauch des angehängten Pronomens hat die Sprache eine Aehnlichkeit mit der hebräischen. Die seltsame, allen polynesischen Sprachen gemeinsame Sitte, die Worte, welche die Namen ihrer Häuptlinge bilden, im gewöhnlichen Leben nicht auszusprechen, findet sich auch in Madagaskar und wird, da diese Eigennamen gewöhnlich auch Bezeichnungen von Bäumen, vierfüßigen Tieren, Vögeln u. s. w. sind, eine Quelle endloser Verwirrungen, ganz davon abgesehen, daß sie die Sprache beständig im fluktuierenden Zustand erhält. Das „Fady" oder die Tabuierung gewisser Worte wäre das also, wie wenn in England kein Wort gebraucht werden dürfte, in welchem die Silben der Namen Viktoria oder William oder Georg vorkommen; damit wären Worte wie Geographie, Geologie, Geometrie ꝛc. verboten! Das Madegassische ist reich an kurzen, zierlichen Sätzen und sprichwörtlichen Redensarten, welche der Rede Kraft und Nachdruck verleihen. Der Raum gestattet uns nur wenige davon anzuführen. So meint ihr Ausdruck für Feilschen wörtlich „ein erfochtener Verkauf"; denn wie im Osten ist ein Handel ein umständliches Geschäft. Das Wort für

Digitized by Google

Bezahlen ist genau dasselbe, welches sie für Erbrechen anwenden. Der Ausdruck für Ehescheidung ist ein Beweis von der Tendenz der menschlichen Natur, etwas Schlimmes durch einen schönen Namen zu bemänteln. So heißt sich von einem Weibe scheiden „ihr danken", als ob man ihr, indem man ihr für die Vergangenheit dankt und sie entläßt, eine Freundlichkeit statt einer Ungerechtigkeit erwiese. Denn wenn ein Madegasse wünscht, sich von seiner Frau zu trennen, braucht er sich an keinen Gerichtshof zu wenden. Er nimmt nur ein Geldstück und giebt es seiner Frau vor Zeugen mit den Worten: „Ich danke dir, Frau" — und die Sache ist abgemacht. Einen Heuchler bezeichnet man mit den Worten „Seine Güte besteht darin, daß er eine Matte übergebreitet hat". Die auf den ersten Anblick dunkle Bedeutung dieses Ausdrucks wird uns erklärt, wenn wir hören, daß der aus Lehm bestehende Fußboden der Häuser mit Matten bedeckt ist, welche, da die Madegassen sich nicht eben durch Reinlichkeit auszeichnen, bald schmutzig werden; aber man entfernt sie nie, sondern bedeckt sie nur mit frischen — ein Prozeß, der bis ins Unendliche fortgesetzt wird, so daß die untenliegenden vermodern. Sobald ein Fremder kommt, wird eine neue Matte hingelegt, und alles sieht rein und sauber aus, aber wehe dem, der tiefer blickt! Das Haus scheint nur rein, weil man „eine Matte übergebreitet" hat. Und so hat dieser Gebrauch die Bezeichnung für Handlungen geliefert, die äußerlich rein erscheinen, aber nur der Mantel für Unrecht und Niedrigkeit sind. Eine einfache Antwort wie Ja und Nein kann man schwer erhalten, denn wie alle Völker, die erst kürzlich eine Schriftsprache erhalten haben, ist der Madegasse ein geläufiger Sprecher und hüllt alles in eine Wolke von Worten ein.

Es zeigt sich also sprachlich eine eigentümliche Verwandtschaft mit den Menschen der malayo-polynesischen Rasse, aber nicht bloß in der Sprache, sondern auch in allerlei Sitten, Handfertigkeiten, in physischen und intellektuellen Besonderheiten. Die Malgaschen oder Madegassen hängen demnach unzweifelhaft mit den Völkern der malayischen und polynesischen Eilande zusammen und sind die westlichsten Repräsentanten des weitverbreiteten polynesischen Menschenstammes. Auch einzelne Körpermerkmale, die Gesichtszüge, Augen und Haare, weisen auf eine gemeinsame Abstammung mit den Malayen hin. Den drei vorhandenen Hauptstämmen entsprechend ist anzunehmen, daß die malayische Einwanderung zu drei verschiedenen Malen stattgefunden habe. Die Betsimisaraken, die an der Ostküste und den östlichen Gebirgsterrassen sich angesiedelt und in Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit von den übrigen Stämmen verblieben, haben die rauhe Sprache ihrer Vorfahren auf Sumatra in einfacher Form beibehalten. Hinsichtlich der Traditionen der Küstenstämme ist unsere Kunde noch eine recht dürftige, die Ueberlieferungen der Hova besagen hingegen klar und deutlich, daß ihre Vorfahren über die Ostküste nach dem Binnenlande der Insel gekommen sind. Wann sie auf Madagaskar selbst anlangten, wird sich freilich nicht ergründen lassen, ebensowenig wie der Zeitpunkt der wahrscheinlich viel früheren Invasion Madagaskars durch die anderen Stämme. Aus der madegassischen Sprache im allgemeinen glaubt ein neuerer Linguist, W. E. Cousins, indes schließen zu müssen, daß das auf der Insel gebräuchliche Idiom ein älteres Stadium der jetzt über so weite Gebiete des Indischen und des Stillen Ozeans verbreiteten gemeinsamen Sprache bezeichnet und nicht von dem abgeleitet ist, was wir gegenwärtig unter malayisch begreifen.

Infolge des langen Verkehrs der Europäer mit der Bevölkerung der Ostküste und der Binnenprovinz Imerina sind die Stämme dieser Gegenden der Insel die am besten gekannten; bei ihrer Klassifikation darf indes nicht unberücksichtigt bleiben, daß hier wie dort eine Beimischung fremder Elemente stattgefunden hat, so daß sich nicht so leicht ent-

Digitized by Google

ſcheiden läßt, inwieweit die letzteren den urſprünglichen Grundſtock modifiziert haben. Im Oſten rinnt in den Adern der Bewohnerſchaft unleugbar einiges europäiſche Blut, von dem Konnex der Eingebornen teils mit den zu Anfang des achzehnten Jahrhunderts den Indiſchen Ozean unſicher machenden Piraten, teils mit den franzöſiſchen und kreoliſchen Anſiedlern herrührend; weiter ſüdlich und auch nördlich kommt arabiſches Blut in das Spiel, den alten arabiſchen Niederlaſſungen entſtammend, die ſich bereits vor zwölfhundert Jahren auf Madagaskar bildeten. Im Laufe der Jahrhunderte haben ſich jedoch mit jeder der folgenden Generationen fremdes und einheimiſches Blut mehr und mehr aſſimiliert, und Klima und andere ähnliche Einflüſſe das Ihrige zu einer völligen Verſchmelzung beigetragen. Auch die Hova des Innern ſind nicht ganz frei geblieben von fremdem Blute, und die Bevölkerung der nördlichen und weſtlichen Gebiete Madagaskars, die im allgemeinen ſogenannten Sakalaven, haben außer dem arabiſchen auch indiſches und afrikaniſches Blut in ihren Adern; das erſtere von den vielen Kaufleuten aus Kutſch und Bombay, die ſich in mehreren größeren Orten der Nordweſtküſte angeſiedelt haben, das letztere durch Vermiſchung mit den zahlreichen Sklaven vom Feſtlande Afrikas, die ſeit unvordenklichen Zeiten von den arabiſchen Sklavendhows auf der Inſel eingeführt worden ſind.

Von den drei madegaſſiſchen Hauptgruppen haben die Hova und vielleicht noch die Betſimiſiraka (an der Oſtküſte) mit einigen Nachbarſtämmen die lichteſte Hautfarbe; in der Färbung am nächſten ſtehen ihnen die im Süden des Innern lebenden Betſileo, die Tanala, Waldſtämme des Oſtrandes und möglicherweiſe die Bara in den mittäglichſten Strecken des Binnenlandes, obſchon wir von den letztgenannten bis jetzt wenig Genaueres wiſſen, während die Sakalava, längs der Weſtſeite des Landes, zum Teil auch in deſſen nordöſtlichem Winkel, am dunkelſten gefärbt ſind. Die meiſten dieſer ſchwärzlicher kolorierten Madegaſſen erſcheinen von etwas höherem und kräftigerem Wuchſe als ihre lichtfarbigen Nachbarn. Die Hova hinwieder zeichnen ſich durch wohlgeformte, hochſtirnige Köpfe und oft einen faſt europäiſchen Geſichtsſchnitt aus, wie denn ihre geſamte äußere Erſcheinung auf eine nicht geringe Intelligenz hindeutet. Doch will man an ihnen bisweilen ſchiefgeſchlitzte mongoliſche Augen wahrgenommen haben. Die Wangen- und Kinnbärte der Männer ſind dünn und ſpärlich, wohl aber tragen ſie mitunter ganz ſtattliche, doch kurzverſchnittene Lippenbärte.

Ueber die Vorgeſchichte der Hova bietet eine Ueberlieferung einige Anhaltspunkte. Die Hova erzählen, daß ihre urſprüngliche Niederlaſſung ſich an der Südoſtküſte der Inſel befunden habe, von wo aus ſie ſich, unter Abſonderung der Betſileo und Ibara, über das Hochland verbreitet und vor 800 Jahren etwa die heutige Provinz Imerina erreicht hätten. Mit dem hier angeſeſſenen Volke der Vazimba hätten die Hova wohl 120 Jahre lang in Freundſchaft gelebt, bis Streitigkeiten ausbrachen und die Vazimba nach dem Südweſten in das „Unbekannte" vertrieben wurden. Ihre Ueberlegenheit in jenen Kämpfen hätten die Hova ihren eiſernen Waffen zu verdanken gehabt, da die Gegner nur mit hölzernen Spießen verſehen geweſen. Trotz dieſer gewaltſamen Auseinanderſetzung werden die Vazimba von den Hova als Vorfahren verehrt und ihre ſteinernen Grabſtätten, ganz von der Form der heutigen Hovagräber, werden jetzt noch heilig gehalten. Von ſieben Vazimbakönigen ſind die Namen überliefert worden, die denſelben Charakter, dasſelbe Gepräge tragen wie die Namen der Hova, alſo auf einen gleichen Urſprung beider ſchließen laſſen. Ein Umſtand, welcher zu der Anſicht verleiten könnte, daß zwei Raſſen unter den Madegaſſen vertreten, iſt die hellere Färbung der Bergbewohner und die dunklere der Küſtenbevölkerung. Dieſer Unterſchied wird aber nur durch das verſchiedene Klima bedingt und iſt überall zu bemerken, wo derſelbe Menſchenſchlag heiße Fieberküſten und kühleres, trockenes Hochland bewohnt.

Ueber die Stärke der Bevölkerung Madagaskars, ſoweit ſie nach eigener Anſchauung zu ſchätzen möglich war, giebt der engliſche Miſſionär Joſeph Mullens folgende Zahlen:

Digitized by Google

1) Betsimisaraken (einschließlich 40,000 Sihanaka, 20,000 Tanala, 50,000 Tankey und 20,000 Ikongo) =	300,000	Köpfe.
2) Sakalaven = ...	500,000	„
3) Hova (einschließlich 300,000 Betsileo und 200,000 Ibara ꝛc) = ...	1,700,000	„
Summa	2,500,000	Köpfe.

Mullens schildert die Bewohner des Hovareiches als ein geistig befähigtes, gastfreundliches, rechtliches und religiöses Volk, das seit der Einführung des Christentums schon große Fortschritte in der modernen Kultur gemacht habe. Bei der Krönung der 1883 verstorbenen Königin Ranovalona II. waren nämlich infolge der Bemühungen englischer Missionäre alle Abzeichen des früheren Götzendienstes verbannt, wogegen sie zu ihrer Rechten die Bibel liegen hatte. Im folgenden Jahre wurde sie getauft und am 8. September 1869 wurden die Götzenbilder des ganzen Volkes auf ihren Befehl den Flammen übergeben. So gieng der Same auf, den die Londoner Missionäre siebzig Jahre früher ausgestreut. Ein so gründlicher und plötzlicher religiöser Umsturz ist wohl auf keinem anderen Erdenpunkte zu verzeichnen. Doch sind die Hova, wie der Reisende J. Audebert bemerkt, keineswegs aus Ueberzeugung Christen geworden, sondern aus Politik. Das Christentum ist ihnen das Mittel, sich die Vorteile der Zivilisation zu verschaffen und somit ihre Herrschaft über die ganz wilden Stämme auszudehnen und zu befestigen. Die christlichen Lehren sind den Hova unverständlich und werden von ihnen schon deshalb nicht geglaubt, weil ein Malgasche überhaupt nicht glaubt, was er nicht versteht. Es ist indes nicht denkbar, daß die Hova je imstande sein dürften, sich der Herrschaft über ganz Madagaskar zu bemächtigen, so lange die Insel unter die verschiedenen Völker verteilt ist, so lange keine einheitliche geistige Strömung daselbst herrscht. Auch sind die Hova weniger fortgeschritten, als sie scheinen; in ihrem ganzen Lande existiert weder ein angelegter Weg noch eine Brücke. An einzelnen Küstenpunkten hat die Zivilisation erfreuliche Fortschritte gemacht, aber ins Innere hat sie sich noch nicht gewagt. Dagegen haben unleugbar Wissenschaften und praktische Fertigkeiten einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Der Volksunterricht muß, mit Berücksichtigung der kurzen Zeit, seit welcher christliche Kultur auf Madagaskar Eingang gefunden, einen verhältnismäßig hohen Standpunkt einnehmen. Zu jeder Gemeinde gehört eine Schule; in der Hauptstadt ist ein theologisches Seminar errichtet worden, und alle diese Anstalten sind sehr besucht. Die Mission hat viele tausend Elementarbücher zum Schulgebrauch drucken lassen, und auch höhere Lehrbücher finden reichlichen Absatz. Es spricht für die Intelligenz der jungen Leute in der Hauptstadt, daß ein Werk über physische Geographie eines der gelesensten Bücher ist, so daß schnell eine zweite Auflage nötig wird, während „Die Anfangsgründe der Logik" gleichfalls viele Leser finden! Außerdem werden 3400 Exemplare von einem billigen Monatsheft „Gute Worte" verkauft; eine vierteljährlich erscheinende Schrift „Der Ratgeber", die vor einigen Jahren gegründet wurde und höhere Ziele verfolgt, hat einen großen Leserkreis gefunden, sowie andere ernsthafte Werke. In verschiedenen derselben erscheinen häufig Artikel von eingebornen wie von europäischen Schriftstellern und zeigen nicht selten Geschick und Beobachtungsgabe, während in den mechanischen Fähigkeiten der Buchdruckerei und Buchbinderei, sowie in der mechanische und künstlerische Geschicklichkeit verbindenden Lithographie das Talent der Madegassen unter europäischer Leitung Bücher hervorbringt, die sich dreist mit denen messen können, die aus europäischen Werkstätten hervorgehen. Dagegen besitzen sie keine Uhren; da aber alle Häuser in derselben

Digitized by Google

Art und in derselben Längenrichtung gebaut sind, so dienen die Häuser selbst als Sonnenuhr. Die verschiedenen Stunden werden nach den Teilen des Hauses benannt, welche die Sonnenstrahlen im Laufe des Tages nacheinander treffen, z. B. mittags 1 Uhr ist: Mitsidihandro, „das Hineingucken des Tages", wenn die abwärtsgehende Sonne zuerst in die offene Hausthüre hineinschaut. 3 Uhr wird bezeichnet durch ein Wort, das bedeutet: „an der Stelle des Kalbanbindens", nämlich wenn die Sonnenstrahlen auf den Mittelpfosten fallen, an welchem man während der Nacht das Tier anbindet u. dgl.

Die Formen des Hovaschen Staatswesens sind sehr einfacher Natur. Unter der Botmäßigkeit des Hovakönigs bilden die verschiedenen Stämme einen Bund. Die Hauptstämme zerfallen in zahlreiche Unterabteilungen, über welche die Nachkommen der von der Hovadynastie gestürzten Fürsten gesetzt sind. An der Spitze der Regierung stehen unter dem Staatsoberhaupte drei Minister mit den englischen Amtstiteln: Prime Minister, Commander-in-Chief und Chief Secretary of State. Sie bilden mit einigen anderen Beamten einen Staatsrat. Bei wichtigen Angelegenheiten werden Stämmeversammlungen angeordnet, in welchen die Fragen beraten und vom Herrscher entschieden werden. Die Gesetze sind unter der Regierung Ranovalonas II. gesammelt und gedruckt worden. Die Steuern werden in Naturprodukten oder in Frondiensten entrichtet und die Beamten werden mit Land oder den Leistungen einer bestimmten Anzahl Unterthanen bezahlt. Die Sklaverei ist trotz Einführung des Christentums noch rechtsbeständig, doch hat sie mehr die Form der Leibeigenschaft angenommen. Alle Arbeit, vom freien Mann verachtet, wird von Sklaven besorgt, und zu einer gesellschaftlichen Stellung ist der Besitz solcher Diener erforderlich; es giebt Leute, welche über 2000 bis 3000 Seelen gebieten. Die Sklaven gehen derzeit hauptsächlich aus den Reihen der Kriegsgefangenen, mögen diese hovaischen Blutes, Betsileo oder Sakalaven sein, und aus den verurteilten Dieben und Mördern hervor. Die Einfuhr von Negersklaven ist zwar gegenwärtig verboten, doch immerhin noch nicht unterdrückt worden, wie die große Zahl der der Landessprache unkundigen Schwarzen auf Madagaskar beweist. Die Sklaven genießen, wie schon angedeutet, einen gewissen Grad von Freiheit und Selbständigkeit; sie arbeiten vielfach mit ganz oder teilweise eigenem Gewinn in fremden Diensten und erlangen hierdurch die Möglichkeit, sich frei zu kaufen. Der Preis der Sklaven ist ein sehr niedriger, man zahlt für einen Mann nur 40—200 Mark.

Alles, was in den Binnenprovinzen der Insel nicht zu den vielen Sklaven zählt und nicht „blaublütig" ist, ist Hova, d. h. Gemeiner, freier Mann, erfreut sich in manchen Stücken indes einer gar beschränkten Freiheit. Die Hova scheiden sich wiederum in zwei große Gruppen, die „Borizano" oder Zivilisten und die „Miaramila" oder Krieger; beide können von Königin und Regierung zu irgend einer beliebigen Arbeitsleistung befohlen werden, zum Holzfällen in stundenweit entfernten Wäldern, zum Ziegelstreichen und Steinhauen, zum Mauern und Zimmern, und müssen das alles ohne jedwede Bezahlung verrichten, als Frondienst oder „Fanompoana", eine Institution, die aus leicht begreiflichen Gründen dem Kulturfortschritte des Landes zu schwerem Hindernisse wird. Außer den Schullehrern empfängt übrigens keiner der Staatsdiener, vom Statthalter und Oberrichter bis zum gemeinen Soldaten herab, irgend welche Besoldung.

Digitized by Google

Andererseits hat er freilich auch keinerlei direkte Steuern zu entrichten; die nicht unbeträchtlichen, aber meist keineswegs zum Nutzen des Reiches verwandten Staatseinnahmen fließen hauptsächlich aus den hohen Zöllen und ähnlichen Quellen.

Den Adel des Landes bilden die „Andrian", die zum Teil von den früheren Häuptlingen Imerinas abstammen, unabhängigen Herrschern, deren Besitzungen von dem dermalen regierenden Hause nach und nach absorbiert worden sind. Doch genießen die Nachkommen jener alten Fürsten noch gewisse Standesvorrechte, eines ihnen zukommenden besonderen Grußes, anderer Grabstätten als das übrige Volk, und einige sogar die Auszeichnung, den scharlachroten Sonnenschirm, das Abzeichen königlichen Ranges, tragen zu dürfen. Die madegassische Aristokratie ist folglich ein reiner Geburtsadel, nicht Produkt fürstlicher Ernennung; auch sind ihre Privilegien bis jetzt noch niemals an Mitglieder unterer Klassen verliehen worden. Die Mehrzahl der Andrian befindet sich indes in keineswegs glänzenden Glücksumständen; ja eine auf Madagaskar vielgehörte sprichwörtliche Redensart lautet: „So arm wie ein Andrian". In einzelnen Dörfern besteht fast die gesamte Bevölkerung außer den Sklaven aus Andrian, ähnlich wie in Polen ganze Ortschaften von Schlachta bewohnt sind. Neuerdings hat sich jedoch ein nicht erblicher Dienstadel entwickelt, die „Voninahitra" oder Ehrenerteilung, welche sechzehn verschiedene Rangstufen oder Ziffern umfaßt. Die höchste dieser Stufen nehmen aber bloß drei oder vier besonders bevorzugte Individuen ein. Wie der Hova mit keiner Sklavin eine eheliche Verbindung schließen darf, so ist es dem Andrian nicht gestattet, ein Hovaweib zu heiraten.

An das madegassische Königs- und Häuptlingstum knüpfen sich allerhand absonderliche Gebräuche. Bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers haben alle Standespersonen und die zu solchem Behuf in der Hauptstadt eintreffenden Abgeordneten der entfernteren Stämme eine Art von Huldigungseid zu leisten, der durch dreierlei verschiedene Formen ausgedrückt wird: das „Lefon'omby" oder Speisen des Kalbes, das „Beli-rano" oder Wasserschlagen und die Ueberreichung der „Hasina" oder Silbermünze. Bei der Zeremonie des Lefon'omby wird ein junges Kalb getötet und dessen Leichnam mit Speeren durchbohrt. Die Eidleistenden halten ebenfalls Speere in den Händen, während einer der mitanwesenden Richter ihnen eine Schwurformel vorspricht, den Eidbrechenden furchtbare Strafen androht und ihnen wünscht, daß es ihnen ergehen möge wie dem zerfleischten Tiere vor ihren Augen. Ein heftiges Schütteln ihrer Speere drückt die Zustimmung der Huldigenden aus. Diese Eidesform kommt nur einflußreicheren Persönlichkeiten gegenüber in Anwendung. Für niedrigere Rangklassen wird das Beli-rano als ausreichend betrachtet. Hierbei stehen die Beteiligten um einen Teich oder Tümpel herum, in den man vorher den Kot eines jungen Bullen, die Blüte eines gewissen Grases, eine Flintenkugel, einen Musketenpfropf, Zweige des Ambiatybaumes, einen langen Grashalm und eine Wasserblume geworfen hat. Einer der Richter spricht die Eidesformel und die Schwörenden erklären schließlich ihr Einverständnis, indem sie die Oberfläche des Wassers mit Baumzweigen peitschen, einen Speer in dasselbe hinab schleudern und ein Gewehr darüber abfeuern. Bei der Thronbesteigung Ranovalona I. ward indes eine andere Eidesform auf das Tapet gebracht, das „Misotro vokaka". Diese bestand darin, daß man eine Quantität roter Erde von einem der Königsgräber entnahm, dieselbe mit Wasser mengte und die dergestalt erhaltene dicke Flüssigkeit vom Volke trinken ließ, was über alle diejenigen, welche sich einer Verletzung ihres Eides schuldig machen würden, einen schweren Fluch verhängen sollte. Während die bisher geschilderten Eidesformeln lediglich bei dem Regierungsantritte eines neuen Souveräns gebraucht werden, findet die Hasina oder Silberthalerüberreichung auch bei jeder Audienz statt, welche die Königin einem Ausländer oder einem ihrer Unterthanen gewährt.

Digitized by Google

kleiden für gleichbedeutend. Ein überzeugendes Beispiel liefert hierfür nach Buchta ihr Großscheich Loron von Gondokoro, welcher sich eines nach Tausenden von Rindern zählenden Reichtums erfreut, jedoch trotz der wiederholten Bemühungen mehrerer ägyptischer Gouverneure und trotz vielfacher Geschenke an Kleidern nicht dazu gebracht werden konnte, auch nur das geringste, dem Ausmaße nach selbst nur das bescheidenste Kleidungsstück anzulegen. Das einzige äußere Abzeichen, welches er von der in sein Land gebrachten Zivilisation annahm, ist ein Sonnenschirm, unter welchem er seinen zarten Teint gegen die Einwirkungen der tropischen Sonne schützt. Es gewährt, sagt Richard Buchta, einen ergötzlichen Anblick, diesen Neger splitternackt, gravitätischen Schrittes seiner Würde sich bewußt, den ausgespannten Schirm hoch emporgehalten, einher stolzieren zu sehen. (A. a. O., S. 85.) Der Neger sagt: Kleider und Zeug stinken, und hat damit bei der Art, wie er dieselbe trägt, gar nicht unrecht. An ihm wird jedes Zeug binnen kurzem ein fett- und schweißgetränkter ekler Fetzen, gegen welchen Lederschürzen und Fransengürtel dauerhaft, rein und schön erscheinen. Die Stämme westlich von den Niambari dagegen haben weit geringeren Abscheu gegen Zeugbedeckung, ja sie tauschen ihre volkstümliche Bekleidung und überhaupt alles gegen dieselbe um. Die Weiber geben den täglich ein- oder auch zweimal erneuerten Blattbüscheln vor allem den Vorzug, welche paradiesische Mode ihnen gar nicht übel steht; wohl aber findet sich bei ihnen eine der scheußlichsten Verirrungen des Schönheitssinnes, nämlich die Sitte des südafrikanischen „Pelele", welche teilweise auch bei dem männlichen Geschlechte Anklang gefunden zu haben scheint. (Marno, Reise in der ägypt. Aequat.-Prov. S. 117—123.)

Südlich von den Dinka, richtiger südwestlich, am westlichen Rande der Tieflandschaft des Gazellenflusses, am Mittellaufe des Bahr Dschur, hausen auf der unteren Terrasse des zentralen Hochlandes die Dschur und hinter diesen das Volk der Bongo oder Dor. Dschur (Djur) ist ein von den Dinka erteilter Name und bedeutet so viel als Waldmenschen oder Wilde. Sich selbst nennen die Dschur Luoh. Auch alle die verschiedenen Stämme am Rohl im Süden der Dinkaterritorien werden von den Nubiern Dschur genannt, obgleich sie selbst diesen Namen leugnen und weder in Sprache noch in Rasse, am wenigsten aber in Sitten etwas mit den Dschur des Westens gemein haben. Die Nubier adoptieren den Namen Dschur nach dem Sprachgebrauch der Dinka, welche damit alle Stämme bezeichnen, die nicht Viehzucht treiben. Die wirklichen Dschur (Luoh) sprechen die Schilluksprache noch unverändert, abgesehen von einigen eingebürgerten Dinkaausdrücken, und wissen selbst nicht anzugeben, daß ihre Vorfahren von Norden her in das Land eingewandert sind. Ihr Areal ist klein, die Kopfzahl kann kaum 20,000 übersteigen.

Die Dschur sind schwärzlichbraun, aber um einen Schatten heller als die Dinka und haben trotz ihrer teilweisen Abhängigkeit von den letzteren noch die Mehrzahl der Schilluksitten beibehalten, besonders in der Tracht; beide Geschlechter sind daher nie tättowirt und verweigern hartnäckig jede Schambedeckung. Um so sorgsamer bedecken sie das Gesäß mit einer kleinen Fellschürze vom Schnitte von Frackschößen. Künstlicher Haarputz ist nicht üblich, Männer und Frauen tragen am liebsten das Haupthaar kurz geschoren. Lieblingszieraten der Männer sind wie bei den Dinka ein Beschlag von Eisen-

Digitized by Google

ringen am Unterarm und ein massiver Elfenbeinring am Oberarm, dann ein eigentümlicher Schmuck aus schweren Ringen von gegossenem Messing, deren feine Zieraten sorgfältig eingemeißelt werden. Messing („Damara") hat den dreifachen Wert des Kupfers. Die Frauen sind wie bei den Dinka geschmückt, haben aber häufig einen großen Eisenring durch das Septum, durch die Mitte auf dem Rücken der Nase oder durch beide Nasenflügel gezogen. Die Ohrränder sind stets mit vielen Ringelchen besetzt. Beliebt sind kleine geschmiedete Eisencylinderchen auf Fäden gereiht. In neuerer Zeit hat sich vieles von den ursprünglichen Sitten verloren, z. B. der Gebrauch des gegenseitigen Anspeiens, welches den höchsten Grad intimer Zuneigung ausdrückte. Die Dschur sind ausgezeichnete Schmiede. Im März, d. h. kurz vor Beginn der Aussaat verlassen sie ihre Hütten, um teils zum Fischfang an die Ufer des Flusses zu ziehen, teils um sich mit Erzschmelzen im Walde zu beschäftigen. Sie bauen 1,30 m hohe schlanke Oefen, die sie mit acht rohen Gebläsen versehen und aus welchen sie zwar einen unreinen Guß erhalten, den sie aber auf dem Amboß mit Granitblöcken rein hämmern und dann Lanzen und andere Geräte daraus herstellen, die selbst einem britischen Schmied keine Schande machen würden; Schweinfurth hat den ganzen sehr interessanten Prozeß ausführlich beschrieben. (Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 224–227.) Die gewöhnliche Form, in welcher das Rohmaterial hergerichtet wird, um einen Handelswert zu bekommen, der unseren geprägten Münzen entspricht, ist eine Lanzenspitze von 60—70 cm Länge. Lanzen und Makot (Spaten) dienen überall im oberen Nilgebiet als gangbare Münzen. Auf Kohlenbrennen verstehen sie sich nicht. Sie bauen Tabak und rauchen ihn aus Pfeifen, von welchen wir eine Abbildung geben. In die Kalabasse am Mundstück der Pfeife werden Bast- oder Baumwollkugeln eingeführt, die dann, nachdem sie mit Nikotin getränkt sind, als Kautabak dienen. Die Kegelhütten der Dschur sind einfach, schmucklos, aber mit Sorgfalt, Symmetrie und Nettigkeit erbaut. Im Inneren befindet sich ein großes 1,60—2,30 m hohes Reservoir zur Aufnahme des Kornvorrats und zum Schutz gegen die Ratten aus einem mit Thon verschmierten Korbgeflecht von flaschenartiger Gestalt hergestellt. Von tadelloser Härte ist der Thonanstrich. Ein großer Holzmörser zum Zerstampfen des Korns, das nachträglich auf primitiven Mahlsteinen mit den Händen zu feinem Mehl gerieben wird, befindet sich vor der Hütte tief in den Boden eingesenkt. Sobald durch Fleiß ihre Vermögensverhältnisse blühend werden, denken die Dschur nur an den Kauf einer Frau, und keine Dirne über 8 Jahre ist im Lande, die nicht schon versorgt wäre. Alte Jungfer ist dort eine contradictio in adjecto. Jede Familie ist reich an Kindersegen, und Eltern- und Kindesliebe ist mehr vorhanden, als sonst in Zentralafrika. Bei den friedlichen Dschur steht auch das Alter in Ehren, man stößt überall auf Leute mit weißen Haaren. Die Frauen genießen eine sehr hohe Stellung, denn ihre Schwäche gilt den Männern als heilig; ein Dschur wird sogar nur in den äußersten Fällen eine Sklavin schlagen, geschweige seine Frauen. Doch fällt immerhin diesen der Hauptanteil aller Arbeit zu. Die Dschur gerben Leder, flechten Matten, schnitzen Holzstühlchen, Löffel aus Horn u. dergl. und liegen mit Eifer der Jagd und dem Fischfang ob, bestellen den Boden mit vielem Fleiß und legen den größten Wert auf den Besitz von Vieh, haben aber meist nur magere Ziegen, einen wohlgefüllten Hühnerhof und den haushütenden Hund. Leider fallen die Erträgnisse ihres Fleißes großenteils nubischen Räubern zur Beute. (Schweinfurth, a. a. O., Bd. I, S. 219—232.)

Ihnen schließen sich im Norden die zahlreicheren Dembo und kleinere Stämme von gleicher Abstammung an, und fern im Süden haben die Belanda ihre Sitze, welche noch immer trotz großer Verschiedenheit der Sitten, die sich offenbar infolge ihrer Beeinflussung durch die Bongo modifizieren, die Schilluksprache ziemlich unverändert beibehalten haben. Die Belanda, deren Gebiet zum Teil den Niamniamfürsten Solongo, zum Teil den Chartumern zinspflichtig ist, werden durch die ganze Breite des Bongolandes von den Dschur getrennt.

Die Bongo oder Dor wohnen zwischen 6—8° n. Br. auf einem Areal von zirka 31,475 qkm; ihre Gesamtzahl wird von Schweinfurth auf nur 100,000 Köpfe angegeben; sie sind also auf der großen Fläche nur dünn verteilt. Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Bongo teilweise von der Viehzucht, Fischerei und Jagd, hauptsächlich aber vom Ackerbau. Von den Getreidearten kultivieren sie Sorghum, Duchn, Telebun, ferner Gemüse und Hülsenfrüchte, dann Sesam, Kindi, Erdnuß. Eine große Sorgfalt wird auf die Pflege des Tabaks verwendet. Die Speisen würzen sie statt mit dem fehlenden Kochsalz mit Aschensalz, das durch Auslaugen von Holzasche der Grewia mollis gewonnen wird. Unter allen Völkern im Gebiete des Gazellenflusses verwenden die Bongo

Digitized by Google

am meisten Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser; dieselben sind ausnahmslos im Kegelstil errichtet, zeigen aber dabei einen großen Spielraum der Formen. Die Spitze des Kegeldaches trägt ein wohlgeformtes rundes Strohpolster, das als Sitz dient, um von erhöhtem Standpunkte aus die durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land zu gestatten. Das niedrige Eingangsloch erlaubt ein Betreten der Hütte nur in kriechender Stellung. Zu jeder Hütte gehört ein Kornspeicher, auf hohen Pfählen getragen, um die Vorräte gegen Bodennässe, Ratten und Termiten zu schützen. Mit besonderer Vorliebe werden die Wohnstätten um einen großen Baum geschart, dessen weiter Schatten ein natürliches Sonnendach gewährt und unter dessen Schutz jene häuslichen Verrichtungen vorgenommen werden, zu welchen mehr Licht erforderlich ist, als das Innere der Hütte darbietet. Weit im Umkreis der Hütten ist das Erdreich wohl gesäubert und geglättet, denn dieses ist der gemeinsame Arbeitstisch, auf welchem die Frauen ihren wirtschaftlichen Obliegenheiten nachkommen.

Die Hautfarbe der Bongo ist wie die der benachbarten Mittu, Niamniam und Krebsch ein erdiges Rotbraun; den Bongo gegenüber erscheinen die Dinka, Nuer und Schilluk von tiefschwarzer Farbe. Auch im Körperbau unterscheiden sich von diesen die Bongo, Niamniam, Mittu und Krebsch durch ihre meist nur mittlere Körpergröße, den gedrungeneren Bau der Gliedmaßen, durch eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vornehmlich aber durch das Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers, verbunden mit einer breiteren Schädelbildung; ihre Haare sind kurz, kraus und wollig, auf die Pflege derselben wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder Zeug, den sie an einer um die Lenden geschlungenen Schnur befestigen, die Frauen dagegen binden sich Blätter oder Gräser um die Hüften; sehr häufig ist bei ihnen auch ein Schweif aus dem Baste der Sanseviera im Gebrauch, der, einem schwarzen Roßschweife gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Körperteile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt und ein Kopfputz von Federn kommt nur bei festlichen Gelegenheiten in Anwendung. Große Vorliebe zeigen aber beide Geschlechter für Schmucksachen und Zieraten, bestehend in Glasperlen, welche in Schnüren um den Hals getragen werden. Die Männer jedoch bevorzugen meist Halsschnüre mit aneinander gereihten wunderthätigen Hölzchen und Wurzeln, ferner mit Eulen- oder Adlerklauen, Zähnen von Krokodilen, Hunden und Nagetieren, Krallen vom Erdferkel, denen sie gegen Gefahren schützende Kraft zuschreiben. Gleich nach der Verheiratung eines Mädchens beginnt man die Unterlippe zu durchlöchern und durch Einführung von Holzpflöcken nach und nach derart zu erweitern, daß sie endlich das Fünf- bis Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht; in die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein Ring gesteckt. Ebensowenig intakt bleiben die Nasenflügel, in welche je ein bis drei Strohhälmchen eingezogen werden; durch die Knorpel der durchbohrten Nasenscheidewand wird ein Kupferring getrieben, wie bei den Büffeln und Zuchtstieren, um sie lenksamer zu machen. Oberarm, Brust und Bauch werden in Zickzacklinien tättowiert. Die äußere Erscheinung der Bongofrauen entspricht nicht sehr unseren Begriffen weiblicher Reize. Alle ausgewachsenen Weiber dieses Volkes erreichen einen so hohen Grad von Beleibtheit und tragen so erstaunliche Fleischmassen an sich herum, daß man beim Vergleich mit den nervig-dürren Gestalten ihrer Männer nicht genug über den Kontrast der beiden Geschlechter staunen kann. Die Schenkel erreichen häufig die Stärke des Brustumfanges schlanker Männer und die Hüftenpartie ist nach Art der Hottentottenweiber stark aufgetrieben. Dazu trägt der lange Bastschweif noch das Seinige bei, um einer gravitätisch einherschreitenden fetten Bongofrau die frappant ähnlichen Formen eines tanzenden Pavians zu verleihen.

Selbst die wohlhabendsten Bongo freien nicht mehr als höchstens drei Frauen, ärmere begnügen sich mit einer einzigen. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut den Preis, in der Regel zehn zweipfündige Eisenplatten und zwanzig Lanzenspitzen; für Geringeres giebt es nur alte Frauen. Die so geschlossene Ehe kann auch leicht wieder gelöst werden. Wer es will, darf sein Weib dem Schwiegervater zurückschicken, in der Regel aber ist doch nur Kinderlosigkeit der Grund zur Ehescheidung. Indes ist der Kindersegen gewöhnlich sehr bedeutend. Bei Todesfällen erheischt die Bongositte Folgendes: Sobald der Tod eingetreten ist, wird der Verstorbene in eine kauernde Stellung gebracht, seine Kniee beugt man, wie bei den peruanischen Mumien, gewaltsam ans Kinn, und umschnürt Kopf und Schenkel mit festen Binden, hierauf wird er in einen aus Häuten zusammengenähten Sack gesteckt und in ein sehr tiefes Grab in sitzender Stellung eingesenkt, und zwar die Männer mit nach Norden, die Frauen aber mit nach Süden gewendetem Gesichte. Ueber dem geschlossenen Grabe wird ein Steinhügel errichtet und

Digitized by Google

auf dessen Spitze ein Wasserkrug gestellt. Gleicher Art ist die Bestattungsweise der Mittu und Madi. Der Glaube an eine Unsterblichkeit fehlt auch den Bongo, ebenso jeder eigentliche religiöse Kultus; sie besitzen zwar den Namen für eine Gottheit, welche sie „Loma" nennen, aber sie erweisen derselben keine Ehrenbezeigungen. Wunderbar ist die Furcht der Bongo vor bösen Geistern, zu deren Abwehr sie zauberkräftige Hölzchen und Wurzeln tragen. Gute Geister sind den Bongo unbekannt. „Von den Geistern," sagen sie, „wissen wir nur, daß sie uns Böses zufügen; daß es aber auch einen gebe, der es gut mit uns meint und dem wir all unser Dasein verdankten, davon haben wir nie etwas gehört." Die Bongo-Sprache ist eine wohlklingende, durchwegs vokalisierte und von einfachem grammatikalischen Baue. Zufolge Professor Leo Reinisch hängt das Bongo auf das innigste mit dem Bagrimma zusammen, der Sprache der Bagirmi an den südlichen Ufern des Tschadsees. Es scheint hieraus geschlossen werden zu dürfen, daß die Bongo vom Norden nach Süden in ihr heutiges Land vorgedrungen sind, worauf auch die sonderbare Art der Totenbeisetzung der Bongo mit nach Norden gewendetem Antlitze hinzuweisen scheint. Auch die Sitten und Gebräuche der Bongo stimmen vielfach überein mit denen der Bagirmi und der Bewohner von Dar Fur.

Ein im Südosten an die Bongo grenzendes, im Gebiete des Gazellenflusses zwischen dem 5.° und 6.° n. Br. wohnendes Negervolk sind die **Mittu**, deren Gebiet im Osten das der Dinkastämme berührt. Ihre Sprache scheint mit jener der Bongo verwandt zu sein. Im Norden ihres Gebietes versteht man unter dem Namen Mittu auch die Stämme der **Madi** (nicht zu verwechseln mit den früher erwähnten gleichnamigen Nachbarn der Bari), **Abaka** und **Luba**. Alle zusammen haben den Typus der zentralafrikanischen Neger, sind schwächlich und befassen sich mit Ackerbau. Eine seltsame Sitte der Mittu ist, Hunde zu mästen und zu verspeisen, welche auf diese Weise neben Ziegen und Hühnern zu den nützlichen Haustieren zählen. Schweinfurth rühmt die ausgezeichneten musikalischen Leistungen dieses Volkes. Die Musik der Mittu soll in der That melodisch und weich sein und vom gewöhnlichen Charakter der Negermusik abweichen. Sie singen sehr gut im Chor und besitzen bessere Blas- und Saiteninstrumente als ihre Nachbarn. Das Volk lebt unter kleinen unabhängigen Häuptlingen, von denen ein Teil auch schon ganz in der Gewalt arabischer Elfenbeinhändler sich befindet. Echte Negerstämme sind in diesen Regionen noch die **Babuckr**, die mit ihnen sprachlich verwandten **Monwu**, die **Bambiri**, **Basa**, **Kwerembo**, **Berembo**, **Scheri**, **Bambia** u. a. m., über deren ethnologischen Zusammenhang mit anderen uns leider nichts Näheres bekannt geworden ist. Wir wissen bloß, daß sie sämtlich den Negertypus in hohem Grade entwickelt an sich haben, meist im Verhältnisse der Sklaverei sich befinden und zum großen Teile dem ärgsten Kannibalismus huldigen.

Seit einer Reihe von Jahren steht das Land der Bongo und ihrer Nachbarn unter der Botmäßigkeit arabischer Sklaven- und Elfenbeinjäger, sogenannter „Dschellaba", welche von ihren fixen Niederlassungen, den „Seriben" (was eigentlich Dornenzaun bedeutet) aus das Volk und die Schätze des Landes zu ihren Handelszwecken rücksichtslos ausbeuten. Ehedem war das Land in eine Unzahl kleiner Distrikte geteilt, in denen die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken herrschte. Leicht wurde es daher den rohen Söldnerbanden aus Chartum, sich zu Herren der Neger aufzuwerfen. Die Einwohner wurden leibeigen gemacht und um die im Lande errichteten Seriben angesiedelt. Etwa die Hälfte des Volkes entzog sich der Sklaverei durch Auswanderung zu den Dinka und Niamniam. Kräftig und bezeichnend schildert Schweinfurth das Treiben der Chartumer Kaufleute zur Zeit der Okkupation mit den Worten: „Die Nubier hausten da wie ein Trupp übermütiger Paviane in den Durrahfeldern von Taka und Gedaref."

Digitized by Google

Seither durchstreifen die Dschellaba das obere Nilgebiet, weit und breit alles verwüstend, Not und Unglück überall hinbringend. Namentlich die südlich von Wadai und Dar Fur sich ausdehnenden Regionen bilden für sie die wichtigsten Domänen des Sklavenhandels. Zwar zielte die von der ägyptischen Regierung anfangs der siebziger Jahre veranstaltete große Expedition Sir Samuel Bakers auf dem Weißen Nil auf die Unterdrückung dieses Handels ab. Das Urteil, welches indes Marno über dieses Unternehmen und über die Aussichten eines solchen überhaupt abgiebt, lautet, wie von diesem vorurteilsfreien Beobachter und gründlichen Kenner der Nilvölker kaum anders erwartet werden konnte, sehr wenig tröstlich für die Schwärmereien einer falsch verstandenen Philanthropie. Es gipfelt in dem ebenso wahren als selten gewürdigten Satze, daß Kampf und Obsiegen des Stärkeren wie Unterdrückung des Schwächeren in was immer für einer Form ein allgemein gültiges Naturgesetz ist, dessen Aeußerungen menschliche Thätigkeit vergebens zu bannen oder in Schranken zu halten versuchen wird. Er verweist auf die bekannte Thatsache, daß Krieg, Eroberung und Plünderung unter den Negerstämmen Innerafrikas an der Tagesordnung stehen und daß es mit der Begriffssphäre dieser Völker schlechterdings unverträglich wäre, den Besiegten, falls er nicht getötet ist oder nachträglich noch wird, anders denn als wohlerworbenes Eigentum zu behandeln. Es hat daher das mit so großem Aufwande in Szene gesetzte, übrigens völlig mißlungene Unternehmen Bakers auch bei den Negervölkern selbst, welche seines Segens teilhaftig werden sollten, sehr wenig Anklang gefunden; mußte doch im Gefolge seines — allerdings wenig wahrscheinlichen — Gelingens ihr einträglichster Verkehr, in vielen Fällen ihr einziger Kontakt mit der zivilisierten Welt, nämlich der auf dem Wege des Sklavenhandels, hinwegfallen. Die abenteuerlichsten Gerüchte über den angeblichen Zweck des Unternehmens, dessen wahre Ziele ihnen nun einmal völlig unverständlich waren, kamen in Umlauf. Anderseits darf auch nicht übersehen werden, daß der Sklave des Orientalen, dessen ganze wirtschaftliche Existenz auf Sklaventum und Sklavenarbeit gegründet ist, einer weit milderen, oder, wie die moderne Phrase lautet, „menschenwürdigeren" Behandlung sich erfreut, als unter der Hand des nur auf raschen Gewinn bedachten Europäers; er steht dort zu seinem Herrn in einem wenig drückenderen Verhältnisse, als in dem der in den meisten zivilisierten Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten abgeschafften Hörigkeit. Mit Hunderten von Lebensgenüssen bekannt geworden, welche sein früherer tierischer Zustand ihm versagte, zu einem im Vergleiche mit jenem zivilisiert zu nennenden Dasein emporgestiegen, hat der Sklave entschieden einen Kulturgewinn gemacht und er empfindet ihn auch als solchen. Das am schwersten wiegende Moment ist und bleibt jedoch stets das der Notwendigkeit. Sklaven werden in Afrika gemacht und werden dort gemacht werden, so lange die Welt der afrikanischen Völker nicht aus Bahnen auslenkt, die sie wahrscheinlich von ihrem ersten Bestehen an verfolgt. Im ganzen Orient dagegen ist Sklavenarbeit ein unabweisbares wirtschaftliches Bedürfnis; was an dem einen Orte überflüssig, strömt an den Ort der Nachfrage, und keine Macht der Welt wird solch einen Strom zu dämmen vermögen. Das einzig radikale Mittel hierzu, welches denkbar aber nicht ausführbar erscheint, wäre das, den Orientalen zur Leistung freier Arbeit zu zwingen. Es liegt auf der Hand, daß dies nichts anderes hieße, als die Orientalen zu Sklaven zu machen, damit die Neger frei seien, richtiger gesagt, damit die Negersklaverei auf Innerafrika beschränkt und so vor den Augen des über eine gesetzmäßige Erscheinung im natürlichen Entwickelungsgange der Menschheit mit christlicher Prüderie sich entsetzenden Europa etwas dichter verschleiert bleibe.

Das Völkerkonglomerat, wie wir es in einem großen Teile des nordöstlichen Afrika sahen, macht es geradezu unmöglich, eine feste Charakteristik ihrer einzelnen Elemente oder scharfe Grenzen der geographischen Verbreitung zu geben, und es ist in physischer und geographischer Hinsicht geradezu unmöglich zu sagen, wo der Neger beginnt. Erst weit im Süden finden wir die Landeseingebornen von solchen allgemeinen Eigenschaften, daß wir sie mit diesem, aber auch sehr weiten und dehnbaren Kollektivnamen bezeichnen können. Viele dieser Völker sind bis auf den heutigen Tag auf der tiefsten Stufe der menschlichen Entwickelung stehen geblieben, andere haben sich gehoben, beide aber beweisen sowohl in physischer als psychischer Entwickelung den angeführten Satz in auffallender Weise.

Digitized by Google

Eine Reihe von Völkerschaften, welche ihre Wohnsitze teils unter den im vorstehenden aufgezählten Negerstämmen, teils in der südlichen und südwestlichen Nachbarschaft derselben einnehmen, hat deshalb von den Ethnographen in der Kette der Rassen noch keinen bestimmten Platz erhalten. Ihr äußerer Habitus unterscheidet sie, wie der der Fulah, von dem der echten Neger, so daß Friedrich Müller manche von ihnen den Nubastämmen beizählt. Am meisten hat die Ansicht für sich, daß diese innerafrikanischen Stämme einen Uebergangstypus der Neger- zur Nubarasse darstellen. In sprachlicher Beziehung liegt über sie nur dürftiges Material vor und dieser Umstand erschwert die Klassifizierung derselben. Ganz besonders gilt dies von der Bevölkerung in Dar Fertit, dem Gebiete südlich von Dar Fur und Wadai.

Die ethnographischen Verhältnisse Dar Fertits bieten ein Bild der größten Verwirrung, nirgends wohl sieht man auf so beschränktem Raume eine derartige Anhäufung zusammengewürfelter Rassen. Durch weite Wildnisse von ihnen geschieden folgen auf die Bongo im Westen die Golo und Sfere. Die beiden letzteren sind an einigen Orten stark untereinander gemischt. Die Sfere, ursprünglich ein Sklavenstamm der Niamniam, scheinen erst in neuerer Zeit und zwar offenbar infolge der Entvölkerung des Landes durch den Sklavenhandel von Süden her eingewandert zu sein, wie sich ja auch echte Sandeh (Niamniam) seit längerer Zeit in großer Zahl am Gebel Mara im Nordosten vom Kredschlande festgesetzt haben. Die Golo und Sfere erinnern in ihrem Aeußeren sehr an die Bongo, die Sprachen indes, beide verschieden, verraten nur vereinzelte Anklänge an die der Bongo. Wie die Bongo des Südens brechen sich die Golo und Sfere nicht die unteren Schneidezähne aus, sondern feilen die oberen nach Art der Niamniam spitz. Auch in der Lebensweise, in mancherlei Hausgerät ꝛc. finden sich bei ihnen die Sitten der Niamniam erhalten. Die Sfere erregten Schweinfurths besonderes Interesse, denn er hat auf seinen Reisen nirgends einen Stamm von einer ähnlichen Leichtigkeit des Temperaments angetroffen, wie sie es überall zur Schau zu tragen pflegen. Sie sind das lebhafteste und lustigste Negervolk, das ihm je zu Gesicht gekommen ist. Zahlreiche kleinere Stämme, gleichfalls ursprünglich oder zum Teil jetzt noch als Ackerbau treibende Sklavenstämme unter den Niamniam ansässig, finden sich namentlich in den Seriben des äußersten Westens vom Kredschlande unter das letztgenannte Volk gemengt, z. B. die Fakkere, Baddo, Tabbo ꝛc. Die Kredsch selbst bestehen aus einer Unzahl kleinerer Stämme von durchaus nicht an bestimmte Landstriche gebundener Verbreitung, sondern vielmehr wie die Individuen einer Grasart gruppenweise unter viele andere Arten im Lande weit zerstreut. Diejenigen, welche noch am meisten in gesonderten Distrikten vorherrschen, sind die Nduggo, Beia und Jongbongo. In Vergleich zu allen östlichen Stämmen des Bachr el Ghasalgebiets sind die Kredsch das häßlichste Volk, welches Schweinfurth gesehen; auch ihre Intelligenz, sei es infolge längerer Knechtung durch die fremden Eindringlinge, sei es bedingt durch den Druck karger Existenzbedingungen, scheint ihm eine weit untergeordnetere als die der Golo, Sfere, Bongo ꝛc.

Digitized by Google

Das vom Kredschvolk eingenommene Gebiet wird in Nordosten von den Dembo, einem mit den Dschur verwandten Schillukstamme, im Norden von angesiedelten Sandeh (Niamniam) und den Baggara-el-Homr-Arabern begrenzt. 3½ Tagereisen nordwestlich von Sibers Seriba stößt man auf die Manga, einen von den Kredsch verschiedenen Negerstamm. Im Westen findet das Kredschland seine Grenzen erst 5 bis 6 Tagereisen von Dem Gudju entfernt, wo man auf die am oberen Bachr-el-Arab seßhaften Benda, deren Land als Dar-Benda den Furi schon lange als Ziel weit ausgedehnter Sklavenrazzien bekannt ist, und Abu Dinga stößt, welche weder mit den Niamniam noch mit den Kredsch die geringste Verwandtschaft beurkunden. Die Kredschstämme in jenen Grenzländern heißen Adja, Beia und Mere.

Ein ähnliches Völkergemisch füllt auch das große Reich der A-Sandeh oder Niamniam, dessen Einwohnerzahl Schweinfurth nach Millionen schätzt, von dem jedoch bloß ein Teil des Flächenraums in Wirklichkeit von A-Sandeh und Embeli bewohnt ist. Letztere sind im Laufe der Jahrhunderte durch Vermischung der A-Sandeh mit früher herrschenden Klassen unterworfener Völkerschaften hervorgegangen. Sie sind heutigen Tages den A-Sandeh ebenbürtig, diesen in Sitten, Gebräuchen und Sprache gleich, gehören gleichsam zur Aristokratie und sind nur noch dem Namen nach unterschieden, füglich mit Recht als eigentliche A-Sandeh zu betrachten. Neben diesen leben auf gleichem Territorium eine Anzahl in früheren Zeiten von den Niamniam bekriegter und zersprengter Stämme, die heutigen Tages zu jenen im Verhältnisse der Abhängigkeit stehen, gleichsam ihre Sklavenkolonien darstellen und die arbeitende Kaste bilden. Wenn auch manches von ihrer Ursprünglichkeit im Laufe der Zeit verloren gegangen, so leben sie doch noch heute, vielfach mit besonderer Sprache, als eigenartige Stämme verteilt unter den A-Sandeh. Dahin gehören z. B. die Abármbo und Pambia, die A-Madi, Baschir und Augú, die Béri und A-Bangá. Außer Stämmen der Baschir oder Sfere und Golo, die sich gleichfalls zersprengt an verschiedenen Orten wiederfinden, sind in Nordwesten noch Teile der Völker Mbáddima, Bóddo, Káhle, der Béri und Pakálle ansässig, alle mit besonderer Sprache; nur die Pakálle sollen das Idiom der Niamniam reden. (Petermanns Geograph. Mitt., 1881, S. 254.)

Der Name Niamniam ist ein Kollektivname und bedeutet soviel wie „Fresser". Das Volk selbst nennt sich Sandeh und wird von den Monbuttu Babungera, von den Mittu aber Makaraka oder Kakaraka genannt. Nach Marno ist Makraka die Bezeichnung des östlichen Niamniamstammes. Als Stammesmerkmal haben die Niamniam drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tättowiert, ferner eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle. Ihre Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Auf den Haarputz verwenden die Männer eine ganz besondere Sorgfalt. In der Regel ist die Anordnung der Frisur eine derartige, daß der Scheitel in der Mitte das Haupthaar in zwei gleiche Hälften teilt. Die aus dem Kisathale zeigen den Kopf von einem strahlenartigen Gebilde gleich einem Heiligenschein umgeben. Dieser Strahlenkranz ist aus des Mannes eigenem Haare hergestellt, indem seine Flechten von der Seitenperipherie des Kopfes ausgehen und an einem mit Kaurimuscheln gezierten Reifen befestigt ausgespannt werden. Eine solche kunstvolle Frisur erfordert große Schonung und viele Stunden täglicher Arbeit. Die Frauen teilen ihre Haare am Scheitel, ohne weitere Zuthat von Zieraten. Am Kopfe tragen die Häuptlinge das Fell des Serval,

Digitized by Google

ganz so wie dieses auch bei den Waregga und den Fan der Fall ist. Die Männer lieben als Schmuck die aus Elfenbein imitierten Reißzähne des Löwen zu tragen, die Anthropophagen unter ihnen hängen aber auch Schnüre mit Menschenzähnen um den Hals, gerade so wie es die Waregga zu thun pflegen, die freilich alle diese Zähne als von Socos herstammend bezeichnen.

Die Waffen der Niamniam bestehen in einer Lanze, einem Wurfeisen und einem Dolchmesser; Bogen und Pfeile sind selten. Den Lebensunterhalt ziehen sie aus der Jagd und dem Ackerbau zugleich; die Männer sind Jäger, der Ackerbau aber wird von den Frauen besorgt. Hauptgegenstand der Kultur ist das „Telebun" (Eleusina coracana), während Sorghum und Mais nur in geringem Umfange angebaut werden; aus dem Telebun wird auch ein ganz wohlschmeckendes Bier gebraut. Tabak wird allgemein gebaut und zwar in den beiden Sorten Nicotiana tabacum und rustica. Man raucht ihn in kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Form, ohne Rohr; das Kauen des Tabaks ist hier unbekannt. Die Viehzucht der Niamniam beschränkt sich einzig auf Hühner und Hunde. Letztere gehören einer kleinen, dem Spitz nachstehenden glatthaarigen Rasse an. Dörfer und Städte giebt es nicht. Die Hütten, zu kleinen Weilern gruppiert und von je einer Familie bewohnt, finden sich weithin über das Kulturland zerstreut. Auch der Hof eines Fürsten besteht nur aus einer größeren Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten. Die Bauart derselben entspricht jener der oben bei den Bongo beschriebenen Hütten, nur ist das Kegeldach von höherer und spitziger Gestalt. Eigentümlich geformte kleine Hütten „Bamogih" mit glockenförmigem Dache sind als Schlafgemächer für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet. Den Weibern obliegen die Geschäfte des Feldbaues und des Hauswesens; sie leben viel zurückgezogener und abgeschlossener als jene der Bongo und Mittu, und namentlich Fremden gegenüber beobachten sie eine strenge Zurückhaltung. Das Freien wird durch keine Tributleistung erschwert, welche der Bräutigam nach einer sonst in Afrika weitverbreiteten Sitte an seinen künftigen Schwiegervater zu entrichten hat. Wer heiraten will, wendet sich an den Fürsten, der ihm alsbald eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Kindersegen ist bei diesem Volke das beste Siegel der Liebe und Treue des Mannes, und Mutter vieler Kinder zu sein gilt als die größte Ehre. Die Häuptlingswürde, welche bei den Niamniam erblich vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht, bringt keine anderen Vorteile mit sich, als daß ihrem Inhaber der Ertrag der Jagd an Elfenbein und die Hälfte des Elefantenfleisches zufällt. Die Machtbefugnis des Häuptlings besteht darin, daß er die waffenfähigen Männer zu Jagd- und Kriegszügen zusammenzurufen hat und in dieser Hinsicht ist seine Autorität eine unbedingte; außerdem vollzieht er eigenhändig die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten. Alle Art von Auszeichnung und von äußerem Prunk ist dem Niamniamhäuptling fremd. Die religiösen Vorstellungen kommen im ganzen mit denen der Bongo überein; sie besitzen zwar den Namen für ein oberstes Wesen, das sie „Gumba" (auch Blitz bedeutend) nennen, ohne demselben aber irgend welche namhafte Ehren zu bezeigen; auch den Glauben an böse Geister teilen sie mit den Bongo; ebenso werden Ordalien in Kriminalprozessen und Wahrsagekünste bei wichtigen Unternehmungen, namentlich bei Krieg, hoch in Ehren gehalten. Trotzdem den Niamniam der Glaube an eine Unsterblichkeit abgeht, beobachten sie doch gewisse Gebräuche bei Todesfällen. Beim Hinscheiden eines nahen Angehörigen schert sich der Niamniam das Haupthaar, seinen Stolz und die Frucht langwieriger Mühe, und wirft die abgeschnittenen Flechten und Zöpfe von sich. Der Körper des Verstorbenen wird mit Rotholz bunt eingerieben, mit kostbaren Fellen und Federn angethan und auf seinem gewöhnlichen Schurze gebettet beigesetzt, und zwar die Männer mit nach Osten, die Frauen aber mit nach Westen gewendetem Antlitze. Bei aller naturwüchsigen Wildheit besitzen die Niamniam ein ziemlich erregbares Gemüt und finden namentlich viel Freude an der Musik, für welche sie mehrere einheimische Instrumente ersonnen haben. Auch Sänger von Profession, wenngleich nicht immer von sonderlicher Stimme und Begabung, ziehen unter ihnen in phantastischem Aufzuge umher und lassen bei Gelegenheit eines Festes oder Abendschmauses sich vernehmen. Dr. Wilhelm Junker hebt als Hauptfehler der Niamniam die Verlogenheit hervor; Versprechungen, ohne Wort zu halten, sind an der Tagesordnung. Wie alle Schwarzen, so ist auch der Niamniam nicht empfindlich und nachtragend, weil ihm der Begriff des Ehrgeizes vollständig abgeht. Vieles muß man ihm übrigens zu gute halten. Nicht aus Vorbedacht und Ueberlegung begeht er ein Unrecht und erkennt es nachträglich als solches, wenn man ihm die Sache richtig vorstellt. (Petermanns Geograph. Mitt. 1881, S. 153.) Der weitverbreitete Ruf des Kannibalismus der Niamniam ist ein wohl-

Digitized by Google

begründeter. Sie rühmen sich selbst ihrer wilden Gier und schmücken die Pfähle an ihren Wohnungen mit den Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden nicht nur alle Kriegsgefangenen, sondern auch Leute, welche eines plötzlichen Todes starben; als besonders wertvoll geschätzt wird das Fett von Menschen. Es kommt vor, daß die Niamniam ihre eigenen Toten gegenseitig zum Verspeisen austauschen und selbst bereits verscharrte Kadaver sollen zu demselben Zwecke wieder ausgegraben worden sein, wie dies auch von den Fan in Westafrika erzählt wird. Fehlt es unter sich an Feindseligkeiten, so greifen die Niamniam die nubischen Karawanen an, obwohl es doch in ihrem Interesse liegen sollte, den Frieden zu erhalten, da diese ihnen ihr Elfenbein und die Lebensmittel recht teuer mit Kupfer und Glasperlen bezahlen, ihre Häuptlinge aufs reichste beschenken. Allerdings sind die Nubier in ihren Seriben nicht so menschenfreundlich; allein gegenüber den Niamniam ist ihnen nichts vorzuwerfen, da Feindseligkeiten ihre Zwecke vereiteln würden. Das vergrabene Elfenbein folgt keiner Wünschelrute, Rinder giebt es dort nicht zu rauben und die Weiber und Kinder werden stets und rechtzeitig in undurchdringliche Waldesdickichte geflüchtet, so daß auch keine Beute an Sklaven zu machen ist. Es sind also, so unglaublich es klingt, die Niamniam, welche aus bloßer Gier nach Menschenfleisch den Krieg anfangen. „Fleisch! Fleisch!“ ist ihr Kriegsgeschrei und einige Sklavinnen, die sich beim Wasserholen verirren, fallen mindestens ihrer kannibalischen Lust zum Opfer. Einzelne Niamniamstämme sollen indes der Anthropophagie abgeneigt sein. Im Seribengebiete dürfte dieselbe nach Marno wohl ziemlich erloschen sein und nur gelegentlich ausgeübt werden. (Reise in die ägypt. Aequat.-Prov., S. 130.)

Die Niamniam oder Sandeh sind nach Schweinfurth Brachykephalen; ihre Gesichtsfarbe ist sehr dunkel, schwärzlich-rötlichbraun (schokoladebraun), ihr Körper stämmig, das Antlitz breit und glatt, die Lippen dick. Ihr feingekräuseltes Haar tragen sie bis an die Schultern herabwallend; die Augen sind außerordentlich groß, mandelförmig und etwas schief gestellt, der Körper zur Fettbildung geneigt, die Größe eine mittlere (1,80 m). Zirkumcision, wohl durch die Muhammedaner eingeführt, ist bei den Makraka in der Umgebung der Seriben nicht selten, den übrigen Niamniam aber unbekannt. Dagegen herrscht diese Sitte durchweg bei den südlichen Nachbarn der Sandeh, bei den Monbuttu oder Mangbáttu, wie Dr. Wilhelm Junker dem Gehöre nach den Namen schreibt, welche dieselbe nicht von den Arabern gelernt haben; sie pflegen sich auch ein großes Stück vom Ohr wegzuschneiden, doch so, daß der Außenrand erhalten bleibt. Ihre Anzahl schätzt Schweinfurth auf eine Million; nach ihm sind sie von den Negern streng geschieden. Die Hautfarbe der Monbuttu ist eine merklich lichtere als die ihrer Nachbarn im Norden, der Niamniam, etwa die von gemahlenem Kaffee. Eigentümlich genug ist, daß sich bei Schweinfurth, der von Norden vordrang, die gleiche Beobachtung wiederholt, wie bei Livingstone, der von Süden kam: im innersten Kerne Afrikas nämlich eine hellfarbigere Rasse anzutreffen. Von Dr. Schweinfurth wurden unter den Monbuttu auch zahlreiche Individuen mit hellen Haaren beobachtet, welche auch außerdem ziemlich deutliche Anzeichen des Albinismus an sich trugen. Auch erreicht das Haar im allgemeinen eine beträchtliche Länge und ist gekräuselt. In ihrer Physiognomie zeigen die Monbuttu manche Annäherung an den semitischen Typus, namentlich ist es die lange und gebogene Nase, welche dem Neger gegenüber sie gänzlich fremd stellt. Aeußerlich unterscheiden die Monbuttu von den Niamniam sich hauptsächlich durch ihre Rindenkleidung und durch ihren Haarputz, welcher, aus vielen Wülsten übereinandergehäuft, den Hinterkopf gleichsam in einen starken Cylinder verlängert.

Digitized by Google

Die Monbuttu gehorchen zweien Königen, welche sich in das von zahlreichen Unterhäuptlingen verwaltete Land teilen und einen eigentümlichen Zepterfäbel führen. Die Häuptlinge und Könige der Monbuttu stehen sich besser als jene der Niamniam, da ihnen außer ihrem Monopole des Elfenbeins und Kupfers noch eine besondere Abgabe von dem Ertrage des Feldbaues geleistet wird. Sie sind bei weitem intelligenter als alle ihre Nachbarn und befassen sich mit der Pflege von Baumfrüchten und Erdknollen, verschmähen aber den Anbau von Cerealien. Als Haustiere haben sie nur Hühner und kleine Hunde. Gewebte Stoffe sind ihnen noch unbekannt und die Kleidung liefert ihnen der Rindenbast eines Feigenbaumes. Die Beschäftigung der Männer ist die Jagd und der Krieg. Die Arbeit des Hauses und des Feldes kommt den Frauen zu, die eine große Geschicklichkeit und Kunst in der Zubereitung der Speisen besitzen, dabei aber gewöhnlich Menschenfett verwenden, denn Anthropophagie ist bei den Monbuttu noch weit mehr im Schwunge als bei ihren nördlichen Nachbarn und es sind dieselben vielleicht die ärgsten Kannibalen ganz Afrikas. König Munsa aß alle Tage Menschenfleisch. Die Monbuttu machen förmliche Treibjagden auf die noch wilderen Negerstämme im Süden, wobei die erlegten Opfer gleich an Ort und Stelle verzehrt, respektive das Fleisch auf langen Gestellen gedörrt und das Fett ausgesotten wird. Ganze Töpfe voll Menschenfett werden, wie bei uns die Schmalztöpfe, aufbewahrt. Die Gefangenen werden weiter getrieben, um beliebig abgeschlachtet zu werden. Von den Marubangá, einem der mächtigsten Monbuttustämme und ihren Verwandten, berichtet Dr. Junker, daß keine Leiche zur Bestattung kommt, und daß bei natürlichen Todesfällen das besagte Orakel stets einen oder mehrere Urheber ausfindig macht, die ihrerseits hingemordet werden und gleichfals dem Kannibalismus verfallen, so daß jeder Todesfall durch ein zweites Opfer gesühnt wird. Ein menschlicher Zug ist diesen Anthropophagen aber doch geblieben: die Scheu vor dem Fleische Blutsverwandter. Die Leiche wird aber von den Angehörigen an Fernerstehende verschachert. Das Lynchen und der Kannibalenschmaus wird stets abseits der Hütte vollzogen. Als Zukost bringen die Weiber das Lugmagericht, eine Art dicken Breies aus Durrahmehl, für die Männer an den Ort des Festmahles.

Die Bewaffnung der Krieger besteht aus Schilden, Lanzen, Bogen, Pfeilen und säbelartig gekrümmten Messern, welche genau die Form der altägyptischen haben. In Schmiedearbeiten stehen die Monbuttu allen Afrikanern voran, und ihre zarten Eisenketten, die als Schmuck getragen werden, können an Feinheit und Formvollendung mit der schönsten europäischen Stahlkette konkurrieren. Außerdem verfertigen sie auch Kupferarbeiten, kennen aber sonst keine anderen Metalle. Interessant sind ihre aus Einbäumen gezimmerten, zweckmäßig ausgestatteten, 10 m langen Kähne. Die Monbuttu verfertigen auch Schnitzwerk und übertreffen, obwohl ihnen die Drehscheibe unbekannt ist, in der Töpferei alle Nachbarn. Die Könige bewohnen geräumige, einem kleinen Bahnhof vergleichbare Paläste, die mit Aufwand vieler Kunst gebaut und aus den Schäften der Weinpalmen zusammengesetzt sind. Schweinfurths Empfang bei König Munsa fand mit allem barbarischen Gepränge statt in einer ungemein geräumigen und hohen Halle, deren eleganten und doch soliden Bau man Afrikanern kaum zutrauen möchte. In langen Reihen saßen, jeder auf seinem eigenen Stuhle, die Großen von Munsas Reich, in vollem kriegerischen Schmucke. Unter dem Schall der Hörner und Kesselpauken erschien nach längerer Zeit der König, ein kräftiger, schöner Mann, mit einem für Afrikaner ungewöhnlich reichen Vollbarte; gekleidet war er in der Weise der Monbuttukrieger, deren Gewand, aus der Rinde des Feigenbaumes (Orostigma Kotschyana) verfertigt, oberhalb wie unterhalb des Gürtels einen Teil des Körpers bedeckt; auf dem Haupte trug er eine cylinderartige Kappe aus Schilfrohr mit roten Papageienfedern verziert. Arme und Beine waren mit dem Schmucke kupferner Ringe und Ketten förmlich belastet und in der Hand schwang der Herrscher ein kurzes, sichelartiges Schwert von blankem Kupfer. Die Wohnhäuser der übrigen Monbuttu gleichen an Bauart denen der Westküste Afrikas, nicht jenen der Nilneger. Polygamie herrscht unter ihnen ohne jede Beschränkung, dabei nehmen jedoch die Weiber ihren Männern gegenüber eine sehr selbständige Stellung ein und auch gegen Fremde beweisen dieselben sich keineswegs so zurückhaltend, wie die gesitteten Frauen der Niamniam. Ihre religiösen Vorstellungen sind nur wenig bekannt, doch sollen sie einen im Himmel weilenden Gott verehren.

Kann man die Monbuttu, die Niamniam und die zahlreichen Stämme des Dar Fertit mit großer Wahrscheinlichkeit zu den Uebergangsvölkern rechnen,

Digitized by Google

die zwischen den Negern und den Nuba stehen, so gilt dies nicht von den Akka oder Tikkitikki, welche Schweinfurth mit Entschiedenheit für eine Aboriginerrasse des zentralen Afrika hält. Das Gebiet dieses Zwergvolkes beginnt zwei Tagereisen südlich von der Hauptstadt des Monbuttulandes, etwa in 3° n. Br. und ist teilweise dem Monbuttukönige unterworfen. Die mittlere Größe der Männer wird auf 1,46 m angegeben, doch maß Schweinfurth auch Individuen von 1340 mm, desgleichen neuerdings Dr. Robert Felkin einen etwa dreißigjährigen Mann. Er hatte gekräuseltes, glänzendschwarzes, kurzes Haar, braune Augen, dünne Lippen; seine Höhe betrug 1,364 m, der Umfang des Kopfes über den Ohren 549 mm, die Kopfhöhe von Ohr zu Ohr 278 mm, die Linie von der Glabella (Stirnglatze) bis zur Protuberanz des Hinterhauptbeins 324 mm, die Länge der Hand 155 mm, des Fußes 204 mm, des Beines 683 mm, des Oberarmes 324 mm, des Unterarmes 382 mm, Brustumfang 768 mm. Seine Muskeln waren gut entwickelt, wie auch der ganze Körper gut gebaut ist; die Hautfarbe ist schokoladebraun, Hände und Füße sind eine Schattierung heller. Was seine intellektuellen Fähigkeiten anbetrifft, so hält ihn Felkin für einen durchaus nicht beschränkten Menschen. Besonders auffällig ist an den Akka nach Schweinfurth ihr großer, auf einem schwachen, dünnen Halse schaukelnder Kopf. Die Prognathie erreicht bei ihnen den höchsten Grad, so daß Gesichtswinkel von 60° entstehen. Die dem entsprechend stark vorstehenden, jedoch nicht aufgeworfenen Lippen umgeben den halboffenen Mund mit einem scharf abgegrenzten Saume, ein Merkmal, welches ihnen eine starke Affenähnlichkeit verleiht. Die Gelenke ihrer Glieder sind eckig und vorspringend, die Kniee allein von plumper, runder Gestalt, und sie kehren, im Gegensatze zu der Gewohnheit der übrigen Afrikaner, beim Gange die Füße nach einwärts. Ihren eigenen Angaben zufolge sind die Akka ein Jägervolk, welches keine anderen Haustiere kennt, als Geflügel. Sie leben zerstreut in kleinen Dörfern und bedienen sich des Bogens und der Pfeile. Ihre Sprache ist gänzlich unbekannt.

Nordostafrika.

Das große Osthorn Afrikas und die meist gebirgigen Länder im Osten des Weißen Nil sind im Besitze von dunkelhäutigen Menschen, welche ethnologisch nicht zu den Negern zählen und sich im großen und ganzen auf zwei Rassen verteilen, auf jene der Nuba, die den Negern am nächsten steht und wohnt, und die der hamitischen Bedschavölker. Zahlreiche Uebergangstypen finden, wie wir sahen, zwischen den Negern und den Nuba statt, so daß es manchmal wirklich schwer ist zu sagen, ob ein Volk zu dieser oder zu jener Rasse zu zählen sei, und die Gelehrten sind in dieser Beziehung lange noch nicht einig. Dieserhalb aber die nubanische Völkergruppe als solche gänzlich zu verwerfen, und in

Digitized by Google

der Negerrasse einfach aufgehen zu lassen, wie manche belieben, heißt doch, so scheint mir, das Kind mit dem Bade ausschütten.

Unter dem Ausdrucke Nuba- oder richtiger Nuba-Fulah-Rasse begreifen wir mit Friedrich Müller eine Reihe von Völkern, die im Norden Afrikas teils zwischen den Negern, teils am Rande des Negergebietes wohnen und sich sowohl durch ihre physische Komplexion als auch durch gewisse ethnologische Merkmale von ihnen unterscheiden. Als ihre Hauptrepräsentanten können die Fulah im Westen und die Nuba im Osten gelten. Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden. Gleich den Kaffern bilden sie gleichsam den Uebergang von der Negerrasse zur mittelländischen, und hier speziell zum hamitischen Typus. Der Unterschied zwischen ihnen und den Kaffern besteht jedoch darin, daß während diese sowohl in physischer als auch psychischer Richtung dem Neger näher stehen als dem Mittelländer, die Nuba-Fulah-Völker umgekehrt dem letzteren sich mehr nähern, je mehr sie vom eigentlichen Neger sich entfernen. Es müssen auch Mischungen mit den Hamiten stattgefunden haben, eine Thatsache, die sich teils aus den fortwirkenden anthropologischen Faktoren, teils aus den ethnischen Verwandtschaftspunkten, namentlich in sprachlicher Richtung, noch immer erkennen läßt. Das Gebiet der Stämme nun, welche wir unter der Bezeichnung Nuba zusammenfassen, geht von den Sitzen der Fulah in Dar Fur im Westen bis an das Gebiet der Bedscha und der an diese sich schließenden hamitischen Stämme im Osten und von etwa 5° s. Br. im Süden bis gegen Assuan im Norden. Nach Friedrich Müller gehören hierher folgende Stämme:

Die sogenannten echten Nubier oder, wie sie selbst sich nennen, Barabra (Barabirah, arab. Plural von Barbari, Berberi). Nach Schweinfurth wäre dagegen Barabra ein den Nubiern von den Aegyptern beigelegter Spottname. Die in Aegypten wohnenden Europäer heißen sie Berberiner oder Barbarians. Sie bewohnen das Biled-el-Berâbra oder Nubien, d. i. das schmale Nilthal von dem ersten Katarakte bei Assuan bis zum zweiten am Wadi Halfa. Dieser Strich enthält ungefähr 40,000 Einwohner, welche in etwa achtzig Dörfern und einem Städtchen Derr, das als Hauptstadt gilt, angesiedelt sind. Zerstreut finden sie sich am Weißen und Blauen Nil, auch noch entfernter in Ost und West, und viele gehen schon jung nach Aegypten, wo sie Matrosen und Hausdiener werden. In physischer Beziehung nähern sie sich den Negern sehr bedeutend, stimmen aber auch mit den Aegyptern und den Fellahin in vielem überein. Die Barabra zeigen eine rötlichbraune Hautfarbe und sind in der Regel von mittlerer Statur, die Weiber auch etwas kleiner. Die Muskulatur ist schwach entwickelt, die Fettbildung fehlt beinahe ganz. Die Extremitäten sind lang, Füße und Hände klein und zierlich gebildet. Der Schädel ist länglich, nicht groß, Breite nieder, 73,72, die Stirne hoch, das Auge groß und schwarz, die Nase gerade und schön, das Haar schwarz und kraus, aber nicht wollig.

Die Barabra werden als ungemein arbeitsame und mäßige Menschen geschildert. Namentlich aber werden ihre Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gelobt.

Digitized by Google

Diese Sammlung ist in der Absicht begründet, den guten alten Brauch einer eigenen

„Hand- und Hausbibliothek“

wieder zu Ehren zu bringen. Neben dem vollberechtigten Interesse an der anziehenden Zeitungslektüre wollen wir die Freude an dem abgeschlossenen Buche wieder zu wecken suchen.

Keine Litteratur der Welt besitzt einen solchen Reichtum von eigenen wie von angeeigneten Werken unvergänglichen, klassischen Wertes, als gerade die deutsche. Wie die Werke unserer deutschen Geisteshelden dem Fortschritt der Menschheit die Wege gewiesen, so hat die Litteratur der ganzen Welt durch unsere Uebersetzungskünstler auf uns zurückgewirkt. Franzosen und Engländer, Russen und Italiener, Spanier und Skandinavier, Römer und Griechen mußten ihr Bestes hergeben — durch musterhafte Uebertragungen sind sie in unsere Litteratur aufgenommen. Romane, Novellen und Dramen, schildernde und sachlich belehrende Reisebeschreibungen, Memoiren und Geschichtswerke, naturwissenschaftliche und medizinische Schriften — ein unermeßlicher Reichtum des Besten und Edelsten ist unser.

Aber wem ist es geboten, für die Stunden der Muße und geistigen Erbauung sich aus dieser reichen Fülle das Edelste und Beste, das Brauchbare und Gute auszusuchen und zusammenzustellen zu einem wahren litterarischen Hausschatz? Nur wenig Bevorzugten! Die Gesammtheit des Lesepublikums ist mehr oder minder darauf angewiesen, es dem Zufall zu überlassen, was er ihm bietet oder was äußere Mittel zu erlangen gestatten.

Da ist es nun die „Hand- und Hausbibliothek“, deren Zusammenstellung bewährte und kenntnisreiche Männer leiten, die beseelt sind von dem schönen Gedanken, die geistigen Errungenschaften weitesten Kreisen zugänglich zu machen — die „Deutsche Hand- und Hausbibliothek“, die mit jedem neuen Band jenen Hausschatz bereichert und vermehrt in wohldurchdachter Wahl. Ja noch mehr, die den Genuß dessen, was sie bietet und bringt, erhöht und erweitert durch Einleitungen der namhaftesten Forscher, durch biographisch-kritische Vorworte gewissermaßen die engere Bekanntschaft zwischen Autor und Leser vermittelt.

Das deutsche Buch ist fast sprichwörtlich geworden durch seine hohen Preise, die nur Wenige zu erschwingen im Stande sind. Fünf bis sieben Mark ist der gewöhnliche Preis eines Oktavbandes. Wir wagen es und geben unsere Bände

gebunden für 1 Mark,

zum Preis, wie er noch nie und nirgends aufgestellt ist.

Wir geben unsere Bände gebunden in schönem und solidem, von Künstlerhand entworfenen Einband. So sind unsere Ausgaben nie dem Auseinanderfallen beim Lesen und ebenso nie der Gefährlichkeit ausgesetzt, von ungeschickten Buchbindern verdorben oder in häßlicher Ungleichheit gebunden zu werden. Damit auch dem so ärgerlichen Verlieren beim Ausleihen vorgebeugt werde, hat jeder Band ein Bibliothekschild zur Einzeichnung des Namens des Besitzers. Da ferner alle Bände in gleichem Einband erscheinen, so kann der Bezug der Collection Spemann an jedem Ort Deutschlands und des Auslandes begonnen und fortgesetzt werden.

Jeder Band ist einzeln käuflich. Wir eröffnen aber auch ein Abonnement auf eine Serie von 20 Bänden. Alle zwei bis drei Wochen soll ein Band erscheinen und jeder Abonnent einer Serie erhält

den 20. Band gratis.

Damit ist Gelegenheit geboten, eine musterhafte Bibliothek für sich und die Familie für einen Betrag zu erhalten, welcher kaum den Abonnementsbetrag einer größeren Leihbibliothek überschreitet.

Wir hegen die Zuversicht, daß die Nation der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek“ eine freundliche Aufnahme gönnen werde.

Inhalt der ersten Serie

(vorbehaltlich etwaiger Abänderung im Einzelnen)

Band 1. **Louise von François, Zwei Erzählungen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Zwei Kabinetsstücke vollendeter Erzählungskunst, welche mit den besten Mitteln die tiefste und ästhetisch reinste Wirkung erzielt.

„ 2. **Karl Immermann, Der Oberhof.** Mit einer Einleitung von Levin Schücking.
Die vorzüglichste deutsche Novellendichtung, die treffendste Schilderung westfälischen Bauernlebens, voll realistischer Wahrheit, anmutender Frische, zum Herzen sprechender Poesie.

„ 3. **Miguel de Cervantes Saavedra, Moralische Novellen.** Eingeleitet von Otto von Leixner.
Durch Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit der Stoffe nicht weniger als durch scharfe, lebensvolle Charakteristik ausgezeichnete Leistungen des berühmten Verfassers des „Don Quixote“.

„ 4. **J. Ch. Biernatzki, Die Hollig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee.** Roman. Mit einer Einleitung von Heinrich Dünzer.
Mit fesselnder Anschaulichkeit geschriebene Nordseegeschichte, die das so eigenartige Lokalkolorit meisterhaft wiedergiebt und die Sturmflut von 1825 mit ergreifender Wahrheit schildert.

„ 5. **Lord Anson's Reise um die Welt** (1740–1744). Eingeleitet von Fr. v. Hellwald.
Eine der originellsten Reisebeschreibungen, wertvoll und amüsant, lehrreich durch den sich bietenden Kontrast zwischen dem Einst und unserem Zeitalter der Weltumsegelung in 80 Tagen.

Band 6. **Nicolas Gogol, Russische Novellen.** Mit einer Einleitung von Friedr. Bodenstedt.
Die mitgeteilten Novellen enthalten u. A. die vollendetste Leistung Gogols „Taraß Bulba", eine Erzählung aus der Ukraine von überwältigender Schönheit und erhabener Einfachheit.

„ 7. **Sophie Junghans, Die Erbin wider Willen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine Familiengeschichte im besten Sinne des Worts, die den Leser anheimelt und von der er mit dem vollen Bewußtsein scheidet, eine gute und liebe Bekanntschaft gemacht zu haben.

„ 8. **Alain René Lesage, Der hinkende Teufel.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.
Der hinkende Teufel Asmodi gewährt seinem Retter einen Einblick in alle Häuser Madrids, was zu den lebendigsten und köstlichsten Schilderungen von Scenen verschiedenster Art Anlaß giebt.

„ 9. **J. Schroot, Der Dampf im Dienste der Menschheit.** Mit zahlreichen Illustrationen.
In allgemein verständlicher Form gehaltene und anziehende Darstellung der Verwendung eines der wichtigsten Faktoren im industriellen und Verkehrsleben der Gegenwart, mit erläuternden historischen Rückblicken.

„ 10. **James Fenimore Cooper, Der Bravo.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Diese der Geschichte Venedigs entnommene Erzählung des bedeutendsten amerikanischen Romanschriftstellers erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zum Schluß anhaltende Spannung.

„ 11. **Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.** Roman. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner.
Bedeutender historischer Roman aus dem Zeitalter Maximilians, großartig concipiert, ein treuer Spiegel des deutschen Lebens im Mittelalter, in echt poetischer Beleuchtung.

„ 12. **Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen.** Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Eine der besten neueren Leistungen des gefeierten deutschen Erzählers, von origineller, fesselnder Prägung.

„ 13. **Washington Irving, Alhambra.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Eine der reizendsten Schöpfungen Irvings, welche alle Vorzüge des überaus gewandten Schriftstellers im hellsten Lichte zeigt und mehr bekannt zu werden verdient, als sie es ist.

„ 14. **E. T. A. Hoffmann, Elixire des Teufels.** Mit einer Einleitung von Johannes Scherr.
Diese für die Geschichte der romantischen Schule hochbedeutsamen Nachtstücke sind mit glühender Phantasie geschrieben, welche auch da wo sie ins Ungeheuerliche gerät die spannendste Illusion erzeugt.

„ 15. **Homers Odyssee.** Uebersetzt von Voß. Mit einer Einleitung von Jakob Mähly.
Von Homers Epen, den hervorragendsten und unvergänglichen der Weltlitteratur, schildert die Odyssee die Irrfahrten und schließliche Heimkehr des Odysseus.

„ 16/17. **Charles Dickens** (Boz), **David Copperfield.** Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.
Der beste Roman des berühmten Romanschriftstellers und vorzüglichen Humoristen, um so anziehender und interessanter, als der Dichter darin zum Teil seine eigenen Erlebnisse schilderte.

„ 18. **Ludovika Hesekiel, Von Lieb' und Treue!** Erzählungen. Mit einem biographisch-kritischen Vorwort von Joseph Kürschner.
Die höchst originelle Art des Erzählens, die L. Hesekiel so charakteristisch von vielen ihrer Kolleginnen unterscheidet, zeigt sich in diesem Bande um so mannigfaltiger, als es eine ganze Reihe einzelner Erzählungen sind die sie bietet.

„ 19. **Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen.** Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner.
Die mehr dem Hörensagen nach, als aus der Lektüre im Publikum bekannten unglaublichen Lügengeschichten des Freiherrn Hieronymus von Münchhausen, die noch heute bei Jung und Alt allgemeinen Interesses sich freu

„ 20. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** Eingeleitet von Rudolf Borberger.
Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergänglichen Dichterpaares, eine Fundgrube erhebender Gedanken, die lautersten Offenbarungen über die Beziehung der großen Geister zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

Der erste Band der Collection Spemann, die beiden Erzählungen:

Phosphorus Hollunder

und

Zu Füßen des Monarchen

von

Louise von François,

der Verfasserin von „Die letzte Reckenburgerin" und „Stufenjahre eines Glücklichen"

enthaltend, ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes elegant gebunden zum Netto-Preise von **nur 1 Mark** vorrätig und wird dort gern zur Ansicht vorgelegt, auf Wunsch auch in's Haus geschickt.

Alle Buch- und Colportagehandlungen, Zeitungsexpeditionen ꝛc. nehmen Bestellungen auf den ersten Band und Abonnements auf den ersten Jahrgang der „Hand- und Hausbibliothek" entgegen.

Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung unter Kreuzband direkt und **franko** gegen vorherige Einsendung von **M. 1. 25 Pf.** per Band.

Stuttgart, im Mai 1881.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

4. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Rettungsboot in der Brandung.

Das neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Ankündigung.

In unendlicher Mannichfaltigkeit vollzieht sich vor den Augen des denkenden Menschen das Treiben und Ringen der Gegenwart. Neue Gebiete des Wissens und Könnens, der Industrie und Technik werden erschlossen, die geheimsten Kräfte der Natur der Gesellschaft dienstbar gemacht. Aus sonn-verbrannten Oeden schafft der Mensch Paradiese; in die Eingeweide der Erde und in die ewig düstern Schlünde des Meeres dringt er ein; vom schnaubenden Dampfrosse gezogen, eilt er durch Berge hindurch, welche seit Jahrtausenden die Länder von einander schieden, **und in einem Augenblicke kreist sein Gedanke**, getragen vom leitenden Drahte, um der Erde Rund!

Dieses rastlose Vorwärtsstreben, wie es sich in allen neuen Errungenschaften der Gegenwart darstellt, in Wort und Bild jedem Gebildeten vor Augen zu führen, das ist kurz gesagt die Aufgabe des neuen Universums. **Nicht der speziell wissenschaftlich Gebildete, sondern Jeder der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des Universums in's Auge gefaßt!** Inhaltreich, mannichfaltig und scheinbar ordnungslos wie die umgebende Welt, zeigt das „Universum" dem Leser die Errungenschaften der Gegenwart in bunter Aufeinanderfolge: hier wunderbare neue Maschinen, dort öffentliche Bauwerke, Gegenden unserer Erde, die eine Beziehung zur Culturentwicklung haben, dann wieder Apparate, welche die menschlichen Fähigkeiten vergrößern oder Unvollkommenheiten vermindern, an andrer Stelle wird in beredter Weise auf einzelne Männer hingewiesen, denen die Menschheit **einen Theil ihres Fortschrittes verdankt u. s. w. u. s. w.** Alles aber ist erläutert und dem Gemüth des Lesers näher gebracht durch zahlreiche kunstvolle Illustrationen: das Auge

Rettungsmann mit Korkjacke und Leine ausgerüstet.

Kabyle.

Digitized by Google

Digitized by Google

durch welche Eigenschaften sie in Aegypten zu Vertrauensposten (Thorwärter, Diener, Beschließer) gerne angenommen werden. Es sind dies lauter Punkte, durch welche die Barabra zu den Negern in einen förmlichen Gegensatz treten.

Bei den Barabra gehen beide Geschlechter bis zum achten oder zehnten Lebensjahre völlig nackt einher; von da an bekleiden sich die Knaben mit einem Hemde oder legen ein Stück Leinwand um die Hüften; die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheiratung einen sogenannten „Rahat". Dieser besteht in einem den Unterleib umfassenden Riemen, von welchem dünne Riemchen von verschiedener Länge herabhängen. Nach der Verheiratung legt das Mädchen den Gürtel ab und zieht Beinkleider von enger, unschöner Form an. In der Fremde trägt der Berberi die Kleidung des gemeinen Arabers oder ägyptischen Fellah. Die Männer pflegen das Haupt zu scheren bis auf ein Büschel Haare am Scheitel, welches oft in einige dünne Zöpfe geflochten wird und bedecken es mit einem weißen „Takieh", tragen weißes Hemd, Leibgurt, ziemlich enge Kniehosen und den „Ferdah", Aermere auch wohl nur letzteren, Reichere außerdem ein blaues Hemd und einen weißen Shawl turbanartig um den Takieh gewunden. Bei Frauen und Mädchen hängt das Haar in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen; diese Flechten bilden spiralförmige Locken, wenn sie aufgeflochten werden. Das Haar wird von den Weibern mit Rizinusöl reichlich eingerieben, so daß dieses, vom Kopf auf Hals und Busen träufelnd, ihre Kleidung tränkt und ihnen einen widerlichen Geruch verleiht. Arme und Füße werden mit Ringen aus Metall oder Büffelhorn geschmückt, ebenso hängen vom Ohr zwei Ringe (der eine vom Ohrläppchen, der andere vom oberen Rande des Knorpels) herunter.

Die Wohnungen der Barabra bestehen in kleinen Hütten, die aus rohen lufttrockenen Ziegeln errichtet und mit trockenen Maisstengeln eingedeckt sind. Vor jeder Hütte befindet sich ein Vorratskasten, ein aus Nilschlamm errichteter inwendig hohler Cylinder von 1—1,30 m Höhe und 60—90 cm Durchmesser. In demselben werden zum Schutz vor den Mäusen, Vögeln und Ungeziefer die Vorräte, wie Getreide, Datteln u. a., aufbewahrt. Da in Nubien der Regen selten oder gar nicht fällt, und die Sonnenwärme oft das Thermometer auf 62,5° C. hinauftreibt, so sind diese Vorratskasten trotz dem schlechten Materiale dennoch als dauerhaft und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend zu bezeichnen. Der Hausrat besteht in einigen hölzernen Bettstellen, länglichen hölzernen Rahmen, die mit Rohr überspannt sind und auf vier Füßen ruhen, einigen Krügen für Wasser und Milch, Körben, Matten aus dünnen Dattelblättern und anderen Utensilien.

Die Nahrung ist beinahe ausschließlich vegetabilischer Natur. Man baut Duchn (Holcus sorghum), Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Bamie, Tabak, Rizinus u. s. w.; nebstdem werden die Dattelpalme und Feige kultiviert. Die Viehzucht ist äußerst unbedeutend; man findet außer einigem Hausgeflügel (Hühnern und Tauben) Ochsen, Esel, Schafe und Ziegen, aber nur sofern es die Landwirtschaft erfordert. Aus dem Mehle des Duchn wird ein Getränk „Merissa" bereitet, indem man es mit heißem Wasser begießt und eine Zeitlang gähren läßt. Die gelblich-trübe, moussierende säuerlich schmeckende Flüssigkeit wird durch Zusatz einiger Kräuter zu einem berauschenden Biere, dessen Genusse die Barabra leidenschaftlich zugethan sind. Der Tabak wird in Nubien nicht geraucht, sondern mit Zusatz von etwas Soda gekaut.

Als Muhammedanern ist den Barabra die Polygamie gestattet. Natürlich können von der gesetzlichen Erlaubnis, sich mehr als ein Weib zu nehmen, nur die Reicheren Gebrauch machen. Man heiratet sehr früh (die Mädchen mit dem elften bis zwölften Jahre). Durch das frühe Heiraten, sowie die zahlreichen Nahrungssorgen und häuslichen Arbeiten altern die Weiber sehr rasch und sollen im Alter von abschreckender Häßlichkeit sein, besonders dann, wenn sie ihr gebleichtes Haar mittelst Henna zu färben versuchen, wodurch dieses hellrot erscheint. Obwohl die Frauen unverhüllt einhergehen und auch sonst den Fremden gegenüber sich frei bewegen, sind sie doch von großer Eingezogenheit und Sittenreinheit. Unnatürliche Laster, sonst im Orient sehr verbreitet, kommen unter den Barabra nicht vor und werden mit Abscheu betrachtet; nach anderen Quellen indes ergeben sich beide Geschlechter gerne den größten Ausschweifungen, und Schweinfurth versichert: „Zwar sind dem Nubier die abscheulichen Laster der Türken gänzlich fremd, aber dieselbe tierische, faule Geilheit und das gleiche Haschen nach Reizmitteln, wo die physischen Kräfte nicht mehr den Anforderungen einer unersättlichen Einbildungskraft zu entsprechen scheinen, ist ihm ebensosehr zur zweiten Natur geworden, wie bei den entartetsten Völkern des Orients." (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. II, S. 347.) Trotz ihrer Geldgier sind die Barabra durch eine auffallende Ehrlichkeit ausgezeichnet.

Diebstahl, das Nationallaster der Neger, ist ihnen völlig unbekannt; allein nicht rechtschaffener Sinn treibt den Nubier zur Ehrlichkeit; es ist eben nur der Mangel an Mut, welcher jeder seiner Handlungen innewohnt. Mut, sowohl zum Guten als zum Schlechten geht ihm gänzlich ab. Ihre rührende Verträglichkeit untereinander, das beschwichtigende Eingreifen bei ausbrechendem Streit, wozu sich jedermann berufen fühlt, entspringt gewiß derselben Quelle. Der unbändige Freiheitsdrang des Nubiers ist entschieden nur die Aeußernng eines jeglicher Ordnung widerstrebenden Geistes. Lügenhaftigkeit ist dem Nubier zur zweiten Natur geworden. (Schweinfurth, a. a. O., S. 339.) Ein weiterer Charakterzug, der nicht nur die Barabra, sondern die ganze Nubarasse auszeichnet, ist ein tiefes religiöses Gefühl; die Barabra sind Muhammedaner, welche nicht etwa den Islam nur oberflächlich bekennen, sondern auch seine religiösen Vorschriften mit Gewissenhaftigkeit erfüllen. Daneben freilich stecken sie voll Aberglauben der wunderlichsten Art, worunter der „böse Blick" ganz allgemein und das Leberessen wohl das Ungeheuerlichste ist. In betreff der geistigen Fähigkeiten verhalten sich die Nubier, wie alle dunklen Rassen. Die auf Rezeptivität beruhenden Anlagen entwickeln sich ungemein rasch, während die auf Spontaneität beruhenden ganz zurückbleiben oder doch nur langsam und unvollständig zum Durchbruche gelangen. Die Barabra sind heiter, lieben Gesang und Tanz, können auch ihr Lieblingsinstrument, die „Tambura", eine fünfsaitige Leier, stundenlang klimpern. Ihre Gewerbthätigkeit ist sehr unbedeutend und für Handel zeigen sie nicht die mindeste Befähigung. Sie leben in Dörfern unter Dorfhäuptlingen „Samilgi", und sind ihrer armen Heimat mit unbegrenzter Liebe zugethan, so daß sie das in der Fremde erworbene Geld stets zu Hause verzehren.

Nubier, Offizier der ägyptischen Irregulären.

Zu den echten Nuba sind sprachlich auch die Bewohner von Dongola zu zählen, indem das Dongolawi vom Nubischen, das in den Dialekt von Kenus und Mahas zerfällt, sich nur dialektisch unterscheidet. Nahe Verwandte der Barabra sind auch die kordofanischen Nobah oder Nuba in den Nubabergen im Süden von Kordofan, gewöhnlich als Nubaneger bezeichnet. Die Sprachen dieser Gruppe sind speziell das Tumale, welches von den Jumale oder Sumale (Plural von Umale) gesprochen wird. Seine Grenzen liegen 47 bis 48° ö. L. und 11—12° n. Br.; es hängt mit dem nördlich davon gesprochenen Teggele (Tekele) aufs innigste zusammen. Im Westen des Tumale liegt das Sprachgebiet des Koldagi oder Koldadschi nach Russegger, oder Kulfan nach Rüppell, und im Süden jenes von Scheibun. Die Nubasprache ist überdies auch über einen großen Teil des östlichen Dar Fur verbreitet, wo sie namentlich von den Kaufleuten gesprochen wird.

Digitized by Google

Die Nuba sind kraftvolle Menschen von gedrungenem Körperbau von 1,50—1,58 m Höhe, mit plattgedrückter Nase und leicht aufgeworfenen Lippen, starkem Haar- und schwachem Bartwuchs. Sie sind mit Lanzen, Keulen und Schilden, seltener mit Gewehren bewaffnet. Lanzen oder Gewehre erwerben sie meist durch Tauschhandel von den Baggara oder Dschellaba, während sie Keule und Schild selbst verfertigen. Die Keule schnitzen sie aus Babanus (Ebenholz); es sind dies sanftgebogene Stöcke, an deren einem Ende sich ein faustgroßer Knopf befindet. Für Schilde, welche die verschiedensten Formen haben, verwendet man alle Gattungen Antilopenhäute, jedoch sind solche von Giraffenhaut die beliebteren und wertvolleren. Die ganze männliche Bevölkerung, mit Ausnahme der von Gebel Delen, geht vollkommen nackt, während die Weiber einen etwa 20 cm breiten Baumwollstreifen über die Schamteile tragen.

Der „Kudjur kaijkum" ist politisches und kirchliches Oberhaupt zugleich und unter seiner Leitung stehen vier vom Volke gewählte Kudjur. Jeder derselben hat seinen eigenen Schutzgeist, der bei wichtigen Gelegenheiten in ihn fährt, um aus seinem Munde zu sprechen. So z. B. hat der Kudjur kaijkum von Gebel Delen den Arut el nimmer (Geist des Panthers) und vertritt bei den vier religiösen Hauptfesten die Stelle eines Propheten. Zu diesem Zwecke ist eine Art Betschemel im größeren Maßstabe errichtet, über dessen Oberfläche ein Pantherfell gebreitet ist. Indem er nun die Stufen dieser Tribüne ersteigt, beugt er sich über das vor ihm ausgebreitete Fell und ahmt den Schrei des Panthers nach. Bald darauf fährt der dadurch gerufene Arut el nimmer (Geist des Panthers) in ihn und nun verkündet der Kudjur kaijkum unter Verzückungen des Volkes künftiges Schicksal. Während dieser Zeremonie dürfen nur die Aeltesten des Volkes sich in die Nähe des weissagenden Kudjur begeben, um die Offenbarungen des guten Geistes direkt aus dessen Munde zu vernehmen, und diese haben es dann dem Volke mitzuteilen. Die Nuba glauben an die Unsterblichkeit der Seele, haben jedoch keine bestimmten Gebete oder befohlenen Religionsausübungen. Die Haare des Kudjur kaijkum werden heilig gehalten und niemand darf sie berühren, ohne der Rache des „guten Geistes" anheim zu fallen. Natürlich wäre der Kudjur selbst der Rächer des „guten Geistes", der ja durch diesen nur mit dem Volke verkehrt, doch ist es den Erzählungen der Nuba zufolge bis heute noch keinem Unterthanen eingefallen, die „heiligen Haare" zu betasten. Heiraten können nur von dem Kudjur kaijkum geschlossen werden, welchen man durch Geschenke dafür zu gewinnen sucht, auch kann man mit seiner Bewilligung die Frau eines anderen heiraten, doch muß man deren Kinder mit in den Kauf nehmen. Je nach dem Reichtume besitzt der Nuba mehr oder weniger Weiber, da, wie gesagt, die Heiratsbewilligung durch Geschenke erkauft werden muß. Bei vorkommenden Streitigkeiten seiner Unterthanen entscheidet der Kudjur kaijkum selbst und sein Urteil ist unwiderruflich; ebensolche Gewalt hat er bei Entscheidung zwischen Krieg und Frieden. Die durch Krieg erworbene Beute (Kriegsgefangene, Pferde ꝛc.) sind sein Eigentum, ebenso die Felle der auf der Jagd erlegten Tiere.

Die üppige Vegetation gewährt jeder Art von Tieren reichliche Nahrung und bietet der demzufolge reichliche Wildstand großen Jagdgewinn, der aber mehr von seiten der benachbarten Baggara ausgenützt wird. Der Hauptgrund, weswegen die Nuba weniger die Jagd betreiben, ist einzig und allein die große Zahl ihrer Haustiere. Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, von welchen selbst der Aermste einige besitzt, liefern alles Notwendige und zwar in solchen Massen, daß es die Nuba nicht nötig finden, sich Fleisch und Häute durch die immerhin beschwerliche Jagd zu erwerben. Das Augenmerk ist auf Vermehrung der Milchkühe und Ziegen gerichtet, ohne jedoch darauf besondere Sorgfalt zu verwenden. Durch den Verkehr mit Kordofan haben die Nuba den Wert des Geldes kennen gelernt, doch sind es nur zwei Münzen, welche von ihnen genommen werden, und zwar der türkische Medschidiethaler und der türkische Silberpiaster. Im Lande selbst ist noch Tauschhandel und wurde die Geldzirkulation erst eigentlich im Anfange des Jahres 1875 durch katholische Missionäre eingeführt. Die Preise der zum Verkaufe gebrachten Tiere waren jedoch unverhältnismäßig hoch. Man verlangte für eine Kuh 24—30 M., für ein mittelgroßes Schaf oder eine Ziege 3 M. Die durch diese Tiere erhaltene Milch wird teils frisch, teils im sauren Zustande getrunken und der Rest der auf solche Weise nicht konsumierten Milch einfach weggeschüttet, da man Käsebereitung nicht kennt. Im Verhältnis zur Viehzucht steht die Landwirtschaft auf keiner höheren Stufe. Außer Durrha wird noch etwas Melochie und Bamian gebaut und diese drei Kulturpflanzen machen den ganzen Stand der Landwirtschaft aus. Jedermann kann sich nach Belieben den Ort, der ihm zum Ackerbau geeignet scheint, wählen

Digitized by Google

und damit nach Gutdünken verfahren. Die Zeit des Anbaues ist während der Monate Mai und Juni. Hierzu werden die Bäume, wenn sich solche auf dem zum Anbau bestimmten Platze befinden, mit Aexten gefällt, während man das Unkraut vermittelst eines eigenen Werkzeuges entfernt und zugleich die Erde lockert. Dieses besteht aus einem etwa einen Meter langen, mit Handgriff versehenen Holzstiele, an dem vorne ein beinahe halbmondförmiges, ziemlich scharfes Eisenplättchen befestigt ist. Mit diesem stößt nun der Arbeiter vor sich in die Erde, zerschneidet oder zerstößt auf diese Weise das Unkraut und lockert dabei zugleich etwas die Erde. Der Same wird dann in die entstandenen Furchen gestreut und mittels des Fußes mit Erde leicht überdeckt; das weitere wird der Natur überlassen. Die Bestellung des Feldes besorgt der Mann im Vereine mit seinen Weibern, doch sind sämtliche Leute verpflichtet, ihrem ersten Oberhaupte (Kudjur kaijkum) das Feld zu bebauen, wogegen er die Arbeiter während der Zeit ihrer Thätigkeit auf seinen Feldern mit Merissa versorgt.

Zu den Nuba sind höchstwahrscheinlich auch die Bewohner der ägyptischen Provinz Sennar zu zählen, doch ist dies nicht vollkommen sicher. Am zahlreichsten und ausgebreitetsten unter diesen Schwarzen sind die Fundsch oder Funje (Singular Funge), ein Eroberervolk, das im Verein mit den südlichen Nachbarn, den Schilluknegern, vielfache Züge unternommen und sich namentlich im Norden auch außerhalb des Landes festgesetzt hat. Robert Hartmann erklärt diese Fundsch für echte Neger, was nicht unsere Ansicht ist, denn dazu fehlen ihnen viele charakteristische Merkmale. Nach Ernst Marno können wir hingegen sowohl in linguistischer und anthropologischer Beziehung als auch teilweise durch die eigenen Angaben der Eingeborenen die hochsennarischen Völkerstämme als ein zusammengehöriges Ganzes betrachten, welches in seinen einzelnen Gliedern die Uebergänge von dem arabischen Typus zu dem der innerafrikanischen und subäquatorialen Negerrasse gleichsam vermittelt. Marno giebt folgende Zusammenstellung der Völker von Sennar, welche wir hier anführen wollen:

1) Die Hammedsch in drei Gliedern und zwar
   a. den eigentlichen Hammedsch von Roseres und Fassogl,
   b. den Fundsch in den Bergen Hochsennars,
   c. den Tabi, am Westufer des Blauen Nil.
2) Die Bertat südlich und westlich von Fassogl bis am Tumat und Jabos.
3) Die Gumus in den Bergen südlich und östlich von Fassogl an den beiden Ufern des Blauen Nil.
4) Die Burum, die heidnische Bevölkerung der südlichen Berge Sennars gegen den Sobat und Jabos zu. Diese Burum, deren fruchtbares Land südlich vom alten Fundschgebiete und westlich vom Dar Bertat liegt, sind ein schön gewachsener, muskulöser, kräftiger Menschenschlag; ihr krauswolliges Haar färben sie mit Ocker rot und die Angeseheneren tragen einen Lendenschurz von gleicher Farbe. Sie führen große Bogen und vergiftete Pfeile, sowie von Widerhaken starrende eiserne Lanzen, welche im südlichen Dar Burum, an den Ufern des Jabos, verfertigt werden sollen.
5) Die von uns schon geschilderten Dinka in den Uferländern des Weißen Nil, Jabos und Sobat; die an diese südlich angrenzenden Dinka zeigen bereits den dolichokephalen, prognathen Negertypus in der ausgeprägtesten Form.

Digitized by Google

Die Hammedsch haben sich seit langer Zeit mit dem arabischen Blut vermischt, so daß von reiner Rasse hier kaum mehr die Rede ist. Dieser Umstand scheint jedoch nichts weniger als günstig zu wirken, indem speziell in dieser Mischung gerade die Fehler beider hervortreten, die Arbeitsscheu, Indolenz und Unreinlichkeit der Araber mit den schlimmeren Eigenschaften der Neger. Die Dörfer, häufig aus sehr liederlich und leicht errichteten Tukul bestehend, liegen inmitten großer Misthaufen; alles zeugt von der größten Nachlässigkeit und Faulheit. Auf dem „Angareb" (Ruhebett) liegen, Merissa trinken und der Jugend singen und tanzen zusehen, ist die Lieblingsbeschäftigung der Männer. Die Hammedsch haben heutigen Tages mit den Arabern Kleidung, Sitten und Nahrungsweise gemein, selbst ihre Sprache ist in dieser Gegend durch die arabische verdrängt.

Außer der Durrah wird von den Hammedsch auch viel Mais gebaut. Der Landbau beschränkt sich auf dasjenige Terrain, welches in der Regenzeit in der Nähe des Flusses von diesem überflutet wird; zu künstlicher Bewässerung des Bodens ist das Volk zu träge. „An den Flußufern wird auch Baumwolle, „Bamieh" (Hibiscus esculentus), Tabak, Wassermelonen und Gurken gepflanzt. Rinder, Schafe und Ziegen werden in großer Zahl gezüchtet, ebenso Hühner. Da das Kamel hier nur in der trockenen Jahreszeit gehalten werden kann, scheint es von untergeordneter Wichtigkeit, an seine Stelle treten in der Regenzeit als Lasttiere Ochsen und Esel. Die ganze Industrie erstreckt sich auf das Weben von sehr grobem Zeuge aus der selbstgewonnenen und zubereiteten Baumwolle; kaum der Rede wert ist die einheimische Eisenindustrie, sie beschränkt sich auf die Anfertigung von Lanzenspitzen und Messern.

Reiner haben ihre frühere Ursprünglichkeit in Sprache und Sitten die Fundsch bewahrt. Die Verwandtschaft dieser mit den übrigen schwarzen Völkern Sennars, wie mit den Schilluk, Burum, Gumus, Bertat, Dinka, geben sie selbst zu, indem sie dieselben als ihre Brüder, d. i. Stammesverwandte bezeichnen. Beachtenswert ist die Thatsache, welche Marno konstatiert, daß die Fundsch und Burum sich mit den Dinka verständigen, ohne daß eine Partei die Sprache der anderen spricht; eben die weitgehende Aehnlichkeit beider Sprachen ermöglicht hier das Verständnis. Dem äußerlichen Bekenntnis nach sind die Fundsch bereits Muhammedaner, ohne sich indes um die Pflichten und Satzungen, welche der Islam vorschreibt, viel zu bekümmern. Tief eingewurzelt ist ihr Glaube an Geheimmittel und Zauberei. Unter den Fundsch findet man die zahlreichsten Zauberer, sowohl gute als böse. Die Zauberer können sich nach ihrer Meinung mit Hilfe des bösen Geistes in Hyänen verwandeln, streifen als solche zur nächtlicher Zeit unter schauerlichem Geheule herum und halten ihre scheußlichen Mahlzeiten und Belustigungen ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch dann muß man sich vor ihnen in acht nehmen, indem sie durch ihren bösen Blick die Eingeweide, wie die Extremitäten, Hand, Fuß, verhexen können, so daß diese verdorren und der davon Betroffene unter unsäglichen Qualen zu Grunde geht. Wie diese Zauberer den Menschen schaden können, so giebt es dagegen auch wieder Heilige, welche mit Hilfe des Allbarmherzigen die schädlichen Einwirkungen zu bannen vermögen. Glaubt jemand, von einem Zauberer krank gemacht worden zu sein, so geht er zu einem Fakir, welcher ihm Koransprüche auf Papier aufschreibt, dasselbe dann verbrennt und den Kranken davon den Rauch einatmen läßt.

Südlich von Fassogl am westlichen Ufer des Blauen Nil beginnt das Dar Bertat und zieht sich längs den Ufern des Tumat südlich fünf Tagereisen bis an den zwischen den Bergen Beledafa und Belbissu fließenden Selka, an dessen südlichen Ufern das Dar Bembeschi beginnt, welches aber noch von Bertatnegern bewohnt ist. Die Bertat (in der Einzahl: Berta), scheinen, soviel sich aus der bei wilden Völkern bestehenden Unveränderlichkeit der Sitten schließen läßt, schon den Alten bekannt gewesen zu sein. Plinius gedenkt der Ipsodoreä, welche sich mit Ockererde bemalen, wie dies noch heute die Bertat thun, und Ptolemäus erwähnt der Ptoemphanoi, welche einen Hund zum Könige haben. Nun ist es ein altes Herkommen bei den Bertat, daß sie alljährlich ihre Könige einem öffentlichen Gerichte unterziehen; besteht der König dasselbe, so wird ein in seiner Nähe angebundener Hund getötet, im entgegengesetzten Falle aber der König erdrosselt. Dem Aeußeren nach müssen die Bertat als eine noch ziemlich hochstehende Rasse bezeichnet werden. Die Extremitäten stehen mit dem übrigen Körper in mehr harmonischem Einklange, als dies bei den umwohnenden Negern, den Schilluk, Dinka, Nuer der Fall ist, deren schmaler Thorax, lange Hände und Füße denselben ein spindeliges, dürres Aussehen verleihen. Der Schädel und das Gesicht zeigen den dolichokephalen, prognathen Typus der Negerrasse, ohne jedoch denselben in seiner vollendeten Ausbildung darzustellen, und es stehen in dieser Beziehung die Bertat zwischen den Hammedsch-Fundsch

Digitized by Google

und den Negerstämmen am Weißen Nil. Die Männer sind im ganzen schöner als die Weiber, gerade das Gegenteil von dem, was bei den Dinka zu beobachten ist. Das Haupthaar ist vließartig, krauswollig, wird aber häufig ganz oder bis auf einen Büschel am Scheitel geschoren, mit Ockererde rot gefärbt und mit Federn, Haarbüscheln und Hautstreifen verziert, während das Haar der Weiber geschoren, aber auch häufig in vielen kleinen und kurzen Zöpfchen geflochten und wie das Haar der Nubier getragen wird. Als einzige Kleidung tragen die Männer einen schmalen Riemen um die Lenden, der rückwärts in zwei Zipfeln herabhängt und die Aehnlichkeit mit Tierschwänzen hat; die Weiber binden sich um die Hüften ein bis an die halbe Wade reichendes grobes Zeugstück, das mit Ockererde rot gefärbt ist. Beide Geschlechter tättowieren sich und tragen um den Hals Talismane von Affen- und Leopardenzähnen und Glasperlen als Schmuck.

Die Waffen der Bertat bestehen aus mehreren leichten Lanzen und verschieden geformten hölzernen und eisernen Hieb- und Wurfwaffen. Die Scheiche und die reicheren Leute besitzen wohl auch Feuerwaffen, jedoch von sehr geringer Tauglichkeit. Einen wohlthätigen Kontrast gegen die von Schmutz erfüllten Dörfer der Bewohner am Blauen Fluß bilden die meist an den Bergabhängen errichteten reinlichen Dörfer der Bertat, deren Hütten wegen Feuersgefahr meist weit auseinander stehen. Die Form derselben ist zwar dieselbe wie im ganzen Sennar, cylindrisch mit kegelförmigem Dache, aber die Ausführung zeigt hier viel mehr Genauigkeit, Sorgfalt, ja sogar Komfort. Selten begnügt sich eine Familie mit einer einzigen Hütte, sondern baut sich in der Regel mehrere, eine für den Hausvater, je eine für die Frauen, andere Hütten sind bestimmt für den Unterstand des Viehes, für Aufbewahrung der Getreidevorräte u. s. w. Ein solches Hüttenwerk wird dann regelmäßig mit einer Dornhecke umfriedet. Vor dem Eingange zu den Wohnhütten befindet sich eine Veranda zum Aufenthaltsorte der Familie in der heißen, trockenen Zeit. Diese Veranden gleichen denen bei den Barea und Kunama in Nordostafrika. (Vergl. Munzinger, Ostafrikanische Studien, Schaffhausen, 1864, S. 505 ff.)

Das Familienleben gleicht dem der übrigen Völker Sennars. Polygamie und Konkubinat mit Sklavinnen bei denjenigen, die es bestreiten können, sind allgemein Sitte. Die Untreue des Weibes soll regelmäßig mit dem Tode bestraft werden. Blutrache ist allgemein. Um die Leichen der erschlagenen Feinde wird ein Kriegstanz aufgeführt und den Gefallenen schlägt man die Köpfe ab, welche dann als unantastbare Trophäen die Spitzen der Hütten und der nächsten Bäume schmücken. Der Berta hat mit seinen verwandten Völkern den Abscheu vor jeder Arbeit gemein. Wie bei den Völkern am Weißen Nil baut man auch hier gerade so viel Durrha zur Regenzeit, als man ungefähr zu verbrauchen meint, bereitet daraus Merissabier und die festlichen Gelage nehmen zur Erntezeit kein Ende; man vergißt dabei nur allzuhäufig, das Saatkorn für die nächste Aussaat zurückzubehalten. So geschieht es, daß in Zeiten der Not für eine Eselsladung Durrha zwei bis drei Kinder verkauft werden. Der Hauptreichtum an Vieh besteht in Ziegen, Schafen und Eseln; Rinder und Kamele werden nicht gezüchtet.

Obwohl dem Berta religiöse Begriffe gänzlich abgehen, er auch keine Gottheit kennt, so ist er doch sehr dem Aberglauben ergeben. Gewissen Wurzeln, Kräutern und Tierteilen werden übernatürliche Wirkungen zugeschrieben und zwar sowohl von den heidnischen Bewohnern als auch denen, welche sich äußerlich dem Islam zugewendet haben. (Vgl. Ernst Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1859 — 1873. Wien 1874. 8°.)

So wie bei den Hammedsch, Fundsch und Bertat ist auch bei den Schangalla am Takazze und Atbara, deren Sprache Dalla genannt wird, die Zugehörigkeit zur Nubaraſſe noch nicht ausgemacht. Robert Hartmann erklärt auch sie für Neger, und damit übereinstimmend rechnen andere sie zu den Schilluk. Es sind wilde Jäger, Räuber und Fischer, welche die Sumpf- und Waldgegenden am Fuße des abessinischen Hochlandes bewohnen, zum Teil in Klüften und Höhlen hausen und meist mit den umgebenden kultivierten Völkern in ewiger Fehde leben. Dagegen kann man mit größerer Sicherheit zur Nubaraſſe die Wakuafi oder Eloikob, dann die Masaistämme rechnen, von welchen die

Digitized by Google

ersteren vom 2.° n. Br. bis zum 4.° s. Br. im Innern in einer Ausdehnung von etwa 7—8 Längengraden wohnen. Der Hauptsitz der Masaistämme, welche eine von jener der Wakuafi bloß dialektisch verschiedene Sprache reden, ist das Land Serengeddi. Beide Stämme werden den Somal ähnlich beschrieben, von großer, schlanker Statur, heller Hautfarbe und schlichtem, nicht wolligem Haar, wodurch sie sich ebenso bestimmt von den Negern als auch von den Bantu unterscheiden. Zu den Wakuafi gehören der Sprache nach die Wandurobo und die Elkonono, und zu Masai die Waman, wahrscheinlich Völker, die von den beiden in Rede stehenden Stämmen unterworfen wurden und deren Sprache angenommen haben.

Die Wakuafi sind ein Hirtenvolk, dem der Landbau ganz unbekannt ist. Die Abneigung gegen letzteren ist so groß, daß Wakuafisklaven, wenn sie bei den Suaheli der Küste zum Landbau verwendet werden sollen, sich entschieden weigern, eine solche Arbeit zu verrichten. Infolge dieser Beschäftigung leben die Wakuafi in beständigem Krieg mit den umwohnenden Ackerbau treibenden Völkern, deren Herden sie überdies von Zeit zu Zeit plündern. Sie wohnen in Dörfern, die mit Dornhecken und Palissaden umgeben sind. Die Hütten sind mit Fellen und Kuhdünger eingedeckt. Man wechselt alle vier oder fünf Monate die Stelle, um frisches Gras und Wasser zu finden, wobei die Habseligkeiten den Lasttieren aufgeladen werden. Die Viehstücke einer jeden Familie sind mit bestimmten Merkmalen versehen, durch die man sie aus der Zahl der Herden, welche einem Stamme gehören, alsogleich erkennt. Die junge Mannschaft zwischen 20 und 25 Jahren ist immerdar auf der Wache, auf der Jagd oder im Kriege beschäftigt. Die Verfassung der Wakuafi ist streng patriarchalisch mit Häuptlingen („Elkimirischo") an der Spitze. Dabei hat der Zauberer („Oleibon") einen großen Einfluß auf den Gang der Unternehmungen, welche stets nur nach dem, was er aus den Eingeweiden der Tiere herausgelesen, eingeleitet werden. Ihre Waffen sind Speer und Schild. Der letztere ist sehr groß und schützt sie hinlänglich vor den Pfeilen ihrer Feinde. Aber auch vor den Feuergewehren der Suaheli zeigen sie keine allzugroße Furcht. Sie pflegen sich in diesem Falle zu Boden zu werfen und zu warten bis der Feind seine Munition verschossen hat, worauf sie sich erheben und mit ihren Speeren erbarmungslos morden. Sie kämpfen oft mehrere Tage ohne Nahrung zu sich zu nehmen oder zu rasten, und hören nicht früher auf, als bis sie den Feind überwunden haben oder gänzlich geschlagen worden sind. Innerhalb der Familie herrscht Polygamie. Die Braut wird mit einer Anzahl von Rindern vom Bräutigam erkauft. Jede Frau hat für sich und ihre Kinder eine bestimmte Anzahl von Viehstücken zur Nutznießung angewiesen. Die Tracht beider Geschlechter besteht in einem ledernen Rocke, welcher die Brust bedeckt und an die Knie hinabreicht. Man färbt das Leder rot oder gelb durch den Aufguß zweier Baumrindenarten. An den Knaben wird die Beschneidung, jedoch in ziemlich später Zeit, vollzogen. Was die religiösen Ideen anbelangt, so herrscht der Glaube an ein höchstes Wesen, welches „Engai" (Himmel) genannt wird. Doch wendet man sich mit den Bitten und Opfern nicht direkt an dasselbe, sondern an „Reiterukob", eine Art von Gottheit, welche daher im gewöhnlichen Leben ein viel größeres Ansehen als Engai selbst genießt. Die Nahrung besteht aus Milch und deren Produkten, teils auch aus dem Fleische der geschlachteten Tiere. Als berauschendes Getränk ist eine Art Honigbier sehr beliebt. Der Tabak wird, wie in Nubien geschnupft. Tanz und Musik, die im Leben der ackerbautreibenden Völker eine so große Rolle spielen, sollen den Wakuafi beinahe unbekannt sein. Ihr einziges Musikinstrument ist das Kuhhorn, welches sie zum Kriegszuge einladet. (F. Müller, Allg. Ethnogr. S. 487—489.)

Die kriegerischen Masai sind nur sehr wenig bekannt, doch hat P. Horner, welcher einige Individuen zu sehen Gelegenheit hatte, das Nachstehende über sie erkundet. Auf dem Kopfe tragen sie einen sehr breiten Federbusch; Schultern und Füße sind mit Zebrafällen geschmückt und die Lenden mit einem Ziegenfell umgeben. Der Krieger trägt einen enorm großen Schild aus Büffelhaut, eine 2,30 m hohe Lanze und, wenn er einen Sieg davon getragen, einen etwa 2,60 m hohen Stock mit Ziegenhaaren und Vogelfedern verziert. Auch die Masai sind Nomaden und leben beständig in Krieg. Sie machen einen Schnitt in die Haut ihrer Ochsen und trinken das warme Blut; dann verbinden sie die

Digitized by Google

Wunde wieder; sie trinken auch die Milch ihrer Kühe, vermischen sie aber mit Ochsenblut. Aus Wegerich sollen sie Wein bereiten. Die Rinde dieser Pflanze dient zur Verfertigung von Stoffen, welche die Frauen und Häuptlinge tragen. Die Ehe ist ein tierisches Zusammenleben. Die Häuptlinge haben das Recht, die jungen Mädchen unter dem Vorwande von Tribut in Anspruch zu nehmen und sie selbst versehen ihre Diener mit Frauen, die sie im Kriege gefangen. Frauen, die sich schlecht betragen, werden als Sklaven verkauft oder gegeißelt; die Väter können ihre Kinder verkaufen wie sie wollen. Die Häuptlinge der Masewe und Masawa, beides Stämme der Masai, lassen sich von Frauen ohne alle Bekleidung bedienen. Wenn eine ihren Dienst schlecht versieht, so schneidet man ihr zuerst einen Finger ab, einen anderen morgen und so andere Glieder eines nach dem anderen, bis sie dem Schmerze unterliegt. Um die Frauen ihres Ranges würdig zu machen, fängt man im zartesten Alter an, sie mit Milch zu übersättigen und treibt es so weit, daß sie wegen Ueberfüllung nicht mehr stehen und wie Vierfüßler sich bewegen. Die Masai haben glatte Haare und lichte Hautfarbe. Uebrigens ist das sehr große Masailand von verschiedenen Stämmen bewohnt, deren Gebräuche und Sitten mehr oder weniger voneinander abweichen. (Horner, Reisen in Zanguebar in den Jahren 1867 und 1870. Regensburg 1873. 8°. S. 202—205.) So sitzen z. B. in Kikujo auch Masai, aber ein ackerbautreibender Stamm derselben, der seiner Beschäftigung entsprechend friedlich gesinnt ist und mit seinen kriegerischen und räuberischen Brüdern in Feindschaft lebt.

Nordwestlich vom Massiv des Kilima-Ndscharo und südwestlich von dem von Europäern noch nicht besuchten Baringosee gelangt man zu den Kavirondo, welche sich bis an den Ukerewesee erstrecken, dessen östliches Ufer sie zu bewohnen scheinen. Die Kavirondo sind Ackerbauer und ziehen Mtama, verschiedene Erbsenarten, Bataten, Maniok und Bananen; sie besitzen einen großen Viehreichtum: Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner. Von dem „großen Wasser" her (Ukerewesee) bringen sie sehr große Fische zu Markte; jenen See sollen sie mit „Schombos" befahren. Neben ihrer friedlichen Beschäftigung sind sie auch sehr kriegstüchtig und ihren räuberischen Nachbarn, den Wakuafi, überlegen. Sie sind mit langen Speeren, die eine kleine eiserne Spitze tragen und einem Schilde bewaffnet. Ihre Häuser sind Doppelhäuser, aus Holz und Lehm gebaut und mit Gras bedeckt; sie haben eine runde Form und sind sehr geräumig; in dem größeren Umkreise werden die Rinder ꝛc. untergebracht. Ihre Städte umgeben sie mit Palissaden, innerhalb deren man bis zu 300 Häusern zusammenfindet. Sie gehen völlig unbekleidet und tragen langes Haar; die Vorderzähne im Unterkiefer werden ausgerissen. Rohes Fleisch und das noch warme Blut der geschlachteten Tiere ist ihre tägliche Speise; eine Brühe von Wasser, Mtamomehl und Harn ihrer Rinder ist ein Lieblingsgericht. Ueberhaupt spielt der Harn der Rinder in ihrem Haushalte eine große Rolle; mit Blättern gemischt dient er zu Einreibungen der Haut, und die Speisen werden häufig an Stelle des Salzes mit ihm gewürzt. Doch gewinnt man auch Salz aus gewissen Pflanzen. Den Mist der Rinder gebraucht man zum Brennen. Nördlich von den Kavirondo und unweit Samburu wohnt das Zwergvolk der Suku, welche, obwohl klein, doch Furcht und Schrecken verursachen und wegen ihrer Räubereien gefürchtet werden. Sie sind mit Speer und Schild bewaffnet und kommen nicht selten nach Samburu, um Vieh fortzunehmen.

In den gleichfalls noch lange nicht genügend erforschten Regionen im Norden und Osten der Masai, in dem Gebiete längs dem Tanafluſſe und der Küste bis zum Kilima-Ndscharo hat man es — abgesehen von Arabern, Suaheli, Wanika und einigen kleinen, südlich und an der Küste sitzenden Stämmen — besonders mit fünf Völkern zu thun, mit den Somal, den Wagalla, Wapokomo, Waboni und Wassaniä. Seit von der Deckens und Brenners Reisen, welche sich in diesen Gegenden nicht über Ngao hinaus erstreckten, änderten sich einzelne Völkerstände ganz erheblich. Die Somal sind das herrschende, mächtigste dieser Völker geworden; sie drangen mordend und plündernd über den Juba bis zum Tana und Sabaki, die einst vom Sabaki zum Juba sich ausdehnenden Wagalla vernichtend und vor sich hertreibend. Letztere zeigen sich seit ihren großen Niederlagen als dezimiertes, schwaches, in vieler Hinsicht ganz

Digitized by Google

verkommenes Volk. Infolge jener über sie verhängten Trübsal besserten sie sich in bezug auf friedlichen Verkehr aber ganz entschieden. Jetzt sind Araber und Suaheli, an der Küste sowohl als im Innern, frei von ihren früher so frechen, anmaßenden Belästigungen. Der sonst so stolze Galla, dem außer Fleisch, Blut und Milch seiner Rinder, andere Genußmittel ein Greuel waren, der mit Spott und Hohn auf Arbeitende, namentlich auf Ackerbauer herabblickte, ist jetzt verarmt und verrichtet Dienste als Hirt bei den Küstenbewohnern oder verdingt sich denselben als Lastträger und Feldarbeiter; ja sie sollen sogar am Sabaki, zur Deckung eigenen Bedarfs und für Handel, Reis- und Mtamafelder angelegt haben. Unter den Wagalla, und zum Teil auch unter den Somal, leben zerstreut Waboni, Wassaniä und Walangulo. Diese Stämme, einst vor den Wagalla mächtig in diesen Ebenen und von ihnen so verdrängt und unterdrückt wie gegenwärtig die Wagalla von den Somal, ähneln im Aeußeren, in Sprache und Sitten den Wagalla. Nicht so die Wapokomo, welche mit den letzteren, ihren Herren, nur die braune Hautfarbe gemein haben. Gestalt, Sprache, Sitten weichen weit von diesen und jenen der ihnen untergebenen Stämme ab; sie neigen darin weit mehr zu Suaheli, Wanika, Wakamba und Wadschagga. Die Wapokomo sind kräftige, schöngewachsene, große Menschen; viele ihrer Männer und Frauen messen an 2 m in der Höhe. Die Kopfbildung ähnelt derjenigen der Wanika, Wakamba und Wadschagga; nur sind sie im allgemeinen beleibter und bilden auch in dieser Hinsicht einen herben Gegensatz zu den überaus schlanken, dürrwadigen Wagalla. Zu den Negern zählen die Wapokomo nicht, obwohl ihr Haar kurz und gekräuselt ist. Das ganze Volk teilt sich in vier Familien, welche sich auch durch leichte sprachliche Abweichungen bemerklich machen. (Petermanns Geogr. Mitt. 1881, S. 15—17.)

Was nun die Wagalla oder Orma, d. h. die Heimatsuchenden, wie sie sich in ihrer eigenen Sprache nennen, betrifft, so scheinen die Quellen dieses mächtigen Volksstromes in den Bergen Südabessiniens und des östlichen äquatorialen Afrikas und in den weiten Plateaus, aus denen sie sich erheben, ihren Ursprung zu haben. Diesen Stammsitz halten sie jetzt noch inne. Ein Arm dieses Stromes ergoß sich südlich über schwächere Neger und bildete mit ihnen Masai, Wakuafi, Wanika, Wadoe und andere Stämme, bis er den von Süden andringenden Verwandten der großen Kafferrasse begegnete, die seinem Weiterschreiten entgegenstanden. Ebenso im Südwest und West, im Seen- und Nilgebiet. Nördlich verbreiteten sich die Orma als Somal, Afer oder Danakil und Schoho, vielleicht gar, daß die Hababvölker, die Bischarin und Hadendoa noch in das System dieses Volksstammes gehören. Gegen Abessinien hin scheint seine Scheide weniger scharf ausgeprägt. Die Zusammengehörigkeit dieser Völker läßt sich anthropologisch, sowie in einigen, allen gleichen Gebräuchen, dann durch die Sprachverwandtschaft vermuten und Friedrich Müller vereinigt sie zur äthiopischen Familie der hamitischen Völkersippe. Innerhalb dieser ward der Somali, als der Islam auftrat, der eine scharfe Grenze zwischen Gläubigen und Heiden zog, immer mehr von seinem Urstamm, dem der Orma, entfremdet und überzog dessen Gebiet mit Feuer und Schwert, trotz der ungemein nahen Verwandtschaft

Digitized by Google

zwischen Somal und Galla, indem sich die beiderseitigen Idiome innerhalb des hamitischen Sprachkreises fast wie Dialekte zu einander verhalten. (Mitteil. der anthrop. Gesellsch. in Wien, 1870, Bd. I, S. 11.) Vom Neger ist der Somali, wie auch Rigby nachwies (Transactions of the Ethnoological Society of London. New Series. Bd. V, S. 91—95), sowohl sprachlich wie leiblich zu trennen.

Die äußere Erscheinung der Somal (Plural zu Somali) ist sehr verschieden. Die Gudabursi, welche die Farbe von Milchkaffee besitzen, haben zuweilen fast ganz kaukasischen Typus, die Isa dagegen, die sich das Körperhaar auszureißen pflegen, gehören, wie der britische Reisende Richard Burton versichert, zu den schwärzesten und häßlichsten. Nach Christopher sind die Mugdascho schwarz und von krausem Haar, aber von regelmäßigem Körperbau und Gesicht, haben gerade Nasen und nicht dicke Lippen. Burton, welcher hauptsächlich die nördlichen Somal schildert, sagt, daß sie einen mehr langen als runden Kopf haben, große wohlgebildete Stirn, große schöne Augen und Augenbrauen, vorstehende Backenknochen und Unterkiefer, dicke Lippen und vorstehendes Kinn, meist schlechten Bart. Das Haar ist hart, schlicht, geringelt und von nur mäßiger Länge, wird verschieden aufgeputzt und mit Kalk erst gelblich, dann rot gefärbt. Ueber die östlichen Somal hat der Franzose Guillain die ausführlichsten Mitteilungen gemacht. Darnach ist die Farbe schwarzrot. Ihre Stirn ist hoch, an den Schläfen merklich eingedrückt; die Haare sind schwarz, kraus, ebenfalls Augen schwarz, die Nase ist kurz, der Mund groß, die Lippen sind etwas dick. Im allgemeinen ist das Gesicht weder lebhaft noch angenehm.

Kopfhalter der Somal.

Nach J. M. Hildebrandt sind die Somal ein Mischvolk, in welchem man, trotz einer gewissen Nationalähnlichkeit, dennoch eine bedeutende Divergenz der Endpunkte zweier Typenreihen gewahrt. Die einen zeigen ein Verharren am Afrikanischen; sie sind charakterisiert durch flache Stirn, Jochscheitel, stumpfe, breite, flügelige Nase, wulstige Lippen, prognathen Unterkiefer und Zähne, krauses kurzes Haar. Der Bart fehlt meist oder ist nur schwach zur Seite des Kinnes ausgebildet. Die Gestalt ist plump, untersetzt mit kräftigen Gliedmaßen. Hautfarbe stets sehr dunkel. Die andere Gruppe deutet auf eine Annäherung des Afrikanischen ans Semitische. Ihre Repräsentanten zeigen eine hohe, seitlich schmale Stirn, bei hervorragendem Scheitel, leicht gekrümmte Nase mit weniggroßen Oeffnungen, Jochbein vorstehend, Augen tiefliegend, klein; Mund gut geschnitten, Unterlippe zuweilen etwas hängend, Kinn schmal, Zähne regelmäßig, wenig vorstehend, lockiges nicht krauses Haar, das bis 50 cm lang, etwas starr ist; zuweilen einen stattlichen, meist jedoch wenig entwickelten, seitlichen Kinnbart, Gestalt auffallend schlank, oft über 2 m hoch, Extremitäten mager, sehr auffällig lang, Hüften der Weiber schmal, Hautfarbe sehr wechselnd, von lichtbraun bis tiefdunkel. Dieser letztgenannte Typus ist der bei weitem vorherrschende und zugleich jener, welchem sich der andere, negerartige, von selbst unterordnet. (Zeitschrift für Ethnologie 1875 S. 3.)

Die einzelnen Abteilungen der Somal, nach Kapitän Cruttenden, lassen sich sämtlich in die zwei großen Edur- und Darrud-Gruppen einteilen; indes hat Guillains Einteilung mehr Beifall errungen: dieser unterscheidet 1) die Adschi von Seila bis zum Ras Aswad im Osten und zum Denokfluße im Westen und Südwesten; zu ihnen gehören die Mijertheyn, die Warsangeli oder Wer-Singelli, Lulbahanteh, Dechtschischeh, Tiuleh und Gobtanleh; 2) die Hawijah, südlich davon, bis zum Denok, welche die

Gurgateh, Abgal und Udschurah umfassen und 3) die Rahhan'win, zu denen die Gebrun gehören, zwischen dem Denok und dem Gananeh oder Dschub; ihr Land grenzt im Westen an das Gallaland. Jeder Stamm spricht einen besonderen Dialekt.

Stammesabzeichen, Tättowierung, Zahndeformation oder dergl. sind bei den Somal nicht üblich. Die Beschneidung wird bei Knaben und Mädchen zwischen dem achten und zehnten Jahre ausgeführt; an letzteren wird auch die Operation der Infibulation vorgenommen. Diese Sitte, welche von den Nilkatarakten aufwärts ganz allgemein gebräuchlich ist bei den Bedscha, Galla, Somal, den Einwohnern Harrars, Massauas u. s. w., besteht im allgemeinen darin, daß der hervorstehende Teil der Nymphen etwas beschnitten und dann die Wundränder bis auf eine kleine Oeffnung entweder zusammengenäht oder auch, und zwar in der Regel, ohne Naht zusammengeheilt werden. Die Operation hat den Zweck, die Keuschheit der Mädchen sicher zu stellen bis zur Heirat, vor welcher die entsprechende Gegenoperation gemacht wird. (H. Ploß, Das Kind. Bd. I, S. 314.) Das Haar wird vom Manne möglichst lang getragen, in der Mitte gescheitelt; es wird mit einem Stäbchen oder einer zwei- bis dreizinkigen Gabel geordnet. Dieses bei allen Völkern äthiopischer Verwandtschaft vorkommende Gerät, wird im Haare des Hinterkopfes stets mitgeführt und dient auch zum „Jucken". Die Stämme des Inneren tragen eine rötlichgefärbte Perrücke aus Schaffell, die strenggläubigen Somal aber scheren sich das Haupthaar und bedecken den Kopf mit einem Turban. Die Haartracht der Frauen ist sehr verschiedenartig. Ihr Kamm ist groß und hat viele Zähne, wird aber nicht im Haare getragen. Desgleichen sind auch Schleier bei den Somalfrauen gewöhnlich nicht Sitte. Zum Schutz der Frisur dient beim Schlafen die Nackenstütze, der „Korborschi." Die Bekleidung besteht aus weichgewalktem Schafleder; die Männer tragen es als „Keram", einen großen Lendengurt, der bei Tage durch einen Gurt festgehalten wird, bei Nacht gelöst den ganzen Körper bedeckt. Das „Du" der Frauen ist noch bei weitem größer und hüllt den Körper vom Halse bis zu den Waden ein; ein Gurt schnürt es um die Hüften. Sandalen, mitunter von Holz, werden häufig, jedoch nicht allgemein getragen. Außer Amuletten aus Holz und in Ledertäschchen ist nicht viel Zierat üblich; die Weiber tragen Glas- und Glasperlenschnüre, kleine Ringe im Ohrläppchen, Armspangen aus Porzellan- oder Glasfluß, die Männer gewöhnlich gar keinen Schmuck, nur sind bei ihnen zwei, bis faustgroße, rohgeschnittene Bernsteinperlen am Halse beliebt. Auf Reisen trägt der Somali außer den Waffen die „Masalla", eine rotgegerbte Ziegenhaut zum Beten über der Schulter und eine aus Bast oder Fasern geflochtene Flasche, in welcher Wasser zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen mitgeführt wird. Im Köcher werden die Feuerreibhölzer aufbewahrt, an seinem Gehänge findet sich die Zahnbürste und eine kleine Pinzette zum Dornausziehen. An Waffen führen die Somal zwei Speere: die „Dschana" zum Stechen, die kürzere „Hasita" zum Werfen, dann ein breites kurzes zweischneidiges Schwertmesser,

Lederner Wasserbehälter, überflochtenes mit Kauri verziertes Milchgefäß und hölzerner Schöpfbecher der Somal.

einen runden Schild von kaum 50 cm Durchmesser, dann meistens Bogen und Pfeile. Letztere vergiften sie mit dem zu dickem Brei eingekochten Safte gewisser Euphorbiaceen, der dick aufgetragen und durch Flechsenfäden festgehalten wird. Keulen, aus einem Stück Holz geschnitzt, führen nur Arme, die keine andere Waffe beschaffen können. (Zeitschr. f. Ethnologie. 1875, S. 4—8.) Die Somal schildert Kapitän Miles (Proceedings of the Roy. geographical Society. 1872, XVI. Bd., S. 149—157) als freundlich, ruhig und arbeitsam, jedoch in Armut versunken. Andere Beobachter schreiben ihnen Raubgier, Mordlust, Treulosigkeit und Europäerfeindlichkeit zu, von welcher es in der That an traurigen Beispielen nicht mangelt. Stolz ist eine hervorragende Nationaleigenschaft, desgleichen aber Neugierde und Zudringlichkeit; mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe leben sie sehr oft auf gespanntem Fuße; in Glaubenssachen nehmen es nur einige Stämme streng, den meisten Somal jedoch hängt der Islam, dem sie ohne Ausnahme zugethan sind, nur lose auf den Schultern. Ihre Obrigkeit besteht in dem Sultan, der übrigens nur geringen Einfluß besitzt, und in den Kadi oder Richtern der einzelnen Stämme. Ihre Hütten sind rund, mit Dornhürden (Kraâle) für die wenigen Schafe und Ziegen versehen, aus Zweigen geflochten, mit Fellen bedeckt und mit Matten tapeziert; darin finden sich ein Bett, Matten und Strohgefäße. Im allgemeinen ruht alle Arbeit auf den Frauen; die Feldarbeit indes verrichten Sklaven, meist von Sansibar eingeführt; dieselben werden äußerst milde behandelt und leben kaum anders als Familienmitglieder. Doch giebt es unter den Somal auch Pariakasten, deren Hildebrandt drei erwähnt: die „Midgân", ihres Zeichens Eisenarbeiter, die „Tomal", Diener, Hirten und Kameltreiber, und die „Jibbin", welche familienweise als Gaukler und Wunderdoktoren durch das Land ziehen und allgemein verachtet sind. Die Stämme im Inneren sind nomadische Hirten, ziehen Vieh, jagen und sammeln Gummi, lieben Milch und Kamelfleisch und verstehen aus Kuh- oder Ziegenmilch flüssige Butter, „Semen", zu bereiten. Sie rauchen nicht, kauen aber die Tabaksblätter.

Auch die Galla, Wagalla oder Orma nehmen in physiologischer Beziehung einen hohen Rang unter den afrikanischen Rassen ein und haben mit dem Neger nicht mehr als die dunkle Hautfarbe gemein. Ihre Kleidung besteht aus einem doppelten Schurztuche aus grober Baumwolle; als Schmuck tragen die Männer messingene Halsketten, die Frauen eiserne Hand- und Fußringe, Perlen dagegen sind nicht beliebt. Die Waffen bestehen nur aus Speeren mit 15 cm breiter Klinge; außerdem tragen die Männer am kleinen Daumen und am Zeigefinger der rechten Hand eiserne Schlagringe mit einem 2 cm langen Stachel; ein wohlgezielter Faustschlag im Handgemenge, der beliebtesten Kampfweise der Galla, ist fast immer tötlich. Die Stellung der Frauen ist ausnahmsweise frei und geachtet; Mädchen genießen das Recht, einen ihnen nicht zusagenden Heiratsantrag abweisen zu dürfen; die Frau muß zwar die Lasten des Hauswesens tragen, hat aber dafür auch innerhalb der Schranken des Haushalts das gebietende Wort zu führen. Monogamie ist bei den Galla die Regel und auf Sittenreinheit vor der Verheiratung wird strenge gesehen. Die politische Organisation ist so wie bei den Somal eine patriarchalische; an der Spitze jedes Stammes steht ein „Heiitsch" oder Sultan, der jedoch keine absolute Gewalt besitzt; die Religion der südlichen Galla ist nicht der Islam, sondern besteht in dem Glauben an ein höchstes Wesen „Waka", dessen Definition oder vielmehr Nichtdefinition dem Gottesbegriffe hoch entwickelter Kulturvölker ziemlich nahe kommt.

Die Wohnsitze der Danâkil (Plural vom arabischen Dankali) erstrecken sich über das ostafrikanische Küstenland von der Bucht von Zula an bis hinab an den Golf von Tadschurra. Das Volk besteht aus 150 Stämmen mit je einem eigenen Stammfürsten oder König „Redanto", welche voneinander unab-

Digitized by Google

hängig sind. Nur in Zeiten äußerer Gefahr vereinigen sich diese Stämme zu einem Bunde. Es sind Nomadenvölker ohne feste Niederlassungen, ihr Besitz besteht in Kamelen, Rindern, Ziegen und Schafen, mit denen sie, nach Weide suchend, im Lande herumziehen, doch sind die Weidegründe der einzelnen Stämme durch gegenseitige Verträge scharf abgegrenzt. Die Danâkil sind von schöner kräftiger Gestalt, dunkelfarbig aber nicht schwarz, haben langes schlichtes Haar und scharfe Gesichtszüge, bekennen sich zum Islam, besitzen aber aus Armut keine Moscheen, sind faul, feig und diebisch nach den einen, tapfer und entschlossen nach anderen Angaben. Sie sind große Straußenjäger, suchen das Tier zu Fuß auf, locken dasselbe durch Schalmeienmusik und erschießen es mit vergifteten Pfeilen. Ihre Sprache nennen sie Afer. Enge verwandt mit ihnen sind die Saho, Schoho oder Schiho in dem Gebirgslande südwestlich von Massaua. Man schildert die Saho als wild, stolz, unbeugsam aber ehrlich; das gegebene Wort ist heilig, auch wenn es gilt, die größte Schurkerei ins Werk zu setzen. Gesang und Tanz sind ihr Lebenselement.

Somali.

Von dem Leben und Treiben dieser Nomaden hat Professor Leo Reinisch eine ausführliche Schilderung entworfen, welcher wir um so lieber uns anschließen, als sie mit nur geringen Abweichungen auch auf die übrigen Glieder der ostafrikanischen Aethiopier paßt. Der nördlichste der Danâkilstämme ist der von Buru auf der weit in das Meer vorspringenden Halbinsel gleichen Namens, südlich von Massaua. Das Volk von Buru erfreut sich eines bedeutenden Wohlstandes sowohl wegen seines Besitzes reicher Herden als auch wegen seiner Tüchtigkeit zur See. Die Buru liefern gute Matrosen und Lotsen und besitzen eine Menge von kleineren Handelsschiffen und Böten, mit welchen sie den Verkehr und Handel zwischen Massaua, Zula und der Insel Dahlak mit Hodeida an der gegenüberliegenden arabischen Küste besorgen; die Buru sind ferner geübte Taucher zur See und treiben entweder Perlenfischerei auf eigene Kosten oder verdingen sich als Taucher an die Perlenfischer auf der Insel Dahlak. Ein zweiter Industriezweig der Buru besteht in dem Gerben von Rinder-, Ziegen- und Schaffellen, worin sie ganz bedeutende Fertigkeit entwickeln. Die Produkte dieser Gerberei, die sich durch besondere Weichheit und Geschmeidigkeit und

ihre hellgelbe Farbe auszeichnen, finden ihren regelmäßigen Absatz nach Massaua sowie nach Hodeida und Dschedda in Arabien, aber auch nach Aegypten.

Jeder Stamm besitzt, wie erwähnt, ein Oberhaupt, „Redanto" genannt, dessen Würde vom Vater auf den erstgebornen Sohn vererbt wird. Der Redanto ist zugleich Heerführer und oberster Richter des Stammes, er versieht ferner das Amt des Oberpriesters und genießt als solcher das Ansehen eines Propheten und Sehers, der aus den Eingeweiden der Opfertiere, aus dem Fluge der Vögel und aus der Konstellation der Gestirne die Zukunft deutet. Das moralische Ansehen des Redanto ist demnach ein bedeutendes, insbesondere bringt es seine Stellung als Prophet mit sich, daß er genaue Einblicke und hierdurch den mächtigsten Einfluß auf Familienangelegenheiten gewinnt und durch diesen seinen Einfluß auf die einzelnen Familien die unbestrittene Herrschaft über den ganzen Stamm ausübt. So wird z. B., namentlich bei den Danâkil, keine Ehe abgeschlossen, bevor nicht der Redanto befragt worden ist, ob diese Ehe eine glückliche und gesegnete zu werden verspreche. Der Redanto beobachtet nun die Konstellation der Sterne und giebt dann seine Meinung ab, welcher als einer göttlichen Fügung unbedingte Folge geleistet wird. Es kursieren bei den Danâkil viele Sagen, dahin lautend, daß manche aufgeklärte Männer in Auflehnung gegen die Bestimmung in den Sternen Eheverbindungen eingegangen seien; die Pointe dieser Sagen aber gipfelt stets im Bericht eines unglückseligen Endes, welches die Verächter des göttlichen Geschickes ereilt hat. Familienverbindungen sind demnach gänzlich in die Hand des Redanto gelegt, und gerade durch dieselben ist seine Macht über den Stamm selbst eine festgegründete.

Dieser Einfluß des Redanto auf die zartesten Beziehungen des Menschen gründet sich aber auch auf den Glauben von Schutzgeistern, welche zu dem Menschengeschlechte in innigster Beziehung stehen und mit denen der Redanto in Verkehr gedacht wird. Jeder Mensch hat einen Stern am Himmel als Schutzgeist, den ihm Gott von der Stunde seiner Geburt an beigesellt und welcher ihm durch sein ganzes Leben hindurch bis an das Grab schützend und mahnend zur Seite wandelt. Das, was wir als Gewissen, als innere Stimme des Menschen bezeichnen, ist dem Dankali die mahnende oder strafende Rede des Schutzgeistes, und wehe dem, der sich dieser Stimme verschließt, denn der Verstockte verfällt der Rache der Geisterwelt.

Obwohl die Königswürde erblich ist, so ist die Thronfolge doch an eine Hauptbedingung geknüpft, nämlich daß der Kronerbe ohne körperliche und geistige Gebrechen sei; er muß, „ohne Fehl" sein; und zwar wirkt diese Bedingung auch fort während der folgenden Regierungszeit des Königs. Wenn daher demselben das Unglück widerfahren sollte, z. B. zu erblinden, taub oder blöd zu werden, so erlischt hiermit auch das Recht der Herrschaft und es geht dieselbe auf die oben beschriebene Weise auf den nächsten Thronerben über. Ferner erheischt es die Sitte, daß sich der Thronfolger einer Wahlkapitulation unterziehe. Dazu versammeln sich die Aeltesten des Stammes an einem festgesetzten Tage unter der heiligen Krönungssykomore, um den präsumtiven Thronfolger hinsichtlich seiner Befähigung zur Häuptlingswürde zu prüfen. Der erste Teil dieser Prüfung besteht in einer Art Assentierung, welche den Zweck hat, zu untersuchen, ob die Konstitution und die körperlichen Sinnesorgane des zu Kürenden in normalem Zustande sich befinden. Ist dieser Akt zur Befriedigung der Aeltesten des Stammes erledigt, so erfolgt die Wahlkapitulation, deren Durchführung mit eigentümlichen Vorgängen verknüpft ist. Damit nicht etwa der zukünftige König sich die Physiognomie der paktierenden Aeltesten merke und an denselben nachträgliche Rache nähme, wird der zu kürende Thronerbe in einen Sack gesteckt, dieser zugebunden und in diesem Zustande hat der Thronerbe die an ihn von seiten der Kurfürsten gestellten Fragen zu beantworten und die ihm gestellten Bedingungen zu beschwören. Sobald diese Handlung vollzogen ist, wird der Thronfolger aus dem Sacke befreit, auf einen großen Stein gehoben und nun erfolgt die Huldigung des gesamten Stammes durch die Aeltesten, bei welcher Gelegenheit ihm bestimmte Geschenke an Vieh dargebracht werden.

Das Leben der Danâkil und Saho gleicht bis in die einzelnen Züge dem der Beduinen Arabiens und der nomadisierenden Stämme von Ostafrika. Dem Manne obliegt die Bewachung und der Schutz der Herde und des Hauses gegen Räuber, der Frau aber die häuslichen Arbeiten, nämlich das Auf- und Abschlagen der Zelte, die Zubereitung der Speisen und die Beaufsichtigung der unmündigen Kinder. Als Nomaden haben diese Völker keine bleibenden Ansiedelungen, sondern wandern mit ihren Herden, nach Weide suchend, im Lande umher. Mit Beginn der heißen und trockenen Sommermonate,

Digitized by Google

in welchen der Graswuchs auf den Steppen der Samhara erstirbt, ziehen sie hinauf nach den Bergen, wo infolge der unmittelbar vorher stattgefundenen Regenzeit eine saftige Vegetation die Höhen bedeckt; zu Anfang Oktober tritt diese Regenzeit aber in der Samhara ein, rasch weicht die glühende Sonnenhitze einer erfrischenden Kühle und infolge reichlichen Regens bedeckt die kahlgebrannten Steppen bald eine üppige Flora: da steigen die Nomaden mit ihren Herden wieder in das Tiefland der Samhara herab und verweilen hier bis in den Monat April. Auf ihren Halteplätzen angelangt, errichten sie aus dichten dornigen Gesträuchen eine weite Umzäunung, um darin zu nächtlicher Zeit die Herden gegen reißende Tiere sicher zu bergen; um diese Seriba herum schlagen die Familien ihre Wohnhäuser auf und umgeben je einen Familiensitz gleichfalls mit einem schützenden Dornenzaune. Das Aufführen der Häuser, welches den Frauen obliegt, erheischt jedoch wenig Arbeit. Einige Stangen werden in solcher Anordnung in die Erde getrieben, daß sie ein Viereck bilden; an diese Stangen werden oberhalb und an den Seiten Rinderhäute oder Rohrmatten angebunden, und das Haus ist fertig. In Zeit eines einzigen Tages bedeckt den vorher öden Flächenraum eine ausgedehnte Stadt mit einer Bevölkerung von etlichen tausend Einwohnern.

Die öffentliche Sicherheit in einer solchen Stadt erfordert keine Polizeiorgane. Streitigkeiten in der Familie schlichtet der Hausvater, Zwiste zwischen Familien aber entscheidet der Häuptling, dessen Autorität, wenn auch auf keine bewaffnete Macht gestützt, doch hochgehalten und getragen wird durch sein moralisches Ansehen und die freiwillige Unterordnung des Stammes. Die Gerichtsbarkeit des Familienvaters erstreckt sich auf alle Angelegenheiten des Hauses und der Glieder der Familie, er hat auch das Recht über Leben und Tod seiner Kinder, aber nicht seiner Frauen, welche er wegen Vergehen ihren Familien wieder heimsendet, im Falle eines Verbrechens aber dem strafenden Gerichte des Häuptlings ausliefert. Vor das Forum des Häuptlings gehören alle Klagen vermögensrechtlicher Natur zwischen einzelnen Familien oder Angehörigen von verschiedenen Familien. Mord und Totschlag, aus welcher Ursache immer verübt, ob durch Ueberfall oder aus Notwehr begangen, zählt ebenfalls in die Kategorie vermögensrechtlicher Beschädigungen und wird entweder durch eine entsprechende Geldbuße oder durch Hinrichtung des Mörders, und falls dieser entfliehen sollte, durch Tötung eines seiner Blutsverwandten gesühnt, denn für das Blut haftet die gesamte Blutsverwandtschaft. Eingefleischte Habgier und Rachsucht treten bei solchem Anlasse grell zu tage. Die beschädigte Familie dürstet danach, das Messer in das Blut ihrer Feinde zu tauchen und so den Tod ihres Angehörigen zu sühnen, andererseits aber möchte sie die Gelegenheit nicht gern verabsäumen, sich durch ein bedeutendes Blutgeld zu bereichern. Die Rachgier überwiegt hier in der Regel bei den Frauen, die, sonst sanft und liebreich, in solchen Fällen zu leibhaftigen Furien und blutdürstigen Ungeheuern werden, während die bedächtigeren Männer weit eher mit dem Blutgelde sich abfinden lassen und zwar nicht allein aus Habsucht, sondern auch in Erwägung der weiteren, oft unabsehbaren, verheerenden Folgen der Blutrache, da die Glut der Leidenschaft, einmal angefacht, oft nicht eher sich abkühlt und legt, bevor nicht ganze Familien und Stämme in mörderischem Blutbade hingeschlachtet worden sind.

Ueberhaupt zeigen diese Nomadenvölker ein merkwürdiges Gemisch von Charaktereigentümlichkeiten. Die Frauen, von edlem Wuchse und schönen Formen, doch schnell verwelkend und alternd, sind züchtig und treu ihren Gatten, thätige Hausfrauen und gute Mütter; in ihrem Benehmen zeichnen sie sich durch Feinheit und Liebenswürdigkeit aus, sie sind leutselig und von aufopfernder Güte, aber, einmal erregt, von einer Glut der Leidenschaft in Liebe und Haß, gegen welche jedes vernünftige Auftreten machtlos zerschellt. Die Männer zeigen Entschlossenheit, sind aber nicht bar auch des Edelmutes. In ihrem Benehmen tragen sie gern eine gewisse, oft komisch wirkende Würde zur Schau, sind dabei große Windbeutel und eitle Prahler, jedoch ist dieser Stolz nicht gefährlich, wenn man sich hütet, ihre Empfindlichkeit wachzurufen; mit Scherz und guten Worten läßt sich bei ihnen alles erreichen. Wehe aber demjenigen, der durch ein verletzendes Wort, durch Schimpf oder thätliche Insulte ihr Selbstgefühl beleidigt oder durch unkluges Benehmen ihre Habgier reizt; dann erwacht in diesen Barbaren die verborgen schlummernde Bestialität, welche jede Schranke menschlichen Gefühles überlegungslos durchbricht und, keine Rücksichten kennend, nicht eher ruht, bevor sie nicht entweder selbst erlegt worden sind oder sich an ihrem Opfer geweidet haben. Es liegt daher eine Art richtiger psychologischer Selbstbeobachtung vor, wenn Männer dieser Nationen in öffentlichen Anreden bei Gelegenheit von Waffentänzen sich selbst mit dem Löwen, dem Panther

Digitized by Google

oder der Hyäne vergleichen, und europäische Reisende, welche mit diesen Völkern in Berührung getreten sind, schildern die Saho und Danâkil, sowie deren Stammesbrüder, die Somal und Galla, als die gefährlichsten Barbaren Ostafrikas. Das Urteil in dieser Form ist jedoch nach Professor Reinisch insofern ein unberechtigtes, weil der Maßstab der Beurteilung angelegt werden muß an den Menschen in seinem normalen Zustande und nicht in seinen erregten Momenten.

Unverbrüchlich gilt beiden Nationen ein gegebenes Wort oder ein abgelegter Eid. Sie schwören zu den Manen ihrer Väter, bei der heiligen Sykomore, bei der Liebe zu ihren Frauen u. s. w. Die letztere Form des Eides kann jedoch unter Umständen seine bedenklichen Folgen haben, und Reisende thun gewiß immer gut, einem Eide dieser Art keine Gültigkeit zuzugestehen. Wer nämlich bei seiner Frau schwört, ist durch Sitte verpflichtet, falls er sein eidliches Versprechen nicht einlösen kann oder will, sich von seiner Frau zu trennen. Weiß nun jemand genau, daß der so Schwörende seine Frau wirklich liebt und eine Trennung von ihr als Unglück fühlen wird, so hat ein solcher Eid gewiß seine gute Wirkung, der Schwörende wird sein Wort unter allen Umständen einzulösen bemüht sein. Häufig aber suchen die Danâkil einer mißliebigen Frau geradezu infolge eines Eides sich zu entledigen und zwar aus folgender Ursache: Wer seine Frau aus irgend welchem Grunde entlassen will, kann dies ohne weiteres thun, jedoch ist der Mann gehalten, seiner geschiedenen Frau ihre Morgengabe zurückzuerstatten, und falls diese für ihren Unterhalt nicht hinreichen sollte, noch überdies so lange für sie zu sorgen, bis sie sich anderweitig wieder verheiratet hat. Eine Frau aber, welche infolge einer verletzten Eidesleistung von seiten ihres Gatten von diesem verstoßen werden muß, hat keinen Anspruch auf weitere Schadloshaltung, daher habgierige Männer ihrer Frauen sich bisweilen auf diese Art zu entledigen suchen.

Die Danâkil sind wie ihre nächsten Stammesbrüder, die Saho, Somal und teilweise auch schon die Galla, seit geraumer Zeit Bekenner der muhammedanischen Religion, allein unter der äußeren Decke des islamitischen Bekenntnisses haben sie ihre altheidnischen Religionsanschauungen noch beibehalten. Noch ist die Sykomore diesen Völkern ein heiliger Baum und gilt ihnen als Lieblingssitz Gottes; noch heutzutage bringen sie, obwohl sie Muhammedaner sind, ihrem heidnischen Nationalgotte Schlachtopfer dar an Rindern und Schafen und zwar auf dem Altare unter einer Sykomore. Jedoch muß sich ihr Gott mit dem Fettdufte des Schlachtopfers allein begnügen, denn das Fleisch lassen sich die Danâkil und Saho bei solchen Opfermahlen selbst schmecken und trinken reichliche Humpen von Bier und Milch dazu. Solche Tage von Opferfesten werden in rauschender Freude begangen: während sich die junge Generation am Gesange und Tanze vergnügt und die erwachsenen Jünglinge Kriegsspiele und Turniere ausführen, sitzen die Greise in einem Kreise beisammen, rauchen die Pfeife und ergötzen sich an den Heldengesängen und Erzählungen ihrer Barden. Daher sagt auch ein Sprichwort im Dankali: „Kindern ziemt Munterkeit und fröhliches Spiel, der erwachsenen Jugend Mut und Thatkraft, den Greisen kluge Erfahrung und belehrendes Wort.“ Den Turnieren der waffenfähigen Männer gleichgeschätzt gelten die Turniere der Rede von seiten der Ergrauten, und das versammelte Volk horcht diesen Reden mit gespannter Aufmerksamkeit, denn die Alten gelten als Lehrmeister des Volkes und als Männer des Segens. Den Inhalt dieser öffentlichen Reden bilden geschichtliche Traditionen, Sagen, Märchen, moralische Unterweisungen, Erläuterungen goldener Lebensregeln durch Gleichnisse, Tierfabeln mit belehrender Anwendung auf das praktische Leben, Anekdoten u. s. w.

Bei den Saho wiegen nebst den altheidnischen auch christliche Anschauungen vor, da sie ehemals zur koptisch-abessinischen Kirche sich bekannt haben. Gesang und Tanz sind ihr Lebenselement. Man singt und tanzt bei Hochzeiten, bei Krankheiten, bei Sterbefällen. Wenn eine Frau stirbt, wird das einfache Ululugeheul erhoben; stirbt aber ein Mann, so geht es fürchterlich zu. War er angesehen, so versammeln sich Hunderte von Menschen um das Trauerhaus. Tief verhüllt erscheinen die Frauen des Verstorbenen und heulen. Dann tritt die Lieblingsfrau mit dem Schwerte des Mannes vor und rühmt, wie viele von der Hand ihres Gatten fielen — und nun beginnt ein bestialisch häßlicher Totentanz.

Die wichtigsten übrigen Glieder der äthiopischen Völkerfamilie sind die Agau oder Agow, die Falascha, Bogos und Bedscha. Die Agau bilden mindestens die Hälfte der Bewohnerschaft Abessiniens und sind die Aboriginer

Digitized by Google

der von den semitischen Grenzvölkern später eingenommenen Landstriche in Nordostafrika, in Sprache und Typus dem Stamme der Gongas verwandt. Gegenwärtig sitzen sie nur an einzelnen Punkten als kompakte Masse, so in Lasta, im Quellengebiete des Takazze und Damot; doch wird überall, wo unter der kultivierten Bevölkerung Tigre und Amharna herrschen, von den niederen Klassen Agau gesprochen. An allen Häusern der Agau befindet sich eine charakteristische Gestalt des Eingangs, nämlich die der altägyptischen Tempeleingänge. Agau sind auch die Falascha oder abessinischen Juden, fälschlich so genannt, weil sie dem Mosaismus anhängen. Mit den echten, semitischen Juden haben sie nicht das geringste zu thun. Ihre Sprache, das Huaraza oder Kwara steht dem Atalladialekte des Agau ungemein nahe. Die Benennung Falascha ist die amharische Form des Gheezwortes Fallasi (Plur.: Fallasjan) d. h. eingewandert. Ein anderer Name ist Karla, d. h. gehe nicht hinüber, nämlich nicht über einen Fluß, was der Falascha am Sabbat niemals thut. In Walkait und Thegadieh nennt man sie wohl auch Foggara und bei den Galla heißen sie Fendscha. Unter sich sagen sie: Haus Israel oder auch nur Israel; der Name Aihud, Jude, ist beinahe unbekannt. Ihre Sitze sind in der Gegend von Gondar und Tschelga, im Gebirge Semen und auf der Nordwestseite des Tsanasees. Die Falascha sind wohlgewachsene, kräftige Leute. Ihre Hautfarbe ist wie der Abessinier, stark braun, die Frauen sind etwas heller. Ihr Haar ist ohne Ausnahme schwarz und gekräuselt, wie auch der Bart, welcher nie rasiert, sondern mit der Schere geschnitten wird. Da die Falascha Sklaven halten, welche sie sogleich beim Eintritt in die Familie zu Juden machen, so kommen Negermischlinge mit aufgeworfenen Lippen und auffallend schwarzer Farbe bei ihnen vor. Die Falascha wohnen in eigenen Dörfern oder abgesondert von den Christen durch Gehege und Hecken, um sich gegen Verunreinigungen zu schützen. In der Provinz Kuara haben sie eigenen Boden oder „Rest", Erbgut. Ihre Gesamtzahl schätzt Flad auf 200,000 Köpfe. Die Falascha sind mäßig und arbeitsam; Ackerbau ist ihre Hauptbeschäftigung, doch treiben sie auch alle Handwerke, sind gute Baumeister, Maurer, Waffenschmiede und Baumwollenweber, aber den Handel verschmähen sie. Sie sind mutige Leute und treten oft freiwillig in das abessinische Heer. Die Frauen sind dem Manne gleichgestellt, nicht verschleiert und bewegen sich in der Gesellschaft der Männer. Sie verheiraten und vermischen sich nie mit den anderen Völkern und halten strenge auf Einweiberei, obwohl sie zugeben, daß die Polygamie durch das mosaische Gesetz nicht verboten worden ist. Sie verheiraten sich früh; der Bräutigam giebt dem Vater der Braut kein Geschenk; Ehescheidungen sind selten und finden in einer öffentlichen Versammlung statt. Die Beschneidung verrichten sie am siebenten Tage und bei beiden Geschlechtern. Die Falascha bilden eine ganz besondere Sekte des Judentums, die mit keiner anderen zusammengeworfen werden darf. Sie beobachten buchstäblich die Reinigungsgesetze und den Sabbat strenger als die anderen Juden, dagegen wird es mit den übrigen Festtagen und den Opfern weniger streng genommen. In jedem Falaschadorf befindet sich ein gottesdienstliches Gebäude; neben demselben erteilen die Priester und „Debteras" (Schrift-

Digitized by Google

gelehrte) den Kindern Unterricht im Bibel- und insbesondere Psalmenlesen. Jerusalem bildet den Angelpunkt alles Denkens, aber merkwürdigerweise wissen die Falascha nichts von einem Messias und ebensowenig vom Talmud. Die Toten beerdigen sie auf Friedhöfen, die entfernt vom Dorfe liegen. Die Leichensteine erhalten keine Inschrift. (Richard Andree. Zur Volkskunde der Juden. Bielefeld und Leipzig 1881. 8°. S. 81—88.)

Die Bogos bewohnen das Gebirgsland nordwestlich von Massaua; ihre Sprache heißt Belen. Sie sind gelb bis schwarz und haben schöne Gesichtszüge; die Männer sind schön gebaut und lassen ihr Lockenhaar bis auf die Schultern fallen. Sie tragen nur ein Stück Zeug um die Lenden und wohnen in tukulartigen Hütten. Sie sind meist viehzüchtende Nomaden, die unter einem unverletzlichen Häuptling leben, und sehr arm; Blutrache geht bei ihnen im Schwange.

Die Bedscha bewohnen das Land, welches im Norden von Abessinien und im Osten von Nubien bis zum 24.° n. Br. längs des Roten Meeres sich hinzieht. Sie verbreiten sich jedoch auch über dieses Gebiet hinaus, teils nach Nubien, teils in das südlich gelegene Land Taka. Die Sprache der Bedscha (genannt To-Bedschauijjeh) wird nicht nur von den Bedscha, sondern auch von mehreren in diesen Gegenden nomadisierenden Araberstämmen (z. B. den Beni Amer, den Habab, den Homran-Arabern u. a.) gesprochen. Ob man die Bedscha für die direkten Nachkommen der Bevölkerung des alten Kulturstaates Meroe betrachten könne, wie Lepsius zu glauben geneigt ist (Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin 1852. 8°. S. 181. 266), ist sehr zweifelhaft. Vielmehr innere Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Quatremères, der in den Bedscha die Nachkommen der alten Blemmyer erblickt. (Friedr. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 501.)

Die Bedscha sind schöne, muskulös entwickelte Leute; ihre Farbe ist dunkles, fast schwarzes Braun, die Haare rabenschwarz, halb lockig, halb wollig, fallen, in unzählige Zöpfchen geflochten, auf die Schultern herab und werden mit so bedeutenden Quantitäten gekauten Hammeltalgs beschmiert, daß der Kopf einem grauen Fettklumpen gleicht. Der Bedschastutzer setzt sich nach dieser Salbung den direkten Strahlen der Sonne aus und fängt das herabfließende Fett mit dem Baumwollentuch, „Ferdah", auf, welches ihm als Ueberwurf und Lendentuch dient, um es dann auf dem ganzen Körper zu verbreiten. In der Partie der Haare, die entgegen der unteren nach oben gekämmt wird, steckt ein langer dünner Speiler aus Akazienholz oder Elfenbein; er dient zur Zerteilung der einzelnen Strähnen und Aufpuffer des Haares, damit dasselbe ja nicht zu geglättet erscheint. Die Waffen bestehen in Lanzen, mit breiter, vortrefflich gearbeiteter eiserner Spitze, Schilden aus Elefanten- oder Rhinozeroshaut, geraden zweischneidigen Schwertern, welche so scharf sein müssen, daß sie mit Leichtigkeit rasieren, und krummen Messern, die aber auch zu häuslichen Verrichtungen verwendet werden. Jenes Messer, „Schótel" genannt, trägt der Bedscha an einem etwa 5 cm breiten Ledergurt beständig bei sich; es ist zweischneidig und häufig hakenförmig gebogen. Die Schneide ist hart gehämmert und von bedeutender Schärfe; der „Schótel" steckt in einer halb offenen, mit grünem Leder verzierten Scheide und ist beim Einzelkampf eine furchtbare Waffe, da es dem gewandten Bedscha leicht gelingt, dem Gegner mittels des Hakens den Leib zu öffnen. Hirten und Kameltreiber bedienen sich häufig eines keulenartigen Stockes aus Eisenholz, welchen sie vortrefflich zu werfen verstehen und zur Jagd von Perlhühnern und Hasen verwenden. Den Pflug kennt der Bedscha nicht. Das einzige Ackerbauwerkzeug, dessen er sich bedient, besteht in einem eisenbeschlagenen spitzen Stock, mit welchem in gleichen Abständen Löcher in den Boden gestoßen werden, um die einzelnen Durrahkörner aufzu-

Digitized by Google

nehmen. Die Frauen der Bedscha sind in der Jugend nicht unschön; ihr zierlicher Leib mit sehr festen, gut entwickelten Brüsten altert aber frühe, da sie sich durchschnittlich im 12. bis 15. Jahre verheiraten. Ihr Gesicht ist lieblich, verrät aber natürliche, herausfordernde Sinnlichkeit. Die Tracht besteht in einem engen Leibrock aus Leder, der zierlich genäht und mit Kaurimuscheln besetzt ist, darüber wird ein Umhängetuch aus Baumwolle getragen, welches zugleich den Kopf bedeckt. Ringe in Ohren und Nase, in letzterer häufig ein Knopf aus Silber oder Messing, bilden den Schmuck; zuweilen sieht man auch eiserne Armspangen, während die Männer am Oberarm und Schwertgriffe zahlreiche in Leder genähte Amulette gegen Krankheit und Verwundung tragen. Die Wohnungen bestehen aus Holzgerüsten, über welche Dumpalmmatten gebreitet werden; sie gruppieren sich stets im Kreis, ähnlich dem südafrikanischen Kraalbau. Jeder Eingeborne führt eine kleine Dose mit gepulvertem Kautabak, der mit Asche und Natron versetzt ist; von Zeit zu Zeit schüttet er eine Dosis auf die Hand und führt ihn so zum Mund. Außerdem hat fast jeder ein Zweigstück der Pavetta longifolia, „Mesuak" genannt, zwischen den Lippen, mit dessen zum Pinsel gekauten Ende er die Zähne putzt. Infolge dessen sind dieselben durchaus gesund und blendend weiß. Die übrige Reinlichkeit der Bedscha ist nicht weit her; infolge der Massen ranzigen Hammeltalgs, von welchen der Körper trieft, verbreiten sie schon von weitem einen für den Neuling unerträglichen Geruch, an den man sich aber nach kurzer Zeit gewöhnt und den man nicht gerade unangehm findet. Der Charakter der Bedscha ist im allgemeinen wild und unbändig; sie sind Muhammedaner, doch halten sie nicht viel auf die Vorschriften des Islam.

Die Bedscha wurden lange als eingewanderte, reine unvermischte Araber angesehen und beschrieben, und noch jetzt werden einzelne, zweifellos zu den Bedscha gehörige Zweige Araber genannt. Zum Islam sind die Bedscha schon seit lange bekehrt. Ernst, zu Beschaulichkeit und religiöser Zerknirschung geneigt, haben sie gerne die moslimschen Missionäre, fast durchgängig ausgewanderte Araber und arabisch redende, mekkapilgernde Neger aufgenommen, ihnen Macht und Einfluß innerhalb des eigenen Stammes verliehen und sich der politischen Gliederung, der Sitte und dem Gesetz sogar der Hedschazbeduinen unterworfen, so daß sie nach ihren kommunalen Einrichtungen, Sprache und Religion größtenteils zu Arabern geworden. Sie hielten mit fanatischer Zähigkeit am Islam und dem ihnen so edel erscheinenden erworbenen Arabertum fest und nannten sich zum Teile mit Stolz Araber, wofür sie auch anthropologisch zu halten sich jedoch als Irrtum erwiesen hat. Denn selbst bei etwaiger Mischung mit Araberblut, bewahrten sie doch einen eigentümlichen Typus, der sich mehr den Aegyptern, Berabra u. s. w. nähert. Auch sprechen sie nebst dem Arabischen ihr eigenes altes Bedschaidiom, die Beduinensprache, welche auch den sich „Araber" nennenden Stämmen geläufig ist. Am reinsten werden nach Peschel die Bedscha vertreten von den Bischarin, welche Friedrich Müller allein als Bedscha bezeichnet, Hadenda und teilweise den Beni Amer. Robert Hartmann versteht aber unter Bedscha, im Gegensatze zu den allemal seßhaften Berabra, jene Oberägypten, Nubien, Sennar, Taka, Abessinien, Kordofan, Dar Fur, Wadaï, Bagirmi und Bornu bewohnenden, nebenbei etwas Ackerbau treibenden Hirtenvölker, welche einem gemeinsamen Typus angehören, in gewisser Eigenartigkeit inmitten der übrigen Afrikaner zur Erscheinung gelangen und als eine besondere afrikanische Familie betrachtet zu werden verdienen, die sich in zahlreiche Stämme gliedert. Hartmann rechnet zu den Bedscha die Ababdeh, Bischarin, die Takastämme (nämlich die Halenga, Hadendoa, Sabderat, Siqulab, Sobab, Homran und Beni Amer), die Schukurieh, Abu Rof, El Alawin, Da-

Digitized by Google

benah, El Hassanieh, Kababisch und Baggara; ferner außer diesen echten unzweifelhaften Bedscha noch eine Anzahl Stämme, welche meist als „reine Araber", „Hedschazaraber", „Koreischiten" und unter anderen unsicheren, mißverstandenen und willkürlichen Benennungen aufgeführt wurden.

Die Ababdeh (Einzahl Abbâdi), etwa 40,000 Köpfe stark, wohnen in Oberägypten und Nubien von Kosseir bis gegen 20° n. Br., auch nördlicher bis Ombos und stehen physisch zwischen den Berabra und den Bischarin, mit welch letzteren sie Tracht, Sitten und Gebräuche gemein haben; doch halten sie sich für edler als die Bischarin und wehren ihnen, wo sie können. Sie gelten als gutmütig, treu und zuverlässig. Viele sind schon Ackerbauer geworden, die anderen aber nomadisieren mit ihren Herden in entlegenen Wüstenteilen. (C. B. Klunzinger, Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Roten Meere. Stuttgart 1877. 8°. S. 245—262.) Die 200,000 Köpfe starken Bischarin mit dem Hauptstocke im Sotirbagebirge, dessen wichtigster Stock der Elba oder Olba ist, sind ein räuberisches, ziemlich sittenloses Hirtenvolk mit etwas Ackerbau, robust von Körper, ungastlich von Sitte, treulos, scheu und mißtrauisch, welches aber die Warentransporte durch die Wüste besorgt. (Globus, Bd. XXXIX, S. 285. 301). Unter den Takastämmen sind die Halenga, Hadendoa, Homran und Beni Amer die wichtigsten. Die Hadendoa, von allen die tapfersten, zugleich aber auch die größten Diebe, wohnen zwischen Suakin und Kassala und ihre Sprache steht mit dem To-Bedschauijjeh der Beni Amer in unfraglicher Verwandtschaft, wie einige Beispiele aus beiden Idiomen erkennen lassen:

To-Bedschauijjehsprache nach Munzinger	In deutscher Sprache	In Hadendoasprache
o'bêrâm	der Wind	o' bah-ramm
to' nē	das Feuer	to' nah
to' êin	die Sonne	to' î (do' î)
o' tekk	der Mann	o' tekk
o' hada	der Löwe	n' harda
to' kelei	der Vogel	oh' kla,
o' kam	das Kamel	oh' ká
lehéit	morgen	heht-fagger.

Die Beni Amer sind nächst den feigen aber etwas ehrlicheren Schukurieh der im Sudan zahlreichste Volksstamm und mehrere hunderttausend Köpfe stark; zu ihnen sind außer den am Barka, ihnen nahe verwandten Zweigen, wie die Helkota (Heikota) und Menna am Chor el Gash, auch bei Kassala in der Vorstadt und einige Familien in Algeden zu zählen. Ein wildes, kriegerisches, streitsüchtiges und räuberisches Volk sind sie bei ihren Nachbarn gefürchtet, und in letzterer Beziehung vielleicht nur von den ihnen ebenfalls verwandten Baria in neuester Zeit übertroffen, welche nördlich vom Gash gegen Senhit hin wohnen. Sie sind vom Islam noch wenig angekränkelt, werden häufig gestohlen und als Sklaven verkauft. Sie sollen nicht heiraten dürfen, wenn sie nicht wenigstens einen Feind ermordet haben. Die Beni Amer bestehen aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven. Die Adeligen teilen sich in zwei Stämme, die sich ihrer Verschiedenheit immer bewußt sind, die Belon und Nebtab. Letztere bilden den eigentlichen Adel und ihnen entstammt der „Deglel" oder Stammfürst, welcher das ganze Volk beherrscht. Mit dem Adel leben die Unterthanen zusammen oder sie bilden eigene Zeltlager für sich. Während aber der Adel nur einer Familie angehört, zerfallen die Untertanen in viele einzelne Stämme und scheiden sich in zwei Gruppen, in Hassa und Bedaui. Ersteres bezeichnet einen Tigre redenden Stamm, letzteres einen Unterthanen, dessen Sprache Bedscha ist. Obwohl meist Nomaden, haben die Beni Amer doch einige feste Niederlassungen von Zelt- und Strohhüttendörfern. Neben Viehzucht und Ackerbau treiben sie hauptsächlich Kamelzucht. Esel, Maultiere und Pferde sind aber auch nicht selten bei ihnen. (Werner Munzinger, Ostafrikanische Studien. S. 278—289.) In ihrer äußeren Erscheinung, sowie in Sitten gleichen die Beni Amer und auch ihre Nachbarn, die Habab, mehr ihren nördlicheren Nachbarn, den Bedscha, als den Abessiniern im Süden. Die Beni Amer bekennen sich schon lange zum Islam, wogegen ein großer Teil der Habab, sowie ihre Nachbarn, die Mensa, Takué und Bogos noch vor wenigen Jahrzehnten dem Namen nach abessinische Christen waren.

Die Berge nördlich vom Paß Kaihat werden von einigen fremdartigen Stämmen

Digitized by Google

bewohnt, die Ziegenhirten sind und feste Hütten oder Höhlen bewohnen, also nicht nomadisieren. Sie sind den Beni Amer unterworfen. Die vorzüglichsten Stämme heißen Bét Male, Bét Aued, Bét Baschо, und die Hamasen. Alle diese Stämme leben sehr abgeschlossen und sind deshalb ziemlich wild, sie nähren sich nur von Milch. Sie haben Aelteste, die den Tribut zum Deglel bringen, aber sonst sind sie ganz unabhängig, sollen sogar ihre Nachbarn durch Räubereien sehr plagen. Sie reden teils Chassa (Tigre), teils To-Bedschauijjeh (Bedscha).

Südlich und östlich von der gezogenen Grenze leben die Bét Asgedé, d. h. der Adel mit einer Masse Klienten von verschiedenen Stämmen. Der Adel teilt sich in die Az Hibtes, Tekles und Temariam (Adomariam). Die Az Hibtes, der mächtigste dieser Stämme, bewohnen alles Land zwischen Kaihat und Kysset bis zur Rora hinauf. Ihr Land heißt Habab und der Name gilt zu gleicher Zeit für das Volk. Die Bét Asgedé gehören zur Provinz Massaua, sie haben aber ziemlich unabhängige Rechtspflege; ihr Häuptling heißt „Kintebai", von dem sich aber Temariam und Tekles unabhängig gemacht haben. Uebrigens bringt die Unterwerfung unter die ägyptische Regierung, die natürlich nivelliert, nach und nach demokratische Ideen ins Land, da die Klienten von ihrem Adel wenig mehr zu fürchten oder zu hoffen haben. Die Bét Asgedé sind ausschließlich Hirten, nur die Tekles bauen etwas Durrah am Anseba. Ihre Produkte sind also nur Häute, Butter und Wolle, die sie selbst roh verarbeiten. Die Leute erinnern sich wohl der alten Kultur. Die ersten Asgedé kamen von Az Nefas (im Hamasen) und sind den Tsana-deglé eng verwandt, sie lebten als Ackerbauer lange Zeit auf der Rora, gewöhnten sich erst allmählich an Kamelzucht und vergaßen den Pflug. Muhammedaner wurden sie erst vor etwa 70 Jahren, haben aber noch fast alle ihre alten Sitten beibehalten. Handelsverbindung haben die Asgedé besonders mit Massaua, hie und da wird aber auch Butter ausgeführt. (Petermanns Geograph. Mitt. 1872, S. 204.)

Südlich von den Habab, zwischen ihnen und Hamasen, im Osten der Marea auf dem Ireplateau wohnen in den Gebirgen die Mensa, etwa 10,000 Köpfe stark und ausschließlich Halbnomaden, zugleich die geschwornen Feinde des im Norden hausenden Hababstammes der Temariam, doch werden die Fehden jetzt auf ungefährliche, mehr gemütliche Art geführt. Sobald die beiden Rivalen in Streit geraten und Thätlichkeiten unvermeidlich sind, werden die Waffen, wie Lanze und Schwert, beiseite gelegt und der Kampf wird mit kurzen dicken Prügeln ausgefochten, eine Kampfesart, die dem eisernen Schädel eines Afrikaners aber keinen Schaden thut. Dadurch, daß die Mensa nun Unterthanen Aegyptens sind, haben sie einen jährlichen Tribut nach Massaua zu zahlen. Körperlich sind die Mensa ein sehr wohlgebauter Menschenschlag; die Männer sind groß, schlank und kräftig gebaut, mit angenehmen, den Europäern ähnlichen Gesichtszügen. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, das Haar grob und straff, der Bart ist meistens schwach. Bei den meisten werden die Haare in viele dünne Löckchen geflochten, die auf die Schultern fallen und mit Butter gesalbt werden, eine bei vielen afrikanischen Völkern beliebte Haartour. Andere rasieren den Kopf ganz oder lassen bloß einen Schopf stehen, und noch andere lassen das Haar wachsen, wie es ihnen gerade beliebt. Die Frauen sehen weniger gut aus; in der Jugend sind sie wohl voll und rund, allein die frühen Heiraten und die harte Arbeit machen die Schönheit bald welken und die Gestalt schrumpft zu einem wahren Gerippe zusammen, ehe das dreißigste Jahr erreicht ist. Die Kleider beider Geschlechter bildet das auch in Abessinien allgemein übliche Umschlagtuch, wozu sich die Männer zuweilen noch den Luxus abessinischer kurzer Hosen erlauben.

Die Mensanomaden, die in kleineren und größeren Trupps im Lande mit ihren Herden von Buckelochsen, Schafen und Ziegen umherziehen und mit ihren bienenkorbartigen Mattenzelten überall zu treffen sind, leben während der abessinischen Regenzeit, Juni bis September, im Hochland, während der Regenzeit der Samhara, November bis April, im Tiefland. Ebenso wird auch zweimal der Ackerbau betrieben, doch lange nicht in dem Maßstabe, wie es bei dem durchgängig fruchtbaren Boden möglich wäre; nicht einmal der eigne Bedarf wird gedeckt, sehr häufig muß noch Getreide aus Tigre eingeführt werden. Gebaut werden Gerste und Durrah von sehr schlechter Beschaffenheit, sowie ein guter Tabak, der meistens aus Wasserpfeifen geraucht wird. In keiner Versammlung, bei keiner Gelegenheit darf die Wasserpfeife fehlen: man kommt zu einigen Hirten im Freien und sofort erscheint die Pfeife aus ihrem Versteck in irgend einem Busch und macht die Runde, man besucht einen Ackerbauer auf seinem Felde und nach der ersten Begrüßung macht die Wasserpfeife ihre Aufwartung und mit indianischer Feierlichkeit

Digitized by Google

geht sie von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Außer von dem Ertrag ihres Ackerbaues leben die Mensa von ihren Herden, die gewonnene Butter wird in Schläuchen nach Massaua verkauft, die zurückbleibende Buttermilch bildet die Hauptnahrung der Hirten. Neben den transportabeln Nomadendörfern hat das Mensaland noch zwei feste Dörfer. Die Hütten derselben sind jämmerliche Bauwerke, einfache, aus Stäben gebildete Holzgerüste, die mit Stroh so notdürftig gedeckt sind, daß die Regen überall eindringen und des Nachts zuweilen die Hyänen dem Innern einen Besuch abstatten, wobei sie alles Genießbare, besonders die mit Butter gefüllten Schläuche, zuweilen aber auch ein Kind wegschleppen. Mit viel größerer Sorgfalt als diese Wohnungen der Lebenden sind die der Toten hergerichtet. Die Gräber bei Geleb bestehen aus kreisrunden, trocken ausgeführten Steinmauern, deren Kamm mit weißen Quarzstücken hübsch belegt ist; zuweilen sind es auch niedere weiße Pyramiden, die an hohen Punkten gelegen, wunderschön gegen die umgebende grüne Wildnis abstechen.

Die Religion der Mensa ist die koptische; sie sind Christen wie die Abessinier, wenn es erlaubt ist, die Bezeichnung Christentum auf ein Gemisch abergläubischer Gebräuche und unverstandener und sinnloser Zeremonien anzuwenden. Die blaue, um den Hals getragene Schnur, das Zeichen der abessinischen Christen, wird nicht von allen Mensa getragen. Doch wenden sie noch meistens beim Schlachten die abessinische Formel: „Im Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit" an, freilich ohne von Bedeutung und Ursprung dieser Formel eine Ahnung zu haben. Aber selbst diese geringen Spuren der koptischen Religion, die sich einst weit nach Norden verbreitet hatte, verschwinden mehr und mehr, bereits ist fast die Hälfte der Mensa zum Islam übergetreten und die andere Hälfte wird gewiß nachfolgen. Der Prozeß, der in ganz Abessinien stattfindet, spielt auch hier: überall gewinnt die Lehre Muhammeds an Boden und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß in nicht allzuferner Zeit in Abessinien die Muselmänner die Majorität bilden werden, falls nicht irgend ein außergewöhnliches, unberechenbares Ereignis dem Vorrücken des Islam Schranken setzt. Der Charakter, die guten und schlechten Eigenschaften der Mensa werden durch den Religionswechsel natürlich nicht geändert. Die Mensa sind nicht schlechter und nicht besser als alle Tigre sprechenden Nomaden des ganzen nördlich von Massaua sich erstreckenden Küstenlandes; ihre beste Eigenschaft ist Gastfreundlichkeit, die noch überall in Blüte steht, da das Mensaland an keiner der Haupthandelsstraßen liegt. Grenzenlose Habsucht und große Verschlagenheit und Tücke, sowie starke Indolenz und Faulheit sind die schlimmsten Eigenschaften der Mensa, denen es sonst nicht an natürlicher Begabung und scharfem Verstande fehlt. (Ausland 1876, S. 888—889.)

Der Stamm der Abu Rof oder Rufaharaber ist unstreitig der zahlreichste in der ganzen Gesireh Sennar. Wie alle Nomaden, wechseln sie ihre Lagerplätze mit den Jahreszeiten, halten sich zur Regenzeit im Norden der Gesireh auf, und ziehen mit abnehmender Regenzeit allmählich gegen Süden, wo sie teilweise stabile Niederlassungen haben. Auf dem alljährlich bei Haqra abgehaltenen großen Markte werden die gesammelten Erzeugnisse ihrer Viehzucht, Butter und Fett, sowie Mattendecken, zum Verkaufe gebracht, Stammesangelegenheiten geschlichtet und die „Tulbah" (Steuer) beglichen. Dann ziehen sie durch die Steppen in der südlichen Gesireh Sennar und unternehmen dort Beutezüge gegen die Burum, welche jedoch nicht jedesmal zu ihren Gunsten ausfallen. Die Bedschabeduinen in Kordofan sind nüchtern, stolz auf das Waffentragen und blicken verächtlich auf jede Handarbeit. Früher war Krieg der normale Zustand bei ihnen, jetzt aber sind sie friedlich gesinnt. Die Kababisch, welche Oberst Colston in Kordofan sah, sind ein schöner Menschenschlag und viele ihrer Weiber hatten angenehme Gesichtszüge. Sie tragen keinen Schleier und gehen nackt bis zum Gürtel, auch sprachen sie ungeniert mit den Soldaten der Expedition, zeigten sich aber trotz der ihnen gewährten Freiheit, streng tugendhaft. Wie die Ababdeh und Bischarin tragen die Kababisch keinen Kopfputz, doch frisieren sich die beiden erstgenannten so, daß sie sich dadurch etwas gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die Kababisch dagegen rasieren sich den Kopf. Zu el Obeid sieht man endlich auch viele Baggara (d. h. Kuhhirten), welche mit Speeren bewaffnet auf ihren Reitochsen nach der Stadt kommen. Mit ihnen gelangen wir wieder zu den Nubastämmen, die wir eingangs dieses Kapitels kennen lernten.

„Die Baggara reiner Rasse," schreibt Rudolf Slatin, „sind schlank gewachsene Männer von 1,65 bis 1,80 m Höhe, von kupferroter Hautfarbe, mit angenehmen Gesichtszügen und ziemlich starkem Haar- und Bartwuchs. Doch giebt es wenige reiner Rasse, sondern sind die meisten Kinder von Nuba und Baggara, deren Hautfarbe dann

Digitized by Google

mehr oder weniger dunkel, und je näher selbe den Nuba stehen, desto spärlicheren Bartwuchs haben. Diese beiden Stämme teilen sich in festsitzende und nomadisierende. Die Bewohner der Dörfer sind gastfreundliche Menschen, welche von Ackerbau und Viehzucht leben, und kann man in deren Mitte sich seines Lebens sicher betrachten; doch kaum das Dorf verlassen, ist man in der Gewalt der Nomadenbaggara, die weder Recht noch Gesetz kennen und von dem ägyptischen Gouvernement, dem sie tributpflichtig, mit eben nicht allzu großer Achtung sprechen; selbe können nur durch Raub und Diebstahl ihre Existenz erhalten, da sie weder Agrikultur noch Viehzucht betreiben. Die Dargeoad Baggara oder Pferdhirten betreiben, wie es eben schon der Name andeutet, Pferdezucht, doch auch nur, weil sie ohne Pferde keine Raubzüge unternehmen können, und in solch geringem Maße, daß an Verkäufe einer größeren Anzahl nicht zu denken ist. Die Pferde sind von guter Rasse, ausgezeichnete Renner, unermüdlich und mit wenigem zufrieden. Die Darschelong erkaufen sich durch Tausch die Pferde der Dargeoad. Männer, die nicht imstande sind, sich Pferde zu erwerben, reiten Ochsen, unter denen man sogar ziemlich gute Trabläufer findet. Dieselben Tiere werden auch von den Weibern der Baggara zur Fortschaffung des Hausgerätes verwendet. Ihre Raubzüge unternehmen die Baggara meist in Begleitung von Dschellaba, denen ein Anteil des Raubes zufällt. Manchmal unternehmen sie auch Kriegszüge, die wochenlang dauern, und senden dann während dieser Zeit die Beute unter Bedeckung nach ihren Teriks zurück, wo es dann Aufgabe der Frauen ist, dieselbe bis zur Rückkehr ihrer Männer im sicheren Verstecke zu verbergen. Die Nuba ziehen beinahe immer den kürzeren, da die Ueberfälle durch die Raschheit der Baggarapferde so schnell und meist unverhofft ausgeführt werden, daß sie ihren Raub schon in Sicherheit haben, bevor die Nuba imstande sind, sich zu sammeln, um sich jenen gegenüber zu stellen. Oft schleichen sie sich nachts in die Nähe der Weideplätze und umstellen sie. Die mit erstem Morgengrauen ahnungslos ankommenden Hirten werden überfallen, gebunden aufs Pferd gesetzt, ihre Herde in die Mitte genommen, und nun geht's im vollen Jagen mit den durch Schreien und Lanzenstichen scheu gemachten Tieren über Stock und Stein, durch Wiesen und Wälder. Natürlicherweise geht hierbei die Hälfte des Raubes verloren und fällt in die Hände der ihnen nacheilenden Nuba, doch können die Baggara eben nur auf diese Weise ihre Raubzüge ausführen, da die Nuba meist zahlreicher, mutiger und selbst besser bewaffnet sind. Leider sind die Nuba unter sich nicht einig und nur dadurch ist es den Baggara ermöglicht, Raubzüge in Nuba mit Erfolg zu unternehmen. Die einzige gute Eigenschaft, welche die Baggara im Vergleiche zu anderen Völkern im günstigen Lichte erscheinen läßt, ist ihr ausgezeichnetes Jagdtalent. Selten wird man Menschen finden, die bei Aufsuchen von Tierspuren und Verfolgung des Wildes mit solcher Sicherheit und Ausdauer gehen wie der Baggara. Auf seinem Pferde sitzend, nicht die geringste Aufregung in seinen Mienen zeigend, ist er keinen Augenblick im Zweifel, nach welcher Richtung sich das Tier gewandt. Ein niedergebeugter Grashalm, abgestreiftes Laub, vertretene Zweige, einige, etwas tiefer in die Erde gepreßte Steine sind ihm sichere und untrügliche Zeichen bei Verfolgung des Wildes. Meist gehen fünf bis zwanzig Männer zusammen und nie traf ich einen einzeln jagenden Baggara. Ist das Wild nun aufgefunden, so wird es umstellt, im vollen Galopp darauf eingeritten und nun ist dem Tiere kein Entrinnen mehr möglich. Von allen Seiten umringt, fällt es durch Lanzenstiche in die Hände der Jäger. Nun wird es abgehäutet und das Fleisch in Stücke zerlegt, um es transportieren zu können. Ein Feuer wird angemacht und nach sudanesischem Jägergebrauch Leber, Herz, Nieren und Eingeweide („Kirscha") sogleich verzehrt, während Haut, sowie Fleisch meist bei Nuba für Durra umgetauscht wird. Mit Hilfe ihrer ausgezeichneten Pferde ist es ihnen auch möglich, die Straußjagd mit gutem Erfolge zu betreiben und werden dann die Federn an Dschellaba für Leinwand, alte Flinten ꝛc. verkauft. Kein schlechtes Geschäft für beide Teile ist der Verkauf resp. Ankauf von Sklaven (von Baggara geraubte Nuba), welche dann in allen größeren Städten des Sudans zum Verkaufe ausgeboten werden." (Ausland 1876, S. 781—782.)

Ob das Volk der Barea und der benachbarten Kunama oder Basen zu den hamitischen Aethiopiern zu zählen sind, wie Reinisch meint, ist noch nicht ausgemacht. Der Bau der von ihm untersuchten Bareasprache weicht vom Bedscha, Saho, Agau, Galla und Somali trotz mancher Berührungspunkte so bedeutend ab, daß es Friedrich Müller bis jetzt nicht geraten erscheint, sie diesen Sprachen unmittelbar anzureihen. Wir behandeln diese sehr interessanten Völker-

Digitized by Google

schaften indes dennoch an dieser Stelle, da sich sonst kaum ein schicklicher Platz für sie finden dürfte. Der Teil des nördlichen Hochlandes von Abessinien, der sich vom Barka an westwärts bis zum langgestreckten Höhenzug des Lebi oder Nebi hin ausbreitet, ist seit Menschengedenken von einem ackerbautreibenden Volke, den Barea, bewohnt. Im Norden und Osten hat dasselbe die Beni Amer-Stämme, im Süden die Kunama im Westen die Algeden zu seinen nächsten Nachbarn. Durch keine geschichtliche Ueberlieferung ist die Herkunft der Barea aufgehellt, Erinnerungen an ihre Vorzeit gehen denselben ab. Ehemals scheinen sie aber noch weitere Gebiete bewohnt zu haben, indem sie sehr wahrscheinlich auch im jetzigen Lande der Bogos und Takue angesiedelt waren. Der Name Barea, unter welchem dies Volk bekannt geworden ist, wurde durch die Amhara verbreitet, in deren Sprache das Wort barea einen Sklaven bedeutet. Ein einheimischer Gesamtname ist bisher nicht bekannt geworden; die Barea teilen sich in zwei Gaue, Nera und Mogoreb. Die Gesamtzahl des Volkes schätzt Munzinger auf 20,000 Seelen. Sie bewohnen 26 größere Ortschaften.

Das Verhältnis der Barea zu den benachbarten Völkern ist durch ihre Lebensweise bedingt. Da sie seit undenklichen Zeiten Ackerbau treiben, so sind sie in beständigem Kampf mit den nomadischen Beni Amer, gegen welche auch die geographischen Verhältnisse keinen Schutz gewähren, da die Barea in Ebenen wohnen, welche flach gegen das Barka, zu den Weideplätzen der Beni Amer auslaufen. Dagegen stehen sie auf freundschaftlichem Fuße mit ihren westlichen Nachbarn, den Algeden, welche ebenfalls Ackerbauer sind, und mit den südlichen Grenzanwohnern, den Kunama, mit welchen sie durch gleiche Lebensweise und Beschäftigung, Religion, Sitten und Rechtsgewohnheiten verbunden sind. Politisch hängen die Barea und Kunama insofern von Abessinien ab, als sie dahin jährlichen Tribut entrichten; in allen übrigen Verhältnissen genießen sie aber vollkommene Unabhängigkeit. Da aber ihr Land in der nächsten Nähe der ägyptischen Besitzungen (Nubien) liegt, so müssen sie sich gegen die Gefahr räuberischer Ueberfälle auch diesen gegenüber zu Tributlieferungen verstehen und sind demnach zweien Herrn zugleich unterthan.

In der inneren Verwaltung erfreuen sie sich der vollsten Unabhängigkeit. Die Verfassung des Landes ist eine echt demokratische; jeder Barea fühlt sich dem anderen gleich und frei; die Gemeinde allein beschränkt die persönliche Freiheit durch den Ausspruch der Greise, denen niemand widerspricht. Die unbedingte Ehrfurcht vor dem Alter ist der Inhalt ihrer Religion und die festeste Stütze der Gesellschaft, die einzige, aber auch wirksamste Waffe gegen Friedensstörer in der Gemeinde ist der Fluch der Greise, da hier jeder überzeugt ist, daß irgend ein Unternehmen, welches den Segen der Väter nicht für sich hat, scheitern, daß jeder von ihnen ausgesprochene Fluch vernichten muß. Den Gau bilden die Gemeinden, denen gegenüber die Familie keine Macht besitzt, daher kennen die Barea auch keinen Geburtsstolz. Die Gemeinde besteht aus den Männern des Dorfes, also aus Personen, nicht Familien. Selbst der eingewanderte Fremde wird, wenn er einmal der Landessprache mächtig ist, mit den Eingebornen ebenbürtig; nur der Gast muß sich einen Wirt suchen, um von ihm geschützt zu werden. Wird der Gast getötet, so rächt sich der Wirt dadurch, daß er des Mörders Gast tötet.

Nur die engere Familie ist vom Vater abhängig; was über sie hinaus ist, geht in der Gemeinde auf. Zur Schlichtung eines Streites versammeln sich die Greise unter einem Baum oder unter einer eigens errichteten Schattenlaube, „Logodat" (log: Erde, Ort, Platz; dat: Sitzen). Die Alten sitzen, das Volk lagert umher. Sobald die Klage vor-

Digitized by Google

Bau der großen Drahtseilhängebrücke bei New-York.

soll schauen, was dem Geiste vorgeführt wird!

Das „Universum“ ist ein Familienbuch, das einen wahrhaften Hausfreund bildet, ein reiches Bilderwerk, das man stets gern zur Hand nimmt und an dem sich **Alt und Jung** erbaut. Auf jedem Tische, in jedem Eckplätzchen, auf jedem Bücherbrett, kurz in jedem Hause wird sich ein Plätzchen finden, für dieses Buch einzig in seiner Art.

Und so zieh' denn hinaus in die Welt, „Neues Universum“, helfe in Hütte, im Bürgerhause und Palast zum Genuß wahrhaft angenehmer lehrreicher Stunden; werde ein Freund des Handwerkers wie des Kaufmanns, des Gelehrten wie des Künstlers? Wecke auch in mancher jugendlichen Brust die schlummernde Gabe, das Talent, welches sich vielleicht dereinst zum Segen unseres Volkes Bahn bricht und Geltung verschafft.

Allen sei das „Neue Universum“ empfohlen, überall wird es freudiges Willkommen finden, denn es strahlt zurück

das Licht des neunzehnten Jahrhunderts!

Dieses reich illustrirte

Jahrbuch für Haus und Familie

für die reifere Jugend,

erscheint jährlich, zunächst in 10 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr.; dann complet gebunden in reichem Einband à Mk. 6. —. = 3 Fl. 60 Kr.

Verschiebung der Steine eines Obelisken von San Bruno während des Erdbebens i. J. 1783.

Wir nennen nachstehend einen Theil der reich illustrirten Abschnitte:

Der heutige Rettungsdienst an den Küsten. — Die höchste Gebirgs-Eisenbahn. — Ein neues schwimmendes Dock. — Der japanische Wunderspiegel. — Denis Papin, ein Märtyrer der Wissenschaft. — Die Diamantfelder Südafrika's. — Kohlenstoff contra Stickstoff. — Die elektrische Eisenbahn in Berlin. — Moderne Automaten. — Ein Luftballon. — Seidenconditionen. — Galvanis Denkmal in Bologna. — Obelisken auf Reisen. — Segelwagen. — Das Audiphon. — Ein Dampfvelocipede. — Telephon und Mikrophon. — Die Pfeilereisenbahn in New York. — Eine bis jetzt nicht bekannte Eigenschaft brennender Lichter. — Augenblicksphotographien. — Mouchot's Sonnenmaschine. — Eine neue optische Täuschung. — Der elektrische Zügel. — Das kleinste Dampfboot der Welt. — Eine selbstrechnende Wage. — Selbstthätige Feuermeldeapparate. — Neue Schwimmapparate. — Unter dem Hudson. — Physikalische Spielereien. — Das Tropodon. — Ein kleiner Dampfmotor. — Pneumatische Uhren. — — Blitzableiter. — Magnetische Geheimschrift. — Vegetabilisches Elfenbein. — Bergeisenbahnfahrten. — Unterseeisches Observatorium. — Die telegraphischen Wetterberichte und ihre Bedeutung. — Apparate für mechanische Gymnastik. — Elektrische Uhren für öffentliche Zwecke. — Der Zerstörer. — Photographie zu Kriegszwecken. — Künstliche Erzeugung von Kälte. — Die Silberminen von Cerro de Pasco. — ꝛc. ꝛc.

Eine neue optische Täuschung.

Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".

Professor Thompson in Bristol bereichert das Kapitel der optischen Täuschungen um neue interessante Beispiele:

Nimmt man das Blatt in die Hand und ertheilt der Figur durch kleine Verschiebungen des Handgelenks eine drehende Bewegung — wie man etwa Wasser in einem Glase in Rotation versetzt — so scheint sich jeder der concentrischen Kreise um seine Axe, das Zahnrad in der Mitte aber in entgegengesetzter Richtung zu drehen ꝛc.

Eine neue optische Täuschung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Mit Illustrationen von F. Keller-Leuzinger.

Erscheint in 2 Bänden von je etwa 35 Lieferungen à 50 Pfg.

Wachthütte auf Borneo.

Unsere rastlos vorwärtsschreitende Gegenwart hat in kurzer Frist die Völkerkunde zu einer der wichtigsten Wissenszweige erhoben und rasch erkannt, daß sie allein für die Lösung so vieler tief ins praktische Leben, ins politische wie ins sociale, eingreifender Fragen den Schlüssel zu bieten vermag. Eine zusammenhängende, lesbare Darstellung der Völkerkunde dürfte um so mehr die allgemeinste Theilnahme finden, als der durch seine früheren Arbeiten hinlänglich bekannte Verfasser den Versuch macht, im Sinne der Darwin'schen Lehre die aufsteigende Entwicklung des Menschengeschlechtes von seinen tiefsten Gesittungsstufen bis zu dem reichen Kulturleben der hochentwickelten Nationen zu schildern. —

So wandeln wir vom Australier und Polynesier zum Indianer Amerika's und zum arktischen Eskimo; in der Alten Welt nehmen wir den Faden beim Neger Afrika's wieder auf und gelangen durch die Völker Asiens zu den Kulturnationen Europa's. Körperbeschaffenheit, Charakter und Geistesanlagen, Kleidung und Schmuck (Tättowiren, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten), Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beschäftigung, Familie, sociale Verhältnisse, Stellung der Frauen und Kinder, Ansichten

Weib aus Kaschmir, Reis stampfend.

Digitized by Google

getragen ist, hat jeder Anwesende das Recht, seine Meinung darüber zu sagen; der Jüngste beginnt und so aufwärts, und das letzte entscheidende Wort hat der Aelteste. Sein Ausspruch erlangt Gesetzeskraft. Diese Rechtssprüche „Onta" (Verdikte), bleiben als traditionelles Recht im Gedächtnisse des Volkes. Als Beweismittel kennen die Barea wie die Kunama das Zeugnis wie den Eid. Der Zeuge wird vor Gericht geladen und verhört, die Anzahl der Zeugen kann auf Verlangen des Klägers oder des Verklagten bis auf drei gebracht werden. Unfähig zum Zeugen ist der Dieb, der Räuber, der notorische Lügner, das Weib und das Kind. Der Zeuge macht eine einfache Aussage, ohne alle eidliche Bekräftigung. Fehlen Zeugen, so kann der Kläger den Eid ablegen oder den Verklagten schwören lassen. Es giebt verschiedene Arten des Eides: der Schwörende schlägt seines Sohnes Hand oder dessen rechten Oberschenkel, oder er tritt auf sein Schwert oder auf seines Verwandten Grab, oder er bricht einen Zweig im heiligen Hain Terbo-Wodeg. Auch politisch sind die Greise die einzige Behörde; sie schließen Krieg und Frieden. Wollen sie mit einem Nachbarstamme Frieden haben, so verbieten sie den Männern alle Raubzüge gegen denselben, indem sie darüber ihren Fluch aussprechen. Die Gesandten, welche von den Aeltesten der Gemeinde beauftragt sind, mit dem Ausland zu verhandeln oder den Tribut einzuholen, gelten als einfache Diener der Gemeinde und genießen in keiner Weise Vorrechte vor ihren Mitbürgern. Während der Zeit ihrer Sendung sind sie frei von Abgaben, außerdem werden ihre Felder von der Gemeinde bestellt. Niemand ist vornehm oder gering, niemand wähnt sich besser zu sein als die anderen. Reichtum und Armut hat politisch genommen keine Bedeutung. Kein Adel ragt über die Masse hervor. Nur das Alter hat seine ungefährlichen Vorrechte. Deswegen entbehren diese Völker der genealogischen Geschichte. Stammbäume sind da ohne Wert, wo die Familie politisch ohne Macht ist und die Verwandtschaft sich schnell vergißt.

Ihrer Religion nach sind die Barea und Kunama noch Heiden. Zwar haben viele Gemeinden sich bereits zum Islam bekehrt und die Barea, als die nächsten Nachbarn der Muhammedaner, werden sich wohl zunächst alle dem Halbmond zuwenden. Ihre Bekehrung besteht übrigens einfach nur in dem Bekenntnis zur Einheit Gottes und der Sendung des Propheten, gegen dessen Vorschriften und Verbote verhalten sie sich aber ziemlich gleichgültig. Der Inhalt der ursprünglichen Volksreligion besteht in einer tiefen Ehrfurcht vor dem Alter. Jünglinge mischen sich nie ins Gespräch der Aelteren und bejahrte Männer horchen schweigend den Worten der Greise. Vater und Mutter sind äußerst hoch gehalten, besonders die Mutter wird sehr geliebt und in ihrem Alter zärtlich gepflegt. Ein Eingreifen höherer Mächte in die Geschicke der Menschen erkennen sie nicht an. Zwar glauben sie an die Existenz eines höchsten Gottes, welchen die Barea „Ebberé", die Kunama „Anna" nennen; aber sie zollen ihm keine Anbetung, sie haben keinen Tempel, noch Gottesdienst, kennen kein Gebet und keine Offenbarung. Munzinger berichtet: „Während einige ein unterirdisches Leben nach dem Tode anzunehmen scheinen, erklärten mir die anderen unumwunden: tot sei tot." Alljährlich nach vollbrachter Ernte im Monat November feiern beide Völker ein Fest, das die Barea „Fiyot" nennen. Es ist ein Fest der Freude über die eingeheimsten Früchte, ein Fest allgemeiner Versöhnung und der Erinnerung an die Verstorbenen, ein Tag des Friedens, an dem alle Fehde ruht. Jedes Haus bereitet für diesen Tag eine Menge Bieres, „Alfa", auch für jeden Toten des Hauses wird ein kleiner Topf voll Bier zwei Tage lang hingestellt und dann von den Lebenden getrunken. An diesem Tage begiebt sich die ganze Bevölkerung eines Gaues an einen besonderen Platz, wo Spiel und Tanz den Tag verkürzen.

Gemeinsam mit fast allen Eingebornen Afrikas haben beide Völker den Glauben an die wunderthätige Macht von Talismanen, besonders werden den Wurzeln geheime Kräfte zugeschrieben; am Körper getragen, sollen sie die Krankheiten verhüten, Gift und die feindliche Waffe unschädlich machen. Eine besondere Furcht wird vor dem „bösen Blicke", gegen welchen man sich durch Amulette zu schützen sucht, an den Tag gelegt. Als wirksame Amulette gelten Hyänenzähne, Vogelklauen u. s. w., besonders aber geschätzt sind alle beschriebenen Papiere, der Inhalt der Schrift ist so ziemlich Nebensache.

Der Glaube an die Verwandlungen von Menschen in Tiere bei den muhammedanischen Völkern Ostafrikas scheint ziemlich neueren Datums zu sein und auf dem Boden des Islam in derselben Weise seinen Ursprung genommen zu haben, wie im christlichen Abendlande gewisse heidnische Nationalgötter, deren Kult bei dem Volke schwer auszurotten war, im Volksglauben in christliche Heilige umgewandelt wurden. Daher wissen diejenigen Stämme Ostafrikas, welche dem Heidentume noch nicht entsagt haben, nichts von in Tiere verwandelten Menschen, sondern erweisen noch gegenwärtig gewissen Tieren,

wie dem Pavian, der Schlange, dem Nachtraben u. s. w., geradezu göttliche Verehrung. Besonders merkwürdig sind in diesem Punkte die Kunama, deren Tierdienst von dem uralten Tierkult der alten Aegypter sich kaum unterscheidet. Wie im alten Aegypten jeder Gau seinen besonderen Gaugott besaß, der in einem bestimmten heiligen Tiere verehrt wurde, so verehrt noch gegenwärtig im Kunamalande jeder Gau ein bestimmtes Tier als seinen besonderen Gaugott, und Reisende haben sich daher wohl in acht zu nehmen, daß sie nicht ein solches göttlich verehrtes Tier verletzen oder gar erlegen. Diejenigen Kunama, welche bereits die muhammedanische Religion angenommen haben, enthalten sich zwar der göttlichen Verehrung von Tieren, bewahren aber vor diesen immer noch eine gewisse heilige Scheu. Dieselbe Scheu hegen sie auch vor den sogenannten gezeichneten Menschen; Rothaarigen, Schielenden oder solchen, welche einen unsicheren oder stechenden Blick haben, geht man gern aus dem Wege und meidet ihre Gegenwart. Von Geistern und Hexenglauben dagegen hat man bisher keine Spur entdeckt. Merkwürdig ist die Priesterschaft des „Alsai" (arab. 'alif, Kalif, Stammhaupt). Der Alsai der Barea lebt nahe bei Tembáde auf einem Berge allein (ein friedlicher „Alter vom Berge") mit seiner Familie. Das Volk bringt ihm Abgaben, Kleider und Früchte und bebaut ihm ein eigenes großes Feld. Er ist eine Art König, dessen Amt nach dem Erbrecht auf den Bruder oder den Schwestersohn übergeht. Sein Amt ist, Regen herabzubeschwören und die Heuschrecken zu vertreiben. Gelingt ihm diese Erwartung nicht, so wird der Alsai zu Tode gesteinigt, wobei seine nächsten Verwandten den ersten Stein auf ihn zu werfen haben.

Bei allen vorerwähnten Sudanvölkern haben wir ein deutliches Fortschreiten des Islams zu verzeichnen gehabt. Nach allen Beobachtungen ist er ihrer Sinnesart so angemessen, daß er dem Christentum den Eingang im Sudan sehr erschweren wird. Der Sudanese will nicht denken; Sittenlehre, Pflicht und andere christliche Anforderungen sind ihm so lästige Zwangsmaßregeln, daß der freie Sohn der Wildnis lieber mit Sonnenauf- und Untergang, sein Gesicht nach Osten gewendet, unter einigen Formeln ein Gebet murmeln, Muhammed den Prophet nennen wird, wenn er nur sonst thun darf was er will. Aber nur die äußere Form, nicht der geistige Teil des Islams ist in die Gemüter eingedrungen. Die gerühmte orientalische Gastfreundschaft macht Herbergen und Gasthäuser überflüssig; aber nicht bei allen Leuten geschieht es aus religiöser Pflicht, sondern der hergebrachten Gewohnheit wegen. Die bequeme, äußerlich leicht faßliche Lehre Muhammeds paßt diesen Ländern und deren Bewohnern besser und wird durch Fanatiker, die aus Mekka alljährlich zurückkehren, immer mehr und mehr ohne Aussendung von Missionären verbreitet.

Wir haben im Vorstehenden die hauptsächlichsten Zweige nicht bloß der mit den Fulah zusammenhängenden Nubarasse, sondern auch die wichtigsten Glieder der äthiopischen Völkersippe einer flüchtigen Musterung unterworfen. Mitten im Zentrum des von ihnen gebildeten Kreises sitzen nun auf dem abessinischen Hochlande, dieser afrikanischen Schweiz, inselartig Menschen von durchaus verschiedener Abkunft, weder Neger, noch Nuba oder Hamiten, sondern Semiten, die sich durch ein beträchtlich höheres Gesittungsniveau vor den umwohnenden Völkern auszeichnen. Es sind dies die Abessinier, richtiger gesagt der Hauptkern des mit diesem Namen bezeichneten Völkergemenges, an welchem die Aethiopier in hohem Grade beteiligt sind. Die gegenwärtigen Abessinier im politischen Sinne sind eben kein einheitliches Volk und scheinen drei Hauptstämmen anzugehören, so daß es schwer ist, für sie eine allgemeine Charakteristik aufzustellen; doch weist ihr physischer Charakter auf einen gemeinsamen Typus und auf eine Verwandtschaft mit den Arabern hin. In der That

Digitized by Google

sind die ältesten unter diesen drei Hauptstämmen, nämlich die Bewohner der Landschaft Tigre im Norden des abessinischen Alpenstockes nach Fried. Müller eine alte Kolonie der Himjariten in Südarabien, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über die Meerenge von Bab-el-Mandeb hinübersetzten. Die alte Sprache derselben, das sogenannte Aethiopische oder Gheez, ist die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjaritischen. Gegenwärtig ist das Gheez aus dem täglichen Leben verschwunden und gilt nur mehr als heilige Kirchensprache. Dagegen lebt es noch heutzutage in seinen Tochteridiomen, dem Tigre, der Sprache Nordabessiniens, und dem Tigrina fort. Diese Nordabessinier besitzen einen langen, bemerkenswert schmalen Schädel (Breitenindex 69, Höhenindex 76), eine lange gebogene Nase, wenig dicke Lippen, lebhafte etwas geschlitzte Augen, jener der Araber nicht unähnlich, vorstehende Backenknochen, dünnen Hals, wolliges Haar und einen wohlproportionierten Körper. Sie sind tapfer, geschickt und gewandt. Aus einer zweiten Kulturperiode stammen die Bewohner Lastas, d. h. des östlichen Berglandes in Mittelabessinien. Sie sind bemerkbar durch die Kleinheit ihrer Schädel, griechische Stirn, offene Gesichtszüge, Kleinheit der Extremitäten und zierlichen Körperbau. Zugleich haben sie eine verhältnismäßig sehr helle Hautfarbe und einen intelligenten, lebhaften, selbst heftigen, aber keineswegs zuverlässigen Charakter. Obgleich in sehr hohem Gebirgslande wohnend, gehören die Lastaer zu den besten Reitern und Kriegern Abessiniens. Der dritte Hauptstamm sind die Bewohner von Amhara, Schoa und Gurague, welche am meisten den Charakter einer Mischlingsrasse tragen. Sie haben breite Schädel, ein schönes großes Auge, angenehmen Blick, vorstehende Backenknochen, gekräuseltes Haar, wohlproportionierten Körperbau und im allgemeinen dunkelolivenbraune Haut. Ihr Charakter ist gastfrei, heiter, gefällig und ansprechend, dabei aber auch eitel, schlaff, aufschneiderisch und bei den Männern sehr träge, während die Weiber recht thätig sind. Die Leute reden jetzt das Amharna, die Landessprache in dem ganzen Gebiete zwischen dem Takazze und Abay, sowie in Schoa; es ist dies keine direkte Tochter des Gheez, sondern eines uns unbekannten Seitenzweiges desselben und wahrscheinlich aus dem Gemisch mit einem fremden Elemente entstanden, vielleicht der Huarazasprache, deren sich die Agau und Falascha bedienen. Das vom Tigre vollständig abweichende Amharna hat in Süd- und Mittelabessinien nach und nach immer mehr Boden gewonnen und ist auch zur Hofsprache geworden. Es wird geschrieben und seine Schriftzeichen sind nächst verwandt mit den Himjaritischen.

Außer den eigentlichen Abessiniern leben noch manche der uns schon bekannten Stämme in Abessinien; so die Agan besonders in Lasta und in Aguamèder nebst den Falascha auf dem nördlichen Hochlande, dann die schwarzen Galla (deren Namen schon in griechischen Inschriften der Ptolomäerzeit vorzukommen scheint) in den südlichen trockenen Hochflächen und jetzt auch teilweise in Käffa, Yedschou und Godscham nebst den mit ihnen stammverwandten Danakil und Adal in den trockenen Flachländern längs dem roten Meere und dem indischen Ozean und landeinwärts bis zum Fuße des abessinischen Hochlandes; die Gonga in den südlichsten Bergländern und nördlich in einzelnen Stämmen bis zum Abai in Godscham, endlich die Schangala in den waldigen und sumpfigen Flachländern. Nebst den Danakil und Adal treffen wir in den wasserlosen Ebenen und Vorbergen des

Digitized by Google

Osten noch die Tenoa und Asaorta, muhammedanische, meist nur nominell der Pforte unterworfene Hirtenvölker, welche teils ein Idiom des Gheez, teils Galladialekte sprechen. In den Gebirgslandschaften der Nordgrenze wohnt ein Teil des Stammes der Beni Amer.

Den Gesamteindruck, den Land und Leute auf den Fremden machen, faßt der französische Reisende Achille Raffray in folgendem zusammen: „Der Reisende findet in Abessinien überall eine wirkliche Zivilisation vor, welche freilich seit Jahrhunderten stehen geblieben ist. Man betrachte diese Reihen von Mädchen, die, den Henkelkrug stolz auf dem Kopfe tragend, zum Brunnen gehen, die Greise in ihren Mänteln, die Fürsten im Kreise ihrer Krieger und Diener, einen Trupp Reiter auf reich geschirrten Maultieren, mit langen Wurfspießen, krummen Säbeln, silbereingelegten Schilden und im Winde flatternden roten und weißen Gewändern, und man glaubt, Rebekka, die Weisen Griechenlands, das Heer Alexanders wiedererstanden vor sich zu sehen. Und welche Landschaft als Rahmen dieses Bildes, welches Licht zu seiner Beleuchtung! Unsere Alpen unter der Sonne der Wendekreise! Alle Hautfarben finden sich vertreten, vom Hellgelb bis zur Ebenholzschwärze, nur der europäische Teint nicht; die vorherrschende Farbe ist aber kastanienbraun. Die Gesichtszüge sind ebenfalls sehr mannigfaltig, nähern sich aber dem europäischen Typus, dessen Schönheit sie oft, namentlich bei den Frauen, erreichen." Die Frauen sind fast ohne Ausnahme von klassisch-schönem Körperwuchse und besonders durch feine, regelmäßige Gesichtszüge und die ganz griechische Nase ausgezeichnet. Ihr ganzes Wesen atmet zarten Sinn und eine sanfte Seele. In Gesellschaft ihres Geschlechtes sind sie von übersprudelnder Munterkeit, zeigen aber im Verkehr mit Männern hohen Anstand und vornehmer Würde.

Die Regierungsform ist ursprünglich eine unumschränkt monarchische und erbliche. Der König oder „Negus" ist als solcher der oberste Lehens- und Kriegsherr von Abessinien. Nach ihm kommen die „Raz", Statthalter, welche früher sehr selbständige und zuzeiten dem Könige an wirklicher Macht weit überlegene Vasallen waren, aber jetzt in ihrer Bedeutung herabgedrückt sind. Sie müssen dem Könige Tribut und Heeresfolge leisten, sind in der Verwaltung ihrer Provinzen aber ziemlich unabhängig. Der jetzige König Johannes ist bemüht, ihre Macht in Güte zu beugen; er hält sie unter dem Vorwande von Auszeichnungen und Ehrenstellen an seinem Hofe zurück und vermehrt nach Thunlichkeit ihre Anzahl. An ihrer Stelle regieren inzwischen „Meslani" oder Unterstatthalter die Provinzen und diesen unterstehen wiederum die „Balambara", „Azadsch" und „Chum" als Verwalter kleiner Bezirke. Im Kriege bekleiden die Raz ebenfalls den höchsten Rang nach dem Könige, dessen Unterfeldherren sie sind; unter ihnen befehligen Oberste und Hauptleute von verschiedener Benennung.

Die Staatseinkünfte bestehen vorzüglich in den Zolleinnahmen, deren Erhebung meist verpachtet ist, in Gebühren, welche bei Verkäufen von Maultieren, Pferden ꝛc. zu entrichten sind, und in Lieferungen an Getreide, Schlachtvieh, Salz, Baumwollstoffen ꝛc. für den Unterhalt der Armee, die meist in Städten und Dörfern einquartiert wird; endlich in regelmäßigen Abgaben von Boden-

Digitized by Google

erzeugniſſen und Ländereien. Es giebt kein eigentliches ſtehendes Heer, mit Ausnahme der Leibwache des Königs. Beabſichtigt dieſer einen Kriegszug, ſo beruft er ſeine Vaſallenfürſten, um die ſich dann ihre ſpeziellen Unterthanen und andere Reiſige ſcharen.

Abeſſiniſcher Königsornat (Tiara des Abuna. Waffen und königlicher Schmuck des Königs Theodoros von Abeſſinien). Dreifache Krone des Abuna, ſpäter im Beſitze des Königs Theodoros. Schild mit ſchwarzem Sammt überzogen und mit getriebenen Goldblechen beſchlagen, Gewänder mit ſilbernen Bukeln ꝛc.

Es giebt allerdings zahlreiche Leute, die das Kriegshandwerk zum Lebensberufe gemacht haben, aber ſie ſind in Friedenszeiten nicht zu einem Heerkörper vereinigt, ſondern bilden das Gefolge irgend eines angeſehenen Häuptlings, der für ihren Unterhalt ſorgt oder auch ſie ſelbſt dafür ſorgen läßt, indem er ihnen eine Ortſchaft zuweiſt, welche für ihre Bedürfniſſe aufzukommen hat. Dieſe Berufsſoldaten bilden den Kern der abeſſiniſchen Armee; in Kriegszeiten kommt noch eine Menge von Rekruten hinzu, Bauern, die ihrem Herrn freiwillig, was meiſtens der Fall iſt, oder gezwungen in den Krieg folgen und nach demſelben wieder zum Pfluge zurückkehren. Iſt der Anführer oder der Kriegsgrund in der von der Armee durchzogenen Landſchaft populär, ſo ſchließen ſich alle waffenfähigen Männer ihr an. Ihr Sold und Unterhalt macht dem Anführer wenig Sorgen, dafür giebt es Requiſitionen und Plünderungen; der Krieg muß den Krieg ernähren und wenn er längere Zeit in einer Landſchaft währt, iſt dieſelbe ruiniert. Die Armee beſteht aus Reiterei und Fußvolk, das letztere aus Schützen und Lanzenträgern. Die Bewaffnung beſteht durchwegs aus geraden oder krummen, ein- oder zweiſchneidigen Säbeln, die an der rechten Seite getragen werden; die Reiter und Lanzenträger führen noch einen großen runden Schild aus Büffel- oder Flußpferdhaut mehr oder weniger künſtlich verziert, und einen oder mehrere Speere oder Wurfſpieße.

Reiterlanze der Abessinier.

Die Abessinier handhaben diese Waffe sehr geschickt und treffen auf etwa dreißig Meter mit großer Sicherheit. Die Reiter schleudern ihre Wurfspieße im Galopp. Die Bewaffnung der Schützen ist eine sehr mangelhafte; es sind meistens Steinflinten orientalischen Ursprungs: der Schaft gleicht dem arabischer Gewehre, Lauf und Schaft sind von Lederriemen zusammengehalten. Man findet auch noch alte portugiesische Feuerwaffen, die manchmal mit Silber eingelegt sind, aber in einer Waffensammlung besser am Platze wären, als in der Hand eines Soldaten. Der Schießbedarf wird in großen ledernen Patrontaschen mitgeführt, worin kleine Futterale aus Schilfrohr als Pulverhorn dienen. Die Sättel sind den arabischen ähnlich, mit Sattelknopf und Lehne und mit einer fast bis auf die Erde reichenden Schabracke. Rote, grün verzierte Schabracken sind die Auszeichnung der Anführer; beim Könige und den Prinzen sind dieselben aus Leopardenfell. Die Pferde und Maultiere sind mit Schellen und Schnallen behängt. Der Troß der Armee besteht aus einer Unmasse von Knappen, Troßknechten und dienenden Weibern. Die Reiter lassen ihre Schlachtpferde zur Schonung von Dienern führen und reiten auf dem Marsche auf Maultieren. Der Schild hängt am Sattelbogen, die anderen Waffen werden von Dienern getragen. Eine Intendanz für die Verpflegung giebt es nicht; jeder muß für sich selbst sorgen und nimmt seine Dienerschaft mit ins Feld. Die Weiber tragen das Küchengeräte, holen Holz und Wasser und mahlen das Korn, ermuntern in der Schlacht die Kämpfenden, pflegen die Verwundeten und sorgen dafür, daß denselben nichts abgehe. So begleiten auch viele Frauen ihre Männer ins Feld zu Fuße oder auf einem Maultiere, je nach dem Vermögen, und oft auch noch mit einem Kinde auf dem Rücken oder hinter dem Sattel. Im Lager richtet sich jeder ein, so gut es geht. Um das Zelt des Anführers erhebt sich eine Anzahl von Hütten aus Laubwerk, in denen die Soldaten mit ihren Familien Obdach finden.

Schon im vierten Jahrhunderte wurde von Alexandrien aus das Christentum nach Abessinien gebracht und das Volk gehört auch jetzt noch der christlichen Religion und zwar dem koptischen Bekenntnisse, d. h. der Sekte der Monophysiten an. Das kirchliche Oberhaupt führt den Titel „Abuna", d. i. unser Vater, mit dem Range eines Patriarchen. Der Abuna wird in Alexandrien geweiht, sollte aber nur die Stellung eines Erzbischofs haben; er residiert in Gondar und seine Macht ist nur durch die des Königs beschränkt; ihm zunächst stehen die Bischöfe und der niedere Klerus. Das Land hat eine sehr große Zahl von Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten, die im allgemeinen eben nicht sehr im Geruche der Heiligkeit stehen, sondern vielmehr durch Sittenlosigkeit und Indolenz hervorleuchten. Der Beruf der Mönche ist namentlich zu faullenzen; sie nähren sich von den reichlichen Kirchengütern, von Ablaßkrämerei, schmutzigem Bettel und Betrug. Die ganze Religion besteht in der Befolgung leerer, völlig unverstandener Zeremonien. Auch die eigentliche Geistesbildung steht noch auf sehr niedriger Stufe, wiewohl das Volk eine Menge gelehrter Werke, namentlich theologischer besitzt, und auch nicht der Geschichte entbehrt, die freilich nur im Chronikenstil gehalten und fortgesetzt wird. Die abessinischen Theologen sind sogar sehr stark in Spitzfindigkeiten und halten viel auf das Auswendiglernen. Der Abessinier ist überhaupt sehr wißbegierig, liest gerne, was man ihm giebt, und die Studenten in Gondar entwickeln

eine bewundernswerte Unverdrossenheit und rastlose Thätigkeit. Dafür sind sie abergläubisch und hängen an den absurdesten Lehren. Zauberer und Regenmacher von Profession halten noch eine reichliche Ernte. Besonders gefürchtet ist auch hier der „böse Blick", gegen welchen man sich durch teuer erkaufte Amulette zu schützen sucht. Träume gelten für göttliche Eingebungen und werden von alten Weibern tiefsinnig gedeutet und ausgelegt. Kometen verursachen allgemeinen Schrecken. Der Schrei der Schakale bedeutet Unglück und das Gekrächze der Raben gilt als Vorbote des Todes. Für Volksbildung und Aufklärung geschieht nichts, am wenigsten von seiten der Geistlichkeit. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht.

Die Kinder haben sich in Abessinien großer Nachsicht zu erfreuen. Man quält sie weder mit Volksschulen, noch Gymnasien. Das ganze Erziehungsprinzip für Kinder gipfelt darin, sie mutig und unbändig zu machen. Wenn sie heranreifen, so werden sie angehalten, ihren Eltern bei entsprechenden Arbeiten an die Hand zu gehen. Knaben und Mädchen wachsen zusammen auf. Täglich sammelt sich auf dem Hauptplatze des Dorfes die Jugend zu gemeinschaftlichem Spiel und Tanz. Dieses freie Verhältnis der beiden Geschlechter ändert sich jedoch völlig durch die Heirat.

Die Verlobung wird in der Regel sehr früh zwischen den Eltern oder den Vormündern abgemacht, die es dabei nur auf Familienallianzen absehen. Häufig erfolgt die Verlobung am Tage der Geburt und nicht selten schon vor der Geburt, indem Familien, die ihre Kinder ehelich verbinden wollen, sich gegenseitig das Versprechen geben, die allfälligen Kinder nur untereinander zu verbinden. Stirbt die Braut vor der Ehe, so tritt die nächste Schwester an ihre Stelle in die Eheverlobung ein, sowie im Falle, wenn der Bräutigam stirbt, entweder seine Brüder nach dem Range des Alters und in Ermangelung von Brüdern sogar der Vater des Bräutigams in dessen Heiratsrechte eintritt. Die Verlobte des Verstorbenen geht ohne weitere Förmlichkeit an seinen nächsten männlichen Erben über und es steht dem Vater der Braut kein Recht zu, dagegen Einsprache zu erheben. Hochzeiten werden in der Regel um Weihnachten vollzogen, weil die eingegangene Ernte die Festausgaben erleichtert, doch sind auch andere Jahreszeiten für Eingehung der Ehe nicht untersagt; nur in der Fastenzeit allein wird niemals eine Hochzeit gefeiert und zwar beobachten diese Sitte nicht nur die Christen, sondern auch die Muhammedaner. Eine Hochzeit wird nur an einem Samstag oder Sonntag begangen und zwar an einem Samstag, wenn die Braut eine Jungfrau ist, am Sonntag aber, wenn eine Witwe zum zweiten oder dritten Male verheiratet wird. Ist die Braut eine Witwe, so erfolgt ihr Einzug in das Haus des Bräutigams ohne Gepränge; ist sie aber eine Jungfrau, so gestaltet sich dieser Einzug zu einem glänzenden Feste, an welchem sich nicht nur die beiderseitigen Verwandten der Verlobten beteiligen, sondern auch die beiden Ortschaften, denen die Verlobten angehören. Der Vater des Bräutigams oder, wenn jener nicht mehr am Leben ist, der nächst Aelteste aus der Familie des Bräutigams, begiebt sich in Begleitung sämtlicher männlichen Verwandten auf den Weg um die Braut abzuholen. Spielleute mit Trompeten, Pauken und Flöten sowie Possenreißer schreiten dem Zuge voran, eine bekränzte weiße Kuh vor sich hertreibend. Beim Dorfe der Braut angelangt, führen die Jünglinge des Dorfes gegen die Ankömmlinge einen Scheinkampf aus, als ob sie ihnen den Eingang verweigern wollten. Endlich treten die Aeltesten der Familie der Braut den Angekommenen entgegen, reichen ihnen die Hand und führen sie zum Hause der Braut. Hierauf schlachten die Ankömmlinge vor dem Hause die weiße Kuh; deren Fleisch wird von den Verwandten der Braut gegessen, die Knochen und der Kopf aber werden sorgfältig und feierlich in einer Grube vergraben. Ist dieser Akt vorbei, so wird die von Kopf bis zu Fuß dicht verhüllte Braut dem Vater oder Stellvertreter des Bräutigams ausgeliefert und zwar horizontal auf dessen vorgestreckte Arme gelegt und in dieser Haltung eilenden Laufes nach dem Hause des Bräutigams getragen. Ist der Weg lang, so setzt sich der Brautführer oder vielmehr der Brautträger auf einen Maulesel und legt so den Weg reitend zurück. Im Dorfe des Bräutigams angelangt, wird die süße Last an der Schwelle eines neu errichteten Mattenzeltes niedergelegt. Inzwischen ist auch der Bräutigam, gleichfalls mit verhülltem Haupte, von seinen Freunden umgeben und geleitet, herangekommen. Vor der auf dem Boden liegenden Braut stehen bleibend,

Digitized by Google

wäscht er sich zuerst den ganzen Leib, setzt hierauf seinen Fuß leicht auf den Nacken seiner Braut, schreitet dann über dieselbe in das Zelt und zerbricht hier einen irdenen Topf, nach welchem Akte ihm die Braut zugeführt wird. Die Verwandtschaft bleibt mit dem Ehepaare vom Samstag bis auf den folgenden Montag, während welcher Tage dieselbe samt dem ganzen Dorfe auf Kosten des Bräutigams mit Fleisch, Kuchen, Bier und Honigwein bewirtet wird. Die Nächte vergehen unter lärmendem Jubel, Sang und Tanz. Diese Art der Eheschließung ist allgemein, bei den Christen sowohl wie bei den Muhammedanern, Juden und Heiden. Von einer kirchlichen Trauung wissen hier auch die Christen nichts. Jedoch ist bei den Christen auch eine Art Kirchgang der Eheleute üblich, der aber erst sehr geraume Zeit nach der Eheschließung gemacht wird, gewöhnlich nach Ablauf von vier Monaten oder wenigstens nach Abschluß desselben Jahres, in welchem die Ehe perfekt geworden ist.

Während der genannten Zeit, eigentlich einer Probezeit, kann der Mann seine Frau ohne weitere Verbindlichkeiten ihrer väterlichen Familie zurücksenden und sich dann um eine andere Lebensgefährtin umsehen. Anderenfalls setzt er nach genannter Frist den Ortspfarrer in Kenntnis, daß er gesonnen sei, den folgenden Sonntag mit seiner Frau das Abendmahl zu empfangen, welche religiöse Zeremonie als Vollziehung der Ehe gilt. Uebrigens steht es nach äthiopischem Brauche auch der Frau frei, sich von ihrem Manne zu scheiden. Die letztere Form besteht einfach darin, daß die Frau dreimal in das Haus ihrer Vaters sich flüchtet. Die Ehe ist ein Kaufgeschäft und der Vater des Bräutigams, welcher mit dem Vater oder Vormunde der Braut den Kauf abschließt, hat infolgedessen an letztere bestimmte Gebühren zu entrichten, welche nach den Vermögensumständen der kontrahierenden Teile bemessen werden. Diese Gaben werden am Tage der Hochzeit durch einen gleichen Wert an Kuchen dem Bräutigam ersetzt und außerdem hat die Braut auch noch das Ehebett, Linnenzeug und das Kochgeschirr mitzubringen. Der Schmuck der Frau besteht in Armbändern von Gold, Silber oder Elfenbein, in Fußbändern, welche über den Knöcheln getragen werden, in zwei Ohr- und einem Nasenringe; endlich aus einem Diadem und einem Stecklamme für die Haare. Dazu kommt noch ein kleiner Nürnberger Spiegel. Gold ist das Vorrecht der Adeligen, für die übrigen Stände wird der Schmuck aus Silber oder Elfenbein verfertigt. Der Nasenring wird an Werktagen durch einen Elfenbeinknopf von der Größe unserer Brustknöpfe ersetzt, der in dem durchstochenen linken Nasenflügel eingeknöpft wird.

Noch müssen wir der eigentümlichen Sitte erwähnen, wonach der Gatte der Frau durch Gesetz und Sitte dazu verhalten ist, seine Schwiegermutter zu fliehen und ihr auf allen Wegen sorgfältig ausweichen zu müssen, ihr niemals ins Antlitz schauen, sie niemals anreden oder ihr Antwort geben zu dürfen.

Die Frau, ob ledig oder verheiratet, ist rechtsunfähig. Sie kann nicht erben, keine Bürgschaft oder Zeugenschaft abgeben, zu keinem Eide angehalten werden. Sie hat keine Rechtsverantwortlichkeit, hat weder Pflicht, noch Recht. Eine Frau, des Mordes angeklagt, kann dafür niemals zu Gericht gezogen werden; die Sühne für ein von ihr begangenes Verbrechen hat ihr natürlicher Vormund, d. i. ihr Vater oder, wenn sie verheiratet ist, ihr Gatte zu leisten. Obwohl das Gesetz die Frau sehr niedrig stellt und andererseits die Rechtlosigkeit des Weibes nicht geeignet ist, den Charakter desselben zu veredeln, so ist doch das Los der Frauen nicht so traurig, als man nach dem bisher Gesagten vorauszusetzen berechtigt wäre. Während in den meisten muhammedanischen Ländern das weibliche Geschlecht die Zeit seines Lebens in den Haremen wie hinter Schloß und Riegel zubringen muß, genießt dasselbe in Aethiopien die volle Freiheit gesellschaftlichen Verkehres, begegnet allerwärts großer Achtung und Aufmerksamkeit und, ob reich oder arm, findet ein Mädchen stets eine anständige Versorgung. Der Hausfrau obliegt nur die Erziehung ihrer Kinder und die Aufsicht über das Hausgesinde, sie selbst aber ist jeder Arbeit überhoben. Der Gatte würde dem allgemeinen Spotte sich aussetzen, der seine Frau zu häuslichen Verrichtungen oder gar zu Feldarbeiten anhalten wollte. Aufmerksames Entgegenkommen der Ehemänner gegenüber ihren Frauen ist keine Seltenheit. Auf Putz, Schmuck und Schminke sind die Damen sehr versessen und widmen ihrer Toilette viele Stunden des Tages. Wenn sie den Gatten mit der ganzen Macht ihrer weiblichen Reize überwältigen will, so nimmt die Frau ein Bad von duftendem Rauchwerke, färbt sich dann Hände und Füße mit Henna, scheitelt ihre Haare auf, erfüllt sie mit stark riechender Pomade und besteckt dieselben mit Blumen, salbt ferner den ganzen Leib mit wohlriechendem Oele, so daß eine Dame schon von weitem die Atmosphäre auf eine Weise affiziert, die einem ungewohnten Fremden Schwindel verursachen muß, von den Ein-

Digitized by Google

gebornen aber als Vorgeschmack des Paradieses betrachtet wird. Das Tragen langer Fingernägel gehört zum guten Tone bei den Damen; sie machen aber von denselben auch gegenüber ihren Gatten nicht selten etwas unzärtlichen Gebrauch, deren einzige Hilfe dagegen nur in eiliger Flucht besteht, da es für entehrend gehalten wird, sich thätlich an Frauen zu vergreifen. Auch in Abessinien gilt der Grundsatz: „Der Mann ist das Haupt der Familie, darum muß er thun, was seine Frau will."

In der Zeit der rosigen Jugend erfreut sich hier das weibliche Geschlecht der ausgesuchtesten Huldigungen und tritt die Frau in das hilflose Alter, so sorgen Kinder und Verwandte für ihre Existenz. Alleinstehende Matronen verlegen sich auf das Wahrsagen und Werfen der Lose und verdienen sich auf diese Art ihren reichlichen Lebensunterhalt. Jedes Dorf beherbergt solche Wahrsagerinnen, welche in alle Verhältnisse der Familien Einblicke gewinnen und diese für sich auszunützen verstehen. Keine Heirat, kein wichtiges Geschäft wird abgeschlossen, keine Reise angetreten, ohne vorher die Wahrsagerin zu befragen. Man mutet ihnen die Gabe übermenschlichen Wissens zu und befolgt willenlos ihre Anordnungen; zugleich stehen viele, namentlich diejenigen Matronen, welche etwas fettleibig sind, im Geruche der Zauberei. Nächtlicherweile verwandeln sie sich in Vampyre, legen sich mit ihrem schweren Körpergewichte auf Schlafende und saugen ihr Blut aus, oder sie verwandeln sich in Hyänen und richten unter den Ziegen- und Schafherden Verheerungen an.

Die Mutter wird in ihren Nöten von alten, kundigen Weibern assistiert. Ist die Geburt eine schwere, so zieht der Vater seine Sandalen aus, umschreitet barfuß das Haus und führt mit der Breitseite seines Schwertes Hiebe auf die Außenwand, während im Inneren des Hauses die geburtshelfenden Frauen ein Gebet an die heil. Maria, die Schützerin der Mütter, anstimmen. Nach erfolgter Geburt wird von den beistehenden Frauen ein fünfmaliges Freudengeschrei ausgestoßen, wenn das neugeborne Kind ein Knabe ist; die Geburt eines Mädchens wird mit stummer Resignation aufgenommen. Vom Tage der Geburt an bleibt dem Vater und überhaupt jedem Manne das Haus auf die Dauer eines Monats verschlossen. Ist diese Zeit um, dann erhält der Vater Zutritt zu Frau und Kind und nun finden die Taufe und Beschneidung statt. Die Beschneidung ist in Abessinien allgemein, nicht nur bei den Muhammedanern und Juden, sondern auch bei den Christen. Bei den Danakil, Saho, Beduan, Bogos, Barea und Kunama ist, wie wir wissen, die Beschneidung sogar auf beide Geschlechter ausgedehnt, dagegen erstreckt sich diese barbarische Sitte der Incision der Mädchen, welche später in der Regel schwere Kindesnöten und Fehlgeburten im Gefolge hat, nicht nach dem eigentlichen abessinischen Stammlande.

Da die Regierung in diesen Ländern ihre Aufgabe hauptsächlich nur darin sieht, vom Volke Steuern zu erpressen, sich aber um alle übrigen Angelegenheiten nicht viel kümmert, so ist der Selbstschutz nicht nur berechtigt, sondern unerläßlich. Zum Zwecke dieses Volksschutzes besteht hier überall die legale Sitte der Blutrache. Die Nachkommen eines Vaters bis auf die siebente Generation bilden eine Blutsverwandtschaft, deren Glieder sich gegenseitig ihre Person garantieren. Ist ein Familienglied getötet worden, so hat die ganze Blutsverwandtschaft nicht etwa nur das Recht, sondern die heiligste Pflicht, den Mord zu rächen. Hat ein Familienglied einen Mord begangen, so wird die ganze Blutsverwandtschaft gleichmäßig des Blutes teilhaftig und gleich dem eigentlichen Mörder verantwortlich. Das Blutrecht unterscheidet ganzes und halbes Blut. Der ganzen Blutschuld verfällt eine Familie, wenn irgend ein Mitglied eine Person einer anderen Familie getötet oder in die Sklaverei verkauft hat, dann auch, wenn ein Vater seine verlobte Tochter einem anderen Manne giebt als ihrem ersten Bräutigam. Ob ein Mord vorsätzlich oder durch einen unglücklichen Zufall begangen worden, darauf wird keine Rücksicht genommen. Der Räuber, der einen Reisenden mordet, und der Reisende, der, wenn angegriffen, sich für sein Leben wehrt und den Angreifer tötet, verfallen der ganz gleichen Blutverantwortlichkeit und Blut kann in der Regel nur durch Blut gesühnt werden. Frei von aller Blutverantwortlichkeit ist nur der Kaiser. Das Gesetz drückt diesen Satz also aus: „Nur Gott und der Kaiser haben kein Blut." Ausländer sind rechtlich vogelfrei und haben durch genügende Deckung selbst für ihren Schutz zu sorgen. Alleindastehende Personen wählen sich einen Schutzherrn, der für die Sicherheit des Fremden mit seiner ganzen Blutsverwandtschaft einsteht. Halbes Blut vergießt: 1. Wer eine Person verwundet oder leiblich beschädigt, ohne jedoch den Tod herbeizuführen. 2. Dasjenige Individuum, mittels dessen Lanze oder Schwert irgend jemand ohne Mitwirkung oder Anlaß des Eigentümers eine Person tötet. 3. Wer seine Braut

Digitized by Google

tötet; er schuldet in diesem Falle nur den halben Blutpreis ihrem Vater, weil nach äthiopischem Rechte die eine Hälfte der Braut ihrem Vater, die andere Hälfte aber dem Bräutigam selbst angehört. Der halbe Blutpreis wird in Kühen entrichtet und beträgt 72 Stück vierjähriger Kühe. Im allgemeinen gilt hier überall der Grundsatz: Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sowohl im Guten wie im Bösen, und sich so gegenseitig quitt zu machen.

Wir wollen nun einige Blicke werfen auf die Gebräuche und Zeremonien bei Todesfällen. Wenn, wie der Abessinier sich ausdrückt, der Tod mit feindlicher Hand dem Menschen die Lanzenspitze in das Herz gebohrt und den Hauch des Lebens geraubt hat, dann stimmen seine nächsten weiblichen Anverwandten das Trauergeschrei an und die Todesnachricht wird durch eigene Alarmrufe im ganzen Orte und nach den umliegenden Dörfern verbreitet. Von allen Seiten eilen Verwandte und Bekannte herbei, um dem Verstorbenen nach seinem ewigen Hause das Geleit zu geben. Ereignet sich ein Todesfall während der Nacht, so wird die Beisetzung auf den folgenden Morgen verschoben; steht aber die Sonne noch am Himmel, so machen sich die Männer des Dorfes sogleich auf, das Grab zu graben, und überlassen die Klagen den Frauen, die von allen Seiten herbeiströmen. Alte Frauen waschen den Leichnam, salben ihn mit wohlriechenden Essenzen und wickeln ihn in ein neues Stück weißen Baumwollenzeuges; in den Mund legt man ihm einen weißen Stein. Sind die Männer vom Grabe zurück, so wird der Leichnam auf eine Tragbare gelegt und sofort zu Grabe getragen; die gesamte Familie und Genossenschaft giebt ihm das Ehrengeleite. Auf dem Wege wird die Tragbahre dreimal auf den Boden gestellt und der Leichnam mit Wasser, in welchem Weihrauch aufgelöst worden ist, besprengt. Am Grabe angelangt, wird dasselbe ebenfalls mit Wasser besprengt und hierauf der Leichnam in die Gruft gesenkt; unter den Kopf legt man ihm einen Stein. Die Oeffnung des Grabes wird hierauf mit Schiefertafeln sorgfältig verschlossen, rund um das Grab herum eine 1,30—1,50 m hohe Mauer aufgeführt, der innere Raum zwischen den Mauern mit runden Steinchen ausgefüllt und über diese Fläche eine Pyramide, ebenfalls aus kleinen Steinen gebildet, aufgebaut. Gräber von Stammesfürsten haben bisweilen sehr bedeutende Dimensionen; man sieht da Grabhügel von 6—10 m Höhe. Der Leichnam ruht frei in der steinernen Grabkammer und ist nicht mit Erde bedeckt. Für den verstorbenen Gatten windet die trauernde Witwe ihren Kopfschleier nach hinten und kleidet sich in rotwollige Stoffe; ihr Haupt bestreut sie mit Asche. Von sämtlichen weiblichen Verwandten werden Lamentationen ausgeführt. Zu diesem Zwecke gruppieren sich die Frauen in zwei Chöre, die sich respondieren. Die Lamentationen erinnern in der Sangweise genau an unser Requiem. Der Text der Lamentationen ist verschieden nach dem Stande und Alter des Verstorbenen. Außer diesen Klagen beweint die Frau ihren Mann, die Mutter ihre Tochter u. s. w., in den langen Nächten vor ihrem Hause sitzend, in oft sehr poetischen, sehnsüchtigen Gesängen, die improvisiert halb Lied, halb Recitativ sind.

Das Erbrecht ist fest ausgebildet und enthält die detailliertesten Bestimmungen. Die Grundzüge desselben basieren darauf, daß die Erbschaft vom Familienvater auf die Familie und zwar ohne Testament übergehe. Den Gebrauch, ein Testament zu machen und über den Tod hinaus durch Legate zu verfügen, kennt das äthiopische Recht nicht. Einmal tot, ist das Individuum auch rechtlich tot. Frauen und Mädchen sind von der direkten Erbschaft ausgeschlossen. Der Hauptanteil bei der Erbschaft geht an den ältesten Sohn über, der Rest verteilt sich zu gleichen Teilen unter sämtlichen Söhnen. Dafür ist der Erstgeborne auch verpflichtet, seine Schwestern zu erhalten und an Vaterstelle auszusteuern. Die Witwe des Verstorbenen erbt sein Bruder oder des Bruders Sohn und ist gehalten, dieselbe zu heiraten, auch dann, wenn er bereits verheiratet ist. In der Regel verursacht ein solch lebendes Erbstück keine sonderliche Freude. Dies ist deutlich daraus zu erfahren, daß ein Mann nicht empfindlicher verletzt werden kann als durch die Verwünschung: „Heirate zwei Frauen!“

Das Hauswesen der Abessinier ist in der Regel ein sehr einfaches. Die Häuser der Adeligen und Reichen sind bisweilen aus Steinen gebaut, in der Regel aber sind die Häuser aus Holz oder Strohmatten aufgeführt und meist ohne Fenster. Das Licht fällt durch die Thüre ein. Die Speisen bei Mahlzeiten sind meist in reichlicher Fülle vorhanden und gut und schmackhaft zubereitet. Da Messer, Gabel und Servietten nicht im Gebrauche sind, so wird vor und nach Tische Wasser zum Waschen der Hände herumgereicht. Geladene Gäste langen nicht eigenhändig nach den Speisen, sondern werden vom Wirte oder, was noch häufiger geschieht, von den Töchtern des Hauses geatzt. Zu

Digitized by Google

diesem Zwecke hat sich der Gast zwischen zwei Damen zu setzen, welche ihn während der Mahlzeit beiläufig in einer Weise füttern, wie man bei uns die Gänse stoppt. Eine der Nachbarinnen langt nach der Schüssel, reißt ein Stück Fleisch ab, kostet davon und schiebt es dann in den Mund des Gastes, der, kaum mit dem Zerkauen und Verschlingen glücklich zu Ende gekommen, von der zweiten Nachbarin den Mund vollgestopft bekommt. Zu Ende der Mahlzeit entfernen sich die Damen und nun beginnt ein langes Zechen von Bier und Honigwein. (Leo Reinisch in der Wiener Abendpost vom 29. und 30. März 1877.)

Die in Abessinien vorhandenen Muhammedaner und die jüdischen Falascha stehen in sittlicher Beziehung hoch über den Christen: die Moslemin beschäftigen sich mit Handel und Zollpacht, die Falascha hingegen sind fleißige Ackerbauer und Handwerker. Die christlichen Stadtbewohner hingegen sind größtentheils an Handelsunternehmungen beteiligt und stehen, wenn auch der Handel infolge der im Lande herrschenden Unsicherheit immer mehr abnimmt, ihren semitischen Brüdern, den Arabern und Phöniziern an Krämergeist nicht nach; ja, der Abessinier ist meist ein feiner Spekulant, wobei ihm sein weites Gewissen sehr zu statten kommt. Die übrige Bevölkerung lebt von Ackerbau und Viehzucht; der männliche Theil widmet sich häufig dem Soldatenstande, für den er nebst dem Kaufmannsstande die größte Vorliebe hegt. Er dient überhaupt lieber um wenig Lohn bei irgend einem großen Herrn, als daß er sich dazu verstehen würde, ein Handwerk zu lernen. Aermere höchstens treten als Diener bei Kaufleuten und Reisenden ein; viele suchen selbst in Aegypten Unterkunft und zeichnen sich durch Fleiß, Gewandtheit und Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten aus. Dem Aethiopier kann auch im allgemeinen ein hoher Grad von natürlicher Intelligenz keineswegs abgesprochen werden; ein gewisser Anstand drückt sich in seinem ganzen Benehmen aus und so indifferent und arbeitsscheu er ist, so zeigt er doch andererseits sehr lebhaftes Wesen in der Konversation.

Die hervorstechendsten Charakterzüge des Abessiniers sind Selbstbewußtsein und oft prahlerisches Wesen. Ein Mann verzweifelt nie; Selbstmord ist bei Männern unerhört, kommt aber nicht selten bei Frauen vor, die den Tod ihrer Gatten nicht überleben wollen. Straßenraub und frecher Ueberfall werden als Heldentugend angesehen und kühne Wegelagerer sogar von Liederdichtern gefeiert, dagegen gilt feiger Diebstahl für entehrend. Ein gegebenes Versprechen wird unverbrüchlich gehalten, wenn dasselbe auch Gefahren nach sich zieht; anvertrautes Gut wird niemals angetastet, wenn auch Not und Versuchung dazu Verlockung bieten. Gastfreundschaft gilt als unverletzliche Ehrensache: getrost kann der Wanderer jedes Haus betreten und findet freundlichen Gruß und herzliche Aufnahme. Treue Liebe und glückliche Gatten sind nicht selten und brave Söhne opfern oft jahrelange Arbeit, um ihrem alten Vater sorgenfreie Tage zu bereiten. Edelsinn und ein fühlendes Herz sind nicht das Alleingut nur des weißen Mannes, auch das schwarze Gesicht birgt nicht immer auch ein schwarzes Herz.

Digitized by Google

Die Sahara und die nördlichen Küstenländer.

Wenn wir von der Wüste hören, so denken wir zunächst an die große Sahara im nördlichen Afrika, das größte Wüstengebiet der Erde, welches einen Flächenraum einnimmt, dreimal so groß als das Mittelländische Meer, zehnmal so groß als das Deutsche Reich. Seit den letzten Jahrzehnten ist diese unheimliche Region öfter denn je von wissenschaftlich gebildeten Reisenden, darunter vielen Deutschen, durchwandert und unsere Kenntnis derselben ungemein erweitert worden; ja, man darf behaupten, daß die noch in den aus unserer Jugendzeit stammenden Lehrbüchern verbreiteten Ansichten über die Sahara eine gründliche Umgestaltung erfahren haben, von welcher indes merkwürdigerweise noch sehr wenig ins große Publikum gedrungen ist. Wir wissen zuvörderst, daß der Raum, welcher allein Anspruch auf die Bezeichnung „Sahara" erheben kann, bedeutend kleiner ist, als man früher meinte und noch jetzt meint, denn Sahara sind bloß jene Gebiete, in welchen der regelmäßige feuchte Niederschlag fehlt, wo also absoluter Mangel an Pflanzen ist, die des Regens bedürfen, und wo große reißende Vierfüßler nicht existieren. Der einst berühmte „Löwe der Wüste" ist heute völlig in das Bereich der Märchen verwiesen. Damit ist natürlich auch die alte Vorstellung von der Oede und Lebloſigkeit ꝛc. des auf der Landkarte als Sahara bezeichneten Raumes hinfällig geworden. Es giebt in demselben Oasen in Menge, darunter einige, welche von Europäern kaum noch betreten wurden, und alle diese Oasen dienen Tieren und Menschen zum Aufenthalte. Nur beiläufig will ich erwähnen, daß das Wort „Oase" in der Sahara selbst nicht bekannt ist; dieses Wort kam den Griechen von den Aegyptern zu und steht im Zusammenhang mit dem im Osten der Sahara für Oase gebräuchlichen Worte „Uah", welches im Koptischen „Wohnung" bezeichnet. Größere Oasen werden in der Sahara „Bled" oder „Biled", d. h. Land genannt; kleinere nennt man „Rhabba", Wald, oder „Rhoud", kleiner Wald.

Die „Wüste" ist also viel mehr bewohnt, als man denkt, und selbst außerhalb der Oasen, in jenen Teilen des Landes, welche des Regens nicht entbehren und daher einer gewissen Vegetation sich erfreuen, ziehen besonders im Westen zahlreiche Nomadenstämme umher. Ihrer Rassenangehörigkeit nach gehört die Mehrzahl dieser Wüstenbewohner der Libyschen oder berberischen Völkerfamilie an, in welche jedoch mannigfache arabische Elemente bis tief nach Süden eingedrungen sind, so daß es in den meisten Fällen sehr schwer ist diese Menschen genau zu klassifizieren. Vorläufig ist es fast unmöglich, zwischen arabischen und libyschen Bestandteilen der jetzt in Afrika als „Araber" figurierenden Stämme mit Sicherheit zu unterscheiden, daher denn auch die Bezeichnung „arabisch" keineswegs besagen will, daß ein Stamm seinen Ursprung auf Arabien zurückzuführen berechtigt sei. Dazu kommt noch, daß alle diese Menschen dem Islam

Digitized by Google

ergeben sind, der ganz Nordafrika beherrscht und sie in Sitten und Gewohnheiten mit einem gleichförmigen Gewande überzogen hat. Immerhin lassen sich bei genauerer Prüfung einige große ethnische Gruppen unterscheiden, deren Grenzen untereinander und mitunter auch gegen die südlich benachbarten Neger hin freilich nicht immer scharf ausgeprägt sind und vielfach ineinander fließen. Am meisten gilt dies von der Gruppe des Tu-Volkes, der Tubu oder Tibbu, welche den Uebergang von den Negern, richtiger gesprochen von den Kanuri zu den Libyern oder Berbern zu vermitteln scheint. Diese Tubu zerfallen wiederum in zwei Abteilungen: die Teda und die Dasa, welche durch eine bedeutende Verschiedenheit der Dialekte, des Tedaga und des Dagasa, getrennt sind. Die Teda bewohnen das Gebirgsland Tibesti oder Tu, die Dasa aber die südlicheren Gebiete Borku, Kanem und Bahr-el-Ghazel.

Ehemals hatten die Teda, wie Gustav Nachtigal berichtet, eine weit größere Verbreitung in der Wüste als gegenwärtig. Diejenigen, welche früher die Oase Kusara bewohnten, haben sich nach dem Osten Tibestis zurückgezogen, und auch in Fezzan sind ihre Kolonisten spärlicher geworden. Dafür finden sich viele Tedastämme in Bornu und Kanem, und die Auswanderung dahin scheint sich besonders in jüngster Zeit allmählich vollzogen zu haben. Die Abgeschlossenheit des Gebirgslandes, seine Armut, seine engen Thäler und Schluchten, welche dem Eindringling Tod und Verderben brachten, hielt die Bewohner Tibestis in ihrer Eigenart und Unabhängigkeit, in ihrer Gleichförmigkeit und Unvermischtheit mit andern Völkern. Die Leute sind mittelgroß, ihr Körper wohlproportioniert und zierlich, von elastischer Leichtigkeit und Beweglichkeit, Enthaltsamkeit und Ausdauer, von ovaler Gesichtsbildung und regelmäßigen Zügen, und sie würden gefällig und einnehmend erscheinen, wenn ein finsterer, argwöhnischer und falscher Blick den ersten günstigen Eindruck nicht wieder verwischte. Bei dem gesunden Klima und der mäßigen Lebensweise haben die Bewohner von Krankheiten wenig zu leiden. Sehr interessant sind die Ernährungsverhältnisse des eine große Magerkeit des Körpers zur Schau tragenden Tu-Volkes und bewunderungswürdig die Widerstandsfähigkeit desselben gegen Hunger, Durst und Anstrengung. Nachtigal erzählt, die Teda könnten ohne Schlaf, ohne Nahrung fast ohne Wasser tagelang ausharren, ohne von ihrer Energie einzubüßen. Rastlos, frisch und leicht unterzogen sie sich körperlichen Anstrengungen, während der Doktor und seine Diener der Ermattung fast erlagen. Nach tagelanger Nahrungslosigkeit sollen die Tu die gebleichten Kamelknochen der Wüste pulvern und mit Wasser oder dem einer Ader ihrer Thiere entnommenen Blute in einen genießbaren Teig verwandeln oder den Lederring, welcher ihr langes Messer am Handgelenke befestigt, oder ihre Sandalen durch Klopfen, Zerschneiden und Kochen eßbar machen. Dr. Nachtigal schreibt, er könne es nach seiner kurzen Erfahrung für möglich halten, daß ein Tu-Mann vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen vermag, wenn er im Besitze eines Kameles ist, mit dem „Litham" wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tage regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegung den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben und er zum letzten Mittel greifen, indem er sich am Sattel seines Kameles befestige, jeder eigenen Initiative entsage und sich rückhaltslos dem Ortssinne des Tieres anvertraue. Die Not ist übrigens den Teda eine energische Erzieherin und Bildnerin geworden, hat nicht bloß ihre Sinnesorgane geschärft und ihren Charakter gestählt, sondern auch ihr Urteil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt. Sie sind die überlegensten, listigsten und geschicktesten Kaufleute und Diebe geworden. Leider aber dieselben Gründe, welche zur Entwicklung der Intelligenz und Willenskraft beigetragen haben, haben das Gemütsleben übel beeinflußt. Zur Befriedigung seines Egoismus und seiner Gewinnsucht erlaubt sich der Teda die gemeinsten Mittel, er lügt, stiehlt und mordet. Von einem harmlosen Zusammenleben wissen sie nichts. Es hat sich deshalb ein hocharistokratischer Sinn bei diesem Volke entwickelt, welcher die Macht der Häuptlinge auf das bescheidenste Maß beschränkt. Die Teda teilen sich in Edle „Maina" und Volk, an deren Spitze die Häuptlinge „Dardai" stehen. Der Dardai präsidiert der Versammlung der Edlen, allein seine Macht und sein Einkommen sind gering. Das arme Volk hat keine Rechte und Pflichten und ist ganz

Digitized by Google

der Gnade der zahlreichen, armen, hochmütigen und habgierigen Edlen anheimgegeben. Die Paria des Volkes sind die Schmiede, welche als Teufelsbeschwörer geflohen werden, was sonst auch bei heidnischen und islamitischen Völkern Afrikas vorkommt. Die Teda sind Muhammedaner und werden durch die religiöse Genossenschaft des Snussija fanatisiert, welche in der Oase Wau ihren Sitz haben und von da aus sich über die Oasen Kufara und Wanjanga verbreiteten. Sie glauben an den übernatürlichen Einfluß von Koransprüchen, welche sie in Ledertäschchen, am Turban, Oberarm und Hals tragen. Sie haben in der Regel nur eine Frau, welche ein hartes Leben der Anstrengung und Entsagung führt, was die Energie ihres Charakters ausbildet. Bei der langen Abwesenheit ihrer Männer auf Reisen befleißigen sie sich der Sittenreinheit und Geschäftstüchtigkeit in ihrem Haushalt. Bei der Zornmütigkeit und dem Stolze der Teda giebt es viele Kämpfe, welche nicht durch Richterspruch der Dardai, sondern durch die Waffen entschieden werden. Ein Hauptkennzeichen ihres Argwohns und ihrer Treulosigkeit ist die Art, wie die Tubu sich begrüßen. Das Gesicht wird von einem Teil des Turbans so verhüllt, daß nur die Augen sichtbar sind; etwa sechs Schritte voneinander entfernt hocken sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen. Nun beginnt der eine mit der Frage nach dem Befinden des anderen, welche er abwechselnd durch „Lahainkenäho" oder „Lahadintschéda" oder „Lahaniheni" oder „Killahäni" ausdrückt, und dieser antwortet durch „Laha" oder „Killaha". Sobald diese Fragen etwa ein dutzendmal wiederholt sind, intoniert der eine ein lautes kräftiges: „Jhilla", auf welches der andere dasselbe Wort erwidert, und es folgt nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grußes, welche durch ihre Länge in Verzweiflung setzen kann. Anfangs in kräftiger Mannesstimme erschallend, steigt das „Jhilla" in allmählicher Tonleiter bis zum dumpfen unverständlichen Murmeln abwärts, und das Ganze wird mit einem so würdevollen Ernst ausgeführt, daß der Uneingeweihte viel eher irgend eine wichtige Zeremonie als eine einfache Begrüßung vermuten könnte. Sind sie am tiefsten Laut angekommen, und scheint ihre Stimme im leisesten Murmeln zu ersterben, so beginnt wieder einer von beiden ein lautes hochtöniges „Laha", und das „Jhilla" macht von neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei scheinen sie aber durchaus kein gegenseitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sehen sich selten an und scheinen vielmehr geflissentlich entweder den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen oder vor sich in den Boden zu bohren. Nach einiger Zeit wird das sonderbare Wechselspiel durch zahlreiche Variationen der Frage: „Wie geht es dir?" und durch Antworten: „Gut!" oder „Mit Frieden!" unterbrochen, und erst gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes mischen sich andere Fragen nach dem Ausgangspunkt und Ziel der Reise, nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Zwar kehrt man immer wieder zum „Jhilla" zurück, doch kürzer und kürzer werden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewinnt und die Begrüßungsformeln ganz aufhören. Begrüßen sich Bekannte, so reichen sie sich vorher und nachher die Hand; außerdem unterbleibt das. Welche Zurückhaltung die Anverwandten, selbst Mann und Frau gegeneinander zeigen, bezeugt die Gewohnheit, daß, wenn sie zusammenkommen, sie einander nicht ansehen und den Litham über das Gesicht ziehen. Ihre Hauptwaffen sind die Lanze und das Wurfeisen, welche sie mit Sicherheit auf 50 m werfen. Bei ihrer Zank- und Streitsucht kommen deshalb viele Verwundungen vor. Ihre Kleidung besteht in einem Schleier, blauem baumwollenem Hemd oder in Ziegen- und Schaffellen. Auch teilen sie die Liebe zu Schmucksachen mit den andern Stämmen. Sie bauen ihre Häuser einfach und ihre Haus- und Reiseutensilien bereiten sie mit Sauberkeit. Reisen und Plünderzüge sind ihre Lieblingssache. In Fezzan tauschen sie Datteln und in den Haussaländern Kleidungsstücke gegen Schafe und Kamele ein. Fassen wir das Bild der Teda zusammen, so haben sie nach ihren geistigen und körperlichen Eigenschaften, Sitten, Anschauungen, Lebensweise und Beschäftigungen viel gemein mit den Berbern der Wüste und den Bewohnern Sudans, ihre Physiognomie zeigt aber nach Gerh. Rohlfs weit mehr negerische als berberische Elemente. Die Zahl der Bewohner im Lande Tibesti mag ca. 12,000 betragen. Ob dieselben Nachkommen der Garamanten und Höhlenbewohner Herodots sind, ist nicht nachweisbar, da von diesem Volk bei seiner Abgeschlossenheit bis auf die letzte Zeit keine bestimmten Nachrichten vorliegen.

Auch die Oase Kawar oder Kauar, halben Weges zwischen Murfut, der Hauptstadt Fezzans, und Kuka am Tschadsee wird von Tubu bewohnt, welche dort unter einem eigenen Fürsten stehen. Außer diesem weltlichen Herrscher giebt es in Kawar auch noch

Digitized by Google

ein geistliches Oberhaupt, das in dem Orte Sebimoneden residiert. Es ist ein Snussija-Scheich, dem die Eingebornen nur demütig sich nähern. Einer nach dem andern tritt auf ihn zu und küßt ihn unterwürfig auf die Brust, während der Scheich, wie in frommen Meditationen versunken, seinen Rosenkranz nachlässig durch die Finger der einen Hand gleiten läßt, und mit der andern scheinbar eine umarmende Bewegung macht. Letztere wird aber trotz der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit sehr sorgfältig nach Stand und Ansehen der Begrüßenden abgestuft und nüanciert.

Neben den Dasa im Süden treffen wir den räuberischen Nomadenstamm der Uelad Sliman oder Aulad Soliman, Welad Sliman, welche gemeiniglich in Kanem wohnen, weil dieses den Marktplätzen näher liegt, und Bodele und Borku als zinspflichtige Landstriche betrachten. Alle drei bis vier Jahre besuchen sie die fruchtbaren Dattelpflanzungen von Borku, um sich die Ernte anzueignen und ihre, sowie ihrer Kamele Gesundheit in dem kräftigenden Klima zu stärken. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn die beiläufig 5000 seßhaften Bewohner von Borku keine große Sorgfalt auf den Anbau des Bodens verwenden, dessen Erträgnis sie nur selten einheimsen. Nachtigal versuchte wohl, wenigstens mit den Besseren und Verständigeren der Uelad Sliman ein ernstes Wort zu reden und sie von den Vorzügen eines geordneten thätigen Lebens und ständiger Wohnsitze zu überzeugen. Aber was bekam er da zur Antwort? „Wir leben freilich," gestanden sie etwa, „ausschließlich von Unrecht und Sünde, doch auf welche andere Weise könnten wir unseren Lebensunterhalt erwerben, ohne zu arbeiten? Gearbeitet aber haben unsere Vorfahren nie, und es würde eine Schande und ein Verrat sein, von dieser Sitte der bevorzugten Erdenbewohner abzuweichen. Wozu sind auch diese verdammten Heiden auf der Welt, als um für die höher stehenden Menschen zu arbeiten!" Solcher Lebensweisheit gegenüber war freilich jeder Bekehrungsversuch verlorene Liebesmühe. Die Uelad Sliman, obwohl erst vor fünfzig Jahren nach Kanem eingewandert, haben den rein arabischen Typus bewahrt, denn sie brachten ihre Familien mit. Anders die Mgharba, die gleich den vorigen aus Borku eingewandert sind und nun unter ihnen leben. Diese ließen ihre Weiber zu Hause und vermischten sich vielfach mit den benachbarten Tubu, wie selbst mit den Negern. Wadjanga und Ennedi, im Nordosten und Osten von Borku, werden von den Bele oder Terrawia bewohnt, die in Sprache und Tradition von den Tubu verschieden und wahrscheinlich mit den Zoghawa des westlichen Sudans verwandt sind.

Wenden wir uns nach Norden, so breitet sich dort die ausgedehnte Landschaft Fezzan aus, welche gleich dem benachbarten Tripolitanien unter türkischer Herrschaft steht. Die Bevölkerung dieses großen Gebietes ist freilich eine überaus spärliche, desto mannigfaltiger ist sie indes in ihrer Erscheinung. Betrachtet man die heutigen Bewohner von Fezzan, so stellen sie ein nur schwer zu zerlegendes Völkergemisch dar. Da sind im Süden reine Tubu Tibestis, im Südwesten reine Tuarik und im Norden und Osten einzelne Kolonien nördlicher Berber: reine seßhafte Araber und arabische oder berberische Nomaden, Sklaven aus Bornu, den Haussastaaten und anderen innerafrikanischen Ländern und ihre Abkömmlinge. Freie und Sklaven finden sich über das ganze Land zerstreut, und endlich stößt man überall auf andere Leute, weder den einen noch

Digitized by Google

den anderen gleich, doch vielen ähnlich, welche wohl den kleinen Kern eigentlicher, doch im Laufe der Zeit mannigfach veränderter, Fezzaner darstellen. Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Garamanten, haben sich demnach in ihrer Eigenart nicht rein erhalten, obwohl die Wüste mit ihren gewaltigen Entfernungen, ihrem beschränkten Verkehr und der Abgeschlossenheit der bewohnten Oasen dies sollte vermuten lassen. Aber der seit vielen Jahrhunderten bestehende Handelsverkehr der südlicheren Länder mit der Nordküste, die muhammedanische Eroberung und die spätere Bornuherrschaft, das alles erklärt es, daß die ursprüngliche Bevölkerung ihren besonderen Charakter verlor und nun den Eindruck eines Mischvolkes macht. „Wir sehen in allen ihren Eigenschaften und Bethätigungen, ihrem äußeren und inneren Leben einen Uebergang von den Bewohnern der Nordküste einerseits zu den Wüstenstämmen, andererseits zu den Sudanleuten. Von Norden her wurde durch berberische und arabische Elemente zuerst ihre Eigenart alteriert; von Norden her kam ihnen der ihnen zu teil gewordene Grad der Zivilisation; von dort wurden sie durch den politischen Einfluß ihrer Herren umgewandelt. Andererseits fand dasselbe periodisch von Süden her statt, und sudanisches Blut wurde ihnen bis in die neueste Zeit zugeführt. Mit den westlichen Nachbarn, den Tuarik, verbindet sie weder sehr viel Verkehr, noch Blutmischung; mehr mit den Tubu Tibestis, und hier ist es wichtig festzustellen, daß trotzdem, und trotz der Aehnlichkeit der klimatischen Verhältnisse, in denen beide leben, der Unterschied zwischen Fezzaner und Tubu ein sehr ausgesprochener ist.“ (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 196.)

Der Unterschied des Charakters der Fezzaner von dem ihrer nächsten Wüstennachbarn ist auffallend, so energielos, furchtsam, gutmütig, ehrlich und vergnügungssüchtig der Fezzaner ist, so mannhaft und streng ist der Tärîki, so rastlos, egoistisch, schlau, diebisch und mäßig der Tedâtu (Sing. von Teda oder Tubu). Fast noch charakteristischer ist der Unterschied zwischen den Frauen der Fezzaner und denen der Teda. Diese letzteren verraten schon in der äußeren Erscheinung, den Zügen, der Haltung, dem Gang ihren entschlossenen Charakter, die Fezzanerinnen das Gegenteil. In der Kleidung nimmt der Fezzaner eine Mittelstellung zwischen den Leuten der Nordküste und den Nigritiern ein; zu dem wollenen Umschlagtuche der ersteren hat er das weite Sudanhemd angenommen; die Frauen tragen das lange Hemd und die schweren Armspangen der Araberinnen, aber in Haartracht und Schmucksachen schließen sie sich bald den Araberinnen, bald den Tubufrauen, bald den Negerinnen an. Diese charakterlose Vermischung von Nord und Süd geht durch alles hindurch. Geht man durch die mit Mauern umgebenen Städtchen, so erinnert manches an die kleinen Orte der Nordküste, manches wieder an die nördlichen Bornustädte. Wiederum ist dem Fezzaner durchaus fremd die niedrige, längliche, rechtwinkelige Hütte, aus dem mit Matten behängten Stangengerüst des Tubu; dagegen haben sie wieder gemeinsam die aus Palmblättern geflochtene Behausung, welche die ärmeren Bewohner der Dörfer und Gärten sich errichten. Was aber die Stammunterschiede am meisten verwischen mußte, war der von Norden eindringende Islam mit der durch ihn vermittelten Kultur. So haben in Fezzan die Schußwaffen fast alle anderen, und namentlich das Wurfeisen der Tubu verdrängt. Die sozialen Sitten, die Art der Begrüßung, die Familienfestlichkeiten bei Hochzeiten, Geburten, Beschneidung und Begräbnissen schließen sich ganz an die der Araber an und haben nichts gemein mit denen der Tubu und Tuarik.

Der Islam tritt in Fezzan nicht fanatisch auf; dazu sind die dortigen Bewohner zu harmlos und leichtsinnig. Die Sekten, welche ehedem unter den Berberstämmen Nordafrikas große Verbreitung gefunden hatten, sind jetzt nicht einmal dem Namen nach bekannt. Neuerdings aber gewinnt eine Sekte bedeu-

Digitized by Google

über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe, Sprache — das alles soll in zwei starken Bänden geschildert werden. Die ganze von durchaus neuem Gesichtspunkt ausgeführte Arbeit findet ihren Abschluß in einem Resumé, worin aus den an den einzelnen Völkern gewonnenen Beobachtungen die allgemein gültigen Lehren entwickelt werden, welches also so zu sagen die Bilanz unseres heutigen geographischen Wissens zieht.

Festliche, aus leichtem Holze geschnitzte, weiß, roth und schwarz bemalte Kopfbedeckung von den Admiralitäts-Inseln.

Ein ganz besonderer Werth des Werkes beruht darin, daß in F. Keller-Leuzinger eine künstlerische Kraft gewonnen wurde, welche in geradezu einziger Weise für diese Aufgabe befähigt ist. Im Auftrage der brasilianischen Regierung hat er Jahrelang unter den Indianern des Amazonenstromes gelebt. Wie er dort den völkerkundigen Blick geschärft hat, was er als Künstler und Illustrator leistet, davon wird die „Naturgeschichte des Menschen" ein glänzendes Zeugniß abgeben.

Chinarenverkäufer in Jedda.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Einige Stimmen der Presse über die „Naturgeschichte des Menschen“.

„Es liegt die erste Lieferung eines Werkes vor, das eine Zierde der ethnographischen Literatur zu werden verspricht. Der Verfasser, dessen gewandte Feder dem großen Publikum aus zahlreichen Publikationen hinreichend bekannt, dessen Sachkenntniß über jeden Zweifel erhaben ist, hat sich mit einem Künstler ersten Ranges verbunden, um dem Menschen den Menschen kennen zu lehren. Keller-Leuzinger führt den Stift mit wahrer Meisterschaft. Die Vollbilder sowohl wie die in den Text gedruckten Abbildungen, sie mögen Rassentypen oder Geräthe darstellen, sind gleich vollendet in der Charakteristik wie in der technischen Wiedergabe.“ **(Neue freie Presse.)**

„Die Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart hat uns das erste Heft eines Werkes zur Ansicht gesandt, das, nach der ausführlichen Ankündigung zu schließen, einzig in seiner Art dastehen wird, das einen Gegenstand durch Wort und Bild darstellen soll, der in einem deutschen Buche in so umfassender Weise wohl noch nicht betrachtet worden ist..... Das vorliegende 1. Heft entspricht ganz den Erwartungen, die wir nach Kenntnißnahme des Prospektes hegten. Der Verfasser erörtert klar die betr. Fragen möglichst vollständig und gibt überall die benutzten Quellen gewissenhaft an. Zur Deutlichkeit der Schilderung trägt die bildliche Darstellung außerordentlich viel bei, die sich auf Rassentypen, Gegenstände des häuslichen Lebens u. s. w. erstreckt.“ **(Allg. Schulztg., Jena.)**

Bewohner von Neubritannien.

„Die Namen des Verfassers wie des Verlegers bürgen dafür, daß wir ein gutes, künstlerisch ausgestattetes Werk bekommen werden. Diese erste Lieferung enthält neben dem einführenden Abschnitte eine sehr lehrreiche und interessante Darstellung Australiens und seiner Bewohner. Hellwald hat die Gabe, den Boden der Wissenschaft niemals zu verlassen, dabei indessen stets leichtverständlich, anregend, unterhaltend zu sein. Dies bewährt er auch hier wieder. Er entrollt uns ein farbenreiches, bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild der fremden Bevölkerung. Deren Typus, Körperbeschaffenheit, Schädelbildung lernen wir zuerst kennen. Dann zeichnet er geistige Anlagen, Cultur, Eigenart. Er spricht von der communistischen Denkart der Insulaner, ihrer Lebensweise, ihrer künstlerischen Beanlagung. Weiter reicht der Text des ersten Heftes nicht. Er macht uns aber begierig auf das Folgende. Gelingt Alles so gut wie dieser Anfang, so darf die deutsche Literatur sich freuen über die neue Produktion. Der beste Text würde aber seinen Zweck nur mangelhaft erfüllen ohne bildliche Beigaben. Keller-Leuzinger, der renommirte Künstler, wird diese liefern und gibt uns vortreffliche Proben dessen, was wir zu erwarten haben. Das sind nicht nur Illustrationen, sondern kleine Kunstwerke, ebenso charakteristisch und voll realen Lebens wie malerisch anziehend.“ **(Danziger Zeitung.)**

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

N. Lieferung.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Illustrirt von F. Keller-Leuzinger.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1881.

Die Erde und ihr organisches Leben.

Ein geographisches Hausbuch

von

Dr. Klein und Dr. Thomé.

Mit 50 großen Bildern, vielen kleinen Illustrationen und Karten ꝛc. ꝛc.

ca. 50 Lieferungen à 50 Pfg.

Ankündigung. Nichts gibt es, das für den Gebildeten wichtiger, für den denkenden Menschen interessanter wäre, als die Kenntniß der Erde, ihre Oberflächengestaltung und dessen was auf ihr lebt und webt. Der große Beifall, welchen geographische Schilderungen seit jeher fanden, besonders aber der ungeheure Erfolg, welcher Hellwald's Werke „Die Erde und ihre Völker" zu Theil wurde, ist ein Zeugniß für das Interesse, welches das Publikum gediegenen Arbeiten auf dem Gebiete der Erdkunde entgegenbringt. Während nun das eben genannte Werk vorzugsweise das Topographische zum Mittelpunkt seiner Darstellung macht, blieb jene Seite der Erdkunde, die Schilderung des Erdkörpers nach seinen physischen Zuständen und seiner Pflanzen- und Thierwelt, einem anderen Werke aufbehalten, welches nunmehr vor das Publikum tritt. Das Werk, dessen Ausarbeitung den berufenen Händen der durch wissenschaftliche Untersuchungen wie durch populäre Darstellungen in den weitesten Kreisen bekannten Herren Dr. Klein und Dr. Thomé anvertraut wurde, wird nicht verfehlen, durch Inhalt und Ausstattung eine gleich hervorragende Stellung einzunehmen.

Gibraltar.

Es ist schwer, in kurzen Worten eine auch nur flüchtige Vorstellung des überaus reichen und fesselnden Inhalts dieses Werkes zu geben. Die Verfasser führen den Leser in die Tiefen der Erde und des Meeres, wie in die höchsten Regionen des Luftoceans, überall dasjenige darstellend und erläuternd, was alle Wissenschaften der Neuzeit hier erforschten. Der Ursprung der Gebirge, die Bildungsweise der Flachländer, der Thäler, der Flüsse, die Entstehung der Gewitter und Nordlichter, die Entwicklung und Verbreitung der Thiere und Pflanzen, und zahlloses Andere wird in fesselnder, allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise dargestellt. An diesem Orte müssen wir uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß an der Hand unseres Werkes der denkende Mensch das große Buch der Natur, das aufgeschlagen vor seinen Blicken

Gletschertisch.

tenden Einfluß, welche in Lehre und Ritus sich von den Rechtgläubigen nicht trennt, sondern allein die Neubelebung des Glaubens und seine Ausbreitung sich zum Ziele gesetzt hat, die „Snûssîja", so genannt nach ihrem Stifter Sidi Senusi. Sie haben ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Bewohner der östlichen Wüste gerichtet, welche einer Belehrung sehr zu bedürfen scheinen. Diese Leute gehen mit großer Klugheit und gleicher Beharrlichkeit vor. Von den Gelehrten — „Ulema" — halten sie sich fern; Tripolis scheint für ihre Thätigkeit kein geeigneter Boden zu sein; auch in Bornu treten sie bescheiden auf. Umsomehr suchten sie unter den Tubu, den unzivilisierten Stämmen von Wadai und in den Oasen Aegyptens Eingang zu gewinnen. Bisher entbehrte die östliche Wüste eines geistlichen Führers, bis ihr ein solcher in Senusi erstand, der durch Schroffheit und Strenge seiner religiösen Anschauungen und durch seinen Haß gegen die Zivilisation und ihre Träger sich auszeichnet. Im ganzen nordafrikanischen Wüstengebiet, in allen Oasen und an den Knotenpunkten des Karawanenverkehrs, in den Städten wie an den Sammelplätzen nomadisierender Araberstämme hat dieser geistliche Orden der Snussi, diese Jesuiten des Islam, seine mit Schulen und Moscheen ausgestatteten Niederlassungen, „Sauiya" genannt, angelegt. Das gegenwärtige Haupt der ganzen Bruderschaft, Sidi-el-Mahdi, hat seinen Wohnsitz an der ägyptischen Grenze zu Dschrabub oder Sarabub, 150 km westlich von der Oase Siuah; über alle Sauiya Nordafrikas, sowie über die Araberstämme der umliegenden Wüsten übt dieser Snussi-Papst eine unbestrittene Autorität aus.

Betender Mollah.

Die westlichen Grenznachbarn der Fezzaner und der Tubu sind die schon mehrfach erwähnten Tuarik, Tuareg (spr. Tuáredsch, Einzahl: Targi) oder Berber, richtiger noch Imoscharh (Imuharh, Imazirghen) genannt,

woraus die verderbte Bezeichnung Amazirghen, Mazigh entstanden ist. Sie sind ein mit fremdem Blute nicht unbedeutend vermischtes Volk, was daraus hervorgeht, daß die Stämme, in welche sie zerfallen, sich in zwei Abteilungen gliedern, nämlich sogenannte freie (Ihaggaren) und unterworfene oder Vasallenstämme (Imrhad). Die letzteren sind offenbar die besiegten fremden Stämme, welche von den Berbern in sich aufgenommen wurden und Sprache und Sitten derselben angenommen haben. Die Imoscharh sind eine weit ausgebreitete nomadisierende Nation, welche das ganze Nordafrika bewohnt und namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nordafrikas und den Negerländern inne hat. Die einzelnen voneinander unabhängigen Stämme führen besondere Namen, unter denen sie näher bekannt sind. So nennt man die in den Gebirgen von Algier und Tunis wohnenden Stämme gemeiniglich Kabylen (arab. Qabail „d. i. Stämme"), die Gebirgsbewohner im südlichen Marokko Schuluh, Schlu oder Schellöchen u. s. w. Wie aus der Untersuchung der von den alten Autoren überlieferten Namen der Orte, Flüsse und Berge Nordafrikas hervorgeht, welche insgesamt in der heutigen Sprache der Imoscharh, dem Ta-Masheq oder Ta-Maschirt, ihre Erklärung finden, ist die letztere als Abkömmling der altlibyschen Sprache zu betrachten. (F. Müller, Allgem. Ethnographie, S. 500—501.) In einem Lande, in welchem Phöniker, Römer, Karthager, Vandalen, Araber und Türken hintereinander aufgetreten sind, ist natürlich die heutige Bevölkerung buntscheckig genug. Hauptsächlich ist dies aber doch nur in den Küstenstrichen der Fall, das Innere des Landes zeigt viel einfachere ethnische Züge, und im großen und allgemeinen darf man wohl behaupten, daß wie geographisch so auch ethnographisch Nordafrika ein einheitliches Ganzes bildet. Ueberall in Marokko, in Algerien, Tunesien wie in der Sahara bilden den Grundstock der Bevölkerung die Berber, welche wir, wenigstens soweit die geschichtlichen Erinnerungen reichen, als die bodenständigen Ureinwohner Nordafrikas betrachten müssen. Nach Friedr. Müller sind freilich auch sie einmal, in unberechenbarer Vorzeit, aus Asien eingewandert, denn sie sind ihm zufolge Hamiten, und ein Zweig jener Völkerfamilie, welche im Altertum als Aegypter eine so hervorragende Rolle spielten, deren pyramidale Riesenbauten im Nilthale bis auf unsere Tage den Stürmen der Jahrtausende Trotz boten. Neuerdings hat zwar Professor Dr. Robert Hartmann den asiatischen Ursprung der Berber unter Verwerfung des Namens Hamiten bestritten und deren Zusammengehörigkeit zu den übrigen Afrikanern schwarzer Hautfarbe behauptet, höchst wahrscheinlich sah aber schon der alte Herodot schärfer als er, denn dieser unterschied die Libyer, wie im Altertum die Berber hießen, sehr genau von den Aethiopen, d. h. von den afrikanischen Negern. Ferner kannte er schon zwei besondere Gruppen dieser Libyer, nämlich nomadisierende und ansässige, was auch noch heutzutage zutrifft, in der Verschiedenartigkeit des Bodens, welcher im Westen Gebirgsland, im Osten Ebenen bietet, jedoch eine ziemlich natürliche Erklärung findet.

Die eigentliche Zentralsahara bis zu der Karawanenroute zwischen Tafilet und Timbuktu, d. h. ein Gebiet, das an Flächenraum das Deutsche Reich fünfmal übertrifft, haben jene Berber inne, die man besonders als Tuarik bezeichnet,

Digitized by Google

obwohl die Nation selbst diesen Namen als fremd zurückweist. Diese nomadischen Imoscharh, welche sich scharf von den Arabern und selbst von den Berbern und mauritischen Stämmen der westlichen Sahara trennen, erstrecken sich nach Südwest sogar über Timbuktu hinaus; im Norden streifen sie bis an die südalgerischen Oasen und von da senkt sich ihre Grenze nach Rhadames zu; doch trifft man sie noch, wie schon angedeutet, in der Nähe von Murzuk. Einige ihrer Stämme sind sehr ausgedehnt und von großer Macht, aber untereinander leben sie in beständiger Fehde und ein Stamm spricht von dem andern mit Verachtung. Sowohl das Land als auch die Nation umfaßt vier große Abteilungen, die in Bezug auf den Boden- und Landschaftscharakter des Gebietes und die Gebräuche des Volkes natürliche sind. Im Nordosten des großen Gebietes bewohnen die Asdscher das nördliche Tassiliplateau; im Westen dieses Stammes herrschen wie in einer unzugänglichen Bergfeste, den Nordwesten des Territoriums einnehmend, die Ahaggar oder Hoggar; wenden wir uns nach Südwesten, so finden wir in der Bergoase Air den Stamm der Kel-Air oder Kelowi, und endlich im Westen dieser und im Süden der Ahaggar tummelt sich bis über die trüben Fluten des Nigerstromes der Stamm der Auelemmiden; derselbe hat im bergigen Adghagh feste Wohnplätze. Die ersten zwei Fraktionen begreift man unter dem Namen der nördlichen, die zwei letzteren unter jenem der südlichen Tuarik. Die Asdscher zerfallen in sechs edle Stämme: Imanan-Oraghen, Imangasoten, Kel-Ishaban, Imettritalen und Ihadnaren, zu ihnen gesellen sich die beiden Stämme der Hogha und Ihehauen als Marabutin. Von diesen acht Stämmen ist die Bevölkerung von mehr als dreißig einzelnen Stämmen als Leibeigene abhängig, die größte Anzahl von den Oraghen und Imanan. Nominell erkennen diese Stämme im „Amenokal" (der berberische Name für Sultan) ihr gemeinsames Oberhaupt, thatsächlich ist aber seine Macht nur eine äußerst beschränkte und gänzlich von dem Ansehen der Persönlichkeit des diese Stelle bekleidenden Stammeschefs abhängig. Die Kelowi und ihre Blutsverwandten weisen als charakteristischen Zug auf, daß sie in Dörfern leben, welche aus festen unbeweglichen Hütten bestehen, nicht wie die Asdscher, Ahaggar und Auelemmiden in Zelten von Fellen und Matten. Gleich den übrigen Tuarik haben die Kelowi ihren ursprünglichen Charakter beeinträchtigt, indem sie sich mit den Frauen der im Lande vorgefundenen subäthiopischen Rasse verehelichten. Dadurch haben sich bei den Kelowi die strengen Sitten der alten Berber mit dem heiteren spielenden Charakter des Nigritiers vermengt; auch ihre schöne edle und hohe Gestalt haben sie zum großen Teile ganz eingebüßt und ihre helle Farbe mit der dunkleren der Hausaneger vermischt, wie ihnen auch deren Sprache ebenso geläufig geworden ist als das Temahak. Die Folge dieser Vermischung ist es, daß die nördlichen Tuarik mit einer Art von Verachtung auf die Kelowi herabsehen und sie selbst oft als „Ikelan" (Sklaven) bezeichnen. Die edelste Unterabteilung der Kelowi sind die Irholang, die Amenokalenfamilie, welche in der Umgebung von Tintellust ihren Sitz hat; sie und ihre verwandten Stämme tragen in ihren schönen männlichen Gestalten und ihrer feinen Gesichtsfarbe noch unverkennbare Spuren reinen Berberblutes,

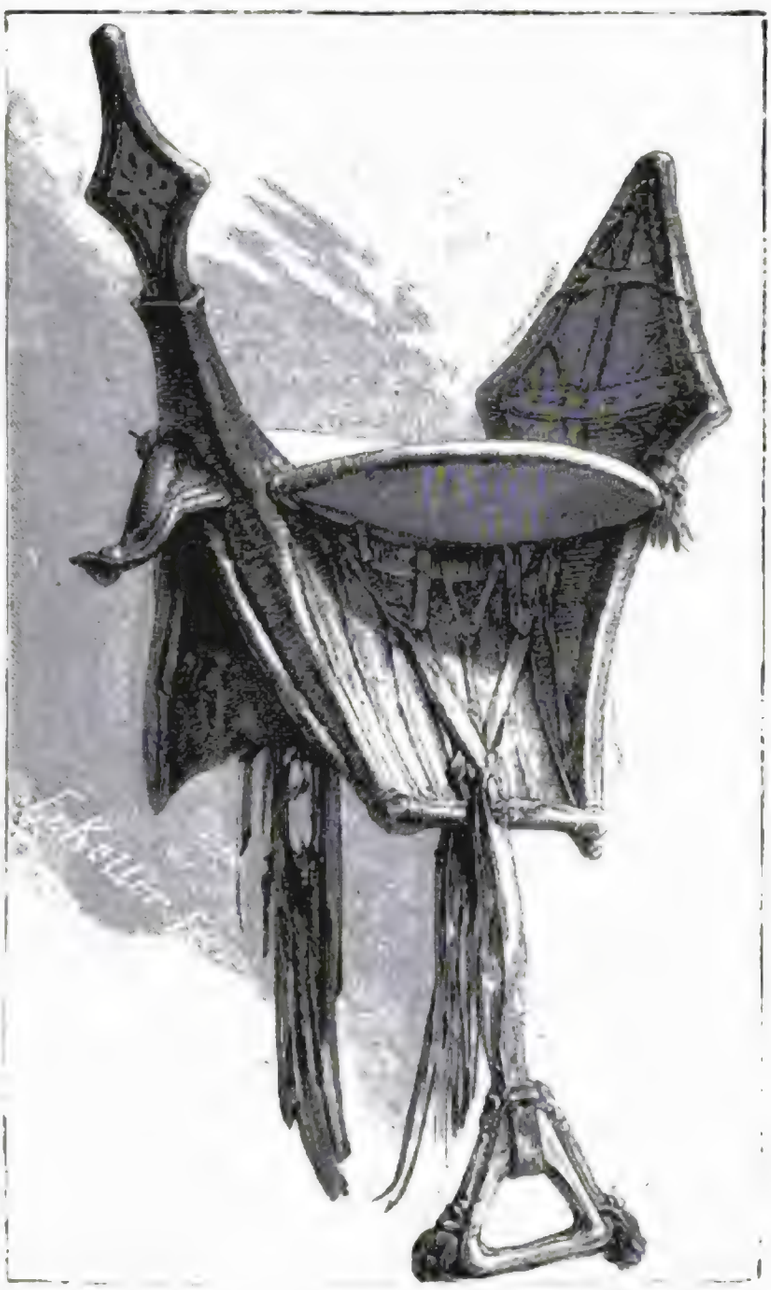
Digitized by Google

einige der naheverwandten Stämme jedoch sind Räuber von Profession und beunruhigen sämtliche Landschaften zwischen Air und dem Bornureiche mit ihren Raubzügen. Die Mehrzahl der das Bergland bewohnenden Stämme der Kelowi unterstehen dem Amenokal von Assodi, die Minderzahl in Gemeinschaft mit den verwandten Kelgeroß erkennt die Oberhoheit des Sultans von Agades an.

Die Tuarik sind groß und wohlgebildet, der schönste Menschenschlag Afrikas. Sie bekleiden sich ganz und gar mannigfaltig; die westlicheren Stämme tragen ein enganschließendes Tobenhemd, andere vorherrschend ein weites Gewand; auch das Beinkleid ist im Westen kurz und eng, östlicher dagegen weit und lang. Der Stoff ist meist das baumwollene, dunkelblaue, fast schwarze Kanozeug. Charakteristisch ist auch für sie der den Tubu gleichfalls eigentümliche Gesichtsshawl, der „Litham" oder „Tessilgemist", der zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittleren Teil des Antlitzes mit der Nasenspitze freiläßt; er wird hinten am Kopf mit einer Schleife befestigt. Das kurzgeschnittene oder einen Zopf bildende Haar bleibt oben unbedeckt; der Bart sieht zuweilen unten hervor. Durch den Shawl sind Augen und Mund vor dem Wüstensande geschützt. Sandalen tragen die Tuarik nur an den Grenzen der Wüste. Auch ein vollständiger Lederanzug scheint national zu sein. Die östlichen Stämme tragen am Ledergurt einen Lederbeutel, die westlichen eine kleine zierliche Tasche um den Hals, in der sie außer Zwirn und Faden auch Pfeife und Tabak verwahren. Die Freien führen ein gerades, sehr langes Schwert, einen Dolch am linken Handgelenk, einen 2 m langen Speer und oft eine Flinte, dann einen großen Lederschild, der zwar im Schwertkampfe schützt, aber gegen Kugeln ohnmächtig ist. Ihre Religion ist der Islam, von dem sie aber sehr wenig wissen. Aberglaube herrscht überall unter ihnen; Hals, ja selbst Arme und Beine, Brust und Gürtel sind mit Amuletten und Täschchen behängt, in denen sich Koransprüche als Schutzmittel befinden. Die herrschende Leidenschaft ist Liebe zum Putz und zu den Weibern. Die reineren Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus; sie befinden sich daher untereinander in stetem Kampfe und sind überall gefürchtet und gehaßt; sie sind jedoch nicht grausam. Bevor sich jedoch ein Stamm zum „Amdscher" (Kriegszuge) oder zur „Edschen" (Razzia, „Rhessi" der Araber) entschließt, wird eine Art Konferenz, „Mûâd" einberufen und ein friedlicher Ausgleich angebahnt, denn der Targi, so sehr er ein geborner Streithahn und Krieger ist, liebt es nicht minder, auch die Lorbeeren diplomatischer und rhetorischer Erfolge zu ernten, um so mehr als damit stets ein homerisches Gastmahl verbunden ist, das seinen in der Sahara sprichwörtlichen Appetit reizt. Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamme. Im staatlichen Organismus der einzelnen Tuarikfraktionen spielen die „Marabutin" („Inislemin") eine hervorragende Rolle; es sind Edle, welche auf jede politische Rolle verzichten, um eine um so größere religiöse Autorität zu erlangen; so sind sie zugleich Vertreter der Religion und der Gerechtigkeit wie des Unterrichts, also Priester, Richter und Lehrer in einer Person. Im Gegensatze zu den arabischen Marabutin, die feste Wohnsitze (Klöster) haben, sind jene der Tuarik mehr Missionäre, die von Tribu zu Tribu reisend ihrer Aufgabe gerecht werden. Der Edle (Ihaggaren) ist absoluter Herr über das Hab und Gut der Leibeigenen, der „Imrhad", welche sich von den Sklaven dadurch unterscheiden, daß sie von einem Herrn auf den andern durch Erbrecht oder Geschenk übergehen, aber nie verkauft werden. Der leibeigene Targi kann sich niemals von der Leibeigenschaft befreien, niemals ein Edler werden, er kann sich nicht loskaufen und auch nicht entfliehen, denn der Edle hat über ihn unumschränktes Recht. Dennoch kommt nie ein Fall der Auflehnung gegen die Ihaggaren vor, denn die Imrhad sind ebenso stolz Tuarik zu sein wie die Edlen. Fast alle Tuarik haben Negersklaven, selbst die Imrhad können sich solche halten, welche zur persönlichen Dienstleistung in der Familie des Herrn verwendet und stets mild behandelt, ja nicht selten wie ein Mitglied der Familie gehalten werden. Die Frauen, welche bei den Tuarik unverschleiert gehen, mischen sich häufig in die Angelegenheiten der Männer. Sie werden geachtet und respektiert, und dürfen nach berberischem Gesetze selbst in der übrigens stets monogamen Ehe ihr Eigentum unabhängig verwalten. In der Jugend erhält das Weib eine dem Bildungsgrade des Volkes angemessene Erziehung, zur Jungfrau herangeblüht, verfügt sie nach freiem Willen über ihre Hand; die Autorität des Vaters erstreckt sich nur auf die Hintanhaltung unwürdiger Verbindungen. In der Familie obliegt ihr ausschließlich die Erziehung der Kinder, diese gehören

Digitized by Google

ihr mit größerem Rechte an als dem Manne, da nach targiſcher Auffaſſung ihr Blut den Kindern, den Rang, die Stellung in der Geſellſchaft, in der Familie, im Stamme ſichert. Nach Targiſitte erbt der älteſte Sohn der älteſten Schweſter, was die Fortpflanzung und Reinerhaltung des Familienblutes und der Tradition derſelben gegen jede Eventualität ſchützen ſoll; doch darf dies nicht zu der Annahme verleiten, daß dieſe vorſichtigen Beſtimmungen der möglichen Untreue der Frauen und deren Folgen vorbeugen ſollen, denn die Targifrauen ſtehen im Rufe, ebenſo ſtrenge über ihre Pflichten wie über ihre großen Rechte zu wachen. Die Tuarik ſind reine Nomaden, welche auf den von ihnen gezüchteten vorzüglichen Sattel- oder Reitkamelen, „Meheri“, von Markt zu Markt ziehen. Nur in den Oaſen, wie Rhat, Dſchanet, Ideles, Rhadames und jener Fezzans treibt der Targi ſpärlichen Ackerbau; auch die induſtrielle Thätigkeit, obwohl etwas entwickelter, überſchreitet nicht die Grenzen unbedingter Notwendigkeit. Am angeſehenſten — ganz im Gegenſatze zu den Tubu — ſind bei ihnen die Schmiede, ſie reihen dem Range nach ſich an die Edlen und beſorgen die Ausbeſſerung der beſchädigten Waffen. Ein ziemlich ausgebreiteter Induſtriezweig iſt die Gerberei, ihr folgen zunächſt die Sattler, welche die eigentümlichen Sättel für die Kamele („Arhazer“ bei den Tuarik, „Rachla“ bei den Arabern) herſtellen. Einige beſchäftigen ſich mit Korbflechterei und Thongeſchirrfabrikation, andere verfertigen die landesüblichen Hausgeräte aus Holz und die Holzteile an der Ausrüſtung des Targi. An Geſchicklichkeit fehlt es dem Tuarikvolke nicht, doch fließt meiſt im Berufe des Führers, Kameltreibers, Reiſenden, Jägers und als Hüter der Herden das Leben des Targi dahin.



Nordafrikaniſcher Kamelſattel.

Merkwürdig iſt, daß die Tuarik von allen nordafrikaniſchen Stämmen und Völkern (mit Ausnahme der Aegypter und Abeſſinier) allein eine eigene Schrift, das Tefinagh beſitzen, die freilich nie zu etwas anderem gedient haben mag, als nur, um kurze Sätze, Namen, Inſchriften u. ſ. w. zu fixieren. Wenn irgendwo targiſche Bücher exiſtieren, ſo ſind ſie mit arabiſchen Lettern geſchrieben; es giebt kein targiſches Buch mit targiſchen Lettern. Ob die Tuarik auch eigene Zahlenzeichen beſitzen, iſt nicht bekannt, wohl aber giebt es ſolche bei den Rhadamſern, deren Sprache mit dem Tamaſcheq eng verwandt iſt. Doch ſcheinen dieſelben nur im kaufmänniſchen Gebrauch vorzukommen. Sie dienen hauptſächlich im praktiſchen Leben dazu, den Preis der Waren zu merken, damit Uneingeweihte

denselben nicht ablesen können. Da die Rhadamser im Verhältnis zum übrigen vom Mittelmeere durch Handelsobjekte versorgten Afrika eine verschwindend kleine Gemeinde sind, schwach an Individuen gegen die ganze übrige Bevölkerung, so haben sie dadurch, daß sie nur von ihnen selbst verstandene Zeichen besitzen, einen großen Vorteil vor dem übrigen Publikum. Uebrigens haben wir auch eine ähnliche Einrichtung in unserer zivilisierten Welt. Nur der Eingeweihte im handeltreibenden Publikum weiß gleich zu entziffern, daß z. B. L, a gleich ist einer Geldsumme, dem Preise der vorgemerkten Ware, und vielleicht 3,50 ℳ bedeutet. In der ganzen Kaufmannschaft der Christenheit ist diese Zahlensprache vorhanden, aber jedes Land hat seine eigenen Zeichen, ja große Häuser haben ihre nur ihnen verständliche Zahlensprache.

Man sieht aus untenstehenden Zahlzeichen, daß die Schreibweise so ist, wie sie in den semitischen Sprachen von rechts nach links angenommen ist, aber nicht ausschließlich; die Rhadamser schreiben auch unter einander. 20 = 00, kann auch $\begin{smallmatrix}0\\0\end{smallmatrix}$ geschrieben werden, oder 44 = ||||0000 kann auch $\begin{smallmatrix}||00\\||00\end{smallmatrix}$ geschrieben werden. Raumersparung ist wohl maßgebend dabei gewesen. Daß indes das ganze Schreibsystem der Zahlen im allgemeinen von rechts nach links durchgeführt ist, ersieht man aus den zusammengesetzten Zahlen. Z. B. 6 = |> schreibt der Römer VI, das heißt dieser setzt erst die V, dann rechts davon die I, umgekehrt der Rhadamser, oder 15 = >0 schreibt der Römer XV, also erst die X, dann rechts davon die V, während der Rhadamser zuerst die 0 = 10, dann links davon die > = 5 setzt. Die Rhadamser Kaufleute sind natürlich sehr geheimnisvoll mit diesen Zeichen, und nicht nur sind die tripolitanischen, tunesischen und kabirinischen christlichen und jüdischen Kaufleute mit dem Sinne dieser Zeichen nicht vertraut, auch arabischen Kaufleuten hüten sie sich die Bedeutung der Zahlen mitzuteilen. Nur durch ein bedeutendes Geschenk, dann deshalb, weil er kein Handelsmann war, endlich weil sie dem Wort eines Christen trauen, gelang es Gerhard Rohlfs, die Zahlzeichen und die Bedeutung von einem Rhadamser zu bekommen. Es sind folgende:

0 = •	11 = |0	30 = 000	311 = |0ϭ ϭ ϭ
1 = |	12 = ||0	32 = ||000	422 = ||00ϭ ϭ ϭ ϭ
2 = ||	13 = |||0	44 = ||||0000	534 = ||||000⧖
3 = |||	14 = ||||0	55 = >ƨ	657 = ||>ƨϭ ⧖
4 = ||||	15 = >0	67 = ||>0ƨ	765 = >0ƨϭ ϭ ⧖
5 = >	16 = |>0	78 = |||>00ƨ	876 = |>00ƨϭ ϭ ϭ ⧖
6 = |>	17 = ||>0	89 = ||||>000ƨ	900 = ϭ ϭ ϭ ϭ ⧖
7 = ||>	18 = |||>0	99 = ||||>0000ƨ	1000 = ⧖
8 = |||>	19 = ||||>0	100 = ϭ	
9 = ||||>	20 = 00	201 = |ϭ ϭ	
10 = 0	21 = |00		

Größere Zahlen als 1000 können die Rhadamser sich bis 10,000 zusammensetzen, für 10,000 selbst scheinen sie indes kein eigenes Zeichen zu besitzen, wenigstens war sein Gewährsmann nicht imstande, Herrn Rohlfs ein solches anzugeben. Zu beobachten ist noch, daß während wir mit unseren 10 Zahlzeichen alle Zahlen zusammensetzen, die Rhadamser für die fünf ersten Zahlen besondere Zeichen haben, dann wieder bis neun aus diesen komponieren, für 10 wieder ein neues Zeichen bringen, und dann ferner noch für 50, 100, 500 und 1000 eigene Zeichen haben. Man ersieht aber leicht, daß zum Rechnen diese Zeichen ebenso unpraktisch sind wie die römischen Ziffern. (G. Rohlfs im Ausland 1872, S. 695.)

Ein anderer Menschenschlag als die Tuarik sind die berberischen Hirten, welche die westliche Sahara durchstreifen. Die Männer lassen den Oberleib unbekleidet; ihre Hautfarbe ist rot, das Auge voll Verstand, die Nase gebogen, die Haare eher kraus als lockig. Ihre Frauen verschleiern sich nicht, tragen

Digitized by Google

aber ein langes Gewand, welches von den Schultern bis auf die Ferſen fällt. Dieſe Berberſtämme ſcheinen von ſehr ſanfter Gemütsart, ſie zählen dafür auch zu der Marabutin. Auch bei ihnen herrſcht Monogamie und die Frauen beherrſchen offenbar ihre Männer, die ſich große Mühe geben ihnen zu huldigen. Als Entſchädigung für die Polygamie iſt die Eheſcheidung außerordentlich leicht. Die freien Frauen verrichten keine Arbeit und gehen nie zu Fuß. Die Männer ſind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen dagegen würden völlig weiß erſcheinen, wenn nur ihre Hautfarbe erſt hinter der Schmutzrinde ihres Körpers zum Vorſchein käme. Sie hüten ſich aber vor jedem Waſſer und eine Frau, die der Reiſende Vincent befragte, hatte die Vorſicht ſoweit getrieben, daß ihr ſeit ſieben Jahren nie die Uebereilung begegnet war, ſich zu waſchen. Die Koſt dieſer Leute beſteht im Ertrage ihrer Herden. Die Tiyab ſind ein ehemaliger, ſpäter geiſtlich (Marabut) gewordener Kriegerſtamm von großer Gaſtlichkeit. An der Bank von Arguim hauſen berberiſche Fiſcherſtämme, welche mit Schleppnetzen ihr gefährliches Handwerk treiben, da das Meer dort von Haien wimmelt. Zwiſchen 21—23° n. Br. liegen die Reviere der Uled Delim, eines Nomadenſtammes des Innern, berühmt wegen der Schönheit ſeiner Frauen und Mädchen. Wirklich verdienen ſie auch Bewunderung wegen ihres glatten Haares, der großen ſchattig bewimperten Augen, der griechiſchen Naſe, der blendenden Zähne, ihrer ſchlanken Formen, und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welch letzteren die Nägel mit Henna roſig gefärbt werden. Die Familienbande ſind aber bei dieſen Berbern möglichſt locker, denn die Heiraten werden dort ſämtlich nur auf kürzeſte Kündigung abgeſchloſſen. In dieſem weſtlichen Teile der Sahara giebt es auch berberiſche Städte, deren Bevölkerung ſich bis auf 7000 Köpfe beläuft und die ſich vom Ertrage ihrer Dattelgärten, ſowie ihrer Hirſe-, Mais-, Gerſte- und Weizenfelder ernährt, die aus ſeichten, aber höchſt ergiebigen Brunnen bewäſſert werden. Die Berber miſchen ſich hier auch mit Negerblut und es ziehen daher halbſchlächtige Berberſtämme, wie die Trarza, Brakna und andere in der weſtlichen Sahara umher. Desgleichen ſind die Bewohner des tuneſiſchen Biled-ul-Dſcherid ein eigentümliches, lebensluſtiges Völkchen, in ihrem Charakter, ihrer Vergnügungsſucht, ihren Sitten ſehr an die ſchwarzen afrikaniſchen Völkerſchaften erinnernd. Die arabiſche Invaſion hat ihnen wohl die Religion gegeben, aber die Sittenlehren des Koran haben ſich ihnen lange nicht ſo eingeprägt, wie den Mauren in den Städten, und ſie können nach keiner Hinſicht ihre Abſtammung von den autochthonen Berbern verleugnen, ja man könnte gewiß noch weiter gehen und ihre Verwandtſchaft mit den Negervölkern nachweiſen. Schon ihr Ausſehen, die Kopfform, der Geſichtsausdruck neigen ſich dieſen letzteren zu. Wohl mag die Aehnlichkeit der klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſe auch Einfluß auf dieſe Aehnlichkeit mit den ſüdlicheren autochthonen Raſſen gehabt haben. Aber dieſe iſt zu unbedeutend, um nicht auf eine gemeinſchaftliche Abſtammung ſchließen zu laſſen. (Ernſt v. Heſſe-Wartegg, Tunis. Land und Leute. Wien 1882. 8°. S. 219.)

Weder die phöniziſchen und puniſchen Anſiedlungen noch die Römer und ſelbſt die Vandalen ſind in ethnologiſcher Hinſicht für die Autochthonen Nord-

Digitized by Google

afrikas so wichtig geworden wie der Einbruch der Araber, welche die kulturelle Semitisirung des Landes zur Folge hatte. Die Berber, früher großenteils dem Christentum ergeben, wurden mittels Feuer und Schwert dem Islam gewonnen und arabisierten sich auch vielfach in Sprache und Sitte. In diesem Prozeß sind nun mehrere Perioden sorgfältig zu unterscheiden. Mit den ersten Eroberungszügen der Araber zu Ende des 7. Jahrhunderts kamen nur Krieger und einzelne Familien arabischer Abkunft nach Nordafrika, welche sich in den Städten, hie und da auch in einem Kastell niederließen, aber das ganze Flachland, die Gebirge und die Sahara blieben in den Händen der autochthonen Berber. So ist es eine gewöhnlich übersehene Thatsache, daß bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika mit Ausnahme der Städte nur von Berbern bewohnt wurde. Bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts bildeten sie verhältnismäßig zivilisierte Staaten mit berberischer Bevölkerung und berberischen Dynastien. Erst in der sogenannten Epoche fand die mächtige arabische Einwanderung statt, welche den Bevölkerungsverhältnissen und damit zugleich der Kulturentwickelung in Nordafrika neue Gestaltung gab. Die arabische Eroberung im 7. Jahrhundert beschränkte sich kulturhistorisch auf die Annahme des Islam durch die Berber; eine Verdrängung ihrer Volkstums fand nicht statt. Als im Jahre 710 die Araber unter Musa und Tarik nach Spanien drangen, waren es ihrer gleichfalls nur wenige, in ihrem Gefolge befanden sich aber schon zahlreiche berberische Elemente, ja Tarik selbst war ein Berber. Sowie im Osten das echte Vollblutarabertum nur ein Fragment der Gesamtbevölkerung bildete, so auch in Spanien: auch hier mußten die natürlichen Verhältnisse eine allmähliche Verringerung des arabischen Volkstums zur Folge haben, das in solcher Entfernung von seiner Heimat keinen ausgiebigen Nachschub mehr erhielt. Die gesitteten Berber hingegen trennte nur die schmale Gibraltarstraße und sie konnten sich demnach leicht über Spanien verbreiten. Sie gewannen die Oberhand in der moslimischen Bevölkerung Andalusiens, wofür der Umstand, daß nach den Ommajaden fast überall berberische Dynastien entstanden, beredtes Zeugnis ablegt. Angesichts der Christen waren freilich Berber und Araber nur Muhammedaner oder Mauren, Moros, Moriskos. Von dem Lande Mauritania, wie die Römer den nordwestlichen Teil Afrikas hießen, war der Name auf die Bewohner übergegangen. Um ethnologische Unterschiede kümmerten sich die Europäer jener Zeit noch nicht. Das Wort Mauren deckte sich einfach mit Moslim. Die Gemeinsamkeit der Religion führte auch rasch die spanischen Berber zur Annahme der arabischen Sprache, der Sprache des Korans, welche es zugleich zu einer Weltlitteratur gebracht hatte. Die Seßhaftigkeit beider, sowohl der numerisch hinschwindenden Araber als auch der numerisch anwachsenden Berber trug noch mehr zu einer Verschmelzung bei, sodaß, als sämtliche Muhammedaner oder Mauren aus Spanien vertrieben wurden, Berber und Araber sich selbst nicht mehr unterscheiden konnten. Gerhard Rohlfs meint nun, daß, wenn gemeinsam Araber und Berber nach Spanien gekommen waren, doch nur Araber von dort zurückkamen, denn beide Völker giengen im fremden Lande derart ineinander auf, daß die Araber vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit, vermöge der Religion, deren Träger sie

Digitized by Google

besonders waren, äußerlich in jeder Beziehung die Berber absorbiert hatten. Die Wahrheit aber ist, daß in Spanien ein arabisch-berberisches Mischvolk entstanden war, in welchem allerdings die arabische Sprache und Gesittung, zugleich aber das berberische Blut die Oberhand gewann, was die zum Schlusse eingetretene auch äußere Gleichartigkeit erklärt. Und dieses Mischvolk war es, welches bei der Vertreibung aus Spanien nach Nordafrika zurückkehrte und dort dem Arabertum, d. h. arabischer Sprache und Sitte, nicht aber arabischem Blute, neuerdings zur Stütze diente. Zum Teil blieben die Flüchtlinge in den Städten, verheirateten sich mit den schon anwesenden Städtern, welche wieder aus Berbern und Arabern bestanden; ein großer Teil aber, vielleicht die Mehrzahl — denn sie wurden mit Mißtrauen und Feindseligkeiten empfangen — zerstreute sich über das ganze Land.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß das nordafrikanische Berbertum, obgleich es die verbreitetste Völkerschicht bildet, doch sehr verschiedene Modifikationen erlitten hat. Die um die Mitte des 11. Jahrhunderts einströmenden Araber waren durchaus ungesittete Nomaden, denen hauptsächlich der Untergang der nordafrikanischen Zivilisation zur Last fällt. Wären die neuen Eindringlinge zivilisationsfähiger gewesen, sie hätten ohne Zweifel in den eroberten Ländern neue Reiche und Dynastien gegründet, allein sie blieben „Beduinen" bis zur Stunde. Selbst unfähig, die eroberten Länder politisch umzugestalten, zerstörten sie zwar nicht gänzlich das staatliche Gebäude, das sie in ihnen vorfanden, aber sie ließen gleichsam nur dessen Umriß stehen. Aus den Städten und Seehäfen machten sich diese Beduinen nichts, deshalb ließen sie dort den alten Dynastien weiter die Herrschaft, ja sogar die nominelle Oberhoheit über die Länder. Fast der ganze Tell und die fruchtbarsten Oasen der Sahara bildeten die Weidegründe der Araber, aus denen sie die einheimischen Berberstämme teils in die Wüste, teils in die hohen Gebirge zurückwarfen. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß vielfache Vermischungen zwischen beiden Völkern vorkamen, und in einzelnen Landstrichen, wie z. B. im nördlichen Tunesien, war die Vermischung nicht nur zwischen Berbern und Arabern, sondern schon von früher her mit den ins Land gekommenen heterogenen Elementen so stark, daß man kaum von reinen Berbern oder Kabylen, reinen Arabern u. s. w. sprechen kann. Nur in Marokko hat sich das berberische Urvolk von den Arabern fern und unvermischt erhalten. Allerdings kommen wohl in den Städten und größeren Ortschaften Heiraten zwischen beiden Völkern vor, im ganzen stehen sich aber heute Araber und Berber so fremd gegenüber, wie zur Zeit der ersten Invasion.

Was die Zahl und Ausbreitung beider Völker anbetrifft, so finden wir in Marokko, daß die Berber nicht nur bedeutend zahlreicher, sondern auch über einen viel größeren Raum des Landes verbreitet sind. Ganz rein arabisch sind nur die Landschaften Rharb und Beni Hassan südlich davon, endlich Andjera und der Küstensaum vom Kap Espartel bis Mogador. Denn selbst die Landschaften Schauya, Dukala und Abda haben teils arabische, teils berberische Triben. Mit Ausnahme der großen Städte und Ortschaften, in denen die Araber überall das überwiegende Element bilden, kommen sie sodann nur noch sporadisch vor. Man kann also fast behaupten, daß an Land die Berber vier Fünftel besitzen, gegen ein Fünftel, welches auf die Araber kommt. Der Zahl der Bewohner

Digitized by Google

nach dürfte das Verhältnis so sein, daß zwei Drittel Berber, ein Drittel Araber sind. Die Araber nennen sich in Marokko „Arbi", d. h. Araber; wollen sie ihr spezielles jetziges Heimatsland damit in Verbindung bringen, so nennen sie sich „Rharbi" oder „Rharbaui" (der vom Westlande). Was die Berber anbetrifft, so nennen sie sich „Masigh" oder „Schellah"; das Wort „Berber" ist ihnen aber keineswegs unbekannt, namentlich südlich vom Atlas. Aber als ob sie sich des Ursprunges des Wortes bewußt seien, hören sie sich nicht gerne so bezeichnen und nennen sich selbst nie so, sondern „Brebber".

Daß die Völker, welche eine Zeitlang im heutigen Marokko seßhaft gewesen sind. Spuren zurückgelassen haben, ist unleugbar. Nur so können wir zwischen vorwiegend schwarzhaariger und schwarzäugiger Bevölkerung uns die helläugigen und blondhaarigen Individuen — wohl Nachkömmlinge der germanischen Vandalen — erklären. Indes kommen dergleichen Typen bedeutend seltener bei den Arabern vor, was sich hinwiederum daraus erklären läßt, daß nach der einmal erfolgten Invasion der Araber ein Eindringen blonder Völker in Westafrika nicht mehr stattfand. So sieht man denn auch häufig in Familien, wo Vater und Mutter beide schwarzhaarig und schwarzäugig sind, helläugige und blondhaarige Kinder. Die von den Berbern gesprochene Sprache, „Tamaschirt" oder „Schellah" genannt, ist dieselbe, welche die Tuarik Temahak im Norden und Temascheq im Süden nennen, und der wir in Audschila und noch ferner im äußersten Osten in der Oase des Jupiter Ammon begegnen. Allerdings sind die Unterschiede der verschiedenen Dialekte dieser Sprache äußerst groß, wie das ja auch nicht anders sein kann bei einer Sprache, welche über einen Raum verbreitet ist, welcher ungefähr den vierten Teil von Afrika ausmacht. Dennoch aber sind sie nicht so groß, um nicht leicht eine Verständigung zwischen den verschiedenen, berberisch redenden Völkern zu ermöglichen. Die Berber in Marokko haben und kennen keine Schriftzeichen wie ihre Brüder, die Tuarik.

Unterscheiden sich Araber und Berber wesentlich durch die Sprache, so sind die übrigen Unterschiede äußerst gering. Derselbe Körperbau auf dem Flachland wie im Gebirge (wegen der vielen Wanderungen), das heißt schlanker, sehniger Wuchs mit stark ausgeprägtem Muskelbau, gebräuntem Teint, kaukasischer Gesichtsbildung, stark gebogener Nase, schwarzen feurigen Augen, schwarzem schlichtem Haare, spitzem Kinn, etwas stark hervortretenden Backenknochen, spärlichem Bartwuchse — alles dies haben Berber und Araber gemein. Allerdings sind im allgemeinen die Gebirgsbewohner heller, aber das gilt sowohl für die berberischen Bewohner des Rif-Gebirges, wie für die arabische Bevölkerung der Gebirge der Andjeralandschaft. Bei den Frauen beider Völker muß allerdings auffallen, daß das Weib des Arabers durchschnittlich kleiner sein dürfte als das des Berbers. Im übrigen sind auch sie nicht äußerlich zu unterscheiden. Man kann von beiden sagen, daß, sehr früh entwickelt, sie in der Jugend hübsche volle Formen haben, meist regelmäßige Gesichtszüge besitzen, aber schnell altern, durch unzulängliche Nahrung äußerst mager und im Alter wegen ihrer überflüssigen Hautfalten überaus häßlich werden.

In Marokko herrscht nur Einweiberei, sowohl bei den Arabern als auch bei den Berbern; die wenigen Ausnahmefälle, wo ein reicher oder hochgestellter Araber sich einen Harem hält, kommen kaum in Betracht, und ein Berber, mag er eine noch so hohe Stellung einnehmen, noch so reich sein, heiratet nie mehr als eine Frau. Freilich durch die Religion begünstigt, kommen häufig genug Scheidungen vor, was dann oft zu unerquicklichen Verhältnissen führt; ein Mann trennt sich, nachdem er schon ein Kind mit einer Frau gehabt, von dieser, heiratet wieder, die Frau auch; sie zeugt dem neuen Mann nochmals ein Kind, wird abermals verstoßen, heiratet vielleicht zum drittenmal, und hat dann manchmal drei Familien Kinder gegeben. Es ist äußerst selten, daß sich ein unverheiratetes Mädchen einem Manne hingiebt, auch Ehebruch kommt fast nie vor. Desto ungebundener leben die Witwen; diese glauben ihrer Sittlichkeit, namentlich wenn sie merken, daß die Hoffnung auf Wiederverheiratung vorbei ist, „keine Schranken" auferlegen zu müssen. Ueberhaupt zeichnen sich Mädchen und Frauen in Marokko durch unanständige Gangart aus. Es scheint sich dies von den Araberfrauen den Berberweibern mitgeteilt zu haben (vielleicht ist es aber auch diesen eigentümlich), denn alle semitischen Frauen scheinen an einer unanständigen Allüre Gefallen zu haben.

In der Regel ist die Heirat eine zwischen Eltern oder Verwandten für die betreffenden Personen abgemachte Sache, doch kommen auch häufig genug Liebesheiraten vor. Es hat dies seinen Grund darin, daß alle Frauen und jungen Mädchen unverschleiert gehen, mithin hat der Freier Gelegenheit, seine Zukünftige kennen zu lernen. Solche Liebesheiraten gelten meist für Lebzeiten, während die Ehebündnisse, welche aus Konvention geschlossen sind, gemeiniglich keine Dauer haben. Ein eigentlicher Kauf der

Digitized by Google

Frauen findet nicht statt; der betreffende Bräutigam erlegt nur dem zukünftigen Schwiegervater die Geldsumme, welche dieser für die Anschaffung der Kleidungsstücke und Schmucksachen seiner Tochter nötig hat, der gewöhnliche Preis hierfür beträgt 60 französische Thaler. Giebt die Frau Grund zur Scheidung, oder aber beantragt sie die Scheidung, so muß das Geld zurückbezahlt werden, verstößt aber der Mann seine Frau, so bleibt sie Eigentümerin ihrer Sachen und ihr Vater behält obendrein das Geld.

Beschneidung ist durchweg eingeführt, doch giebt es einige Berberstämme, welche sie nicht üben. In Marokko hält man die Beschneidung als nicht unbedingt erforderlich für den Islam. Ueberhaupt haben die Berber Eigentümlichkeiten bewahrt, die bei den Arabern nicht zu finden sind, so essen sämtliche Rif-Bewohner das wilde Schwein trotz des Koranverbotes. Alle Berber rechnen nach Sonnenmonaten und haben dafür die alten, von den Christen herrührenden Benennungen; ja südlich vom Atlas haben auch die dort hausenden Araber diese Zeitrechnung angenommen.

Das Leben in der Familie ist ein patriarchalisches und man hält außerordentliche Stücke auf Verwandtschaft und Sippe; eigentümliche Familiennamen nach unserem modernen Sinne haben weder Araber noch Berber, solche werden nur von der ganzen Sippschaft oder dem Stamme geführt. In diesen Stämmen setzt dann jeder den Namen seines Vaters, manchmal auch den seines Großvaters und Urgroßvaters hinzu. Bei den Arabern haben wir fast nur biblische und koranische Namen, sowohl bei den Männern als Frauen. Die Berber haben sich auch hierin apart gehalten und fahren fort heidnische und berberische Namen zu führen, z. B. Humo, Buko, Rocho, Atta ꝛc., obschon natürlich arabische Namen vorwalten. Eine eigentliche Erziehung wird den Kindern nicht gegeben, die ganz jungen Kinder bleiben zirka zwei Jahre auf dem Rücken ihrer Mütter, welche dieselben wenigstens zwei Jahre stillen. Allerdings hat jeder „Tschar" (Dorf aus Häusern), jeder „Duar" (Dorf aus Zelten), jeder „Ksor" (Dorf einer Oase) seinen „Thaleb" oder gar „Faki", der die Schule leitet, aber die meisten bringen es kaum dazu, die zum Beten notwendigen Korankapitel auswendig zu lernen, geschweige daß sie sich ans Lesen und Schreiben wagten. Beim Heranwachsen stehen die Töchter den Müttern in der häuslichen Beschäftigung bei, während die männliche Jugend zuerst zum Hüten des Viehes verwendet wird, in der Pflanzzeit den Acker mit bestellen helfen muß und schließlich, nach einer kurzen Arbeitszeit im Jahre, die liebe lange Zeit mit Nichtsthun hinbringt. Tabak und Haschisch sind ganz allgemein, jedoch in keinem unmäßigen Gebrauch. Opium ist mit Ausnahme der Städte und der Oase Tuat nicht eingebürgert. Desto allgemeiner ist in der Weinlesezeit und kurz nachher der Genuß des Weines. Denn Marokko ist ein an Weinreben ungemein reiches Land. Von der dabei herrschenden Unmäßigkeit und Roheit entwirft G. Rohlfs ein wenig schmeichelhaftes Bild. Ueberhaupt zeichnet sich das ganze marokkanische Volk durch eine gewisse Roheit, wenig edle Gefühle und wenig sanfte Neigung aus. Bei den Berbern, namentlich am Nordabhange des Atlas streift die Roheit sogar ans Tierische.

So wie man zur Zeit Abrahams aß, aus einer Schüssel am Boden hockend, so ißt noch heute der Marokkaner. Er kennt noch nicht den Gebrauch der Messer und Gabeln. Auch der Löffel ist nicht überall eingebürgert. Am Atlantischen Ozean vom Kap Espartel südlich bis nach der Mündung des Sus, vielleicht noch weiter südlich, bedienen sich sämtliche Leute statt eines Löffels einer austerartigen Muschel, wie sie der Ozean dort an den Strand wirft. Die Männer essen getrennt von den Frauen, diese essen mit den Kindern des Hauses. Selbst bei den Berbern hat der Islam dies durchzusetzen gewußt. Fleisch wird auf dem Lande nur bei Gelegenheit eines Festes gegessen und auch dann nur in geringer Quantität. Der in den marokkanischen Städten so sehr beliebte Thee wird auf dem Lande nur noch bei vereinzelten Vornehmen und Reichen gefunden; das allgemeine Getränk ist Wasser. Nirgends kennt man in Marokko die Bereitung von „Busa" (ein gegohrenes Getränk aus Getreide) oder „Lackby" (Palmensaft). Es würde den Marokkanern ein großes Verbrechen sein, eine Dattelpalme derart für das Tragen der Früchte unbrauchbar zu machen oder gar zu töten. Ebenso ist in allen marokkanischen Oasen der Lackby vollkommen unbekannt. Der Gebrauch, die Palmen anzuzapfen, beginnt erst in den südlich von Tunesien gelegenen Oasen.

Indessen müssen wir doch auch einer guten Eigenschaft der Marokkaner gedenken, der Gastfreundschaft, welche ohne Prunk, ohne Zeremonie als etwas Selbstverständliches geübt wird. In den meisten Duar, in fast allen Tschar giebt es eigene Häuser oder Zelte, „Dar" und „Gitun el Diaf" genannt, welche für die Reisenden bestimmt sind. Der Fremde hat dagegen keinerlei Verpflichtung. Im Gegenteil, wird man nicht ordentlich

Digitized by Google

verpflegt, so hat man das Recht, Beschwerde zu führen. Natürlich wird man bei dieser Gelegenheit von allen über alles ausgefragt, denn Zurückhaltung und Schweigsamkeit kennt in dieser Beziehung der Marokkaner nicht. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die arabischen Stämme bedeutend liberaler sind als die berberischen.

Die Bevölkerung von Marokko hat keinen eigentlichen Adel in unserem Sinn. Die vornehmste Klasse sind die „Schürfa" (Plural von „Scherif"), das heißt Abkömmlinge Muhammeds, selbstverständlich sind diese arabischen Stammes. Da sie sich unglaublich vermehrt haben, giebt es ganze Ortschaften, die fast nur aus Schürfa bestehen; man erkennt sie daran, daß sie vor dem Namen das Prädikat „Sidi" oder „Mulei", d. h. „mein Herr" führen. Die gegenwärtige Dynastie von Marokko besteht aus Schürfa. Das Scheriftum ist nicht erblich durch die Frau. Heiratet z. B. ein gewöhnlicher Marokkaner eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa. Aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen, und die aus der Ehe entspringenden Kinder werden alle Schürfa. Sogar eines Scherifs Heirat mit einer Christin oder Jüdin (die in ihrer Religion verbleiben können), oder mit einer Negerin (eine solche muß aber den Islam angenommen haben) hat auf das Scheriftum der Kinder keinen vernichtenden Einfluß, ebenso sind die im Konkubinat erzeugten Kinder vollkommen gleichberechtigt mit den in gültiger Ehe erzeugten. Die Schürfa werden überall in Marokko als eine besonders bevorzugte Menschenklasse angesehen. Sie haben das Recht, andere Leute zu insultieren, ohne daß man mit gleichen Waffen antworten darf. Der Muhammedaner schimpft dann am stärksten, wenn er Beleidigungen auf die Vorfahren oder Eltern des zu Beschimpfenden häuft. Der Nichtscherif darf dies nicht erwidern, denn den Vorfahr oder Vater eines Nachkommen des Propheten beleidigen, wäre ein Verbrechen gegen die Religion. Er hat aber das Recht, die Person des Scherif selbst zu schimpfen. Die Marabutin stehen in Marokko in bedeutend geringerem Ansehen, sie werden zu sehr von den Schürfa verdunkelt.

Ueber die geistige Begabung der Marokkaner läßt sich wenig sagen. Hervorragende Männer hat die Neuzeit nicht hervorgebracht, und edlerer Regungen ist der Marokkaner kaum fähig. Indes ist die Unmoralität beim Landvolke lange nicht so schlimm wie in den Städten. Ausschweifungen, eheliche Ueberschreitungen oder andere Laster kommen fast nie vor, wohl aber oft genug Diebstahl, Lug und Betrug, namentlich einer Tribe gegen die andere, indes wird dies kaum als sündhaft betrachtet. Lügen ist überhaupt den Arabern und Berbern so eigen, daß es wohl kaum ein Individuum giebt, das die Wahrheit spricht. Und professionsmäßige Lüge hat wohl immer Betrug und Diebstahl im Gefolge. Faustrecht, Raub und Mord sind in all den Teilen des Landes, die nicht von der Armee des Sultans erreicht werden können, an der Tagesordnung, und niemand findet auch etwas Außerordentliches darin. Daß der Gastfreund den Marokkanern eine geheiligte Person sei, ist eine Farce, in vielen Gegenden respektieren die Bewohner nicht einmal die Schürfa. (Gerh. Rohlfs, Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen 1873. 8°. S. 59—81.)

Das Berbersultanat Marokko bildet einen unabhängigen Staat, dessen socialpolitische Zustände zu den trostlosesten gehören, die man kennt. Das Volk wird nämlich nur nach religiösen Sätzen und Meinungen regiert, und lebt in religiösen Banden befangen, nur nach der Religion. Es giebt gar keine civile Gesetzgebung. Alles basiert auf die Religion, das ganze Leben dreht sich darum, d. h. um den „Koran", den Kodex der muhammedanischen Lehre. Denn wenn auch einzelne Berberstämme ihren „Kanun" haben, nach dem sie Recht sprechen, so ist doch die große Mehrheit des Volkes Richtern, „Kadi" unterstellt, welche nach eigenem Ermessen ihre Entscheidung, je nachdem es ihnen einleuchtet, im Sinne des Buches Gottes abgeben. Daher ist bei den muhammedanischen, und speziell bei den marokkanischen Völkern jeder Fortschritt von vornherein unmöglich gemacht. Man fühlt instinktartig in Marokko, daß eine Berührung mit den Kulturvölkern ein Ruin der Religion ist. Namentlich seitdem die jetzige Dynastie, die der Schürfa Filali, auf dem Throne sitzt, hat dieselbe geglaubt, mehr als je das Land von der Berührung mit den Christen fernhalten zu müssen. Man fühlte instinktartig, daß mit der Gesittung Freiheit der Anschauung, mit der Kultur Kritik in religiösen Dingen Platz greifen, und damit der persönlichen Willkür, der Despotie der Weg verbaut werden würde. Die Würdenträger der jetzigen Dynastie sind um so weniger geneigt, das Volk an den allgemeinen Kulturbestrebungen teilnehmen zu lassen, als die Dynastie die Religion des Islam gewissermaßen körperlich vorstellt, denn sie stammt direkt von Muhammed. Man kann sich daher den kolossalen Nimbus dieser Fürsten denken, welche nicht nur weltliche Beherrscher des Landes und alles was darinnen ist, sind; welche nicht nur die

Digitized by Google

oberste geistliche Behörde der Unterthanen mit vollkommenster Unfehlbarkeit in ihrer Person vereinigen, sondern noch den ungeheuren Vorteil haben, körperliche Nachkommen des Propheten zu sein. Deswegen glaubt kein Fürst der Erde sich so von Gottes Gnaden, so rechtmäßig und so erhaben über alle anderen Menschen, als der Sultan von Marokko, welcher sich „Hakem el Mumenin" oder „Emir el Mumenin", d. h. Beherrscher der Gläubigen nennt, und der seinem Titel vor allem hinzufügt: „Der Vorkämpfer des Herrn in dieser und jener Welt." Aber kein Volk der Erde sieht auch mit solch scheuer Ehrfurcht, mit solcher Hingebung, mit solcher von oben diktierten Liebe zu seinem Kaiser auf, wie das marokkanische. Der Sultan ist ein Gott, viel mehr als der türkische und als der russische Kaiser es ist, er ist weit unfehlbarer als der römische Papst. Er ist das Ideal eines Willkürherrschers, eines Despoten des Mittelalters, dessen Glorie sich unverändert erhalten hat, unberührt von allen Fortschritten. (Ausland 1877, S. 629.) Der jetzige Sultan scheint geneigter zu sein als alle seine Vorgänger, die Schranken aufzuheben, welche Marokko von der Außenwelt und namentlich von Europa trennen, und es läßt sich auch nicht verkennen, daß ein äußerlicher Fortschritt besteht. Das Leben am Hofe des Sultans ist grundverschieden von dem noch vor zwanzig Jahren. In Marokko ist aber der Sultan und sein Hof das Land. Mehr als irgendwo gilt das l'état c'est moi. Will der Sultan den Fortschritt, dann muß das Land folgen.

Dort, wo die Berber sich möglichst rein erhalten haben, zeigen sie, trotz der vielfach erfolgten Verschmelzung in Sitten und Charakter, wie wir sahen, mehrere Züge, welche sie von den Arabern auf das bestimmteste unterscheiden. Der Araber ist vorwiegend Nomade, will sagen „Beduine", der Berber neigt zur Seßhaftigkeit. Ein schwerer Irrtum freilich wäre es, zu glauben, der Araber sei nur Nomade, der Berber immer sedentär. Eins ist so wenig richtig wie das andere. Zunächst wissen wir heute, daß wir unter Nomadisieren uns nicht vorstellen dürfen, eine Sippe dürfe oder könne umherziehen, wie sie wolle und wohin es ihr beliebt. Ein Nomadentum in solchem Sinne kennt die Völkerkunde fast nirgends, nicht einmal bei den rohesten Völkerstämmen. Selbst die Australier haben ihre abgegrenzten Weide- und Jagdbezirke, um wie viel mehr erst die so hoch darüber stehenden Araber. In den meisten Klimaten bedarf der Nomade für das Ueberwintern des Viehes einen Beistand des Ackerbaues. Es kann uns also nicht wundern, daß auch bei den Arabern jeder Nomadenstamm Nordafrikas im Winter säet und pflügt. Rohlfs sagt ausdrücklich, die Araber sind in Nordafrika die hauptsächlichsten Ackerbauer und nur nebenbei Viehzüchter. Wenn sie im Frühjahre und Sommer den Tell verlassen, um ihre Herden nach bestimmten Gegenden hinzutreiben, bleibt immer ein Teil des Stammes zurück. Daß aber die Araber den Berbern den Pflug mitgebracht haben sollen, wie Rohlfs will, scheint nicht sehr glaubhaft, angesichts des Umstandes, daß schon die alten Aegypter, die doch auch Berber waren, den Pflug kannten, freilich in sehr primitiver Form, die aber noch heute die im Lande übliche ist. Rohlfs will indes beobachtet haben, daß die Berber dieses Ackerwerkzeug nur da kennen, wo sie mit den Arabern untermischt sind. Der letzteren Lieblingsaufenthalt ist dagegen der „Duar", die aus Zelten errichtete fliegende Niederlassung, welche innerhalb der ganz bestimmten Weide- und Ackerbezirke leicht aufgeschlagen und abgebrochen werden kann. Der Berber hingegen wohnt gern in gemauerten Häusern, nur dürfen sie nicht in Städten stehen. Keine von Berbern bewohnte Ortschaft überschreitet die Größe unserer Dörfer. Es gibt aber in Nordafrika, ganz abgesehen von den Tuarik der Sahara, auch große nomadisierende Berberstämme.

Digitized by Google

Jene von Tunis, darunter die Chumairs oder Krumir, sind z. B. nicht wie die Berber Algeriens durchgehends an feste Wohnsitze gebunden. Einzelne wohnen allerdings im selbstgebauten Häuschen von Lehmziegeln oder in den zahllosen römischen Ruinenstätten, welche die noch wenig erforschten Bergketten nördlich vom Medscherda bedecken, aber viele Stämme führen geradeso wie die arabischen Beduinen das Nomadenleben, wohnen in schwarzen aus Kamelhaar geflochtenen Zelten und treiben wie sie Ackerbau und Viehzucht. In einigen Teilen findet man die Berber jetzt vorzugsweise im Gebirge, weil sie sich dorthin vor den arabischen Eindringlingen zurückzogen; in ganz Nordafrika wohnen aber entschieden zahlreichere Berber in den Ebenen als auf den Bergen. In Algerien ist bei den Berbern der Schowiahdialekt vorherrschend und die Kabylen haben ihre ursprüngliche Mundart mit vielen arabischen Bestandteilen verquickt, schreiben dieselbe auch mit arabischen Lettern. In Tunesien nahmen die Berber gleichfalls viele europäische und arabische Ausdrücke in ihre Sprache auf, ja dies geschah in der letzten Zeit in so hohem Grade, daß sie ihre Ursprache nur wenig mehr benutzen und jetzt im Verkehr mit den Arabern der Ebene und der Städte nur das Tunesisch-Arabische oder „Machrebi" sprechen. Wenn sie indessen von Arabern häufig doch nicht verstanden werden, so ist es, wie Ernst v. Hesse-Wartegg versichert (Tunis, S. 163), weil sie dann einen Diebsjargon sprechen, dessen sich die räuberischen Beduinenhorden an der Süd- und Westgrenze Tunesiens und auch in Algier in ähnlicher Weise bedienen, wie etwa die Verbrecher unserer Hauptstädte ihres Slangs. Auch in manchen anderen Beziehungen verloren die tunesischen Berber die Eigentümlichkeiten ihrer Rasse, nahmen andere von den Arabern auf, gaben die ihrige an die Araber ab, und die Unterschiede, die zwischen den beiden großen Gruppen heute noch bestehen, sind demnach nur noch wenig auffällig. Auch in Algerien sind diese beiden Elemente längst nahezu in eins verschmolzen, wenngleich ein geübtes Auge sie noch beide leicht zu unterscheiden vermag. Bei den Kabylen, die in weit kompakteren Massen wohnen und nicht so häufig mit den Nomadenstämmen der Ebenen in Berührung kommen wie in Tunesien, ist der Körperbau des Berbers von dem des Arabers mehr verschieden. Sein Wuchs ist nur von mittlerer Größe, aber stark angelegt. Sein Kopf ist groß, das Antlitz mehr von viereckiger Form, die Stirn breit und gerade gestellt; Nase und Lippen sind dick, die Augen oft blau und die Haare häufig rot. Aber auch in Tunesien findet man, während z. B. die Beduinen sämtlich schwarze Haare, Augen und Bart besitzen, unter den Berbern häufig rote und blonde Haare, blaue Augen, hellen, struppigen Bart, im allgemeinen auch eine hellere Gesichtsfarbe. Man sieht, daß der Berber jenes Teiles Nordafrikas in seinem Aeußern mehr an einen Nordländer als an ein Kind des heißen Südens erinnert.

Ein hervorstechender Zug der Berber ist ihre Gewerbthätigkeit und ihr Kunstsinn, von welch letzterm die bekannten Silberfiligranarbeiten der algierischen Kabylen lautes Zeugnis ablegen. Der Kabyle ist ein unermüdlicher Arbeiter; im Winter, wo die Feldarbeit ruht, wird er Schreiner, Schmied oder was immer, und er ist es, welcher die geschätzten Yatagane („Flissa" genannt, nach dem Stamme, der sich besonders mit dieser Fabrikation beschäftigt), Gewehre, Kunstgefäße, Speisebretter und andere Gegenstände ver-

Digitized by Google

fertigt. Sommer und Winter, bei gutem wie schlechtem Wetter, ist sein Leben ein Bild rastlosen Schaffens. Er ist Weber, Fabrikarbeiter, Bergmann, Töpfer, Korbflechter, Oelpressenerbauer, vornehmlich aber Schmied, zwar zunächst Grob- und Waffenschmied, dann aber auch Gold- und Silberschmied. Die von Berbern errichteten Prachtbauten zu Tlemsen, Fez und Marokko zeugen von ihrem Geschmack und ihrer Kunstfertigkeit in der Architektur. Baron Henri Aucapitaine, einer der gründlichsten Kenner der Berber, nennt die Kabylen des Dschurdschura intelligente aber plumpe Bauern. Die berberischen Beduinen aber, wie sie in Tunesien die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, stehen mit den Arabern auf ziemlich gleicher Kulturstufe. Nur wenig unterscheiden sie sich von diesen in Tracht und Sitten. Der persönliche Mut der Kabylen und der Araber des Tell und der Sahara ist eine unbestrittene Thatsache; vielleicht darf man die Berber als noch etwas kriegerischer betrachten. Mit dem Araber haben sie die Gastfreundschaft, sowie die Abhärtung und die Nüchternheit gemein; indes ist diese letztere bei ihm mehr Folge seines außerordentlichen Geizes als einer Naturanlage. Der Berber lebt äußerst karg, so lange es aus seinem Beutel geht, wird er aber freigehalten, so verschlingt er wahrhaft unglaubliche Massen von Speisen. Ebenso ist er im Gegensatze zum Araber bieder und offen. Sein eben erwähnter Geiz äußert sich auch in seiner Kleidung, die, im Gegensatze zu dem fast immer sauberen und intakten Gewande des Arabers, stets schmutzig und lumpenhaft ist. Auf das Habit des Kabylen kann man passend das alte Witzwort anwenden von dem Rock, der aus Löchern besteht, die hie und da mit Zeug umgeben sind. Auch trägt der Berber außer dem „Burnus" oder „Haik", welch letzterer meist von schwarzer Farbe ist, noch ein bis über die Knie hinabreichendes wollenes Hemd („Schelukha") und bei der Arbeit ein breites ledernes Schurzfell („Tabenta"). Sein Haupt bleibt meist unbedeckt, dagegen trägt er an den Beinen fußlose Gamaschen, die aus Wolle gestrickt sind („Burrerus"). (Dr. Bernhard Schwarz, Algerien, Küste, Atlas und Wüste, nach 50 Jahren französischer Verwaltung. Leipzig 1881. 8°. S. 350.)

Der Hauptunterschied des Berbers vom Araber, freilich ein sehr wichtiger, zumal er das Berbertum in seiner gesamten Ausdehnung und auf all seinen verschiedenen Kulturstufen charakterisiert, ist seine nahezu christliche Behandlung des Weibes. Freilich ist das Lied der meisten Reisenden, als sei die Frau bei den Arabern weiter nichts als eine Magd, ein auf oberflächlicher Anschauung beruhendes. Kommt die Zeit der Arbeit für den Mann heran, dann ist der Araber sowohl wie der Berber bei der Hand: das Feld wird von den Männern bestellt, das Einheimsen des Getreides besorgen die Männer, ebenso die Abwartung der Gärten, das Hüten der Herde, das Abschlachten des Viehes, kurz alle schwereren Arbeiten. Immerhin hat die Berberfrau eine weit hervorragendere Stellung und genießt viel größere Freiheiten als die der Araber, und dies stammt jedenfalls noch aus vormuhammedanischer Zeit. Indes haben die Berberinnen, obschon auch sie Mislemata wurden, ihren Rang beizubehalten gewußt. Bei manchen Berberstämmen ist, wie bei den Tuarik, in der Erbfolge nicht der älteste Sohn, sondern der Sohn der ältesten Tochter oder Schwester erbberechtigt. Ja, in einigen Stämmen kann sogar eine Frau herrschen. In allen wichtigen Dingen hat die Berberfrau mitzureden und mehr wie bei andern Völkern fügen sich die Männer dem Ausspruche der Frauen. Während die Araberin sich niemals mit unverhülltem Gesicht zeigen darf und, selbst im Felde oder bei der häuslichen Arbeit überrascht, sich dasselbe mit den Händen bedecken muß, gehen die Berberfrauen nicht nur unverhüllt umher, sondern können auch im geschäftlichen Verkehr mit andern Männern sprechen. Während die Araberin niemals mit ihrem Manne gleichzeitig ihre Mahlzeiten einnehmen darf, sondern ihn dabei bedienen muß, ißt die Kabylenfamilie gleichzeitig aus derselben Schüssel. Jede geschiedene oder von ihrem Manne verlassene Berberfrau erhält damit ihre persönliche Freiheit zurück und niemand verübelt ihr etwaige Liebschaften und außereheliche Liebesfreuden. Für den Araber ist die Frau weder eine Gefährtin noch eine Freundin, nicht einmal eine Maitresse. Dem Berber ist sie Freundin und Gefährtin. Mann und Frau ergänzen sich gegenseitig, und selbst auf dem Schlachtfelde ist die Frau thätig, verbindet den Verwundeten, sorgt für Munition, ergreift wohl auch selbst das Gewehr und wird dann häufig zur Furie. Im Zelte des arabischen Beduinen Tunesiens und Algeriens walten gewöhnlich zwei oder drei Frauen und zwar je mehr, desto besser für ihn. Mit seinen wachsenden Mitteln sorgt er auch für die Vergrößerung seines Harems. Nur in Marokko herrscht nach Rholfs bei den Arabern Einweiberei. Der Berber ist aber überall fast ausnahmslos monogam.

Höchst merkwürdig ist auch das Gemeinwesen der Berber. Sie bilden in Algerien und Tunesien vollkommene Republiken mit einer an die Schweiz oder die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten lebhaft erinnernden Organisation. In ihren Dörfern bestehen eigene Munizipalitäten, die aus der freien Wahl sämmtlicher Ortsbewohner hervorgehen. Der Vorsitzende kann aus eigener Machtvollkommenheit nur Geldstrafen auflegen, die indes ebenfalls schon gesetzlich normiert sind. Im übrigen ist er lediglich der Arm des Gemeinderats. Die kabylischen Dörfer nämlich, die beiläufig oft mehrere tausend Einwohner haben, zerfallen in „Kharuba", d. h. Vereinigungen von mehreren, einer Sippe gehörigen Häusern. Eine solche Kharuba nun wird in einer Art Gemeinderat durch „Dahman", d. h. stehende Repräsentanten, ständige Beamte, vertreten. Daneben entsendet sie zu demselben, je nach ihrer Kopfzahl, einen oder mehrere, durch Erfahrung und Intelligenz ausgezeichnete Mitglieder, die „Euqual", die eigentlichen Räte. Diese versammeln sich gewöhnlich des Freitags auf ihrem Marktplatze und erwählen ein- oder zweimal im Jahre einen „Amin", d. h. Obersten oder Vorsitzenden, dann einen „Ukil", Verwalter oder Kassierer, mehrere Polizeileute und Räte. Die beiden erstern bilden die eigentliche Exekutive, die übrigen stellen die beschließende Gewalt dar. Die ganze Körperschaft bildet zusammen die „Dschemma", wörtlich die Moschee. Der Ukil führt vor allem das Register, in welches die Einnahmen und Ausgaben unter Kontrolle der Gemeinde eingetragen werden. Die Dahman sind die Adjunkten des Vorsitzenden. Sie bilden die Mittelsperson zwischen ihm und der Versammlung und sind derselben für die genaue Ausführung ihrer Beschlüsse verantwortlich. Diese Versammlungen tragen zwar, entsprechend dem heißen Blute dieser Kinder des Südens und je nach der mehr oder minder aufregenden Natur des Beratungsgegenstandes, nicht selten einen stürmischen Charakter, gleichwohl aber wird stets eine wunderbare Ordnung aufrecht erhalten. Sämtliche Amine eines Stammes erwählen unter sich einen „Amin el Umena", d. h. einen Obersten der Obern, und diese bilden dann im Verein mit den religiösen Scheichen oder Marabutin eine Art Senat, der über Krieg und Frieden zwischen den einzelnen Stämmen, über wichtige innere Angelegenheiten u. s. w. entscheidet. Diese demokratischen Einrichtungen und parlamentarischen Formen sind uralt unter den Berbern; in Algerien hat Frankreich sie soweit als thunlich respektiert, nur müssen die Amine über die gefaßten Beschlüsse Bericht erstatten. Obschon es bei den Moslemin und noch weniger bei den Berbern eine Hierarchie giebt, so könnte man doch die Marabutin als solche betrachten, denn ihr Ansehen

Kabylenweib.

Digitized by Google

und ihr Einfluß auf die Menge sind sehr bedeutend. Dies scheint aber weniger auf religiöser Ehrfurcht zu beruhen, denn die Berber sind niemals eifrige Muhammedaner gewesen, wie ja auch schon der Umstand beweist, daß sie das einzige Volk des Islam sind, welches nicht den Koran als Gesetzbuch betrachtet, sondern einen eigenen Kodex, die wahrscheinlich aus vorchristlicher Zeit stammenden „Kanun" besitzen. Im Gegensatze zum fanatischen Araber ist dem Berber religiöser Fanatismus in der Regel fremd. Eine Ausnahme machen nur die Marokkaner, welche ebenso fanatisch sind wie die Araber. Alle Berber besitzen aber eine ausgesprochene Neigung zum Sektenwesen, und in der That ist Nordafrika mit religiösen Sekten hinlänglich gesegnet, welche hauptsächlich aus dem Berbertume hervorgegangen sind. So bildet denn der Islam in Tunis, Algerien und Marokko keineswegs ein einheitliches Ganzes. Wohl sind die Gläubigen auch hier, wie anderwärts, durch das gleiche Bekenntnis und durch gleiche historische Schicksale lose aneinandergekettet; von einer Gemeinsamkeit der Interessen und religiösen Beziehungen kann aber hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil die ethnische Verschiedenheit der dortigen Moslemin eine solche Gemeinsamkeit nicht gestattet oder doch wesentlich erschwert. Die eingewanderten Araber und das berberische Urvolk haben nicht einmal im Kampfe gegen die Ungläubigen gemeinsame Sache gemacht, dem Aufgebot Abd-el-Kaders z. B. folgten immer nur die arabischen Stämme, während sich die berberischen Kabylen von ihren Glaubensgenossen abschlossen und auf eigene Faust handelten. Es scheint nur ein Gleichheitspunkt zwischen Berber und Araber zu bestehen, und das ist der Haß, den sie gegeneinander haben, und der Abscheu, den sie beide gegen Christen und Juden empfinden.

Die Zahl der in Nordafrika hausenden Berberstämme ist nahezu Legion. Unter den in Algerien ansässigen nennen wir als die hauptsächlichsten: in der Provinz Algier und zwar im Tell: die Zuaua, die Flissa, die Geschtula, die Nesliua, die Beni Aïdel (in der Gegend von Aumale), die Musaïa und die Sumata (nördlich und südlich von Medea), die Stämme in den Bergen von Scherschel und Tenes, die Stämme des Uaransenisgebirges, und vor allem die Beni-Raten, welche die Bergwelt zwischen Ued Isser und Ued Sahel, das sogenannte Großkabylien bewohnen; in der Sahara: die Uargla, die Tuarik und besonders die Beni Mzab. In der Provinz Konstantine und zwar im Tell (zwischen Sahel und Seybuse, dem Landstrich, der Kleinkabylien heißt): die Beni Mehenna, die Beni Tifut, die Ferdschiua, die Zerdesa, die Zuarra, die Stämme bei Dschidschelli, die Stämme von Babor und Gergur, die Beni Abbes im Sahelthale, die Mzaïa, die Tudscha und die Fenaïa, die Aït Amehr bei Bougie und die Schauia im Auresgebirge; in der Sahara: die Siban und die Ruarha. In der Provinz Oran: die Stämme des Dahragebirgs, die Beni Urarh, die Flita, die Ulhasa, die Trara, die Msirda und die Beni Snus. Die numerisch stärksten, sowie auch hinsichtlich ihrer sonstigen Bedeutung wichtigsten aber sind, wie schon angedeutet, für das Tell die Bewohner Großkabyliens (Dschurdschuragebirg) und für die Wüste die Beni Mzab. Sie sind der echte Typus nicht nur des algerischen, sondern überhaupt des nordwestafrikanischen Berbertums.

Was zunächst die Kabylen in Algerien angeht, so krönen ihre Dörfer, der leichteren Verteidigung wegen, in der Regel die Höhen steiler Hügel. Im Gegensatz zu den zerstreuten Nomadenzelten der Araber sind die meist aus Stein oder doch Lehm erbauten und mit roten Ziegeln gedeckten Häuschen eng aneinander gerückt, so daß sie nur schmale, bergige Gäßchen bilden. Die Gebäude selbst stehen meist innerhalb eines Hofes, der von der Außenwelt durch eine mit einer Thür versehene Mauer abgeschieden ist. Auf einem solchen Hofraume finden sich nicht selten mehrere Häuser, in der Regel von Verwandten, oft aber auch nur von Bekannten bewohnt. Vor jedem Hause lagert der Düngerhaufen

Digitized by Google

von dem mit im Hause befindlichen Vieh. Die Gebäude haben meist nur eine Thür und ganz kleine Fensteröffnungen, durch die man wohl von innen heraus, aber nicht von außen hinein schauen kann. Im Innern der Wohnungen sieht es meist sehr einfach aus. In der Regel sind außer dem Raum für das Vieh nur noch zwei Gelasse vorhanden; in dem einen schlafen die Männer, in dem andern, das sich nicht selten unter dem Dache befindet, die Weiber und Kinder. Das Hausgerät und zugleich den einzigen Schmuck bilden Töpfe und Krüge aller Art von meist recht zierlichen Formen, zwei Steinbänke von etwa 60 cm Höhe, einige Matten und Decken, eine primitive Handmühle, die im wesentlichen aus zwei übereinander lagernden Steinen besteht, und vor allem die für Aufbewahrung des Oels bestimmten Bottiche: kolossale, urnenartige Gefäße, aus einer Mischung von Lehm und Mist und von den Frauen an Ort und Stelle über einer Art Holzgerüst angefertigt, um dann niemals ihren Platz zu wechseln. Sie stehen auf einer der erwähnten Steinbänke wie auf einem Büffett, und wenn man sich auf einer der ersteren niedersetzt, dienen sie zugleich als Rückenlehne. Sie haben eine viereckige, meist nach unten verjüngte Gestalt und sind nicht selten mit zierlichen Arabesken bedeckt. An der Vorderseite befinden sich ein oder mehrere Löcher, durch Holz- oder Lehmpfropfen geschlossen. Die Füllung des Gefäßes geschieht durch eine oben befindliche, verschließbare Oeffnung. Nach Größe und Anzahl dieser Bottiche („Aschufi") läßt sich die Wohlhabenheit der Familie beurteilen. Eine Feuerstätte existiert nicht, da meist im Hofe gekocht wird. Das Vieh befindet sich in einem etwas tieferen Loche der Stube, zu welchem einige Stufen oder auch nur ein Absatz hinabführt. Je nach dem Handwerk, das der Hausvater etwa treibt, enthält das Gemach noch einen Ambos, einen Webstuhl oder dergl. In jedem Dorfe treffen wir auch zwei öffentliche Gebäude, nämlich zuerst die Moschee, einen einfachen Bau, der im Erdgeschoß die Wohnung des Imam, in der ersten Etage aber den für die Gottesdienste bestimmten Raum enthält. Das Ganze krönt ein viereckiges Minaret. Das andere öffentliche Gebäude ist das Rathaus, das charakteristische Merkmal der Kabylendörfer. Dasselbe enthält nur einen großen Raum, den Sitzungssaal, in welchem nichts als Steinbänke und Steintische sich befinden.

Die Einwohner des Mzab, die Mzabiten oder auch die Beni-Mzab genannt, sind ein Berberstamm von 50 bis 60,000 Seelen, die sich bis jetzt vor jeder Vermengung mit fremden Volkselementen zu bewahren gewußt haben. Wie alle Berber, so haben auch die Beni-Mzab den Islam angenommen, gehören aber keinem der vier großen Riten an, in welche sich die Muselmanen einteilen; sie sind in jener großen Anzahl Ketzer inbegriffen, welche die wahrhaft Gläubigen mit dem Namen bezeichnen. Der Glaube der Mzabiten ruht auf dem „Kamsia" (fünfte) Buchstaben des Korans; sie erkennen keinen Kommentar an und lassen den religiösen Adel der Marabutin in keiner Weise zu: sie glauben nicht, daß die Tugend durch die Verbindung mit einem Namen gegeben werden kann. In der Ausübung ihrer Religion haben sie mehrere Gebräuche beibehalten, die von dem Christen- oder Judentume herzustammen scheinen. Sie machen z. B. die Ablutionen, das Waschen der Finger der Priester nach der Kommunion; sie haben in ihren Moscheen kleine Kabinen, in denen sich Wannen zum Baden befinden, wie es die Israeliten thaten. Zu gewissen Zeiten des Jahres vereinigen sie sich, um auf den Friedhöfen zu beten, wonach sie in einem eigens dazu bestimmten Hause ein Mahl einnehmen. Dies war ein Gebrauch der Christen in Afrika, gegen welchen im vierten Jahrhundert St. Augustin als Bischof von Hippone predigte. Wenn ein Mann irgend einen ernsten Fehler begangen hat, so sprechen die Mzabiten gegen ihn die Strafe der Verbannung aus, eine wahrhafte Exkommunikation. Ein Verbannter gilt als ein vollkommen Fremder; seine Güter werden zum Besten der Moschee konfisziert oder an seine Erben verteilt. Der Verbannte wird als tot betrachtet; er wird ein unreines Ding; er kann in keiner Stadt des Mzab mehr eintreten; keiner seiner Mitbürger kann mit ihm unter einem Dache wohnen, ohne Gefahr zu laufen, strenge bestraft zu werden. Einem Verbannten irgend eine Nahrung zu geben, einen Trunk Wasser zu reichen, wird als großer Fehler angesehen, ebenso gilt es als ein Fehler und ist man zur Bezahlung einer Buße verpflichtet, wenn man, selbst nur aus Versehen, mit seinem Burnus das Kleid des Verbannten streift. Jeder Fehler, der größte wie der kleinste, kann von dem Mzabiten auf sehr sonderbare Weise gesühnt werden. Ein Beni-Mzab, dessen Gewissen nicht ganz rein ist, begiebt sich Freitags zur Gebetstunde in die Moschee. Dort fragt ihn der Priester um sein Begehren und der Sünder erklärt vor der ganzen Versammlung, daß er schuldig sei und zählt seine Sünden auf, zugleich um Vergebung bittend. Er erhält dann einen Verweis und das Versprechen der Vergebung, wenn er sich der vorgeschriebenen Buße unterzieht, die darin besteht, daß der

Digitized by Google

Sünder während einer mehr oder weniger langen Zeit des Umganges mit seinen Glaubensgenossen beraubt ist, trotzdem er unter ihnen wohnt.

Die Autorität der Priester, die den bescheidenen Titel „Tolba" (Studenten, in der Einzahl „Taleb") führen, ist im Mzab sehr bedeutend und über den ganzen Bund ausgedehnt, während die weltliche Macht auf die Verwaltung je einer Stadt beschränkt ist. Die Moschee, „Dschemma", hat eine vollständige Herrschaft über den ganzen Bund. Dieser Klerus erinnert an die Organisation der römisch-katholischen Priesterschaft; an seiner Spitze steht ein einziges Oberhaupt, „Scheich-el-Baba", der ehrwürdige Vater; er wird aus den Oberhäuptern der Tolba jeder Stadt ernannt, die ihn aus ihrem eigenen Kreise erwählen, und auf Lebzeit mit diesem hohen Amt betraut. Die ganze richterliche Macht ist in den Händen der Tolba; sie richten, ohne Zulaß einer Berufung, nach den Gesetzen des Mzab. Einige dieser Gesetze müssen hier angeführt werden: Es ist den Beni-Mzab untersagt, eine fremde Frau zu heiraten. Die Uebertretung dieses Gesetzes wird mit immerwährender Verbannung bestraft. Die Frauen oder Mädchen können unter gar keinem Vorwande das Mzab verlassen; auch darauf ist die Strafe der Verbannung gesetzt. Ein Mzabite darf erst dann eine Reise unternehmen, wenn er verheiratet ist; besitzt er in der Ehe noch keine Kinder, so muß er vor seiner Abreise schwören, daß er seine Frau schwanger hinterlasse. Von der Strenge der Anwendung dieses letzteren Gesetzes ist man in der jüngsten Zeit etwas abgegangen. Die Strafen, welche nach dem Gesetze die Tolba auferlegen können, sind für schwere Verbrechen die zeitliche oder lebenslängliche Verbannung; für geringere Vergehen die Bastonnade. Todes- oder Gefängnißstrafe ist gänzlich unbekannt. Geldbußen werden durch die „Dschemâa", weltliche Macht, auferlegt für die Verletzung von Munizipalverordnungen. Die Moscheen besitzen große Güter und jeder Bürger ist verpflichtet, nach seinem Vermögen an dieselben einen Tribut zu entrichten. Die Moscheenverwaltungen führen ordentliche Zivilstandsregister, in welchen die Geburten, Todesfälle und Trauungen eingetragen werden. Aber nicht bloß die Zivilstandsregister werden von den Tolba geführt, sie schreiben auch die Chroniken, in denen die Vorfälle verzeichnet sind, die sich im Mzab ereignen oder die sie interessieren. Man bewahrt auch die geschriebenen Verhandlungsberichte über die großen Versammlungen, welche der Scheich-el-Baba in unbestimmten Zwischenräumen einberuft, und in welchen alle religiösen und den Bund interessierenden Angelegenheiten entschieden werden. Auf diesen Versammlungen erscheint der ganze Priesterstand und auch die Djemâa ist vertreten. Jede Stadt des Mzab verwaltet sich besonders mittels einer Djemâa (Notablenversammlung), deren Glieder aus den Häuptern der alten Familien des Mzab erwählt werden. Jede Djemâa erwählt drei „Mokadem" (Wächter), welche sich speziell mit der Gemeindeverwaltung beschäftigen; sie müssen die Wege und Straßen in Ordnung erhalten, das Marktwesen beaufsichtigen und Verbrechen zu verhindern suchen; sie haben die Djemâa zu berufen und ihr über wichtige Dinge zu berichten und die Beschlüsse derselben auszuführen.

Einsam wie die Mzabiten in Mitte der Sahara stehen, mußten sie sich zu schützen suchen gegen die Angriffe und Räubereien der Tuarik und anderer Wüstenbewohner, welche lüstern sind nach den Reichtümern der auf ziemlich hoher Kultur stehenden Bewohner des Mzab. Es ist aus diesem Grunde eine gute Militärorganisation geschaffen worden, welche genügte, um die umwohnenden feindlichen Stämme von Angriffen abzuschrecken. In jeder Moschee befindet sich eine Stelle, worauf alle Namen der für den Waffendienst tauglichen Männer verzeichnet sind. Es ist auf dieser Tafel oder Rolle auch verzeichnet, ob die betreffende Person im Mzab anwesend oder auf Reisen ist, ob sie ein Pferd oder Maultier besitzt. Jeder Mzabite ist verpflichtet, eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und eine gewisse Menge Pulver und Kugeln zu besitzen. Jede Stadt des Mzab ist von einer sorgfältig gebauten Mauer umgeben, in deren Türmen beständig mehrere bewaffnete Einwohner Wache halten. Trotz dieser Organisation haben die Beni-Mzab oftmals die Nomadenstämme in Sold genommen und manchmal zu dem Zwecke, um eine Partei in den inneren Kämpfen zu unterstützen, die den Bund so oft schon zerrissen und geteilt haben.

Körperlich unterscheiden sich die Beni-Mzab von den anderen Berbern dadurch, daß sie nur wenig blondhaarige Stammesgenossen haben, und von den arabischen Völkern durch ihre sehr entwickelten Hände und Füße und kleine, stämmige Gestalt. Man glaubt die Ursache der kurzen Gestalt der Mzabiten in der schweren Arbeit zu finden, welcher sie als Knaben schon unterworfen werden, indem sie täglich viele Stunden das Wasser zur Bewässerung der Felder schöpfen müssen. Trotz der frühen Arbeitsausnützung der Knaben wird deren geistige Erziehung nicht vernachlässigt; sie verbringen jeden Tag

Digitized by Google

mehrere Stunden in den von den Tolba gehaltenen Schulen, die neben den Moscheen gelegen sind. Hier lehrt man sie neben der Religion und den Landesgesetzen auch lesen, schreiben und rechnen; die arabische Sprache dient zum Unterricht, die berberische Sprache wird nicht dazu angewendet, obwohl sie die allgemeine Umgangssprache ist. Mehrere Mzabiten lassen ihren Kindern auch die Anfangsgründe der französischen Sprache lehren, welche die jüngere Generation fast allgemein versteht und spricht, mehrere der jungen Männer auch schon schreiben. Die Erziehung der Beni-Mzab ist eine rauhe. Frühzeitig müssen die Knaben aufstehen, mehrere Stunden für die Gärten Wasser schöpfen, dann in die Schule gehen und in den freien Stunden in den Gewerben sich verwenden lassen. selten sieht man spielende Knaben. Die Mzabiten leben, wie alle Berber, in Monogamie, halten aber ihre Frauen streng eingeschlossen, und fleißig am Webstuhle sitzend. Die Heirat ist ein sehr ernster Akt. Der Mzabite kauft nicht seine Frau, im Gegenteil, sie bringt ihm eine Mitgift zu. Obwohl die verheiratete Frau ihr Haus nicht verläßt, so hat sie doch einen großen Einfluß auf ihre Familie und läßt sich vor Verwandten und Freunden sehen, die das Haus ihres Mannes besuchen. Ehescheidung existiert wohl, wird aber sehr selten angewendet; die Tolba gestatten sie nur bei sehr ernsten Beweggründen. Die tausend und aber tausend Kommissionen, welche unsere Frauen zur Besorgung des Haushaltes nötig haben, werden von den jungen Mädchen besorgt; sie sind es, welche den Städten des Mzab Leben und Heiterkeit geben; sie sind anmutig und beinahe alle hübsch, haben große Augen, regelmäßige Züge und sind beinahe ebenso wie die Mädchen der anderen Wüstenbewohner gekleidet; ein rotes oder blaues Wollkleid, das mit Metallagraffen befestigt und um die Taille mit einem Gürtel festgehalten ist. Das Haupt bleibt ohne Bedeckung und die Haare werden in bizarrer Weise geordnet; hinten am Kopfe bilden sie eine Art Krone und zu beiden Seiten der Schläfe eine Art Muschel. Diese Frisur giebt ihnen ein befremdendes Aussehen, welches noch gesteigert wird durch den Gebrauch, die Nasenspitze mit Teer zu bestreichen, um vor dem bösen Blick zu bewahren.

Alle männlichen erwachsenen Einwohner des Mzab beschäftigen sich mit Handel, sie haben sowohl im Mzab wie im algerischen und tunesischen Tell ihre Kontore oder Niederlassungen, aus denen sie alle möglichen Waren in Handel bringen und auch Wechselgeschäfte betreiben. Durch die Karawanen der Schaanba und der Bewohner von Tuat stehen sie mit den südlichen, östlichen und westlichen Oasen der Sahara in Verbindung, und namentlich mit Tuat und Tidikelt ist der Verkehr sehr lebhaft; sie beziehen von dort Henna, Salpeter, Federn, Neger und Negerinnen (Sklaven). Die Industrie der Beni-Mzab ist sehr entwickelt; sie betreiben die Pulverfabrikation im großen und haben bei fünftausend Webstühle, auf denen die Frauen Stoffe von ordinärem aber festem, sehr geschätztem Gewebe erzeugen; die Burnus, die Haik, die Teppiche des Mzab sind in Nordafrika und der ganzen Sahara verbreitet, und der niedrige Preis, der durch einen geringen Arbeitslohn bedingt ist, sichert diesen Erzeugnissen einen raschen Absatz. Infolge dieser Fabrikation erhält sich der Preis der Schafwolle im Mzab beständig auf einer sehr hohen Stufe. Das geschäftliche Debüt eines Beni-Mzab, wenn er nicht von einem Verwandten, einem Freunde oder einem ehemaligen Arbeitsmeister, Patron, kommandiert wird, besteht darin, im Tell seine eigenen wollenen Gewebe zu verkaufen. Wenn ein Mzabite in Algier, Tunis, Konstantine oder irgend einer Stadt des Tell angekommen ist, so verwendet er den Erlös seiner Gewebelast dazu, um eine Fleischerei oder einen Kramladen zu errichten, und betreibt auch gerne die Müllerei. Auf diese Weise beschäftigt verbringt er mehrere Jahre im Tell und kehrt dann nach dem Mzab zurück, sendet aber einen anderen Mzabiten, seinen Geschäftsfreund, der während seiner Abwesenheit seine Palmbäume und sein Haus besorgte, um im Tell die Geschäfte weiterzuführen. Auf diese Weise entstehen die Mzabiten-Kompanien, die zu einer großen Handelsblüte des Mzab führen. Der in die Heimat Zurückkehrende eröffnet dort einen Kramladen, der die Waren von seinem Genossen im Tell erhält. Es bilden sich auf diese Weise Handelshäuser, welche zahlreiche Filialen besitzen und in ganz Nordafrika angesehen dastehen. Unter den Beni-Mzab giebt es Millionäre, die vielfach als kleine Krämer angefangen haben. Die Emsigkeit der Mzabiten und die Ausnützung des Verkehrs zwischen der Sahara, dem Sudan und dem Tell hat im Mzab einen Reichtum aufgehäuft, wie man ihn kaum in anderen Oasen der Sahara finden wird.

Es ist eine kaum nach Gebühr gewürdigte Thatsache, daß selbst die echten, wirklichen Wüstenstreifen und Flecken, die traurigen „Hammada“ und die „Serir-

Digitized by Google

flächen", nicht unbesucht bleiben, wenngleich nur als Durchzugsgebiet für die Karawanen, welche den Handel in der Sahara vermitteln. Denn Handel und Wandel herrscht auch hier und zwar in verschiedener Form. Da ist vor allem der Handel, den einzelne nomadische Stämme treiben, um ihre Hauptbedürfnisse zu befriedigen; dann aber besteht in der Sahara ein ebenso umfassendes als regelmäßiges Handelssystem, das einen steten Verkehr zwischen den zivilisierten Staaten Europas und den Negerländern im Süden unterhält.

Es ist wohl eine der eigentümlichsten Erscheinungen im Handelsverkehr der Wüste, daß ein einziger Artikel, das Salz, der wichtigste Motor der im ganzen großartigen Handelsbewegung ist, und wunderbar genug, daß gerade in den nacktesten und unfruchtbarsten Teilen der Wüste die schöpferische Natur unerschöpfliche Salzlager ausgebreitet hat, während sie den herrlichen tropischen Gauen des fruchtbaren Innern Afrikas dieses dem Menschen zum notwendigen Bedürfnis gewordene Mineral gänzlich versagte, so daß einzelne Negerstämme in Gebieten, wohin der Salzhandel seine Wege noch nicht sich zu bahnen vermochte, durch Auslaugung gewisser Pflanzen sich ein Salzsurrogat erzeugen, um die Nahrung einigermaßen zu würzen. So tief eingegraben in den Gesetzen der Natur, schreibt der unvergeßliche Heinrich Barth, liegt das Prinzip des Völkerverkehrs, des Austausches der Bedürfnisse, daß der Bewohner der ungastlichen Wüste zu den Salzlagern aus weiter Ferne zieht, Hunderte und Tausende von Kamelen und Lasttieren beladet und in monatelangen, beschwerlichen und gefährlichen Märschen in andere fruchtbare Gebiete zieht, deren Bewohner ihm gern sein Salz mit ihrem Korn und den Produkten ihrer Industrie abkaufen. Ungewöhnliches Leben herrscht in allen Thälern der Gebirgslandschaft Air oder Asben in der Sahara, wenn die großen Salzkarawanen (Azri) nach der östlich gelegenen Oase Bilma ziehen oder mit der teuren Fracht beladen zurückkehren; dann widerhallen die Thäler von dem betäubenden Lärm allgemeiner festlicher Heiterkeit, von Spiel und Tanz. Die vielen lebhaften und munteren Szenen, welche sich bei dieser Gelegenheit über eine weite, malerische, von wild aus Blöcken aufgetürmten Felsmassen unterbrochene Landschaft abspielen und des Abends von großen Feuern beleuchtet werden, geben ein heiteres Bild eines regen Volkslebens ab, über welches der Reisende leicht die schwachen Seiten, welche das Wüstenleben hat, vergessen kann. Eine ganze Nation ist dabei in Bewegung, ihrem großartigen Beruf nachzugehen, die Bedürfnisse anderer Stämme zu befriedigen und dagegen dasjenige einzutauschen, dessen sie selbst bedarf. Das Bild des Aufbruchs einer solchen 2—3000 Lastkamele zählenden Karawane ist großartig und von eigentümlichem Reiz: die Männer zu Fuß oder zu Kamel, die Frauen auf Rindern oder Eseln, mit allem Hausbedarf, ja selbst den leichten Wohnungen, Matten und Stangen, Töpfen und Mörsern, Schüsseln und Trinkschalen — alles im bunten Gewirr umherhängend, ordnen sich in kriegerischer Ordnung zu einem großen Zuge unter der Führung der erfahrensten und zuverlässigsten Diener und Anhänger der einzelnen Häuptlinge.

Die Salzminen sind eine Quelle des Reichtums für die Stämme, die sich in deren Besitz befinden, und kommen an verschiedenen Stellen der Sahara vor. Die östlichsten sind wohl jene der großen Sebcha, ein ausgedehnter Landstrich in der Landschaft Adrar, sechs Tagereisen von der Hauptstadt Schinghit und acht von Wadan entfernt. Das Salz kommt dort in Schichten vor und geht bis 1½ m in die Tiefe. Lager von grauem, bisweilen rotem Thon wechseln mit dem Salz, dessen dickste Schichten höchstens 8 cm messen. An der Oberfläche ist das Salz von schlechter Beschaffenheit, aber nach der Tiefe zu wird es allmählich sehr gut, und in den letzten Schichten findet man gelbe, krystallisierte Massen. Werkzeuge, die in Wadan verfertigt werden, dienen zur Bearbeitung der Salzlager, die keine Schwierigkeiten bieten kann, da ein Arbeiter als Lohn nur eine Platte von je sieben erhält. Dieses Steinsalz wird nämlich in Platten von je 1 m Länge und 25 cm Breite geschnitten und ist zugleich die Münzeinheit des Landes, bei jedem Geschäft dient es zur Basis. In gewöhnlichen Jahren gelten vier Platten ein Quentchen Gold, oft auch drei Platten; zu Tischit gilt gar eine Platte 1—2½ Quentchen. Auch die Landschaft El Dschuf, d. h. der „Leib der Wüste", in der westlichen Sahara zeigt starke Salzauswitterungen, welche unterirdische Salzlager vermuten lassen, während im benachbarten Taudeni große Salzminen schon seit 1596 bearbeitet werden, wozu die maurischen Stämme Negersklaven verwenden. Die Salzlager von Taudeni finden sich 1½ m unter der Oberfläche des Sandbodens in mächtigen Schichten, aus welchen es in

Digitized by Google

großen Blöcken herausgebrochen wird. Man sägt sie auch hier in dünne Platten, in welcher Form das Salz verpackt und befördert wird. Seinen Salzminen verdankt Taudeni seine Wichtigkeit als Handelsplatz, welche freilich dadurch begünstigt wird, daß hier sich die Karawanenstraßen von Tafilet, Mogador, Wadi Draa und Tuat im Süden von Marokko und Algerien mit denen von Tripolis und Rhadames vereinigen. Taudeni ist nun das eigentliche Depot oder, besser gesagt, die Verfrachtungsstelle des Salzes, welches nach Timbuktu und Dschenne, sowie weiter nach dem westlichen Sudan exportiert wird. Auf dem Markt der berühmten Stadt Timbuktu ist Salz einer der hauptsächlichsten Handelsartikel und bildet zugleich mit Gold seit den ältesten Zeiten längs des ganzen Nigerlaufes den Hauptgegenstand des Austausches. Der Preis einer Platte schwankt hier zwischen 3—6000 Kaurimuscheln, er steigt gegen das Frühjahr, wo infolge der zahllosen Blutfliegen, welche die Stadt sowohl wie die Umgebung des Nigerstroms heimsuchen, die Salzkarawanen selten werden. Natürlich kann es auch nicht fehlen, daß, wenn die große Handelsstadt von Norden her infolge von Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen für eine längere Periode verschlossen ist, der Preis eine außerordentliche Höhe erreicht. Der Salzhandel im großen Maßstabe wird in Timbuktu mittels der „Turkedi" betrieben, d. i. das in Kano verfertigte Baumwollenzeug für Frauenkleidung. Zu den allerberühmtesten Salzregionen der Sahara gehören endlich die Minen von Bilma, der südlichsten Provinz der großen Oase Kauar, deren Hauptort Garu, die Residenz des Sultans, wegen der in der Nähe befindlichen Salzlager der Sammelplatz der größten Karawanen ist, welche die Sahara in der Richtung von Tripolis und Murzuk nach dem Tschadsee durchziehen. Diese Salzlager bestehen aus weiten, von 7—10 m hohem Salz- und Erdschutt eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser fließt. Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die außerordentlich starke Verdunstung, binnen wenigen Tagen eine 10—12 cm dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die durchgestoßen und abgefischt wird. Das Salz überzieht hier das Wasser wie eine Eisdecke, und vermöge der schnellen Kryſtallisation erzeugen diese sonst nicht besonders umfangreichen Gruben solche Quantitäten Salz, daß sie einen großen Teil Zentralafrikas, den ganzen mittleren Sudan damit versorgen.

Neben diesem ausgedehnten, auf das Salz gegründeten einheimischen Handel interessiert uns natürlich noch in viel höherem Grade das sehr komplizierte System, womit die europäischen Waren nach dem Sudan gelangen. Diese gehen nämlich nicht, wie man sich oft einbildet, direkt durch Karawanen, die in Marokko, Algier, Tunis oder Tripolis sich bilden, ins Innere. Nehmen wir z. B. einen Warenballen, der zu Tunis gepackt wird: zuerst kommt er durch einen tunesischen Kaufmann nach Gabes, der südlichsten Oase der Regentschaft an der Kleinen Syrte; hier wird er von den Kaufleuten aus der Wüstenstadt Rhadames gekauft, die ihn nach ihrer Stadt bringen, wo sein Inhalt in neue Hände übergeht und mit Erzeugnissen aus Algier, Tripolis und Aegypten vermischt wird. Diese solchergestalt gemischten Waren gehen mit der großen jährlichen Karawane nach dem Markt von Rhat, wo sie gegen die Produkte des Südens ausgetauscht werden. Von hier an stehen sie unter der Aufsicht der Tuarik und gelangen in das Land der Neger; aber was weiter aus ihnen wird, wissen wir nicht. Das ist die östliche Handelsstraße. Im Westen ist der Verkehr ähnlicher Art: Die Waren kommen aus den Städten Marokkos und Algeriens durch die Bewohner dieser beiden Länder in die Oasen im Norden der Sahara, wie Tafilet, Metlili u. s. w. Von hier gelangen sie auf den Zentralmarkt El Goleah, welcher jetzt unter französischer Oberhoheit steht, durch Vermittelung des heiligen Stammes der Schürfa oder des Kriegerstammes der Schaanba-Araber; dann werden sie in den Oasen von Tuat, besonders in Insalah, durch dieselben Stämme, zu denen noch die Ommady kommen, verbreitet. Um sie aber von Tuat nach Timbuktu zu bringen, bedarf es wieder der allmächtigen Tuarik. Eine noch westlichere Straße nach Timbuktu ist jene, welche von Tendaf ausgeht, wo sich gleichfalls alljährlich die große Karawane „Akbar" sammelt, welche 3—400 gut bewaffnete Leute und 1000—1200 Kamele zählt. Sie bringt Baumwollenzeuge, Zucker und Thee nach Timbuktu und holt von dort im Werte von dreiviertel Millionen Frcs. Straußfedern, Goldstaub, Elefantenzähne, Negersklaven u. a. m.

Nur wenige Kaufleute wagen es, ihren Waren auf diesen mannigfachen Wanderungen zu folgen. Meist sind es Leute aus Rhadames, welche die Oststraße unter dem Schutze der Tuarik durchziehen, oder die Schaanba, welche sich mit den Waffen in der Hand einen Weg im Westen zu bahnen wissen. Ganz besonders thätig sind die Bewohner von Rhadames. Obwohl eins der Haupthandelszentren der nördlichen Sahara, besitzt

Digitized by Google

Rhadames doch nicht mehr als eine einheimische Bevölkerung von 7000 Köpfen, zu welcher zur Zeit der Ankunft der großen Karawanen noch eine flottante Bevölkerung von 1000 Seelen kommen mag. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung liegt eben im Handel, welchen seine Bewohner treiben, und der nördlich bis Tunis und Tripolis, südlich bis Kuka in Bornu, Kano und Sokoto in den Fellatastaaten und Timbuktu, westlich aber bis Insalah reicht. Die Rhadamser sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen dem Mittelmeere und Zentralafrika. Es ist keine Seltenheit, in Rhadames Handelshäuser anzutreffen, welche Sukkursalen in den großen Märkten des Sudan haben, ebenso wie in Tripolis. In ihrer Eigenschaft als Handelsleute sind die Rhadamser gleich den Tuarik viel auf Reisen und ihre Beziehungen zu diesen Herren der Wüste und Karawanenstraßen durch gemeinsame Interessen gefestigt, denn ohne das Geleit der Tuarik oder ihre Freundschaft wäre der Handel der Stadt lahm gelegt.

Wandern wir noch einen Schritt nach Süden, nach Rhat, so spiegelt sich in dem bunten Gemisch seiner Bevölkerung auch die Bedeutung des Platzes als Markt der zentralen Sahara ab, indem ein und dasselbe Handelsinteresse alle Nationen und Stämme der großen Wüste hier zu einem Rendezvous versammelte; wir finden hier nicht nur alle Hautfarben vertreten, sondern auch alle Kostüme, Sudanneger als Sklaven, Araber, Berber. Kaufleute aus Tuat, Timbuktu, aus Agades und Tibesti versammeln sich auf der Ebene von Rhat, wo die großen Karawanenmärkte abgehalten werden. Jede Stadt von einiger Bedeutung in der Wüste hat ihren periodischen Markt. In Rhat ist die Zahl der Kaufleute aus verschiedenen Ländern oft über 500. Man verkauft Straußenfedern, Häute, Gerätschaften, die im Sudan verfertigt und in der Sahara gewöhnlich gebraucht werden, sowie die blauen Baumwollenzeuge, in welche die Hälfte der Wüstenbewohner sich kleidet. Aus Europa sind Arm- und Halsbänder, Seiden- und Baumwollenzeuge von glänzenden Farben da, Alles aber in schlechter Qualität. Die Karawanen aus Fezzan bringen die nötigen Lebensmittel, Gold ist aber nur wenig und in Form roh gearbeiteten Frauenschmuckes vorhanden. Gewöhnlich verwahrt der Kaufmann diese kleinen Gegenstände, in Lumpen eingewickelt, in seinem Busen oder in den Falten seines Turbans.

In Tuat sind — dies hat sich neuerlich herausgestellt — Handel und Wandel im ganzen nicht so umfangreich, als man gewohnt war, ihn anzunehmen. Die drei wichtigsten Marktplätze für den Lokalverkehr sind Timmimun und Gurara, Adhrar und Tamentit; für den Tauschhandel und als Sammelpunkt für die nach Timbuktu bestimmten Karawanen ist hauptsächlich Insalah von Bedeutung. Für die Tuarik ist Insalah dasselbe, was Rhat und Rhadames, ein Markt, auf dem sie, ohne ihrem Beutel wehe zu thun, sich mit den Vorräten versehen können, die ihnen ihr armes Land versagt. Ohne die Geschenke, Lebensmittel und Kleidungsstücke, welche die Ahaggar-Tuarik von den Handelsherren Insalahs erhalten, wären sie sehr oft in bittere Not versetzt, andererseits würde ohne die Protektion der Ahaggar, welche die Karawanen der Handelsleute von Insalah nach Timbuktu und Rhadames geleiten, jeder Handel, der den Reichtum der Stadt ausmacht, unmöglich sein. Auch Abuam, der Hauptort der Oase Tafilet, ist ein Zentralhandelspunkt für die Wüste. Nicht nur die Waren Algeriens und Marokkos oder die Produkte Tuats und des Wadi Draa, sondern auch die des Sudan kommen hier zusammen. Ein bunteres und belebteres Bild, als der große Markt, der dreimal wöchentlich in Abuam abgehalten wird, läßt sich kaum denken. Da das Bauholz selten ist, so sind sämtliche Buden wie auch die Häuser der Dörfer aus Thon in der Form eines Maulwurfshaufens aufgeführt, und gleichwie in den marokkanischen Städten bilden diese Buden Straßen und jede Straße hat ihren besonderen Verkaufszweig. Links beim Eingang hat man die Krämergasse, rechts davon mündet die lange Straße der Tuch-, Seidenwaren- und Kattunhändler, fast ausschließlich aus Kaufleuten aus Fez bestehend. An die Straße der Krämer schließt sich die der Oel-, Butter- und Seifenverkäufer, dann kommen die Buden der „Kista"-Verkäufer, unseren Restaurants ähnlich. Weiterhin treffen wir die Waffenhändler-, Trödler-, Wollenhändler-, Schreiner-, Schusterstraßen u. s. w., kurz jedes Handwerk, jede Ware hat eine eigene Straße. Dann giebt es außerdem mehrere große Plätze, wo im Freien verkauft wird, den Gemüse- und Obstplatz, den Dattelplatz, den Salzplatz, den Matten- und Teppichplatz und den Viehmarkt. Der Dattelhandel ist sehr bedeutend, denn die Tafileter Datteln sind als die vorzüglichsten in der ganzen westlichen Wüste bekannt. Andere bedeutende Handelsartikel sind Felle, die hier gegerbt und nach Fez und Tlemsen versendet werden, dann Straußenfedern und Sklaven, die vom Sudan über Tuat hierher gebracht werden; von europäischen Produkten findet man ziemlich alles in Abuam.

Digitized by Google

Eigentümlicherweise werden sie alle nach französischem Gewicht, das „Ratal" gleich 500 g, verkauft, auch ist das Fünffrankstück die herrschende Münze.

Von diesen Märkten unterscheidet sich Timbuktu, mit welchem wir unsere Umschau beschließen wollen, als Markt- und Handelsstadt hauptsächlich dadurch, daß es kein produzierender Platz ist; fast das ganze Leben der so berühmten, jetzt aber stark herabgekommenen Stadt ist auf fremden Handel basiert, der infolge der großen nördlichen Biegung des Nigerstromes hier den günstigsten Punkt zum Verkehr findet. Dieser auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen: erstens den Handelsweg am Strom entlang von Südwesten her, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko und jene von Rhadames. In diesem ganzen Handel bildet nebst dem schon erwähnten Salz Gold den Hauptartikel, obwohl der Betrag nach europäischen Begriffen gering ist und nur die Höhe von 8—900,000 Frank erreicht. Der größte Teil des Goldes wird in Ringen gebracht und nach „Mithkal" gewogen, welcher einem Wert von 3—4000 Kaurimuscheln (5 Frank) entspricht. Auch die Kolanuß, im Lande der Schwarzen einer der größten Luxusartikel, welcher den Mangel des Kaffees verschmerzen läßt, bildet einen höchst wichtigen Handelsgegenstand. Ein Besuch des Marktes in Timbuktu bietet ein fesselndes, reich bewegtes Bild, das um so mehr Interesse erregt, als wir hier nicht nur die Typen der Sahara, sondern auch eine erkleckliche Anzahl des Sudans vereinigt finden. Es ist ein buntes Gewühl aller möglichen Hautfarben und Trachten. Kaufleute aus Rhadames, Insalah und Tafilet, Handelsleute aus Kano, Katsena und Sokoto des östlichen Sudan, aus Sansanfig und Segu des westlichen Sudan, Berber aus Mogador, Mauren aus Arauan, Walata, Wadan mengen sich unter die Masse der Leute aus Sonrhai und Fulbe, doch unter allen ragen die stolzen Wüstensöhne, die Tuarik von der Konföderation der Auelemmiden, hervor.

Der Handel der Wüste ist fast nur Tauschhandel, nur selten bedient man sich des Geldes. Die Münzen von Tunis sind in Fezzan und in Tuat am meisten verbreitet, weiter im Süden bemerkt man spanische Piaster, die über Marokko kommen, und türkische Münzen aus Tripolis, aber man nimmt sie nur sehr ungern, wogegen die französischen Fünffrankstücke allmählich Eingang gewinnen. Die gewöhnlich „Kauri" genannte Muschel dient den Negern als Münze, und jedes Jahr führen die Engländer über 100 Tonnen an solchen Muscheln aus Bengalen ein, wo ihr Wert zehnfach geringer ist. Kein Wunder, daß die Europäer ihr Augenmerk dem Saharahandel zuwenden und Projekte um Projekte auftauchen, um sich selbst den weitestgehenden Einfluß auf denselben zu sichern. Die transsaharische Eisenbahn, wie die Franzosen sie planen, steht freilich noch in ziemlicher Ferne, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß früher oder später das, was man vor fünfzig Jahren als eine öde Wüstenei betrachtete, ein nicht unwichtiges Gebiet des Welthandels bilden wird.

Die Betrachtung der verschiedenen Berbervölker forderte unwillkürlich zu einer Vergleichung mit dem in Nordafrika weitverbreiteten Volkstum der Araber heraus und wir haben dadurch schon ein gut Teil ihrer Eigenschaften und Charakterzüge kennen gelernt. Doch müssen wir dieses, seinem Ursprung nach in Afrika fremde Element noch genauer studieren.

Der Araber ist, wie schon bemerkt, vorzugsweise Beduine und der Berber, obgleich vorwiegend seßhaft, doch kein Städter. Indes fehlt es nicht an nordafrikanischen Städten, welche freilich meist uralte Anlagen sind und der Mehrzahl nach die Nordküste umsäumen. Im Innern des Landes sind in der Gegenwart wohl weniger wirkliche Städte vorhanden als zur Römerzeit. Die Neugründungen seit der Araberzeit sind wenige, und diese wenigen haben kaum Araber zu Stiftern. Fez und Marrakesch, jedenfalls die bedeutendsten unter allen, sind Schöpfungen der Edrisiden und Almoraviden, welche wohl arabische Dynastien waren, allein sie stützten sich durchaus auf Berberstämme, welche die Fürsten adoptiert hatten; die Herrschaft gehörte immer dem Berbertume, welches noch etwa ein Jahrhundert nach der arabischen Unterjochung, also bis etwa

Digitized by Google

Vornehme japaniſche Dame.

Digitized by Google

...egt, verstehen lernt, daß er mit ...schärftem Auge in die Vergangenheit ...ie in die Zukunft der Erde schaut ...nd sich emporschwingt aus der Arm...ligkeit des täglichen Lebens zu den ...nen Gefilden einer verständnißvollen ...etrachtung der Natur und ihrer ...under.

Dem inneren Werthe des Werkes ...spricht seine äußere Form. Die Ver...gsbuchhandlung hat keine Kosten ge...eut, um durch zahlreiche, wahrhaft ...stlerische Illustrationen dem Ver...ndnisse und der Anschauung zu Hülfe ...kommen. So wird denn hier ein ...hrhaftes Hausbuch dem gebildeten Theile unserer Nation geboten, ein Buch, das ...dem willkommen sein wird, der für die Wissenschaft und ihre Fortschritte, sowie für ...Veredlung seines eigenen Geistes Interesse hat!

Abbildung eines im Jahre 1869 gefallenen Eindrystalls. (Natürl. Größe.)

Das Werk erscheint in ca. 50 Lieferungen zum Preise von 50 Pf. per Lieferung. — ...Lieferungen werden abwechselungsweise aus 2 und aus 3 Bogen bestehen und jede ...Vollbild enthalten. Um dem Publikum einen besseren Einblick in den Charakter des ...rkes zu gestatten, ist der ersten und zweiten Lieferung ein Vollbild und ein Bogen ...mehr beigegeben worden.

Die Text-Illustrationen werden nicht gleichmäßig vertheilt sein können; manche ...ete eignen sich eben nicht für Abbildungen, während andere wieder eine reichere An...ung ermöglichen.

Ueber die Stelle, an welcher die Tondruckbilder einzuheften sind, geben wir am Schluß eine ausführliche „Notiz für den Buchbinder".

Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung, so daß das Werk baldigst in Händen der Abonnenten sein wird.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Nebensonnen,
am Morgen des 5. März 1851 in Leipzig beobachtet.

gt, verstehen lernt, daß er mit
härftem Auge in die Vergangenheit
in die Zukunft der Erde schaut
sich emporschwingt aus der Arm=
gkeit des täglichen Lebens zu den
ien Gefilden einer verständnißvollen
rachtung der Natur und ihrer
nder.

Dem inneren Werthe des Werkes
pricht seine äußere Form. Die Ver=
obuchhandlung hat keine Kosten ge=
ut, um durch zahlreiche, wahrhaft
stlerische Illustrationen dem Ver=
ndnisse und der Anschauung zu Hülfe
kommen. So wird denn hier ein
hrhaftes Hausbuch dem gebildeten Theile unserer Nation geboten, ein Buch, das
dem willkommen sein wird, der für die Wissenschaft und ihre Fortschritte, sowie für
Veredlung seines eigenen Geistes Interesse hat!

Abbildung eines im Jahre 1869 gefallenen Eiskrystalls. (Natürl. Größe.)

Das Werk erscheint in ca. 50 Lieferungen zum Preise von 50 Pf. per Lieferung. —
e Lieferungen werden abwechselungsweise aus 2 und aus 3 Bogen bestehen und jede
Vollbild enthalten. Um dem Publikum einen besseren Einblick in den Charakter des
erkes zu gestatten, ist der ersten und zweiten Lieferung ein Vollbild und ein Bogen
rt mehr beigegeben worden.

Die Text-Illustrationen werden nicht gleichmäßig vertheilt sein können; manche
biete eignen sich eben nicht für Abbildungen, während andere wieder eine reichere An=
auung ermöglichen.

Nebensonnen,
am Morgen des 5. März 1851 in Leipzig beobachtet.

Ueber die Stelle, an welcher die Tondruckbilder einzuheften sind, geben wir am Schluß eine ausführliche „Notiz für den Buchbinder".

Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung, so daß das Werk baldigst in Händen der Abonnenten sein wird.

Interessenten bittet man, sich an die nächste Buchhandlung, Zeitungsspedition oder Colporteur zu wenden. — Nach Orten, in denen eine Buchhandlung nicht besteht, liefert die Verlagshandlung direct.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und die Hefte in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Die Begum von Bhopal mit Tochter.

Digitized by Google

Digitized by Google

1150 in voller Lebenskraft daſtand. Araberſtämme aber waren vor 1050 gar nicht da, und nach Marokko gelangten ſie überhaupt nie als Anſiedler. Algier wurde wahrſcheinlich an der Stelle des altrömiſchen Ikoſium durch die berberiſchen Ziriden gegründet, welche außerdem noch Budſchia, Hammed und andere Plätze in Beſitz hatten. Zahlreiche römiſche Städte, wie Neapolis, Horrea Coelia, Hadrumatum und vor allem Tysdrus lagen an der Küſte des tuneſiſchen Sahel und aus ihnen entſtanden die heutigen Hafenorte Nebel, Hammamat, Sufa, Monaſtir, Mechdia, von denen Sufa der größte und bemerkenswerteſte iſt. Nur Kairuan, das in Tuneſien des Rufes der Heiligkeit ſich erfreut, iſt von Sidi Okba, dem Freunde und Waffengefährten des Propheten, alſo von einem Araber gegründet worden. Die Araber waren überhaupt keine Städteerbauer, und ſo glänzend die Kultur, welche die Berührung mit den ziviliſierten Oſtrömern und Perſern bei ihnen ins Leben rief, ſo geringfügig blieben ihre Leiſtungen auf dieſem Gebiete. Und ſo iſt es bei ihnen von jeher geweſen. Waren ſie doch in ihrem Heimatlande Arabien gleichfalls zum großen Teile „Beduinen“, und waren es doch gerade dieſe Beduinen, und nicht der ſeßhafte Bruchteil der Nation, welche den Islam gebaren und ſiegreich durch die halbe Welt trugen. Dieſe Nomaden hatten in ihrem eigenen Lande kaum mehr als die zwei geſchichtlich berühmt gewordenen Plätze, welche aber den Namen von Städten ſicher nicht verdienen: Mekka mit ſeiner Kaaba, einem elenden Steinhaufen, und Yathrib, welches Muhammed in al Madyna (Medina) umtaufte, was die „Stadt“ und auch der „Rechtsſtaat“ heißt. Wirkliche Städte finden ſich bloß in Südarabien, wo ſie auch in ein ungemein hohes Altertum hinaufreichen. Die Bewohner des ſüdlichen Arabien, von Yemen und Nedſchran, die alten Sabäer und Himjariten, bei welchen eine für ihre Zeit hochgeſtiegene Geſittung blühte, waren aber von den räuberiſchen Beduinen ſprachlich geſchieden; ihr Idiom iſt eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabiſchen, mit dem es höchſtens einen gemeinſamen Urſprung in einer ſüdſemitiſchen Urſprache hat. Die Leiſtungen dieſer Südaraber, welche heute noch Städtebewohner ſind, darf man daher keineswegs auch den welterobernden Beduinen zugute ſchreiben. In den jetzigen Städten Nordafrikas herrſcht freilich allenthalben arabiſche Sitte, doch kann man ſich nicht mit Rohlfs der Ueberzeugung anſchließen, daß der vorwiegende Teil der eingeborenen Bevölkerung in den nordafrikaniſchen Städten arabiſchen Urſprungs ſei, weil es ſeit undenklichen Zeiten bei den Arabern „Städte“ gegeben habe. Letzteres iſt eben, wie gezeigt, nicht der Fall geweſen. Bislang herrſchte die Gepflogenheit, die nordafrikaniſchen Städter als Mauren zu bezeichnen, und darunter verſtand man hauptſächlich die Miſchlinge von Arabern und Berbern; in Wahrheit aber ſind ſie ein Gemiſch von allen Völkerſchaften, die ſeit der Zeit der Argonauten bis zur franzöſiſchen Invaſion an die Geſtade Nordafrikas geworfen wurden.

Ihnen ſelbſt iſt freilich der Name Maure abſolut unbekannt, man nennt ſie arabiſch „Hadar“, d. i. Hausbewohner, und ſie ſelbſt heißen ſich einfach Araber. Rohlfs beſtreitet nun, daß die Vermiſchung, welche auch nach ſeiner Meinung in den Städten größer war als auf dem platten Lande, bedeutender geweſen ſei als bei uns in den Städten auch; desgleichen ſeien die äußerlichen, körperlichen Unterſchiede zwiſchen den

Digitized by Google

Mauren und Arabern, z. B. die angeblich hellere Hautfarbe und die Neigung zur Dickleibigkeit, nicht größer als zwischen einem europäischen Städter und Landmann, obgleich die meisten neuern Beobachter den „Embonpoint" der Mauren betonen. Da sie arabisch sprechen, so will Rohlfs die Städtebevölkerung Nordafrikas ethnographisch zu den Arabern rechnen, und wenn man das einseitige Moment der Sprache als ausschlaggebend gelten lassen will, so ist dagegen nichts einzuwenden. Anthropologisch wird man aber nicht vergessen dürfen, daß hamitisches und semitisches, griechisches und römisches, jüdisches und christliches, weißes und schwarzes, germanisches und romanisches Blut in ihren Adern fließt, weshalb ich auch den dieses Mischlingswesen andeutenden und bisher üblichen Ausdruck Mauren nicht, wie Rohlfs, verwerfen möchte. Einen Teil dieser Mauren bilden die Nachkommen der aus Spanien und Sizilien zurückgekehrten Moslemin. Von all den Nationen, denen sie das Dasein verdanken, haben die Mauren mehr das Schlechte als das Gute angenommen. Ihr Aeußeres freilich erscheint vielversprechend. Der Maure ist im allgemeinen von hohem Wuchse und nur leicht gebräunter zarter Haut. Er hat eine schöne römische Nase, vollen Mund, große, feurige schwarze Augen und volles Haupt- und Barthaar von gleicher Farbe. (Schwarz, Algerien, S. 361.) Der Engländer George Gaskell entwirft jedoch eine ganz andre Schilderung der nämlichen algerischen Mauren. Ihm zufolge „haben sie nicht die ausgeprägten männlichen Züge, welche den Kabylen und den Araber auszeichnen. Der feurige, scharfe Blick, sagt er, mangelt ihrem Auge, die Nase, bei Kabylen wie Arabern adlerförmig und schön geschnitten, ist bei den Mauren so verschieden und vielgestaltet wie bei den Europäern. Vor allem mangeln ihnen die eigentümlichen ausdrucksvollen Lippen; von dem persönlichen Stolz und der Würde des Charakters, wie sie den Berber und Araber auszeichnen, findet sich bei ihnen keine Spur. Ihre Gesichtsfarbe ist bleich, das Antlitz oval und oft fett; mit wenigen Ausnahmen haben sie ein weibisches Aussehen. Ohne einen ausgesprochenen Gesichtstypus, könnten die Mauren für Europäer gehalten werden, wenn sie anstatt ihrer auffallenden Tracht unsre fränkischen Gewänder trügen." (George Gaskell, Algerien wie es ist. A. d. Engl. Wien 1877. 8°. S. 32.) Die Tracht der Mauren ist je nach den Oertlichkeiten etwas, doch nicht sehr wesentlich verschieden. In Tunis z. B. sieht man sie „mit sorgfältig gewundenem weißen, zuweilen gelbgeblümten Turban, kurzer, gestickter Jacke und weiten faltenreichen Kniehosen, die um den Leib durch eine buntfarbige Schärpe zusammengehalten werden. Zuweilen werfen sie einen leichten, dünnseidenen Mantel um die Schultern; die blendendweiß bestrumpften Füße stecken in gelb- oder rotledernen Pantoffeln; das Taschentuch hängt, mit einem Zipfel an den Mantel gebunden, vorn herab; eine Rose steckt hinter dem rechten Ohr, und ein Rohrstock mit silbernem Knopf vervollständigt diesen Anzug. „Zuweilen begegnet man Mauren mit rotem Turban, dem Abzeichen der „Hadschi" oder Mekkapilger; oder andern mit grünem Turban, dem Zeichen der Abkömmlinge des Propheten, sogenannten Schürifa; bei wieder andern ist das weiße Turbantuch in viele eng aneinander gepreßte Wülste gewunden, das Abzeichen der Kadi; diese letzteren tragen dann häufig auch zwei oder drei Paar Schuhe übereinander an den Füßen, und schlürfen gravitätisch einher." (v. Hesse-Wartegg. Tunis. S. 45.) Die mauritischen Weiber in Algier tragen auf dem bloßen Leib ein weites feinleinenes Hemd und darüber einen umfangreichen Kaftan von golddurchwirktem Samt oder Tuch. Der Kopf wird mit einem oder mehreren Streifen einer seidenen oder goldbrokatenen Hülle umwunden. Dem Charakter nach sind die Mauren im allgemeinen weichlich, treulos, lügnerisch, ehrgeizig, rachsüchtig, habgierig und sinnlich, die Weiber überaus gefallsüchtig, kokett und intrigant.

Je nach der Völkerstellung, welche man den übrigens eine große Minderheit bildenden Mauren einräumt, modifiziert sich das Urteil über den Kulturgrad der Araber. Identifiziert man die Mauren mit den Arabern, wie Rohlfs will, so kommen letzteren auch die freilich geringen industriellen Leistungen der Mauren zu gute. Etwas Töpferware, Korduanleder, seidene Tücher, schöne Gürtel und die bekannten roten Mützen (Fes) sind nahezu das einzige, was sie erzeugen. Die niedlichen „arabischen" Sächelchen, welche Reisende oft als maurische Ware aus Nordafrika mitbringen, stammen häufig aus Offenbach u. dgl. Immerhin ist das „arabische" Handwerk nur in den Städten, d. h. bei den

Digitized by Google

Mauren zu Hause, welche auch mit Geschick Handel treiben. Scheidet man also die Mauren aus dem Arabertume aus, so haben wir es bloß noch mit Beduinen zu thun, deren Industrieerzeugnisse sich auf Sättel, Geschirre und Zaumzeug oder — was die Weiber betrifft — auf Gewebe beschränken. Keinesfalls können die Araber, obwohl sie sehr intelligent sind und mit Unrecht der Faulheit beschuldigt werden, sich messen mit der Gewerbethätigkeit und dem Kunstsinne der Berber. Im Grunde läßt sich über die Araber nicht viel sagen, da sie wesentlich die nämlichen geblieben sind, die sie in der Heimat waren. Sie sind ja die Eroberer, das stärkere Element, sie haben den Berbern ihre Religion, ihre Sprache und teilweise selbst ihre Sitten zu oktroyieren verstanden, nicht umgekehrt. Im Grunde ist alles, was man über die Araber vorbringen kann, mit einem Worte zusammengefaßt. Sie sind durch und durch Nomaden. Darin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Die Beweglichkeit, mit der sie sich in wenig Jahrhunderten, ja oft nur Jahrzehnten über immense Ländermassen ergossen haben, sie erklärt sich aus ihrer heimatlichen Gewohnheit, ohne feste Wohnsitze weit umherzuschweifen. Daher kommen ferner auch

Arabischer Bettler.

Digitized by Google

ihre Abhärtung, ihre Bedürfnislosigkeit, ihr Schacherſinn und merkantile Gewandtheit, ihre geographiſchen Fähigkeiten, die Leichtigkeit im Verkehr mit Fremden, aber ebenſo auch ihr unſtetes Weſen, die Unluſt, an einem Punkte feſten Fuß zu faſſen, ihre Abneigung gegen das Gebirge und ihre Vorliebe für die Ebene, ihre Trägheit, ihre Verachtung dem Handwerk und Ackerbau gegenüber, ja ihre Unfähigkeit für die Kultur überhaupt. Das ihnen zur anderen Natur gewordene Nomadenweſen wird ihnen, wie es ehedem der Grundſtein zu ihrer tranſitoriſchen Größe war, dereinſtens auch das Grab graben. Ihr Gang über die halbe Welt war ein nomadiſcher Streifzug, der wohl gegenüber halbleeren Ländern und unkultivierten Völkern Erfolg haben, aber ſelbſtverſtändlich an den Grenzen der Kultur ſtehen bleiben, ja, je weiter dieſe letztere vorrückt, zum immer rapideren Rückgang werden mußte. Nomadenleben und Kulturleben ſind Widerſprüche. Daher hat es denn auch das Arabertum von der älteſten Zeit bis heute zu keinem eigentlichen Staatsweſen zu bringen vermocht. Nicht ein politiſcher, ſondern ein religiöſer Gedanke allein, der Islam, vermochte aus den Arabern eine in gewiſſem Sinne kompakte Maſſe zu machen (Schwarz, Algerien. S. 340 bis 341). Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Araber ſich nicht ziviliſieren laſſen; ſie haben ſicher dieſelben Anlagen, Fähigkeiten, Gefühle wie wir, aber ſie *wollen* keine Ziviliſation, ihre Religion *erlaubt es nicht*. Wie vor Jahrhunderten ſind ſie fanatiſche Anhänger ihrer islamitiſchen Traditionen und verachten den Chriſten wie ſeinen Glauben. Sie bedürfen deſſen nicht. Sie ſind glücklich. Ihr Glaube verheißt ihnen das Himmelreich geradeſo wie der chriſtliche. Sie genießen die Freiheit im ausgedehnteſten Maßſtabe. Sie haben ihr Weib, ihr Zelt, ihr Pferd, ihren Lebensunterhalt und dazu ein Gebiet ſo groß wie halb Europa, auf dem ſie unumſchränkte Herren ſind. Was uns Geſittung dünkt, iſt es nicht in ihren Augen. Sie haben von Ziviliſation ganz andere Begriffe und betrachten uns, nicht ſich, als die Barbaren. Mit einer europäiſchen Ordnung der Dinge können ſie ſich niemals vertragen und alle Verſuche ſie zur Seßhaftigkeit zu bringen ſind völlig ausſichtslos.

Hier nur ein Beiſpiel: In Algerien dachten die Franzoſen, das beſte Mittel, um die Araber zur Seßhaftigkeit anzuleiten, ſei ihre Häuptlinge zur Erbauung feſter Wohnhäuſer zu veranlaſſen, denn der Araber hat eine große Verehrung für die Autorität und ahmt gerne dem Beiſpiele ſeiner Häuptlinge nach. Dieſe, wiederum aus Reſpekt vor der Autorität, duldeten gerne, daß die Franzoſen ihnen feſte Wohnhäuſer erbauten. Als nun einmal ein Scheich von dem Genieoffizier, welcher ihm ſein Haus erbaut hatte, befragt wurde, wie er damit zufrieden ſei, antwortete der Araber; „Ich bin ganz entzückt. Die Franzoſen ſind in der That ganz außerordentliche Leute. Seitdem mein Haus vollendet iſt, habe ich kein einziges Schaf mehr verloren. Ich laſſe ſie jeden Abend in das Haus ſperren und in der Frühe fehlt nie ein einziges Stück.“ — „Wie denn,“ frug erſtaunt der Offizier, „und wo bleibſt denn du?“ — Oh ich,“ antwortete der Scheich mit einer Miene ariſtokratiſcher Ueberlegenheit, „du begreifſt, ein Mann wie ich, ein Mann von Geblüt kann nur unter einem Kamelhaarzelte wohnen.“ (F. Hugonnet. Souvenir d'un chef de bureau arabe. Paris 1858. 8°. S. 123.) Hier mögen noch einige Worte über den „Duar“ das Zeltdorf der Araber (wie auch mancher Berberſtämme) Platz finden. Ein Duar beſteht gewöhnlich aus zehn, fünfzehn oder höchſtens zwanzig Familien, welche in der Regel durch verwandtſchaftliche Bande untereinander verbunden ſind; jede Familie hat jedoch ihr eigenes Zelt. Die Zelte ſind in Zwiſchenräumen von beiläufig dreißig Schritten in zwei parallelen Reihen derart aufgeſtellt, daß ſie in der Mitte gewiſſermaßen einen viereckigen, an beiden Enden offenen Platz bilden.

Digitized by Google

Diese Zelte sehen sich beinahe alle gleich. Sie bestehen aus einem großen Stück schwarzen oder schokoladefarbenen Stoffes, entweder aus Kamelhaar oder aus Fasern der Zwergpalme gewoben, welches von zwei starken Pfählen, über die eine Querstange das Dach bildet, getragen wird. Ihre Gestalt ist noch ganz jene der Wohnungen der Numidier des Jugurtha, welche Sallust mit einem umgestürzten, d. h. den Kiel nach oben gekehrten Schiffe vergleicht. Im Winter ist die Leinwand bis an den Boden gespannt und daselbst an Pflöcken befestigt, um Wind und Regen den Zutritt zu verwehren; im Sommer dagegen läßt man rings herum eine ziemlich breite Oeffnung zum Durchzug der Luft, wogegen das Zelt von einem Zaun aus Binsen, Rohr- oder Brombeerstauden umgeben ist. Auf diese Weise sind die Zelte im Sommer kühler und in der Regenzeit besser geschützt, als die weder mit den nötigen Oeffnungen noch aber mit Fensterscheiben versehenen maurischen Häuser in den Städten. Keines dieser Zelte ist über dritthalb Meter hoch, während die größte Länge zehn Meter beträgt. Eine Binsenwand teilt den Raum in zwei Teile; auf der einen Seite schlafen die Eltern, auf der andern die Kinder und sonstigen Familienglieder. Was den gewöhnlichen Hausrat eines solchen Zeltes betrifft, so besteht er in ein oder zwei aus Weidenzweigen geflochtenen Matten, einer buntbemalten Holztruhe, einem runden Venezianer Spiegel, einem Dreifuß aus Rohr, der als Waschgestell dient; ferner in zwei schweren Steinen zum Mahlen des Korns, einem altertümlichen Webstuhl, einem rohen Leuchter aus Blech, etlichen irdenen Gefäßen und dergleichen. In einer Ecke thront allemal eine Bruthenne.

Abgesehen von dem religiösen Faktor herrscht bei den Arabern und herrschte seit jeher nur der Familienbegriff. Vater, Mutter und Kinder, das waren für sie die unentbehrlichen, aber auch genügenden Bedingungen des Gemeinwesens. Und dieses von der Natur geordnete Zusammenleben mußte durch das Nomadentum noch eine besondere Verkittung und Ausprägung erfahren. Das Reisen bringt ja auch sonst die Menschen einander näher. Die Weltverlassenheit auf den endlosen Steppenweiden, die mancherlei Gefahren, das waren Dinge, die das einfache väterliche Zelt als trautes Heim erscheinen ließen und das Band, das die Natur geschlungen, noch verstärkten. Ganz besonders aber wurde die Stellung des Vaters durch das Nomadenleben gehoben. Doppelt notwendig mußte ja in einem so unsteten Dasein eine feste, leitende Hand, eine einheitliche Führung erscheinen. So wurde der Hausvater zum Hausherrn, zum unumschränkten Herrscher, dem gegenüber alle Familienglieder nur Unterthanen, Diener, willenlose Individuen waren. Wenn man nun auch dieses Unterwürfigkeitsverhältnis die Söhne im unwillkürlichen Vorgefühl davon, daß sie ja auch einst zu ähnlicher Machtstellung berufen sein würden, weniger fühlen ließ, wenn diese gewissermaßen als Erbprinzen vom Vater gehätschelt wurden, so mußten es dafür umsomehr die weiblichen Familienglieder empfinden, die ja niemals eine andere Geltung als die absolut Untergebener erlangen konnten. Daher die charakteristische Stellung der arabischen Frau, und zwar der Mutter wie der Töchter. Daher die Freiheit des Familienoberhauptes, der ersteren beliebige Nebenbuhlerinnen zur Seite zu stellen und die letzteren an beliebige Männer zu verkaufen. Die naturgegebene Gleichheit der Geschlechter war völlig verschoben, der Mann zum Halbgott, die Frau zur Sache geworden.

Der Koran sagt: die Frau ist ein unvollkommenes Geschöpf, welches nur für sein Aeußeres und seinen Schmuck lebt; stets bereit, ohne jeglichen Grund sich zu streiten und zu zanken; das man mit Güte behandeln, aber bei Gelegenheit züchtigen muß. Seit zwölfhundert Jahren herrschte diese Vorschrift unter den Arabern und wird stets dieselbe bleiben. Wir sehen heute wohl den Anhänger Muhammeds sich so mancher Anforderung unterwerfen; er trägt unsere Ballen — er ist der Knecht unserer Diener — er

nimmt unsere Almosen an u. s. w., aber eine Sache giebt es, der er sich nie und nimmer unterwerfen wird: nie wird er sich mit seiner Frau am Arm öffentlich zeigen, und niemals zu derjenigen, die er sich zur Mutter seiner Kinder erkoren, wie zu einer Gleichberechtigten sprechen. Bewohnt der Muselman die Stadt, so ist seine größte Angst, daß die Frau seinen Gast sieht; er versteckt sie, und sagt sehr naiv: „hat sie den Christen gesehen, so mag sie ihren Mann nicht mehr." Bewohnt er dagegen das Land oder die Wüste, so zwingt er die Frau zu allen jenen Arbeiten, welche der Mann unter seiner Würde hält. Um sich eine Idee von dem Schicksal eines weiblichen Wesens in diesen Ländern machen zu können, müssen wir irgend eine beliebige kleine Fatma von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode verfolgen:

Sowie das Kind zur Welt gekommen, stößt die Mutter Klagetöne und der Vater die Worte aus: „Ich unglücklicher Mensch!" „Ich habe eine Tochter bekommen!" d. h. ein Fluch für das Haus. Während der ersten Zeit trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken; aus dem eigentümlich geformten Sacke von weißem Wollstoff sieht man von Zeit zu Zeit den kleinen Kopf mit wallenden Haaren und großen schwarzen Augen verwundert hervorgucken. Der Vater würdigt es fast nie eines Blickes; er hat nur Augen für seinen Sohn, den Stolz des Hauses, den die kleine Fatma sehr bald als ihren zukünftigen Herrn ansieht. Von dem Augenblick an, wo das Kind die geringste Last zu tragen imstande ist, hilft es der Mutter in allen häuslichen Arbeiten. Am frühen Morgen, mit bloßen Füßen und einem beliebigen Lumpenstück bekleidet, ist sie bereits in Bewegung. Sie macht Feuer, läßt die Grütze oder den Mais kochen, hält die gebackenen Brötchen bereit und melkt die Schafe und Ziegen; nur von Zeit zu Zeit versteckt sie sich auf Augenblicke, um sich in einem alten Stück Spiegel zu betrachten, ein bißchen Coheul unter die Augen zu streichen und ein wenig Henna auf die Nägel zu bringen. Ihr bester Moment des Tages ist derjenige, wo sie mit dem Wasserkrug, den man ihren Kräften angemessen hat, zur Quelle gehen darf. Da sämtliche Mädchen eines und desselben Duars dort zusammentreffen, so werden, nachdem die Krüge gefüllt worden, dieselben um den Brunnen aufgestellt, man lagert sich daneben und die Unterhaltung beginnt. Dies ist der Augenblick der Ruhe und des ungestörten, zur Erholung dienenden Geplauders. Bald jedoch ruft die unvollendet gelassene Arbeit alle weibliche Welt in die Hütten zurück.

Während Fatma arbeitet, spielt ihr Bruder, der kleine Ali, mit dem Pferde seines Vaters; er begleitet dasselbe überall, bewacht das Füttern desselben, wirft sich zwischen dessen Füße und schmeichelt dem Tiere mit allen denkbaren Liebkosungen, welche das schöne Pferd durch sein großes, sanftes Auge zu beantworten scheint. Zu klein, um selbst aufzusteigen, hält der verschmitzte Bengel dem Pferde eine Handvoll saftige Gräser hin, und sowie das Tier den Kopf zur Erde beugt, faßt der Junge die lange Mähne, und in demselben Momente, wo das getreue Roß den Hals erhebt, sitzt auch Ali auf demselben, und ist wie eine Katze auf dem Rücken, mit einem gellenden Schrei sein gelungenes Werk begrüßend. Alsbald bricht ein Tag heran, wo die arme Fatma die Hütte oder das Zelt im festlichen Gewande erblickt: Ali wird für erwachsen erklärt und mit der weißen „Dschellaba" bekleidet. Dieser Burnus des Arabers oder Dschellaba des Berbers ist das Nationalgewand desselben; in demselben lebt und stirbt er. Bald folgt ein anderes Fest: Ali hat seine ersten Fasten beendet und fängt an, Stellen aus dem Koran herzuleiern, und bei einem jeden dieser Familienfeste sieht die kleine Fatma mehr und mehr, daß es hier keinen Platz für sie giebt; sie wird weder an dem Tische ihres Vaters, noch in der Moschee, der Kirche ihres Gottes geduldet; d. h. für sie giebt es ebensowenig eine Familie, wie einen Gott. Und so wächst dies arme Wesen mit dem Gefühle seiner Zurücksetzung und seines untergeordneten Wertes heran, und bittet dennoch im stillen den Himmel, sie lieber im väterlichen Zelte zu lassen, als ihr das Schicksal ihrer Genossinnen in den Städten zu gewähren. Während sie aber diesen traurigen Gedanken nachhängt, ist die Zeit schnell verflossen und das Abendbrot noch nicht fertig. Sie hat den „Kuskus" zu machen, sie muß die Holztassen, den großen, kupfernen Präsentierteller, die Thonschüssel heranbringen, und kaum ist sie damit fertig, so tritt der Vater ins Zelt. Er bewegt sich langsam, mit der Würde eines Hohenpriesters, steht einen Augenblick stumm und unbeweglich inmitten der Seinigen und läßt sich von Frauen und Kindern die Hände küssen; dann weicht alles ehrerbietig in die Ecken zurück. Ein kurzer Ausspruch des Korans folgt — der Herr des Hauses läßt sich vor jenem großen hölzernen Teller nieder, kreuzt die Beine unter sich und greift mit der rechten Hand in die Schüssel. Er bringt den losen Stoff des Kuskus heraus und wirft ihn als Kugel gerollt in den Mund.

Digitized by Google

Das beigefügte Fleisch, sei es Huhn oder Hammel, wird stückweise und zwar stets nur mit den Fingern und Nägeln abgerissen, da der Koran den Gebrauch des Messers verbietet. Dabei geschieht es wohl zuweilen, daß der Junge in seiner kindlichen Dreistigkeit seine kleinen Finger in den Kuskus steckt und der Vater lächelt; sollte aber die kleine Fatma es wagen, dem Beispiele ihres Bruders zu folgen, so würde sie wahrscheinlich mit souveräner Verachtung in eine Ecke geschleudert werden. Hat der Hausherr „seinen Leib gefüllt", wie das arabische Sprichwort sagt, so ruht er einen Moment, beide Hände auf den Rand der Schüssel gelegt, und auf ein Zeichen bringt man ihm das Wasser zum Trinken. Man hält ihm das stark geteerte, in Form eines Beutels zugenähte Fell einer Ziege hin, er trinkt in langen Zügen aus der einzigen Oeffnung und gleich darauf läßt er denselben fortnehmen. Muhammed hat gesagt, man dürfe nur einmal beim Essen trinken.

Während dieser ganzen Zeit hat der Mann kein Wort gesprochen; Frauen, Kinder und Hunde warten demutsvoll, daß er gnädigst die sakramentalen Worte hören lasse: „Esset, ihr anderen". Mit diesen Worten stößt er die Schüssel von sich, in die er vorher sämtliche Knochen geworfen hat. Der Kuskus wird fortgenommen und in den Hintergrund des Zeltes getragen. Die Frauen gruppieren und drängen sich mit den Kindern um jene Reste, während ein jedes nach Möglichkeit sich den Leib zu füllen sucht, und die Hunde, in zweiter Linie, ungeduldig auf ihren Anteil warten. In diesem Augenblick erscheint ein Mensch am Eingange des Zeltes; es ist ein Reisender, der die Gastfreundschaft anruft. Sofort steht der Araber auf und empfängt ihn mit dem Worte: „Willkommen". Und ohne zu wissen, wer dieser Fremde ist, ohne zu wissen, woher er kommt, noch wohin er geht, läßt er sofort das fetteste Tier seiner Herde schlachten, bedient seinen Gast selbst, ohne mit einer Frage denselben zu belästigen; ja er wird ihn nicht einmal anreden, sollte das Gesicht des Gastes Müdigkeit oder Mißmut andeuten. Ein jeder Arme, der die Wohlthätigkeit des Arabers in Anspruch nimmt, ist sicher, nie abgewiesen zu werden; denn dieser stolze Hausherr, dieser wollüstige Faulenzer, der soeben noch seine Frauen und Töchter wie Sklaven behandelte, würde es für eine unverzeihliche Sünde halten, einen Reisenden oder Armen abzuweisen.

Die Sonne verschwindet am Horizont. Es ist die Stunde des dritten Gebets. Der Vater, die Söhne, die Diener, der Gast, der Arme, alle erheben sich und beten den ewigen Gott an; während die arme Fatma, in die äußerste Ecke gedrängt und mit den Hunden zusammengekauert, weit von jenen sitzt, die allein das Recht zu haben scheinen, die Gottheit anzurufen. Bald bedeckt die Nacht Berg und Thal und die Wache beginnt: eine Zeit des Schreckens und des Geheimnisses. Durch die Oeffnungen des Zeltes sieht das verlassene Kind den bestirnten Himmel, sie fühlt, sozusagen, die große weite Stille. Schon sind die Matten gelegt; man bringt die Teppiche, und jeder wählt sich seinen Platz, alles durcheinander; der Gast, die alten Frauen und die kleinen Kinder. Nachdem der Hausherr den letzten Blick in die nächste Umgebung des Zeltes geworfen, legt auch er sich nieder, den Kopf in die Richtung seiner Herde, die Frau auf einer Seite, sein langes Gewehr auf der andern. Das geringste Geräusch und er ist auf den Beinen: ist es ein Dieb, ist es ein Schakal, ist es der Panther oder ein Verliebter. Draußen halten Hunde von unnennbarer Farbe aber scharfem Gebiß Wache. An der Art ihres Bellens erkennt der Araber, ob er es mit wilden Tieren, einem Vorüberziehenden oder einem Feinde zu thun hat. Geschrei, Flüche, Gewehrschüsse und selbst harte Kämpfe unterbrechen wohl manchmal die Stille der Nacht. Aber auf die Nacht folgt der Tag, gestern wie heute — bis eines Tages Fatma plötzlich das Zelt abbrechen und die Wanderung nach einem andern Orte antreten sieht.

Endlich hat die Tochter ihr zwölftes Jahr erreicht; der Augenblick der Verheiratung ist gekommen. Wen wird sie heiraten? Sie weiß es nicht, und sie soll es auch nicht wissen; sie hat weder das Recht, sich ihren Mann auszusuchen, noch das Recht, nicht heiraten zu wollen. Sklavin, mit der einzigen Bestimmung die menschliche Rasse fortzupflanzen, kann sie ihrem Schicksal sich nicht entziehen. Jeder Vater hat stets das Recht, seine Tochter nach seinem Gutdünken, wie er will, zu verheiraten; ist kein Vater mehr da, so geschieht es durch den Onkel, durch den Kaid oder irgend jemand anders. Also eines Tages erfährt Fatma, daß die Familie des X sie als Frau für einen der Ihrigen verlangt, d. h. sie zu kaufen wünscht. Der Bräutigam hat weder die Anzeige erhalten, noch ist er gefragt worden. Nachdem der Chef der Familie X seine Nachbarn vereint, das beste Schaf seiner Herde genommen und seinen Dienern alles, was zu einem Festgelage gehört, gegeben hat, begiebt er sich mit großem Gefolge zum Vater des jungen Mädchens. An Ort und Stelle angelangt, hält der Zug und die üblichen Begrüßungen

Digitized by Google

beginnen. Während der nur folgenden Verhandlungen halten Frauen und Kinder sich in gehöriger Entfernung und suchen an den Mienen der Beteiligten den Erfolg zu beurteilen. Lange genug währt es, bis man über die Preise einig ist, und die Art des Sprechens, ohne etwas Verständliches zu sagen, und der Ernst und die zur Schau getragene Würde sind höchst originell. Auf ein gegebenes Zeichen, das den Abschluß voraussetzt, brechen alle Frauen in ein Freudengeschrei aus. Kaum ist dies ertönt, so sieht man eine Masse der schmutzigsten Juden mit den ausgeprägtesten Galgenphysiognomien herbeieilen, die vor den erstaunten Augen der Familie gestickte Taschentücher, Perlenhalsbänder, Armbänder, Ohrringe u. s. w. zugleich mit kleinen ordinären Handspiegeln und ähnlichen europäischen Waren ausbreiten, ohne welche hier zu Lande keine Festlichkeit denkbar ist. Man beginnt die Braut anzukleiden. Alle alten Weiber helfen; die eine färbt ihr die Lippen, die andere die Augen, jene die Nägel und sogar eine derselben klebt ihr auf die Stirne und Backen kleine Goldsternchen von Papier, die nur durch die Küsse des Ehegatten fallen dürfen.

Während dieser Zeit spaziert selbstredend der Bräutigam sehr ungeduldig umher; umsomehr, als er seine Braut erst nach der Hochzeit zu sehen bekommt, und bestürmt die Verwandten mit Fragen, ob seine Zukünftige hübsch sei, welche Farbe ihre Haare, welchen Glanz ihre Augen haben. Und während dieser ganzen Zeit des Verlobtseins folgt ein üppiges Mahl dem andern, wo der sonst so frugale Araber unglaubliche Quantitäten Kuskus und ganze Hammelkeulen verzehrt — Mahlzeiten, die sich durch jenes eigentümliche Geräusch kund geben, welches unter zivilisierten Völkern verpönt, hier als ein Zeichen der Behaglichkeit und des Wohlseins von jedem Gastgeber gerne gehört wird. So geht es fort bis zum Hochzeitstage, wo unter dem Geknatter der Flintenschüsse und den seltsamen Rufen der Frauen die Braut endlich ihrem Herrn übergeben wird.

Der folgende Tag erscheint und alles ist zu Ende. Fatma ist im neuen Zelt mit ihrer neuen Familie. Jetzt beginnt die glücklichste Zeit ihres Lebens. Ungeachtet der anstrengenden Arbeit, ungeachtet aller Gesetze und Bestimmungen, und da Fatma schön ist, beherrscht sie diese wollüstigen Männer durch ihre Schönheit. Das Sprichwort schon sagt: „Lasttier am Tage, Königin bei Nacht". Dies ist auch die Zeit, wo sie Stunden vor ihrem Spiegel zubringt, sich kämmt und sich schmückt. Allein nur zu bald drückt sie die Einseitigkeit des Lebens zu sehr; je mehr sie sich Sklavin weiß, desto mehr träumt sie von Liebesabenteuern. Da, eines Tages als sie zum Brunnen gieng, begegnete ihr Mansur, der ihr einen seltsamen Blick zuwarf und bedeutungsvoll mit der Hand sein Kinn berührte. Fatma zitterte, denn sie verstand nur zu gut, was jenes Zeichen sagen wollte. — Sollte er es wagen, selbst zu kommen? Mit Angst und Bangen horcht sie nach jedem Geräusch. Ihr Gatte an ihrer Seite ist soeben eingeschlafen und sein Gewehr liegt zur Hand. Sie hört seine regelmäßigen Atemzüge. Sie fühlt den Griff des Dolches, den er an seiner Seite trägt; sie weiß, daß beim geringsten Argwohn er sie erbarmungslos niederstechen würde. Plötzlich glaubt sie ein leises Geräusch zu vernehmen, und doch bellen die Hunde nicht. Sie drückt ihr Ohr auf den Erdboden und erhebt sich mit Entsetzen. Die alte trockene Dornenhecke, welche das Zelt umgiebt, hat sich soeben bewegt; die Zweige werden vorsichtig auseinander gebogen, ein Kopf zuerst, sodann ein Körper erscheint. Es ist Mansur .... Mansur, der, einen Dolch zwischen den Zähnen und das Gewehr in der Hand, sich auf dem Bauche fortschiebend, vollständig nackt ist, da er weiß, daß kein Hund einen nackten Menschen anbellt. „Schweig, oder du bist des Todes!" murmelt Mansur. Und hier, an dieser Stelle, zwischen diesen Gewehren und diesen Dolchen, zwischen den Drohungen des Geliebten und dem schrecklichen Erwachen des Ehemannes, giebt sich die erschrockene und halb leblose Fatma dem Mansur hin. Von diesem Augenblicke an gehört sie ihm. Sie ist es, welche die Zusammenkünfte giebt; sie wird eifersüchtig sogar ihr Eigentum zu bewachen suchen, indem sie zu Vertrauten ihrer Liebe alte Verwandte und Kupplerinnen macht. Später nach Mansur wird es A sein; nach A kommt B u. s. w. Liebt sie wirklich irgend einen von allen diesen Männern? Keineswegs — es geschieht einzig und allein, um die schreckliche Einseitigkeit ihres Lebens zu brechen und ihre Zeit nicht unbenutzt zu lassen; sie weiß zu gut, daß sie nur noch einige kurze Jahre vor sich hat, daß sie mit zwanzig Jahren ausgelebt hat und daß es heißt: „Genieße, so lange du kannst." — Glücklicherweise ist Fatmas Gemahl ebenso leichtgläubig wie eifersüchtig; kommt er nach langer Abwesenheit zurück, und findet ein etwa unerwartetes Kind vor, so sagt sie ihm sehr ruhig: „Sei still, mein Freund. Es ist dies ein Kind, das in meinem Leibe seit deiner Abreise schlief. Ich wollte es nicht wecken, bevor ich deiner Rückkehr gewiß war." „Gelobt sei Allah!" antwortet der Mann.

Digitized by Google

und erzählt sofort sein vermeintes Glück seinen Nachbarn. Man beglückwünscht ihn; denn es ist eine Art Glaubenssatz, daß das Kind, im Mutterleibe in eine Art von Schlaf verfallen, darin willkürlich zurückbehalten werden kann. Da nun, je nach der Notwendigkeit des Sachverhältnisses, die Zeit beliebig angegeben werden kann, so ist es erklärlich, welchen großen Dienst dieser Glaube den arabischen Frauen leisten kann. Ungeachtet dessen wird doch bald Fatma, der die Hausarbeiten anfangen sehr lästig zu werden, ihrem Gatten eines Tages die Frage vorlegen: „Hast du nicht die Absicht, dir eine andere Frau anzuschaffen?" Sie ist nicht mehr auf ihren Mann eifersüchtig; sie verlangt eine Leidensgefährtin, die ihr nicht sowohl bei der Arbeit, als ihr vielmehr die Zeit hinbringen hilft. Sie wird diese zweite Heirat mit eben demselben Interesse verfolgen, wie ihre eigene; sie hilft die Augen und die Nägel der neuen Frau anmalen; sie wird mit den übrigen Frauen in die bekannten Jubeltöne ausbrechen und der neu Angekommenen die Geheimnisse des Zeltes klar legen. Und so geht es fort, bis auch Fatma so tief gesunken, daß sie den hübschesten Liebhaber wegen einer Hammelkeule an der Nase herumführt, und das Leben eines Menschen für einen Schmuck von fünf Franken bereitwillig opfert. Endlich kommt das zwanzigste Lebensjahr; sie ist alt. Es beginnt auch für sie jene Leidenszeit der arabischen Frau: ein verächtliches Geschöpf zu sein, manchmal Kupplerin, ein bißchen Hexe, aber stets unendlich verlassen und gemieden. Verachtet von dem einen, zurückgestoßen von dem andern, bleibt ihr einziger Schutz die Nähe der kleinen Kinder, die sie beaufsichtigt, und die der jungen Frauen, deren Liebesabenteuer sie vermittelt. Und so kommt der Tag, wo man die schöne Fatma, jene Fatma, für die so mancher sein Leben gewagt, wie einen Hund in einer Ecke des Zeltes gekauert, mit ihren langen ungekämmten Haaren und in einige Lumpen gehüllt, die Reste der Reste gierig annagend antrifft. Derselbe Mann, der sie anbetete, würdigt sie keines Blickes mehr, und scheu verkriecht sie sich vor den Augen ihres Ehegemahls, der sie nur noch aus Gewohnheit beherbergt. Dies ist das Leben der arabischen Frau. (Adolf von Conring, Marokko, das Land und die Leute. Berlin 1880. 8°. S. 294—302.)

Die geschilderte Ausnahmsstellung des Familienoberhauptes zog natürlich gar bald auch eine Erweiterung des kleinen Familienkreises nach sich. Die Autokratie des Vaters dehnte sich unwillkürlich auch über andere als die nächsten Familienglieder, über Schwiegersöhne, Enkel, Schwäger aus. Sein Zelt wurde der Mittelpunkt eines ganzen Kreises von Zelten, des Duar. Es bildete sich die Sippe; das Familienoberhaupt wurde sozusagen Geschlechtssenior, „Scheich". Von der Sippe aber war nur ein Schritt bis zum Stamme (ursprünglich „Ul", später mit der Präposition „ad" oder „ed", die notwendig ist, wenn der Name des Stammes beigefügt werden soll, z. B. Ul ad Nail, in ein Wort verschmolzen, Ulad). Denn wenn auch das vagierende Weiden der Herden ein Zusammenleben größerer Menschenmassen verbot, so mußte doch auch wieder eine erfolgreiche Abwehr von Feinden und Gefahren eine gewisse größere Vereinigung wünschenswert erscheinen lassen. Solche Stämme zählten oft nur 5—600 Köpfe, wuchsen aber in einzelnen Fällen selbst bis auf 40 000 an. Immer aber blieb der patriarchalische Charakter dem Ganzen gewahrt. Der Stamm war im Grunde eben nur eine erweiterte Familie, der Häuptling („Kaid") nur ein einflußreicherer Vater. Ja, so wenig war auch jetzt noch das Volksbewußtsein ausgeprägt, daß die zahlreichen Kriege eines Stammes gegen einen anderen nicht als Bürgerkriege betrachtet und dementsprechend beklagt, sondern wie Feldzüge gegen Fremde angesehen, resp. in Liedern gefeiert wurden.

Mit dem patriarchalischen Charakter war, wie leicht ersichtlich, dem Arabertum auch ein gewisser aristokratischer Zug aufgeprägt. Sein Grundtypus, die Familie mit der hausherrlichen Despotie, eine absolute Monarchie von reinstem Wasser, war ja doch auch das vollkommenste Gegenteil einer Republik,

Digitized by Google

die naturgegebene Stellung des Hausvaters, der gegenüber es keine Gleichberechtigung, kein Parvenütum, keine erworbenen Rechte gab, ein rechter Geburts- und Erbadel. Kein Wunder, daß auf einem so vorbereiteten Boden die Adelsidee besonders gedieh. In der That, kaum ein anderes Volk kann sich eines solchen Adelskultus rühmen, als das arabische. Fest glaubt jedermann an die Macht des Blutes, an die Kraft der Rasse. „Nimm einen Dornbusch," pflegte der berühmte Emir Abd el Kader zu sagen, „und begieße ihn ein Jahr lang mit Rosenwasser, er wird nichts als Dornen geben; nimm einen Dattelbaum, laß ihn ohne Wasser, ohne Pflege; und er wird dennoch Datteln hervorbringen." Dem Araber ist der Adel dieser Dattelbaum, niemand denkt daran, sich gegen diese Meinung aufzulehnen, die man im Gegenteil mit friedfertiger Ergebenheit hinnimmt. „Der Kopf ist der Kopf, der Schwanz ist der Schwanz," sagt auch der geringste der arabischen Hirten, und keine Seele martert sich mit Auffindung der Mittel ab, wie sich diese Ordnung der Dinge abändern ließe. Charakteristisch genug erbt in seinen Augen selbst die Autorität auf einem Gebiete fort, auf welchem sie sonst in der ganzen Welt wohl nur erworben werden kann, auf dem religiösen. Die Nachkommen eines „Heiligen" (Marabut) behalten bis in die spätesten Geschlechter hinein das höchste Ansehen, auch wenn sie selbst alles Heilige längst verloren hätten. Daneben existiert noch ein militärischer Adel („Dschaud", Sing.: „Dschied", zweisilbig zu sprechen), die Ablömmlinge alter, durch Waffenthaten berühmt gewordener Geschlechter, namentlich der „Mehhal", der Kampfgenossen Muhammeds, umfassend, denen noch heute die Anführung in Kriegsfällen zufällt; — und endlich der eigentliche Geschlechtsadel, der allein denjenigen, „Scheriff" genannten Volksgenossen eignet, welche von Fatma Zohra, der Tochter des Propheten, und von Sidi Ali Abi Taleb, seinem Oheim, abstammen. Außerdem giebt es bekanntlich unter den Arabern selbst einen Pferde- und Hundeadel, indem auch hier die Stammbäume verfolgt und unter Umständen bis auf die Pferde und Hunde des Propheten zurückgeführt werden.

Die antike Poesie hat häufig die Menge von Klienten beschrieben, welche in Rom die Säulenhallen der patrizischen Paläste überschwemmten. Bei den Arabern ist ein großes Zelt in der Wüste dasselbe, was die prunkvollen Wohnungen der altrömischen Großen waren. Gravitätisch auf einem Teppiche sitzend, mit jener würdevollen Haltung, welche das Geheimnis der Orientalen ist, empfängt der Häuptling des Stammes der Reihe nach alle diejenigen, welche seinen Machtspruch anrufen. Seine vornehmste Tugend ist die Geduld. Der Mann, der mit all den verschiedensten Beschwerden bestürmt wird, leiht jedem einzelnen ein aufmerksames Ohr. Er bemüht sich, die Schäden aller Art zu heilen, die man vor ihm aufdeckt. Bei diesen Verhandlungen bietet er die ganze Intelligenz seines Geistes und die ganze Willenskraft auf, womit er begabt ist. Den einen giebt er Befehle, den anderen Ratschläge. Keinem einzigen verweigert er seine Einsicht oder seinen Beistand. Dabei muß er aber Edelmut mit der Weisheit vereinigen, sowie die etwas prunkvolle, aber edle Mildthätigkeit, wozu das muselmännische Gesetz alle Gläubigen verpflichtet, unaufhörlich üben. Sein Zelt muß die Zufluchtsstätte der Unglücklichen sein, niemand darf in seiner Nähe verhungern. Gewinnsucht muß seiner Seele frei bleiben. Niemals füllen auch Würfel oder Karten die müßigen Stunden im Zelte aus. Der arabische Edle kann ebensowenig spielen, wie auf Wucher leihen. Gleichwohl wird der Reichtum keineswegs etwa verachtet. Er ist im Gegenteil, wie überall, eine der unerläßlichsten Bedingungen der Macht; aber es kommt weniger darauf an, durch Fleiß, als durch seinen Arm sich zu bereichern. Hat ein Krieger eine Anzahl von Razzien (Raubzüge) gemacht, die ihm zugleich Geld und Ruhm erwarben, so nennt man ihn „Ben Derau", d. h.

Digitized by Google

„Sohn seines Armes", und er kann nach den ersten Würden seines Stammes streben. Der arabische Häuptling muß der Tapferste der Bewaffneten sein. Sein Einfluß wäre auf immer verloren, wenn man sein Herz einer Schwäche bezichtigen könnte, und die Araber wissen die Wirklichkeit zu würdigen, nicht den Schein. Sie bewundern eine Seele von starkem Gepräge, nicht aber etwa bloß eine athletische Gestalt. Was sie schätzen, ist Raschheit, Gewandtheit und Tapferkeit. Trotzdem haben sie vom Mute ganz andere Ideen, als wir. Für sie ist es durchaus keine Feigheit, sich vor einer Ueberzahl zurückzuziehen und sogar vor einem schwächeren Feinde zu fliehen, wenn sie kein Interesse dabei haben, zu siegen; sie wollen nur, daß ihre Kämpfe so viel als möglich ein praktisch nützliches Ziel haben. Voll von Feuereifer, wenn das Glück auf ihrer Seite ist, zerstreuen sie sich und verschwinden, sobald es ihnen untreu wird. Ihre Achtung für den Mut geht nicht so weit, daß sie maßlose Strenge gegen diejenigen übten, denen diese Tugend mangelt. Niemals wird natürlich ein Feigling Würden in seinem Stamme erlangen, aber er wird auch nicht Gegenstand der Verachtung. „Gott hat nicht gewollt, daß er tapfer sei; man muß ihn beklagen, aber nicht tadeln," sagen sie. Gleichwohl verlangt man von ihm, daß er seine Schwachherzigkeit durch die Klugheit seiner Ratschläge und durch beständige Freigebigkeit wett zu machen suche. Prahlerei wird mit größerer Verachtung behandelt, als Furcht. „Wenn du sagst, daß der Löwe ein Esel sei, so gehe hin und lege ihm ein Halfter auf", lautet ein orientalisches Sprichwort, das häufig Anwendung findet. Zweikämpfe sind bei ihnen etwas durchaus Unbekanntes. Wer beleidigt ist, rächt sich durch Mord, den er oft durch gedungene Schergen vollstrecken läßt; wenn man indes mehr auf des Beleidigers Geld, als auf sein Leben erpicht ist, so erlauert man eine Gelegenheit, persönlich über ihn herzufallen. Man tötet ihn oder wird von ihm getötet; wenn man unterliegt, so vermacht man häufig einem anderen die Blutrache, denn wenn dieselbe auch nicht unter dem Schutze des Zweikampfes steht, ist sie nichtsdestoweniger sehr üblich bei den Arabern und geht häufig von Geschlecht auf Geschlecht über. Die Blutrache ist entweder persönlich oder allgemein, je nachdem die verletzten Interessen persönliche oder allgemeine sind. Wenn aus irgend einer Ursache der Angehörige eines Stammes von der Hand des Häuptlings oder auch nur eines untergeordneten Mitgliedes eines Nachbarstammes gefallen ist, so kann der Mörder durch Bezahlung des „Dia" (des Blutpreises) an die Erben des Opfers den Streit gesetzlich für immer schlichten.

Wir haben flüchtig und in großen Zügen den Charakter des arabischen Wüstenadels skizziert; versuchen wir jetzt, das eigentliche Leben eines Edelmannes in einigen seiner feierlichsten Augenblicke darzustellen. Am Tage, wo in einem großen Zelte ein Knabe zur Welt kommt, herrscht unermeßlicher Jubel. Alles kommt zum Vater des Neugeborenen und spricht zu ihm: „Möge dein Sohn glücklich sein." Während die Männer sich um den Vater drängen, empfängt die Mutter Besuche von den Frauen des Stammes. Männer und Weiber haben die Hände voll von Geschenken, und diese Gaben sind den Glücksumständen angemessen. Der Empfänger aller dieser Beweise von Zuneigung und Ehrerbietung ist dagegen verpflichtet, großartige Gastfreundschaft zu üben. Manchmal währt die festliche Bewirtung seiner Gäste zwanzig Tage lang. Sobald das Kind sich hinreichend entwickelt hat, erhält es Unterricht im Lesen und Schreiben, was eine Neuerung bei den nordafrikanischen Dschuad ist. Früher beschäftigte sich der Marabut allein mit der Pflege der Wissenschaft. Der Mann des Degens verachtete alles Wissen; aber seitdem die Araber selbst bei dem geringsten der französischen Soldaten Kenntnisse bemerkt haben, die seine Tapferkeit unangetastet lassen, sind sie zu einer anderen Ansicht gekommen. „Früher," sagen sie, „konnten wir in Unwissenheit leben, denn Ruhe und Glück wohnten unter uns; aber in den unruhevollen Zeiten, die wir nunmehr durchzumachen haben, muß die Wissenschaft uns zu Hilfe kommen." Ueber jenem Unterricht werden in der arabischen Erziehung indes die Reitübungen und die Handhabung der Waffen keineswegs vernachlässigt. Sobald ein Junge sich auf einem Renner halten kann, läßt man ihn zuerst auf Füllen, dann auf ausgewachsenen Pferden reiten. Wenn er sich weiter entwickelt, führt man ihn auf die Jagd, läßt ihn auf die Scheibe schießen, lehrt ihn seine Lanze dem Eber in die Seite bohren. Wenn er sechzehn oder achtzehn Jahre alt wird, wenn er den Koran kennt und zum Fasten fähig ist, verheiratet man ihn.

Bis zu diesem Zeitpunkte hat die väterliche Zärtlichkeit mit einer Aufmerksamkeit, die sich keinen Augenblick verleugnet, über die Reinheit seiner Sitten gewacht. Man hat ihn niemals allein gelassen, ein Lehrer oder Diener hat stets seine Schritte begleitet. Er muß derjenigen, die man ihm zur Gefährtin giebt, mit kräftigem Körper und reiner

Digitized by Google

Seele entgegentreten. Man wählt ihm ein junges Mädchen von gleichfalls adliger Geburt, von unbeflecktem Rufe und womöglich von großer Schönheit. Die Hochzeitsfeierlichkeiten währen oft drei Tage und drei Nächte. Sie beginnen von neuem, so oft der Gatte eine neue Frau nimmt. Das Gesetz gestattet einem arabischen Häuptling, vier Frauen zugleich zu haben, aber diese Zahl genügt diesen beweglichen, flatterhaften Naturen nicht, so daß ihnen die Scheidung zu Hilfe kommen muß. Man nennt manchen Araberhäuptling, der zwölf oder fünfzehn rechtmäßige Frauen gehabt hat.

Unmittelbar nach seiner Verheiratung tritt der Edelmann der Wüste in ein neues Leben, in eine Sphäre persönlicher Thätigkeit. Er ist selbständig, jedoch nicht vollständig, wenn er nicht Oberhaupt des Zeltes, wenn er nicht Herr seines Vermögens ist, wenn sein Vater noch lebt. Gleichwohl wird er selbst unter diesen Umständen fortan in seinem Stamme als Mann des Armes und des Rates mitzählen, und er wird durch Erfahrung die Erziehung zu einem großen Herrn vollenden, welche ihm bisher durch die Gewohnheit guter Beispiele und guter Ratschläge nur flüchtig zu teil geworden war. Er hat bereits seine Klienten, seine Pferde, seine „Slugi" (Windhunde), seine Falken, seine ganze Kriegs- und Jagdausrüstung. Seine Klienten sind die jungen Leute seines Alters, seine zukünftigen Höflinge; seine Pferde sind unter denjenigen ausgewählt, welche für glückbringend gelten und von der echtesten Abstammung sind; seine Slugi hat er selbst mit in Milch zerstoßenen Datteln, mit dem Kuskus seiner Mahlzeiten herangefüttert; er hat sie selbst dressiert, und während die gemeinen Hunde des Stammes bei Nacht die Hyänen und Schakale anbellen, liegen die Slugi zu seinen Füßen unter dem Zelt und sogar auf seiner Lagerstätte; seine Falken sind unter seinen Augen von seinem Falkenmeister großgezogen worden, und er selbst hat sich's angelegen sein lassen, sie an seinen Befehl zum Aufsteigen und Zurückkommen zu gewöhnen. Unter seinen Kriegs- und Jagdgerätschaften befinden sich eine Menge Flinten von Tunis und Algier, damasziert und mit silbernen Zieraten geschmückt, die Schäfte mit Perlmutter oder Korallen eingelegt, Säbel von Fes mit ziselierten silbernen Scheiden, Sättel mit Samt- oder Saffianüberzügen und mit Gold und Seide gestickt. Zur Vervollständigung seines Aufzuges nennen wir noch die Säbeltasche, die mit einem Pantherfell geschmückt ist, die versilberten und mit Korallen eingelegten Sporen, den „Medol", einen hohen und breiten Strohhut mit einem Busch von Straußenfedern, die Patrontasche aus Saffian, gestickt mit Seide, Gold und Silber.

Araberscheich.

In diesem jugendlichen Alter geht der arabische Edelmann meist nur seinem Vergnügen nach. Man sieht ihn zu Pferd, gefolgt von seinen Freunden und einigen Dienern, die auf Kamelen reiten und seine Windhunde an der Koppel halten oder sie sogar

Digitized by Google

vor sich hertragen, nach den fernen Weiden ziehen, um seine Herden zu besuchen; dies giebt dann wohl auch die Gelegenheit zu einer Jagd auf Strauße oder Gazellen, je nach dem Terrain und der Jahreszeit. Eines Tages aber, wenn sein Vater sein irdisches Dasein beschlossen hat, gehört ihm das große Zelt mit all seinen Luxusmöbeln, Teppichen, Ruhekissen, Juwelenbeuteln, silbernen Tassen, Jagd-, Kriegs- und Mundvorräten für die ganze Familie, welche nebst den Dienern 25—30 Köpfe ausmacht. Ihm gehören dann ferner die edlen Rosse, die im Angesichte des großen Zeltes mit Spannstricken umhergehen, die acht oder zehn Neger und Negerinnen des Vaters, seine Niederlagen von Korn, Gerste, Datteln und Honig, die man klüglich zum Schutze vor einem Handstreich in ein „Ksor" (Dorf) gebracht hat, seine 8000 oder 10,000 Schafe, seine 500 oder 600 Kamele, die unter Obhut der mit ihnen umherirrenden Hirten weithin auf den Weiden zerstreut sind. Sein Vermögen kann dann wohl auf 80,000—100,000 Mark geschätzt werden.

Mit zunehmendem Alter bekommt der Araber immer mehr Gravität. Jedes weiße Haar seines Bartes führt ihn auf ernstere Gedanken; er besucht jetzt lieber die Diener Allahs und zeigt sich freigebiger gegen sie; er ist religiöser, man sieht ihn weniger oft auf der Jagd, bei den Hochzeiten u. s. w. Seine Geschäfte als Häuptling lassen ihm überdies weniger freie Zeit: er muß Rechtspflege üben, sein Vermögen vermehren, seine Kinder erziehen, für Bündnisse sorgen. Gleichwohl ist der ritterliche Geist seiner Jugend nicht in ihm erloschen, sondern schlummert nur; ist seinem Stamme ein Schimpf widerfahren, so wird er nicht unter dem Zelte bleiben, sondern es als ein Glück schätzen, als Mann im Kampfe zu sterben. Gewisse große Familien rühmen sich laut, daß, soweit die Erinnerung zurückreiche, kein einziger ihrer Ahnen im Zelte gestorben sei. Immer aber stirbt der edle Araber unter der Bezeugung seines unerschütterlichen Glaubens an den alleinigen Gott, und niemals auch fehlt der menschliche Pomp bei der Bestattung des Edelmannes der Wüste, zumal wenn derselbe im Kampfe für seinen Stamm den Tod der Ehre gefunden hat.

Eine Aufzählung der über Nordafrika zerstreuten Araberstämme liegt nicht in unserem Plane; wir begnügen uns bloß einige der wichtigsten namhaft zu machen. Dahin rechnen wir in Marokko die ob ihrer Räubereien berüchtigten Beni Hassen; sie sind der unruhigste, kühnste, flinkste, diebischeste Stamm des Sebuthales. Schon von Jugend auf werden sie im Räuberhandwerk abgerichtet, und die Väter nehmen keinen Anstand zu erklären, daß ein Junge von acht Jahren wenig, ein zwölfjähriger schon mehr und einer von sechzehn Jahren viel einbringe. Auch herrscht unter ihnen gewissermaßen das Prinzip der Arbeitsteilung, denn es giebt eigene Getreidediebe, Rinderdiebe, Pferdediebe, dann Marktdiebe, Straßenräuber und endlich Duarplünderer. Letztere sind die häufigsten; sie schleichen sich in die Duar meist ganz nackt ein, weil die Hunde nackte Leute nicht anbellen, ferner den ganzen Leib mit Seife bestrichen, damit sie leichter aus den Händen ihrer Gegner entschlüpfen können, falls sie ergriffen werden. Eine andere Eigentümlichkeit zeigt der marokkanische Stamm der Sidi Hassen; das Land, das er bewohnt, bildet nämlich eine Art Militärkolonie, wo der Grund und Boden unter einer großen Anzahl Soldatenfamilien verteilt ist; in jeder dieser Familien ist der Kriegsdienst für die männlichen Kinder obligatorisch, d. h. jeder Sohn ist sozusagen von Geburt an Soldat; bevor er noch die Waffen zu tragen vermag, bezieht er schon eine Löhnung. Auch sind diese Soldatenfamilien von allen Steuern befreit und ist ihr Eigentum unveräußerlich, solange der Mannesstamm einer solchen fortbesteht. Auf diese Weise bilden dieselben eine reguläre, disziplinierte und verläßliche Miliz, mit deren Hilfe die Regierung getrost jede beliebige aufständische Provinz nach dem Landesausdruck „aufzehren" kann; man könnte sie ebensogut als eine Miliz von Steuereintreibern bezeichnen.

Digitized by Google

Sehr reich an Araberstämmen ist Algerien. Da sind in der Provinz Algier und zwar im Tell: die Attaf, die Kserr, die Khrurden, die Sbeah, die Arib, die Beni Dschaad, die Beni Sliman, die Beni Khrelifa, die Khraschna, die Beni Mussa, die Beni Hassen, die Moktar und die Stämme der Titri; in der Sahara: die Zenakra, die Scharb, die Rahman, die Nail Rharaba, die Larba und die Arazlia. In der Provinz Konstantine, im Tell: die Hanenscha, die Nemenscha, die Haracta, die Si Jahera ben Taleb, die Sellaua, die Senja, die Telarrma, die Ulad abd el Nur, die Elma, die Amer Rharaba, die Selem, die Sultan und die Ulad abi ben Sabor; in der Sahara: die Nail Scheraga, die Rhaman, die Zekri, die Mulat und die Sarah. In der Provinz Oran, im Tell: die Flita, die Haschem, die Sbama, die Stämme der Jacubra, die Dschafra, die Beni Amer und die Rhossel; in der Sahara: die Stämme des Dschebel Amur, die Harar, die Hamian und die Sidi Scheich.

Unter den hier genannten sind die Uled Sidi Scheich die mächtigsten; sie haben die Grenzgebiete zwischen Marokko und Algerien inne. In anderer Hinsicht bemerkenswert ist der Stamm der Uled Nail, der seine Zelte bei Ba Sada, auf der Steppenebene des Hodna, südlich vom Schott von Saïda hat. Dieser Stamm, sonst von achtungswertem und namentlich gastfreiem Charakter, hat nämlich eigentümliche Begriffe von Sitte und Schicklichkeit. Sobald die Töchter im elterlichen Hause reif geworden, schickt sie der Vater nach der nächsten größeren Stadt, besonders nach Biskra, damit sie dort mit ihren Reizen so viel Geld als möglich verdienen. Die Töchter folgen den väterlichen Weisungen auch redlich und, seltsam genug! erhält diejenige, welche mit Schätzen reich beladen heimkommt, am frühesten einen Mann, und zwar nicht der Schätze wegen, die ja dem Vater gehören, sondern wegen des Anwertes, den sie in der Fremde gefunden. Diese Nailijah, wie man sie nach ihrer Stammesangehörigkeit kurzweg benennt, treten in den Kaffeehäusern Biskras als Tänzerinnen auf, wobei sie übrigens höchst anständig gekleidet sind und sich im Grunde nur durch den massenhaften Schmuck auszeichnen, den sie zur Schau tragen. Dicke goldene und silberne Ketten zieren ihren Hals, dünne Spangen, vielfach mit Schellen und Glöckchen versehen, legen sich um Handgelenke und die Knöchel der Füße, und durch das Klappern mit diesen Schellen pflegen diese Mädchen, während sie bei Tage vor den Häusern liegen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Solche Tänzerinnen („Almeh") kommen auch in Ortschaften vor, wo keine Europäer ansässig sind und haben schon in grauester Vorzeit bei den Aegyptern existiert, wo sie auch heute noch gefunden werden. (Schwarz, Algerien, S. 228 u. 230.) Ueberhaupt wäre es ein Irrtum zu glauben, daß den arabischen Nomaden die Prostitution fremd sei. Zwar trifft man selbst in den großen Volkszentren Nordafrikas sehr selten öffentliche Häuser und von allen marokkanischen Städten hat nur Mikenes solche; wer aber tiefer ins muhammedanische Leben eingeweiht ist, sieht mit Entsetzen, daß die Hälfte der unverheirateten Weiber sich prostituiert. Durch die Leichtigkeit nämlich, mit der sich der Muselman unter dem nichtigsten Vorwande von seiner Frau scheiden kann, giebt es in jedem Dorfe, so klein es auch sein mag, eine große Anzahl von „Hadschela" (Witwen) oder geschiedenen Weibern, die sich ohne Scheu jedem preisgeben. (Rohlfs, Reise durch Marokko, S. 197.)

In Tunesien sind die Hamama nebst den Urgema im Biled-ul-Dscherid die gefürchtetsten Nomaden. Die Hamama besitzen zahlreiche große Herden, die den Bewohnern von Gafsa massenhaftes Rohmaterial zur Verarbeitung liefern; außerdem beziehen sie von Gafsa ihren Bedarf an Waffen, Munition, Kleidungsstücken und Gerätschaften, sofern sie nicht denselben von Karawanen rauben können, denn sie sind arge Räuber, leben aber mit den Bewohnern des Dscherid

Digitized by Google

gewöhnlich im Frieden. Ganz im Osten, auf dem Hochlande von Barka nomadisieren die Suyaaraber, etwa 5000 Köpfe stark, welche alljährlich im Juli zur Zeit der Dattelernte nach der Oase Kufara ziehen. Die Suya, die im Winter an der Großen Syrte und im südlichen Barka teils Feldbau treiben, teils mit ihren Herden als Nomaden umherziehen, verbringen den Hochsommer in Kufara und lagern daselbst, nach ihren einzelnen Rotten verteilt, an bestimmten Stellen in Gruppen von 50—80 streitbaren Männern, ohne eigentliche Zeltlager, indem sie große Palmenbüsche (Stammgruppen boskettartig von vielen Wurzelsprossen umgeben) zu ihrem Quartier, „Hausch" genannt, erwählen.

Was das Aeußere des Arabers betrifft, so hat er helle Haut, schwarze Haupt- und Barthaare, dünne Lippen, gebogene Nase, schwarze, lebhafte Augen, eine zurücktretende Stirn, ovales Gesicht und hohe, schlanke aber kräftige Gestalt. Die Weiber sind infolge des Haremslebens und ihrer elenden Lage körperlich zurückgeblieben. Die Tracht des Mannes ist der weite, wollene, meist weiße, ärmellose Mantel, der „Burnus" und der „Hark" (letzterer von geringerer Qualität). Ueber den glattrasierten Kopf, der stets bedeckt ist, wird häufig zuerst ein kleines, gestricktes Mützchen, das etwa einem Kinderhäubchen ähnelt, gezogen und darüber dann der Turban gelegt. Was die Frauen anlangt, so ist die bekannte Verhüllung derselben nicht überall durchgeführt. Dieselbe wird vielmehr bei den Mauren oder da gefunden, wo eine häufige Berührung mit Europäern stattfindet, und scheint, obwohl ursprünglich jedenfalls aus Rücksicht auf die sengende Sonnenhitze hervorgegangen (bei den Tuarik verhüllen sich, wie wir sahen, selbst die Männer), doch jetzt zumeist nur von der Eifersucht diktiert zu werden. Schließlich sei noch auf die große Aehnlichkeit des Charakters zwischen Araber und Israeliten hingewiesen, welche das beste Zeugnis des gemeinsamen semitischen Ursprungs ist. Zwar ist das jüdische Element im allgemeinen etwas weicher, schmieg- und biegsamer, mutloser und scheuer als das arabische — ein Unterschied, wie er ja auch unter leiblichen Brüdern nicht selten ist — sonst aber teilen sie fast alle Vorzüge und Mängel. Beide kennzeichnet zäheste Energie, außerordentliche Opferfähigkeit beim Streben nach einem Ziele, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, glühende Phantasie, schwärmerischer Hang mit Neigung zu Fanatismus und Intoleranz, hochpoetische Anlage neben der Fähigkeit, die lebhafteste Empfindung hinter der Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen, Abneigung vor den Geschäften der Industrie (die algerischen Beduinen verfertigen höchstens Sättel, Geschirre und Zaumzeug oder — was die Weiber betrifft — Gewebe) und des Ackerbaues, und dagegen Neigung und größte Befähigung zum Handel, sowie zu den Naturwissenschaften, Eitelkeit, Hochmut, eine gewisse Grausamkeit und Härte, höchste Sinnlichkeit und nicht am wenigsten Geiz. Dagegen hat der Araber keinen Zahlensinn; es ist ganz merkwürdig, wie unentwickelt die Zahlenapperception dieser Leute ist. Sie haben absolut nicht, was man „Augenmaß" nennt. Es passiert einem häufig, daß man einen alten Kerl um sein Alter fragt, und erstaunen muß, wenn man seine Antwort mit dem grauen Bart vergleicht, der seinen einzigen Stolz bildet. Wenn man während einer Reise einen vorüberziehenden Araber nach der Entfernung eines

Digitized by Google

bestimmten Ortes fragt, so antwortet er zuweilen: „Sechs Stunden", während man recht bald gewahr wird, daß man nach Ablauf einer unvergleichlich kürzeren Frist an dem in Rede stehenden Platze eingetroffen ist. Diese Eigentümlichkeit der geistigen Anlage der Araber erklärt viele ihrer auffallendsten Eigenschaften im geschäftlichen Leben und gesellschaftlichen Verkehr; ja sogar mancher Punkt ihrer Sprache gewinnt nach Berücksichtigung dieser Eigentümlichkeit an Beleuchtung.

Ueberall in Nordafrika giebt es Juden, „Jhudi" genannt, und zwar nicht bloß an den Küstenplätzen und in den Städten, sondern auch im Großen Atlas und in den Oasen der Wüste Sahara, sowie unter den arabischen Beduinen des tunesischen Biled ul Dscherid. Rohlfs glaubt nicht, daß diese Juden, wie einige wollen, Abkömmlinge der Ureinwohner, also Berber ihrer Herkunft nach sind. Sie zeichnen sich durch andern Körperbau, andere Gesichtsbildung und Sitten aus, sind unzweifelhafte Semiten. Im allgemeinen sind die Juden schöner und kräftiger als die Araber, aber der entsetzliche Schmutz, den sie zur Schau tragen, ihre nachlässige und armselige Kleidung entstellen sie über Gebühr. Die wohlbekannte Physiognomie der Hebräer tritt übrigens nicht so sehr hervor, wie bei ihren europäischen Brüdern; die Nase ist nicht so markiert und ebenso all die andern Kennzeichen. Sie sind alle hoch und gut gewachsen sowie, namentlich die Frauen, sehr schön; diese müssen dafür aber auch oft genug, sind sie in der Nähe eines Großen und Vornehmen, in dessen Harem wandern.

In Marokko, wo man sie ohne Uebertreibung auf 200,000 Köpfe schätzen darf, datieren die ersten und ältesten Juden von einer Einwanderung her, die vor unserer Zeitrechnung aus Palästina stattfand. Diese Juden sprechen berberisch, und leben von der marokkanischen Regierung ganz unabhängig, wenigstens ebenso unabhängig wie die Berber. Sie leisten wohl einem Berberscheich Heerbann und schließen sich ihm an; leben aber auf gleichem Fuße mit den Berbern und tragen ebenso gut Waffen wie sie. Sie sind also die einzigen Juden inmitten muhammedanischer Bevölkerung, welche Waffen tragen. Sie kleiden sich ebenso wie die übrigen Gebirgsbewohner und reden nicht die berberischen Moslemin, wie es sonst für die Juden Marokkos Vorschrift ist, mit „Sidi" (mein Herr) an, sondern mit dem einfachen Namen. Diese Juden sollen nicht die Bücher Mosis besitzen, keine Nachricht von der Existenz Christi haben und auch nicht in die babylonische Gefangenschaft gegangen, sondern schon um diese Zeit nach Afrika ausgewandert sein. Auch am Nun soll es Berber geben, die sich zur jüdischen Religion bekennen oder Juden, die berberisch reden. Ferner giebt es Juden, welche gleich mit den Arabern oder unmittelbar nach der muhammedanischen Invasion nach Marokko gekommen sind, die sich in Uojda, Tesa, Fez, Tafilet, Figig, Draa und anderen Orten aufhalten. Sie reden alle arabisch, aber sie bedienen sich zum Schreiben der hebräischen Lettern. Aber nirgends scheint der Jude die Landessprache erlernen zu können. Wir wissen, daß der Jude in Deutschland gleich an seiner lispelnden Sprache zu erkennen ist, ebenso die Juden aller europäischen Länder, die stets die Sprache des Landes anders sprechen als die christlichen Bewohner. So auch in Nordafrika. Selbst wenn nicht durch Tracht und Physiognomie verschieden von dem Araber, würde man unter Hunderten den Juden gleich an der Sprache herauskennen. Nichts lächerlicher als einen Juden arabisch schmunzeln zu hören, und die unter den Berbern ansässigen Israeliten, die berberisch sprechen, schmunzeln das Tamasirht, wie der Jude überhaupt in allen Sprachen schmunzelt. (Rohlfs, Reise in Marokko, S. 84.)

Sodann finden wir bedeutende Judeneinwanderungen 1350 aus den Niederlanden, 1290 und 1403 aus England, 1403 aus Frankreich, 1342 aus Italien und besonders 1492 und 1494 aus Spanien. Diese Juden bewohnen vorzugsweise die Häfen Marokkos; die englischen, französischen und übrigen europäischen Juden sind aber längst von den spanischen absorbiert worden. Alle reden spanisch, die meisten von ihnen auch arabisch.

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15 Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18 Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.

Bd.30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Behmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer. E. L., Eugen Aram.
. 34. Tegnér, Fjalas, Fritjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kultur-historische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wächter, Oskar, Altes Gold in deutschen Sprichwörtern.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.

Bisher erschienen:

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.

Bd. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I—III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. Scott I. Waverley. 1. Band.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
. 259. 260. Cervantes II. Don Quichote. 1. u. 2. Bd.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

42. Lieferung.

Naturgeschichte
des
Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Digitized by Google

Bengalischer Wasserträger.

Digitized by Google

Das der Herrscherin gespendete Geldstück ist der „Ariary", jetzt immer ein französisches Fünffrankenstück, auch „Vola tsi vaky", unzerbrochenes Geld, geheißen, zum Unterschiede von dem in Handel und Wandel üblichen zerschnittenen Gelde. Bei der Darreichung der Münze, die gelegentlich auch wohl Statthaltern und anderen Stellvertretern der Monarchin offeriert wird, äußert man den Wunsch, daß Glück und Segen für die Königin die gebotene Münze begleiten mögen.

Scharlachrot ist auf Madagaskar die königliche Farbe, und bei dem Tode eines Herrschers oder einer Herrscherin wird stets eines der königlichen Gebäude vom Dachfirste bis zum Erdboden über und über scharlachrot bekleidet. Sowie das Volk, wenn auch in der Entfernung, den königlichen roten Sonnenschirm erblickt, verneigt es sich gegen denselben und salutiert auf diese Weise seiner Souveränin. Wer der letzteren selbst aber naht, der streckt beide Hände aus und spricht: „Mögest du ein hohes Alter erreichen, erhabene Herrin, nicht von Krankheit zu leiden haben und so lange leben wie dein Volk." Und wie der gläubige Muselman sich beim Gebete in der Richtung gen Mekka wendet, so kehrt der loyale Madegasse sein Antlitz der Stelle des königlichen Palastes zu, wenn er bei festlicher Gelegenheit auf die Gesundheit des Staatsoberhauptes trinkt. Deshalb gilt es auch für in hohem Grade unschicklich, wenn ein Jäger, wo immer er in Imerina auch sich dem Weidwerke widmen mag, sein Gewehr nach der Himmelsgegend abschießt, in welcher das Residenzschloß gelegen ist. Erscheint dies doch wie eine Bedrohung der im letzteren thronenden Majestät. Die gleiche Ehrfurcht wie seiner Person wird aber auch allen lebendigen und leblosen Dingen und Besitztümern erwiesen, die dem Staatsoberhaupt angehören. Alles weicht respektvoll aus, wenn in den Straßen Antananarivos ein Speerträger vorüberwandelt, der einem Zuge junger Stiere aus den königlichen Ställen oder einer Anzahl von Männern vorausschreitet, welche in großen Krügen der Monarchin frisches Trinkwasser zuführen, und jedermann entblößt das Haupt, bis ihm der königliche Transport aus den Augen schwindet. Sollte jedoch ein armer Hund etwa den Pfad des Zuges kreuzen, so stößt ihn der Speerträger unerbittlich nieder und giebt das bedauernswerte Tier einem qualvollen Tode preis. Ist endlich eines der königlichen Gebäude zu renovieren oder umzugestalten, so schätzen alle Schichten der Gesellschaft, von den obersten bis zu den untersten, es sich zur hohen Ehre, mit ihren Händen an dem Werke mitzuhelfen. Unter den Augen ihrer Königin, die von erhabenem Sitze aus der Szene zuschaut, wetteifern die vornehmsten Beamten in der Arbeit mit ihren Sklaven, schleppen Steine herbei, graben die Erde auf, rammen Pfähle ein und verrichten die gemeinsten Dienste.

Unter den übrigen Sitten der Madegassen nimmt die Blutbruderschaft eine der ersten Stellen ein. Es ist dies ein Bund „auf Leben und Tod", der zwischen zwei Personen dadurch errichtet wird, daß sie gegenseitig ihr Blut trinken und so einer dem andern unverbrüchliche Kameradschaft und Freundschaft geloben. Man nennt diese Zeremonie das „Fato-dra", d. h. durch Blut verbunden, und begegnet ihr fast bei allen Stämmen der Eingebornen. Sie wird derart vollzogen, daß jeder der sich Verbündenden einige der Brust oder der Seite entnommene Tropfen Blut in eine Schale rinnen läßt und diese mit gewissen Ingredienzien vermischt. Hierauf wird das Ganze mit einer Speerspitze umgerührt und von den beiden Genossen gemeinsam getrunken. Bei dem Akte werden zugleich furchtbare Verwünschungen wider denjenigen ausgestoßen, welcher diesem feierlichen Gelöbnisse untreu werden sollte. Um sich die Gunst eines oder des andern mächtigen Häuptlings zu sichern, sind auch wohl Europäer dergleichen Blutbrüderschaften mit Madegassen eingegangen. So wurde der französische Reisende Grandidier ein Blutbruder Zomenas, eines Häuptlings der den Südwesten Madagaskars bewohnenden Tamosy, um dessen seinen Plänen fördersamen Schutz zu gewinnen. In diesem Falle ward das bindende Blut indes nicht den kontrahierenden Parteien selbst, sondern einem zu solchem Zwecke geopferten Ochsen entnommen. „Zomena und ich," erzählt der Franzose, „saßen auf der Ostseite des königlichen Palastes miteinander auf einer neuen Matte. Ein Ochse wurde gebracht und auf den Erdboden niedergeworfen, wo man seine vier Füße zusammenband. Ein Prinz aus der Familie Zafiraminia stach, während er dabei Gebete murmelte, dem Opfer in die Gurgel und fieng das zuerst hervorsprudelnde Blut in einer mit Wasser gefüllten Kalebasse auf. Nachdem er eine Handvoll Salz, eine kleine Menge Ruß und eine Bleikugel hineingethan hatte, stellte er die Flasche vor uns hin. Ich nahm den Ladestock meines Gewehrs, Zomena seinen Speer in die Hand, und wir tauchten dann die Spitzen beider Gegenstände in die geweihte Flüssigkeit. Der erste Häuptling des Dorfes, der währenddem fort und fort unsere Waffen mit einem Stocke

bearbeitete, hielt eine Rede, in welcher er die Pflichten aufzählte, die der Blutbund auflegt, und beschwor auf uns das entsetzlichste Unheil herab, wenn wir jemals eidbrüchig werden sollten. Alsdann füllte Zomena einen hölzernen Becher mit dem heiligen Tranke, führte ihn an meine Lippen und ließ mich seinen Inhalt hinabschlucken. Hierauf klopfte er mir mit dem geleerten Gefäße auf beide Schultern, auf den Rücken und auf die Brust. Ich wiederholte alsbald die nämlichen Zeremonien, und das ‚Famake' — die Blutbrüderschaft — war geschlossen. Meine neuen Verwandten sprachen mir ihre Glückwünsche aus, und eine Schar von Prinzen und Prinzessinnen, die mich die einen ihren Sohn, die andern ihren Vater oder Bruder nannten, kamen herbei, meine Hand zu ergreifen."

Ebenso verbreitet war, wenigstens bis vor kurzem, das „Tanghena"-Trinken, d. h. das Trinken eines starken Giftes, um durch diese Art Gottesurteil den Schuldigen, den Zauberer oder auch den durch Beherung unrein Gewordenen ausfindig zu machen. Auch des Mordes, des Diebstahls oder Verrates Angeklagte mußten sich dieser Giftprobe unterziehen, um ihre Unschuld klarzustellen, oder als Schuldige sogleich zu büßen. So allgemein stand das Tanghena als Beweismittel für Recht und Unrecht in Ansehen, daß man ihm selbst bei Besitzstreitigkeiten die Entscheidung überließ. Nur daß in solchem Falle nicht die streitigen Parteien den Trank zu sich nahmen, sondern ihre Hunde die Probe machen ließen. Derjenige, dessen Hund dem Tanghena erlag, hatte nicht allein die Anforderungen des anderen zu erfüllen, sondern auch die gesetzlichen Strafen für unrechtmäßigen Besitz oder ungerechtfertigte Anklage zu tragen. Doch war die Tanghenaprobe nur in einigen Teilen Madagaskars eine auf Leben und Tod gehende. Derjenige, der dem Gifte zum Opfer fiel, der war in aller Augen unzweifelhaft auch der Schuldige. Die andere Methode der Schuldprüfung ist eine nur accidenziell lebensgefährliche, darum aber um nichts minder barbarische. Sie besteht in folgender Prozedur: Der Angeklagte hat, nachdem er so viel gesottenen Reis als nur möglich verzehrt, ungekaut drei Stücke Hühnerhaut von ungefähr Thalergröße zu verschlingen. Darauf folgt nun der Probetrunk: eine geringe Menge Geschabsel von der Tanghenafrucht in Bananensaft. Nun legt der „Skid" oder Wahrsager dem Angeklagten die Hände aufs Haupt, fürchterliche Flüche auf dasselbe herabbeschwörend, falls er wirklich der Schuldige sei. Nach dieser Zeremonie muß er große Quantitäten Wasser verschlingen, bis sein Magen, rebellisch geworden, sich seines Inhalts entledigt. Finden sich nun die drei Stückchen der Hühnerhaut vor, so ist der Beschuldigte gesetzlich wie moralisch über jeden Verdacht hinaus rehabilitiert, im anderen Falle ist die Schuld erwiesen, und die Schmach, ein Verbrechen begangen zu haben, haftet nun unauslöschlich lebenslang an dem Unglücklichen. In nicht seltenen Fällen jedoch wirkte das Gift so rasch, daß es gar nicht bis zu dieser Schuldprobe kam. Uebrigens war dies für die Angeklagten von rascher Verdauung ein Glück, denn im anderen Falle, waren sie nicht fähig, die Probe zu bestehen, wurde ihnen häufig von der empörten Umgebung der Schädel mit Holzkeulen eingeschlagen.

Seit dem Aufkommen des Christentums sind die rohen Sitten milderen Anschauungen gewichen; die fürchterlich grausamen Strafen sind abgeschafft. Die Vielweiberei, die neben allerlei Unsittlichkeit häufig genug war, ist in den Hauptprovinzen ganz beseitigt. Ehescheidungen, mit denen es ungeheuer leicht genommen wurde, sind seltener, die Heiligkeit der Ehe und die Forderung der Keuschheit wird immer mehr anerkannt. Die Bande der Familie sind stark, und Bruder- und Schwesterkinder werden fast wie die eigenen betrachtet. Auch die Heiraten werden meist innerhalb der Familie geschlossen, damit das Vermögen nicht zu sehr zersplittert werde. Wenn Kinder geboren werden, so ändern die Eltern ihre Namen in „Vater oder Mutter des oder der X. X.". Dagegen herrscht noch immer die Sitte des Kindermords, welcher mindestens der vierte Teil der Neugebornen zum Opfer fällt. Den Sakalaven gilt der Freitag für unglücklich und deshalb bringen sie jedes an einem Freitag geborene Kind in den Wald, legen es dort in eine Grube und überlassen es seinem Schicksale. Bei anderen madegassischen Stämmen gilt ein anderer Wochentag für unglückverheißend.

Digitized by Google

Jedes an einem Sonntage geborene Kind eines Prinzen oder einer Prinzessin wird ebenfalls ausgesetzt, gleichviel, ob sie schon andere Kinder haben oder solche erwarten, oder sich keine Hoffnung mehr darauf machen können. Denn ein solches an einem „großen Tage“ geborene Kind muß nach ihrem Glauben viel Glück haben und könnte, wenn es am Leben bliebe, mächtiger werden als seine Eltern. Der Aussetzung verfallen ferner auch alle an glücklichen Tagen geborene Kinder, welche irgendwie mißgestaltet sind, sowie die für unheilvoll geltenden Zwillinge; noch ganz kürzlich hat die Königin selbst zwei prächtige Knaben, die von ihrer Tochter geboren worden waren, im Walde ausgesetzt. Wenn eine Frau beim Nähren ermattet oder ihr die Milch fehlt, so wird der Häuptling davon in Kenntnis gesetzt und erscheint alsbald in Begleitung des Scharfrichters, der, wenn die Erzählung für richtig befunden wird, sofort das kleine Wesen umbringt, weil es undankbarerweise seine eigene Mutter töten will. Kommt ein Kind um Mitternacht zur Welt, und zwar zwischen einem Tage, der „faly“ (unheilvoll), und einem anderen, der nicht faly ist, so entscheidet über sein Los eine Art Gottesurteil: man legt es auf den schmalen Pfad, auf welchem die Ochsen Gehege verlassen. Weichen die Tiere sämtlich aus, so ist das Kind dem Leben erhalten; berührt es aber nur ein Ochse leicht mit dem Fuße, so wird es sofort getötet. Nach Angabe von Hova soll ein ähnlicher Gebrauch in Tananarivo herrschen. Pater Piras, ein lange Jahre in Madagaskar thätiger, kürzlich verstorbener französischer Missionär, hat sich vergeblich bemüht, einzelne solcher ausgesetzten Kinder, die zufällig gefunden worden waren, zu retten; denn nie hat sich eine Frau auch gegen hohe Belohnung dazu verstanden ein solches „verworfenes“ Geschöpf zu ernähren.

Toilettegegenstände (hölzerner Kamm und eiserne Zängelchen) der Madegassen.

Madagaskar. Aus Holz geschnitzte Löffel. Halsband mit Silberornamenten in Klauenform. Amulette und aus Stroh geflochtene Fächer.

Wir ersehen daraus, daß das Christentum noch nicht so tief eingedrungen ist, als man meint und der alte Heidenaberglaube noch kräftig im Volke wurzelt. Zu einem System hat sich der madegassische Götzendienst allerdings nie entwickelt. Man findet weder Tempel, noch regelmäßigen Gottesdienst, noch Priester. Die Religion ist Fetischismus

Digitized by Google

oder Verehrung von Zaubermitteln, die aber auf die einzelnen Familien beschränkt bleibt, und jeder Mann ist Priester in seinem Hause. Ueber den Zustand des Menschen nach dem Tode sind die Ideen der Malgaschen sehr dunkel. Man spricht von den Toten als „in der Luft zerflossen“ oder „zur Gottheit geworden“, ein merkwürdiger Ausdruck, dem ein pantheistischer Gedanke zu Grunde zu liegen scheint. Doch glauben sie an ihre Existenz, beten zu ihnen und verwenden viel Zeit und Mühe auf Gräber und Begräbnisfeierlichkeiten. Wir wissen, daß sie ihren Toten Kleider, Schmuck und Gebrauchsgegenstände, die ihnen im Leben besonders teuer waren, mit in die großen Steingräber geben — eine Sitte, die ebenfalls bei polynesischen Malayenstämmen und bei nordamerikanischen Indianern zu finden ist — und ferner, daß man am Grabe in der Weise den Grad der Ehre, welchen der Verstorbene im Leben genoß, zum Ausdruck bringt, daß man die beim Leichenmahl benutzten Kochsteine und (auf Pfählen) die Schädel der dabei verwendeten Ochsen in einer Reihe aufstellt.

Sesando. Musikinstrument von Rote (Madagaskar).

Die Lebensweise der Madegassen ist einfach; Reis und Kartoffeln, Rind- und Hammelfleisch, sowie Geflügel, bilden die gewöhnliche Nahrung und sie ist reichlich vorhanden. In den Zentralprovinzen sieht man nur selten einen Betrunkenen; freilich an der Ostküste, wo europäische Kaufleute immer viel Branntwein einführen, ist es anders. Es werden wenige Kleidungsstücke getragen, so daß die Stoffe für einen ganzen Haushalt von einer einzigen Frau gewebt werden können; denn die Madegassen kleiden sich in Gewebe aus Pflanzenfasern wie die Polynesier. Ein Haus zu bauen, verursacht wenig Kosten. Die Erde, auf der es gebaut wird, liefert die Wände, Gras das Dach. Fensterscheiben oder Dielen werden nicht gebraucht; auf den Boden breitet man hübsche starke Matten. In den größeren Städten jedoch hat man in neuerer Zeit anspruchsvollere Häuser nach europäischem Muster errichtet; es scheint, daß die Madegassen mit zunehmender Zivilisation, wie natürlich, auch mehr Bedürfnisse haben und sich nicht mehr mit Behausungen begnügen, die nur einen Wohnraum und eine Luke in dem hohen spitzen Dach haben. Besonders in Tananarivo gehen manche Veränderungen vor und dabei zeigt sich, daß es den Leuten durchaus nicht an Handgeschicklichkeit fehlt. Alle Arten von Schmiedearbeit in Eisen, Kupfer und Messing werden in wahrhaft vollendeter Weise hergestellt. Die Goldschmiede machen wunderbar zierliche Schmucksachen und feine Filigranarbeit, sind auch imstande, jedes beliebige Muster nachzuahmen. Als Musikinstrument dient das „Sesando“, dessen Konstruktion unsere Zeichnung veranschaulicht. Doch haben sie im ganzen wenig Kunstgewerbe, während die malayischen Polynesier darin exzellieren.

Digitized by Google

Asien.

Allgemeines.

Asien, der größte aller Erdteile und sehr wahrscheinlich auch die Wiege unseres Geschlechtes, ist die Heimat einer Unzahl sprachlich und rassenhaft verschiedener Menschen, welche sich auch auf den verschiedensten Kulturstufen bewegen. So wenig wie die Völker stellen die Sprachen Asiens einen einheitlichen Typus vor; vielmehr finden wir dort wie in keinem anderen Weltteile fast alle Stufen sprachlicher Entwicklung vertreten. Ethnologisch ist mit dem Ausdrücke „asiatische Völker" ebensowenig anzufangen, als die Bezeichnung „asiatische Sprachen" für die linguistische Systematik irgend einen Sinn besitzt. Wir können uns hier demnach kurz fassen, denn allgemein Gültiges läßt sich für die Bewohner Asiens überhaupt nicht vorbringen. **Wir müssen uns also mit einer einfachen übersichtlichen Aufzählung der wichtigsten Völkergruppen begnügen. Da**

Digitized by Google

finden wir zunächst im Westen und Südwesten semitische Stämme: die Araber in Arabien, in Syrien und Mesopotamien mit ihren Stammverwandten. Oestlich daran stoßen Indogermanen, wozu die Kurden, Armenier, Perser und eine Reihe kleinerer Völkerschaften gehören, die hauptsächlich die Thäler des Hindukuhgebirges bewohnen und, wie die Dardu, Siah-posch Kafir u. a., sich zwischen die eranische und die indische Völkergruppe einschieben. Die Hindu beherrschen den größten Teil der Gangeshalbinsel bis hinab zum Dekkan und ins Brahmaputragebiet hinein nach Osten. Südlich von den arischen Hindu bildet die Rasse der Dravida, die auch über Ceylon verbreitet ist, den Stock der indischen Bevölkerung; ostwärts aber, auf der Goldenen oder hinterindischen Halbinsel treffen wir im äußersten Süden, sowie auf den Eilanden des Ostindischen Archipels die seekundigen Malayen, nördlich von ihnen die Besitzer einer sehr eigentümlichen, keineswegs zu unterschätzenden Gesittung, die Siamesen, Birmanen und Annamiten, deren einsilbige Idiome den Uebergang zu der Sprache des ältesten Kulturvolkes Asiens, der Chinesen, herstellen. Letztere sind in der That, wie sie sich selbst nennen, das Volk der „Mitte", denn sie sitzen, von dem Ostrande Asiens bis in das Herz des Weltteiles hinein, als nächste Nachbarn der abgeschlossenen Tibetaner und Mongolen. Im asiatischen Nordosten leben die Japaner, ein hochentwickeltes Inselvolk und die Koreaner, deren ethnologische Stellung noch nicht genau bestimmbar ist. Den ganzen Norden nehmen die Uralaltaier mit ihren vier großen Familien, der tungusischen, mongolischen, samojedischen und türkischen ein, mit welch letzterer sie den Bewohnern Europas die Hand reichen. Das Bergland zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere füllt endlich das Völkerkaleidoskop der Kaukasier, deren Sprachen vorläufig noch ziemlich isoliert dastehen. Soviel als thunlich wollen wir in den nachstehenden Schilderungen die hier bezeichnete Ordnung einhalten.

Die asiatischen Araber.

Die Geographen zählen die arabische Halbinsel zu den verrufensten Erdräumen. In der That, große weite weiße Flecke gähnen den Beschauer des arabischen Kartenbildes an und legen Zeugnis ab von der Dürftigkeit unserer Kenntnis des Geburtslandes des Islam. Selten nur hat des Europäers Fuß den glühenden, wandelnden Wüstensand Arabiens betreten, und noch vollständig unerforscht ist fast die Hälfte dieses kolossalen Gebietes, welches nach seiner ganzen Natur, in seinen klimatischen Verhältnissen, wie in seinen Pflanzen und Tieren, in seinen ethnographischen und historischen Verhältnissen dem benachbarten Afrika, von dem es nur der schmale Wasserstreifen des Roten Meeres trennt, so nahe steht, ja ihm so gleich ist, daß man es mit größerem Rechte diesem Weltteile als Asien zuzählen könnte. Auch die Bevölkerung ist hüben und drüben die nämliche. Die Araber des nördlichen Afrikas können ihre Herkunft aus dem arabischen Wüstenlande nicht verleugnen; dennoch bestehen zwischen beiden Unter-

Digitized by Google

schiede, welche nicht gestatten, die asiatischen Araber mit völligem Stillschweigen zu übergehen. Zudem wird die arabische Halbinsel, der Urſitz der südlichen Familie der Semiten, von wo aus die dahin gehörenden Völker über die Meerenge von Suez nach dem nordöstlichen Afrika sich verbreiteten, gar nicht von einer gleichartigen Bevölkerung bewohnt; sondern wir müssen zwei große, scharf geschiedene Gruppen darin unterscheiden: die Zentral- und die Südaraber.

Der Zentralaraber oder Araber schlechthin (Ismaeliten), die Bevölkerung des nördlichen uud mittleren Arabiens, tritt unter den semitischen Völkern zuletzt auf den Schauplatz der Geschichte und zeigt die größte Altertümlichkeit in Sprache und Sitte. Das Arabische des zehnten Jahrhunderts n. Chr. ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechuung gesprochen wurde. Der Araber kann also ethnologisch für den Urtypus des Semiten gelten. Die Sprache Arabiens zerfiel ursprünglich in eine Reihe von Dialekten, welche von den einzelnen Stämmen, in welche das Volk sich teilte, gesprochen wurden. Durch die Zentralisation und litterarische Bildung, welche der Islam mit sich brachte, giengen sie nach und nach in einer einheitlichen Sprache auf. Diese Sprache verbreitete sich durch die Eroberungen der Araber über die von ihnen gegründeten Reiche. Durch sie wurden die einheimischen Idiome Mesopotamiens, Syriens und Aegyptens beseitigt, und den Sprachen Persiens und der eingewanderten Tatarenstämme ein neues Pfropfreis aufgesteckt. Durch den Islam jedoch und die ausgebreiteten Handelsverbindungen der Araber übte das Arabische auch über jene Länder hinaus, wohin die Moslemin mit der Gewalt der Waffen eindrangen, einen nachhaltigen Einfluß. Fast in allen Sprachen des östlichen Asiens und nördlichen Afrikas zeigen sich mehr oder weniger sichtbare Spuren seiner Einwirkung. Gegenwärtig ist die arabische Volkssprache abermals in mehrere Dialekte zerfallen, welche sich am besten unter die folgenden drei Typen bringen lassen: 1) Westlicher Dialekt, Sprache des sogenannten Maghrib; 2) Mittlerer Dialekt, Sprache von Aegypten samt Dependenzen und 3) Oestlicher Dialekt, Sprache von Syrien und von den östlichen und südlich daran grenzenden Landstrichen.

Die Sprache von Malta, das Maltesische, ist ein arabischer Jargon, welcher stark mit italienischen Elementen gemischt ist.

Die Südaraber (Joktaniden) sind die Bewohner des südlichen Arabiens, welche im Altertume Himjariten genannt wurden. Sie sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden. Ihr Idiom, das Himjarische, ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen. Wir besitzen von demselben eine Reihe von Denkmälern, welche in der neuesten Zeit herausgegeben und entziffert worden sind. Zu den direkten Nachkommen des Himjarischen gehört das sogenannte Hakili oder Ehkili, welches im Süden von Arabien, in der Landschaft Mahra, gesprochen wird. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 506—507.) Sonst hat freilich der nordarabische Dialekt, die geheiligte Sprache des Korans, weit sein ursprüngliches Gebiet überströmt und in Yemen, Jafa und Hadhramaut durchaus die nationale Sprache verdrängt, so

Digitized by Google

daß außer in Mahra nur noch in Omân eine Mundart des alten südarabischen Idioms ihre Herrschaft behauptet. Die Völker Omâns und der angrenzenden Gebiete sonderten sich auch als „Charidschiya" oder „Chuaridsch" (Ketzer) von dem kompakten Glaubenskörper der Orthodoxen ab. In Hadhramaut und dem südwestlichen Südarabien bekennt sich dagegen die in Städten und Dörfern ansässige Bevölkerung zu der schroffsten Auffassung des sunnitischen Glaubensbekenntnisses. Diese südlichen Araber sind es, mit welchen wir uns zunächst befassen wollen.

Arabisches Mädchen aus Aden

Alle Südaraber sind fast so schwarz wie die Abessinier, dabei aber meist von einer Formenreinheit, einer Regelmäßigkeit des Körperbaues, wie man sie nur bei den schönsten Mitgliedern der weißen Rasse sieht, und weit entfernt von jeder Annäherung an den Neger oder selbst an den subäthiopischen Typus. Merkwürdig ist es auch, daß alle diese Araber des Südens, die immer nackt gehen und das rauheste Leben führen, keineswegs mager sind, sondern sich einer sehr wohlproportionierten Körperfülle erfreuen; fette Leute sieht man ebensowenig wie skelettartig magere. Der einzige Luxus, welchen die Leute kennen, sind kostbare Waffen. So hatte Heinrich von Maltzans Geleitsmann einen silberbeschlagenen Gurt für sein massiv silbernes Kugelbecken, das einer silbernen Zuckerdose glich, aber sehr kunstvoll ziseliert war, ein kleines silbernes Pulverhorn für die Ladung der Pfanne und ein großes schneckenförmiges, gleichfalls von Silber, für die Vorderladung seiner Luntenflinte. Letztere war auch reich mit Silber beschlagen und überhaupt ein Prachtstück, würdig in einem Museum zu figurieren. Diese Leute haben es nämlich noch nicht bis zu Steinschlössern gebracht, wie die Araber Nordafrikas. Sie kennen diese sogar nicht einmal dem Namen nach, sondern nur Luntenflinten, ganz wie die Soldaten des Mittelalters. Der Stolz jedes

Digitized by Google

Südarabers ist die jedoch die „Dschembiye“, ein krummes Dolchmesser, halbmondförmig gebogen, das in einer hufeisenförmigen Scheide steckt, so daß es aussieht, als beschreibe die Dschembiye einen größeren Kreisabschnitt als den Halbkreis. Dem ist jedoch nicht so, sondern der eine Ausläufer der Scheide ist hohl, nimmt sich aber imposanter aus als der Griff, da er von einem köcherartigen Aufsatz „Amud“ (Säule) genannt, gekrönt ist, der, meist von Silber und kunstreich geschmückt, eine der Hauptzierden der Bewaffnung bildet. Maltzans Begleiter hatte eine Dschembiye, die, so zu sagen, ganz in Silber gekleidet und wenigstens 90 Mark wert war. Seine Waffen mochten ihn zusammen das Vierfache dieser Summe gekostet haben, und dennoch war er ein armer Teufel, der sonst nichts besaß, keinen Lohn bekam und keine Nahrung hatte als Durrahbrot und Sesamöl, die gewöhnliche Speise des ungemein genügsamen südarabischen Volkes. Fleisch und Weizenbrot ißt nur der Sultan. (H. von Maltzan in der Allg. Zeitung vom 2. März 1871.)

Das südliche Arabien steht nur in der südwestlichsten Ecke, in Yemen, unter türkischer Herrschaft, woran sich das britische Gebiet von Aden schließt. Weiterhin leben die unabhängigen Stämme unter der mehr oder minder ausgeprägten Herrschaft von eignen kleinen Sultanen oder Häuptlingen, und soziale Sitten wie staatliche Einrichtungen wechseln oft innerhalb eines geringen Raumes. Was aber Südarabien charakterisiert und in Gegensatz zu dem nördlichen Teile der Halbinsel bringt, das ist das Zurücktreten des Beduinentums gegenüber der seßhaften Bevölkerung, die sich in größeren Orten, eigentlichen Städten, zusammenschart. Selbst die südarabischen Beduinen sind aber nicht die Nomaden des Nordens oder Afrikas, sondern besitzen dörfliche Ansiedelungen, hassen und verachten indes im übrigen die Städter. An vielen Orten, z. B. in der Landschaft Hadhramaut, steht jede Stadt oder jedes Dorf unter einem eigenen Sultan; es sind dies voneinander zwar unabhängige aber höchst ohnmächtige Fürsten, da sie alle unter dem Schutze oder vielmehr der Herrschaft der Beduinen stehen. Diese sind die wahren Herren des Landes, und die Sultane, deren Gebiet sich nicht über ihre Stadtmauern erstreckt, im vollen Sinne des Wortes ihre Vasallen.

Wenn man, so erzählt Adolf von Wrede von den Beduinen Hadhramauts, diese Menschen zum erstenmale sieht, flößen sie gewiß wenig Zutrauen ein. Man denke sich dunkelbraune, nervige Kerle, deren ganze Kleidung aus einem Schurz um die Hüften besteht, der kaum bis zu den Knien hinabreicht, und deren langes, schwarzes, etwas gekräuseltes Haupthaar zu einem Büschel am Hinterkopfe zusammengebunden ist. Ein sehr spärlicher Bart beschattet das Kinn, während der Schnurrbart sorgfältig geschoren ist (der Schnurrbart gilt bei vielen Moslemin für „Makruh“, d. h. unanständig). Unter ihren buschigen Brauen blitzt ein feuriges Augenpaar hervor, dessen nächste Umgebung durch den Gebrauch des „Kohels“ (Collyrium, Spießglanz) eine dunkle, stahlblaue Färbung erlangt hat. Endlich spielt um den feinen, mit perlweißen Zähnen besetzten Mund ein Zug, welcher die Verachtung ausspricht, mit der die wilden Söhne der Wüste auf alle diejenigen blicken, welche nicht, wie sie, frei und dem Raubtiere gleich in Steppen und Einöden herumstreifen. In ihrem Gürtel blitzt die Dschembiye neben dem großen, blanken Pulverhorn; ein kleineres Horn, in dem nur feingeriebenes Pulver für die Pfanne enthalten ist, hängt an einem mit Metallknöpfen besetzten Riemen über die linke Schulter auf die Brust. Fortwährend liegt die unzertrennliche Begleiterin, die Luntenflinte, in Bereitschaft, um entweder einen Angriff abzuwehren, oder bei günstiger Gelegenheit selbst einen auszuführen. Je länger man jedoch mit diesen Beduinen umgeht, um so williger

Digitized by Google

söhnt man sich mit ihrem wilden Aeußern aus. Sitten und Gebräuche, durch die Länge des Bestehens geheiligt, bannen ihre Raub- und Mordlust in engere Schranken und geben ihrer Handlungsweise einen ritterlichen Anstrich, der seltsam mit ihrem sonstigen Thun und Lassen kontrastiert. So ist zum Beispiel dem Beduinen sein gegebenes Wort heilig, nicht etwa jedoch aus religiösen oder moralischen Gründen, nein, weil es die Stammesehre verlangt, weil ihn sein Vater diesen Grundsatz gelehrt hat, weil der Wortbrüchige vom ganzen Stamme verachtet wird und ihn die schreckliche Strafe der Ausstoßung trifft. Die Kaufleute vertrauen daher auch ihre Waren, und wären sie noch so kostbar, einzelnen Beduinen zum Transport ins Innere an, und mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber auch mit blutendem Herzen liefert der Beduine sie ab, denn er kann sich des Gedankens nicht erwehren, wie schön es wäre, wenn ihm diese Gegenstände ohne Schutz begegneten, wo er sie dann unbeschadet seiner Ehre hätte rauben können. Dasselbe gilt vom Reisenden und seinem Geleitsmann. Einen solchen Geleitsmann nennt man „Dachail" und dieses Wort bezeichnet keineswegs einen im Dienstverhältnisse stehenden Führer, sondern den Beschützer und Gewährsmann des Reisenden, der sich zwar für seine Mühe bezahlen läßt, aber doch dem Reisenden außer seinem Schutze keinerlei Dienste erweist. Der Dachail muß stets ein Beduine sein, da die Beduinen das ganze innere Land beherrschen und die Herrschaft der Sultane sich wie erwähnt nicht über ihre Stadtmauern erstreckt. Der Fremde, der sich einem Beduinen, als seinem Dachail, anvertraut, tritt dadurch in ein Schutzverhältnis zu dessen ganzem Stamm und allen seinen Verbündeten. Er ist, so lange die Reise währt, gleichsam vom Stamme adoptiert, und jedes ihm zugefügte Unrecht ist eine Beleidigung gegen den ganzen Stamm. Der Dachail, als Repräsentant des Stammes, pflegt die Verpflichtung, welche er eingeht, den ihm anvertrauten Reisenden zu schützen, zuerst feierlich zu bestätigen. Wrede schildert diese Feierlichkeit folgendermaßen:

„Nach Abschluß des Kontrakts legte mein Wirt die Hand des Beduinen in die meinige und fragte ihn, ob er mich und meine Habe während der Reise beschützen wolle? Auf sein gegebenes „Ja" benetzte der Kaufmann seinen Zeigefinger mit Speichel und schrieb meinen Namen auf die Stirn des Beduinen, indem er sprach: Der Name dieses Fremden steht auf deiner Stirn geschrieben. Daß deine Stirn sich nie mehr vor deinem Stamm erhebe, wenn ihm etwas zuleide geschieht. — Der Beduine erwiderte mit großer Lebhaftigkeit: Wenn das geschieht, so erhebe sich meine Stirne nie mehr, weder in Städten, noch in den Gebirgen! Sein Tod ist mein Tod! Mein Tod ist der seinige! Es ist nur ein Gott und Muhammed sein Prophet. Alles kommt von ihm! — Hiermit endete die Zeremonie, und mein Wirt versicherte mir, daß ich nun dem Beduinen volles Zutrauen schenken könne." Ein ähnliches Verhältnis finden wir auch im arabischen Hedschâs. Der Reisende verschafft sich unter den Beduinen einen „Rafik", und ein solcher „Freund" bleibt ihm auch getreu. „Nanu Malihin," „wir haben Salz miteinander gegessen," bedeutet ein Freundschaftsband. Burton bemerkt indes, daß bei einigen Stämmen diese Bürgschaft, welche der Beduine übernimmt, alle 24 Stunden erneuert werden müsse, weil, wie sie sagen, sonst „das Salz nicht mehr in ihrem Magen ist". Ganz ebenso denkt der Beduine Südarabiens. Er verteidigt den Fremden, der sich seinem Schutze anvertraut, bis zum letzten Atemzuge, — aber denselben Fremden wird er ohne Skrupel ermorden und berauben, wenn er ihn nach beendigtem Schutzverhältnis, und von keinem andern beschützt, auf der Straße findet. In den Beduinendörfern, die jedoch selten mehr als 400 Einwohner zählen, wird der Reisende als Gast des befreundeten Stammes meist gut aufgenommen, aber auch entsetzlich mit Fragen gequält, und beim Essen steckt ihm ein reicher Gastwirt wohl auch die Hammelschnittchen selbst in den Mund. Das Fleisch essen die Beduinen am liebsten roh und ohne Salz, dessen Gebrauch sie sogar lächerlich finden.

Adolf von Wrede, dem wir die ersten Nachrichten über die Bewohner Hadhramauts verdanken, wohnte einmal auch einer jener großen Vereinigungen von den Stämmen und Stammesgruppen einer ganzen großen Provinz bei, welche Versammlung die Araber „Kabayl Bakri" d. h. „Verbrüderungsfest der Stämme" nennen. Zuerst mußten die Glaubenswächter bestimmen, ob auch die Stunde hierzu günstig sei, und als sie dies aus dem Laufe des Mondes ermittelt hatten, wurde ein Fatiha gebetet und den versammelten Beduinen die Eröffnung des Festes angezeigt. Nun erscholl von allen Seiten laut donnernd der Ruf „Allah Hafits el Kabayl!" d. h. „Gott behüte die Stämme", und wurde von Berg zu Thal, von Lager zu Lager getragen. Das Fest hatte jedoch seinen wichtigen Zweck, nämlich die politischen Beratungen zweier großer Stammesgruppen, deren Angehörige die eigentlichen Hauptpersonen dabei waren, während außerdem noch eine Menge anderer Beduinen, zu neutralen und nicht mitberatenden Stämmen gehörig, nur müßige Zuschauer

Digitized by Google

und Teilnehmer am Feste, nicht aber an den Beratungen abgaben. Diese Beratungen wurden durch Reden der zwei Stammeshäupter eingeleitet. Es handelte sich diesmal darum, den Krieg gegen eine benachbarte Provinz zu beschließen oder zu verwerfen. Die Kriegspartei siegte, und der Krieg wurde beschlossen, alles in ziemlich kurzer Zeit, nachdem nur wenige, aber sehr heftige Reden gehalten worden waren. Der Beschluß wurde der Menge verkündigt, die ihn mit einem neuen „Allah Hafits el Kabayl" aufnahm. Darauf wurde noch eine seltsame symbolische Handlung vorgenommen, durch welche der Beschluß seine religiöse Weihe erhalten sollte. „Das Feuer, welches in der Mitte der Versammlung brannte, wurde durch einen großen Haufen Holz neu belegt und die auflodernde Flamme mit lautem Jubel begrüßt. Man brachte dann einen Ast des Nebekbaumes und einen fetten Hammel, welchem der älteste Scheich die Füße band. Darauf ergriff er den Ast, sprach ein Gebet über ihm und übergab ihn den Flammen mit den Worten: „So wie dieser Ast verdorrt, so mögen unsere Feinde verdorren!" Als alles grüne Laub verbrannt war, entzog er ihn dem Feuer, sprach nochmals ein Gebet und durchschnitt mit seiner Dschembiye die Kehle des Hammels, mit dessen Blute der noch brennende Ast gelöscht wurde. Dabei sprach der Scheich: „Wer in der Stunde der Gefahr zurückbleibt und diesen blutigen Ast, unser Banner, verläßt, der verdorre, er und die Seinigen, so wie der Ast verdorrt ist." Er riß dann mehrere kleine Zweige von dem verbrannten Aste und übergab sie ebensoviel Beduinen, welche damit nach verschiedenen Richtungen eilten. Der schwarze, blutige Ast wurde in die Erde gepflanzt. Die Beduinen lösten ihre gewöhnlich zusammengebundenen Haare, schürten abermals das Feuer und begannen einen ausdrucksvollen Kriegstanz um dasselbe, welcher von dem „Tar" (Tamburin) und dem Kriegsgesange begleitet wurde. Tanz und Gesang dauerten bis nach Mitternacht, bis sich die beiden Scheiche, dem neuen, seltsamen Banner (d. h. dem blutigen Ast) folgend, nach Osten wandten und im Dunkel verschwanden." Der Hauptast, so erfuhr Wrede, bildet nun das Banner, um das sich alle Verbündeten scharen; die abgerissenen Zweige werden in die einzelnen Stämme getragen, und die dort Zurückgebliebenen sammeln sich um sie, als ihre Fahnen, und eilen dem Hauptheere zu. Beim Friedensschlusse werden alle Zweige feierlich verbrannt, und die Scheiche sprechen dabei: „Unsere Feindschaft ist vernichtet, wie diese Zweige vernichtet sind!" Ein jeder schlachtet dann einen Widder zum Opfer. Hat eine Partei mehr Tote, als die andere, so sagt der im Vorteil stehende Scheich: „Wähle zwischen Blut und Milch!" d. h. zwischen der Erbrache oder dem Blutgelde. Gewöhnlich wird jedoch beim Friedensschluß das Blutgeld angenommen. Für dieses besteht in Hadhramaut kein bestimmter Satz, wie in anderen Gegenden Arabiens, sondern es wird je nach dem Reichtum des Totschlägers bald höher, bald niedriger taxiert.

Sehr eigentümlich gestalten sich bei einigen dieser Beduinen die Hochzeitsfestlichkeiten, bei welchen von Wrede die uralte Sitte des simulierten Brautraubes noch aufrecht erhalten fand. „Alle Männer," so erzählt er, „begaben sich beim Anfang der Hochzeit vor die Höhle des Bräutigams (diese Beduinen sind Höhlenbewohner), und die Frauen vor die der Braut. Die Väter des Brautpaares schlachteten jeder mehrere Schafe, große Feuer loderten auf, und nun wurde geschmaust und gesungen bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Die jungen Männer nahmen hierauf den Bräutigam in die Mitte und zogen nach der Höhle der Braut, um sie abzuholen. Hier aber wurde ihnen der Bescheid, daß die Braut sich geflüchtet habe, und man nicht wisse, wohin? Nachdem nun die Jünglinge die ganze Höhle durchstöbert und nichts gefunden hatten, eilten sie mit einem gräßlichen Geschrei zu ihren Waffen, zündeten die Lunten an und machten sich auf, die Flüchtige zu suchen. Ich schloß mich dem Schwarm an und zog nun wenigstens zwei gute Stunden mit umher. Endlich entdeckten wir einen Trupp junger Mädchen, welche eine Höhle bewachten, in die sich die Braut versteckt hatte. Der Bräutigam forderte sie auf, die Flüchtige auszuliefern, allein statt der Antwort warfen sie mit Steinen und zwar dergestalt, daß man es wohl für Ernst nehmen konnte. Nun liefen die jungen Männer mit vor das Gesicht gehaltenem Arm Sturm, wurden aber mit einem Hagel von Steinen empfangen. Dies war übrigens der letzte Verteidigungsversuch, denn als die jungen Männer ihnen näher kamen, flüchteten sich die Mädchen mit Wehklagen nach allen Seiten und ließen die Braut als gute Beute zurück. Der Bräutigam setzte sich nun ungehindert in deren Besitz, und die übrigen zogen sich darauf an die hundert Schritte zurück, wo sich denn auch die Mädchen wieder einfanden. Es dauerte nicht lange, so kam das Paar, welches als Braut und Bräutigam die Höhle betreten hatte, als Mann und Frau wieder hervor, letztere mit einem großen Tuche verhüllt. Sie wurden jetzt in

Digitized by Google

die Mitte genommen und unter Gewehrsalven und Frauengetriller nach der Höhle des Mannes gebracht, an deren Eingang dieser zwei Lämmer schlachtete, die sogleich gebraten und verzehrt wurden. So endete das Fest.

Was nun das Aeußere der Beduinenfrauen betrifft, so besteht ihr einfacher und origineller Anzug aus einem braunen Wollenhemd, dessen hinterer Teil bis auf die Fersen reicht, während der vordere kaum die Knie bedeckt. Oben wird eine runde Oeffnung gelassen, welche auf beiden Schultern durch einen Einschnitt erweitert ist, der, nachdem man das Hemd angezogen, zugeknöpft werden kann. Die Aermel reichen nur bis zur Hälfte des Oberarms. Ein breiter lederner Gürtel, der mit messingenen Ringen und kleinen weißen Porzellanmuscheln, sogenannten „Otterköpfchen", besetzt ist, hält dieses Gewand über die Hüften zusammen und dient zugleich zum Tragen eines Beils, welches sie stets mit sich führen, um während des Weidens ihrer Tiere das nötige Holz zu schlagen. Eine enge Hose aus blauem Baumwollenstoffe reicht bis unter die Waden. Kopf und Gesicht sind unbedeckt, und die Haare fallen ohne Pflege unordentlich herab. Wie die Männer, gehen auch die Beduinenfrauen fast immer barfuß; der Sandalen bedienen sie sich nur, wenn sie im dornigen Gesträuch Holz holen. Als Zierate tragen sie an den Beinen Messingringe von drei Zoll Breite und einer Linie Dicke, an den Armen glatte Ringe von einem Zoll Breite, um den Hals Glaskorallen und in den Ohren und durchbohrten Nasenflügeln messingene oder silberne Ringe. Wenn sie die Herden ins Freie treiben, tragen sie an einem Riemen einen mit Leder überzogenen Korb, der die Gestalt eines Viertelkugelabschnitts hat. Beim Tragen ist die Oeffnung dem Körper zugewandt. Dieser Korb dient jungen Müttern zum Tragen ihres vollkommen nackten Säuglings, und anderen Frauen zum Fortschaffen neugeborner Lämmer und Zicklein, die zum Laufen noch zu schwach sind. Auch in den Städten, wie in Chorayhe, der Hauptstadt des Wadi Doan, gehen die Frauen, der moslemischen Sitte entgegen, unverschleiert. Sie tragen fast dasselbe Kostüm, wie die Beduininnen, nur aus reicheren und feineren Stoffen. Ihre Oberhemden sind hellblau, der Rand ist mit grünem Stoffe besetzt und bei den Reicheren mit Silberstickerei verziert, das Beinkleid rot und weiß gestreift, der Gürtel oft mit einem Silberschlosse versehen. In jedem Ohre tragen sie zwölf ziemlich starke Silberringe, zu welchem Zwecke das Ohr an zwölf Stellen durchbohrt ist. Einige tragen auch Nasenringe. Auf jeder Seite des Kopfes ordnen sie das Haar in Kugelformen zusammen, welche sie traubenförmig vereinigen. Um recht viel solcher Kugeln aufweisen zu können, nehmen sie ihre Zuflucht zu alten Fetzen und Lumpen, um die sie die Haare wickeln (man sieht, es gab eine Art von Chignons lange vor Erfindung der europäischen). Die ganze Figur wird mit Gummi arabicum überstrichen, um ihr die gehörige Konsistenz zu geben. Von einer Schläfe zur andern geht ein farbiges Band, an dem eine Menge viereckiger Kästchen von Silber oder sonstigem Metall hängen; in diesen sind Amulette verwahrt. Außerdem ist noch das Haar mit fingerbreiten roten Streifen, die von vorne nach hinten gehen, bemalt. Gesicht, Hals, Arme und Füße sind mit dem Extrakt der Curcumawurzel gelb gefärbt, und auf dem Gesicht außerdem noch rote und indigoblaue Blümchen aufgemalt. Die Augenlider sind mit „Kohel" schwarz gefärbt.

Die Kinder im Wadi Doan gehen bis zum vierten Jahre vollkommen nackt. Ihr Haupthaar haben sie auf eine seltsame Weise geschoren. Einige tragen nur einen runden Büschel oberhalb der Stirn, andere solche Büschel an den beiden Schläfen und auf dem Mittelkopfe einen aus Haaren gebildeten Kamm: bei noch anderen teilen zwei derartige Kämme das Haupt in drei Felder. Die Frauen tragen ihre Kleinen nicht wie die Aegypterinnen auf der Schulter, sondern setzen sie rittlings auf die Hüfte. Alle Kinder sind mit Talismanen behangen, die sie vor dem Bösen Blicke schützen sollen. Einige tragen deren an die fünfzig.

In Haura wohnte Wrede einem Begräbnisse bei, dessen Eigentümlichkeiten er folgendermaßen schildert: „Der Tote lag auf einem „Kafen" (Leichentuch) in einer sargartigen Bahre, neben welchem auf jeder Seite aus einem kupfernen Gefässe Weihrauchdämpfe aufstiegen. Zu seinen Füßen saßen zwei Geistliche und lasen im Koran. Die Hände des Toten waren über dem Leibe zusammengelegt und die Zehen zusammengebunden. In den Ohren und Nasenlöchern, zwischen Daumen und Zeigefinger und den entsprechenden Zehen der Füße steckten große Stücke Baumwolle, ebenso auf den Augen und im Munde. Bald nach unserer Ankunft wurde das Leichentuch über den Toten zusammengelegt und oberhalb des Kopfes, in der Mitte des Körpers und unterhalb der Füße zusammengebunden. Hierauf betete die Versammlung ein „Fatiha" und der Leichenzug

Digitized by Google

setzte sich in Bewegung. Bis hierhin hatten die Frauen nur ein leises Wimmern vernehmen lassen, jetzt aber brachen alle, nicht nur die des Hauses, sondern auch die fremden in ein so durchdringendes Klagegeschrei aus, daß man seine eigene Stimme nicht mehr vernahm. Am Eingange der Moschee setzte man die Bahre auf eine eigens dazu bestimmte Erhöhung, und der Imam betete dann über derselben mehrere Kapitel des Koran. Hierauf trug man den Toten an sein Grab, wo noch ein Fatiha gebetet wurde. Neben und zur Seite des 2,5 m tiefen Grabes hatte man in der ganzen Länge eine nischenartige Vertiefung ausgegraben, so hoch, daß ein Mann bequem darin sitzen konnte. In diese Nische legte man den Toten, löste die Bänder des Leichentuchs, stellte Aeste schräg vor die Nische und bedeckte sie mit einer Strohmatte. Dann warf jeder dreimal eine Hand voll Erde ins Grab, betete ein Fatiha, und überließ es den Totengräbern, es vollends zu füllen. Diese Grabnische soll folgendem Zwecke dienen. Kaum hat sich das Grab über einem Menschen geschlossen, so kommen die beiden Grabesengel „Monkir" und „Nakr" (d. h. der Untersucher und der Erforscher) zu ihm, um ihn über seinen Glauben u. s. w. zu befragen. Diesen muß er in sitzender Stellung Rede stehen und damit nichts ihn hindere, diese Stellung aufzunehmen, wird ihm eine hinlänglich geräumige Nische erbaut.

Ganz anders ist die Sitte des Begrabens bei den Beduinen in Hadhramaut. Einem solchen Begräbnisse wohnte Wrede einige Tage später auf der Reise von Haura nach Sfahwa bei. Die Beduinen nahmen bei dieser Gelegenheit ihrem gestorbenen Stammesgenossen alles, bis auf einen kleinen Schurz, vom Leibe, wuschen ihn an einer Zisterne und banden ihm dann die Knie dergestalt an den Hals fest, daß sie das Kinn berührten. So gekrümmt legten sie die Leiche auf den Sand in der Weise, daß ihr Gesicht nach Osten gewendet war und bedeckten sie dann mit einem Haufen Steine. Dieser Gebrauch ist offenbar aus dem Heidentum überkommen, denn nach moslemischer Sitte müßte das Gesicht nach Mekka gewendet liegen, auch muß die Leiche in die Erde und nicht auf dieselbe gelegt und dort mit Steinen bedeckt werden. Bei Strabo finden wir eine ähnliche Beschreibung der Beisetzung von Leichen bei den Troglodyten des nahen Ostafrika.

Der fragliche Beduine war von seinem eigenen Sohne, einem zwölfjährigen Knaben, in einem Zornanfall ermordet worden, und bei dieser Gelegenheit erfuhr Wrede, daß Vatermord bei den Beduinen nichts Seltenes sei, auch meist ungestraft bleibe, da ja nur die nächsten Verwandten hier den Mord bestrafen, und der Mörder selbst der nächste ist. Nur dann, wenn der Großvater oder ein väterlicher Oheim vorhanden ist, können diese den Mord durch die Tötung ihres Enkels oder Neffen rächen.

Die Art und Weise, wie die Gerechtigkeit in einem Lande gehandhabt wird, ist vielleicht das sicherste Kriterium für den höheren oder niederen Kulturgrad seiner Bewohner. Eine unparteiische Justiz finden wir nicht einmal in allen Staaten des hochzivilisierten Europas, geschweige denn in den zur halben Barbarei zurückgekehrten Gebieten des Islams. Umsonst sucht man hier nach Zuständen, die das Rechtsgefühl befriedigen, und es fällt schwer zu entscheiden, ob nicht der ursprüngliche Zustand der Selbstjustiz, vulgo Faustrecht, wie er noch in den entfernteren Gegenden des Orients herrscht, jenem modernen Zerrbild einer Gerechtigkeit vorzuziehen sei. Sicher werden durch letzteres mehr Ungerechtigkeiten begangen als durch ersteren. Auch ist dieses Faustrecht nur in den seltensten Fällen eine Einzeljustiz, die der Stärkere sich selbst nach eigenem Gutdünken dem Schwächeren gegenüber verschaffen kann, wie dies im Mittelalter in Europa sprichwörtlich geworden war, sondern eine Stammesjustiz, nach welcher der Einzelne nur in Verbindung mit seinem Volke handelt. Das Faustrecht findet in der Regel nur von Stamm zu Stamm seine Anwendung. Dann ist es allerdings vollkommen willkürlich und der schwächere Stamm muß, selbst in der gerechtesten Sache, erbarmungslos unterliegen. Jeder Stamm ist eben ein kleiner Staat, und die Verhältnisse von Staat zu Staat werden nicht mehr nach den gewöhnlichen Justizbegriffen geregelt. In Südarabien treffen wir

Digitized by Google

beide Arten von Justiz. In den kleinen Sultanaten, in welchen die Fürsten nicht nur die nominelle, sondern die wirkliche Herrschaft haben, finden wir die alte arabische und türkische Justiz, das unerbittliche Gesetz des Korans, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Türkei und Aegypten herrschte, von despotischen Fürsten mit äußerster Strenge gehandhabt. In den freieren Stammesgebieten, die sich zwar auch oft einem Sultan unterordnen, welcher aber nur in Kriegszeiten eine Autorität und dann auch nur eine militärische Macht ausübt, herrscht das Faustrecht in der oben angedeuteten, weiter unten zu beschreibenden Weise. In einzelnen Gebieten sehen wir beide Arten von Justiz nebeneinander, je nachdem die Autorität des Sultans sich bei dem einen geltend machen kann, bei dem andern dagegen auf unüberwindlichen Widerstand stößt.

Unter den ihren Fürsten wirklich unterworfenen kleinen Staaten Südarabiens steht das jetzt von Engländern ihren Besitzungen um Aden unterworfene Sultanat von Lahedsch insofern obenan, als es dem Ideal eines moslemischen Staates am nächsten kommt. Hier ist der Fürst in der That alles, Gesetzgeber, Verwalter und oberster, in den meisten Fällen sogar einziger Richter, denn das Ländchen ist nicht groß, so daß selbst die Fälle erster Instanz oft vor den höchsten Richterstuhl gebracht werden können. Die Kriminaljustiz wird hier streng nach dem Korangesetz „Blut um Blut, Aug' um Aug', Zahn um Zahn" ausgeübt. „Blut um Blut," d. h. wer getötet hat, wird getötet, „el katel yuktal," wie der kurze arabische Spruch lautet. Einerlei, ob die Absicht des Tötens vorhanden war, oder nicht. Nicht nur der Totschläger, sondern auch der zufällige Beibringer einer tödlichen Verletzung wird wie ein Mörder bestraft. Dagegen entgeht der absichtliche Mörder dann der Strafe, wenn die von ihm beigebrachte Wunde zufällig nicht den beabsichtigten Tod zur Folge hatte. Das Faktum allein entscheidet, die Absicht gilt für nichts.

Der Sultan von Lahedsch gestattet nicht die Ausübung der Blutrache, die sonst überall in Arabien, wo die Fürsten nicht die Stämme in ihrer Gewalt haben, das einzige Kriminalgesetz ist. Er gestattet sie nicht einmal in der Weise, wie andere gleichfalls nur den Koran als Gesetz anerkennende moslemische Staaten, wo zwar auch der Fürst den Mörder verurteilt, aber doch dem natürlichen Bluträcher, d. h. dem nächsten Verwandten des Ermordeten die Genugthuung gewährt, das Henkeramt an dem Schuldigen auszuüben. Ein Nachrichter wird bei dieser Hinrichtungsweise überflüssig. In Lahedsch dagegen besteht das Amt eines Scharfrichters. Die Hinrichtung wird nicht durch Hauptabschlagen, sondern durch Erstechung vermittelst der Dschembiye vollzogen, und findet auf dem Friedhof neben dem bereitgehaltenen offenen Grabe des Verbrechers statt. Diebstähle aller Art, von der Entwendung eines Schnupftuches bis zum ansehnlichsten Raube, werden ganz gleich, mit dem Abschlagen der rechten Hand durch den Scharfrichter bestraft. Die abgeschlagene Hand wird der moslemischen Tradition zufolge, die auf dem Auferstehungsglauben begründet ist, auf dem Friedhof begraben, damit ihr Eigentümer einst neben ihr ruhen und sie am jüngsten Tage wiederfinden könne. Die Operation wird meist auf barbarisch ungeschickte Weise vollzogen, die Hand mit der Dschembiye mehr abgesägt als abgehauen. Dennoch verraten die Gerichteten selten ihr Schmerzgefühl. Erst die grausame Handlung, welche dem Handabhauen folgt, vermag ihnen einen Schmerzensschrei zu entlocken. Diese Handlung soll eigentlich keine Strafe mehr sein, sondern ein Heilverfahren; es ist aber ein so plumpes und rücksichtsloses, daß wohl niemals der Satz: „das Heilmittel ist schlimmer als das Uebel," mehr zur Wahrheit geworden ist. Statt nämlich die Wunde zu verbinden, und das Blut auf eine die Schmerzen sanft lindernde Weise zu stillen, kennen diese primitiven Aerzte kein anderes Mittel als das, den blutigen Stumpf in kochenden Teer zu tauchen, wodurch allerdings das Blut gestillt, den Patienten aber die entsetzlichsten Schmerzen verursacht, und die erste schwere Verletzung noch durch eine Brandwunde kompliziert wird. Nicht selten wird diese Operation so ungeschickt ausgeführt, daß noch eine Amputation des Vorderarmes nötig wird, welche die Unglücklichen meist in Aden von englischen Aerzten vollziehen lassen. Bei Rückfällen wird dem Diebe zuerst die noch übrig gelassene Hand abgehauen und, bessert ihn auch dieses nicht, so trifft ihn der Tod. Alle sonst Gerichteten werden übrigens freigelassen. Einsperrungs-

Digitized by Google

strafen werden nie zuerkannt. Ein Gefängnis ist zwar auch in Lahedsch vorhanden und fast immer vollgepfropft, aber zum Gefängnis eigentlich verurteilt wird niemand. Diese Delinquenten werden meist wegen Polizeivergehen oder Uebertretungen religiöser Vorschriften von den Soldaten des Sultans, die sie auf der That ertappen, festgenommen, und mehr zur Unschädlichmachung, als zur Strafe festgesetzt. Alle sind gefesselt, und zwar an den Beinen, an denen sie schwere Ringe tragen, die zusammengelötet sind, so daß sie nur mit äußerster Mühe vorwärts gehen können. Nur die schweren Verbrecher, die aber nie lange im Gefängnis bleiben, sondern gleich gerichtet werden, tragen Ketten um den Hals, an deren Ende eine schwere Kugel befestigt ist. Die Sorge der Ernährung der Gefangenen bleibt lediglich ihrer Familie überlassen. Der Sultan giebt ihnen nichts. Die Wohlthätigkeit der Araber ist jedoch so groß, daß selbst die, welche keine Familie in Lahedsch haben, selten Not leiden. Besuche dürfen sie, soviel sie wollen, empfangen.

Außer Mord und Diebstahl kennt die Kriminalpraxis von Lahedsch fast nur noch den Ehebruch. Er kommt jedoch selten zur Bestrafung. Entweder rächt sich der beleidigte Gatte selbst, und in diesem Fall wird ihm die Selbstjustiz nachgesehen, oder — was sehr häufig vorkommen soll — er ignoriert die Sache öffentlich und läßt sich im geheimen mit Geld abfinden, bei freien Stämmen kann aber nur Blut, das des Frevlers und das seines Opfers, solche Schande sühnen. Auch hierin entscheidet eben nur das Faktum, die physische Thatsache. Der Moslem sieht das Weib fast wie willenlos an. Aber der gültige Ehrenkodex verlangt, daß die Frau auch für das büße, was sie gegen ihren Willen fehlte, ja was an ihr verbrochen wurde, wenn nur die physische Thatsache festgestellt ist. (H. v. Maltzan im Ausland 1871, S. 601—604.)

Ein ganz anderes Justizverfahren finden wir in einem an Lahedsch und an Aden grenzenden Duodezstaat, dem der Akâreb, die in einem ähnlichen halben Vasallenverhältnis zu England stehen, wie ihre früheren Todfeinde, die Abâdel (so heißt der Stamm von Lahedsch). Hier ist vielleicht mehr als irgendwo die Annäherung an das patriarchalische Ideal erreicht. Der Stamm ist so klein, daß Fürst und Unterthanen eine große Familie bilden, was sie im weiteren Sinne auch sind, denn der Scheich (der den Titel „Sultan", welchen ihm die Engländer beilegten, verschmäht) ist selbst ein Akrabi (Singular von Akâreb), während das Fürstengeschlecht von Lahedsch mit den Unterthanen nicht stammesverwandt ist. Ein wahrhaft rührendes Band scheint hier Fürst und Unterthanen zu umschlingen. Erkundigt man sich, wie man dort Mord, Diebstahl, Ehebruch bestrafe, so erhält man stets die Antwort, „so etwas kommt bei uns gar nicht vor, wir sind alle Brüder!" Allerdings sind die Verbrechen selten, da eben auch der Einwohner nicht viele und diese meist von sanfter Gemütsart. Aber ein unschuldsvolles Paradies ist auch Bir Hamed, der Hauptort der Akâreb, nicht. Jedoch bestraft man die Verbrecher nur im äußersten Fall, d. h. dann, wenn sie durchaus nicht den zarten Wink verstehen wollen, daß sie wohl thäten, sich für einige Zeit aus dem Staube zu machen. Geldstrafen scheinen die einzigen gerichtlichen Heimsuchungen zu sein, denen die Akâreb in den letzten Dezennien ausgesetzt waren, aber auch sie sind meist illusorisch, da der Stamm arm und der Delinquent fast niemals zahlungsfähig ist; dann sperrt man ihn wohl ein, um der Gerechtigkeit zu genügen. Entspringt er aber, wozu er die schönste Gelegenheit hat, so giebt man sich keine weitere Mühe, ihn zu suchen; dergleichen Zustände sind natürlich nur in einem Duodezstätchen möglich, gegen welches Liechtenstein und San Marino als ehrwürdige Mächte erscheinen.

Ein ungleich mächtigerer Staat ist der der Fodhli, auch Othmâni genannt, der mit der Hauptstadt Seriya und der Hafenstadt Schughra, sich östlich von Aden an 80 km an der Küste ausdehnt und etwa halb so weit ins Innere sich erstreckt. Die Othmânidynastie besitzt die physische Eigentümlichkeit, daß alle ihre Mitglieder mit einem fingerartigen Fleischauswuchs neben dem kleinen Finger an beiden Händen und einem ähnlichen neben den kleinen Zehen geboren werden. Man nennt sie deshalb die „Sechsfingerdynastie", obgleich der „sechste Finger" einen solchen Namen kaum verdient.

Das Fodhliland gehört schon zu den Staaten gemischten Volksrechts. Ein Teil der Bewohner sind „Raya", d. h. despotisch beherrschte, machtlose Unterthanen, ein anderer „Kabayl"; das Wort Kabayl bedeutet „Stämme", aber man versteht darunter nur „freie Stämme". Eine Gruppe von Raya, sollte sie selbst eine Stammeseinheit darstellen, wird nie des stolzen Namens „Kabayl" gewürdigt. Die Raya allein unterliegen der Justiz und Willkür des Sultans. Das Strafverfahren ist im ganzen dasselbe wie in Lahedsch. Nur macht man mit den Dieben kürzeren Prozeß. Man schneidet ihnen nach dem ersten Diebstahl die Hand ab, nach dem zweiten wird der Delinquent in einen

Digitized by Google

Sack gesteckt und ins Meer geworfen. Im allgemeinen kann man annehmen, daß alle Städtebewohner „Raya", alle Beduinen „Kabayl" sind, die Grenze ist aber nicht immer so scharf gezogen. Alles hängt von der kriegerischen Macht des Stammes ab. „Der Schwache hat immer Unrecht," das ist die Basis alles öffentlichen Rechts in Arabien. Ist ein Beduinenstamm schwach, so sinkt er zum Unterthanenverhältnis herab. Die Kabayl aber sind mehr die Bundesgenossen als die Untergebenen des Fürsten. Er kann es nicht wagen, ihre Verbrechen zu strafen. Hier herrscht die erbliche Blutrache in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Bei Eigentumsverbrechen behält der Stärkere Recht. Ist der Dieb der Schwächere, so wird er zur Restitution des Gestohlenen, ist er sehr schwach, außerdem noch zu einer Entschädigung verurteilt. Die Kabayl sehen übrigens alle den Diebstahl als ein sehr verzeihliches Vergehen an. Nur in einzelnen Fällen, wenn die Parteien gleich mächtig sind, wird die Intervention des Fürsten angerufen, der dann die Rolle des Friedensstifters übernimmt.

Die Vermittlung des Sultans kommt jedoch vorzüglich in einem auf Aberglauben gegründeten Prozeßverfahren zur Geltung. Es ist dies das Gottesgericht, welches fast in allen Staaten Südarabiens sich noch einer gleichen Blüte erfreut, wie bei uns im Mittelalter. Die Feuerprobe ist die gewöhnliche Form desselben. Dem Sultan allein kennt man das Recht zu, sie anwenden zu lassen, aber nicht er selbst, sondern sein Vetter, der Sultan der kleinen Stadt Mahr, genießt den Wunderruf, die Entscheidung rechtsgültig herbeiführen zu können. So giebt es fast in jedem kleinern Staat Südarabiens eine (immer nur eine einzige) Person, welcher man die Wunderkraft zuschreibt, durch Auflegung des glühenden Eisens Recht oder Unrecht klar zu machen. Diese Wundermänner sind übrigens rarae aves, und nicht jeder kleine Staat ist so glücklich, einen zu besitzen. In diesem Fall wendet man sich an den Wundermann des benachbarten Staates.

Die Feuerprobe wird wie folgt angewendet. Der des Mordes Verdächtige, den man wegen Zeugenmangels nicht überführen kann, wird vor den Sultan gebracht, welcher von den Bluträchern des Ermordeten umgeben ist, letzteres jedoch nur, wenn der Delinquent kein Raya ist, denn bei einem solchen vertritt der Sultan selbst die Stelle eines Bluträchers. Der Wundermann ist natürlich die Hauptperson und geht, nachdem er sich vom Kläger und Verklagten die Hände oben und unten küssen ließ, ans Werk. Er legt das Eisen auf ein Kohlenbecken, murmelt Gebete, zieht es glühend hervor, spricht nochmals einen Segensspruch und appliziert dann das glühende Metall auf die Zunge des Delinquenten. Verursacht das glühende Eisen eine Brandwunde, so gilt die Schuld für erwiesen. Ist der Mörder ein Raya, so läßt ihn der Sultan gleich hinrichten. Gehört er aber zu den Kabayl, so dürfen ihn die Bluträcher keineswegs sogleich überfallen. Sie müssen ihn vielmehr frei zu seinem Stamm zurückkehren lassen. Der Sultan ist für sein freies Geleit verantwortlich. Erst dann, wenn der durch die Feuerprobe überwiesene Mörder wieder bei seinem Stamme ist, tritt die Blutrache in ihr Recht ein, der Stamm ist natürlich auf seiner Hut, der Mörder noch mehr, und da er keineswegs allein, sondern jedes Mitglied seines Stammes für den von ihm vollbrachten Mord verantwortlich ist, so kommt es nicht selten vor, daß ein anderer, irgend ein Hirtenknabe, den die Bluträcher vereinzelt auf dem Felde fanden, für ihn büßt. Selten ist es jedoch, daß die Sache dabei ihr Bewenden hat. Meist nimmt der Stamm des ersten Mörders durch einen weiteren (den dritten) Mord Genugthuung, dieser führt zu einem vierten und so oft ins Unabsehbare, bis endlich wieder die Vermittlung des Fürsten angerufen wird, die dann auch meist, wenn beide Parteien des Blutes genug haben und die Zahl der Opfer bei jedem Teil eine gleiche ist, die Friedensstiftung zur Folge hat. Sehr oft hat übrigens die Feuerprobe einen Freispruch zur Folge. Trotz alles Wunderglaubens soll es nämlich sehr heilsam sein, mit dem Wundermanne auf gutem Fuße zu stehen, denn von dessen Geschwindigkeit beim Ueberstreifen der Zunge mit dem glühenden Eisen soll alles abhängen.

Nördlich vom Fodhlilande liegt Yâfia, das in drei unabhängige Stammesgruppen zerfällt: Ober- und Unter-Yafia und Rezâz. Die Justiz ist hier dieselbe wie bei den Fodhli; die Blutrache herrscht ungehindert. Die „Diyn", das Blutgeld, wird hier fast nie genommen und gilt für Schande; nur diejenigen, welche zu schwach sind, um die Blutrache auszuüben, nehmen die Diyn, werden aber verachtet. Im Lande wird die Feuerprobe nicht ausgeübt. In der Stadt werden Diebe und solche, die mit liederlichen Weibspersonen zu thun hatten, mit 20—24 Stockschlägen bestraft. Handabhauen findet nicht statt. Prostitution ist streng verboten, meist ignoriert man jedoch die Prostituierten und straft nur ihre Kunden. Gefängnis für Prügeleien, Messerstiche, auch oft für kleinere Diebstähle. Alles dies in der Stadt und für die Raya. Auf dem Lande und bei den Kabayl herrscht Faustrecht.

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Duntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.

Bisher erschienen:

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.

Bd. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wachter, Oskar, Vehmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
. 34. Tegnér, Esaias, Frithjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wachter, Oskar, Altes Gold in deutschen Sprichwörtern.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Vater und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.

Bd. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I—III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. Scott I. Waverley. 1. Band.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV. u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alexandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
. 259. 260. Cervantes II. Don Quichote. 1 u. 2 Bde.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

43. Lieferung.

Naturgeschichte
des
Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3 de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9 Arnim, Ludw Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß
. 13 Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15 Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Dunker.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I Bd
. 21 Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen
. 25 Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26 Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27 Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28 Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.

Bisher erschienen:

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109 Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 151 Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
. 153. 154 155 Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.

Bd. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Behmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
. 34. Tegnér, Esaias, Fritjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36 Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37 Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39 Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle
. 42 Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43 Wächter, Oskar, Altes Gold in deutschen Sprichwörtern.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die zurzeit unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Vater und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre. Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.

Bd. 156. Carlyles Werke I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thackeray I—III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165 Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. Scott I. Waverley. 1 Band
. 201. 202 203 Rousseaus Werke. Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205 Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208 Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV u. V Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213 Mérimée, Colomba, Carmen.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
. 259. 260. Cervantes II Don Quichotte. 1 u. 2 Bd.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Digitized by Google

Naturgeschichte

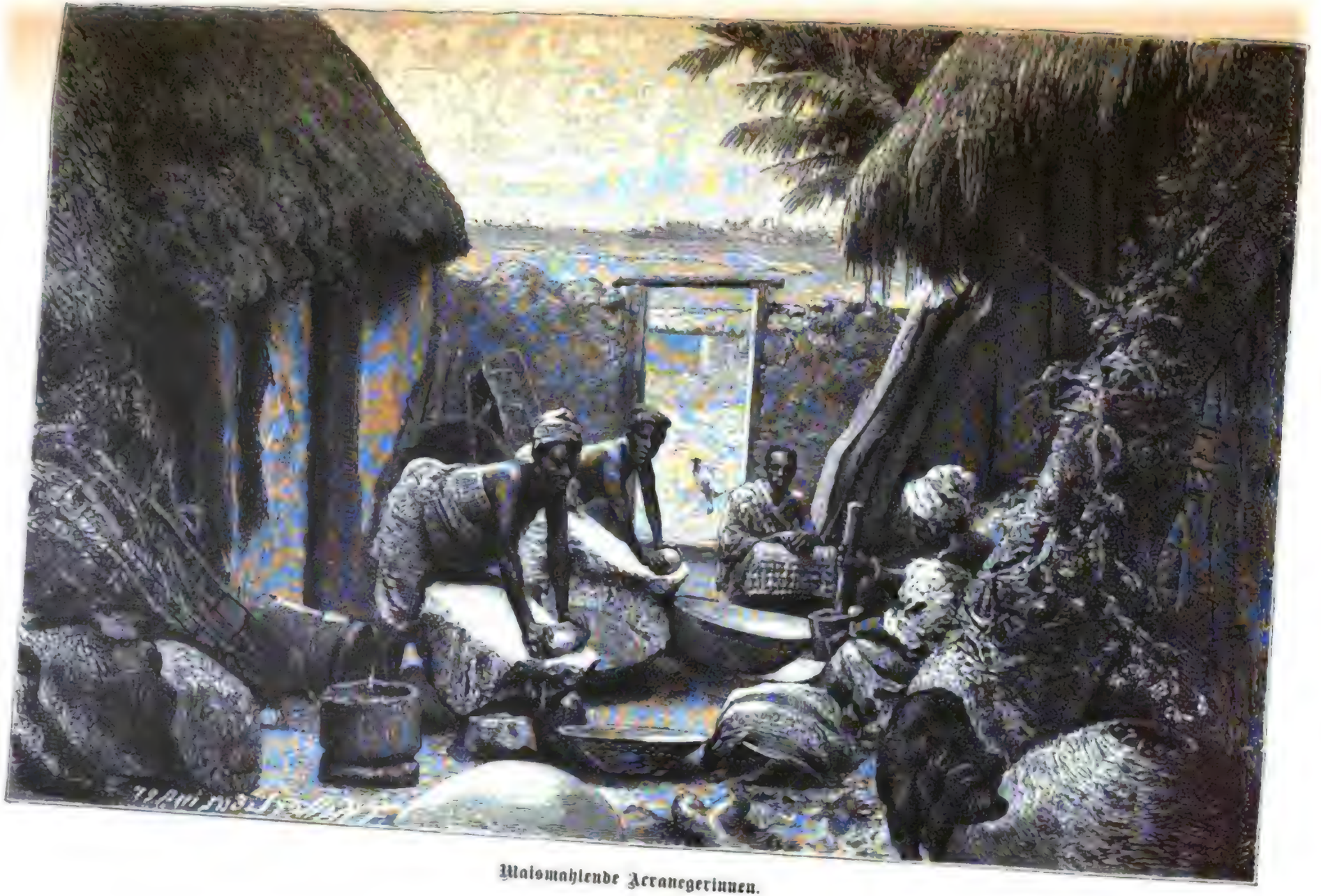
des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.



Maismahlende Acranegerinnen.

Digitized by Google

Bei den Rezâj findet eine scharfe Unterscheidung zwischen Kabayl und Raya statt. In letzterem Verhältnisse stehen alle Einwohner von Bedha, der einzigen Handelsstadt des Landes, ferner die bei allen Stämmen zerstreut wohnenden Achdam (Sing. Châdem) und Schumr (Sing. Schimri), die Pariakasten Südarabiens (H. v. Maltzan, a. a. O., S. 630—632), welchen wir einige Worte widmen müssen.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung daß in einem arabischen Lande, in dem sonst der Freiheitssinn und Stammesstolz der Bewohner aufs höchste ausgebildet ist, neben diesen freien Stämmen zwei Menschenklassen existieren, welche, obgleich sich nicht zu andrem Glauben bekennend, dennoch ebensosehr in den Bann gethan sind, als wären sie die ärgsten Ketzer. Ueberall sonst, wo es Paria giebt, sind sie durch das Bekenntnis oder wenigstens durch ein sektenartiges Abweichen von der herrschenden Religion unterschieden. In Südarabien ist dieses nicht der Fall, und diese Thatsache macht die dortigen Paria zu einer Merkwürdigkeit, wie sie selbst Ostindien nicht aufweist. Der Umstand, daß der befreiende und soziale Gleichheit für alle „Rechtgläubigen" predigende Muhammedanismus in Südarabien nicht soweit zur Geltung kam, um jene Kasten zu emanzipieren, zeigt uns dieses Land in einem ganz andern Lichte als Zentralarabien. Es war eben ein uraltes, eigenartiges Kulturland, das selbst in seinem Verfall noch dem zentralarabischen Element Widerstand leistete, und wenn es auch im großen und ganzen diesem allmählich unterliegen und seine Eigenheiten mehr oder weniger einbüßen mußte, so trotzte es doch im Beibehalten einzelner tiefgewurzelter Eigentümlichkeiten. Zu letzteren gehörte auch das Bestehen der Pariakasten. Die Paria glaubten vielleicht durch Annahme des Islam sich zu emanzipieren. Aber sie irrten sich. Das angestammte Element der Kastenscheidung erwies sich kräftiger als der befreiende Einfluß des Muhammedanismus. Weit entfernt, sie zur Gleichheit zu führen, gab die südarabische Auffassung des Islam noch Gelegenheit, eine neue Scheidewand zwischen ihnen und der herrschenden Klasse aufzurichten, indem letztere eine dieser Kasten sogar vom Besuch der Moscheen ausschloß. Ein unerhörtes und eigentlich ganz „unarabisches" Verfahren, denn nur Heterodoxie soll nach echt muhammedanischen Begriffen von diesem Besuch ausschließen, und diese war hier nicht vorhanden. Aber alle unsere Begriffe von dem, was „arabisch" oder „unarabisch" ist, sind eben ausschließlich aus zentralarabischen Quellen entlehnt.

Der Name Achdam (im Singular Châdem) bedeutet „Diener", und dies Wort bezeichnet genau ihr Verhältnis zu der herrschenden Rasse. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und diese verrichten die Achdam. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter, und gelten für besudelt durch diese mehr oder weniger unreinen Gewerbe, aber doch nicht in dem Grade für unrein, um auch den aus ihren Händen hervorgehenden Gegenständen ihre Unreinheit mitzuteilen. Letzteres soll bei den Schumr der Fall sein. Die Achdam kommen in Moscheen, aber nicht in die Häuser der Araber. Sie wohnen stets abseits, gewöhnlich außerhalb der Städte und Ortschaften. Sogar in Aden, wo doch die Kastenbegriffe durchaus keine offizielle Geltung haben, lieben es die Achdam, sich abzusondern, und bewohnen ihr eigenes Viertel.

Wie ein Sträfling, den man in der Strafanstalt antrifft, seine Eigenschaft nicht verleugnen kann, so müssen auch die Achdam im Innern des Landes, wo die Kastenbegriffe Geltung haben, eingestehen, zu welcher Klasse sie gehören. Natürlich gestehen

Digitized by Google

sie nur ungern, daß sie zu den Paria gehören. Fragt man einen der Achdam, ohne daß ein anderer Araber dabei ist, was er sei, so wird er sich für einen Beduinen ausgeben. In Gegenwart eines Beduinen aber kann er dies nicht wagen. Schimpf und Prügel würden sein Los sein, denn der Beduine ist unbändig im Stammesstolz. Aber auch die Achdam haben ihre Art von Stammesstolz. Man kann ihnen keine größere Beleidigung anthun, als wenn man sie fragt, ob sie nicht etwa zu der Klasse der Schumr gehörten? Von dieser Beschuldigung reinigen sie sich mit den heiligsten Eiden, und nichts ist ihnen schrecklicher, als so etwas hören zu müssen. Sie können freilich dem Fremden oder dem Araber gegenüber diese Unbill nicht ahnden. Wehe aber dem Schimri (Singular von Schumr), der sich für einen Châdem ausgiebt. Dies geschieht nämlich immer, wenn man einen Schimri nach seiner Kaste fragt, ohne daß ein Châdem dabei ist, denn die Schumr sind sich wohlbewußt, tiefer als die Achdam zu stehen, und versuchen gar nicht, ihre Kaste für etwas Besseres auszugeben. Jeder verleugnet die seinige. Die Kaste ist eben etwas ihnen Aufgedrungenes, dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von anderen Rassenunterschieden. So steht z. B. der Jude in Südarabien in sozialer Beziehung gewiß ebenso schlecht, ja oft schlechter als Achdam und Schumr. Aber nie wird es einem Juden einfallen, sein Judentum zu verleugnen. Im Gegenteil, er ist stolz darauf, wie einst die Märtyrer auf ihr Christentum, durch das sie doch auch dem sozialen Bann verfielen.

Die Achdam sind im Vermeiden der Schumr ebenso skrupulös wie die Beduinen im Vermeiden der Achdam. Die Kaste der Schumr ist eine ganz eigentümliche Erscheinung und von merkwürdiger lokaler Begrenzung. Während es nämlich in ganz Südarabien, d. h. von Yemen bis Omân, Achdam giebt, existieren Schumr nur im eigentlichen Yemen. Schon in Yâfia, welches doch auch einst zum Reiche der Imâme gehörte, sind sie gänzlich unbekannt. Auch bei den Beduinen scheinen sie nicht vorzukommen. In allen Städten von Yemen kommen sie aber vor, wohnen auch dort abseits wie in Aden, wo sie sich in einer noch abgelegeneren Gasse als die der Achdam angesiedelt haben. In Aden natürlich kann man sie nicht verhindern, die Moscheen zu betreten, aber in keiner Stadt des Innern werden sie in denselben zugelassen, obgleich sie, wie gesagt, sich im Bekenntnis nicht von den Herrschern unterscheiden. Wo diese Sunniten sind, da sind es auch die Schumr; in Zentral-Yemen, wo die Sekte der Zâidi vorherrscht, bekennen sie sich zu dieser. Der Grund, warum man sie vom Gottesdienst ausschließt, muß eine tiefere traditionelle Bedeutung haben, denn die Ursachen, welche die Araber gewöhnlich dafür angeben, scheinen alle nicht stichhaltig. Es heißt, die Schumr seien Abdecker, folglich durch Aas besudelt (sie stehen sogar im Verdacht, Aas zu essen); viele Schumr führen aber durchaus nicht jenes Gewerbe. Die meisten scheinen sich als Bänkelsänger, Musikanten, Trommler, Pfeifer zu ernähren, und das ist ein Gewerbe, welches zwar auch verachtet wird, aber doch an und für sich keine tiefere Stellung als die der Achdam mit sich bringen würde. Dennoch erweist sich der Kastengeist so mächtig, daß ein Schimri, und treibe er, was er wolle, sich nicht über seinen tiefen Stand zu erheben vermag. Er gehört ihm durch die Geburt, nicht durch ein Gewerbe an.

Da in Yemen die Achdam die meisten derjenigen Gewerbe ausüben, welche die andern Araber verschmähen, so bleiben den Schumr nur wenige. Dazu gehört allerdings auch das der Abdecker. Daß die Schumr so meistens in großer Armut schmachten, ist begreiflich. Daß auch ihre Moralität nicht immer die beste ist, läßt sich vermuten, obgleich die Araber gewiß in ihren Beschuldigungen übertreiben. So scheint es ganz widersinnig, die Schumrweiber des Feilbietens ihrer Reize zu beschuldigen, denn wem sollen sie diese feilbieten? Wenn man die Araber darnach fragt, wissen sie keine Antwort, denn ein Araber würde sich nie mit einer Paria einlassen und besäße sie auch die Reize einer Kleopatra. Also vielleicht den Achdam? Diese aber sind noch mehr von Vorurteilen gegen die Schumr erfüllt. In Aden freilich ertappt man die herumziehenden Sängerinnen von der Schumrkaste zuweilen auf Kuppelei. Aber, recht bezeichnend, sie verkuppeln nicht ihre Stammesangehörigen, sondern fremde. Dieselbe Schumrfrau, welche die Kupplerin spielt, wird, wenn sie selbst zu Männern ins Haus bestellt wird, um dort zu singen, sich von ihrem Ehemann als Tugendwächter begleiten lassen. Alle Schumr, namentlich aber die Frauen, sind von einer ganz besonderen Lebhaftigkeit. Gewöhnlich treiben sie ihr Wesen auf der Straße. Dort musizieren sie, singen und sind dabei in beständiger aufgeregter Bewegung. Die Lieder dieser Frauen sind meist erotischer Natur, niemals jedoch die Grenze des Anständigen überschreitend. Auch läßt sich weder in der Sprache noch in der Physiognomie der Schumr irgend etwas Fremdartiges auffinden, so daß wir über ihren Ursprung völlig im Dunkeln sind. Daß sie die Reste eines eigenartigen, nun als Nation

Digitized by Google

untergegangenen Volkes sind, scheint annehmbar, obgleich es sich auch nicht beweisen und noch viel weniger bestimmen läßt, was dieses Volk war. Sie sind in Südarabien ungefähr das, was einst die Heloten in Sparta waren.

Der Ursprung der Achdam dagegen scheint ein anderer, und nicht auf eine ethnologische Quelle zurückzuführen. Es kommt nämlich noch heutzutage, wenn auch selten, vor, daß ein Araber, meist immer aus der untersten Klasse der Städtebewohner, zum Verhältnis eines Châdem hinabsinkt. Die befreiten Neger werden auch oft in diese Kaste eingereiht. Schimri dagegen wird man nur durch die Geburt. Der Stand der Achdam knüpft sich an Gewerbe, die freilich meist auch erblich sind, die aber auch zuweilen von Leuten in die Hand genommen werden, denen sie nicht angeerbt waren. Die Paria genießen übrigens insofern eine Entschädigung für den sozialen Unglimpf, den sie erleiden, als sie gänzlich frei von Abgaben sind. Man hält es für Schande, wenn ein Sultan oder Scheich etwas von den Achdam erhebt. Im Gegenteil, es gilt für sehr ehrenvoll, dieselben reichlich zu beschenken, besonders wenn sie jemand zu Ehren musiziert haben. Bei festlichen Gelegenheiten lieben es die Araber, prahlerische Geschenke zu machen, und dieser Brauch kommt den Musikanten sehr zu statten. Man soll sogar den Achdam nichts abschlagen dürfen. Besonders der Hochzeiter wird manchmal von ihnen durch Betteln ausgeplündert. (H. v. Maltzan im Ausland. 1871. S. 1024—1028.)

Der Name Achdam ist außerhalb Yemens nicht in demselben Sinne gebräuchlich; aber die Sache existiert, wenn auch unter anderem Namen, in ganz Südarabien. Im Lande der Audeli, östlich von Safis, heißen sie „Meráfai", „Deschân", Bezeichnungen, welche sich auf die Instrumente beziehen, die sie spielen, denn wo es keine Schumr giebt, versehen die Achdam dieses Gewerbe. In der Nähe von Gober, Hauptort der Audeli, giebt es ein eigenes Dorf, Mesfegga, nur von Meráfai bewohnt. In den Ländern der Aulagi und Wâhid führen sie den Namen „Ahl Haik", d. h. das „Webervolk", weil sie sich diesem Handwerk hingeben. Es giebt ganze Städte von diesen „Ahl Haik" bewohnt, z. B. die Stadt Raudha zwischen Hôta und Hatbân. In Hadhramaut dagegen sind es die Metzger, deren Gewerbe den Namen für die Paria abgeben mußte. Sie heißen dort „Zabih", d. h. Schlächter.

Ueberhaupt sind in Hadhramaut die Standesvorurteile besonders lebhaft. Man unterscheidet fünf Rangstufen: 1) Die Scherife, die vermeintlichen Nachkommen des Propheten. 2) Die „Amudi", die Nachkommen Isa ben Amud, die Sultane und Herrscher in Wâdi Dô'an; im eigentlichen Hadhramaut sind die Kethiri das herrschende Geschlecht. 3) Die Beduinen. Da sie Krieger sind, so gelten sie immer mehr als 4) die ansässige Bevölkerung, die „Harrat" (Bauern). 5) Die Zabih, Schlächter, wozu auch die Töpfer kommen. Die Ahl Haik sind in Hadhramaut nicht Paria.

Im Wahidilande sind die Abteilungen folgende: 1) Die Scherife. 2) Der Sultan und seine Familie. 3) Die „Meschaich", ein anderer religiöser Adel, ähnlich dem der Scherife, nur durch Abstammung von Heiligen, nicht vom Propheten begründet. 4) Die reichen Kaufleute. 5) Die Beduinen. 6) Die Bauern. 7) Die „Ahl Haik", die oben erwähnten Paria. Alle andern Klassen dürfen übrigens in einem Hause und Zimmer miteinander Platz nehmen, doch so daß sie den Bevorzugten stets den Ehrenplatz geben, nur die Paria müssen vor der Thüre bleiben.

Sehr eigentümlich sind die sozialen Zustände im Dschauf, welche uns der französische Reisende Josef Halévy mit dankenswerter Umständlichkeit kennen

Digitized by Google

gelernt hat. Dort gliedert sich die Gesellschaft in die Scherife, die Herren oder Adligen und die Unterthanen, die „Qerawi". Zu den letzteren gehören auch die Juden, welche jedoch einem in mehreren Punkten abweichenden Gesetze unterworfen sind.

Die Scherife sind die wirklichen oder vorgeblichen Nachkommen Muhammeds und genießen als solche das höchste Ansehen. Als Adolf von Wrede seinem Wirt und dessen Söhnen, die alle Scherife waren, zum Willkomm die Hand geküßt hatte, mußte er noch eine andere höchst seltsame Zeremonie absolvieren, die wir ihn lieber selbst beschreiben lassen wollen. „Nachdem ich dem Scheich die Hand geküßt, wandte ich mich an die Versammlung und sprach der Sitte gemäß die Worte „Hak esch Scheraf", d. h. das Recht der Scherife, worauf sogleich alle Scherife und Sfayid (so heißen im Speziellen die Nachkommen Hassayns), worunter auch ein zwölfjähriger Knabe, mir ihre Hände entgegenhielten. Diese Hände mußte ich nun, eine nach der andern, nicht etwa küssen, sondern — beriechen, da nach den hier gültigen Anschauungen die Hände der Scherife einen Geruch der Heiligkeit ausduften, durch dessen Einatmung dem sie Beriechenden alle möglichen Segnungen zu teil werden." Wie in Hadhramaut ist ihre Zahl sehr bedeutend auch im Dschauf, wo sie auf die Sitten der Beduinen einen verderblichen Einfluß üben. Ihr geistlicher Charakter steht auch dort in hoher Achtung, trotz ihrer mitunter skandalösen Aufführung, denn nach arabischer Auffassung sind der Prediger und die gepredigte Moral zwei gänzlich voneinander unabhängige Dinge, und es können deshalb Menschen von anerkannt schlechtem Lebenswandel unbeschadet die höchsten und heiligsten Aemter im Moscheendienste versehen. Ja, Halévy steht nicht an zu bekennen, daß die praktische Durchführung dieses Axioms die wahre Kraft des Islams begründet und die wichtigste Ursache der weiten Verbreitung ist, welche er noch heutigestages in Asien und Afrika gewinnt. Mit Ausnahme von Sana und einiger anderen großen Städte weiß die Masse des Volkes in Yemen nichts vom Koran. Das Gebet ist vernachlässigt, und Halévy versichert, unter den Arabern niemals jene religiöse Exaltation getroffen zu haben, welche die Muhammedaner in Afrika auszeichnet. Das Gleiche ist nach Wrede in Hadhramaut der Fall. Die Beduinen sind dort ebenfalls lax im Glauben, beten nie, nehmen nicht die Ablutionen vor, hegen aber doch eine Art von abergläubischer Furcht vor den „Morâbit", den heiligen Gräbern und vor der fanatisch-religiösen Geistlichkeit der städtischen und seßhaften Bevölkerung. Dies gewährt jenen ein Mittel, sich den Beduinen gegenüber geltend zu machen, sie beuten nämlich deren Aberglauben aus; sie haben eine entsetzliche Angst vor Zauberei und halten jeden, der schreiben und lesen kann, für einen Kenner der verborgensten Wissenschaften und somit auch der Zauberei. Im übrigen besitzen die Vorschriften des Islam in Südarabien nur geringe Geltung. Bei den Kabayl des Dschauf haben die Zivil- und Strafgesetze des Korans keinen Eingang gefunden. Jede Kabail besitzt ihre eigene Gesetzgebung, die nur mündlich besteht und nur von den einflußreichsten Männern gekannt ist. Die Jurisdiktion der Arhab wird häufig als von der der Nachbarstämme völlig abweichend gelobt. Halévy kam nach Südarabien mit der vorgefaßten Meinung, dort dem reinen Islam zu begegnen; indessen fand er nur eingeborne, traditionelle und wechselnde Einrichtungen. Ist ein Gesetz nicht mehr zeitgemäß, so wird es in einer Versammlung der Aeltesten abgeändert, welche zugleich den Text des neuen Gesetzes feststellen. Es giebt sogar eine Art internationalen Kodex, um die Beziehungen zwischen den einzelnen Triben zu regeln. Es existiert ferner eine permanente Defensivallianz zwischen den Yâm (Stämme im Nedschrân), den Dhu-Huseyn und den Dhu-Muhammed, was sie jedoch nicht hindert, sich gegenseitig zu bekriegen und beständig in Blutschuld zu einander zu stehen. Bei all diesen Vereinbarungen, sei es im Stamme selbst, sei es zwischen mehreren Kabailen, führen die Scherife häufig das große Wort, hüten sich aber sehr, die traditionellen Gewohnheiten zu Gunsten der religiösen Vorschriften zu verletzen. Die Scherife erblicken in den Stammesfehden eine Quelle des Reichtums, die sie gerne unversiegbar machen. Fast stets sind sie es, welche die inneren Zwistigkeiten nähren, indem sie ihnen eine religiöse Färbung verleihen. Sie sind die natürlichen Verbündeten jedes Angreifers. Als gute Reiter ist ihre Mitwirkung bei einem Treffen auf offenem Felde von hohem Werte; sie erhalten einen starken Anteil der Beute und einen mitunter bis zu 105 Franken betragenden Monatsgehalt. Ihre Beihilfe ist zudem unerläßlich zu einem anderen Geschäfte, ohne das kein Feldzug in Arabien unternommen wird. Ehe die Feindseligkeiten beginnen, versichern sich die Kriegführen-

Digitized by Google

den eines, oder besser mehrerer Scherife, denen der Ruf, in dem verborgenen Sinne des Korans wohlbewandert zu sein, zur Seite steht, um ihre Feinde zu verfluchen und zu anathematisieren. Nach ausgesprochenem Fluche schreiten die Scherife zu gewissen mystischen Handlungen, um ihn unauslöschlich zu machen. Eine Armee, welche Scherife in ihren Reihen zählt, fühlt sich moralisch gestärkt, nicht nur, weil sie sich durch die Verdienste der Nachkommen des Propheten beschützt wähnt, sondern weil sie auch volles Vertrauen zu den Amuletten hegt, welche die Scherife gegen Bezahlung an die Krieger verteilen und die angeblich unverwundbar machen sollen. Die Enttäuschungen, weit entfernt das Ansehen der Scherife zu schmälern, erhöhen dasselbe nur, denn der Mißerfolg der einen Partei beweist bloß, daß die Scherife des Gegners die anderen an Heiligkeit und kabbalistischer Wissenschaft übertreffen. Im nächsten Kriege wird der besiegte Stamm alle Anstrengungen machen, um die Scherife seiner früheren Besieger diesmal für sich zu gewinnen. So kennen die Söhne Muhammeds keine andere Existenzbedingung als den Krieg, denn es ist natürlich für Leute ihres hohen Ranges unmöglich, sich zu einer Handarbeit zu erniedrigen, oder in geringe Unternehmungen einzulassen, welche wenig Ehre und noch weniger Gewinn verheißen. Die Scherife vermehren sich ins Unglaubliche, und Arabien wäre davon überschwemmt, wenn die Kriege nicht alljährlich eine gute Anzahl vertilgen würden. Hadhramaut und Afrika verschlingen viele dieser frommen Ritter; auf afrikanischem Boden verwandeln sich die Scherife in Apostel und richten dort ein System der Strenge und Frömmigkeit ein, wozu die ruhigeren Söhne Arabiens sich nicht verleiten ließen. Dank dem raschen Fortschritte des Islam bei den Negervölkern, sind die Scherife stets sicher, gute Stellen als religiöse oder politische Führer einzunehmen. Die Mehrzahl der muhammedanischen Königreiche im Sudan wurde von ausgewanderten arabischen Scherifen gestiftet.

Nächst den Scherifen sind die zweitwichtigste Kaste die der freien oder mit Privilegien ausgestatteten Männer, welche einen, den mittelalterlichen Grundherrn sehr ähnlichen Ziviladel bildet. Sie sind in der That die Besitzer des Bodens und der Immobilien im Lande. Ihre Felder lassen sie durch Sklaven oder durch ihre Unterthanen bebauen, denen sie dann einen Teil der Ernte überlassen. In Handarbeit wenig geübt, beschäftigen sie sich doch mit Handel und führen auch Karawanen. Hat er keine sonstigen Existenzmittel, so unternimmt der junge Freie wohl auch eine Razzia zu den Nachbarstämmen: ist der Ort erlauscht, wo eine Herde Kühe oder Pferde weiden soll, so legt er sich in Hinterhalt, um einige Tiere zu stehlen: manchmal muß er tage-, ja wochenlang, Hunger und Durst leidend, in seinem Verstecke verweilen, ehe ihm sein Plan gelingt; hüten mehrere Wächter die Herde, so zieht sich die Sache in die Länge; giebt es aber nur einen Hirten, so thut der Räuber sein möglichstes, um sich seiner zu entledigen, sei es in nächtlichem Ueberfalle, sei es in körperlichem Ringkampfe. Erficht er den Sieg, so nimmt er die erbeuteten Trophäen mit; sein Glück ist dann gemacht, er wird berühmt bei seinem Stamme und die Dichter stimmen Loblieder für ihn an. Diese Räubereien gehören derart zu den Sitten des Dschauf, daß die Mütter selbst die Söhne mit dem Schwerte umgürten, wenn sie zu einer solchen Expedition sich rüsten. Doch herrschen bei diesen Raubzügen gewisse Gesetze der Ehre; alle Mittel sind erlaubt einem Feinde gegenüber, den man widerstandsfähig hält; es ist aber entehrend, Wehrlose zu töten. Zu letzteren rechnet man die Weiber, die Juden und alle noch unbeschnittenen Männer. Die Cirkumcision wird überhaupt als der erste Akt der Männlichkeit und der feierliche Eintritt in das Kriegerleben erachtet. Wer nicht den Mut hat, diese Operation als Erwachsener an sich vornehmen zu lassen, gilt als Feigling und seine Berührung könnte einen auf seinen Ruf eifersüchtigen Gegner nur beschmutzen. In Zeiten großer Krisen, wenn alle waffenfähigen Männer ins Feld rücken, vertraut man alle Herden der Obhut der Weiber und Unbeschnittenen an, um sie wenigstens gegen einen gewaltsamen Angriff zu schützen.

Die dritte Klasse der Bevölkerung trägt die Benennung Oerâwi. Sie ist durchaus untergeordnet, ausgeschlossen von jeder Teilnahme an den Beratungen des Stammes und in jeder Hinsicht der Willkür des Grundherrn preisgegeben, welche sie ihren Erben hinterlassen. Kurz, die Oerâwi sind wahre Leibeigene. Obwohl in ihren Bewegungen freier als die Sklaven, können sie doch kein persönliches Eigentum besitzen. Was sie erwerben, gehört ihrem Grundherrn, welcher es ihnen nach Belieben nehmen kann. Der Oerâwi ist verpflichtet, eine bestimmte Zeit im Jahre die Felder seines Herrn zu bearbeiten, ihm den Zehnten von seiner eigenen Ernte zu geben und ihm in den Krieg zu folgen, um die Stellung des Feindes auszukundschaften. Der Oerâwi darf keine Feuer-

Digitized by Google

waffe führen, doch steht es ihm frei, sich mit einer Lanze oder einem Schwerte zu bewehren; es ist ihm verboten zu reiten und einen Turban zu tragen. Der Herr verpflichtet sich, seinen Unterthan gegen die Angriffe von Fremden, seien sie Adlige oder sonst wer immer, zu schützen. Diese Gattung Händel nehmen sehr oft einen für die Familie des Grundherrn fatalen Ausgang, aber das Wort Noblesse oblige genießt in Arabien die allgemeinste Geltung; der Titel „Dschâr" (plur. „Dschirân"), d. h. Beschützer, welchen der Herr seinem Oerâwi gegenüber annimmt, schmeichelt zu sehr seiner Eigenliebe, als daß er nicht die oft damit verbundenen Gefahren mit in Kauf nähme. Dieses Feudalsystem ward in Arabien nicht durch die moslemische Eroberung eingeführt, sondern bestand schon zur Zeit des uralten Sabäerreiches; die Hierarchie selbst scheint durch Traditionen aus unvordenklichen Epochen geregelt; die sabäischen Inschriften enthalten eine Menge Namen zur Bezeichnung der verschiedenen Grade des Adels und der Leibeigenschaft.

Außer der eingebornen Bevölkerung, meist sabäischer Abkunft, leben im Dschauf noch eine geringe Anzahl Juden, die trotz des Zustandes tiefster Erniedrigung, worin sie sich befinden, eine eigene, nähere Betrachtung verlohnende Klasse bilden. Die israelitischen Gemeinden des Dschauf erhalten sich meist durch beständige Einwanderung; die alten Mitglieder kehren in die Gebirgsländer zurück nach einem Aufenthalte von fünf bis zehn Jahren; länger im Dschauf zu verweilen, gilt für gefährlich. In der That wüten Fieber, Gelbsucht und Leberkrankheiten in den Niederungen; letztere Krankheit, von den Arabern „Sedem" genannt, ist überaus häufig und kündigt sich durch den plötzlichen Verlust von Appetit und Schlaf an. Der Monat nach dem Ende der Regenzeit ist besonders gefürchtet, und alle Bemittelten trachten denselben im Hochlande zuzubringen. Deshalb bestehen die Israelitengemeinden im Dschauf fast ausschließlich aus jungen Leuten, deren Familien anderwärts wohnen.

Wie die Oerâwi, gehören die Juden als Eigentum einem Gutsherrn, der sie beschützt; nur wählt sich der Jude, bei seinem Eintritte in das Dschauf selbst den Herrn, dem er dienen soll. Um den Schutz des Adligen zu gewinnen, bringt er Geschenke an Leinwand und Schmuck für die Damen: ist sein Empfang günstig gewesen, so beginnt er für seinen Herrn ein Haus oder auch nur eine Gartenmauer zu bauen und sendet ihm dann eine Kuh oder eine Ziege. Dieses Zeremoniell setzt das Leibeigenschaftsverhältnis des Bittstellers fest und nötigt den Herrn, ihn zu schützen. Der Jude wendet sich häufig an mehrere Beschützer zugleich, was ihm die arabischen Sitten gestatten; er wird dergestalt der Sklave einer großen Anzahl Adelsfamilien, deren gegenseitige Eifersucht ihm eine verhältnismäßige Sicherheit gewährt; denn wenn ihn einer seiner Herrn mißhandeln wollte, würden ihn die anderen in Schutz nehmen. Natürlich raubt ihm dieses System viel Zeit von wegen der für seine vielen Herren zu verrichtenden Arbeit, und dabei wird er von niemanden ernährt. Zudem schützen ihn all diese Maßregeln nicht gegen die beständigen Mißhandlungen des Volkes, welche er mit sprichwörtlicher Schüchternheit hinnimmt, ohne zu murren. Nur in der Synagoge rächt sich der Jude, und seine Rache ist grausam, denn er benutzt die ihm gewährte religiöse Freiheit, um den nächtlichen Schlaf der Araber durch stundenlanges Geschrei zu verkümmern. Eine andere Eigentümlichkeit des arabischen Lebens verstattet dem sonst so gedrückten Juden seine Peiniger öffentlich von der Höhe seines Hausdaches herab zu beschimpfen. Davon machen denn die jüdischen Weiber reichlich Gebrauch, indem sie eine Flut von Schmähungen und Verwünschungen auf das Haupt der Bedrücker ihrer Gatten von dort oben herabregnen lassen. Das Haus des Juden, wenngleich von ihm selbst erbaut, gilt nämlich als Eigentum seines Herrn: deshalb bildet die Dachterrasse eine Art Asyl, das man nicht verletzen könnte, ohne die Rache des Eigentümers zu gewärtigen. Ist der Jude oder der Oerâwi von einem Mitgliede des Stammes seines Schutzherrn bestohlen worden, so hat dieser den Dieb zu bestrafen, oder wenigstens zur Herausgabe des gestohlenen Gutes zu zwingen. Dies thut er auf folgende Art: Gegen Mitternacht, wenn alles im tiefem Schlafe ruht, tritt er vor sein Haus und schreit unter fortwährendem Geheule: Weh mir, weh mir, mein Antlitz ist schwarz geworden wie Kohle! Damit will er auf die durch den Diebstahl ihm widerfahrende Schande anspielen. Dann giebt er, besonders wenn es sich um ein Tier handelt, eine übertriebene Schilderung von dem gestohlenen Gegenstande. Drei Nächte hintereinander wiederholt sich diese Zeremonie, dann beginnen die Feindseligkeiten zwischen der Familie des Schutzherrn und jener des Diebes, die oft blutig enden, wenn der Friede nicht bald geschlossen wird. Diesen verkündet, wenn er noch lebt, sonst sein Erbe, der erste Kläger mit den Worten: Genugthuung, Genugthuung, mein Antlitz ist wieder weiß wie Milch!

Digitized by Google

Sehr selten ist der Diebstahl hinterlassener Gegenstände im Dschauf; Karawanen lassen oft Kolli, welche sie nicht mitnehmen können, an einer Straßenecke stehen und finden sie unversehrt nach mehrmonatlicher Abwesenheit. Dies ist um so überraschender, als der Diebstahl hier weniger scharf bestraft wird als in Ländern, wo eine Zentralregierung besteht und dem Diebe die Hände abgehauen werden. Das Ehrgefühl ist das einzige Motiv dieser Handlungsweise; der Mann vom Dschauf, der vor keinem Verbrechen zurückbebt, gilt es seine Leidenschaften oder seine Habsucht zu befriedigen, fürchtet sich, eine Feigheit zu begehen, die ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben würde. Dagegen ist Mord, selbst unter nahen Verwandten, an der Tagesordnung, doch zieht er nicht notwendig den Tod des Mörders nach sich, wenn dieser ein vom Gebrauche bestimmtes, je nach dem Reichtum des Landes wechselndes Lösegeld zahlen kann. Im Dschauf beträgt dasselbe für einen Adligen nicht weniger als 2000, für einen Qerâwi nur 500 Kühe. Ist der Erschlagene ein Jude, so macht das Lösegeld 501 Kühe aus, wovon 1 Stück der Familie des Toten, die übrigen 500 wie beim Qerâwi dem Schutzherrn zufallen. Seltsamerweise spricht dieses Gesetz dem ungläubigen, verachteten Juden einen höheren Wert zu, als dem Qerâwi, der doch ein orthodoxer Muselmann ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Elementen der leibeigenen Klasse ist in der That sehr groß und augenfällig. Während der Qerâwi, in sein Schicksal ergeben, die Gunst seines Herrn durch grenzenlose Unterwürfigkeit zu erlangen strebt, ergreift der Jude jede Gelegenheit, um diesem, den er aus tiefstem Herzensgrunde haßt, zu schaden. Keine List, kein Vorwand ist ihm schlecht genug, um den Bedrückungen zu entrinnen. Wenn nichts anderes hilft, beginnt er zu weinen, zu seufzen und zu klagen, wodurch es ihm oft gelingt, sich von einem Teile seiner Leistung zu befreien. Wenige Augenblicke später lacht er mit seiner Familie aus vollem Halse über die Dummheit des Herrn; wollen die Juden über die Araber sich lustig machen, so bedienen sie sich eines mit Hebräischem gemengten, den Moslemin unverständlichen Jargons. Mehrere jüdische Damen sprechen ziemlich gut hebräisch und wohnen den religiösen Erörterungen an, die am Sabbate und an Feiertagen stattfinden.

Folgender Bericht zeugt von dem gegenseitigen Hasse zwischen Arabern und Juden. Letztere, die fast alle Goldschmiede sind, gehen frank und frei in den Frauengemächern aus und ein, wo sie ihre Ware zum Verkaufe feilbieten; man kennt sie als zu schüchtern und sittsam, um den geringsten Verdacht zu hegen. Dennoch machte eines Tages ein aus Mekka eingetroffener Scherif den Leuten Vorwürfe wegen dieser Vertrauensseligkeit. Da riefen die Araber die Juden herbei und frugen sie, was sie von den arabischen Weibern dächten. Ohne Zaudern erwiderten diese, sie hielten sie für so unreine Wesen, daß ihre einfache Berührung besudelt, eine Antwort, die mit allgemeiner Befriedigung vernommen ward. Nicht geringer ist die Antipathie der Araber gegen die jüdischen Weiber, welche unverschleiert gehen und nicht ohne Reiz sind. Dennoch kommen in dieser Hinsicht zwischen den beiden Völkern fast nie Klagen vor. Auch im materiellen und intellektuellen Alltagsleben herrscht wenig Harmonie zwischen Arabern und Juden. Erstere arbeiten nur notgedrungen und trachten, sich ehebaldigst einer Beschäftigung zu entledigen, die sie für entehrend halten; die Juden arbeiten, weil sie einer heiligen Pflicht, welche die Tradition ihrer Rasse ihnen auferlegt, nachzukommen glauben. Arabien verdankt fast seine ganze Industrie den Juden, die Waffen-, Kupfer- und Goldschmiede, Schneider, Schuhmacher, Maurer, Gerber, Färber, Töpfer, Zimmerleute und Schmiede sind; kürzlich waren sie auch Ackerbauer und Branntweinbrenner, doch sind ihnen diese Beschäftigungen durch die letzten Imame untersagt worden. Die Artikel des notwendigsten Bedarfes wie des Luxus sind größtenteils von Juden erzeugt, welche bei den Horden der Wüste einen gewissen Schönheitssinn erhalten, ohne den sie längst schon in völlige Barbarei versunken wären. Sie legen allerdings wenig Originalität an den Tag, doch sind sie Meister in der Nachahmungskunst; die yemenischen Schreiber sind die besten hebräischen Kalligraphen: ihre Manuskripte sind von merkwürdiger Schönheit und Reinheit.

Alle diese mühseligen Beschäftigungen wenden sie nicht von geistiger Thätigkeit ab. Der elendeste Jude in Yemen kann lesen und schreiben; bei den Arabern ist ein Schriftkundiger ein Phänomen. Die Kindererziehung ist natürlich ganz religiös und geschieht nach einer Routine, welche indes den Vorzug besitzt, die reine Aussprache des Hebräischen zu erhalten, die, wie es scheint, ihnen von den massoretischen Schulen Westsyriens in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera überkommen wurde. Die talmudische Gelehrsamkeit, der Stolz und Ehrgeiz der osteuropäischen Juden, fehlt gänzlich in Arabien, wo man nicht einmal Manuskripte vom Talmud findet: dagegen ist vielleicht nirgends die Kenntnis der religiös-rituellen Vorschriften („Dinim") so verbreitet. Fast

Digitized by Google

jeder ist mit rabbinischen Zeugnissen versehen, wonach er befähigt ist, Tiere zu schlachten und das Fleisch koscher zu machen, was, wie man weiß, mit einer Menge sehr eingehender kasuistischer Vorschriften verbunden ist. Endlich exzellieren die yemenischen Juden, allerdings ein höchst zweifelhaftes Verdienst, im Studium des Mystizismus, der nach dem Zohar und der kabbalistischen Schule von Lurya gemodelt, hier einen neuen Zweig getrieben hat. Es ist für einen Fremden überraschend, zwei Schmiedearbeiter zu hören, die, während sie das Eisen auf dem Amboß hämmern, miteinander die Theorie der göttlichen Emanationen und die gewagtesten und subtilsten Spekulationen der neuplatonischen Philosophie erörtern. (Joseph Hálevy. Voyage au Ned'jan im Bull. Soc. géograph. de Paris. 1873. II. B. S. 587—599.)

In einem sehr merklichen Gegensatz zu den geschilderten Bewohnern Südarabiens befindet sich die Gruppe der Ismaeliten, nämlich jener Araber, welche das Zentrum und den Norden der Halbinsel, sowie darüber hinaus weite Teile Syriens, der Syrischen Wüste und Mesopotamiens inne haben. Diese nördlichen Araber sind vorwiegend Beduinen; seßhaftes Leben ist auf die spärlichen Küstenorte am Roten Meere beschränkt; diese aber, ja selbst Mekka und Medina, die eigentlichen Geburtsstätten des Islam, können auf die Bezeichnung von „Städten" kaum einen Anspruch erheben. Nie hat übrigens ein unfruchtbarerer Boden der Religion irgend eines Volkes zur Wiege gedient, als der arabische. Kahle, sich in unabsehbare Ferne verlierende Sandhügel; Felsgebirge, aus deren Spalten dürres Gestrüppe, spärlich vom nächtlichen Tau genährt, hervorsprießt; nur hie und da an rinnenden Quellen eine Grasflur, duftendes Balsamgesträuch und Dattelpalmen, vereinzelt hingestreut; darüber der Sturmwind, der den glühenden Sand in Wirbeln emportreibt und die flammende Sonne, die ihre sengenden Strahlen herabgießt. Einzig wenn ein Gewitter, lang ersehnten Regen kündend, in aller Pracht der Tropen heraufzieht oder nachts am klaren tiefblauen Himmelsgewölbe die scheitelrechten Plejaden und der Wandelstern Canopus funkeln, kommt ein Wechsel in die traurige Einsamkeit. Auf diesen unermeßlichen Einöden, die sich von den Klippenufern des Roten Meeres bis an den Euphrat und Persischen Golf, von den Weihrauchgestaden Yemens und Hadhramauts bis gegen Syrien hin erstrecken, streifen seit den frühesten Zeiten der Geschichte wandernde Hirten oder Beduinen umher, und diese wilden, ein abenteuerndes Räuberleben führenden Wüstenkinder waren es, bei denen nicht bloß die Dichtkunst vorzugsweise ihre Heimat hatte, sondern auch eine Weltreligion, der Islam, — unter den Kulturreligionen der Gegenwart freilich die niedrigste — geboren ward.

Eine ausführliche Darlegung des islamitischen Glaubenssystemes gehört nicht in den Rahmen dieses Buches; eine kurze Kritik seines inneren Wertes dürfte dagegen vielen nicht unwillkommen sein. Wir lassen daher eine solche hier folgen mit Anlehnung an Ludolf Krehl: Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islam. Leipzig 1877. 8°. Daß der Islam echt religiöse Elemente in sich faßt, ist von jeher anerkannt worden; nicht minder bekannt ist, daß diese Elemente mit anderen versetzt sind, welche es zu einer wahrhaften religiösen Innerlichkeit nicht gelangen lassen wollen. Der tiefen Selbstberuhigung, welche der Moslim in seinem gläubigen Bewußtsein findet, geht eine Selbstbescheidung des Denkens zur Seite, welche den Islam als eine für die Massen ausreichende Religion erscheinen läßt, aber bei dem mit europäischer Kultur vertraut gewordenen Moslim nicht auf die Länge vorhalten kann. Dieser wird im Hinblicke auf die Ueberlegenheit der christlich-europäischen Kultur über jene der zum Islam sich bekennenden Völker sich nicht nur dazu gedrängt fühlen, den Glauben an die erhabene

Alleinberechtigung des Islam aufzugeben, sondern er wird in der christlichen Religiosität auch bildende Momente entdecken, welche der Gläubigkeit des Islam abgehen. Die Religion des Christen hält demselben ein Ideal sittlicher Vollendung vor, welches im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit successiv Gestalt gewinnen soll; durch die werkthätige Anstrebung dieses Ideales wird ein Prozeß fortschreitender ethischer Entwickelung im Leben des einzelnen und der Gesamtheit angeregt, welche der auf die Erfüllung bestimmter religiöser und sittlicher Gebote sich beschränkende Islam nicht kennt. Er reicht aus, eine bereits begründete und bestehende ethisch-soziale Ordnung zu erhalten; es wohnt ihm aber keine treibende Macht der Entwickelung und des Fortschreitens zu Höherem und Vollkommenerem inne. Er ist eben nicht etwas den ganzen inneren Menschen Ausfüllendes; er ist seiner Natur nach nicht geeignet, alle Seiten des menschlichen Wesens zur vollkommenen und ebenmäßigen Entwickelung und Ausbildung zu sollizitiren. Man kann gemeinhin den Satz aussprechen, daß jede Religion, welche nicht die Religion der Humanität selber ist, jederzeit nur ein unzulängliches Kulturprinzip sein könne; das Christentum erweist sich als das Höhere über dem Islam durch die ihm innerlichst eigenen und mit einander aufs engste verwachsenen Ideen der Humanität und der Perfektibilität der Menschengattung, worauf alle menschliche Kulturentwickelung zutiefst gegründet ist. Es ist sicher nicht etwas rein Zufälliges und in bloß äußeren Verhältnissen Begründetes, daß die zeitweilige Befreundung der muhammedanischen Araber mit griechischer Bildung, die allerdings eine Glanzperiode muhammedanischer Kultur begründete, rein vorübergehend war und gar keine Spuren im Leben der muhammedanischen Völker zurückließ, während das Christentum vom Anfange her zur römisch-griechischen Kultur sich ins Verhältnis setzte und in seiner ältesten Litteratur alle besseren Elemente griechisch-römischer Bildung in sich aufnahm und die christlich gewordene Welt förmlich als Erbe in den Besitz der von der antiken Kulturwelt hinterlassenen Bildungsschätze eintrat. Damit ist eine Bildungsfähigkeit des christlichen Denkens konstatiert, welche dem gläubigen Denken der zum Islam bekehrten Völker abgeht. Dr. Krehl hebt die expansive Macht der islamitischen Glaubenskraft in den ersten Jahrhunderten des Islam hervor; die nachfolgende Ermattung dieser Expansionskraft beweist, daß ihr die in einer wahrhaften Geistigkeit der Welt- und Lebensanschauung begründete Nachhaltigkeit und Dauer abgieng.

Seinen religiösen Vorstellungsinhalt betreffend, teilt der Islam mit dem Judentume und Christentume den Vorzug, eine monotheistische Religion zu sein; es ist eine bekannte Thatsache, daß die Religion des Islam diesen Vorzug der Bekanntschaft ihres Gründers mit den beiden anderen monotheistischen Religionen verdankt. Die muhammedanische Auffassung des monotheistischen Gottesbegriffes steht jedoch weit hinter jener des Christentumes und der alttestamentlichen Bibel zurück. Der Begriff des lebendigen Gottes hat im Denken Muhammeds nicht angeklungen; Gott ist ihm einfach nur der höchste, allmächtige, mit den Attributen eines absoluten Weltherrschers ausgestattete Herr, welcher gegen die ihm treu Ergebenen auch gnädig und barmherzig ist, der Leben und Tod in seiner Macht hat, alle Menschen dereinst richten und den von ihm treu Befundenen die Wonnen des Paradieses zuwenden wird. Diese Form des monotheistischen Religionsdenkens darf man wohl die allerelementarste nennen, die nur einem noch unentwickelten religiösen Denken genügen kann. Etwas Geistbildendes liegt im monotheistischen Religionsgedanken erst dann, wenn man aufhört, Gott als ein singuläres Wesen zu denken, das einsam über der Welt thront; der wahre lebendige eine Gott muß als die absolute Fülle alles Seins und Lebens, als der absolute Ort der Seelen und der Geister, als die absolute Fassung des Weltganzen gedacht werden, wenn das menschliche Denken in dem Gedanken Gottes als des höchsten einen eine volle Befriedigung gewinnen soll. Eine Philosophie der Religion ist auf dem Standpunkte der Religionsdogmatik des Islam nicht möglich; die Religionsgeschichte des Islam lehrt, daß die Religionsdogmatik desselben eine innigere Verschmelzung derselben mit einer philosophischen Fassung ihres Inhalts jederzeit abgelehnt oder von sich ausgestoßen hat. Man mag zugeben, daß dieses ablehnende Verhalten primär einer Versetzung der Religonsdogmatik mit pantheistischen und naturalistischen Ideen galt; es ist aber nebenher niemals zu einer Vertiefung derselben in den Anschauungen eines spekulativen Theismus gekommen, was nicht unterblieben sein würde, wenn nicht der ursprüngliche Geist der islamitischen Religionsanschauung eine solche Verschmelzung und Vertiefung ausschließen würde.

Der Wert einer Religionsanschauung bemißt sich nach dem Grade, in welchem die Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Gott und dem Menschen durchgebildet ist. Es handelt sich hier um die Kommensuration der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade mit

Digitized by Google

der gegebenen sittlichen Zuständlichkeit des Menschen. Die Begriffe von Sünde und Schuld, Reue und Buße fehlen keineswegs in der islamitischen Dogmatik; was aber durchaus fehlt, ist die Wahrnehmung des durch das gemeinmenschliche Bewußtsein bezeugten Unterschiedes und Gegensatzes zwischen dem Menschen, wie er in Wirklichkeit ist, und zwischen der Idee des Menschen. In dem lebendigen Gefühle des Widerspruches zwischen dem wirklichen Menschen und dem Menschen, wie er sein sollte, wurzelt das christliche Heilsbedürfnis, das Bedürfnis nach den Gnaden der Erlösung und nach dem in der lebendigen Erfahrung der christlichen Heilsgnade begründeten Troste der Versöhnung mit Gott. Die ethischen Antriebe, die in dem Verlangen und Streben nach Bewahrung des Friedens, der Versöhnung enthalten sind, fallen in der islamitischen Religionsdogmatik aus; gebricht es doch bei der durchaus naturalistischen Auffassung des Menschenwesens auch an der Kenntnis der Unvollkommenheit und Schuldhaftigkeit des in der Erfahrung gegebenen Menschen, somit an der Kenntnis dessen, was durch fortgesetzte sittliche Läuterung des inneren Menschen gewonnen werden soll, um des Trostes der Versöhnung bleibend sich zu vergewissern. An die Stelle dessen tritt bei dem Moslim eine Art fatalistischer Selbstberuhigung, mit der allerdings ein höchster Grad von Zuversicht, zugleich aber ein schlaffer Quietismus gegeben ist, dessen natürlicher Gegenpol die fanatische Erregtheit ist. Schwärmerische Erregtheit war in den Zeiten der ersten frischen Lebenskraft des Islam die natürliche Wirkung einer Gläubigkeit, welche der psychologisch wahren und ethisch begründeten Vermittelung der religiösen Zuversicht ermangelte; fatalistische Resignation muß die religiöse Grundstimmung des Muhammedanismus dort werden, wo er das Vorgefühl des Erliegens im Kampfe gegen überlegene historische Kulturmächte hat. Daß das Gefühl schmerzlicher Resignation in der That auch seine geweihten Träger in den Gliedern eines religiösen Geheimbundes hat, ist eine bekannte Thatsache; diese beweist übrigens, daß es auch im Islam eine religiöse Innigkeit giebt, wie es denn sowohl vom gemeinschaftlichen als auch vom christlichen Standpunkte aus unzulässig wäre, ihn einfach nur als religiöse Superstition aufzufassen. Er hat in seiner monotheistischen Anschauung das Heidentum des alten Orients als etwas geistig Ueberwundenes hinter sich, stellt aber zugleich auch eine unentwickelte und veräußerlichte Form des monotheistischen Religionsgedankens dar und erscheint in dieser seiner Gestalt als die charakteristische Signatur der islamitischen Kultur.

Eine höchst auffallende Erscheinung ist es, daß die arabische Halbinsel — diese Urheimat des Islam — von religiösem Antagonismus förmlich zerklüftet ist. Von einer einheitlich religiös-politischen Bewegung war hier niemals die Rede und wird auch in Zukunft vielleicht kaum die Rede sein. Durch die großen innerarabischen Sandwüsten voneinander getrennt, stehen die großen Stammesgruppirungen der autochthonen Völkerschaften im Norden, Osten, Süden und Westen, sowohl in Glaubenssachen als hinsichtlich ihrer historischen Vergangenheit, ja sogar in ethnischer Beziehung sich zumeist feindlich gegenüber. Während beispielsweise an der Westküste der Halbinsel, wo die heiligen Städte des Islam liegen, dieser seinen Ausgang nahm und trotz des nachmaligen Uebergangs der weltlichen Macht an Damaskus und Bagdad, Mekka der wahre Mittelpunkt der Prophetenlehre verblieb, wurden die Südostgestadeländer von den gewaltigen Erschütterungen, welche der Muhammedanismus im Gefolge hatte, gar nicht berührt. Die Ostküste Arabiens wieder bildete seit jeher das Ausgangsgebiet für religiöse Reaktionen, sei es nun, um dem Islam die Stirne zu bieten, wie die Karmaten, oder um den alten unverfälschten Einheitsglauben herzustellen, wie die Wahabiten. Im Westen und Süden der starre Stillstand, das von alters her Festgefügte — im Innern und Osten die neubelebende Gährung, der Reformationsdrang, der früher oder später zweifellos wieder einmal die engen Fesseln durchreißen wird.

Digitized by Google

Die merkwürdigste Erscheinung in der Welt des Islam ist der Wahabismus. Er gehört unserer Zeit an und verdient deshalb doppeltes Interesse. Im Jahr 1750 war in Horeimla im Nedschd (Hocharabien) ein Prophet aufgetreten, dem die ketzerischen Ausartungen des wahren Glaubens sehr zu Herzen giengen. Er hieß, wie jener andere Religionsstifter, Muhammed, und war der Sohn Abdul Wahabs. Was er anstrebte, war nicht eigentlich eine Reform des Islam, sondern vielmehr eine Wiederherstellung des ursprünglichen reinen Monotheismus, mit Ausschluß jeder göttlichen Verehrung des Propheten. Auch sollte alles beseitigt werden, was mit der Verehrung von Sterblichen oder Verstorbenen irgendwie zusammenhieng, wie beispielsweise Grabmäler und Heiligenkapellen, dann alle Dinge, die zur Abgötterei führen, zu denen der Sohn Abdul Wahabs in erster Linie die Prachtmoscheen, ferner den ganzen wunderthätigen Kram der Derwische rechnete. Hand in Hand mit diesen Grunddogmen liefen Verordnungen und Gesetze, welche eine einfache, streng moralische Lebensweise dekretierten, Luxus und Tand verboten und den Genuß von Tabak und Kaffee untersagten.

Wenn wir im übrigen Arabien Umschau halten, so machen wir zunächst die Wahrnehmung, daß neben dem Nedschd auch Oman und das südöstliche Gestadeland in der Welt des Islam seit jeher Ausnahmsstellungen einnahmen. Aus Sahar, einem Städtchen des Küstenlandes von Maskat, gieng seinerzeit die streitbare Sekte der „Charidjiten" hervor, die zu den wildesten Bekämpfern des Omanejadischen Chalifats zählten. Auch der Wahabismus hatte — wenigstens im omanitischen Hinterlande — frühzeitig Wurzel geschlagen, und die Beduinenstämme im südlichen Oman (Beni Abi Hassan, Beni Abi Ali, Dschenaba ꝛc.) sind auch heute noch Wahabiten, wenn in ihnen der Islam je tiefere Wurzel geschlagen. Vollends unabhängig von den großen religiös-politischen Einflüssen, welche zu Zeiten den ganzen Orient aufwühlten, blieben die Stämme des Küstenlandes Hadhramaut.

Auch an der Westküste von Arabien finden wir keineswegs ein homogenes mosleminisches Glaubensbekenntnis vor. Die nördlichen Clane von Yemen, deren kriegerischen Geist die Osmanen erst in den letzten Jahren kennen zu lernen Gelegenheit hatten, gehören der weitverbreiteten Sekte der „Saidi" an, die eine schiitische ist. Das Schiitentum der nördlichen Yemeniten erscheint übrigens insofern modifiziert, als die Saidi nicht eigentlich als Anhänger der „Schia" gelten wollen (sie erkennen bedingungsweise Abu Bekr und Omar als legitime Nachfolger des Propheten an, nicht aber Othman), sondern sich für die Mitglieder einer fünften orthodoxen Sekte (neben den vier bestehenden: Hanbaliten, Malebiten, Hanefiten und Schafaiten) erklären. Da die Sunniten diese Pluralität nicht anerkennen wollen, so ist das Verhältnis zwischen den Saidi und den übrigen Muhammedanern seit jeher ein sehr gespanntes gewesen. Ein ähnlicher Antagonismus herrscht zwischen den Bewohnern des Alpenlandes Asyr (zwischen Hedschaz und Yemen) und den benachbarten Araberstämmen. Sie sind meistens Wahabiten, oder doch wahabitisch gesinnt.

So gestalten sich im allgemeinen die religiösen Verhältnisse Arabiens. In der Lebensweise macht sich die Trennung in ansässiges Volk („Hadarije") und Zeltbewohner („Wabarije") oder Beduinen geltend, doch läßt sich unschwer nachweisen, daß auch die Hadarije in den wenigen Städten des Nordens, welche sich übrigens vielfach mit Abessinier- und Negersklavinnen vermischt haben, ursprünglich Beduinen gewesen, welche besonders günstige Umstände zur Seßhaftigkeit gebracht. Wie nun der Araber des Nordens den Urtypus des Semiten darstellt, so ist der Beduine, der allein sein Blut rein erhalten hat, der eigentliche Araber und somit der Semite κατ' ἐξοχήν, er allein der Träger der wahren semitischen Stammeseigentümlichkeiten. Der Name Beduine ist verderbt aus dem arabischen Bedawi (Mehrzahl Bedu), d. h. Bewohner der Wüste, doch ist diese Erklärung nicht wörtlich zu nehmen, denn als Nomaden sind die Beduinen an Pflanzenwuchs gebunden und man trifft sie daher in der Steppe, in den Wady (Flußthälern), in den Oasen und auch an den Rändern der eigentlichen Wüste. Das Zusammenbleiben der Verwandtschaft bedingt die Gliederung in

Digitized by Google

Stämme, deren jeder je nach seiner Kopfzahl und der Größe seiner Herden ein bestimmtes Wohn- und Wandergebiet einnimmt. Die Anzahl der in Haupt- und Unterabteilungen zerfallenden, von erblichen „Scheichen" oder „Emiren" regierten Stämme ist sehr groß, über ihre Statistik läßt sich aber nichts Genaues sagen, da die Beduinen in der Furcht, daß Zählen Unglück bringe, die Stärke ihrer Herden und Stämme gern unerörtert lassen. Der Engländer William Gifford Palgrave beziffert die Beduinen des nördlichen Arabiens, ausschließlich des großen Stammes der Aneſe, auf 40,0000, jene des mittleren Arabiens auf 80,000. Das Aneſevolk schätzte Burckhardt, freilich zu Anfang dieſes Jahrhunderts, auf 300,000 bis 350,000 Köpfe. Zu den wichtigſten Stämmen der Beduinen Arabiens gehören ferner die Scherarat, vom Dſchebel Schera bis zum Wadi Sirhan und el Dſchauf; die Schammar oder Schomer im Dſchebel Schammar und Umgebung; ein großer Theil dieſes Stammes ist ansässig. Wir nennen weiter noch die Huetat im nördlichen Roten Meer-Gebirge, die Maaſe und Beni Atie in der Hismaebene zwiſchen Dſchebel Schera und Scheſa, die Ateibe, Oteibe oder Ektebe in der großen Ebene östlich von Medina. Oeſtlich davon leben die Meteir, früher die Herren des nordöſtlichen Nedſchd. Ihnen folgen gegen die Landſchaft El-Haſa, wo die Beni Hadſchar ſitzen, die Adſchman und Beni Khalid, an welche ſich im Norden über das Irak verbreitend die Montefik anſchließen. Von den Grenzen Syriens bis in die Täler des Nedſchd leben bis über das ganze nördliche Arabien zerſtreut die Soliba oder Selaba, die wahrſcheinlich ſyriſcher Abſtammung ſind, während auf der Sinaihalbinſel die Towarah (Einz. Turi) hauſen, ſo benannt nach Tor, dem alten Namen der Halbinſel. In Paläſtina wohnen große Araberſtämme öſtlich vom Jordan, andere in der Wüſte Tih. Die Stämme des Jordanthales ſcheinen ſich mit Negern vermiſcht zu haben und der der Ta'amireh iſt von Fellahurſprung. Unter dieſen Beduinen, welche ihre Wanderungen auf kleine Diſtrikte mit feſt anerkannten Grenzen beſchränken, ſind die bedeutendſten die Meſ'aid und K'abneh, die Abu Ruſeir in der Ebene von Jericho, in der Wüſte Juda nebſt den genannten Taamireh, welche Turbane tragen und Getreide ſäen, die Dſchahalin, ferner die Sugr im Oſten des Jordan. (Globus, Bd. XXXV, S. 252.) Ein mächtiger Stamm iſt jener der Beni Aduan, der von der Nordſpitze des Toten Meeres bis zum Wadi Zerka hin wohnt, dann der mit den Aduan in Feindſchaft lebende Nachbarſtamm der Beni Sacher, welcher beſuchsweiſe zu den Beni M'ſchalcha ins Ghôr kommt; letztere, welche nördlich bis ungefähr zum Tell Wehadine ſich ausbreiten, ſchließen ſich an die Beni Abbad an, die in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältnis zu den Aduan zu ſtehen ſcheinen. Von da bis zum Wadi Jabis ſitzen die Beni Chſum, denen ſich die Chſawije, die ſchon erwähnten Meſaid und die B'ſchawe anſchließen. Miſchlinge wurden unter dieſen Beduinen nicht geſehen und keiner der von Paul Langerhaus gemeſſenen Schädel deutet auf ſchwarzes Blut. (Arch. f. Anthrop., Bd. VI, S. 44.)

Die Geſtalt der Beduinen iſt im allgemeinen von mittlerer Größe, regelmäßigem Bau und namentlich bei den Frauen von ſchönen Verhältniſſen. Die Haltung iſt ſtolz,

Digitized by Google

der Gang leicht. Fettleibigkeit wird selten beobachtet; Magerkeit und sehnige Muskelentwickelung herrschen vielmehr vor. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit das Mittel zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen der Araber ist sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist dünnknochig und sehr elastisch. Die Hautfarbe schwankt je nach der Höhenlage des Wohngebietes von Weiß bis zum Schokoladebraun, letzteres bei den Bewohnern der Küstenstriche. Die Araber Bagdads sind großenteils weiß, weißer als die Perser; ihre Gesichtsfarbe ist nicht dunkler als die der Italiener, Spanier, Portugiesen, obwohl die Hitze im Sommer bis 49° C. steigt und, wie der arabische Dichter sagte, „die Sonne auf sie blickt". (Beil. zur Allg. Zeitg. vom 29. Juli 1875.) Wenn uns ferner gesagt wird, daß die Araber sich der Grenze der Schmalschädel nähern, aber noch zu den hohen Mesokephalen zählen; so ist eine solche Angabe so lange ohne besondern Wert, als wir nicht erfahren, auf welchen Teil des arabischen Volkes sie sich bezieht. Bei den Beduinen ist das Gesicht meist oval, die Stirne breit und gewölbt, die Nase gerade und von mittlerer Größe, der Mund schön geschnitten und mit wohlgebildeten weißen Zähnen besetzt. Die Ohren, ebenfalls wohl geformt, sind etwas nach vorwärts gebogen. Die Augenbrauen, schwarz und buschig, beschatten ein schwarzes, tiefliegendes, lebendiges Augenpaar, das bei den Beduinen durch seinen außerordentlichen Glanz auffällt. Das Haar ist vorherrschend schwarz, hie und da aber auch blond; der Bartwuchs ein spärlicher und zumeist auf das Kinn beschränkt.

Die in Europa herrschende Meinung über die nomadische Lebensweise der Araber ist in vielen Stücken irrig. Gewöhnlich schildert man sie als mit ihren Zelten von Ort zu Ort wandernd; in Wirklichkeit giebt es vielleicht kein Volk, das weniger wandert und mehr an der Heimat hängt als die Beduinen. Sie haben ihr Winter- und ihr Sommerzeltlager und ändern ihren Aufenthaltsort nur selten, außer um sich von dem einen zum andern zu begeben, wie es die Jahreszeit erheischt. Auf Reisen machen sie nie Gebrauch von ihren Zelten, sondern schlafen, in ihre Mäntel gehüllt, unter freiem Himmel. Ihre Lager sind denen der Zigeuner ähnlich, nur sind die Bewohner wilder und malerischer. Der romantische Glanz, welchen die morgenländischen Erzählungen und so manche blumenreiche Berichte europäischer Reisenden um diese Völkerschaften verbreitet haben, schwindet jedoch allmählich, wie man mit ihrem häuslichen und geselligen Leben vertrauter wird. Wohl besitzen die Beduinen manche gute, treffliche Eigenschaften, welche den Bewohnern der Städte und Dörfer abgehen. Sie zeichnen sich durch Mäßigkeit im Essen und Trinken aus; ihre Kraft, ihre Ausdauer, ihr Unabhängigkeitsgefühl werden mit Recht gepriesen; sie sind von anmaßendem Hochmut ebenso weit entfernt, wie von kriechender Unterwürfigkeit. Diese Eigentümlichkeiten gehen aber fast notwendig aus ihrer Lebensweise hervor, und das Land, das sie bewohnen, die Regierungsform, welche unter ihnen besteht, sind dabei in Anschlag zu bringen. Man kann sie nicht für mutig im Kampfe halten, sie müßten denn eine günstige Stellung inne haben und dem Feinde an Zahl beträchtlich überlegen sein, oder die Verzweiflung müßte wirken. Ihr Mut ist in der That fast mit Feigheit verschmolzen, denn sie greifen eine Karawane, welche nur von Treibern oder von wenigen unerfahrenen Wächtern begleitet ist, furchtlos an, selten aber werden sie sich einem Geleite regelmäßiger Truppen nähern, so klein deren Zahl auch sein mag. Unrichtig wäre es dennoch, die Araber von Haus aus für einfache Räuber zu halten. Allerdings stimmen ihre Ansichten über Eigentum mit den unsrigen nicht überein, sobald

Digitized by Google

es sich um Fremde handelt. Unter sich aber und gegen die, welche sich ihrem Schutze anvertraut haben, sind sie ehrlich und treu. Auch ist es wohl der fürchterlichen Strenge der Blutrache („Thar") zu danken, daß Ermordungen bei ihnen seltener vorkommen, als selbst in gesitteteren Ländern. Ihre vielfach gepriesene Gastfreundschaft verdient indes in keiner Weise höher angeschlagen zu werden, als die der meisten Orientalen, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Beduinen irgend etwas geben, ohne eine vierfache Vergeltung zu erwarten. Die Reisenden berichten gewöhnlich in glänzender Weise, welche Aufnahme sie bei den Arabern der Wüste gefunden haben, sie sagen uns aber nicht, was sie für diese Artigkeiten bezahlen mußten. Habsucht ist nämlich ein hervorstehender Zug in dem Charakter der Araber; selten sind sie mit der Belohnung zufrieden, welche man ihnen für geleistete Dienste bietet, und werden mit der größten Unverschämtheit und Zudringlichkeit um des Reisenden Stiefel, Halstuch, Flinte und was ihnen sonst ansteht, bitten. Ihre Unreinlichkeit in Kleidung und Küche ist sprichwörtlich; so pflegt das Hemd, welches sie anziehen, weder gewechselt noch gewaschen zu werden; sie tragen es gewöhnlich, bis es ihnen in Fetzen von dem Leibe fällt. Von Erziehung und Unterricht ist bei ihnen keine Rede; jeder Stamm hat einen oder zwei Mollah bei sich, welche für den Scheich schreiben und Stellen aus dem Koran vorlesen müssen. Dieses Amt steht jedoch nicht in hoher Achtung, denn die Beduinen sind eigentlich ein irreligiöses Volk, obgleich sie in mancher Hinsicht eine blinde Anhänglichkeit an Muhammeds Lehre bethätigen. Sie beobachten selten die zum Gebete angesetzten Stunden; meist beten zwei oder drei abwechselnd für das ganze Lager, und sie sind der Ansicht, daß dies ebenso gut sei, als wenn jeder einzelne seine Andacht verrichte. (Ausland 1852, S. 503—504.) Ihrer Gemütsanlage nach sind sie fröhlich und sogar zum Scherze geneigt; oft erdulden sie die größten Mühen und Entbehrungen, ohne über ihr Los zu murren; sind dabei glücklich und zufrieden, wie ihr Sprichwort sagt: „Ein Maghrebischwert, eine hübsche Frau, ein schönes Dromedar, wer diese drei sein eigen nennt, des Herz ist froh." Ihr Benehmen ist höflich und außerordentlich fein. Aus Besorgnis zu verletzen, ist der Araber sehr vorsichtig in der Wahl seiner Ausdrücke, und wo diese die Möglichkeit eines Mißverständnisses zulassen oder als boshafte Anspielung gelten könnten, fügt er mit Hast eine Phrase hinzu, wie: „ohne dabei etwas Böses zu meinen, das dich etwa hätte erreichen sollen", oder: „in guter Absicht", oder: „ohne Nebenbedeutung", oder: „ohne Hintergedanken". Je ungebildeter jemand ist, desto peinlicher salviert er sich jeden Augenblick. (Dr. Wetzstein im Ausland 1871, S. 1150.) Dagegen wird bei einem Streite, der fast ausnahmslos ausbricht, sobald es sich um Geld handelt, ebenso heftig geschimpft und gezankt, als die zivilisierte Welt nur wünschen kann. Bei Abschluß eines Handels nimmt der Araber keinen Anstand zu lügen und auf alle Art zu übervorteilen, hält aber das geschlossene Uebereinkommen. Diebstahl und Betrug sind fast unbekannt. Im schlechtesten Lichte zeigt sich aber der Beduine in seinem Verhältnisse zu seinen Eltern, namentlich da das weibliche Geschlecht wenig gilt, zu seinem Vater. Sobald ein Bursche soweit mannbar geworden, daß er ein eigenes Zelt sich zulegen und

Digitized by Google

heiraten kann, bekümmert er sich nicht im Geringsten mehr um seinen Vater, der, wenn alt und gebrechlich, oft von der Mildthätigkeit des Stammes leben muß, während der Sohn in Hülle und Fülle sitzt. Den Männern fällt natürlich die Ernährung des Stammes anheim, aber die Mittel zu dessen Unterhalt sind oft sehr knapp und unzulänglich.

In großer Armut leben besonders die Towarah, die den öden Bergdistrikt des Sinai bewohnen. Die Araber in einigen Gegenden Syriens und in den fruchtbaren Bezirken von Yemen, Hadhramaut u. s. w. sind oft sogar reich; es sind Scheiche unter ihnen, die tausende von Kamelen und Pferden und zahllose Scharen von Herden besitzen. Im Sinai dagegen gilt der Scheich, welcher Eigentümer von drei oder vier Kamelen ist, für einen wahren Krösus. So arm sie auch sind, besitzen doch manche, besonders unter den Garrâsheh, Negersklaven, welche die Kamele besorgen und die niederen Dienste verrichten. Sie werden von ihren Herren gütig behandelt und nicht als untergeordnete Geschöpfe angesehen, obgleich sie natürlich nicht das Recht haben, ein Beduinenmädchen zu heiraten.

Die Towarah sind ein abgehärtetes, wohlgebildetes Geschlecht und die Männer, obwohl nur in elende Lumpen gehüllt, benehmen sich mit einer gewissen Würde. Ihr Anzug besteht in einem weißen Hemde mit langen offenen Aermeln (die zur Aufbewahrung kleiner Kostbarkeiten dienen), welches mit einem ledernen Gürtel um den Leib befestigt wird; über diesem tragen sie den „Abba", d. i. ein langes, aus Ziegen- oder Kamelhaar gewebtes Gewand. Nur selten findet sich bei ihnen der „Kefiyeh", d. i. der buntgestreifte Kopfputz, den wir aus den Abbildungen von Beduinen kennen; sie ziehen meistens den Turban oder den Fez vor. Sandalen aus „Fischhaut" oder vielmehr der Haut einer Delphinspezies aus dem Roten Meere werden auch von den Männern getragen. Die Frauen gehen alle tief verschleiert; Thackeray nennt das, was sie verbirgt, sehr passend und bezeichnend „Nasensack". Sie tättowieren ihr Kinn; die verheirateten Frauen kämmen das Haar vorn in eine Art Knoten oder Horn, über dem sehr oft eine rote Glaskugel angebracht ist; selten oder nie ist es losgebunden. Die Mädchen ringeln ihr Haar über der Stirn in kurze Locken und befestigen eine Verzierung, „Schebeikeh" genannt, darüber, aus rotem Tuche mit Anhängseln aus Perlmutter. Ein weiter blauer Rock, eine Reihe Glasperlen, Stückchen glänzenden Metalls, Glas u. dgl., darüber ein faltiger blauer Mantel — und das Kostüm ist vollständig. Die Kinder sind meist ohne alle Kleidung; bei kaltem Wetter bedecken sie sich manchmal mit einem Stück Ziegenfell oder Fetzen eines abgelegten Abba und drehen dasselbe nach der Seite, von welcher der Wind kommt. Natürlich entstehen in Folge der schlechten Nahrung und der mangelhaften Bekleidung viele Krankheiten, hauptsächlich unter den Alten und den Kindern. Wechselfieber, Fieber, Asthma, Neuralgie sind ganz gewöhnlich. Auch werden die Towarah manchmal von einer Epidemie heimgesucht, die sie „El waj el asfar" (die gelbe Pest) nennen. Sie kommt mit den heißen Winden und überfällt die Menschen plötzlich mitten in der Arbeit, aber man sagt, niemals komme sie in das „Land unsres Herrn Mose, wo Schiah und Myrrhen wachsen", das ist die erhabene Granitregion um Dschebel Musa.

Jeder Stamm der Sinaibeduinen hat drei Scheiche; die Würde ist erblich und geht direkt vom Vater auf den Sohn über. Der Scheich ist mehr Geschäftsträger und Schiedsrichter als Herrscher; seine einzigen Pflichten bestehen im Stipulieren und Einsammeln der Mieten für die Kamele, in der Vertretung seines Stammes bei allen Händeln mit der Regierung und endlich im Schlichten der Streitigkeiten unter den Beduinen selbst. Für die erstere Bemühung erhält der Scheich eine geringe Provision. Die Weise, Schulden einzutreiben, ist folgende: Hat ein Araber eine Forderung zu machen und der andere verweigert die Zahlung, so begiebt er sich zu dem obersten Scheich und deponiert bei ihm als Pfand ein Messer, eine Flinte, ein Kamel oder irgend etwas ihm Gehöriges, je nach dem Werte oder Betrage der Forderung; das Pfand heißt „Rizgah". Der Beklagte ist genötigt, ganz das Gleiche zu thun, und der Klagende ist im Falle der Weigerung ermächtigt, durch List oder Gewalt das Pfand sich zu verschaffen. Beide Parteien legen ihre Sache dem Scheich vor; wird der Schuldner überführt, so ist sein Pfand verfallen, er erhält es nur zurück, wenn er den vollen Betrag dafür zahlt. Es kann zwar gegen das Urteil des ersten Scheich an die beiden andern appelliert werden, in jedem dieser Fälle aber muß ein neues Pfand hinterlegt werden und der Verlierende

Digitized by Google

kann so möglicherweise alle drei Pfänder einbüßen und außerdem gezwungen sein, die ganze erstgenannte Summe zahlen zu müssen. In der Regel ist das Urteil des Scheich gerecht und unparteiisch; Fälle von Bestechung sind aber unter den Towarah wenigstens nicht ganz unbekannt. Bei Diebstählen schätzt der Eigentümer den Wert des entwendeten Gutes, der Scheich versucht, einen Vergleich oder ein billiges Uebereinkommen unter den streitenden Parteien zustandezubringen. Ist der Preis oder die Ersatzsumme einmal festgestellt, so darf der Beraubte von dem Besitztume des Diebes, falls dieser die Zahlung verweigert, nehmen und verkaufen, was er nur will, bis zu dem bestimmten Betrage. Diebstahl ist eine solche Seltenheit, daß er nur als bürgerliche Streitsache behandelt wird.

Der „Agyd" ist ein militärischer Beamter, der in Kriegszeiten den Befehl über die ganze Macht der Towarah übernimmt. Seine Autorität erstreckt sich nur auf wirklich militärische Operationen, in Friedenszeiten gilt er als Privatperson. Diese Würde ist dem Sawâliheh-Stamme erbeigen.

Die Beduinen haben kein Kriminalgesetz, was man eigentlich so nennt, außer in Fällen von Ermordung; dann aber wird das Gebot der Blutrache mit äußerster Strenge gehandhabt: der nächste männliche Verwandte des Erschlagenen tötet den Mörder bei der ersten Gelegenheit. Doch kann sogar in diesem Falle eine Geldentschädigung, ein Blutpreis („Dieh") geboten und angenommen werden, indes übersteigt die geforderte Summe meist die beschränkten Mittel eines Turi.

Die eigentliche Ritterschaft der Wüste hat manche unbestreitbar treffliche Eigenschaften. Ihr Palladium ist die Familie und im engeren Sinne die Trägerin desselben, das Weib. Ehre den Frauen, Achtung dem Greise, Freigebigkeit den Armen, Recht für Alle! Dies sind die vier Hauptglaubenssätze der Beduinenmoral, deren goldenes Büchlein für jede dieser Tugenden einen schönen Spruch besitzt: „Des Weibes Liebe ist die goldene Frucht, die im Schatten des Mannes reift, sie speist den Verzweifelnden." „Wer einen Greis beim Barte faßt, schändet seine Hand; wer heute Almosen giebt, wird morgen gesättigt sein, und eine Stunde Gerechtigkeit ist mehr wert als 77 Stunden Gebet." Kaum siebzehn Jahre alt, nimmt der Beduine ein Weib. „Verheiratet euch frühe, die Heirat bändigt den Blick des Mannes und zügelt das Betragen der Frau," sagt man unter den Zelten. Von dem Tage der Heirat an beginnt eine neue Existenz für den Beduinenjüngling. Fehdezüge, Falkenjagd, Straußen- und Gazellenhetze, brillante „Phantasia" (kriegerische Feste) und Sternennächte voll Wundergeschichten und Liebe bilden nun sein junges Leben. Manche Stunde füllen poetische Ergüsse aus, zu denen er viel Zuneigung hegt, und ein paar schöne Strophen irgend eines fahrenden Poeten über den Reiz der Frauen im allgemeinen und die Vorzüge seiner Lieblingsstute im besonderen finden bei ihm allezeit Ohr und Beutel offen. Das Liebste jedoch bleibt ihm immer sein Weib, obwohl seine Verleumder behaupten, er ziehe ihr eigentlich sein Lieblingsroß vor. Allerdings liebt er beide unendlich, denn sie entsprechen seinen beiden mächtigsten Instinkten — Familie und Freiheit. Für Weib und Pferd besitzt er Liebkosungen und Schmeichelworte von unwiderstehlichem Zauber, und ihnen giebt er im geheimen süße Namen, die sonst kein Ohr vernehmen darf. Leidenschaftliche Liebe ist den Arabern der Wüste nicht unbekannt. Die größere Freiheit, deren die Beduinenmädchen sich im Vergleiche mit der strengen Abgeschiedenheit des Haremlebens in den Städten erfreuen, und der ungezwungene Verkehr der Geschlechter, besonders bei den großen Volksfesten an den Heiligengräbern, geben dazu Gelegenheit.

Digitized by Google

Der deutsche Orientalist Dr. Wetzstein sammelte unter den Beduinen der Syrischen Wüste eine Novelle, deren Analyse wir hier um so lieber mitteilen, als das Schriftstück ganz angethan ist, einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der Araber im allgemeinen und des Liebeslebens im besonderen zu geben: Ein Scheich der Beni Chalid, welcher bei seinen Stammesgenossen das höchste Ansehen genoß, geriet, „als ihn Gott stürzen wollte", in schweres Mißgeschick. An seiner Stelle trat ein anderer auf, „dem die Welt tanzte und dessen Erfolg glänzend war". Dieses Mißgeschick veranlaßte ihn mit seinem Weib und einem jungen Sohn, sowie dem Rest seiner Habe, von dannen zu ziehen, und weit im Osten eine Gegend, wo kein menschliches Wesen wäre, aufzusuchen. Auf dem Zug, nicht mehr weit weg von seinem Ziel, stieß er auf einen Mann, welcher nicht säumte, die Flinte auf ihn anzulegen. Der Chalidit rief denselben an: „Wer bist du?" Die Antwort lautete: „Ich bin der, den du siehst, und wer bist du?" Der Araber liebt es nämlich nicht, unter fremden Leuten seinen Namen und den seiner Heimat oder seines Stammes zu nennen, weil das nicht selten gefahrbringend für ihn ist. Der Chalidit erwiderte: „Und ich bin der, den du siehst, aber ich habe das Schwert, du die Flinte, und das Recht des Schwertträgers ist dem Flintenträger gegenüber ein schlechtes." Der andere sprach: „Was hat dich hieher gebracht?" Und er antwortete: „Bei Gott, mein Sohn, nichts als das Ungemach der Zeit." Jetzt senkte sich die Hand des Flintenträgers, denn was dem Chalidi ten widerfahren war, war auch ihm widerfahren, und er fragte denselben nach seinem Stamme. Dieser antwortete: „Bei Gott, lieber Gefährte, ich bin ein Chalidit zu Schimpf und Glimpf." (D. h. es mag sich nun zeigen, ob ich als Chalidit dein Feind oder Freund bin.) „Wahrhaftig," rief der andere, „dann sind wir Feinde: ich bin ein Schemmarit, aber die Einöde ist eine Scheidewand zwischen Ehrenmännern; doch erzähle mir nunmehr, was dich hieher gebracht." Die Erzählung hatte die Folge, daß die beiden eins wurden, eine und dieselbe Au miteinander zu beziehen. Der Chalidit nahm nun seinen Sohn her, und sprach: „Mein Kind, ich traf mich mit einem Schemmariten, und obgleich er unser Feind war, machten wir Freundschaft und übernachteten zusammen. Am andern Tage fragte ich ihn nach seinen Kindern, und er sagte mir, daß er eine Tochter habe; auf seine Frage nach meinen Kindern erklärte ich gleichfalls eine Tochter zu haben, und wir bestellten uns nach dem Orte, wo wir uns getroffen hatten. Ich will dir also Mädchenkleider anziehen, mein Sohn; wessen darf ich mich zu dir versehen? Hüte dich zu ihr unnütze Dinge zu sprechen! Wenn sie dich küßt, so wirst du sie nicht küssen; wenn ihr zusammen schlaft, so ziehe deine Kleider nicht aus! Die Mädchen baden sich in Wasser, hüte dich, vor ihr dich zu baden! Hörst du, mein Sohn, braucht es noch weitere Ermahnungen?" Der Sohn, Namens Habbûs, erwiderte: „Mein Vater, du hast von mir alles Gute zu erwarten."

Nach erfolgter Zusammenkunft, wobei das Schemmarmädchen auf das vermeintliche Chalidmädchen zulief, es grüßte und küßte, pflegten die Mädchen gemeinschaftlich ihre Kamele auf die Weide zu bringen; abends schliefen sie zusammen. Die Schemmaritin zog ihre Kleider aus, legte sich (nach der Sitte der Nomaden) ausgezogen zu Bette, und sprach zu ihrer Gefährtin: „Schwester, ziehe dich aus!" Diese antwortete: „Es ist mir unmöglich mich auszuziehen; ich schlafe nur in Kleidern." Da legte sich jene, unterhielt sich mit der andern und küßte sie; diese aber küßte sie nicht. Des Morgens saßen sie, strichen summend die Euter der milchenden Kamelinnen, und molken sie; dann nahm jede ein Stück Brot, setzte sich auf ihr Leittier und zog, den Lockgesang anstimmend, vor ihren Kamelinnen her, bis sie an das Ufer des Gießbaches gelangten. Dort stiegen sie hinunter und unterhielten sich miteinander, am Wasser sitzend, während die Tiere um sie herum weideten. Wenn die Sonne heiß wurde und die Mittagsglut eintrat, sagte das Schemmarmädchen: „Schwester, wollen wir uns baden und einander waschen?" Und da die andere nicht wollte, rief sie: „Ich beschwöre dich bei meinem Leben, warum badest du dich nicht?" Die Chalidtin antwortete: „Schwester, ich hatte einen jüngern Bruder, der stieg ins Wasser und ertrank; da scheue ich mich lebenslang meine Haut ins Wasser zu tauchen." Das Schemmarmädchen gieng und badete sich, und als sie ihre Kleider auszog, entfernte sich die andere von ihr, der Einöde zugewendet. Da die erstere nun einmal bei ihren Eltern Klage über ihre Genossin führte mit den Worten: „Wie kommt es, ich küsse sie und sie küßt mich nicht? Ist denn mein Mund übelriechend, daß sie mich nicht küssen mag? Ich ziehe meine Kleider aus, und sie zieht sie beim Schlafen nicht aus; ich bade, und sie badet sich nicht;" ward ihr die Antwort: „Liebes Kind, vielleicht daß sie sich schämt; dergleichen geschieht nach Belieben."

So gieng geraume Zeit alles gut. Da geschah es eines Tags, daß Gott einen

Digitized by Google

Raubzug über sie schickte, der sie überfiel und die Herde nahm. Da schrieen die Mädchen: „Die Herde ist genommen. Zur Hilfe, ihr Reiter!“ Ihre Väter hörten den Ruf, sattelten ihre Rosse, ritten und erreichten die Herde, um sie zu befreien und die Mädchen liefen hinter ihnen her. Die Alten riefen dem Feinde zu: „Die Okla, ihr Reiter!“ (Die „Okla“ ist die Rückgabe eines Teils der Beute; sie wird in der Regel zugestanden, wenn die Mannschaft der Raubzüge überzeugt ist, daß die Geplünderten ohne dieselbe aus Mangel umkommen würden.) Der Anführer wollte ihnen zehn Stück zurücklassen, später „der hübschen Mädchen wegen“ noch weitere sechs. Da die Geplünderten das für ungenügend erklärten und die Plünderer ehrenhalber, im Hinblick auf „die Müllerinnen der Reisekost“ (d. h. ihre Weiber, Schwestern u. s. w., welche die Mühe hatten auf der Handmühle das Mehl zu mahlen, ihren Reiseproviant), auf ein weiteres Freigeben der Geplünderten nicht glaubten eingehen zu können, entspann sich ein heißer Kampf, der unentschieden blieb. Aber die Greise waren erschöpft. Als Habbâs wahrnahm, daß sie die Kraft verloren, konnte er sich nicht länger mehr zurückhalten; er eilte zu den Zelten und streifte im Laufen die Kleider ab, so daß er nur noch sein Frauenhemd anbehielt. Als seine Mutter anfieng das Füllen zu satteln, ihm den Zaum anlegte, das Schwert, die Pistolen und den roten Mantel hervorholte, kam das Schemmarmädchen und sprach: „Du sattelst dieses Füllen, wo ist sein Reiter?“ „Jetzt wird er kommen,“ antwortete die Mutter, „du wirst ihn mit deinen Augen sehen.“ Und während sie noch sprachen, eilte der Jüngling herbei und seine Mutter erhob die „Zagruta“ (den Jubelruf). Hoch zu Rosse paradierte er vor Hamda und sprach: „Für deine Augen, Hamda (d. h. ich gehe in den Kampf und Tod deinen Augen zuliebe); gewähre dem Habbâs die Zagruta!“ Sie antwortete: „Mein Bruder, wer ist Habbâs?“ Er sprach: „Deine Gefährtin; du siehst, daß sie ein Jüngling, kein Mädchen ist.“ Da ließ sie die Zagruta ertönen gleich dem Wiehern der Füllen, und die Kampflust fieng an in seinem Kopfe zu lodern, und er stürzte sich auf die Reiter, rufend: „Auf Hamdas Glück zu Beuterossen!“ Er schlug den Feind, erbeutete vier Rosse und befreite die Herde.

Hamda liebte von da an den Hâbbas leidenschaftlich; er ward nicht weniger in Hamda verliebt. Der für die Unschuld seiner Tochter besorgte Vater zog nun heimlich mit derselben ab. Und der Vater des Habbâs sah sich durch seinen Sohn, der es bei der leeren Lagerstätte der Nachbarn nicht aushielt, veranlaßt, zu seinem Stamme zurückzuziehen. Dort gelangte er wieder zu seinem früheren Ansehen. Aber Habbâs, immer an Hamda denkend, unterließ Essen und Trinken, so daß er endlich das Bett hüten mußte. Weinen und Aechzen war sein einziger Trost, bis ihn eines Tages ein gewisser Hosên besuchte, mit dem er von früher her verbrüdert war, und dieser erbot sich ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen, zu ihm sprechend: „Es wird das ein Leichtes sein mit Gottes Hilfe!“ Nach einem Ritte von acht Tagen und acht Nächten trafen sie auf den Stamm der Schemmar und erkundigten sich hier nach Hamdas Familie. Aber wehe, sie kamen zum Polterabend, der Hamda mit einem Vetter, Namens Ali, verbinden sollte. Doch Hosên wußte auch hier zu raten und zu helfen. Ihm stund eine Schwester des Ali, welche in die Liebesgeschichte der Hamda eingeweiht war, treulich bei. Der Zorn des Vaters der Hamda, der den Habbâs mit den Worten empfieng: „Wehe, wehe! Verderbe dich Gott, du Schändlicher! Der Mensch folgt mir bis hierher! Hätte ich dich vor dem Salze gesehen (ehe du Salz in meinem Zelte genossen), wahrlich, ich hätte deinen Kopf auf dieses Land herunterfallen lassen,“ legte sich, „er hütete sich vor dem Satan,“ als ihm Hosên entgegnete: „Stelle deine Sache Gott anheim! Es ist dies eine Schickung, die nicht allein über dich ergeht. Danken wir Gott, es geschah bisher nur Gutes.“ Hosên verstand es, den Habbâs statt des Ali in die Berza oder das Zelt des Beilagers zu bringen. Der gutmütige Ali hatte Einsicht. Er erklärte seiner Base: „Ich sage mich von dir los. Was du begehrst, fordere zwischen mir und dir, und fürchte dich nicht, du hast mein Wort darauf.“ Und sie erwiderte ihm: „Ali, ich verlange nur Habbâs, den Gast unsrer Nachbarn“, worauf sie ihm alles erzählte, was sich zwischen ihm und ihr zugetragen von Anfang bis zum Ende. „Willst du dich nicht an mir versündigen, so verlange ich nun den Habbâs, denn ich bin mit meinem Herzen bei ihm und bei niemandem außer ihm. Gott müsse dich nicht von deinem Leben trennen — trenne mich nicht von Habbâs!“ Ali willfahrte, indem er bemerkte: „Gott hat mir den Edelmut noch nicht entzogen!“ Und er ward aufs beste dafür belohnt. Denn da er den Neuverehelichten das Geleit gab nach ihrer Heimat, durfte er dort ein Mädchen kennen lernen und gewinnen, die an Schönheit und Liebenswürdigkeit keiner zurückstund. Hisna (die Schönste), die Schwester des Hosên. Diese ward, als sie von seinen Handlungen gehört hatte, von Liebe zu ihm erfüllt. Zum Beweise dieser Liebe pflegte sie ihn

Digitized by Google

zu kämmen, ihm den Kopf zu waschen und den Mantel vom Ungeziefer zu reinigen. Beiden war es am liebsten, wenn niemand zu ihnen kam und sie keinen Menschen sahen. Hosên verband den Edeln mit seiner Schwester. Der Erzähler schloß also: „Als Ali nach Hause kam mit einem Mädchen lieblicher als Haana und mit einer Stute (die ihm Habbâs als Vergeltung geschenkt hatte), versammelten sich die Stammgenossen bei ihm und begrüßten ihn. Er veranlaßte eine Versammlung, und erzählte von der ehrenvollen Behandlung, die ihm von Hosên, Habbâs und ihrem Stamme zu teil geworden und von den erhaltenen Geschenken. Das Pferd, sagte er, ist von Habbâs und das Mädchen ist Hosêns Schwester. Die Anwesenden sprachen: So wahr Gott lebt, du bist dessen würdig! Dann tranken sie Kaffee, und jeder gieng nach Hause. Wir verlassen sie in Wonne und Wohlstand. Beglücke Gott das Leben der Zuhörer!" (Dr. Wetzstein im Ausland 1869, S. 60–61.)

Der Beduine kennt wirklich Liebe, denn er weiß, was Treue in der Ehe ist, er weiß auch, daß diese Treue den Grundstein seiner Familie bildet, denn das Beduinenweib duldet keine Teilung von Zelt, Herz und Lager ihres ritterlichen Gefährten. Die Familie aber macht hier allein den ganzen Staat aus, sie bildet und hält die Wanderstämme zusammen; zerfällt sie, so zerstieben diese wie Flugsand in alle Winde. Höchst selten ist darum im Beduinenzelte der Ehebruch. Was bei uns meist nur als pikantes Laster, als Quintessenz lebemännischer Liebeskunst gilt, das erscheint dem Beduinen ein abscheuliches Todesverbrechen. Man nenne den Araber feig, er kann es verwinden, denn, ist er feig, so war's so bestimmt, — man schelte ihn Dieb, er wird lächeln, ein schlauer Diebstahl gilt ja als rühmlich, — man zeihe ihn der Wortbrüchigkeit, er wird die Achseln zucken, vielleicht erheischt der Vorteil seines Stammes, daß er das Wort breche, man schleudere ihm jedoch das Wort: „tahan" (Hahnrei) ins Antlitz, und er stößt dem Beleidiger sein Messer bis ans Heft in die Brust. Entweihung des ehelichen Lagers ist denn auch der einzige Fall, wo der Vater den Sohn und dieser den Vater, ohne daß eine Blutsühnung nötig wäre, zu töten das Recht hat. Unter den Sinaibeduinen bestrafen die Sawaliheh und Dschibaliyeh den Ehebruch mit Tod; wie bei der Blutrache für einen Mord wird der Verführer von dem beleidigten Ehemanne oder seinen Verwandten erschossen, wann und wo er immer gefunden wird. Die Ezeineh und Teyâhah brauchen das Blut des Verführers nicht zu vergießen, sondern nehmen eine Summe Geld oder eine Anzahl Kamele dagegen an. Die Höhe des Schadenersatzes wird von dem Schiedsrichter wie bei gewöhnlichen bürgerlichen Streitigkeiten abgeschätzt.

Die Feierlichkeiten bei einer Eheschließung der Beduinen des Sinai sind folgende: Der künftige Bräutigam begiebt sich mit fünf bis sechs Freunden zu dem Vater des Mädchens, welcher eine Schüssel mit Speise und Kaffee ihnen vorsetzt. Haben sie die Erfrischung zu sich genommen, so eröffnet der Bräutigam die Unterhaltung mit dem Wunsche, in nähere Beziehung mit der Familie zu treten. „Einverstanden", erwidert der Vater, „ich meinerseits verlange tausend Piaster als Brautschatz." Nach langem lärmenden Hin- und Herreden giebt er sich mit der halben Summe zufrieden und der Handel ist geschlossen. Dies ist das Signal zu großen Freudenbezeigungen; die jungen Leute der Gesellschaft ergötzen sich mit allerhand Spielen und Kunststücken; eines der Lieblingsvergnügen ist das Schießen nach einem als Ziel über der Zeltthüre aufgestellten Iberkopfe. Dann wird der „Khatib" oder öffentliche Notar des Stammes herbeigerufen; er nimmt ein Stückchen „Gassâleh" genanntes Kraut und wickelt es in den Turban des Bräutigams. Hierauf faßt er die Hände beider in die seinige, legt den zusammengefalteten

Digitized by Google

Turban zwischen sie, drückt sie fest zusammen und richtet an den Vater der Braut die Frage: „Willst du deine Tochter diesem zur Ehe geben?" worauf er entgegnet: „Ich will." Dann wird der Bräutigam gefragt: „Willst du das Mädchen zum Weibe nehmen in guten wie in bösen Tagen?" Hat er geantwortet: „Ich nehme sie", so sagt der Khatib: „Wenn du sie schlecht behandelst oder lässest ihr Nahrung und Kleidung mangeln, so falle die Sünde auf dein Haupt." Fragen und Antworten werden dreimal wiederholt und damit ist die Verlobung geschlossen. Das Mädchen selbst wird bis zu dem Augenblicke in Unwissenheit gehalten; ahnt sie etwas von dem Ereignisse, so erfordert es der Anstand, daß sie in die Berge zu entfliehen sucht.

Sitzt sie des Abends, nachdem sie vom Hüten der Herden zurückgekehrt ist, in dem Zelte ihres Vaters, so wird hinter ihr Weihrauch auf glühende Kohlen gestreut; der Rauch, von dem sie nichts weiß, soll Schutz gegen das böse Auge gewähren. In diesem Augenblicke tritt der Khatib heimlich mit dem Abba des Bräutigams hinter sie, wirft ihn unversehens über sie, ruft dabei: „Der Name Gottes sei mit dir! es soll dich keiner nehmen als N. N." und nennt den Namen ihres künftigen Ehemannes. Das Mädchen springt auf und sucht zu entfliehen, ruft Vater und Mutter zu Hilfe unter lautem Weinen und Schreien; die versammelten Weiber bemächtigen sich ihrer, wiederholen lärmend die Worte des Khatib und stoßen dabei die gellenden, „Zagharit" oder „Zagruta" genannten Rufe aus. Ein Zelt wird vor ihres Vaters Wohnung errichtet, sie selbst in dasselbe gebracht und mit dem Blute eines zu diesem Anlasse geopferten Schafes besprengt. Drei Tage bleibt sie darinnen. Dann begleitet ein Zug Frauen sie an eine „lebendige Quelle" (d. i. eine immer fließende) und nachdem die Waschungen vollzogen sind, wird sie in die Hütte des Bräutigams geführt, der ihr zu Ehren ein großes Fest veranstaltet. Die Nachbarn opfern auch ein Schaf als Beitrag zu der Festlichkeit und empfangen, wie auch die Weiber, die bei der Zeremonie zugegen waren, ein Geldgeschenk vom Vater der Braut. Nur die Enzeineh weichen in diesen Gebräuchen einigermaßen von den andern ab; bei ihnen läuft das Mädchen davon und versteckt sich drei Tage in den Bergen, statt in einem Zelte in der Nähe des Vaters zu bleiben. Hat ein Mädchen den Mann ihrer Wahl gefunden und die Ihrigen wollen sie zwingen, einen andern zu heiraten, so benützt sie die gestattete dreitägige Gnadenfrist, flüchtet in das Zelt eines Nachbars, begiebt sich damit unter dessen Schutz und verläßt es nicht eher, als bis der unwillkommene Bewerber sich zurückzieht und Unterhandlungen mit dem Geliebten und dessen Verwandten angeknüpft worden sind. Sobald ein Kind geboren ist, wird es von der Mutter in ein Loch im Boden gelegt, welches „Girbús" heißt. Alsdann schlägt sie es in ein Tuch oder in Leinwand ein, umwickelt es von den Knieen bis an die Hüften, steckt es in eine Wiege oder eigentlich in einen „Zangúd" genannten Sack und bemalt die Augen und Augenbrauen mit Kohel. Der Kopf wird in die richtige Form gedrückt und festgebunden. In die Hand bekommt es ein Stückchen wohlriechenden Gummi; Ringe von Glasperlen und kleinen Kupfermünzen an Armen und Beinen vollenden des Kindes Toilette, welche nur morgens und abends erneuert wird. Nach der Geburt eines Kindes verläßt die Frau sieben, manche sogar vierzig Tage lang das Haus nicht. Am siebenten Tage werden alle ihre Gewänder sorgfältig gewaschen. Ist das Kind ein Knabe, so wird ihm zu Ehren ein Fest veranstaltet; ein Mädchen ist dessen nicht wert, denn der Beduine sagt: „el Benát battáleh" (die Mädchen sind zu nichts gut). Dies Mißfallen an den weiblichen Kindern hatte bei den vorislamitischen Arabern am Sinai eine furchtbare Höhe erreicht und die Abschaffung der Sitte, die Töchter lebendig zu begraben — „Wad el Benát", wie es hieß — war eine der eingreifendsten und wohlthätigsten Reformen der Muhammedaner. (Nach: E. H. Palmer. Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinaihalbinsel und einigen angrenzenden Gebieten. Gotha 1876. 8°.)

Die Stellung der Frau im allgemeinen ist bei den Arabern, ganz besonders aber bei den Städtern, auch heute noch keine günstige. Der Orientale will von Gleichstellung mit dem Weibe (welche freilich bei dem Yankee bereits dem Götzendienst gegen die Dame weicht) nichts wissen. „Herr, ich danke dir, daß ich kein Weib geworden bin," betete schon in vorchristlicher Zeit der Hebräer. „Mit Respekt zu melden, ein Weib" lautet noch heute die wegwerfende arabische Aeußerung. Von seiner eigenen Frau zu sprechen oder gar sich nach

Digitized by Google

einer andern zu erkundigen, setzt den Europäer in den Augen des Morgenländers tief herab; es ist ihm gleich viel, als ob man nach dem Befinden einer Magd oder Köchin sich erkundigen wollte. Dies hängt natürlich mit dem Haremsleben und der Sklaverei zusammen. Ueber wenige Institutionen des Orients gehen falschere Vorstellungen im Schwange als über das Haremswesen, mit welchem man gemeiniglich den sogenannten „orientalischen Luxus" in Verbindung bringt.

Freiherrn Heinrich von Maltzan ist es auf seinen Reisen, namentlich in Arabien, geglückt, öfters Hareme zu sehen, und zwar wirkliche, die nicht zur Parade hergerichtet waren und deren Insassen nicht wußten, daß sie einen Zuschauer hatten. Unter anderm einmal in Mekka den Harem eines wohlhabenden Mannes, der eine ziemlich große Anzahl von Schönen hielt, aber auch einige, denen das Beiwort „schön" nur insofern gebührte, als sie dem Geschlechte angehörten, das man vorzugsweise das „schöne" nennt. Er besaß drei Gattinnen, eine ältliche, eine mittlere und eine junge, die beiden ersten stattliche korpulente Damen, die letzte aber von ganz außerordentlicher Zartheit und Feinheit der Züge; daneben einige schwarze Nebengattinnen, mehrere Sklavinnen und ein ganzes Nest von Töchtern jeden Alters unter fünfundzwanzig, sowie eine nicht geringe Anzahl kleiner männlicher Kinder: denn die größeren Knaben bleiben nicht im Harem. „All dies Volk lebte in einem großen Saale, an den winzige Schlafzimmer für die drei Gattinnen stießen (denn alle andern brachten die Nacht im Saale selbst zu), in einem ziemlich chaotischen Zustande beisammen. Da wurde gegessen, getrunken, geschlafen, gewaschen, gesungen, geplaudert und namentlich viel gezankt, denn die Eintracht gehört nicht zu den dort herrschenden Tugenden; aber auch die Zwietracht dauerte nicht immer, sondern machte zuweilen einer gewissen allgemeinen schwesterlichen Zärtlichkeit Platz. Der Erisapfel war natürlich der Herr des Hauses. Stand eine Frau oder Sklavin momentan bei ihm in Gunst, flugs stellte sich die intimste Freundschaft zwischen all ihren Rivalinnen ein. Nur eine hielt sich abseits von diesem niederen Treiben; das war die junge, schönste Gattin, welcher jeder Mensch, der Geschmack besaß, weitaus die Palme der Anmut zuerkennen mußte, die aber ihr etwas roher Gatte doch nicht gehörig zu schätzen wußte; sonst hätte er der ganzen Vielheit Valet gesagt und sie allein behalten. Sie war freilich ein wenig stolz und zurückhaltend, und das gefällt dem Orientalen nur selten, das heißt, nur eine feiner organisierte Natur weiß es zu schätzen; die roheren wollen rücksichtslose, rein sinnliche Hingabe. Da der Herr des Harems aus dem Verkehre der Pilger, deren immer viele in seinem Hause wohnten, reichliche Einkünfte bezog, so herrschte auch im Harem Ueberfluß. An kostbaren Gewändern war kein Mangel; Schmuck bedeckte alle Frauen, von der Sklavin bis zur ersten Gattin. Der Schmuck der Orientalinnen ist eben kein Luxus, sondern die sicherste, wenn auch eine tote Kapitalanlage. Aber Zinsen kommen ja unter strengen Moslemin nicht vor. Das meiste bare Vermögen bleibt also tot, und man muß noch obendrein Steuer und zwar hohe Steuer dafür zahlen. Nur der Schmuck zahlt keine Steuer, und da bei ihm auch nichts auf Façon gegeben wird, sondern er fast immer seinen vollen Ankaufspreis im Metallwert repräsentiert, so erklärt sich die Profusion desselben in den Haremen. Also mit Diamanten und anderem Schmuck beladen, mit kostbaren Gewanden geschmückt waren die Schönen dieses Harems. Das war, wenn man will, „orientalischer Luxus". Aber dennoch war es nicht das, was wir Europäer uns darunter vorstellen; denn mit Luxus verbinden wir den Begriff, daß eben alles an einer Frau, die solchen Luxus zur Schau trägt, luxuriös ist. Was würden wir sagen, wenn eine Dame eine echte Spitzenmantille und dabei ein verwaschenes, gedrucktes Baumwollkleid trüge? Im Orient gehört ähnliches zu den gewöhnlichsten Erscheinungen. Ja noch Schlimmeres! Dieselbe Person, deren Hals Juwelen, deren Schultern ein teuerster Kaschmirshawl bedeckt, ist im stande, ihren Unterkörper in Lumpen und Fetzen zu hüllen. So war es auch im Harem meines Gastwirts. Ein Beispiel möge hier für viele gelten. Ich sah einmal, wie der ersten Gattin ein kostbares, golddurchwirktes, indisches Tuch als Geschenk gebracht wurde. Obgleich ihre Haare, damals in etwas ungekämmtem Zustande, Diamanten schmückten, so war ihr übriger Anzug doch so, daß man glauben konnte, sie müsse in einem Kohlenladen geschlafen und einen Spaziergang durch eine Dornenhecke gemacht haben. Dennoch wurde das kostbare Tuch dieser Aschenbrödeltracht unverzüglich einverleibt, mit der es natürlich einen äußerst seltsamen Kontrast bildete. Aehnlich war es in fast allen Haremen des Orients, die ich verstohlen zu beobachten das Glück hatte, und

Digitized by Google

ähnlich ist es auch in den Haremen der Großen, ja der reichsten orientalischen Fürsten." (Heinr. Frhr. von Maltzan in der Neuen freien Presse vom 20. August 1873.)

Der nämliche Reisende unterrichtet uns auch über die Frauengesellschaften der Araber, worüber er zu Dschedda im Hedschaz verläßliche Nachrichten zu sammeln Gelegenheit hatte. „Scheicha", das ist der Titel, mit dem die vornehmen Damen von Hedschaz einander anreden. Scheicha bedeutet ursprünglich „Aelteste", wobei man aber beileibe nicht daran denken darf, als ob die sogenannte „Aelteste" wirklich immer alt sei. Sie kann sehr jung und schön und doch eine „Aelteste" sein, weil sie eben einen „Aeltesten" zum Mann hat, und dieser Mann braucht ebenfalls gar nicht alt an Jahren zu sein; auch an Weisheit ist er es nicht immer, führt aber doch den ehrwürdigen Titel, der einmal eine Rangesbezeichnung geworden ist, mit der man in Hedschaz sehr freigiebig ist und die man dort eigentlich jedem anständigen und nicht ganz armen Mann giebt. Die Begrüßungen unter Damen sind einigermaßen zeremoniös, die Worte natürlich überschwenglich. Gewöhnlich sagt die Wirtin zur Neuangekommenen etwa folgendes: „Meiner Hütte ist Gnade widerfahren, daß dein erhabener Fuß, o Scheicha, ihre niedere Schwelle betreten hat," worauf dann die Angeredete noch ein bischen dicker aufträgt und sich etwa derart vernehmen läßt: „Der matte Stern erblindet vor dem Glanze der Sonne, o Scheicha, und wagt es kaum, sein Licht vor all diesen strahlenden Monden zu zeigen." Der Stern ist natürlich die Redende selbst, die Sonne die Wirtin und die strahlenden Monde die bereits angekommenen andern Eingeladenen. So geht es fort zwischen Scheicha und Scheicha durch einige zwölf ähnliche Phrasen hindurch. Dann kommt die Reihe an die andern Eingeladenen. Kennt man sie noch nicht, so werden sie im Laufe des Gespräches indirekt vorgestellt; direkte Vorstellungen finden nicht statt. Dazu bedient man sich gewöhnlich des Titels „Es Sitt" (die Herrin), nicht des „Scheicha", wie bei der direkten Anrede. Hierbei geht es etwa so her: die Wirtin deutet auf eine Dame und sagt dann zu der, welcher sie dieselbe vorstellen will: „Die Herrin So und So (Madame N. N. würden wir sagen) hat vorhin schon dein schönes Kleid bewundert, o Scheicha! u. s. w." Damit ist Frau N. N. vorgestellt. Dann folgen die andern, und wenn sich endlich alle kennt, scheint die ganze Schwesterschaft in Eva vom süßen Bande inniger Herzlichkeit umschlungen. So ist nämlich der Ton der guten Frauengesellschaft im Orient. Es ist, als seien sie alle verliebt ineinander; wir würden sagen, sie fressen sich vor Liebenswürdigkeit schier auf. Doch schließt auch hier das anscheinend friedliche Wasser die Möglichkeit der Stürme nicht aus. Auch der Erisapfel ist hier oft ganz derselbe, der in Europa die schlimmsten Rivalitäten erregt, nämlich die Sucht, es an Toilette der Nächsten zuvorzuthun. Zwar wird alles überschwenglich gelobt, was die andre trägt; aber welcher tiefe Schmerz wurmt im Herzen, wenn die andre das Lob wirklich verdient; welche Schadenfreude lacht im Innern, wenn dies nicht der Fall ist; wie schwer wird endlich der Jubel unterdrückt, wenn die andre wirklich einmal geradezu schlecht gekleidet ist! Nur die Gattinnen und Töchter eines Würdenträgers stehen unverletzlich da. Sie werden sogar im weiblichen Areopag gewissermaßen offiziell für schön erklärt, sollten sie selbst häßlich sein wie die Nacht.

Eine Periode giebt es übrigens im Leben einer jeden Orientalin, wo sie, und sei sie auch keineswegs sehr vornehm, dennoch von allen mit Weihrauchwolken überflutet wird. Das ist im seligen Brautstande oder vielmehr im Stande einer Neuvermählten. Eine solche ist für vierzehn Tage oder drei Wochen über die Reihen der Evatöchter zu einer Art von Göttin emporgerückt. Dieser Stand hat allerdings sein Unbequemes. Die Schöne muß während der ganzen Dauer ihrer Hochzeitsfestlichkeiten (immer einige Wochen) jeden Morgen in Händen ihrer „Verschönerin" zubringen, das heißt einer Frau, deren Gewerbe es ist, die Bräute anzukleiden, zu salben, zu ölen, zu schminken, ihr das Gesicht mit Goldplättchen zu belegen, sie zu frisieren, kurz jeden Verschönerungsprozeß an ihr vorzunehmen. Geht sie dann um Mittag strahlend aus den Händen der Künstlerin hervor, so muß sie den ganzen Rest des Tages auf einer Art von Thron dasitzen und die Huldigungen ihrer zahlreichen Besucherinnen entgegennehmen. Bei solchen Gelegenheiten werden alle Frauen, bekannte wie unbekannte, vornehme wie geringe, ins Brauthaus eingelassen, und natürlich ist dieses dann immer gestopft voll. Dabei hört dann alle Rivalität auf. Die Besucherinnen putzen sich nicht einmal besonders heraus, damit ja nicht der Gedanke aufkomme, als wollten sie mit der Glückseligen wetteifern. Man bestellt Sängerinnen, die ihr Lob in schönen arabischen Versen singen. Auch bezahlte Tänzerinnen müssen zu ihrer Verherrlichung beitragen. Diese Hochzeitsfestlichkeiten bilden die beliebtesten Gelegenheiten für weibliche Geselligkeit. Die Frauen des Volkes kennen kaum andere Vergnügungen.

Digitized by Google

Die vornehmen freilich haben ihre Frauenkränzchen, wobei es, wie oben beschrieben, hergeht. Ueberhaupt wird man, je mehr man das Leben der Orientalinnen kennen lernt, finden, daß dies nicht so sehr von dem der Europäerinnen verschieden und nicht so freudenarm ist, wie man glaubt. Der Umgang mit der Männerwelt ist freilich auf ein Minimum beschränkt, aber desto mehr mit dem Schleier des Mysteriösen umhüllt, das ja auch seinen Reiz hat. Daß sich einzelne jener Haremsgeschöpfe nach der Freiheit der Europäerinnen sehnen, ist gewiß; aber im ganzen kennen sie diesen Wunsch nicht. Ihre Mütter und Großmütter haben ja auch so gelebt wie sie und sind dabei nicht unglücklich gewesen. Warum sollten sie sich nach der Freiheit sehnen, die der Mehrzahl, wie alles Unbekannte, sogar eine Art von Furcht einflößt? Auch würde sie diese Freiheit, bei ihrem heutigen Bildungszustand, nur zu ihrem Verderben führen.

Trotz der niedrigen Stellung, die er dem Weibe anweist, erkennt der Araber, nicht bloß der Beduine, sein höchstes Glück, ja seine Ehre im Besitze einer Familie. Der Schmerz über den Verlust eines Familienmitgliedes, sei es der Vater, Gatte oder Sohn, findet auch noch seinen natürlichen Ausdruck und die Trauer um den geliebten Toten dauert bei einigen Stämmen ein volles Jahr. Stirbt bei den Towarah ein Beduine, so wird der Leichnam sofort aus dem Zelte entfernt und nach einem passenden Platze gebracht, wo er mit Seifenwasser gewaschen und eingewickelt wird. Ein Sack mit etwas Korn („Schedâdeh" genannt) wird neben die Leiche gelegt und dieselbe augenblicklich begraben. Ist sie in die Grube gesenkt, so schlagen die Freunde des Verstorbenen mit Stöcken auf die Erde, sagen die „Fâtihah" und rufen: „O Allbarmherziger! sei uns gnädig, o gnädiger Gott!" Dann berühren sie das obere Ende des Grabes mit einer kleinen Hacke und reden den Geschiedenen mit den Worten an: „Wenn die grünen Engel dich fragen und prüfen, so sprich: Der Schmauser ist lustig, der Wolf geht auf Raub; das Los des Menschen ist immer das gleiche, für mich ist alles vorbei. Der Sidrbaum ist deine Muhme, der Palmbaum deine Mutter." Nachdem hierauf ein jeder etwas Erde mit den Worten: „Gott sei dir gnädig" ins Grab geworfen hat, begeben sich alle in das Zelt des Verstorbenen zu einem Gastmahle. Nach vier Monaten wird seinem Andenken noch einmal durch eine Festlichkeit Ehre erzeigt. Wenn ein Todesfall sich in einem Lager ereignet, so verlassen die weiblichen Verwandten ihre Zelte, nehmen ihre Kopfbedeckung ab und erheben ein lautes, leidenschaftliches Wehklagen, welches während des ganzen Tages andauert.

Syrien und Mesopotamien.

Als Alexander der Große auf seinem Siegeszuge gegen das persische Reich das kleinasiatische Grenzgebirge, den Amanus, überschritt, stieß er zum erstenmal auf eine große, zahlreiche Nation, von der heutigen Tages nur noch spärliche, ein kärgliches Dasein fristende Reste übrig geblieben sind. Sie fußte im Osten an der Mündung des Euphrat und Tigris, erstreckte sich im Nordosten und Norden bis an die medischen, armenischen und kleinasiatischen Grenzgebirge, und im Westen hat ihre Sprache, wenn auch ihre Nationalität nur sporadisch, zu Zeiten bis zur Sinaihalbinsel heruntergereicht; ihre südliche Grenze gegen Nordarabien ist nicht mehr genau zu fixieren. Sämtliche Bewohner dieser ausgedehnten Länderstrecken sprachen eine und dieselbe Sprache, differenziert in verschiedene Dialekte, die unter sich ebenso nahe verwandt waren, wie vergleichsweise die heutigen deutschen Mundarten. Alle Stämme dieser Nation scheinen sich mit demselben Namen Aramäer bezeichnet zu haben, während sie von den Griechen Syrer genannt wurden. Dem Einfluß des Christentums ist es zuzuschreiben, daß sie späterhin ihren einheimischen Namen aufgegeben und an

Digitized by Google

46. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Digitized by Google

Mädchen aller seiner Vorzüge wegen hoch anzupreisen. Daß dieses Lob hinterher, wenn der Gatte seine Angetraute zu Gesichte bekommen hat, sich zuweilen als der Wahrheit keineswegs entsprechend erweist, gehört nun einmal mit zu dem gewagten Glücksspiel, das mit solchen Verbindungen verknüpft ist. Natürlich macht sich der Perser aus solchen Enttäuschungen nicht sonderlichen Kummer, denn Ehen werden ebenso leicht gelöst als geschlossen (Schweiger-Lerchenfeld. Das Frauenleben der Erde. Wien. Pest. Leipzig. 1881. S. 92–95).

Vom Leben der persischen Frauen weiß man kaum viel mehr, als man vom Hörensagen erfährt, und dabei mangelt es nicht an Widersprüchen. Nach Heinrich Brugsch hat die Familie allen Halt verloren. Ins Enderun gelangt kein Fremder und gewöhnlich auch kein Moslim, der nicht zur engsten Familie gehört, die Weiber wissen sich jedoch Zugang zu ihren Liebhabern zu verschaffen, wobei gewöhnlich keineswegs die Liebe, sondern das Geld es ist, was sie treibt und blendet. Die Kinder, um die sich niemand kümmert, wenn sie laufen gelernt haben, sehen von Jugend auf die unzüchtigsten Szenen im Harem, und hören ohne Scheu und Verhüllung von den schmutzigsten Dingen reden. Die Männer sprechen von den Frauen, mit Ausnahme ihrer eigenen, verächtlich und lieben es, skandalöse Geschichten zu erzählen. Ein moderner Beobachter schildert dagegen das Familienleben der Perser als ein recht anständiges; der Mann von Bildung behandle seine rechtmäßige Frau sehr gut und liebe seine Kinder außerordentlich, er bringe für deren, nach orientalischen Begriffen, gute Erhaltung, Pflege und Erziehung die größten Opfer (Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Wien. 1882. 8°. S. 91). Wenn man unter Behandlung rein nur den äußeren Verkehr verstehen will, so behandeln in der That die Perser ihre Frauen ziemlich gut, soweit dies bei den islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. Die Frauen verlassen ziemlich ungeniert ihr Enderun und gehen ihren Geschäften oder ihrer Lieblingsbeschäftigung, in den Bazaren Einkäufe zu machen, nach. Dabei sind sie dann freilich mit einem blauen Mantel („Tschader“), der über den Kopf gezogen ist und ein vor dem Gesicht hängendes dichtes weißes, langes und schmales Tuch derart verhüllt, daß man die Gestalt nicht beurteilen kann und vom Gesichte nur die schwarzen glänzenden Augen durch die Augenluken sprühen sieht; nur aus der Stimme kann man allenfalls erkennen, ob eine Alte oder Junge hinter der Maske steckt. Der Anstand erheischt, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhose angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zu den Hüften bekleidet. Darüber tragen sie Schleppschuhe, ihre Bewegung und ihr Gang sind immer wackelnd, die ganze Erscheinung im höchsten Grade ungraziös. In der Behandlung durch die Männer entscheidet viel die weibliche Individualität. Frauen von ausgesprochener geistiger Begabung, dann solche, die die Kunst verstehen, Einfluß auszuüben und auszunützen, gelangen auch in Persien in kurzer Zeit innerhalb und außerhalb des Enderun zur Herrschaft. Auch hängt sehr viel davon ab, wie es mit dem Einflusse und dem Range des Gatten einer solchen Frau bestellt ist. Der Perser, obwohl in gewisser Beziehung geizig, kennt doch in Sachen der Liebe keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, an seinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniedrigung als solidarisch betrachtend. Verrat in der Familie ist fast unerhört und findet dann die allgemeinste Verachtung, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente. Bei diesem ungemein entwickelten Familiensinn der Perser gilt es als eine selbstverständliche Sache, daß ein zu Ehren und Würden gelangter Mann den ganzen Kreis seiner Verwandtschaft aus der bisherigen Obskurität hervorzieht und sie in irgend einer Form (durch Ernennungen zu Provinzbeamten, Geldspenden, Auszeichnungen ꝛc.) zu Macht und Ansehen bringt. Fällt dann ein solcher Emporkömmling, so sinken natürlich auch alle Familienmitglieder mit ihm in ihr früheres Nichts zurück, und auch mit der partiellen Herrschaft der Frauen hat es dann ein Ende. Charakteristisch sind auch die Schimpfwörter und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums.

Die Perser leben unter einer völlig despotischen Regierung; an ihrer Spitze steht der „Schah“ oder König, der sich gerne als „Schahinschah“, d. h. König der Könige bezeichnen hört; er hält seine Minister, diese die Statthalter, diese

Digitized by Google

ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Chriſten, Juden und Gebr unter deſpotiſchem Drucke. Die perſiſche Geſellſchaft der Städte zerfällt in Prieſter, Beamte, Krieger, Kaufleute, Handwerker und „Luti“, d. h. Bummler.

Tanzender Derwiſch.

An der Spitze ſteht die Geiſtlichkeit; ſie beſitzt die größte Macht im Lande, die meiſten Ländereien und Stiftungen und zieht auch noch vom laufenden Staatsvermögen; es genügt ſich zum „Mollah“ zu machen, um eine Staatspenſion zu erlangen. Dieſe Träger und Lehrer der Religion ſtehen beim Volke im größten Anſehen und ihre Beredſamkeit hat den größten Einfluß auf die Menge. Sie ſind zugleich die Rechtsgelehrten. Eine hochintereſſante Kaſte iſt die der „Derwiſche“ oder fahrenden Apoſtel und Wanderprediger, zugleich die geübteſten und unverſchämteſten Bettler, von Geſtalt aber meiſt ſchöne Leute. Sie laſſen, entgegen der perſiſchen Sitte, nach welcher die Männer ſich das Haupthaar ſcheren, während ſie den Bart mit großer Sorgfalt pflegen, ihr ſchwarzes Haupthaar wachſen und herabhängen, ſo lang es will, tragen aber auch keine Kopfbedeckung. Unermüdlich ſchreien ſie ihr Jahu, „o Er!“ und Ja hay, „o Gott“ und erzählen unter Geſten, Grimaſſen und Sprüngen ihre Heiligenlegenden. Der zweite Stand, die große weitverzweigte Beamtenwelt umfaſſend, wird am beſten durch den Namen der „Mirza“ (Schreiber, Sekretäre) bezeichnet. Eine Rolle Schreibpapier und ein Schreibzeug („Kalamdan“), welche in den Gürtel geſteckt werden, ſind die Abzeichen der Mirza, mit welchen der Europäer am häufigſten in Berührung kommt und unter

denen er die meisten „Fuzul“ kennen lernt. Der „Fuzul“ ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Anmaßung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intrigiert und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citieren und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er beteuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: gau churdem, d. h. „ich aß Kot“. (Polak. Persien. Bd. I, S. 8.) Merkwürdigerweise soll sich gerade der dritte Stand, jener der Kaufleute („Fudschir“, „Furusch“), noch am meisten durch Redlichkeit auszeichnen. Die Handwerker sind meist nach Zünften geordnet, stehen unter einem Altmeister und haben in bestimmten Quartieren ihre Buden nebeneinander aufgeschlagen. Die gedrückteste und bedauernswerteste Kaste bilden die „Serbazen“ oder Soldaten, welche den ärmsten Familien in Städten und Dörfern entrissen werden und in den elendesten Verhältnissen bis zum Greisenalter dienen müssen; die gefürchtetste aber sind die „Luti“, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten vom heimlichen Diebstahl und Straßenraub leben, käufliche Mörder, die jedem zu Gebote stehen, der sie bezahlt, dabei arge Säufer und Opiumesser, Faulenzer und Tagediebe.

Vielleicht die Hälfte der Bewohner Persiens, welche nicht in Städten leben, sitzen dennoch in festen Wohnstätten und bebauen ihren naheliegenden Grund und Boden. Ihre Dörfer liegen nur an stetigen Wasseradern und links und rechts der Wasserläufe sind die Felder so weit ausgedehnt, als darauf Wasser geleitet werden kann. Darüber hinaus und dazwischen ist immer wieder Wüste. Die Dörfer bestehen aus Lehmhütten und diese sind allgesamt gewöhnlich mit einer hohen Lehmmauer umgeben, zum Schutze vor Räubern und Raubtieren. Im Dorfe leben Menschen und Tiere eng und traulich im Schmutze beisammen. Die Dörfer sind durchwegs Eigentum großer und reicher Familien; meistens hat der Feudalherr dabei einen großen Garten, einen großen Turm als Kornspeicher und ein Herrenhaus, das sich aber meist nur wenig von den andern elenden Häusern unterscheidet, weil es der Besitzer doch nur selten und zwar zur Regenzeit benützt, und im Sommer auf seinem Besitze meist unter dem Zelte wohnt. Die Dorfbewohner zahlen ihrem Schutzherrn den Tribut in Naturalien, dieser zahlt davon die Abgaben für den Staat an den Gouverneur und letzterer führt diese in einer Pauschalsumme jenem Minister zu, welchem die Provinz für dessen Etat zugewiesen ist.

Sowohl die Städtebewohner als auch die Dorfinsassen und Nomaden Persiens bekennen sich zum schiitischen Muhammedanismus. Leichtlebig, wie sie sind, halten sie es aber auch mit dem Religionskultus. Durchaus nicht fanatisch, will der Perser doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche

Digitized by Google

zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetze genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Ebenso hält er es mit den übrigen Geboten des Korans und insbesondere mit dem Weintrinken. Die religiösen Funktionen der Perser sind nicht sehr in die Augen fallend, ihre minaretlosen Moscheen ziemlich unscheinbar. Sehr feierlich wird bloß „Nauruz", der Neujahrstag (21. März) begangen; die Männer küssen sich, wo sie sich treffen und üben Wohlthätigkeitsakte, soviel sie können. Die Hochzeiten kann man wohl nicht zu den religiösen Akten rechnen; sie finden nur in den Privatwohnungen statt; auch öffentliche Leichenbegängnisse giebt es nicht; die Trauer wird außer dem Hause nicht gezeigt und der Verstorbene in aller Stille beigesetzt. Die gewöhnlichen Begräbnisplätze liegen mitten in den Ortschaften; sie sehen immer einem wüsten Steinfelde gleich und erst ganz in der Nähe bemerkt man, daß die unordentlich herumliegenden Steine, meist in Dreispitzform, mit eingemeißelten Schriftzeichen versehen sind. Eines der Religionsgebote, welches der Perser so oft als möglich im Leben erfüllt, ist, wie in allen muselmännischen Ländern, das Wallfahren. Wallfahrtsorte giebt es in Menge und schließlich wird jedem gut erhaltenen „Imamzadeh", als dem Grabe eines heiligen Mannes, solche Verehrung gezollt, daß Wallfahrer dahin pilgern, welche sich dann einen der Wichtigkeit des besuchten Wallfahrtsortes entsprechenden Titel beilegen. Wer in Mekka gewesen, wird „Hadschi", „Meschhedi" und „Kerbelahi", wenn er in Meschhed oder Kerbelah war. Die Perser wandern zahlreich zum Grabe Alis und seiner Söhne nach Kerbelah bei Bagdad und die alljährliche Pilgerkarawane nach jenem Platze, wo auch der Prophetenenkel Hussein, nächst dem Kalifen Ali der größte Schiitenheilige, begraben liegt, fällt meist in die Meßzeit zu Basra, welches dann als Sammelplatz der schiitischen Pilger aus den arabischen Küstenstrichen, aus Persien und dessen indischen Nachbarländern dient. Doch nicht allein die Lebenden pilgern nach der heiligen Wüstenstadt, sondern auch die Toten, denn in der durch das Märtyrerblut Husseins geweihten Erde zu schlummern, giebt schon eine gewisse Anwartschaft auf Paradiesesfreuden. So werden die Toten in großen Karawanenzügen, wohl einbalsamiert und in kostbare Spezereien gebettet, aus den fernsten Schiitenländern herbeigebracht, um der Gnade des Märtyrers teilhaftig zu werden.

Niemand hat diese Totenkarawanen der Perser und sonstigen Schiiten nach Kerbelah so farbenreich geschildert wie C. v. Vincenti. Es ist ein Wüstenbild, ein Stück ureigensten Orientlebens so voll Poesie und fremdartigen Zaubers, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe hier mitzuteilen: „Den Sammelplatz der Pilgerkarawanen," schreibt der genannte Reisende, „bildet der große Platz vor der Husseinmoschee. Dort ruhen mitten im Gewühle in langen Reihen die Trauerkamele mit ihren shawlbedeckten Truhen. Ein seltenes Schauspiel des buntesten Wechsels ist's, wie sich's kaum irgendwo wieder darbieten dürfte. Im Schatten jener Platane schmaucht ein reich gekleideter Mann seine „Huka". Es ist ein fürstlicher Kaufherr aus Schiraz, der dem Grabe seines Heiligen prächtige Geschenke mitbringt. Sein Dienertroß trifft eben Anstalten, ein leckeres Mahl aufzutragen, dessen würzigen Duft ein paar struppige Bettelderwische aus Kandahar mit hungriger Begierde einschlürfen. Diese Gesellen haben sich für die Pilgerfahrt auf das wunderlichste herausstaffiert. Auf ihrer nackten Brust kreuzen sich allerhand stachlige Gebetschnüre und an ihren Gürteln klirrt ein Amulettenkram aus Haifischzähnen und Muschelwerk. Ueber

die Schultern flattert ein Schakalpelz und an ihren Köpfen starrt empor die fletschende Schnauze des Raubtieres. Sie belauern die Sklaven des Persers; kaum haben jene das Mahl aufgetragen, so stürzen jene herbei, sich ihre Kokosschalen anzufüllen, ohne daß jemand es ihnen zu verwehren wagte.

„Nicht weit davon unter seidengesticktem Schutzzelte schäkert eine glänzende Frauengruppe. Zwischen dieser und dem Perser spielt der Augentelegraph, was Wunder also, daß die trostbedürftige Witwe von Bahrein, wenn der Schirazit herüberschaut, auf das Geplauder ihrer Sklavenmädchen zu antworten vergißt, und natürlich keine Zeit hat, sich mit dem Sarge ihres trefflichen, sattsam beweinten Ehegemahles zu beschäftigen, den eben zwei Mohren auf einem Dromedare festschnallen. Um des teuren Toten letztem Wunsche Folge zu leisten, geleitet sie seine Reste nach der ewigen Friedensstadt, und um dem Verlangen eines Lebenden freundlich zu willfahren, kehrt sie, so Gott will, wieder verheiratet nach der Perleninsel heim. Für glückliche Heimfahrt aber, täuscht uns nicht alles, mag der reiche Mann aus Schiraz sorgen. Daß übrigens auch die Bursche im Schakalpelz trotz ihrer Gefräßigkeit die verstohlene Augensprache der beiden Gruppen richtig gedeutet haben, geht zur Genüge aus ihren unzweideutigen Glossen über die vielversprechende Gefühlstüchtigkeit der interessanten Schiitin hervor. Ein anderes Bild! Es ist ein lurischer Fellahpilger, der sein reisefertig Kamel am Strickzaume hält. Aus dem palmzweiggeflochtenen Tragkäfige lugen große, begehrliche Kinderaugen nach dem üppigen Schmaus der Fremdlinge. Still knaupeln die Kleinen an ihrem harten Durrahfladen, und der Vater schaut finster ins Gewühl. Weiterhin tafelt das Reisegefolge eines indischen Radschahs. Des greisen Fürsten Lippe aber berührt keine Speise; schmerzgebrochen kauert er auf dem Prachtsarge seines letzten Sohnes, des Lieblings seines verwaisten Alters. Sein Leibderwisch liest ihm mit lauter Stimme die Passionslegende Husseins vor, wie dieser mit seinen siebzig Getreuen in der Wüste, wo heute Kerbelah liegt, gar jämmerlich erschlagen wurde, der Alte aber hört ihn nicht.

„Doch horch, wie die Schallbecken klingen und die Turitrompete stöhnt! Welch prächtiger Zug bewegt sich dort dem Tempelvorhof zu? Ist's ein Königskind oder eine Kalifenbraut? Der blanke Palankinknauf blitzt weithin, die hohe Federzier nickt von den Köpfen der Dromedare; silbergeschirrt, mit betroddelten Schabracken traben die feisten Maultiere und ein verbrämter Mohrentroß tummelt hinterdrein. Am Brokatvorhange des Reitzeltes erscheint jetzt das vielfach bemalte Antlitz der iranesischen Kurtisane, in deren Gefolge manch Edelgeborener von des Perserschahs Hofhaltung reitet. Die „narzissenschlanke Tochter der Freude" geht nicht Ablaß suchen am Grabe Husseins; sie pilgert lächelnd und sorgenledig unter den Bekannten und Freunden. Sie bringt dem toten Heiligen keine teuren Geschenke, läßt sich aber von den Lebenden ihr Lächeln gern teuer bezahlen. Mit Kennermiene mustert sie die gedrungenen Kraftgestalten der Eskortebeduinen und ihr funkelnder Blick entzündet geheime Begierden. Jetzt schlägt dumpfrasselnd die Pauke in den heitern Zimbelklang und ein tiefschauerlicher Grabgesang hebt an. Rasch taucht die lebenslustige Iranesin das schimmernde Köpfchen hinter die Vorhänge. Langsam wallt der blinde Bettlerchor, die grünen Fahnen fliegen und durch das Kreischen der Klageweiber bricht die wirre Psalmodei der Koransänger: „Wehe! Wehe! Ach, wie schade um ihn!" heulen die Weiber, ihre blauen Tücher über den Schultern schwenkend. Aus Silberkassoletten duften Yemens Wohlgerüche und die meckernden Stimmen der Chorknaben preisen den Verblichenen aus vollem Halse glücklich. Brot und Wasser schleppend für die Armen kommt jetzt ein langer Kamelzug daher, vom Trauerkamele gefolgt. Lange, schwarzseidene Haarflechten, von Geschmeide umklimpert, hängen über die Totentruhe herab, wo eine jugendliche Frauenleiche schlummert. Hellauf schreien die dünnstimmigen Leichensänger und die tanzenden Bettelmönche rasseln mit ihren Blechschüsseln dazu.

„Nach dem Moscheenvorhof schreiten die Kamele, wo bereits in weitem Kreise die Totentruhen um den Ablutionsbrunnen stehen. Dort unter der Säulenhalle kauert eine Gruppe indischer Pilger aus Karnatika, die eifrigsten Schiiten von allen. Das Auge starr auf die primitive Wasseruhr zu ihren Füßen gerichtet, wo die durchbohrte Elfenbeinkugel zwischen den auf dem Glase gezogenen Stundenlinien fast unmerklich hinabsinkt, erwarten die Pilger die Gebetstunde. In der Nähe kauert auf einer Matte der „Reis" der Karawane, ihr verantwortliches Oberhaupt, ihr kundiger Führer. Meist ist's ein gottesfürchtiger, reicher, angesehener Mann, der mit den Verhältnissen der Pilgerterritorien genau vertraut ist und alle Garantien einer besonderen Ehrenhaftigkeit darbietet. Oft wird er vom persischen Könige ernannt, oft auch beruht seine Wahl auf dem Ueber-

Digitized by Google

einkommen einiger Hauptteilnehmer an dem Karawanenzuge. Der „Reis“ ist mit seinem Vermögen verantwortlich für den Transport der Waren, welche seiner Führung anvertraut werden; er findet sich mit den Araberscheichen der Eskorte und der zu passierenden Landstriche ab; bestellt die Karawanenpolizei und übt die Karawanenjustiz, welche ihm unter Umständen das Recht über Leben und Tod einräumt. Zu ihm kommen denn auch alle, um ihm den bindenden Handschlag zu geben, der gewissermaßen einen Segen zur Wegzehrung in sich schließt. Vor ihm sind alle gleich, oder sollen es nach altem Karawanenbrauch wenigstens sein; der Nabob aus Golkonda, dem indischen Schiitenreiche, wie der arme Pilgrim von der Fieberküste des Germsir, der hochfahrende Schriftgelehrte aus Bahrein, wie der demütige Pilgermandatar aus dem Iran, der vornehme Vollblutalide aus dem königlichen Ispahan, wie der letzte der ehrsamen Kesselflickerzunft aus dem Basraner Perserviertel. Der Karawanenführer hat seinen armenischen Schreiber, der ihm zugleich als Dolmetsch dient, denn er ist zu stolz, eine andere Sprache, als die Saadis und Firdusis zu sprechen. Der Armenier trägt die Namen der Pilger, ihre Waren, ihre Toten in ein Register ein und empfängt das Weggeld, denn auch die Pilger der Ewigkeit werden hier noch einmal besteuert. Die Karawane besitzt außerdem noch ihre Ordner, Wächter und Aufseher in hierarchischer Abstufung; mehrere Feldkapläne und Gebetrufer, sowie ein Arzt vervollständigen das Beamtenpersonal.

„Doch man rüstet zum Aufbruch, denn es ist heute Donnerstag, fürs Reisen ein besonders glücklicher Tag. Die Sonne sinkt tiefer und über dem Spitzbogenthore des Vorhofes zeigt die Sonnenuhr durch einen doppelt so langen Schatten, als der dunkle Zeiger, die Gebetstunde des „Assr“ an. Des Muezzins melodische Mahnung ertönt und die Pilger drängen sich um die Waschkrahnen. Darauf schreitet der Reis zum Opfer und ein Zicklein muß für die glückliche Heimkehr unter dem Messer verbluten. Jetzt giebt der Führer ein Zeichen mit der Karawanenglocke, der Ruf der Wächter ertönt, die Eskortebeduinen stäuben dahin und der Chef besteigt sein Reittier. Darauf führen die „Schuaf“ (Wächter) das schwarze Leitkamel vor und befestigen an seinem Sattelknopfe die hohe Stange mit der Pechlaterne, welche dem ganzen Zuge als leuchtendes Augenmerk dienen soll. Von Reihe zu Reihe rollt der gurrende Lockruf der Kameltreiber: Krri ... Krri ... und die schwerbelasteten Tiere erheben sich. Heller erklingt die Glocke. Zimbeln und Pauken fallen ein und der ganze Pilgerzug setzt sich nach dem Zobeirthor in Bewegung. Es ist Abend geworden, und weithin erglänzt die Karawanenleuchte wie ein Stern in der Wüste. Am dunkelvioletten Horizonte glüht die große, stille Mondscheibe, und aus der Tiefe des Himmels treten, eines nach dem andern, die symbolischen Sternbilder des arabischen Himmels hervor, zu denen einst die Söhne Ismaels gebetet. Ihrer leuchtenden Spur folgt die Karawane nach alten, unwandelbaren Orientierungsgesetzen. Bald schwindet die Stadt und die Wüste empfängt den Pilgerzug. Die Kameltreiber langen nun ihre langen Rohrflöten hervor, und ihren sanft kadenzierten Klagelauten folgen die Tiere in willigem Taktschritt, indes die Pilger ein uraltes Karawanenlied anstimmen, dessen verworrene Töne in die Wüste hinausirren. Vor Mitternacht wird, wenn möglich, Halt gemacht. Man stellt Schildwachen aus und trifft alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall. Dann wird's gemach ruhig im weiten Lager. Bald klingt eine tiefsonore, getragene Weise durch die ersten Träume der Pilger:

„O Diener Alis höret:
Wer bösen Herzens uns umschleicht, den fassen
Unsere Toten und nimmer kehrt er heim.
Doch wen's nach Brot und Trostgebeten hungert
Und wen's nach Trank und ewigem Frieden dürstet,
Der kehr' zu uns; wir speisen ihn, wir tränken ihn,
Wir preisen seine Frömmigkeit ....“

Es ist des Karawanenführers Wachtlied ...
Und eine Stunde später ruft dieselbe Stimme:

„Ihr Wächter, schlafet ihr?“

Und die „Schuaf“ rufen zur Antwort:

„Wir wachen, wir bewachen die Toten von Kerbelah,
Sie schlafen süß die Toten, die schlafen zu Kerbelah.
Wir wachen, wir bewachen ....“

Und die letzten Worte verhallen wie Geisterruf in der Wüste und auf die Karawane lagert sich tiefe Stille.

Digitized by Google

„Und so wandern sie Tage und Nächte mit ihren Schätzen und Totentruhen, bis eines Abends ein goldener Punkt am Westhorizonte keimt. Es ist die Minaretspitze des heiligen, prächtigen Husseintempels, wo der Prophetenenkel schlummert. Und wenn sie näher kommen, taucht eine weiße, stille Stadt aus oasengrüner Gräbereinsamkeit hervor. „Kerbelah!" braust der begeisterte Ruf von Mund zu Mund, die Augen strömen über und alle Herzen fliegen dem gewaltigen Glaubensmagnete entgegen! Anbetend werfen sie sich nieder und küssen die geweihte Erde und netzen sie mit ihren Jubelthränen. — Vergessen ist die ferne Heimat, denn das Weichbild der verheißenen Erde hat sich den Blicken aufgethan. „Kerbelah!" Den Toten wird wohl sein. O glücklicher Glaubensfanatismus!" (C. v. Vincenti im Wanderer vom 3. August 1862.)

Einen eigentümlichen Hang hat der Perser zur Spekulation, zum Geheimen und Rätselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte findet bald zahlreiche Anhänger. So findet z. B. das Freimaurertum bei ihm lebhafte Sympathie. Unter den Sekten ist keine wichtiger als jene des Bâb, welche sich von den Jahren 1847—1852 fast in ganz Persien ausgebreitet hat. Ihr Stifter, ein gelehrter „Seïd", d. h. Prophetenabkömmling, nannte sich Bâb ed-Din, d. h. Pforte des Glaubens; er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Kommunismus der Güter und die volle Emanzipation der Frauen ein und lehrte, daß, wer für die Verteidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unsterblich sei und im Momente des Todes an einem andern Orte wieder auflebe.

Das erste Auftreten des Bâb fällt in das Jahr 1843. Damals war derselbe ein junger Mann von 19 Jahren, der den Namen Mirza Ali Muhammed trug. Eine Pilgerreise, welche der nach etwas Besserem Ringende, mit vielem Fleiß und Ernst nach Erkenntnis Strebende von Schiraz aus, seiner Heimat, nach Mekka machte, hatte die Folge, daß er sich in seinem Innern von der herrschenden Form des Islam lossagte. Bald fühlte er sich berufen, eine tiefe vollständige Reform des väterlichen Glaubens, oder vielmehr eine neue Religion aus einer Vermengung muhammedanischer, jüdischer und christlicher Vorstellungen, auch solcher der Feueranbeter, ins Werk zu setzen. Von verschiedenen Seiten strömten ihm, dem reichbegabten, insonderheit mit hoher Redegabe ausgerüsteten frommen Schwärmer eifrige Jünger zu, denen sich auch bald eine Jüngerin beigesellte, deren innere und äußere Vorzüge nicht genug gerühmt werden können, und die später eines Märtyrertodes gestorben ist, der unsere höchste Bewunderung verdient. Es ward derselben der Name Qurrat el Ain, d. h. Erfrischung des Auges, beigelegt. Die eifrigsten der Jünger des Bâb oder, wie ihn seine Anhänger nannten, Hezret-e-Ala, d. i. der erhabenen Hoheit, wurden von demselben ganz in ähnlicher Weise, wie das früher von den Häuptern der Ismaeliten und Karmaten, sowie von denen der Drusen geschehen ist (vgl. Sacy, Exposé de la religion des Druzes, Einleitung, S. 148 ff.), als „Dai", d. h. als Werber oder Apostel, da und dorthin, selbst nach der Residenzstadt Teheran gesendet. Durch den ersten derselben ward das Werk des geistreichen Mystikers auf eine andere Bahn, auf die gefährliche und verderbliche Bahn der Politik gebracht. Der Bâb ließ, ohne Widerspruch zu erheben, seine Apostel, 18 an der Zahl, gewähren, obwohl ihr Treiben seinem Wesen und seinen Absichten nicht entsprach. Da er solchen Widerspruch unterlassen hatte, konnte auch er dem traurigen Schicksal, das diese durch Waffenerhebung gegen die gesetzlichen Autoritäten auf sich gebracht hatten, nicht entgehen. Nach zweijähriger Gefangenhaltung, während welcher er zahlreiche Schriften verfaßte, wurde er auf die schauderhafteste Weise ums Leben gebracht, nachdem alle Qualen der Verhöhnung und Erniedrigung an ihm ausgeübt worden waren. Die Einzelheiten, welche Graf v. Gobineau (Les religions et les philosophies de l'Asie centrale. Paris 1866. 8°) hierüber beigebracht hat, lauten ebenso empörend als abenteuerlich. Seine Hinrichtung hatte übrigens die entgegengesetzte Folge von der, welche die herrschenden Mächte der Mollah und des obersten Ministers erwartet hatten. Im stillen vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger außerordentlich, und von den Leitern ward die Ermordung des regierenden Schah beschlossen. Das mißlungene Attentat auf das Leben des Fürsten hatte eine allgemeine fürchterliche Verfolgung aller Bâbi zur Folge. Seither ist wenig mehr über sie in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Digitized by Google

Menschen persischer Abstammung bilden auch die Hauptmasse der seßhaften Bevölkerung des turkestanischen Beckens, wo sie, soweit sie persisch reden, Tadschik genannt werden. Viele von ihnen haben sich aber mit türkischem Blute gekreuzt und im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der türkischen vertauscht; man bezeichnet letztere dann als Sarten, welcher Name freilich auch sehr häufig einen „Ansässigen" ohne Ansehung der Nationalität, im Gegensatze zum Nomaden bedeutet. Tadschik und Sarten zählen ganz sicher weit über eine Million Köpfe und ihre Verbreitung beschränkt sich, von einer geringen Anzahl in den östlichen Distrikten abgesehen, auf das Gebiet des Aralsees und seiner Zuflüsse, des Syr- und Amu-Derja. Hier wohnen sie bald in einzelnen Ansiedlungen, bald in Dörfern oder Städten, in letzterem Falle gewöhnlich mit mehr oder weniger Oesbegen, einem türkischen Volksstamme, gemischt.

Der Religion nach sind Tadschik wie Sarten sunnitische Muhammedaner, sind also Gegner ihrer schiitischen Stammesgenossen in Persien, mit welchen sie sonst im Charakter übereinstimmen; gutmütig, dienstfertig und unterwürfig einerseits, sind sie ebenso falsch, betrügerisch und habgierig, während ihrer Intelligenz alles Lob gebührt. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die genannten schlimmen Eigenschaften die Waffen sind, womit die unterdrückten Tadschik den Kampf ums Dasein gegen die rohe Gewalt ihrer türkischen Unterdrücker kämpften. Die Lebensweise dieser turkestanischen Perser ist eine durchaus friedliche und nur auf ruhigen Erwerb bedacht. Als Landbewohner benutzen sie Grund und Boden für die Zwecke des Feld- und Gartenbaues, als Städter aber sind sie Handwerker, Kaufleute, Litteraten. Der Tadschik bewohnt ein festes Grundstück, welches überall, in dem Dorfe wie in der Stadt, ja selbst wenn es isoliert im Lande liegt, im wesentlichen dieselbe Einrichtung zeigt; namentlich fehlt nirgends die hohe, fensterlose, mit einem verhältnismäßig nur kleinen Zugange versehene Umfassungsmauer aus Lehm, welche wie in der Stadt so auch auf dem Lande das Thun und Treiben der Insassen überhaupt, sowie das Leben der Familie insbesondere vor fremdem Einblicke schützt. Hauptbeschäftigung des auf dem Lande wohnenden Tadschik ist der Ackerbau, und man kann geradezu behaupten, daß der turkestanische Ackerbau im wesentlichen in der Hand dieser Leute liegt. Die von dem städtischen Tadschik betriebenen Gewerbe sind fast ausnahmslos solche, die dem Bedarfe der eingebornen Bevölkerung Rechnung tragen. Die Mehrzahl der Gewerbtreibenden übt ihr Gewerbe ganz öffentlich auf dem Bazar aus, nur wenige verrichten ihre Arbeit im Hause, wie z. B. die Töpfer, Gerber, Seidenspinner, Weber, Färber u. s. w. Die Leistungen des Tadschikischen Handwerkers, besonders in der Verarbeitung von Leder, in der Herstellung von seidengestickten Gegenständen (Schuhen, Mützen, Tischdecken, Kleidungsstücken, namentlich der sog. „Chalate" in der Form unserer Schlafröcke), Posamentierarbeiten, Sättel und Satteldecken sind durchaus lobenswert, ja manche derselben erscheinen sogar bewunderungswürdig, wenn man die zum Teil ganz elenden instrumentalen Hilfsmittel berücksichtigt, deren sie sich bedienen. Als Handels- und Geschäftsmann sucht der Tadschik seinesgleichen; er ist gewandt und gerieben wie ein Jude. Auch fehlt es nicht in den turkestanischen Städten an wahren „Bummlern". Der Tadschik als Bummler besucht jeden Tag den Bazar, auch wenn er gar nichts dort zu schaffen hat, lediglich um sich die Zeit zu vertreiben, und in den dortigen Theebuden, am Rande beschatteter Wasserbecken, im kühlen Vorhofe der Moscheen u. s. w. findet man stets Gruppen müßig plaudernder Männer gelagert. (Alex. Petzholdt. Umschau im russischen Turkestan. Leipzig. 1877. 8°. S. 354—366.)

Ein anderer Zweig des eränischen Stammes sind die im ganzen noch wenig bekannten Galtscha oder Goltscha in den mittelasiatischen Hochgebirgen. Man hat sie, jedoch irrtümlich, oft als Bergtadschik oder Bergsarten bezeichnet. Nun gehören sie zwar zweifellos zur Familie der Tadschik, unterscheiden sich aber von dem, was man den Tadschiktypus nennt, so bedeutend, daß es unzulässig ist, sie mit diesen zu vermischen, wie es bisher geschehen.

Digitized by Google

Die Galtſcha ſind von den Tadſchik mindeſtens ebenſoweit entfernt, wie dieſe von den Perſern. Sie bilden viele unabhängige Gemeinden und ſind teils Schiiten, teils Sunniten.

Die Galtſcha zerfallen in Magianer, welche zwiſchen Pendſchakent und Magian (ſüdlich von erſterem) ſitzen; Folgharen, welche den Strich von Uromitân und Warziminar bewohnen; Matſchen, ſüdlich von Warziminar; Fanen im Thale des Fan-Derja, und Jagnauben im Jagnaubthale. Sie ſprechen alle verſchiedene perſiſche Dialekte, verſtehen ſich aber gegenſeitig mit Leichtigkeit, mit Ausname der Jagnauben, deren Sprache ſehr verſchieden iſt. Anthropologiſch ſind die Jagnauben den Fanen, ihren Nachbarn, am ähnlichſten: von hohem Wuchſe und mittlerer Dicke, bronzefarbener Geſichtsfarbe, während die Haut der bedeckten Körperteile weiß iſt. Haarwuchs mittelmäßig, aber ſehr bedeutend, Haarfarbe ſchwarz, braun (beſonders bei den Fanen), rot und oft blond. Das Haar iſt auch ſelten ſchlicht, öfter wellig oder kraus, der Bart größtenteils üppig, bald dunkel, bald rot oder blond. Die äußeren Enden des Augenſchlitzes ſind nie nach oben gezogen; die Farbe der Augen iſt ebenfalls braun (zimmetfarbig) oder blau; die Form der Naſe ausgezeichnet ſchön, lang, gebogen und fein geſchnitten. Die Lippen ſind faſt immer ſchmal und gerade, die Zähne klein und, infolge übermäßigen Genuſſes trockener Früchte, häufig verdorben. Die Stirn iſt gewöhnlich hoch und etwas nach hinten geneigt; der Brauenknochen ſcharf hervortretend und die Einſenkung an der Naſenwurzel oft beträchtlich tief. Die Brauen ſelbſt ſind dicht und bilden einen Bogen. Der Mund iſt gewöhnlich nicht groß; das Kinn oval und der ganze Geſichtsumriß hat eine Neigung zum Oval. Die Ohren, klein oder mittelgroß, am häufigſten flach, ſtehen nur ſelten vom Schädelbogen ab. Der Körperbau iſt kräftig, nervig, gedrängt. Hände und Füße ſind größer als bei den Tadſchik, namentlich aber größer als bei den Tataren und Kirgiſen; die Knöchel ſind nicht ſtark, die Waden muskulös, der Fuß gerade, die Taille ſcharf abgegrenzt und etwas hager. Die Galtſcha ſind groß, ſtark und fähig, Anſtrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Häufig aber findet man ganze Dörfer von Kretinen bewohnt. Ophthalmie, dann Stein und rheumatiſche Leiden der Knochenhaut ſowie der Knochen der Hände und Füße ſind die verbreitetſten Krankheiten. Die Galtſcha heiraten ausſchließlich Frauen ihres Stammes; Ausnahmen ſind ſehr ſelten. Der Galtſcha hat gewöhnlich nur eine Frau, ſelten zwei oder drei. So hat er den alteraniſchen Typus bewahrt, während der Tadſchik einen Meſtizenſtamm darſtellt. Für 57 Galtſcha, die K. v. Ujfalvy gemeſſen, ergab ſich ein mittlerer Schädelinder von 86,21, was ſie in die Kategorie der Hochbrachykephalen ſtellt. (Ujfalvy im Globus Bd. XXXII. S. 266.)

Die nämliche Stelle wie die Tadſchik im Oſten nehmen die Tat mit den Guran im äußerſten Weſten Erans ein. Es ſind ackerbautreibende Stämme und zwar die Tat in der transkaukaſiſchen Provinz Baku, die Guran im Zagros unter den Kurdenſtämmen. Die Sprachen beider nähern ſich dem Perſiſchen.

Unter dem Namen Pârſiwan bilden die Tadſchik auch den älteſten, jetzt freilich nicht mehr zahlreichen Grundſtock der Bevölkerung in Afghaniſtân; ſie ſind die Ueberbleibſel der alten perſiſchen Bevölkerung und gebrauchen immer noch Perſiſch als ihre Mutterſprache, haben auch den echt perſiſchen Typus bewahrt und unterſcheiden ſich hier wie in Turkeſtan auf den erſten Blick ſowohl von Afghanen als Oesbegen, von welch beiden ſie nicht mißachtet werden, da ſie alle ſich zur Konfeſſion der Sunni halten; es ſind fleißige und darum auch oft wohlhabende Leute, die entweder in eigenen Dörfern beiſammen leben oder zerſtreut unter den Oesbegen, in welchem Falle ſie auch mit den Fremden Heiraten eingehen. Alles Land nördlich einer Linie, die man von Kabûl nach Herât ziehen kann, iſt nicht von Afghanen bewohnt, ſondern nur unterworfen. Selbſt die afghaniſche Hauptſtadt Kabûl enthält eine ziemlich ſtarke nichtafghaniſche Bevölkerung, und unmittelbar im Norden von Kabûl, im ſogenannten Kuhiſtân (Berg-

Digitized by Google

land) von Kabûl, sitzen Tadschik, die gegen alle früheren Angriffe der Afghanen ihre fruchtbaren Thäler tapfer verteidigt und sich erhalten haben. Diese Kuhistâni, wie sie mit einem allgemeinen Namen genannt werden, haben ihre eigenen Chane und sind sehr kriegerisch, machen daher manchmal der Regierung von Kabûl viel zu schaffen, da sie sich in ihrem gebirgigen Terrain leicht verteidigen können. Sie sprechen alle persisch und verstehen afghanisch wenig oder gar nicht; ihr Persisch jedoch ist vom heutigen Irâni ziemlich verschieden, sowohl was die Aussprache betrifft als insbesondere das Vokabular: denn sie gebrauchen eine Menge Wörter, die im heutigen Persischen nicht mehr vorkommen oder überhaupt gar nicht bekannt sind.

Das eigentliche Land der Afghanen umfaßt das große Hochplateau von den Solimangebirgen bis westlich an den Farrah-Rud und die Ebene von Herât. Dagegen lebt jetzt ein ziemlich beträchtlicher Teil der Afghanen außerhalb der politischen Grenze von Afghanistân, besonders auf britischem Gebiete, in der Peschawarebene und am untern Kabûlflusse, sowie in dem Flachlande zwischen dem Solimangebirge und dem Indus. Doch sind diese britischen Afghanen nicht mehr streng geschieden und vielfach vermischt, daher immer mehr und mehr ihrer Nationalität entkleidet, von welcher sie nur noch den hohen, trotzigen Sinn bewahrt haben. Die eigentlichen Afghanen sind aber durchaus kein Mischvolk, sondern eine eigentliche selbständige Nation mit einem scharf ausgeprägten Typus und Charakter, nach Professor E. Trumpp sehr wahrscheinlich mit den alten Paktyern des Herodot identisch. Der Name Afghan ist persischen Ursprungs und dem Volke selbst unbekannt. Sie heißen sich selbst im Singular Paschtûn (im Osten Pachtûn gesprochen, daher das indische Pathan, unter dem die Afghanen in Indien bekannt sind), und im Plural Paschtânah oder Pachtânah; ihre Sprache heißt Paschtô oder Pachtô. Sie gehört zum großen indogermanischen Sprachstamme und ist ein völlig selbständiges uraltes Idiom, das zwar sowohl nach der eranischen wie der indischen Seite hin Anknüpfungspunkte bietet, aber ein indisches Gepräge hat. Es giebt einen westlichen und einen östlichen Dialekt, die sich namentlich auch durch verschiedene Aussprache unterscheiden. Ihre Schrift ist arabisch-persischen Ursprungs, wie bei den meisten zum Islam bekehrten Asiaten.

Die Afghanen stellen die kräftigste und schönste Spezies der arischen Völkerfamilie dar, haben rein arische Züge und unterscheiden sich durch ihren ganzen Gesichtsausdruck vom semitischen und speziell vom jüdischen Typus, welchem man sie früher beizuzählen liebte. Hervorzuheben ist ihre schlanke, aber dessenungeachtet markige Gestalt. Die Afghanen haben große längliche Nasen, reich herabfallendes Kopfhaar, dichten Bart, große, schwarze Augen und leichte Körperbewegungen. Einzelne Stämme, wie die Turanar und Ghildschi, zeichnen sich überdies durch die faltenreichen, langen Kleider aus, die bei den bessern Ständen bisweilen persischen Zuschnitt zeigen und aus Tuch, Shawl und andern Stoffen verfertigt sind, bei der ärmeren Klasse jedoch aus Leinwand bestehen. Eine hervorragende Rolle in der Kleidung spielt das plaidähnliche Stück, „Langi" genannt, das in verschiedenen Formen angetroffen, bald als Shawl um die Lenden, bald als Turban um den Kopf gewunden wird. Der Turban ist das zumeist pittoreske Stück in der Bekleidung der Afghanen, indem seine mit Fransen versehenen Endstücke vom Kopfe herabhängen und, mit den reichen Locken sich vermengend, dem Afghanen ein malerisches Aussehen verleihen.

Digitized by Google

Die Afghanen bilden im ſtrengen Sinne des Wortes keine eigentliche Nation, ſondern ſind, ähnlich den Beduinen, in eine Anzahl Stämme geteilt, die ſich oft blutig bekriegt haben und es zum Teil noch thun. Die Regierung des Landes, von ſtreng auto-

Afghane in ruſſiſchen Dienſten.

kratiſcher Form, iſt ein wunderbares Gemiſch von türkiſchen und perſiſchen Inſtitutionen. An der Spitze des Landes ſteht wohl der „Emir“, der Chan par excellence, denn jeder einzelne Stamm hat ſeinen eigenen Chan, doch iſt ſeine Macht nur von höchſt problematiſcher Natur. Er befiehlt nur, ſolange ihm die Mittel zu Gebote ſtehen, die Ser-

Digitized by Google

dars der einzelnen Stämme durch Spenden oder Versprechungen in seinen Ideenkreis zu ziehen. Es besteht wohl der allgemeine Rahmen der einzelnen Stämme, welche jeder als Ganzes mit dem turkomanischen Worte „Uluß" bezeichnet werden, und ein Uluß teilt sich gewöhnlich wieder in eine Anzahl von Unterstämmen, sogenannte „Cheil" oder „Khel", von welchen erstern der „Chan", von letztern hingegen der „Tschelwaschti" oder Graubart der Prärogative der Obrigkeit sich erfreuen soll, indem es dem Chan zusteht, eine „Dscherga", d. h. eine Volksversammlung zu berufen, um mit derselben über das Gemeinwohl zu beraten. Auch sollen gewisse Bande der Subordination zwischen den Chanen der einzelnen Stämme und dem regierenden Landesoberhaupte existieren, doch ist es thatsächlich mit diesen Grundprinzipien der Regierung sehr schlecht bestellt; denn sowenig der Hirt oder Bauer seinem Chan Gehorsam leistet, ebensowenig unterliegt dieser den Befehlen des Landesfürsten und kann von ihm nur durch Ueberredung oder, was häufiger der Fall, durch Bezahlung gewonnen werden. „Wir nehmen Zwist, Aufruhr und Blutfehden gerne hin, doch wir können keine Obrigkeit über uns dulden," sagen die Afghanen. Sie sind das einzige Volk in Asien, das kleine Republiken gebildet und sie mit aller Kraft aufrecht erhalten hat. Dieser demokratische Zug charakterisiert fast alle Stämme, wo sie nicht mit Waffengewalt unterworfen sind; selbst die westlichen aristokratisch regierten Stämme sind keineswegs ihren Häuptlingen unbedingt gehorsam, sondern der Chan ist vielmehr der Rangälteste, der alle gemeinsamen Maßregeln im Einverständnisse mit den Aeltesten vornehmen muß, wenn er nicht verjagt werden will. Unter solchen Umständen ist natürlich der Einfluß des Emirs kein großer, soweit er ihn in inneren Angelegenheiten geltend machen wollte; dagegen finden seine Aufgebote gegen einen auswärtigen Feind rasche Folge. Daher schreibt sich auch der Mißerfolg, welchen die Engländer bei ihrem afghanischen Feldzuge erlitten haben; sie fanden ein Volk, dem die persönliche Freiheit über alles ging und das den Herrscher, welcher seinen Thron von fremden Bajonetten stützen lassen wollte, zuerst mißtrauisch und dann mit unverhohlenem Hasse empfing. Dieser Neigung zur Unabhängigkeit angepaßt sind auch die Gesetze, wenn hier überhaupt von solchen die Rede sein kann, sehr einfacher Natur; eine Art von Jury, die oben erwähnten Weißbärte, ist zur Rechtspflege nach den Satzungen des Koran berufen. Nebst diesen sind es nur die alten Sitten und das Herkommen, welche im öffentlichen Leben als Regulative dienen und das Zusammenleben möglich machen. Eine speziell afghanische Sitte ist z. B. die „Nannawatti", d. h. „ich bin gekommen", womit der Bittsteller seinen Eintritt in das Zelt oder in das Haus anzeigt und trotz wiederholter Aufforderung, sich niederzusetzen, nicht eher Platz nimmt, als bis man ihm die vorgetragene Bitte gewährt. So kann auch eine Frau, wenn sie ihren Schleier in das Haus eines Mannes schickt, sich dessen Schutz sichern, und den Schleier zurückzuschicken ist dermaßen unerhört, daß, wie die Geschichte beweist, Mütter aus der Herrscherfamilie durch dieses Mittel ihren Söhnen den Thron zu sichern vermochten. Man betrachtet diese Sitten als Ausfluß der Gastfreundschaft, doch ist dieselbe bei den Afghanen nur sehr selten anzutreffen und gilt nur dem Namen nach; einen Schritt vom Eingange des Zeltes entfernt ist ebenderselbe schon vogelfrei, der noch vor wenigen Augenblicken mit dem Besitzer des Zeltes Brot und Salz gegessen. Und so wie es erwiesen ist, daß englische Flüchtlinge bei dem Massakre 1841, von Hunger und Durst zu Tode gequält, bei ihrem Eintritt in das Haus oder Zelt eines Afghanen erbarmungslos niedergemetzelt wurden, ebenso ist es bezeugt, daß afghanische Kaufleute hungernden Hadschi und Derwischen oft den Bissen Brot versagten, ja während einer Zolluntersuchung auf den Paropamisusbergen in einer Höhe von über 3000 m bei empfindlicher Kälte sämtliche Hadschi und Molla splitternackt ausziehen ließen, um sich davon zu überzeugen, ob sie nicht etwa am nackten Körper etwas Verzollbares tragen. Gegen seine Sklaven ist der Afghane ein verhältnismäßig milder Herr. Die Frauen der Afghanen, welche vom Vater der Braut käuflich erstanden werden, sind von großer Schönheit und zartem Baue; die Tyrannei ihrer Männer und die strenge Einschließung in den Harems bringt es mit sich, daß alle möglichen Intrigen bei ihnen an der Tagesordnung sind, um die Wachsamkeit ihrer Hüter zu täuschen. Während der Herr und Gebieter in der „Hujra" oder der „Masdschid" (Hujra ist eine Art Klub, in welchem geplaudert und geraucht wird und fremde Reisende auf 24 Stunden Freiquartier finden; Masdschid ist die Moschee, in welcher zwar geplaudert, aber nicht geraucht werden darf), seine Zeit tötet, oder auf einem Raubzuge begriffen ist, weiß die Frau unter dem Schutze der „Burka" (einem Kleidungsstücke, welches, gut drapiert, weder das Geschlecht, noch eine Person unterscheiden läßt) den „Freund ihrer Seele" hereinzuschmuggeln. Wehe aber, wenn sie ertappt wird; rittlings

Digitized by Google

auf einem Esel, mit geschorenem Haupte, das Gesicht mit Kot und Oel bestrichen, wird sie im ganzen Orte herumgeführt, den Beschimpfungen des Pöbels preisgegeben. Dagegen hat der Mann vollkommene Freiheit; die Sorge für seinen Harem ist eines seiner wichtigsten Geschäfte, und Mädchenraub etwas Gewöhnliches. Doch sind die Afghanen die einzigen Asiaten, bei denen das Wort Liebe (Minah) in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird. Polygamie existiert nur bei Vornehmen und Reichen, höchst selten beim gemeinen Volke. Dagegen ist die Leviratsehe allgemeine Verpflichtung. Die Bildungsstufe der Afghanen ist eine sehr niedere; die Priester und Kaufleute sind wohl die einzigen, welche lesen und schreiben können; doch bedienen sie sich der persischen Sprache, in welcher auch die offiziellen Dokumente ausgefertigt werden. In ihrem eigenen Dialekte, dem Paschto, existieren nur wenige Werke theologisch-historischen und poetischen Inhalts von geringem Werte. Der Glaube an Zauberer und Hexen, an Astrologie und Amulette ist allgemein verbreitet.

Der Afghane ist Hirt oder Ackerbauer. Von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, verlebt der Paschtun die meiste Zeit auf dem Pferde; an Wechsel von Hitze und Kälte, wie ihn die Bodenbeschaffenheit seiner Heimat mit sich bringt, gewöhnt, wächst er zum Krieger oder Banditen heran; der Afghane sucht die Gefahr und den Kampf. An letzterem ist wohl nie ein Mangel in einem Lande, in welchem die Blutrache herrscht und der Bürgerkrieg fast nie aufhört; dennoch besitzt er nach H. Vámbéry keineswegs die den asiatischen Völkerstämmen meist eigentümliche kriegerische Tapferkeit, obgleich der reiche Waffenschmuck, die hochragende imposante Gestalt eher auf ein Volk von berufenen Kriegern als auf ein solches von Feiglingen schließen ließe.

Die afghanischen Stämme teilen sich in östliche und westliche, in die sogenannten Larpaschtun (untere Afghanen) und Barpaschtun (obere Afghanen). Zu den ersteren gehören: die Wasirai im nördlichen Teile des Solimangebirges, weiter gegen Süden die Daulat Cheil und die Schiranai, an welche die Marrai angrenzen, ferner die sogenannten Kaibarstämme, nämlich die Afridi, Schinwarai und Wurukzai; sie mögen etwa 150,000 Köpfe zählen und liegen häufig unter sich selbst im Streite. Es sind hagere, aber muskulöse Leute, mit hohen Nasen und Backenknochen und von ziemlich dunkler, rötlicher Gesichtsfarbe. Sie gehen immer bewaffnet und das lange afghanische Messer fehlt nie in ihrem Gürtel. Diese östlichen Stämme sind jedenfalls diejenigen, die in der Kultur am meisten zurückgeblieben sind, mit Ausnahme der Stämme im Peschawarthale, die sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt haben. Ethnographisch sind diese Afghanen stark gemischt mit Indiern, und westlich des Indus bis nach Peschawar hin wohnen Awan, die heutigen Vertreter der in den Puranas als Bewohner dieser Gegenden genannten Nachkommen des fabelhaften Königs Anu. Diese Afghanen bilden einen Gürtel von kleinen Grenzrepubliken längs der ganzen Linie der sich über 1133 km erstreckenden Westgrenze des Pandschab; bis hinab nach Sindh ist jedes Thal von einem eigenen Stamme bewohnt, längere Thäler teilen sich sogar zwischen zwei und mehr Völker, deren jedes sich vom Nachbar abschließt und seine eigenen Ausschüsse wie Führer wählt. Von den westlichen Stämmen ist der bedeutendste jener der Duranai, der alle afghanischen Stämme an Zahl und Ausdehnung übertrifft; ihm zunächst kommen die unruhigen, raubsüchtigen Ghildschi oder Ghilzai, endlich die Povindah, welche in vier Cheil zerfallen und aus Soldaten und Kaufleuten bestehen. Die Gesamtzahl aller afghanischen Stämme mag 3,500,000 Köpfe betragen.

Auch in dem Nachbarreiche von Kelat, welches weniger richtig unter dem Namen Belutschistan auf den Karten figuriert, ist die Bevölkerung eine sehr gemischte. Stämme indischer Abkunft wiegen im Hochlande, eranische im Flachlande vor. Hauptvertreter der ersteren sind die Brahui, der letzteren die Belutschen, welche jedoch die späteren Einwanderer sind und von Westen einzogen. Ihre Sprache ist dem Neupersischen verwandt, schließt sich genau an den Zazadialekt des Kurdischen an, beginnt im Westen an der Ostgrenze Kirmans und geht im Osten bis an den Indus, im Norden bis an das Gebiet der Afghanen, im Süden bis ans Meer. Aber nur im Westen, an der Grenze der persischen Provinz Seistan, haben die Belutschen bis zur Gegenwart die

Digitized by Google

Führung behalten. Das Inselland Tschand-Kuh, Burdgah, Ken, Muzarka sowie Seistân, in welchem ihrer etwa 8500 Familien leben mögen, sind gegenwärtig von Belutschen besetzt. Sie zerfallen in unzählige mehr oder minder edle Stämme mit Häuptlingen, darunter die drei wichtigsten sind: die Nharui, westlich von der Wüste, teilweise auch bei Nuschki und in Seistân; die Rind und Maghzi, besonders in Katsch-Gandawa. Nebst den Nharui treffen wir in Seistân noch die Sangurani- und die Tawki-Belutschen. Erstere galten noch im Beginne dieses Jahrhunderts als „Budenbewohner", deren Hütten, aus Zweigen von Tamarisken aufgeführt, überall aufgeschlagen wurden, wo der Futterplatz ihre Herden hinführte; später wandten sie sich in das Herz von Seistân und vertauschten hier die Lebensweise der Nomaden mit seßhaften Beschäftigungen. Die Tawki-Belutschen, eine Mischrasse aus Brahui, Belutschen und Schahreki, sind fast ausschließlich Hirten und landwirtschaftliche Arbeiter. Mit den Sangurani mögen sie 7250 Familien zählen. (Globus, Bd. XXXII, S. 189.) Einige der Gemeinwesen der Belutschen zählen kaum über zwanzig Köpfe, aber ihre Führer sind so stolz und anmaßend, als wenn zweitausend hinter ihnen ständen. Diese Stammesgliederung bestimmt auch den Charakter der Regierung, an deren Spitze ein despotischer „Chan" steht, welcher in Kelat thront. Er gehört aber nicht dem Belutschenvolke, sondern den Brahui an, welche die politischen Herren im Reiche sind. Ganz die nämlichen Ursachen wie in Afghanistân erklären die Schwäche seiner Regierung bei der starken Eifersucht der großen und kleinen Abteilungen untereinander und gegen Dritte, sowie die endlosen Reibereien und Fehden. Hierin leisten die an Indien grenzenden Belutschen, insbesondere die Stämme der Bhagti und Marri, noch Größeres als ihre Brüder im Westen: in der Schnelligkeit der Bewegung auf ihren flinken Rossen wie in der Zerstörungswut bezeigen sie sich als echte Nomaden.

Die Belutschen sind schön gebaut, schlank, ungemein stark, ausdauernd, jeglicher Entbehrung fähig. Ihre Hautfarbe ist, namentlich in der heißen Ebene, ziemlich dunkel, die Physiognomie scharf und grausam, die Nase breit, die Stirn niedrig, Haar und Bart sind reichlich aber hart, die Füße auffallend groß. Ihr Charakter ist aus Wildheit, Kühnheit, List und Raschheit zusammengesetzt. Gesetze, Arbeit, Handel, Unterordnung sind diesen gefürchteten Wüstenräubern völlig fremd; sie leben durchaus frei, in Sitten und Gewohnheiten den Afghanen gleich, der Blutrache ergeben. Letztere erbt sich, wenn nicht gestillt, durch ganze Geschlechter und bricht am Ende aus, wenn auch vorher scheinbar lange gesühnt durch einen Priester oder gar durch Heirat. Zwei Belutschen verschiedenen Stammes oder durch ein Blutrachegesetz „verbunden", haben bei der ersten Begegnung, auch wenn sie sich vorher nie gesehen, einen merkwürdigen Instinkt, das zu wittern. Sie sprechen nicht, verraten keine Leidenschaft, sondern betrachten sich eine Zeitlang schweigend. Dann fallen sie plötzlich übereinander her und beißen, zerreißen sich gegenseitig mit den Zähnen oder ersticken sich durch ruhiges, lautloses Eindrücken und Festhalten der Kehle. Einer bleibt allemal tot, sehr oft vernichten sich beide, dabei hört man keinen einzigen Laut. Die Belutschen sind unwissende Schiiten, aber nicht strenggläubig, wohl aber voll Aberglauben. Ueber Muhammed steht ihnen „Pîr Kisri", der gleich nach dem höchsten Gott kommt; bei ihm schwören sie, wenn sie ehrlich sprechen, was sehr selten ist. Ihre Hauptbeschäftigung ist Diebstahl, doch rauben und plündern sie mit der wunderbarsten List und Kaltblütigkeit, unternehmen dazu Raubzüge in die Nachbargebiete, je zu zweien Rücken gegen Rücken auf dem Dromedare sitzend, um die Gegend stets nach allen Seiten zu durchspähen. Ihre beste Tugend ist vielleicht die Gastfreundschaft, doch auch ihr ist nicht allzuviel zu trauen. Die Belutschen bewohnen Dörfer meist von schwarzen Filzzelten und jedes Dorf bildet eine Clanschaft. Sie tragen weite

Digitized by Google

Hosen, ein hemdartiges, gegürtetes, meist blaues Obergewand und für gewöhnlich eine eigentümliche Mütze. Den Turban setzen sie nur an Festtagen auf. Als Waffen dienen ihnen Flinte, Dolch, Schwert und Schild, oft auch die Lanze.

Der zweite Hauptvolksstamm Belutschistâns, jener der Brahui, findet gleichfalls hier seine schicklichste Stelle, obwohl er nicht dem eranischen, ja nicht einmal dem indogermanischen Völkerkreise überhaupt angehört, sondern ein Bruchstück jener großen Rasse ist, welche jetzt auf das südliche Indien beschränkt erscheint, dereinst aber wohl die Urbevölkerung der ganzen indischen Halbinsel bildete und deren einzelne Glieder unter dem Namen Dravida zusammengefaßt werden. Ihre Sprache, die von Shal im Norden bis nach Jalavân im Süden und von Kohak im Westen bis Harrand im Osten reicht, zeigt einzelne ganz deutliche Uebereinstimmungen mit den Idiomen Dekkans, und ebenso weisen die körperlichen Merkmale auf Indien als Heimat hin. Die Brahui sind indes zweifellos im Lande ältere Ansiedler als die Belutschen und haben auch in Kelat die politische Macht in Händen. Alle Großen, die sich einer bedeutenderen Selbständigkeit erfreuen, ja, wie schon erwähnt, der Chan selbst, sind Brahui.

Die Brahui sind mittelgroß oder darunter und von schwarzbrauner Hautfarbe; ihr breites Gesicht hat hohe Jochbeine, einen platten, dem mongolischen sich annähernden Schnitt und ist mit kurzem dünnen Schnurr- und Backenbart verziert. Das sehr dichte Haupthaar ist rabenschwarz, das Auge gleichfalls schwarz und stechend, der ganze Körperbau kräftig. Von ihrer Geschichte ist wenig bekannt; wahre Nomaden, wandern sie, durch die Trockenheit des Klimas gezwungen, mit ihren Familien und Herden im Frühjahr nach dem Hochlande, im Herbste in die Tiefebene; doch betrachten sie das Hochland als ihr Heim, und die dort beständig wohnenden Brahui sind fleißige Ackerbauer, auch in Dorfschaften seßhaft. Alle Brahui sind sunnitische Moslemin, aber keineswegs strenggläubig. Im Hochlande werden dem ohne Nachkommen Verstorbenen Erinnerungssäulen, „Tscheda", gesetzt, an welchen sich der ganze Stamm im Frühjahre nach seinem Tode versammelt und bei reichlicher Bewirtung seitens der Angehörigen das Andenken des Verblichenen ehrt; hier feiert der Brahui seine Hochzeit und die Stelle, an welcher der Festtanz gehalten wurde, wird für die Nachkommen in einem „Tschapa" verewigt, einem Kreise aus Steinen, in deren Mitte ein höherer Stein aufrecht gestellt wird. Je höher hinauf im Thale, desto sorgfältiger sind Tscheda und Tschapa aufgebaut. Die Kleidung der Brahui besteht jahraus jahrein aus einem weiten weißen Hemde und ebensolchen Beinkleidern aus dickem Kamelott, und das Haupt wird von einer kleinen Zeugkappe bedeckt. Abgesehen von ihrer Gefräßigkeit — sie lieben Fleisch über alles und verschlingen es halb roh und ungesalzen — ist ihr Charakter nach Dr. Bellew ein vortrefflicher; die Fehler der Belutschen, Grausamkeit, Geiz und Rachsucht, haben sie nicht, sie sind gastfrei, dankbar und von unerschütterlicher Treue, ein friedliches, äußerst tapferes, abgehärtetes, unverdorbenes nomadisches Hirtenvolk ohne alle Kultur, dem Einige freilich auch Raub- und Mordlust zuschreiben. Auch sie zerfallen in eine Unzahl von Clans oder Theil; ihr Lager nennt man „Tuman" und das Haupt eines solchen „Tumandar".

Der Rasse nach von den Brahui und dem Stamme nach auch von den Belutschen verschieden sind die Luri, die Bewohner Luristâns; sie zerfallen in die großen Luren oder Bachtiari und in die kleinen Luren oder Feili, kommen aber auch in Belutschistân als eine Art Zigeuner vor, welche in einzelnen Familien im ganzen Lande zerstreut sind; man trifft dieselben vorzüglich als Musikanten, Töpfer, Seiler, Mattenweber und Hausierer. Sie besitzen keinen Grund und Boden, treiben nie Ackerbau und werden als Ausgeworfene betrachtet. (Dr. H. W. Bellew, From the Indus to the Tigris, a narrative of a journey through the countries of Balutschistân, Afghânistân, Khorassân and Irân in 1872. London 1874. 8°. S. 52—57.)

Digitized by Google

Die Dardu und ihre Verwandten.

Nördlich und südlich von Hindukuh sitzen Völker arischen Stammes, dem auch die bisher gemusterten Perser, Afghanen, Galtscha und Belutschen angehören. Anthropologisch zerfallen die Hindukuhbewohner in zwei Gruppen, eine eranische, zu welcher die Galtscha nebst den Leuten in den Pamirlandschaften Karategin, Darwas, Schugnan, Sirikol, Wachan und dem oberen Badachschan zählen, dann eine indische, welche die Bewohner von Dardistan, Tschitral und Kafiristan, ferner die Balti und die Burischvölker in Tibet umfaßt. Als Stock dieser ganzen Gruppe dürfen wir vielleicht die Dardu ansehen, die Ueberreste einer reinen arischen Rasse, die Darada der alten Inder und die Deradai der Griechen, welche die Landschaften zwischen dem Hindukuh und Kaghan (35 bis 37° n. Br. und 73—74° ö. L. v. Gr.) innehaben. Dieses Dardistan trägt bei seinen Bewohnern keinen Gesamtnamen, sondern wird als Jaghistan, Kuhistan und dergl. bezeichnet. Die Namenzersplitterung bei diesen kleinen Bergvölkern, die sich in eine Anzahl von Stämmen gliedern, ist ungeheuer; nicht nur daß sie selbst jeder einen eigenen Namen führen, auch die Nachbarn benennen sie oft ganz verschieden. Ebenso arg ist die Verwirrung in den Sprachen und Religionen. Im engeren Sinne sind die Dardu das Volk, welches das Bergland von Schinaki bewohnt, das sogenannte Schinaki spricht und sich selbst auch wohl Schinaki oder Schina nennt. Mit Dr. G. W. Leitner, dem wir die eigentliche Entdeckung und erste Erforschung der Dardu verdanken, begreift man aber darunter nicht nur die Schinaki nebst den Stämmen der Tschilasi, Astori, Gilgiti und Dureyli, sondern auch die Bewohner von Tschitral, jene von Jassin, Hunsa und Nager, welche man als Burisch oder Jeschkun zusammenfaßt, endlich jene von Kafiristan, die unter dem Namen der Kafir oder Siahposch bekannt sind. Obgleich die Mundarten aller dieser Völker sehr voneinander abweichen, tragen sie doch insgesamt einen gemeinsamen arischen Charakter und wurden wahrscheinlich lange zuvor gesprochen, ehe sich das Sanskrit zu einer Litteratursprache entwickelt hatte. Eine Ausnahme macht jedoch das Kadschuna, das Idiom der Burisch, welches mit keiner anderen Sprache Aehnlichkeit hat und in seiner Isoliertheit noch ein Rätsel bildet.

Den physischen Typus der uns beschäftigenden indischen Gruppe der Hindukuhvölker beschreibt Karl Eugen von Ujfalvy als: über die Mittelgröße hinausragend, schlank mit gelocktem, sehr dunklem, fast nie blondem Haupthaar, dunklen Augen und südeuropäischer Hautfarbe. Der Körper ist stark behaart, besonders auf den Beinen, der Schädel hyperdolichokephal und klein. Bei 45 Dardu ergab Ujfalvys Messung einen Breitenindex von 75,62; 47 hatten einen größten Horizontalumfang von nur 53, und einen Transversalumfang von bloß 330 mm. Auch der Umfang der Hand- und Fußgelenke ist bei den Dardu und Kafirvölkern ein feiner und zierlicher, während er bei den eranischen

Digitized by Google

Pamirstämmen ein massiver, roher ist. Bei den Burisch kommen häufig Rotköpfe vor, was für eine einstmalige Mischung mit irgend einem blonden Volke sprechen mag. (Karl Eugen von Ujfalvy. Aus dem westlichen Himalaya. Erlebnisse und Forschungen. Leipzig 1884. 8. S. 178—183.)

Forschen wir nach der Verbreitung dieser bis vor kurzem noch völlig unbekannten Hindukuhindier, so finden wir dieselbe viel größer, als man anfänglich meinte; sie erstrecken sich bis in den westlichen Winkel des Himálaya- und Karakorumgebirges. Unmittelbar an den Hindukuh lehnen sich die Tschitralen oder Kho und die Kafir. Die Tschitralen sind Moslemin und besitzen eine Fakir-Muschkinkaste, welche einen echt arischen Typus aufzuweisen scheint; ihr ovales Antlitz, die edel geschnittenen Gesichtszüge, besonders fein gelocktes Haupthaar und ihre auffallend großen und schönen Augen scheinen sie von den Schina zu unterscheiden. Die Frauen von Tschitral waren ihrer besonderen Schönheit halber auf den Sklavenmärkten von Kabûl, Peschawar und Badachschan in früherer Zeit eine sehr gesuchte Ware. (Ujfalvy, a. a. O. S. 289.)

Die Kafir oder Siahposch, d. h. die „Schwarzgekleideten", kann man kaum ein „Volk" nennen; denn sie bestehen eigentlich aus einer Unzahl kleiner Stämme, die sich untereinander bekriegen und, obschon sie verwandte Dialekte sprechen, sich hie und da nicht von Stamm zu Stamm zu verständigen wissen. Auch hinsichtlich des physischen Typus giebt es eine gewisse Verschiedenheit unter ihnen, ja in den höchsten Thälern des Hindukuh soll es äußerst lichte Stämme geben, welche als „Rote Kafir" bekannt sind. Die drei bedeutendsten Völkerkomplexe Kafiristans sind: die Rumgâli oder Lumgâli, Bewohner der oberen Thäler des Hindukuh, südwestlich gegen Afghanistân; die Weigâli in den südöstlichen Landesteilen bis zum Kunarthale, die Buschgâli, nördlich der letzteren bis zur Stadt Kunar. Diese drei Hauptstämme teilen sich in eine große Zahl von Unterabteilungen; die Weigâli allein sollen 80 kleinere Stämme umfassen. Außerdem giebt es noch einige abgetrennte Stämme, wie z. B. die Kalascha der östlichen Gebirgsketten, die sich Tschitral unterworfen haben und zum Islam übergetreten sind, und die Sefidposch (die Weißgekleideten), die einen sehr kleinen Volksstamm ausmachen, ganz im Norden zu beiden Seiten des Hindukuh wohnen und dem kleinen Oxusstaate Mundschân unterthänig sind. Sie heißen auch Kattigâli oder Wirigâli. Auch die Stämme im nördlichen Afghanistan, in den Gorband-, Pandschir- und Nidschrauthälern dürften zu den Siahposch zählen. Heute gehören sie zu Afghanistan und sind eifrige Moslemin sowie auch einige Rumgâlistämme und die Kalascha. (A. a. O. S. 311 bis 312.) Major Tanner berichtet auch von dem mächtigen Stamme der Tschuguni, welche in einem Thale nördlich von Kund leben und etwa 6000 streitbare Männer zählen dürften; es sind echte, wilde Bergleute, von blasser Gesichtsfarbe und hageren Zügen, welche selten bis nach Dschelalabâd herabkommen und nur um ihren „Ghi", ihren Käse und ihr Holz zu verkaufen, ihre Thäler verlassen. Ihre Beine sind mit groben Socken aus Ziegenhaar, dann mit einer äußeren Hülle von demselben Stoffe und eben solchen seltsamen ungegerbten Schuhen bekleidet, welche sehr künstlich gebunden werden. Ueber die Herkunft der Kafirstämme weiß man nichts; die Mehrzahl sind Heiden, d. h. keine Muhammedaner, aber ihre religiösen Gebräuche mahnen lebhaft an den alten Glauben aus dem Rig-Veda, was auch auf einen innigen Zusammenhang aller dieser Völkerschaften in vorislamitischer Zeit hinzuweisen scheint. Ein höchstes Wesen wird unter dem Namen „Imbra" verehrt; ihm zunächst an Bedeutung steht der Prophet „Mani", sein Sohn; er soll nicht auf Erden gelebt haben und vertritt bei Imbra die Angelegenheiten der Menschen. Steine werden zwar als Sinnbilder des Imbra errichtet, aber geschnitzte oder ausgehauene Götzenbilder giebt es in Kafiristan nicht. Nebst den beiden genannten existiert noch ein ganzes Heer von Göttern und ihnen allen werden Kühe geopfert und dabei Zedernzweige verbrannt. Einige Kafirfamilien haben übrigens sich südwestlich von der Stadt Tschitral niedergelassen und den Islam angenommen; man nennt sie gemeiniglich Balascha. Die Siahposch tanzen sehr gern, die Art und Weise ihres Tanzes unterscheidet sich aber sehr von der ihrer östlichen Nachbarn. Statt eines oder zweier Tänzer schließt sich alles was gegenwärtig ist, sowohl Männer als auch Frauen, dem Tanze an. Die Stellung der Frauen ist bei den Siahposch eine weit untergeordnetere als bei den Schinavölkerschaften; sie werden zu den Feldarbeiten angehalten, während die Männer nur dem Kriege und der Jagd frönen. Jeder darf so viel Frauen besitzen, als er ernähren kann und der Besitz von 4—5 Frauen ist nichts

Digitized by Google

Ungewöhnliches. Die Frauen sind sehr unsittlich und die Eifersucht der Männer wird mit einer ganz unbedeutenden Geldstrafe beschwichtigt. Bei allen diesen Völkerschaften sind die schwarzen Gewänder charakteristisch, weshalb sie auch von ihren Nachbarn Siahposch genannt werden. Der Kopfputz der Frauen ist äußerst merkwürdig, bei den Buschgäli wenigstens. Das zu dünnen Zöpfen geflochtene Haar wird unter einer schwarzen Kappe getragen, auf der sich zwei hölzerne, mit schwarzem Tuch bedeckte fußlange Hörner befinden. Die Dörfer sind mit einer 3 m hohen Einfriedigung umgeben und die Häuser bestehen aus mehreren Stockwerken. Merkwürdigerweise pflegen sich die Siahposch nicht wie alle ihre Nachbarn auf den Boden, sondern auf Stühle zu setzen. Ein kleiner, hölzerner Bogen, etwa 1,5 m lang, Pfeile, Schlachtaxt und Dolch sind ihre einzigen Waffen, die sie jedoch durch Säbel und Luntenschloßflinten zu ersetzen beginnen. Jeder Stamm wird von dem Aeltesten des Dorfes regiert, ohne sich um die Nachbarstämme zu bekümmern. Leichen werden mehrere Tage vor der Beerdigung in Prozession um das Dorf getragen und von den Begleitern umtanzt. (A. a. O. S. 312—316.) Der Kafir ist hyperdolichokephal, schlank von Wuchs, mit besonders ausdrucksvollen Gesichtszügen, dunklem gelockten Haupthaar und klugen Augen. Er ist Viehzüchter, Ackerbauer und leidenschaftlicher Jäger. Seiner Sinnesart nach ist er kühn und unerschrocken, ein gefürchteter Feind, aber weniger fanatisch und grausam als sein Stammverwandter, der Dardu, oder sein heimtückischer Nachbar, der Jeschkun.

Diese Jeschkun oder Burisch bewohnen die hohen Gebirgsthäler nächst dem Knotenpunkt, der den Hindukuh mit dem Karakorumgebirge und Himalaya verbindet und die Pamir südlich begrenzt. Es sind dies die wegen ihres ungebärdigen, räuberischen Wesens weithin gefürchteten Bewohner von Jassin, Hunsa und Nager, fanatische, heimtückische und blutdürstige Moslemin, welche alle Bergpässe der Umgebung unsicher machen. Die Nager mahnen oft, was ihren Typus anbetrifft, an ihre südlichen Nachbarn, die Balti, so daß Hr. v. Ujfalvy an eine enge anthropologische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern glaubt.

Südlich und südöstlich von den vorigen lehnen sich die zahlreichen Dardustämme: in den Thälern des Pandschkora- und Swatflusses; die Leute des indischen Kuhistan, die Anwohner von Torwall, Kandia, Tangir, Darel und Ghôr; alle am rechten Ufer des Indus. Am linken Ufer: die Tschilasi und eigentlichen Dardu, welche sich östlich bis ins Herz von Baltistân erstrecken; in Gilgit, Bundschi, Astor, Gures — bis Dras giebt es Dardu, ja selbst unweit von Leh begegnet man ihren buddhistischen Stammesbrüdern. Die in Baltistan wohnenden Dardu heißen Brokhpa und zeichnen sich besonders durch ihre Unreinlichkeit aus. Die Dardu nähern sich physisch den Tschitralen und Kafir. Nur besitzen sie besonders ausgeprägte Raubvogelgesichter, dunkles lockiges Haupthaar, dichten dunklen Bart, blitzende tiefliegende Augen und ziemlich gebräunte Hautfarbe. Der Schädel ist verhältnismäßig von geringem Umfange, die Stirn gerade, hoch, aber oft auch sehr niedrig; die Augenbrauenwülste treten stark hervor; die Augenbrauen sind geschweift, sehr dicht und meist gekreuzt; die Backenknochen stehen nicht vor, um so mehr aber die Jochbögen. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen sind schmal, die Ohren klein und am Kopfe anliegend; die Zähne meist schlecht. Es sind lange, hagere, aber kräftige Gestalten mit kräftigem Hals und meist großen Extremitäten. Ihre Weiber haben sehr dunkle Haare und schwarze, funkelnde Augen. Die Krankheiten der Kopfhaut sind bei ihnen sehr häufig und dürften wohl ihrer ungemeinen Unreinlichkeit zuzuschreiben sein. Sie sind sehr arm, bewohnen elende Holzhütten und nähren sich spärlich von Viehzucht und Ackerbau. Die Weiber tragen eigentümliche Schmuckgegenstände, die aber weniger zierlich gearbeitet sind als jene der Balti. Der Dardu ist kriegerisch, wild, verschmitzt, faul, auch gleichgültig; nur fremde Herrschaft ist ihm ein Greuel, gegen die er sich beständig auflehnt; er ist meist fanatischer Sunnite. Dennoch hängt der Islam den Dardu so zu sagen nur lose auf den Schultern und hat manches Alte unberührt gelassen. Obschon die Dardu keine Schriftzeichen besitzen, haben sich doch interessante mündliche Bruchstücke ihrer Geschichte und Mythologie und, so scheint es, Ueberreste eines uralten Gemeinwesens erhalten, welche an die reinsten Verhältnisse des alten Arischen erinnern. Die Aeußerlichkeit des Islam bei den Dardu erkennt man an den vielen altheidnischen Anklängen in Glauben und Sitte, an der geringen Verehrung des Korans wie an der Liebhaberei für Hunde. Das Kastenwesen besteht trotz Islam bei den Dardu. „Schen" ist die erste und höchste Kaste, die sie jener der Mogul in Indien gleichstellen; die zweite „Jastgun" oder Jaschkunn" bildet sich durch Zwischenheiraten eines Schen mit einer Frau niedrigerer Kaste. Die Angehörigen der einen und der andern können untereinander heiraten.

Digitized by Google

der Kastenunterschied fällt aber in einer solchen Ehe nicht ganz weg. Die weiteren Kasten sind „Tadschön" (Zimmerleute), „Tschadscha" (Weber), „Akar" (Eisenhändler), „Kulal" (Töpfer), „Dom" (Musiker), „Kramm" (Gerber), welche auch die niedrigste ist. Trotz Islam glaubt man an böse Geister und gute Feen, und in jedem Dorfe, in welchem eigentliche Dardu, also Schina in der Majorität sind, giebt es einen großen Stein, welcher immer noch mehr oder weniger Gegenstand der Verehrung ist. Der Flamme schreibt man heilende Kraft zu. Bei allen Uebeln brennen sich die Dardu Arme, Beine und Leib wund; die Mütter brennen ihren Kindern Scheiben so groß wie ein Zehnpfennigstück auf der Spitze des Scheitels, manchmal auch oberhalb der Ohren ein, um sie vor Kopfleiden zu schützen, eine Sitte, welche auch die Kafir und Balti üben. Frauen, welche gerne Kinder haben möchten, richten ihre Gebete an den Tschilibaum, doch scheint dieser Gebrauch nicht bis Hunsa oder Nager vorgedrungen zu sein; auch findet er sich nicht in Tschitral und im Swatthale. Endlich existierte die altindische Sitte der Leichenverbrennung bei den Dardu bis in die neueste Zeit. In Gilgit, Ghor, Hunsa und Nager erinnert man sich noch lebhaft des indischen Gebrauchs der Witwenverbrennung. Obwohl Polygamie herrscht, genießen die Frauen doch eine gewisse Verehrung und ihre Stellung ist sogar günstiger als bei den Hindu. Selbst im sunnitischen Tschilas, wo allein der Islam intolerant auftritt, nehmen sie an den öffentlichen Beratungen teil, auch zeigen sie sich tapfer im Kampfe. Es wird viel gerungen bei den Dardu und die Tschilasiweiber fechten untereinander mit eisernen Faustringen. Drei Tage nach der Geburt eines Kindes versammeln sich die Angehörigen und Freunde der Familie, und der Vater erteilt dem Neugeborenen einen Namen; bis dahin gilt die Mutter für unrein, und muß dieselbe überhaupt 20 Tage von ihrem Mann abgesondert leben. Männer und Frauen speisen gemeinschaftlich. Bei der Heirat macht man wenig Umstände. Der Vater des Bräutigams geht zu jenem des Mädchens mit einigen Ellen „Pattü" (Wolltuch) und einer Kürbisschale voll Wein. Wird dieses Geschenk angenommen, so ist alles richtig. Die Frau bleibt unbedingt an den Mann gebunden, der allein das Recht hat die Ehe aufzulösen. Vom gesellschaftlichen Verkehr ist die Frau nicht ausgeschlossen und kann Besuch von den Freunden ihres Mannes empfangen. Beim Tode eines Mannes kann aber der Bruder alle Witwen des Verstorbenen zu heiraten Anspruch machen und keine Witwe darf ohne Einwillung des Bruders ihres verstorbenen Gemahls sich wieder verehelichen. Fälle ehelicher Untreue sind übrigens äußerst gewöhnlich und die Männer zeigen keine Spur von Eifersucht gegen ihre Frauen, ja in Hunsa, wo das gesellschaftliche Leben sich heute noch meistenteils seinem präislamitischen Zustande nähert, verlangt es der Brauch, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes stellen soll. (A. a. O. S. 294.) Der Mord an Kindern, welche durch unerlaubte Verbindung erzeugt wurden, kommt häufig vor und wird nicht als Verbrechen betrachtet. Die Dörfer liegen längs der Straßen, die den Flußläufen folgen. Gewöhnlich stehen die Häuser dicht beisammen, seltener zerstreut. Der untere Teil derselben besteht aus gemauerten Steinen, der obere, zu dem von außen eine Treppe führt, wird durch ein paar Pfähle gebildet, die mit Gras oder Baumwollstoff verbunden, ein luftiges Gemach herstellen. Hölzerne, rohe Blockhäuser schützen die Dörfer. In der Mitte liegt auf freiem Platze der Brunnen. Viele Familien haben außer ihren Wohnungen auch Höhlen im Gebirge, zu welchen sie allein den Weg kennen und wo sie Schätze oder Vorräte aufbewahren. Die Dardu haben vielerlei Spiele, besonders eine Art Triktrak mit Würfeln, die Maultrommel und Tänze, die in Jassin, Hunsa und Nager sehr beliebt sind. Die Schinaki bereiten, trotz Islam, Wein, indem sie die Trauben mit den Füßen ausstampfen, und trinken denselben in großen Mengen, ebenso „Mo", Bier, das nach unserer Art gebraut aber nicht geklärt ist und nicht lecker schmeckt. Einem Aufgusse von Korn wird ein aus Ladakh bezogener Sauerteig zugesetzt. Man bewahrt ihn in Krügen, die mit Fellen verschlossen sind. Im Winter gehen die Dardu viel auf die Jagd; die Gewehre sind Luntenflinten, entweder in Gilgit selbst fabriziert oder aus Badachschan eingeführt. Als Kugel dient ein kleiner mit Blei umhüllter Stein; auch statt Schrotes nimmt man kleine Steine. Die Flinten sind leicht, schießen sehr weit und werden in Hunsa und Nager auf Gabeln gestellt. Sehr beliebt ist auch Scheibenschießen mit dem Bogen.

Oestlich von den Dardu und mit ihnen vermischt begegnen wir den eine tibetanische Mundart sprechenden, muhammedanischen **Balti**, meistens Schiiten oder Nurbakschi, welche nach Ujfalvy physisch zu den Ariern gehören, obschon sie durch die Nachbarschaft der Ladaki mit mongolischen Elementen häufig versetzt sind.

Digitized by Google

Teppichhändler in Kaschmir.

Der Balti ist groß und schlank mit angenehmen Zügen, ohne das Raubvogelgesicht der meisten Dardu; er besitzt eine mäßig hohe, etwas gewölbte Stirn, hervortretende Augenbrauenwülste, eine tiefe Einsattlung zwischen der Nasenwurzel und der Glabella; er hat dichte geschweifte, selten gekreuzte Augenbrauen; eine lange, gerade oder gebogene, im ganzen schöne Nase von entschieden arischer Form, einen mittelgroßen Mund mit meist fleischigen Lippen, ein ovales Kinn, kaum merkbare Backenknochen und kleine, an den Kopf anliegende Ohren; gerad geschlitzte, einander naheliegende Augen, stets gelocktes, rabenschwarzes, reichliches Haupthaar, einen dichten, gewöhnlich schwarzen und seidenartigen Bart, einen behaarten Körper, proportionierten Hals, kräftigen Rumpf und meist kleine Extremitäten. Der mittlere Schädelindex betrug bei 103 gemessenen Individuen 72,52. Dem Charakter nach ist der Balti ruhig, sanft, arbeitsam, offen und gefällig gegen Reisende; er besitzt weder die Verschlossenheit der Ladaki noch die Verschmitztheit der Dardu. Seine Sanftmut schließt aber durchaus nicht eine besondere Vorliebe für ein ritterliches Spiel aus, zu welchem Mut und namentlich körperliche Gewandtheit erforderlich sind. Baltistan ist die Wiege des edlen „Polospieles". Dort besteht kein Dorf, das nicht seine Polowiese hätte. Es ist dies ein rechteckiges, von niedrigen Steinmauern eingefaßtes, vollkommen ebenes, horizontal gelegenes Feld. Auf jedem der entgegengesetzten, entferntesten Enden des Rechteckes stellen sich die beiden Partien der Spieler zu Pferde auf. Jeder Reiter ist mit einem etwa $1^1/_2$ m langen Stock versehen, an dessen Ende ein gekrümmtes, gegen die Spitze sich erweiterndes birnförmiges Holz mit flacher Oberfläche angebracht ist, von der Größe eines Kreises von 5 cm Durch-

Digitized by Google

messer. Mit diesem Stock muß der Spieler eine Holzkugel von der Dicke und dem Umfang eines Apfels dreimal nacheinander ins feindliche Lager schleudern, aber derart, daß sie jedesmal durch zwei Pflöcke durchgehe, die auf jeder Seite des Rechtecks vor der Front der Spieler angebracht sind. Dieses Polo ist auch heute noch die Lieblingszerstreuung der Balti.

Brahmane aus Kaschmir

Auch die noch wenig bekannten und erforschten Pakhpu und Schakschu, welche an den Abhängen des Karakorum und Kwenlün im Kokschathale nomadisieren, gehören typisch zu den Dardustämmen. Ihr hyperdolichokephaler Schädel, das Raubvogelgesicht mit der hohen zurücktretenden Stirn, der gebogenen vorspringenden Nase und der reichliche Bartwuchs sprechen dafür.

Digitized by Google

Südöstlich von den Dardu stoßen wir auf die Kaschmiri, die Bewohner des Hochthales von Kaschmir, unter welchen die dem Glauben der Väter treu gebliebenen Panditen den edelsten Typus der arischen Indier bilden. Der muhammedanische Kaschmiri trägt die Spuren eines Mischvolkes an sich, aber eines auffallend schönen Mischvolkes, das bestimmt auch einiges Dardublut in seinen Adern hat, sonst aber stark mit mongolischem Blute versetzt ist. Der Kaschmiri ist eben ein arischer Bergbewohner, dessen Typus durch eine über 800 Jahre dauernde Vermischung mit den verschiedensten fremden Elementen sich bedeutend modifiziert hat, ohne deshalb ein gewisses arisches Gepräge zu verlieren. Regelmäßigere, angenehmere Gesichtszüge wird man wohl selten finden. Es hat sich ein eigentümlicher Menschenschlag gebildet, der in seiner Art ebenso schön als typisch ist, denn der Typus der Kaschmiri ist etwa so markiert wie der der Juden und hat mit jenem der benachbarten Bergindier, der Gaddi, Kulu, Lahuli, Pahari, nichts gemein.

„Sarangi", sanft tönendes Saiteninstrument, aus Indien. (Die vier stärkeren Saiten werden mit dem Bogen gestrichen, die 15 dünnen darunter liegenden Metallsaiten klingen mit.) „Kamacha", Guitarre aus Kaschmir.

Der Kaschmiri ragt im allgemeinen über die Mittelgröße hinaus; sein Körper ist kräftig und muskulös, sein Schädel umfangreich; Breitenindex 71,02, Indicium frontalis 78,01, größter Horizontalumfang 540, Vertikalumfang 335 mm. Das Auge ist dunkel und glänzend, die Nase lang und gerade, die Lippen schmal, die Entfernung zwischen dem Rande der Oberlippe und der Nase bedeutend; das Gesicht oval; letzteres trägt den Stempel der Intelligenz und der Verschmitztheit; der Bart ist lang und dicht, der Hals stark, die Extremitäten sind groß, Hand- und Fußgelenke roh. Im ganzen ist aber der Typus der Kaschmiri ein wohlgefälliger. Die Weiber sind meist groß und wohlgebaut, aber weniger anmutig als die Hindufrauen der Ebene; dafür ist ihre Hautfarbe weißer und verleiht ihnen ein mehr europäisches Aussehen; ihre Gesichtszüge sind angenehm und oft ganz hübsch zu nennen. (A. a. O. S. 154.) Selten aber dürfte man einen so formvollendeten Körper mit so außerordentlichen geistigen Anlagen und einer so niedrigen Seele verbunden finden; denn moralisch gehört der Kaschmiri zu den feigsten, kriechendsten und betrügerischesten Völkern der Erde. Obgleich kräftig, ist er faul und indolent; dazu falsch, lügnerisch, diebisch. Er bietet jedenfalls das höchst merkwürdige Beispiel einer moralisch verkommenden und physisch blühenden Nation. Für Handarbeiten besitzen die Kaschmiri eine besondere Geschicklichkeit und ein wirklich erstaunliches Nachahmungsvermögen; sie arbeiten nach Mustern die kompliziertesten Uhren und die neuesten Gewehre und besitzen höchst interessante Musikinstrumente, darunter die „Kamacha", eine Guitarre, die wir im Vereine mit der indischen, sanft tönenden „Sarangi", die gewöhnlich zur Begleitung weiblicher Stimmen dient, abbilden. Die Kaschmiri erzeugen Stoffe

Digitized by Google

aus feinstem Ziegenhaar und von außerordentlicher Geschmeidigkeit und Solidität, prächtige Teppiche. Ihre Shawlfabrikation ist weltberühmt, aber seit einigen Jahren wegen verminderter Nachfrage bedeutend zurückgegangen. Auch als sehr geschickte Goldarbeiter und besonders gediegene Kupferschmiede zeichnen sie sich aus. Ferner verfertigen die Leute sehr hübsche Sachen aus Papiermaché und nette Malereien auf Holz, in früherer Zeit auch bedeutende Holzschnitzereien. Wenn wir ferner bedenken, daß die Kaschmiri ihre Küche in herrlichen, mit den geschmackvollsten Inschriften verzierten Kesseln aus getriebenem und ziseliertem Kupfer bereiten, ihren Thee oder Kaffee aus edel geformten präch-

Kulufrauen aus Indien.

tigen Kannen trinken, sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Becken, getriebener und niellierter Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samovare, „Lota", Teller, ja sogar fein ziselierter Spucknäpfe bedienen, so wird man diesem Volke eine ganz besondere künstlerische Begabung zusprechen müssen.

Neben dem Kaschmiri bewahrt der Pandit, der Nachkomme der ehemaligen kaschmirschen Brahmanen, welcher auch niemals den Islam annahm, seinen ganz charak-

Digitized by Google

teristischen Typus des reinsten Ariertums. Wie der Kaschmiri unterscheidet er sich völlig von den Indiern des westlichen Himalaya, deren Typus wir durch einige Frauen aus der Landschaft Kulu veranschaulichen. Er besitzt eine hohe edle Stirn, seine Augenbrauenwülste verschwinden, ebenso wie die Einsattlung zwischen Glabella und Nasenwurzel; die Nase, mit der Stirn in einer Linie gelegen, ist gerade oder ein wenig gebogen, die Augenbrauen sind dicht geschweift, die Augen, von einer glänzenden, schwarzen Farbe, mandelförmig geschlitzt, der Mund ist klein, die Zähne bläulich weiß und gesund, die Ohren klein und am Kopfe anliegend, der Hals proportioniert, der Rumpf schlank, die Füße und besonders die Hände klein und fein gefesselt. Die schwarzen kastanienbraune Haare sind gelockt, der dichte Bart ist gewöhnlich von brauner, hie und da auch von blonder Farbe. Die stark behaarte Haut ist hell, besonders mit jener anderer Himalayavölker verglichen. Seinem Wuchse nach ragt der Pandit über die Mittelgröße hinaus. Er ist ein fanatischer Hindu; sehr stolz auf seinen Ursprung ließ er sich nur dazu herab, die Brahmanen der Ebene als seinesgleichen zu betrachten. Abgesehen von seinem religiösen Fanatismus, ist der Pandit von einer liebenswürdigen Höflichkeit in seinem Benehmen, dabei würdiger und nicht so falsch und hinterlistig wie der Kaschmiri; fremde Sprachen erlernt er mit Leichtigkeit. Die meisten unter ihnen sind öffentliche Schreiber oder bekleiden Stellen in den Aemtern der Regierung, andere ergeben sich dem Handel, aber niemand unter ihnen ist Ackerbauer oder Handwerker. Das Kastenwesen hat sich übrigens auch bei den zum Islam übergetretenen Kaschmiri bewahrt, wird aber weniger streng beobachtet als im brahmanischen Indien. (A. a. O. S. 152—156.)

Die Völker Indiens.

Vielleicht giebt es kein Gebiet auf Erden, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkerschaften und Stämmen in allen erdenklichen Kulturabstufungen begegnen, als in Indien: vom gesitteten Europäer und dem mit ihm an Bildung wetteifernden, philosophisch geschulten Hindu bis hinab zum rohesten Wilden, bei dem Hexen- und anderer Aberglaube in üppigster Blüte steht und Menschenopfer erst vor wenigen Jahren gewaltsam unterdrückt werden konnten. So finden wir die Abhänge der Berge, von denen das große Becken des unteren Ganges umgürtet ist, von Bergstämmen verschiedenen Namens bevölkert, welche verschiedene Idiome sprechen, die keine oder nur wenig Verwandtschaft mit den Mundarten der Ebene zeigen.

Alle diese verschiedenen Menschen zerfallen, von den eingewanderten Europäern abgesehen, zunächst in zwei Rassen: in die arischen Hindu und in die Dravidavölker. Letztere bildeten zweifelsohne dereinst die Urbevölkerung der ganzen Halbinsel, sind aber durch die etwa um 2000 bis 1500 vor Christo eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem Süden verdrängt worden. Das erste heilige Land der arischen Eindringlinge in Indien, die man, schwach verteilt unter einige Klassen von Ureinwohnern, die sie bekehrten, jetzt insgemein nur als Hindu kennt, war ein kleines Gebiet in der Nähe von Delhi an der Dschamuna, allein der kriegerische Charakter des Volkes führte diese Stämme im Verlaufe der Zeit nach Südosten, das Thal des Ganges hinab, wo sie in dem Maße, als sie vorrückten und sich niederließen, die Ureinwohner in die Windhya und andere Gebirgsketten und in die Himalayagebirge oder ihre nordwärts streifenden Ausläufer trieben. Sowohl im Süden wie im Norden.

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.
. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Vehmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
Bd. 34. Tegnér, Fjalar, Fritjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wächter, O., Altes Gold; deutsch Sprichwörter.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.
. 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orléans 1673–1715.
. 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
. 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
. 57. Schmidt, Glasmacherleut.
. 58. Ludwig, Mein Großoheim u. A.
. 59. Bret Harte, Im Walde von Garaninez.
. 60. Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin.

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 117. Cicero II. Ausgewählte Reden.
. 118. Longos, Daphnis und Chloe.
. 119. Cicero III. Ausgewählte Schriften.
. 120. Tacitus' III. Annalen I.
. 121. Vergil I. Eklogen, Georgika.
. 122. Vergil II. Aeneis.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
Bd. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I–III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. 167. Scott I. Waverley.
. 168. Swift, Märchen von der Tonne.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211., 212. J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba. Carmen.
. 214. 216. Le Bruyère, Charaktere.
. 215. Balzac, Oberst Chabert u. A.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
Bd. 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. – Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Neuere Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen oder von W. Spemann in Stuttgart zu beziehen.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

47. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

wo ihrer einzelne zurückblieben, nahmen die dravidischen Autochthonen bis auf einige heute noch wilde Stämme die Kultur der arischen Hindu an. Während jedoch die nördlichen Dravida auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgiengen, behielten die Bewohner des Südens, wo sie als kompakte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis heute unverändert bei. Wie es scheint, fanden später zwischen Dravida und Ariern bedeutende Mischungen statt, wobei der reine Typus beider zu Grunde gieng. Hätten wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung, so müßte man sie in betreff ihrer physischen Komplexion einer und derselben Rasse zuweisen. Doch zeichnen im allgemeinen die südlichen Dravida sich durch dunklere Hautfarbe aus. Der eigentliche arische Hindu selbst ist im allgemeinen von schlankem Körperbau mit ovalem Gesichte, mäßig breiter Stirne, Nase meist von europäischem Schnitte. Die Hautfarbe variiert vom Dunkelolivenfarbigen bis zum Gelbbraun. Die Hindu sitzen heute in den nördlichen Ebenen Indiens vom Indus bis in das Brahmaputrathal hinein, in dem Gebiete, welches man nach ihnen Hindustan nennt, im Gegensatze zu dem südlicheren Dekkan. Letzteres ganze Hochplateau samt den gebirgigen Teilen nehmen dagegen die Dravida ein; beide Rassen aber bilden wieder keine homogenen Einheiten, sondern zerfallen in eine große Zahl sehr verschiedener Stämme oder Gesellschaftsklassen, deren die ältesten Hindu bloß drei kannten: nämlich Priester („Brahmanen"), Krieger („Kschatrya") und Bauern („Waiçya"), zu welcher auch die Handwerker und Handelsleute zählten. Nach der Eroberung des Gangesthales trat zu diesen drei alten arischen und hellfarbigen Kasten die Kaste der unterworfenen, dunkelfarbigen Ureinwohner, der „Sudra", hinzu. Von da an begann man die Kaste mit dem Ausdrucke „Varna" (Farbe) zu bezeichnen. Allein seither haben noch mannigfache Veränderungen stattgefunden. So findet man im allgemeinen, daß das Volk des unteren Gangesthales in vielen Beziehungen ein ganz anderes ist als die reinere Rasse der nordwestlichen Provinzen. Die Brahmanen, nämlich die edelste Kaste der Hindu, haben dort z. B. weniger Rang- und Kastenreinheit als die des Nordwestens, welche sich mit denselben nicht verheiraten, ja nicht einmal mit ihnen essen würden. Diejenigen, welche sich ansiedelten, verbanden sich mit Frauen der Landeseingebornen, und ihre Nachkommen werden als unehelich betrachtet. In derselben Weise vermischten sich Leute der beiden anderen Kasten, der Kschatrya und Waiçya mit dem Landvolke, so daß diese beiden Kasten dermalen fast ganz erloschen sind, und eigentlich dem Blute nach *der arische Hindu in Indien eine Seltenheit ist*. Eine Ausnahme machen die *Radschputen*, der edelste und stolzeste Stamm des heutigen Indien, welche von den Kschatrya abstammen. Mit Ausnahme der Juden giebt es vielleicht kein älteres und unvermischteres Volk. Sie bilden eine militärische Aristokratie mit feudalem Typus, sind tapfer und ritterlich und ungemein empfindlich im Ehrenpunkte, namentlich was ihre Frauen anbelangt. Sie stellen das Mittelglied zwischen dem alten und dem modernen Indien dar und würden, hinderte es nicht der Einfluß der englischen Regierung, blutige Fehden generationenlang fortsetzen oder verheerende Kriege führen bis zur Ausrottung. Sie bewohnen das nach ihnen benannte Gebiet

Digitized by Google

Radschputana im westlichen Indien. Auf die Radschputen führen auch die Gorkha, in dem Himalayareiche Nepal und dort die herrschende und militärische Klasse, ihre Herkunft zurück. Abkömmlinge der alten Kriegerkaste sollen auch die Khatri sein, die jetzt als handeltreibender Stamm im Pandschab und im östlichen Afghanistan vorkommen. Im nördlichen Dekkan wohnt endlich ein weitverbreiteter arischer, aber später eingewanderter Stamm, jener der Mahratten, welcher auch körperlich vor den anderen Hindu sich auszeichnet. Im übrigen, wenn einzelne Kasten erloschen, so sind im Laufe der Zeit andere dafür in großer Menge entstanden. In den nordwestlichen Provinzen giebt es unter den Hindu nicht weniger als 307 Kastenabstufungen, jede mit eigenem Namen — in Bengalen wird die Zahl der Kasten auf 1000 geschätzt — und wollte man die feineren Unterscheidungen, Unterabteilungen und Stammeseinteilungen in Betracht ziehen, so käme man auf mehrere Tausend.

Die wichtigsten Gesellschaftsklassen der heutigen Hindu — und unter diesem Namen darf man alle Eingebornen zusammenfassen, welche das Kastensystem beibehalten haben und die Kaste der Brahmanen als die höchste anerkennen — sind nach Friedrich Müller: Die Brahmanen, gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und vor den übrigen Gesellschaftsklassen durch ihre höhere Intelligenz in allen den Beschäftigungen ausgezeichnet, welchen sie sich hingeben. Sie haben am meisten den arischen Charakter bewahrt und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieses Stammes bewundern. Am zahlreichsten wohnen die Brahmanen in Kaschmir beisammen, wo sie, wie wir sahen, gegenüber dem gemeinen Volke, das dem Islam anhängt, die Aristokratie bilden. Im Norden des Fünfstromlandes oder Pandschab finden sich zwar auch Brahmanen, dieselben sind aber zum größten Teile Sikh oder Muhammedaner geworden. Sie gelten als besonders gute Soldaten. Während in jenen Distrikten, wo die Dschat und Radschputen zur herrschenden Bevölkerung geworden sind, die Brahmanen nicht zahlreich vorkommen (im Pandschab sind sie von Südosten erst später eingewandert), bilden sie dagegen in Marwar und Dschesalmer, sowie in Malwa einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Obschon die Brahmanen an den Sarasvati (auch Kaschasthali genannt) von ihren östlichen Brüdern nicht wie die Kaschmiri als außerhalb der zehn Geschlechter stehend betrachtet werden, hat man ihnen dennoch, da sie mehr an den altertümlichen Ueberlieferungen festgehalten haben, den untersten Platz in der orthodoxen Hierarchie angewiesen. In dem Landstriche um Delhi bilden die Brahmanen einen guten Teil der industriösen, ruhigen Bevölkerung, ebenso in Dschaipur und Scharanpur; dagegen sind die in Rohilkand, Mirat, in Agra und im westlichen Oude (Aud) nicht sehr zahlreich. Als der eigentliche Zentralpunkt der Hindubrahmanen können das untere Duab und das östliche Oude mit den umliegenden Distrikten gelten. Es ist jener Strich, von dem aus die letzte Empörung gegen England ausging. Von diesem Punkte leiten namentlich die südlichen Brahmanen (speziell der Westküste) ihren Ursprung ab. Zahlreich sind die Brahmanen in Bandelkand und Baghelkand. Zwischen Ganges und Gogra treten sie gegen die Radschputen zurück, dagegen finden sie sich ziemlich zahlreich um das alte Ayodhya, das heutige Oude. Im ganzen haben die Brahmanen in diesen Gegenden, obwohl sie besonders gute Soldaten sind, keine dominierende Stellung errungen. Sie zeigen auch in betreff ihrer Körperbildung viel mehr Abweichungen von dem reinen arischen Typus als die westlichen Brahmanen, was auf eine größere Mischung mit anderen Elementen schließen läßt. In Kamaon und Garhwal bilden die Brahmanen den größten Teil der Bevölkerung. Dagegen sind die Gorkha in Nepal, welche Radschputen zu sein vorgeben, wahrscheinlich ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der eingewanderten Brahmanen mit den Aboriginern des Gebirges. Die Brahmanen Bengalens, welche sich sowohl von der gewöhnlichen Bevölkerung dieses Landes als auch von ihren westlichen Brüdern in Hindustan unterscheiden, sind ein schöner, kräftig gebauter und intelligenter Menschenschlag, welcher zu einer dominierenden Stellung sich emporgearbeitet hat, dagegen treten sie im östlichen Bengalen gegen die Muhammedaner zurück und gehen kaum über den Brahmaputra hinaus. In Orissa sind sie nicht zahlreich, aber in Gudscherat bilden sie einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Noch verbreiteter sind sie im Mah-

Digitized by Google

rattenland und in Konkana, wo sie eine einflußreiche unbestrittene Stellung behaupten. Sie unterscheiden sich hier auffallend von dem übrigen Volke durch eine lichtere Hautfarbe und edle regelmäßige Züge. Auch im Telingaland sind die Brahmanen ein zahlreicher und angesehener Faktor der Bevölkerung. Dagegen ist es ihnen im Kanaralande, wo sie ebenfalls zahlreich vorkommen, nicht gelungen, gegenüber den Lingaiten und Muhammedanern eine herrschende Stellung zu erringen. Wohl aber bilden sie wieder im Tamullande, wo die Lingaiten nicht so zahlreich sind, einen beträchtlichen und einflußreichen Bruchteil der Bevölkerung. Im allgemeinen sind indes die Brahmanen nicht mehr jene stolzen Wesen, in deren Händen einst die Geschichte Indiens lag, sondern eine ganz herabgekommene, sittlich untergegangene Gesellschaft. Natürlich giebt es auch unter ihnen ehrenvolle Ausnahmen, aber die Mehrzahl sind religiöse Tagediebe und Gauner, welche, auf die traditionellen Vorrechte ihrer Kasten pochend, sich vom Publikum ernähren lassen. Dem Volke freilich gilt der Brahmane immer noch als heilig und unfehlbar; besonders gilt dies bei den strenggläubigen Assamesen; bei ihnen hat der Brahmane noch viel mehr Gewalt als bei den Bengalen, sie nennen ihn „Mahadeo" (großer Gott) und würden nie den Mut haben, sondern es für eine Sünde halten, gegen ihn aufzutreten.

Die Dschat (Jat). Die Dschat sind ein kräftiger, derber Volksschlag, hochgewachsen, mit echt arischer Gesichtsbildung, der im Nordwesten Indiens, namentlich im Pandschab, einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse und das Leben der Bevölkerung gewonnen hat. Dieser uralte Stamm, im Fünfstromlande der Kern der ackerbauenden Bevölkerung, bildet auch den Stock des Sindhvolkes im Induslande und bis weit nach Belutschistan hinein, wo sogar noch in Kelat und Katsch-Gandava die Ackerbauer alle Dschat sind und ihre Sprache (zum Unterschiede vom Belutschi und dem Afghanischen) einfach die Dschatsprache genannt wird. Sie sind jedenfalls derjenige arische Volksstamm, der am weitesten gegen Westen verbreitet ist und mit den Persern in Chorassan in unmittelbarer Berührung steht. Noch bis auf den heutigen Tag wandern viele bis tief nach Persien und Chiwa, treiben dort Handelsgeschäfte und lassen sich, wenn die muhammedanische Bigotterie es erlaubt, dort bleibend nieder oder kehren auch wieder nach Indien zurück. Die Dschat im Pandschab haben nie das spezifisch indische Kastenwesen angenommen, sondern sich immer eine freiere Lebensstellung bewahrt. Das Gleiche geschah von den im Industhale angesiedelten Dschat, die sich ebenfalls nie dem brahmanischen Joch unterworfen haben. Wir begreifen daher, daß die Dschat in Pandschab und im Induslande von den übrigen Indern mit einer gewissen Verachtung als unrein oder halb barbarische Völker angesehen wurden, weil sie sich den einmal heilig erachteten Institutionen nicht unterwerfen wollten. Später ist allerdings der Hinduismus auch im Fünfstromland zur Geltung gekommen und mit ihm das Kastenwesen, aber wie die Ueberlieferung noch aufs deutlichste zeigt, durch Einwanderung vom Südosten her, aus den spezifisch brahmanischen Ländern. Weiter östlich bilden die Dschat den größten Teil der Bevölkerung vom nördlichen Radschputana, welches vor dem Zurückdrängen der Radschputen von Ayodhya und dem Ganges in mehrere Dschatrepubliken zerfallen war. Weiter finden wir die Dschat in Malwa, Bhartpur und Dholpur, um Delhi, Agra und im sogenannten Duab, wo sie namentlich in den Distrikten Alligbar, Mirat und Muzaffarnagar angesiedelt sind.

Neben den Dschat, die ihren Hauptsitz in der Manjha haben (zwischen Ravi und Satludsch), und den eigentlichen Hindu giebt es im Pandschab noch verschiedene Stämme. In den Vorbergen des nördlichen Himalaya wohnen die Gudschar, von welchen unten noch die Rede sein wird. Am oberen Indus wohnen bis nach Kalabag die Gakkar, wiederum Gudschar, die Avan, welche alle der Sprache und ihrer ganzen Physiognomie nach Dschatstämme sind, aber den Islam angenommen haben und infolge davon vielfach mit Afghanen und anderen Muhammedanern vermischt worden sind, so daß sie kein reines Blut mehr haben. In den Ebenen des südlichen Pandschab wohnen verschiedene Stämme, wie die Jan, die Bhatti, die Sial, die Karal, Kathi ꝛc., die aber fast ohne Ausnahme Muhammedaner geworden sind und nur noch aus alter Tradition ihren Stammnamen bewahrt haben. Da die Muhammedaner alle unter sich heiraten, wie die Christen, so verschmelzen nach und nach die Stammesunterschiede immer mehr und nur einzelne ländliche, von dem größeren Verkehre abgeschiedene Sippen bewahren ihren Volkstypus. Aehnlich verhält es sich mit den Sikh. Der Kern derselben besteht zwar aus Dschat, doch haben sie nach Abschaffung der eigentlichen Kastenunterschiede durch ihren letzten „Guru", Govind Singh, alle möglichen Elemente in ihrem Proselytenеifer in sich aufgenommen, sogar Auswurfskasten (wie die Mehtar, d. h. Kehrer) nicht ausgenommen.

Digitized by Google

Nur ihre eigentümliche Tracht, ihr langes Haupthaar und Bart (sie dürfen von Jugend auf kein Schermesser auf ihr Haupt bringen), ihre trotzige, kriegerische Haltung verleiht ihnen etwas Eigentümliches; auf reines Blut aber dürfen auch sie keinen Anspruch mehr machen. Zwar maßen sich die Sikhfürsten und Häuptlinge fast alle an, für Radschputen zu gelten, allein sie sind gute Dschat und haben auch gar keinen Grund, einen edleren Stammbaum unterzuschieben, da die Dschat, körperlich wenigstens, den Radschputen weit überlegen sind.

Die Radschputen. Gleich den Dschat scheinen die Radschputen ursprünglich dem Brahmanismus fern zu stehen. Sie dürfen nicht mit den späteren Khatri, den alten Kschatriya verwechselt werden, was bei der gleichen Beschäftigung nahe liegt. Ursprünglich die feudalen Eroberer des Westens von Hindustan, gehen sie gegenwärtig als Ackerbau treibende Ansiedler einer immer größeren Abnahme entgegen, teils durch vielfache Mischungen mit anderen Klassen, teils durch den bei ihnen so häufigen Mord weiblicher Kinder. Gleich den Dschat kommen die Radschputen in dem gebirgigen Lande, westlich von Dschelam, nicht vor. Erst im nordöstlichen Pandschab bilden sie einen zahlreichen Teil der Bevölkerung und die Distrikte von Dschammu und Kangra werden beinahe ganz nur von Radschputen bewohnt. Dasselbe gilt auch von den Gegenden östlich vom Satludsch, namentlich den Simlabergen. Im Gangesthal finden wir sie östlich von den Dschat, im mittleren Duab, in Rohilkand und im östlichen Oude, während das untere Duab mehr für ein von den Brahmanen besetztes Land gelten kann. Auch weiter östlich in Azimghar und Ghazipur sind sie ziemlich zahlreich. Weiter finden wir die Radschputen im Südwesten in Baghelkand und Bandelkand, in Malwa und in Udeipur, wo sie für einen der schönsten und kräftigsten Stämme ihrer Klasse gelten. In Gudscherat spielen die Radschputen eine bedeutende Rolle, und auch in Kattiwar und im unteren Sindh kommen Spuren einer ehemals zahlreichen Radschputenbevölkerung vor. Das Zentrum ihrer Macht liegt jedoch in den sogenannten Radschputanastaaten, wo aber nicht sie, sondern vielmehr die Dschat den numerisch größeren Teil der Bevölkerung bilden.

Die Kurmi oder Kunbi bilden in den mittleren und östlichen Teilen der sogenannten nordwestlichen Provinzen einen ansehnlichen Teil der ansässigen Ackerbau treibenden Bevölkerung. Namentlich im Süden vom unteren Duab werden sie zahlreich. Wir finden sie ferner von da westlich an beiden Seiten der Nerbudda und weiter in Malwa, wo sie mit den Dschat den ansehnlichsten Teil der Ackerbauer bilden. In Gudscherat, in den Mahrattastaaten und in Nagpur sind sie die gewöhnlichen Eigentümer des Bodens, den sie fleißig bebauen. Im ganzen stehen die Kurmi an Reinheit des Blutes den Dschat und Radschputen nach, und auch ihre Verfassung hat nicht jene demokratische Grundlage, durch welche sie sich bei diesen beiden Stämmen auszeichnet.

Die Gudschar. Im Gegensatze zu den vier vorhergehenden Klassen, die als ackerbauende bezeichnet werden können, sind die Gudschar mehr ein unruhiger Hirtenstamm. Sie sollen die ursprünglichen arischen Bewohner eines Teiles des Hazaradistriktes gewesen sein. In den Hügelketten um Kaschmir sind die Gudschar ziemlich zahlreich. Am zahlreichsten jedoch treffen wir sie in Gudscherat, wo sie auch ein mehr seßhaftes Leben führen. Sonst leben sie häufig mit den Dschat gemischt, so um Delhi, im Duab, im nördlichen Radschputana, in Malwa, in Bandelkand.

Die Ahir. Gleichwie die Gudschar als der Hirtenstamm innerhalb der von den Dschat bevölkerten Distrikte gelten können, sind die Ahir der Hirtenstamm der Radschputen- und Brahmanenländer. Sie kommen daher im eigentlichen Hindustan bis gegen Bengalen vor und seit früher Zeit schon in Gudscherat, in Kattiwar und im Mahrattenlande.

Die Gwala repräsentieren in Bengalen und Orissa dasjenige Element, welches die Gudschar in den Dschatländern und die Ahir unter den Radschputen und Brahmanen bilden.

Die Khatri. Obgleich der Bezeichnung nach die Nachkommen der alten Kschatriya, daher sie auch häufig mit den Radschputen verwechselt werden, sind sie dennoch gegenwärtig ein handeltreibender Stamm, der im Pandschab und im östlichen Afghanistan beinahe den ganzen Handel in seine Hände gebracht hat. Sie sind als indische Handelsleute in ganz Asien bekannt und kommen selbst nach St. Petersburg. So zahlreich wie im Pandschab kommen sie dagegen in Kaschmir nicht vor. Dagegen existiert in den Gebirgen und am östlichen Ufer des Dschelam ein Stamm, die schon oben erwähnten Gakkar, die auch Khatri sein sollen. Obschon die Khatri in der Gegend von Delhi, Agra, Lucknow und Patna sich finden und selbst in Kalkutta vorkommen, sind sie dort nicht allzu zahlreich, da sie mit den Baniya nicht konkurrieren können.

Digitized by Google

Die Baniya (Bani, Banianen). Sie sind einer der zahlreichsten Stände in Indien und nehmen im eigentlichen Hindustan und im Süden jene Stellung ein, welche die Khatri im Pandschab besitzen. Gleich diesen leben sie ausschließlich vom Handel, nur wenige widmen sich anderen Beschäftigungen. Sie sind die Großhändler und Bankiers der großen Städte und haben als solche einen großen Einfluß. Am seltensten finden wir sie in Bengalen angesiedelt. Aeußerlich unterscheiden sich die Baniya mit den Khatri auffallend von den Brahmanen, sie nähern sich mehr jenem Typus, der auf den alten ägyptischen Denkmälern uns entgegentritt. Dies scheint auf eine Mischung mit fremden Elementen hinzuführen.

Die Kajasth oder Kajath (Kaith). Sie sind zwar eine niedere Kaste von dunkler Farbe, schmucker Gestalt und scharfem fuchsähnlichem Gesichtsausdruck, aber von bedeutender Intelligenz und Geschicklichkeit. Sie sind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indiens und als solche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Am zahlreichsten und angesehensten sind sie in Bengalen, wo sie gleich nach den Brahmanen rangieren.

Die Parbhu sind in Gudscherat dasselbe, was die Kajath in Bengalen und anderen Provinzen.

Die Handwerkerkasten. Dieselben unterscheiden sich, da sie eine aus neuerer Zeit herrührende Einrichtung sind und auf eine Vermischung der alten Vaisy- und Sudrakasten zurückzuführen sein dürften, nicht wesentlich voneinander und zeigen in allen Teilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen sind die sogenannten

Paria- oder Helotenkasten besonders hervorzuheben. Natürlich finden wir dieselben in den nordwestlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginerbevölkerung unterjocht wurde. Die Wattal in Kaschmir, welche man oft als eine Helotenkaste bezeichnet, sind entschieden reine Arier, aber von unruhiger, wandernder Lebensweise. Ihre Frauen geben sich mit Tanz und Prostitution ab. Dagegen findet sich eine Helotenkaste unter den Dschat im Pandschab, welche in den Dörfern in einem eigenen Viertel wohnt und zu den verschiedenen Handarbeiten gedungen wird. Man nennt sie Tschura. Im Pandschab, sowie im Sindh begegnen wir einem wandernden Stamme, genannt Tschangar, der für besonders unrein gilt und sich vom Fischfange nährt. Ebenso gelten die Tschamar in Hindustan für eine Helotenkaste, indem sie ganz die Stellung der alten Sudra einnehmen. Aus dem Süden sind die Pallen (die leibeigenen Knechte) zu erwähnen, ferner die Sakkili (Schuhmacher) und die Totti (Abtrittreiniger). In vielen Gegenden werden die Aboriginerstämme der Mera, Ramusi u. a. als Helotenkasten betrachtet, was sie in der That nicht sind, da sie außerhalb der indischen Gesellschaft sich befinden (Fried. Müller, Allg. Ethnographie. S. 513—520).

Wie sozial, so zerfallen die Indier auch sprachlich und religiös in eine sehr große Anzahl verschiedener Gruppen. Ganz abgesehen von den mannigfaltigen Dialekten der Hügelstämme und Ureinwohner, unterscheidet man dermalen nicht weniger denn 26 verschiedene Idiome in Indien. Trotz der frühen Verbindung zwischen Ariern und Ureinwohnern wurde doch der Abscheu, welchen letztere ihren Besiegern einflößten, nie beseitigt. Ihre Sprachen giengen nie vollständig ineinander auf, und obwohl die bengalischen Mundarten Spuren von arischen Wörtern zeigen und hin und wieder die Wörter selbst besitzen, werden sie doch in dem Kauderwelsch der ländlichen Stämme selten, wenn je, gebraucht oder verstanden. Die verbreitetste aller Sprachen Indiens ist das Hindi oder Hindustani, welches von der muhammedanischen Bevölkerung Zentralindiens, in seinen verschiedenen Nüancen aber von nicht weniger als 61 Millionen Menschen gesprochen wird und stark mit persisch-arabischen Elementen versetzt ist, welche dem Eindringen fremden Volkstums, wie die muhammedanischen Invasionen es mit sich brachten, zuzuschreiben sind. Mit dem Vordringen des Islam erschienen unter dessen Fahne Afghanen, Mongolen, Oesbegen und aus dem Heereslager dieser verschiedenen sprachlichen Elemente gieng ein eigener Dialekt,

Digitized by Google

eben das Hinduſtani, hervor, der ſich durch ſeine noch jetzt übliche Bezeichnung Urdu, d. h. „Lagerſprache“, als Militärkind ausweiſt, unbeſtreitbar aber die Eignung beſitzt, die allgemeine Nationalſprache Indiens zu werden. Schon jetzt iſt dieſes mit arabiſchen Lettern geſchriebene Idiom die allgemeine Verkehrsſprache und als ſolche über ganz Indien verbreitet.

Das Hinduſtani zerfällt in mehrere Dialekte, deren wichtigſte die folgenden ſind: Das Bridſch-Bhakka (Braj-Bhakka) in der Gegend von Delhi und Agra; der Kanaudſchidialekt zwiſchen den Flüſſen Ganges und Dſchamuna; der Koſalidialekt zwiſchen Ganges und Gogra, oberhalb Lucknow, das Bhodſchpuri zwiſchen Lucknow, Allahabad und Benares, das Maithili im Norden des Ganges in der Gegend von Parniah, das Bandelkandi in Bandelkand, im Süden der Flüſſe Dſchamuna und Tſchambal, das Haroti im Oſten des Aravulligebirges in der Gegend von Kotah, das Udſchayini in der Gegend von Udſchen, das Marwari in Marwar, im Süden der indiſchen Wüſte, der Dialekt der Radſchputenſtaaten u. ſ. w. Der im Süden geſprochene Dialekt, das Dakhani, weicht in manchen Punkten von der Sprache des Nordens ab.

Nebſt dem Hinduſtani kennt man noch folgende ariſche Idiome in Indien: das Kaſchmiri, im Thale von Kaſchmir, und ungefähr von 3 Millionen Menſchen geſprochen; es iſt eine eigentümlich geſtaltete Sprache, die, worauf die abgeſchloſſene Lokalität ſchon ſchließen läßt, von ihren Schweſtern nicht unbedeutend abweicht. Südlich von den Gebirgen bis gegen Multan, zwiſchen Indus und Satludſch, wird das ungemein ſtark variierende Pandſchabi von etwa 16 Millionen Menſchen geſprochen. Im Thale des unteren Indus, von Multan bis gegen das Meer, herrſcht das Sindhi über nicht ganz zwei Millionen. Im Süden des Aravulligebirges geht das Hinduſtani in das Gudſcherati über, welches bis gegen Daman und die Windhyakette hinabreicht. Die Bevölkerung, welche ſich dieſes Dialekts bedient, wird auf 6 Millionen veranſchlagt. Auf der Halbinſel Katſch wird ein eigener Dialekt, das Katſchi, geſprochen. Im Süden des Gudſcherati und der Windhyakette bis gegen Tſchota Nagpur im Oſten und die Sprachgebiete des Telugu, Kannadi und Tulu im Südoſten und Süden, alſo bis gegen Goa an der Küſte, herrſcht das Marathi mit ſeinem Seitendialekte, dem Konkani, an der Meeresküſte von Daman bis gegen Ratnagiri. Die Bevölkerung, welche ſich des Marathi bedient, beträgt 10 Millionen. Zwiſchen Parniah und Dinadſchpur geht das Hindi in das Bengali über, deſſen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Aſſam reicht. Im Oſten bildet die öſtlich vom Brahmaputra laufende Bergkette bis gegen Tſchittagong ſeine Grenze. Im Weſten begrenzen es die Radſchmahalberge bis an den Fluß Subanrikha, der es bis ans Meer vom Oriya ſcheidet. Das Oriya läuft vom Subanrikha bis gegen Gandſcham. Seine nordweſtliche Grenze bilden die Kolh- und Khonddialekte. Das Aſſami, ein Seitendialekt des Bengali, wird im Thale des Brahmaputra von Gwalpara bis gegen Sadiya geſprochen. Die Bevölkerung, welche ſich des Bengali bedient, kann auf etwa 22½ Millionen veranſchlagt werden, jene, welche Oriya ſpricht, dürfte etwa 2 Millionen betragen, während man über die Bevölkerung Aſſams keine genaueren Nachrichten beſitzt. In Nepal endlich wird von der Hindubevölkerung ein eigentümlicher Dialekt, das ſogenannte Nepali, geſprochen, welches ſich an das Bengali mit ſeinen Verwandten (Oriya, Aſſami) anſchließt.

Die Grundſprache, welcher alle die ſoeben aufgezählten Idiome entſtammen, iſt dieſelbe, in welcher die älteſten Denkmäler der indiſchen Litteratur, die Hymnen der Veda, abgefaßt ſind (zwiſchen 2000 und 1500 v. Chr.). Aus dieſer Sprache entwickelte ſich zunächſt, parallel mit den Volksſprachen, die Schriftſprache, welche hauptſächlich von den Trägern der indiſchen Intelligenz, den Brahmanen, gepflegt wurde, und unter dem Namen Sanskrit („vollendete Sprache“ oder „heilige Sprache“) bekannt iſt. Die Anfänge der indiſchen Volksſprache fallen für uns mit der Ausbreitung des Buddhismus in Indien zuſammen. Die Edikte des indiſchen Königs Aſoka, welche darauf Bezug haben und aus der Zeit kurz nach Berührung der Inder mit den Griechen ſtammen, ſind in einem

Digitized by Google

Idiom abgefaßt, welches für die älteste der uns bekannten indischen Volkssprachen gelten kann. Es zeigt bereits lautliche Abweichungen von der Schriftsprache. Etwas jünger als dieses Idiom erscheint das Pali, die gegenwärtige Kirchensprache der südlichen Buddhisten, ursprünglich im Nord-Osten Indiens, an der Grenze Bengalens, zu Hause. Noch jünger sind die bei den dramatischen Schriftstellern sich findenden Proben der Prakritdialekte. Prakrita bedeutet „natürliche, kunstlos entwickelte Sprache" oder „Sprache des gemeinen Volkes" im Gegensatz zur „vollendeten Sprache", dem Sanskrit. Alle diese Sprachen stehen dem Sanskrit insoferne nahe, als sie den ursprünglichen Organismus nicht aufgehoben haben, sondern meist nur lautliche Veränderungen gegenüber der alten Sprache zeigen. Die neuindischen Idiome dagegen haben den ursprünglichen Organismus eingebüßt und, gleich den romanischen Sprachen in Europa, auf den Trümmern des alten einen neuen gebildet. (F. Müller, Allg. Ethnographie, S. 511—513.)

Nach Abstammung und Religion unterscheidet man in der Bevölkerung Indiens zunächst die Anhänger der Brahmalehre, welcher fast alle Hindu arischen wie dravidischen Stammes huldigen. Sie bilden die weitaus überwiegende Majorität, im britischen Indien allein 140½ Millionen Köpfe. Zwar ist Indien die Wiege des Buddhismus, der sich aus dem Brahmanismus entwickelte, doch mußte er den Reaktionsbestrebungen des letzteren weichen, so daß nur im äußersten Norden, in Nepal, und im Süden, auf der Insel Ceylon, seine Lehren herrschend geblieben sind. Mit der alten Religion der Arier besitzt der heutige religiöse Glaube der Hindu nur mehr geringe Aehnlichkeit; etliche vedische Verse und Formen, welche die Priester recitieren, ohne sie zu verstehen, sind so ziemlich alles, was sich von der Religion der Veda erhalten hat. Innerhalb dieses Glaubenskreises, welchen man in seiner heutigen Gestalt nach seinen Priestern den brahmanischen nennt, herrschen verschiedene Sekten, darunter manche, die von Grund aus verdorben sind. Die zwei verbreitetsten Religionsparteien Indiens sind aber jene, welche dem Siwa und dem Wischnu göttliche Verehrung zollen. Diese beiden typifizieren die zwei entgegengesetzten Pole religiösen Denkens, die sich bei den Menschen stets gefunden haben und auch stets finden werden: der eine im Vaishnava zu dem Gotte aufblickend, welcher der Urheber alles Guten, der andere in der Saiva nur von dem Menschen selbst und durch seine eigenen Thaten die Erreichung des Guten erwartend. Dies ist die Hauptverschiedenheit, doch begegnen sich die beiden Sekten häufig auf demselben Terrain. Erwähnenswert sind ferner die „Dschaina", welche dem indischen Pantheon nur eine sekundäre Bedeutung beilegen. Einige betrachten die Lehre der Dschaina als eine besondere Religion, andere sehen darin eine Abzweigung des Buddhismus; die Lehre ist hauptsächlich in Gudscherat und Maisur verbreitet, zählt aber auch in Bombay und anderen Teilen Indiens viele Anhänger. Im Pandschab heißt man die Dschaina „Srangi". Sie raufen alle sechs Monate ihr Haar mit den Händen aus, binden über den Mund ein weißes Stück Baumwollenzeug und haben immer eine weiße Bürste in der Hand, um den Platz vorher abzukehren, auf den sie sich setzen. Sie sind die Zielscheibe des allgemeinen Spottes.

Digitized by Google

Zwar umfaßt der Hinduismus nicht allein eine subtile Philosophie, er giebt nicht allein hohen moralischen Wahrheiten Ausdruck, sondern er enthält auch viele Hauptzüge der christlichen Lehre. Immerhin muß man im allgemeinen sagen: Der Hinduismus hat sich nicht als eine Restauration, sondern als eine Konservierung über Indien gebreitet. Er hat aus allem vorhandenen Aberglauben Nutzen gezogen, wie grob, unmoralisch und verbrecherisch derselbe auch sein mochte, und alle mit einer philosophischen Basis versehend, hat er jeden einzelnen förmlich kryſtallisiert, zugleich zwischen sämtlichen eine Solidarität herstellend, die es ungemein schwierig macht, einen einzelnen Punkt als solchen anzugreifen. Er hat die Unterscheidungen der Klassen und Stämme nicht allein anerkannt, sondern noch durch besondere Rechtfertigung ausgeprägt, und sie in ihrer Gesamtheit gewissermaßen erstarrt, statt sie zu fusionieren, so daß in einem indischen Dorfe die verschiedenen Klassen nebeneinander leben mit weit weniger gemeinschaftlichen Interessen, Gedanken und Empfindungen, als z. B. Deutsche und Franzosen. Dies macht den Patriotismus und das Nationalbewußtsein in unserem Sinne einfach unmöglich für die Hindu, so lange der Hinduismus besteht. Indes kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß derselbe in unseren Tagen seinem Verfall entgegengeht. Der große Zersetzungsprozeß des Brahmanentums ist eingeleitet; die Macht, mit welcher der philosophische Pantheismus die Geister in der höheren Kaste gebunden hielt, ist erschüttert; die bloße Gegenwart des Christentums auf indischem Boden, die Berührung mit demselben, die Wahrnehmung christlicher Ueberlegenheit auf allen Lebensgebieten, die Verbreitung der Erziehung und europäischer Kenntnisse — das alles dringt mit unaufhaltsamer Gewalt auf den Hinduismus ein und schickt sich an, das feste Gefüge des Kastenwesens, dieses schlimmsten Feindes europäischer Sitte und Religion, zu sprengen. Die großen Götterfeste ziehen nicht mehr solche Menschenscharen an wie früher; schon bilden sich theistische Schulen, die den alten Idolgöttern nicht mehr dienen wollen. Die Preßfreiheit, die britische von dem Geiste christlicher Moralität getragene Gesetzgebung, deren Wohlthaten der Hindu doch empfindet — so vieles wirkt zusammen, das alte Hinduwesen gleichsam aus seinen Angeln zu heben und europäischen Anschauungen Bahn zu brechen. Die brahmanische Reformpartei, das sogenannte „Brahma-Samadsch", gestiftet durch Rammohan Roy, heute geführt von Debendanath Dragore, hat nun auch den Glauben an eine göttliche Inspiration der Veda fallen lassen und erstrebt einen rationalen offenbarungslosen Theismus. Sie tritt als neue Religion auf, hat ihre Tempel und Kapellen, erstrebt soziale Reformen, Abschaffung der allzu frühen Heiraten, der Kastenschranken und Verbesserung des Loses der Frauen, und übt einen großen Einfluß auf die Mittelklassen aus. Es fragt sich indes doch noch sehr, ob der indische Geist, in den höheren Klassen besonders, schon hinlänglich vorbereitet und diszipliniert sei, um die christliche Lehre verstehen und würdigen zu können. Von den gründlichsten Kennern des Hinduismus wird diese Frage verneint, und damit stimmt sehr gut die Klage der Missionäre überein, daß die Heiden gar nicht einsehen wollen, welche ganz unglückliche, bemitleidenswerte Geschöpfe sie seien, sondern sich in ihrer Lage und mit ihren Meinungen ganz zufrieden fühlen. In der That zählen die Christen in ganz Indien, unter einer Bevölkerung von 254 Millionen Menschen, kaum 900,000 Köpfe und von diesen sind 250,000 Europäer oder europäischer Abkunft, sogenannte Eurasier. Der katholische Priester Gregor erklärte ganz offen: „Fortschritte können wir bei einem solchen Volke nicht machen. Wenn ich einem Hindu von Christi Wundern erzähle, giebt er mir sofort eine lange Reihe von Wundern zum besten, welche Krischna gethan hat und wogegen unsere christlichen Wunder gar nicht aufkommen."

Religiöse Pflichten und Förmlichkeiten umgeben das Leben der Hindu wie eine undurchdringliche Mauer; ihr tägliches Leben ist eine endlose Kette von Gebräuchen und Zeremonien, welche sie mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit beobachten und die erst durchbrochen werden müssen, ehe auf einen weiteren Kulturfortschritt zu hoffen ist. Ist ein Sohn im Hause geboren, so wird der Hauspriester gerufen, der dem Kind sein „Janam-Patri" oder Horoskop aufsetzt, das gewöhnlich sorgfältig aufbewahrt wird. Das Haus ist infolge der Geburt für zwölf Tage unrein, niemand trinkt und ißt in demselben. Nach 40 Tagen badet die Frau und der Hauspriester giebt dann dem Kinde einen Namen. Bis zum fünften Jahre wird das Haar des Kindes nicht geschoren; dann wird es zu einem „Tirtha" (heiligen Badeort) gebracht, wo sein Haupthaar von einem Brahmanen geschoren wird. Wenn der Knabe 8—12 Jahre alt ist, so wird sein Kopf rasiert, der Hauspriester lehrt ihn, wie man die „Tschauka" macht (ein mit Kuhmist überstrichener Ort, wo die Hindu essen), er unterrichtet ihn in der „Sandhya" (religiöse Meditation, Hersagen von heiligen Sprüchen aus den Veda, Wasserschlürfen ꝛc., was die

Digitized by Google

drei ersten Kasten bei Sonnenaufgang, mittags und bei Sonnenuntergang zu thun haben) und der „Gayatri" (dem heiligsten Verse des Rig-Veda, der stille hergesagt und gebetet werden muß). Ist dies geschehen, dann legt ihm der Priester die heilige Schnur um, die über die linke Schulter nach rechts getragen wird und aus groben baumwollenen Fäden besteht, die nicht zusammengezwirnt werden, worauf im Hause Festlichkeiten veranstaltet werden. Der Knabe wird nun als mündig angesehen und hat die sechs einem Hindu obliegenden Pflichten zu beobachten: er muß einen Haarschopf auf dem Kopfwirbel tragen, während der übrige Teil des Kopfes rasiert wird, er muß das „Dhoti" anlegen, ein Tuch, das um die Hüften geschlungen und hinten eingesteckt wird, nach Art einer Unterhose, er muß die heilige Schnur tragen, in der Hand eine Art Rosenkranz aus dem Holze der Basilienstaude verfertigt halten, und auf der Stirne die heilige Marke mit roter oder weißer Farbe auftragen. Ist er 12—14 Jahre alt geworden, so ist das Hauptdichten und Trachten seiner Eltern, ihm eine ebenbürtige Frau zu verschaffen, denn um jeden Preis wollen sie ihre Kinder noch während ihrer eigenen Lebenszeit verheiraten. Die Präliminarien dazu besorgt in der Regel der Hausbarbier, der mit allen Familiengeheimnissen wohl vertraut ist. Sind die beiden Häuser unter der Hand verständigt und der Partie nicht abgeneigt, so wird die Verlobung auf folgende Weise zustande gebracht. Der Vater des Mädchens schickt durch den Barbier sechs Datteln und eine Rupie in das Haus des Vaters des Knaben, zum Zeichen, daß er seine Tochter dem Knaben zur Frau überlassen wolle. Wenn der Barbier im Hause des Vaters des Knaben angekommen ist, so streichen die Hausbewohner Oel auf beide Seiten der Mauer an der Thüre und führen ihn dann ins Haus herein, ihn freundlich bewillkommnend. Dann versammeln sich die fünf Kasten-Schiedsrichter und die Verwandten und lassen den Hauspriester die „Tschauk" von Mehl machen, welche er den Knaben anbeten läßt. Diese Tschauk ist ein viereckiger Platz, auf welchem Mehl gestreut wird und in dieses macht der Priester verschiedene Zeichen, um gute Vorbedeutungen zu erhalten. Ist dies geschehen, so wirft der Barbier die sechs Datteln und die Rupie in des Knaben Schoß, macht die „Tika", d. h. die gewöhnlich aus roten oder weißen Strichen bestehende religiöse Marke auf seine Stirne und sagt zu dem Vater des Knaben: ich gratuliere. Dann verteilt der Vater je nach seinem Vermögen Rupien und Kupfergeld an die anwesenden Brahmanen und Barbiere und teilt unter seinen Verwandten Zuckerbackwerk aus. Nachdem dies verzehrt ist, gratulieren ihm alle und gehen nach Hause. Diese Verlobung gilt als bindend und es wäre für beide Familien eine Schande, sie danach wieder zu lösen.

Wasserbehälter aus Leder (Indien).

Zuweilen werden Kinder schon im zartesten Alter miteinander verlobt und Mädchen fast immer mit 8—10 Jahren verheiratet; doch gehen sie nicht in das Haus ihres Gatten, ehe sie dreizehn Jahre alt sind. Gewöhnlich finden zwei Hochzeitsfeste statt, das eine bei der Verlobung, das andere, wenn die Jungfrau in ihr neues Heim geführt wird. Die Eltern des Mädchens bestimmen den Tag der Heirat, nachdem der Hauspriester den günstigen Moment dafür aus den Sternen herausgelesen hat. Sie senden dann ein Schreiben an die Eltern (oder nach Umständen an die Verwandten) des Knaben, worauf sich die fünf Kasten-Schiedsrichter und die Verwandten versammeln und dasselbe in den Schoß des Knaben legen. In diesem Schreiben ist angegeben, wie viele Wagen und wie

viele Menschen der Vater der Tochter zum Hochzeitszug eingeladen hat, auch ist der Tag der Hochzeit darin bestimmt. Sieben Tage vor der Hochzeit werden die Braut und der Bräutigam mit einer aus Mehl, Oel und einigen wohlriechenden Stoffen bestehenden Komposition wohl abgerieben und gewaschen, was oft dringend nötig ist. Wenn am Hochzeitstage der Bräutigam auf einem Pferde reitend, in Begleitung seiner Verwandten unter einer fürchterlichen, ohrzerreißenden Musik im Hause seines Schwiegervaters ankommt, so ziehen sie ihm dort ein schönes Kleid an, auf sein Haupt setzen sie eine Art von Diadem aus Silber und Gold und auf seine Stirn binden sie einen Kranz aus Goldfäden bestehend. Dann wird ein Feuer im Hofraum angezündet, um das der Priester den Bräutigam und die Braut viermal herumführt. Ist einmal die Braut viermal um das Feuer herumgeführt, so darf sie dann, auch wenn ihr Gemahl stirbt, nicht mehr heiraten. Am zweiten Tage rufen die Eltern oder Verwandten der Braut die Eingeladenen zusammen und bewirten sie mit allerlei süßem Backwerk, wobei auch viel gesungen wird, besonders von dem weiblichen Teile, der in den Frauengemächern notorischer Weise sich oft mit obscönen Liedern und Possen vergnügt. Am dritten Tage der Festlichkeiten wird Reis mit saurer Milch aufgewartet und in großen Quantitäten verspeist. Am vierten Tage werden die Hochzeitsgeschenke gegeben und die Gesellschaft zerstreut sich. Reiche Leute feiern solche Hochzeiten mit außerordentlichem Prunke. Als sich Graf Goblet d'Alviella zu Sir Mulguldaß Nathonboy in Bombay begab, welcher die Hochzeit seiner zwei Söhne beging, konnte er tausend bis zwölfhundert Frauen betrachten, welche, in die schönsten Stoffe: in weiße, blaue, gelbe, rote, grüne, mit Gold- und Silberfransen geschmückte Gaze gekleidet, in fünf langen Reihen saßen oder vielmehr zusammengekauert waren. Vor ihnen befanden sich Teller und Schüsseln, auf welchen alle Leckerbissen der einheimischen Küche lagen. Die Damen, welchen man ebensowenig Eßbestecke als Sitze gereicht hatte, bedienten sich auf die natürlichste und geschickteste Weise ihrer Hände. Zwischen den langen Reihen der Frauen bewegten sich Diener, nackt bis an den Gürtel, welche in großen Gefäßen die Speisen trugen und jenen reichten, welche sie wünschten. Das Gastmahl dauerte zwei bis drei Stunden und als die Damen abgespeist waren, kam die Reihe an die Männer. Ein nationaler Tanz beschließt gewöhnlich die Festlichkeiten. Die Tänze, von denen man sich in Europa Wunder verspricht, befriedigen nicht allzusehr die Erwartung. „Zuerst," erzählt d'Alviella, „erschienen drei Männer, einer mit einem Tamburin, die zwei anderen mit einer Art von Guitarre versehen. Ihnen folgten zwei Tänzerinnen, welche sich in Bombay eines außerordentlichen Rufes der Schönheit erfreuen, ohne daß sie besonders schön wären. Das Honorar, das eine solche Tänzerin für einen Abend erhält, beträgt tausend Frank. Im Gegensatze zu den Erscheinungen auf unserem Theater waren diese Tänzerinnen für die Soiree weit mehr gekleidet als für die Straße. Ihre Kleider waren am Halse geschlossen, die Röcke fielen in reichen Falten herab und die Pantalons umschlossen enge die Knöchel. Der „Nautsch", ein nationaler Tanz, bestand mehr im Gesange als im Tanze. Nur hie und da bewegte sich eines der jungen Mädchen und glitt bis in die Mitte des Salons, die Hände über dem Haupte und die Bewegung leicht in den Hüften markierend, so daß die mit Goldmünzen besetzten Arm- und Fußbänder ertönten. Die Lieder, welche etwas näselnd die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleiteten, waren Liebeslieder; man hätte aber ebenso gut dieselben für Hymnen halten können. Die Bewegungen entbehrten nicht einer gewissen Grazie, zu deren Erkenntnis man nach und nach gelangte, aber das Ganze ermangelte vollständig, besonders wenn man die Worte nicht verstand, jenes Lebens und jener Belebung, welche man im Oriente zu finden hofft."

Wenn man bedenkt, daß diese Feste oft eine ganze Woche hindurch dauern, wird man die ganz außerordentlichen Ausgaben ermessen, welche eine Hochzeit den Hindu verursacht. Es ist dies zwar der einzige Luxus dieses Volkes, allein er ruiniert mit einem Male Familien, die nicht sehr wohlhabend sind und doch nicht den Mut besitzen, sich der Tyrannei der Sitte zu entziehen. Es wird deshalb die Geburt einer Tochter als ein Unglück angesehen und vornehme Radschputen ziehen es vor, ihre Töchter gleich nach der Geburt in warmer Milch zu ertränken, weil sie die Hochzeitsauslagen für ihre Töchter fürchten. Auch sonst ist die Mädchentötung in Hindustan sehr gebräuchlich (Revue d'Anthropologie Vol. III, p. 705—706. Globus, Bd. XVIII, S. 3a, Bd. XX, S. 256). Viele der am Leben gelassenen Mädchen werden wegen gänzlicher Vernachlässigung gebrechlich und krank. Um nun den Erwachsenen der mädchenmordenden Stämme Frauen zu verschaffen, hat sich eine Art Heiratsmaklergilde gebildet, die anderswo Mädchen raubt und kauft und jenen verkauft; ja zu Mannukgunge bei Kalkutta existierte vor mehreren

Digitized by Google

Jahren, und vielleicht auch noch jetzt, ein förmlicher Mädchenmarkt, wo Mädchen von etwa dreizehn Jahren öffentlich zum Verkaufe ausgestellt waren.

Den Mittelpunkt des geselligen Lebens bei den Hindu bildet der Haushalt; aber der äußeren Welt ist derselbe nicht leicht zugänglich, denn das Haus, namentlich der höheren Kasten, ist in jeder Beziehung ein Heiligtum, in welchem der Vater fast unumschränkte Autorität ausübt, zugleich aber auch für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der ganzen Familie zu sorgen hat. Denn die verheirateten Söhne führen ihre Gattinnen unter das väterliche Dach, unter dem dann auch die Enkel aufwachsen. Nächst dem Oberhaupte der Familie steht dessen Gattin, deren Stellung sehr mannigfaltige und schwierige Pflichten umfaßt, besonders in Achtung. Ihre Haupttugend ist die Sparsamkeit, denn der Charakter der Hindu ist jeder Verschwendung abgeneigt. Außerdem ist die Hindufrau ein Muster von Hingebung, Keuschheit und Selbstlosigkeit. Sie besitzt natürlichen Verstand und gutes Gedächtnis, ist aber meist wenig gebildet, trotzdem liegt der Unterricht der Töchter fast ganz in ihren Händen. Die beklagenswertesten Familienmitglieder sind unstreitig die Schwiegertöchter, weil sie keine selbständige Beschäftigung haben und ganz unter der Kontrolle der Schwiegermutter stehen. Mit Ausnahme der letzteren führen sämtliche weibliche Personen des Haushalts ein sehr abgeschlossenes Leben, ja genau genommen sind sie eigentlich auf den bloßen Umgang mit den Kindern beschränkt. Ohne Erlaubnis des Familienvaters dürfen sie das Haus nicht verlassen, ja kaum die äußeren, für die Männer bestimmten Räume des Wohnhauses betreten. In Gegenwart der Schwiegermutter oder einer älteren Frau dürfen sie nicht den Schleier lüften oder die Lippen öffnen, um mit ihrem Manne zu sprechen. In Gegenwart von Männern zu essen, gilt für höchst unschicklich; deshalb kauern die Frauen zur Essenszeit auf der Erde und warten, bis die Männer ihre Mahlzeit vollständig beendet haben. Sie, sowie ihre Kinder, müssen dreimal täglich baden und die Kleidung wechseln; würden sie diese Pflicht der Reinlichkeit versäumen, so dürften sie keinerlei häusliche Arbeit zur Hand nehmen. Ihre Erholungen sind sehr beschränkt; einige lesen, andere, welche diese Kunst nicht verstehen, zerstreuen sich durch Handarbeit und Kartenspiel, oder sie hören sehr kindische Erzählungen an, wobei sie eine große Vorliebe für alles Phantastische bekunden. Dies liegt übrigens im indischen Volkscharakter überhaupt, wie aus den uns bekannten zahlreichen indischen Märchen deutlich hervorgeht. Im übrigen werden schon im zarten Alter von fünf Jahren die Gedanken der Mädchen auf die Ehe gelenkt, und beten sie um zärtliche und treue Gatten. Ein Hinduweib fürchtet nämlich nichts so sehr, als daß ihr Mann eine zweite Frau neben ihr nehmen möchte; denn Polygamie ist gestattet, namentlich wenn die erste Frau keine Kinder hat. Als ein anderes schweres Uebel betrachten sie die Witwenschaft. Wenn ein Mädchen ihren Gatten verliert, noch ehe sie das Haus ihrer Eltern verlassen hat, muß sie doch während ihres ganzen Lebens Witwe bleiben. Als solche aber wird sie als Ausgestoßene, als unreines Geschöpf betrachtet und darf sich nicht mehr an den geselligen und häuslichen Angelegenheiten des Lebens beteiligen; ist sie gar kinderlos, so wird ihr dies geradezu als Verbrechen angerechnet. In neuester Zeit sind allerdings, was früher unerhört, einige seltene Fälle von Wiedervermählungen von Witwen vorgekommen. Der ehemals allgemeine Brauch der „Sati" oder „Suttee", nach dem die Witwe gezwungen war, sich auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten lebendig dem Flammentode zu weihen, ist jetzt fast völlig erloschen, kommt aber vereinzelt wohl noch im Innern vor, wo die Briten weniger Einfluß haben und Personen fehlen, welche die Ausübung dieser Sitte zur Anzeige bringen würden.

Die Stellung der Hindufrauen beginnt übrigens neuerdings durch den Einfluß der Engländer mehr und mehr eine andere zu werden. Denkende Hindu, welche Gelegenheit hatten, die Vorzüge der westlichen Kultur kennen zu lernen, sind sehr bemüht, ihren Frauen und Töchtern die Vorteile derselben zuzuwenden. Schon hat die weibliche Erziehung solche Fortschritte gemacht, daß im ganzen 2000 Mädchenschulen bestehen, in denen 50,000 Schülerinnen erzogen werden. Wenn man aber die ungeheure Ausdehnung des Landes bedenkt, die etwa zwei Drittel des Flächenraumes von ganz Europa beträgt, so wird man zugeben, daß dieser Fortschritt für die Millionen von Eingeborenen nur ungenügend zu nennen ist. Auch muß man bedenken, daß eine große Anzahl indischer Frauen und Mädchen jedem Einflusse der Schule unerreichbar ist, weil dieselben ja eben ihr lebenlang in der Abgeschiedenheit der „Zenana" (Frauengemächer) eingeschlossen gehalten werden, und wenn es nicht gelingt, die Bildung dort hinein zu tragen, so können und werden sie nie herauskommen, um diese zu suchen. Deshalb hat sich in England eine Gesellschaft gebildet, welche unabhängige englische Damen aussendet, um in

L 254

Digitized by Google

Indien als Zenana-Lehrerinnen zu wirken. Natürlich können die auf solche Weise ausgestreuten Samen nur langsam reifen. Uebrigens wäre es ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß die geringe Bildung der Hindufrauen ausnahmslos sei; vielmehr besitzt die moderne Hindulitteratur ebensogut ihre weiblichen Berühmtheiten als die deutsche. Die schriftstellernden Frauen Hindostans sind ausschließlich Dichterinnen und tragen dann neben ihrem gewöhnlichen Namen immer noch einen Beinamen, der sich auf ihre Werke bezieht.

Stirbt ein Brahmane, Kschatry oder Waiçya, so machen seine Söhne oder Enkel, nach ihren Mitteln, einen schönen Baldachin und legen den Toten darauf, in einen Shawl oder in ein seidenes Tuch eingewickelt. Der älteste Sohn läßt das Haupt des Vaters rasieren, bindet Ringe von Kusagras um seine Hände und trägt mit drei anderen Brüdern oder Verwandten den Toten hinaus. Die übrigen Hausgenossen gehen mit bis zum Ort des Scheiterhaufens, indem sie über den Toten hinweg Blumen, Süßigkeiten, Kupfer- und Silbermünzen unter die Leute werfen, und sprechen: Sri Ram nam sat hai, d. h. „Der Name von Sri Ram ist wahrhaftig." Auf dem Verbrennungsplatze angekommen, legen sie den Toten nieder, machen eine Oblation von einer Reiskugel (aus Reis, Milch, geronnener Milch und Blumen zu einer Kugel zusammengeballt) für die Manen des Verstorbenen; auf allen vier Seiten um den Leichnam herum wird Wasser ausgegossen und ein irdenes Gefäß zerbrochen. Dann legen sie den Leichnam, mit oder ohne die Schale oder Tücher, in die er eingewickelt war, auf den Holzstoß; am vierten Tage werden die noch übrigen Gebeine gesammelt und nach dem Ganges gesendet, in den sie geworfen werden. Durch einen Todesfall wird ein Haus auf zwölf Tage unrein. Vier Jahre nach dem Tode wird zum Andenken an den Verstorbenen eine Trauerfeierlichkeit („Sradh") abgehalten, wobei eine Anzahl Brahmanen mit verschiedenen Speisen bewirtet wird; denn die Hauptsache bei solchen Zeremonien ist immer das Essen und Trinken. Wer irgend es vermag, läßt das Sradh jedes Jahr wiederholen.

Die Gebräuche der Sikh sind verschieden von denen der Hindu. Die echten Sikh gebrauchen keine Brahmanen, die sie hassen, noch achten sie auf die Veda oder sonstige heilige Schriften der Hindu, sondern das heilige „Granth" (Buch) ist die Richtschnur ihres Glaubens und ihres Lebens. Echte Sikh achten darum nicht auf die Kaste und tragen auch nicht die heilige Schnur, wie die drei höhern Hindukasten. An die Stelle des Anlegens der heiligen Schnur tritt bei dem Sikhknaben im Alter von sieben bis zehn Jahren die Einweihung oder der „Tahul", der in Amritsar, wo der heilige Tempel der Sikh steht, vollzogen wird. Dies geschieht auf folgende Weise. Fünf Sikh, worunter wenigstens ein „Granthi" (ein Vorleser des heil. Granths) sein sollte, versammeln sich am Teich des heiligen Tempels; es wird aus dem heiligen Teich Wasser in ein Gefäß geschöpft, in welches etwas Zucker geworfen und mit einem zweischneidigen Dolch umgerührt wird. Der Einzuweihende steht da mit den flachen Händen aneinander gelegt und in die Höhe gehalten, und sagt den kurzen, in Versen abgefaßten Sikhglauben her. Der Granthi spritzt dann etwas von diesem Wasser in sein Gesicht und auf seine Person, und giebt ihm dann auch davon zu trinken, worauf der Novize ausruft: „Wah Guru! (Heil dem Guru!), Guru-ji ki fathe!" (Sieg dem Guru!); die übrigen trinken dann den Rest des Wassers aus. Die ganze Zeremonie schließt mit einem Bade in dem heiligen Teiche. Die Mädchen werden jetzt nicht eingeweiht, früher aber soll es auch geschehen sein. Sonst belästigen sich die Sikh nicht viel mit Zeremonien; ihr Hauptgebot ist, das heilige Granth zu lesen, oder es lesen zu hören, was gewöhnlich von einem Granthi in einem „Dharmsal" (dem Versammlungsort der Sikh) geschieht. Die Sikh heiraten etwas später als die Hindu, und sind darum auch ein viel kräftigerer Volksschlag. Die echten Sikh gebrauchen bei ihren Heiraten nur Granthi, die dabei einen passenden Abschnitt aus dem Granth vorlesen; der viermalige Umgang um das Hochzeitsfeuer findet nicht statt. Die Sikh scheren nie das Haupthaar noch den Bart, sondern lassen alles wachsen, und binden ihr Haupthaar in langen Zöpfen um das Haupt. Sie tragen eine Art enganliegender Hosen, einen hohen Turban, in dem sich etwas Stahl befinden muß, da jeder Sikh Stahl bei sich haben soll. Ihre Toten verbrennen sie wie die Hindu, wobei aber nur das Granth gebraucht wird; Sradh und sonstige Zeremonien der Hindu verwerfen sie als gottlos. Es giebt aber viele Sikh, welche die Kasten festhalten und auch der Brahmanen sich bedienen, wie die übrigen Hindu. Sie betrachten sich einfach als Schüler (Sikh) Nanaks, ehren auch den Granth, aber sind nicht aus dem Schoße des Hinduismus ausgetreten. Es ist wohl bekannt, daß die gegenwärtige Zeitrichtung unter den Sikh dahin geht, wieder zum Hinduismus zurückzukehren, seit ihnen die weltliche Macht und zeitlicher Vorteil entzogen sind.

Digitized by Google

Eine wichtige Klaſſe der Hindu ſind die eingebornen Muhammedaner, deren man jetzt mehr denn 50 Millionen in Indien zählt, ſo daß ſie ein Sechſtel der Geſamtbevölkerung ausmachen. Sie bilden keine eigenen Gemeinden, ſondern leben unter den andersgläubigen Hindu und ſind aus dieſen durch Annahme des Islam erwachſen. Die Einführung des Islam in den Gangesländern datiert aus dem elften Jahrhundert vom Einfall der Afghanen; vor der Spitze des Schwertes beugten ſich die Hindu und nahmen damals, wie ſpäter unter den erſten Mogulſultanen zu Delhi, die Lehre Muhammeds an. Die Zahl der fremden Muſelmänner, die ſich in Indien niederließen, iſt indes ſehr gering und ihr Blut hat nur in wenigen nicht volkreichen Gruppen Spuren zurückgelaſſen, wie in den Pathan, den Nachkommen der afghaniſchen und perſiſchen Eroberer, die ſich am zahlreichſten im Nordweſten finden, aber in ganz Indien nicht zwei Millionen erreichen; größere Anſprüche machen die Mogul, die Nachkommen der türkiſch-tatariſchen Eroberer. Die große Mehrzahl der gegenwärtigen Bekenner des Islam in Indien iſt aber nicht von fremdem Blute, ſondern entſtammt niederen Kaſten der Hindu. Den Urſachen des Uebertritts zum Islam entſpricht die geographiſche Verteilung der „Muſſalman“, wie die Engländer ſie nennen. Nächſt dem Pandſchab und Sindh, wo jeder Eroberer Indien zuerſt betrat und ſich Araber, Afghanen und türkiſch-tatariſche Völker in größerer Zahl niederließen als irgendwo ſonſt, hat Bengalen die meiſten Muhammedaner. Im Pandſchab und Sindh bilden die Moslemin längs der ganzen Weſtgrenze vom Meer an bis zum Himalaya hinauf nirgends unter 80 Proz. der Bevölkerung, in den Diſtrikten zunächſt den Hauptpaßübergängen um Peſchawar nach Afghaniſtan nicht unter 90 Proz., Zahlen, wie ſie ſonſt im ganzen Reiche nirgends wiederkehren; öſtlich von Kalkutta erſtreckt ſich nördlich bis zu den Vorbergen des Himalaya, weſtlich bis zu den rohen Jagdvölkern an der birmaniſchen Grenze ein breiter, äußerſt dicht bewohnter Streifen Landes, wo niemals unter 50, durchſchnittlich aber 70 Proz. Muhammedaner ſitzen. Um Delhi herum, der Kaiſerreſidenz der vorengliſchen Mogulherrſcher, wohnen nur 20 Proz., und nur nordweſtlich davon ſteigt die Zahl bis zu 33 Proz., fällt aber dann, und überſteigt nirgends mehr in ganz Hinduſtan bis hinab in die Deltaländer Bengalens die Zahl von 19 Proz. Entſprechend der Zuſammenſetzung der Muhammedaner iſt Gliederung in Kaſten vorherrſchend nur in den Landſchaften mit ausgebildetem Hindukultus, während unter den aus den niederen Volksſchichten herausgewachſenen Bekennern des Islam die große Mehrheit (in Bengalen bis zu 94 Proz.) auf die Frage nach der Kaſte keine andere Antwort zu geben wußte, als daß ſie Moslemin ſeien. In Oude machte man die Bemerkung, daß die Aufteilung der Gruppen und Mehrung der Kaſten unter den höheren Klaſſen der Muhammedaner in derſelben Weiſe vor ſich gehe wie unter den Hindu; ſonſt ziehen mit dem Islam die Titel „Scheikh“, „Sayad“, „Pathan“ und „Mogul“ für angeſehenere Familien ein, und da der Begriff Kaſte dem Weſen des Islam fremd, den Neubekehrten anſtößig iſt, ſo beſtimmen hier frühere Zuſammengehörigkeit und Beſchäftigung die Gliederung, wobei jedoch der Einfluß der Hinduumgebung dazu führte, daß landſchaftlich einige Gruppen ſich

Digitized by Google

von anderen kastenartig abschließen. (Emil von Schlagintweit in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 29. August 1877.)

Die Grundlehren des Islam haben unter den Indern mannigfache Veränderungen erfahren, stellenweise ist es geradezu schwer die alte Lehre herauszufinden. Zahlreich sind Sekten und sie bekämpfen sich zeitweise blutig. Politisch fällt am meisten ins Gewicht der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten. Die Sunniten bilden nun die große Mehrzahl; die vorliegenden Zahlen schwanken zwischen 89 bis 96 Prozent Sunniten, nur der Rest entfällt auf Schiiten. Im ganzen ist der indische Mussalman nicht bigott und wenig eifrig in seinem Glauben; die fanatischen Wahabi, die sich den Beruf auferlegen, jederzeit zum Kreuzzuge gegen die Andersgläubigen auszuziehen, haben von ihrer Heimat Arabien aus bis zur Südspitze Indiens hinab Anhänger, aber sie gewinnen wenige neue Mitglieder und verschwinden der Zahl nach. Nur im Pandschab trifft man in den nördlichen Grenzdistrikten öfter Wahabi. Beachtenswerter als die Wahabi sind für Indien gegenwärtig die „Chodscha" — Schiiten, welche eine Fortsetzung der Persönlichkeit Alis, des vierten Kalifen, durch Herabsteigung in seinen jeweiligen Imamnachfolger behaupten und diesem Stellvertreter des Propheten geradezu göttliche Ehren erweisen; dieser wohnt in Bombay und wird unter dem Titel „Aga Chan" geehrt. Die Chodscha sind unternehmende Kaufleute, wohlhabend, wohnen in Bombay in einer eigenen nach ihnen benannten Straße, und unterhalten rege Verbindungen mit ihren Glaubensgenossen in anderen Orten Indiens. Harmlos ist dagegen der große Haufe und geradezu nur dem Namen nach Muhammedaner. Noch heute wie vor sechzig Jahren treffen in Bengalen Mussalman und Hindu bei demselben Heiligenschreine zusammen und beten zu demselben Gegenstande der Verehrung, nur daß ihm jede Gruppe einen anderen Namen beilegt; statt einen Brief „im Namen Gottes" zu beginnen, setzt der Bengali Mussalman den Namen einer Hindu-Gottheit vor sein Schreiben. Die Gebräuche der Muhammedaner sind zwar fast überall die gleichen, da sie durch den Koran und die Ueberlieferung fixiert sind. In Indien ist ihnen aber viel von den alten Hindu- und Lokalsitten beigemischt, ja der gemeine Muhammedaner ist gewöhnlich so unwissend, daß er sich kaum über den Heiden erhebt; mit Ausnahme des Hersagens der „Kalimah" (des muhammedanischen kurzen Glaubensbekenntnisses) steht er fast in allem dem niederen Hindu gleich, nur seine Kleidung unterscheidet ihn äußerlich von demselben. Die Vielweiberei findet man selten unter den niederen Ständen, da sie ein Luxus ist, den der Arme sich nicht erlauben kann, wohl aber ist sie unter den Reicheren an der Tagesordnung. Die Frauen der Vornehmeren sieht man selten öffentlich und dann immer aufs tiefste verschleiert (mit dem häßlichen „Burka" oder Hemd), die gemeinen dagegen arbeiten öffentlich, besonders auch auf den Feldern, wo sie immer ohne allen Schleier und oft nur notdürftig bekleidet sind. Die Muhammedaner heiraten alle sehr frühe (wie auch die Hindu), zwischen 12 bis 14 Jahren, was die Folge nach sich zieht, daß sie oft mit 30 Jahren schon ein ganz greisenhaftes Aussehen haben. Man muß sich eigentlich nur wundern, daß die physische Beschaffenheit des Volkes nicht noch tiefer gesunken ist, als sie in der That ist. Das ganze Leben des Muhammedaners, wenigstens im Pandschab, geht in den drei Hauptmomenten, Geborenwerden, Heiraten und Sterben auf. Ist er einmal glücklich in die Welt geboren, so verbringt er seine ersten Kindheitsjahre ziemlich harmlos und macht seinen Eltern wenig Mühe, da er keinerlei Kleidung bedarf und bis zum fünften bis sechsten Jahre nackend geht. Mit Lernen zerbricht er sich gewöhnlich nicht den Kopf, da er durch keinen Schulzwang dazu angehalten wird; soweit er nicht mit Spielen seine Zeit hinbringt, wird er zum Erwerb der Nahrung angehalten, indem er gewöhnlich das Gewerbe des Vaters ergreift. Ist er 12—14 Jahre alt, so sorgen ihm seine Eltern für ein Weib, das er heiratet, ohne es vielleicht je gesehen zu haben. Sind aber die Eltern so arm, daß sie die ziemlich hohen Hochzeitsauslagen (oft 400—800 M.) nicht auftreiben können, so muß er wohl länger warten, bis er die nötige Summe dazu aufgebracht hat; geringere Leute lassen sich oft noch eine hübsche Summe für ihr Mädchen bezahlen, verkaufen sie also gewissermaßen. Das Sterben geht bei den Muhammedanern ziemlich lautlos und stille vorüber; der Tote wird sogleich gewaschen und in ein Leintuch gewickelt; dann wird er auf eine einfache Bahre gelegt und 4 Mann laufen mit ihm in schnellem Schritt dem Begräbnisort zu, nur von wenigen Personen begleitet, wo er an demselben Tage noch beerdigt wird, da das heiße Klima keinen Aufschub auf den andern Tag gestattet. Im ganzen ist der Mussalman schmutzig, schmierig und seine Frau unmoralisch; mit Ausnahme der Grundbesitzer und einzelner Handelsklassen sind ihre Verhältnisse ärmlich. Die

Digitized by Google

Küstenbewohner sind durchgehends kühne Seefahrer; auch die Eingebornen-Armee der „Sipahi", woraus die Engländer das Wort „Sepoy" verderbt haben, wird mit Vorliebe aus den Muhammedanern rekrutiert.

Unter den Muhammedanern, Hindu und Sikh giebt es eine große Anzahl sogenannter „Fakire", welche ein religiöses, beschauliches Leben auf Kosten der

Sipahi.

arbeitenden Klassen führen. Eigentlich versteht man in Indien unter „Fakir" bloß einen Büßer muhammedanischen Glaubens; unter den Hindu heißen sie meist „Gosain" oder „Goswâmi", bei den Wischnuiten „Bairagi", „Yogi" oder „Dschogi" aber bei den Sivaiten. Diese Asketen leben entweder einzeln, unter Bäumen, an Gräbern oder Verbrennungsorten, oder sie leben nach Art der Mönche zusammen in Klöstern unter einem „Mahant" oder Abt. Die meisten sind nichts als reine Faulenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen, und sind darum auch durch den Volkswitz gebrandmarkt, aber nichtsdestoweniger finden sie ihren reichlichen Unterhalt, besonders durch

Digitized by Google

die Gunſt der Weiber. Einzelne Klöſter (aber nur ſehr wenige) zeichnen ſich durch ihren ſtreng-ſittlichen Ton und das darin herrſchende wiſſenſchaftliche Streben aus, wie z. B. das Kloſter der Nirmala Sadhu in Amritſar. Die Novizen haben keine Gelübde abzulegen, ſondern ſich nur der Kloſterordnung zu unterwerfen, ſie können auch jederzeit wieder austreten und ſich verheiraten. Alle dieſe Heiligen tragen ein rötlich-gelbes (fleiſchfarbenes) Gewand, an dem man ſie ſogleich erkennt, aber noch mehr an ihrer zudringlichen Bettelei, die ſich oft bis zur Verfluchung der unwilligen Geber ſteigert.

Indiſcher Jongleur mit ſeinem Knaben.

Manche dieſer Fakire ſind wahre Fanatiker, andere zeigen den Gipfel menſchlicher Entwürdigung, wie die Aghori oder Aghor-Panth welche, nach dem letzteren Namen zu ſchließen, unter den Hindu als „Lehrer“ betrachtet werden und nicht ſelten Brahmanen ſind. J. Forbes Watſon und J. W. Kaye berichten über dieſelben „Die Aghori ſind eine Volksklaſſe, der man häufig an den Ghats (Ganges-Ufern und Ganges-Treppen) in Benares, gelegentlich auch ſonſt in Indien und ſogar in Aſſam begegnet. Sie ſind Oger (Werwölfe, Menſchenfreſſer) und glauben, daß unter den Dingen kein Unterſchied beſtehe, ſondern alle Unterſcheidungen nur Einbildung ſeien. Ein Schlag oder Stoß iſt ihnen ſo gleichgültig wie ein Segen. Sie gehen in puris naturalibus, mit einem Menſchenſchädel in der Hand, von dem ſie das modernde Fleiſch abgenagt, und dem ſie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und worein ſie dann irgend ein Getränk

Digitized by Google

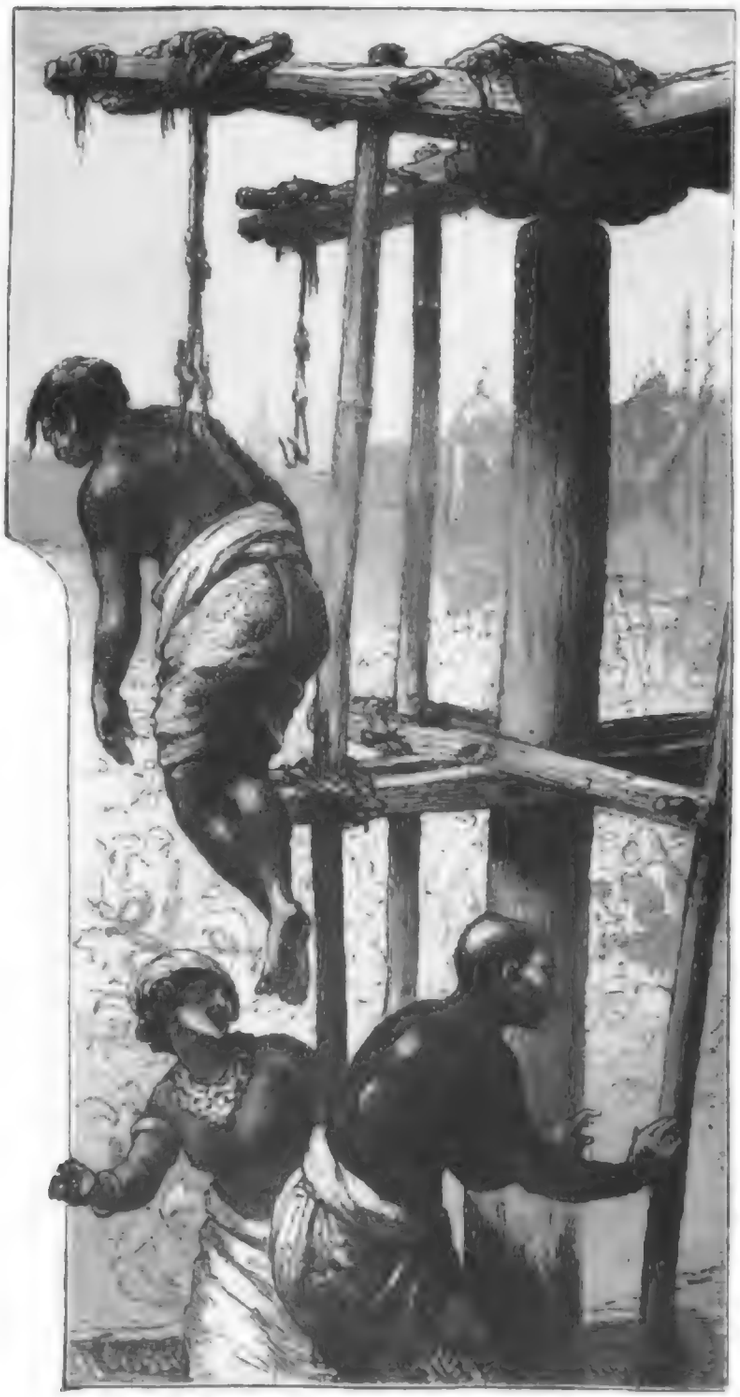
gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Waſſer. Als Speiſe dient ihnen das nächſte beſte, ein modernder Leichnam, ein Tieraas, Gekochtes oder Unrat. Mit verfilztem Haar, blutroten Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, ſo iſt der Aghori ein Gegenſtand des Grauſens und Abſcheues. Einem Wolf ſieht er ähnlicher als einem menſchlichen Weſen. Der Hindu aber betrachtet dieſe Elenden mit Verehrung, und keiner wagt ſie von ſeiner Thüre wegzujagen. Sie gehören zur ſchlimmſten Sorte unter dem vielen Geſindel der heiligen Stadt Benares und ſind jedes Verbrechens fähig. Man darf annehmen, daß die greulichen Gebräuche der Aghori-Prieſterſchaft in eine alte Zeit zurückreichen." Viele Fakire verlegen ſich auf den Verkauf von Geheimmitteln, Amuletten und dergl., andere durchziehen mit Laute und Trommel als Gaukler das Land und leiſten auf dieſem Gebiet in der That Erſtaunliches. Auch Schlangenbeſchwören iſt eine ihrer Lieblingsbeſchäftigungen, wobei ſie es oft auf die giftige Brillenſchlange (Naja tripudians) abgeſehen haben; inwieweit einfacher Betrug dabei im Spiele iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit ermitteln. Einzelne Fakire nehmen, außer ihrem Hauptgelübde, noch beſondere, bisweilen der abenteuerlichſten Art auf ſich. Die einen ſchweigen fortwährend, die anderen öffnen den Mund nur zu nachgeahmten Tierlauten; dieſer hält einen Arm ſo lange nach oben, bis er ihm ſteif für immer ſo ſtehen bleibt, jener thut das mit beiden Armen, ſo daß ihn nachher die Leute füttern müſſen, was ſie übrigens gern mit faſt anbetender Bewunderung beſorgen; noch andere ſtoßen ſich ſpitze Eiſen in den Körper, laufen zerſchunden einher und die Yogi wiſſen ſich gar durch jahrelang geübte Körperdreſſur und Selbſthypnotiſierung in einen wochen-, ja monatelangen Todesſchlaf, wie die Murmeltiere, zu verſetzen. Dieſe Fakire finden ſich ſtets in großen Mengen an den Wallfahrtsorten oder den Schauplätzen der religiös-nationalen Feſte, wie der „Mela" zu Sonepur in Nordindien, ein. Früher führten ſie an hohen Feſttagen das Schauſpiel „Tſcharak Pudſcha" auf, das darin beſtand, daß man durch das Rückenfleiſch einen an ein Seil befeſtigten Haken treiben ließ und das Seil ſodann an einen langen Querbalken knüpfte, der ſich im Mittelpunkte um einen hohen Pfahl drehte. Jetzt iſt dieſer Unfug ausgerottet. (Emil von Schlaginweit, Indien in Wort und Bild. Leipzig 1880. Fol. Bd. 1, S. 190.)

Ein Fakir.

So hoch die geiſtige Begabung des Hindu anzuſchlagen iſt, ſo wenig erfreulich malen die verſchiedenſten Beobachter deſſen Charakter. Scheu und

Digitized by Google

willfährig dem Europäer gegenüber, scheint er nur fähig, durch List sein Ziel zu erreichen, während ein Emporschwingen zu energischer That ihm versagt bleibt. Infolge des jahrhundertelangen schweren Druckes hat der Charakter der Hindu überhaupt sich sehr verschlechtert, und steht die Sittlichkeit auf niedriger Stufe. Vollständig mangelt durchschnittlich das Gefühl der Wahrheitsliebe und Mannesehre; Falschheit, Verrat und Meineid sind etwas Alltägliches. Merkwürdig kontrastieren im Hindu eine äußere Fügsamkeit und Sanftmut, die auch in der Sorge für invalide Tiere sich bethätigt, mit Ausbrüchen wilder Grausamkeit, mit einer Kaltblütigkeit des Mordens, der Gewohnheit des Kindermordes, die kaum anderswo erreicht werden. Als Tugenden des Hindu rühmt man dagegen die Mäßigung, Fassung im Unglücke, Gastfreundschaft und einen durchgehenden Zug fügsamen Gehorsams.



Religiöse Zeremonie des „Tscharak Pudscha".

Unter der arischen Bevölkerung Indiens müssen wir noch der eingewanderten Parsen gedenken, deren Kopfzahl 70 000 nicht übersteigt und außerdem entschieden in der Abnahme begriffen ist. Diese persischen Anhänger der Zarathustra-Lehre haben in Indien, wohin sie vor dem kulturfeindlichen Islam sich geflüchtet, seit Jahrhunderten eine ihnen zusagende Heimat gefunden und nehmen eine geachtete Stellung ein, ja bilden die Seele fast jeglicher kaufmännischen Unternehmung. In bezug auf Zivilisation und Kentnisse stehen sie den Europäern am nächsten; auch haben ihre religiösen Schriften viel Moral und richtige Begriffe. Mit großer Zähigkeit hängen die Parsi an ihren alten Sitten und Gebräuchen, noch mehr an ihrem Glauben, und sind deshalb dem Christentume ebenso feindlich, als es je ihre

Digitized by Google

Ahnen waren; sie bekämpfen dasselbe aufs eifrigste mit Wort und Schrift und geben in und um Bombay zu diesem Zwecke nicht weniger als zehn Journale und Zeitschriften heraus. Niemand vielleicht in ganz Indien verdankt mehr als die Parsi dem britischen Regiment, es giebt aber auch niemand in Indien, der dies besser anzuerkennen, zu schätzen und mit aufrichtigem Danke zu vergelten wüßte.

Ueberall in Indien haben starke Mischungen der eingewanderten Arier mit der autochthonen Dravidarasse stattgefunden, so daß keine der beiden Rassen, weder die Arier noch die Dravida, für unvermischt gelten kann. Der arische Indier ist vom Standpunkte der Rasse streng genommen kein Mittelländer, sondern ein Mischling aus mittelländischem und Dravidablute, und auch der Dravida, sofern er kultiviert ist, kann auf Unvermischtheit seiner Rasse keinen Anspruch machen, sondern ist ebenso ein Mischling aus Dravida- und mittelländischem Blute. Gleichwie wir vom Standpunkte der Rasse den reinen Mittelländer oder Indogermanen außer Indien suchen müssen, ebenso müssen wir den reinen Dravida dort suchen, wo er von Mischungen mit dem stammfremden Einwanderer sich rein erhalten hat, nämlich in den gebirgigen Teilen des Innern der indischen Halbinsel. Vom ethnologischen Standpunkte zerfällt die Dravidarasse in Indien in zwei, und wenn wir die Aboriginerbevölkerung von Ceylon hinzurechnen, in drei voneinander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen südindischen, oder den Mundastamm und den Dravidastamm im engeren Sinne und die Singhalesen. Was die Sprachen der zur Dravidarasse zählenden Völker anbelangt, so zeigen sie alle denselben Charakter der Agglutination, welcher die uralaltaischen Sprachen so sehr auszeichnet, daher auch manche Forscher an eine genealogische Verwandtschaft beider gedacht haben, die indes gewiß nicht vorhanden ist. Untereinander zeigen die drei Abteilungen der Dravida, Munda und Singhalesen keine genealogische Verwandtschaft.

Zum Mundastamme gehören mehrere unkultivierte Gebirgsstämme des Hochlandes von Tschota-Nagpur, südwestlich von Kalkutta, die im allgemeinen mit dem Namen Kolh bezeichnet werden. Sie zerfallen in mehrere Gruppen, die sich alle bis auf eine, die südlichste, und auch diese am liebsten mit dem Stammnamen benennen.

Diese südlichsten sind die Larka-Kolh in der Provinz Singbhum, deren Namen „kriegerisch" bedeutet, was sie aber in der Gegenwart nicht sind. Das 150,000 Köpfe zählende Volk der Larka, das sich auch Ho, Horo (= Mensch, Mann) nennt, ist wieder in Stämme oder „Kili" geteilt, deren Glieder sich nicht untereinander heiraten dürfen. Sie sind ausschließlich Ackerbauer und jede andere Arbeit ist ihnen verhaßt. Weben und Schmieden überläßt der Larka den betreffenden Hindukasten, denen er dazu in seinen Dörfern einen Platz eingeräumt hat. Unter allen Kolh sind die Larka die größten und schönsten Leute; in ihren Gesichtern herrscht große Verschiedenheit, von den edelsten bis zu den gröbsten, die Aehnlichkeit mit den mongolischen Zügen besitzen. Ebenso wechselt die Hautfarbe vom lichtesten Braun bis zum dunklen Schokoladebraun. Im allgemeinen haben sie dunkelbraune Augen und schön schwarzes Haar, bald lockig, bald schlicht, welches die Kolhdamen durch eingeflochtene Menschen- oder Bärenhaare zu einfachen Chignons in der Weise zu gestalten verstehen, daß das falsche durch den eigenen Haarknoten ganz bedeckt wird. In der Gegend von Chaybassa, der Provinzialhauptstadt, tragen die Kolhdamen anständige und nette Kleidung, während die Männer wohl halbnackt umhergehen. Die Larka sind freie Grundbesitzer; ihre früheren Häuptlinge

Digitized by Google

(„Manki") besitzen etwa 12—15 Dörfer, sind die Steuereinnehmer und Polizeiverwalter der Regierung, schlichten Streitigkeiten, setzen in die Dörfer „Munda" (Schulzen) und drücken die Bewohner gar nicht. Nördlich von den Larka, im östlichen und südöstlichen Distrikte Tschota Nagpur, auch in den Singbhum nordwestlich begrenzenden Bergen wohnen die Munda- oder Mundari-Kolh. Sie zählen etwa 400 000 Köpfe. Ihr Name ist ihnen von den Hindu gegeben und bedeutet solche, die eine Mundaverfassung haben. In jedem Dorfe herrscht nämlich einer der ältesten und angesehensten Männer als Munda, d. i. Schulze, Ortsrichter. Auch sie teilen sich in größere Familienstämme, deren Glieder nicht untereinander heiraten dürfen, nehmen aber im Unterschiede zu den Larka, welchen sie der Kleidung, den Sitten und Gebräuchen und der Sprache nach nahe stehen, die Kilinamen von Tieren. Ihre Gesichtsform ist weniger edel, die oft eingedrückte Nase, die dicken Lippen und breiten Backenknochen unterscheiden sie scharf vom indogermanischen Typus. Wie die Larka, lieben auch sie Schmuck ungemein. Im Westen und Nordwesten grenzen an die Munda die Urau-Kolh, 600,000 Köpfe stark, wovon 362,480 in der Provinz Tschota Nagpur. Sie haben mit den Munda dieselbe Schulzenverfassung und daher wohl auch den Namen gemein, denn Urau heißt der Oberste. Sie selbst nennen sich Kurunkh, d. h. Arme, ein Name, der ihre Stellung gegenüber den Gewalthabern im Lande trefflich bezeichnet, denn sie sind gleich den Munda ein unterdrücktes und geknechtetes Volk. Ihre Hautfarbe ist dunkel, zuweilen fast schwarz, die Physiognomie aber ähnlich jener der Hindu und Europäer. Ihre Kleidung gleicht der der Larka; für Reinlichkeit haben sie sehr wenig Sinn. Ungeziefer aller Art ist an ihnen heimisch; dagegen schwärmen auch sie für allerhand Schmuck. Das Haar trägt der Urau meist kurz geschoren, nur am Hinterkopfe läßt er einen Zopf wachsen, der mit Kuhdung beschmiert, wie ein Knust zusammengewickelt wird, in welchen er oben hinein seinen kleinen Holzkamm steckt. Die Frauen werden an Stirn und Schläfe tättowiert. In Bekleidung und Lebensweise gleichen die Urau wesentlich den anderen Stämmen, aber ihre Sprache ist ganz verschieden; sie gehört zu den Dravidaidiomen und ist dem Tamil ähnlich, weshalb Fried. Müller sie sowie auch die Radschmahal-Kolh oder Paharia von den übrigen Kolh trennt, sie überhaupt aus dem Mundastamme ausscheidet und den Dravida im engeren Sinne beizählt. In der Provinz Manbhum und Ramgurh finden wir die Sonthal, richtiger Santal, die zwar gewöhnlich mit Unrecht nicht zu den Kolh gerechnet werden, den Larka und Munda aber verwandtschaftlich näher stehen als die Urau. Sie wohnen nicht in einem scharf begrenzten Bezirke, sondern werden mehr in Zwischenräumen gefunden. Durch den 87. Meridian in zwei Teile geteilt, dehnen sie sich weit vom Ganges bis zum Baitarni. Die Santal Pergannah oder Santalia in Manbhum ist der Kern und zählt 200,000 Bewohner. Ob sie „furchtsam und feig" sind, wie Hunter in seinen Annals of rural Bengal versichert, ist sehr die Frage. Sie scheinen jedenfalls physisch kräftiger zu sein, als es durchschnittlich der Bengale ist, und manches ihrer Weiber trägt ein Gewicht von etlichen 30 Pfund Schmucksachen am Leibe. Ihr Aussehen, nach dem Porträt eines Santals aus den Bhagalpurbergen zu schließen, ist nichtsweniger als einnehmend, und sie scheinen auf einer tiefen Stufe der Barbarei zu stehen, da sie z. B. „ihre wenigen Religionszeremonien in betrunkenem Zustand vorzunehmen pflegen", und „alle Heiratskandidaten vor der Ehe sechs Tage lang in beliebigem Konkubinat ohne Unterschied zu leben pflegen." Dabei sollen sie aber doch „ruhig, harmlos, heiter, intelligent und gefällig" sein. Noch näher als die Santal ist mit den Munda das Volk der Bhumidsch verwandt, 30,000 Köpfe stark, in Singbhum und Dalbhum zwischen den Flüssen Kassai und Subarnarekha. Auch das eigentümliche Volk der Dschuang oder Pattun südlich von Singbhum in den Bergen von Katak und Keanjur, welches auf so tiefer Kulturstufe steht, daß sie, der Kunst des Webens unkundig, sich noch in Blätter kleiden, hängt mit den Kolh zusammen; desgleichen die im Süden Nagpurs wohnenden wenigen Karia oder Kharria. Die Dschuang sind eine diminutive Menschenspielart, die Männer selten über 1520, die Frauen nur 1423 mm hoch.

Während die Kolh Ackerbauer sind, repräsentieren die Hindu die städtischen Berufszweige, Handwerk und Handel. Doch sind auch alle anderen Berufsarten bei ihnen vertreten. In Singbhum ist die ziemlich hohe Kaste der Viehzüchter, der „Gualos", zahlreich; die niedrigsten Kasten scheinen hinduisierte Ureinwohner zu sein, unterscheiden sich auch schon durch ihre dunklere Haut von den übrigen. Zwischen Hindu und Kolh besteht die tiefste Kluft, und Kolh wie Hindu halten sich wieder von allen nicht zu ihnen gehörenden Volksgenossen abgesondert; kein Kolh wird z. B. mit einem Hindu oder einem Europäer zusammen essen, so hoch diese auch sonst in ihren Augen stehen. Trotzdem ist ein Unterschied im Kastenwesen der Kolh und der Hindu, erstere sehen in der Kaste nur

Digitized by Google

einen infolge verschiedener Arbeit nach und nach gewordenen gesellschaftlichen Unterschied der ursprünglich gleich geschaffenen Menschen. Während ferner bei den Hindu die Kaste sich mit den Standes- und Berufsklassen innerhalb desselben Volkes deckt, fällt bei den Kolh diese bloß mit den Stammesunterschieden zusammen, so daß man etwa von einer Munda-, Larka- oder Urau-Kaste reden könnte, und ist wahrscheinlich überhaupt kein bei ihnen eigentümliches Gewächs. Schriftzeichen und Bücher fehlen bei den Kolh gänzlich, ihre Dialekte lassen sich aber in zwei Gruppen teilen: einerseits die tamilähnliche Sprache der Urau, andererseits die untereinander verwandten Idiome der Munda, Larka, Santal, Bhumidsch. Die einzelnen Stämme verstehen sich unschwer untereinander, auch giebt es zwischen den Dialekten Mittel- oder Mischformen. So die Sprache der Bewohner des Bundgau im nordwestlichen Singbhum, die zwischen Munda und Larka, dem ersteren aber näher steht. Die Missionäre klagen dabei sehr über die Schwierigkeiten der Satzfügung, sowie über die Verschiedenheit der Denk- und Anschauungsweise der Kolh von der unserigen. Die religiösen Begriffe der Kolh gelangen in ihren Sagen und Sprichwörtern zum Ausdrucke. „Singbonga" — das ist der Name Gottes bei den Munda und Larka, die Urau nennen ihn „Dharme" — ist selbst geschaffen. Seine Wohnung hat er in der Sonne, die sein Werk, nicht er selbst; doch identifizieren ihn die Larka mit derselben und dorthin muß man bei allen Kolh Gebete und Opfer richten. Auf dem Singbongaglauben ruhen auch die Anschauungen von Recht und Unrecht; wenn aber auch die Kolh die Einheit des Menschengeschlechts festhalten, eine Hoffnung auf das ewige Leben und den Glauben an ein künftiges Gericht besitzen, so scheint doch alles dieses ziemlich in den Hintergrund zu treten. Obwohl sie uns als ein sehr weiches, sanftes und gefühlvolles Volk, von großer Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, als ein Volk, welches im Gegensatze zum verlogenen und betrügerischen Hindu den Eid heilig hält, geschildert werden, so übt doch den ausschließlichen Einfluß auf Denken, Thun und Fühlen der Kolh nicht Singbonga, sondern der Glaube an eine Unzahl böser Geister, sogenannter „Bonga", aus. Diese, in Bäumen, Flüssen, Bergen, Felsen wohnend, sind unsichtbar, zuweilen aber auch nicht. Sie werden nicht in Tempeln angebetet, sondern dort, wo man sie wohnen glaubt, meist in dem bei jedem Kolhdorfe befindlichen Haine, der „Sarna". Diesen Bonga, die verschiedene Namen haben, feiern die Larka fünf entsetzliche Feste, bei denen allen Leidenschaften freier Lauf gelassen, jede sonstige Ordnung aufgelöst wird. Diener vergessen ihre Pflichten gegen die Herrschaft, Kinder gegen die Eltern, Männer gegen die Frauen; alle Bande der Zucht und Sitte, besonders bei den Frauen, sind verschwunden. Nicht den gleichen, wüsten und sittenlosen Charakter haben die übrigen Feste der Kolh, doch geht es auch bei diesen schlimm genug zu. Keinem fehlt wenigstens das Saufen und Tanzen. Die Anbetung der Bonga ist aber durchaus nicht auf die offiziellen Feste beschränkt, sondern durchzieht das ganze Leben der Kolh und auch der Santal, die vornehmlich zwei bösen Geistern, dem „Jarnabonga" und „Jahkrburhi" dienen. Auch Götzenbilder finden sich bei diesen, geschnitzte Holzbilder der Eltern, die wenigstens der älteste Sohn zu verehren verpflichtet ist. Der Glaube an Besessenheit ist allgemein, und schauerlich sollen solche Besessene aussehen, wenn sie, in Ketten gebunden, ohnmächtig wüten. Mit Hilfe des Teufels können sich Menschen auch in Tiger verwandeln; solche Tiger seien noch viel wilder und blutdürstiger als gewöhnliche; getötet, verwandelten sie sich dann wieder in Menschen. Zauberei hängt natürlich ganz eng mit dem Bongaglauben zusammen. Läßt sich ein Uebel nicht direkt auf den Zorn eines bösen Geistes zurückführen, so setzt man den Zauberspruch eines Zauberers oder einer Hexe voraus. Letztere müssen dann getötet oder aus dem Lande getrieben werden. Um die Zauberer ausfindig zu machen, ist ein „Sokha" oder Zauberfinder angestellt, der durch allerlei Hokuspokus die Hexe namhaft macht. Früher wurde diese samt ihrer Familie getötet, jetzt tritt die englische Regierung solchem Unwesen, soweit möglich, mit Energie entgegen. Nicht nur Weiber werden des Bundes mit den bösen Geistern beschuldigt, sondern auch Männer; vorzugsweise aber erstere und zwar nicht bloß alte und häßliche, sondern mitunter junge Mädchen. Auch im Achten auf gute und böse Anzeichen tritt der Aberglaube bei den Kolh auf. Sich im Besitze ihrer Güter zu halten und alle Uebel abzuwehren, ist der Zweck ihrer Religiosität. Ihr Gottesdienst ist der ausgesprochenste Egoismus in Form religiöser Gebräuche. Nationallaster sind Trunksucht, Unzucht, zugleich die Ursache weit verbreiteter böser Krankheiten, grenzenlose Faulheit, während die Grausamkeit der sonst gutmütigen Kolh auf Rechnung ihres Aberglaubens zu setzen ist. (L. Nottrott. Die Gossnersche Mission unter den Kolh. Halle 1874. 8. S. 29—154.)

Digitized by Google

Zu den Kolhstämmen, welche trotz ihrer dunklen Hautfarbe in Knochen- und Schädelbau, sowie in den Gesichtszügen an Verwandtschaft mit dem arischen Typus erinnern, gehören wahrscheinlich auch die Savara der Provinz Madras, die Mehto von Belaspur und die Gadaba (Gudba) vom östlichen Bustar und Dschaipur. Die eben angeführten Kolhstämme sprechen noch jetzt ihre Sprache, während andere Stämme, welche ebenfalls hierher gehören, diese eingebüßt und eine andere angenommen haben. Dazu zählen die Kol oder Kuli in Gudscherat, welche wohl dem Namen nach mit den vorigen identisch sind, ein Ackerbau treibender, wilder Stamm, der sich aber in Sprache und Sitten von den brahmanischen Hindu nicht unterscheidet. Die Ramusi wohnen im Süden Punas bis Kolapur und die Warali und Katodi oder Katkari, die ersteren in den Wäldern im Südosten Damans, die letzteren an der Westseite der Ghat, zwischen Puna und Nasik, und an der Ostseite und im Norden zwischen der Daman Ganga und Tapti. Die Bhil oder Bhilla, ein weit ausgebreiteter Stamm, wohnen in den Wäldern der Anhöhen, welche die Flüsse Tapti, Nerbudda und Mahi begleiten; sie reichen im Osten bis zur Varada, an das Gebiet der Gonda. Im Süden reichen sie in den Westghats bis gegen Puna und Daman. Sie finden sich auch in den Bergen Gudscherats und von da westwärts und nordwärts. Die Bhil sind ein sehr stark gemischter Stamm, welcher Sitte und Sprache größtenteils von jenen kultivierten Völkern, in deren Gebiet er lebt, angenommen hat. Die Mera (Mhair) sitzen in der Aravulli zwischen Komulmer und Adschmir, wo sie Ackerbau treiben, die Mina, ein mit den vorigen innig verwandter Stamm, wohnen in dem Gebirgszuge, welcher von Adschmir gegen die Dschamuna hin verläuft. (F. Müller, Allg. Ethnogr., S. 462—463.)

Die Bhil sind mittelgroß, 1683 mm hoch und kräftiger gebaut als die Hindu; die Gesichtszüge haben etwas Grobes, die Nase ist fast platt, die Backenknochen sind vorstehend, das schwarze Haar hängt wirr herab. Im Verhältnis zur ganzen Höhe ist der Kopfumfang mit 335 mm sehr groß. Die Frauen sind schlanker und von weniger dunkler Hautfarbe. Als Bekleidung dient dem Bhil bloß der dreifingerbreite Hüftenschurz („Languti"). Der Mann trägt immer Bogen und Pfeil, womit er sogar Tiger erlegt. Hauptbeschäftigung sind Jagd und Fischfang. In bezug auf Nahrung sind sie nicht wählerisch, da sie auch Ratten und Schlangen verzehren. Die Bhil zerfallen in eine große Menge von Stämmen und unterscheiden sich selbst in „Udschvala", d. h. Glänzende und „Kâla", d. h. Schwarze, womit sie Reine und Gemischte bezeichnen. Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, einen Fürsten, „Rawut", dem er blindlings gehorcht; dieser ist Anführer bei allen Raubzügen. Ohne Krieg können die Bhil nicht leben und in Ermanglung eines äußeren Feindes befehden sich die Nachbarstämme; bei gemeinsamer Gefahr vereinigen sich jedoch alle. In allen Thälern wird der Kriegsruf, „Kifri", erhoben; ein Dorf schreit ihn dem andern zu; binnen wenigen Stunden sind Hunderte von Kriegern auf einem Punkte versammelt, zum Aufbruche bereit. Die Dörfer, „Pal", liegen allemal auf Anhöhen, welche die Straßenzüge beherrschen und jedes Haus bildet eine Art Festung. Die Ortschaft wird durch einen hohen Zaun von Strauchwerk und Stachelpflanzen geschützt. Bei herannahender Gefahr werden die Herden von den Frauen und Kindern in tiefe Höhlen getrieben. Das Kastenwesen ist den Bhil fremd. Weiber nimmt man aus einem andern Stamme; Feierlichkeiten finden bei der Vermählung nicht statt. An einem bestimmten Tage kommen die jungen Leute zusammen, jeder Jüngling sucht sich ein Mädchen aus, geht mit demselben auf einige Tage in den Wald, und wenn er mit der Schönen wieder sichtbar wird, ist sie seine Frau. Trennung der Ehe giebt es nicht. Auch die Religion ist sehr primitiv; als Hauptgottheiten werden die Elemente und die Krankheiten betrachtet; den Tempel bildet ein hoher Haufe mit rotem Ocker begossener Steine oder ein mit rohem Schnitzwerk verzierter Steinblock. In hoher Verehrung steht der Riesen-

Digitized by Google

baum Mhowah, der ihnen Speise, Holz und ein berauschendes Getränke liefert; an seinen Zweigen hängen sie Geräte aus Eisen auf, für welches Metall sie gleichfalls hohe Verehrung hegen. (Globus, Bd. XXI, S. 193—195.) Auch haben die Bhil einige religiöse Vorstellungen der Hindu angenommen, stellen Hanuman an die Spitze ihres Pantheons und verehren daneben Mahadevo, die Kali u. s. w. Wenige sind Muhammedaner geworden. Die Bhil haben ihre besonderen Priester („Rawel") und Barden („Bhat"), die in großem Ansehen stehen, sowie einige Wahrsager („Bareva"), die zugleich Aerzte sind. Vor einiger Zeit ist unter den Bhil ein religiöser Reformator, Namens Surdschi, aufgetreten. Er predigt den Glauben an einen Gott, Frieden und Freundschaft, und nimmt seinen Anhängern einen Eid darauf ab, daß sie sich aller Verbrechen und Vergehen, aller geistigen Getränke und der Tötung lebender Wesen enthalten, nur von Bodenprodukten leben und vor der Mahlzeit sich baden wollen. (Globus, Bd. XXIX, S. 224.) Die Gesamtzahl der Bhil beträgt zwei, ja vielleicht sogar drei Millionen Köpfe. In den Thälern von Mewar trifft man viele Bhilala, Mischlinge von Bhil und Radschputen, die ein verschlechtertes Produkt bilden, indem sie keine von den guten Eigenschaften ihrer Stammeltern aufweisen. Den Bhil rühmt man Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und unverbrüchliches Halten eines gegebenen Versprechens nach.

Der Dravidastamm im engeren Sinne zerfällt in zehn große sprachlich geschiedene Abteilungen, deren nördlichste die schon in einem früheren Abschnitt beschriebenen Brahni in Beludschistan sind. Auch von den Urau- und den Radschmahal-Kolh, der zweiten Gruppe, haben wir schon gesprochen. Von den letzteren, die sich auch Maler, d. h. Bergbewohner oder Paharia nennen, tragen wir hier noch nach, daß sie von Bhagalpur am Ganges bis nach Birbhum im Süden und Ramgar im Westen oder, nach anderen Angaben, von Radschmahal bis Burdwan wohnen. Sie finden sich nur in den nördlichen Gegenden rein und an der alten Sprache festhaltend vor, während sie im Süden bengalische Sprache und Sitte angenommen haben. Sie sind von mittlerem Wuchse und dunkler Hautfarbe, immerhin lichter jedoch als die arischen Bengalen, mit breiter Brust und langen Armen; die Nase ist größer als bei den Völkern mongolischer Rasse und nicht so breit wie bei den afrikanischen Negern; übrigens selten gebogen und gegen die Spitze zu dick, infolge der runden Nasenlöcher. Das Gesicht ist oval, die Lippen voll, aber nicht negerähnlich, die Augen denen der Europäer gleich, das Haar ist dicht und herabhängend.

Eine viel wichtigere Gruppe bilden die Tamulen oder Tamilen, welche im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande unterhalb der Ghats von Palikat bis an das Kap Komorin und dem darüber liegenden Hochlande wohnen. An der Westgrenze der Ghats wird im südlichen Travancor von Kap Komorin bis gegen Trivandram Tamil gesprochen. Man schätzt die Kopfzahl der Tamulen auf 7—8 Millionen.

Der Tamule ist kräftig gebaut und ein energischer Arbeiter, zweifelsohne auch das gebildetste und unternehmendste Element der Dravidarasse, welches auch eine beachtenswerte Litteratur besitzt, aber man sagt von ihm, er sei grausam und unzuverlässig. Er kennt die Kastenunterschiede, die jedoch ziemlich abgeschwächt auftreten. Ein Tamule höherer Kaste heiratet kein Mädchen aus niedriger Kaste, hat aber gegen zeitweilige Verbindungen mit einem solchen nichts einzuwenden. Die Tamulen glauben an ein höheres Wesen, aus welchem sie sich nicht eben viel machen, weil dasselbe ihnen nichts Böses zufügt, dagegen haben sie großen Respekt vor dem bösen Geiste „Muncaudy", welchen sie durch Opfer zu versöhnen trachten. (Globus, Bd. XXVII, S. 92.) Die Verehrung des Teufels ist beim Tamulenvolke viel älter als das Brahmanentum; sie zeigt ihre ausgeprägteste Gestalt bei den „Schanar" in der Umgebung von Tinnevelly. Die Schanar bilden im südlichsten Dekkan eine der untersten Sudrakasten, die etwa eine halbe Million

Digitized by Google

Köpfe zählt. Bei ihrem Teufelsdienste scheint das Blut von Tieren das Menschenblut zu vertreten, und noch immer findet eine Zeremonie statt, welche an frühere Menschenopfer zu erinnern scheint. In Zeiten großer Dürre macht man nämlich eine Menschenfigur zurecht, die man den „grausen Sünder" nennt, schleppt sie lärmend durch die Straßen und, nachdem sie mißhandelt worden, verbrennt man sie unter Weinen und Heulen auf dem öffentlichen Totenacker. (Globus, Bd. XVIII, S. 134.) Unter den Tamulen giebt es eine große Menge Brahmanen, ursprüngliche arische Einwanderer, die zwar alle den Anspruch erheben, ungemischten Blutes zu sein, zum Teil aber offenbar gar keine reinen Arier mehr sind und an Schwärze dem schwärzesten Paria kaum etwas nachgeben. Zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung des nördlichen undnordwestlichen Ceylon, welche man auf reichlich eine halbe Million veranschlagen darf. Ebenso gehört die größte Anzahl der sogenannten Kling oder Kalinga, welchen man in den Seestädten Hinterindiens und des malayischen Archipels begegnet, zu den Tamulen. Der braune halbnackte Kling ist dort Droschkenkutscher, Livreebedienter, er wartet bei Tische auf, schläft Nachts auf einer Matte vor der Thüre seines Herrn, er ist Bootsmann, Lastträger, Waschfrau, Barbier, alles, nur nicht Handwerker. Endlich zählen zu den Tamulen, wenigstens der Sprache nach, die wilden Stämme der Irular und Kurumbar, welche in den Nilgherries im Norden von Koimbatur wohnen und deren letztere besonders deswegen merkwürdig sind, weil die Angehörigen dieses Stammes bei den Badaga als Priester und Zauberer in großem Ansehen stehen. Jeder Badagadistrikt hat seinen eigenen Kurumbapriester, der zur Saat- und Erntezeit herbeigerufen wird, um die Feldarbeit zu eröffnen, und auch sonst oft herhalten muß, um das Feld vor Ungeziefer zu bewahren.

Klingfrau.

Noch viel bedeutender sind die Telugu oder Telinga. Nach Ortsnamen und alten Nachrichten müssen sie einst bis an die Gangesmündung gereicht haben; jetzt sind sie an der Küste zurückgewichen bis nach Gandscham, sitzen aber an dieser hinab bis kurz oberhalb Madras; im Innern berühren sie sich westlich mit den Kanaresen, nördlich mit den Mahratten und Hindu. An 20 Millionen Indier haben Telugu zu ihrer Muttersprache. Die Wurzeln hat dieses Idiom mit dem Tamil gemein; aber durch Besonderheiten in der Beugung und durch

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

— gebunden eine Mark —

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
„ 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
„ 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
„ 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
„ 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
„ 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
„ 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
„ 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
„ 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
„ 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
„ 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
„ 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
„ 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
„ 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
„ 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
„ 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
„ 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
„ 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
„ 21 Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
„ 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
„ 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
„ 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
„ 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
„ 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
„ 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
„ 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
„ 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.
„ 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
„ 31. Wächter, Oskar, Vehmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
„ 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
Bd. 34. Tegnér, Esaias, Fritjofssage.
„ 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
„ 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
„ 37. Ring, Max, Frauenherzen.
„ 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
„ 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
„ 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
„ 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
„ 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
„ 43. Wachter, C., Altes Gold: deutsch. Sprichwörtern.
„ 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
„ 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
„ 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
„ 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
„ 48. Voß, Richard, San Sebastian.
„ 49. François, Louise von, Judith.
„ 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
„ 51. Amyntor, Drei Küsse.
„ 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
„ 53. Junghans, Hella Jasmund.
„ 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orléans 1673—1715.
„ 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
„ 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
„ 57. Schmidt, Glasmacherleut.
„ 58 Ludwig, Mein Großoheim u. A.
„ 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
„ 60. Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin.

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
„ 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
„ 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
„ 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
„ 106. Sueton, Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos I Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114 Ovid II. Die Verwandlungen. 2 Band.
„ 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
„ 116 Sophokles II Antigone, Aias, Elektra.
„ 117. Cicero II. Ausgewählte Reden.
„ 118 Longos, Daphnis und Chloe.
„ 119. Cicero III. Ausgewählte Schriften.
„ 120. Tacitus' III Annalen I.
„ 121. Vergil I. Eklogen, Georgika.
„ 122. Vergil II Aeneis.
„ 151. Milton, Das verlorene Paradies.
„ 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
Bd. 153. 154 155 Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
„ 156. Carlyles Werke I.
„ 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
„ 160. 161. 162. Thakeray I—III. Eitelkeitsmarkt 3 Bde.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde
„ 166. 167 Scott I Waverley.
„ 168. Swift, Märchen von der Tonne.
„ 201. 202 203 Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
„ 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
„ 205 Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206 Sevigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208 Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
„ 209. George Sand I. Indiana.
„ 210. Saintine, Picciola.
„ 211. 212 J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
„ 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
„ 214 216 Le Bruyère, Charaktere.
„ 215. Balzac, Oberst Chabert u. A.
„ 251. 252 Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
„ 253 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden.
„ 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
„ 257 Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258 Mancini II Vom Fenster aus.
Bd. 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Neuere Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen oder von W. Spemann in Stuttgart zu beziehen.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

48. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

dialektiſche Veränderungen iſt aus dem Telugu eine eigene Sprache geworden, die vom Tamil ſich unterſcheidet wie Portugieſiſch von Spaniſch, Deutſch von Däniſch. Nachbarn verſtehen ſich nicht, ohne daß die Grenzanwohner gegenſeitig ihre Sprache bemeiſtert haben. Die Telugu ſind größer und ſtärker als die Tamulen; die ſchlanke Figur, die breiten, wenn auch geſenkten Schultern und regelmäßige Geſichtszüge nähern ſie den Hindu des nördlichen Indiens. Auf ſeine Kaſte hält der Telugu und iſt freigebig, wenn es gilt, die Mitglieder in gutes Licht zu ſtellen; die kriechende Unterwürfigkeit gegen die höheren Kaſten fehlt hier, Sklaverei ſcheint niemals Sitte geweſen zu ſein. Der Islam hat aber unter den Telugu mehr Eingang als ſonſt gefunden.

Der Telugu liebt es, bewaffnet zu gehen. Im engliſchen Indien machten ſeit 1860 die Geſetze dem Waffentragen ein Ende, aber in Haidarabad geht jedermann mit Waffen, in der Hauptſtadt haben ſelbſt Kinder Dolche oder Piſtolen in ihrem Gürtel ſtecken. Fünf Waffen zu führen, iſt für jeden Mann von Anſehen Bedürfnis; dieſe magiſche Zahl wird voll gemacht durch eine zwei Meter lange Flinte, meiſt noch mit Luntenſchloß, das Rohr damasziert, der Kolben eingelegt; zwei Piſtolen, ein gekrümmtes Schwert und einen ungeſchlachten Dolch von Halbmondform. Sämtliche Waffen ſind zum ſofortigen Gebrauch hergerichtet, Flinte und Piſtolen geladen, das Schwert ſcharf geſchliffen. In ruhigen Zeiten denkt niemand daran, an ſie zu greifen, ſie dienen lediglich zum Schmucke; bei Streit fliegen aber die Klingen nur zu leicht aus der Scheide. An Unternehmungsgeiſt übertreffen die Telugu die übrigen Indier des Südens. Während andere Hindu an der Heimat hängen und lieber verhungern, als in glücklichere Striche auszuwandern, ſcheuen die Telugu die Auswanderung nicht und bringen es in der Fremde durchgehends zu Vermögen und ehrenhaften Stellungen. Schon in alter Zeit gründeten ſie unter den Tamil blühende Kolonien; in der Gegenwart ſetzen jährlich durchſchnittlich 70,000 Telugu und Tamil nach Ceylon über, von denen nur 54,000 zurückkehren. Der Telugu hält ſich frei von dem Vorurteile des orthodoxen Hindu, daß man durch Seereiſen ſeine Kaſte verliert. Nicht bloß Familien und Männer gehen dahin, auch Mädchen ſuchen dort als Proſtituierte ihr Glück und erzielen hohe Einnahmen; im amtlichen Jahresberichte für 1877 iſt für Koringa erwähnt, ein ſolches Freudenmädchen habe kürzlich auf ihre Koſten mit 60,000 Mark Aufwand einen Tempel erbauen laſſen.

Unter den Telugu, wie ihren Nachbarn im Südweſten, den Malabaren, iſt in verſchiedenen Unterkaſten der Ackerbau treibenden Klaſſe Polyandrie vorherrſchend; ſo unter Reddi von 375,061 Mitgliedern, Tottiyar 29,489 Seelen, den Nair in Malabar (327,211) und im Staate Travancor, wie unter den Mapilla (Mopla), muhammedaniſchen Fanatikern mit 612,789 Seelen in Malabar. Unter Polyandrie verſteht man die eigentümliche Sitte, daß mehrere nahe verwandte Männer zuſammen eine Frau haben. Dieſe Sitte wird in der Gegenwart auf dem ganzen Erdkreiſe unter zurückgebliebenen Völkern geübt. In Südindien iſt ſie ein großes geſellſchaftliches Uebel, das zu tiefem Herzeleid, Mißtrauen, Eiferſucht, Streit und zu Haß bis in den Tod führt, aber von Behörden und Miſſionären vergeblich bekämpft wird, da die geringe Meinung, welche der Hindu der unteren Stände vom Weibe hegt, und der Eigennutz der Prieſter dem Fortbeſtande dieſer Unſitte Vorſchub leiſtet. Die Jungfrau wird im Alter von 16—20 Jahren einem Knaben von 5—6 Jahren angeheiratet, und giebt ſich ſofort den erwachſenen Verwandten ihres knabenhaften Mannes, den Schwiegervater mit inbegriffen, hin; für alle Kinder gilt der angetraute Mann als Vater, der, wenn erwachſen, eine gealterte und häßliche Frau ſich gegenüber hat und nun ſeinerſeits ausſchweifend lebt. In Südindien geht dabei der Frau das Schamgefühl gänzlich verloren; ſie gebraucht nur die einzige Vorſicht, ihre Neigung keinem aus anderer Kaſte zu bezeigen, denn damit erſt wird ſie als Ehebrecherin gemieden. Polyandrie bewirkt eine völlige Umkehrung der Beſtimmungen über das ehemalige Güter- und Erbrecht. Was der Mann der Frau anheiratet, vererbt auf dieſe und ihre Kinder; was er bei ſeinem Tode hinterläßt, fällt an des Mannes Schweſtern, ihre Söhne und Töchter, deren Enkel und Enkelinnen, an die Schweſtern der Mutter und ihre Kinder, äußerſten Falles an die Großmutter mütterlicherſeits und ihre Nachkommen; mangels aller direkten Erben ziehen Prieſter und Stiftungen für die Glaubensgenoſſen des Verlebten das Vermögen ein, gleichviel ob er

Digitized by Google

Hindu, Muhammedaner oder Christ war. Dieses Erbrecht in der weiblichen Linie heißt „Aliya Santâna“ oder „Marumakkatâyam“. Man hat verschiedene Erklärungen für die Polyandrie versucht. Wahrscheinlich ist sie eine Folge des Lebens in Not und Entbehrungen; denn sie findet sich nicht unter den höheren und wohlhabenden Klassen, sondern ist nur den ärmeren und niederen Schichten der Bevölkerung eigen. (Schlagintweit, Indien. Bd. I, S. 98—101.)

Die Kanaresen (Kannadi, Karnata) wohnen in Maisur und Kanara. Die Nordwestgrenze, welche unterhalb der Godaveri beginnt, bildet das Mahrattenland, die Ostgrenze das Telugu- und Tamilgebiet, die Westgrenze das Tululand. Im Süden reicht das Gebiet der Kanaresen bis unterhalb Maisur. An das Volk der Kanaresen sind sprachlich die wilden Stämme der Kotar oder Kohatar und Badagar (Burgher) anzuschließen, welche die Nilgherrywälder zwischen Maisur und Koimbator bewohnen. Ferner gehören zu ihnen die Kudagu, Kodugu oder Kurg, ein kulturloser Stamm, welcher das Bergland bewohnt, das zwischen dem Flusse Hemavati im Norden und dem Tambatscheripasse im Süden gelegen ist und im Westen von Südkanara und Nordmalayala und im Osten von Maisur begrenzt wird. Die Sprache der Kodugu schließt sich ans Altkanaresische an, hat aber eine Menge aus dem Tamil und Malayalam in sich aufgenommen.

Die Kotar sind ein verachteter Stamm, der sich ausschließlich mit industrieller Beschäftigung abgiebt. Sie verfertigen alle Holz- und Metallarbeiten sowie Leder und Stricke für die übrigen Stämme; überdies sind sie Musikanten und treiben hie und da Ackerbau; an dem heiligen Geschäfte, Büffel zu halten und zu melken, dürfen sie sich aber nicht beteiligen. Die Kotar verabscheuen selbst den Genuß des Aases nicht und sind eingefleischte Opiumraucher; sie werden wegen ihrer Unflätigkeit von allen Stämmen gemieden. Ihre Anzahl soll etwa 1000 Köpfe betragen.

Die Badagar, welche in einer Gesamtzahl von ungefähr 15,000 Seelen in etwa 300 Dörfern wohnen, zerfallen in nicht weniger als 18 Kasten, deren jede ihre besonderen Eigentümlichkeiten hat, nämlich die „Wodearu“, die „Kongaru“, die „Adikari“ (welche wieder in Linga- und Fleisch-Adikari zerfallen), die „Kanakaru“, die „Tschittri“, die „Belli“, die „Haruvaru“, die „Hattara“, die „Anearu“, die „Mari“, die „Kasturi“, die „Dumah“, die „Gonaja“, die „Kumbararu“, die „Manika“, die beiden „Wellalar“ und die „Torea“. Davon bilden die ersten sieben eine Art von Aristokratie, deren jede auf ihren besonderen Adel stolz ist und die andern tief unter sich stehend betrachtet. Die letzte Kaste, die Torea, sind die Paria unter den Badagar. Es ist ihnen nicht gestattet, mit einer der übrigen Kasten zu essen, und es werden ihnen nur die niedrigsten Dienste anvertraut. Die Badagar sind ein Ackerbau treibendes Volk. Sie widmen sich mit großem Eifer der Bestellung ihrer Felder und namentlich ihre Weiber sind durch unermüdeten Fleiß und rastlose Energie ausgezeichnet. Im übrigen hat das Leben der Badagar vieles aus dem Indischen in sich aufgenommen. Ihre Religion ist der Sivadienst in einer sinnlich ausgearteten Form. Das Mahalinga besteht in der Regel aus einem großen, langen unbehauenen Steine. Am Eingange des Tempels findet sich der heilige Stier („Basappa“) aufgestellt. Sonst werden auch andere Steine, Grabhügel, Ueberreste von alten Gebäuden und andere sinnliche Gegenstände, welche die Aeltesten oder Dorfpriester eingeweiht haben, göttlich verehrt. Dabei spielt überall die Furcht vor der Bosheit und Macht der Götter eine große Rolle, während von einem Vertrauen in deren Güte und Gnade keine Spur vorhanden ist.

Die Leute in Kurg, die Kudagu, sind ein schöner athletischer Menschenschlag, gewöhnlich über Mittelgröße und mit wenigen Ausnahmen gut gebaut. Die Weiber sind verhältnismäßig nicht so groß, aber von ebenmäßigem Wuchs, doch etwas plump. Beide Geschlechter sind fleißig und arbeitsam und liegen fast ausschließlich dem Ackerbau ob; nur ihrer Jagdlust folgen mitunter die Männer. Sie sind gut gekleidet, die Männer tragen einen Turban und einen langen, zu den Füßen hinabreichenden Rock, den ein Shawl oder Tuch als Gürtel um die Lenden festhält, woran sie das wuchtige Rairmesser befestigen. Die Weiber hüllen sich in ein weites, zu den Knieen wallendes Wollenzeug und

Digitized by Google

binden um den Kopf ein ſchmales weißes Tuch. Beide Geſchlechter pflegen täglich nach vollbrachter Arbeit in warmem Waſſer zu baden. In Kurg herrſcht auch die Sitte, daß die Weiber mehrerer Brüder dieſen allen gemeinſchaftlich gehören, eine Sitte, die indes etwas in Verfall geraten iſt. Die wichtigſten Plätze des Landes, die man als Städte bezeichnen kann, ſind bewohnt von Nair, d. h. brahmaniſchen Sudra. Die Nair im benachbarten Malabar gehören nämlich der Brahmanenkaſte der Hindu, und zwar der Kriegerklaſſe derſelben an, von der es 30 Abteilungen giebt; ſie behaupten urſprünglich Soldaten zu ſein, verachten jede Beſchäftigung und halten ſich für verunreinigt durch die Berührung der Teiar oder Ackerbauer. Von dieſen malabariſchen Nair ſtechen die Nair in Kurg vorteilhaft ab; in der That legen ſie auch nur wenig Wert auf die Beachtung der brahmaniſchen Vorſchriften.

Unter den übrigen Gruppen der Dravida erwähnen wir die Malabaren oder Malayala, deren Gebiet die Malabarküſte an der Weſtſeite der Ghats von Mangalor bis gegen Trivandram iſt, ferner die Tulu oder Tuluva, deren dem Altkanareſiſchen naheſtehende Sprache ehemals über Kanara weit verbreitet war, gegenwärtig aber nur auf einem ſchmalen Küſtenſtriche von höchſtens 150,000 Menſchen geſprochen wird und immer mehr im Ausſterben begriffen iſt. Unter den Stämmen der Nilgherries iſt jener der Toda, Tuda oder Tudavar in der Umgebung von Ottakamand der merkwürdigſte, obgleich ſeine Kopfzahl bloß 700 beträgt, die ſich indes vermehren. Ihre Sprache ſoll dem Kanareſiſchen naheſtehen. Die Toda ſind ein durch große Reinheit des Raſſentypus ausgezeichneter Hirtenſtamm, deſſen einziger Reichtum in ſeinen Büffelherden beſteht. Obwohl nachweislich keine Autochthonen, werden ſie doch von den umwohnenden Stämmen, namentlich den Badagar, für die Eigentümer des Bodens in den Nilgherries gehalten, weshalb ihnen auch ein jährlicher Tribut in Bodenerzeugniſſen dargebracht wird. Die Toda werden als große, durchſchnittlich 1,80 m hohe muskulöſe Geſtalten mit Römernaſen, großen ſchönen Augen und feinem buſchigem Haupthaar beſchrieben, das in der Mitte abgeteilt nach beiden Seiten in natürlichen Locken herabfällt oder zu einer wirren Krone verſchlungen, als einziger Schmuck getragen wird. Ihr Bart iſt üppig und ſchwarz. Die Schädelbildung iſt eine bemerkenswert gleichförmige, während dagegen die individuellen Fähigkeiten häufig abnorme Proportionen annehmen, welche von dem Durchſchnittsmaße weſentlich abweichen. Seit Jahrhunderten wohnen die Toda in gänzlicher Abgeſchloſſenheit. Die Art der Viehzucht, die ſie betreiben, geſtattet ihnen, beinahe mühelos und doch mit relativ ziemlich viel Bequemlichkeit zu leben. Obwohl ihre Wälder voll von Wild, haben ſie kein Jagdgeräte und es fällt ihnen nicht bei, das Korn, das ſie erhalten, zum Säen zu verwenden; ſie tragen weder nach Reichtum Verlangen, noch nach Macht. In dieſer Unveränderlichkeit trotz dem Kampfe mit der Natur und der Berührung mit Kulturelementen darf man vielleicht das Charakteriſtikum des Urzuſtandes erblicken. Doch fehlt den Tuda jener Zug von Grauſamkeit, der ſonſt wilden Völkerſchaften eigen iſt.

Die Toda zerfallen in fünf Kaſten, die nicht untereinander heiraten, nämlich „Peiky“, „Pekkan“, „Kuttan“, „Kenna“ und „Tody“. Innerhalb der Ehe herrſcht die Polyandrie. Die Frau gehört den Brüdern einer Familie gemeinſchaftlich; die Kinder werden nach der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom älteſten abwärts zugeſchrieben. Es herrſcht daher wenig Sympathie zwiſchen Vater und Kind. Von den

Digitized by Google

Mädchen, die geboren werden, wird nur eines am Leben gelassen, die übrigen werden durch Erdrosselung beseitigt. Die Frau wird gegen Erlag einer bestimmten Summe Geldes gekauft. Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, daß man die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner bringt, wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten, dann den linken Fuß auf den Kopf setzen. Sie macht sich dann auf, Wasser zum Kochen zu holen, und tritt damit in die Rechte und Pflichten der Hausfrau ein. Den Schluß bilden Schmausereien. Recht kompliziert und kostspielig sind dagegen die Begräbniszeremonien, deren die Toda zwei haben, eine unmittelbar nach dem Tode, das „grüne Begräbnis", wobei der Leichnam auf einem Scheiterhaufen verbrannt wird, während die andere, das „dürre Begräbnis", etwa ein Jahr später mit viel Pomp und sinnlosen Verschwendungen begangen wird. Jedes Todadorf der Stämme Kuttan, Kenna und Toby hat seinen Dorfpriester, der aber keineswegs die Opfer und

Fischer von der Westküste Indiens.

anderen religiösen Zeremonien verrichtet, sondern die Pflege und das Melken der Büffelkühe zu besorgen hat, welches Geschäft dem Toda für das allerheiligste gilt. Ein solcher Dorfpriester muß aus der Kaste der Peiky, welche „Der Moch" (Kinder Gottes) heißt, oder der Pekkan abstammen und sich durch bestimmte Zeremonien für dieses heilige Amt vorbereiten. Außerdem gibt es noch einige heilige Einsiedler, die in eigenen Gehöften ein strenges asketisches Leben führen und beim Volke in höchstem Ansehen stehen. Natürlich glauben die Toda an böse Geister und Verzauberungen. Ueberdies betrachten sich die einzelnen Stämme gegenseitig als Zauberer.

Die Gond oder Gonda sind die Hauptbevölkerung des sogenannten Gondwana, namentlich jenes Striches, welcher zwischen der Weyne Ganga, Pranita und Godaweri im Westen, der Indravati im Osten und dem sogenannten Gondwanagebirge, der Kette im Süden der Nerbudda, im Norden gelegen ist. Die Gonda sind von verschiedener, bald kleinerer, bald größerer Statur (was bei Völkern, die teils im Gebirge, teils im ebenen Lande wohnen, häufig ist); ihre Hautfarbe ist dunkel, beinahe schwarz. Sie haben breite Stirn, kleine tiefliegende, rötliche Augen, dicke Lippen, dickes, langes, schwarzes Haar, breite Brust und lange Schenkel.

Digitized by Google

Die Ku, Khund, Khond, Kand wurden früher mit den Gonda häufig verwechselt und identifiziert. Sie wohnen, den Gonda benachbart, im Süden der Mahanadi, in Ranapur und Tschandra-Dandpat, zwischen Gumfir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschilkasees, nordwestwärts bis 100° 40′ östlicher Länge und südwestwärts bis Bustar in 19° 40′ südlicher Breite. Palkonda und Ranapur stehen unter Khundhäuptlingen, wie überhaupt das ganze Khundland, das waldreiche Hügelland der Provinz Orissa.

Die Khund werden ihrem Charakter nach als selbstsüchtig, wild und dem Trunke ergeben geschildert. Sie sind sehr kriegerisch, dabei aber sehr gastfreundlich, und sie würden lieber sich in Gefahr begeben, als diese alte und heilig gehaltene Sitte verletzen. Die Kleidung besteht bei den erwachsenen Männern und Weibern in einem einfachen Lendentuche. Die Männer binden ihr langes Haar zu einem Knoten zusammen, den sie mittels einer eisernen Nadel auf dem Kopfe oder an der Seite desselben befestigen. Beide Geschlechter lieben den Schmuck; man trägt Halsketten und Ringe an Armen und Beinen aus Eisen, Knochen und gefärbtem Holze. Die Häuser bestehen in bretternen Hütten mit Strohdächern. Vierzig bis fünfzig solcher Hütten bilden ein Dorf. Wenn die Häuser alt und baufällig werden, was etwa nach vierzehn Jahren geschieht, so wird das Dorf verlassen und ein neues gebaut. Die Khund sind ein Ackerbau treibendes Volk. Das zu einem Dorfe gehörige Ackerland ist nach der Anzahl der Insassen in kleine Parzellen abgeteilt und unveräußerlich. Man baut Reis, Tabak, Senf, Pfeffer und andere Gewürze. Von Haustieren hält man Büffel, Rinder, Schweine und Ziegen. Die Verfassung ist eine streng patriarchalische. An der Spitze der Familie steht ein Aeltester („Abbaya"). Mehrere Familien bilden ein Dorf, mit einem Dorfältesten an der Spitze. Mehrere Dörfer bilden einen Distrikt („Mutha)" unter einem Distriktsoberhaupte („Muliko"), mehrere Distrikte einen Stamm mit einem Stammhäuptling. Das ganze Land der Khund, genannt Radschwara, zerfällt in etwa 30 kleine Regionen, mit Radschah an der Spitze, welche der englischen Regierung Tribut zahlen. In bezug auf Verwundung und Mord herrscht bei den Khund das Vergeltungsrecht; im letzteren Falle ist der nächste Anverwandte des Gemordeten verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen. Die Frauen nehmen innerhalb der Familie eine mehr unabhängige und geachtete Stellung ein. Wenn das Weib mit ihrem Manne nicht zufrieden ist, steht es ihr frei, sein Haus zu verlassen und einem anderen Manne sich zur Frau anzubieten. Die männliche Jugend wird von früher Jugend an im Gebrauch der Waffen, namentlich des Bogens und der Steinschleuder, unterwiesen. Gleichwie bei den Kolh spielt auch bei den Khund der Glaube an böse Geister eine große Rolle. Ihrem Einflusse werden die Krankheiten und andere Unglücksfälle zugeschrieben. Daher sucht man sie durch Opfer gnädig zu stimmen. Zu manchen Zeiten, wie zur Saat- und Erntezeit, beim großen Jahresfeste („Tonki") im Dezembervollmond, sowie bei Unglücksfällen und epidemischen Krankheiten werden Menschenopfer dargebracht. Diese Opfer („Merias"), in der Regel geraubte Kinder aus dem

Fürst von Orissa.

Unterlande, werden sorgfältig ernährt, ja förmlich gemästet und oft auch, wenn sie in die Zeit der Pubertät eingetreten sind, verheiratet, um auch deren Nachkommen als Merias verwenden zu können (F. Müller, Allg. Ethnogr., S. 471—472).

Die dritte Gruppe der großen Dravidarasse bildet die Urbevölkerung der Insel Ceylon, wie der Grundstock der singhalesischen Sprache, das Elu, deutlich beweist. Das Elu hat Kehllaute, ist aber doch weniger hart als die südindischen Sprachen; seinem grammatischen Bau muß man Reichtum, Eleganz und Einfachheit zuerkennen; die Schriftsprache sowohl wie jene der Unterhaltung hat eine Menge von Tropen und Metaphern, ist aber gegenwärtig mit indischen Elementen reich durchsetzt. Ebenso ist mit der Zeit eine starke Vermischung mit den vom Festlande herübergekommenen Indern eingetreten. Die heutigen Singhalesen sind also wohl keine reinen Dravida mehr. Als ziemlich unvermischte Ueberreste der alten Urbevölkerung können die Weddah oder Vedda gelten, welche in den Waldregionen des sogenannten Weddaratta, im Osten Ceylons, östlich von den Mahavaligebirgen hausen.

Die Singhalesen sind von mittlerer Größe, wohl proportioniert, aber doch durchschnittlich etwas schmächtig gebaut. Große Leute sieht man selten, dagegen scheint sich mit den Jahren eine gewisse Fettleibigkeit einzustellen, und zwar mehr bei Männern, als bei Frauen. Im allgemeinen aber sind die Leute mager, ja selbst dürr, und namentlich haben sie mit den Aegyptern und den Arabern die auffallend geringe Entwicklung der Beinmuskeln gemein. Bei den Frauen sieht man oft schöne Schultern und Arme, dagegen sind sie, obgleich im Rufe großer Schönheit stehend, nach übereinstimmenden Aussagen zumeist grundhäßlich. Die Gesichter haben meist einen sehr unangenehmen Ausdruck, namentlich bei den erwachsenen Männern, welche öfters den Kopf rasiert tragen, wodurch die unschöne Schädelbildung nur noch deutlicher hervortritt. Die meisten sind brachykephal, ja spitzköpfig, mit ziemlich stark vorspringenden Backenknochen. Die Nase ist breit, stumpf, die Nasenwurzel eingesunken, der Mund etwas üppig, nicht gerade groß. Das Gesicht ist oval, die Physiognomie auch bei den stets bartlosen Männern etwas weibisch. Die Zähne sind bei beiden Geschlechtern durch das beständige Betelkauen abscheulich rot gefärbt und meist schlecht, zerfressen; auch die Lippen nehmen durch den herabtriefenden Speichel etwas von jener Farbe an, welche das Volk hier wie auf allen indischen Inseln schön findet. Die Hautfarbe ist braun in allen möglichen Schattierungen, durchschnittlich kastanienbraun; die heller Gefärbten nennen sich gerne Portugiesen, von welchen sie abzustammen behaupten. Höchst auffallend ist die Haartracht der Männer, vornehmlich der Jünglinge und der Greise, sie kämmen das meist sehr üppige, schlichte, tiefschwarze Haar zurück und halten es durch halbkreisförmig gebogene Kämme am Kopfe anliegend. Da aber diese Kämme nicht auf dem Vorderkopfe, sondern hinten unter dem Wirbel festsitzen, mit den Zähnen senkrecht zur Kopfhaut und der Konkavität der Krümmung nach aufwärts, so sehen natürlich die freien Enden gerade nach oben, und wenn man nun einen braunschwarzen alten Singhalesen mit seinen markierten gefurchten Zügen, seinem spärlichen grauen Barte und seinem kahlen Vorderhaupte von vorne betrachtet, so gleichen die beiden erwähnten Enden völlig zwei Hörnern und verleihen ihrem Träger eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Teufel, wie er in der Vorstellung des Volkes lebt. Das so zurückgehaltene Haar wird unter dem Kamme zu einem Knoten gebunden, und da die jungen Männer in Ceylon ganz glatte Gesichter und sehr weiche Züge haben, so ist es oft beim ersten Anblick unmöglich, zu entscheiden, ob man einen Mann oder ein Weib vor sich habe. Hier giebt nur die Kleidung Auskunft. Die Männer gehen meist nur mit einer oft sehr dürftigen Schürze, dem „Komboy", bekleidet, die ihren paradiesischen Zweck leidlich erfüllt. In der Stadt dürfen sie sich aber in diesem primitiven Kostüm nicht zeigen, und tragen daher dort gewöhnlich ein langes Tuch von überwiegend roter Farbe einigemal spiralig um den Leib und die Beine gewickelt. Wollen die Männer noch etwas übriges thun, so ziehen sie eine Art weißer Jacke an, oder falls sie Muhammedaner sind, hüllen sie sich in einen weißen Kaftan und setzen einen weißen Turban auf. Die Weiberkleidung besteht aus zwei getrennten Stücken, einem Rocke, der von der Taille bis zu den Füßen herabfällt und einem knappen, Schultern

Digitized by Google

und Bruſt mehr oder weniger bedeckenden Jäckchen, das gewöhnlich den Rock nicht ganz erreicht, ſo daß, namentlich wenn die Arme erhoben ſind, zwiſchen beiden Kleidungsſtücken ein handbreiter Streifen brauner Haut unbedeckt bleibt. Die Füße ſind bloß, der Kopf desgleichen. Das Haar ſchlicht und ſchwarz, wird ganz wie das der Männer getragen, iſt aber natürlich länger. Die Kinder gehen nackt oder tragen kleine Schürzen. (Edwin Bälz im Schwäb. Merk. vom 13. Sept. 1877.) Man kann die Singhaleſen als ſanft und weich bezeichnen; pſychologiſch genommen tritt bei ihnen eine merkwürdige Miſchung hervor. Sie haben eine rege Einbildungskraft und dabei eine ernſte Haltung. Es fehlt ihnen an Energie, und auch offene Freimütigkeit, Wohlwollen und Hochherzigkeit darf man bei ihnen nicht ſuchen. Sie unterwerfen ſich willig dem, was über ſie verhängt wird und laſſen ſich von den Eindrücken des Augenblickes beſtimmen; ihr ganzes Weſen hat etwas Verſchwommenes, Unbeſtimmtes an ſich, ſelbſt in bezug auf den Buddhismus, zu dem ſich die Mehrzahl bekennt, und ſie hängen bei weitem nicht ſo zäh, hartnäckig und ſtreng an religiöſen Meinungen wie die Hindu. Die Singhaleſen ſind träge, beſchäftigen ſich aber doch mit Acker-, vornehmlich Reisbau. Ihre Hütten erſcheinen wohnlicher als die manches anderen Volkes und ſind teils aus Matten, teils aus Lehm erbaut, und mit Dachpfannen gedeckt. Das Mobiliar iſt ſehr einfach, doch beſitzen ſie von alters her Stühle, Bettſtellen und Teppiche; auch verzieren ſie ihre Möbel mit eingelegtem Elfenbein. Als Haustiere dienen die Zebuochſen, welche Wagen und Pflug ziehen, dann aber auch der Elefant. Das Leben der Singhaleſen iſt ungemein einfach; die Tage laſſen ſie am liebſten in Nichtsthun verſtreichen; Gaukler oder Taſchenſpieler verſcheuchen die Langeweile, während einheimiſche Muſiker die Keſſel bearbeiten, im Gegenſatz zu Indien, wo meiſt poſaunenartige Blasinſtrumente gebräuchlich ſind. Die Berührung mit den Europäern hat den Singhaleſen manche Antriebe gegeben und die alten Sitten ſchwinden immer mehr unter ihnen. (Louis Rousselet, l'Inde des Rajahs. Paris. 1874. 4°. S. 774.)

1) Tootooree, Poſaune der Prieſter in den Hindutempeln.
2) Bhangull, ...
3) Punchama Atta, aus Madras.

Die Weddah, mit den Singhaleſen ſprachlich nahe verwandt, zerfallen in die beiden Klaſſen der Dſchungel- und der Dorfweddah. Erſtere leben in den großen Wäldern des Oſtens der Inſel ohne Wohnſtätten und ohne ein Syſtem von Ackerbau. Ihre geiſtige Auffaſſungsgabe, ihre Gedächtniskraft iſt faſt gar nicht entwickelt; ſie können nicht zählen, haben nicht einmal Zahlwörter und ſind nach Hartskorn jeglicher Religion bar (Globus, Bd. XXVIII, S. 256), was aber nicht richtig iſt, denn ſie glauben an zahlreiche gute und böſe Geiſter, verehren auch ihre Ahnen. Die wildeſten dieſer Weddah,

Digitized by Google

jene von Nilgala, sind in kleinen Familien über das Land zerstreut und wohnen in Felshöhlen, wiewohl einige Rindenhütten besitzen. Ihren Unterhalt erwerben sie fast nur durch Jagd; sie sind als Bogenschützen berühmt und der Name Weddah bedeutet im Singhalesischen einfach einen Jäger, einen Bogenschützen. Ihre Hauptwaffe ist in der That der 2 Meter lange Bogen aus elastischem Holze, den sie leicht handhaben, während ein Europäer ihn kaum zu spannen vermag. Ihre Kochkunst ist sehr roh; oft brennen sie das Fleisch nur im Feuer. Das Völkchen ist sehr harmlos, wird aber von den Nachbarn sehr gefürchtet. Ihr eheliches Leben ist musterhaft, Polygamie durchaus unbekannt, doch heiraten sie mit Vorliebe ihre jüngere Schwester. Kasten kennen sie nicht. Die Weddah sind kleiner, dunkler als die Singhalesen, dabei sehr aktiv, muskulös und können große Strapazen vertragen. Ihre Schädel sind schmal, aber stets sehr hoch, ziemlich mesognath und mit wenig vorstehenden Jochbeinen versehen. Das Gesicht ist ziemlich regelmäßig, die Nase wohlgeformt, zur Abflachung geneigt, die Nüstern groß, der Mund groß, die Lippen dick, der Bart kurz und dürftig. Das nie gelockte Haar fällt in langen schlichten Massen auf den nackten Leib herab. Als einziges Kleidungsstück tragen die Weddah einen kleinen schmutzigen Lappen vor der Scham. (Globus, Bd. XXXI, S. 294.)

Ceylon ist eine Kolonie der britischen Krone, die dortigen Eingebornen unterstehen also den englischen Behörden; in Indien dagegen leben noch an 50 Millionen Menschen unter der Herrschaft eingeborner Fürsten, welche meist den Titel „Radschah" führen. Die Zahl dieser Fürsten, welche freilich alle in einem mehr oder weniger scharf ausgeprägten Vasallenverhältnis zu England stehen, ist 84. Nur wenige derselben haben einen Minister als obersten Ratgeber; an der Spitze der Geschäfte steht meist ein Kollegium, der „Darbar", dessen Erlässe sich indes nur selten allgemeiner Geltung erfreuen. Unter Darbar versteht man aber auch eine Galaaufwartung, wie sie an europäischen Höfen stattfindet. In Ostindien erscheinen dabei nur die Vornehmsten, um ihren Tribut darzubringen und ihrerseits Ehrengeschenke entgegenzunehmen. Solche Darbar hält mitunter der englische Vizekönig von Indien ab und es kommen zu demselben die meisten indischen Fürsten; natürlich hat die Etikette alle Förmlichkeiten dieser Besuche unverbrüchlich festgestellt. Die Mehrzahl der indischen Staaten sind wohlgeordnet, denn ihre Beherrscher streben den Einrichtungen der englischen Behörden nach.

Die tibetischen Völker.

Ganz im Norden Indiens, im Gebiete des Himálaya, wohnen Stämme, die weder Arier noch Dravida, sondern tibetischen Ursprunges sind, sich aber zum großen Teile mit Hindu vermischt und indische Gesittungsstufe erreicht haben. Dahin gehört die Bevölkerung von Nepal und von Bhutan, in welchen Landschaften sich der Einfluß des nahen Tibet auch durch das Vorherrschen des Buddhismus bemerkbar macht. In Nepal nennen wir als ein solches buddhistisches indisch-tibetisches Mischvolk die Newari, daneben die Butija, welche als Hirten im Hochgebirge umherziehen. Es herrscht auch eine große Sprachverwirrung im Lande, innerhalb dessen Grenzen nicht weniger als dreizehn Dialekte gesprochen werden. Die herrschende Rasse bilden indes die kriegerischen

Digitized by Google

Ghurka, welche wie die edleren Völker des Himálaya faſt alle in den ariſchen Kreis gehören, wenn auch nur als Miſchlinge. Die Ghurka waren am Ende des vorigen Jahrhunderts als Züchtigung für einen Einfall in Tibet von den Chineſen unterworfen worden, doch gelang es ihnen ſpäter, das Fremdenjoch wieder abzuſchütteln. Die Gurung, Magar und Khas, welche man alle unter dem Namen Ghurka zuſammenfaßt, bilden die militäriſchen Klaſſen, ſind tüchtige und abgehärtete Soldaten, welche ihren Urſprung auf die indiſchen Radſchputen zurückführen und auch dem Brahmanismus anhängen; ſie ſind groß und kräftig gebaut und ſtehen wegen ihres zuverläſſigen und treuen Charakters in gutem Rufe. Den Reſt der Bevölkerung bilden Hindu der mittleren Kaſten, bei denen Witwenverbrennung noch ziemlich häufig vorkommt, in den öſtlichen Strichen aber tritt der tibetiſche Menſchenſchlag auf, der im benachbarten Sikkim vorherrſcht, und im Innern ſowie in den Dickichten des Terai haben ſich noch Reſte der Urbewohner erhalten, welche wie die Kuſunda, Hayu und Tſchepang in den Hochwäldern Nepals als Jäger umherziehen, nach Hodgſons Forſchungen aber ſprachlich mit der tibetiſchen Bevölkerung verſchwiſtert ſind, ſo daß alſo die letztere in jenen Halbwilden noch jetzt ein Spiegelbild ihres Kulturjugendzuſtandes erblicken darf. Schwächlicher Körperbau, geringe Muskelſtärke, Ueberwiegen der Spannweite der ausgeſtreckten Arme über die Höhe des Körpers, verurſacht durch die Länge des Ellbogenbeines, niedere Stirne und etwas breite Backenknochen, das ſind die Merkmale dieſer Eingebornen. Die Bewohner Bhutans, die Butija, welche ſich auch über Sikkim und Gurwhal erſtrecken, ſind gleichfalls entſchieden von tibetiſcher Abkunft, hoher, kräftiger Geſtalt, dunkler Hautfarbe, haben ſchwarze Haare und ſchwarze, ſchmale, ſcharfwinkelige Augen, breite Geſichter mit vorſtehenden Backenknochen, ſind abgehärtet und mutig und tragen eine ziemlich ſchmutzige Kleidung, die aus einer Schürze, einem wollenen Wams und einem Mantel beſteht. Der Dálai Lama zu Laſa in Tibet iſt dem Namen nach das weltliche Oberhaupt des Himálayaſtaates Bhutan, inſofern deſſen einzelne Kantone von den Aebten der buddhiſtiſchen Klöſter regiert werden, deren äußere Macht und Größe jedoch durch das geiſtliche Oberhaupt „Choigyál“ oder den „Déva Dhárma Radſchah“ in Schatten geſtellt wird. Neben dieſem Radſchah und den Kloſterregenten giebt es in Bhutan noch eine Anzahl weltlicher, tributpflichtiger Fürſten, welche ihre Unterthanen ſo herzlos bedrücken, daß ſelbſt die Wohlhabenden ſich nur ärmlich kleiden aus Furcht das Auge der habſüchtigen Obrigkeit auf ſich zu ziehen. Bei ihren Fronden erhalten ſie als Koſt allein „Chong“, ein ſchwach ſäuerliches, angenehmes und erregendes, dabei wenig berauſchendes Getränk, welches aus dem gegorenen Aufguß einer rotbraunen Hirſe (Eleusine Coracana) bereitet und mittelſt Saugröhrchen eingeſchlürft wird. Die Schußwaffe der Eingebornen iſt der Bogen, von dem nicht bloß vergiftete Pfeile, ſondern auch Kugeln entſendet werden, mit denen die Schützen ſicher treffen, wenn auch ihre Tragweite eine geringe iſt. Sie bedecken ſich gegen ſolche Geſchoſſe mit Panzerhemden, Eiſenſchienen und Schilden aus Büffelleder. Bei dieſer Gelegenheit wollen wir hinzufügen, daß in Tibet, wie ſtrichweiſe im übrigen Indien, Polyandrie, alſo

Digitized by Google

Vielmännerei, herrscht, und zwar in der Art, daß Verwandte, meistens Brüder, sich mit einer Frau begnügen. Die Kinder dieser Beglückten reden jedoch nur den ältesten Bruder als Vater, die jüngeren als Onkel an, so daß die Vaterschaft hier durch Anciennetät entschieden wird. Da sich nur auf Unbemittelte diese Sitte erstreckt, so scheint sie in Sparsamkeitserwägungen ihre Wurzel zu haben. Frauen, auch wenn sie nur einem Gatten vermählt sind, bewahren die Treue streng, während vor der Ehe alle Mädchen den Ausschweifungen sich ohne Scheu hingeben. Die Bewohner des tibetischen Himálaya stehen merklich unter europäischer Mittelgröße; durch stark entwickelte Muskeln der Oberarme und Unterschenkel unterscheiden sie sich von den Indiern des Tieflandes, von denen sie jedoch an Kleinheit der Hände und Füße nicht übertroffen werden, während die Bergluft ihre Brust bedeutend erweitert hat. Der Schädel ist gut entwickelt, die Backenknochen aber breit und das Kinn schmal. So flach und tief indes liegt der Nasensattel, daß er im Profil nur wenig über die Wölbung des Auges hervortritt oder wohl gänzlich hinter ihr bei kräftigen jugendlichen Personen verschwindet, deren Augen noch nicht eingesunken sind. Mit den echten Mongolen haben die Tibeter auch das Schiefstehen der Augen gemein, eine Erscheinung, beiläufig bemerkt, die durchaus nicht etwa durch einen andern Schnitt der Augenhöhlen im Gesichtsschädel, sondern nur durch die Weichteile in der Umgebung der Augen bedingt wird. Glättung der Haut betrachtet dagegen Schlagintweit als eine Wirkung klimatischer Verhältnisse, weil rein tibetische Horden, wie die Lépcha und Múremi, die unter einem feuchten und warmen Himmel wohnen, eine glatte und spiegelnde Haut zeigen, während ihre Geschwisterstämme im strengen und trockenen Hochlande eine viel rauhere Oberhaut besitzen. (Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Reisen in Indien und Hochasien. Jena 1871. 8°. Bd. II. S. 25—53.)

Von den Bewohnern des eigentlichen Tibet entwirft Gustav Kreitner, welcher mit der Széchényischen Expedition von China aus ins Land drang, folgende Schilderung: „Die Tibeter gehören der großen mongolischen Rasse an, doch unterscheiden sie sich in vielen Merkmalen und zwar zu ihrem Vorteile von ihren Brüdern, den eigentlichen Mongolen und Chinesen. Ihre äußeren Merkmale, die sie mit jenen mehr oder minder gemein haben, sind die schwarzen kleinen Augen, die vorspringenden Backenknochen, die plattgedrückten Nasen, der große Mund und die dünnen Lippen. Ihre Gestalt aber ist, wie bei allen Gebirgsbewohnern, größer und kräftiger. Als ich das erste Mal und zwar in Ta-tsien-lu Tibeter sah, war ich von ihnen entzückt. Sie waren eigens aus den hohen Gebirgen und wilden Schluchten herabgekommen, um uns Europäer anzusehen. Nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern durch die ernste Ruhe und die Einhaltung einer musterhaften Ordnung in dem Schwarme der schreienden und lärmenden chinesischen Stadtbevölkerung, wurde der Kontrast zwischen dieser und jenen zur schärfsten Abgrenzung erhoben. Diese robusten Gestalten voller Muskulatur, mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernsten Gesichtern, das also waren die „Wilden", wie sie die Chinesen nennen. Und die schwarzen, tiefliegenden Augen, wie blitzte darinnen — umflattert von einem wirren Wald verwahrloster Haare — das unheimliche Feuer eines religiösen Fanatismus. Vergegenwärtigen wir uns noch die rotbraune Kleidung, entweder als langes, faltiges Gewand, das mit einer gelben Leibschärpe festgehalten wurde, oder in Art einer römischen Toga um den Leib geworfen war, so daß die bronzene Farbe der Brust und des rechten Armes erst recht zur Geltung gelangte, dazu noch die mächtigen Kettenglieder der goldenen und silbernen mit kleinen Türkisen übersäten Ohrgehänge und endlich die aus gelbem Leder verfertigten hohen Stiefel, da wird man zu-

Digitized by Google

geben, daß der Totaleindruck der Tibeter nur ein günstiger sein kann. Die Männer sind immer bewaffnet; wenn auch nicht alle mit chinesischen Luntengewehren ausgerüstet sind, so besitzt doch ein jeder ein tibetisches Schwert in seinem Gürtel. Die Schwerter sind oft von außerordentlich künstlerischer Durchführung; der Griffknopf ist mit einer großen Koralle oder einem wertvollen Türkis geziert, die Scheide reich mit Ziselierarbeit ausgestattet. Auf der Brust trägt nahezu jeder Tibeter eine Kapsel aus Gold, Silber oder Kupfer, als Amulett gegen die bösen Dämonen, mit verschiedenen Beschwö-

Tibeter.

rungsformeln im Inneren. Solche Kapseln aus Gold sind, besonders wenn sie reich mit Türkisen geschmückt sind, von hohem Wert. Auch die Frauen und Mädchen mit dem in zwei Zöpfe geflochtenen rabenschwarzen Haare, den gesundheitstrotzenden roten Wangen, mit ihren faltenreichen Röcken, die in dem Schnitte und in der Farbe jenen der Männer gleichen, mit ihren aus Gold, Silber, Korallen und Türkisen zusammengefügten Ohr-, Hals- und Armringen, schlugen das schwache chinesische Geschlecht sofort aus dem Felde. Die Tracht der Tibeter ist nicht im ganzen Lande gleich; besonders bei den Weibern mangelt es nicht an Abwechslung und zwar hauptsächlich in bezug auf die Haarfrisur. Bald sind die Haare nur in zwei Zöpfe geflochten, bald in unzählige kleine, die sich nach rückwärts in einen einzigen vereinigen, der einen ganzen Juwelierladen von

Digitized by Google

aneinandergereihten und mit den merkwürdigsten Edelsteinen geschmückten Ringen trägt. Dann sah ich wieder Frauen, die ein kolossales Geflecht von Yakhaaren auf den Kopf setzten um ihren Haarreichtum zu vermehren und wieder andere, die als Kopfschmuck kleine Schalen aus getriebenem Silber im Haare befestigt hatten, die in der Sonne glitzerten, als wären es ein Paar Riesenaugen. Immer aber trugen die Frauen bei festlichen Gelegenheiten sowohl an ihren Kleidern, als in den Haaren Kränze, die oft aus Hunderten von Rupien (indische Silbermünzen im Werte von 2 Mark) zusammengestellt sind, zur Schau. Das Gesicht der Frauen ist niemals rein, ja es besteht die Gewohnheit, es absichtlich zu beschmutzen. Die Männer haben es auch noch nicht von den Chinesen erlernt, wie man die Nase in Ermangelung eines Sacktuches mit dem Finger reinigt; doch der Mangel an Reinlichkeitssinn springt am meisten in die Augen, wenn man ihre Wohnhäuser betritt.

„Ein tibetisches Haus gleicht, da es von allen Seiten mit Düngerhaufen umgeben ist, mehr einem hohen Verteidigungsturme, als einer Wohnung. Der ganze Bau ist aus Bruchsteinen trocken ausgeführt, und die Fensteröffnungen, welche nur mit Bretterverschlägen verschlossen werden können, liegen über die ganze Fläche der oft sehr hohen Wände spärlich und unregelmäßig verteilt. Will man ein solches größeres Haus besuchen, so gelangt man zuerst durch eine gewölbte Maueröffnung in einen viereckigen Hausraum. In den Erdgeschoßen sind die Stallungen des Rindviehes, der Schafe und der Pferde. Wenn keine Stockwerke vorhanden sind, so befinden sich die Wohnzimmern zwischen den Ställen und sind von diesen nur durch lose Bretter abgesondert. Besteht das Haus aus einem oder mehreren Stockwerken, so liegen die Wohnungen in den oberen Geschoßen. Nirgends ist eine fixe Treppe vorhanden. Ein zur Hälfte gespaltener Baumstamm, dessen Cylinderfläche der Höhe nach in tiefe Kerben geschnitten wurde, dient als Leiter und wird an jene erhöhte Eingangsthür gestellt, welche man passieren will. Die Wohnlokalitäten sind düstere, lichtscheue Räumlichkeiten mit spaltenreichen Mauern, durch deren Ritzen die frische Luft ungehindert Zutritt gewinnt. Der im Laufe der Jahre schichtenweise angesetzte Schmutz ersetzt manchmal die Wohlthaten des Kalkes und Mörtels. In der rußigen Zimmerdecke befindet sich eine viereckige Oeffnung zum Durchlassen des Rauches. Die Feuerstelle ist in die Mitte der nackten Erde des Fußbodens versenkt. Ein gebrechliches Holzgestelle, worauf einige unebene Bretter gelegt werden, ist das Bett der reicheren Leute, die Armen schlafen auf der Erde. Ebenso besitzt nur die vermögende Klasse niedere Tischchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen als Lieblingssitze der Frauenwelt, wenn sie sich in den Abendstunden um das glimmende Feuer gesellig gruppiert. Stühle und Bänke kennen die Tibeter nur vom Hörensagen. Die tibetischen Häuser sind dächerlos. Eine mit flachen Steinen gepflasterte Plattform schließt den Bau ab. Hier oben breiten die Tibeter ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddhastatue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe. In der Winterzeit ist die Plattform ein gesuchter Platz, um sich in den Sonnenstrahlen zu erwärmen. Derjenige Teil der Tibeter, welcher sich nur mit der Viehzucht beschäftigt, nomadisiert in großen, schwarzen Zelten, die er sich aus den Haaren seiner Haustiere selber webt. Auch ihre Kleidungsstücke verfertigen sie sich in gleicher Weise.

„Das tibetische Volk ist gutmütig, ja der Verkehr mit ihm wäre ein herzlicher, wenn die freie Entwickelung seines Grundcharakters nicht durch den Druck der Religion gehemmt und gefesselt wäre. Frank und frei in Wort und That, in allem, was nicht mit der Religion im Zusammenhange steht, generös im Umgange und im Handel mit dem betrügerischen Chinesen, ziehen sie leider immer den Kürzeren, wenn sie mit jenen verkehren. Sie sind als tapfere Krieger bei ihren Nachbarn gefürchtet, ihr Mut artet aber nie in Grausamkeit aus. Die Männer lieben alle gymnastische Uebungen und erproben bei jeder Gelegenheit die gegenseitige Stärke. Sie sind sowohl gute Fußgeher als Reiter, und der Stolz, das beste Pferd im Orte zu besitzen, erreicht unberechenbare Dimensionen. Als Lastenträger beweisen die Tibeter eine bewundernswerte Ausdauer. Und wie in der Arbeit, so sind sie bei ihren Unterhaltungen unermüdlich. Ihre geselligen Gespräche sind endlos und merkwürdigerweise gegen die Langweiligkeit mitunter durch einen scharfen, sprühenden Gehalt an Witz und Humor gefeit. Nur die bessere Gesellschaft eignete sich im Umgange bereits die nichtssagende Höflichkeit und gezwungene, phrasenreiche Sprachweise der Chinesen an.

„Die Hauptnahrung der Tibeter heißt im ganzen Lande ‚Tsamba'. Um sie zu bereiten, wird eine große Quantität von zerstaubtem Thee in einem Kochkessel während mehrerer Stunden ausgekocht, sodann in ein bereit gehaltenes Butterfaß gegossen, Salz

Digitized by Google

und ein großes Stück Butter hineingeworfen und mittelst eines Stockes so lange gerührt, bis sich die Elemente innig gesellt haben. Während dieser Prozedur verschlingt bereits eine Schar hungeriger Augen das Butterfaß. Die Hausfrau teilt nun das flüssige Gebräu an die dazu Berechtigten aus. Jedermann trägt sein hölzernes Eß- und Trinkschälchen immer bei sich und leiht es nie einem zweiten. Nun bringt der Hausvater einen kleinen Sack, welcher geröstete Gerstenkleie enthält. Flugs greifen alle Hände in den Sack und werfen das Mehl in die Theeschale. Nun zeigt sich die Kochkunst im schönsten Lichte. Es dauert nicht lange, so entstehen unter den geschickten Händen die schönsten und rundesten Klöße. Einer verschwindet nach dem andern, der Appetit scheint grundlos zu sein und als Beleg führe ich an, daß ich einmal einen Tibeter beobachtete, der innerhalb einer Stunde 32 Klöße erzeugte und verzehrte. Die Zubereitung dieser Mahlzeiten in heißem Thee ermöglicht es den Leuten, sich wenigstens zweimal im Tage die Hände zu waschen. Die Holzschälchen jedoch werden nach dem Gebrauche nur mit der Zunge gereinigt und dann sorgfältig auf der nackten Brust, wie ein Heiligtum getragen. Außerdem genießen die Tibeter mit Vorliebe das über den Feuerstellen geräucherte Fleisch ihrer Haustiere (Yak, Schaf, Schwein, Huhn). Die Tibeter rauchen gerne und beziehen ihren Tabak aus China. Es ist zu bedauern, daß auch das Opiumrauchen einen ganz bedeutenden Anhang gefunden hat.

„Zum Schlafen entkleiden sich die Tibeter gänzlich. Bei dem vorherrschenden Mangel an warmen Decken verkriechen sich die Leute unter dem Stroh, welches sie an der Schlafstätte entweder im Hofe, auf der Plattform des Hauses, oder in den Zimmern aufgeschichtet halten.

„Die Bestattung der Toten geschieht in dreierlei Art. Die Armen werfen ihre Verstorbenen, nachdem sie den Leichnam mit einem Stein beschwert haben, in die Gebirgsflüsse. Ich sah zu wiederholten Malen am klaren Wassergrunde die Ueberreste der Bestatteten bald noch im unversehrten Zustande, bald wieder einen gliederlosen Leib, dann wieder einen von den Raubvögeln an das Ufer gezerrten Kopf oder halb verweste Arme und Beine. Verstorbene Tibeter der vermögenderen Klasse werden mittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes auf den nächst besten Baum gehängt und von den Raben und Raubvögeln aufgezehrt; die Gebeine werden hierauf in den Fluß geworfen, dessen Wasser wie auch im ersten Falle zum Kochen und Trinken benützt wird. Sehr reiche Tote werden in kleine Stücke zerschnitten, die Knochen zerstampft und mit Dsamba vermengt. Hierauf werden die Ueberreste auf die höchsten Berge der Umgebung transportiert und dort als Futter für die Raubvögel verstreut. Es ist dies eine uralte Sitte und steht mit der jetzigen Religion nicht im Zusammenhange.

„Die Tibeter haben, wie eine eigene Schrift, so auch eine besondere Zeitrechnung, trotzdem sie die astronomischen Kenntnisse teils von den Indiern, teils von den Chinesen überkommen haben. Ihre Schrift wird von links nach rechts u. z. mittelst Kielfedern geschrieben. Sie entstand mit der Einführung des Buddhismus." (Ausland 1881. S. 806—810.) Wohlklingend für das Ohr ist die tibetische Sprache nicht; sie kennt nicht Inflexion der Wurzeln; Kasus und Tempora werden durch Anhängung von Partikeln gebildet, ursprünglich besondere Worte, die aber ihre selbständige Bedeutung verloren. Typendruck ist den Tibetern nicht unbekannt; sie schneiden aber ganze Buchseiten in Holz und drucken damit. Alles, was wertvoll ist in der tibetischen Litteratur, ist übrigens aus Indien geborgt und besteht hauptsächlich in der Uebersetzung buddhistischer Schriften. Dahin gehört auch die Sammlung tibetischer Märchen, deren Material sich vorwiegend an das Pantschatantra anlehnt. In Tibet wurden schon in früher Zeit, wohl schon im VII. Jahrhundert, solche alte Sanskritschriften, die mit dem Buddhismus dorthin gekommen und sehr treu bewahrt worden, mit jener ehrfürchtigen Treue, welche kanonische Schriften so wörtlich wie möglich wiederzugeben sucht, in die Sprache des Volkes zu übertragen.

Obwohl der göttliche Charakter, welchen die Tibeter ihrem Dalai-Lama zuschreiben, eine sehr unterscheidliche Heterodoxie ist, halten sie doch im großen Ganzen zu den esoterischen wie exoterischen Doktrinen der nördlichen Buddhistenschule. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts trat der große Reformator Tsong-kaba auf. Er verbot die Ehe der „Lama" d. h. Priester, die Zauberei, den Genuß des Tabaks, aller geistigen Getränke und des Knoblauchs, da Buddha

Digitized by Google

übelriechende Gebete nicht vertrage. Die Folge seiner Reformen war, daß sich die Religion in zwei Sekten spaltete und zwar in die sogenannte gelbe Kirche, welche die Neuerungen annahm und in die rote, welche es bei dem Alten beließ. Die Farbenbezeichnung erklärt sich aus der Galatracht der bezüglichen Priester, welche im ersteren Falle aus gelben, im zweiten Falle aus roten Tuchstoffen verfertigt ist. Die rote Sekte hat ihr kirchliches Oberhaupt in Sakia-tschong, einer Stadt in der Grenznähe von Sikkim und die zahlreichsten Anhänger in den Fürstentümern der südlichen Himálayakette; die gelbe ist im allgemeinen in Tibet in der Mehrzahl. Seit dem Reformator Tsong-kaba datiert sich auch der Glaube an die Unsterblichkeit der hohen Priester.

Lamapriester mit Göttermaske (Tibet).

Stirbt einer von den Heiligen, so bedeutet dies nur einen Formwechsel, denn die Seele wandert sofort in den Körper eines neugebornen Kindes. Immer verstehen die Lama, das Kind ausfindig zu machen, und es ist merkwürdig, daß es immer Kinder einflußloser Familien sind, denen ein solches Glück beschieden ist. In dieser Weise wird der Möglichkeit vorgebeugt, daß Söhne angesehener und reicher Leute die Zügel der Regierung in ihre Hände bekommen. Wenn der neue Dalai-Lama gefunden wird, so schlagen in der Nähe seiner Mutterhütte die Bäume aus, es blühen die Blumen und aus dem Felsgesteine quillt Milch und Honig. Die Lamadeputation, welche den neuen König aufzufinden beauftragt ist, zeigt dem Kinde hierauf verschiedene Gegenstände, als Schnupftabakfläschchen, Theeschalen, Geld und Geschmeide, die der verstorbene Papst öfters berührte. Greift das Kind danach, so ist kein Zweifel mehr vorhanden; das Volk jubelt, die Lama singen Lobhymnen und das Kind wird in feierlicher Prozession in die Residenz getragen und dort als Dalai-Lama ausgerufen. Wir ersehen schon aus der Art der Auffindung des neuen Regenten durch die Priester, daß der Dalai-Lama eigentlich eine Null ist, sondern die gesamte Priesterkaste das Land regiert. Die Priester finden es ganz in ihrem Interesse, daß der Dalai-Lama eine unbegrenzte Verehrung von Seite des Volkes genießt, denn nur durch eine solche Repräsentanz ihrer Macht kann sich ihr Einfluß über die ganze Mongolei und selbst auf den Hof von Peking erstrecken. Der Dalai-Lama wird schon in der Kindheit von seinen Lehrern so erzogen, daß er ein

Digitized by Google

Kind bleibt. Fort und fort von den mißtrauischen Höflingen umgeben, und bewacht, findet er sein höchstes Glück in dem beschränkten Bewußtsein seiner Majestät und in dem festen Glauben an seine Unsterblichkeit. Wie die Muhammedaner nach Mekka, so pilgern jährlich viele tausende buddhistische Pilger nach Potala, um des Segens des Dalai-Lama teilhaftig zu werden. Aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unübersehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himálaya und des Kwenlün strömen die Schätze der Pilger nach Lasa. Da ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Nephritstein zu kostbar, als daß sie nicht an den Stufen des Thrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchsten Glückes niedergelegt würden. Der Segen des Dalai-Lama kostet viel und niemand wird gesegnet, ohne dafür zu zahlen. Der Palast Potala des Dalai-Lama erhebt sich auf zwei Kilometer Entfernung im Norden der Landeshauptstadt Lasa, auf einem steinigen Hügel inmitten der versumpften Thalebene. Von allen Enden der buddhistischen Welt findet man da Repräsentanten in phantastischen Kleidern und mit festlich geschmückten Pferden. Sie üben sich in Geduld, den Dalai-Lama von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Endlich wird eine bevorzugte Abteilung hinauf beordert. Viele erklimmen die Stufen mit den Knieen; die Festkleider gehen in Fetzen auf, doch was schadet das, eine himmlische Verklärung entführt die Seele dem irdischen Jammerthale, das Auge glüht in heller Begeisterung. Bevor es dem Glücklichen erlaubt wird, in das Heiligtum einzutreten, nimmt der Oekonom von Potala die mitgebrachten Gaben in Empfang. Der niederste Betrag für die Segnung beträgt nach deutschem Gelde 18 Mark. Reiche Deputationen, hauptsächlich jene aus Urga, opfern oft Geldgeschenke von mehreren Hunderttausend. Sobald die Pilger das Gemach betreten haben, worin der Dalai-Lama auf einem Throne sitzt, werfen sie sich auf die Erde. Der Dalai-Lama spricht vielleicht einige erhebende Worte zu ihnen, oder nicht, dann erhalten die Pilger die Erlaubnis, einer nach dem andern einen Kniefall vor dem Throne zu machen. Der Dalai-Lama legt bei dieser Gelegenheit seine rechte Hand auf das Haupt der Knieenden. So wird jeder einzeln gesegnet. Angesehene Personen aus fernen Ländern werden auch noch mit Thee, Backwerk, getrockneten Früchten und kandiertem Zucker bewirtet. Aehnlich wie in Potala verhält es sich in Teschu-lumbo, auch dort segnet der Papst ohne Unterlaß. Außer den erwähnten kirchlichen Größen existieren sowohl in Tibet als in der Mongolei noch 103 unsterbliche sogenannte „Kutuktu" als Vorstände der bedeutenden Klöster. Ihre ewige Existenz erleidet ebenfalls nur durch die Formänderung des Körpers einige Abwechselung. Sie werden am richtigsten mit dem Namen „lebende Buddhas" bezeichnet. Die Klöster sind über das ganze Land zerstreut, und ein jedes bildet für sich eine von mehreren tausend Priestern bewohnte Stadt. Es ist bei den Reichtümern, welche die Klöster alljährlich von den Pilgern erhalten, nicht zu wundern, daß zwei Drittel der tibetischen Bevölkerung der Priesterkaste angehören.

Drehbare Gebetkapseln der Lamapriester in Tibet.

Für gewöhnlich ist es gar nicht schwer Lama zu werden. Der Vater rasiert dem Sohne das Haupt, kauft ihm eine braune rauhe Kutte, hängt ihm einen Rosenkranz um den Hals und schickt ihn zu einem ältern Priester in die Lehre. Nach einigen Monaten wird er ein Lama. Solche Leute sind beschränkte Köpfe, die unter dem Drucke einer unverstandenen Lehre im Lande wie Unkraut wuchern und unter dem Schutze ihrer Tracht das Volk als Zauberer und Wahrsager bethören und ausbeuten. Jene Jünglinge aber, die berufen sind, einmal eine gewisse Karriere in der Stufenleiter der verschiedenen

Digitized by Google

Würden des Amtes zu machen, erhalten in den Lamafakultäten bedeutender Klöster eine gediegene Ausbildung. Es giebt sehr reiche Lama und auch solche, die sich bei diesen als Hirten verdingen und nur unter Gottes freiem Himmel ihre Andacht verrichten. Jeder Lama betet ohne Unterlaß, denn es verursacht ihm kein Kopfzerbrechen, und wird ihm zur Gewohnheit umsomehr, als das gewöhnliche Gebet nur eine mechanische Uebung ist. Kein Priester, kein Tibeter wird je vergessen auf seine Gebetmaschine', die er bei allen Gelegenheiten mit sich führt. Ein solcher Gebetcylinder besteht aus einer Blechkapsel, welche in ihrem Innern einige auf Pergamente niedergeschriebene Gebete enthält, und aus einer Kurbel. Wird diese Maschine so gedreht, daß die daran befestigte Schleuder gewissermaßen vom Herzen nach vorwärts zirkuliert, so bedeutet das Gebet einen Segenswunsch, dessen unaufgeklärter Sinn in den wenigen Worten: O mani peme chum! tief verborgen liegt. Die entgegengesetzte Drehung umschließt mit den Worten Amtsche Denga eine Verwünschung, deren Sinn mit einem kernigen deutschen Fluche eng verwandt ist. Reiche fromme Tibeter, denen selbst eine solche Art zu beten langweilig geworden ist, haben bereits in der Nähe fließender Gewässer großartige Räderwerke mit imposanten Cylindern aufgeführt, und überlassen die Rotation derselben der unermüdlichen Kraft der Strömung. Der Einfluß, den die Priesterschaft auf das Land und dessen Isolierung einnimmt, ist ein gewaltiger. Sie nähren das Volk in seinem fanatischen Glauben, sie bethören es durch Akte vermeintlicher Zauberei und durch ihre tief in das Familienleben eingreifenden, prophetischen Blicke. Der Reichtum der Klostergemeinden beherrscht das ganze Land umsomehr, als jeder Erdfleck Eigentum der Priester ist. Kein tibetanischer Bauer nennt den Grund und Boden, worauf sein Haus steht, wo er die Saat bebaut, sein eigen, es ist nur ein Lehen der Priesterkaste, die ihn von dannen treiben kann, sobald er deren Unzufriedenheit heraufbeschworen hat. Ein Kitt fester als Kontrakte der gebildeten Welt fesseln den Tibeter an die Gunst seiner Unterdrücker, die Frage um das tägliche Brot läßt die Frage nach Gerechtigkeit nicht einmal kennen, geschweige denn zur Erwägung heranwachsen. Und in der Macht, in dem Ansehen, in der unbegrenzten Gewalt der Priester auf das Volk ist die Barriere zu suchen und zu finden, welche das Land nach allen Seiten absperrt.

Sarinde. — Kleine Doppeltrommel mit Sprüchen und Gebeten aus Tibet.

Nach Süden zu bildet der Himálaya, wenn auch nicht ganz streng, die Grenze der buddhistischen Religion, mit welcher arische Einflüsse nach dem Norden drangen. Wo diese letzteren fehlen, wie z. B. im Südosten, im Stromgebiete des Brahmaputra, besonders in der Landschaft Assam, treffen wir in den gebirgigen Regionen eine Reihe von Bergvölkern, die wie die Garo, Khasia, Mischmi, Naga, Abor, Luschai u. a. im Zustande wilder Roheit und mit den gesitteten Bewohnern der tiefer liegenden Landstriche in fast unaufhörlicher Grenzfehde leben. Es ist nicht meine Absicht, den Leser mit einer detaillierten

Digitized by Google

Schilderung aller dieser verschiedenen Stämme zu ermüden, bloß die wichtigsten derselben seien hier herausgegriffen. Zu diesen zählt zweifelsohne das noch von keiner Zivilisation beleckte Volk der Naga, welche in den gleichnamigen Bergen im südlichen Teile des Distriktes Sibsagar von Assam leben. Man findet in dieser Gegend Dörfer, die in demselben Gesichtskreise liegen und deren Bewohner sich gegenseitig nicht verstehen, weil sie ganz verschiedene Sprachen reden. Auch kann man mit einem Fernrohr in allen Richtungen Dörfer sehen, von deren Dasein die Bewohner des Ortes, von welchem aus man sie entdeckt, keine Ahnung haben, weil sie sie mit ihren unbewaffneten Augen nicht wahrnehmen können. Diese merkwürdigen Zustände, die dort seit undenklichen Zeiten zu bestehen scheinen, sind den fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen zuzuschreiben.

Die soziale Stellung des einzelnen Individuums ist bei den Naga vom Tättowieren bedingt. Diese Operation darf aber erst dann an einem Knaben vorgenommen werden, wenn er aufhört ein solcher zu sein, was jedoch erst der Fall ist, wenn er einen Mann oder auch ein Weib umgebracht hat, was er durch Ablieferung des Kopfes seines Schlachtopfers bethätigen muß. Hat er nun einmal einen Kopf als Trophäe heimgebracht, so geht er selten mehr auf eine neue Beute aus, sondern nimmt seinen Sitz im Rate des Staates ein, der oft nur aus einem einzigen Dorfe besteht. Der Kopf, den er erbeutet hat, wird dem Häuptling übergeben, und bei dieser Gelegenheit wird ein großes Fest abgehalten. Der Held, der die That vollbracht, erlangt durch dieselbe das „At", d. h. das Recht dekoriert zu werden. Köpfe, welche durch Verräterei gewonnen worden sind, scheinen denselben Wert zu haben, wie im Kampfe eroberte. Auch ist es gleichgültig, ob sie auf den Schultern eines Mannes oder auf jenen eines Weibes oder Kindes gesessen sind. Jeder einzelne Stamm hält sich für den mächtigsten in der Welt, und der Angehörige der geringsten derselben lächelt höhnisch bei dem Gedanken, daß die Engländer es mit ihm aufnehmen könnten. In der That haben sie auch schon bewiesen, was sie zu leisten imstande sind. Sie haben nämlich durch ein eigenes System nächtlicher Einfälle, derentwegen sie auch berüchtigt und gefürchtet sind, das ganze Land südlich vom Brahmaputra beinahe gänzlich in eine Wüste verwandelt. Die Namen dieser Stämme sind unzählig, jeder derselben scheint wenige hundert Quadratkilometer zu bewohnen und 500 bis 2000 Häuser zu besitzen. Unter dem üblichen Bodenkultursystem kann nur ein Zehntel des Flächenraumes gleichzeitig bebaut werden. Die Bevölkerungszahl scheint ungeachtet des altherkömmlichen Kopfabschneidens ihr Maximum erreicht zu haben, und obwohl die Leute sagen, daß es Berge und ganze Höhenketten giebt, die unbewohnt sind, konnte der englische Reisende S. E. Peal, keinen solchen Ort entdecken, mit Ausnahme der Gipfel und Rücken der höchsten Berge. Die einzelnen Stämme unterscheiden sich nicht nur durch ihre Sprache von einander, sondern auch durch ihr physisches Aeußere, so daß man einen Jobaka von einem Banpara, und diesen von einem Muton oder Namsangia der äußeren Erscheinung nach unterscheiden kann, ohne ihre unterschiedlichen Tättowierungen gesehen zu haben. Die Religion der Nagastämme scheint auf die Furcht vor einer Legion „Deotas" oder Teufel beschränkt zu sein und kein System zu haben; die Begriffe, die sie sich von diesen Teufeln machen, entsprechen ganz ihrem beschränkten Ideenkreise. Was sie nicht begreifen, ist in ihren Augen immer das Werk eines Deota. Jeder Baum, jeder Fels, jeder Pfad hat seinen Dämon, besonders die sogenannten Vorbäume und die Wasserfälle. Ist ein Mensch irrsinnig, so ist er vom Teufel besessen und dieser muß durch Gaben von geistigen Getränken oder Viktualien beschwichtigt werden. Die Deotas sind allgegenwärtig und haben keine andere Beschäftigung als die — die Menschenkinder zu plagen. Das einzige Mittel sie zu bannen sind Geschenke und Gegenzauberei Die Naga scheinen keinen Begriff von einem höchsten Wesen zu haben — diese Idee ist ihnen nicht eigen. Sie haben auch keine eigentlichen Priester, obwohl sie „Deoris" haben, d. h. Männer, deren Beruf es ist den Sterbenden beizustehen und sie zu begraben. In jedem Dorfe giebt es zwei oder mehrere solcher Deoris. Sie binden den Leichnam mit Tocublättern und legen ihn auf eine Art Lager, bis er in Verwesung gerät, dann wird die Hirnschale abgelöst und in einer eigenen Schädelstätte aufbewahrt.

Digitized by Google

Außer den Naga verdienen noch die Luschai nebst den Garo und Khasia eine kurze Erwähnung. Erstere, obwohl wild und mordsüchtig, besitzen doch eine vortreffliche gesellschaftliche Organisation, ziemlich viel Verstand, sowie Gewerbfleiß und Geschicklichkeit für den Handel. Dr. Arch. Campbell rühmt ihnen sogar eine milde Gemütsart nach, was zu den früheren Berichten in einigem Widerspruche steht. Nicht weit von der Heimat der Luschai sind die Berge der Garostämme. Diese haben das äußerste westliche Ende der Gebirgsreihe südlich des Brahmaputra in Assam inne. Es ist interessant, daß sie geschnitzte Holzpfosten errichten, mit Bambuplattformen oder Tischen davor, auf die sie Votivgaben als Sühnopfer für die Götter niederlegen. Major Godwin Austen vermutet, daß gerade wie der frühere Holzgebrauch beim Bau von Hindutempeln auf den später in Indien angenommenen Architekturstyl einwirkte, so diese primitiven Aufstellungen vergänglicher Materialien zu der Errichtung der Steindenkmale unter den benachbarten Khasiabergstämmen im Osten geführt haben könnten. Man weiß jetzt genau, daß heutzutage das Khasiavolk ungeheuere Monolithe und Dolmen aufstellt, welche große Aehnlichkeit mit den vorgeschichtlichen megalithischen Ueberresten in Europa haben. Weit verbreitet durch den ganzen Landstrich des Himálaya sind gewisse religiöse Cairns (Gedenksteinhaufen), deren Ursprung noch ein Geheimnis ist. Sie befinden sich auf den Kämmen der Gebirgspässe und auf den Gipfeln vereinzelter Bergspitzen; sie sind überall in gleicher Weise mit Votivgaben in Gestalt hoher Pfähle geziert, von denen Lumpen, Flaggen und Roß- und Ochsen-(Yak-)Schweife herabhängen. In allen Fällen sind die Cairns einander ähnlich im Charakter und im Bau; indes werden die Gegenden, in denen sie verbreitet sind, von Leuten dreier verschiedenen Rassen und dreier verschiedenen Religionen bewohnt, von Hindu, Buddhisten und Moslemin. Hr. R B. Shaw meint, daß diese Cairns die alten Denkmäler eines vorbuddhistischen Glaubens seien, der einmal auf allen diesen Bergen herrschte und der über den ganzen Landstrich zwischen Indien und Turkestan verbreitet gewesen sein könne.

Die hinterindische Halbinsel.

Die große Halbinsel Hinterindiens, die man mitunter auch die „goldene“ nennt, ist mit ihren zahlreichen wilden, zum Teile aber auch hochgestiegenen Völkerstämmen ein bis jetzt ethnographisch wie anthropologisch leider noch höchst ungenügend durchforschtes Gebiet, welches erst in der Gegenwart in den Kreis der Untersuchung zu treten beginnt, und namentlich sind es die Franzosen, welche über die Bevölkerung jenes großen Landes Licht zu gewinnen und zu verbreiten sich eifrig bemühen. Ueber die ersten Bewohner Hinterindiens ist so gut wie gar nichts bekannt, doch nahm man ziemlich allgemein an, daß eine neger- oder negritoartige Bevölkerung hier ursprünglich sich niedergelassen habe. Nun fragt es sich, giebt es schwarze Menschen mit wolligem Haare im heutigen Hinterindien, wenn man von den Einwohnern der Andamanen und den Semang auf der Halbinsel von Malakka absieht? Soweit wir bisher die Völker Hinterindiens überschauen können, muß die Beantwortung dieser Frage für die Gegenwart durchaus verneinend ausfallen. Mit Ausnahme der Semang, welche mit den Andamaninsulanern zusammenhängen, giebt es nirgends in Hinterindien dunkelhäutige, kraus- und wollhaarige Menschen, womit auch die Annahme einer derartigen Urbevölkerung in das Bereich der unerweislichen Hypothesen verwiesen wird. Ebensowenig läßt sich der manchmal behauptete arische Ursprung einzelner hinterindischer Völkerschaften nachweisen, wenngleich nicht geleugnet

Digitized by Google

werden soll, daß das eine oder das andere der Bergvölker dem Hindutypus sich nähert. An eine ethnische Gruppierung aller dieser verschiedenen Stämme ist vorläufig noch nicht zu denken; wir müssen uns vielmehr bescheiden, sie im einzelnen vorerst so genau als möglich kennen zu lernen.

Im Nordwesten vollzieht sich der Uebergang zwischen den Stämmen des assamesischen Berglandes und jenen Hinterindiens ganz unmerklich. Wir stoßen dort auf eine große Reihe von Völkern, die unter verschiedenen Namen auftreten, die man aber vielleicht am bequemsten in der Bezeichnung der Schan zusammenfaßt. Sie bilden gewissermaßen auch den Uebergang zu den nordöstlich wohnenden Chinesen, welchen sie manche Sitte entlehnt haben. Mit dem Betreten des Lu-kiang-Thales bemerkt nämlich der von Osten kommende, Reisende daß die allerdings noch in chinesische Tracht gekleideten Bewohner keine Chinesen mehr sind. Weiter westlich gegen Teng-jueh wird auch die Tracht eine andere, besonders die der Weiber. Das Volk nennt sich selbst Pa-yü, der englische Oberst Yule gab ihm aber den oben erwähnten Namen Schan. In Birma selbst haben sich die Pa-yü bereits so mit den Birmanen vermengt, daß ihre Sprache daselbst nahezu vermischt ist. Im Norden erstreckt sich diese Bevölkerung noch auf den oberen Irawaddy und nennt sich am linken Ufer Didschu, am rechten Felon. Neben den Pa-yü wohnt im Hukung-Thale ein anderes Volk, Bergbewohner, oder wie sie vorwiegend bei den Birmanen genannt werden, die Katschin, nach englischer Schreibweise Kachyen. Das Volk selbst nennt sich Tschingpo oder Singfu. Zu ihnen gehören nach Adolf Bastian auch die Khamti, in deren Gebiete man die bislang noch nicht erforschten Quellen des Irawaddy vermutet, zu den Schan aber die Mischlingsstämme am Lan-tsan-kiang, welcher Strom kein anderer als der obere Me-khong ist. Dort kennt man diese Völker unter dem Namen Lao, so daß alle die genannten Bezeichnungen sich auf die nämliche Völkergruppe zu beziehen scheinen. Indes verdient bemerkt zu werden, daß die meisten dieser Namen, wie auch jene der Kha, Moï, Tsiam, Kuy, denen wir als Benennungen der Gebirgs- und Waldbewohner im Innern Hinterindiens begegnen, ganz irrtümlich für Stammesbezeichnungen gelten. Moï bedeutet in Kochinchina und Kuy in Kambodscha und bei den Lao einfach „Wilde", während Kha bloß „Mensch" heißt, und dasselbe ist mit Singfu der Fall. Kein Wunder also, daß mit diesen allgemeinen Namen noch weitere, präzisere ethnische Benennungen verbunden wurden und man alsbald eine ganze Reihe von Kha-Völkern kennen lernte wie die Khieng, Kho, Gniaheun, Sok, Boloven, Kolo, und es frägt sich erst, ob dieselben auch wirklich alle der nämlichen Familie angehören.

Ueber die schon genannten Pa-yü und Katschin sind wir durch verschiedene englische Reisende, wie Major Sladen, denn auch durch den Oesterreicher Gustav Kreitner näher unterrichtet. Die Gestalt der Pa-yümänner ist eher klein und zierlich zu nennen. Der Kopf ist edler und besser geformt als jener der Chinesen. Die dunkeln Augen liegen nahezu horizontal, die Nase ist gerade, der Gesichtsausdruck nähert sich überhaupt der europäischen Menschheit. Die Gesichter der Weiber sind feiner geschnitten, die braunen Augen groß und lebhaft, doch verliert der Glanz derselben bedeutend durch den Mangel an Brauen und Wimpern. Die Gesichtsfarbe ist lichtbraun. Höher gestellte Familien kennzeichnen sich durch eine lichtere Hautfarbe. Die Tracht der Männer besteht aus kurzen

Digitized by Google

blauen Jacken mit Bernstein- oder Silberknöpfen, einer kurzen, schlotternden Kniehose aus blauer Baumwolle und gleichen Schuhen mit Ledersohlen. Im Sommer bedeckt ein großer Strohhut das bezopfte Haupt, sonst stets ein blauer Turban. Die Weiber zeigen ebenfalls eine besondere Vorliebe für die dunkelblaue Farbe ihrer Kleidung. Die Jacke reicht bei ihnen bis zu den Knieen, ebenso die Pantalons, die Kniee sind nackt und bis zum Beginn der Wade mit Ringen aus einem Schlinggewächs umwunden. Bis zu den Knöcheln wird das Bein von kamaschenähnlichen, eng anschließenden Bändern bedeckt. Schuhe fehlen fast gänzlich. Die Kopfbedeckung besteht aus einem langen, breiten, blauen Band, turbanartig um den Kopf gewunden und einem europäischen Cylinderhut ohne Krempe nicht unähnlich. Die Ohrläppchen sind durchlöchert und mit durchgesteckten Silbercylindern, Bambusröhrchen oder in China mit Zigarren geschmückt. Die Pa-yü-Weiber rauchen nämlich alle, während die Männer lieber zur Opiumpfeife greifen. Der Charakter des Volkes ist ernst, ruhig, offen; der Umgang mit ihm leidet nicht an formaler Höflichkeit, vielmehr scheint die Lüge verpönt zu sein. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, daneben auch Silberarbeit, Strohflechterei und Weberei. Die Nahrung besteht aus Fleisch und Feldfrüchten; wie bei den Chinesen ist Thee das Lieblingsgetränk. Die Pa-yü singen bei der Feldarbeit, auf dem Marsche und begleiten ihre wilden Weisen zu Hause mit Bambusflöten und Saiteninstrumenten. Ihre Religion ist der Buddhismus vermengt mit den abergläubischen Lehren der Chinesen. Aberglaube und Zauberei sind stark verbreitet; im allgemeinen aber zeigt das Volk die nämliche Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge wie die Chinesen. Die Pa-yü nehmen nur *eine* rechtmäßige Frau; die Heiraten geschehen ohne kirchliche Zeremonie, nur nach Uebereinkunft der Eltern der Brautleute. Die Verstorbenen werden wie bei den Chinesen begraben und die Hinterbliebenen errichten neben dem Grabhügel einen Gedenkstein.

Ein auffallender Unterschied besteht zwischen den Pa-yü und den *Katschin* oder Singfu. Letztere sind kleine, schwächliche, nicht unschöne Leute, aus deren Augen trotziges Feuer spricht, das mit dem scheuen Benehmen sonderbar kontrastiert. Der Kopf ist oval und edel geformt, die Nase stark und gerade und die rot gefärbten Lippen fein geschnitten. Die Zähne sind vom Betelkauen schwarz. Die Männer haben keine von den Pa-yü besonders abweichende Tracht, nur der blaue Turban ist weiß gestreift, und ein Schwert im Gürtel darf nicht fehlen. Die Haare werden vom Scheitel an strahlenförmig über die Stirne gekämmt und oberhalb der Augenbrauen rund abgeschnitten. Desgleichen reichen die losen, mitunter gekräuselten und wellenförmigen, schwarzen oder braunen Haare nur bis zum Nacken. Beide Geschlechter tragen in den Ohrlöchern die mannigfachsten Gegenstände, als Halsschmuck dienen Silberringe, Glasperlenschnüre und aneinander gefügte Venusmuscheln. Auch an Armbändern und zahlreichen Fingerringen fehlt es nicht. Die Frauen und Mädchen tragen am bloßen Leibe eine kurze bunte Jacke aus Baumwolle, die nur den Oberkörper teilweise bedeckt, sodann um die Hüften gebunden ein bis oberhalb der Kniee reichendes Unterkleid, beide mit Muscheln geschmückt. Beine und Füße sind bloß und wie bei den Pa-yü mit Schlinggewächsringen umwunden. Schmutzig sind sie alle. Die ganze schwere Arbeit wird bei den Katschin nur von den Mädchen und Weibern ausgeführt, deren Unterordnung so weit geht, daß sie nicht einmal das Auge zu ihrem Herrn oder Gebieter aufzuschlagen wagen und ihr Tod als pekuniärer Verlust beklagt wird, weil dadurch eine Arbeitskraft verloren gieng. Die Männer verrichten keine Handarbeit, sondern beschränken sich darauf, ihre Nachbarn zu besuchen, um dort „Scheru" zu trinken und Opium zu rauchen. Bei der vorherrschenden Unmoral der Katschin sind die Heiraten der niederen Klasse mehr Geschäftssache, wobei die Mitgift und die physische Stärke der Braut zuerst erwogen werden. Bei den Wohlhabenden wird die Ehe jedoch mit besonderen Gebräuchen und Zeremonien gefeiert. Solche finden auch bei einem Todesfalle statt. Die Katschin begraben ihre Toten. Mit dem Buddhismus hat ihre Religion nichts gemein. Dieselbe umfaßt zwar den Glauben an ein höchstes Wesen, das alles erschaffen hat, ja sogar an Himmel und Hölle, ihr Hauptkult besteht aber in der Verehrung der „Nat" oder Schutzgeister, welchen Opfer dargebracht werden. Berge, Thäler, Bäume und Gewässer, ja selbst Sonne und Mond stehen unter dem Einflusse dieser Nat. Sklaverei ist altes Herkommen, doch ist das Los der Sklaven kein hartes und ihre Kinder werden mehr oder weniger zur Familie gezählt. Die Nahrung des Volkes besteht aus Reis, Gemüse, Schweinefleisch und getrockneten Fischen; die Männer genießen getrennt von den Frauen ihre Mahlzeiten. Die Katschindörfer zählen drei, höchstens zehn Gehöfte, deren Wohngebäude von einem 2 m hohen Steinwalle umschlossen wird. Die Wohnhäuser selbst sind armselige Bambugebäude, ohne Eisen- oder

Digitized by Google

Steinbestandteile. Das ganze Haus ruht auf Pfählen. Die wenigen Wirtschaftsgebäude gruppieren sich um die Umfassungsmauern und liegen gewöhnlich schon an der Grenze des dichten und düstern Urwaldes. Die Katschin leben unter etwa zwanzig „Tsobwa", erblichen Fürsten, die ein kleines Territorium beherrschen und ganz und gar selbständig auftreten; wie es scheint, übt die chinesische Regierung auf das freie, ungebundene, heimtückische Volk nur einen nebensächlichen Einfluß aus. Mit den Birmanen liegen die Katschin in beständiger Feindschaft, die oft in blutige Rauferei ausartet. Gemeiniglich ist übrigens die gegenseitige Furcht eine enorme. Trotzdem sind die Bergbewohner den Birmanen überlegen, denn diese übertreffen jene an Feigheit. (Kreitner. Im fernen Osten. Reisen des Grafen Béla Széchényi in Indien, Japan, China, Tibet und Birma in den Jahren 1877—1880. Wien 1881 8°. S. 959—965.) Die Katschin oder Singfu des Hukungthales stehen zwar nominell unter dem birmanischen „Wun" oder Gouverneur von Magong, kümmern sich aber nicht im geringsten um dessen Anordnungen, sondern handeln lediglich auf eigene Faust. Sicher ist nur, daß die Birmanen von ihnen aus vollem Herzen gehaßt werden. Im Patkoigebirge und in den Bergen östlich zwischen Hukung und Irawaddy wohnt der Stamm der Miru. Sie tragen chinesische Ornamente und bringen chinesische Waren zum Verkaufe nach Hukung; sie besitzen irdene Gefäße, kupferne Kochgeschirre, schmiedeiserne Pflugscharen, gußeiserne Pfannen, alles unzweifelhaft chinesisches Fabrikat. Weder Singfu noch Miru verwenden Kupfer als Verkehrsmedium; bei größeren Geschäften Silberklumpen im Gewichte von etwa 250 g, die nötigenfalls entsprechend verkleinert werden. Sie beziehen sie aus Yün-nan und von den Schan. Auch einige Rupien sind im Umlaufe, werden aber ihres schlechten Silbergehaltes wegen nur ungerne genommen. Auffallend ist die Teuerung des Salzes. Die Singfu teilen die benachbarten Chinesen in zwei Klassen: in solche, die Schweinefleisch essen, und die es nicht thun. Die Schweinefleischesser kamen früher sehr zahlreich den Phungmai, einen Zufluß des Irawaddy, herab, um Hukung wegen Bernstein und Jaspis zu durchsuchen. In neuerer Zeit hat aber dieser Verkehr eine namhafte Einschränkung erfahren. Dem Umgange mit den benachbarten Briten in Assam stehen aber hauptsächlich die „Gham" oder Dorfhäuptlinge der Singfu entgegen. Diese Gham sind nämlich durchwegs Sklavenhalter und haben unter dem Entlaufen ihrer Sklaven in das benachbarte englische Gebiet große Einbuße zu erleiden; sie sind daher den Engländern und deren abolitionistischer Politik in hohem Grade feindlich gesinnt. (Journal of the Geogr. Soc. of London 1871 S. 342—348.) In östlicher Richtung reichen die Katschin oder Singfu bis Momein und sie gelten allgemein als wild, verräterisch und unbändig. Die Birmanen erzählen, daß sie jedermann den Durchgang durch ihre Berge verwehren, obwohl dem Namen nach Birma unterworfen, doch thatsächlich in absoluter Unabhängigkeit, unter sich aber in beständiger Fehde leben und ihren Nachbarn durch ihre Raubzüge gefährlich werden. Es scheint jedoch, daß die Birmanen die Katschin nicht richtig zu behandeln verstehen, denn in den Schanstaaten, welche mit ihren Singfunachbarn in vollstem Frieden leben, benehmen sie sich sehr ruhig und zugänglich. Major Sladens Erfahrungen mit den Katschin lauten dahin, daß sie bei geeigneter Behandlung sich nahbar und intelligent zeigen, allerdings nicht ohne eine gewisse Beimischung von Schlauheit und Hinterlist, die allen wilden Völkern eigen. Die Katschin sind eifrige Handelsleute, auf den Gewinn erpicht, gegen Fremde aber gastfrei.

Mit den Schan kommen die Europäer selten in Berührung; sie sind sehr kriegerisch und auch von ihnen heißt es, sie seien fast immer im Streite mit ihren Nachbarn oder untereinander. Wohl infolge dieser fortwährenden kleinen Kriege sind verschiedene kleinere Stämme in Britisch-Birma eingewandert und haben sich zwischen Rangun und Prome angesiedelt, wo sie viel Gartenbau treiben. Die Schan sind den Chinesen an Kleidung und Klang der Sprache sehr ähnlich und haben eigene, von den birmanischen etwas abweichende Schriftzeichen, die aber wohl von diesen oder vom Talaingalphabete abgeleitet sind. Auf ihren heimatlichen Bergen betreiben sie vorzüglich Viehzucht und bringen alle Jahre im Dezember und Januar große Herden starker Ponies nach Maulmein und Rangun; sie züchten auch mit Erfolg Elefanten. Die Schan verfertigen ausgezeichnete Stahlarbeiten, besonders die birmanischen Schlagmesser mit langem Handgriff, die „Dah"; ihr Stahl soll an Güte jedem andern gleichzustellen sein. Sie tättowieren fast den ganzen Körper, einzelne selbst das Gesicht und gebrauchen dabei selten oder nie die rote Farbe, sondern nur ein dunkles Braunblau; die Art der Tättowierung ist zwar der birmanischen sehr ähnlich, aber doch anderer Art, so daß sie zu unterscheiden ist. Einer ihrer Stämme, die Tschin, tättowieren die Gesichter ihrer Frauen, um sie dadurch bei

Digitized by Google

ihren vielen kleinen Kriegen vor Gefangenschaft zu bewahren; doch haben die unter englischer Oberhoheit lebenden Tschin diesen Gebrauch bereits aufgegeben. Sladen hebt rühmend die Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzug der Schanfrauen hervor. Die Männer tragen Jacken und Beinkleider aus dunkelblauem Tuch; die Weiber hingegen geben den lichten und lebhaften Farben den Vorzug; ihre Jacken sind weiß oder blaßgrün, an Aermeln und Kragen blaßrot. Der dunkelblaue Rand ist fußbreit reich mit Silber gestickt und in Falbeln gelegt. Eigentümliche Kamaschen und spitze Pantoffel mit einer Unzahl silberner Zierate, Arm- und Halsbänder, Ohrenringe und Ketten vervollständigen ein Kostüm, welches bei aller Seltsamkeit einen reichen und gefälligen Eindruck macht.

Die Schan sind Buddhisten; christliche Missionäre sind bis jetzt noch nicht unter ihnen thätig gewesen. Im Norden der Schanländer, unter den verschiedenen Stämmen, die zwischen Tibet, Yün-nan und Birma sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch mehr oder minder zur Familie der Schan im weiteren Sinne gehören, existieren dagegen katholische Missionen, fast ausschließlich von französischen Priestern geleitet, welchen die Erdkunde für eine Reihe der wertvollsten Nachrichten über jene verborgenen Länderwinkel und deren Bewohner tief verpflichtet ist. (Ausland 1875, S. 460—461.) Aber auch der britische Reisende T. T. Cooper hat über diese Stämme am Lan-tsan-kiang wertvolle Mitteilungen gemacht. Im Dorfe Goneah traf er eine eigentümliche Mischlingsrasse, welche den Tibetern in Gesicht und Statur sehr ähnlich, aber von hellerer Hautfarbe ist. Sitten, Gebräuche und Religion sind spezifisch tibetisch, ebenso die Kleidung mit der einzigen Ausnahme, daß die Mannsröcke, statt aus Schafpelz, aus sehr grober Wolle gefertigt sind. Die Sprache ist ein Gemisch von Chinesisch, Tibetisch und Lei-fu, zu welchem Volksstamme die Leute zu gehören glauben, obwohl sie sonst in allem von ihm abweichen. Der Häuptling oder Vorsteher des Dorfes zahlt einen jährlichen Tribut an China, übt aber sonst ausschließliche Kontrolle über sein Volk aus; er hat volle Gewalt, außer die Entscheidung über Leben und Tod, welche dem chinesischen Mandarin in Atenze zusteht. Gastfreundschaft wird in ausgedehntem Maße geübt. Der überall in Tibet häufig vorkommende Kropf ist hier ganz allgemein, vom alten grauköpfigen Manne bis zum jüngsten Kinde. Die Leute in Wha-fu-pin sind meist christliche Konvertiten aus den Lei-fu- und Lu-tseu-Stämmen. Sie sind sehr freundlich und gastfreundlich. Ihre Häuser ähneln noch denen von Tibet; sie gebrauchen aber eine aus Chinesisch, Lei-fu und Lu-tseu gemischte Sprache und sind in Kleidung und Benehmen ganz chinesisch, wenn auch ihre hohen Gestalten und regelmäßigen Gesichtszüge es unmöglich machen, sie für „Himmlische" zu halten.

Auf einem etwa 80 km langen Streifen Landes, der sich zwischen dem Lan-tsan- und den Nu-kiang von Wha-fu-pin im Norden bis nach Weisi-fu im Süden erstreckt, hausen die wilden Lu-tseu; sie sind sehr barbarisch, wohlverstanden mit Ausnahme der wenigen christlichen Bekehrten in der Nähe der Mission von Tz-cu, welche die gewöhnliche chinesische Kleidung angenommen haben und ihrem Berufe als friedliche und fleißige Ackerbauer obliegen. Die Mehrzahl der Mitglieder des Stammes sind jedoch noch Nomaden und vollständig unzivilisiert. Sie bauen keine Häuser, säen keine Früchte, sondern ihre Existenz hängt von dem Ergebnisse der Jagd und räuberischen Einfälle unter den Nachbarstämmen ab, deren Schrecken sie sind. Mit ihren Armbrüsten und vergifteten Pfeilen jagen sie mit Kühnheit und Glück Hirsche, Mhitton, Wildschweine, wilde Ziegen, Bären und Leoparden. Ihre Religion ist vollständig heidnisch; sie opfern Geflügel, um den bösen Geist zu versöhnen. Sie sehen dunkler aus, als die übrigen Stämme des Distriktes, aber dies mag teilweise an ihrem Schmutze liegen. Auch tättowieren sie ihre Gesichter und Leiber mit blauer Farbe und tragen ihre Haare in langen, verwirrten Locken. Ihr Kostüm besteht aus einem Gürtel von Baumwollzeug oder Fellen; nur einige der Führer tragen eine Art Mantel aus Leoparden-, Ziegen- oder Fuchsfellen. Ihre Waffen bestehen aus Armbrüsten und Pfeilen, mit einer Akonitpflanze vergiftet, welche in Assam „Mischmi-bi" heißt, ferner tragen sie Speere und 45 cm lange Messer, welche vom Griffe an breiter werden und in einer breiten, stumpfen Spitze endigen. Die Lu-tseu schulden den Chinesen weder Unterwürfigkeit noch Tribut, wenn sie auch gelegentlich unter den kaiserlichen Fahnen stehen. Die chinesischen Mandarine, welche den kühnen Geist dieses Stammes fürchten, der etwa 1200 kampffähige Männer zählt, sind vorsichtig genug, freundliche Beziehungen zu ihnen zu unterhalten, und um ihre räuberischen Neigungen auf Kosten der Muhammedaner zu befriedigen, laden sie dieselben jährlich ein, an einem großen Raubzuge teilzunehmen. Die Lu-tseu, welche weder lesen, noch schreiben können, haben deshalb mit den Chinesen eine Art Zeichensprache verabredet, durch welche wichtige Nachrichten zwischen beiden hin und her getragen werden können. Sie setzen

Digitized by Google

selten auf die östliche Seite des Lan-tsan-kiang über, außer um andere Stämme oder die Muhammedaner zu bekriegen. Es ist daher wenig über diesen wilden Stamm, weder den Chinesen, noch irgend jemand anderem, außer vielleicht den katholischen Missionären bekannt, welche mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen scheinen. Der Hauptstamm scheint sich in mancher Hinsicht von den Lu-tseu zu unterscheiden, welche die an das westliche Ufer des Lan-tsan-Flusses grenzende Gegend bewohnen und vom Ya-tseu-Häuptling unterjocht worden sind, dem sie Tribut bezahlen. Sie haben auch einige zivilisatorische Gewohnheiten angenommen, wie Ackerbau und das Wohnen in kleinen Blockhäusern.

Die Moso sind offenbar der Rest eines einst mächtigen Stammes, der aber rasch seine Eigenheit verliert und mit dem Ya-tseu-Stamme verschmilzt, dessen Häuptling ihn befehligt. Sie sind in ihrem Aeußeren ganz chinesisch; die Männer tragen die gewöhnliche blaue Baumwolljacke und die kurzen, weiten Hosen der Chinesen, einen teilweise geschorenen Kopf und einen Zopf. Das Kostüm der Frauen ist phantastisch aber graziös: eine den Gesichtern gut anstehenden kleinen Mütze aus rotem und schwarzem Tuche mit hängender Quaste, die keck etwas seitwärts aufgesetzt wird, eine kurze, weite Jacke mit langen, weiten Aermeln über einem enganliegenden baumwollenen Leib, der die Brust bedeckt, und ein dem „Kilt" ähnlicher Unterrock von im Haushalte gewobenem Baumwollstoffe, der von der Hüfte bis zum Knie reicht und in Längsfalten gelegt ist. Anstatt der Strümpfe wickeln sie ihre schöngeformten Beine vom Knöchel bis zum Knie in weißes oder blaues Baumwolltuch, während lederne Schuhe, die an den Zehen in einer Spitze scharf nach aufwärts gebogen sind, die Fußbekleidung der Mosodamen vervollständigen, welch letztere, wenn auch nicht ganz so hellfarbig wie die Chinesinnen, doch hübsch und gut gewachsen sind. Als Schmuck tragen sie riesige, silberne Ohrringe, in ihrer Form der Handhabe eines gewöhnlichen Schlüssels ähnelnd, silberne Ringe und Armreife, sowie Halsbänder aus Glasperlen. In religiöser Beziehung bekennen sie sich sowohl zum Buddhismus, als auch zur chinesischen Ahnenverehrung. Sie haben eine eigene Sprache, aber keine geschriebenen Buchstaben. Chinesisch wird vielleicht mehr gebraucht als die Mososprache, und in ihren Schulen wird Schreiben und Lesen nur auf chinesisch gelehrt, so daß mit der Zeit die Mososprache, ebenso wie die Sprachen der anderen Stämme in diesem Teile Yün-nans, wahrscheinlich aussterben wird. Ihre Häuser sind meist aus Holz gebaut und ganz chinesisch von Aussehen. Sie bauen Reis auf Terrassen an den Berghängen.

Die Ya-tseu unterscheiden sich in ihrem Aeußeren von den Chinesen durch nichts als die eigentümliche Tracht der Frauen, welche derjenigen der Mosofrauen gleicht, mit der Ausnahme, daß sie manchmal die niedliche kleine Mosomütze durch eine Kapuze aus rotem Tuche ersetzen, welche dicht mit Kaurimuscheln besetzt ist. Ihre Religion und Kultusgebäude sind ganz chinesisch, ebenso wie ihre Sitten und Gewohnheiten, und trotzdem sie eine ungeschriebene eigene Sprache haben, konnten alle Männer, die Cooper sah, chinesisch sprechen, lesen und schreiben. In der Schule, welche mit dem Tempel verbunden ist, wie in anderen und mehr zivilisierten Teilen Chinas allgemein üblich, wird nur Chinesisch gelehrt und der scheinbar einzige Unterschied zwischen Ya-tseu und Chinesen ist vielleicht, daß die ersteren womöglich etwas schmutziger aussehen, als der Durchschnitt der letzteren. Der Häuptling der Ya-tseu ist bei weitem der mächtigste unter allen Häuptlingen der Stämme des Lan-tsan, denn außer seinen eigenen Stamm beherrscht er (kraft der Siege seiner Ahnen) auch die Moso und die zahlreicheren Stämme Lei-su. Große Mengen Gold werden auf seinem Gebiete gefunden. Der Häuptling hat allein das Recht, Erlaubnis zum Goldsuchen zu geben, und ein Drittel des gewonnenen Goldes nimmt er an sich und bezahlte früher daraus den Tribut an die chinesische Regierung. Die Ya-tseu entrichten ihrem Häuptlinge eine Steuer in Gestalt von Naturalien und liefern ihm Arbeit; seine Macht ist ganz despotisch, indem sein Volk nach jeder Richtung hin sein absoluter Sklave ist. Ueberhaupt halten alle Häuptlinge dieses Landes Sklaven in ihrem Hause.

Weder im Aeußern, noch in Sprache oder Sitte unterscheiden sich die Muquor von den Ya-tseu oder Moso. Sie sind mit Luntenflinten ausgerüstet (T. T. Cooper. Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Jena 1877. 8°. S. 281—295).

Das Hauptvolk des westlichen Hinterindiens, die Beherrscher des mittleren Irawaddy-Thales sind die Birmanen, welche in dem despotisch regierten Reiche Birma zu einem nicht unbeträchtlichen Grade von Gesittung aufgestiegen sind.

Digitized by Google

Ihrem körperlichen Aussehen nach sind sie von kurzer, gedrungener aber kräftiger Natur, mit eigentümlich geformten Beinen und Lenden, welche über und über hieroglyphenartig blau tättowiert sind. Viele haben auch an Brust und Schultern solche Tättowierungen als Zeichen, daß sie einer höheren Klasse angehören. Ein breites Gesicht mit starken Backenknochen, einer flachen Stumpfnase, etwas aufgeworfenen Lippen, kleinen grauen, schräg nach oben geschlitzten Augen und blaßgelbem, einer unreifen Zitrone ähnlichem Teint giebt sicherlich kein reizendes Bild, und doch liegt in der Erscheinung der birmanischen Männer etwas Anziehendes, das sich nicht leicht in Worten schildern läßt. Es ist wohl hauptsächlich der Ausdruck selbständiger Männlichkeit bei den älteren, und bei den jüngeren ein Zug fröhlicher, sorgloser Munterkeit oder jugendlicher Keckheit, der ihre Mienen und Bewegungen charakterisiert. Die Frauen sind von ähnlichem Typus wie die Männer, nur kleiner, zierlicher. Ihre runden Mignongesichter mit den Stumpfnäschen und dem schelmischen Ausdrucke lassen sie, ohne schön zu sein, anziehender erscheinen, als die gerühmten Schönheiten der Indierinnen. (Gräfin Nostitz. Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1879. 8°. Bd. II, S. 83—84).

Die Tracht der Birmanen ist überaus einfach. Die Männer tragen das „Potzo", etwa 4 m lange und gegen 1 m breite baumwollene, aber häufiger seidene Shawls in den buntesten Farben, vorherrschend mit großen blauen, grünen, roten und gelben Carreaux gemustert. In dieses Potzo hüllen sie ihre Hüften und Lenden, während sie das eine Ende malerisch über die Schultern schlagen. Den Kopf deckt ein lebhaft gefärbtes seidenes Schnupftuch, „Gumbung" genannt, in welches manchmal eine dicke Haarlocke eingeflochten wird. Die Frauen hingegen tragen als einzige Bekleidung ein großes viereckiges Tuch aus Seiden- oder Baumwollenstoff, das, von der Taille bis zum Knöchel herunterhängend, eng um den Leib geschlagen und unter dem linken Arme durch Ineinanderknüpfen der oberen Enden befestigt wird — bei windigem Wetter eine höchst bedenkliche Tracht. Seit der Herrschaft der Engländer hat sich indessen das Schicklichkeitsgefühl der Frauen so weit gehoben, daß sie jetzt Brust und Schultern mit einem Jäckchen von großlöcherigem englischen Tüll bedecken. Die Frauen gehen stets barhaupt. Beide Geschlechter lassen ihr straffes, schwarzes Haar wachsen, welches die Männer am Scheitel zu einem Bündel vereinigen, während die Weiber es ganz nach rückwärts kämmen und am Hinterhaupte in einen Knäuel zusammenbinden. Im Gesichte dulden die Birmanen mit Ausnahme eines schwachen Schnurrbartes kein Haar; alle gehen barfuß einher, nur die Frauen tragen hie und da eine Art Ledersandalen nach dem bekannten klassischen Muster.

Die Nahrung der Birmanen ist ebenso einfach als gesund. Wie bei allen Nationen des südlichen und östlichen Asiens spielt der Reis darin die Hauptrolle. Reis, gesalzene Fische, „Ngapi" und Früchte sind die wichtigsten Bestandteile ihrer Küche, Betelnüsse und lange ostindische Zigarren das Dessert. Das „Ngapi" besteht aus konserviertem Fisch, der schon etwas stark riecht, und Reis, das Ganze zu einer Art Paste gemischt. Von der betäubenden Betelnuß (Areca catechu *L.*) wird ein ausgedehnter Gebrauch gemacht. Man kaut das Blatt und die Nuß, was hier wie in Indien als ein unentbehrliches Lebensbedürfnis gilt. Nicht minder beliebt sind die ostindischen Zigarren (Cheroots), die von beiden Geschlechtern auf allen Altersstufen geraucht werden. Die birmanischen Knaben übertreffen selbst die amerikanischen an Rauchwut, denn man sieht oft Säuglinge, welche von der mütterlichen Brust zur Zigarre langen, um einige Züge daraus zu thun. Die Birmanen scheinen weniger Geschmeide als die Hindu zu tragen; aber die Verzierung des Ohres geht ihnen doch über alles. Das Ohrläppchen ist zu einem Loche von bedeutender Ausdehnung — oft bis zu 3 cm im Durchmesser — ausgeweitet, worin die verschiedensten Gegenstände getragen werden: Stücke Holz, Edelsteine oder Rollen von Silber oder Gold. Sind keine Ornamente zur Hand, so stecken Männer wohl auch ihre Zigarren oder sonst einen kleinen Gegenstand des häufigen Gebrauches hindurch, während die Weiber das Ohr als Blumen- oder Bouquethalter benutzen, was einen komischen Eindruck macht.

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.
. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Vehmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
Bd. 34. Tegnér, Esaias, Fritjofssage.
. 35. Mühlhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wächter, O., Altes Gold, deutsch. Sprichwörter.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, Sau Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jadmund.
. 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans 1673–1715.
. 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
. 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
. 57. Schmidt, Glasmacherleut.
. 58. Ludwig, Mein Großoheim u. A.
. 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
. 60. Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 117. Cicero II. Ausgewählte Reden.
. 118. Longos, Daphnis und Chloe.
. 119. Cicero III. Ausgewählte Schriften.
. 120. Tacitus' III. Annalen I.
. 121. Vergil I. Eklogen, Georgika.
. 122. Vergil II. Aeneis.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
Bd. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I–III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. 167. Scott I. Waverley.
. 168. Swift, Märchen von der Tonne.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
. 214. 215. Le Bruyère, Charaktere.
. 215. Balzac, Oberst Chabert u. A.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
Bd. 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Neuere Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen oder von W. Spemann in Stuttgart zu beziehen.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Digitized by Google

Ehen werden nicht eher geschlossen, als bis beide Teile mannbar sind, — sie sind bei ihnen nur Zivilverträge, womit die geistliche Gerichtsbarkeit nichts zu schaffen hat. Das Gesetz verbietet die Vielweiberei und erkennt nur ein Eheweib an, das „Mica" genannt wird. Das Konkubinat dagegen ist unbeschränkt. Ein Mann kann unter besonderen Umständen sein Weib verstoßen, aber der Prozeß ist mit großen Unkosten verknüpft. Konkubinen, welche mit der rechtmäßigen Frau in einem Hause leben, sind durch das Gesetz verbunden, ihr als Mägde zu dienen; wenn sie ausgeht, dieselbe zu begleiten und ihr Wasserkrug, Betelbüchse und Fächer nachzutragen. Wenn ein Ehemann stirbt, so gehören seine Konkubinen, im Falle sie seine Sklavinnen waren, seiner Witwe an, wenn er sie nicht noch vor seinem Tode durch einen gerichtlichen Akt für frei erklärt hat. Was die Stellung des weiblichen Geschlechtes betrifft, so bewegen sich die Birmaninnen frei und nehmen an allen Geschäften des täglichen Lebens teil. Sie stehen in den Läden, kaufen und verkaufen, gehen ungezwungen umher und verrichten viele Handlungen, welche man im übrigen Orient nur als ein Privilegium der Männer ausüben sieht. Ihre Haltung ist eine selbstbewußte würdevolle, ebenso frei von Indezenz als von Unterwürfigkeit, da der Frau ganz die gleichen Rechte eingeräumt sind wie dem Manne. Sie darf Handel und Gewerbe treiben, Grundeigentum besitzen und es unabhängig, ohne Bevormundung verwalten; sie ist gesetzlich dem Manne in nichts unterworfen und kann nach Belieben die nur auf gewisse Zeit geschlossene Ehe auflösen, ja noch vor Ablauf der bestimmten Frist den Mann verlassen, wenn sie ihm das bei Schließung des Kontraktes erlegte Geld zurückzahlt; doch sollen Fälle dieser Art nicht häufig vorkommen. Auch stimmen alle Beobachter darin überein, daß das Benehmen der birmanischen Frauen jeden Vergleich mit dem der weiblichen Hälfte jeder anderen Nation aushält. Obwohl sie keinen Schleier tragen, bekunden sie doch in ihrer Erscheinung eine angeborene Sittsamkeit, die vollkommen genügt, um Achtung einzuflößen. Frank Vincent, ein amerikanischer Reisender, rühmt den Birmanen nach, daß sie ein schlichtes, wohl indolentes, aber offenherziges Volk seien, welches die Unterhaltungen liebe, sich freundlich unter sich und gastfrei gegen Fremde betrage. Was die Offenherzigkeit anbelangt, so stimmt sie nicht mit dem überein, was die Gräfin Nostitz von ihrer systematischen Lügenhaftigkeit erzählt. Den Eingeborenen, sagt sie, gilt als erste, stets befolgte Klugheitsregel, niemals die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie zur Lüge gar keine Veranlassung haben. Diese Untugend, die einzige übrigens, die sie Gelegenheit hatte, bei dem frohen, glücklichen Volke wahrzunehmen, teilen sie mit den asiatischen Völkerschaften. Die Birmanen schätzen ein bequemes, ruhiges Leben über die Maßen. Rauchen, plaudern, den Tag verschlafen oder wilder Musik zuhören und die halbe Nacht durch singen, ist ihr liebster Zeitvertreib. Diese Schilderung mahnt lebhaft an den Zigeuner in Lenaus herrlichem Liede, der das Leben vertrinkt, verraucht, vergeigt und es dreimal verachtet. In früheren Zeiten war übrigens diese Indolenz noch größer als heute.

„Die Birmanen," bemerkt Major Allan in einer Denkschrift an das auswärtige Amt in Kalkutta, „zeichnen sich vor den übrigen Asiaten dadurch aus, daß man ihnen kriechendes Wesen nicht vorwerfen darf; sie sind munter und haben einen scharfen Sinn für alles Lächerliche. Rasch erholen sie sich von persönlichem oder häuslichem Unglück. Wenn sie auch wenig Vaterlandsliebe zeigen, so besitzen sie doch Anhänglichkeit an ihre Heimat und noch weit mehr für ihre Familien. Bei großer Unwissenheit untersuchen sie gern Dinge, sobald keine große geistige Anstrengung dazu erfordert wird, und verraten doch Wißbegierde bis zu einem gewissen Grade. Ohne grausam zu sein, bleiben sie doch gefühllos bei dem Blute, welches ihre Herrscher vergießen. Zu ihren Tugenden gehören Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Abhärtung, zu ihren Fehlern Mangel an Ausdauer, weshalb auch Zucht und anhaltende Beschäftigungen ihnen höchst lästig werden: doch fehlt ihnen nicht eine gewisse Art Unternehmungsgeist. Beim Kleinhandel entwickeln sie viele Schacherkünste, die Frauen namentlich sind geborene Hökerinnen. Wenn sie auch von Natur aus nicht zu Lüge und Betrug neigen, so sündigen sie doch durch Leichtgläubigkeit und monströse Uebertreibungen; in Amt und Würden sind sie anmaßend und prahlerisch und, wo man sie nicht scharf beaufsichtigt, bestechlich, willkürlich und herrisch. Tapferkeit gehört nicht zu ihren Vorzügen, denn Kriegslist gilt bei ihnen mehr als Mut. Mit ihren Waffen sind sie schlecht vertraut und behandeln sie sorglos, daher schießen sie schlecht und zeigen als Jäger in einem mit Wald bedeckten Lande wenig Kühnheit. Wenn es ihnen auch in dem letzten Kriege mit uns an Entschlossenheit mangelte, so würden sie doch unversöhnlich gegen einen Feind sich rühren, der sich im Nachteil befände; ihre Behendigkeit und Grausamkeit in einem solchen Falle wäre um so gefährlicher, je größer vor dem Ausgang ihre Verzagtheit gewesen wäre."

Digitized by Google

Der Mangel an Tapferkeit schließt übrigens nicht eine gewisse Todesverachtung aus. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche einen integrierenden Bestandteil des buddhistischen Glaubens bildet, hat nämlich zur Folge, daß seine Bekenner eine auffallende Gleichgültigkeit zeigen gegen die Vernichtung menschlichen Lebens, selbst in Fällen, bei denen sie persönlich beteiligt sind. Die Birmanen bekennen sich zum Buddhismus, welcher sich bei ihnen reiner als anderswo vor dem Eindringen des Schutzgötterwesens erhalten hat, auch werden die Klostergelübde der Armut und Keuschheit in Birma am wenigsten gebrochen. Die Birmanen besitzen ein vollständiges nationales Erziehungssystem, in dem die Knaben insgesamt gesetzlich genötigt sind, drei Jahre in einem „Khyung" oder religiösen Hause zu wohnen, wo sie den „Phungyi" oder Priestern dienen, und von diesen im Lesen, im Schreiben, in den Elementen der Arithmetik und der Religion unterrichtet werden. Ebenso ist jeder Phungyi verpflichtet als Schulmeister zu wirken, und sie haben es allezeit für ihre wichtigste Obliegenheit gehalten, dahin zu streben, daß alle männlichen Kinder ohne Ausnahme lesen und schreiben können. Die Phungyi, deren es eine Unzahl giebt, leben in den Khyung; sie sind ehelos und in der Regel sehr keusch. Sie berühren nie Geld und sehen es vermutlich nie. Jeden Morgen machen sie und die ihnen zugeteilten Knaben einen Umgang im Dorfe, wo sie dann in jedem Hause eine Portion Reis und andere gar gekochte Nahrungsmittel bekommen, von welchen sie und die Knaben leben. Letztere werden sonach drei Jahre lang, ohne alle unmittelbare Beiziehung ihrer Eltern, auf Kosten der ganzen Gemeinde gespeist; sie gewöhnen sich an Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen ihre Oberen und erlangen eine einfache vaterländische Erziehung, die hinreicht, sie durchs Leben zu führen. Gewöhnlich bleibt der Knabe, dem, solange er im Kloster verweilt, das gelbe Priesterkleid angelegt wird, bis zum Alter von zehn bis dreizehn Jahren daselbst, und entscheidet sich dann, ob er Priester bleiben oder ins weltliche Leben zurückkehren will. Wie beschränkt der Unterricht im Khyung auch ist, so genügt er doch, um eine gewisse Schulbildung allgemein zu verbreiten. Die Mädchen dagegen erhalten gar keinen Unterricht, und man sagt, daß es ebenso schwer sei, in Birma eine Frau zu finden, die lesen und schreiben kann, als einen Mann, der beides nicht kann. Dessenungeachtet wissen, wie wir vernommen haben, die Frauen ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten. (Ausland 1867. S. 788.) Aeußerst tolerant oder aber indifferent gegen andere religiöse Ueberzeugungen sind die Birmanen doch unzugänglich für Bekehrung. Ihre Priester führen zwar lange Disputationen mit den Missionären, halten aber ihre eigenen religiösen Schriften für ebenso alt und unumstößlich wahr wie diese die christlichen, und verlangen, um vom Gegenteile überzeugt zu werden, mathematische Beweise, die die christlichen Sendboten ihnen natürlich schuldig bleiben müssen. In ihrem Charakter haben die Birmanen viel mit den Chinesen gemein; sie sind scharfsinnig und unternehmend, obgleich träg, und besitzen viel Geistesunabhängigkeit und Intelligenz. Frei von Kastengeist und Rassenvorurteil, erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an und sind begierig, von ihnen zu lernen. Sie fühlen sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt und geben ihnen — im britischen Pegu — ihre Töchter gern zu Frauen, vorausgesetzt, daß der nach ihren Gesetzen übliche Ehepakt geschlossen wird. Die so geehelichte Frau betrachtet sich als die legitime Gemahlin ihres Mannes und verlangt nicht nur von ihm als solche behandelt zu werden, sondern beansprucht auch von anderen die Ehrenbezeigungen, die dem Range ihres Mannes gebühren.

Oskar Peschel rechnet die Birmanen zu den malayochinesischen Stämmen und reiht sie unter die mongolenähnlichen Völker ein; gleich den Chinesen reden sie ein einsilbiges Idiom, doch ist dieses bereits reicher als das Chinesische an Wurzeln, die zur Sinnbegrenzung verwendet werden können. Das Birmanische wird von der Linken zur Rechten geschrieben ohne Abteilung zwischen den Wörtern und mit 44 Buchstaben, welche zumeist Kreise oder Teile von Kreisen sind. Der Buchdruck ist unbekannt; man bedient sich langer Streifen dunklen Papiers, auf das mit Stiften aus Seifenstein geschrieben wird. Die birmanische Litteratur besteht vorwiegend aus Schriften theologischen und juristischen Inhaltes, im Palidialekt, dann aus Buddhalegenden, einfachen Balladen und Werken über Astrologie, Kosmographie und Sternkunde sowohl in Pali als in birmanischer Sprache.

Mit den Birmanen hängen aufs innigste zusammen die Bewohner von Arakan, der Küstengegend am Meerbusen von Bengalen, die Mugh, auch „kleine Bramma“ genannt im Gegensatz zu den großen Bramma oder Birmanen. Die Sprache von Arakan, zu der das Birmanische sich wie ein Dialekt verhält, steht auf einer älteren Lautstufe als die letztere und ist nicht so stark abgeschliffen, wie dieses, aber auch etwas rauher. Nicht zu verwechseln mit den Mugh, welche als die eigentlichen Eingeborenen Arakans gelten und auch mehr denn die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind die sogenannten muhammedanischen Mugh, die, obzwar jetzt völlig eingebürgert, doch fremde Einwanderer sind und unter sich durcheinander Bengali oder die Landessprache reden. Sie kleiden sich zwar ganz so wie die eingeborenen Mugh, unterscheiden sich aber stark durch ihre Gesichtsbildung. Die Alten tragen Bärte, welche bei den echten Arakanen zu den Seltenheiten gehören, und scheren dafür das Haupthaar, welches ein Mugh sorgsam wie Simson hütet.

An diese beiden Völker der Birmanen und der Mugh schließt sich eine Reihe von unkultivierten Bergstämmen an, welche Friedrich Müller unter dem Namen Lohita-Völker zusammenfaßt. Lohita ist ein anderer Name für den Brahmaputra. Sie stehen zu den Birmanen in demselben ethnologischen Verhältnisse, wie die Himalayavölker zu den Tibetern. Jene, welche in den Assamesischen Grenzgebirgen hausen, wie die Mischmi, Naga, Luschai u. a., haben wir schon kennen gelernt. Im eigentlichen Hinterindien sitzen aber in den Jumabergen, welche Arakan vom Thale des Irawaddy scheiden, die zahlreichen Stämme der Khyeng, zu welchen man auch die Singfu zählen kann. Die Bergvölker der Areng-Khyeng oder „wilden Hochländer“ sind die autochthonen Bewohner Maramas und viel stattlicher als die Arakanen, deren Sprache für sie völlig unverständlich ist. Von Schamhaftigkeit scheinen sie nicht belästigt zu werden, so daß das Streifchen Tuch, welches sie tragen, ebensogut gänzlich zu entbehren wäre. Sie führen einen hölzernen, anscheinend mit Metall bedeckten Schild am linken Vorderarm, der gleich wie der Finger durch das Tragen von Ringen eine Kerbe bekommt, denn von Kindheit an wird dieser Schild geführt, dessen Größe man mit dem Wachstum verändert. Diese Khyeng sind gute Bogenschützen und hübsche Gestalten. Leider tragen die Weiber Elfenbein, Bambu oder rotes Tuch von fast 10 cm im Durchmesser in den Ohren, die durch eine solche Erweiterung widerlich entstellt werden. Am oberen Koladyn sind die Hling-dschu oder Schendu die größte Plage. Ihre Angriffe sind bisweilen sehr gefährlich, und den Schrecken vermehrt noch die Stille und Raschheit, womit die Ueberfälle ausgeführt werden. Doch geschieht dies nur gegen Stämme, welchen man frühere Angriffe heimzahlt und wo die Fehde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Selten begehen die Areng solchen Raub an den Bewohnern der Ebene. Die volkstümliche Waffe der arakanischen Hochländer ist ein kurzer Speer mit langer Klinge und einem Dorn am anderen Ende. Bei dem Stamme der Komui, Kami oder Kumi wird man durch die Nettigkeit der Häuser überrascht, die mit allen kindischen Ornamenten halbwilder Menschen überladen sind. Die Männer sehen gut aus, sind ein schöner, kräftig gebauter

Digitized by Google

und lebendiger Menschenschlag, die Weiber dagegen wahre Ungeheuer an Peripherie. Zu diesen Lohitastämmen sind ferner noch zu rechnen die Jabain oder Zabaing, welche namentlich das Thalgebiet des Sitang bewohnen; die Mru oder Myu in den Bergen zwischen Arakan und Tschitagong, die Thock oder Sak an den östlichen Armen des Flusses Nauf, die Lung-khe an den oberen Teilen des Koladyn und die Thung-lho in Tenasserim. Die Lolo, d. h. die Ureinwohner der chinesischen Provinz Yün-nan, welche besonders Bergbau treiben und als gute Waffenschmiede bekannt sind, gehören gleichfalls hierher. Das ansehnlichste Volk dieser Gruppe sind indes die Karen, welche in den Bergen von Arakan, in Pegu und im südlichen Birma, ferner in den Thälern des Irawaddy und Saluen, sowie sporadisch bis an den Menam wohnen.

Der Name Karen stammt aus dem Birmanischen; sie selbst nennen sich Kaya. Sie zerfallen in viele Stämme, die aber sämtlich dieselbe Sprache reden, und werden von den umliegenden Völkern schwarze, weiße, rote Karen genannt, doch sie selbst gebrauchen diese Bezeichnungen nicht. Die Hauptstämme sind die Sgau (birmanische Karen), Pwo (Talaing-Karen), und die Dau-Bya, welche die Berge im und bis zum Norden des Tungnu-Distriktes bewohnen. Aber außerdem giebt es Mopagha, Bghay, Taru und viele andere. Im Aeußeren besteht eine sehr starke Familienähnlichkeit zwischen den erstgenannten drei Stämmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt; merkwürdigerweise finden sich aber in den Dialekten sehr bedeutende Verschiedenheiten. Die Karen-ni (roten Karen) oder Talih, so genannt von dem Schellack, mit dem sie die meisten ihrer Kleider färben, sowie die wilden Stämme der übrigen Karen, leben an den Abhängen der Schanberge zwischen dem Sitang und dem Saluen. Die weißen Karen sind aber außerdem über ganz Birma verbreitet und haben zum Teil sich den Gebräuchen der Birmanen assimiliert. Der höheren religiösen Begriffe entbehren sie vollständig. Fragt man sie nach übersinnlichen Dingen, etwa nach ihren Vorstellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, so antworten sie: „Davon wissen wir nichts, denken auch nicht daran; wir wissen nur, daß wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müssen, und da es auf der Welt so schön ist, wird es wohl auch hernach gut sein.“ Sie kennen keine Art des Gottesdienstes, obgleich sie sehr abergläubisch sind und Zauberei über alles fürchten; aber — Not lehrt beten. Brechen Unglücksfälle herein, dann erinnern sie sich zweier Dämonen, die sie mit diesen Plagen schlagen und dadurch kundgeben, daß sie gefüttert werden wollen. Zur Versöhnung werden ihnen Eßwaren hingestellt und Feste gefeiert. Die Karen sind im allgemeinen wohlgebildet, doch von kleinerer Statur, zwar kräftig, aber doch weniger kräftig als die Birmanen gebaut, dafür außerordentlich behend; in ihrer Physiognomie ist die mongolische Abstammung nicht so deutlich ausgeprägt wie bei diesen. Die Backenknochen treten minder hervor, die Augen haben eine nicht so schräge Lage und der Teint ist heller, dem der europäischen Südländer ähnlicher. Auffallend sind die gefärbten Wangen, die langen Gesichter und geraden Nasen, und überraschend ist, wie Gräfin Rostitz erzählt, das leichte Erröten der Mädchen, das sie bei allen anderen asiatischen Typen vermißt hatte. Sie sind zwar nicht arbeitsamer als diese, aber gesucht für Waldarbeiten, da sie die Vorurteile der Birmanen, Bäume in sogenannten heiligen Wäldern, auf alten Kirchhöfen stehende u. s. w. nicht zu fällen, nicht kennen. Sie tättowieren sich wie die Birmanen und Talaing, doch nimmt dieser Gebrauch bei den zum Christentume Bekehrten entschieden ab. Der Buddhismus ist wenig unter ihnen verbreitet. Die Karen im Yunzalendistrikte gehören zu den Sgau-Karen und folgen alle der Sitte, eine wechselnde Feldwirtschaft zu betreiben, wie es als Jhum in Bengalen bekannt ist. Jedes Dorf besitzt einen „Zokay“ (Zocke, Tsau-Kay), in dessen Familie die Häuptlingswürde erblich und der seinerseits wieder einem erblichen „Zokay-Hyuk“ oder Oberhaupt untergeordnet ist. In früheren Zeiten entschieden diese Oberzokay und die Aeltesten des Dorfes Streitfälle und verhängten Strafen; ihre Gewalt war ganz absolut, und niemand dachte daran, sie ihnen streitig zu machen. Jetzt hat sich dies geändert, doch ist das Amt der Zokay beibehalten und ihnen der innere Haushalt der Gemeinde anvertraut worden. Das Amt ist mit keinem Gehalte verknüpft, und der Zokay hat keinen anderen Vorteil, als der Mühe überhoben zu sein, sein eigenes Feld zu bestellen, indem die übrigen Dorfbewohner dies für ihn mitbesorgen.

Digitized by Google

Ein Karendorf besteht immer aus einem langen, kasernenartigen Hause mit einem Gange mitten durch und Zimmern auf jeder Seite, deren jedes durch einen Familienvater besetzt ist. Die jungen Männer leben für sich in einem abgesonderten Gebäude, dem „Lu-byu-kan". Die Männer gehen den Tag über den Ackerbaugeschäften nach — Ackerbau, die Kultur des Betel mitinbegriffen, ist die hauptsächlichste und einzige Beschäftigung — die Frauen bleiben zu Hause, mahlen Reis, pflegen das Geflügel, die Schweine und Ziegen, und kochen die Mahlzeit. Zur Säe- und Herbstzeit aber zieht das ganze Dorf aus. Die Kleidung der Karen besteht in einer langen Blouse, „Thin-Deing" genannt, die nur bis zu den Knieen, wo sie mit roten Streifen verbrämt ist, reicht und über den Kopf angelegt wird. Das Zeug wird aus einheimischer Baumwolle verfertigt. Ihr langes Haar wird in ein Stück weißes Musselin geflochten; ihre Ohren sind durchstochen und in Ermangelung von Gold und Silber gewöhnlich mit einer Blume geschmückt. In den Händen führen sie das breite Buschmesser, „Dah", um damit Bäume zu fällen. Ueber den Schultern hängt ein Sack, welcher einige Kleidungsstücke, die Betelbüchse und verschiedene Kleinigkeiten enthält, und auf dem Rücken tragen sie an Riemen einen umgekehrt konischen Korb, den „Now-lo-way", worin alle möglichen Dinge untergebracht werden. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem blauen Unterrocke, darüber ein blaues Thin-Deing mit roter Einfassung und gewöhnlich mit plumpen weißen Knöpfen aufgeputzt. An Festtagen wird ein rötlich farbiger Kopfputz mit Flügeln aufgesetzt; eine Halsschnur von Kügelchen und ein Band von Messing oder Glas um Handgelenk und Knöchel vervollständigen den Anzug. Männer und Frauen tragen den Now-lo-way und die letzteren sind offenbar ebenso stark und gewandt wie die Männer. Beide sind so merkwürdige Fußgänger, daß sie nie zu ermüden scheinen. Ueber steile Berge steigen sie leicht und legen an 50 km per Tag zurück. Die Frauen haben nichts Einnehmendes; ihre Gesichter sind sehr breit, und Bein und Knöchel schwerfällig dick. Beide Geschlechter sind sehr unreinlich und das nämliche Kleidungsstück wird Monate lang getragen. Zuweilen baden sie zwar, aber die alten Gewänder werden immer wieder angezogen. Während der Regenzeit werden diese fortwährend naß, was sie einigermaßen reinigt. In der Handhabung des Dah, im Tragen von Lasten, im Rauchen, Betelkauen und leider auch im Genusse starker Getränke besteht kein Unterschied zwischen Mann und Frau. Ihre Hauptnahrung ist gekochter Reis mit einer Würze von rotem Chilipfeffer oder, wenn sie sich gütlich thun wollen, mit einem Zubiß von Ngapi. Bei festlichen Gelegenheiten destillieren sie ein berauschendes Getränk aus Reis, der auch vielfach zur Bereitung von Kuchen dient. Im ganzen sind die Karen besser genährt als die Birmanen, da sie nicht die buddhistischen Skrupel gegen das Töten der Tiere kennen (Adolf Bastian in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1866).

Neben den Birmanen und Karen wohnt in Pegu, d. h. im unteren Irawaddylande das Volk der Mon, von den Birmanen Talaing genannt; ihre Sprache ist mit dem Birmanischen durchaus nicht verwandt. Sie waren die herrschende Nation in Südbirma, als die Europäer diese Gegenden zuerst besuchten, und sahen sich selbst als die eingeborene Rasse oder die ältesten Einwanderer in Pegu an, doch begegnet man ihnen heute nur noch im Osten und Süden des Irawaddydeltas, in Martaban und Tenasserim. Im Altertume reichten die Birmanen nur bis etwa südlich von Prome, wo der Akuttungfelsen in dem Irawaddy vorspringt; doch seither haben sie die Talaing allmählich birmanisiert.

Die Talaing unterscheiden sich wenig von den Birmanen, und da sie dieselbe Tracht tragen, kann eine Verwechselung mit diesen wohl vorkommen. Im allgemeinen sind sie heller als diese, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache aber unterscheidet sie sofort von ihren früheren Herren, denn die birmanische Sprache kennt kein R, woran das Talaing reich ist. Beide Völkerschaften leben so gemischt untereinander und Zwischenheiraten sind bei ihnen so häufig, daß vielleicht die Zeit nicht mehr ferne ist, da die birmanische Rasse die dominierende, die Sprache der Talaing vergessen sein wird und dieselben die der Birmanen angenommen haben werden; vielleicht bereits jetzt giebt es keinen Talaing, der nicht des Birmanischen vollkommen

Digitized by Google

mächtig ist. Obwohl sie eigene Schriftzeichen besitzen, gebrauchen sie dieselben doch nur selten, sondern schreiben gewöhnlich ihre Sprache jetzt schon mit birmanischen Buchstaben (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1874). Das Talaingalphabet ist, wie uns Prof. Bastian belehrt, nur in einigen unwesentlichen Veränderungen, die durch die mehr gutturale Aussprache benöthigt wurden, von dem birmanischen verschieden. Die Buchstaben sind rund und nicht unähnlich denen der Tamulen und Telingu in Dekkan. Ihre Form scheint von dem viereckigen Pali abgeleitet zu sein, das, wie es heißt, bis ums 5. Jahrhundert im Gebrauch war. Obwohl die Talaing auch die buddhistische Religion mit den Birmanen gemein haben und dieselbe durch das gleiche Medium, die heilige Palisprache, kennen lernten, so weichen sie doch von den Birmanen durch eine besondere Geisterverehrung ab. Kaum hat ein erwachsener Talaing sein Noviziat im Kloster vollendet, worin auch sie alle ihre Jugend zubringen, so unterwirft er sich und sein künftiges Geschick ganz dem Einflusse und der Macht der „Nat", und der Geisterlehrer zeigt ihm den Tag an, wann er heiraten soll. Er baut dann sein Reisfeld, und an einem heimlichen Ort in der Nähe errichtet er sein „Nat-tseng", ein Miniaturhaus für den Geist, in welchem er einen Teil seiner Nahrung und hie und da Arrak, Weihrauch u. s. w. opfert. Er haut einen Teil des Waldes nieder, um einen Garten anzulegen, und auf dem ersten niedergeschlagenen Baum opfert er Reis, Salz und Ngapi mit einer Anrufung an den Nat, daß er Not von ihm abwenden und ihm verzeihen möge, wenn er etwa einen Lieblingsaufenthalt des Geistes mit einem der Bäume gefällt habe. Das Nat-tseng wird mit allem Hausrat in Miniatur ausgerüstet. Wird ein Talaing krank, so ruft er den Geisterdoktor, daß er ihm den Geistertanz einrichte, zu welchem Ende das Opfer dargebracht, Weihrauch verbrannt und Musik herbeschieden wird. Die Anstrengung der frommen Uebungen, die er dabei in Ausführung bringt, hat in der That schon oft Schmerzen gelindert oder verscheucht. Weiber glauben sich manchmal vom Geiste besessen und beginnen unter hysterischen Erscheinungen Tänze, von denen sie endlich erschöpft niedersinken (O'Riley im „Journal of the Indian Archipelago". Oktober 1850).

Die östlichen Nachbarn der Birmanen und Talaing sind die Thai-Völker, welche den größten Teil der indochinesischen Halbinsel einnehmen. Sie zerfallen in die Thai im engeren Sinne oder die Siamesen, die Hauptbevölkerung des Reiches Siam, die Lao, die Ahom, die uns schon bekannten Khamti und die Khassia. Die Lao, identisch mit den schon beschriebenen Schan, aus welchem Namen unser Siam abgeleitet ist, sind die südlichen Nachbarn der Chinesen; sie bewohnen die inneren und nördlichen Teile der Halbinsel und zerfallen in die weißen Lao (Lao-pung-kah) und die schwarzen Lao (Lao-pung-dam). Ihre Sprache ist mit dem Thai nahe verwandt, sie steht diesem gegenüber auf einer älteren Lautstufe und verhält sich zu demselben wie das Rakhaing zum Birmanischen. Die Pe-y (oder, wie sie sich selbst nennen, die Lok-thai) und die Pape, welche in der Nachbarschaft der Lao wohnen, gehören nicht zu ihnen, sondern vielmehr zu den Thai oder Siamesen. Die Ahom sind das erobernde Schanvolk von Assam. Ihr Idiom, gegenwärtig eine tote Sprache, ist jenem der ansässigen Bewohner Assams, dem Assami, gewichen, einer Schwestersprache des Bengali. Zu den Thaivölkern sind auch die Stämme der Miao-tse (Miau-tsi), „Söhne der Erde", d. h. Aboriginer zu rechnen, welche in den gebirgigen Teilen verschiedener Provinzen Chinas, wie Se-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Huh-peh, Yün-nan, Kwang-si und an den Grenzen von Kwan-tung wohnen. Auch die Bewohner des Inneren von Hai-nan sollen hierher gehören.

Die Siamesen sind von schlankem, kräftigem Körperbau, aber unschönen, eines edleren Ausdruckes entbehrenden Gesichtszügen und von weichlicher, träger Haltung. Der Siamese hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges

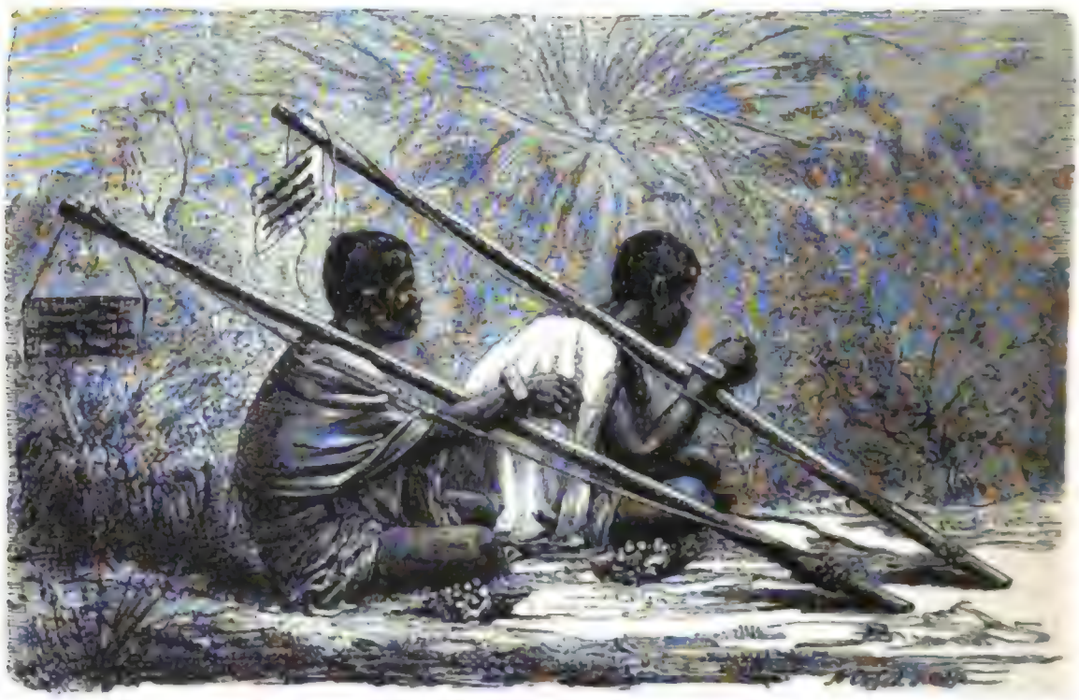
Digitized by Google

iſt trübe und ohne Intelligenz, der Mund weit geſpalten, die Lippen ſind immer von Betel gerötet, die Zähne ſchwarz wie Ebenholz, die Naſenflügel breit. Er ſchert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büſchel ſtehen. Das Haar ſelbſt iſt ſchwarz und ſtraff, aber bei den Frauen, welche ebenfalls einen ſolchen Büſchel haben, iſt es feiner und wird ſorgfältig gepflegt. Hübſch ſind nur die Kinder; mit ihren köſtlichen braunen Körperchen, allerliebſten Gliedmaßen, einem lebhaften, ſchelmiſchen Geſichtsausdruck und den unbeſchreiblichen glänzenden, feuchten ſchwarzen Augen eine charakteriſtiſch anmutige Erſcheinung. Leider bleibt von all dieſen Reizen wenig mehr über, wenn die Jahre der Kindheit vorbei ſind, namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entſchieden häßlich. Einer anderen Stimme, jener Mouhots, zufolge ſind die ſiameſiſchen Frauen weit hübſcher als die Männer, und junge Mädchen zwiſchen zwölf und zwanzig Jahren könnten mitunter unſeren Bildhauern als Modelle dienen. Im allgemeinen ſind indes Mann und Frau in ihrem Aeußern kaum zu unterſcheiden. Beide tragen ein um die Hüften geſchlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle, das „Languti“, ein Lendentuch, welches zwiſchen den Beinen aufgeknüpft und durch Einſtopfen der Zipfel feſtgehalten wird. Als Oberkleider, je nach der Jahreszeit, dienen Jacken oder Tücher. Beſonders die Frauen tragen meiſt noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Bruſt gefaltet. Erwachſene, ſelbſt Frauen, tragen keinen Schmuck — weder Ringe noch Ketten oder Zierat in den Ohren; um ſo reichlicher iſt dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und ſilbernen Spangen und dergleichen oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen. Beide Geſchlechter kauen Betel in widerwärtiger Weiſe, und wenn ſich der Mund öffnet, glaubt man in einen ſchwarzen Abgrund zu blicken. Nur jene, die in Europa geweſen oder eine höhere Bildung genoſſen haben, entſagen dieſer Gewohnheit. Die Geräte zum Betelkauen, eine Spuckvaſe und kleine Gefäße zum Aufbewahren der Betelblätter, des Kalkes und der Arekanüſſe läßt ſich jeder Vornehme durch einen Sklaven ſtets nachtragen. Dieſe Gerätſchaften ſind auch die einzigen, in denen ſelbſt der ärmere Mann einen gewiſſen Luxus entfaltet und für welche ſich eine Art Kunſtfertigkeit ausgebildet hat. Man ſieht ſie von maſſivem Gold oder von Silber gearbeitet, letztere vergoldet und mit Zeichnungen verziert. Neben dem Betelkauen ſteht das Tabakrauchen im Schwange, und eine Papierzigarre trägt faſt jeder Mann hinter dem Ohr. Die Hauptnahrung beſteht aus Reis mit Fiſchen, Gemüſen, Früchten, Zwiebeln, ſowie Pfeffer- und Gewürzbrühen.

Die Siameſen werden gewöhnlich Thai genannt, doch hat dieſes Wort, welches einen freien, freien Menſchen bedeutet, einen juriſtiſchen Sinn, da es die Freien im Gegenſatze zu den Sklaven bezeichnet. Abgeſehen von den Leuten, die zu Wacht- und zu Schiffsdienſten im Frieden verpflichtet ſind und auch unter die Nichtfreien gehören, giebt es wirkliche Leibeigene oder Sklaven. Sie zerfallen in drei Klaſſen. Da ſind zuerſt die im Kriege gefangenen Leute, welche für immer demjenigen gehören, welcher ſie gefangen nahm. Doch können ſie ſich frei kaufen und zahlen gewöhnlich eine Summe von 48 Tikal (120 Reichsmark). Dann folgen die Individuen, welche wegen Schulden in Sklaverei geraten ſind. Sie müſſen dem Herrn Dienſte thun, welche als Zinszahlung betrachtet werden. Die Schuldknechtſchaft erliſcht mit der Tilgung der Schuldſumme, daher auch ein Sklave ſeinen Herrn nötigen kann, ihn zu verkaufen, wenn ein anderer Herr das Kapital zahlt. Die Kinder eines Ehepaars in Schuldknechtſchaft verfallen ebenfalls der Sklaverei, wie auch Sklavenehen den Verkauf des Sklavengatten nicht hindern. Drittens kommen ſolche Sklaven, welche unbedingtes Eigentum ihrer Herren ſind. Dieſe Klaſſe beſteht zumeiſt aus Menſchen, die als Kinder von ihren Eltern verkauft wurden, als dieſe infolge eines Prozeſſes in Schulden geraten waren oder ſich ſonſt in Verlegenheiten befanden. Ueber einen ſolchen Verkauf wird allemal ein ſchriftlicher Vertrag abgeſchloſſen. Im übrigen halten die Siameſen viel auf ihre Familien, was freilich nicht hindert, daß der Mann das Recht beſitzt, ſeine Frau zu verkaufen. Bei den niederen Ständen trifft die Sache auf gar kein Hindernis, weil in den meiſten Fällen der Mann ſein Weib, als wäre dasſelbe eine Ware, bezahlt hat. Nach ſiameſiſchen Begriffen verſteht es ſich ohne weiteres von ſelbſt, daß er ſich einer ſolchen ganz nach Gutdünken wieder entäußern kann. Anders verhält es ſich mit einer Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf ſie nur dann veräußern, wenn er Schulden bezahlen will, die mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht wurden. Uebrigens herrſcht in den Familien das beſte Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hauſe volle Geltung und genießen große Freiheit. Sie zeigen ſich auf der Straße, gehen auf den Markt und machen und empfangen Beſuche.

Digitized by Google

Die Siamesen sind besonders schwelgerisch in Schnörkeln und Etikettesachen. Vom Könige abwärts hat nicht nur jeder sein Prädikat, sondern diese Rangabstufungen machen sich, wie bei uns ehemals, wo zwischen Sie, Du und Er unterschieden wurde, in den Pronomina, je nach dem Stande des Sprechenden oder Angeredeten, bemerklich. Dies erstreckt sich denn auch auf das Ich, wofür man, wo Höflichkeit geboten ist, „ich, des Herrn Diener" sich ausdrückt; wo aber Demut erfordert wird, „ich, das Härchen" (meine Wenigkeit) oder „ich, das Stäubchen auf der Fußsohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit" oder „ich, die kleine Bestie" sagt. Ganz unleugbar legen übrigens manche Siamesen, besonders der vornehmen Stände und darunter die letzten Könige, Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag, zeigen sich auch bemüht, ihrem Volke so viel als möglich von den Segnungen einer höheren Gesittung zu teil werden zu lassen. Aus Adolf Bastians Schilderungen empfangen wir indes lebhaft



Gefangene auf dem Transport in Siam.

den Eindruck, als ob die Siamesen schon vor diesen Bestrebungen in bezug auf geistige Entwickelung so hoch ständen, als etwa die Europäer im Mittelalter, kurz bevor das weltliche Wissen der Griechen und Römer durch die Scholastiker seiner Vergessenheit entrissen wurde. Ihre geistige Kultur haben die Siamesen mit dem Buddhismus aus Indien empfangen. Die Mehrzahl der siamesischen Werke ist nicht in der Thaisprache, der lebenden Sprache des Landes, sondern im geheiligten Pali geschrieben. Die weltliche Litteratur zählt etwa 250 Bände, darunter manche von hohem Wert; sie enthalten meist geschichtliche Annalen, Gesetzbücher, medizinische, astronomische und philosophische Werke, endlich Erzählungen, Romane, Lustspiele, Tragödien, Lieder und epische Gesänge. Für die Dramen oder Theaterstücke wird, wie es auch bei uns ehemal der Fall war, kein Dialog ausgearbeitet, sondern nur vorgeschrieben, nach welchem Sinne die Schauspieler improvisieren sollen. Außerdem aber giebt es Theaterstücke, deren poetischer Teil wenigstens wie ein Operntext ausgeschrieben ist. Das dramatische Versmaß ist ziemlich verwickelt, außerdem müssen die Endworte der ersten und zweiten Strophe mit den Mittelworten der dritten reimen. Bastian teilt einige Uebersetzungen von Poesien mit, darunter auch Liebeslieder, die wir bei Ostasiaten in der Regel nicht suchen. Am Hofe findet das Schauspiel auch heute noch seine Pflege.

Siam, ein despotisch regiertes Wahlreich, welches sich den Luxus zweier Könige gönnt, von welchen jedoch der zweite bloß Titular ist, wimmelt von buddhistischen Klöstern und die Klöster wimmeln von Mönchen, sogenannten „Phra", von den Europäern gewöhnlich „Talapoinen" genannt, welche hierarchisch gegliedert sind und ihre eigene Ge-

Digitized by Google

richtsbarkeit beſitzen. Die Talapoinen leiten wie in Birma den Schulunterricht, welcher für die Knaben obligatoriſch iſt. Mit dem Alter von 12 bis 13 Jahren tritt der Siameſe, gleich wie der Birmane, als Novize in ein Kloſter und legt die zehn Gelübde ab, deren vornehmſte Armut und Keuſchheit betreffen. Die meiſten Novizen kehren in das bürgerliche Leben zurück und legen das gelbe Kloſtergewand ab, andere dagegen bereiten ſich zum Empfange der prieſterlichen Weihe vor. Reut es ſpäter den Mönch, in den Orden getreten zu ſein, ſo braucht er es nur ſeinem Lehrer zu melden und ſich einer zwanzigtägigen Buße in der Einſamkeit zu unterziehen, worauf ſeinem Rücktritt in den Laienſtand nichts mehr im Wege ſteht. Die Talapoinen bilden nicht etwa eine Kaſte, denn der Buddhismus kennt keinen Unterſchied der Kaſte, und jedermann kann in ihre Reihen eintreten, ſelbſt der Sklave, wenn er von ſeinem Herrn Erlaubnis erhalten hat. Die Talapoinen bilden auch nicht etwa eine regelmäßige Geiſtlichkeit, aber ſie ſpielen eine Rolle bei allen wichtigen Vorgängen im Leben der Familie, z. B. nach Geburten, beim Scheren des Haarſchopfes, bei Heiraten und Leichenbegängniſſen. Dabei üben ſie allerlei religiöſe Gebräuche aus, aber nur ihretwegen, nicht anderer Menſchen halber. Das Verdienſtliche, das in ſolchen Zeremonien liegt, kommt lediglich ihnen zu ſtatten. So ſind ſie zwar eine Art von Seelenhüter und haben wohl ein Publikum, aber keine Gemeinde. Doch hängt das Volk mit großer Ehrfurcht an dieſem Ordensklerus. Neben dem herrſchenden Buddhismus haben ſich indes eine Menge abergläubiſcher Vorſtellungen und Gebräuche aus Indien und China in Siam erhalten. Die Siameſen glauben an alle krummbeinigen, gehörnten und behaarten Götzen der chineſiſchen Mythologie, an Sirenen, Werwölfe, Rieſen, Wald- und Bergfräulein, Feuer-, Waſſer- und Luftgeiſter, kurz an alle Ungeheuer des aſiatiſchen Pantheons und an das ganze Pandämonium der Brahmanen, von den Naga an, dieſen göttlichen Schlangen, welche Flammen ſpeien, bis zum Garuda-Adler, der Menſchen packt und ſie durch die Lüfte entführt. Nicht minder glauben ſie an Amulette, welche den Menſchen unverwundbar machen, vor Krankheiten ſchützen, die Fruchtbarkeit befördern und vor dem Böſen Blick ſchützen. Auch ſetzen ſie großes Vertrauen in Sterndeuter und Wahrſager, welche Regen und Dürre verkünden. Dieſe ſchlauen Betrüger, welche auf Koſten des abergläubiſchen Volkes leben, verkünden auch Krieg oder Frieden, Glück oder Unglück beim Spiel oder in Handelsgeſchäften, glückliche Tage für den Abſchluß einer Heirat oder für das Antreten einer Reiſe, für den Bau eines Hauſes, kurz für alle möglichen Dinge.

Schauſpielerin aus Siam.

Nördlich von den eigentlichen Siameſen wohnen die Lao oder öſtlichen Schan, welche allmählich aus Norden, dem Thale des Mekhong entlang, immer weiter nach Süden hin vordrangen. Man nimmt an, daß ihre urſprünglichen Wohnſitze irgendwo auf dem oſttibetiſchen Hochlande geweſen ſeien. Die Lao ſind im allgemeinen durchaus unkriegeriſch und rückten nur langſam in das Stromthal des Menam, wo ſie den Grundſtock der heutigen Siameſen bildeten.

Noch heute unterscheiden sich die Sprachen der Lao und der Siamesen voneinander so wenig, daß beide Völker sich ohne Schwierigkeit verstehen. Auch verlegen die siamesischen Ueberlieferungen den Ursprung ihres Volkes in das Innere von Lao; dasselbe gilt ihnen als eine Art von geheiligtem Lande, in welchem sich viele religiöse Wunder begeben haben. Die Siamesen bezeichnen sich selbst als kleine Thai; die Lao von Xieng-mai und den weiter nördlich liegenden Teilen, welche heute von Birma abhängig sind, heißen bei ihnen große Thai. Ueber die Etymologie des Wortes Lao ist man noch im Unklaren. Einigen zufolge bedeutet der Name Lao so viel als die Alten. Im unteren Lao bezeichnen sich die Leute als Lea, werden auch so von den Annamiten genannt und daraus ist wohl die europäische Benennung Lao oder Laotier entstanden.

Gegenwärtig ist das Gebiet der Lao in eine große Anzahl von Provinzen geteilt; die Statthalter, welchen der Königstitel belassen ward, werden vom siamesischen Hofe ernannt und sie fügen sich bis auf weiteres der Uebermacht. Der Verkehr zwischen dem Volke und den Mandarinen hat einen ziemlich patriarchalischen Anstrich, und Erpressungen von seiten der letzteren kommen weniger vor als in anderen Ländern; dagegen bildet das Strafgesetzbuch im vollen Sinne des Wortes einen Prügelkodex mit vielen Abstufungen. Der Lao besitzt viele der Entwickelung fähige Keime und scheint des Fortschrittes fähig. Sein Geist ist wißbegierig und in religiösen Dingen durchaus tolerant. Die nördlichen Lao, welche man an ihrer hellen Hautfarbe sofort von den Birmanen unterscheidet, haben eine stolze Haltung, sind auch rühriger und betriebsamer als jene im Süden; diese haben nicht einmal Märkte, welche im Norden überall gefunden werden. Die nördlichen Lao sind aber sehr mißtrauisch gegen Fremde, dagegen von lobenswertem Fleiße; man sieht kaum Müßiggänger, und die Liebe zum Gewinn, namentlich zum Handelsgewinn, läßt ihnen keine Ruhe. Leider sind sie auch leidenschaftlich auf Glücksspiele erpicht und in den Spielhöllen liegen Leute jeglichen Alters auf schmutzigen Matten. Ihre Musik ist weich, harmonisch und sentimental. Die Ortschaften in Lao liegen, wenigstens in den südlichen Landesteilen, gleichviel ob klein oder groß, den Mekhong entlang. Die Häuser sind mit Gärten umgeben und durch Fußwege miteinander in Verbindung gebracht. Ueberall wird Reis gebaut, welcher die Hauptnahrung bildet; außerdem auch Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Maulbeerbäume u. dergl. Die Wohnungen stehen wie in Siam auf Pfählen, die 1,50—2 m hoch sind, leiden also nicht durch Feuchtigkeit und werden nicht von Schlangen, Skorpionen und Ameisen heimgesucht, welche in jenen heißen Gegenden eine wahre Landplage sind. Das Strohdach der Häuser fällt scharf ab, die Wände, ein doppeltes Bambusgeflecht, sind auf der inneren Seite mit Blättern bekleidet und man gelangt in die Wohnräume vermittels einer Leiter. Der Hausrat ist einfach, Matten und Kissen bilden die wichtigsten Bestandteile. Im Empfangssaale hängen allerlei Waffen: Lanzen oder Musketen mit Feuersteinschloß, Jagdgeräte, Fischernetze und dergleichen mehr. Die Bekleidung besteht für gewöhnlich nur aus dem Languti, wie bei den Siamesen. Bei vornehmen Leuten ist er von Seide, und solche tragen wohl auch eine enge Jacke mit Aermeln, welche vorn auf der Brust zugeknöpft wird, und manchmal noch eine Art von Schärpe, die man über die Schultern wirft. Der Lao ist durchgängig wohlgestaltet und auch kräftig gebaut; ja man sieht oft wahrhaft herkulische Gestalten. Der Ausdruck des Gesichtes bildet ein eigentümliches Gemisch von Feinheit und Gleichgültigkeit, von Schüchternheit und Wohlwollen. Das Haupthaar wird, wie bei den Siamesen, abgeschoren und nur auf dem Wirbel bleibt ein Schopf stehen. Für Languti, Jacke und Schärpe wählt man stets lebhafte Farben, die sich von der angedunkelten Haut sehr vorteilhaft abheben. Kopfputz und Fußbekleidung sind nicht üblich, und einen Hut tragen nur die Bootsleute, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Kinder schmücken sich mit Arm-, wohl auch mit Knöchelringen von Gold, Silber oder Kupfer, im Notfall von Seide oder Baumwolle. Außerdem tragen sie auch Amulette, welche sie von den buddhischen Bonzen erhalten. Erwachsene Männer befassen sich mit solcherlei Zierat nicht; sie legen nur Wert auf Fingerringe mit glänzenden Steinen, die in Bangkok teuer bezahlt werden; auch Ohrringe werden getragen. Hinter den Ohren steckt allemal eine mit Bambusdeckblatt umwickelte Zigarette. Die meisten

Digitized by Google

Lao tättowieren Bauch und Schenkel, doch ist dieser Brauch im Süden nicht so allgemein und verschwindet dort immer mehr. Auch die Frauen sind nur spärlich bekleidet. Sie schlagen den Languti so um die Hüften, daß er bis über die Kniee herabfällt und eine Art von Rock bildet; dann werfen sie ein Stück Zeug über die Schultern. Das prachtvolle schwarze Haar wird nicht geschoren, sondern als Chignon getragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickelt; dieses kleine Diadem erhält seinen Schmuck durch Blumen; Hals- und Armbänder sind im allgemeinen Gebrauche. Manche Mädchen und

Lao aus dem Innern von Siam.

Frauen kann auch ein Europäer hübsch finden; sie machen einen anmutigen Eindruck. Besonders wenn sie ihr langes Haar kämmen, was sie sich beiläufig bemerkt selten zu schulden kommen lassen, sehen die jungen Laodamen viel anziehender aus als jene am Menam. Mit fortschreitendem Alter gewöhnen sie sich aber das Kämmen ab und die Alten, das heißt jene, welche etwa das 35. Lebensjahr überschritten haben, würden mit ihrem entsetzlichen Nackenbund und ihren üppigen Kröpfen in jeder Hexenküche Effekt machen. Oft sogar schon bei jungen Mädchen trifft man die Kröpfe, welche bei den älteren Frauen allgemein sind, während die Männer von diesen Auswüchsen befreit bleiben. Polygamie kommt nur bei Reichen vor und dann gilt nur eine Frau als rechtmäßige Ehegattin. Die Reinheit der ehelichen Verbindung ist in mancher Hinsicht für die Erbfolge unbedingt erforderlich. Das Kind einer Frau, die z. B. keine geborene Prinzessin ist, kann seinem

königlichen Vater nicht in der Würde folgen. Für das Familienleben gelten die chinesischen Gesetze; übrigens wird es auch von seiten der Frauen mit der ehelichen Treue nicht sehr streng genommen, und der Verführer hat nur eine Geldstrafe zu zahlen: man ist in diesen Dingen äußerst nachsichtig. Sklaverei ist üblich; ein Mann kann wegen Schulden Sklave werden oder weil das Gericht ihn dazu verurteilt; doch das sind seltene Fälle; die überwiegende Mehrzahl der Sklaven besteht aus Wilden, die man aus den östlichen Gebirgen holt. Sie werden sehr sanft behandelt und verrichten Arbeiten im Hause und auf dem Felde. Denn der Lao selbst ist träge, und wenn er keine Sklaven halten kann, läßt er die Frau arbeiten; er selbst liegt nur dem Fischfang und der Jagd ob.

Bis nach Korat erstrecken sich die südlichen Ausläufer der Lao, die dort mit siamesischen Einwanderern zusammentreffen. Zwischen Korat und dem Mekhong wohnen die Kwui, die auch Suay oder Tributpflichtige heißen, weil ihnen statt persönlicher Leistungen die Einsammlung ihrer Landeserzeugnisse auferlegt ist. Die Berge nördlich vom See Tuli-sap gehören den Samreh, welche die königliche Familie in Kambodscha als Stammgenossen anerkennt. In den Hügelreihen, die sich vom Battambangflusse um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste hinabziehen, haben die Khamen-dong (die Khamen der Wälder) oder die Khamen-boran (die alten Khamen) ihren Sitz, die zur Einlieferung des jährlichen Tributes an Kardamomen verpflichtet sind. Sie heißen Haklöh bei den Kambodschanern und sind den Samreh nahe verwandt. Dann in dem rauhen Gebirgslande bei Tschandabun hausen die Xong oder La-song, ein größtenteils zusammengelaufenes Gesindel verschiedener Nationalitäten, das sich in seiner Abgeschlossenheit zu einer besonderen Rasse mit eigener Sprache herausgebildet hat. Die Sumpfgegenden um den See Tuli-sap sind von den jetzigen Kambodschanern (den Khamen, Khmer oder Kohm) bewohnt, die in geringer Entfernung von Panompin an die von Saigon aus vorgedrungenen Kochinchinesen oder Annamiten stoßen.

Die Kambodschaner haben ovalrunde Köpfe, breite, aber zugleich in die Länge gezogene Gesichter und sind ungeschlacht in ihrer Haltung, indem der Oberkörper unverhältnismäßig lang, die dicken und gekrümmten Beine zu kurz sind. Das Weiße des Auges scheint blendend hervor und die Haare neigen sich zum Kräuseln. Der Mund ist breit und weit, die Stirn herüberstehend, die Nase niedergedrückt und stumpf. Doch finden sich, wie in jeder Rasse, alle Arten von Physiognomien, auch gerade oder Adlernasen sind nichts Seltenes, obwohl die Nasenlöcher fast durchgängig erweitert sind. Im Vergleich mit dem durch die Fluten nördlicher Einwanderungen mit neuen Schichten überdeckten Siam blickt in Kambodscha deutlicher die ursprüngliche Bevölkerung hindurch, die aus ihrer früheren Verbreitung über das benachbarte Festland und die Inseln jetzt nur in isolierten Trümmerresten hervorsteht. Der religiöse Glaube der Kambodschaner ist der Buddhismus, ausgebildet zu einem ins Abgeschmackte getriebenen Pantheismus.

Die Provinzen Binthuan und Bindinh gehörten früher den Tsiampa, die in den Kriegen mit Annam fast gänzlich untergegangen oder nach Kambodscha geflohen sind, wo sie hier und da in zerstreuten Kolonien angetroffen werden, meistens untermischt mit den ihnen glaubensverwandten Khek (den Tschwec oder Malayen). Der ihnen mitunter beigelegte Namen Loi gehört genauer einem Stamme roher Barbaren, die in den Bergen am Kap St. James umherstreifen.

Am oberen Mekhong, nördlich von Tonkin, werden die Quanto gesetzt, die mit einer besonderen Schrift geschriebene Palmbücher besitzen sollen; von der

Digitized by Google

Giao-chi, Eingebornen mit einwärts gekehrten Zehen, werden, wie es heißt, noch Reste in den Wäldern dieses letzteren Landes angetroffen. Die Längsthäler der steilen Gebirgskette, die, den Mekhong begleitend, die annamitischen Länder von den übrigen Teilen der hinterindischen Halbinsel abschneidet, sind von einem Gemisch vielfacher Stämme eingenommen, die, unter dem gemeinsamen Namen Kha zusammengefaßt, bis jetzt nur wenig bekannt geworden sind. Dahin gehören die Banar, die auf einer Hochfläche der annamitischen Provinz Bindinh wohnen. Nordwestlich von ihnen leben die Beungao, nordöstlich die Halang, nördlich die Sedan und nördlich von diesen die Quarr. Westlich werden die Banar durch die Bannam begrenzt, im Osten durch die Kejong und im Südosten durch die Brau. Nach Süden stoßen die Banar an die Chiarai oder Changrai, die nördlichen Nachbarn der Radeh, auf die im Süden die Banong folgen und dann noch weiter südlich die Stieng, die teilweise schon unter einer gewissen Abhängigkeit von Kambodscha stehen. Alle diese wilden Stämme der Berge, die bei den Kambodschanern Pnom, bei den Annamiten Moï, bei den Tonkinesen Myong, bei den Siamesen Kha heißen, sind unendlich schwer zu klassifizieren, da die Ethnologie Hinterindiens noch ungemein dunkel ist. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Annamiten mit den Thai oder Siamesen sowie mit den Birmanen verwandt sind und mit diesen eine gemeinsame Wiege in nördlicher gelegenen Teilen Asiens hatten, woraus die drei großen Hauptvölker der Indochinesen hervorgegangen. Es fragt sich nun, wie verhalten sich die Moï und andere „Wilde" zu den Annamiten? Zunächst ist festzuhalten, daß auch unter den „Wilden" es verschiedene Arten giebt, die ethnisch und auch linguistisch auseinanderzuhalten sind. Die Moï sind nicht das nämliche Volk wie die nördlicher hausenden Lao, diese aber wohl verschieden von den Annamiten, entgegen der Annahme Francis Garniers. Wohl aber darf man vielleicht glauben, daß Lao und Annamiten beide zwei Abzweigungen der chinesischen Urbevölkerung sind, und die Mehrzahl der nördlichen Wilden Hinterindiens, jener z. B., die wir in Tonkin kennen lernen werden, gehören wahrscheinlich den laotischen Familien an. Für die südlichen Moï ist indes eine Bestimmung ihrer ethnologischen Stellung kaum noch möglich; wir müssen uns begnügen, einstweilen sie für eine Bevölkerung zu halten, welche das ganze nordwestliche Kochinchina innehatte, ehe die Annamiten und vielleicht die Tsiampa sie zwangen, sich in das Bergland zurückzuziehen.

Die Moï, soweit wir sie bis jetzt kennen, leben in Dörfern und sind in den südlicheren Landstrichen nicht viel anders als die Sklaven der dort ansässigen Annamiten, welche ihnen Vorschüsse geben und dieselben dann abarbeiten lassen. Die Moï schicken sich in diesen nicht sonderlich harten Zwang, bekommen sie doch dadurch eine Menge Dinge, die sie sonst ganz entbehren müßten. Im Gebiete des Dong-nai-Stromes nennen sich die Moï Mokao, und ihre Sitten und Gebräuche sind ungefähr dieselben wie die der Belö und Benon. Moralisch aber scheinen die Mokao in vielen Punkten tiefer zu stehen als jene Anwohner der Flüsse Dare-glun und Direman, welche dem Mekhong tributär sind. Dabei sind sie über alle Maßen abergläubisch und anscheinend viel weniger beherzt im Kampfe mit den Tieren des Waldes. Die Moï nach den im Französischen Kochinchina wohnenden zu beurteilen, ist übrigens ganz falsch, denn die des Annamitischen mächtigen Moï in der Kolonie unterscheiden sich von ihren unabhängigen Brüdern ebensosehr wie diese von den Annamiten. Die unabhängigen Stämme der Belö und

Digitized by Google

Benon sind höchst anständig, arbeitsam und wenig abergläubisch, voll Liebe zur Familie, hoher Achtung vor dem Rechte anderer und von unbezähmbarem Freiheitsdurst. In den Wäldern trifft man eine ruhige, mutige, anständige und fleißige Bevölkerung, die sich freilich dem Fremden gegenüber zuerst sehr feindselig zeigt. Das ändert sich aber, sobald man sich den Leuten verständlich machen kann. Zwischen dem Annamitischen und der Sprache der Moi bestehen so tiefgehende Unterschiede, daß die ersteren sich einer konventionellen Sprache bedienen, welche nur an der Grenze die Wilden verstehen. Soviel wir wissen, bedienen sich die Moi beim Zählen des Dezimalsystems. Sie teilen den Tag nicht in Stunden. Wollen sie die Zeit bezeichnen, die man braucht, um von einem Ort zum andern zu gelangen, so zeigen sie nach dem Himmel und sagen, „von der Sonne an dem Ort bis zu der Sonne an jenem Ort", und wenn man länger als einen Tag braucht, „einmal, zweimal u. s. w. im Walde schlafen". Die Wohnungen der Moi sind alle gleich: ein Hauptgebäude, das 15—20 und noch mehr Menschen beherbergt, 40—50 m lang und 15 m breit ist, und auf Pfählen ruht, so daß der Fußboden 2—3 m über der Erde liegt und man sich einer Leiter zum Hinaufsteigen bedienen muß. Innen, und zwar in der Mitte der Hütte, der Längsachse nach, finden sich in regelmäßigen Zwischenräumen 5—6 Feuerstellen, einfache Bamburahmen mit Asche bedeckt, und jede Feuerstelle bezeichnet die Stätte einer Familie. Rings um das Hauptgebäude stehen etwa ein halbes Dutzend Hütten zur Aufnahme des Reis, des Geflügels, der Gerätschaften u. s. w. Das Ganze ist von einer doppelten und zuweilen selbst dreifachen lebenden Bambushecke umgeben. Um die Wohnungen tummeln sich Schweine, Hühner und Enten; ein besonderes Geschick haben die Moi in der Erzielung guter Kapaunen. In der Familie hat der Mann seine Beschäftigungen und die Frau die ihrigen; sie genießt in hohem Grade Achtung und Ansehen. Ehebruch ist vollständig unbekannt, Vielweiberei sehr selten und von der angeblich vorkommenden Polyandrie sah der Reisende Gautier kein Beispiel. Der wahre Herr im Hause ist das von Liebe und Sorge gehütete Kind, welches zu schlagen z. B. den Moi als eine Ungeheuerlichkeit erschiene. In hohem Ansehen steht bei ihnen die Höflichkeit; bei ihren Festen herrscht ruhige Heiterkeit; unter dem Einfluß des Reisbranntweins wird die Unterhaltung zwar lebhaft, aber zu Streitigkeiten kommt es nie. Wohl herrscht bei den Moi Sklaverei, aber in äußerst milder Form. Gewöhnlich werden die Sklaven als kleine Kinder gekauft und ohne Unterschied mit jenen des Herrn aufgezogen. Der Sklave kann sich verheiraten, selbst mit der Tochter seines Herrn, ohne daß er darum aufhörte Sklave zu sein. Er kann auch jederzeit verkauft werden; nur sein im Hause geborenes Kind kann dies nicht mehr, wenn es auch den Familienmitgliedern gegenüber noch immer in einer gewissen Abhängigkeit bleibt. Der Sklavenstand hat nichts Erniedrigendes; ein Sklave ist nichts als ein Gehilfe, den man sich mittels Geldes verschafft, der aber auch an dem Wohlstande seines Herrn Anteil hat. Kein Herr kann seine Sklavin zwingen, seine Konkubine zu sein; ja er darf sie nicht einmal als solche benutzen, wenn sie darein willigte. Eine Tochter, welche sich verheiratet, verläßt ihre Eltern nicht, sondern der Gatte muß in das Haus seiner Frau ziehen, wenn er nicht reich genug ist, um seinem Schwiegervater als Ersatz für die Tochter einen Sklaven zu geben. Eine Anzahl Töchter ist also für den Moi ein wahrer Reichtum. Das Bild, welches einer der neuesten Erforscher, Lieutenant Gautier, von diesen Wilden entwirft, ist wie man sieht ein wahrhaft idyllisches, und wird wohl nicht gänzlich ohne Mißtrauen aufzunehmen sein. Stört uns daran, daß diese trefflichen Menschen in höchst primitiver Gewandung, ja die Frauen meist ganz nackt erscheinen, so mißfällt uns noch mehr, daß diese Guten ihre Pfeile mit einem Gift von unerhörter Heftigkeit bestreichen, dessen Geheimnis sie sorgfältig bewahren. Auch hat ein anderer moderner Reisender, Dr. Neis, bei vielen Moistämmen andere Erfahrungen gemacht. Er fand bei ihnen Vielweiberei, nur muß bei den Thioma z. B. für jede Frau ein eigenes Hauswesen eingerichtet sein, es wäre denn, daß sie Schwestern wären, in welchem Falle ein gemeinschaftliches Hauswesen genügt. Auch pflegen mehrere Stämme nach eigenem Geständnis die Leichen der im Kriege erschlagenen Feinde aufzuessen (Bull. Soc. Géogr. Paris 1883. S. 495, 497).

Im Norden der Moi, die in eine große Anzahl von Stämmen zerfallen — Dr. Neis nennt uns bloß unter den von ihm besuchten die Baria, Kaokang, die La-kagne-dong, Bang, Thioma, Lays, Rde, Lates, Schop — dehnt sich das weite Gebiet der oben geschilderten Laovölker aus. Diesen Lao sind die von den benachbarten Völkerschaften völlig verschiedenen Ktohl, dann die

Töpun und die Kiray unterworfen, und im Osten bildet dieselbe namenlose Bergkette, welche das eigentliche Annam von dem Innern der Halbinsel scheidet, auch die Grenze des Laolandes gegen jenen Teil des annamitischen Reiches, welchen man speziell als Tonkin bezeichnet. Doch greifen die Lao auch nach Tonkin herüber. Das ganze Gebiet des sehr gebirgigen Na-ham wird nach dem französischen Missionar Pater Fiot von Lao bewohnt, mit Ausnahme weniger Dörfer, welche die Meo innehaben. Diese Meo rasieren sich den Schädel und lassen bloß einen Zopf stehen wie die Chinesen, tragen sich auch wie diese, heiraten nur untereinander und huldigen dem Ahnenkult. Sie unterscheiden sich von allen Umwohnern durch ihre Sitten und leben in vollkommenster Unabhängigkeit, sind aber auch weiter noch im westlichen Tonkin verbreitet. Sie sind sehr kräftig, sehr intelligent und verfertigen sich selbst die notwendigen Werkzeuge, bauen Reis, Mais, Hirse, Lein, Bohnen, Gurken, Melonen und auch Opium, das sie teuer verkaufen, aber nur in sehr bescheidenem Maße selbst rauchen. Dagegen verstehen sie Maiswein zu bereiten, Rohrzucker herzustellen und Papier aus Bambusafern zu fabrizieren. Die Meo sind geriebene Handelsleute, wissen ihre Erzeugnisse sehr gut an den Mann zu bringen, verbinden aber damit eine merkwürdige Verschwendungssucht. Ihrer Sprache nach zu urteilen hängen sie mit den Miaotse des südlichen China zusammen.

Die verschiedenen Völker Tonkins bieten in physischer wie in moralischer Beziehung große Abweichungen dar. Es ist ja durchaus nicht ein Volk, welches Tonkin bewohnt. In den Ebenen sitzen Annamiten, welche als Beherrscher des Landes eingedrungen sind, und Tonkinesen, die das Gros der Bevölkerung bilden.

Sie sind ein von den Annamiten verschiedenes Volk, haben einen weit entwickelteren Sinn für das Geschäft wie jene, sind auch thätiger und handeln mit allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, als ihn zu erwerben, und an den nächsten Tag zu denken ist nicht ihre Sache. Der Tonkinese ist verschwenderisch, ist ein großes sorgloses Kind und ein Freund von Spektakel, Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Zeremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, welcher freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Verdienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tonkinesen lieben es, bei ihren Freunden zu speisen, und bei Tafel verhandeln sie gewöhnlich ihre Angelegenheiten. Von Natur sind sie heiter, wunderbar beweglich und ungewöhnlich gewandt, dabei offenherzig und weit entfernt von der Schurkerei ihrer Nachbarn, der Annamiten. Das alles macht sie dem Europäer sympathisch und zu dem angenehmsten Volke des fernen Ostens; auch hat das Christentum bei ihnen Eingang gefunden, und die Zahl der tonkinesischen Christen beträgt 420 000. Was ihr Aeußeres betrifft, so ist die Nase weniger platt als die der Chinesen, und die Backen springen weniger vor. Ihre Glieder sind etwas schwach, der Bart spärlich, die Gesichtshaut olivenfarbig. Die Männer sind vielleicht von etwas zu vierschrötiger Gestalt, die Frauen etwas zu rundlich; aber sie ersetzen diese Mängel durch stattliches Aussehen, feine Haut und schöne schwarze Augen unter dichten Brauen. Die pechschwarzen Haare werden nie verschnitten, sondern man läßt sie so lange wachsen, als es nur geht, faßt sie hinten am Kopfe zu einem Chignon zusammen und befestigt sie dort mit einer Spange. Der Wuchs ist meist eher klein als groß. Charakteristisch ist für sie die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit Geschenke auszutauschen; man darf gar nicht daran denken, sich irgendwo sehen zu lassen, ohne vorher oder nachher eine Gabe zu übermitteln. Im Gegensatze zu Annamiten und Chinesen ist der Tonkinese eifrig auf fremde Erzeugnisse aus. Allgemein ist endlich die Sitte des Betelkauens. Die ganze Bevölkerung lebt in größern oder kleinern Dörfern, welche Bambuzäune umgeben; auch die Häuser darin bestehen aus Holz, oder mit Lehm be-

Digitized by Google

worfenen Bambus und sind mit Stroh, bei Reicheren mit Ziegeln gedeckt. Meist wohnen darin Bauern, in manchen Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Weber, Bretschneider u. s. w. Die Bauern sind zweifellos der gesündeste und sittlichste Teil der Bevölkerung, während die dem Opium und allerlei Ausschweifungen ergebenen Beamten das Volk nur unterdrücken und aussaugen. Freilich sind diese zum größten Teil Annamiten, gegen welche die Tonkinesen von Haß erfüllt sind.

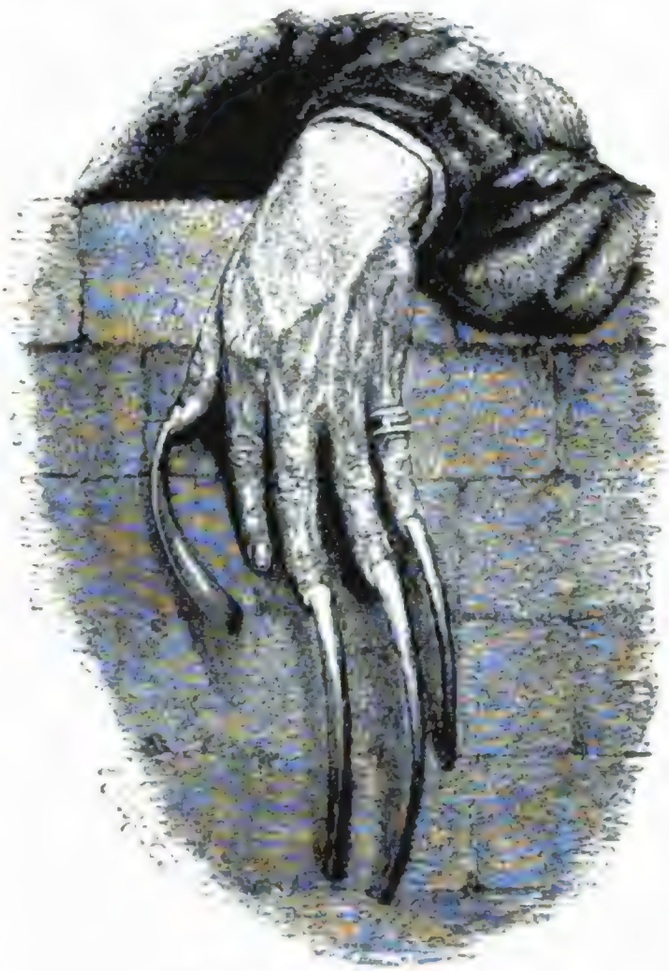
In den Gebirgen wohnen wieder andere Menschen als die Tonkinesen der Ebene, Menschen von lichterer Hautfarbe, höherem Wuchse und einfacherem Charakter. Mehrere Stämme unter ihnen sind Nomaden; sie unterhalten weder Ochsen noch Büffel zur Bebauung der Felder; sie errichten ihre Wohnsitze auf kleinen Bergen, inmitten der Wälder, welche sie niederhauen und rings um ihre Wohnungen herum verbrennen; in die Asche säen sie Reis und andere ihnen zur Nahrung dienende Gewächse. Ist der Boden erschöpft, oder setzen ihnen Gras oder Holz allzu großen Widerstand entgegen, so verlassen sie ihre Hütten, nehmen ihre Habseligkeiten auf den Rücken und suchen sich anderswo einen günstigeren Boden. Auf solche Weise leben die sieben großen Familien, aus welchen das Xa-Volk besteht, das wahrscheinlich aus Lao stammt. Die sehr zahlreichen Muong, unter denen 5—6000 Katholiken und eine Art Adel vorhanden sind, nämlich die Reste der „Lang", die an der Spitze der verschiedenen Stämme steht und nach Erbrecht von Vater auf Sohn die Regierung führt, wandern auch aus, aber nur zur Zeit einer Hungersnot oder eines Krieges. Ihre Mundart ist, wie man sagt, ein fast ganz der annamitischen Sprache entstammendes Kauderwelsch, sie sprechen es aber auf eine so eigentümliche Weise aus, daß die Annamiten es nicht verstehen, während die meisten Muong zur Not das Annamitische verstehen und sprechen. Viel Verlaß ist indes auf diese linguistischen Angaben nicht, die meisten Bergvölker reden eben eigene Mundarten. Dies gilt auch von den Thi, welche angeblich die eigentlichen Ureinwohner des Landes sind, und von den Nong, chinesischen Bergbewohnern, welche sich im Norden der an China grenzenden Striche Tonkins niedergelassen haben. Alle diese verschiedenen Stämme sind fast durchweg Heiden. Manche Forscher halten diese Völker, ganz besonders die Muong, für die Aboriginerrasse, aus welcher die Annamiten hervorgegangen sind. Letztere wären dann durch Aufnahme chinesischen Blutes und chinesischer Gesittung wesentlich modifiziert worden. Nach Dr. Harmand nähern sich dagegen die Muong und Genossen weit eher den Eingeborenen des Massiv von Attopé in Siam, welche den Annamiten sehr fern stehen. Harmand glaubt bei den Annamiten auch an einen starken malayischen Einfluß. Endgültiges steht aber nach keiner Richtung noch fest.

Annamitisches Kind mit Tasse.

Digitized by Google

Die eigentlichen Annamiten (chinesisch Nyan-nan) sind mit den Tonkinesen nahe verwandt, scheiden sich aber strenge von ihren westlichen Nachbarn und schließen sich in Religion und Sitten an die Chinesen an. Ihr Glaube ist der Buddhismus, aber in chinesischer Fassung (Foismus). Zugleich mit chinesischer Bildung und Gelehrsamkeit hat auch die Lehre Kung-fu-tses, namentlich unter den Gebildeten, Eingang gefunden.

Die Annamiten, kleine hagere Menschen, haben eine ziemlich stark gebräunte Haut, straffes, glattes Haar, spärlichen Bartwuchs, dünne Stimme und ein stupides Aussehen. Sie sind nach H. Bineteau verkommene Geschöpfe, beide Geschlechter abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Kokosöl und kauen unabläßig Betel. Unheilbare Krankheiten suchen sie oft heim, und doch darf man ihnen schon wegen ihres vielen Ungeziefers nicht zu nahe kommen. Ihre Sitten sind äußerst schlecht, die Frauen ebenso schamlos als häßlich. Die Tracht ähnelt einigermaßen der bekannten chinesischen, aber den Kopfputz haben die Männer etwa so wie die Malayen. Die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahre unbekleidet umher; man schert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büschel oben auf dem Kopfe stehen. Vornehme lassen die Fingernägel zu ungebührlicher Länge wachsen. Der Annamite ist leichtsinnig, nachgiebig und lebhaft, dabei schwach, feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraube ergeben. Vor den Europäern fürchtet er sich sehr, und ein paar Soldaten können die Bewohner einer ganzen Dorfschaft in die Flucht jagen. In Kriegszeiten bauen sie nicht ohne einiges Geschick Festungswerke, hinter denen sie sich verteidigen, so gut es gehen will; im offenen Felde können sie aber gar nichts ausrichten. Gefährlich sind sie nur, wenn sie in überlegener Menge in einem Hinterhalte liegen; Gefangene werden mit empörender Grausamkeit gequält (Bull. Soc. Géogr. Paris 1864. S. 64—68). Dazu sind die Annamiten lügnerisch, verschlagen und verdorben. Unter ihren Tugenden glänzen Sanftmut und Mitleid für die Unglücklichen; auch ist der Annamite dankbar gegen seine Wohlthäter, gelehrig und unterthänig, wenn man ihn gütig behandelt. Wißbegierig und mit einem guten Gedächtnis begabt, begreift er schnell alles, worin man ihn unterweist. Unbeständig und leichtsinnig, ist er doch selten verstockt; rachsüchtig, verzeiht er doch bei der mindesten Genugthuung; in Unglücksfällen und Krankheiten ist er äußerst geduldig. Er versteht, fast ohne Werkzeuge, kleine, sehr zarte Arbeiten zu verfertigen, und ist im Stande, ohne Meister jedwedes Gewerbe zu erlernen. Obschon ehrgeizig und nach Reichtum lüstern, weiß er manchmal bis zur Verschwendung freigebig zu sein und ergiebt sich in die Armut ohne Murren wie ohne Scham. Seine Nüchternheit ist staunenswert. Reis, das Hauptnahrungsmittel, dient ihm statt Brot, und Dinge, die uns Abscheu bereiten, verzehrt er ohne Anstand. Wasser, über Thee oder andere aromatische Blätter abgegossen, ist sein einziges Getränk. Die Annamiten besitzen umfassenden Handelssinn



Hand eines vornehmen Annamiten.

und handeln mit allem. Messen und Märkte haben sie in Menge, allein ihre Handelsverbindungen beschränken sich auf das Innere; es ist verboten, das Reich zu verlassen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen fremden Völkern haben bloß die Chinesen und seit neuerer Zeit an gewissen Plätzen die Franzosen das Recht, des Tauschhandels halber ins Land zu kommen. Es giebt wenig große Kapitalisten, keine Assoziationen, keine Handelsversicherungen, keinen Schutz, keine Aufmunterung für den Gewerbfleiß seitens der Regierung. Trotz ihrer uralten Kultur sind die Annamiten hinter andern Völkern, nicht am wenigsten hinter den Chinesen, ihren Lehrmeistern, zurückgeblieben. Zu Ehren und Würden gelangen nur Männer, welche wissenschaftliche Prüfungen bestanden haben, ganz wie in China. Ihre Sprache ist indes von jener der Chinesen so sehr verschieden, daß beide Völker einander nicht verstehen; sie bedienen sich aber der nämlichen Schriftzeichen. Von den Chinesen sind ihnen alle Kulturschätze zugekommen, auch die Religionen, deren wir wie in China verschiedene finden. Obenan steht die Lehre des chinesischen Weisen Konfu-tse, für den sich wiederum wie in China fast nur die offizielle und gelehrte Welt interessiert. Verbreiteter ist der Buddhismus, doch steht er durch kein äußeres oder hierarchisches Band mit dem chinesischen, indischen oder tibetischen in Verbindung und übt keinen Einfluß auf die Sitten des Landes, das gegen die buddhistische Lehre vollkommen gleichgültig ist, daher auch die katholischen Missionäre ziemlich viele Proselyten machen. Von den Büchern, welche die Buddhalehre enthalten, haben nur die Bonzen Kenntnis, das gemeine Volk machen sie weder mit deren Sinn noch mit deren Prinzipien bekannt. Der in Annam am meisten in Ehren gehaltene Kult ist der der Schutzgeister; jedes Dorf hat seinen Geist, jeder Geist seinen Tempel. Dieser Kultus hat keine Einheit, keine allgemeine Regel. Jedes Dorf folgt hierin seinen althergebrachten Gewohnheiten. Daneben herrscht der Ahnenkult, der für die Familie das ist, was der Kultus der Schutzgeister für die Gemeinde bedeutet. Endlich ist noch der Zauberer, Hexen, Wahrsager und anderer Gaukler zu gedenken, welche den Chinesen Lao-tse als ihren Stifter und Vater anerkennen, und aller Arten von Dämonen. Denke man über diese Klasse von Menschen übrigens, wie man wolle, soviel ist gewiß, daß sie viele, das höchste Erstaunen erregende Dinge ausführen; besonders wissen sie über die Erscheinungen des sogenannten Magnetismus und Somnambulismus in einem weit höheren Grade zu gebieten, als dies die berühmtesten Medien Europas und Amerikas jemals imstande waren. In Annam ist die Bevölkerung in mehr oder minder beträchtlichen Dorfschaften vereinigt. Man sieht keine vereinzelt stehenden Häuser, keine da und dort auf offenem Felde zerstreut umherliegenden Bauernhöfe, wie in Europa. Die annamitischen Ortschaften sind wie die tonkinesischen mit hohen und starken Bambushecken umgeben, haben fast alle Thore, die nachts geschlossen und von vier oder fünf Männern bewacht werden, die in den Feldern die Runde machen, um Diebe abzuhalten. Jeder Ort bildet daher gewissermaßen eine kleine Republik, welche ihre Vorstände, ihre eigenen Gebräuche, Sitten und Freiheiten,

Annamitisches Kinderpaar.

sowie ihre besondere Verwaltung hat. Der größte Teil der Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, doch giebt es auch große schwimmende Dörfer auf Flößen oder am Meeresufer, diese leben vom Fischfang. Ferner trifft man Dorfschaften, deren sämtliche Einwohner Handelsleute, Schreiner, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. sind; der Flecken bildet gleichsam eine einzige Werkstätte eines und desselben Gewerbes. Daher rührt die große Charakterverschiedenheit, die man oft unter den einzelnen Ortschaften wahrnimmt. Gewisse Teile der Bevölkerung legen große Ehrlichkeit und Einfachheit an den Tag; andere sind durchaus verdorben. Die beste Klasse ist die der Ackerbauern, die schlimmste die der Mandarinen. Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden ihren Hauptzeitvertreib. Ihre einzige Sorge ist darauf gerichtet, den Fürsten zu hintergehen, um Gunstbezeigungen zu erlangen, das Volk zu unterdrücken, um es auszusaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen, um sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern. Natürlich fehlt es auch in dieser Klasse nicht an ehrenwerten Ausnahmen, allein sie sind sehr selten, und das Beispiel, welches der König und sein Hof geben, ist nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflößen. Kurz, die Staatseinrichtungen sind in der Theorie zwar ziemlich gut, die Männer der Regierung in der Praxis aber abscheulich.

Malayen und Negritos.

Unter dem Namen Malayen oder malayische Rasse begreifen wir die lichtgefärbte schlichthaarige Bevölkerung der Inseln des Indischen Archipels und der Südsee von Sumatra mit den umliegenden kleineren Inseln im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von Formosa und den Sandwichinseln im Norden bis Neuseeland im Süden. Zu ihr sind auch die Bewohner der Küsten der Halbinsel Malakka, sowie, wenigstens nach der Sprache und anderen ethnologischen Momenten, die herrschende Bevölkerung der hart an der afrikanischen Küste gelegenen Insel Madagaskar zu rechnen. Vom linguistischen und kulturhistorischen Standpunkte aus zerfällt die malayische Rasse in zwei große Abteilungen, nämlich eine westliche und eine östliche, oder in die Malayen im engeren Sinne und in die Polynesier, welche schon ausführlich geschildert worden sind. Wir haben uns hier demnach bloß mit der westlichen Abteilung der Malayenvölker zu befassen. Als ihr Hauptsitz ist wohl die an Hinterindien angeschweißte Halbinsel Malakka zu betrachten. Nirgends haben sich Sprache und Sitten der Malayen in ungetrübterer Reinheit erhalten als hier, wo die Malayen mehrere selbständige Staaten gegründet und durch indische und muhammedanische Einflüsse eine eigentümliche Kultur und Litteratur erzeugt haben. Zu den Malayen sind auch jene Stämme zu rechnen, welche in den inneren Teilen der Halbinsel wohnen und von den Malayen Orang-Benua, „Menschen des Landes", genannt werden. Es sind dies wahrscheinlich echt malayische Stämme, welche im Naturzustande geblieben sind und auch eine verhältnismäßig weniger entwickelte und von fremden Elementen freie Sprache reden. Ob sie vor den zivilisierten Malayen eingewandert sind oder nur eine alte Abzweigung derselben darstellen, läßt sich schwer mit Sicherheit entscheiden. Die Orang-gunung, „Bewohner des Gebirges", Orang-laut, „Bewohner des Meeres", Orang-dagang, „Kaufleute", welche oft als malayische Stämme genannt werden, sind dagegen keine Völkerschaften, sondern vielmehr nur Menschen-

Digitized by Google

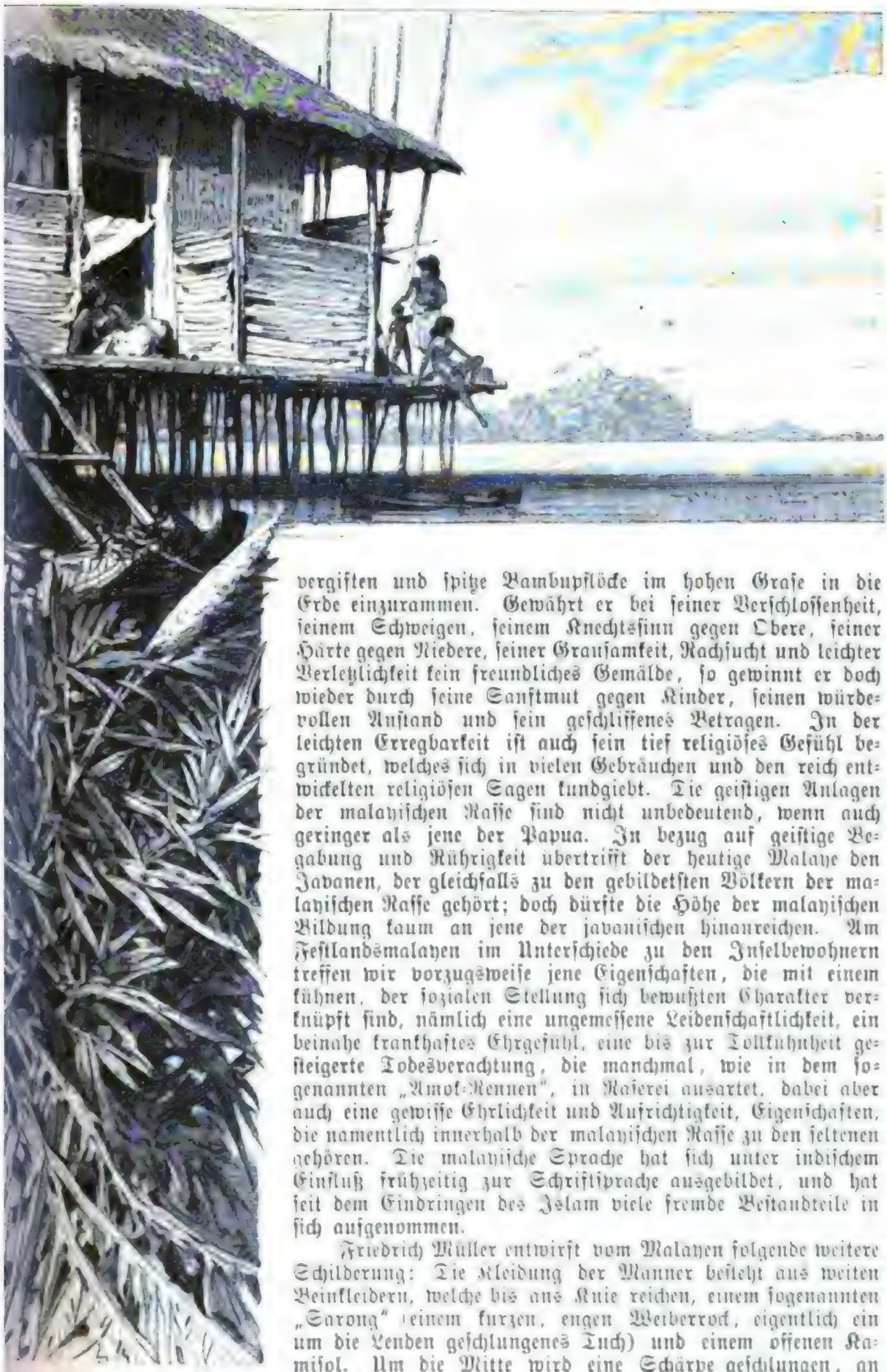
klassen. Nächst Malakka finden sich die Malayen beinahe auf allen Inseln des Ostindischen Archipels, sowie in Indien selbst und auf Ceylon als Bewohner der Küsten vor. Unmittelbar an die Malayen dürften die Atschinesen auf der Nordspitze von Sumatra anzuschließen sein, vielleicht auch die Passumah und Redschang im Innern von Palembang und die Lampong im Südosten von Sumatra.

Anker der Malayen.

Der malayische Typus, soweit es sich um die hier in Rede stehende Gruppe der Festlandsmalayen handelt, wird von Friedrich Müller in folgender Weise charakterisiert: Körperhöhe 1,37—1,52 m; die Männer sind immer etwas größer und schlanker als die Frauen. Der Schädel ist gleich lang und breit, das Hinterhaupt kurz und im Viereck verflacht, die Backenknochen sind vorstehend, der Unterkiefer breit und hervorragend. Die Nase ist platt, die Nasenflügel sehr breit, die Nasenlöcher groß. Die Augenlider sind nicht so weit gespalten wie bei der mittelländischen, aber auch nicht so eng geschlitzt wie bei der mongolischen Rasse. Das Auge ist schwarz und von mattem Glanz. Der Mund ist groß und breit, mit dicken aber nicht wulstigen Lippen. Die Hautfarbe ist kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, etwa wie schwach gerösteter Kaffee. Der Bart mangelt fast ganz, ebenso ist die Behaarung der bedeckten Körperteile schwach entwickelt. Die Haare sind schlicht und grob. Die Farbe derselben ist schwarz, mit einem Stich ins Bräunliche. Die Schenkel und Waden sind schwach und mager. Bei den Frauen sind die Brüste klein, spitz und kugelig, der Busen wenig entwickelt und oft ganz platt.

Der Grundzug des Charakters der malayischen Rasse ist Verschlossenheit und Härte, die sich äußerlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Gemessenes Betragen ist allen Mitgliedern der malayischen Rasse eigen. Der Malaye liebt es nicht, daß man ihm zu nahe trete, aber er beobachtet auch ängstlich die Schranken, welche die Idee der freien Individualität und des Standes ihm diktiert. Daher die zeremoniellen Gewohnheiten auf Malakka; in weiterer Folge die Wildheit und Unbändigkeit, sowie der unmenschliche Blutdurst, durch welche der Malaye von allen Rassen sich unterscheidet. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß er durchwegs ein guter, unerschrockener Seemann ist, der sich unbedenklich einem schwankenden Boote anvertraut, um darin weite Reisen zu unternehmen. Alle Kenner gestehen den Malayen große nautische Talente zu, und es gebührt ihnen derselbe historische Rang in ihrer Welt, wie weiland den Normannen in der unserigen. Der Malaye ergreift gerne jede Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu sehen, er ist der Kosmopolit Südasiens. Er besitzt große Beobachtungsgabe, ist fremden Ideen in der Regel leicht zugänglich und nimmt daher rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an. Eine Folge dieser kosmopolitischen Charakterrichtung ist die verhältnismäßig geringe Entwickelung jener Gefühle und Tugenden, welche auf das Familienleben sich beziehen. Die Familienbande sind ziemlich locker. Kindesmord kommt häufig vor, hilflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Eltern haben über die Kinder nur geringe Autorität. Die Prostitution, eine Folge des besonders stark ausgeprägten Wollusttriebes dieser Rasse, wird häufig geübt und oft sogar von den Eltern, des Gewinnes halber, befördert. Die Hoffnung auf Gewinn ist überhaupt eine Leidenschaft, welche des Malayen ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zuliebe begeht er mit der größten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Lüge u. dergl. Nicht so sehr das beleidigte Ehrgefühl als vielmehr die Hoffnung auf Beute verleitet ihn zum Kriege. Deshalb gilt Seeräuberei auf den Inseln des Malayischen Archipels für ein ehrenvolles, ritterliches Handwerk. Als Krieger ist der Malaye tapfer und tritt mit kühner Todesverachtung dem Feinde entgegen. Andererseits scheut er sich aber nicht, seine Waffen zu

Digitized by Google



Pfahlbauten der Malayen.

vergiften und spitze Bambuspflöcke im hohen Grase in die Erde einzurammen. Gewährt er bei seiner Verschlossenheit, seinem Schweigen, seinem Knechtssinn gegen Obere, seiner Härte gegen Niedere, seiner Grausamkeit, Rachsucht und leichter Verletzlichkeit kein freundliches Gemälde, so gewinnt er doch wieder durch seine Sanftmut gegen Kinder, seinen würdevollen Anstand und sein geschliffenes Betragen. In der leichten Erregbarkeit ist auch sein tief religiöses Gefühl begründet, welches sich in vielen Gebräuchen und den reich entwickelten religiösen Sagen kundgiebt. Die geistigen Anlagen der malayischen Rasse sind nicht unbedeutend, wenn auch geringer als jene der Papua. In bezug auf geistige Begabung und Rührigkeit übertrifft der heutige Malaye den Javanen, der gleichfalls zu den gebildetsten Völkern der malayischen Rasse gehört; doch dürfte die Höhe der malayischen Bildung kaum an jene der javanischen hinanreichen. Am Festlandsmalayen im Unterschiede zu den Inselbewohnern treffen wir vorzugsweise jene Eigenschaften, die mit einem kühnen, der sozialen Stellung sich bewußten Charakter verknüpft sind, nämlich eine ungemessene Leidenschaftlichkeit, ein beinahe krankhaftes Ehrgefühl, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Todesverachtung, die manchmal, wie in dem sogenannten „Amok-Rennen", in Raserei ausartet, dabei aber auch eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, Eigenschaften, die namentlich innerhalb der malayischen Rasse zu den seltenen gehören. Die malayische Sprache hat sich unter indischem Einfluß frühzeitig zur Schriftsprache ausgebildet, und hat seit dem Eindringen des Islam viele fremde Bestandteile in sich aufgenommen.

Friedrich Müller entwirft vom Malayen folgende weitere Schilderung: Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Beinkleidern, welche bis ans Knie reichen, einem sogenannten „Sarong" (einem kurzen, engen Weiberrock, eigentlich ein um die Lenden geschlungenes Tuch) und einem offenen Kamisol. Um die Mitte wird eine Schärpe geschlungen, an den Füßen trägt man Sandalen. Den Kopf bedeckt entweder

Digitized by Google

ein turbanartig gewundenes Tuch oder ein großer Hut aus Stroh oder Rattan. Bei den Reichen und Vornehmen ist die gelbe Farbe besonders in Seide beliebt, während bei dem gemeinen Volke namentlich Blau in Kattun häufig vorkommt. Die Weiber tragen den Sarong, manchmal auch eine Jacke, welche vorn mit Knöpfen zusammengehalten wird. Ueberdies bilden Ohrgehänge, Finger- und Armringe ihren besonderen Schmuck. Mit eingetretener Zeit der Pubertät werden bei beiden Geschlechtern die Zähne abgefeilt und schwarz gefärbt, oft auch mit kleinen Goldplättchen ausgelegt. Die Häuser stehen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz; sie bilden in der Regel ein Viereck von 30 m Länge, 6—9 m Breite und 2 m 50 cm bis 3 m 50 cm Höhe. Der freie Raum unterhalb der Hütte dient als Stall für das Kleinvieh und zugleich als Miststätte, indem man die Abfälle durch den aus Bambu verfertigten Boden hindurchfallen läßt. Die hauptsächlichsten Geräte in einer solchen Hütte bestehen, außer der wie überall üblichen Kücheneinrichtung, aus Matten und Mooskissen zum Ausruhen und Schlafen, Fackeln aus Damarharz, in Pisangblätter gewickelt, zum Erleuchten des Innern während der Nacht u. s. w. Mehrere zusammenstehende Häuser bilden ein Dorf („Kampong"). Dieses ist mit einer Erdmauer oder Palissadierung umgeben und hat in der Mitte einen freien, in der Regel gepflasterten Platz, auf dem die Volksversammlungen abgehalten werden. Die Nahrung des Malayen ist hauptsächlich vegetabilischer Natur. Reis oder Sago mit anderen Vegetabilien oder Fischen sind seine Hauptnahrungsmittel. Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen und Salz als Würze der Speisen ist nicht überall bekannt. Als Getränk dienen Palmwein („Toddy") und Arrak, als Reizmittel sind Betel und Areka (hier „Sirih" und „Pinang") allgemein verbreitet. Der Genuß des Tabaks kommt nur hie und da vor. Man hält zwei Mahlzeiten, eine um zehn Uhr morgens, die andere um sieben Uhr abends, und greift die Speisen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand aus den Bambugefäßen heraus.

Zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen der Malayen gehören Fischerei und Handel. Letzterer war früher sehr blühend, geht jetzt aber immer mehr dem Verfalle entgegen. Landbau wird auf Malakka in größerem Maßstabe getrieben; man baut Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Pfeffer u. dgl. Die Industrie ist ziemlich bedeutend; es gehören dahin die Weberei und Färberei, deren Produkte berühmt sind, die Lederfabrikation, die Tischlerei und Drechslerei, die Waffenfabrikation und die Goldarbeiterkunst. Mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, sowie anderer Metalle sind die Malayen seit lange gut vertraut, und scheinen auch selbständig auf die Bereitung des Stahls gekommen zu sein. Eine seetüchtige Nation wie die Malayen muß aber auch den Schiffsbau aus dem Fundament verstehen. Daß die malayischen „Prauen" oder „Prahu" Meisterstücke ihrer Art sind, kann ein gewiegter Kenner wie der britische Vizeadmiral Sherard Osborn nur immer und immer wiederholen. Auch zu anderen technischen Leistungen sind die malayischen Matrosen geschickt und anstellig. Zum Zimmern eines Bootes bedürfen sie nur eines Hammers, einer Handvoll Nägel und einer malayischen Axt. Mit diesem universellen Werkzeuge verrichten sie Wunderdinge. Der Stiel ist fast meterlang und hat eine Kurve. Man kann die Axt mit zwei oder mit einer Hand führen, und je nachdem die 10 cm lange Klinge daran befestigt wird, kann man sie bald als Axt, bald als Dächsel, wie die Faßbinder, endlich auch, wenn man sie vom Stiel nimmt, als Meißel gebrauchen. Kein Baum ist zu dick, kein Holz zu hart, das die Malayen nicht mit ihrer Axt bezwingen könnten.

Die Grundlagen der altmalayischen Verfassung bildeten die Familien („Suku") mit Oberhäuptern („Panghulu") an der Spitze. Die Würde des Panghulu war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben, wobei die Abstammung von der Mutter maßgebend war, daher die Würde in der Regel auf den von derselben Mutter geborenen jüngeren Bruder oder Schwestersohn überging. In den Händen der Panghulu liegt die eigentliche Regierungsgewalt; sie sind die Richter ihrer Familien, haben dieselben nach außen zu vertreten und treten bei drohenden Gefahren zur Beratung zusammen, worauf sie die gemeinsam gefaßten Beschlüsse den Familien mitteilen. Sie empfangen von ihren Familien gewisse Naturalabgaben und Geschenke. Jede Suku hat ein Stück Landes als Eigentum zugewiesen, welches unveräußerlich ist und den einzeln Wirtschaften pachtweise überlassen wird. Das Ganze erinnert ungemein an den russischen „Mir" oder die „Zadruga", die Hauskommunion der Südslaven. In betreff der Erbfolge ist, wie bemerkt, die Familie der Mutter maßgebend. Der Mann wird dabei nicht als der Gründer des häuslichen Herdes, sondern nur als Erzeuger der Nachkommenschaft betrachtet. Das Vermögen, welches

Digitized by Google

der Frau gehört, ist für ihn unantastbar und Eigentum der von der Mutter geborenen Kinder. Sein eigenes Vermögen erben nicht seine Kinder, sondern jene seiner Schwestern und in zweiter Linie seine Brüder. Hieraus erklärt sich die Sitte, daß bei der Heirat nicht der Bräutigam um die Braut wirbt, sondern derselbe von der Mutter der Braut für sie geworben wird. Ist die Familie der Braut reich und braucht der Bräutigam für die Braut nichts zu zahlen, so hat er auch kein Recht auf die Kinder. Wenn er jedoch ein Geschenk für die Frau hingiebt und diese wieder ihrerseits die Kosten für die

Javanische Tänzerin.

Heirat bestreitet, haben sie gleiche Rechte auf die Kinder und das erworbene Vermögen. Hat aber der Mann die Frau sich gekauft, so gehören die Kinder und das Vermögen ihm und fallen nach seinem Tode der Familie zu. Die Polygamie, welche gesetzlich erlaubt ist, kann der Natur der Sache nach nur im dritten Falle faktisch eintreten. Im allgemeinen erfreuen sich die malayischen Frauen des besten Rufes, sowohl was eheliche Treue als Rührigkeit in Besorgung des Hauswesens anbelangt, zumal in den ackerbautreibenden Distrikten. Die meisten dieser Institutionen haben aber im Laufe der Zeit durch den Islam wesentliche Veränderungen erfahren, da mit dem muhammedanischen Despotismus die Familienverfassung, auf welcher sie im Grunde basiert sind, immer mehr und mehr verfallen mußte.

Zu den nationalen Waffen der Malayen gehören das Schwert („Klewang"), der „Kris", von dem es mehrere Formen giebt, der meist wellenförmig gewunden ist und

Digitized by Google

einen nach einwärts gebogenen Handgriff hat, die Lanze, die Schleuder und das Blaserohr mit kleinen, gewöhnlich vergifteten Pfeilen. Sie werden aber in neuerer Zeit außer dem Schwerte und dem Kris nur wenig verwendet, man bedient sich lieber der Flinte, durch welche die Malayen der Schrecken der Bewohner im Indischen Archipel geworden sind.

Von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der jetzt durchaus muhammedanischen Malayen haben sich nur bei einzelnen Stämmen Spuren erhalten: dahin scheint der Glaube zu gehören, daß die Geister der Abgeschiedenen häufig in Tiere, besonders in Tiger übergehen, welche daher für heilig gelten. Doch wurden diese Vorstellungen frühzeitig vom Brahminismus und Buddhismus überwuchert, was aus der großen Anzahl von indischen Götternamen hervorgeht. Seit dem 13. Jahrhundert hat dann der Islam an den meisten Orten beinahe alle Spuren des alten Glaubens vernichtet. Daher laufen im gewöhnlichen Leben und in der Dichtung alle diese drei Elemente unverstanden durcheinander, und namentlich das Kapitel über Zauberei weist die ergötzlichsten Mischungen der disparatesten Vorstellungskreise auf. Mit der Zauberei steht die bei den Malayen allgemeine Furcht vor „Untus", nächtlichen Geistern oder Gespenstern, in nahem Zusammenhange. (F. Müller, Allg. Ethnogr. S. 326—329.)

Ein anderer Schritt nach Osten bringt uns nach dem Ostindischen Archipel und den Philippinen, welche beide Eilandsgruppen noch zahlreiche malayische, zum Teil aber auch stammfremde und mitunter noch wenig bekannte Völkerschaft beherbergen. Wir fassen zunächst die malayischen Völker ins Auge und unter diesen gehören zu den wichtigsten die Sundanesen und die Javanen. Erstere, im Westen der Insel Java wohnend, bilden gewissermaßen ein Mittelglied zwischen den Festlandsmalayen, den Javanen und Battak auf Sumatra. Die Javanen dagegen haben den Mittelpunkt der dichtbevölkerten Insel inne. Sie können für das gebildetste Volk der ganzen malayischen Rasse gelten und es ist wahrscheinlich, daß die indischen Einflüsse, welche sich auf dem Archipel frühzeitig geltend machten, von ihm ausgegangen sind. Unmittelbar an die Javanen schließen sich die Balinesen auf der Insel Bali, wo ebenfalls frühzeitig javanische und indische Einflüsse nachgewiesen werden können. Ferner gehören hieher die Maduresen, die Bewohner von Madura und den umliegenden kleineren Inseln, sowie des Ostens von Java bis Surabaya und Kediri, wo sie die Javanen zurückgedrängt haben.

Die Javanen sind heller als die Bewohner der übrigen Inseln, doch giebt es auch unter ihnen viele Schattierungen vom dunkleren Braun bis leicht gebräunten Gelb. Von den Männern tragen einige außer dem bis zu den Knieen herunterreichenden Sarong eine Hose, und die Vornehmeren aus Eitelkeit den daran herunterbaumelnden Kris, alle aber, mit Ausnahme der höchsten einheimischen Beamten, laufen barfuß, und der Oberkörper bleibt bei denen, die schwere Arbeit verrichten, unbekleidet. Um den Kopf winden sie ein Tuch, das je nach der Mode in der verschiedensten Form, aber stets derart verschlungen wird, daß man den Knoten gar nicht zu sehen bekommt. Kutscher, Bediente und Leute, die stark in der Sonne zu arbeiten haben, legen sich auch wohl einen schwarz, rot oder golden angemalten Bretthut zu, mit einem Loch in der Mitte, durch welches ein zusammengeknoteter Haarwulst hervorragt. Ganz verschieden ist die sogenannte Hofkleidung, welche an den Höfen der javanischen Fürsten vorgeschrieben ist. Der Oberleib bleibt dabei nackt und wird mit Sandelpulver gelb angestrichen. Den Unterleib bedecken ein langes weites Beinkleid und ein um die Mitte geschlungenes Tuch. Bei den Frauen tritt noch eine Schärpe und ein tief herabhängender Gürtel hinzu. Die Männer bedecken dabei den Kopf mit einer schwarzen mit Goldborten reich verzierten Mütze von der Gestalt eines krempenlosen Cylinderhutes, genannt „Kuluk" oder „Kopyah". Das Haar wird von den Männern im täglichen Leben in einen Knoten zusammengebunden und unter einem turbanähnlichen Kopftuche verborgen, während man es bei feierlichen Gelegenheiten frei über den Rücken herabwallen läßt. Die Frauen zieren das frei herabhängende Haar mit wohlriechenden Blumen und tragen Ohrgehänge aus Gold oder

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.
. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Vehmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
Bd. 34. Tegnér, Esaias, Fritjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wächter, O., Altes Gold i. deutsch. Sprichwörtern.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.
. 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orléans 1673–1715.
. 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
. 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
. 57. Schmidt, Glasmacherleut.
. 58. Ludwig, Mein Großoheim u. A.
. 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
. 60. Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin.

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103 Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 117. Cicero II. Ausgewählte Reden.
. 118. Longos, Daphnis und Chloe.
. 119. Cicero III. Ausgewählte Schriften.
. 120. Tacitus' III. Annalen 1.
. 121. Vergil I. Eklogen, Georgika.
. 122. Vergil II. Aeneis.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
Bd. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I–III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. 167. Scott I. Waverley.
. 168. Swift, Märchen von der Tonne.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
. 214. 216. Le Bruyère, Charaktere.
. 215. Balzac, Oberst Chabert u. A.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
Bd. 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. – Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Neuere Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen oder von W. Spemann in Stuttgart zu beziehen.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

50. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Digitized by Google

Trabant eines malayischen Fürsten (Java).

Silber in den Ohrläppchen. Die Häuser der Javanen sind aus Bambu viereckig aufgebaut und mit Palmblättern oder Alangalang-Gras eingedeckt. Das vorspringende Dach bildet eine Art von Veranda. Die Thür ist öfter so hoch über dem Boden angebracht, daß man das Haus nur mittels einer angelegten Leiter betreten kann. In diesem Falle bildet der unterhalb der Wohnung befindliche Raum den Stall für Haustiere (Schafe, Ziegen, Geflügel). Im Innern der Wohnung befindet sich vor allem eine aus Bambu geflochtene lange Bank zum Ausruhen und Schlafen. Innerhalb eines jeden Hauses findet man die nötige Kücheneinrichtung, wie Mörser zum Zerstoßen des Reises, Töpfe, Pfannen, Schüsseln, sowie ein Spinnrad und einen Webstuhl, worauf die Frauen die für den Hausbedarf nötigen Stoffe selbst verfertigen. Die Hauptnahrung bildet gekochter Reis, bei den Aermeren auch Mais und süße Kartoffeln, aber selbst lebende Regenwürmer finden Anwert. Nur bei festlichen Gelegenheiten ißt man Fleisch, und zwar Hühner- und getrocknetes Büffelfleisch. Als Würze dient spanischer Pfeffer oder eine aus halbverfaulten Fischen und Konchilien bereitete käsige Masse. Als Getränk sind beliebt ein aus der Kokospalme gezogener Wein und ein aus gegorenem Reiswasser, Ingwer und Zucker bereiteter arrakähnlicher Absud. Als Reizmittel ist das Betelkauen allgemein verbreitet; in neuester Zeit werden auch Tabak und Opium mit Vorliebe genossen. Der Ackerbau, namentlich der Reisbau, steht auf hoher Stufe, und die Ackergeräte sind im allgemeinen vorzüglich. Unverkennbar ist dabei der allgemeine Wohlstand; die Häuser sind besser als diejenigen unserer Gebirgsbauern; es giebt wenige, zu denen nicht einige Büffel, Ponies und Hühner gehörten, und wenn auch das sonstige Inventar nicht sonderlich reich ist, so schließt es doch nicht selten europäische Lampen und eine Anzahl europäischer Luxusartikel in sich.

Digitized by Google

Wie sollte es auch anders sein, da der eigene Acker der Leute so reichlich trägt, da sie für alle Dienste nach den Verhältnissen des Landes ganz vortrefflich bezahlt werden. Ein kluger und zuverlässiger „Lura" (Ortsvorsteher) erhält 2 ha Reisland, einen Garten und monatlich zwanzig Gulden, wofür ihm freilich mancherlei Verpflichtungen, u. a. auch die ganze Polizeiverwaltung, obliegen. Die Eingeborenen besitzen übrigens neben hoher Durchschnittsintelligenz eine ganz außerordentliche Anlage für Ruhe, Ordnung und Anstand. Die öffentliche Sicherheit läßt nicht das geringste zu wünschen übrig, die Todesstrafe (durch Hängen) wird selten vollzogen.

Die Dörfer der Javanen sind alle mehr oder weniger gleichartig angelegt: in der Mitte ein freier Platz, der „Alunalun", auf dem, von mehreren Bäumen eingeschlossen, die Moschee, öfter auch ein Schulhaus stehen. Um das Dorf zieht sich dichtes Bambugehölz von etwa 16 m Höhe, innen und außen von üppigen Gebüschen umwachsen, welche das Dorf ganz verdecken und gegen plötzliche feindliche Ueberfälle sichern. Die Städte („Nagara") zeigen fast die nämliche Anlage wie die Dörfer; auf dem Hauptplatze erhebt sich meist neben der Moschee der ausgedehnte, mit Gräben und Wällen versehene viereckige Palast („Kadaton" oder „Kraton") des Fürsten, im Innern in mehrere Abteilungen geschieden. Die Paläste haben oft bis zwei Stunden im Umfang und können 10 bis 15,000 Menschen beherbergen.

Geräte, Kupferkesselchen nebst 3 aus dem dünnsten Kupferbleche getriebenen Ausgußgefäßen für die Anfertigung battikierter Stoffe auf Java.

Angenehm berührt es, daß man alle schwereren Arbeiten fast ausschließlich von Männern besorgen sieht. Die Javaninnen, obwohl klein und untersetzt, gleich strammen deutschen Bäuerinnen, sind nicht selten gut geformt, wie eine kleine antike Statue, und durch den leichten Sarong oder das eben so leichte Kattungewand prägen sich die Formen ganz allerliebst aus. Auch schreiten die Frauen ganz frei und natürlich einher, was vielleicht daher rührt, daß sie von Jugend auf gewöhnt sind, allerlei Dinge auf dem Kopfe zu tragen; niemals bemerkt man, daß sie die Füße nach einwärts setzten. So gut aber auch die Haltung der malayischen Weiber beim Gehen ist, so schlecht ist sie beim Sitzen und bei allen möglichen sonstigen Stellungen. Zu dergleichen Beobachtungen hat man fast bei jedem Schritt Gelegenheit, da sich das ganze Leben der Leute mehr auf der Straße als in den halboffenen Häusern abspinnt. Dort schlafen sie, dort wird im Zigeunerstil gekocht, gebraten und gegessen. Trotz alledem berühren nur selten besonders unangenehme Gerüche die Nase des Spaziergängers; der spezifische Rassengeruch des Malayen ist eben für den Europäer weit weniger penetrant, als derjenige des Chinesen. Auch wird man durch keine Zudringlichkeiten belästigt; das Volk ist merkwürdig ruhig und niemals ruft oder gafft es nach, wie das im Orient so häufig ist. Das häusliche Leben des javanischen Landbebauers zeugt von seiner ruhigen, anständigen, aber auch gänzlich materiellen Sinnesart. Weniger phantastisch als der Indier, liebt er den Sport, und vor allem, solange er nicht in Affekt gerät, das bequeme, ruhige Leben. Vielweiberei ist gestattet, kommt aber thatsächlich fast niemals vor, da die häufig angewandte Scheidung viel bequemer und billiger ist. Ein Scheidebrief, der auf die leichteste Art von der Welt beschafft wird, kostet nämlich bloß einen halben Gulden. Eine allgemein verbreitete Unsitte aber ist die, die Mädchen noch als Kinder und lange vor der Reife zu verehelichen. Bei den Aermeren leben die Eheleute alsdann schon zusammen, bei den Reicheren behauptet man, daß die

Digitized by Google

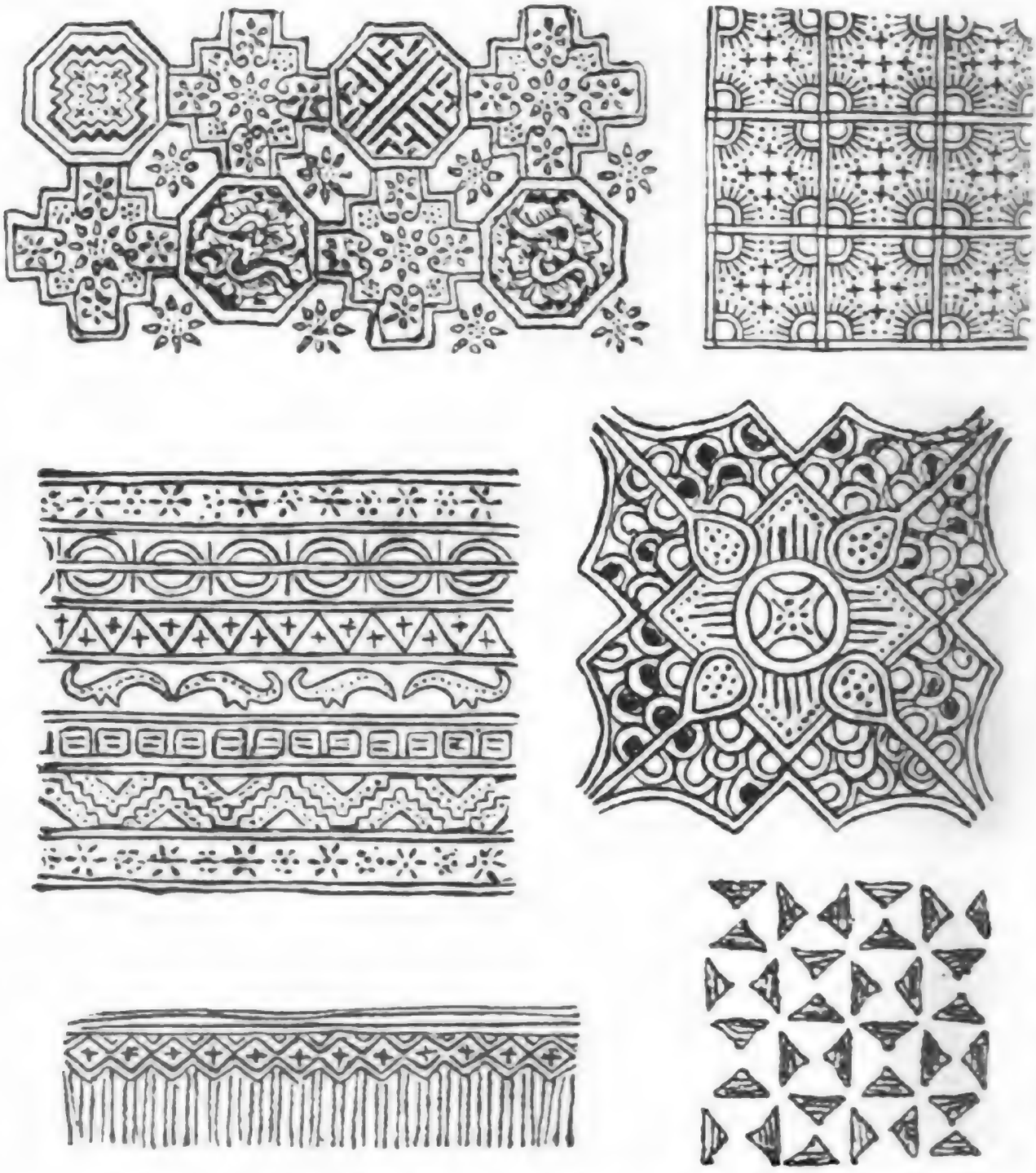
zur Zeit des völligen Ausgewachsenseins gewartet würde. Auf dem Lande sind die Weiber und Kinder häufig weiß gepudert, angeblich um die strahlende Sonnenwärme besser vertragen zu können. Die unerwachsenen Knaben tragen den sonst nicht gerade beliebten Fes, und beide Geschlechter laufen bis etwa zu ihrem fünften Jahre völlig nackt herum. Dabei ist es überaus possierlich anzusehen, wie sie sich beim Nahen eines Europäers aus purer Verlegenheit mit der Hand an irgend einem ihrer Gliedmaßen festhalten. Die Hochzeitsgebräuche sind nach den Gegenden verschieden, im ganzen aber sehr umständlich und zeremoniös.

Batikierte Baumwollengewebe aus Java. Silberner Gürtel als Abzeichen malayischer Aufseher und javanischer „Klewang"

Nach der obenerwähnten altmalayischen Familienverfassung zerfallen auch die Javanen in bestimmte Familien mit je einem Oberhaupte an der Spitze. Die Familienmitglieder wohnen in der Regel auf einem Orte beisammen. Eine jede Familie hat ein Stück Landes aus dem Kollektivgrundbesitz der Gemeinde, der „Dessa", zur Bebauung angewiesen, von dessen Ertrag sie ein Fünftel an den Fürsten, den Eigentümer des Landes, als Pachtzins zu entrichten hat. Die javanische Gesellschaft zerfällt in zwei Stände, Adel und Volk. Der erstere ist reiner Geburtsadel und gründet sich auf die Verwandtschaft mit der fürstlichen Familie. Aus dem Adel werden vom Fürsten die Beamten gewählt, deren es mehrere Abstufungen giebt. Zwischen diesen Abstufungen herrschen bestimmte Regeln des Verkehrs, welche genau beobachtet werden müssen. Die Regierungsform ist streng despotisch. Die mit dem Despotismus eng verbundene Etikette hat sich aber beim Javanen auf das ganze Leben ausgedehnt. Danach muß der Jüngere dem Aelteren, der Niedere dem Vornehmen immer mit einer gewissen feierlichen Ehrfurcht begegnen und ihn in einer gewählten Sprache anreden. Jeder waffenfähige Mann ist zum Kriegsdienste verpflichtet und hat sich vorkommenden Falles unter den Befehl seines Vorgesetzten im Frieden zu stellen.

Digitized by Google

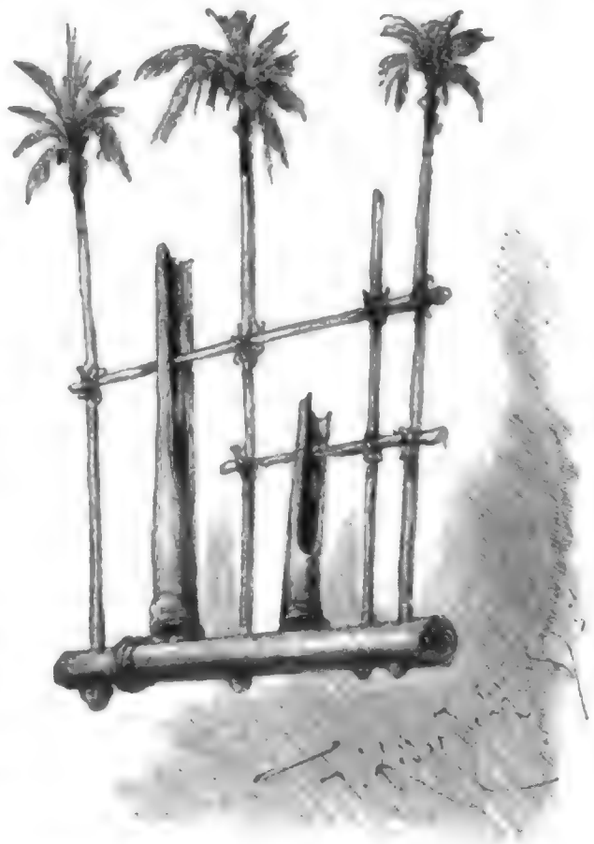
Unter den javaniſchen Induſtriezweigen ſind namentlich hervorzuheben: der Schiffbau, deſſen Produkte geſucht werden, die Zucker- und Salzſiederei, die Papier- und Lederfabrikation, ſowie die Eiſenwareninduſtrie und die Holzſchnitzerei. Nicht unbedeutend ſind auch die Weberei und Färberei, obſchon die hierher gehörigen Artikel nicht hand-



Abdrücke von aus Kupferblechſtreifen zuſammengeſetzten Modeln zum Bedrucken von Zeugen (Java).

werksmäßig, ſondern bloß von den Frauen zu Hauſe erzeugt werden. Recht merkwürdig ſind die ſogenannten battikierten Stoffe aus Baumwolle, welche mit verſchiedenen Muſtern bedruckt werden. Die Model dazu ſetzt man aus Kupferblechſtreifen zuſammen. Wir veranſchaulichen durch Abbildung dieſe Gewebe, ſowie die zur Herſtellung derſelben erforderlichen Geräte. Der Handel der Javanen, mit Ausnahme des binnenländiſchen, iſt ganz unbedeutend.

Seit dem 15. Jahrhundert ist der Islam die herrschende Religion der Javanen, doch kann man ihnen durchaus keinen muhammedanischen Fanatismus vorwerfen. Sie nennen sich Muselmänner oder vielmehr Islam (was sie wie Slam aussprechen), meinen aber, durch Beschneidung, Beobachtung der Waschungen und des Ramadanfestes den Vorschriften der Prophetenlehre zu genügen, arbeiten Freitags und haben aus der Hindu- und Buddhareligion eine ganze Anzahl Formen, sowie überhaupt verschiedene indische Kulturelemente beibehalten. Dazu gehören, außer den zahlreichen Sanskritelementen innerhalb der Sprache und der klassischen Litteratur, das altjavanische Schattenspiel „Wayang" und die Musik. Eines der sonderbarsten Musikinstrumente ist das aus Bambu gefertigte „Anklong", welches unsere Abbildung zur Genüge erklärt. Originell ist auch die javanische Taubenpost. Aus leichtem Holz geschnitzte Pfeifen, von denen drei verschiedene Arten hier abgebildet sind, werden an die Schwanzfedern der Tauben befestigt, so daß sie beim Fluge ertönen. Auch der Tanz trägt ganz das indische Gepräge, und die herrlichen Tempelruinen, welche im Lande zerstreut sind, datieren aus der Zeit der Blüte indischen Glaubens auf Java. Die Christianisierung des Volkes ist niemals mit besonderem Eifer betrieben worden, und aus gutem Grunde. Auf Java ist nämlich, sobald die Rede auf Eingeborne kommt, das Wort Christ beinahe gleichbedeutend mit Spitzbube und Trunkenbold. Einen ähnlichen Einfluß wie die Annahme des Christentums soll auch die Pilgerfahrt nach Mekka auf Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen ausüben.



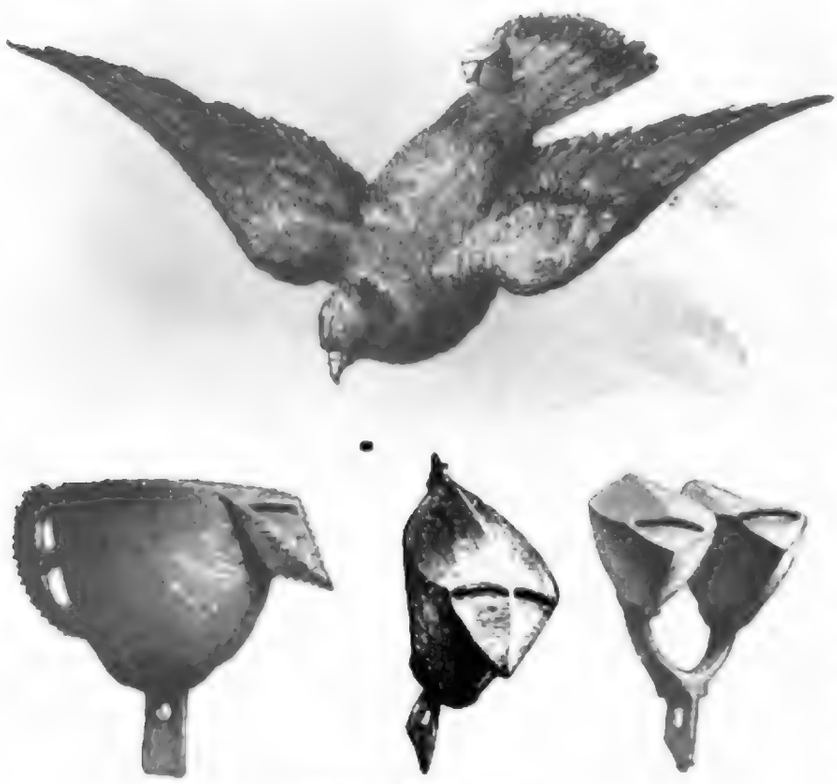
Anklong, musikalisches Instrument aus Bambu (Java).

Auf unvergleichlich tieferer Stufe stehen die Batta oder Battak, deren Hauptsitz die Hochebene Tobah im Innern von Sumatra ist. Von ihrer Sprache giebt es drei unterschiedene Dialekte, nämlich den tobahschen, den mandailingschen und den dairischen. Der Name Batta ist eigentlich ein Spottname und bedeutet soviel als Lump mit dem Beigeschmack eines Böotiers; er wurde den Batta ursprünglich von ihren Feinden und Bedrängern, den muhammedanischen Malayen, gegeben. Stammverwandt mit den Batta sind die Bewohner der Nias-, Mentawey- oder Mantawi- und Batu-Inseln. In naher Verwandtschaft zu den Batta stehen die Hova auf Madagaskar, denn das Malagasi, die Hauptsprache Madagaskars, zeigt die meiste Verwandtschaft mit dem Batta und seinen Seitendialekten.

Der Batta ist kleiner und zierlicher im allgemeinen als der Sumatra bewohnende Malaye, dabei aber keineswegs schwächlich. Wohl proportioniert, breitschulterig, mit kleinen Händen und Füßen, besitzt er nicht nur ganz bedeutende Kräfte, sondern ist außerordentlich gewandt und ausdauernd. Der Gesichtstypus weicht aber mehr vom Malayen ab als sein Körperbau, die Augen sind runder, der Abstand zwischen ihnen größer, die Nasenwurzel breiter, die Spitze stumpfer, und da auch die Körperfarbe dunkler, so ist der ganze Eindruck mehr an einen Neger erinnernd, obwohl dies nur scheinbar, denn es fehlt ihm das wollige Haar, das eigentümliche Schienbein und die so widerliche Hautausdünstung des Afrikaners. Es giebt freie und (den Holländern) unterworfene Batta. Der

Digitized by Google

Gegensatz zwischen beiden beruht darin, daß eine große Anzahl Dörfer, die, jedes für sich, unter der Leitung des meist zugleich mit der Priesterwürde bekleideten Vorstandes, ein mehr oder weniger selbständiges Gemeinwesen bildeten und nur in Kriegszeiten unter gemeinsamer Leitung fochten, sich den Holländern unterworfen haben, nachdem sie sich überzeugt, daß diese ihre Religion unangetastet lassen würden. Diese Religion ist ein höher entwickelter und in ein System gebrachter Fetischdienst, welche eine festgegliederte Priesterkaste besitzt, deren Einfluß um so kräftiger und gesicherter ist, als sie zugleich, wie im Islam, die Trägerin der Rechtspflege ist. In dem ganzen Volke dieser „Wilden" existiert kein Analphabet. Alle können lesen und schreiben, denn das Studium ihrer religiösen Schriften ist strenge Vorschrift des bürgerlichen Lebens und Ehrenpflicht des freien Mannes. Die Batta besitzen Bücher! auf der eigentümlichen Rinde einer Birkenart in sauberer Pinselschrift gemalt, und verstehen sich auch auf die Buchbindekunst. Die beiden Deckel, welche das Buch schließen, sind aus derselben Masse, nur stärker wie das Papier, hergestellt. Das Material ist Baumbast und Rinde und so fest gewalkt und gepreßt, daß seine Festigkeit unseren alten Pergamentbänden nicht das geringste nachgiebt, denen die Blätter in Form, Farbe und Stärke überhaupt täuschend gleichen. Die Deckel bestehen aus fingerdicken Platten, deren Oberfläche auf das zierlichste mit Arabesken versehen ist, die einer Art von Pressung ihren Ursprung verdanken, doch bemerkt man, wie der Grabstichel stellenweise nachgeholfen hat. Die Blätter, wie eine spanische Wand zusammengefaltet, bilden eine einzige lange Bahn, in den Biegungen durch einen dünnen Stoff, festem Leinen ähnlich, verbunden. Zusammengehalten wird das Ganze durch zwei äußerst zierliche und festgeflochtene Lederringe, die man überschieben und abnehmen kann. Die Schrift scheint der chinesischen ähnlich und gehört zur Gattung der Stäbchenschrift. Man beginnt zu lesen auf der letzten Seite mit der äußersten Zeile rechts. Die senkrecht stehenden Zeilen sind am Kopf- und Schlußende mit besonderen Initialen verziert. Was die übrigen Gewerbe der Batta anbelangt, so ist vor allem eine eigentümliche Bearbeitung der Metalle anzuerkennen, die naturgemäß zumeist in der Fabrikation von Waffen und Schmuckgerät ihren Ausdruck findet. Bemerkenswert ist dabei, daß die Form ihrer Klewang oder kurzen Schwerter, sich durchaus von derjenigen der umwohnenden Malayen sowohl, als der Atschinesen unterscheidet. Während diese beiden eine stumpfe, sehr breite Spitze, oder richtiger Abrundung, ihrer Waffe geben, welche dieselbe zu einer reinen Hiebwaffe macht, mit der es absolut unmöglich ist, einen Stich zu führen, ist der Klewang der Batta ganz ähnlich gestaltet, wie das Seitengewehr, das gegenwärtig die deutsche Infanterie trägt. Er hat allerdings eine Rückenklinge am unteren Ende, um die Gewalt des Hiebes zu verstärken, läuft aber in eine schlanke Spitze aus, die ihn zu einer vortrefflichen Stoßwaffe macht. Während ferner der Griff der Malayen- und Atschinesenwaffe einfach dem der deutschen Hirschfänger gleicht, nur kleiner ist, so daß eine deutsche Faust ihn nicht fassen kann, ist der Griff des Battaklewangs ebenso klein, aber mit zwei ganz charakteristischen kleinen Hörnchen an seinem hinteren Ende versehen, welche dazu dienen, be-



Taubenpost auf Java.

Digitized by Google

dem Gebrauch für den dritten und vierten Finger der rechten Hand eine Stütze zu geben. Die Wurf- und Stoßlanzen sowohl, als der Kris der Batta, der eine gerade einschneidige Klinge zeigt, sind zwar von vortrefflicher Arbeit und höchst zweckmäßiger Konstruktion, namentlich die Wurflanze zeigt eine vortreffliche Benutzung des Schwerpunktes, weisen aber sonst keine besonderen Eigentümlichkeiten auf. Es ist ein bekanntes Spiel der Batta, auf sechzig Schritt nach einem Guldenstück zu werfen, das ihnen ein freigebiger Fremder in eine Rute klemmt. Dagegen sind ihre Gewehre höchst originell gearbeitet. Dieselben waren durchaus ein Erzeugnis ihrer eigenen Industrie, wie sie denn auch Pulver, freilich nur von geringer Qualität, fabrizieren. Diese Gewehre bestehen aus einem langen Lauf von starkem Schmiedeeisen, haben ein kleines Kaliber und sind so außerordentlich genau gebohrt, daß sie in bezug auf den Kugelschuß es mit den besten europäischen glatten Läufen aufnehmen können. Die äußere Seite des Laufes dagegen ist durchaus roh uneben, daran verschwendet der Arbeiter keine andere Mühe, als daß er die obere Seite parallel der Seelenachse schleift. Wie er das mit seinen rohen Instrumenten ebenfalls in so vollkommener Weise fertig bekommt, ist eine schwer zu lösende Frage. Dieser Lauf ruht in einem langen Schaft von schwerem Eisenholz, der aber keinen Kolben hat, sondern pistolenartig gekrümmt ist. Warum, wird man gleich sehen. Das Schloß ist das alte deutsche Luntenschloß des dreißigjährigen Krieges. Dieses Gewehr wird nun mit einer ganz enormen Pulverladung versehen, auf diese kommt kein Pfropfen, denn der Batta kennt keinen Ladestock, sondern läßt die Kugel, stark mit Speichel benetzt, direkt auf das Pulver herabrollen. So ist er denn genötigt, bei der Jagd wie im Kriege darauf zu achten, daß die Mündung stets höher als das Schloß der Flinte sich befindet, damit die Kugel nicht herausrolle. Nach unten kann er nur schießen, indem er sehr schnell zielt. Gilt die Jagd dem Elefanten, Tiger oder Rhinozeros, so tritt ein eiserner Bolzen von zwei bis drei Zoll Länge an Stelle der Kugel. Wenn der Schütze sein Ziel nehmen will, so faßt er das Gewehr mit der linken Hand im Schwerpunkt und zielt, ohne es an die Schulter zu setzen, und daran thut er sehr weise, denn der Rückstoß des geraden Schaftes, der keinen Kolbenhals besitzt, würde ihm das Schlüsselbein brechen. Dann entzündet er mit der rechten Hand, in der er eine langsam brennende Lunte trägt, die im Hahnmaul befestigte, lebhaft brennende Zündschnur und — dahinsaust die Ladung, wo es Gott gefällt. Gleichzeitig aber führt der Schütze ein Manöver aus, welches so seltsam und zugleich komisch aussieht, daß es den wütendsten Hypochonder zum Lachen bringt. Um nämlich dem immer noch kolossalen Rückstoß auf seine rechte Schulter auszuweichen, dreht er sich mit wahrhafter „Affengeschwindigkeit" in dem Augenblick auf dem linken Fuße mit doppelter Kehrtwendung um, wo das Geschoß den Lauf verläßt. Daß hiezu eine nicht geringe Geschicklichkeit gehört, die nur durch viele Uebung und schmerzliche Erfahrung gewonnen wird, liegt auf der Hand.

Schilde ꝛc. der Bewohner von Nias.

Mit dieser plumpen Waffe leisten die Batta, ein geborenes Jägervolk, das Menschenmögliche. Die im Innern wohnenden Stämme sowie die Aermeren führen vielfach Bogen und vergiftete Pfeile, und dies sind, sowohl auf der Jagd wie im Kriege, furchtbarere Waffen als ihre Flinten, obwohl der Wilde die knallende Flinte bei weitem vorzieht. Außer den Waffen arbeiten die Batta sehr zierlich und geschmackvoll ziselierte oder mit

Digitized by Google

Reliefarbeit versehene Tabakspfeifen, von 1 m Länge, nach Art der türkischen aus Messing oder Bronze. Ferner tragen die Frauen Arm- und Knöchelringe und -spangen, die kunstvoll aus drei verschiedenen Metallen derart gefertigt werden, daß die dreifache Färbung symmetrisch sich wiederholt. Der Schmuck sieht originell und nicht ungefällig auf der dunkeln Haut der Battadamen aus.

Was die Lebensweise der Batta betrifft, so sind sie im Uebergang vom Jäger zum Ackerbauer. Die freien Batta im Innern wohnen in kleinen befestigten Walddörfern und betreiben namentlich den Bau einer zum Export nicht geeigneten Reisart, des Maises, der Bananen und anderer Tropenfrüchte. Mit Ausnahme ihrer Fürsten leben sie in Monogamie; aber schon durch ihre unaufhörlichen Fehden und die Blutrache, welche

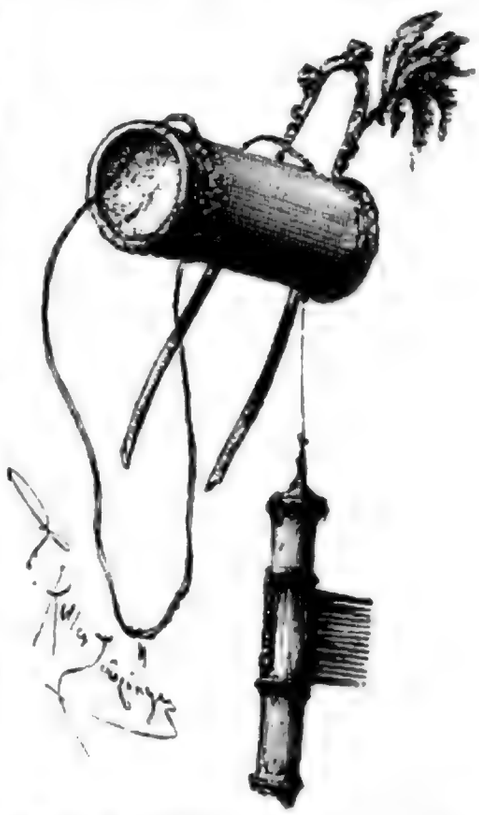
Ohr- und Haarschmuck der Mentawey-Insulaner.

Tabakspfeife der Mentawey-Insulaner.

indes bei den unterworfenen Stämmen auszurotten den Holländern geglückt ist, sorgen sie dafür, daß die Bevölkerung nicht zu dicht werde, und so ist die Jagd auf Schweine und Hirsche für sie ergiebig genug. Einen düsteren Punkt bildet der Kannibalismus in der eigentümlichen Auffassung, die er bei diesem merkwürdigen Stamme findet. Die Menschenfresserei beruht bei den Batta auf uralten Vorschriften, welche religiös genannt werden müssen, da ihr ganzes Staatsleben eine Theokratie ist und alle Gesetze göttlichen Ursprungs sind. Danach werden lebend gegessen: 1) alle, welche das Gelübde der ehelichen Treue in irgend einer Weise thätlich übertreten; 2) jeder, der bei Nacht einen Diebstahl verübt; 3) die Kriegsgefangenen; 4) jeder, der eine Frau aus demselben Stamme nimmt, was streng verboten ist; 5) jeder, der verräterischerweise den Landfrieden bricht, also ein Dorf, ein Haus, einen Menschen überfällt, wenn nicht vorher Fehde angesagt ist. Wer sich einer dieser Missethaten schuldig gemacht, wird vor den „Rat" zitiert, und findet dieser ihn schuldig, verurteilt. Ist das Urteil gefällt, dann trinken die Richter einen Schluck Palmwein oder ein anderes Getränk, zum Zeichen dessen, daß „nichts mehr kann Platz finden", wie die rituale Formel dabei heißt. Nach einigen Tagen wird der Verurteilte geholt und vor dem versammelten Volk an einen Pfahl geschnürt. Dann tritt der Vornehmste der beleidigten Partei auf und wählt sich seinen Leckerbissen, gewöhnlich die Ohren, in andern Gegenden die Backen. Darauf die andern secundum ordinem!, welche das Opfer unter Absingung ritualer Verse umtanzen und mit einem haarscharfen Messer dem Unglücklichen ein Stück Fleisch aus dem Körper lösen und verschlingen, nachdem sie es in Pfeffer, Salz und Betel getaucht. Wenn nicht irgend einer

Digitized by Google

aus Mitleid oder Ungeschicklichkeit eine große Ader durchschneidet, so lebt der Elende am Pfahl so lange, bis Verblutung oder Sonnenstich seinen Qualen ein Ziel setzt. Ist er tot, so wird sein Körper verscharrt. Der Oberpriester aber nimmt den Pfahl, der als Marterwerkzeug gedient hat und geht damit in einen unzugänglichen verrufenen Teil des Waldes; dort fastet er angeblich drei Tage und schnitzt aus dem Holze des Pfahles einen Lanzenschaft, an dem sich stets dieselben Figuren, ein Mensch, an dessen Brust eine Schlange kriecht, ein Affe und die Köpfe eines Panthers und Kaimans finden, in phantastischer Verschlingung. An diese Lanze wird ein Büschel Haare von dem Haupte des Verbrechers befestigt, und die Zauberlanze ist fertig. Mit derselben bewaffnet stürmt im Kampfe der Priester den Seinen voran, und nur, falls er bei einem unglücklichen Rückzugsgefecht erschossen wird, gelangt solche Lanze in die Hände von Europäern. In einigen Gegenden ist das Finale der gräßlichen Tragikomödie etwas menschlicher. Nachdem nämlich jeder seinen Teil hat, tritt der Vorsitzende des Gerichts an das bejammernswerte Opfer und haut ihm den Kopf ab, so seine Qualen wenigstens endend, nachdem die beleidigte Gerechtigkeit so schauerliche Sühne erhalten. Dies Haupt hängt er an den Haaren vor seiner Wohnung auf, nachdem das Gehirn entfernt und der Kopf durch Räuchern oder eine andere Prozedur vor Verwesung geschützt ist. Das Gehirn wird nicht gegessen, sondern besonders zubereitet konserviert, da es ein kräftiges Zaubermittel ist. Die Eingeweide werden auch nicht gegessen, wohl aber das Herz, welches als ein besonderer Leckerbissen gilt, ebenso die Hände. Das Fleisch wird roh oder geröstet, immer aber mit den drei oben angeführten Gewürzen, auch wohl mit Zitronensaft, genossen. Niemand aber darf etwas mit nach Hause nehmen, denn es soll alles auf dem Richtplatz selbst verzehrt werden. Doch wird diese Vorschrift meist umgangen, und zwar durch den mächtigen Einfluß der Frauen. Die Gesetzgeber haben nämlich in ihrer Gefräßigkeit diesen den Genuß von Menschenfleisch verboten. Wie überall aber wissen die Schönen sich sehr wohl den ersehnten Leckerbissen zu verschaffen. Den Battaschönen mundet der verbotene Braten um so besser. Mitunter wird auch Reis als Zugemüse gegessen, das Blut rein oder mit Palmwein vermischt getrunken. In alten Zeiten verzehrten die Batta auch ihre Eltern und andere Verwandten aufsteigender Linie. Wurde ein solcher schwach und lebensmüde, so berief er seine ganze Sippe um sich und teilte seinen Entschluß mit, auf diese Weise zum Besten der Familie einen Sonntagsbraten zu liefern. Man führte den appetitlichen Greis vermutlich sauber gewaschen unter irgend einen Baum, der einen wagrecht abstehenden Ast hatte. An diesen hieng er sich mit beiden Armen an, und wenn er nicht einen bestimmten Zeitraum hindurch so hängen konnte, sondern vor der Zeit abfiel, so wurde er sofort von den liebenden Verwandten in Stücke gehauen und mit tiefer Rührung gefressen. Während der teure Vater, Schwiegervater, Onkel, Großvater und Schwager an dem Aste hieng, tanzte die ganze Familie Ronde um den Baum unter Absingung eines ritualen Liedes mit dem Refrain: „Wenn die Frucht reif ist, so fällt sie ab!" In andern Gegenden wurde dem Lebensmüden die Aufgabe gestellt, eine besondere Grasart mit den Wurzeln auszuziehen. Reichten seine Kräfte hierzu nicht mehr, so wurde er sofort als Familienpicknick verarbeitet. Diese Sitte ist jetzt nicht mehr, gewiß zum tiefen Kummer der battastischen Nationalökonomen der alten Schule; daß aber der Geschmack an Menschenfleisch noch recht rege ist, dafür giebt es noch genügende Beweise. (Ausland 1879, S. 121—167.)



Kleiner Bambusköcher mit Kamm, Zange zum Ausrupfen der Barthaare (Mentawey-Insulaner).

Bemerkenswert ist der Umstand, daß die heidnischen Bewohner der Insel Nias wie die Waffen, so auch die dreifarbigen Halsringe der Batta führen und

Digitized by Google

es ist auch sicherlich kein Zufall, daß sowohl die beschriebene abweichende Form der Battaklinge, als die eigentümlichen Hörnchen am Griff sich sonst nirgends finden, wohl aber bei den gleichfalls Heiden gebliebenen Bewohnern der beiden Inseln Nias und Batu, welche hart an Sumatras Küste liegen, ebenso wie bei den Dayak auf dem Hunderte von Stunden entfernten Borneo, mit welchen Stämmen die Batta die größte Aehnlichkeit und auch die Liebhaberei für Menschenfleisch, wenngleich in milderer Form, wie die Dayak gemein haben. Wer da weiß, mit welcher skrupulösen Gewissenhaftigkeit die typischen Formen seiner Waffen von jedem Stamme durch Jahrhunderte konserviert werden, der wird nicht widersprechen, wenn diese Erscheinung als ein kräftiger Beweis für die einstige Zusammengehörigkeit und das hohe Alter dieser Stämme angeführt wird.

Die obengenannten Dayak oder, wie sie sich selbst nennen, Olo-Ngadschu auf Borneo zerfallen in die Biadschu oder die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Baritoflusses und dem Gebirge von Kota-Waringin (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Kahayan, Olo-Sampit u. a. gehören), in die Ot-Danom im Innern von Borneo an den Flüssen und die Dayak-Paré an der Ostseite Borneos.

Der Wuchs der Dayak ist durchschnittlich kurz, obwohl sie doch größer als die Malayen sind. Ihr Körper ist stark gebaut, gut entwickelt, fleischig, die Gliedmaßen sind muskulös und in richtigen Verhältnissen gebildet. Plumpe Gestalten und Zwerge kommen nicht vor, ebensowenig Krüppel und Mißgeburten, wohl aber Albino, deren etwas rötliche und rauhe Haut sich förmlich abschuppt. Ihr Haar ist hellbraun, das Auge grau. Die natürliche Hautfarbe der Dayak ist ein gelbliches Kupferbraun; die Weiber sind meist heller als die Männer. Das Haar ist glänzend schwarz oder schwarzbraun, derb und schlicht; hinten wird es zuweilen bis auf den Rücken herabhängend getragen, über der Stirn aber kurz abgeschnitten. Alte Leute werden grau aber niemals kahlköpfig. Die wenigen Haare, welche im Gesichte wachsen, werden sorgfältig ausgezupft. Die Augen sind dunkelbraun oder schwarz und im allgemeinen sehr glänzend; die charakteristischen Gesichtsformen bestehen aber in den großen Nasenlöchern und den hervortretenden Backenknochen. (Karl Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882. 8°. S. 207—208.) Die Kleidung der Männer besteht aus einem 4—5 m langen, zwischen den Beinen durchgezogenen und dann mehrere Male um die Mitte gewundenen Tuche, dessen Enden vorn und hinten herabhängen. Die Frauen tragen ein kurzes enganliegendes Kleid. Als Schmuck dienen Arm- und Beinringe von Elfenbein, Holz oder Metall, ferner verschiedenartige Ohrgehänge. Gegen Sonne und Regen schützen große buntbemalte Hüte. Uebrigens trägt jeder Krieger einen Talisman, bestehend aus Zähnen wilder Tiere, Holzstückchen, Steinchen und anderem Material entweder am Gürtel oder am Griffe des Schwertes mit sich, der beim Dayak dieselbe Rolle spielt wie der Medizinsack beim Indianer Nordamerikas. Die Wohnungen ruhen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz aufgebaut. In betreff der Form besteht aber insofern ein großer Unterschied, als im Nordwesten und in den mittleren Teilen Borneos die Häuser kleinen Hütten gleichen, die auf 2—3 m hohen Pfählen stehen und nur von zwei bis drei Familien bewohnt werden, während in Süd- und Ostborneo die Häuser 60—85 m lang sind, auf einigen Hundert 6—7 m hohen Pfählen von Eisenholz ruhen und über ein halbes Hundert Familien umfassen. Die letzteren Häuser sind in zwei Hälften abgeteilt, deren eine als gemeinsamer Versammlungsraum dient, die andere in ebenso viele Zellen zerfällt, als Familien vorhanden sind. In jeder Zelle befindet sich ein Kochherd. Das Haus hat zwei Thüren, zu welchen Balken, die mit Einschnitten versehen sind, hinaufführen. In jedem Dorfe finden sich Gemeindehäuser, in welchen die erbeuteten Feindesschädel aufgehangen werden und wo die jungen unverheirateten Männer schlafen. Diese Häuser sind bedeutend höher als die gewöhnlichen Wohnhäuser; sie ruhen auf 8 m hohen Pfählen. Die Nahrung der Dayak besteht vorwiegend aus gekochtem Reis, der mit großer Sorgfalt angebaut wird. Unter den nordwestlichen Stämmen besteht eine Art sieben-

Digitized by Google

jähriger Brachfeldwirtſchaft, inſofern als man erſt im achten Jahr wieder dasſelbe Feld anbaut und das inzwiſchen gewachſene Unkraut, welches verbrannt wird, als Dünger verwendet. Dieſe Art von Wirtſchaft zwingt auch die betreffenden Stämme zu fortwährender Wanderung, da ſie ihre kleinen Hütten immer in der Nähe ihrer Felder haben wollen. Von Haustieren werden nur Schweine, Hunde und Hühner gehalten, ihr Fleiſch wird aber, ſowie jenes der Affen und Krokodile, nur bei feſtlichen Gelegenheiten gegeſſen.

In moraliſcher Hinſicht ſtehen die Dayak ziemlich hoch: Raub und Diebſtahl iſt bei ihnen unbekannt; geiſtig ſtehen ſie den Malayen gleich, ſind aber reinlicher, fleißiger, offener wie dieſe, achten ihre Frauen — ſie haben ſtets nur eine —, denen ſie Einfluß auf ihre Entſchließungen einräumen, und lieben ihre Kinder ſowie ihre Familien- und Stammesgenoſſen ſehr. Aber alle dieſe guten Eigenſchaften, welche die Einführung wahrer Ziviliſation befördern könnten, werden durch den Gebrauch der Kopfjagd verdunkelt, welchem alle Dayakſtämme huldigen; die Bahu Trings freſſen obendrein ihre Opfer auf und ſchlachten die Gefangenen. Keine Geburt, keine Hochzeit und kein Begräbnis, um weniger wichtige Ereigniſſe zu übergehen, kann in geeigneter Weiſe gefeiert werden, ohne daß eine größere oder kleinere Anzahl feindlicher Köpfe dazu beſchafft werden muß. Die Holländer haben bereits durch den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels viel gethan, dieſen greulichen Gebrauch zu beſeitigen, und auch der Sultan von Kutei hilft ihnen dabei; aber es iſt trotzdem möglich, daß, bevor die Sitte ganz abgeſchafft werden kann, die Dayak ſich ſelbſt vom Erdboden vertilgt haben. Dieſes Köpfeerbeuten beſteht aber nicht in einem offenen Kampfe, ſondern in einem aus dem Hinterhalte unternommenen Meuchelmorde. Der des Kopfes beraubte Leich-

Wachthütte auf Borneo.

Digitized by Google

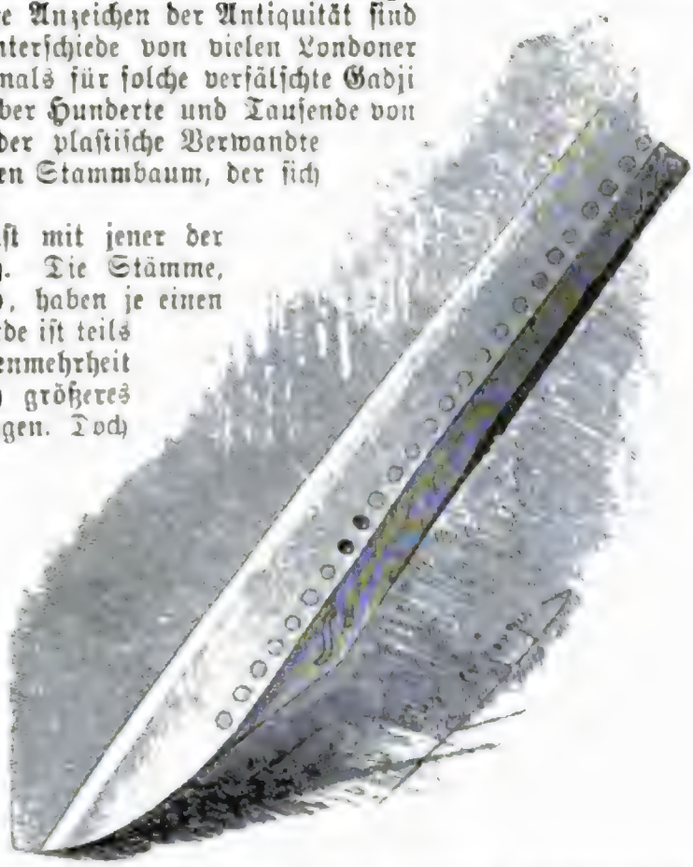
nam (ganz gleichgültig, ob Mann, Weib, Kind) wird zurückgelassen und der Kopf von dem auf seinen Mut stolzen Krieger in dem mit Feindeshaaren geschmückten tornisterartigen Körbchen aus Bambu im Triumphe nach Hause getragen. Das glückliche Ueberbringen des Kopfes nach Hause gilt für ein großes Fest, welches von den Dorfbewohnern mit einem Schmause, wobei mehrere Schweine geschlachtet werden, gefeiert wird. In einzelnen Gegenden werden die Stirnhaut und das Herz des Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie dadurch mutig und tapfer zu machen. Der Sieger, der den Kopf glücklich nach Hause gebracht, darf eine Trophäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Angang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an. Ueber ihre sonstigen Sitten berichtet F. Grabowski: Baden, Rauchen und vor allem Spielen sind ihre Hauptleidenschaften, letzteres in dem Grade, daß mancher Dayak zu diesem Zweck seine Frau an einen Chinesen

Von Dayaken erbeutete und von denselben präparierte Schädel (der eine mumifiziert und bemalt, der andere entfleischt und graviert).

meistens auf drei Monate, verkauft. Wer nicht raucht, kaut desto eifriger „Siri". Die Leidenschaften nehmen bei diesen Menschen, häufig durch Eifersucht aufgestachelt, eine gefährliche Höhe an, welche nicht selten mit Mord in den Straßen der Städte endet. Der betreffende erregte Eingeborne stürmt dann wie wahnsinnig mit gezückter Klinge durch die Menge und sticht nach dem ersten begegnenden Menschen. Natürlich wird er dadurch selbst zu einem Objekt der Verfolgung und ist dem straflosen Niederstoßen durch jeden ausgesetzt. Ein solcher Vorgang heißt „Amok" und ist leider gar nicht selten. Die Gebräuche, Sagen, religiösen Vorstellungen und das Ritual der Dayak sind im übrigen auch nach Grabowski zum Teil sinnreich und durchaus nicht so einfach, daß man ihre Kulturstufe als eine der niedrigsten bezeichnen könnte. Auch ihre Geschicklichkeit und Erfindungsgabe bei der Einrichtung ihrer Lebensbedingungen sind nicht gering und ihre körperliche Gewandtheit sehr groß. Eine wahre Kuriosität ist die Porzellanliebhaberei der Dayak. In einer Ecke seines Hauses, in der Nähe der Feuerstätte, besitzt der Dayak gewöhnlich eine Anzahl Porzellangefäße, die er für mancherlei Landesprodukte von den malayischen Kaufleuten eintauscht, welche dieselben wieder von den chinesischen Händlern in Singapur oder Makassar kaufen. Der Dayak, welcher wie der Holländer die Liebhaberei für blaues Porzellan treibt, geht in der Verehrung der alten Geschirrware jedoch noch weiter als der Europäer. Zu seinen größten Schätzen gehört eine Reihe von „Gadji

Digitized by Google

blanga", eine Art aus China eingeführter glasierter Krüge in Grün, Blau oder Braun mit erhabenen Eidechsen- oder Schlangenfiguren verziert. Diese Töpfe haben einen Wert von 170 bis 5400 Mark, je nach der Größe, dem Muster und vor allen Dingen dem Alter und dem gut erhaltenen Zustande. Der einheimischen Sage zufolge sind diese kostbaren Gefäße aus dem Ueberreste desselben Thones verfertigt, aus welchem „Mahatara" (der Allmächtige) zuerst die Sonne und dann den Mond machte. Diesen Urnen werden heilende Kräfte zugeschrieben und man betrachtet sie als Mittel, das Haus, worin sie aufbewahrt werden, gegen böse Geister zu schützen. Diese verrückte Porzellansucht bei den Dayak hat, ebenso wie in England, dem Chinesen eine günstige Gelegenheit geboten, seine Geschicklichkeit zu üben, und in Samarinda verkauft man sehr künstliche Nachahmungen von alten Vasen für 9—10 Mark das Stück. Sprünge, Schrammen, Altersflecken und andere Anzeichen der Antiquität sind ganz genau nachgebildet. Zum Unterschiede von vielen Londoner Kennern läßt sich aber der Dayak niemals für solche verfälschte Gadji blanga einnehmen, sondern giebt lieber Hunderte und Tausende von Mark für ein echtes Exemplar. Jeder plastische Verwandte der Sonne und des Mondes hat seinen Stammbaum, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.



Dayakenschwert von Borneo mit eingelassenen Messingdollen zur Angabe der erbeuteten Schädel. (Zwei Vertiefungen der Klinge sind noch auszufüllen.)

Die Verfassung der Dayak ist mit jener der andern malayischen Völker identisch. Die Stämme, welche voneinander unabhängig sind, haben je einen Häuptling an ihrer Spitze. Die Würde ist teils erblich, teils wird sie durch Stimmenmehrheit der Stammmitglieder an eine durch größeres Besitztum einflußreiche Person übertragen. Doch ist die faktische Gewalt der Häuptlinge unbedeutend, da alle wichtigen Geschäfte und Unternehmungen durch die Volksversammlung entschieden werden. Recht wird nach den bestehenden traditionellen Gesetzen („Hadat") gesprochen. Die Dayak sind ein kriegerisches, wenn auch nicht besonders tapferes Volk, was schon aus der Ausrüstung der Krieger, welche nach den einzelnen Gegenden verschieden ist, sich erkennen läßt. Dieselbe besteht im ganzen aus einem Helme, einem Halsband aus Zähnen wilder Tiere, einem aus Leoparden- oder Bärenfell, Baumrinde oder geflochtenen Schnüren verfertigten Panzer, einem Schild aus Baumrinde oder Holz, der in der Regel mit grotesken Malereien versehen ist, Arm- oft auch Beinringen, einem Schwert, einer 1,5—2 m langen Wurfstange mit Widerhaken und andern Stücken, die teils zum Aufputz, teils zum Angriff und zur Verteidigung (z. B. das Blasrohr, Bogen, Pfeil) dienen. Die Spitzen der kleinen Pfeile, die mittels des Blasrohres abgeschossen werden, sind mit Gift („Upas") bestrichen. Die Dayak sind in der Regel ausgezeichnete Schmiede, welche mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter und Säbel („Mandau") verfertigen.

Die Toten wurden ehemals häufig verbrannt und die Asche in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Gegenwärtig werden sie in der Regel begraben, seltener (in Ostborneo) in hölzernen Kisten im Walde über der Erde aufbewahrt. Bis zur Bestattung der Leiche ruht alle Arbeit und der Tote wird betrauert. Die Art dieser Trauer ist nach den Gegenden verschieden. Ueberall wird für den Verstorbenen ein Menschenopfer dargebracht an einigen Orten in der Zeit zwischen dem Tode und der Bestattung (wenn auch Wochen, Monate, ja Jahre darüber vergehen sollten), an andern Orten nach der Beerdigung, wo dann bis zu jener Zeit, wo das Menschenopfer dargebracht werden kann, die Stelle des Toten durch ein hölzernes Konterfei desselben, mit seinen Kleidern angethan, vertreten wird. Nach vollzogenem Menschenopfer oder erbeutetem Menschenkopfe wird dieses

Digitized by Google

Konterfei mit dem Kriegskostüm und den Waffen des Dahingegangenen im Walde aufgestellt, wo bereits mehrere Bilder der früher verstorbenen Krieger sich befinden.

Zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Dayak gehört der Glaube an die Geister der Verstorbenen. Man bringt ihnen kleine Speiseopfer dar, bestehend aus gekochtem Reis mit etwas Fisch oder Fleisch. Als Aufenthalt der mächtigen Geister werden die hohen Berge betrachtet und ihnen dort Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Bei besonders wichtigen Unternehmungen pflegt man drei Tage und Nächte auf solchen Bergen, fastend und den Schutz der Geister anrufend, zuzubringen. Viele Stämme im Osten verehren Sonne, Mond und Sterne. Sonst kommen bei den einzelnen Stämmen ganze Reihen verschiedener Gottheiten vor, bei denen es schwer zu unterscheiden ist, wie viel Einheimisches und wie viel Fremdes (Buddhistisches) in ihnen steckt.

Pavang-Satok (Schwerter der Dayaken).

Außer den Dayak giebt es in Borneo noch eine Menge kleiner Stämme, deren ethnologische Stellung noch ziemlich unbestimmt ist, zum Teil aber wohl dem malayischen Völkerkreise angehören. Die wichtigsten dieser Stämme im nördlichen Borneo sind die Aggi, Paluan und Murut, welche sehr erfahren sind in der Bereitung des Upasgiftes, womit sie ihre Pfeile bestreichen, die Dusun, Koidschoes und Peman.

Auf der großen Insel Celebes wohnen im Südwesten die Mankassaren, im Mittelpunkte sowie im Westen der Südostspitze die Bugi oder Wugi (malayisch Orang-bugi, buginesisch Towugi, d. h. Menschen von Wugi). Obgleich die Sprachen dieser beiden Völker nicht Dialekte genannt werden können, so scheint doch ein so inniger Zusammenenhang derselben obzuwalten, daß man sie nicht leicht voneinander trennen kann. Zu den Bugi gehören wahrscheinlich auch die Küstenbewohner jener Inseln, welche im Süden von Celebes gegen Timor sich ausdehnen. Die Wadscho oder Badscho auf Celebes und einigen nahe gelegenen Eilanden, auch Orang-Laut genannt, dürften dagegen nach Friedrich Müller nichts anderes sein als ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der bugi-mankassarischen Eingebornen mit eingewanderten Malayen.

Der Bugi ist von Gemütsart stolz, kriegerisch und rachsüchtig; eine thatsächliche Beleidigung vergißt er nie und rächt sie oft nach Jahren; dagegen ist er gastfrei, im Dienste des Europäers bei guter Behandlung treu und willig, sticht auch im ganzen vorteilhaft ab vom kriechenden, schmeichelnden Javanen und steht in Ehrlichkeit, Energie und sittlicher Führung über den andern Malayen. Die Bugi sind die unternehmenden Kaufleute des Archipels, doch frönen sie einer unbegrenzten Spielwut und sind Hahnen-

kämpfen und dem Opiumrauchen leidenschaftlich ergeben; letzteres ist häufig Ursache der blutigen Amoksitte. Der Bugi ist vielleicht der kühnste Reiter der Erde; ohne Sattel und Bügel springt er auf das wildeste Pferd, das er mit einem kurzen Zügel von Rohr regiert; die Lanze in der Rechten, den flatternden „Sarong" über die Schultern geworfen, jagt er den Hirschen nach. Er fängt diese Tiere im wildesten Rennen mit einer Rohrschlinge, die am unteren Teil seiner Lanze befestigt ist. Ebenso kühn und ausdauernd sind die Bugi zur See; sie steuern auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen („Lippalipas") durch die gefährlichste Brandung, und mit den größeren („Prahu" oder „Prauen") fahren sie durch das ganze indische Inselmeer von Singapur bis Neuholland. Die Kleidung ist ähnlich jener der übrigen Malayen; ohne Kris oder Klewang im Gürtel geht der Bugi nie aus; in der Hand trägt er die Lanze, seine Lieblingswaffe, deren Spitze mit einer Scheide versehen ist. Die Frauen sind angenehm, nicht vom geselligen Verkehr ausgeschlossen und können selbst den Thron besteigen; sie sind im allgemeinen schöner als die javanischen, haben durchgehends schwarze Haare, schwarze feurige Augen und sind von brauner Hautfarbe in allen Abstufungen. In der Jugend werden ihnen die Vorderzähne unter großen Festlichkeiten teilweise abgefeilt, der Rest wird von beständigem Betelkauen schwarz. Gegen Weiße sind sie in den abgelegeneren Gegenden sehr scheu. Heirat geschieht durch Zahlung eines Brautschatzes, je nach Stand und Vermögen des Bräutigams, in Geld oder Büffeln, Pferden u. dgl. an die Eltern. Bei festlichen Gelegenheiten treten Tänzerinnen von unsittlichem Lebenswandel auf. Die Wohnungen, aus Bambu oder teilweise von Holz, stehen, wie meistens im ostindischen Archipel, auf 1,30—2 m hohen Pfählen. Hauptbeschäftigung der Bugi neben Handel und Gewerbefleiß ist in den Ebenen der Bau des Reises, im Gebirge des türkischen Weizens, Kaffees, Sirih u. s. w. Sie bedienen sich dabei eines sehr einfachen Pfluges. Aus dem Safte der Arengpalme kochen sie Zucker, und der berauschende, frische Saft, Palmwein („Sapower") ist ihr Nationalgetränk; ein ähnliches bereiten sie aus rotem Reis. Die Bugi sind im ganzen sehr mäßig; bei Festen wird ein Büffel geschlachtet; die armen Bergbewohner leben oft bloß von türkischem Weizen und sehen doch stark und kräftig aus. Die Bugi sind überhaupt stark, gut gebaut und von ziemlich heller Hautfarbe. Sie bilden meist die Mannschaft der malayischen Schiffe und sind alle Moslemin.

Reichdekorierter, aus Palmblättern zusammengenähter Hut, Holzmaske, Schwert und Blasrohr mit seitlich befestigter Pike, sämtlich von Borneo. Lanze mit polygonalem Schaft von Sumatra; Bambustock mit gedrehter Schlinge zum Einfangen von Hirschen aus Makassar (Südcelebes).

Digitized by Google

Zu den malayischen Völkern rechnet Friedrich Müller auch die Alfuren im Norden von Celebes, sowie auf den Molukken und den benachbarten kleinen Inseln. Ihre Sprache zerfällt in mehrere Dialekte. Holländische Gelehrte, namentlich Veth und van Musschenbroek, sind aber der Ansicht, daß der Name Alfuren keine ethnographische Bedeutung habe, nicht der Name eines Volkes sei, sondern die Bezeichnung eines gesellschaftlichen Zustandes. „Alfuren" heißen nach dieser Quelle überall im Osten des genannten Archipels (ohne irgendwelche Beziehung zur Abstammung) die rohen, unzivilisierten Stämme, die den Verkehr mit Europäern scheuen und Heiden sind. Muhammedaner und Christen werden

Malayischer Pflug von Celebes.

nicht mehr mit diesem Namen bezeichnet. Daher giebt es auch Grade in dem Alfurentum; man nennt die Eingebornen mehr oder weniger alfurisch, je nach der Stufe ihrer Barbarei. Das Wort ist zusammengesetzt aus dem arabischen Artikel al und dem spanischen Worte furo, welches so viel als wild, menschenscheu bedeutet. Auf Ceram, dessen Bewohner von Holländern und Malayen Alfuren genannt werden, repräsentieren sie nach W. Joest, der sie genau studiert hat, wahrscheinlich eine Mischrasse von Papua und Malayen: während sie in ihrem Aeußeren und Charakter ersteren ähnlich sind, gehören ihre vielfachen Sprachen anscheinend zum malayischen Sprachstamm und sind jedenfalls stark mit Malayisch versetzt. Zu einer ähnlichen Mischlingsbevölkerung gehören die Alfuren der nördlichen Halbinsel von Dschilolo, die Eingebornen der Inseln Buro und Timor, ferner der Inseln Timor bis Flores und den Sandelholzinseln und östlich bis Timorlaut. Alle diese Stämme werden als verschieden ebenso von den Malayen wie von den Papua beschrieben. Sie haben die Gesichtszüge des Papua und sein Haar, sind groß, schlank und am

Digitized by Google

Körper behaart, aber von lichter Hautfarbe wie der Malaye. (A. R. Wallace, The Malay Archipelago. Bd. II, S. 276—277.) Auf Ceram ist an der Küste der malayische Typus vorherrschend. Hier hat sich der Islam befestigt, aber auch das Christentum mehr oder weniger Eingang gefunden. Im Innern der Insel dagegen leben die Eingebornen frei und ungebunden.

Die Alfuren auf Ceram teilen sich in zwei große Stammkonföderationen, die Uli-siwa oder Pata-siwa in der westlichen, und die Uli-lima oder Pata-lima in der östlichen Hälfte der Insel. Jeder Stamm wählt sich einen Häuptling („Kapalasanirie"), der zugleich Oberpriester ist, dessen Amt aber meist erblich bleibt. Diesem zur Seite steht ein „Makaressi" und jedes Dorf besitzt noch einen Vorfechter und Priester („Mauen"). Diese versammeln sich, um über Krieg und Frieden, Verteilung der Sagobäume, Schuldforderungen u. dgl. zu beraten, und ihre Anordnungen werden pünktlich befolgt. Was das Aeußere der Alfuren betrifft, so zeichnen sich die Männer durch ihren schönen, oft tadellosen Wuchs aus, und auch die Frauen sind, wenngleich bedeutend kleiner, oft auffallend hübsch. Die meisten Erwachsenen mögen 1,65—1,70 m hoch sein, doch wird der Eindruck der Größe durch die Frisur verstärkt. Das Haar, das bei den Kindern zwar braun ist, aber nicht wie bei den reinen Papua büschelförmig wächst, lassen sie bis zu einer Länge von 30—45 cm wachsen und binden es dann mit einem Streifen aus Palmblatt zu einem dichten Büschel zusammen, der von der linken Seite des Kopfes absteht und ihnen ein äußerst unternehmendes Aussehen verleiht. Haarkronen rings vom Kopfe abstehend, wie sie die Dayak oder Timoresen, hauptsächlich aber die echten Papua tragen, sieht man nicht. Das Haar ist schwarz, und gewellt, nie negerartig kraus. Die Augen sind groß und tiefbraun oder schwarz, und beinahe alle Erwachsenen tragen starke, dichte, etwas gekräuselte Vollbärte; auch an den Geschlechtsteilen und unter den Armen sind sie stark behaart. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, die Backenknochen treten stark hervor, der Mund ist breit, die Lippen dick, die Zähne durch Betelkauen verdorben, die Nase dick und hervortretend, was ihnen einen auffallenden Judentypus verleiht. Eigentümlich ist den Alfuren auch ein gewisser Geruch, der durch häufiges Einreiben mit Kokosöl noch verstärkt wird. Wenn sie das reifere Mannesalter erreichen, neigen sie oft zum Fettwerden; um so fataler ist die Gewohnheit, die Taille durch das einzige Kleidungsstück, den „Tjidaco" in unglaublicher Weise einzuschnüren. Der Stoff hierzu wird von den Frauen aus dem aufgeweichten Bast des Gundabaumes mit Steinen geklopft; eine Einlage von Rinde bildet den eigentlichen Gürtel, der ganz in der Form unserer Turnergürtel getragen wird, während das kurze breite Ende des Tjidaco vorn über den Gürtel von unten durchgezogen die Schamteile bedeckt, das lange Ende dagegen um beide Oberschenkel zwischen den Beinen durch und um die Taille verschlungen wird. Die Frauen tragen ebenfalls einen einfachen weichen Tjidaco, darüber aber einen Sarong aus buntem Gras geflochten oder aus Baumwolle gewebt. Der Oberkörper bleibt unbedeckt. Beide Geschlechter tragen übrigens, wenn irgend möglich, solche Massen von Ketten und Glasperlen, daß der Eindruck des Nackten vollkommen verwischt wird. Frauen binden ihr langes gewelltes Haar im Nacken durch einen Palmstreifen zusammen oder schlingen es in einen Knoten. Tättowieren findet als Schmuck nicht statt, wohl aber wird auf die Verzierung des Haupthaares hoher Wert gelegt. Vor allem wird der vierzinkige Holzkamm in den Büschel gesteckt und dieser mit einem langen, rot und

Junger Mann aus Timor.

Digitized by Google

schwarzen, mit Muscheln oder Porzellanknöpfen besetzten Streifen umwunden, der auch die Haare von der Stirn zurückhält. Vorne befestigen sie dann ein Stück Perlmutter, sowie zwei Büsche aus Kasuar- und Kakadufedern; ein Paradiesvogel ist ein Luxus, den sich nur wenige Glückliche gestatten können. Die Festfrisur der Mädchen ist noch viel hübscher: aus Bambu, Rottan und Palmblättern, gelben, grünen und roten Pflanzen bauen sie sich einen reizenden Helm mit Haarbusch auf, unter dem das lange glänzende Haar in dunkeln Wellen hervorquillt; auch lieben sie Kränze aus duftenden Blumen. Beide Geschlechter zieren sich ferner durch Brasselette aus geschnittenen Muscheln, durch breite Ringe aus gefärbtem Rottan an allen Gelenken, unter- und oberhalb der Knie, auch bemalen sie sich zuweilen nur mit gelben Strichen, und in all diese Ringe und Bänder, auch in den Tjidaco stecken sie Büschel von roten Blättern oder auch allerhand Bündel von trockenem gefärbten Gras oder Bambu. Als Schmuck kann man auch die Zeichnungen rechnen, die sie auf dem Gürtel und dem vorderen Ende des Tjidaco anbringen und wobei ein weißer Kreis jeden Kopf bedeutet, den der Betreffende abgeschnitten hat.

Hölzerne, mit Menschenhaar verzierte Schilde aus dem malayischen Archipel. Strohhut ebendaher.

Auch die Alfuren legen ihre Dörfer im Walde an, am liebsten in der Nähe eines Baches oder bei reichen Sagowaldungen. Ihre Häuser stehen auf 1—1,30 m hohen Bambupfosten und auch den Boden bilden flachgeklopfte Bambustöcke, die mit künstlich geflochtenen Matten bedeckt sind. Das Haus besteht aus einem einzigen fensterlosen Raume, doch befindet sich vor demselben eine kleine niedrige Galerie, deren Palmblätterdach sich gegen das Giebeldach der eigentlichen Hütte anlehnt, welches wiederum an der Hinterseite bis zum Boden herabreicht und dort einen kleinen Balkon zum Kochen u. s. w. bedeckt. In jeder Hütte bildet eine Lagerstätte aus den Stengeln der Sagopalme das einzige Möbel. Alle unverheirateten jungen Leute schlafen gemeinsam in dem großen öffentlichen Gebäude, dem „Baileo", das in keinem Dorfe fehlt und oft Hunderte von Schlafstellen enthält. Hier versammelt man sich auch, um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten, große hohle Baumstämme und kräftige Knittel hängen bereit, um ein Alarmsignal zu geben und im Baileo werden auch die eroberten Köpfe in Körbchen aus Palmblatt als Trophäen aufgehängt. Vor jedem Baileo liegt ein großer, meist flacher Stein, der „Batu astana", der bei den blutigen Festlichkeiten der Alfuren eine Rolle spielt. Denn auch bei ihnen ist die Sitte des Kopferbeutens in vollster Blüte. Die Art der Kriegführung ist die nämliche wie bei den Dayak, obwohl eine Art von Kriegserklärung stattfindet. Dann aber ist jedes Opfer willkommen. Auch sie schießen diese meist mit Pfeilen in den Rücken, stürzen sich darauf, schneiden ihnen meist mit einem Hieb den Hals bis zum Wirbel ab, fassen den Kopf in die Haare,

Digitized by Google

drehen ihn etwas seitwärts und trennen ihn mit einem zweiten Hiebe vom Rumpfe. Der Prozeß des Köpfens nimmt nur wenige Sekunden in Anspruch und der streitbare Held begiebt sich dann eiligst auf den Heimweg. Vor seinem Dorfe angekommen, verkündigt er die That durch Blasen auf einem Bamburohr; sofort eilt jung und alt nach dem Baileo, zumal das schöne Geschlecht beteiligt sich an den Empfangsfeierlichkeiten, mit Sang und Tanz wird der Triumphator empfangen, der den Kopf feierlichst auf dem Batu astana deponiert. Dann wird ein Mahl bereitet, die Mädchen singen des Helden Lob und salben seinen Leib mit Oel, es wird stark gezecht und bei dieser Gelegenheit wirbt auch hier der Gefeierte meist um die Geliebte seines Herzens. Den Kopf läßt man eine Zeitlang auf dem Steine trocknen und hängt ihn dann im Baileo auf, wobei aber der Krieger meist die Haare oder den Unterkiefer als Privattrophäe behält und mit seinen größten Schätzen, den Armringen und Porzellanschüsselchen, vergräbt. Im Dorfe des Erschlagenen herrscht dagegen tiefe Trauer, keine Trommel darf gerührt werden, die Weiber jammern und hetzen die Männer zur Blutrache auf.

Sagobereitung auf den ostindischen Inseln.

Mit fünfzehn Jahren wird jeder Jüngling feierlichst mit dem Tjidaco umgürtet, und man erwartet nunmehr von ihm, daß er sich nun einen Kopf erobere, auch schläft er von nun an im Baileo und zählt zu den Kriegern, an deren Beratungen und Festen er teilnehmen darf. Als Waffen dienen Bogen und Pfeile, dann Lanzen und leichte Wurfspieße und vor allem das Messer, das aber javanisches oder buginesisches Fabrikat ist. Als Schutz dient der schmale Schild („Salawaku"), durch eingelegte Muscheln verziert. Je tapferer der Krieger, desto kleiner der Schild und mit diesem, wenige Centimeter breiten, kaum 60 cm langen Salawaku versteht es der Alfure, beim Kriegstanz mit Sicherheit Wurfspeere zu parieren. Für jeden Kopf, den ein Krieger erbeutet, bricht er eine Muschel aus dem Schild heraus und schmückt ihn meist mit einem Bündel Haare des Erschlagenen. Außer mit Kriegführen beschäftigen sich die Männer mit Jagen, Fischen und der Gewinnung von Sago. Sie sind gewandt in allen Leibesübungen, holen ein Wildschwein auf freiem Felde im Laufe ein und sind wahre Meister im Klettern.

Das Hauptnahrungsmittel der Alfuren ist der Sago und ihre Hauptbeschäftigung die Gewinnung desselben. Zum Konsum mischt man ihn entweder roh mit kaltem oder warmem Wasser zu einem dicken Brei, der „Papeda", oder man zerstößt ihn zu Mehl und backt ihn in eigens dazu eingerichteten thönernen Oefen zu Sagobrot. Von Papeda und Sagobrot ernährt sich nun der Alfure sein lebenlang. Meist ißt er erstere morgens und abends kalt, mittags warm, dabei als Zuspeise etwas Fisch, Pfeffer, wilde Zitrone

Digitized by Google

und Salz oder Seewasser. Kochsalz ist Geld bei den Alfuren, und Geld ist auch bei ihnen rar, daher sie die sonst vollkommen geschmacklose Papeda mit dem billigen Seewasser würzen. Auch verstehen sie es, einen recht schmackhaften Pudding und Palmwein zu bereiten, trinken aber ganz gern auch ein Glas Branntwein, jedoch ohne sich zu berauschen. Beide Geschlechter kauen Betel, den sie in zierlichen Körbchen stets bei sich tragen, rauchen dagegen nicht.

Allgemein herrscht auch bei den Alfuren die polynesische Sitte, Personen oder Gegenstände für „pamali", d. h. tabu zu erklären. Pamali sind unter anderen auch Mädchen in der Katamenialzeit und Frauen, die gebären. Niemand nähert sich ihnen. Wie bei den Jünglingen wird auch bei den Mädchen der Eintritt in die Pubertät durch eine Zeremonie festlich begangen. Jeder alfurische Hausstand besitzt draußen im Walde oder am Meeresufer einen kleinen Verschlag aus Palmblättern, ähnlich unseren Hundehütten, nur mit einem niederen Sitzplatz versehen, und in diesen muß sich das junge Mädchen, sobald sich die ersten Zeichen der Reife bei ihr einstellen, zurückziehen und so lange dort verweilen, bis die Periode vorbei ist oder die Eltern das für das darauffolgende Fest nötige Geld beisammen haben. Dies dauert oft mehrere Wochen, während welcher Zeit sich der Pamali niemand nähert, und dieselbe nichts Gekochtes, nur trockenen Sago, Fisch und Bananen essen und sich nicht waschen darf. Auch die Frau, welche ihre Entbindung herannahen fühlt, begiebt sich in die erwähnte Palmhütte, auch sie ist pamali, bis sie einige Tage nach der Geburt des Kindes sich gewaschen hat und in das Haus ihres Gatten zurückkehren kann. Merkwürdig ist die Sitte, die Mysterien der Ehe nicht in den Hütten zu vollziehen, sondern draußen im Walde, und zwar stehend, nach Art der Tiere, ohne sich des Tjidaco zu entledigen. Dennoch nehmen die Alfuren ihre zusammenlegbaren Matten mit und bezeichnen den Ort des Stelldicheins, sowie den dahinführenden Weg durch in den Boden gesteckte trockene Zweige in Form von drei Kreuzespaaren als pamali. Auf Jungfräulichkeit legen sie keinen Wert. Sie können dazu mehrere Frauen heiraten und nach dem Tode des Gatten ehelicht die Witwe meist dessen Bruder. Mord und Totschlag sollen nicht vorkommen, bei Diebstahl muß der Dieb den Raub herausgeben und bekommt gewöhnlich Rottanhiebe. Bei Ehebruch muß der Missethäter dem Gatten den Kaufpreis vergüten und darf oder muß dafür die Frau behalten; bricht dagegen ein Ehemann seiner Gattin die Treue, so muß seine Mitschuldige der rechtmäßigen Frau Buße zahlen. Sklaverei ist nicht mehr vorhanden.

Schwert, Kopfbedeckungen (palmblattgeflochten), Kämme, Bambusdose, Holzbecher von Timor.

Die gottesdienstlichen Funktionen der Priester beschränken sich meist auf Weissagen, Besprechen von Krankheiten und auf die Zeremonien des „Kakianverbandes". Zweck und Mysterien desselben sind keine Geheimnisse mehr. Unter allerhand Zeremonien werden die Jünglinge aufgenommen, sie müssen tagelang fasten, es heißt, der Teufel habe sie ermordet, man zeigt zum Beweise Lanzen, die in Schweineblut getaucht sind, dann behaupten die Priester, welche die Hauptstützen und Verbreiter des Kakian sind und durch ihn einen unheilvollen Einfluß auf die unwissende Menge ausüben, ihrer Macht sei es gelungen, die vom Teufel Ermordeten wieder zum Leben zu bringen, die durch strenge

Eide sich zu blindem Gehorsam und ewigem Stillschweigen gegen und über den Bund verpflichten. Die Tendenz desselben ist hauptsächlich: Aufrechterhalten der alten Gebräuche, gegenseitige Hilfe in sozialen und politischen Angelegenheiten, Bewahren vor fremdem Einfluß, zumal in bezug auf ihren Gottesdienst. Die Alfuren glauben also vor allem an einen Teufel und an böse Geister, worunter sie vielleicht die Seelen der Verstorbenen sich vorstellen; zum Schutz gegen dieselben tragen sie kleine Amulette aus Stein. Auch finden wir bei ihnen die weitverbreitete Sitte, beim Neubau eines Baileo ein frischabgeschnittenes Menschenhaupt unter einem der Pfosten zu begraben. Ihre Toten wickeln sie in Matten, tragen sie in den Wald, wo sie dieselben an einen Baum legen und vertrocknen lassen, oder sie begraben sie ohne Feierlichkeiten.

Hautkrankheiten findet man vielfach unter den Alfuren; besonders verbreitet sind „Cascado" (Ichthyosis), Lepra und bei den Kindern in erschreckender Weise die allerdings ungefährliche Framboisie; Syphilis dagegen kennt man nicht.

Der Charakter der Alfuren scheint gut zu sein; sie sind offen, ehrlich, mutige Jäger und zumal große Freunde von Musik und Tanz. An musikalischen Instrumenten besitzen sie Signalhörner und Tritonmuscheln und Bamburöhren, Trommeln („Tifa") in allen verschiedenen Größen, eine sehr primitive einseitige Violine mit ebenso primitivem Fiedelbogen, dann Gong und Triangeln, die sie von Buginesen eintauschen. Ihre Lieder meist Chöre, die sie mit voller Bruststimme singen, klingen wirklich schön. Ebenso effektvoll, wie für den Tänzer und Zuschauer aufregend, sind ihre Lieblingstänze „Maku" und „Jakaleli", letzterer der eigentliche Kriegstanz. Beide werden nur von Männern ausgeführt, doch auch die Mädchen allein vollführen einen Tanz, der lebhaft an den indischen Rautsch erinnert.

Die die Küste bewohnenden Alfuren und speziell die zum Christentum bekehrten unterscheiden sich schon in ihrem Aeußern von ihren wilden Landsleuten, aber nicht zu ihrem Vorteile. Den Männern verleiht die Art, ihr langes stark eingefettetes Haar in der Mitte gescheitelt und durch einen runden Schildpattkamm aus der Stirn zurückgekämmt zu tragen, etwas Weibisches, wozu die Sitte kommt, sich jede Spur von Bart wegzurasieren. Die Mädchen sind zwar auch hübsch, besitzen aber, da sie sich nur oberflächlich in Seewasser waschen und stark mit Oel einreiben, in ausgeprägter Weise den Alfurengeruch. Die Kleidung ist ebenfalls unschön. Die Männer streifen eine schwarze lange Tuchjacke mit langen und weiten Aermeln über den Kopf, die Mädchen eine ebensolche, nur kürzer, mit engen Aermeln, dabei tragen die Männer häßliche blaue, sackartig bis an die Kniee reichende Hosen, die Mädchen gewöhnliche blaue javanische Saronge. Die christlichen Alfuren leben zwar mit den muhammedanischen in denselben Dörfern („Negorijen"), aber die Hütten sind getrennt voneinander. Ihre Häuser gleichen denen der Bergalfuren, doch baut man jetzt häufig nicht mehr auf Pfählen, sondern setzt das Haus direkt auf die festgestampfte Erde. In keinem Dorfe fehlt die Kirche, dagegen vermißt man den Baileo auch nicht gerne, ersetzt die Schädel aber durch Maiskolben, Ochsenköpfe u. dgl. Auch auf dem Batu astana findet man zuweilen Stückchen Gambir, Kupfermünzen und andere christliche Weihgeschenke. Wie es mit der inneren Bekehrung der Alfuren aussieht, mag man daraus erkennen, daß viele, ja die meisten Alfuren ihre Söhne mit dem vierzehnten Jahre beschneiden lassen; auch bei den Mädchen finden sich Anklänge an den Islam darin, daß dieselben ihre Haare an gewissen Teilen rasieren, auch tragen letztere, als Erinnerung an den Tjidaco, stets eine Schnur um die Taille auf bloßem Leibe. Es giebt christliche Familien, wo ein Kind christlich getauft, aber beschnitten ist, das zweite nicht getauft ist, aber jeden Sonntag zur Kirche geht, das dritte getauft, aber womöglich Mitglied des Kakianverbandes ist. Da es Geld kostet, sich trauen oder seine Kinder taufen zu lassen, so vermeidet man diese Förmlichkeiten nach Möglichkeit; nur nach langem Drängen des Missionärs entschließt man sich vielleicht dazu und feiert dann Hochzeit, mehrere Kindstaufen und Konfirmation an demselben Tage. Die gewiß gute und heilsame Sitte der wilden Alfuren, daß die jungen Leute im Baileo schlafen müssen, existiert bei den Christen nicht: da schläft die ganze Familie in einem Hause, leider aber auch die Töchter mit ihren Geliebten und die Söhne mit ihren Freundinnen. Dabei herrscht die ungebundenste freie Liebe, und wenn einmal ein Mädchen heiratet, dann vereinigt sie sich meist mit dem Manne, von dem sie glaubt schon mehrere Kinder zu haben. Die Eltern lieben es gar nicht, wenn ihre Kinder heiraten, da diese dann für sich selbst sorgen und nicht mehr im elterlichen Hause oder an der Sagopflanzung mitarbeiten. Es wäre überflüssig, weiteres über den Lebenswandel der jungen Mädchen zu sagen, wenn es nicht gerade auf Ceram und den umliegenden

Digitized by Google

Inseln die so höchst originelle Institution der „Djodjaro" gäbe. Unter Djodjaro versteht man die jungen Mädchen eines Dorfes, die unter einem „Capitan djodjaro", natürlich auch einem Mädchen, stehend, in den Künsten des Gesanges und Tanzes unterrichtet werden und eine nicht näher zu qualifizierende Stellung einnehmen. Hierbei sei bemerkt, daß die Djodjaro sich nur aus christlichen Mädchen rekrutieren, daß dagegen die muhammedanischen Alfurenmädchen durchgehend keusch und unnahbar sind. Besucht man z. B. irgend einen Radscha, so wird man stets empfangen von einigen Dutzend Djodjaro in christlich-malayischer Tracht, wobei das Christentum durch ein krampfhaft in der Rechten gehaltenes, aber nie benutztes Taschentuch markiert wird. Diese Mädchen machen sich allgemein nützlich, bedienen bei Tische, fächeln, wenn es warm ist, singen, wenn es verlangt wird und können stundenlang europäische Tänze tanzen. Ihr Lieblingstanz ist aber das „Menari". Die Mädchen stellen sich mit ausgebreiteten Armen im Halbkreis auf, wobei das christliche Taschentuch zur rechten Geltung kommt, und beginnen ewig sich wiederholende Worte zu singen, dabei mit den Armen zu zucken, den Hüften zu schweben, sich niederzuhocken und plötzlich wieder aufzurichten, daß man wirklich ihre Gelenkigkeit und Ausdauer bewundern muß. Will eine Djodjaro einen Europäer zum Tanze auffordern, so setzt sie sich ihm auf den Schoß. Als beste Eigenschaft dieser christlichen Strandalfuren rühmt Hr. Joest, daß sie sich als ziemlich brauchbare Schiffsbauer und Matrosen bewähren. (Verhdl. Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1882. S. 64—76.)

Auch auf den Philippinen, welche, was Sprachen, Land- und Völkerkunde anbelangt, nicht abgesondert betrachtet werden sollten, sind gegenwärtig malayische Stämme verbreitet. Ferdinand Blumentritt, welcher die Philippinen zu seiner Spezialität gemacht hat, zählt 51 solcher mehr oder minder rein erhaltener Völkerschaften malayischer Abkunft auf. (Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Gotha 1882. 4°.) Der ethnologische Zusammenhang aller dieser Inselbewohner zeigt sich einerseits in der Sprache, welche, wenn sie auch in mehrere Dialekte zerfällt, die im gewöhnlichen Leben kein unmittelbares Verständnis zulassen, dennoch als eine bezeichnet werden kann, andererseits in den Sitten, welche auf den einzelnen Inseln voneinander wenig abweichen. Wir werden daher den Leser auch nicht mit einer Beschreibung aller dieser Stämme ermüden, sondern uns an das Hauptvolk der Tagalen halten, nach welchen die Visayas das wichtigste scheint. Neben diesen beiden Stämmen finden wir auf Luzon, im Westen der nordöstlichen Kordilleren, den Mischstamm der Irayas. Ein Teil derselben, die sogenannten Catalanganen, welche am Catalangan, dem östlichen Arm des Rio de Ilagan, wohnen, sind einer Mischung der Tagalen mit Chinesen entsprossen, während der andere Teil, die Irayas am Ilarón, aus einer Mischung der Tagalen mit Negritos hervorgegangen zu sein scheint. Auf der westlichen Seite von Luzon, in der Berglandschaft, wohnen die Stämme der Igorroten, welche ein Mischstamm aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blute sein dürften. Sie unterscheiden sich wesentlich sowohl von den Tagalen, als auch von den Irayas. In den östlichen Kordilleren, zwischen Baler und Casiguran, treffen wir die Ilungut oder Ilongoten, wilde Tagalenstämme von unbekanntem Ursprung. Die Manobos auf der östlichen Seite von Mindanao sind ein Mischstamm, hervorgegangen aus einer Vermischung der Tagalen mit Chinesen.

Die Spanier, die Herren der Philippinen, bezeichnen die Eingebornen, soweit sie dem christlichen Glauben gewonnen sind, was bei sehr vielen und bei den Tagalen ausnahmslos der Fall ist, einfach als Indios. Die Tagalen haben einen proportionierten Körperbau und sind zwar etwas kleiner als die Europäer, aber größer und stämmiger

als die Javanen und Sundanesen. Ihre Hautfarbe ist niemals dunkler als kupferrot und erhellt sich oft bis zu einem matten Strohgelb, das keineswegs unangenehm für unser Auge ist. Das Haar ist durchgehends schwarz, mit dem bläulichen Anfluge des Rabengefieders, glatt, glänzend und üppig. Der Bartwuchs ist dürftig. Die Stirn ist schmal, aber nicht sehr niedrig; die schwarzen Augen sind groß, gut gespalten und häufig von sanftem, sinnigem Ausdrucke. Dagegen ist die Nase platt und stumpf, der Mund groß und mit starken Zähnen versehen, denen die Natur die schönste Weiße gegeben hat, welche aber der Mensch durch Befeilen, durch Betelkauen ꝛc. verdirbt. Die jugendlichen Indias sind übrigens reizende Wesen; sie sind bezaubernd schön, anmutig und verführerisch, sehr gut gewachsen, haben üppiges schwarzes Haar und große dunkle Augen. Ihr sanftes Gesicht, ihre winzigen Hände und Füße, die graziöse Rundung ihrer Formen, die Geschmeidigkeit und Eleganz ihres Wuchses und die tadellose klassische Schönheit ihrer Büste, die sie stets ganz frei und unverhüllt tragen, machen sie zu äußerst lieblichen Erscheinungen. Sie sind auch die sanftesten, zärtlichsten und treuesten Gefährtinnen; leider aber altern sie unter dem glühenden Himmel sehr schnell und eine bald eintretende Fettsucht zerstört die Anmut der schlanken, zierlichen Formen. Das Rauchen, Betelkauen und die Unreinlichkeit, welcher sie sich nach dem Schwinden der ersten Jugendblüte überlassen, bestimmen alsdann unsere Geruchsorgane, uns vor ihnen zu warnen. Der obere Teil des Körpers der jungen Tagalinnen und Mestizinnen ist meist in inländische, oft kostbare Stoffe von durchsichtiger Feinheit und tadelloser Weiße gehüllt und geht von der Hüfte abwärts in ein buntstreifiges, weitfaltiges Kleid („Saya") über, dessen oberer Teil bis zum Knie durch ein dunkles Tuch („Tapis") so fest zusammengehalten wird, daß die reichen bunten Falten der Saya daraus wie die Blumenblätter einer Granate hervorbrechen und die Mädchen nur ganz kurze Schritte machen können, was in Verbindung mit den niedergeschlagenen Augen ihnen einen sehr sittsamen Anstrich giebt. An den nackten Füßen tragen sie gestickte Pantoffeln („Chinelas"), so schmal, daß die kleine Zehe, die nicht Platz darin hat, den Pantoffel von außen festhalten muß. Aermere Tagalinnen bekleiden sich nur mit einer Saya und einem sogenannten Hemd, so kurz, daß es oft nicht bis zu dieser hinabreicht; in den östlichen Inseln tragen selbst erwachsene Mädchen und Frauen außer einem vom katholischen Priester gekauften Amulett nur diese zwei Kleidungsstücke, die, namentlich nach dem Bade, bis sie die Sonne wieder getrocknet hat, fast durchsichtig sind. Wie viele der hübschen Tagalinnen von ganz reinem Blute sind, das ist freilich nicht zu ermitteln. Manche sind sehr weiß, nähern sich dem europäischen Typus und unterscheiden sich dadurch merklich von ihren Stammesgenossinnen im Innern von Luzon. Die ärmeren männlichen Tagalen bekleiden sich mit Hut und Hose, die beide aus grobem Guinára gefertigt sind. Die Hemden der Vornehmeren sind mitunter aus sehr teuren inländischen Geweben, von Ananas- oder Bananenfasern mit oder ohne seidene Streifen, auch wohl ganz aus Jusi (chinesische Floretseide), in welchem Falle sie nicht gewaschen und demzufolge nur einmal getragen werden können. Der Hut („Salakot"), ein Kugelsegment aus indischem Flechtwerk, dient ihnen als Regen- und Sonnenschirm und ist zuweilen bis zu beträchtlichem Werte mit Silber beschlagen. Die „Prinzipalia" (tagalischer Adel) hat das Vorrecht, eine kurze Jacke über dem Hemd zu tragen und ist gewöhnlich auch an ihrer, zuweilen bis ans Drollige streifenden Würde und ihrem vergilbten, in der Familie forterbenden Cylinderhute kenntlich. Der tagalische Stutzer hat lackierte Schuhe an den nackten Füßen, lange, enganliegende Hosen, schwarz oder grell bunt gestreift, darüber ein gefaltetes, gestärktes Hemd von europäischem Schnitt; auf dem Kopfe einen cylindrischen Seidenhut und in der Hand ein Stöckchen.

Die Tagalen sind leidenschaftliche Verehrer der Hahnenkämpfe und durch die während solcher Hahnenkämpfe von ihnen eingegangenen Wetten werden sie eben leidenschaftliche Spieler, leider auch Verächter fremden Eigentums. Es wäre Thorheit, einem Tagalen bares Geld anzuvertrauen; die Verlockung zum Spiel läge ihm allzu nahe, als daß er der Versuchung hierzu widerstehen könnte. Viele werden durch die Leidenschaft des Spiels aber nicht nur zu Wucherschulden, Unterschlagungen und Diebstahl, sondern sogar zu Straßenraub verleitet. Die Land- und Seeraubbanden sollen zum großen Teil aus ruinierten Spielern bestehen. Ein weiteres Laster ist der Hang zum Opiumrauchen. In seinem Wesen ist der Tagale sanft, zurückhaltend und schüchtern, keineswegs aber feige; er ist, wenn er arbeitet, was er, beiläufig bemerkt, nicht gern thut, ausdauernd. Unter tüchtigen Anführern soll er sich als Soldat mit großer Bravour schlagen. Als Matrose ist er nicht so brauchbar und stark wie der Chinese, und seine treue Anhänglichkeit, welche er unter den verschiedensten Verhältnissen als Soldat,

Digitized by Google

Matrose und Diener an den Tag legt, zeichnet ihn vor allen andern, meist treulosen Malayenstämmen gar vorteilhaft aus. Wenngleich ihn sein Gebieter oft roh behandelt, so verdrängt doch eine solche Behandlung bei dem Tagalen niemals die treue Liebe und Anhänglichkeit an die Familie, die ihm Obdach und seinen Reis giebt. Der Tagale trägt nie ein Gefühl der Ueberraschung, der Bewunderung oder der Furcht zur Schau, hütet sich aber, vorzüglich von seinesgleichen, irgend jemand zu beleidigen, denn er weiß von sich selbst, in welchen Wutrausch eine solche Beleidigung das tagalische Blut zu bringen vermag. In Geldangelegenheiten wagt er es nicht, mehr als ein- oder zweimal um die Bezahlung seiner Forderung zu bitten; wird er alsdann nicht befriedigt, so läßt er lieber das Geld im Stich, als daß er sich durch erneutes Mahnen mit seinem Schuldner verfeindet. Wirkliches Scherzen ist der Naturanlage des Tagalen zuwider und eine Verletzung der Etikette oder irgend einen Eingriff in seine persönliche Freiheit oder die eines andern empfindet er besonders tief. Nur seinen Brotherrn hält er für berechtigt, mit ihm zu machen nach seinem Belieben. Im großen und ganzen genommen, sind die Tagalen ein gutmütiges Volk. Hin und wieder zeigen sie wohl ein gewisses verschlagenes Wesen; aber wenn richtig behandelt, sind sie die treuherzigsten Geschöpfe von der Welt. Man reist in den von ihnen bewohnten Landstrichen Luzons sicherer als in manchen Gegenden Deutschlands und kann dort bei offenen Thüren ebenso ruhig schlafen als bei uns — hinter Schloß und Riegel. Die Tagalen haben in ihrem ganzen Benehmen etwas Einnehmendes, Feines, eine gewisse natürliche und angeborene Bildung. Bei all ihrer Unterwürfigkeit gegen höher Gestellte blickt stets ein nicht geringer Grad von Stolz und Adel durch. Sie beobachten sorgfältig die Regeln des Anstandes und bekunden auch in allem einen guten Geschmack.

Während der Chinese am liebsten handelt und schachert, besteht die Hauptbeschäftigung der Tagalen in der Erlernung von nützlichen Handwerken, und zwar am liebsten solchen, welche keine große körperliche Anstrengung erfordern. Außerdem beschäftigen sie sich auch mit dem Anlegen von Frucht- und Gemüsegärten, mit Fischfang und Jagd, mit Holzfällen und mit dem Einsammeln von Holz und Wachs. Sie sind auch ziemlich geschickte Ackerbauer, aber — bei allem ihren Thun fällt die Hauptarbeit den Frauen zu. Die Tagalen zeigen überhaupt viel Geschicklichkeit im Erlernen von allerhand Fertigkeiten: sie schnitzen in Holz und Elfenbein; ihre ungemein feinen und staunenswerten Arbeiten in Gold sind um so merkwürdiger, als sie in ihrer Bambushütte keine andern Instrumente zu diesen Arbeiten haben, als ein Hämmerchen, einen kleinen Amboß und eine Stahlnadel. Ihre Gold- und Silberarbeiten dürften in Europa kaum ihresgleichen finden, namentlich die Ketten, welche sie aus ganz feinen Drähten reinsten Goldes zierlich flechten; ferner Ohrringe, Knöpfchen und Nadeln, welche von solcher Feinheit der Arbeit sind, daß man sich der Lupe bedienen muß, wenn man die kleinen Ornamente genau betrachten will. Die Fabrikate der Messer- und Waffenschmiede dürfen sich in der ganzen Welt sehen lassen, denn sowohl auf diesem Gebiete wie auf dem des Spinnens und Webens leisten die Tagalen geradezu Staunenswertes. Die unter dem Namen „Sinamay", „Abaca" und „Pina" in den Handel kommenden Gewebe können mit dem Elegantesten, was Europa in dieser Beziehung hervorbringt, wetteifern, und die tagalischen Frauen verstehen es zugleich, dieselben wundervoll und dauerhaft zu färben. Oft sind die Fäden dieser kunstvollen Gewebe so fein, daß die Arbeiterin sie unter einem Mückennetze spinnen und verweben muß, damit ein leiser Luftzug sie nicht zerreiße. Unsere feinsten und schönsten europäischen Batiste werden an Schönheit und Zartheit von diesen tagalischen Webereien bedeutend übertroffen, und ebenso bewunderungswürdig sind auch die prachtvollen Stickereien, mit welchen die tagalischen Frauen diese Gewebe auszuschmücken verstehen. Mit dem Beile, dem Meißel wissen die Tagalen alle gut umzugehen. Ihre „Banka" oder Kähne samt Rudern und Fischereigerätschaften, ihre Häuschen mit allem Hausbedarf verfertigen sie selbst. (Dr. Mundt-Lauff im Ausland 1880, S. 154—157.)

Für die Musik haben die Tagalen eine ganz besondere Vorliebe, und wenn sie auch keine Opern und Symphonien besitzen, so haben sie doch einfache, melodiereiche Lieder und einen Sinn für Musik, welcher sich im raschen Aneignen fremder Musikstücke kundgiebt und die Ohren und Nerven des Europäers nicht unangenehm berührt. Der Gesang wird meist durch regelmäßiges Taktschlagen auf einer flachen metallenen Trommel begleitet und der Tanz entweder von einer einzelnen Person oder von zwei gegeneinander tanzenden Personen beiderlei Geschlechts ausgeführt. Er besteht in einem graziösen Neigen und Drehen des Körpers mit entsprechenden Bewegungen der Arme und des

Digitized by Google

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis der deutschen Bücher abzuhelfen. Die Anlage einer eigenen „Hand- und Hausbibliothek“ ist nun nicht mehr ein Vorrecht wohlhabender Leute, sondern Jedem möglich, denn der Nettopreis des Bandes ist

gebunden eine Mark

= 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W., franco per Post M. 1. 25.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Abonnenten erhalten noch besondere Vergünstigungen.

Bisher erschienen:

Bd. 1. François, Louise von, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
. 2. Immermann, Karl, Der Oberhof.
. 3. de Cervantes-Saavedra, Moralische Novellen.
. 4. Biernatzky, J. Chr., Die Hallig.
. 5. Becker, August, Auf Waldwegen.
. 6. Gogol, Nikolas, Russische Novellen.
. 7. Junghans, Sophie, Die Erbin wider Willen.
. 8. Le Sage, A. R., Der hinkende Teufel.
. 9. Arnim, Ludw. Achim v., Die Kronenwächter.
. 10. 11. Zolling, Theoph., Reise um die Pariser Welt.
. 12. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
. 13. Schücking, Levin, Etwas auf dem Gewissen.
. 14. Björnson, Björnstjerne, Der Brautmarsch u. A.
. 15. Silberstein, August, Hochlandsgeschichten.
. 16. 17. Cooper, Fenimore, Der Bravo.
. 18. Thomas Platters Leben, herausgegeben von Heinrich Düntzer.
. 19. Irving, Washington, Die Alhambra.
. 20. Schiller und Goethe, Briefwechsel. I. Bd.
. 21. Anzengruber, Ludw., Feldrain und Waldweg.
. 22. Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
. 23. Mancini, Grazia Pierantoni, Lydia.
. 24. Wurm, Dr. W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen.
. 25. Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
. 26. Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
. 27. Schmid, Maximilian, Die Miesenbacher.
. 28. Andersen, H. C., Der Improvisator.
. 29. Poe, E. A., Seltsame Geschichten.
. 30. Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
. 31. Wächter, Oskar, Behmgerichte u. Hexenprozesse in Deutschland.
. 32. 33. Bulwer, E. L., Eugen Aram.
Bd. 34. Tegnér, Esaias, Fritjofssage.
. 35. Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
. 36. Weber, Karl Julius, Demokritos.
. 37. Ring, Max, Frauenherzen.
. 38. Ziemssen, Ludwig, Umwege zum Glück.
. 39. Elbe, A. v. d., Lüneburger Geschichten.
. 40. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre.
. 41. Schultes, C., Maigela. Kulturhistorische Novelle.
. 42. Gogol, Nicolas W., Altväterische Leute u. A.
. 43. Wächter, O., Altes Gold i. deutsch. Sprichwörtern.
. 44. Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen.
. 45. Byr, Robert, Der heimliche Gast.
. 46. Wessely, J. E., Deutschlands Lehrjahre. II.
. 47. Galen, Philipp, Der Pechvogel u. a. Erz.
. 48. Voß, Richard, San Sebastian.
. 49. François, Louise von, Judith.
. 50. Turgeniew, Iwan, Väter und Söhne.
. 51. Amyntor, Drei Küsse.
. 52. H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderjahre.
. 53. Junghans, Hella Jasmund.
. 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orléans 1673—1715.
. 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
. 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
. 57. Schmidt, Glasmacherleut.
. 58. Ludwig, Mein Großoheim u. A.
. 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
. 60. Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin.

Bd. 101. Tacitus' Werke. I. Germania, Agricola. Die Redner.
. 102. Tacitus' Werke. II. Historien.
. 103. Platos Werke. I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo.
. 104. Homer, Ilias, übersetzt von J. H. Voß.
. 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
. 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
. 108. Cäsar, gallischer Krieg.
. 109. Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
. 110. Aeschylos II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
. 111. Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
. 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
. 113. Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
. 114. Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
. 115. Cicero I. Ausgewählte Reden.
. 116. Sophokles II. Antigone, Aias, Elektra.
. 117. Cicero II. Ausgewählte Reden.
. 118. Longos, Daphnis und Chloe.
. 119. Cicero III. Ausgewählte Schriften.
. 120. Tacitus' III. Annalen 1.
. 121. Vergil I. Eklogen, Georgika.
. 122. Vergil II. Aeneis.
. 151. Milton, Das verlorene Paradies.
. 152. Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
Bd. 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
. 156. Carlyles Werke. I.
. 157. 158. 159. Dickens, David Copperfield. 3 Bde.
. 160. 161. 162. Thakeray I—III. Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
. 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
. 164. 165. Ossian I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 166. 167. Scott I. Waverley.
. 168. Swift, Märchen von der Tonne.
. 201. 202. 203. Rousseaus Werke, Bekenntnisse.
. 204. Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
. 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
. 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
. 207. 208. Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame. 2 Bde.
. 209. George Sand I. Indiana.
. 210. Saintine, Picciola.
. 211. 212. J. J. Rousseau IV u. V. Die neue Heloise. 2 Bde.
. 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
. 214. 216. Le Bruyère, Charaktere.
. 215. Balzac, Oberst Chabert u. A.
. 251. 252. Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
. 253. 254. Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
. 255. Camoëns, Die Lusiaden.
. 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
. 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
. 258. Mancini II. Vom Fenster aus.
Bd. 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. — Nach Orten, in denen Buchhandlungen nicht existieren, liefert die Verlagshandlung gegen vorherige Einsendung des Betrags direkt.

Neuere Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen oder von W. Spemann in Stuttgart zu beziehen.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

51. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Festgeschenke aus dem Verlage von W. Spemann in Berlin u. Stuttgart.

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald.

Dritte, gänzlich umgearbeitete, wohlfeile Auflage,

broschiert *M.* 14, eleg. in Halbfranz gebunden *M.* 16. 20, oder in 28 Heften à 50 Pf.

Gaucho.

Selten hat ein Werk bei seinem ersten Erscheinen gleich eine so allgemein günstige Aufnahme gefunden, wie Hellwalds „Erde und ihre Völker". Nicht nur mußte sofort eine zweite deutsche Auflage gedruckt werden, sondern das Werk wurde auch in kürzester Frist ins Englische, Schwedische, Dänische, Russische, Böhmische, Ungarische, Französische und Italienische übersetzt — wohl der beste Beweis dafür, daß die neue Behandlung der Geographie, die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen, aber zugleich anziehenden Gemälde zu vereinigen und mit Hilfe künstlerischer Illustrationen zu einem plastischen Bild der einzelnen Länder zu gestalten, großen Anklang in der ganzen gebildeten Welt gefunden.

Das Werk umfaßt **900 Seiten** mit ca. **400 Text- und ganzseitigen Bildern** und außerhalb des Textes eine große Anzahl **lehrreicher Tabellen**, sowie einen **Atlas von 21 Karten**, so daß das Werk in jeder Beziehung den Anforderungen entspricht, welche an ein **„geographisches Hausbuch"** gestellt werden können. — Der in Anbetracht des Gebotenen außerordentlich billige Preis ermöglicht jedermann die Anschaffung des Werkes. **Abonnements werden von allen Buch- und Kolportagehandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.**

Die Erde und ihr organisches Leben.

Ein geographisches Hausbuch.

2 Bände broschiert *M.* 28, in Halbfranz gebunden *M.* 33.

Band 1: **Die physische Geographie der Erde.** Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft dargestellt von Dr. **Herm. J. Klein.**

Band 2: **Tier- und Pflanzen-Geographie.** Nach der gegenwärtigen Verbreitung der Tiere und Pflanzen, sowie mit Rücksicht auf deren Beziehung zum Menschen dargestellt von Dr. **Otto Wilhelm Thomé.**

„Dieses „geographische Hausbuch" wird nicht verfehlen, sich die weiteste Verbreitung zu erwerben; eine fesselnde Sprache, ein seltener Reichtum trefflicher und instruktiver Illustrationen vereinen sich, um in ebenso gediegener wie leicht verständlicher Form ein Wissensgebiet zu schildern, das dem „Herrn der Schöpfung" das größte Interesse einflößen muß. Die Erde in ihrem Ursprunge, ihrem Bestande, ihren wechselvollen Naturerscheinungen, die Verbreitung von Tier und Pflanze auf ihrer Oberfläche, — alles dies bildet in kurzen Worten den Inhalt des vorliegenden Werkes, das vorzüglich der reiferen Jugend als eine reiche Fundgrube für Wissen und Lernen zu empfehlen ist."

(Illustr. Frauen-Zeitung.)

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Kopfes, wobei der Tanzende nicht etwa hüpft, sondern nur langsamen und abgemessenen Schrittes sich nach verschiedenen Richtungen verneigend, hinwendet. Die meisten von ihnen können lesen, schreiben und rechnen, und wenige Menschenrassen zeigen mehr Geschick und Gelehrigkeit sowohl für Künste und Handwerke als für die abstrakteren geistigen Wissenschaften, als die Tagalen. Alles, was in die Sinne fällt, Form und Farbe hauptsächlich, macht einen raschen und tiefen Eindruck auf sie, und so kommt es, daß man unter ihnen sogar vortreffliche Zeichner, Maler und Bildner trifft, welche ohne alle Anleitung sich selbst herangebildet haben und deren Arbeiten denen chinesischer und hindostanischer Künstler in nichts nachstehen. Die Werkzeuge dieses Volkes sind noch sehr dürftig und plump, und dennoch sieht man sehr häufig die schönsten Tischler- und Zimmereiarbeiten; ja, ohne alle theoretischen Vorkenntnisse kopieren diese Malayen manchmal Gegenstände des täglichen Gebrauches, welche man in Europa nicht ohne gründliche Vorbildung in der Mathematik und Mechanik anfertigen zu können vermeint. Ihre Sprache ist außerordentlich wohltönend und weich; sie hat keine Konjugation und Deklination, und um die Flexionen zu ersetzen, behilft sie sich mit Umgangswörtern. Die tagalische Sprache hat mit andern malayischen Sprachen die Eigentümlichkeit gemein, daß sie zur Bezeichnung einer Richtung oder örtlichen Lage selten die Ausdrücke: vorn, hinten, links, rechts u. s. w. anwendet, sondern diese Verhältnisse gewöhnlich mit dem Namen der Himmelsgegenden bezeichnet. Wenn ein Tagale sagen will, auf welche Stelle des Tisches man dieses oder jenes niederlegen soll, dann sagt er: „Lege es auf die Südseite" oder „auf die Ostseite" u. s. w.

An die Tagalen sind die Bewohner von Formosa anzuschließen; wenigstens ist das Formosanische mit dem Tagala aufs innigste verwandt. Auch die Bewohner der Sulu-Inseln scheinen desselben Stammes mit den Bewohnern der Philippinen zu sein, wenn auch frühzeitig Mischungen mit Dayak und später mit Malayen stattgefunden zu haben scheinen. Sie sind verwegene Piraten und fanatische Muhammedaner, weswegen sie von den Spaniern „Moros" genannt werden; von den Malayenstämmen der Philippinen unterscheidet sie außerdem die bei ihnen herrschende Feudalverfassung. Alle Sultanate zerfallen in eine große Anzahl von kleinen Lehensfürstentümern, deren Oberhäupter den Titel „Datto" führen und ursprünglich die eigentlichen Herren gewesen sind. Polygamie ist natürlich durch den Islam gestattet, gewöhnlich aber begnügt sich auch der Vornehme mit einem Weibe, obwohl im übrigen die Sittenlosigkeit dieser Piraten zügellos ist. (Blumentritt, Ethnogr. d. Philippinen. S. 53—54.) Nicht viel Besseres ist von den Formosanern zu berichten, welche als Strandräuber und Kannibalen eines schlimmen Rufes genießen.

Die ganze östliche gebirgige Hälfte der Insel Formosa ist im Besitze der Eingebornen, während im Westen die Chinesen ansässig sind. Heiraten zwischen letzteren, hauptsächlich Hakka und formosanischen Frauen, finden vielfach statt, und daraus hat sich eine eigene Rasse, die Pepohoan, entwickelt. Die eigentlichen Eingebornen führen zum Teil an der Küste als Fischer ein erbärmliches Leben, während die Mehrzahl stammweise zusammen im Walde sich Dörfer gebaut haben und, hauptsächlich von Jagd sich ernährend, dabei in ewiger Fehde untereinander lebend, häufig von den Pocken dezimiert, von der feuchten Kälte leidend, wenig Kinder erzeugend und mit Leidenschaft dem Trunke chinesischen Branntweins ergeben, über kurz oder lang völligem Aussterben oder Aufgehen in die chinesischen Einwanderer verfallen sind. Jeder Stamm hat seinen eigenen Namen und jeder Stamm beinahe spricht eine eigene Sprache; manche dieser Idiome oder Dialekte sind schon vollkommen ausgestorben, so das Favorlang und Sideia. Einen gemeinsamen Namen für sich als Autochthonen des Landes, für die sie sich doch halten, besitzen die Formosaner nicht, daher man am besten thut, die von Dr. Schetelig angenommene chinesische Einteilung in Shekwan und Chinwan zu gebrauchen; erstere sind jene Eingebornen, die sich an den Küsten oder an den Grenzen niedergelassen haben, mit den Chinesen in Handelsverkehr stehen, und die weniger oder gar nicht der ärgerlichen Sitte des Kopf-

Digitized by Google

abschneidens huldigen. Unter Chinwan, über deren Zahl wir gar nichts wissen, verstehen die Chinesen die barbarischen Bewohner der Wälder und Gebirge des Innern.

Die Männer dieses Stammes schätzt Hr. Joest meist auf 1,55—1,60 m Körperhöhe, die Frauen aber auf bedeutend weniger. Ihr Haar ist schlicht, durchaus nicht gekräuselt oder gewellt und anscheinend nicht so straff wie das der Malayen. Die Männer sind hübsche, schlanke Gestalten; die jungen Leute von angenehmen runden Formen mit kleinen dunkelbraunen oder schwarzen Augen, dünnen Wimpern und Brauen, schmalen Lippen, schönen Zähnen und wohlgeformten Nasen, ja mitunter Adlernasen. Ihre Farbe ist rötlichbraun, die Frauen sind bedeutend heller und oft gelblichweiß wie die Chinesinnen; wenn erhitzt oder betrunken, bekommen beide Geschlechter rote Wangen. Trotz der starken Backenknochen ist der Gesichtsausdruck durchaus kein unangenehmer, manche Mädchen sind entschieden hübsch. Von einer Aehnlichkeit mit Alfuren oder Negrito ist keine Spur, vielmehr sehen beide Geschlechter den Japanern im Gesicht, die Frauen auch in der Figur ähnlich. Letztere zumal sind stark und gesund und zeichnen sich oft durch auffallend dicke Waden aus, die sie durch Gamaschen vor Dornen schützen, während die Beine der Männer mit Narben bedeckt sind. Von Krätze und andern Hautkrankheiten oder von Syphilis konnte Hr. Joest nie etwas bemerken. Von Bart sah er nur leichte Spuren von Schnurrbart; unter den Armen und an den Schamteilen findet man schwache Behaarung. Das Haupthaar wird Kindern beiden Geschlechts im Nacken und über der Stirne weggeschnitten, später läßt man dasselbe wachsen; die Männer tragen es in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten zusammengewunden. Es hängt dann bis an die Schulterblätter und wird meist durch einen roten Faden zusammengehalten. Die Frauen tragen ihr Haar in derselben Weise, winden aber meist ein blaues Tuch um den Kopf. Beide Geschlechter, zumal die Frauen, sind tättowiert, was bei der Pubertät mit einem Dorn geschieht, worauf die kleinen Wunden mit Ruß eingerieben werden. Die Tättowierung trifft bei den Männern die Stirn, bei den Frauen fast das ganze Gesicht, mit Ausnahme der Lippen, in Zentralformosa angeblich auch die Hände. Zur Pubertätszeit werden den jungen Mädchen die beiden oberen Eckzähne eingeschlagen. Was die Kleidung betrifft, so besteht dieselbe im Sommer nur aus einem drei Finger breiten Gürtel, der um die Taille geschlungen wird und dessen vorne herabhängende Enden die Schamteile nur notdürftig bedecken. Während der Regenzeit tragen sie eine ärmellose Jacke und darunter zuweilen, ebenso wie die Frauen, jackenlose Aermel, bisweilen auch Röcke aus Leopardenfell, meist aber aus den von den Frauen gewebten äußerst dauerhaften Stoffen, die sie durch bunte Fäden in ganz geschmackvollen Mustern verzieren. Die Männer tragen außerdem zuweilen Mützen aus Rehfell und selbstgeflochtene Strohmützen. Die Frauen bedecken sich bedeutend mehr wie die Männer, nicht aber, wie man vielleicht denken könnte, aus Schamgefühl, denn was Hr. Joest in dieser Beziehung mitteilt, widerlegt eine solche Annahme aufs schlagendste. Die Frauenjacke gleicht der der Männer, reicht aber meist bis zu den Knieen; ferner tragen sie oft einen sarongartigen Schurz, eine kurze Weste, die erwähnten Aermel, ein viereckiges Stück Zeug über der Brust, auf dem Haupte ein Kopftuch und an den Waden Gamaschen, d. h. ein Stück Zeug durch Fäden rundum festgebunden. Beide Geschlechter hüllen sich oft in eine Art Toga, die um den Hals befestigt wird und über den Rücken herabhängt.

Die Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen nebst einer 3—4 m langen Holzlanze, deren Spitze durch kleine chinesische Messer gebildet wird, doch sind diese Waffen jetzt schon beinahe allgemein durch chinesische Luntenflinten verdrängt, die allerdings ziemlich ungefährlich sind. Unerläßlich ist dem Chinwan auch die Tasche, die er am Arm oder auf dem Rücken trägt, entweder aus Rohleder oder in Form eines Netzes; in diese wird alles gesteckt, Pfeife, Tabakblätter, Feuerstein und chinesischer Stahl, Mundvorrat und auch eventuell der abgeschnittene Kopf eines Feindes. Lasten tragen die Frauen — Männer geben sich damit nicht ab — auf dem Rücken an einem Bande, das sie über die Stirne schlingen. Kinder sitzen oft rittlings auf dem Rücken der Mutter, durch ein Kreuzband festgehalten. Beide Geschlechter, zumal aber die Männer, lieben es, sich zu schmücken. Ich weiß nicht, ob man schon genügend hervorgehoben hat, wie in diesem Punkte die niedrigen Menschenrassen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Tierwelt bekunden, in welcher fast stets das Männchen stattlicher und auch geputzter erscheint, als das Weibchen. Was unter den Tieren die Natur besorgt, das üben die niederen Naturvölker unbewußt. Die Putzsucht des weiblichen Geschlechts tritt erst in höheren Gesittungsstufen auf. Die Chinwan nun benützen als Schmuckgegenstände Halsschnüre aus bunten europäischen Glasperlen, zierlich geschnitzte Bambusstäbchen; Stücke geschlif-

Digitized by Google

fenen Marmors bis zu Muscheln und Metallstücken von mehreren Centimetern Durchmesser, die sie in die erweiterten Ohrläppchen einklemmen; dünne kupferne Ringe an den Gelenken und Oberarmen; Flanellstreifen mit Porzellanknöpfen benäht; Stirnbänder mit Muscheln oder flachen Marmorstückchen; Blumenkränze mit eingeflochtenen Orangen, und endlich Armbänder aus chinesischen Zöpfen, welche sich der stolze Jüngling mit dem dazu gehörigen Kopfe erbeutet hat. Das einzige musikalische Instrument ist die Maultrommel, doch lieben sie im Chor zu singen. Von Tänzen ist nichts bekannt.

Die Dörfer der Chinwan liegen meist im Walde und auf einer kleinen Anhöhe, möglichst geschützt vor plötzlichen Ueberfällen und mitunter durch Bambupfähle befestigt. Ihre Häuser bauen sie entweder aus Schiefer oder aus Bambupfosten. Die Thür ist hoch und breit, das Dach aus Stroh oder Gras. In der Mitte der Hütte brennt Tag und Nacht ein Feuer, auf dem das Essen in thönernen, selbstverfertigten Töpfen gekocht wird. Man schläft auf Pritschen von Bambu und Matten, durch deren kunstfertiges Flechten die Frauen mit Recht berühmt sind. Zur Beleuchtung dienen Bambu- und Grasfackeln. An den Wänden stehen die mit Wasser gefüllten Bambu. Beide Geschlechter teilen sich in die Arbeit: die Männer jagen, fischen, fertigen ihre Waffen an und führen nach Landessitte mit irgend einem andern Stamme Krieg; die Frauen bestellen das Feld — sie pflanzen Reis, Hanf, Tabak und Hirse — spalten Holz, stampfen Reis, spinnen und weben, kochen und begleiten die Männer auf die Jagd, um das Fleisch, das an Ort und Stelle über frischem Feuer getrocknet wird, heimzutragen. Man nährt sich von Hirse, süßen Kartoffeln, schlechtem Reis, wildem Honig, getrocknetem Hirsch-, Eber- und Bärenfleisch, dann von Fischen. Alles Fleisch u. dgl. wird in gleiche Stücke zerschnitten und gleich zwischen Männern und Frauen verteilt. Auch der Hund, das einzige Haustier des Chinwan, den er stets gut behandelt, bekommt seinen Anteil. Ist man Gast in einer Hütte, so wird man meist von der Frau gefüttert, die erst jeden Bissen selbst kostet. Das früher übliche Getränk aus gegorenem Reis oder Hirse ist jetzt stets durch chinesischen Samschu ersetzt, dem beide Geschlechter leidenschaftlich ergeben sind. Eigentümlich ist die Sitte des Bruderschafttrinkens: man hockt in der gewöhnlichen Art auf dem Boden, schlingt je einen Arm um den Hals des andern, der eine kleine Rede von ewiger Freundschaft u. dgl. murmelt, setzt die Kürbisschale voll Branntwein gemeinsam an und leert sie Mund an Mund bis auf den letzten Tropfen. Beide Geschlechter lieben sehr den Tabak und führen fast beständig die Pfeife im Munde. Im Süden der Insel kaut man ebenso allgemein Betel.

Alle unverheirateten Männer und Jünglinge schlafen wie die Alfuren zusammen in einem gemeinschaftlichen Gebäude, das, über dem Boden erhöht, auf Pfählen ruht und in welchem auch die abgeschnittenen Köpfe der Feinde aufgehängt und Feste gefeiert werden. Die Sitte dieser gemeinschaftlichen Schlafhäuser kommt bekanntlich auch auf den Palau- und mehreren andern Inseln der Südsee vor. Die Chinwan leben fast in fortwährendem Kriege untereinander oder gegen die Chinesen; die beliebteste Manier des Kriegführens geschieht aber auf feige, erbärmliche Weise, indem man sich bei einem feindlichen Dorfe in Hinterhalt legt und dort so lange lauert, bis sich Gelegenheit findet, irgend einem Wesen, sei es Weib oder Kind, einen Pfeil in den Rücken zu schießen und dem so Gemeuchelten den Kopf abzuschneiden. Schleunigst steckt der Held diesen in die Jagdtasche und kehrt triumphierend nach seinem Dorfe zurück, wo man ihn mit Ehren empfängt; es wird gegessen und getrunken, und gerne wird dann des Gefeierten Heiratsantrag gehört. Doch kann sich ein Jüngling eine Lebensgefährtin auch für Kupferdraht, Flanell u. s. w. kaufen. Eigentümlicherweise giebt es keine Polygamie. Der Mann hat immer nur eine Frau auf einmal, indes sind Ehescheidungen nicht schwer und der Chinwan ist wohl nicht sehr eifersüchtig. Die Mädchen heiraten gerne Chinesen, trotzdem sie von ihren Chinwanmännern auch durchaus nicht schlecht behandelt werden. Ob die Anschuldigung des Kannibalismus auf Wahrheit beruhe, kann Hr. Joest nicht entscheiden. Dagegen spielen schon die kleinen Knaben mit hölzernen Messern und kleinen Bogen das liebliche Spiel „Kopfabschneiden". Blutrache wird natürlich fortwährend geübt. Ist jemand aus einem Dorfe ermordet worden, so herrscht Trauer, kein lautes Geräusch ist zu vernehmen und strenges Fasten geboten.

Die religiösen Anschauungen der Chinwan scheinen sehr primitiv zu sein; es giebt weder Götter noch Tempel, dagegen herrscht der Totemismus wie in Nordamerika: jeder Stamm, jedes Dorf besitzt ein Tier, unter dessen speziellem Schutz sie zu stehen glauben. Auch huldigen sie dem polynesischen „Tabu", bei ihnen „Hiang" geheißen. Priester haben sie nicht, wohl aber alte Weiber als Wahrsagerinnen, welche viel Einfluß auszuüben

Digitized by Google

ſcheinen und ſich in einem Tanze ſo ſehr exaltieren, daß ſie Krämpfe bekommen; ihre unzuſammenhängenden Reden werden dann als Orakel aufgefaßt. Auch glauben die Chinwan an gute und ſchlechte Vorzeichen, die ſie, zumal aus dem Rufe oder Flug gewiſſer Vögel, erkennen. Eine uralte Sitte ſoll noch heute im Schwange ſein: die Frauen laſſen ſich bis zum 34., ja bis zum 37. Jahre, im Falle ſie ſchwanger werden, von den Prieſterinnen durch Kneten und Schlagen des Bauches die Frucht abtreiben, was im Vereine mit der großen Sterblichkeit der Kinder, den Pocken und dem Branntwein eine Zunahme der Bevölkerung wohl nicht zuläßt. Im übrigen bezeichnet Hr. Joeſt den Charakter der Chinwan als beſcheiden und gutmütig. Dr. Schetelig glaubt die Chinwan und die Shekwan Formoſas, welche ſprachlich untereinander ſehr wenig oder gar nicht verwandt zu ſein ſcheinen, auf Grund ihrer Schädelbildung in zwei verſchiedene Raſſen, die Chinwan verwandt mit der polyneſiſchen, die Shekwan mit den Malayen einreihen zu können. Wir haben auch geſehen, wie ſo manche Sitte der Chinwan auf Polyneſien hindeutet. (Verhdl. Berl. Geſellſch. für Anthrop. 1882. S. 53—63.)

Kehren wir nach den Philippinen zurück! Dort treffen wir nämlich beinahe im ganzen Archipel zerſtreut, hauptſächlich jedoch an der Nordoſtküſte Luzons, mitten unter den Malayenvölkern, eine Raſſe, welche augenſcheinlich die Autochthonen jener Inſeln bildete und als dunkelgefärbt bezeichnet wird, nämlich die ſogenannten Negritos, dort Aetas, d. h. Schwarze, genannt. Sie gehören zur reinen Papuaraſſe und haben ihre Raſſenmerkmale noch völlig rein bewahrt; doch gilt dies bloß von den wenig zahlreichen Banden Luzons. Bernard de la Fuente will zwei Raſſen unterſcheiden, deren eine vermutlich aus Indien gekommen, vollkommen ſchwarz iſt und auch eine gewiſſe Ziviliſation verrät; die andere, viel niedriger ſtehende, mit den Papua übereinſtimmt und dunkelkupferfarbig iſt. Die Aetas ſind im Beſitze einer eigenen Sprache, welche freilich von den malayiſchen Nachbardialekten nicht unbeeinflußt geblieben iſt.

Der Körperbau der Aetas oder Negritos iſt klein, ſchmächtig, Waden ſind faſt gar nicht vorhanden. Durchſchnittshöhe der Männer 1445 mm, nach Semper 1486 mm, bei den Weibern 1406 mm. Der Kopf iſt vollſtändig negerartig, der Kiefer ein wenig vorſpringend, die Lippen ſchwach gewulſtet, die Naſe plattgedrückt; das Haar wollig, dick und ſchwarz oder ſchwarzbraun, und immer glanzlos; es wird kurzgeſchoren getragen. Der ſpärliche Bartwuchs beſchränkt ſich meiſt auf den Backenbart. Auffallend ſind die dicken Bäuche, dann die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie ſich ihrer Zehen zum Greifen und Feſthalten zu bedienen wiſſen. Ihr Temperament iſt ſehr lebhaft und ihre Begabung keine ganz geringe, denn einige haben es zu feſter Niederlaſſung und zum Ackerbau gebracht. Sonſt leben ſie als Nomaden in den Wäldern und ihr einziger Schutz gegen die Unbilden der Witterung beſteht in leicht beweglichen Schirmen aus Palmblättern geflochten, welche ſchräg gegen die Windrichtung oder die Sonne geſtellt werden. Bis zum Eintritt der Pubertät laufen ſie ganz nackt herum, dann ſchlagen ſie ein Tuch um die Lenden oder tragen ein oft ungenügendes Suſpenſorium. Wunderlich geſtaltete Ohrringe, ſowie Ringe an Beinen und Armen, dann Halsketten vervollſtändigen das „Koſtüm“. Sie kennen und üben auch die Sitte des Tättowierens, und bei einigen Stämmen werden die Schneidezähne ſägeförmig zugefeilt. Ledige Männer tragen bei einigen Stämmen in den Haaren Kämme aus Rohr, angeblich zum Zeichen ihres eheloſen Standes. Die Ehen werden frühzeitig vereinbart, aber erſt ſpäter nach erlangter Pubertät vollzogen. Monogamie iſt die Regel. Die Frauen gebären leicht und ſchnell, bei ſchweren Geburten vertritt ein altes Weib die Stelle der Hebamme. Die Frau hat alle Laſten des Lebens zu tragen, dem Manne obliegt nur die Jagd, er hat auch eine unumſchränkte Macht über alle Glieder ſeiner Familie. Die Nahrung beſteht durchweg aus Waldfrüchten und andern Vegetabilien, Honig, Wildbret und Fiſchen. Als Waffen dienen Bogen, Pfeil und Waldmeſſer. Die Feſtlichkeiten beſtehen in Tänzen und Geſängen. Stirbt ein Negrito, ſo wird er im Gebirge begraben; ein Teil ſeiner Habe wird ihm ins Grab mitgegeben. Ueber ihre Religion weiß man ſo gut wie nichts; man hat weder Götzen noch den Göttern geweihte Stellen bei ihnen entdeckt. (Blumentritt a. a. O. S. 3—9.)

Digitized by Google

Ob die von den Malayen unterschiedenen Stämme im Innern der größeren Inseln Borneo, Celebes, Dschilolo, wovon einige als Alfuren aufgeführt werden, als reine Negritos oder als Mischlinge aufzufassen sind, bleibt noch zweifelhaft. Dagegen sind die Semang im Gebiete von Kedah auf der Halbinsel Malakka unzweifelhaft reine Negritos. Sie haben wolliges Haar, aufgedunsene Bäuche, dicke Lippen, schwarze Haut, flache Nase und die zurückfliehende Stirn des Papua. Jene von Perak reden nur eine etwas andere Sprache. Sie leben alle von der Jagd und machen sich Hütten aus den Zweigen, ihre spärlichen Kleider aber aus der Rinde der Bäume. Nur hie und da verwenden sie von den Malayen erhaltenes Zeug. Angeblich verehren sie die Sonne, doch möchte diese Behauptung noch sehr der Bestätigung bedürfen. Die Malayen meinen, daß die Semang ihre Toten aufzehren und nur den Kopf verscharren; die Weiber sollen sie in Gemeinschaft besitzen. Sie stehen unter Häuptlingen oder Aeltesten. Noch unbekannter als die Semang sind die Udai, welche einige nur für eine Klasse der Jakuns halten. Man sagt, sie seien kleiner und in ihren Sitten noch wilder; nur selten bauen sie Hütten, sondern leben unter freiem Himmel ohne irgend welche Religion, Gesetze oder Regierungsform. Natürlich haben sie auch keine Ahnung von Schriftzeichen, und ihre Sprache ist uns völlig unbekannt. Die Jakuns beschuldigen sie des Kannibalismus und des Beischlafes mit den Tieren des Waldes, besonders den Siamang. Sie gehen fast nackend, waschen sich niemals, tragen keine Kopfbedeckung und gebrauchen vergiftete Pfeile und am Feuer gehärtete Holzspieße als Waffen. In gleicher Weise scheinen die Kalang auf Java, welche dort den Javanen gegenüber eine Art Pariastamm sind, zu den Negritos zu gehören. Entschieden mit diesen und den Papua rassenverwandt sind endlich die Mincopie oder Bewohner der Andamanen. Sie zerfallen in sechs Stämme, deren jeder seinen eigenen Dialekt spricht.

Die Mincopie sind Zwerge, insofern ihr Wuchs noch mehrere Centimeter unter 1 ½ m zu bleiben pflegt, doch stehen alle ihre Glieder unter sich und zum Rumpfe in gutem Verhältnisse. Ihre Haut ist tief schwarz und glänzt, als ob sie poliert wäre. Der Vorderkopf ist gut geformt, nicht abgeflacht, die Lippen sind weder geschwollen noch aufgeworfen, die Nasenlöcher nicht groß, die Ohren klein und gut geformt; Habichtsnasen sollen oft vorkommen; das in Büscheln stehende Haar wird in der Regel kurz abgeschoren. Die Mincopie besitzen große Muskelstärke. Männer wie Frauen bleiben von jeder, auch der geringsten Bekleidung unbelästigt. Die nicht bloß zwergenhaften, sondern auch eckig und anmutlos geformten Weiber scheren sich gleichfalls, vielleicht im Gefühl, daß sie nichts mehr an ihren Reizen verderben können, das Haupthaar glatt ab, bestreuen dafür aber den Schädel mit einem Puder aus rotem Ocker. Nirgends bemerkt man an den Mincopie eine Spur von Bartwuchs. Selten sieht man sie anders als mit einer Katze oder einem Hund auf dem Arm. Auch auf die Kinder europäischer Besucher erstreckt sich ihre Zärtlichkeit, nur suchen sie beim ersten Bekanntwerden mit großer Indiskretion sich über das Geschlecht genaue Auskunft zu verschaffen. Das Merkwürdigste in ihren Gepflogenheiten ist die Sitte, daß die Frauen öffentlich gebären müssen. Gleich seinen Eltern bleibt das Kind nackt wie ein Regenwurm, und nur bei nassem Wetter schützt man die Kleinen durch einen Mantel aus Blättern. Uebrigens herrscht zwischen Eltern und Kindern die größte Zärtlichkeit, wie auch sonst die Mincopie unter sich in Eintracht und gegenseitiger Zuneigung leben. In Banden von jeder Zahlengröße zwischen 10 und 300 führen sie ein beständiges Wanderleben. Sie verwenden daher auch wenig Arbeit auf ihre Hütten. Vier Pfähle, zwei größere und zwei kleinere, gleichviel ob gerade oder krumm, werden in den Boden gesenkt und tragen das Blätterdach. Mit ihren armseligen Werkzeugen leisten die Eingebornen Bewundernswertes. Sie fällen

Digitized by Google

Bäume und höhlen sie zu Kähnen mit solcher Meisterschaft und Sauberkeit aus, daß selbst Chinesen von ihnen lernen könnten; auch ihre Netze verfertigen sie sehr sauber und genau aus feinen Schnüren. Ihre Bogen sind von starkem, zähen Holze und 2 m lang; es gehört eine große Kraft dazu, sie zu spannen; die Mincopie verfehlen damit selten ihr Ziel. Die Leichen binden sie in kauernder Stellung zusammen und beerdigen sie dann aufrecht, ohne weiteres Wehklagen. Wenn die Verwesung der lockeren Teile vorbei ist, graben sie die Beine aus und verteilen sie unter angemessenem Trauergeheul in der Familie. Befindet sich unter den Leidtragenden die Witwe des Verstorbenen, so erhält sie seinen Schädel, den sie nun fortan an einer Schnur um den Hals trägt. (Dr. Frederic J. Mouat, Adventures and Researches among the Andaman Islanders. London 1863. 8°).

Zweifelhaft ist die Stellung der Bewohner der Nikobaren; sie selbst nennen sich Baju, d. h. Menschen, und betrachten Groß-Nikobar als ihre Urheimat. Ihre Sprache ist übelklingend, voll von Kehl- und Nasenlauten, die Aussprache schnarrend und schleppend. Sie gehören wohl alle einer Rasse an, nur auf Groß-Nikobar, der am wenigsten bekannten Insel, existiert noch eine zweite Völkerschaft, die Schobaeng oder Schombeng, die erst vor kurzem näher bekannt geworden ist. Adolf von Roepstorff, einer der gründlichsten Kenner der Nikobaren, sieht auch die Eingebornen der Insel Schowra als eine besondere Rasse an. Sie nennen sich Tatat und zeigen, wie die Schombeng, schiefgeschlitzte mongolische Augen. Vermutlich sind beide Völker Ueberreste der alten mongolischen, durch die jetzige Bevölkerung verdrängten Ureinwohner.

Die Nikobaresen besitzen hellbraune Hautfarbe, schwarzes schlichtes Haar, seltenen und dünnen Bart, braune Augen, ein wenig zurückfallende Stirn, breite Nase, aufgeworfene Lippen und normalen Wuchs, an Größe den Europäern gleichkommend. Wie viele wilden Völker, so pflegen auch die Nikobaresen sich künstlich zu entstellen, einerseits durch Flachpressen des Hinterschädels bei Kindern, andererseits durch das Kauen von Betelnuß, endlich durch Bohren von Ohrlöchern. Der Mund der Kinder erscheint normal, bei Erwachsenen ist derselbe aber durch das Kauen von Betelnüssen, gebranntem Kalk und Pflanzenblättern bedeutend entstellt. Alle ohne Ausnahme, Männer wie Weiber, rauchen leidenschaftlich chinesischen Tabak, aus dem sie kleine Cigaretten formen. Ihre Ohrlappen sind mit breiten Löchern versehen, in die sie den verschiedenartigsten Zierat stecken, z. B. Holzpflöcke, Tuchfetzen, Pflanzenblätter. Sämtliche Inseln sind schwach bevölkert. Ein Mann gilt als reich, wenn er ungefähr 400 Rupien (à 2 Mark), viele Schweine, viele Kokosnüsse und viele Kinder hat. Die Zahl der Kinder ist aber meist sehr gering. Viele Familien sind kinderlos, solche mit vielen Kindern sehr selten. Mädchen sind auf den Nikobaren seltener als Knaben, und das ist eine von den Ursachen, daß das Weib dort viel höher geschätzt und menschlicher behandelt wird, als bei allen Völkern des Orients. Von Polyandrie, die bekanntlich auf Ceylon vorkommt, hat man auf den Nikobaren nichts gehört. Polygamie verbietet sich von selbst. Die Kinder entwickeln sich früh. Die Mädchen heiraten im Alter von 13—15 Jahren; sie werden nicht verhandelt, sondern nach Neigung gewählt, und der nicht zusagende Bewerber wird oft zurückgewiesen. Selbstverständlich spielen hierbei nicht bloß persönliche Sympathien, sondern auch Rücksicht auf die Wohlhabenheit des Bräutigams eine Rolle. Die Mädchen bekommen bei der Verheiratung eine Mitgift, bestehend in Schweinen, Kokosnuß- und Pandanußbäumen. Seltsamerweise zieht aber das Weib nicht zum Manne, sondern der Mann in die Hütte der Eltern des Weibes. Die Eltern, welche nur Söhne haben, sehen deshalb ihre Hütte allmählich veröden, während der Vater vieler Töchter seinen Hausstand mehr und mehr heranwachsen sieht. Das Weib genießt volle Freiheit; sie wandelt frei umher wie die Männer und genießt als Mutter die Achtung und Liebe ihrer Kinder. Stirbt der Mann, so ist die Witwe Herrin des Hauses. Rührend ist die Sorge für die Schwangern; sie und ihr Mann werden von allen Arbeiten dispensiert, sie haben nur Feiertage, besuchen ihre Verwandten, und wo sie erscheinen, ist Freude in der Hütte; es wird das beste Schwein ihnen zu Ehren geschlachtet und verspeist, und gewöhnlich wird die Frau veranlaßt, etwas Samen in den Garten zu säen; man erhofft von dieser Saat besondere Fruchtbarkeit. Der Europäer, der das dürftige Kostüm dieser Wilden zum erstenmal erblickt

Digitized by Google

und die Ungezwungenheit im Verkehr beider Geſchlechter beobachtet, iſt leicht geneigt, ihnen geſchlechtliche Freiheiten zuzuſchreiben, und doch exiſtiert in dieſen nackten Wilden ein Gefühl für Anſtand und gute Sitte, das man öfter bei Individuen ziviliſierter Raſſen vermißt. Untreue der Weiber iſt in einer Nikobarenehe ſehr ſelten. Häufiger ſind Trennungen wegen Unfriedens. Verheiratet ſich dann ein Teil wieder, ſo werden die Kinder der vorhergehenden Ehe nicht mit in die neue hinübergenommen, ſondern zu Verwandten gegeben. Sehr primitiv iſt ihre ſtaatliche Organiſation. Oberhaupt und Unterthan in unſerem Sinne giebt es eigentlich nicht. Es finden ſich zwar in mehreren Dörfern ſogenannte Kapitäne mit ſtolzen Namen vor: Kapitän Nelſon, Kapitän Johnſon, Kapitän Loudon. Dieſe Kapitäne ſind jedoch engliſches Produkt, wie ſchon der Name andeutet. (Vogel, Vom indiſchen Ozean bis zum Goldlande. Berlin 1877. 8°. S. 292 bis 294.)

Was die obenerwähnten Schombeng anbelangt, ſo fand Herr von Roepſtorff, daß dieſer Volksſtamm ſich von der Strandbevölkerung im Ausſehen, Sprache, Lebensweiſe und Sitten unterſcheidet. Er treibt vorwiegend Feldbau, lebt von Bananen, Yams, Gunya und Flußfiſcherei, beſitzt Schweine, aber weder Hühner noch andere Haustiere; die Dörfer der Schombeng ſind ſehr ſtill, man hört weder Papageien noch Affen. Es ſind tüchtige Arbeiter, wie aus den großen Waldlichtungen erſichtlich, aber keine ſorgfältigen Landbauer. Wahrſcheinlich verlegen die Schombeng ihre Dörfer nach einigen Jahren, benutzen den Boden ſolange er fruchtbar bleibt, und ziehen dann an eine andere Stelle. Die Schombeng müſſen ſehr gute Werkzeuge beſitzen, ſonſt könnten ſie nicht ſo große Bäume fällen und bedeutende Strecken lichten. An ethnographiſchen Gegenſtänden ſammelte Herr von Roepſtorff zwei Speere aus Palmenholz, ein gelbes geflochtenes Haarband, zwei Schnüre mit weißen Samenkernen, zwei Schnüre aus Grasgeflecht mit roter Kante, ein Stück aus Gras gedrehte Schnur und einen Kochapparat aus Baumrinde. Mit bezug auf dieſes Gefäß ſei bemerkt, daß die Schombeng im Kochen nicht viel zu leiſten ſcheinen. Die Bananen werden roh gegeſſen, Gunya und Yams in Aſche gebraten; es handelt ſich nur noch um einige Süßwaſſermuſcheln, deren Schalen man herumliegen ſah. Nach Herrn von Roepſtorff waren die von ihm geſehenen Schombeng unzweifelhaft von anderer Raſſe als die Strandbewohner, etwas heller, ihr Haar etwas mehr bräunlich, ihre Augen dunkler als die der Strandleute. Die Körpergröße der Erwachſenen ſchwankte zwiſchen 1582 und 1632 mm; die einzige Frau, die man zu Geſichte bekam, maß 1545 mm. Sie hatten einen angenehmen Geſichtsausdruck, ſehr entſchieden ſchiefe mongoliſche Augen und ſcheinen ſehr ſpärlich behaart zu ſein; von Roepſtorff ſah bloß einen mit einem ordentlichen Schnurrbart. Ihre Sprache ſcheint ſchwer zu erlernen; die Strandbewohner verſtanden ſie nur ſehr unvollkommen und umgekehrt. Von Papua- oder Negritoabſtammung keine Spur. Roepſtorff hält die Schombeng für einen Volksſtamm von mongoliſcher Abkunft, bei dem jedes papuaniſche Element fehlt, der ſich aber von den Strandbewohnern jedoch ſo wenig unterſcheidet, daß nur ein geübtes Auge den Unterſchied merken würde, falls ſich ein Schombeng unter den erſteren befände.

Die Chineſen.

Mit dieſem Namen bezeichnen wir die anſäſſige, ackerbautreibende Bevölkerung von China (richtiger geſprochen Schina) im allgemeinen, in ethnologiſcher Hinſicht bilden die Chineſen aber bloß einen Bruchteil der verſchiedenen Völker, welche auf dem Raume des heutigen China leben und dieſem älteſten aller auf Erden exiſtierenden Reiche unterthan ſind. Sind ſie unter dieſen allen unbeſtritten das merkwürdigſte und wichtigſte, ſo hat doch eine „Naturgeſchichte“ des Menſchen am wenigſten Grund, ſich mit dieſem älteſten lebenden Kulturvolke unſeres Planeten zu beſchäftigen. In der That ſind die Chineſen mit ihrer ſo hoch geſtiegenen, wenn auch von der unſerigen ſo vielfach abweichenden

Digitized by Google

Geſittung, der Gegenſtand ſo zahlreicher eingehender Schilderungen geworden, daß wir über ſie, ſowie über das zweite große Kulturvolk Aſiens, die Japaner, dem geneigten Leſer nichts Neues zu ſagen vermögen; wir müſſen uns daher begnügen, bloß in groben Strichen ein allgemeines Bild dieſer Völker zu zeichnen, welche eigentlich über den Rahmen dieſes Buches hinausgreifen und hoffen, daß die Abbildungen, welche wir dem Leſer zahlreich vorzuführen in der Lage ſind, deutlicher als die Beſchreibung es vermöchte, Typus und Weſen jener Menſchen veranſchaulichen werden.

Die heutigen Chineſen gehören zur mongoliſchen, richtiger hochaſiatiſchen Raſſe und ſind nach der Tradition in der Urzeit vom Weſten oder Nordweſten in die Becken des Hoangho und Yang-tſe-Kiang eingewandert, wo ſie die wahrſcheinlich ſtammverwandten Miao-tſe vorfanden und verdrängten. Miao-tſe iſt der generiſche Name für die zahlreichen Stämme, welche die Gebirgskette bewohnen, die im nordöſtlichen Winkel der Provinz Yünnan ſich erhebt, ihren Weg durch den ſüdlichen Teil der Provinz Kwei-Tſcheu ſich bahnt, einen Teil von Kwang-ſi durchzieht und allmählich ſich in der Ebene öſtlich von der Grenze Kwang-tungs verliert. Auch auf den Inſeln Formoſa und Hainan leben noch heute zahlreiche Stämme der einſtigen Urbevölkerung.

Dem Aeußern nach weichen die verſchiedenen Gebirgsclane ſehr wenig von einander ab; nur zwiſchen ihrer allgemeinen Phyſiognomie und der der Chineſen herrſcht eine weite Kluft. Sie ſind kleiner, dunkler und beſitzen ſchärfere Geſichtszüge als ihre zopftragenden Nachbarn. In ihren Gewohnheiten ſind ſie ungezwungener, und die Jugend beider Geſchlechter zeigt ſich heiter und aufgeweckt, was ſehr für ſie einnimmt. Die Männer tragen meiſt Turbane von entweder blauem oder rotem Tuch, und faſt beſtändig das „Tao", oder Meſſer, welches auch den Bergſtämmen von Tſchittagong gemeinſam iſt. Einige der Frauen tragen eine Art Haube; allein nur bei demjenigen Stamme, der ihnen die oberſte Leitung der Familienangelegenheiten geſtattet, tragen ſie Turbane. Recht ſeltſam ſind die Heiratsſitten bei dieſen Urſtämmen. Mit wenigen Ausnahmen iſt der Heiratsvermittler bei der Urbevölkerung gänzlich unbekannt. Es ſteht jedem eheluſtigen Jüngling frei, ſich eine Braut nach ſeinem Geſchmack zu wählen. Die Hauptheiratsſaiſon fällt in die Zeit der Neujahrsfeiertage. Die Jünglinge und die Mädchen beſuchen die in den Tempelhöfen abgehaltenen Märkte. Die jungen Leute gehen den die ausgelegten Waren beſichtigenden Jungfrauen nach; gefällt einem ein Mädchen, ſo knüpft er ohne Umſtände ein Geſpräch mit ihr an und macht ihr, wenn er will, ſofort einen Heiratsantrag. Nimmt ſie an, ſo iſt die Verlobung perfekt und das Paar begiebt ſich ins Innere des Tempels, um die betreffende Gottheit anzubeten. Sodann begleitet der Bräutigam die Braut zu deren Eltern, in deren Hauſe die erforderlichen Schriftſtücke ausgefertigt werden. Die mit der Hochzeitsfeier verbundenen Luſtbarkeiten dauern ſechs Tage. Iſt die Ehe mit Kindern geſegnet, ſo wird das erſtgeborne formell den Eltern des Mannes, das zweite denen der Frau zum Geſchenk gemacht. Der Gatte muß ſieben bis zehn Jahre lang bei ſeinen Schwiegereltern wohnen; nach Ablauf dieſer Zeit ſteht es in ſeinem Belieben, in ſein Vaterhaus zurückzukehren. Die wohlhabenden unter den Urbewohnern pflegen ihren Töchtern, im Gegenſatz zu den eigentlichen Chineſen, Barmitgift zu geben; die Auszahlung derſelben erfolgt an dem Tage, da die Tochter ihrem Gatten in deſſen Elternhaus folgt. Es giebt Ausnahmen von dieſen allgemeinen Regeln. Im Stamme der Lunk-Tuung-Jejau iſt es üblich, daß die Braut ſich in Begleitung ihrer Brautjungfern und eines Schirmträgers ins Vaterhaus des Bräutigams begiebt, um daſelbſt vermählt zu werden. Drei Tage nach der Hochzeit kehrt ſie mit ihrem Gatten ins Haus ihrer eigenen Eltern zurück, wo beide die Geburt des erſten Kindes abwarten. Sodann ziehen ſie ſamt dieſem wieder zu den Eltern des Mannes, wo ſie endgültig verbleiben. Im Stamme der Long-Tſchi-Miau iſt es Pflicht des Vaters, den Bedürfniſſen der Kinder beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Dieſer Pflicht wird ſogar noch nach dem Tode Ausdruck

Digitized by Google

gegeben. Stirbt nämlich ein Vater, so wird er mit umgewendetem Gesichte begraben; dies soll andeuten, daß der Vater auch im Jenseits über seinen Kindern wacht.

Die meisten Stämme haben die Gepflogenheit, die Leiche mit Blumen zu schmücken und durch die Hauptstraßen der Stadt oder des Dorfes, wo der Verstorbene wohnte, zu tragen. Im Winter geschieht dies an den drei dem Tode folgenden Tagen, im Sommer nur an einem Tage. War er reich oder sind es seine Verwandten, so wird die Leiche in einen Steinsarkophag gelegt. Nach kurzer Zeit wird der Leichnam ausgegraben, damit die überlebenden Verwandten nach dem Aussehen des Gesichtes auf die Beschaffenheit des ihnen bevorstehenden Geschicks schließen. Sind die Züge noch gut erhalten, so glauben sie, eine glückliche Zukunft erwarte sie; sind sie bereits entstellt, so machen sich die Abergläubischen auf ein trauriges Los gefaßt. Anders halten es die Luh-N'zeh-tsze. Sie graben die Leichen ihrer Toten ein Jahr nach der Beerdigung aus, aber nicht um mit ihrer Hilfe in die Zukunft zu blicken, sondern um die Gebeine sorgfältig zu waschen. Erkrankt vor Ablauf des Jahres ein Mitglied der Familie des Verstorbenen, so werden dessen Gebeine, ohne Rücksicht auf den seit dem Begräbnis verstrichenen Zeitraum, sofort ausgegraben und gewaschen. Dieser Urstamm glaubt nämlich, daß die Gesundheit der Lebenden in hohem Grade von der Reinlichkeit der Gebeine ihrer toten Verwandten abhänge; die Chinesen nennen ihn daher „Stamm der Gebeinwäscher". Nicht minder seltsam ist die Sitte der Lanku-Heh-Miau, ihre Verstorbenen erst lange nach dem Tode zu begraben. Dies geschieht nur an gewissen Tagen von günstiger Vorbedeutung, und solche kommen nach ihren astrologischen Berechnungen höchstens viermal im Jahre vor; in der Zwischenzeit werden die Leichen in luftdicht verschlossenen Särgen aufbewahrt. Vier Stämme, mit deren unaussprechlichen Namen wir unsere Leser verschonen wollen, weichen in ihren Totengebräuchen in jeder Beziehung von allen übrigen Urbewohnern ab. Statt ihre Verstorbenen zu begraben, verbrennen sie dieselben, nachdem sie sie vorher entweder mit seidenen Leichentüchern oder Pferde-, Kuh-, Ziegen- oder Schafhäuten bedeckt haben. Auch huldigen diese Stämme dem indischen Prinzip des Sutti oder der Witwenverbrennung. Sterben Vater, Mutter, Großeltern oder das Oberhaupt eines Stammes, so beobachtet die betreffende Familie oder der betreffende Stamm ein dreimonatliches Fasten.

Die Schurii-Kia-Miau, einer der wohlhabendsten Urstämme, kennen eine höchst merkwürdige und empörende religiöse Zeremonie. Sie besitzen einen großen Tempel, in welchem sich das Götzenbild eines Hundes befindet und den sie einmal jährlich betreten, um zu beten. Bei dieser Gelegenheit geben die reichen Mitglieder des Stammes ihren armen Mitbürgern ein Bankett, nach dessen Beendigung angesichts des Hundealtars ein Mann geschlachtet wird, der gegen eine seiner Familie zu gute kommende Summe eingewilligt hat, sich der Hundegottheit opfern zu lassen, damit sein Stamm im Laufe des Jahres von Pest, Hungersnot und Krieg verschont bleibe. Vor der Schlachtung nimmt der Unglückliche ein gewaltiges Quantum Wein zu sich. Die Schurii-Kia-Miau verdanken ihren Wohlstand hauptsächlich ihrem Salzhandel. Sie verpacken das Salz weder in Fässern noch in Säcken, sondern in großen Röhren, die sie aus gefällten Bambusstämmen gewinnen. Einige andere Stämme suchen sich in anderer Weise gegen die Pest zu schützen. Ein möglichst körperkräftiger Stammesgenosse wird zum Sündenbock gemacht. Man beschmiert ihm das Gesicht mit Farbe, worauf er allerlei Handbewegungen und anderen Hokuspokus macht, um alle Pestkeime zu verlocken, sich ausschließlich auf ihn zu konzentrieren. Ein Priester leistet ihm bei dem Spuk Beistand. Nach Vollendung der vorgeschriebenen Lazzi wird der arme Teufel von seinen Stammesgenossen unter Trommel- und Gongongspektakel schleunigst aus dem Dorfe oder der Stadt gehetzt.

Die meisten Stämme feiern im dritten Monat jedes Jahres ein großes Fest: das der Vernichtung aller Leiden und Unglücksfälle der verstrichenen zwölf Monate. Ein großer irdener Krug wird mit Schießpulver, Steinen und Eisenstücken gefüllt und dann vergraben; hierauf wird ein Pulvergang gelegt, mit dem Krug in Verbindung gebracht und entzündet. Die Explosion zerstreut den Inhalt des Kruges in alle Winde. Die Steine und die Eisenstücke bedeuten das Ungemach des verflossenen Jahres und ihre Zerstörung durch die Explosion wird der Beseitigung der unangenehmen Wirklichkeit gleichgeachtet. Diese Zeremonie ist mit großen Trinkgelagen verbunden. Um das Trinken zu fördern, wird ein einfacher, aber sinnreicher Modus angewendet. Man zündet eine Oellampe an und läßt sie rasch die Runde von einem Zechgenossen zum andern machen; einer von diesen geht um den Tisch herum und bemüht sich die Lampe auszublasen. Gelingt dies, so muß derjenige, in dessen Händen sie sich während des Auslöschens befand, einen Humpen Wein leeren. Viele Urstämme haben als Sport eine

Digitized by Google

Art Stiergefechte. Die Landwirte eines Stammes paaren ihre Stiere mit denen eines andern und laſſen ſie in der Kampfſaiſon, nachdem ſie durch Verabreichung eines berauſchenden Getränks ſie in die erwünſchte Stimmung verſetzt, einander zur Beluſtigung des Publikums bekämpfen. Jedes Stiergefecht dauert mehrere Tage, nach deren Ablauf der ſiegreiche Stier einer der Hauptgottheiten des betreffenden Stammes geopfert wird.

Die meiſten Urſtämme haben den Ruf guter Ackerbauer und tüchtiger Viehzüchter. Ihre Feldarbeiter ſind ſehr emſig und großer Anſtrengungen fähig. Der Pflug — in Südchina von Büffeln und Stieren, im Norden außerdem auch noch von Pferden und Maultieren gezogen — wird bei der Urbevölkerung zumeiſt von den Bauern und Bäuerinnen

Mädchen aus Schanghai.

ſelbſt geſchleppt. Die Macht, die das Geſetz den Landwirten über ihre Leute einräumt, iſt ſehr groß. Verdingt ſich ein Feldarbeiter an einen Landwirt, ſo wird ein ſchriftliches Uebereinkommen getroffen, in welchem das Alter des Betreffenden, die Dauer der Dienſtzeit und die Strafe, die ihn im Falle ſeiner Flucht träfe, angegeben ſind. (Gray. Bilder aus dem chineſiſchen Leben. Von Leopold Katſcher. Leipzig und Heidelberg. 1881. 8°. S. 324—328.)

Die eigentlichen Chineſen ſind zweifelsohne ein Miſchvolk. Durch Aufnahme einer Menge fremder Elemente, welche er ſich aſſimilierte, wuchs der in der Urzeit eingewanderte Grundſtock allmählich zu dem großen Volke der Chineſen heran, welches, obwohl eine ethnologiſche Einheit, dennoch ſprachlich in mehrere Abteilungen zerfällt, die ſelbſt im gewöhnlichen Leben keinen unmittelbaren Verkehr untereinander pflegen können. Dagegen hat ſich, trotz mancher örtlicher

Schwankungen, ein im wesentlichen einheitlicher Rassentypus zum fast gänzlichen Ausschluß anderer Elemente über das große Reich verbreitet. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 37—48.) Unter den verschiedenen Zweigen des Volkes verdienen die Hakka, welche neben den Hoklo und Punti-Chinesen in Kwang-tung leben, Erwähnung.

Die Chinesen sind klein und untersetzt, selten über 1,50 m hoch, aber gut gebaut, wenn auch mit einer Neigung zum Fettwerden. Das Gesicht ist rund, die Augen sind klein, weit voneinander abstehend, tief liegend, fast schielend, schwarz und sichtlich schief

Vornehme Dame aus Schanghai.

gestellt, die Augenlider unbehaart, die Brauen aber dicht, die Backenknochen hervorstehend. Dazu gesellen sich eine niedrige, zusammengedrückte Stirn, eine kleine Nase, fleischige Lippen, welche dicker als bei den Europäern sind, grobes, straffes und schwarzes Haar, spärlicher Bartwuchs und eine gelbliche Gesichtsfarbe, die bei Frauen oft krankhaft weißlich, im Süden dunkelbraun ist. Der Ausdruck des Gesichtes ist leer und die ganze Erscheinung des Chinesen würdelos. Zu einem stattlichen Manne gehören nach chinesischen Begriffen ein dicker Leib, lange Nägel und kleine Füße. Auch in bezug auf das andere Geschlecht hat der Chinese ein von dem unsrigen durchaus verschiedenes Schönheitsideal. Ein großer Kopf, dicke Backen, kleine Augen, massive gedrungene Statur und hauptsächlich kleine Füße, das sind die Zeichen der Schönheit, welche allein den jungen Chinesen bewegen können, den Mädchen gegenüber den sonst gewöhnlichen Ausdruck der Verachtung aus den Mienen zu bannen. Die Füße werden bei den Frauen durch Einschnüren gewaltsam verkrüppelt, eine Sitte, womit die Chinesen einzig dastehen. Nach allgemeiner Annahme soll dieselbe im zehnten Jahrhundert unserer Aera aufgekommen sein, doch ist nichts Gewisses darüber zu erfahren. Verbreitet ist diese Fußschnürung nicht bloß bei

den Vornehmen, ſondern ſogar unter den niederſten Volksklaſſen, aber, wie Welcker feſtſtellt, nur bei den Chineſinnen des Mutterlandes. (Arch. f. Anthrop. Bd. IV, S. 142 bis 144.) Nach den Unterſuchungen dieſes Gelehrten unterliegt es keinem Zweifel, daß bei Damen, wenn ſie die elegantere Form des geſchnürten Fußes beſitzen, das Maß desſelben nur gegen 7,5 cm und ſelbſt noch weniger beträgt; die untere Sohle des Schuhes hat gar nur etwa 6,5 cm. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß die Nachteile dieſer Verkrüppelung auf Gang und Lebensweiſe ſehr übertrieben worden ſind. (Globus Bd. XXXVIII, S. 304.) In moraliſcher Hinſicht ſind die Chineſen fleißig, geſchickt, klug, vorſichtig, im allgemeinen äußerſt mäßig, aber auch betrügeriſch, ränkevoll, reizbar, feige, wollüſtig und unmäßig im Opiumgenuß. Sie ſind zwar überaus höflich, aber dabei auch ſehr ſtolz auf ihr Land und ihre uralte Kultur.

Die chineſiſche Reichschronik beginnt ſogleich mit völlig geordneten Zuſtänden; von der rohen Barbarei, deren die Sagen gedenken, hat die Geſchichte keine Erinnerung bewahrt. Die Chineſen haben, ſoweit bekannt, ein von jeher wohlorganiſiertes, durchdachtes Staatsweſen beſeſſen, das ſich ſelbſtredend nur bei einer ſchon hoch entwickelten Geſittung aufbauen konnte. Von alters her ſind ſie im Beſitz einer ſehr komplizierten Schrift und einer ungemein reichen Litteratur, die aber der ganzen Naturanlage des Volkes gemäß zu praktiſchen Dingen ſtrebt, daher denn auch viele unſerer epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen ſchon den Chineſen des Altertums bekannt waren. Dies ungemein hohe Alter der reichen chineſiſchen Kultur hat bei oberflächlichen Beurteilern die viel verbreitete, aber durchaus irrige Meinung von ihrer Erſtarrung erweckt. Jahrhundertelang abgeſchloſſen von dem Verkehre mit fremden Nationen, außer mit einigen Nachbarvölkern, haben die Chineſen die Kulturſchätze der Vergangenheit nicht bloß ungeſchmälert erhalten, ſondern auch, wenngleich langſam, vermehrt; und dieſe Kulturſchätze ſind das Produkt eigener Erfindung. Gegen Fremde herrſcht im Innern Chinas auch heute noch gewaltiger Haß und in manchen Teilen kann ein Europäer nur mit Lebensgefahr reiſen. Wohin er aber auch dringt, überall ſtößt er auf die breite Baſis der gleichförmigen chineſiſchen Geſittung, welche in der Gegenwart indes die Errungenſchaften europäiſcher Wiſſenſchaft, wenn auch ſehr langſam und nur in materieller Beziehung durchſickern. (Rob. K. Douglas in der Popular Science Review 1873, S. 375—384.) Der nachſtehenden Charakteriſtik dient Fried. Müllers ethnographiſche Beſchreibung der Chineſen, welche den hier angeſtrebten Zweck einer kurzen Skizzierung der wichtigſten Momente vollkommen erfüllt, zur Unterlage.

Geſtickter Schuh für den Krüppelfuß vornehmer Chineſinnen.

Digitized by Google

Die Kleidung der Chinesen besteht in einem Hemd aus Seide, Baumwolle oder Linnen, und weiten Beinkleidern aus denselben Stoffen, dann einem Kamisol bei den Aermeren oder einem kaftanartigen Rocke darüber, im Stoffe je nach Klima und Jahreszeit verschieden, bei den Reicheren. Den Leib umschließt ein Gürtel, von dem bei Vornehmen der in einem Futteral befindliche Fächer nebst einem Tabaksbeutel herabhängt. Den Kopf deckt im warmen Klima und im Sommer ein trichterförmiger Hut aus Bambu oder Reisstroh, im Winter eine halbkugelförmige Samtkappe mit aufgestülptem Rande. Die Füße stecken in Stiefeln oder plumpen Schuhen, die aus Seide, Nanking oder Linnen hergestellt und mit dicken Pappsohlen versehen sind. Während der Arbeit trägt der Landmann einen breitkrämpigen Hut und einen kurzen Mantel aus Riedgras. Die Füße bleiben bis an die Schenkel hinauf nackt. Die Frauentracht besteht aus einem langen, grünen oder rosenroten Baumwollen- oder Seidenrock. Gelb ist die Farbe der kaiserlichen Familie, weiß jene der Trauer. Der Kleidungsschnitt bleibt unveränderlich; der Wechsel der Mode ist den Chinesen unbekannt. Das Haupthaar wird seit der Mandschueroberung, d. h. seit 1644 geschoren bis auf einen Büschel am Scheitel, welcher als Zopf über den Rücken hängt. Die Anhänger des Lao-tse haben aber diese Mode nicht angenommen. Bei den Weibern bleibt das Haar bis zur Verheiratung lose, in frei herabhängenden Locken; nachher wird es in einen Knoten gebunden und mit zwei kreuzweise gesteckten Nadeln am Hinterhaupte befestigt. Reinlichkeit, besonders im Baden, ist völlig unbekannt. Die Wohnungen sind eigentlich bloß vergrößerte und aus festem Material aufgeführte Zelte, woran namentlich die Bedachung erinnert, fast nie über ein Stockwerk hoch, mit kleinen Zimmerchen, deren Papierfenster nicht auf die Gasse sehen. Im Norden werden sie im Winter durch unterirdische Oefen geheizt. Bei Reichen herrscht großer Luxus der Ausstattung und sind geschmackvoll angelegte Gärten beliebt. Die Anlage von Dörfern und Städten ist überall die gleiche; einige ungepflasterte Straßen, keine höheren Gebäude oder Türme und um das Ganze ein Erd- oder Backsteinwall. Der Chinese ist pantophag, d. h. er ißt alles. Hauptnahrungsmittel für das Volk ist freilich der Reis; recht beliebt ist auch das Fleisch des Schweines und des Hundes. Bei Reichen herrscht große Verfeinerung im Tafelluxus. Folgendermaßen lautet z. B. ein chinesischer Speisezettel aus den höheren Kreisen: „Haifischflossen mit Hummer. Pilse mit gehacktem Geflügel. Omelette aus Taubeneiern. Seehundshirn in Sauce. Gebackenes Ochsenfleisch

Ein Flickschuster in Kanton.

Digitized by Google

mit Klöschen. Seeſchnecken. Gebratene Wurſt von gerolltem Schweinefleiſch. Spinat mit gehacktem Geflügel. In Eiermehl gebackene Krabben. Mandelthee mit Schwammkuchen. Pilze in Sauce. Gebratenes Geflügel. Geſchmorter Salm in Sauce. Gedämpfte Hammelsbruſt. Geröſtetes Spanferkel. Gebratene Enten." Butter iſt unbekannt, ihre Stelle erſetzt das uns höchſt widerliche Ricinusöl. Als allgemeines Getränk dient ſtatt des völlig unbekannten Weines der allerdings hochfeine Thee, dann warmer Reisbranntwein, „Samtſchu", im Norden Kumys und Branntwein aus Schöpſenfleiſch. Die bereits klein geſchnittenen Speiſen werden auf Platten in napfförmigen Gefäßen aufgetragen und mittelſt zweier Stäbchen gegeſſen. In größeren Städten exiſtieren billige Speiſehäuſer für das Volk, dem ſeine Pflanzenkoſt ganz gut bekommt, da es dabei kräftig und ausdauernd bleibt. Ein gewiſſer Unterſchied in dieſer Beziehung zwiſchen der Konſtitution der kaukaſiſchen und der mongoliſchen Raſſe iſt nicht zu verkennen. Auch kommen die Chineſen recht gut ohne einen wöchentlichen Ruhetag aus; freilich haben ſie an ihren Arbeitstagen ſehr viele Ruhepauſen, die mit Thee und Pfeife, ſei es Tabak oder Opium, ausgefüllt werden, und die Qualität ihrer Anſtrengung iſt äußerſt gering. Die Chineſen haben eine wahre Leidenſchaft, alles Obſt zu eſſen, ehe es reif iſt; auch ein vorgeſchrittener Grad der Fäulnis hat einen beſonderen Reiz für ſie. Hieraus allein ſchon ließen ſich ihre zahlreichen Krankheiten, namentlich die Ruhr, erklären. Häufig wird daher der Verkauf von Gurken, auf die alle Klaſſen des Volkes äußerſt erpicht ſind, obrigkeitlich verboten. Dieſe Frucht wie auch Melonen werden in ſo unglaublicher Menge erzeugt und ſind ſo wohlfeil, daß der ärmſte Bettler hierdurch leicht zur Cholera gelangen kann. Gewöhnlich werden die Melonen von innen heraus ſo ausgegeſſen, daß nur noch ein Minimum von Schale bleibt, das dann auf die Straße geworfen und von den Bettlern in enormen Quantitäten vertilgt wird. Merkwürdig bleibt, daß trotz dieſer elenden Nahrung der phyſiſche Zuſtand vieler ein ganz guter iſt.

Chineſiſcher Koch (Punti).

Der Chineſe iſt Ackerbauer par excellence; faſt jedes Fleckchen Land iſt auf das ſorgfältigſte bebaut und mit menſchlichen Exkrementen oder Küchenabfällen gedüngt. Viehzucht kennt der Chineſe dagegen gar nicht, wohl aber Seidenzucht und Baumwollen-

Digitized by Google

bau, an Flüssen und Küsten auch Fischerei. Das Familienleben ist einfach; der Chinese hat bloß eine rechtmäßige Frau, darf aber Konkubinen halten, deren Kinder völlig legitim sind. Der orientalische Harem mit seinen Eunuchen existiert in China nicht. Eunuchen dürfen bloß gewisse Mitglieder des kaiserlichen Hauses und die Familien der höchsten erblichen Fürsten, der „Hsi-wang", in Dienst nehmen. Die grausame und lebensgefährliche Operation der Entmannung umfaßt die Entfernung des gesamten Geschlechtsapparats. (Carter Stent, Chinesische Eunuchen oder der Ursprung, Charakter, Habitus, Obliegenheiten und Zurichtung der Hämlinge Chinas. Leipzig. o. J. 8°.) Verlobungen werden schon in der Jugend vollzogen; die förmliche Werbung muß aber durch gewisse Unterhändler geschehen: dann wird beiden Teilen das Horoskop gestellt und danach Tag und Stunde des unter einer Reihe von Festlichkeiten begangenen Hochzeitsfestes bestimmt. Beide Teile sollten in bezug auf Rang und Vermögen einander möglichst gleich stehen und müssen Chinesen sein. Heiraten mit Fremden sind gesetzlich verboten, Scheidungen gleichfalls auf gesetzlich genau bestimmte Fälle beschränkt. Die chinesische Familie ist ein Staat im kleinen, mit dem unumschränkt gebietenden Hausvater an der Spitze; Auflehnung gegen ihn ist todeswürdig; er ist aber auch zur Erhaltung und zum Schutz der Familienmitglieder verpflichtet und für deren Aufführung verantwortlich, wogegen ihm auch deren Verdienste zu gute kommen und Eltern für die Verdienste ihrer Kinder noch im Grabe geadelt werden. Das Umgekehrte kommt nie vor. Der Chinese will einen Sohn besitzen, dessen Geburt gilt als frohes Ereignis, jene eines Mädchens aber als ein Unglücksfall. Aermere setzen daher die weiblichen Kinder gleich nach der Geburt aus. Auch Kindertötung und noch mehr Fruchtabtreibung gehen im Schwange. (Dr. E. Martin, Etude médico-légale sur l'infanticide et l'avortement dans l'Empire chinois. Paris. 1872. 8°.) Die Kinder werden früh zu bescheidenem, sittigem Betragen angehalten und mit den ersten Elementen des Lebens bekannt gemacht. Für Unbemittelte giebt es billige öffentliche Schulen, an manchen Orten sogar mit Nachtstunden, um den Tageserwerb nicht zu beeinträchtigen. Im Leben sind beide Geschlechter strenge geschieden, die Frauen von der Oeffentlichkeit ganz ausgeschlossen und auf die Familie beschränkt, ohne deshalb eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Manche Frau hat sogar ihren Gemahl stark unter dem Pantoffel. Sie, wie die Mädchen, zieren Bescheidenheit und Eingezogenheit. Viele Mädchen aber ergeben sich der zwar gesetzlich verbotenen aber doch reichlich vorhandenen Prostitution auf den berüchtigten Blumenschiffen. (Gustav Schlegel, Jets over de prostitutie in China. Batavia. 1866. 4°.)

Näherin aus Hongkong.

Der chinesische Staat ist eine Familie im großen mit dem Kaiser als Oberhaupt an der Spitze. Der Chinese betrachtet seinen Kaiser lediglich als seinen Vater, dem das

Digitized by Google

Beste seiner großen Familie wirklich am Herzen liegt. Begeisterung für eine bestimmte Dynastie und deren Zwecke ist ihm durchaus fremd. Daher denn auch China seine Dynastie so oft wechseln konnte und jede dennoch stets gehorsame Unterthanen gefunden hat. Daher aber gilt auch jeder außerhalb des Staates Stehende, jeder Fremde für rechtlos. Besondere Verehrung genießen Alter und Erfahrung, die höchste aber das Wissen. Der aus allen Volksschichten hervorgehende Gelehrtenadel bildet die einzige Aristokratie, d. h. verleiht persönlichen Adel und ebnet den Weg zu Amt und Auszeichnungen. Die Staatsbürger zerfallen in vier Klassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute. Als „unehrlich" gelten Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler, deren es bei der Beliebtheit, welcher sich das Theater in China erfreut, nicht wenige giebt, endlich Vagabunden. In den ersten Stand einzutreten steht jedem Staatsbürger frei; aus ihm werden die Kandidaten für die verschiedenen Aemter gewählt; die Entscheidung erfolgt durch Prüfungen, deren es eine ganze Reihe giebt. Der Kaiser regiert unumschränkt in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Weisen und vergiebt selbständig die einzelnen Stellen. Unmittelbar unter ihm stehen 13 hohe Körperschaften, davon 8 Ministerien, und unter diesen eine Reihe von Behörden in fortlaufender Rangstufe. An der Spitze jeder Provinz steht ein Generalgouverneur oder Vizekönig. Die öffentlichen Zustände und die Handhabung der Gesetze sind schlecht. Nirgends existieren so viele geheime Gesellschaften, nirgends sind Piraterie und Bettel so entwickelt wie in China. Verwaltung und Justiz sind vereinigt; die Strafen mitunter barbarisch. Bambushiebe entehren nicht. Als Todesstrafen sind üblich: Hängen, Köpfen und Spießen. Die relativ unbedeutende Militärmacht, welche sich lange in kläglichem Zustande befand, soll jetzt durch europäische Lehrmeister verbessert sein; auch die Bewaffnung ist jetzt meist die europäische, sowohl im Landheere als in der Marine, welche nebst mehreren in Europa erbauten Kriegsschiffen noch viele einheimische Kriegsboote zählt. Handelszwecken dienen fast ausschließlich die bekannten chinesischen Fahrzeuge, die sogenannten „Dschunken", doch ist der Handel vorwiegend Binnenhandel; sehr entwickelt ist dagegen die Industrie und die technischen Fertigkeiten wurden von alters her gepflegt. Unter den Krankheiten der Chinesen stehen Hautausschläge, wegen der herrschenden Unreinlichkeit, obenan; die Heilkunde bewegt sich auf tiefer Stufe. Die stets sehr feierlich veranstaltete Totenbestattung geschieht in Holzsärgen, welche in Gräber an unfruchtbaren Orten versenkt werden. Die Trauerzeit dauert 27 Monate; im Frühjahre und Herbst wird dem Verstorbenen auf den Gräbern geopfert. In Hinsicht der Religion sind zu unterscheiden: die als offiziell geltende Volksreligion, welcher die alte, auf bloße Verehrung der Naturkräfte hinauslaufende Religion ohne Tempel, Götterbilder und Priester zu Grunde liegt, und die von Kon-fu-tse reformierte. Seine Lehre ist die eigentliche Religion der Gebildeten, während einzelne Philosophen, sowie das gemeine ungebildete Volk, erstere dem „Tao" d. h. dem mystischen Niederschlag der alten Volksreligion, letzteres vorwiegend dem Buddhismus in der Gestalt des Foismus anhängen. Dabei ist das Volk in hohem Grade aber-

Do-Do, musizierende chinesische Schauspielerin.

Digitized by Goog

gläubisch, hält viel auf Wahrsagerei und läßt sich durch den seltsamen Aberglauben des „Feng-shui", den man als Geomantie bezeichnen kann, in allem und jedem beeinflussen. (Eitel, Feng-shui, or the rudiments of natural science in China. London. 1873. 8°.) Im Süden Chinas hat der Islam sich ausgebreitet, und auch im Westen, in der Dsungarei, giebt es chinesische Muhammedaner. Endlich laufen Posten katholischer Glaubensboten, meist Franzosen, in ununterbrochener Kette von der Umgebung Pekings bis zur Westgrenze des Reiches, und zahlreiche blühende Gemeinden eingeborner Christen existieren überall im Innern des ungeheuren Landes.

Die Sprache Chinas, welche aus einsilbigen Stammwörtern besteht, durch deren ganz bestimmte Stellung innerhalb des Satzes der Mangel an Flexion

Chinesisches Kriegsboot. Mit Luntenflinten auf Bord bewaffnet. (Nach einem Modell.)

ersetzt wird, zerfällt in zwei Hauptrichtungen, nämlich in die Volkssprache und in Schriftsprache, neben welchen noch die Umgangssprache der Gebildeten (Mandarindialekt) als dritte Richtung gelten kann. Die Volkssprache, welche gegenwärtig in mehrere Mundarten zerfällt, die in der Aussprache voneinander stark abweichen, ist weniger abgeschliffen, als die Schrift- und gebildete Umgangssprache, insoferne sie noch Konsonanten am Ende des Auslautes der einzelnen Wurzelformen duldet, während die beiden letzteren nur Vokale und Nasale im Auslaute gestatten. Sie steht also dem Ursprunge viel näher als die beiden anderen und es muß daher auf sie bei Erwägung der etwaigen Verwandtschaftsverhältnisse mit anderen Sprachen vor allem Rücksicht genommen werden. Wie viele Menschen chinesisch sprechen, läßt sich nicht angeben, denn genaues über die Bevölkerungsziffer ist nicht zu erfahren. Die Angaben schwanken sogar zwischen

Digitized by Google

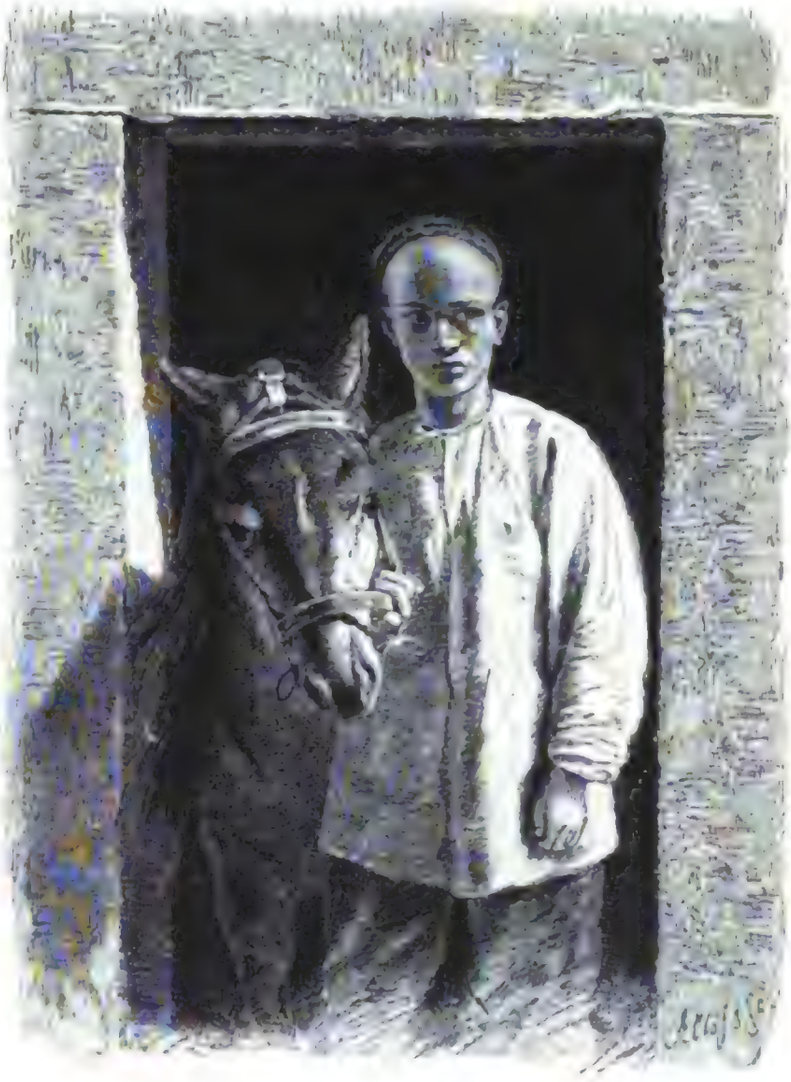
200 und 537 Millionen Köpfen; sicher ist indes, daß China dichter bevölkert ist als die dichtesten Teile Europas und obendrein die Bevölkerung in raschem Wachsen begriffen ist, was zur Uebervölkerung führt. Letztere erzeugt eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben, woraus sich wieder einzelne barbarische Sitten erklären. Sie erzeugt aber auch eine großartige Auswanderung, welche die Söhne des himmlischen Reiches nach allen Richtungen der Windrose zer-

Chinesische Handels-Dschunke.

streut. (F. Ratzel. Die chinesische Auswanderung. Breslau 1876. 8°.) Angesiedelt haben sich diese längs der Küste der Insel Hainan, an der Westküste Formosas, in den Königreichen Anam und Siam, in Französisch-Kochinchina, auf der Halbinsel Malakka, namentlich in Singapur, auf Java, der Prinz Walesinsel bis nach Ceylon, in Australien und mehreren Eilanden des Stillen Ozeans, endlich selbst an der Westküste Amerikas, in Kalifornien und Peru, wohin sie sich gleichwie nach Jamaika, nach den Zuckerinseln Mauritius und Reunion als „Kuli", d. h. als Arbeiter verdingen. Fleißiger, thätiger als die Eingeborenen haben die Chinesen fast überall, wo sie einmal festen Fuß faßten, Handel und Gewerbe in ihren Händen und repräsentieren die wohlhabendste Klasse der Be-

Digitized by Google

völkerung. In Ländern, wo Europäer und deren Nachkommen herrſchen, wie in Kalifornien und Auſtralien, haben ſie allerdings eine ſolche glänzende Stellung nicht errungen, immerhin machen ſie der europäiſchen Arbeit in ſehr vielen Städten eine bedenkliche Konkurrenz, welche ſogar legislatoriſche Maßnahmen gegen die chineſiſche Einwanderung veranlaßt hat. Da in ihrem weiten Vaterlande ohnehin faſt alle Klimate vertreten ſind, beſitzen die Chineſen mehr als andere Menſchen die Fähigkeit, ſich in den verſchiedenſten Zonen zu akklimatiſieren. Ihre Abſicht geht aber faſt nirgends dahin, ſich eine neue Heimat zu gründen, ſondern ſtets ſtreben ſie mit ihren Erſparniſſen nach dem alten Vaterlande zurückzukehren und laſſen, falls der Tod ſie in der Fremde überraſcht, womöglich wenigſtens ihren Leichnam dahin zurückbringen. Auch wandern faſt bloß Männer aus und verbinden ſich nicht mit den eingebornen Weibern. Die wenigen weiblichen Auswanderer führen meiſt ein zügelloſes Leben.



Chineſiſcher Kuli (mit Eſel).

Die Koreer.

Ungleich weniger bekannt, denn Chineſen und Japaner ſind die Bewohner der gebirgigen Halbinſel Korea, welche durch das Weiße Gebirge von der nördlich liegenden Mandſchurei getrennt wird und bis vor Kurzem nächſt Tibet zu den verſchloſſenſten Ländern der Erde zählte. Die Koreer ſind nun gleichfalls, wie die Chineſen, ein Miſchvolk, nämlich einerſeits Nachkommen der in der Geſchichte Hochaſiens wiederholt auftretenden Sien-pi, andererſeits der im Süden Koreas anſäßigen San-pan. Ihre Nationalität und Sprache erhielten ſie von

Digitized by Google

dem im zweiten Jahrhundert v. Chr. vom Norden her eingedrungenen Eroberervolke der Kao-li, welches die ganze Halbinsel unter seine Herrschaft brachte. Die Sprache Koreas ist eine mehrsilbige Stammsprache und steht zum Japanesischen und den uralaltaischen Sprachen in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse. Die Koreer haben mongolischen Typus, ähneln aber mehr den Japanern, als den Chinesen. Sie sind von mittlerer Größe, ziemlich kräftig und ertragen viele Anstrengung. Die im Norden wohnenden sind die robustesten und fast wild. Die abgerundeten Jochbeine treten stark hervor, die Nase ist am Steg eingedrückt, die Nasenflügel sind breit, die Augen schwarz und schief nach innen geschlitzt; der Wuchs ist schlank und kräftig, weit mehr wie bei den Nachbarvölkern.

Bewohner von Korea.

Gegenwärtig wird Korea von einer einheimischen Dynastie regiert, deren Oberhaupt den Titel König führt, aber der chinesischen Mandschudynastie tributpflichtig ist, von welcher er die Investitur erhält. Die alljährlich den Tribut nach Peking überbringende koreische Gesandtschaft hat vom Kaiser den Kalender zu empfangen, Bericht über die Familie des Königs und alle Begebenheiten zu erstatten. Der König darf die kaiserliche Farbe nicht tragen, auch keine Krone, die der des Kaisers ähnlich wäre, ist aber in seinem Lande absoluter Monarch und hat Gewalt über Leben und Tod, auch der Edelsten. Er genießt fast göttliche Verehrung: es ist ein schweres Verbrechen, nur seinen Namen auszusprechen. Er soll sich nur mit dem allgemeinen Wohl beschäftigen, über die Gesetze wachen, das Volk vor Bedrückungen der großen Würdenträger schützen. In der Regel aber ist der König ein Faulenzer, verderbt, ausgemergelt, vor der Zeit gealtert, verdummt und unfähig, schon von seinem 12. Jahre an im Harem lebend. An seiner Stelle regieren ehrgeizige Minister mit fast unumschränkter Gewalt. Stirbt der König, so muß jeder Mann im Lande 27 Monate lang trauern; ebenso lange unterbleiben alle öffentlichen Vergnügungen. Das Volk der Koreer ist nichts und mischt sich in nichts. Durch die Korea eigentümliche, aber nicht auf religiösen, sondern lediglich auf politischen Ursachen beruhende Kasteneinteilung haben nur die Adeligen die Macht in Händen und kümmern sich um das Volk nur insofern, als sie es drücken und aussaugen. Der Adel ist erblich; die Adeligen sind nicht militärpflichtig, unverletzlich und tragen als Kennzeichen eine Mütze aus Pferdehaar. Sie betragen sich durchweg tyrannisch, erpressen Geld, wenn sie dessen bedürfen, Anleihen und Kaufsummen bezahlen sie nicht. Jeden Mangel an Respekt bestrafen sie grausam. Von dieser Landplage stammen alle Mißbräuche des Landes. Obwohl heutzutage ein großer Teil der Adeligen im größten Elend lebt, so würden sie sich doch nie zu einer Arbeit entschließen. Der höhere Adel zerfällt in die zwei Rangklassen des Zivil- und des Militäradels, von welchen jedoch der

Digitized by Google

erstere der bei weitem mächtigere und bedeutendere Zweig ist. Diesen beiden Rangklassen folgt dann die numerisch sehr schwache Kaste der sogenannten Halbadeligen, die gewissermaßen den Uebergang zwischen den Edeln und der Bürgerklasse bilden; auch diese besitzen das Recht, gewisse Aemter aus ihren Reihen auszufüllen, aus denen vorzugsweise die Regierungssekretäre und die Dolmetscher für das Chinesische rekrutiert werden. Es folgt dann die Bürgerkaste, die aus den besseren und wohlhabenderen Ständen der Städtebewohner gebildet wird; im allgemeinen unterscheidet sich dieselbe aber nur wenig von der Masse des eigentlichen Volkes, nur daß sie vielleicht, nach koreischen Begriffen wenigstens, ein wenig mehr Lebensart und Bildung besitzt, welche letztere in der Erlernung

Bewaffneter aus Korea.

der chinesischen Schriftsprache besteht. Zu dieser Klasse zählen die Kaufleute, Industriellen und die meisten Handwerker. Die nächste Kaste besteht dann aus dem eigentlichen Gros des Volkes, den Landbewohnern, Ackerbauern, Hirten, Jägern, Fischern u. s. w., und ist selbstverständlich die zahlreichste im Lande. Zwischen dem Volk und den Leibeigenen, welche die unterste Rangstufe einnehmen, tritt uns noch die Institution der „verächtlichen Kasten" entgegen, die sich wiederum in verschiedene Grade verteilen und in pekuniärer Beziehung im allgemeinen durchaus nicht die am unvorteilhaftesten gestellte Klasse ist, wenn sie auch in sozialer Beziehung unter dem eigentlichen Volke steht. Der König hat indes die Macht und das Recht, selbst einen den verächtlichen Kasten Angehörigen in eine höhere Rangstufe zu versetzen, und in ausnahmsweisen Fällen ist es sogar schon vorgekommen, daß Mitglieder derselben ein Mandarinat und dadurch den Adel erhalten haben. Eine andere dem Lande eigentümliche Institution, die sich weder in China noch in Japan vorfindet, ist die der Leibeigenschaft, welche sich, wenn auch nicht in der ganzen Strenge früherer Zeiten, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In mancher Hinsicht ist die Stellung der Leibeigenen eine ähnliche, wie die der früheren russischen, doch hat

das System in Korea verhältnismäßig nie die Ausdehnung angenommen, wie in Rußland, ist im allgemeinen in mildere Formen gekleidet und tritt gleich den Kasten in verschiedenen Abstufungen auf. Die den Edeln und Privatleuten zugehörigen Leibeigenen werden im allgemeinen gut behandelt, und ihr Los ist nicht gerade ein schweres zu nennen. Sie haben die häuslichen Dienste und die Bestellung des Landes ihres Herrn zu besorgen, und wenn sie, wie dies dann und wann der Fall ist, eigene Wohnungen einnehmen und das ihnen zugewiesene Land bebauen, so gehört zwar der Ertrag desselben zum größeren Teil ihren Eigentümern, was indes durchaus nicht ausschließt, daß sie in manchen Fällen bei der ihnen eigenen Sparsamkeit in besseren Verhältnissen als ihre Herren sich befinden, wodurch sich ihnen die häufig benutzte Gelegenheit des Loskaufs bietet. Die Herrin des Hauses wählt gewöhnlich unter den jungen Töchtern der Leibeigenen jene aus, welche sie zu ihrem Hausdienst bestimmt, und erzieht dieselben dann selbst mit ihren eigenen Kindern. Mit den Knaben macht man weniger Umstände und läßt die Eltern für deren Erziehung sorgen; man giebt letzteren sogar in ihrer Jugend ohne große Schwierigkeiten die Freiheit, und dies um so eher, als es zu den häufigen Vorkommnissen gehört, daß sie eine Freie heiraten, wodurch die solchen Ehen entspringenden Kinder schon durch die Mutter selbst gesetzlich frei werden.

Die offizielle Religion Koreas, wenn überhaupt von einer Religion die Rede sein kann, ist der Buddhismus, der um das Jahr 372 n. Chr. zuerst von China aus Eingang im Lande fand und sich allmählich allgemeiner ausbreitete. Im Punkte der gänzlichen Mißachtung aller ihrer religiösen Gebräuche und Förmlichkeiten aber stehen die Koreer kaum über dem Niveau ganz wilder Völkerschaften, und der letzte Platz, selbst unter den verächtlichen Kasten, tief unter dem gemeinen Volke stehend und eben über den Leibeigenen rangierend, ist den Priestern oder „Bonzen" in der öffentlichen Gemeinschaft angewiesen; sie verdienen auch keinen besseren wegen ihrer gänzlichen Erniedrigung und dem unglaublichen Grade ihrer moralischen Verkommenheit und Verwilderung. Daß man unter solchen Verhältnissen in Korea keine Tempel und Götzen- oder Joßhäuser zu finden erwarten darf, liegt in der Natur der Sache. Selbst an bedeutenderen und bevölkerten Plätzen trifft man im besten Fall kaum etwas anderes als miserable Schreine an, deren verfallene Verfassung deutlich die Vernachlässigung und Nichtachtung zeigt, in welcher sie gehalten werden.

Der Charakter des Volkes im allgemeinen unterscheidet sich vorteilhaft von dem seiner Nachbarn, sowohl im Auftreten wie durch die Offenheit des Benehmens. Die Koreer, selbst der unteren Stände, sind von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen wird, die bei näherer Bekanntschaft mehr zu Tage treten. Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmütig, schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen auch an Fremde an, und man kann nur überall ihr freundliches Entgegenkommen rühmen. Im Gang fest, sicher und behende, verrät die Körperbildung der Koreer eine größere Selbständigkeit und freiere Bewegung als die der Japaner, denen sie, wie den Chinesen, an Größe und Stärke überlegen sind, auch zeigt ihre ganze Haltung mehr Thatkraft und Energie und einen mehr entwickelten kriegerischen Geist, als man bei diesen findet. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß sie trotz aller ihrer Körper- und Charaktervorzüge an geistiger Ausbildung und Sittenfeinheit bedeutend hinter denselben zurückstehen; meistens plump von Manieren und ohne wirkliche Lebensart, geben sie sich ganz wie sie sind, und es fehlt ihnen der Schliff, den man selbst bei den geringeren Klassen in China und Japan nie ganz vermissen wird. Auch bei den höheren Ständen und Beamten, denen man eine gewisse ernste Würde und Grandezza in ihrem Auftreten nicht absprechen kann, tritt dieser Mangel an feinerer Gesittung hervor, sobald sie ihren amtlichen Charakter beiseite setzen und sich gehen lassen, der rohe Naturmensch zeigt sich dann ganz unverhüllt.

Polygamie ist in Korea vorherrschend und das Los der Frauen wenig von dem ihrer chinesischen Schwestern verschieden. Je nach Stellung und Wohlstand des Mannes richtet sich die Anzahl seiner Frauen; da aber Wohlhabenheit in den mittleren und unteren Ständen zu den Ausnahmefällen gehört, so findet man bei denselben nicht oft mehr als eine Frau im Hause. Besondere Heiratsformalitäten oder Feierlichkeiten bei Eingehung der Ehen kennt man nicht; sobald der Ehemann in spe sich mit dem Vater oder den Verwandten seiner Auserwählten über die zu leistende oder zu empfangende Entschädigung geeinigt hat, nimmt er das Mädchen als seine Frau zu sich und kann damit, wie mit seinem übrigen Eigentum, nach Gutdünken schalten und walten. Die Frauen müssen sich im Hause in den für sie bestimmten Gemächern aufhalten, und

Digitized by Google

in den besseren und vornehmeren Ständen werden sie von der Außenwelt noch mehr abgesperrt wie die chinesischen Frauen. Auf dem Lande, wo ihnen teilweise die Besorgung der Feldarbeit mit obliegt, haben sie etwas mehr Freiheit und sind ungenierter in ihrem Thun und Treiben, obgleich sie auch dort mehr innerhalb des Hauses sich aufhalten müssen, als dies bei der weiblichen Landbevölkerung Chinas der Fall ist. In den Städten und größeren Ortschaften ist es aber entschieden gegen die gute Sitte, wenn Frauenzimmer sich während des Tages auf der Straße blicken lassen; sie verlassen während desselben sehr selten ihre Gemächer, und diese Absonderung wird mit ziemlicher Strenge aufrecht erhalten. Um die Frauen indes für diese Absperrung während der Tageszeit zu entschädigen, ist folgende merkwürdige Einrichtung getroffen: Im Sommer um 9 Uhr abends, im Winter zu einer früheren Stunde werden in den Städten auf ein Zeichen die Stadtthore geschlossen; sobald dies geschehen, müssen sich sämtliche Männer aus den Straßen entfernen, und die alleinige Benutzung derselben wird dann den Frauen für mehrere Stunden zum Zweck der Erholung in der freien Luft und zum Spazierengehen eingeräumt. Passiert es dann auch wohl manchmal, daß ein Nachtschwärmer sich über die festgesetzte Zeit hinaus verspätet hat und sich noch auf der Straße befindet, so wird er sich, ohne aufzublicken, so schnell als möglich in seine Wohnung begeben, und es würde jedem schlecht bekommen, der es wagen würde, trotz des strengen Verbotes, die Frauen auch nur im geringsten zu molestieren. Die gute Sitte erfordert sogar, und sie wird auch allseitig befolgt, daß jeder Mann, der sich während dieser Zeit noch im Freien befindet, sobald er irgend spazierengehenden Damen begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht halte, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße begebe, um die weiblichen Spaziergänger nicht zu stören oder zu erschrecken. Der Gesichtsbildung der Männer nach zu urteilen, die durchgehends charaktervolle Züge besitzen, darf wohl angenommen werden, daß die Frauen in ihrem Aeußeren nicht hinter den männlichen Bewohnern zurückstehen. Trotz des strengen Absperrungssystems der Frauen ist übrigens das sogenannte soziale Uebel auch in Korea vorhanden.

Bei Begräbnissen finden ebenso wenig wie bei Hochzeiten Zeremonien oder Feierlichkeiten statt. Der Leichnam wird in einen sehr einfachen Holzsarg gelegt, oder, was ebenso oft vorkommt, ohne einen solchen und nur in ein Leichentuch gewickelt begraben. Zierat oder Schätze werden niemals mit den Toten ins Grab gelegt. Zuzeiten sammelt man die Knochen und beerdigt sie aufs neue; das Verbrennen findet nur selten und bloß bei den besseren Klassen statt. Für verstorbene Verwandte wird in der Regel keine Trauer angelegt; geschieht es jedoch für die Eltern, so wird sie auch in der strengsten Weise durchgeführt.

Die Häuser und Gebäude in den Städten sowohl als auf dem Lande sind fast ohne Ausnahme einstöckig, zum bei weitem größeren Teil ziemlich roh aus Lehm gebaut und mit Lehm oder Stroh gedeckt. In den ansehnlicheren Städten findet man allerdings auch viele Häuser von Holz und Backsteinen mit Ziegeldächern, in kleinen Ortschaften und Dörfern sind aber nur die Wohnungen der Ortsbeamten aus diesen Materialien verfertigt, woran sowie an den sie umgebenden Einfriedigungen aus rohen Quadersteinen sie kenntlich sind. Ein mit Ziegeln gedecktes Gebäude auf dem Lande ist schon eine seltenere Erscheinung und zeugt für den größeren Wohlstand des Eigentümers. Die innere Einrichtung der Häuser in den südlichen und mittleren Provinzen erinnert in etwas an die der japanischen, nur daß man in Korea keine Idee von der Nettigkeit und Reinlichkeit hat, die durchgängig alle Wohngebäude in Japan auszeichnen. Auf dem Lande findet man fast niemals gedielte Fußböden, es dient der nackte Erdboden, auf dem die Wohnungen stehen, diesem Zweck; Eß- und Trinkutensilien machen gewöhnlich fast das ganze Mobiliar aus. Stühle findet man höchstens vereinzelt als besondere Zierate in den vornehmsten Wohnungen. In den Häusern der bessern Mittelklasse ist der Fußboden auf japanische Art mit Matten aus ordinärem breiten Stroh belegt. Der Koreer wie der Japaner sitzt stets mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden und bedarf daher unserer Stühle und Sessel nicht; auf diese Art giebt er sich stundenlang dem ihm angeborenen Gemächlichkeitssinn hin, dem er weit mehr als seine Inselnachbarn frönt. Tische sind ebenso unbekannt und werden durch niedrige, ungefähr 30 cm hohe Gestelle ersetzt, deren man sich bei Mahlzeiten bedient. Bettstellen nach unserer Idee kennt man gar nicht; meistenteils schlafen die Koreer auf einer einfachen Matratze oder auch ohne solche auf dem Fußboden, ein gewöhnliches Holzgestell für die Matratzen gehört schon zu den ausnahmsweisen Luxusartikeln. Die Bettdecken, von gewöhnlichem

Digitized by Google

Baumwollſtoff, ſind mit roher Baumwolle wattiert. Im ganzen zeigt die innere Einrichtung der koreiſchen Häuſer den gänzlichen Mangel an gutem Geſchmack und das Fehlen eines Bedürfniſſes äußerer Verſchönerung oder Verzierung; auch machen die ſogenannten Paläſte der Großen darin keine Ausnahme, und in betreff der komfortabeln Einrichtung können letztere ſelbſt nicht mit den Häuſern der beſſeren Klaſſe in China verglichen werden. In ſeiner Lebensweiſe iſt der Koreer einfach und mäßig, letzteres namentlich was das Eſſen anbelangt, obſchon er eben kein Koſtverächter iſt. Das Hauptnahrungsmittel beſteht in Reis, der auch hier nach chineſiſcher Manier trocken abgedämpft gekocht wird und die Hauptſpeiſe jeder Mahlzeit ausmacht. Als Zuſpeiſen zu demſelben dienen verſchiedene Arten Gemüſe, Fiſche, Geflügel und dann und wann auch Schweinefleiſch; Rindfleiſch wird faſt nie gegeſſen, weil Viehzucht nur in höchſt beſchränktem Maße betrieben wird. Die Zubereitung der Speiſen, ähnlich jener der chineſiſchen Küche, ſteht im allgemeinen hinter der letzteren zurück. Buchweizen, Hirſe, Mais u. dgl. m. machen ebenfalls einen Teil der Nahrung aus; letzterer wird gemahlen und zu einer Art trockenen Brotes gebacken. Das Eßgeſchirr beſteht aus ordinärem Porzellan (teilweiſe chineſiſchen Fabrikats) und irdenen Kummen, aus welchen der Reis gegeſſen wird. Schüſſeln ſind allerdings auch gebräuchlich. Dagegen bedienen ſich die Koreer nicht wie in China der Eßſtäbchen, ſondern hölzerner oder irdener Löffel mit ſehr langen Stielen ſowie zweizinkiger Gabeln und Meſſer. Wein bereiten ſie aus Hirſe oder Reis und ſind dem Genuſſe desſelben ſehr ergeben; aus Thee machen ſie ſich wenig. Die Koreer beſitzen eine leidenſchaftliche Vorliebe für Muſik und einen ziemlich monotonen Tanz. Schauſpiele und Theatervorſtellungen ſcheinen dagegen ganz unbekannt zu ſein. (Ernſt Oppert, Ein verſchloſſenes Land. Reiſen nach Korea. Leipzig. 1880. 8°.)

Die Bewohner des japaniſchen Inſelreiches.

Wie über die Chineſen, ſo müſſen wir uns auch über die Japaner kurz faſſen. Sie ſind das zweite große Kulturvolk Oſtaſiens und in gewiſſem Sinne noch mehr Kulturvolk als die Chineſen, inſoferne ſie ſich fremden Belehrungen weniger unzugänglich erweiſen und der europäiſchen Geſittung freiwillig ihre Thore öffneten, was denn auch ſeit anderthalb Jahrzehnten einen radikalen Umſturz aller bisherigen Verhältniſſe bewirkte, derart, daß wir jetzt ein Neujapan vor uns haben, in dem überall unfertige Zuſtände herrſchen, altererbte Sitten entwurzelt, die angeſtammten Ideen ins Wanken geraten ſind, ohne daß das Neue ſchon völlig feſten Fuß hätte faſſen können. Altjapan treffen wir nur mehr in den vom Verkehre abgelegenen Landesteilen, in welche Europäer gar nicht oder doch nur ſelten und vereinzelt zu dringen vermögen.

Die Eingebornen Japans zerfallen in zwei Stämme: die eigentlichen Japaner und die Aino. Erſtere (Nippon jin) ſind ein Miſchvolk, hervorgegangen aus Einwanderern mongoliſcher Raſſe, die großenteils lange vor unſerer Aera den ſüdlichen Teil des Reiches einnahmen und von dort erobernd gegen Norden vordrangen, und einer ſchon vorhandenen autochthonen Bevölkerung, welche die japaniſche Geſchichte Emiſhi nennt. Man nimmt an, daß dieſe letzteren, wenn nicht gleichen Stammes mit den Aino, ſo doch mehr verwandt mit denſelben waren. Die mutmaßliche Urbevölkerung des ſüdlichen Japans wurde wahrſcheinlich teils verdrängt, teils aſſimiliert, wie dies thatſächlich ſpäter mit den Emiſhi im Norden der Inſel Hondo geſchah. Lange nachdem ſich dieſer Ver-

Digitized by Google

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Hellas und Rom.

Von Jakob von Falke.

In reichstem Einband mit Goldschnitt 70 Mark.

Die gefeiertsten Kenner des klassischen Alterthums: **Alma Tadema, Friedrich Preller, Otto Ruille, Anselm Feuerbach, Ludwig Hans Fischer** haben sich mit dem berühmten Verfasser vereinigt, ein Werk zu schaffen, das unternommen wurde, den Cultus des Schönen zu fördern, das Gemüth zu erheben, den Geist zu erfrischen, und aus dem Materialismus der Gegenwart flüchtend, in der wunderbaren Vollkommenheit des antiken Lebens ein Reich des Ideals zu zeigen.

Die neuen Funde in Olympia, Tanagra Mykenä, Troja u. Pergamon sind eingehend berücksichtigt, die vielen Darstellungen der griechischen und italienischen Landschaften beruhen fast durchweg auf Naturaufnahmen.

Juno Ludovisi.

Prof. W. Lübke schreibt in der „Schwäb. Kronik“:

„Ein tüchtiger Meister culturgeschichtlicher Forschung hat sich mit einer Reihe ausgezeichneter Künstler verbunden, um das gesammte antike Culturleben in fesselnder Schilderung, aufs Reichste illustrirt, vorzuführen. Unter den Illustrationen finden wir nicht blos treffliche landschaftliche Darstellungen, sowie Abbildungen von Schmucksachen aus Mykenä und Cypern, sondern auch größere Blätter, welche hohes Lob verdienen. — Ganz meisterhaft endlich sind die landschaftlichen Darstellungen, meist mit Reconstructionen der antiken Baulichkeiten ausgeführt, Compositionen, in welchen die geschicktesten Künstler aus tiefem Verständniß des klassischen Alterthums Idealbilder von bezaubernder Schönheit geschaffen haben.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

In vier Hauptstücken: 1) Das germanische Alterthum, 2) das Mittelalter, 3) die Reformationszeit, 4) die Neuzeit — wird in diesem Buche das Werden, Wachsen und Wirken unseres Volkes dargestellt. Mit streng-historischer Treue und Wahrhaftigkeit der Zeichnung, aber auch mit anschaulicher Belebtheit der Farbengebung wird hier gezeigt, wie die Deutschen aller Klassen und Stände von Anfang ihrer Geschichte bis zur Gegenwart gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, gesonnen und geschaffen haben. Die Begründung und Entfaltung der materiellen und intellectuellen Cultur des Vaterlandes, die Arbeit unserer Vorfahren in Haus und Feld, im Frieden und Krieg, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, die ackerbaulichen, gewerblichen, religiösen, politischen, socialen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Entwickelungsstadien

Pracht-Ausgabe zu 70 Mark.

320 Seiten Text mit 250 Illustrationen und 64 Vollbildern in Tondruck in reichstem Prachtbande.

„Eine der glänzendsten Zierden nicht nur des diesjährigen Weihnachtsmarktes, sondern der Musterliteratur auf lange Zeit hinaus.“ (Leipziger Illustrirte Zeitung.) „Ein Prachtwerk ersten Ranges, bei dem alle Faktoren, Schriftsteller und Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker zusammengewirkt haben, um es zu einem Stolze unserer Kunstindustrie zu machen.“ (Victoria.) „Ein Werk, das unter dem deutschen Tannenbaum einen Ehrenplatz verdient.“ (Köln. Zeitung.)

Joh. Scherr: Germania

320 Seiten Text mit 250 Illustrationen und 24 Vollbildern in reichem Einbande. — Der Preis von 20 Mark ist ein so beispielles billiger, daß derselbe eben nur unter der Voraussetzung einer nationalen Betheiligung an einem nationalen Unternehmen gewagt werden konnte. — Die „Germania“ in dieser Ausgabe ist bestimmt, in die weiten Kreise aller Gebildeten oder nach Bildung Strebenden unseres Volkes hineingetragen zu werden.

Ausgabe in Gartenlaube-Format 20 Mark.

der Nation, alle die Wandlungen von Sitte und Brauch, das Land- und Stadtleben, die bäuerliche, bürgerliche, adelige und fürstliche Daseinsweise, das deutsche Dichten und Trachten, Minnen und Meinen, Wissen und Wollen — dieses alles findet seine Stelle und Würdigung in dieser cultur- und sittengeschichtlichen Schilderung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und von einer Form, welche Alt und Jung, Mann und Weib gleichermaßen anziehen und festzuhalten, zu belehren und zu ergötzen vermag. — Die künstlerische Ausstattung macht das Werk zu einem der reichsten und gehaltvollsten in unserer Literatur, denn hervorragende Männer der deutschen Künstlerwelt haben sich zusammengethan, ein Werk zu schaffen, welches in jedem Sinne ein nationales Prachtwerk zu heißen vermag und eine Zierde von jedem gebildeten Haushalt sein wird.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Naturgeschichte
des
Menschen
von
Friedrich v. Hellwald.

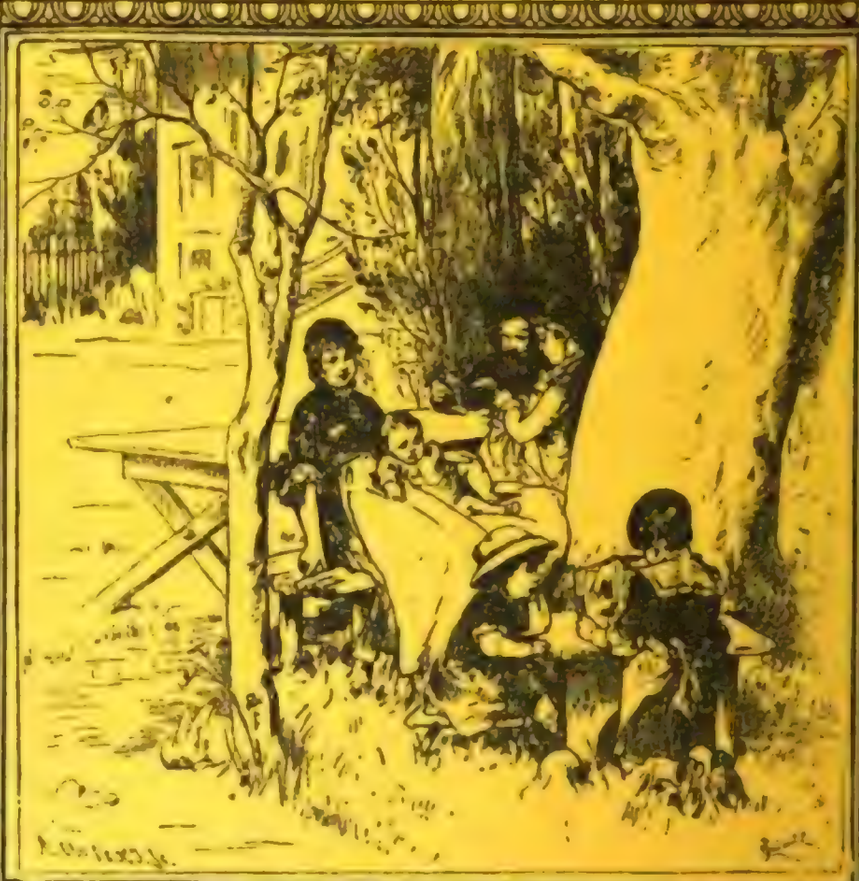
Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Die Anzeigen auf den folgenden Umschlagseiten sind besonderer Beachtung empfohlen.

Preis des Heftes 1 Mark = 60 kr. ö. W. = 1 Fr. 35 Cts.

Vom Fels zum Meer

Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.



Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

mischungsprozeß im südlichen Japan vollzogen hatte, trat Jimmu-Tennō auf. Der Gründung und Erweiterung des Mikadoreiches durch ihn und seine Nachfolger reiht sich dann zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die teilweise Eroberung von Korea an. Eine teils freiwillige, teils gezwungene Einwanderung von Koreern — später auch von Chinesen, wiewohl in geringerem Grade — folgt diesem Ereignis und wiederholt sich im Laufe der nächsten 8—10 Jahrhunderte von Zeit zu Zeit, während Emishi aus dem Norden ebenfalls unter die mehr südlichen Provinzen verteilt werden. Diese verschieden-

Zwei japanische Krieger (Preisfechter).

artigen fremden Elemente gingen allmählich im japanischen Volke auf und trugen wesentlich dazu bei, seinen ursprünglichen Charakter mehr und mehr zu verwischen. So finden wir denn mit W. Doenitz und Edwin Baelz im heutigen japanischen Volke drei ethnische Faktoren repräsentiert: Die Aino, die ursprünglichen Bewohner von Mittel- und Nordjapan. Ihr Anteil am heutigen japanischen Volke ist gering. Ferner einen mongoloiden Stamm, den besseren Klassen der Chinesen und Koreer ähnlich, welcher vom Festland über Korea einwanderte, sich im südwestlichen Teil der Hauptinsel zuerst niederließ und sich von da weiter über diese Insel ausbreitete. Endlich einen anderen mongoloiden deutlich malayen-ähnlichen Stamm, der sich zuerst im Süden, auf Kiushiu, niederließ und von da auf die Hauptinsel übersetzend dieselbe allmählich eroberte. Dieser Stamm, heute noch am reinsten in Satsuma und Umgebung repräsentiert, hat den Japanern ihr Herrscherhaus geliefert und ist der Zahl nach im ganzen Volke überwiegend. Leicht lassen sich die beiden letzteren Elemente auch heute noch als deutlich verschiedene Typen erkennen. Sie erklären es, daß Ge-

Digitized by Google

stalt und Wuchs der Japaner bisher eine so überaus verschiedene Beurteilung gefunden. Während die Einen die Mehrzahl des Volkes „wunderbar muskulös", „stalwart" nennen, bezeichnen sie andere als hohlbrüstig, mager, elend gebaut.

Wenn man die weit überwiegende Masse der Japaner, wie sie in den Ackerbauern und Handwerkern, den Lastträgern und Schiffern vertreten ist, im Auge hat, so ist ganz unzweifelhaft der ersteren Auffassung Recht zu geben, ja es muß unverständlich bleiben, wie man beim Anblick der nackten Kuli noch von schlechtem Körperbau reden kann. Fett ist fast kein einziger dieser Leute, aber muskulös sind sie alle. Eine dunklere Hautfarbe, welche an die malayische erinnert, gedrungenere, derbere Gestalt mit starkem Knochen- und Gliederbau zeichnet sie aus. Das kurze flache Gesicht weist unter einer niedrigen Stirn fast geradliegende Augen, hervortretende Backenknochen und eine flache Stumpfnase mit dicken weiten Flügeln auf. Der große Mund ist meist etwas geöffnet, die Gebärden sind linkisch. Dieser Typus ist im Norden und Nordwesten mehr vertreten als im Süden und gehört vornehmlich der an die Scholle gebundenen Landbevölkerung an, obgleich seine Vertreter zum Teil bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinaufragen. Freilich kommen neben diesen kräftigen, oft athletischen Gestalten in nicht ganz kleiner Zahl andere vor, die das Gegenteil darstellen: schlecht gebaute, muskelarme Menschen mit zartem Knochengerüst und schlechter Haltung. Hellere, gelblich weiße Hautfarbe, eine schlankere Gestalt, mehr Ebenmaß in allen Körperteilen und zarterer Gliederbau sind bemerkenswerte Kennzeichen des zweiten Typus. Der brachikephale Kopf zeigt ein prognathes ovales Gesicht und eine höhere Stirn. Die großen Augen erscheinen durch starke Lider verschleiert, geschlitzt und zur Nase mehr oder weniger schief (geneigt) gestellt, außerdem von hohen Augenbrauen überragt. Die Backenknochen treten nicht merklich hervor, noch auch der Mund, wohl aber die feine, leicht gekrümmte Nase. Die Menschen dieses Schlages kommen mit Europäern öfter in Berührung und sie machen in der That neben den großen Gestalten der germanischen Völker (die unter den Fremden in Ostasien überwiegend vorkommen und fast nur in gesunden, kräftigen Exemplaren) einen ziemlich dürftigen Eindruck. Nach ihnen hat man oft das ganze Volk beurteilt; aber auch sie sind die Nachkommen von Generationen, die sich einer eisernen Gesundheit erfreuten und in der Handhabung schwerer Waffen eine Gewandtheit besaßen, die noch heute in Erstaunen versetzt. Jedenfalls vertritt dieser Typus die edleren, regelmäßigen Züge, und da er vor allem in der höheren Gesellschaftsklasse und im Süden mehr als im Norden vertreten ist, so liegt die Annahme nahe, daß er mehr das eingewanderte Element, die Eroberer des Landes, repräsentiert. Das stereotype ovale Frauengesicht japanischer Maler mit seinen übertrieben schrägliegenden Schlitzaugen, der feinen Adlernase und den kleinen roten Lippen, obwohl nur eine Karrikatur und nicht im entferntesten ein Maßstab der japanischen Kunstfertigkeit, gehört diesem Typus an. In Wirklichkeit ist das weibliche Geschlecht hier schöner als das Ideal einheimischer Künstler; eine blühende Gesichtsfarbe mit roten Wangen und einem feingeschnittenen, geröteten Munde herrschen bei den Mädchen vor, sie werden durch das wohlgepflegte rabenschwarze Haar noch gehoben. Sie sind früh entwickelt und früh verblüht, auch selten, wenn je, unserem Begriff von einer schönen Frauengestalt ganz entsprechend. Zwischen diesen beiden, hier kurz charakterisierten Grundgestalten, denen meist geringer und auf das Kinn beschränkter Bartwuchs gemein ist, bemerken wir nun eine Menge Abstufungen und Uebergänge, denen weitaus die Mehrheit der japanischen Bevölkerung angehört. In der That zeigt sich in der japanischen Gesellschaft eine überraschend große Verschiedenheit und Veränderlichkeit in den Gesichtszügen und der Hautfarbe. Letztere, obgleich im allgemeinen weit dunkler als bei den Europäern, nähert sich in einzelnen Fällen sogar der hellen Farbe des Germanen. Nicht selten sind Ebenmaß und Regelmäßigkeit des Gesichtes so groß und abweichend von der herrschenden mongolischen Grundgestalt, daß man einen wohlgebildeten Europäer vor sich zu haben glaubt. Unter den Jünglingen der Samuraiklasse finden sich solche, die in ihrem Aussehen überraschend mädchenhaft erscheinen. Allein dies sind Ausnahmen, das japanische Volk ist nichtsdestoweniger im ganzen keineswegs ein schöner Menschenschlag. Aber die Physiognomien verraten Intelligenz und sind meist beweglich und ausdrucksvoll. Im Vergleiche zu den Europäern ist die japanische Rasse klein, der Mann im Mittel etwa 150 cm hoch, also kleiner als Koreer und Chinesen. Wie in China, so bleibt auch in Japan die Durchschnittsgröße der Frauen weit hinter derjenigen der Männer zurück; doch sieht man hier weder Riesen noch Zwerge, noch auch jene Fettleibigkeit, welche unter Chinesen und manchen anderen Völkern so häufig ist. Nur

Digitized by Google

die Ringkämpfer („Sumo-tòri") machen in letzterer Beziehung eine Ausnahme und zeichnen sich durch große Körperfülle aus. Eine sehr merkliche Verdrehung der Beine durch Einwärtskrümmung der Kniee beeinträchtigt sehr häufig den günstigen Eindruck der übrigen Gestalt und zeigt sich bei den Männern namentlich, wenn sie in enganliegendem europäischem Anzug erscheinen. Sie wird wahrscheinlich hervorgerufen durch die eigentümliche Art, wie Kinder von Müttern, Wärterinnen oder älteren Schwestern auf dem Rücken getragen werden. Man bindet sie nämlich durch ein Tuch, das der Träger sich um Schultern und Leib, dem Kinde um Rücken und Oberschenkel schlingt, fest wider den Rücken, wobei die Kniee gegen einander, die Füße aber nach außen zu liegen kommen. Kinder, welche der Vermischung von Weißen mit Japanern entstammen, schlagen in der Regel den letzteren nach, ganz so, wie auch anderwärts der mongolische Typus bei Mischlingen sich scharf ausprägt, ja das Uebergewicht über die europäische Rasse davonträgt.

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche sympathisch berühren und bei anderen Orientalen wenig oder gar nicht entgegentreten. Der Ankömmling im Reiche Nippon wird durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vorteile der abendländischen Zivilisation angenehm überrascht. Ueber der japanischen Welt ruht charakteristisch: höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Die Japaner sind arbeitsam, bedürfnislos und genügsam, abgehärtet gegen Witterungsverhältnisse, leichtlebig und von ritterlichem Sinn, gefällig, passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mitteilsam. Doch stehen sie in Wahrheitsliebe den Europäern nicht nach. Der Japaner stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Wer aber länger mit ihm verkehrt, lernt neben den erwähnten und einigen anderen lobenswerten Eigenschaften, zu denen wir vor allem blinde Ergebenheit und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern und eine warme Vaterlandsliebe rechnen müssen, auch manche andere kennen, durch die sich derselbe nicht besonders empfiehlt. Zu einem Anstandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meisten Europäer weit übertrifft, gesellt sich eine sorglose Bloßstellung der Person und vieles, was wir geradezu unkeusch nennen. Der allgemein verbreitete Geschmack an Blumen, landschaftlichen Schönheiten und Gegenständen der graphischen und bildenden Künste ist gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren verderbliche Folgen auch dem Nichtarzte vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigentümlichen Rechtssinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die schlechteste Aufführung zu übersehen, und in der Beamtenwelt viel Bestechlichkeit und Nepotismus. Dem lebhaften Verlangen nach Kenntnissen und der Raschheit in ihrer Erwerbung steht Mangel an Ausdauer gegenüber und an Geschick, dieselben zu verwerten, soweit es sich nicht um blinde Nachahmung handelt. Zur Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit des Wissens gesellt sich nicht selten eine unergründliche Verschlagenheit. Die japanische Jugend ist die folgsamste, welche man kennt. In ihrer Erziehung wird, wie bei der Behandlung des Viehes, das Schlagen vermieden, das überhaupt verpönt ist, wie jede lärmende Aeußerung des Affektes. Aber zu dieser Selbstbeherrschung, welche diejenige unserer kalten Nordländer weit in den Schatten stellt, welche mit lächelndem Munde

Digitized by Google

Dinge beſprechen kann, die unſer Gemüt aufs tiefſte ergreifen, kommt eine kalte berechnende Grauſamkeit, die das Opfer überfällt und herzlos niederſchlägt. Die japaniſche Nation iſt — ſo urteilt ein moderner Beobachter, Profeſſor Rein — in mancher Beziehung ein Volk von Kindern, harmlos zutraulich, heiter und zu kindlichen Spielen geneigt auf allen Altersſtufen, für alles Neue leicht intereſſiert, ja begeiſtert, aber wenn nur halb und kurze Zeit damit vertraut, es eben ſo leicht überdrüſſig werdend, mit einem Worte ein Volk, das, wie die Gallier nach Cäſar rerum novarum cupidi, aber vielfach ohne

Eßwarenverkäufer in Tokio.

Stetigkeit und Ausdauer iſt. Letzteres dürfte jedoch mehr von der höheren Geſellſchaftsklaſſe als von dem Volke gelten, auf das Prof. Rein alle Attribute anwenden möchte, die ſchon Thunberg dem japaniſchen Volkscharakter zuſchreibt. Sie ſind hiernach im allgemeinen verſtändig und vorſichtig, frei, lenkſam und höflich, neugierig, fleißig und geſchickt, ſparſam und nüchtern, reinlich, gutmütig und freundlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, daneben freilich auch argwöhniſch, abergläubiſch und ſinnlich. Eine natürliche Heiterkeit und Unverdroſſenheit verläßt den gemeinen Mann auch bei ſchwerer Arbeit nicht und iſt neben der Eintracht und Ruhe, womit alle Geſchäfte im Haus und Feld verrichtet werden, eines

Digitized by Google

der beneidenswertesten Güter des japanischen Volkscharakters. (J. J. Rein, Japan, nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. preuß. Regierung dargestellt. Leipzig 1881. 8°. Bd. I, S. 455—459.)

In Japan, erzählt Freiherr von Hübner, hat alles ein munteres Ansehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwatzen und scherzen fortwährend; sogar die Bettler suchen durch allerlei Späße und Vermummungen Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In Zeiten der Muße überläßt sich alle Welt den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Großvater, Vater und Enkel unterhalten sich oft gleichzeitig und eifrig damit, einen phantastisch geschmückten Papierdrachen in die Luft steigen zu lassen; ja, die Leute brennen sogar Feuerwerke bei helllichtem Tage zu ihrer Belustigung ab. Dabei ist das Straßengetriebe bunt genug. Da eilen summend und singend Träger hin, an den Enden einer langen Stange, die sie auf den Schultern balancieren, Warenballen und Kisten transportierend oder sie auf einem Karren vor sich her schiebend. Dort wieder ist ein ambulanter Speisewirt, der an seiner kurzen Stange ein paar Behälter mit mannigfachen Fächern balanciert. In dem einen dieser Behälter glimmt Holzkohle, und tritt ein Kunde heran, so bleibt der Restaurant stehen und bietet ihm auf offener Straße gekochten Reis, gebackene Fische und andere billige Speisen. Die meisten dieser Wandelrestaurants haben auch zu bestimmten Stunden bestimmte Standplätze, an denen sich Kuli in Menge einfinden. Reis ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Japaner, und es ist merkwürdig, wie viel Muskelkraft sie daraus ziehen. Um die Mittagsstunde aber tritt in dem lebhaften Straßengetriebe eine Pause ein; da zieht sich alles, was sich nur Rast gönnen kann, auf ein paar Stunden zurück. Im Sommer nahezu ein klimatisches Erfordernis, pflanzt sich diese Gewohnheit im Winter fort. Da man von der Straße aus ganz guten Einblick in die Häuser nehmen kann, sieht man häufig ihre Insassen auf den kleinen Holzblöcken „Makura", die ihnen als Kissen dienen, ruhig schlummern. Die künstlichen und steifen Frisuren der Frauen würden den Gebrauch unserer Ruhekissen nicht zulassen. Ganz reizend aber bietet sich das Straßenbild des Abends bei der glänzenden Beleuchtung, die man in allen japanischen Städten findet. Nicht allein sind alle Läden offen und wie die Theehäuser hell erleuchtet, auch sind eine Menge Waren auf improvisierten Ständern wohlbeleuchtet auf der Straße ausgekramt. Das Gewühl ist nun unbeschreiblich, und hastig vorwärts zu kommen, wäre schwer, allein im ärgsten Gedränge auch begegnet man stets der größten Höflichkeit und Liebenswürdigkeit.

Eßwarenverkäufer in Tokio.

In jeder Stadt giebt es eine Gegend, die „Josiwara" (Freudenfelder), wo par excellence dem Vergnügen gefrönt wird; von abends sieben Uhr bis spät in die Nacht hinein durchziehen Gaukler, Komiker, Gymnastiker ꝛc. dieses Quartier und geben auf offener Straße ihre Vorstellungen, welche ebenso lustig wie interessant sind. Auch kann man um ein geringes Eintrittsgeld ein Theater besuchen. Das Publikum liegt sowohl im Parterre als in den Logen und auf den Galerien auf dem Boden herum. Mitten durch den Zuschauerraum im Parterre führt eine 60 cm hohe Brücke, auf welcher die Künstler ab- und zugehen; denn es giebt keine Kulissen auf der Bühne, nur ein Hintergrund deutet dem Zuschauer den Ort der Handlung an. Dieser Hintergrund steht auf einer drehbaren Scheibe; während man nun eine Szene z. B. in einem Zimmer aufführt, wird auf der für die Zuschauer nicht sichtbaren Innenseite ein neuer Hintergrund auf-

gestellt und durch einfaches Drehen der Scheibe das Zimmer plötzlich vielleicht in einen Garten umgewandelt. Das Orchester besteht aus einigen Mädchen, welche die japanische Laute schlagen und die gesprochenen Worte der Schauspieler mit klirrendem Spiele begleiten. Die höheren Stände erlauben ihren Töchtern den Besuch der Theater mit ihrer derben, unverblümten Wiedergabe der intimsten Familien- und Josiwaraszenen nicht, aber unter dem Volke sind diese theatralischen Aufführungen sehr beliebt. Noch mehr gilt dies von den Ringkämpfen und die Vorliebe für derartige Kraftübungen scheint von der Regierung absichtlich aufgemuntert zu werden. Einen dritten Genuß gewähren dem Japaner die öffentlichen Bäder und die Theehäuser, in denen heißer Thee kredenzt wird. Beide bilden einen hervorragenden Charakterzug japanischen Lebens. In den Bädern erfrischen sich beide Geschlechter gemeinschaftlich, ohne an ihrer völligen Nacktheit Anstoß zu nehmen. Was wir Scham nennen, ist den Japanern völlig unbekannt; doch sind geschlechtliche Unordnungen in Japan nicht viel häufiger als anderwärts, wenngleich eine gewisse Lockerheit der Sitten nicht in Abrede zu stellen ist. Dennoch bestraft das Gesetz eheliche Untreue der Gattin auf das Strengste.

Die Frau und Mutter nimmt in Japan eine Stellung ein, die zwischen der orientalischen Erniedrigung des Weibes und der europäischen Freiheit der Frau die Mitte hält. Sie liest und schreibt, spielt Guitarre, steht dem Hause vor und besucht ganz allein den Tempel und die öffentlichen Bäder. Eine ungleich bedenklichere Sitte aber ist, daß die Frau verpflichtet ist, auf den Wunsch ihres Mannes eine Geliebte desselben als „Mekaké" in ihr Haus einzuführen, damit sie mit ihr zwar nicht die Rechte als Gattin, wohl aber die Liebe ihres Gatten teile. Wir heben den Unterscheidungszug dieses Verhältnisses von der Polygamie scharf hervor. Die Gattin bleibt die Regentin des Haushaltes, die Mekaké ist theoretisch ihre Dienerin und deren Kindern wird gelehrt, die Hausfrau als ihre Mutter zu betrachten. Doch wird nun im allgemeinen die Einführung der Monogamie angestrebt. Die Heirat war früher in Japan nur ein Zivilkontrakt, um welchen sich, wenigstens in den unteren Klassen, Kirche und Staat nicht kümmerten. Gewöhnlich ging ihr eine feierliche Verlobung voraus, welche noch in höherem Grade bindend war, wie eine solche heutzutage vor dem amerikanischen Gesetz erscheint. Ein von den Eltern des Bräutigams oder der Braut betrauter Heiratsvermittler bewirkte eine Zusammenkunft beider Familien im Theater oder einem Theehause. Hatten so die jungen Leute sich kennen gelernt und Neigung zu einander, so wurden Geschenke ausgetauscht und damit die Verlobung besiegelt. Später folgte die Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams und damit der Anfang der Ehe. Seit 1870 ist zu jedem Ehebündnis die obrigkeitliche Kenntnis und Genehmigung erforderlich, dann schaffte man die Standesschranken gegen die Verehelichung ab und räumte der Frau das Recht ein, auf Ehescheidung zu klagen. Immerhin ist auch heute noch die Frau die erste Dienerin des Hauses. Schon beim Hochzeitsmahle muß sie in demütiger Haltung ihrem Manne die Speisen vorsetzen. Mann und Frau nehmen keine gemeinschaftlichen Mahlzeiten, noch bewegen sie sich zusammen im öffentlichen Leben, wenigstens nicht solche aus den höheren Ständen. Auch entstellt sich die verheiratete Frau dadurch, daß sie ihre gewöhnlich wunderschönen Zähne schwarz beizt und die Augenbrauen abrasiert, ihrem Gatten dadurch bekundend, daß sie der Gefallsucht und dem Liebäugeln entsagt hat. Im Hause aber ist sie „Nio-bo", die Frau des Hauses, „Okusama", Herrin des Innern, vor allem aber „O kami-san", die ehrbare Herrin, wie sie gewöhnlich angeredet wird. Als solche steht sie auch über den Mekake oder den Konkubinen und deren Kindern. Japanische Mütter haben in der Regel reichlich Nahrung für ihre Kinder und säugen sie, bis dieselben zwei bis fünf Jahre alt sind und sich von selbst entwöhnen. Viele Kinder sterben in früher Jugend, nicht sowohl aus Mangel an Hingebung, als vielmehr an Verständnis der Eltern für eine richtige Pflege. Die Kleidung derselben gleicht nach Mode und Schnitt derjenigen von Erwachsenen, doch bewegen sich im übrigen die Kleinen viel freier als diese. Kuß und Händedruck sind in der japanischen Familie, wie in der polynesischen, unbekannte Zärtlichkeitsäußerungen. Dennoch hat Alcock mit Recht Japan das Paradies der Kinder genannt. Ihre Erziehung wird mit großer Ruhe und Milde geleitet. Heftige Affektsäußerungen und körperliche Züchtigung sind gesellschaftlich verpönt. Wenn eine Nation in diesem Punkte es weit gebracht hat, so ist es die japanische. Hier werden die Eltern zu Kindern und freuen sich ebenso am Kreiselschnurren, Drachensteigen ꝛc. wie diese. Obwohl Kindersegen als besondere Gunst des Himmels angesehen wird, sind doch die meisten Familien wenig zahlreich und drei Kinder bilden wohl den Durchschnitt. Das neugeborene Kind erhält am siebenten Tage seinen Namen. Ist es 30 Tage alt, so wird ihm der Kopf rasiert.

Digitized by Google

Gereinigt und feſtlich geſchmückt trägt es die Mutter hierauf in den Tempel, opfert hier einige Münzen und bringt dem Familiengotte ihren Dank dar. Von hier wird es den nächſten Verwandten vorgeſtellt, die der Mutter verſchiedene ſymboliſche Geſchenke für dasſelbe mitgeben. Wenn es vier Monate alt iſt, wird ein neuer Abſchnitt in ſeinem Leben feſtlich begonnen. Es wird nun nach Art der Erwachſenen gekleidet und erhält, wenn es der Sohn eines Samurai iſt, von ſeinem Paten einen Zeremonienanzug, mit

Mädchen aus Oſaka.

den Bildern von Kranichen und Schildkröten als Symbolen eines langen Lebens geziert. Eine weitere Feier iſt mit dem 11. Tage des 11. Monats verknüpft, von welchem an nur noch einige Stellen des Kopfes vom Kinde raſiert werden, während man an den übrigen das Haar wachſen läßt. Iſt der Knabe endlich 15 Jahre alt geworden, ſo wird er zum Manne, wechſelt den Namen und die Haartracht und iſt nun heiratsfähig. Ehrerbietung gegen die Eltern iſt die erſte Kindespflicht. Darum ſpricht auch das alte japaniſche Geſetz eine Strafe von 100 Tagen Gefängnis aus gegen ein Kind, das ſich während der geſetzlichen Trauer um Eltern oder Großeltern verheiraten, und von einem Jahr gegen ein ſolches, das an der Trauer überhaupt nicht teilnehmen ſollte. Es giebt Beiſpiele genug, daß ein Mann ſeine Tochter auf einige Jahre an ein Joſiwara

verkaufte, um die Mittel zu einem ehrbaren Begräbnis seines Vaters zu gewinnen. Mit Zustimmung oder auf Veranlassung ihrer Eltern giebt sich das japanische Mädchen Männern hin, nicht ohne solche. Es geschieht jedoch nur von Eltern niedriger Denkungsart, daß sie ihre Kinder verkaufen, und ist ein von der guten Gesellschaft Japans ebenso verpöntes Verfahren wie bei uns.

Die Japanerin ist ungemein gefallsüchtig. Das geringste Bürgermädchen findet das größte Vergnügen darin, einen ganzen Tag lang um Stoffe zu feilschen. Es bereitet schon viele Tage voraus mit den lebhaftesten Gemütsbewegungen ihre neue Toilette für den nächsten Festtag vor. An diesem steht es sehr früh auf, und während sein jungfräuliches Gewand noch unangetastet in irgend einem Winkel des Zimmers liegt, unterzieht es sich voll Ungeduld den langsamen Verrichtungen der Haarkräuslerin. In dieser Klasse giebt es berühmte Künstlerinnen, die eines mehrstündigen Studiums und Fleißes bedürfen, um irgend einen anmutigen, sorgfältig geordneten und pomadisierten Haarputz nach der Mode zustande zu bringen, in welchem sich ein Stück Crêpe zur Hälfte birgt, das kokett ausgesucht und mit mächtigen Haarnadeln aus lichtem Schildpatt voll Korallenköpfen bespickt ist. Auch bei den Japanerinnen ist so ein Chignon nicht eine bloße Naturgabe und senkt man die Blicke zum Gesicht herab, so überzeugt man sich, daß sie in Bezug auf Schminkmittel nichts von den Europäerinnen zu lernen brauchen. Da wird aus irgend einem Versteck eine ganze Sammlung von Schächtelchen hervorgeholt. Sie enthalten allerlei „weiß" für den Hals, die Arme und das Gesicht; „rot" für den Mund und die Wangen; „schwarz" für die Augen; „gold" für die Lippen — und alles dies ist nicht etwa bestimmt ein welkes Alter zu verjüngern, da die Kinder am ausgiebigsten geschminkt werden.

Die japanische Kleidung ist durch Bilder genugsam bekannt; sie besteht zumeist in einem langen, schlafrockartigen Gewande, das um die Mitte durch einen Gürtel festgehalten ist und die Gestalten der Männer und Frauen einander sehr ähnlich sehen läßt. Schuhe in unserem Sinne werden nur von den europäisierten Japanern getragen. Die unteren Stände tragen bei nassem Wetter Holzschuhe, bei trockenem Sandalen. Die ersteren bestehen aus zwei Holzstücken und klappern sehr wenig anmutend beim Gehen; die Sandalen sind aus Stroh und bedecken nur die Fußsohlen, beide werden durch ein Strickchen, am vorderen Ende zulaufend, over der Ferse festgebunden. Die Strümpfe sind so gemacht, daß sie, wie unsere sogenannten Fäustlinge für den Daumen, für die große Zehe ein besonderes Futteral abgeben. Holzschuhe wie Sandalen werden vor der Thüre abgestreift und der gemeine Japaner betritt nur in Strümpfen oder barfuß das Innere der Häuser, die gewöhnlich ganz ungemein reinlich sind. Darum wird es auch von Fremden gern gesehen, wenn sie ihre Fußbekleidung draußen zurücklassen. Von den Männern geht beinahe ein Drittel, größtenteils die Leute aus der Klasse der Fischer, Kuli und „Betto" (Pferdewärter), einen Gurt um den Leib abgerechnet, nackt einher und diese sind gewöhnlich prachtvoll blau und rot tättowiert.

Man kann sich nichts einfacheres und zugleich netteres denken, als ein bürgerliches Haus in Japan. Zu ebener Erde ist der Kaufladen, im ersten Stock die Wohnung, beide sind durch eine in die Augen springende Stiege verbunden, die meistens aus übereinander gestellten Schubladen besteht. Das Dach ist schwer, mit mächtigen Ziegeln bedeckt, welche das Haus drücken, aber sie verleihen ihm eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Erdbeben, wie die Leute sagen. Die Pfeiler, auf welchen das Dach ruht, sind durch papierne Zwischenwände verbunden, die sich verschieben lassen. Der bewegliche, aus kaum gehobelten und nachlässig zusammengefügten Dielen bestehende Fußboden ruht auf zahlreichen Querbalken. Große, 2—3 cm dicke, fein quadrillierte und an den Rändern umsäumte Matten bilden ein elegantes, frisches und weiches Parkett, welches zugleich Betten und Stühle ersetzt. Das ganze Familienleben konzentriert sich um den „Chibachi", d. i. ein rechteckiges, äußerlich schön lackiertes, innerlich gut gefüttertes Kohlenbecken, auf welchem eiserne, bewegliche Leisten liegen, die ebensoviele Abteilungen für die Bedürfnisse der Küche bilden. Im Innern brennt ein helles Feuer von Holzkohlen, in der Mitte erhebt sich eine Pyramide weißliche Asche, die alle Morgen fleißig durchgesiebt wird. Zwei kupferne Stäbe, die in der Asche stecken, dienen zum Verschieben der Leisten und zum Schüren der Kohlen. Der Chibachi ist eine Zerstreuung an müßigen Tagen; im Winter wärmt man sich daran; das ganze Jahr dient er als Küche. Oft sitzt man sinnend und träumend vor demselben und zeichnet mit dem Stabe Arabesken in die Asche. Die Frauen insbesondere gefallen sich sehr in dieser heimischen Existenz am Chibachi. Der Mann geht in Japan gerade so wie bei uns seinen Geschäften oder seinen Ver-

Digitized by Google

gnügungen nach. Längs der Wände sieht man nur zwei Einrichtungsstücke, einen Kommodkasten aus weißem Holz, der an den Ecken mit metallenen Beschlägen besetzt ist; er stellt eine Mischung feiner Kunsttischlerei und grober Schlosserarbeit vor, und enthält geheime Fächer für die kleinen Schätze; dann einen Kasten, der sich ebenso auseinanderlegen läßt, wie das ganze Zimmer, und der ebenfalls wie dieses, aus beweglichen Papierwänden zusammengesetzt ist. In diesem Kasten werden alle Küchengerätschaften, das Geschirr, die Besen, kurz alles aufbewahrt, was die Nettigkeit der Wohnung verunstalten würde. Die obere Abteilung enthält die Decken aus Wolle oder Seide und ein Miniaturkissen, d. i. eine abgestumpfte, viereckige Pyramide, deren abgerundete Basis sich schaukeln läßt, wie die hölzernen Pferde, die man den Kindern als Spielzeug giebt. An dem obern Teil des Kissens ist ein kleiner Polster befestigt, der mit einem Hefte Papier, dessen Blätter lose sind, bedeckt ist. Die vier Seiten der Kissenpyramide, die sorgfältig zusammengefügt und lackiert sind, bilden Fächer, in denen die Japanerin ihre Börse und ihre Schlüssel, manchmal auch Briefe oder Reliquien aufbewahrt. Jeden Abend wendet sie ein weißes Blatt des Buches um, auf welches sie den Kopf — oder vielmehr das Genick legt, um ihren riesigen Kopfputz nicht in Unordnung zu bringen. Außer diesen unentbehrlichen Einrichtungsstücken und der an der Wand hängenden Guitarre findet man von überflüssigen Dingen in der Wohnung der Japanerin höchstens einige kleine Vögel oder Blumen. Der Luxus der Reichen besteht nur in der Feinheit oder dem schönen Firniß der Tischlerarbeiten, in der Reinheit der Matten oder in der Frische des Papiers.

Das japanische Volk wird mit Recht als jenes angeführt, bei welchem die Formen der Höflichkeit am strengsten beobachtet werden. Zwei Offiziere oder Kaufleute, die sich auf der Straße begegnen, bleiben einander gegenüber stehen und verbeugen sich gleichzeitig gravitätisch und tief, ehe sie ihren Weg fortsetzen. In dieser Begrüßung ist keine Ostentation, nichts Steifes; es sind oft zwei Freunde, die sich täglich sehen und die sich dennoch hüten werden, diese äußeren Höflichkeitsbezeugungen zu vergessen. Bei den Frauen ist dieses Zeremoniell noch umständlicher. Es ist höchst interessant, die geringste Bürgersfrau zu beobachten, wenn sie eine Freundin empfängt. Beide schlagen mehrmals ihre Stirne auf die Binsenmatte, auf der sie zusammengekauert sind. Ihr lachendes und lebhaftes Gebärdenspiel beurkundet die Freude, die sie empfinden, sich wieder zu sehen. Wenn sie sich gegenseitig irgend eine Gefälligkeit erwiesen haben, bedanken sie sich vor allem einigemale. „Großen Dank für diese und frühere Gefälligkeiten" — wiederholt die ganze Familie, selbst die kleinsten Kinder. Die Hausfrau stopft der Besucherin selbst ihre kleine Pfeife, zündet sie an, wischt sie dann ab und überreicht sie ihr zugleich mit der unvermeidlichen Tasse Thee. Die Unterhaltung nimmt einen vertraulichen Ton an. Man erzählt sich die Stadtneuigkeiten, geht in Toilettendetails ein. Ganz wie bei uns. Die Zofe holt die Mahlzeit aus den ambulanten Garküchen. Dafür giebt es keine bestimmte Stunde; es ist eine Höflichkeit, welche die Hausfrau ihren Gästen schuldig ist. Die Theekanne ist in Permanenz auf dem Chibachi und die weiße, mit kupfernen Reifen beschlagene Büchse, die man in einem Winkel des Zimmers aufdeckt, ist mit schönem japanischen Reis angefüllt. Das ist das Brot und das Getränke. Die anderen Gerichte werden auf lackierten Speisebrettern über die Gasse gebracht: es sind Fische und Gemüse, die mit wohlriechenden Blättern umgeben und mit verschiedenen Kräutern gewürzt sind: Hippen, Savoyarden, Aepfel oder Weintrauben. Gehen wir von den Beziehungen gleichgestellter Personen zum Verhältnis der Diener zu ihren Herren über, so erinnert dasselbe an die in dieser Hinsicht gute frühere Zeit in Europa. Der „Kodzukai" wahrt, wenn er vor seinen „Danna-san" tritt oder ihn verläßt, mit aller Strenge den schuldigen Respekt, fühlt sich aber sonst heimisch und als Glied der Familie und wird auch so behandelt. So bewegt er sich frei im Hause, nimmt nicht selten an der Unterhaltung teil und findet Beifall, wenn er imstande ist, eine passende Bemerkung zu machen oder einen erheiternden Witz einzustreuen. Er ist auch in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und wird bei vielen zu Rate gezogen.

Die Japaner sind gesellig, und besonders liebt man Picknickpartien nach schönen Punkten, wo man sitzt, ißt, trinkt und raucht; aber gesellschaftliche Vergnügungen, die sich mit unseren Abendunterhaltungen, Konzerten, Bällen vergleichen ließen, giebt es nicht. Wenn sich die männliche Jugend der Städte gemeinsam vergnügen will, so feiert sie Orgien in schlechter Gesellschaft. Musik wird geliebt, und es existieren Lauten, Zithern, Flöten und Pauken. Die Laute wird mit einem Spatel aus Horn gespielt, um einen rhapsodischen oder melancholischen Gesang zu begleiten. Karten und Würfel sind verboten, Schach sehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter diesem Namen

Digitized by Google

bekannten Spiel wesentlich ab. Alle Unterhaltungen zeichnen sich jedoch durch die Beobachtung eines großen äußeren Anstandes aus. Fühlen die Gäste die Wirkung des „Saki", eines aus Reis gebrannten berauschenden Getränkes, so suchen sie sich durch einige Tassen Thee wieder ins Gleichgewicht zu bringen; ist dies nicht möglich, so begiebt man sich stillschweigend beiseite, den Rausch auszuschlafen. Gesang, Instrumentalmusik und Tanz werden, wie im ganzen Orient, in der Regel nur von Mädchen ausgeübt. Diejenigen, welche sie gewerbsmäßig betreiben, heißen „Geischa". Dem Ansehen nach stehen sie in der Mitte unter den drei niedrigen Berufsklassen, welche dem Vergnügen dienen, nämlich den „Jakuscha", „Geischa" und „Jôro", d. h. Schauspielern, Tänzerinnen und Freudenmädchen. Die Geischa werden bald aufgefordert, im anständigen Theehause einem oder mehreren behäbigen Bürgern mit ihren Familien, die sich hier einen vergnügten Tag machen wollen, mit ihrem Tanz, näselnden Gesang, „Samisen"- und Pantomimenspiel zur Unterhaltung zu dienen, bald verlangt man die gleiche Leistung in einer „Jôrôya" (Freudenhaus), oder auch in einem Privathause. An den großen Tempelfesten müssen sie in vollem Schmucke als Festjungfern im Zuge aufmarschieren und bei manchem Gastmahl eines höheren Beamten die Speisen servieren. Nicht zu verwechseln mit diesen Geischa und Joro sind die herumziehenden Spielmädchen „Onadaiou", welche der verachteten Pariakaste der Jeta oder Jetori angehören. Diese Kaste begreift solche Leute, welche Haustiere schlachten oder gefallene schinden; der Japaner betrachtet sie als unrein und vermeidet ängstlich jede Berührung mit denselben. Die Töchter dieser ausgestoßenen Volksklasse sehen sich indes durch besondere Körperreize entschädigt und die Schönheit und Anmut dieser Onadaiou ist bei den Japanern sprichwörtlich geworden, doch kommt es fast niemals zu zärtlichen Verhältnissen zwischen ihnen und den schönen Kindern dieses außerhalb der Gemeinschaft mit dem übrigen Volke lebenden Stammes. Daß Jetamädchen sich für Geld preisgeben und ihre Reize als Mittel des Erwerbs benutzen sollten, ist unerhört. (Ausland 1871, S. 699—700.)

Japanische Münzen in Gold, Silber und Bronze, sowie Papiergeld.

1) Schnur von 100 Stück alter kupferner „Sen". 2) Die große Goldmünze „Ohoban", nur zu Geschenken dienend. 3) Die Goldmünze „Koban". 4) Ita-Kane und Ko-Tama (Silber). 5) Itsibu (Papier). 6) Itsibu (Silber.)

Eigentümlich ist, daß der Japaner den Gebrauch des Taschentuches bei den Europäern unschicklich findet; statt dessen benutzt er viereckige Papierblätter, welche er nach dem Gebrauche sofort wegwirft. Männer sowohl als Frauen rauchen einen leichten feingeschnittenen Tabak aus kleinen Pfeifen von Stahl, die nur wenig Tabak fassen, so daß sie nach je vier oder fünf Zügen wieder frisch gestopft werden müssen. Opiumraucher giebt es nicht unter den Eingeborenen. Das Land ist sehr fruchtbar und man muß staunen, mit welcher Meisterhaftigkeit jeder nutzbare Fleck bebaut ist. Thee und Baumwolle werden sehr viel gepflanzt, auch an Früchten aller Art ist Ueberfluß. Die Hauptnahrung besteht wie bei den Chinesen in Reis, Fisch und Gartengewächsen. Die edle Kochkunst steht in Japan in hoher Blüte und namentlich versteht man dort ein und dasselbe Nahrungsmittel auf die verschiedenste Art zuzubereiten. Will jedoch ein Europäer die Proben der japanischen Kochkunst kosten, so lerne er vor allem den Gebrauch der Eßstäbchen, sonst muß er sich dazu bequemen, sich von seinem Gastfreunde, der ihn geladen, ätzen zu lassen. Das Angenehme dabei ist, daß für die reichste Mahlzeit in Japan nur eine Bagatelle bezahlt wird, wie man überhaupt zu seinem Unterhalt sehr wenig braucht. Daher mag es auch kommen, daß es dort Scheidemünzen der kleinsten Art giebt; mit einem eisernen Geldstück, wovon zehntausend auf einen Dollar

gehen, kann man einen Armen glücklich machen; dasselbe ist auch die Opfermünze, welche man in den vor jedem Altar aufgestellten enormen Opferkasten wirft. Die japanischen Tempel sind von ganz sonderbarer Konstruktion und oft von ganz kolossalem Umfang; sie sind angefüllt mit Götzenbildern aller Art, mit Ausgeburten der tollsten Phantasie, von grauenerregender Gestalt, mehr geschaffen, Furcht einzujagen, als Liebe und Vertrauen zu wecken. An jedem Festtage ziehen die Japaner in dichten Massen nach den Tempeln, aber nicht allein um ihre Andacht zu verrichten, denn dies nimmt nur einen kleinen Teil des Tages in Anspruch, sondern auch um sich zu unterhalten. Bei jedem größeren Tempel befinden sich nämlich eine Menge Schaubuden, Panoramen, Theater u. dgl. Auch sind Lotterien aller Art vorhanden, verschiedene Spiele, das berühmte Fächerwerfen, Schießen mit Pfeil und Bogen und mit Blaserohr, wobei der Sieger immer einen kleinen Preis gewinnt. Es giebt etwa dreißig verschiedene religiöse Sekten, welche aber alle in Friede und Eintracht schon seit Jahrhunderten nebeneinander existieren, was wohl niemand wundern wird, der weiß, wie gemütlich und sorglos die Japaner in den Tag hinein leben, ohne sich um viel mehr zu bekümmern, als um ihre nächsten Familienangelegenheiten. Die eigentliche Staatsreligion ist der „Sin-Siu" (Sonnendienst), dem die herrschenden und mittleren Klassen huldigen; die niederen Stände sind dem Buddhismus ergeben und die Gelehrten dem Kamidienste oder „Sinto", einem reinen Deismus, der ein höchstes, durch das ganze Universum verbreitetes Wesen verehrt, viel zu erhaben und heilig, um es direkt im Gebet anzureden. Man hegt den Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und ewiger Belohnung oder Strafe. Die Tempel und Kapellen sind zahlreich, jede Famlilie hat eine kleine Privatkapelle, sei es selbst im Modell von einem halben Meter groß; Klöster sind häufig, ebenso Mönche und Bettelnonnen, ferner giebt es auch Eremiten. Ihre Toten begraben die Japaner auf eigentümliche Art. Der Tote wird gewaschen und in ein weißes Tuch gewickelt, auf das ein Priester Gebete schreibt; der Körper, durch Anwendung gewisser Salben geschmeidig gemacht, wird mit eingezogenen Armen und Beinen in einer Stellung, ähnlich der des Kindes im Leibe der Mutter, in einen cylindrischen Sarg gebracht, der, wieder in eine thönerne Urne gesetzt, sehr wenig Raum einnimmt.

Das zweite, jetzt numerisch nur mehr schwache Bevölkerungselement der japanischen Inseln sind die eingangs genannten Aino (sprich Ano), welche dermalen ihren Hauptsitz auf der Insel Jesso haben, aber auch über die Kurilen uno den südlichen Teil von Sachalin verbreitet sind. Die Rassenangehörigkeit dieser Aino oder Kurilier ist noch strittig. Nach Dönitz und Hilgendorf waren sie unzweifelhaft „Mongolen, die sich von den Japanern vielleicht weniger unterscheiden als die Germanen von den Romanen". Fried. Müller stellt die Aino zu den Arktikern oder Hyperboreern. Die Japaner bezeichnen sie als Jebi, was so viel wie Barbar, Wilder bedeutet, als Atsamo-yebi, d h. Barbaren des Ostens und als Maodjim oder Mosino, d. h. die Allbehaarten. Die Aino gehören ursprünglich dem asiatischen Festlande an. Ueberreste derselben in der alten Heimat sind die von den Russen sogenannten Giljaken, die Bewohner des südlich vom unteren Amur gelegenen asiatischen Festlandes. Die auf die Inseln abgedrängten Aino bevölkerten zuerst Japan, von wo sie nach den historischen Quellen erst nach harten Kämpfen von den Japanern verdrängt wurden.

Von Wuchs sind die Aino klein, etwa 1,50 m hoch, aber kräftiger und breitschultriger als die Japaner. Die Hautfarbe, obgleich durch die Sonne und den Mangel an Reinlichkeit wesentlich beeinflußt, ist dunkler als beim Japaner im Durchschnitt, hat eine bräunliche Schattierung und spielt in das Kolorit des Berber oder vielleicht noch mehr in das des Indianers Nordamerikas über. Der Kopf ist unproportioniert groß, im Vergleiche zu den kurzen Gliedern, deren Muskulatur ungemein kräftig entwickelt ist. Die Gesichtsbildung ist flach und eckig mit vorspringenden Jochbeinen und etwas wulstigen Lippen, platter Nase mit breiter, niedriger Wurzel, weiten Flügeln und flach abgerundeter Spitze, und wenn die Augen auch nicht schief liegen, so sind sie nichtsdestoweniger Schlitzaugen und namentlich durch die Falte am oberen Augenlide wohl charakterisiert. Die

Digitized by Google

scheinbar hohe Stirn ist flach und liegt schräg zurück. Gegenüber anderen Völkern, insbesondere Japanern und Chinesen, fallen die Aino vor allem durch ihren starken Haarwuchs auf. Der wallende, oft 60 cm lange Vollbart, sowie das üppige, häufig rote Haupthaar, deren Wuchs bei den Männern weder durch Rasiermesser noch durch Schere gehemmt wird, verleiht dem Aussehen derselben männliche Würde, welcher indes das sonstige Verhalten keineswegs entspricht. Der auffallend starke Haarwuchs wurde zwar vielfach übertrieben dargestellt, doch ist er bei älteren Männern auch auf Brust und Rücken entschieden kräftiger als selbst bei Europäern. Nicht bloß durch die größere Dicke und elliptische Gestalt des Querschnittes, sondern auch durch seine schwarze Farbe und große Straffheit zeigt sich das Ainohaar in Uebereinstimmung mit dem der Mongolen und hat selbst im Bart, in den Achselhöhlen und an anderen Körperteilen ebensowenig Neigung, sich zu kräuseln, wie bei den Nachbarvölkern. Von Natur schüchtern und scheu, ist es der Aino ganz besonders den Japanern gegenüber. Seine Güte und Sanftmut sind so groß, daß sie in Japan sprichwörtlich geworden sind. Bemerkenswert ist noch die sehr lange Lebensdauer der Aino, die bis in das höchste Alter hinauf kräftig und rüstig verbleiben. Als Kleidung tragen sie lange Blusen, die über der Brust gekreuzt werden und mit primitiven blauen Mustern geziert sind, ähnlich dem Zierat, das die unteren Stände in Japan an ihren Gewändern tragen. Im Winter hängen sie darüber noch Tierhäute und Pelze um, doch bleiben sie auch in der strengsten Jahreszeit barhaupt und barfuß. Es giebt weder Hanf noch Baumwolle auf Jesso, doch verstehen es die Aino, aus gewissen Pflanzen grobe Gewebe zu bereiten.

Sie bewohnen niedere Binsenhütten, die auf Piloten gewissermaßen nestartig aufgeklebt scheinen. Die Wände, aus Binsenfaschinen, sind sehr dick. Der Eingang bildet das einzige Fenster wie zugleich die Thüre. Ein ungefähr 1 m langer Gang führt nach dem einzigen, viereckigen Wohnraume, in dem eine Oeffnung im Dache gleichzeitig zu Lüftungszwecken wie als Rauchfang dient. Der Estrich besteht aus festgestampftem Erdreiche, das mit grob geflochtenen Matten bedeckt ist. In der Mitte des Raumes befindet sich der Herd, und über demselben ist ein Haken festgemacht, an dem Wildbret und Fische den Räucherungsprozeß durchmachen. Rings umher stehen oder hängen die Küchengerätschaften, die Werkzeuge und Waffen, die Kleidungsstücke und der große Kessel, in dem das Robbenfett ausgelassen wird. Möbel giebt es da keine. Unterhalb der Binsenhütte, neben den Piloten, hängt das Fischereigerät: Harpunen, Fischreusen und Netze. Rings um dieses Haus sind Stangen eingepfählt, auf die Hirsch- und Bärenköpfe gespießt werden, als Zeugnis des Jagdgeschickes seiner Bewohner. In den großen Dörfern bilden die Häuser meist eine 3—4 m breite Straße, die in eine sehr erhöhte Einhegung ausmündet, in der zu gewissen Jahreszeiten ein Opfer dargebracht wird. Da werden unter reichlichen Sakilibationen alte Pferde und mit Schlingen gefangene Bären und Damhirsche zum Opfer gebracht. Die Hunde leben mit den Aino in vollständigster und freundschaftlichster Gemeinschaft. Sie sind aber auch nicht allein treue Wächter des Hauses, sondern auch gar wackere Gefährten ihrer Herren auf deren Jagdzügen und unregelmäßigen Wanderungen. Die Aino sind ihnen dafür ungemein dankbar und betrachten den Hund mit wahrer Verehrung.

Die Frauen des Stammes sind relativ hochgewachsen, was an sich allerdings noch nicht viel sagen will. Sie haben die leidige Gewohnheit, sich die Umgebung des Mundes mit dem Safte der Pflanze Koutsi-kf'-sa (Mundkraut) blau zu färben. Mit demselben Farbstoffe tättowieren sie sich auch Hände, Arme und Füße in ziemlich regelmäßigen Figuren. Der breite blaue Rand um die Lippen entstellt sie auf das äußerste, obwohl ihre Schönheitsansprüche auch ohne diesen Zierat nach europäischen Begriffen unter Null stünden. Rote Beeren tragen sie an Schnüren angereiht als Halsbänder. Sie dienen ihnen auch als Ohrgehänge. Ihre sehr langen Haare knoten sie zusammen und dieser Knoten wird dann in ein Stück blauen Stoffes eingebunden. Den Frauen fällt nicht allein der ganze Haushalt, sondern auch der Bodenbau anheim, wo ein solcher möglich ist. Mit vielem Geschicke verstehen sie es, aus Baumrinden Kleidungsstücke zu weben von allerdings nur sehr grobem Einschlage, die aber dafür mit ganz hübschen Mustern geziert sind. Die Aino sind Polygamisten, und die Vielweiberei wird bei ihnen noch dadurch unterstützt und genährt, daß kein Verwandtschaftsgrad, auch nicht der nächste, ein Ehehindernis bildet.

Reis ist die einzige Cerealie, die auf Jesso gedeiht. Er wird ungekocht, nur im Wasser ein wenig aufgeweicht, verzehrt. Auch manche Pflanzenblätter dienen den Aino zur Nahrung. Bär und Hirsch stellen ein Hauptkontingent für ihre Küche, die mancherlei

Digitized by Google

Delikateſſen bietet, wie zahlreiche Sumpfvögel und Lachſe. Ueberhaupt liefert ihnen die See einen ſtattlichen Nahrungsbeitrag. Walfiſchfett iſt auch ſehr beliebt, doch erfreuen ſich alle Gattungen Schwämme ganz beſonderer Vorliebe, und eine Art Kaviar, den ſie

Aino aus Jeſſo.

bereiten, gilt ihnen als ganz beſonderer Leckerbiſſen. Die Bereitung von all und jedem iſt die allerprimitivſte, und Fiſch wie Fleiſch wird zumeiſt geräuchert verzehrt.

Die Männer geben ſich ganz ausſchließlich nur mit Jagd und Fiſcherei ab. Von früheſter Kindheit an üben ſie ſich ſchon im Laufen und in gewaltigen Sprüngen. Das

Digitized by Google

Wild verfolgen sie den größten Strapazen und Hindernissen zum Trotze, und niemals entgeht ihnen ihre Beute. Im Sommer, wenn das Meer ruhig ist, greifen sie die Fischotter mit dem Pfeile an, im Winter aber, bei bewegter See, fangen sie dieselbe an der Küste mittelst Schlingen und Fallen, die ihnen zu den verschiedensten Zwecken, d. h. zum Fange von Füchsen und Adlern gleich gut dienen, was sich nur schwer vorstellen läßt. Ihre Waffen bestehen aus Pfeilen mit einer Schilfspitze oder einer Spitze aus Obsidian, aus einem im Feuer gehärteten Degen, einer kleinen Hacke und einer Lanze zu kriegerischem Gebrauche, die häufig aber auch gewissermaßen als Putzgegenstand verwendet wird. Sie vergiften ihre Pfeilspitzen mit dem Safte des Aconitum japonicum. Doch ist der Giftstoff ein seltsam zubereiteter. Körnchen der Akonitpflanze werden mit Harasipfeffer und langbeinigen Spinnen gestoßen, diese Mischung wird dann über dem Feuer erwärmt und die Waffe in das Gift getaucht. Eine Wunde, mit derselben beigebracht, ist stets ungemein gefährlich, und selten nur genest ein derart Verwundeter. Arzneien im eigentlichen Sinne des Wortes kennen die Aino nicht; sind sie jedoch krank, so bereiten sie sich verschiedene Pflanzen zum Gebrauche. Bei heftigem Erbrechen und Koliken bedienen sie sich der Schwämme, welche auf dem Stamme der Thuja wachsen: wie es heißt, mit häufig gutem Erfolge.

Die Aino verstehen es nicht, den Walfisch auf hoher See zu fangen, allein sie bemächtigen sich mit vielem Geschicke jener zahlreichen Walfische, die das Meer ans Land wirft, und entnehmen ihnen den Thran, den sie zu wahrhaft spottbilligen Preisen in Matsmaï verkaufen. Mit den Ueberresten des Fisches bereiten die Weiber Dünger, um an günstigen Stellen eine Art gar spärlich bewachsenen Küchengartens anzulegen. Im Sommer wandern sie nach Hakodadi und Matsmaï, um die Tierfelle und Pelze, die sie im Winter erbeutet, hier gegen den geliebten Saki, gegen Farinzucker und Kleidungsstücke aus Baumwollstoff umzutauschen, wie auch gegen Pfefferkörner, deren sie sich sehr stark bedienen, um gegen die Kälte zu reagieren.

Große Höflichkeit zeichnet die Aino in ihrem Verkehre untereinander aus. Wenn sie sich begegnen, reiben sie ihre Hände, erheben dieselben an die Stirne und streichen sich den Bart wiederholt und mit der unverkennbaren Miene der Befriedigung. Freundlichkeit scheint denn überhaupt einen Grundzug ihres Charakters zu bilden. Um so schlimmer jedoch ist es mit ihrer Intelligenz bestellt. Nicht allein besitzen sie keine Schriftzeichen und Geldstücke, sie haben auch nicht die allergeringste Vorstellung von Musik, die doch sonst, wenn auch in urwüchsiger Weise, selbst von den allerwildesten Völkerschaften betrieben wird. So unendlich niedrig ist die geistige Entwicklungsstufe der Aino, daß sie kaum ihr eigenes Alter anzugeben wissen. Sie bekennen sich zum Kulte der Vorfahren, welcher vielfach mit Zauberei und Hexenkünsten verquickt ist. Sein Grundzug ist unbegrenzte Ehrfurcht und Verehrung für die Toten. Nach anderen Beobachtern scheinen Sonne und Mond, sowie der Bär als „Kamui" göttliche Verehrung zu genießen. Der Bär spielt überhaupt im Leben der Aino eine hervorragende Rolle. Wenn im Frühling ein junger Petz durch Hunde aufgespürt wird, bringt man ihn ins Dörfchen und läßt ihn hier von einer stillenden Frau wie ein Kind mit Milch aufziehen. Ist der Zögling etwas größer geworden, so erhält er Fische zur Nahrung und wächst so bis zum Herbst ansehnlich heran. Nun aber veranstaltet man ein Fest, bei welchem er auf eigentümliche Weise und unter vielen Zeremonien getötet und aufgezehrt wird. Besonders auffallend und schwer verständlich bei diesem ganzen Verfahren erscheint uns nur die Thatsache, daß, während man den jungen Bären mit Sorgfalt aufzieht, seine Anwesenheit im Hause keineswegs lediglich der Erzielung eines guten Bratens gilt, er vielmehr als Fetisch oder gar als eine Art höheres Wesen angesehen und verehrt wird. Eine eigentümliche Sitte ist ferner das Aufstecken der Schädel solcher Bären, welche auf der Jagd getötet wurden, auf Pfählen toter Zäune oder auf Stangen in der Nähe der Wohnungen. (Dr. B. Scheube. Der Bärenkultus und die Bärenfeste der Aino. Yokohama 1880. 4°.)

Die Zahl der Aino auf Jesso selbst wird sehr verschieden angegeben, zu 17 000 bis 80 000, doch kommen 17 000 der Wahrheit wohl am nächsten. Man findet sie in kleinen Dörfchen längs der Küste und größeren Flüsse, nicht im gebirgigen Innern. Die reinen Aino haben wohl nur eine kurze Existenzdauer mehr vor sich, und in nicht langer Zeit wird mit ihnen wieder ein Individuum aus der großen Völkerfamilie geschieden sein.

Digitized by Google

Die asiatischen Arktiker.

Die geographische Lage ihrer Wohnsitze verbindet zwar die Aino oder Kurilier mit den Japanern, wir haben indes schon erfahren, daß ihre Rassenangehörigkeit strittig ist und sie von Friedrich Müller, sowie von den meisten Völkerkundigen zu den Arktikern gestellt werden. Zu diesen letzteren gehören ziemlich zweifellos die Giljaken, welche mit den Aino in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Die übrigen Völker dieser Gruppe in Asien, zu welchen, wie wir schon sahen, auch die Inuit und die Aleuten in Amerika zählen, sind die Tschuktschen mit den Korjaken und Kamtschadalen, die Jukagiren und die Jenissei-Ostjaken mit den Kotten. Ueber die Sitten der wilden, blutdürstigen und dem Schamanismus ergebenen Giljaken werden wir, da sie so sehr jenen der Aino ähneln, uns nicht weiter verbreiten; wir bemerken bloß, daß sie die Landschaften am unteren Amur und die Küste der Tatarischen Meerenge wie auch die Nordhälfte der großen Insel Sachalin bis zu 50° 30′ n. Br. bewohnen. Ihre Kopfzahl wird von 3—8000 geschätzt. Ihre einsilbige Sprache unterscheidet sich von jener der Aino sowohl als von der der benachbarten Tungusen, die überhaupt einer anderen Völkerfamilie angehören. Die Giljaken haben schiefe Augen, vorspringende Wangenbeine und spärliche Bärte, schwarzes dickes Haar, flache Nasen und spitzes Kinn. Ihre Gesichtszüge sind grob und streng, ja der Blick zeigt Roheit und Verwegenheit Bernard Davis hat einen Giljakenschädel gemessen und dessen Kapazität zu 1638 ccm befunden; Virchow ermittelte für denselben einen Breitenindex von 77,3 und einen Höhenindex von 78,3, was ziemlich parallele Verhältnisse mit den Aino und den benachbarten Golden bekundet. Die auf Sachalin wohnenden Giljaken sind in mancher Beziehung von denen des Festlandes verschieden und weichen auch in der Sprache von diesen etwas ab. Es herrscht bei ihnen das Gesetz der Blutrache wie im allgemeinen die Lex talionis.

Das Hauptvolk des östlichen Sibiriens sind die Tschuktschen. Ihren Namen leitet man von dem Worte Tschauktschu ab, welches in ihrer Sprache „Leute" bedeutet, woraus aber die Russen, die politischen Herren Sibiriens, die Benennung Tschuktschen gebildet haben. Dieses Volk, dessen Kopfzahl auf etwa 10 000 veranschlagt wird, bewohnt den äußersten nordöstlichen Winkel des asiatischen Festlandes mit Ausnahme des Küstengebietes von der Koljutschinbai im Norden bis zum Golf von Anadyr im Süden. Ihre südliche Grenze bildet der Fluß Anadyr, im Westen reichen sie bis zum Kap Schelag; doch finden sich auch Tschuktschen südlich vom Anadyr, wo sie sich mit den Korjaken vermischen, welche freilich beide im Grunde genommen ein Volk sind. Denn nicht nur zeigt sich in ihren Sprachen die innigste Verwandtschaft, sondern sie haben auch die nämliche Lebensweise, die nämlichen Sitten und bedienen sich der nämlichen Geräte und Waffen, so daß die Korjaken sich von den Tschuktschen bloß durch ihre größere Unreinlichkeit unterscheiden. Die Tschuktschen selbst teilen sich nach ihrer Lebensweise in nomadisierende, wandernde oder Rentiertschuktschen und in seßhafte oder Küstentschuktschen. Unter den ersteren versteht man solche, die Rentiere besitzen, daher als wohlhabend gelten, im Inneren des Landes leben und die Küste nur selten besuchen. Das rauhe Klima und die äußerste Unfruchtbarkeit ihres Bodens machen aus ihnen ein Nomadenvolk. Ihr ganzer Reichtum

Digitized by Google

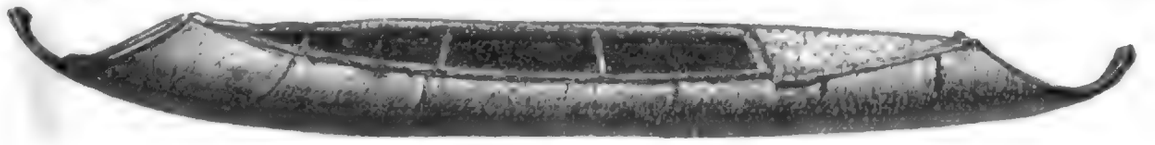
besteht in den Rentieren, deren Erhaltung aber eine wandernde Lebensweise bedingt, da sie gezwungen sind, ihren Herden dorthin zu folgen, wo diese Nahrung finden. Die Nahrung des Rentiers besteht ausschließlich aus Moos, da hier keine anderen Pflanzen vorkommen; auch dieses ist aber den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt. Den Sommer bringen diese Tschuktschen auf den kleinen, in dieser Jahreszeit schneefreien Gebieten zu. Aus diesen Ursachen besitzen sie auch keine festen Wohnhäuser, sondern nur leichte, zerlegbare Zelthütten aus Rentierfellen, sogenannte „Jaranga", die sie mit sich führen und an ihren jeweiligen Aufenthaltsorten aufschlagen. Der Besitz einer Rentierherde ist das höchste Ziel, welches ein Tschuktsche, der die Bedürfnisse unseres Komforts nicht kennt, erstrebt. Hat er dieses erreicht, so giebt er sich vollkommen zufrieden. Keine weiteren Wünsche oder ehrgeizigen Pläne stören sein ferneres ruhiges, beschauliches Leben. Das Rentier liefert ihm alles, das Fleisch giebt ihm Nahrung, das Fell Kleidung und Wohnung, der Talg und das Fett Beleuchtung und Feuerungsmaterial, die Sehnen und Därme Stricke und Faden zum Nähen der Kleider und der Segel, die ebenfalls aus Rentierfellen hergestellt werden. Die Knochen gehen gleichfalls nicht verloren, da sie als Material zu verschiedenen Geräten und Werkzeugen dienen. Unter diesen Rentiertschuktschen giebt es reiche Leute, deren Herden zehntausende, ja bis hunderttausend Rentiere zählen, doch unterscheidet sich ein solcher Krösus in seiner Lebensweise gar nicht von seinen übrigen Stammesgenossen.

Ein viel ärmerer Mann ist der seßhafte Küstentschuktsche. Er gehört zwar demselben Volke an, besitzt jedoch keine Rentiere, entbehrt daher der Mittel, im Inneren zu leben, und ist auf den Aufenthalt an der Küste angewiesen, wo er sich von der Jagd auf Füchse und dem Fange von Seetieren und Fischen ernährt; die zum Bau seiner Hütte und zur Herstellung seiner Kleidung benötigten Rentierfelle tauscht er von den begünstigteren Rentiertschuktschen gegen die Ergebnisse seiner Jagd aus. Bei ihnen hat man auch noch heutigentages verschiedene Steingeräte im Gebrauche gefunden. Diese von der Not zur Seßhaftigkeit gezwungenen Tschuktschen wohnen am Ufer des Eismeeres vom Kap Schelag bis zum Ostkap (Eismeertschuktschen) und weiter von hier am Ufer des Beringsmeeres bis zum Anadyrbusen (Beringstschuktschen), sie sind übrigens nicht ohne weiteres als „seßhaft" zu bezeichnen. Wenn an irgend einem Orte Mangel an Lebensmitteln eintritt, so geschieht es auch im Winter nicht selten, daß ein anderer Aufenthalt gewählt wird. Es leben übrigens die Tschuktschenfamilien selten einzeln, meist in Ansiedelungen gemeinsam, wenngleich oft nur ein Zelt mehreren Familien Obdach gewährt, daher auch das Innere des Jarang durch herabhängende Felle in mehrere Abteilungen geteilt ist. Diese Wohnungen sind wahre Kunstbauten; sie bestehen aus einem Gerüst von großen Walfisch- und Walroßknochen, die äußerst zweckmäßig ineinander gefügt sind; man bedeckt sie mit großen und kleinen Stücken von Fellen und Häuten des Walrosses, Seehundes und Rentieres, wohl auch mit Segeltuch, welches von irgend einem Walfischfahrer eingetauscht worden ist. Diese Wohnstätten gewähren dem mit Fellen warm bekleideten Tschuktschen hinlänglichen Schutz gegen Nässe und Kälte trotz der Strenge des Winters an jenen Küsten. Als Brennstoff dient Walfischthran, der in Lampen gebrannt wird. Holz und Kohlen sind nicht vorhanden. Früher scheinen sie auch unterirdische Wohnungen, wie heute noch die Eskimo und andere Völker des nordwestlichsten Amerika, besessen zu haben; wenigstens sind Ueberreste derselben noch hier und da beobachtet worden; bei dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber dergleichen Behausungen nicht mehr in Gebrauch. Die Beziehungen der Eismeertschuktschen zu den Beringstschuktschen sind sehr gering, auch existieren zwischen beiden mancherlei kleine Unterschiede. So sind z. B. die Beringstschuktschen weniger abergläubisch als die Eismeertschuktschen, letztere wollen aber erstere nicht als Stammesgenossen anerkennen. Es scheint nämlich, daß die vom Ostkap bis zum Kap Tschukotskij wohnenden Tschuktschen Mischlinge sind, welche von Tschuktschen und von Eskimo des benachbarten Amerika entstammen und Sprache und Sitte der Tschuktschen angenommen haben.

Alle Küstentschuktschen sind treffliche Seefahrer. Ihre Kähne, Baidaren genannt, sind etwa 8 m lang, aus Treibholz mit einem Ueberzuge starker Walroßfelle hergestellt, deren man zu einem solchen Boote je nach ihrer Größe zwei bis drei Stücke braucht. Die Häute werden mit Riemenstreifen aus Walroß- oder Seehundsfellen zusammengenäht, gleiche Riemen dienen auch zum Befestigen der Sitzbänke und der übrigen Bauteile. Ein solches Boot ist ungemein leicht, flachbodig, sitzt leer bloß 1,25 cm tief im Wasser, besitzt daher eine große Tragfähigkeit und bietet Raum für 28 Personen. Um das Gleichgewicht zu erhalten und die Schwimmkraft zu verstärken, befestigt man zu

Digitized by Google

beiden Seiten des Bootes eine mit Luft gefüllte Seehundshaut, welche vortreffliche Dienste leistet. Die Tschuktschen wagen auf derlei Booten die Fahrt nach Amerika, zu den Eskimo an der Ostküste der Beringstraße, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhalten. Dabei sollen sie eine eigentümliche Art von Seeassekuranz haben. Wenn sie die Beringstraße kreuzen, wirft der Besitzer des Bootes, in praktischer Verwirklichung des Sprichwortes: „Selbst ist der Mann!“ sobald ein Sturm losbricht, seine Mannschaft einen nach dem anderen über Bord und zuletzt erst seine Ladung. Seine Leute lassen dieses Schicksal „mit dem größten Wohlgefallen“ über sich ergehen, ohne jemals auch nur die Miene einer Opposition zu machen. Aber auch in Verfolgung der Wale begeben sich die Tschuktschen weit hinaus in die offene See. Die Walrosse werden vorzüglich im Winter gejagt, wenn sie auf das Eis herauskommen, um sich zu sonnen. Die Waffen zur Walroß- und Walfischjagd sind sehr einfach: sie bestehen aus einem kurzen Wurfspieß. Dieser wird aus einem kurzen Holzschaft gebildet, an welchen ein geschliffener Walroßzahn als Spitze derart befestigt ist, daß er beim Eindringen in das Fleisch des Jagdtieres sich von dem Schaft loslöst und mit diesem nur durch einen Riemenstreifen in Verbindung bleibt. Die Spitze senkt sich in die Wunde, welche infolge des Riemens sich nicht schließen kann, und das Tier verendet an Verblutung, worauf es ans Land gebracht und abgehäutet wird. Das Fleisch dient zur Nahrung, allerdings nicht zu der beneidenswertesten. Unter den narkotischen Genußmitteln stehen Branntwein und Tabak obenan. Auf beide sind die Tschuktschen leidenschaftlich erpicht und werden damit, besonders mit Feuerwasser, durch amerikanische Fahrzeuge versorgt, welche eigens jene Küsten besuchen, um mit den Eingeborenen Handel



Sibirisches Rindenboot.

zu treiben. Im Winter giebt es oft trunkene Tschuktschen. Von Tabak in jeder Form sind sie gleichfalls leidenschaftliche Liebhaber; den Kautabak kauen sie nicht nur, sondern verspeisen ihn auch gänzlich. Beim Rauchen aber schluckt der Tschuktsche den Rauch seiner einem Horn ähnlichen langen Tabakspfeife hinunter, so daß er manchmal schon nach sechs bis acht Zügen vollkommen berauscht umsinkt. Der Kopf der eigentümlichen Pfeifen ist übrigens außerordentlich klein, so daß er nur ein geringes Tabaksquantum faßt. Die Beischaffung dieses edlen Krautes ist fast der einzige Beweggrund zu ihren Besuchen des Jahrmarktes zu Nischni-Kolymsk; dort kann man von ihnen die kostbarsten schwarzen Fuchsfelle gegen geringe Mengen Tabak eintauschen. Arme, welche sich den Luxus, echten Tabak zu rauchen, nicht gönnen können, nehmen zum Rauchen mitunter Walroßhaare, die sie aus den Fellen ihrer Kleidung herausreißen.

In betreff der Kleidung haben die Tschuktschen in neuester Zeit viel Russisches angenommen. Sonst ist dieselbe bei beiden Geschlechtern gleich, nämlich eine Jacke aus Rentierfellen mit den Haaren nach auswärts, Beinkleider, die am Knie mit Riemen aus Seehundshaut festgebunden sind, und hohe Pelzstiefel aus Rentierfell. Männer und Weiber unterscheiden sich bloß durch den Schnitt der Haare. Die Männer scheren sich ganz kurz und lassen nur einen Haarkranz stehen, die Weiber hingegen scheren sich gar nicht und flechten die Haare in zwei Zöpfe, wobei die unvermeidlichen Riemen aus Seehundshaut statt der Bänder in Verwendung kommen. Kopfbedeckung ist im allgemeinen nicht üblich, doch tragen mitunter ältere angesehene Leute Mützen aus Seehundsfellen, dem Schnitte nach den bei uns üblichen Nachthauben ähnlich. Ohren, Hals und Gürtel sind durch auf Riemen aufgefädelte Glasperlen geschmückt. Nebst diesem Zierat ist die Tättowierung allgemein beliebt, namentlich am Arm und auf der Brust, aber auch auf Wangen, Stirn und Nase der Weiber. Sie besteht meist aus parallelen Streifen.

Das Verhältnis in der Familie beruht auf dem Recht des Stärkeren, was natürlich gar nicht hindert, daß die Männer auch hier gar oft unter den Pantoffel, will sagen: unter den Pelzstiefel, geraten. Der Charakter der Frauen scheint kein überaus sanfter zu sein, wenigstens sind nicht selten die Spuren ihrer Nägel im Gesichte ihrer Männer zu sehen. Dagegen fallen alle häuslichen Arbeiten, das Kochen, das Nähen der Jaranga, deren Aufstellen, Zerlegen und Verladen auf die Tragtiere sowie die Herstellung der Kleider für die ganze Familie ausschließlich dem Weibe zu, während der Mann sich bloß mit der Wartung und Pflege der Herde, bei den Küstentschuktschen mit Jagd und Fisch-

fang befaßt. In ihrer Häuslichkeit verfahren sie oft sehr grausam, im Zorn schneiden sie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Messer die Arme an den Schultergelenken weg. Im allgemeinen sind die Tschuktschen so sehr erregbar, daß selbst die Gastfreundschaft verletzt und der Gastfreund schwer beleidigt wird, wenn er nicht die ihm erwiesene Bewirtung zu schätzen verstanden. Die Tschuktschen bieten einander aber alles dar, was sie ihr eigen nennen, und auch die Frauen nennen sie ihr Eigentum. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft. Vor ihrem Häuptling, „Erema", haben die Tschuktschen die größte Achtung, rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Sonst aber verzeihen sie keine Beleidigung; sie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um sich zu rächen; am liebsten erschlagen sie ihren Feind. Wenn das gelingt, so ist der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen; oft geht die Rache von einem Geschlecht auf das andere über, bis endlich die Gelegenheit sich darbietet, die Feindschaft durch einen Totschlag zu beenden und den Gesetzen der Blutrache zu genügen. Die Eismeertschuktschen an der Koljutschinbucht nennt Lieutenant Nordquist allerdings ein bis jetzt unverdorbenes, ehrliches, kühnes und gutmütiges Naturvolk, alle sonstigen Beobachter schreiben aber den Tschuktschen im allgemeinen einen aufbrausenden und zugleich rauhen Charakter zu.

Besondere Hochzeitsgebräuche giebt es nicht. Der junge, oft erst 15 Jahre alte Tschuktsche, der sich verheiraten will — so berichtet Hr. Augustinowitsch, welcher lange als Arzt unter diesem Volke gelebt hat — begiebt sich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt seinen Wunsch, sich aus ihr eine Frau zu wählen. Man setzt fest, daß er drei oder fünf Jahre eine Herde Rentiere hüten müsse; während dieser Zeit lebt er mit seiner Braut wie mit seiner Frau. Hat er sich während der ausgedungenen Frist gut gehalten, so führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und bestimmen eine Anzahl Rentiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl statt.

Die Tschuktschen wünschen nicht, natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise welche des Lebens überdrüssig sind und ihrer Familie nicht zur Last sein wollen, junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich töten, und man tötet sie ohne Zögern. Das Töten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermanglung eines solchen ein naher Freund oder Bekannter. Findet sich keiner dazu bereit, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, dem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Vor dem Sterben ist er in der besten Gemütsverfassung, legt eine Feierkleidung an, ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die Besucher bitten ihn, ihre Verwandten und Freunde, die er in der besseren Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten; alle verweilen vom frühen Morgen an in der Nähe des Zeltes, worin der Todeskandidat sich aufhält. Dieser harrt mit Ungeduld im Zelte desjenigen, welcher ihn töten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters erwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelte befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes, setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mit einer Lanze die Wand und richtet die Spitze auf das Opfer, welches dieselbe so sich anfügt, daß sie die Rippenbogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpekalschelmagdle, d. h. „Töte mich schnell!" Der draußen Stehende stößt nun zu mit voller Kraft und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der anderen Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei. Der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist infolge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben. Die Leiche wird verbrannt, jedoch nur, wenn es der Wunsch des Sterbenden gewesen; sonst trägt man die Leiche aus dem Zelt und führt sie einige Werst weit auf einen hohen Berg. Zwei Rentiere werden an die „Narte", den mit Hunden bespannten Schlitten, gespannt, zwei andere hintendrein geführt; alle vier werden dann am Ort des Begräbnisses geschlachtet. Hatte der Verstorbene eine Rentierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und

Digitized by Google

Stelle wird eine länglich viereckige Grube gemacht, die Leiche hineingelegt und ein Fell darauf gedeckt. Drauf werden die getöteten Rentiere so niedergelegt, daß an jeder Seite der Grube ein Tier liegt. Damit ist die Zeremonie vorüber und sowohl die Leiche, als die getöteten Rentiere bleiben den wilden Tieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe. Hatte der Verstorbene eine Rentierherde, so werden einige Tiere geschlachtet und ein Mahl zugerichtet, das oft bis Mitternacht dauert, und an dem sich auch die nächsten Anverwandten des Toten beteiligen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Rentierherde bleibt dort und wird während der nächsten drei Tage um das Grab geführt. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Herde weggetrieben und nun bekümmern sich Verwandte und Freunde nicht weiter um das Grab. (Globus. Bd. XI. S. 139—140.)

Die Korjaken wohnen südlich vom Flusse Anadyr, wo sie auf der Halbinsel Kamtschatka bis zum Flüßchen Ukoi im Osten und bis zur Chariuska

Narte (Schlitten).

im Westen reichen, ferner bewohnen sie das ganze Küstengebiet von der Penschina bis zum Nuktschan. Auch sie zerfallen in seßhafte, welche die Küstengegenden bewohnen und sich hauptsächlich vom Fischfange nähren, und in wandernde, welche mit ihren Rentierherden im Inneren des Gebietes herumziehen. Die seßhaften Korjaken zerfallen in die vier Stämme der Olutoren oder Eluteat, der Kamenen und Parenen, der Pallanen und Ukiner.

Beide Abteilungen der Korjaken unterscheiden sich sowohl durch ihre Leibesbeschaffenheit als auch ihre Sitten. Die seßhaften ähneln den Kamtschadalen und Rentier-Tschuktschen; sie sind gleich diesen große, stark gebaute Leute. Dagegen sind die wandernden klein und mager. Das Haupt ist klein, das Haar schwarz, die Augen klein, die Nase kurz und stumpf, dagegen der Mund groß. Dieselben sind von unglaublicher Eifersucht gegen ihre Weiber besessen; wird ein Weib auf frischem Ehebruch ertappt, so wird sie samt ihrem Verführer auf der Stelle niedergemacht. Daher sollen die Weiber der wandernden Korjaken einer besonderen Unreinlichkeit sich befleißigen, um ja nicht den Fremden verführerisch zu erscheinen. Dagegen sind die seßhaften Korjaken auf ihre Weiber, namentlich den Fremden gegenüber, wenig eifersüchtig. Es ist allgemeine Sitte, sowohl bei den Korjaken, als auch bei den Tschuktschen, einem Gastfreunde sein Weib oder seine Tochter zur freien Verfügung anzubieten, und es wäre eine schwere Beleidigung, wenn jemand von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen möchte. Zu diesem Zuge tritt noch die allgemeine Verbreitung der Päderastie hinzu. Diese widernatürliche Gewohnheit wird unter diesen Völkern ganz offen betrieben und es giebt zahlreiche Männer, welche aufgeputzt gleich einem Weibe und geübt in buhlerischen Verführungskünsten sich dem Schandgewerbe öffentlich hingeben.

Die Kamtschadalen, die sich selbst Itelmen (welches ausgesprochen wie Itenémen lautet), d. i. „Bewohner“ (Urbewohner), nennen, hausen im südlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka unterhalb der Flüsse Ukoi im Osten und Chariuska im Westen bis auf jenen Teil von Kurilskaja Lopatka, der von den Aino besetzt ist, ferner auf der Insel Schumtschu, der ersten der kurilischen Inseln. Ihrer äußeren Erscheinung nach gleichen die Kamtschadalen den übrigen Nordasiaten, haben aber länglichere Gesichter, weniger hervorragende Backenknochen, großen Mund, große Zähne und besonders starke Schultern. Von Charakter sind sie sanft, gastfrei, wenig schlau, so daß man sie leicht betrügen kann, besonders wenn man ihre Neigung zum Trunke benutzt. Sie leben in größter Freundschaft miteinander und helfen sich gegenseitig. Nächst dem Trinken halten sie das Nichtsthun für das größte Glück.

Kamtschadale.

Die Wohnungen der wie ihre Nachbarn ungemein unreinlichen, von Ungeziefer strotzenden Kamtschadalen sind je nach der Jahreszeit doppelter Art: im Winter große, etwa 1,6 m tiefe Erdlöcher, mit Rasen und Erde eingedeckt, in der Mitte mit einem viereckigen Loch, das zugleich als Fenster, Schlot und Thüre dient, durch die man mittels kleiner Leitern in die Tiefe hinabsteigt; im Sommer leichte Hütten, „Balagane“, die auf 4 m hohen Gerüsten aufgeführt und mit Gras und Strauchwerk eingedeckt sind. Darin werden auch das Wildbret und die Fische gedörrt und über den Winter aufbewahrt. Ein solcher Balagan hat zwei einander entgegengekehrte Thüren, wodurch er im Inneren meist sehr luftig ist. Die häuslichen Geräte bestehen in Platten, Kannen und Trögen aus Birkenholz. Durch die Russen sind eiserne Instrumente verbreitet. Ein Hauptcharakterzug der Kamtschadalen ist ihre Gefräßigkeit. Die Hauptnahrung wird dem Fischfange entnommen. Daneben kommen die Wurzeln und Beeren, welche von den Weibern eingesammelt werden, fast gar nicht in Betracht. Die Fische werden zerschnitten und getrocknet oder geräuchert; einzelne Teile wirft man in große Gruben, überläßt sie der Gärung, wodurch sie einen unbeschreiblich stechenden Geruch und Geschmack annehmen, und schöpft dann die Jauche mittelst großer Löffel heraus. Als Getränk ist ein berauschender Absud des Fliegenschwamms besonders beliebt. Ihre Kleider sind aus den Häuten der wilden Tiere, Hunde und Seetiere verfertigt; man zieht, wie anderwärts, zwei derselben übereinander an. Wie anderwärts gehört es zu den Beschäftigungen der Weiber, das Haus zu bauen,

Digitized by Google

die Fische zu zerteilen und zu dörren, die Häute für die Kleider zuzubereiten und den ganzen Haushalt zu besorgen. Bei Reisen zu Wasser bedient man sich eigener Boote (Baidaren), zu Lande, wie bei den Tschuktschen, der hundebespannten Narten. Auch die Kamtschadalen leben in Polygamie; jeder Mann nimmt sich in der Regel zwei bis drei Frauen. Auf die Jungfrauschaft der Braut wird wenig Wert gelegt; in gleicher Weise sind auch die Frauen auf ihre Männer wenig eifersüchtig. Vor dem Erscheinen der Russen in jenen Gegenden lebten die einzelnen Familien unabhängig voneinander, höchstens daß mehrere derselben unter einem Aeltesten, der aber keinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Familien ausübte, vereinigt waren. Die religiösen Ideen der Kamtschadalen, in welchen das Links eine große Rolle spielt, sind sehr verworren und weichen von jenen der anderen Völker Nordasiens nicht sehr ab. Doch trifft man unter ihnen keine Schamanen, sondern die alten Weiber vertreten die Stelle derselben. Ihre Toten werfen sie den Hunden zum Fraße vor, indem sie glauben, daß diese, von ihnen gezogen, um so leichter ins Jenseits gelangen. Zu diesem Zwecke wird der Leiche ein lederner Riemen um den Hals gelegt, diese aus der Hütte herausgezogen und den lauernden Hunden hingeworfen. Die gegenwärtige Anzahl der Kamtschadalen soll kaum 2000 Seelen betragen (Fried. Müller. Allg. Ethnogr. S. 226—227), welche von den Russen angeblich meistens zum Christentum bekehrt sind. Die meisten Kamtschadalen sprechen neben ihrer Muttersprache noch russisch und korjakisch.

Die Jukagiren (Jukahiren), welche sich selbst Adon domni nennen und von den Korjaken Aetäl genannt werden, wohnen östlich von den Jakuten und Tungusen an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und dem oberen Anadyr. Sie sind der spärliche Ueberrest eines größeren Volksstammes, welcher vor dem Eindringen der Jakuten und Tungusen im nordöstlichen Sibirien seßhaft war und nebst den Jukagiren die nun verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfaßte. Heute sprechen die meisten Jukagiren tungusisch oder russisch, ja manche Stämme verstehen, wenn auch schlecht, russisch zu lesen und zu schreiben. Das Volk der Jukagiren nomadisierte in alten Zeiten am Ursprunge der Kolyma, wanderte aber später in die heutigen Sitze. Nur ein ganz kleiner Teil blieb am Ursprung der Kolyma und Jasatschnaja zurück, das ist der jetzige sogenannte Stamm der Jukagiren. Die übrigen sind durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen und Korjaken, zuletzt mit den Russen, sehr heruntergekommen und haben sich mit anderen Stämmen, namentlich mit den Tungusen, vielfach vermischt. Doch stehen sie in betreff der Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten viel höher als letztere, vor welchen sie sich durch Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die älteren Nachrichten beschreiben die Jukagiren als ein kriegerisches Volk von kräftigem und schönem Körperbau und in der That sind sie noch gegenwärtig schön gebaute Gestalten mit energischen Bewegungen, mittlerer Statur und heller Hautfarbe, welch letztere Eigenschaft namentlich bei den Weibern stark hervortritt. Das Gesicht ist mehr länglich als rund, mit etwas vorspringenden Backenknochen, verhältnismäßig großen Augen, der Blick mild und angenehm, besonders bei den Frauen, die Nase länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Nasenlöchern, die Stirn hoch, offen; die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen schwarz, im allgemeinen dünn, ab und zu blond; Barthaare sind spärlich. Die Jukagiren haben keine charakteristische Kleidung; die einen tragen Gewänder nach russischem Schnitt, die anderen tungusische Kleider. Im Winter wird darüber die „Kamlja", ein Gewand aus geräuchertem Rentierleder getragen, welches einem bis zum Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnelt und mit einer Kapuze versehen ist. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Als Herbst- und Winterwohnung dienen kleine Häuschen aus behauenen Baumstämmen, als Sommerbehausung aber kegelförmige Zelte, „Urus". Die Speisen, meist Fische, selten wilde Enten oder wilde Rentiere, werden stets im Freien bereitet. Neben der Fischerei ist die Jagd auf Füchse und Eichhörnchen ihre Hauptbeschäftigung; daneben wird eine Wurzel mit mehligem, süßlichem Fleische von den Weibern

Digitized by Google

fleißig eingesammelt und für den Winter aufbewahrt. Die Jukagiren sind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter, Freunde des Gesanges und Tanzes; sowohl Lied als Melodie werden improvisiert. Sie gehören jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche, doch üben noch im geheimen Schamanen ihre Kunst aus. Die Jukagiren werden christlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym" (Kaufpreis) von den Eltern erstanden. Ihre Toten bestatten sie in Särgen. Aberglaube ist wenig und bloß bei den in der großen Tundra lebenden vorhanden, welche denselben von den Tungusen überkamen.

Bloße Unterabteilungen der Jukagiren sind die beiden Völkchen der Tschuwanzen und Omoken. Erstere, etwa 250, im nördlichsten Kolymagebiet lebende Individuen, sind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloses Gesicht erinnert etwa an die Tschuktschen; die Haupthaare sind schwarz und rauh; sie tragen Kleider nach jakutischem Schnitt, aber unterscheiden sich sonst in ihrer Lebensweise kaum von russischen Ansiedlern. Sie sprechen auch russisch, obgleich sie eine eigene Sprache besitzen. Sie wohnen in Jurten. Alle sind getauft; ihre geistigen Fähigkeiten sind recht entwickelt; sie sind arbeitsam, ehrlich und von milden Sitten. Auch die Omoken, 200 Individuen, haben die christliche Religion, russische Kleidung und Sprache angenommen, vermehren sich aber sehr wenig und dürften in Bälde gänzlich verschwunden sein. (Globus. Bd. XL. S. 122—123.)

Von den übrigen Zweigen der asiatischen Arktiker wohnen die Jenissei-Ostjaken am oberen Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turuchansk, die Arinen oder Arinzen in den sajanischen Steppen und die Kotten am Agul, einem Nebenflusse des Kan. „Die Jenissei-Ostjaken zerfallen in zwei nun deutlich geschiedene Stämme, die symschen und die imbazkischen. Die Sym-Ostjaken leben meistens am Sym, aber auch hier und da zwischen dem Dorfe Anzyferowa und der Podkamennaja Tunguska an den Flüssen Kas, Sym und Dubtsches auf der linken, und Pit und Kis auf der rechten Seite des Jenissei. Die imbazkischen Ostjaken wohnen an dem Flusse Bachta bis zur Kureika im Norden; ihr Zentralpunkt ist der Jelogui, von dessen neun Mündungen zwei den Dörfern Ober- und Unter-Imbask gegenüber liegen." (Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre. Petersburg 1858. 8°. S. VII ff.) F. Müller rechnet diese Völker deswegen zu der Hyperboreerrasse, weil sie einerseits in ihrer Sprache von den umwohnenden Uralaltaiern sich unterscheiden, andererseits auch physisch von ihnen bedeutend abweichen sollen. Alle diese Stämme führen ein kümmerliches Wanderleben in beweglichen Hütten von Stangen und Birkenrinde, leben vom Fischfange, von der Jagd und einer geringen Rentierzucht. Ihre Abgaben an die russische Regierung („Jassak") entrichten sie in Pelzwerk, worunter sich auch Zobel befinden. Die Gesamtzahl der unter diese Völkersippe fallenden Individuen dürfte kaum 1000 betragen. — Castrén, der diese Völker besuchte, hatte nurmehr fünf Kotten, welche ihre Sprache und Nationalität bewahrt hatten, vorgefunden. Diese fünf Personen waren — wie Castrén erzählt — übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollten. An diese haben sich mehrere bereits russifizierte Kottenfamilien angeschlossen, so daß gegenwärtig die Anzahl der Kotten eine größere als zu Castréns Zeiten sein dürfte.

Digitized by Google

Die Völker Nord- und Ostsibiriens.

In sibirischen Begriffen existiert ein strenger Unterschied zwischen der Lebensart der nomadisierenden und der der unaufhörlich herumstreifenden Völkerschaften. Erstere sind den Russen die „kotschujutschije Inorodzi", letztere die „brodiatschije". Zu den ersteren gehören die Burjäten, Kirgisen, Kalmüken und dergleichen mehr, zu den letzteren die Tungusen, Samojeden, Ostjaken, Syränen u. s. w. Der Unterschied besteht darin, daß die nomadisierenden Völkerschaften ihre ganz bestimmten Winter- und Sommerwohnorte, bei einigen noch Herbststellen, ja sogar an denselben nicht selten schon beständige, aus Holz zusammengeschlagene, der Jahreszeit gemäß mehr oder weniger Schutz gewährende Hütten, Jurten genannt, haben, während die herumstreifenden das runde Jahr hindurch sich in unaufhörlicher Bewegung befinden, um Lebensmittel für sich und Futter für ihre großen Rentierherden aufzutreiben. Unter den nomadisierenden giebt es viele, die, trotz ihrer unstäten Lebensweise, sich sehr fleißig mit Ackerbau beschäftigen, so zum Beispiel die Burjäten im Irkutskischen Gouvernement, die Idinschen, Balaganschen, Alarschen, Kudinschen Stämme derselben.

Als nächste Nachbarn der zur Gruppe der Arktiker oder Hyperboräer vereinigten Stämme haben wir wiederholt die Tungusen genannt, welche im östlichen Sibirien hausen, jenem Landstriche, der im Norden vom Eismeere, im Osten vom Lande der Tschuktschen und Korjaken und im Westen vom Jenissei begrenzt wird, dessen unermeßliche mit Bergen, Sümpfen und undurchdringlichen Urwäldern bedeckte Strecken sie in einer Gesamtzahl von etwa 70 000 Köpfen durchziehen. Die Tungusen bilden einen der drei Zweige der sogenannten Altaier, welche mit den Uraliern als Ural-Altaier fast die gesamte Bevölkerung Nord- und Mittelasiens umfassen; die beiden andern Zweige der Altaier sind der mongolische und der türkische. Da in diesem Buche hauptsächlich die geographische Gruppierung der Völker im Auge behalten wird und diese sich nicht strenge mit der ethnologischen Stellung der einzelnen Volksindividuen deckt, so mag nachstehende Tafel die bisher angenommene Verwandtschaft der Uralaltaier untereinander kurz vor Augen führen:

Uralaltaier.

Uralier.		Altaier.		
Samojeden.	Finnen.	Tungusen,	Mongolen,	Türken.
Ugrer, Bulgaren, Permier, Finnen.		Ostmongolen, Kalmüken, Burjäten.		
			Jakuten, Tataren, Kirgisen, Kasaken, Oezbegen, Turkomanen u. A.	

Ihrerseits wieder betrachtet man die Uralaltaier in ihrer Gesamtheit als Mitglieder der gemeiniglich mongolisch, besser aber mittel- oder hochasiatisch

Digitized by Google

genannten Raſſe, zu welcher man nicht bloß die Japaner und Koreener, ſondern auch die Chineſen und die übrigen Völker Südoſtaſiens, ſoferne ſie einſilbige Idiome reden, dann die Tibeter rechnen zu dürfen meint.

Der tunguſiſche Zweig der Altaier, mit dem wir uns zunächſt beſchäftigen, umfaßt die beiden Völker der Tunguſen und der Mandſchu. Die an der Podkamenaja Tunguska ſtreifenden Tunguſen werden ſpeziell Tſchapogiren genannt, während man die an der unteren Tunguska wohnenden mit dem Namen Orotongen (Orotong-Tunguſen) bezeichnet. Die an beiden Ufern des Amur im Norden bis Jablonovoi Krebet von den Quellen des Amazar bis zu jenen des Oldoi wohnenden Stämme nennt man ſpeziell Orotſchonen, die öſtlichen Nachbarn derſelben am linken Ufer des Amur Maniagren. Die Daurier wohnen am Amur, vom Einfluſſe des Khumar bis zu jenem des Uſſuri, die Khoadſongen vom Einfluſſe des Uſſuri bis zum Dondon birra, die Ghelghanen oder Golden von den Sitzen der Khoadſongen bis zum See Kizi, und die Manguten von dem Sitze der Golden bis zu dem Sitze der Giljaken.

Der körperliche Typus der Tunguſen trägt den ausgeprägteſten Charakter der mongoliſchen Raſſe und zeigt ſich am auffallendſten in der Bildung des Schädels wie auch in den Merkmalen des Geſichtes. A. von Middendorff fand unter dieſem Volke den reinſten mongoliſchen Typus in zwei Formen auftretend: nämlich bald als Breitſchädel, bald als Hochſchädel. Beide Formen zeigen breite und vorſpringende Backenknochen, große Augenhöhlen, die ſchon durch die hohe Stellung und ſtarke Wölbung der Augenbrauen angedeutet werden; der Augenſchlitz iſt dagegen ſchmal, der äußere Augenwinkel höher liegend als der innere, die Glabella (Stirnglatze) eingedrückt und die Kiefer mäßig prognath. Die Hochſchädel zeigten ihre Form in ſo hohem Grade, daß der Schädel über der Linie, welche die beiden inneren Augenwinkel verbindet, weit höher ſcheint als der Kopf unterhalb dieſer Linie bis zum Kinne. In den Amurgegenden treten unter den Rigidal-Tunguſen ausgeprägte chineſiſch-japaniſche Geſichter auf. Die meiſten Reiſenden finden in den tunguſiſchen Phyſiognomien einen intelligenten Ausdruck, der zum Teil durch die große viereckige Stirn mit den weit voneinander abſtehenden Stirnhöckern hervorgerufen wird. Das Auge, obgleich aus dem ſchmalen, ſchrägen Schlitz hervorleuchtend, iſt meiſt von dunkler Farbe der Iris, ziemlich groß, lebhaft und munter. Die Naſe iſt gut gebaut und ziemlich ſtark über die Geſichtsfläche hervortretend. Bei den prognathen Kiefern erſcheint der Mund etwas groß, jedoch nie mit aufgeworfenen Lippen; die letzteren ſind ſtets dünn, die Oberlippe lang; die Ohren ſind weder groß noch weit abſtehend. Sehr auffallend iſt die Schönheit der Zähne bei den Eingebornen Nordſibiriens. Man ſieht oft ſechzig- bis ſiebzigjährige Greiſe mit vollen Reihen kleiner, perlenweißer, glatter und geſunder Zähne. Zahnſchmerz und Hohlſein der Zähne ſind dort unbekannt. Ein Arzt von Jakutzk ſchreibt dieſen Vorzug den Gewohnheiten, der Nahrungsweiſe und einer von Kindheit an auf die Pflege der Zähne verwendeten Sorgfalt zu. Niemals genießen die Eingebornen Zucker, in welcher Form es auch ſei, aus dem einfachen Grunde, weil ſie nicht in ſeinen Beſitz gelangen können. Ferner trinken ſie täglich, Sommer und Winter, große Mengen ſaurer Milch, welche antiſkorbutiſch wirkt; und endlich kauen ſie nach jeder Mahlzeit ein Stückchen Kiefernharz, um damit Zähne und Zahnfleiſch von allen Speiſereſten zu befreien. Dieſes Harz wird von allen Apothekern in Sibirien verkauft und iſt auch bei ruſſiſchen Damen viel in Gebrauch.

Die Haut der mongoliſchen Raſſe gilt allgemein von gelblicher Färbung und ſo wird auch den Tunguſen meiſt dieſe Farbe zugeſchrieben. Allein die dunklere Geſichtsfarbe rührt weſentlich von der ſtarken Lichteinwirkung, von Froſt, Rauch und reichlichem Schmutz her; denn die von den Kleidern bedeckten Körperteile zeigen meiſt dieſelbe Färbung wie die der Ruſſen; bei reingewaſchenen Tunguſengeſichtern fand Middendorff durch die Haut eine zarte, lebhafte Wangenröte durchſcheinen. Das Haar iſt von ſtraffer Beſchaffenheit und bei den Männern ſtets von ſchwarzer Farbe, das der Frauen hingegen nicht ſelten dunkelbraun. Der Bartwuchs der Männer iſt äußerſt ſchwach; häufig zeigen ſich nur geringe Spuren davon oder er tritt erſt im dreißigſten Lebensjahre auf. Das

Digitized by Google

Vom Fels zum Meer

aus dem Wunsche hervorgegangen, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könnte, hat nach dem einstimmigen Urteil des Publikums dieses Ziel vollkommen erreicht, und ist die glückliche Vereinigung der Vornehmheit exklusiver Revuen mit der Gemütlichkeit, Wärme und Allgemeinverständlichkeit eines Familienblattes.

„Vom Fels zum Meer" setzt alle Kräfte dafür ein, seinen Lesern einen schönen und wertvollen Inhalt in schöner und künstlerischer Form darzubieten und darf das Lob für sich in Anspruch nehmen, unter einer Fülle alter und neuer journalistischer Unternehmungen eine eigenartige und originelle Physiognomie errungen und bewahrt zu haben.

„Vom Fels zum Meer" verband zuerst in einer Monatsschrift alles, was nur überhaupt der Familie von Nutzen und Wert sein konnte: es beschränkte sich nicht auf die gebräuchliche Zusammenstellung belehrender und unterhaltender Artikel, sondern gab neben den dichterischen Erzeugnissen erster Novellisten, neben den wissenschaftlichen und belehrenden Artikeln der verschiedensten Fachautoritäten, auch jenen intimen unterrichtenden und unterhaltenden Stoff, der sozusagen für das Kleinleben der Familie bestimmt, all den kleineren und größeren Bedürfnissen Rechnung trägt, die sich in ihr geltend machen.

„Vom Fels zum Meer" richtete sich an alle Klassen, es unterschied nicht nach besonderen Gesellschaftsschichten, sowenig wie es sich besonders an ein Frauen- oder an ein Männerpublikum wendete. Allumfassend, das Große gleich liebevoll umschließend wie das Kleine, den Wünschen Aller Rechnung tragend, strebte es eine Harmonie an, in der kein Ton — die disharmonierenden selbstverständlich ausgeschlossen — fehlt und die Zustimmung des Publikums, das starke Wachstum seines Leserkreises hat die Richtigkeit dieser Bestrebungen hinlänglich gezeigt.

„Vom Fels zum Meer" errang sich schon im ersten Jahre seines Bestehens 35000 Abonnenten, stieg im folgenden auf 42000 und erreichte im dritten Jahrgang die, nicht allein die Auflage sämtlicher deutscher Monatsschriften, sondern auch die Auflage der meisten anderen Zeitschriften weit übersteigende Abonnentenzahl von

50 000

somit nach kaum zweieinhalbjährigem Bestande das erste halbe Hunderttausend Abonnenten erwerbend, was sicher einem Leserkreise von einer halben Million gleichkommt.

„Vom Fels zum Meer" blieb in jeder Beziehung dem anfänglich auf seine Fahne geschriebenen Programm treu; aber dem Fortschritte der Zeit folgend, getragen und unterstützt von der wachsenden Gunst seiner Freunde, erweiterte und vervollständigte es dieses Programm von Heft zu Heft, von Jahrgang zu Jahrgang. Die novellistischen Beiträge zeigten sich gewählter, die wissenschaftlichen vertieft, die Beigaben aller Art vermehrt, den Bedürfnissen der verschiedensten Ansprüche entsprechend angepaßt.

„Vom Fels zum Meer" hat den ehrlichen Willen, in diesem sich selbst nie zufriedenstellenden Streben unermüdlich fortzufahren und stets darauf bedacht zu sein, seine lieben Leser mit immer Besserem und Reicherem zu bedenken und bringt schon jetzt

folgende Neuerungen:

„Vom Fels zum Meer" wird vom neuen Jahrgange an das Satzformat seiner Seiten bedeutend vergrößern. Diese Veränderung des Formats, welche bereits im vorliegenden Heft angewendet wurde, entspricht — den ganzen Jahrgang berechnet — genau dem

Umfang eines ganzen Heftes,

den die Abonnenten, ohne jede Mehrbezahlung, zu dem sonst Gelieferten mehr erhalten.

„Vom Fels zum Meer" wird von jetzt ab seinen Heften

Kunstbeilagen auf besonderem Papier

beigeben, mit Nachbildungen vorzüglicher Kunstwerke in musterhaften Holzschnitten. Damit kommen wir dem Wunsche vieler Freunde entgegen, welche diese Meisterschnitte einzurahmen wünschen.

„Vom Fels zum Meer" erweitert ferner den der allgemeinsten Beliebtheit sich erfreuenden „Sammler" durch neue Rubriken für

Karten- und Dominospiele,

Gesellschaftsspiele u. v. a. m. Dabei werden auch ferner in diesem gemütlichen Hinterstübchen ausführliche Mitteilungen der Zeitgeschichte, Mode, Technik, Hausgarten, Küche, Handarbeiten, Sport, Litteratur ꝛc. zu finden sein. Besonderes Augenmerk wird der Rätseltafel zugewendet. Ebenso soll die **Weltpost** eine Vergrößerung erfahren, um den sich steigernden Ansprüchen, die an sie gestellt werden, nachkommen zu können.

„Vom Fels zum Meer" gibt endlich eine neue Extrabeilage in der diesem Hefte beiliegenden farbigen

Eisenbahnkarte

mit besonderem Namensverzeichnisse, die gewiß denselben Beifall findet wie die nun zweimal zur Ausgabe gelangte statistische Tafel; die dritte Auflage dieser

Statistischen Tafel

werden wir unseren Abonnenten mit dem fünften Hefte gratis beigeben. Diese spätere Ausgabe wurde dadurch bedingt, daß viele offizielle, statistische Angaben erst in jener Zeit zur Bekanntmachung gelangen.

„Vom Fels zum Meer" behält ungeachtet aller dieser Neuerungen und Verbesserungen seinen außerordentlich billigen Preis von nur einer Mark für das illustrierte Monatsheft von 15 Bogen (à 8 Seiten) bei.

„Vom Fels zum Meer" bittet angesichts des Gebotenen und des zu Bietenden seine Freunde, ihm auch fernerhin treu zu bleiben und dazu beizutragen, daß sich der Kreis der Abonnenten stetig erweitere.

Inhalt des ersten Heftes.

	Seite
I. Porträt des General-Feldmarschalls Grafen Moltke.	
II. General-Feldmarschall Graf Moltke, Ueber Polen. Mit einem Nachwort von Gustav Karpeles . .	1
III. Wilhelm Hertz, Herr Orfeo. Ein Elbenmärchen. Aus dem Altenglischen übersetzt	18
IV. Woldem. Kaden, In d. Heimat Tells	21
V. C. v. Schwartzkoppen, Im Goldrahmen	33
VI. Prof. W. Preyer, Ueber den Selbstmord in der Tierwelt	41
VII. Hermann Allmers, Wandertreue	46
VIII. Unsere Hausmusik. (Unter Redaktion von Karl Reinecke). „Abendlied" von Julius Becker	I-II
IX. Konsul Dr. Gustav Nachtigal, Aus Tunis	47
X. Robert Byr, Dora. Roman	63
XI. Franz von Holtzendorff, Die Verbrechenserscheinungen der Gegenwart	78
XII. Dr. Eduard v. Hartmann, Was sollen wir essen?	82
XIII. Emil Peschkau, Abends	88
XIV. Ludovica Hesekiel, Courage. Eine brandenburgische Geschichte . . .	89
XV. Fr. Pecht, J. C. L. Meissonier . .	100
XVI. Studienkopf. Von G. Hackl . . .	107
XVII. Richard Leander, Im Ballsaal . .	108
XVIII. Albert Roderich, Fritze Kulasch . .	113
XIX. Der Sammler	113
XX. Inserate	127
XXI. Weltpost	127

— Preis pro Heft 1 Mark. —

Festgeschenke aus dem Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Die Deutsche National-Litteratur

herausgegeben von

Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfangen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen. Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrten herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen ꝛc. Uebersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungs-Mittel. Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Die „Deutsche National-Litteratur" erscheint in Lieferungen von ca. 7 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von 50 Pf. (30 Kr. = 70 Cts.); (wöchentlich werden 1—2 Lieferungen ausgegeben), in broschierten Bänden à Mk. 2. 50. in gebundenen Bänden à Mk. 3. 50.

Bisher erschienen und auch einzeln durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1. **Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus** von H. J. Chr. v. Grimmelshausen, hg. v. F. Bobertag. I
2. **Faust von J. W. von Goethe.** Erster und zweiter Teil, herausgegeben von H. Düntzer.
3. **Die Räuber, Fiesco, v. F. v. Schiller.** Mit Beifügung der Theaterbearbeitungen herausgegeben von R. Boxberger.
4. **Die Jobsiade v. K. A. Kortum,** hg. v. F. Bobertag.
5. **Gedichte, Fabeln, Jugenddramen v. G. E. Lessing,** herausgegeben von F. Bobertag.
6. **Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus** von H. J. Chr. v. Grimmelshausen, hg. v. F. Bobertag. II
7. **Oberon u. verschiedene Erzählungen u. Märchen in Versen v. Ch. M. Wieland,** herausgeg. v. H. Pröhle.
8. **Maler Müller u. Ch. F. D. Schubart,** hg. v. R. Sauer.
9. **Grimmelshausens Simplicianische Schriften,** herausgegeben von F. Bobertag.
10. **J. M. R. Lenz u. H. L. Wagner,** hg. v. R. Sauer.
11. **Johann Christian Günther,** hg. v. Ludwig Fulda.
12. **F. M. Klinger u. J. A. Leisewitz,** hg. v. R. Sauer.
13. **Gryphius, Werke,** herausgegeben von H. Palm.
14. **Lessings Jugendfreunde,** hrsg. v. Jacob Minor.
15. **Moscherosch, Gesichte Philanders v. Sittewald,** herausgegeben von F. Bobertag.
16. **Goethes Dramen,** 1. Band, hrg. v. K. J. Schröer.
17. **Lessings Jugenddramen,** II. Abt. u. **Dramatische Meisterwerke.** I. Abt, herausgeg. v. R. Boxberger.
18. **Kabale u. Liebe; Don Karlos, v. F. v. Schiller,** herausgegeben von R. Boxberger.
19. **Simon Dach, seine Freunde u. Johann Peting,** herausgegeben von H. Oesterley.
20. **Goethes Gedichte,** 1. Band, hrsg. von H. Düntzer.
21. **Zieglers Asiatische Banise,** hrg. von F. Bobertag.
22. u. 23. **Hebels Werke,** 1. u. 2. Abteilung herausgegeb. v. O. Behaghel.
24. u. 25. **Lessings Werke,** 3. Band, 1. u. 2. Abteilung herausgegeben von R. Boxberger.
26. **Die Gegner der zweiten schlesisch. Schule,** 2 Bd. herausgegeben von L. Fulda.
27. **Goethes Werke,** 33. Bd., hrsg. v. Rudolf Steiner.
28. **Albertinus, Lucifers Königreich,** herausgegeben von R. Freiherrn v. Liliencron.
29. **Abraham a S. Clara, Judas der Erz-Schelm,** herausgegeben von F. Bobertag.
30. u. 31. **Bürgers Gedichte,** 1. u. 2. Abteilung herausgegeben von R. Sauer.
32. **Goethes Gedichte,** 2. Bd., herausgegeb. v. H. Düntzer.
33. **Gottsched, Bodmer u. Breitinger,** herausgegeben von Johannes Crüger.
34. u. 35. **Klopstocks Messias,** 1. u. 2. B., herausgegeb von R. Hamel.
36. **Jean Pauls Werke,** 1. Bd., herausgegeben von P. Nerrlich.
37. **Klopstocks Werke,** 3. Bd., herausgegeb v. R. Hamel.
38. **Fabeldichter, Satiriker u. Popularphilosophen des 18. Jahrh.,** herausgegeben von Jacob Minor.
39. **Klopstocks Werke,** 4. Bd., herausgegeb. v. R. Hamel.

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

53. Lieferung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Unſern verehrlichen Abonnenten hierdurch die ergebene Mitteilung, daß für den mit Heft 55 vollſtändig werdenden II. (Schluß-)Band vorliegenden Werkes dieſelbe geſchmackvolle und ſolide

Original-Ganzleinendecke

nach Entwurf des Herrn Profeſſor **K. Keller-Leuzinger** wie für den erſten Band hergeſtellt wurde, welche zum alten Preiſe von

2 Mark

mit den letzten Heften bezogen werden kann. — Auch die Einbanddecke zum erſten Bande iſt noch vorrätig.

Niemand ſollte verſäumen, ſich das Werk in die eigens für dieſen Zweck komponierte Originaldecke einbinden zu laſſen, welche dem Ganzen ein würdiges Gewand gibt.

Zu Beſtellungen wolle man ſich des beiliegenden Beſtellſcheins bedienen.

Die Verlagshandlung:

W. Spemann in Stuttgart.

Digitized by Google

Ergrauen ſoll faſt gar nicht vorkommen und nur wenige alte Leute bekommen einzelne weiße Haare. Auch die Körperbehaarung iſt an allen Teilen überaus ſchwach; falls dieſelbe aber ausnahmsweiſe an einem Individuum ſtärker auftritt, ſo gilt dieſe Erſcheinung als etwas Ungeheuerliches und von einem böſen Geiſte hervorgerufen. Nach Gmelin geht die Abneigung der Tunguſen gegen die Behaarung ſo weit, daß die Männer den ſproſſenden Bart ſorgfältig ausrupfen und dieſes Verfahren ſo lange fortſetzen, bis ſchließlich kein Nachwuchs mehr ſtattfindet. Unter den Tunguſen findet man meiſt nur Geſtalten von mittlerer Größe und ſchlankem Bau, obgleich die Bruſt eine bedeutende Breite beſitzt; überhaupt iſt eine große Symmetrie aller Körperteile bemerkenswert. In der Muskulatur zeigt ſich eine große Elaſtizität und Feſtigkeit, die Sehnen ſind ſehr ſtark entwickelt. Obwohl die Glieder und der ganze Körper häufig mäßig voll erſcheinen, ſo gehört Fettleibigkeit doch zu den Seltenheiten; dagegen iſt der Fuß klein, ſelbſt bei Leuten von großer Statur durchgängig unter 20 cm; dennoch ſind die Tunguſen überaus rüſtige Fußgänger, welche oft in verhältnismäßig kurzer Zeit unglaublich weite Strecken ihrer Einöden durchwandern. Man kann nicht umhin, einen kleinen Fuß der ganzen mongoliſchen Raſſe als eigentümlich zu betrachten, da er ſich bei den Chineſen wiederfindet und die Frauen daſelbſt die natürliche Entwickelung desſelben noch durch Verſtümmelung einzuſchränken ſuchen. Dem ebenmäßigen, feſten Körperbaue des Volkes entſpricht eine bedeutende phyſiſche Kraft, die ſich vorzüglich in einer großen Zähigkeit bei körperlichen Anſtrengungen kund thut. Alle Bewegungen gehen raſch und kräftig von ſtatten, wobei insbeſondere ein ganz eigentümliches ruckweiſes Wirken der Muskeln auffällt. Etwas Aehnliches fand Middendorff in der Sprachweiſe; die Worte wurden ruckweiſe hervorgeſtoßen, endeten mit plötzlich abgebrochener Silbe, was den Eindruck hervorrief, als hätten die Leute eine Anlage zum Stottern gehabt. Mit ihrer kräftigen körperlichen Konſtitution iſt eine außerordentliche Abhärtung verbunden, die freilich durch die harte Lebensweiſe von Kindheit auf bedingt wird. Die größten Strapazen ertragen ſie mit ein- und demſelben Gleichmute, wie denn auch weder Froſt noch Hitze, noch Durſt und Hunger ſie irgend zu einem Murren

Häuptling nomadiſierender Tunguſen.

Abends eintrifft. Hierbei entwickeln die Tungusen einen bewunderungswürdigen Ortssinn, ohne Spur von Weg oder Steg verfehlen sie in der weiten Wildnis nie die Stelle, wo sie sich nach Verabredung treffen sollen. Daher sind denn auch die meisten im stande, ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege zu beschreiben oder den Lauf der Flüsse zu demonstrieren. Verlorene Gegenstände, verlaufene Tiere finden sie immer leicht wieder auf; ebenso vermögen sie ohne Schwierigkeiten, wie die Indianer, Spuren von Menschen zu entdecken und genau anzugeben, wie groß die Zahl der Wandernden war und welche Richtung dieselben eingeschlagen. Um sich nun an dem verabredeten Orte einzustellen, packt die Tungusin die tragbare Jurte und alle Habe auf die Rentiere und Schlitten und begibt sich mit der Familie auf den Weg. Die jüngeren Kinder werden mit der Wiege an den Sattel des Rentiers gebunden, Säuglinge aber behält die Mutter in Fell gewickelt bei sich. Bei sehr strengem Froste wandert man der kleinen Kinder wegen nicht, sondern rastet dann gewöhnlich in kleinen Blockhäusern, welche häufig in den Wäldern aus runden stehenden Balken aufgerichtet sind, ohne beständig bewohnt zu werden.

Die Beschäftigungen der Männer in Vergleich zu denen der Weiber sind keineswegs leichter, wie es wohl scheinen mag. Die Jagd in Sibirien beruht auf der genauesten Kenntnis der Natur des Wildes und seiner Lebensart und daher sind die Tungusen wie die meisten sibirischen Völker vorzugsweise Fallensteller; der weit geringere Teil des Wildes wird mit dem Gewehre erlegt. Die gewöhnlichste Fangweise geschieht durch Selbstschüsse, auch wendet man Fallgruben an. Die Selbstschüsse sind eine sehr sinnreiche Vorkehrung, die auf Bogen und Pfeil beruht, durch welche das größte Wild wie das Elen wie auch der kleine Zobel erlegt werden kann. Zu bemerken ist, daß unter den Tungusen Jagdgesetze herrschen, welche streng eingehalten werden. Das Jagdgebiet ist in gewisse Reviere geteilt, welche nach traditionellen Merkmalen, nach Bächen und anderen natürlichen Grenzzeichen, unterschieden werden. Eine oder mehrere Familien besitzen zusammen ein gemeinsames Revier, auf dem sie das Recht der Jagd haben, und geschieht es, daß ein Jäger an der Grenze seines Reviers ein in das benachbarte hinüberziehendes Wild bemerkt, so darf er es verfolgen. Nachdem er das Tier erlegt hat, gehört ihm nur das Fleisch desselben, das Fell übergiebt er dem Eigentümer des Reviers. Eine Ausnahme findet jedoch bei der Verfolgung eines reißenden Tieres, eines Bären oder Wolfes statt; alsdann darf der Jäger das Wild durch zwei oder drei Reviere verfolgen und hat auch Anspruch auf das Fell des Tieres; außerdem erhält er noch den Dank der ganzen Nachbarschaft. Auch eine ursprüngliche Zeichenschrift, welche auf die Jagd Bezug hat, wird nicht minder streng beobachtet. Ein im Walde abgehauenes Bäumchen, in dessen Kerbe ein Pfeil mit der Spitze nach unten steckt, heißt: ich stelle Bogen in der Nähe. Ist die Spitze des Pfeiles schräg nach oben gerichtet, so bedeutet dies, daß der Jäger weit fortgezogen ist. Ein eingeklemmter Zweig deutet auf nahe Anwesenheit des Jägers und ein über den Weg gelegter Ast verbietet in dieser Richtung weiter zu gehen. Der Fischfang geschieht gleichfalls auf mannigfache Art. Es werden die Fische entweder harpuniert oder in Setznetzen gefangen, welche aus Rentiersehnen und Pferdehaaren verfertigt werden, da es an Hanfgarnen gebricht. Das Hauptfangmittel ist überall die Wehre mit den dazu gehörigen Reuserkörben.

Handwerker giebt es unter den Tungusen nicht, Schmiede ausgenommen. Den Amboß, der nur etwa 2 kg wiegt, Hammer, Zange, Feile erhandeln sie von den Russen, ebenso das Eisen; selbst sind sie nicht im stande, Werkzeuge zu verfertigen; nur den etwa 45 cm langen Blasebalg stellen sie selbst her. Desgleichen die Kleidungsstücke, von welchen unsere Abbildung eines Tungusenhäuptlings einen Begriff giebt. Bei den Manguten oder Mangu am Amur, welche in ihrer Lebensart sowie auch in ihren Sitten und Gebräuchen sehr den Golden gleichen, ist ein Gürtel gebräuchlich, an dem, wie ersichtlich, eine Menge Dinge hängen, nämlich ein in einer ledernen Scheide steckendes Messer; ein eisernes Werkzeug zum Pfeifenreinigen; ein krummes Messer; eine Zundertasche; ein Feuerstahl; ein aus Knochen verfertigtes Werkzeug, welches zum Ausglätten der Fischhaut und zum Lösen der Knoten dient; eine zweite Zundertasche aus Störhaut; ein Säckchen mit einem Wetzstein zum Messerschleifen; eine Nadelbüchse. Rechnet man die Gürtelagraffe hinzu, so trägt derselbe nicht weniger denn zehn verschiedene Dinge.

Die Nahrungsmittel liefert im wesentlichen der Ertrag der Jagd und des Fischfanges, sie sind somit rein animalisch. Von den jagdbaren Tieren wird keines als Speise verschmäht; dagegen werden Reptilien und Amphibien nicht gegessen. Die Nahrungsmittel werden stets gekocht, nie anders zubereitet und nicht bloß die festen Teile genossen, sondern

auch die Brühe; hierbei iſt zu bemerken, daß das Salz nicht oder doch nur gelegentlich im Gebrauche iſt; es gehört aber durchaus nicht zu den Bedürfniſſen. Vegetabilien gelten meiſt als Leckerbiſſen. Brot wird gelegentlich ſehr gern verzehrt, und ſo man Mehl erhandelt hat, wird dasſelbe zu der Brühe ſtets hinzugeſetzt. Eine wildwachſende Lilienzwiebel (Lilium martagon) wird für ſehr ſchmackhaft gehalten. Als der größte Leckerbiſſen gilt Mehl mit Fett oder Butter gebraten. Wildwachſende Beeren ißt man gern; die Preißelbeere (Vaccinium vitis idaeae) wird mit Fiſchrogen zu einem Teige verrieben und für den Winter aufbewahrt. Die Früchte des Faulbeerbaumes (Prunus Padus) werden zerſtampft, mit Butter gemiſcht, zu runden Kuchen plattgedrückt und am Feuer getrocknet; auch läßt man Faulbeerbrei mit Rentiermilch angerührt gefrieren. Früher kannten die in den Wäldern hauſenden Tunguſen kein anderes Getränk als Waſſer. Birkenwaſſer, einen Aufguß von Rhododendron dauricum und Roſenblättern. In neuerer Zeit iſt es anders geworden, der chineſiſche Thee und Ziegelthee haben überall Eingang gefunden und ſind ſehr beliebt. Leider haben aber die Tunguſen Bekanntſchaft mit dem Branntwein gemacht und wo der Gebrauch des Branntweines häufig iſt, zeigen ſich die

Gürtel der Manguten.

verderblichen Folgen in erſchrecklicher Weiſe. Der weit harmloſere Tabak iſt ein ganz allgemein verbreitetes und äußerſt beliebtes Reizmittel. Obgleich Thee und Tabak phyſiſch von keinen üblen Folgen ſind, ſo wirken ſie doch ökonomiſch ſehr nachteilig; denn der genußſüchtige, leichtſinnige Tunguſe vergeudet ſeinen teuerſten Tauſchartikel, den Zobel, in welchem er auch noch ſeinen Tribut („Jaſſak") entrichten muß, gegen dieſe Gegenſtände und andere Luxusartikel in unglaublicher Weiſe, verfällt daher in Schulden und verarmt mit der Zeit gänzlich. Meiſt ſind es die ſchlauen Jakuten, welche ihm alle Luxusgegenſtände liefern, dabei als wahre Paraſiten auf Koſten ihrer Konſumenten leben, ſich alles aber von ihnen teuer in Zobelfellen bezahlen laſſen. Der Tunguſe erkennt dagegen ſtets auf das ehrlichſte und offenſte ſeine Schulden an. Zu dieſen unerfreulichen Verhältniſſen kommt noch der ungünſtige Umſtand hinzu, daß das Wild und beſonders das Pelzwild, namentlich der Zobel, in raſcher Abnahme begriffen iſt; eine Hegezeit kennt der Tunguſe nicht, und ſo gehen denn dieſe Kraftmenſchen rettungslos durch die Handelswelt dem Bankerotte entgegen und werden durch dieſelbe immer mehr und mehr demoraliſiert. (Karl Hiekiſch. Die Tunguſen. Eine ethnologiſche Monographie. St. Petersburg. 1879. 8°.)

Der zweite Zweig der tunguſiſchen Völkerſippe, die Mandſchu, bewohnen die ſogenannte Mandſchurei. Sie ſind ein aufgewecktes, kriegeriſches, mit großer

Digitized by Google

Energie begabtes Volk, dem es 1644 gelang, sich in den Besitz des Thrones von China zu setzen und das Land samt den zahlreichen, ihm an Zahl bei weitem überlegenen Horden, bis auf die neueste Zeit zu beherrschen. In den alten Annalen Chinas wird mehrerer Tungusenstämme Erwähnung gethan, welche einen thätigen Anteil an den Geschicken des Reiches der Mitte genommen haben. Zu ihnen gehören auch die Lamuten (Meertungusen) am ochozkischen Meer, welche in neuerer Zeit immer mehr nach Kamtschatka vordringen, wo sie die mittleren Teile des Westgebirges in Besitz genommen haben, und die sogenannten Schibä, im Ilithale, an der russisch-chinesischen Grenze.

Die Mandschu oder Mandschuren zeichnen sich durch schönen und kräftigen Körperbau aus, namentlich sind sie besser und kräftiger gewachsen als die Chinesen. Ihrem Charakter nach sind sie rauh und schmutzig, dabei aber ehrlich, offen und tapfer. Früher dem Schamanismus ergeben, haben sie sich seit der Begründung ihrer Herrschaft den chinesischen Kulten, besonders dem Buddhismus, zugewandt und sind fast ganz der chinesischen Zivilisation erlegen. In ihrer Heimat treiben sie nur in den südlichen Teilen Acker- und Gartenbau, meist jedoch sind sie Hirten, Jäger und Fischer. Interessanter sind die Lamuten, deren Zahl sich auf etwa 2000 beziffert. Ordnungssinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und außerordentliche Beweglichkeit zeichnen sie aus. Den Russen ganz vorzüglich zugethan, hassen sie die Tschuktschen. Als ausgezeichnete Schützen lieben sie die Jagd, auf der sie bloß die Flinte brauchen; nur dem Bären gegenüber benutzen sie den Jagdspieß. Ein kleiner Teil der Lamuten beschäftigt sich mit Fischfang. Es sind vollkommene Nomaden, gebrauchen aber keine Narten, sondern reiten auf Rentieren, deren jeder Lamute einige besitzt. Ansteckende und epidemische Krankheiten, selbst die unter den Eingebornen Sibiriens so außerordentlich verbreitete Lustseuche, kommen bei ihnen gar nicht vor. Ihre Physiognomie hat einen besonderen Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Nase von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare meist glatt von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten sind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerst gelenkig und beweglich. Sie wohnen in großen konischen Zelten („Urussa"), welche aus sechs langen Stangen zusammengesetzt und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit ungearbeiteten Rentierhäuten bedeckt sind. In einem Zelte leben mitunter zwei Familien, aber tadellose Reinlichkeit und Ordnung herrschen darin. Ueberhaupt sind die Lamuten unter allen Eingebornen die reinlichsten und ordentlichsten, dabei höflich, umgänglich und gastfreundlich. Auch die Speisen werden möglichst reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung besteht in Rentierfleisch, doch essen sie auch Fische und Eichhörnchen. Männer wie Frauen tragen enganschließende Gewänder von gleichem Schnitt, aus Rentierfellen genäht und mit Glasperlen und buntem Schafleder verziert. Die Lamuten sind griechisch-katholische Christen und sehr fromm, doch haben sich Spuren ihres alten Heidenglaubens bei ihnen erhalten. Auch leben die Paare oft 1—3 Jahre ehelich beisammen, bevor sie sich kirchlich einsegnen lassen. Dieser Gebrauch heißt „Halbehe". Die Toten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatze der Zelte in Särgen begraben. (Globus. Bd. XL, S. 123—124.)

Inmitten der tungusischen Völkerschaften wohnen etwa 200 000 Köpfe stark die Jakuten oder Sacha-lar, ein türkisches Volk und zwar der nordöstlichste Ausläufer der großen Türkenfamilie. Ihre Wohnsitze erstrecken sich vorzugsweise an den beiden Ufern der Lena bis zum Eismeere hin, ferner im Westen an der Anabara und im Osten an der Jana, Indigirka und Kolyma. Im Süden reichen sie bis an den Aldan und die obere Maia. In Jakutsk ist ihre Sprache die Konversationssprache der Kaufmannswelt. Sie zeichnet sich von allen bekannten türkischen Idiomen durch die größte Altertümlichkeit aus; sie ist das Sanskrit der türkischen Sprachen. Die Jakuten sind größtenteils Nomaden und haben in der neuesten Zeit, bis zu welcher sie dem Schamanismus anhiengen, das Christentum angenommen. Ursprünglich waren die Beziehungen zwischen

Digitized by Google

Jakuten und Tunguſen feindſeliger Natur; heute hat ſich das geändert; manche Tunguſenſtämme treten gerne in Familienverbindung mit den Jakuten und unterwerfen ſich leicht ihrem Einfluſſe. Die Jakuten zerfallen in verſchiedene Stämme und dieſe teilen ſich wiederum in mehrere Unterabteilungen. Jeder Stamm hat ſeine Aelteſten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen“ (ruſſiſch: Niorotſcheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlaſſungen der Jakuten heißen „Naslegi“ und befinden ſich an ſolchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde ſind, worin ihr vornehmlichſter Reichtum beſteht. Doch ſind ſie auch Jäger und treiben die Jagd, namentlich auf Pelztiere, mit unermüdlichem Eifer und bewundernswürdiger Geſchicklichkeit.

Jakutin im Feſtſchmuck.

In der Phyſiognomie der Jakuten iſt nach Albin Kohn das Typiſche der mongoliſchen Raſſe bis zur Karikatur ausgeprägt. Die entſetzlich entwickelten Kauwerkzeuge, deren unterer Teil, der Unterkiefer, ſo bedeutend hervorragt, daß zwiſchen den unteren Schneidezähnen und den oberen ein bedeutender leerer Raum bleibt, gleichen jener einer engliſchen Dogge; die Mundöffnung iſt faſt ſo weit wie der Unterkiefer lang, und nicht weit von den Mundwinkeln befinden ſich Ohrmuſcheln von ungewöhnlicher Größe, bereit jeden Laut aufzufangen und dem wenig entwickelten, in einer niedrigen Stirn eingepreßten Gehirne mitzuteilen. Ein mächtiger Haarwuchs, deſſen einzelne Fäden aus Ebenholz geſchnitzelt ſcheinen, bedeckt den faſt flachen Hirnſchädel, kleine tiefliegende ſchwarze Augen blinzeln über hervorſtehende Backenknochen hervor und eine gelbliche, pergamentartige, nur auf den hervorragenden Partien etwas gerötete Haut bedeckt den hagern, muskulöſen Körper, der wohl ſtark, aber nicht gelenkig iſt. (Globus. Bd. XXV, S. 217.) An Entſagungen aller Art gewöhnt, ſcheinen die Jakuten ganz unempfindlich gegen Kälte und können den Hunger bis auf einen faſt unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung beſteht aus geſäuerter Kuh- und Stutenmilch, dann aus gekochtem Pferde- und Rindfleiſch; vom Brote haben ſie keinen Begriff. Ihr größter Leckerbiſſen iſt Fett, das ſie roh und geſchmolzen, friſch und verdorben in größter Menge verzehren können. An hohen Feſttagen trinkt jeder Gaſt einige Pfund heißer eben am Feuer zerlaſſener Butter. In bezug auf ihre Nahrung ſind die Jakuten übrigens nicht wähleriſch; im Sommer nehmen ſie das Waſſer aus

Digitized by Google

einer beliebigen Pfütze und im Winter schmutzigen Schnee oder Eis. Sie zerstampfen auch die innere Rinde des Lärchenbaumes oder der Fichten und kochen sie mit Fischen, etwas Mehl und Milch, besonders aber mit Fett, zu einem Brei, den sie mit Wonne verzehren. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und versetzen sich dadurch, daß sie den Rauch verschlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie essen und schlafen unglaublich viel, können aber lange Zeit, wie ohne Nahrung, so auch ohne Schlaf existieren. Wie die meisten Sibirier wohnen sie in Zelten, Jurten, die sie jedoch mit dem Vieh teilen, daher dieselben von einem entsetzlichen Gestank erfüllt sind. Nur bei den Kolymajakuten geht es etwas reinlicher zu, aber auch diese sind noch unreinlich genug; sie waschen sich selten, schlafen meist in ihren Kleidern und wenn sie Hemden haben, was nicht immer der Fall, so tragen sie dieselben, bis sie in Fetzen zerfallen. Die Nationaltracht, aus Rentierfellen mit den Haaren nach außen gefertigt, besteht aus einem Oberkleid „Kukljänka", einem Untergewand, aus zwei Teilen zusammengesetzt: einer die Hüften einschließenden „Selja" und einem den oberen Teil der Schenkel bedeckenden „Suturo", langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln „Torbas" oder „Unty", endlich einer Mütze mit Ohrenklappen „Bergesa". In solcher Bekleidung kann man getrost einer Kälte entgegen sehen, bei welcher das Quecksilber gefriert. Im Sommer ist die Bekleidung natürlich eine weit leichtere. Immer aber sind die Weiber dem Aeußern nach von den Männern kaum zu unterscheiden. Trotz Christentum herrscht Polygamie; der Jakute kauft seine Frau oder Frauen von deren Eltern und giebt dafür einen „Kalym", der in Rentieren, Pelzwerk oder russischem Tand besteht. Eifersüchtige Jakutinnen sollen so selten sein, daß selbst ein Diogenes mit der Laterne sie nicht finden würde. Die Jakuten leben stammweise mit einander und heiraten auch gewöhnlich aus dem Stamme, worauf man die Abnahme der Fruchtbarkeit zurückführen will. Im Sommer bricht der Stamm seine Zelte ab, packt sie auf seine Rentiere, welche gleichzeitig die Stelle der Kühe und Packpferde vertreten und begiebt sich in mehr offene Gegenden, wo die Wiederkäuer der Tajga ihre Weideplätze haben. Im Frühjahre, wenn die Flüsse und Bäche aufgehen, die Wiesen sich mit Gras, die Bäume mit Laub bedecken, feiern die Jakuten ein großes Fest, „Jusech" oder „Isech" genannt, welches wohl das älteste bei den Völkern türkischen Stammes, aber nicht reich an Effekten ist. (Ausland 1850, S. 776.) Von dem poetischen Werte des dabei verübten Gesanges mag folgende Probe Zeugnis ablegen:

Nach den Fröſten gab Gott uns Wärme;
Unſere Kühe haben gekalbt,
Das Gras hat ſich gezeigt,
Unſer Vieh iſt im Freien und giebt viel Milch;
Wir machen daraus Kumys,
Trinken ihn und ſind dabei fröhlich.

Das ist doch wohl das Bescheidenste, was man von der Dichtkunst verlangen kann. Von Reim und Versmaß ist natürlich keine Rede, ebensowenig von stehenden Volksliedern. (Ausland 1851, S. 591.) Zum Ackerbau hat sich noch kein Jakute erhoben, und auch von der eigentlichen Viehzucht hält er sich fern. (A. a. O. S. 236.) Von Industrie ist natürlich keine Rede, doch scheinen sich einzelne Individuen zu künstlerischen Leistungen aufzuschwingen. Hr. Albin Kohn sah wenigstens eine aus Mammutzahn verfertigte Zuckerdose, auf welche ein jakutischer Künstler mit einem einfachen Messer, vielleicht hin und wieder mit einem Flintensteine, die Bilder des Ren und des Bären in zwar durchaus naturalistischer, sonst aber makelloser Weise eingeschnitten hatte. Diese Zeichnungen erinnern lebhaft an jene mancher prähistorischen Knochenfunde in Europa, übertreffen sie aber weitaus an Naturtreue. (Siehe Globus Bd. XXV, S. 247.) Die Jakuten sind ungemein gastfreundlich und leuchten durch ihre unglaubliche Nächstenliebe hervor; dieselbe ist in der That geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur daß die Reichen ihre ärmeren Stammesgenossen in Fällen der Not niemals im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Rentiere den Wölfen zur Beute werden, den Beraubten ihren Verlust ersetzen — Chitrow, der Bischof von Jakutzk, erzählt, daß ein ihm bekannter Tunguse drei Jahre hintereinander in dieser Weise unterstützt worden sei und daß eine solche Unterstützung bis zu dreißig Rentieren steige, dort schon ein anständiges Vermögen — es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Rentiere, unter allen Genossen oder Familiengliedern geteilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft, —

den glücklichen Jäger ausgenommen, der ſogar fürchtet, ſein Jagdtalent zu verlieren, wenn er dieſen von den Vätern heilig gehaltenen Gebrauch mißachtet. Das Zurückweiſen des Angebotenen halten ſie für eine Beleidigung und eines, auch unanſehnlichen Geſchenkes gedenken ſie lange. Sie ſind ehrerbietig, dienſtfertig, unterwürfig. Zum Betrügen haben ſie keine Neigung, dafür ſind ſie unglaublich faul, ſorglos, verſchloſſen und in hohem Grade abergläubiſch. Der Schamane ſpielt bei ihnen immer noch eine große Rolle. Streitigkeiten ſind ſelten und werden von ihrer eigenen Verwaltung beglichen; von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Dies gilt aber nicht von den Jakuten in der Nähe der größeren ruſſiſchen Anſiedlungen, woſelbſt ſie durch die ſtete Berührung mit den Verbannten, welche von ſehr zweifelhafter Sittlichkeit ſind, verdorben werden.

Weſtliche Nachbarn der Jakuten und Tunguſen ſind die zu den Uraliern zählenden Samojeden, welche nur zum kleineren Teile in Sibirien, auf größerem Raume im europäiſchen Rußland verbreitet ſind. Sie waren urſprünglich die Bewohner der ſajaniſchen Gebirgskette und verbreiteten ſich von da aus an den Flüſſen, welche dieſem Gebirge entſpringen, nämlich dem Jeniſſei und dem Ob. Später wurden ſie durch das Eindringen oſtjakiſcher und tatariſcher Stämme zerſprengt und in die nördlichen Gegenden zurückgedrängt. Die Samojeden waren ehemals ein zahlreiches Volk, heutzutage ſtellen ſie in einer Geſamtzahl von etwa 16000 Seelen nur Trümmer desſelben dar. Sie bewohnen gegenwärtig die Küſten des Eismeeres vom Weißen Meere bis an die Chatangabucht und reichen vom Eismeere im Norden bis zu den ſajaniſchen Bergen im Süden. Sie zerfallen in vier Stämme, welche verſchiedene Dialekte reden. Dieſe vier Stämme ſind: Der Juraklſche; derſelbe erſtreckt ſich vom Weißen Meer im Weſten bis zum Jeniſſei im Oſten, wo er auf den waldloſen Tundren des Eismeeres nomadiſiert. Nach Caſtrén kann man fünf Mundarten der Juraklſamojeden unterſcheiden, nämlich: die Kanin-timanſche, die Iſhemſche, die Bolſcheſemel-obdorſche, die Kondinſche oder Kaſymſche und die Juraklſche im engeren Sinne. Der Tawgyſche Stamm reiht ſich oſtwärts an den Juraklſchen an, wo er auf den Tundren längs des Eismeeres bis an die Chatangabucht nomadiſiert. Man kennt die Tawgy auch unter dem Namen der Awamſchen Samojeden. Der Jeniſſeiſche Stamm wohnt zwiſchen den beiden vorhergehenden, auf den Tundren des unteren Jeniſſei. Caſtrén unterſcheidet innerhalb der Sprache desſelben zwei Mundarten, nämlich die Chantai-Karaſſin'ſche und die Baichaſche. Der Oſtjakſche Stamm. Die Oſtjakſamojeden bewohnen die Waldregion am Ob und deſſen Nebenflüſſen, zwiſchen dem Tym und Tſchulym. Nach Caſtrén umfaßt ihre Sprache drei Mundarten, nämlich die nördliche (Tym-Narymſche), die mittlere (Ketſche) und die ſüdliche (Tſchulymſche). Von dieſen vier Stämmen ſind die beiden erſten Rentiernomaden, der vierte ein Stamm, der ſich vorwiegend durch den Ertrag der Jagd und des Fiſchfanges ernährt, während der dritte an beiden Beſchäftigungen teilnimmt. Auch in betreff ihrer Wohnungen unterſcheiden ſich dieſe Stämme, inſofern als die nomadiſierenden unter Zelten wohnen, die Jagd und Fiſchfang treibenden dagegen kleinerer Hütten ſich bedienen.

Die Samojeden ſelbſt bezeichnen ſich nie mit dieſem Namen, ſie nennen ſich Choſowo oder Chaſowar (das hängt von der Sprachweiſe ab), d. h. Menſch. Ihre Nachbarn, die Oſtjaken, nennen ſie Orchoi, das bedeutet ſchlechter oder wilder Menſch. Die Be-

Digitized by Google

nennung „Samojede“ aber sei, nach Erklärung ihrer selbst, ein Schimpfname, welchen ihnen die ersten russischen Pelzjäger, die ins Land gedrungen waren, beigelegt haben sollen. Die Etymologie des Wortes entspricht vollkommen den Sagen der Vergangenheit, die jetzt noch dort im Volke leben. Das Wort besteht in der That aus zwei russischen Wörtern „sam“, selbst, und „jed“ (vom russischen „jastj“, essen, fressen) und bedeutet somit „Selbstfresser“. Sowohl die Samojeden selbst wie auch die Ostjaken erzählen, daß vor Zeiten bei ersteren es Sitte war, daß alte, zur Arbeit und zum Fahren mit Rentieren schon gänzlich unfähige Leute sich selbst von ihren Kindern unter verschiedenen Schaman-Gebräuchen töten und ihr Fleisch aufessen ließen, in der Ueberzeugung, daß sie nach dem Tode ein leichteres Leben haben würden. Noch näher liegt eine viel einfachere Erklärung, nämlich die buchstäbliche Uebersetzung des Wortes „Chosowo“ ins Russische: „Chos“ bedeutet auf russisch „samo“, selbst „owo,“ „jedin“, allein; zusammengesetzt: „samojedin“.

Die sibirischen Samojeden halten sich, wie schon erwähnt, während des Sommers im Hochnorden von Asien an der Küste des Eismeeres auf. Schon im September ziehen sie südlicher zu den Biegungen, die die Mündungen der Flüsse Ob und Tas bilden. Hier warten sie das Zufrieren dieser meerartigen Mündungen ab und rücken dann übers Eis noch weiter nach Süden, wo dichte Waldregionen mit den dazwischen liegenden Tundrastrecken ihnen eine sichere Zuflucht für die harte Winterzeit bieten. Ehe die Samojeden vom Norduser der Ob- und Tasmündungen übers Eis ziehen, bringen sie jedesmal ein Dankopfer für die glücklich im Norden verbrachte Zeit und zugleich ein Sühnopfer, daß es ihnen vergönnt sein möge, wohlbehalten übers Eis und bis in die Schutz bietenden Wälder zu gelangen. Je sieben wo möglich weißer Rentiere werden von jedem Familienhaupte eingefangen, reichere bringen mehrere Sieben dar, ärmere zusammen *ein* Sieben, alle zusammen aber nie mehr als siebenmal Sieben. Die zum Opfer bestimmten Tiere werden ins Gesträuch getrieben, wo wenn auch nur noch *ein* großer Lärchenbaum sich befindet. Unter dem Baume werden die armen Tiere nicht geschlachtet, sondern mit Riemenstricken, „Tindsjan“ genannt, erdrosselt, das Fell sogleich abgezogen und dann fangen alle Anwesenden an, das rohe noch warme rauchende Fleisch zu essen, richtiger gesagt, zu verschlingen. Herz und Zunge jedes Tieres besonders werden an einen Stock gesteckt, der in die Erde aufwärts gestellt und mit dem Blute aus diesen Teilen bestrichen wird. Nach einer Pause werden Herz und Zunge zusammen heruntergenommen, abgekocht und als besondere Leckerbissen verspeist. Die Geweihe der geopferten Rentiere werden am Gipfel des Lärchenbaumes, unter welchem die Zeremonie stattgefunden, befestigt und die mit Blut gefärbten Stöcke bleiben in der Erde stecken.

Das Verbleiben der einzelnen Samojeden an einem Orte hängt unbedingt davon ab, ob die gewählte Stelle genug Futter für ihre Rentiere gewährt. Wenn jemand aus der Familie aber erkrankt, so verlassen sie den Ort nicht, bis es ihm besser geht, in der Ueberzeugung, daß wenn die Rentiere auch vom Hunger gequält werden, abmagern, ja sogar dieses oder jenes auch fällt, dafür der Kranke wieder aufkommen und sich erholen wird. Nur im Falle *einer* Krankheit, der Pocken, welche sie für ein Teufelsspiel halten, das den Betreffenden als Strafe für seine Sünden heimsucht, verlassen sie sofort den Ort, wo der Leidende in einer besonders dazu eingerichteten Hütte allein ohne Pflege zurückbleibt. Uebrigens auch in andern Krankheitsfällen nehmen die Samojeden zu keinen Heilmitteln ihre Zuflucht. Sie haben die Ueberzeugung, daß jedes Uebel vermittelst Opfer übertragen werden kann: schmerzt das Bein, so opfert der Samojede ein Blaufuchsfell, mit welchem er das kranke Bein einigemal bestreicht, dann hängt er das Fell auf einen Baum und spricht dabei die Beschwörung aus: „Wie mein Bein leidet, so leide du, jetzt bist du gesund und ich krank, es sei umgekehrt!“ Zur Bezauberung der Krankheiten wird der Schamane eingeladen. Dieser befragt und untersucht den Kranken und nachdem er vom Leiden Kenntnis genommen, überträgt er die Krankheit einem Rentiere, das er selbst auswählt und verschiedenartigen Qualen unterwirft, indem er somit die Leiden des Menschen dem Tiere aufbürdet. Solche Uebertragungsversuche macht der Schamane zu Gunsten eines und desselben Kranken manchmal an mehreren Rentieren nach der Reihe, bis er glaubt, die wahre Krankheit getroffen zu haben. Wird der Kranke gesund, so wird das gequälte Tier lebendig begraben. Hilft aber alle Beschwörung des Schamanen nicht und stirbt der Kranke trotzdem, so wird seine Leiche aus dem „Tschum“ (Hütte) getragen, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern man macht in der entgegengesetzten Seite eine Oeffnung, durch welche der Tote an den Füßen hinausgezogen wird. Das Gesicht und überhaupt der ganze Kopf des Verstorbenen wird in ein Wollentuch eingenäht, dann wird er in einen Holzsarg gelegt mit allerlei Gegenständen, die er im

Leben gebraucht: seiner Flinte und Pulverhorn, Beil und Messer, Pfeife und Tabak, ja sogar einer Flasche Branntwein womöglich und seinen besten Kleidungsstücken, und so versehen in eine nicht tiefe Gruft gesenkt und ein Erdhügel darüber aufgeworfen. Auf den Grabhügel werden die zerbrochene Narte (Schlitten) des Verstorbenen und das Kesselchen, aus welchem er gegessen, aber erst nachdem man es sorgfältig durchlöchert, gelegt. Zu guter Letzt werden die Lieblingsrentiere heran getrieben und am Grabe erdrosselt, ihr Fleisch zur Leichenfeier aufgegessen, die Hörner aber auf den Hügel gesteckt. Zum Abschiede vom Grabe schimpfen, so viel wie ihrer versammelt sind, allesamt den Tod aufs schändlichste dafür, daß er ihnen den Vater, Bruder, Onkel oder Freund entrissen und kehren darauf in die Hütte zurück. Wenn die Frau den Mann überlebt, so muß sie ein Jahr lang den Verstorbenen betrauern, aber auf eine ganz besondere Weise. Es wird eine große Puppe angefertigt, der die gewöhnlichen Kleider des verstorbenen Mannes angelegt werden, und mit dieser Puppe muß die Frau im Laufe eines Jahres alles durchmachen, woran er zu Lebzeiten gewöhnt war: wird gegessen, so wird der Puppe auch eine Holzschüssel mit Speise vorgesetzt, geht man schlafen, so muß die Frau die Puppe auskleiden und neben sich ins Bett legen. Wenn die Frau ihren verstorbenen Mann im Traume sieht, so muß sogleich am andern Tag ein Ren geopfert werden, um seinen Geist zu beruhigen.

Aus den übrigen Sitten der Samojeden heben wir bloß jene hervor, welche auf das Leben dieser sibirischen Wandervölker ein besonderes Streiflicht werfen, denn in den allgemeinen Zügen sind nur wenige Abweichungen unter ihnen zu bemerken. Das Hin- und Herziehen mit der ganzen Familie und Angehörigen mit ihren Zelten und Herden, mit Hab und Gut wird „Kaslad" genannt und die sich dabei bildende Karawane „Anaß"; je sechs Narten mit je zwei Rentieren bespannt, hintereinander angebunden, unter der Leitung eines Menschen heißt man „Ankisch" und die Lagerstätte, wo die Zelte stehen, während die Rentiere in der Umgegend weiden, wird „Tschugor" oder „Meady" genannt. Infolge des Hin- und Herziehens der Anasse, oft in derselben Richtung, denselben Kennzeichen nach, bilden sich auf der Tundra Spurwege, „Anaßnieda" genannt. Die Lagerstätten und Wegrichtungen zu erkennen, ja sogar sie unter dem Schnee herauszusuchen, ist eine ganz besondere Fähigkeit der Samojeden. Wenn z. B. ein Samojede glaubt, daß er an der gewesenen Lagerstätte eines andern Samojeden angelangt sei, so fängt er an den Schnee fortzugraben und nach den verschiedenen Schneeschichten zu bestimmen, ob es schon lange her ist, daß der andere die Stelle verlassen hat. Liegt der Rentiermist in den oberen Schichten, so ist er vor kurzem dagewesen, wenn tiefer, so ist längere Zeit schon verflossen, seit er abgezogen. Wenn der Vorgänger kein Kennzeichen zurückgelassen hat, in welcher Richtung er fortgezogen ist, so suchen sie die Spuren auch unter dem Schnee auf dieselbe Weise hervor. Aber meistens lassen sie auf ihrem Tschugor ein Kennzeichen zurück, indem sie einige Stöcke in den Schnee stecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin sie ihren Weg genommen haben und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, „Piddine" genannt, desjenigen Samojeden, dessen Tschugor dort gestanden hatte. Diese Merkzeichen sind verschiedener Art, z. B.:

u. s. w., aber doch kennt größtenteils jeder Samojedenwirt die Zeichen der andern. Mit denselben Zeichen sind die Rentiere jedes einzelnen Besitzers am rechten Vorderschenkel, oft aber auch an beiden, gebrandmalt, so daß, wenn ein Ren sich verlaufen hat und auf die Herde eines andern stößt, sie sogleich mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmen können, wem es angehört. Noch giebt es ein besonderes, von allen gleich gebräuchliches Brandmal ⊙, das den Rentieren angelegt wird, die zu Sühnopfern voraus bestimmt sind, das ist das Teufelszeichen.

Wenn gleich das Weib dem Manne gegenüber eine ganz untergeordnete Rolle spielt, — die Frau ist die Sklavin des Mannes, die Töchter dem Vater und den Brüdern gegenüber Dinge, die verkauft werden können, — so ist doch beim Herumstreifen die Narte der Hausmutter ein Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt; mit der Narte seiner Frau, möchte man sagen, kokettiert der Samojede. Die Narte der Hausfrau ist breiter und höher gebaut, damit die Mutter mit den kleinen Kindern darin bequemer sitzen kann. An alle anderen Narten werden je zwei Rentiere gespannt, an die Narte der Hausmutter aber vier, größtenteils rein weiße oder hübsch scheckige. Das Rentiergeschirr wird für sie ganz besonders angefertigt, der Bauchgurt aus verschiedenfarbigem

Digitized by Google

Tuch zusammengenäht, der Zaum mit rotem Tuch umwickelt und bunten Bändern geschmückt; an den Schlitten selbst werden mehrere Glöckchen verschiedener Größe gehängt, die Schlittenfelldecke wird mit verschiedenfarbigem Tuch eingekantet und umnäht, außerdem grelle Tuchstreifen überall angebracht. Im Zuge fährt der Ankisch der Hausmutter vorne an, auf ihre Narte ist der Hausfetisch, den ein in Holz geschnitzter, fliegender Vogel, an einem langen Stabe hängend, vorstellt, befestigt. Auf den Ankisch der Mutter folgen die Nartenzüge der erwachsenen Töchter, auch möglichst auffallend ausgestattet. Kinder von 7—8 Jahren haben schon ihre eigenen kleinen Narten, auch mit je zwei besonders frommen Rentieren bespannt, die zu lenken und zu bestellen sie sich schon von frühem Alter an gewöhnen müssen. Die neue Lagerstätte, wo der Meady aufgestellt werden muß, wählt entweder der Hauswirt selbst aus oder ein erfahrener Rentierhirt, die dazu nach verschiedenen Richtungen hin vorausfahren. An der neuen Lagerstätte angelangt, hört sogleich die primierende Rolle der Frauen auf: sie gehen rasch an die Arbeit, stellen die Zelte auf, müssen Holz hacken, machen Feuer an, tragen Wasser, oder wenn solches nicht an dem Orte zu haben ist, so wird Schnee in Kesseln über dem Feuer aufgetaut. Die Männer erdrosseln sogleich ein Rentier, essen vom rohen Fleische die besten Stücke und werfen was übrig bleibt und die magersten Stücke den Frauen ins Zelt, die dort, so gut es geht, sich daran satt essen mögen. Nachdem die Männer sich satt gegessen, legen sie sich sogleich schlafen, die Weiber aber müssen ihre Fußbekleidung trocknen, alles ausflicken und ausklopfen, alles im Zelte in Ordnung bringen und dann erst dürfen sie sich auch hinlegen.

Die Mädchen sind, wie bereits erwähnt, im Besitz des Vaters oder der Brüder willenlose Dinge, eine Arbeitskraft, die, wenn sie erwachsen sind, verkauft werden können. Der heiratslustige Mann schickt seinen Vater oder sonst einen näheren nicht mehr jungen Verwandten als Brautbewerber aus. Dieser kommt in die Hütte, wo Töchter zu haben sind, macht seinen Antrag und verabredet sich über den Preis, die Abgabe, „Kalan" (das tatarische „Kalym"), der dem Vater oder den Brüdern für die Braut zu zahlen ist. Die Bedingungen werden auf einem langen Stock mit Zeichen eingekerbt und der Stock als Beleg in zwei Hälften gespaltet, von welchen die eine Hälfte beim Vater oder Bruder bleibt, die andere dem Brautbewerber übergeben wird. Bei Streitigkeiten müssen diese Stücke vorgewiesen werden, und wenn sie ganz genau zu einander passen, so ist die Grundlage der Abmachung unwiderruflich bestätigt. Während der Abmachung werden natürlich von beiden Seiten Rentiere geschlachtet und gegenseitig traktiert man sich, indem die besten Stücke einerseits dem Werber, andererseits dem Brautbesitzer vorgesetzt werden. Das Mädchen selbst kommt dabei gar nicht in Betracht und wird gar nicht gefragt. Darauf kann der Bräutigam seine Braut besuchen und sehen, hält sich aber von ihr fern und bekommt sie nicht eher, als bis er den Kalan, der je nach der Abmachung in Rentieren und mehr oder weniger wertvollen Tierfellen, wohl auch anderen Gegenständen bestehen kann, abgezahlt hat. Sobald dies geschehen ist, wird von seiten der Eltern der Braut ihre Aussteuer, die dem empfangenen Kalan entsprechen muß, auf Narten gepackt, die Braut selbst auf eine besonders feierlich ausgestattete Narte gelegt und mit einer Felddecke ganz bedeckt und so ins Zelt des Bräutigams gebracht, wo sie eine Woche lang hinter einem Vorhang versteckt wird, um sich, wie die Samojeden sagen, an den neuen Ort zu gewöhnen; nach dem erst führt der Bräutigam sie ins Ehebette. Wenn die Braut bis zum Ehestande ihre Keuschheit bewahrt hat, so bekommt die Mutter nach der ersten Vereinigung noch ein besonders wertvolles Geschenk, in schönen Rentieren oder in Tierfellen bestehend. Hierauf wird ein besonderes Gewicht gelegt, weil nach den Begriffen der Samojeden es den Mädchen nicht zur Schande gereicht und sie nicht dafür bestraft werden, wenn sie vor der Heirat gegen die Keuschheit sündigen, denn der Samojede hält das Weib als einzig und allein dazu bestimmt; dagegen aber wird der Verführer streng verfolgt und muß sein Verbrechen den Eltern gegenüber durch mehr oder weniger erhöhte Abzahlung von Rentieren abbüßen. Ganz anders verhält es sich mit der verheirateten Frau. Wenn diese sich des Ehebruchs schuldig erweist, so wird sie vom Manne schrecklich bestraft und er hat das Recht, in diesem Falle von ihren Eltern den bezahlten Kalan zurückzufordern. Deshalb ist dieses Verbrechen eine seltene Erscheinung, höchstens nur bei kinderlosen Ehen oder wenn die Frau erkauft ist für einen Knaben. Es kommt nämlich vor, daß Eltern, um mehr Arbeitskräfte ins Haus zu bringen, für ihren sieben- bis achtjährigen Sohn eine ganz erwachsene Braut erkaufen. Die Folgen verstehen sich von selbst. Sobald aber der Knabe Mann wird, vertreibt er seine alte Frau oder läßt sie einfach beiseite und holt sich eine andere. Nur der Vater darf seine eigene Tochter

Digitized by Google

und der Bruder ſeine leibliche Schweſter nicht heiraten, ſonſt exiſtieren in dieſer Hinſicht gar keine Einſchränkungen. Wohl ereignet es ſich, daß wenn ein junges Mädchen an einen alten Mann verkauft iſt, dasſelbe ſich das Leben nimmt und zwar durch Erdroſſelung, da nach den Begriffen der Samojeden der Selbſtmord gerade durch Erdroſſelung nicht nur kein Verbrechen, ſondern dem Gotte gefällig iſt, der darin ein freiwilliges Opfer erblickt, das belohnt zu werden verdient. Das Mädchen, indem es ſich auf dieſe Weiſe das Leben nimmt, hofft in jener Welt einen Bräutigam zu bekommen, der ihr lieb wäre. So unter anderem hat es Fälle gegeben, daß ein Vater, zur Ueberzeugung gelangt, daß ſeine Frau ein nicht von ihm erzeugtes Kind zur Welt gebracht hat, dasſelbe erdroſſelt und den Hunden zum Fraß vorwirft.

Um die Entbindung der Frauen zu erleichtern, nehmen die Eltern ihre Zuflucht zu einem äußerſt originellen ſympathetiſchen und doch wieder auf einem moraliſchen Grund beruhenden Mittel. Zur ſchweren Stunde muß die Leidende einer alten Frau beichten, ob ſie ſowohl vor der Heirat gegen die Keuſchheit geſündigt oder auch ſpäter dem Manne untreu geweſen iſt und zwar die Anzahl der Fälle herzählen. So vielmal als dies ſtattgefunden, ſoviel Knoten bindet die Alte, geheimnisvoll etwas dazu murmelnd, an eine dünne Schnur. Einer ähnlichen Beichte muß ſich der Ehemann zur gleichen Zeit einem alten Manne gegenüber unterwerfen, der ebenfalls Knoten bindet und noch beſonders den Ehemann befragen muß, ob er nicht vielleicht ſeine Gelüſte an Hündinnen und Rentierkühen befriedigt hat, worüber auch Knoten gebunden werden, wenn es der Fall geweſen. Hiernach wird die Anzahl der Vergehen der Ehegatten verglichen, die Differenz von der größeren Knotenzahl abgeſchnitten und das Stückchen Knotenſchnur der in der Entbindung befindlichen auf den Unterleib gelegt. Wenn beide Teile nichts verfehlt haben, ſo muß bei Anwendung dieſes Mittels die Entbindung leicht von ſtatten gehen, wenn aber trotzdem nicht, ſo hat wahrſcheinlich eine der Ehehälften etwas verheimlicht, alſo fehlen ein oder auch wohl mehrere Knoten, die entbunden werden müßten. Die Leiden ſind die Sühne für die Sünde, die der Schuldige nicht gebeichtet hat, nur das aufrichtige Eingeſtändnis, die Reue gleichſam, kann die Strafe, die Leiden erleichtern. (Bernhard von Struve im Ausland. 1880, S. 743—744, 775—777.)

Zu den Samojeden gehören ihrer Abſtammung nach folgende Stämme: Die Sojoten, zwiſchen dem ſajaniſchen Gebirge und dem Altai und Changai und den Flüſſen Tas und Baſchkus. Sie ſtehen gegenwärtig unter chineſiſcher Oberhoheit und werden von den Chineſen Ul-yang-hai genannt; die Matoren am Fluſſe Tuba, öſtlich vom Jeniſſei und nördlich von den ſajaniſchen Bergen; die Koibalen, auf beiden Seiten des oberen Jeniſſei; die Karagaſen, in den ſajaniſchen Bergen an der Uda, und die Kamaſſinzen um Abakansk und Kansk. Gegenwärtig haben alle dieſe Stämme ihre Sprache und ihre Sitten aufgegeben und ſind größtenteils tatariſiert, zu einzelnen Teilen auch burjätiſiert worden.

Vielfach vermiſcht leben die Samojeden mit dem Nachbarvolke der Oſtjaken, die intellektuell auf der denkbar niedrigſten Stufe ſtehen. Dieſe Oſtjaken, welche in der Stärke von etwa 25 000 Köpfen im Gouvernement Tobolsk und teilweiſe im Gouvernement Tomsk ſich aufhalten, unterſcheiden ſich weder in Sitten noch in religiöſer Hinſicht, noch auch in den Lebensgewohnheiten und Familieneinrichtungen von den Samojeden, weshalb wir bei ihnen nicht länger verweilen. Doch gehören ſie einem anderen Zweige der Uralier an als die Samojeden, nämlich der Ugriſchen Familie, zu welcher auch die bloß 7000 Köpfe ſtarken Wogulen zählen, die im nördlichen Ural an der Konda bis hinauf zur Soswa als Jäger herumziehen. Der Wogule unterſcheidet ſich weder durch Körper noch durch Geiſt von dem Oſtjaken, und auch die Lebensweiſe beider iſt die gleiche. (Albin Kohn. Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig 1876. 8°. S. 28.)

Digitized by Google

Die mongolischen Völker.

Unter dieser Bezeichnung fassen wir die zweite große Gruppe der Altaier zusammen, jene Völker, welche heute noch in dem nach ihnen Mongolei genannten weiten asiatischen Binnenlande und dessen unmittelbaren Nachbargebieten ansässig sind. Man unterscheidet darunter drei Familien: die Burjäten oder Buräten, im südlichen Teile des sibirischen Gouvernements Irkutzk und in jenem Lande, welches um den Baikalsee herum liegt, von der chinesischen Grenze bis zum Flußgebiete der Lena und vom Onon bis zur Oka. Die Ostmongolen, gemeiniglich Mongolen schlechtweg genannt, bewohnen die Mongolei, jenes Land, welches von Sibirien im Norden bis China im Süden, von der Mandschurei im Osten bis zur Hohen Tatarei oder Ostturkestan im Westen sich erstreckt. Dies ist das eigentliche Stammland der Mongolen, wo der Grundstock dieses Volkes sich noch immer befindet und von wo die andern Zweige ausgezogen sind. Sie zerfallen in zwei Abteilungen, nämlich die Kalka- oder Chalchamongolen im Norden der Wüste Gobi und die Schara- oder Scharaigolmongolen im Süden bis gegen Tibet. Die dritte Familie ist jene der Westmongolen oder Kalmüken. Ihr Urfitz ist die Dsungarei. Durch Zwistigkeiten im Innern sowie durch die Bewegungen, welche infolge der Eroberungszüge Tschingis-Chans eintraten, wanderten einzelne Stämme derselben im siebzehnten Jahrhundert gegen Westen, wo sie in verschiedenen Gegenden sich niederließen. Ein ansehnlicher Wanderungsstrom bewegte sich gegen den Altai, von da gegen die Kirgisensteppe und weiter gegen das Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muchadscharischen Bergen vorüber nach dem Uralflusse und der Mündung der Wolga. Nachdem sie sich dort niedergelassen, kehrte plötzlich ein großer Teil im Jahre 1771 unter unsäglichen Gefahren wieder nach China zurück. Der zurückgebliebene Teil steht gegenwärtig unter russischer Herrschaft. In der Steppe zwischen Wolga und Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow im europäischen Rußland nomadisieren nun friedlich diese Kalmüken, die seither oft mit den Mitgliedern der Herrnhutergemeinde Sarepta in Berührung kommen. Die am Altai angesiedelten Kalmüken sind auch unter dem Namen der schwarzen Kalmüken bekannt, zum Unterschiede von den Teleuten oder weißen Kalmüken, welche im Gouvernement Tomsk leben und türkisiert worden sind. Einige Mongolenstämme, die sogenannten Aimak und Hazarah, wohnen im nordöstlichen Eran, von wo sie auch in das nordwestliche Indien hinüberziehen; sie sprechen einen mongolischen Dialekt, der nicht unbedeutend durch das Persische beeinflußt worden ist.

Die Mongolen, obwohl kriegerisch und brutal, sind dennoch im ganzen ein träges, phlegmatisches Nomadenvolk, und stehen dem Jägervolke der Tungusen an Energie und Raschheit nach. Diese Eigenschaften, sowie namentlich der

Digitized by Google

Umstand, daß sie durchgehends orthodoxe Buddhisten (Lamaisten) sind, eifrige Anhänger einer Lehre, welche Frieden und Versöhnung predigt, macht dieses furchtbare Eroberervolk gegenwärtig den umgebenden Völkern wenig gefährlich. Sie sind unter allen Völkern Hochasiens unstreitig das mächtigste und tüchtigste, sie könnten leicht, wenn ein neuer Temudschin unter ihnen erstünde, sich zu Herren von China und vielleicht von ganz Asien machen. Daß sie die Kraft haben, unermeßliche Dinge zu verrichten, wenn sie von einem talentvollen Manne aus ihrer Mitte begeistert und geführt werden, dies beweisen ihre Züge unter Temudschin (Tschingis-Chan), Temir (bei uns gewöhnlich Timurlang oder Tamerlan genannt) und Baber, dem Stifter des indischen Mogulreiches. Die Mongolen haben das größte Reich gegründet, welches je die Erde gesehen, sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren von einem großen Teile Europas gemacht; aber auch kein Reich war von so geringer Dauer, wie das mongolische. (Fried. Müller. Allgem. Ethnogr. S. 386—387.)

Die Burjäten, mit denen wir uns zunächst befassen wollen, stehen jetzt mit Ausnahme eines „Aimak" (Weidebezirkes) auf chinesischem Boden alle unter russischer Herrschaft, aber unter selbstgewählten, jedoch vom russischen Gouverneur durch Ueberreichung eines Dolches bestätigten „Taidschi" oder Fürsten und „Schulenga" oder Aeltesten. Die Burjäten unterwarfen sich ohne großen Widerstand 1644 den Kosaken. Bis dahin waren sie alle ohne Ausnahme dem Schamanismus ergeben; erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahmen die jenseits des Baikal den Buddhismus an, während andere zur griechischen Kirche übertraten. In Wahrheit aber besteht die Religion der Burjäten in einer Mischung von Schamanentum und Buddhismus, selbst die der orthodoxen Kirche Angehörigen huldigen bald offen, bald insgeheim dem einen oder dem andern dieser Bekenntnisse. Im allgemeinen sind die östlich, westlich und nördlich von Irkutzk hausenden Burjäten Schamaiten, die transbaikalischen Lamaiten.

Der Kult der schamaitischen Burjäten ist sehr einfach, der Schamane Prophet, Priester, Dichter, Lehrer, Arzt und Richter in einer Person. Die Burjäten sind ungemein abergläubisch und glauben außer an ihren Gott noch an andere mächtige Wesen, „Tadebijo" oder „Chattyja" (d. h. Wirte). Mit dem Uebertritte zum Buddhismus haben sich übrigens ihre Sitten und Charakter sehr verändert; zuerst wild und grausam, wurden sie gefügsam und sanft, aber auch vorherrschend phlegmatisch. Eine gewisse Arbeitsscheu scheint ihnen angeboren und oft treibt sie erst der Hunger zum Erwerb. Sie sind verschlossen, mürrisch, maulfaul, wenig dienstfertig, aber gastfreundlich, nüchtern und einfach in ihrer Lebensweise. Durch die Russen sind sie aber mit dem Tabak und geistigen Getränken bekannt geworden, denen sie leidenschaftlich ergeben sind. Uebrigens sind sie friedliebend. Totschlag ist sehr ungewöhnlich, Plünderung und Raub kommen gar nicht vor, wohl aber neigen sie zum Diebstahle. Der Burjäte gehört zu den feigsten Stämmen und zeigt nur dort rohen Mut, wo er durch Uebermacht erdrücken kann. Abstrakte Begriffe fehlen ihm gänzlich. Erst seit kurzem beschäftigen sich einige mit primitivem Ackerbau, mit bereits günstigem Erfolge. Zu Handwerken und für Musik hat der Burjäte große Neigung und wird meist geschickter als sein Lehrer. Der zivilisierteste Stamm, die Khorim-Burjäten oder Choringen, die zugleich als sehr wohlhabend gelten, kann meist lesen und schreiben. Die weniger zivilisierten leben im Sommer in Jurten, im Winter in Filzzelten und betreiben Viehzucht und Jagd, doch sind sie schlechte Viehzüchter, treffliche Reiter, jagen aber selten und meist nur im Winter. In der Jurte sind Männer und Frauen um die in der Mitte befindliche Grube, den Herd, versammelt, über dem ein ungeheurer, selten oder nie gereinigter Kessel hängt, worin das

Digitized by Google

„Burdjuk" bereitet wird, das Nationalgericht und zugleich Nationalgetränk, ein abscheuliches Gebräu aus halbsaurer, entrahmter Milch mit zugesetztem groben Roggenmehl, das einen gewissen Grad von Gärung erreichen muß. Männer und Weiber sitzen auf Teppichen, die Beine auf orientalische Manier untergeschlagen, ihren „Kalian" schmauchend, der einen unerträglichen Gestank verbreitet. Auffallend ist die in den Jurten der Begüterten herrschende Prunksucht. Daneben aber leben in Elend und geistiger Verkommenheit arme Teufel, die kaum so viel Kleidungsstücke besitzen, daß sie nicht ganz paradiesisch aussehen, als Diener, Hirten und Knechte, und erhalten nicht viel mehr als nötig, um das nackte Leben zu fristen. Die Burjäten kleiden sich in Leder und Pelzwerk, jenseits des Baikal ist die Tracht reich und glänzend, namentlich die ganz eigentümliche der jungen Mädchen, welche, wie auch die Frauen, Pferdehaar mit ihrem eigenen verflechten, um die Zöpfe lang und stark zu machen. Die Männer lassen von dem rabenschwarzen, dichten, weichen und langen Haar nur einen Büschel auf dem Kopfe stehen. Während der Reiche daneben einen Riemen hängen hat mit ganzen Rubelstücken und mittleren Silbermünzen belegt, und die Weiber der Reichen außerdem noch Kleidungsstücke mit Silberstücken, ja oft mit thalergroßen Goldplatten tragen, hängt neben dem Zopfe des Armen ein schmaler Riemen mit einem, selten 2—3 silbernen Fünfkopekenstücken, nicht bloß als Schmuck, sondern auch als Talisman gegen bösen Zauber. Für solche Silberstücke sind sie bereit alles zu opfern, was sie besitzen; besonders gierig greifen darnach junge Frauen und Mädchen, welche einem glücklichen Besitzer dafür nichts versagen. Ueber die Moralität der Burjäten berichtet Albin Kohn überhaupt wenig Schmeichelhaftes. Es giebt keine junge Frau, kein junges Mädchen, die nicht bereit wäre, ihre Reize für klingende Münze preiszugeben.

Burjätin.

Eine Folge der geschlechtlichen Ausschweifungen sind geheime Krankheiten, welche in den Jurten der Nertschinsker Steppe grassieren, fast unheilbar sind und viele Opfer dahinraffen. Auch der Burjäte kauft seine Frau gegen einen Kalym von ihren Eltern; bei der Hochzeit wird ein Schmaus gegeben, wobei Pferdefleisch und Burdjuk die Hauptrolle spielen; je nach dem Vermögen der Neuvermählten dauert die Festlichkeit 3—7 Tage. Von Familienfesten ist die Feierlichkeit zu erwähnen, welche am Tage, wenn das Kind das Knabenalter erreicht, stattfindet. Bei den Burjäten Transbaikaliens herrscht auch folgender Brauch. Dort kommt es häufig vor, daß, wenn einem jungen Ehepaar ein Kind geboren wird, das Neugeborene nach einigen Tagen verschwindet. Die Eltern klagen, weinen, bitten aber die Nachbarn, dem Kinde nicht nachzuforschen. Das reiche Burjätenpaar hatte nämlich für den Fall, daß ihm ein Knabe geboren werde, mit einer armen Familie die Verabredung getroffen, den Neugeborenen bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Der arme Burjäte stiehlt sich nachts heimlich in das Haus des Reichen und empfängt von diesem das Kind. Am Morgen wird dann ein Geschrei erhoben, daß man ihnen das Kind gestohlen. Nach mehreren

Digitized by Google

kurzen platten Nase, dem verhältnismäßig großen Munde, auf dessen Oberlippe das Barthaar nur spärlich gedeiht, und den abstehenden großen Ohren, kann auf Schönheit keinen Anspruch machen. Die Haut besitzt eine bräunliche Färbung, das dicke spröde Kopfhaar ist schwarz. Die Frisur gleicht jener der Chinesen: bei glattrasiertem Vorderhaupte wallt der echte oder falsche Zopf nach rückwärts bis zum Boden. Die Mongolinnen sind wie die Chinesinnen zarte, schwächlich gebaute Wesen, deren Gesichtsbildung von jener der Männer nur insoferne abweicht, als ihnen kein Bart wächst und der Teint etwas weniger sonnenverbrannt ist. Die Tugenden des Mongolen aufzuzählen, fällt schwer; leichter ist es, seine Schattenseiten zuerst ins Auge zu fassen. Eine Haupteigenschaft ist die Gefräßigkeit, eine zweite die fabelhafte Unreinlichkeit, wozu sich als dritte im Bunde Feigheit gesellt, die aus angeborner Trägheit entspringt. Im Kampfe mit seinen Feinden hält er die geschickt durchgeführte Flucht für den schönsten Sieg. Friedrich Müller entwirft vom psychischen Charakter des Mongolen folgende Schilderung: „Vermöge des Phlegmas, welches dem Mongolen innewohnt und sich in seinen kindlichen Gesichtszügen deutlich ausprägt, ist seine Gemütsstimmung vorwiegend eine sanfte und friedliche. Ein Beweis dafür ist seine Beschäftigung. Der Mongole ist vorwiegend Viehzüchter und Landbauer, nur in seltenen Fällen wirft er sich auf die Jagd und den Fischfang. Der sanften Gemütsrichtung des Mongolen hat es auch der Buddhismus vor allem zu verdanken, daß er in Zentral- und Ostasien so große Fortschritte gemacht hat, und was die Zahl seiner Bekenner anlangt, zur ersten Religion der Erde geworden ist. Das Phlegma des Mongolen schließt aber keineswegs eine kriegerische Stimmung aus. Freilich fehlt dem Mongolen die persönliche Tapferkeit, welche andere Rassen in hervorragender Weise auszeichnet. Der Mongole wird nur dann zum tapferen Krieger, wenn ihm andere mit ihrem Beispiele vorangehen, wenn jemand es versteht, ihn zu fanatisieren. Ueberall, wo die Mongolen als Eroberer auftreten, werden sie von begeisterten Männern angeführt und neigen durch ungestüme Massenangriffe die Wagschale auf ihre Seite. Jedoch keines der großen Reiche, welche sie gründen, ist im stande, den Tod des Urhebers lange zu überdauern; sie werden nach kurzer Zeit selbst die Beute ihrer Unterworfenen. Und selbst die großen Reiche im fernen Osten, deren Bewohner durchgehends der mongolischen Rasse angehören, haben ihre Dauer vor allem ihrer eigenen Schwere, dem Phlegma ihrer Bewohner zu verdanken, sowie dem Umstande, daß sie ernsten Angriffen von Seite anderer höher begabter Rassen nicht ausgesetzt waren. Inwieweit die Widerstandsfähigkeit derselben nach dieser Richtung sich bewährt, haben die Vorgänge der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen.

„Die Verfassung der Völker mongolischer Rasse ist patriarchalisch im strengsten Sinne des Wortes. Das Oberhaupt der Gemeinschaft oder des Staates steht zu den einzelnen Mitgliedern in demselben Verhältnisse, wie der Vater zu den Gliedern der Familie. Ihm gebührt von Seite der letzteren dieselbe Pietät, derselbe Gehorsam, wie dem Vater von seinen Kindern; er kann von ihnen dieselben Opfer beanspruchen. Im ganzen sind die Mongolen über diesen Zustand

Digitized by Google

nicht hinausgekommen; selbst dort, wo sich größere Staaten gebildet haben, ist der Stempel des Patriarchalischen ihrer ganzen Verfassung deutlich aufgedrückt. Diesen Einrichtungen, welche das Ausprägen bestimmter Individualitäten nicht gestatten, entspringt die Unselbständigkeit der mongolischen Rasse. Eine freie Bewegung innerhalb der Gesellschaft ist dem Mongolen vollkommen fremd; überall muß ihm der Weg förmlich vorgezeichnet werden. Eine Folge davon ist das Formenwesen, in welches er stets verfällt, der sklavische Sinn, der ihm förmlich anerzogen wird. Die patriarchalischen Einrichtungen bringen eine ungemeine Verehrung alles dessen mit sich, was von den Eltern und Voreltern überliefert worden ist. Alles was die Vorfahren dachten und thaten, muß gut sein, da ihnen ja reiche Erfahrungen zur Seite standen. Es ist der Inbegriff der Weisheit und Klugheit, dies alles zu wissen und darnach zu leben. Diese Anschauungen bringen es mit sich, daß der Mongole im allgemeinen für den Typus des ärgsten Reaktionärs gelten kann, welcher in seiner Zivilisation nur langsam fortschreitet. Auf der anderen Seite bedingen diese Anschauungen eine gewisse Vertiefung in das Einheimische, welches dadurch viel mehr in das Fleisch und Blut jedes einzelnen übergeht, als dies anderwärts, wo verschiedene Ansichten und Strebungen sich kreuzen, der Fall sein kann. „Hand in Hand mit diesen Eigentümlichkeiten gehen das Vorwiegen des kalten, berechnenden Verstandes und der Mangel an aller erwärmenden schöpferischen Phantasie. Die edleren Gefühle der Liebe und Freundschaft sind dem Mongolen fremd. Ueberall tritt der kalte Verstand hervor, welcher allsogleich den Maßstab des Zweckmäßigen und Nützlichen anlegt. Die Poesie der mongolischen Rasse ist unbedeutend; sie klebt gleich ihrer Philosophie und Religion an der Erdscholle. Es giebt nur diese sichtbare Welt, von welcher der Mongole etwas weiß; an eine andere, unsichtbare Welt zu denken, scheint ihm vollkommen überflüssig." (F. Müller. Allg. Ethn. S. 417—419.) Wir beeilen uns hinzuzufügen, daß diese Charakteristik sich nicht bloß auf den Ostmongolen, sondern mit gleicher Kraft auf den Westmongolen oder Kalmüken bezieht, wie denn auch sonst in Lebensweise und Sitten zwischen beiden Gruppen nur sehr schwache Unterschiede bestehen. In der nachstehenden ethnographischen Schilderung werden wir dieselben daher auch nicht trennen, sondern nur auf die bei den einen oder den anderen vorkommenden Abweichungen aufmerksam machen.

Die Tracht der Männer besteht wie die der Chinesen aus einem talarähnlichen, bis zu den Knieen reichenden, faltigen Baumwollengewande, im Winter aus Schafpelz, welches um die Hüften von einem Ledergürtel mit daran herabhängender Pfeife und Tabaksbeutel festgehalten wird, aus chinesischen Seidenschuhen und plumpen Lederstiefeln mit dicken Sohlen, endlich aus einem dunkeln Filzhute mit aufgebogener Krempe oder einer Tuchmütze, welche im Winter mit Schaf- oder Fuchsfell verbrämt ist. Bei Regenwetter werden Mäntel aus Tuch umgelegt, bei Vornehmen von roter, bei Gemeinen von schwarzer Farbe. Beinkleider werden von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen. Die Kleidung der Weiber weicht von jener der Männer nur unbedeutend oder gar nicht ab. Nur die Röcke haben oft einen verschiedenen Schnitt und eine etwas reichlichere Verzierung; ebenso sind die Hüte und Stiefel mit einigem Zierat versehen. Das Haar wird nach beiden Seiten abgeteilt, in zwei Zöpfe geflochten und mit Perlen oder Korallen verziert. Man läßt dieselben nach vorne auf beiden Seiten herabhängen. Nicht verschieden von der mongolischen Kleidung ist jene der Kalmüken. Auch hier

Digitized by Google

ist sie bei den beiden Geschlechtern ganz gleich und unterscheidet sich nur durch die Länge und das größere oder geringere Maß der Verzierung. Das Hauptstück ist ein schlafrockähnliches Obergewand, „Labtschik", unter dem eine Art Rock, der bis zu den Knieen reicht, „Bäschmät", und Hosen, „Schalbur", angezogen werden. Im Winter werden Pelze aus Schaffellen getragen. Während der Regenzeit zieht man zottige Filzmäntel an, die sehr weit sind und am Halse mittels eines Riemens zugebunden werden. Als Kopfbedeckung dienen kleine Mützen in der Regel von gelber Farbe, die im Winter mit Fell verbrämt und ausgefüttert sind. Die Füße stecken in weiten Stiefeln mit hohen Absätzen aus schwarzem Leder oder (bei den Reichen) aus rotem Saffian. Arme Leute gehen im Sommer barfuß, Männer bei großer Hitze mit nacktem Oberkörper einher. Frauen erscheinen aber stets bekleidet. Kinder dagegen laufen bis zum siebten Jahre fast nackt einher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Sämtliche Kleidungsstücke werden weder geputzt noch irgendwie ausgebessert, sondern man trägt sie so lange, bis sie durch den Schweiß morsch werden und zerfallen. Freunde der menschlichen Gleichheit müßten sich bei den Kalmüken außerordentlich befriedigt fühlen, denn kaum dürfte der Fall vorkommen, daß einer „berstet vor Neid" über die reichere Gewandung seines mehr begüterten Nachbars; hat doch nur der ein stattlicheres Aussehen, welcher zufällig ein neues Kleid besitzt. Gleich den Chinesen ist den Mongolen und Kalmüken das Baden unbekannt. Wasser als Reinigungsmittel scheut der Mongole mehr denn als Getränk. Von frühester Kindheit weicht er dieser Flüssigkeit mit heiliger Scheu aus; wie das Kamel empfindet er bei hereinbrechendem Regen die bösen Folgen auf seine Gesundheit, meist stirbt er als Greis, ohne sich ein einziges Mal sein Antlitz gewaschen zu haben.

Die Wohnungen sowohl der Mongolen als auch der Kalmüken bestehen in runden Jurten („Kibitken"). Bei den Mongolen heißen sie „Gyr". Das Gerüst derselben besteht in Gitterwänden aus Holz, deren einzelne Teile mit Riemen aneinander befestigt sind. Oben hat die Hütte eine Oeffnung, welche als Rauchfang und Fenster dient, und an der Seite eine Thür. Von außen ist sie mit mehreren mantelartig über sie aufgehängten Filzdecken behängt, welche mittels wollener Bänder oder Stricke angebunden werden. Die Höhe einer Jurte beträgt in der Regel an den Seitenwänden 1,6 m, in der Mitte das Doppelte, der Durchmesser ungefähr 4—6½ m. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Der Thüre gegenüber, etwas nach links, ist das Bett, das aus Filzdecken besteht; rechts von demselben sieht man eine Reihe Packsäcke an der Jurtenwand aufgestellt; sie enthalten die bewegliche Habe der Familie. Ueber diesen dem Bette zunächst stehenden Säcken ist gewöhnlich eine Filzdecke oder ein Teppich ausgebreitet, und über diesem sind an den Dachstangen Götzenbilder („Burchany") aufgehängt. Zwischen den Säcken und der Thüre hängen an der Wand die Utensilien des Hausherrn, Sattel, Reitzeug und Luntenflinte. Rechts vom Bette befinden sich die Küchengeräte, der Schlauch, worin der Kumys gesäuert wird, einige Kessel, Schalen, Näpfe, Eimer, Dreifüße, und dazwischen hängen Fleischvorräte; in der Mitte ist die Feuerstelle mit all ihren Annehmlichkeiten und Fatalitäten; rings um dieselbe liegen gewöhnlich vier bis fünf Fellstücke, auf denen die Hausbewohner und Gäste Platz nehmen. Gegenüber der Thüre, zwischen Feuerstelle und Bett, ist der Platz der Hausfrau und neben ihr links nach den Säcken zu jener des Hausherrn. Rechts, zwischen der Stelle der Hausfrau bis zur Thür, sitzen die zur Familie gehörigen Weiber, an der anderen Seite und in der Nähe der Thüre sitzen die Männer. Dicht neben dem Hausherrn ist die Stelle für den Ehrengast, dem man gewöhnlich als Sitz eine Filzdecke ausbreitet. So sieht ohne Ausnahme jede Jurte aus. Reich und Arm begnügt sich mit den angeführten Hausgeräten; nur hat der Reichere größere Kessel und mehr Säcke. Der Inhalt der letzteren besteht bei den Wohlhabenden aus Zeugen, Fellen und Kleidungsstücken, bei den Armen meist nur aus Schafwolle und abgetragenen Lumpen. Da in den gewöhnlichen Jurten nicht nur gekocht wird, sondern im Winter auch die kleineren Haustiere, wie Kälber, Lämmer, Hunde untergebracht werden müssen, so läßt sich denken, welche Unreinlichkeit in denselben herrscht. Die Filzdecken der Jurte werden nie gesäubert, die Ueberbleibsel der ranzigen Butter vermischen sich mit dem angesammelten Staube zu einer ekelhaften klebrigen Masse, welche die Wände bedeckt. Auch wimmelt es von Ungeziefer aller Art, dem man dadurch zu entgehen sucht, daß einige handfeste Männer das Gerüst der Jurte anfassen, sie eine Strecke weit forttragen und dann an einem geeigneten Orte aufstellen. Uebrigens werden nicht allein beim Volke, sondern auch unter den Fürsten außer den Schafherden noch andere Haustierchen gepflegt, deren Blut der Mongole, sobald er sich einmal entschloß, dasselbe mit

Digitized by Google

beiden Daumen zu töten, mit Behagen von dem Fingernagel saugt. Manchmal läßt er sich auch herbei, die Blutsauger mit den Zähnen zu zerquetschen. (G. Kreitner, Im fernen Osten. S. 733.)

Die Nahrung dieser Völker ist größtenteils dem Ertrage der von ihnen getriebenen Beschäftigung, der Viehzucht, entnommen. Das Hauptgericht der Mongolen ist Ziegelthee, welchen man mit Hirsenmehl kocht und mit Salz, Butter und Milch anrichtet. Tag und Nacht hängt der Theekessel über dem verglimmenden Kamelmiste, er wird nie leer, trotzdem eine Schale nach der andern gefüllt wird. Das Fleisch, welches von allen Haustieren, ausgenommen vom Schweine, genossen wird, kocht man im Wasser, ohne alle Würze, selbst ohne Salz, zerlegt es und genießt es, indem man die Stückchen vorher in Salzwasser eintaucht. Jedoch werden die Haustiere so selten als möglich geschlachtet. Verendet aber hin und wieder einmal ein Hammel, so gilt der Braten, besonders der „Kurdjuk", d. i. der Fettschwanz, als besondere Festmahlzeit. Ueberhaupt wird das Fleisch gefallener Tiere, namentlich wenn sie etwas fett sind, nicht verachtet und selbst von den Lama gegessen, welchen Kamel- und Pferdefleisch verboten ist. Der gefräßige Mongole kann während eines Gelages nicht weniger als 5 kg Hammelfleisch verzehren, ja es finden sich Gourmands, welche im Laufe eines Tages einen ganzen Hammel mittlerer Größe verspeisen! Dem Mongolen gilt Hammelfleisch als besonderer Leckerbissen, der Kalmüke dagegen hält Pferde- und Rindfleisch für edler. Bei ihnen bildet ein dünner Mehlbrei die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Das dazu gehörige geschrotete Weizenmehl wird von den benachbarten Tataren eingehandelt. Brot kennen die Mongolen nicht, obgleich sie die chinesische Semmel nicht verachten; manchmal backen sie jedoch zu Hause Fladen und machen Nudeln aus Weizenmehl; an der sibirischen Grenze essen sie schon Roggenbrot. Da das Wasser in der Steppe selten trinkbar ist, genießt man allgemein die gesäuerte Milch des Pferdes, Rindes und Schafes. Milch, in den verschiedensten Formen, ist ein Hauptbestandteil der Nahrung, bald als Flüssigkeit, bald als geronnene Masse, bald als Butter oder Käse, endlich als berauschendes Getränk. Man destilliert nämlich daraus einen starken Branntwein, „Kumys", der gehörig abgezogen unserem Kornbranntwein an Güte nicht nachstehen soll. Ein großer flacher Kessel wird auf einen Dreifuß gestellt und zu drei Vierteilen mit Milch angefüllt, darauf mit zwei runden Deckelhälften aus Holz bedeckt, welche genau auf den Kessel passen. Die Ritzen werden sorgfältig mit Lehm verschmiert. In jeder Deckelhälfte befindet sich ein rundes Loch von etwa 4 cm im Durchmesser; in diese Löcher steckt man zwei herumgebogene Holzröhren, die in zwei hölzerne Kannen münden. Die Ritzen werden nun wieder sorgfältig verschmiert und ein helles Feuer unter dem Kessel gemacht; die dadurch ins Kochen geratene Milch destilliert nun in die Holzkrüge über, womit der Prozeß zu Ende, der aber nur im Sommer bei Ueberfluß an Milch vorgenommen wird.

Im ganzen genommen ist die Zubereitung der Speisen schmackhaft und nahrhaft. Nicht dasselbe Lob kann jedoch der mongolisch-kalmükischen Küche in betreff der Reinlichkeit erteilt werden. Abgesehen davon, daß man die Geschirre nie reinigt, sondern höchstens ausleckt oder mit den Fingern in den Mund ausputzt, werden auch die zu kochenden Fleischstücke keiner vorherigen Reinigung oder Zurichtung unterzogen. Es geschieht daher häufig, daß Haare, Gras oder andere Dinge in der Brühe herumschwimmen, oder daß man beim Genusse des im Kessel gekochten Thees den Geschmack des am Tage zuvor darin gesottenen Pferdefleisches zu verspüren meint. Die Mongolen nehmen alle Speisen mit den Händen, um sie dem Munde zuzuführen, obwohl jene gewöhnlich sehr schmutzig sind. Das Fleisch wird in großen Stücken in den Mund gebracht, so viel als eben in demselben Platz hat, in ihn genommen und der Rest vor dem Munde mit dem Messer abgeschnitten. Die Knochen werden so rein benagt, daß auch kein Fäserchen an ihnen verbleibt, ja einige werden sogar zerschlagen, um das Mark herauszubekommen. Man ißt täglich zweimal, morgens und abends. Unmittelbar oder etwa eine Stunde nach der Abendmahlzeit legt man sich zur Ruhe, was gewöhnlich mit einer Tabakspfeife im Munde geschieht. Die Pfeife spielt eine große Rolle, besonders im Leben der Kalmüken; allgemeiner als bei ihnen, sagt Radloff, ist das Tabakrauchen wohl nirgends verbreitet. Frauen und Kinder rauchen, ja die Mutter steckt sogar dem Säugling die Pfeife in den Mund. Bekommt der Kalmüke Besuch in seiner Jurte, so sind sämtliche Anwesende alsbald beschäftigt, in tiefem Stillschweigen die Pfeife aus dem Stiefel hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Darauf beginnt ein allgemeines Ueberreichen der Pfeifen mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel »Nä tabysch bar?" (was giebt's Schlechtes?), worauf die stehende Antwort „Tabysch jogula!" (nichts). Eine Weile hört man nichts als

Digitized by Google

diese Worte, denn ein jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des anderen auszurauchen und neu zu stopfen. Im übrigen verlaufen die Freuden eines solchen Besuches sehr einfach; der Kumys ist's, der das letzte Wort behält. Man trinkt, solange nur ein Tropfen von dem edlen Saft vorhanden ist; zuletzt sinkt einer nach dem andern auf der Stelle um, wo er sich gerade befindet, und diejenigen, die nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich nach kalmükischen Begriffen von gutem Ton nicht betrinken. Auch der Ostmongole ist dem Trunke ergeben, und gelingt es ihm, von einem Chinesen einen Krug Reisbranntwein zu gewinnen, so findet er weder Rast noch Ruhe, ehe nicht der letzte Tropfen in Gesellschaft seiner Freunde verschwunden ist.

Die Haustiere, mit deren Zucht sich die Mongolen und Kalmüken abgeben und welche den Reichtum derselben ausmachen, sind das Kamel, das Pferd, das Rind, das Schaf und die Ziege. Das Kamel ist das eigentliche Lasttier dieser Völker; wegen seiner Genügsamkeit ist es besonders für das Leben in den Steppen und Wüsten geeignet. Aus der Wolle desselben verfertigt man Stricke und rauhe Zeuge; die Milch, welche etwas salzig schmeckt, dient zur Verbesserung des Thees; das Fleisch, obgleich etwas zähe, wird von den Aermeren gerne gegessen. Das Rind wird von diesen Völkern auch zum Lasttragen und Reiten abgerichtet; die Kühe geben jedoch nur wenig Milch. Das Schaf ist größer als das europäische und zeichnet sich durch einen Fettschwanz aus. Seine Wolle, welche zweimal im Jahre gewonnen wird, ist haarig und kann nicht zu Tuch, desto besser jedoch zu Filzdecken verwendet werden. Zu den Beschäftigungen der Männer gehört vor allem die Wartung und Pflege des Viehes. Obschon diese Beschäftigung während der warmen Jahreszeit keine allzu beschwerliche zu sein scheint, ist sie im Winter eine der aufreibendsten, die es giebt, da das Vieh nicht in Ställen untergebracht ist, sondern unter freiem Himmel sich befindet. Neben der Viehzucht wird teilweise auch Jagd getrieben, ebenso werden bei dem Mangel einer zünftigen Industrie die meisten Geräte zu Hause verfertigt. Man gerbt Leder, macht Filzdecken, Zäume, Sättel und Bogen; selten nur verfertigt man sich Messer und Feuerstahl. Alle anderen Gegenstände des häuslichen Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringen Mengen von russischen Kaufleuten in Kiachta und Urga. Den Frauen liegt es ob, die Geschäfte des Hauses zu besorgen und der Pflege der Kinder sich zu widmen.

Mongolen und Kalmüken haben nur eine vom Gesetz als solche anerkannte Ehefrau, doch ist ihnen erlaubt, Nebenfrauen zu nehmen, die mit der Ehefrau gemeinschaftlich leben und bei deren Heimführen keine besonderen Zeremonien stattfinden. Während die Hauptfrau dem Manne in betreff der Familie ebenbürtig ist, sind die Nebenfrauen entweder aus ärmeren Familien entnommen oder gekaufte Sklavinnen, welche er nach Belieben wieder verkaufen kann. Die eigentliche Frau wird daher als Vorgesetzte, als Hausfrau betrachtet und schaltet in der Jurte. Die von ihr erzeugten Kinder haben alle Rechte des Vaters; die Kinder der Nebenfrauen werden als außerehelich betrachtet und haben kein Recht am Erbe; doch kann mit Erlaubnis der Behörde ein solches Kind adoptiert werden. Die Stellung der Frau gegenüber dem Manne ist nicht beneidenswert. Der an sich enge Horizont des Nomadenlebens verengt sich für sie nur noch mehr. Völlig vom Manne abhängig, verbringt sie ihr ganzes Leben in der Jurte, wo sie mit den Kindern und der Hauswirtschaft beschäftigt ist. Was die moralischen Eigenschaften der Mongolinnen betrifft, so muß man gestehen, daß sie gute Mütter und gute Wirtinnen sind; ihre eheliche Treue ist jedoch nicht ohne Makel. Die Unzucht ist hier übrigens allgemein und es geben sich ihr nicht allein verheiratete Frauen, sondern auch Mädchen hin. Dies ist kein Geheimnis und wird auch nicht als Verderbnis betrachtet. Im häuslichen Leben hat die Frau des Mongolen gleiche Rechte mit ihm, nicht aber in äußeren Angelegenheiten. Der Mongole ist ein guter Familienvater, der seine Kinder innig liebt. Ihre Erziehung ist aber die einfachste, die es geben kann. Dem mit großer Leichtigkeit zur Welt gekommenen Kinde reicht man gleich nach der Geburt ein Stück Fett zum Saugen und erst nach einigen Tagen die Mutterbrust. Das Kind wird dann in Filzdecken eingehüllt und in eine kastenähnliche Wiege gelegt, wo es tagelang sich selbst überlassen wird, nur daß die Mutter ab und zu herbeikommt und ihm die Brust reicht. Sobald das Kind laufen kann, wird es sich völlig selbst überlassen. Die älteren Familienglieder genießen große Hochachtung; ihr Rat, ja ihr Befehl wird immer auf das pünktlichste ausgeführt. Stirbt ein Mongole, so wird der Leichnam in der Regel in Filze gewickelt und mit einigen Steinen oder Baumzweigen bedeckt, worauf er in kurzer Zeit von den Raubtieren und Hunden vertilgt wird.

Digitized by Google

Das ganze Leben des Mongolen und Kalmüken vergeht in Nichtsthun, das durch die Bedingungen des wandernden Hirtenlebens begünstigt wird. Die Pflege der Herden bildet ihre einzige Sorge und diese nimmt durchaus nicht ihre Zeit in Anspruch. All des Lebens Müh' und Plage wird den Weibern aufgehalst, während der Mann in Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen seine Zeit verbringt. Besonders der Kalmük des Altai ist ein ausgemachter Tagedieb. Nur im Herbst hängt er die Flinte um und streift mehrere Wochen auf Schneeschuhen in den Gebirgen einher, um die für die Abgaben nötigen Felle zu beschaffen. Im Sommer besucht er seine Freunde und Bekannte und labt sich am edlen Kumys. Man kann als gewiß annehmen, daß während des Sommers fast die ganze Bevölkerung des Altai nur selten nüchtern wird. Seiner Meinung nach führt indes der Kalmük ein herrliches Leben und hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht, denn keine Sorge drückt ihn, und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Hat er keine Kleidung oder keine Speise, so erhält er sie vom reicheren Nachbar, denn sämtliche Bewohner einer Gegend bilden ja gleichsam eine Familie, und der Reiche ist nur reich, um alle ihn umgebenden ärmeren Faulenzer mitzufüttern. Dies wird ihm auch nicht schwer, denn seine bessere Lage ist nicht durch mühevolle Arbeit errungen, er war nur glücklicher, seine Herden vermehrten sich und blieben gesund, während Seuchen dem armen Nachbar das letzte Vieh hinwegrafften. Dieser im höchsten Grade ausgebildete Kommunismus ist besonders bei jenen Kalmüken im Schwange, die sich noch am meisten in dem sogenannten „Naturzustand" befinden, bei jenen in den Thälern des Tschulyschman, der Baschkaus und des Telezkischen Sees. Nicht so bei den Mongolen, obgleich auch diese ungemein gastfrei sind. Ohne Ausnahme des Geschlechts sind sie auch sehr gesprächig und höflich. Bei einer mit Thee gefüllten Schale mit einem Gaste zu plaudern, ist ihnen ein Hauptvergnügen; dabei nennen sie selbst ihresgleichen stets sehr artig „Nochor" d. i. Herr.

Wenn auch stets von einer Stelle zur andern wandernd, hat doch in der Regel jeder Stamm seine Plätze, welche er nacheinander bezieht und zwar je nach der Jahreszeit, so daß während des Winters und der Regenzeit mehr die wasserarmen, während der trockenen Zeit mehr die wasserreichen Gegenden besucht werden. Man bleibt selten länger als drei bis vier Wochen auf einem Platze. Nachdem das Oberhaupt des Stammes den Aufbruch beschlossen, packt man alles zusammen, legt es auf die Kamele und zieht unter Gesang dem Häuptling und seinem Gefolge, das rauchend und plaudernd vorwärts reitet, nach. Auf dem Platze angelangt, stellt man die Jurten ebenso schnell auf, wie man sie abgebrochen und richtet sie für die kurze Zeit des Aufenthaltes wohnlich ein. Die Verfassung dieser Völker war ursprünglich eine reine patriarchalische. Mehrere durch das Band der Verwandtschaft verbundene Familien bildeten einen „Khoton" mit einem Aeltesten „Aga" an der Spitze; mehrere Khoton bildeten einen „Aimak", an dessen Spitze ein „Saisang" stand, dessen Würde erblich war. Mehrere Aimak bildeten einen „Ulus" mit dem „Noyon" als Oberhaupt; mehrere Uluse unter einem „Taischa" bildeten einen Stamm; sämtliche Stämme bildeten das Volk, mit dem „Chan" an der Spitze. Gegenwärtig, wo diese Völker ihre staatliche Selbständigkeit verloren haben und teils unter chinesischer, teils russischer Oberherrschaft stehen, ist die Sachlage eine andere. Bei den Mongolen sind, seit ihrer Unterwerfung unter die chinesische Mandschudynastie, die Aimak zerstückelt und in mehrere von einander unabhängige „Fahnen" aufgelöst worden mit Teilfürsten an ihrer Spitze, welche zwar den Titel Chan führen, aber faktisch nur Fürsten erster Klasse sind; bei den Kalmüken existieren nur Uluse mit Noyonen an der Spitze, welche dem Kollegium zu Astrachan unterstehen. Früher war einer der Fürsten, in der Regel der torgotische, mit der Würde eines Vizechans (Khaani-orotschi) oder Taischi bekleidet. Die Altaikalmüken zerfallen nach Dr. W. Radloff in sieben verschiedene Abteilungen oder „Tülschin". An der Spitze jeder Abteilung steht ein Saisang; diese Würde ist in der Familie erblich, kann aber auf Wunsch des Volkes einem andern übertragen werden. Unter jedem Saisang stehen vier bis fünf „Temitschi", deren Würde gleichfalls erblich ist, und unter jedem Temitschi mehrere „Schülangü".

Die mongolische Gesellschaft zerfällt demnach in die drei Klassen des Adels, der Geistlichkeit und der Krieger. Sämtliche Familien, welche mit dem Herrscher verwandt sind, bilden den Adel, die Patrizierkaste; ihr gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitsi", tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herrscher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl, die einen roten Knopf (Glaskugel) tragen und „Tutselaktsi" heißen. Die mongolischen Fürsten sind zwar von China abhängig, doch steht es ein für allemal fest, daß der Großchan zu Peking nicht das Recht hat, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu beseitigen, wenn er auch unter Umständen

Digitized by Goog

den Häuptling absetzen kann. Die mongolischen Fürsten bezahlen ihren Tribut in Vieh, erhalten dagegen vom Pekinger Hofe Geschenke in seidenen Tüchern, Pelzkleidern und andern Luxusartikeln. Das gemeine Volk befindet sich dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber in einer tiefen Stellung, die in mancher Beziehung mit jener der niederen Kasten in Indien zu den privilegierten Ständen zu vergleichen ist. Kein gemeiner Mann darf es wagen, auf der Decke eines Vornehmen sich niederzulassen, und umgekehrt wird kein Vornehmer mit dem gemeinen Manne aus ein und derselben Schale trinken. Nur die äußerste Notwendigkeit kann den Vornehmen bewegen, in die Hütte des gemeinen Mannes zu treten.

Die Religion dieser Völker ist der Buddhismus, speziell der tibetische Lamaismus. Derselbe verhält sich zu den beiden anderen Richtungen dieser Lehre (der südlichen und dem Foismus) etwa wie der Katholizismus zu den anderen christlichen Sekten. Er hat eine ausgebildete Hierarchie mit einem als heilig verehrten Oberhaupte an der Spitze. Es ist dies der „Dalai-Lama" (wörtlich Ozeanpriester) in Tibet. Ihm gleich an Heiligkeit, wenn auch nicht an politischer Bedeutung, ist der „Ban-Jsin-erdeni" und diesem folgt der „Guison Tamba" oder „Khutuktu" (richtiger „Chutuchtu") in Urga, welchen dann die Kutuchten oder „Higenen" in den verschiedenen Tempeln der Mongolei folgen. Es sollen ihrer etwa zehn solcher Stellvertreter des Dalai-Lama sein, die zwar von diesem installiert, aber von der chinesischen Regierung bestimmt werden. Alle diese Herren sterben nicht; alle sind irdische Inkarnationen irgend eines Heiligen und sie wechseln bloß den Körper, wie andere Sterbliche einen abgetragenen Rock wechseln und mit einem neuen vertauschen. Ihre Seelen suchen, wenn sie den schwach gewordenen Körper verlassen, einen jüngeren, fahren in diesen hinein, die Lama oder „Chuwarak" finden ihn dann gewiß wieder und führen ihn in seine Gemächer zurück. (Globus. Bd. XXVIII. S. 379.) Die Kalmüken haben als Oberhaupt einen Lama, der bis zum Jahre 1800 vom Dalai-Lama eingesetzt wurde; seit diesem Jahre wird er von der russischen Regierung ernannt. Er wohnt am Ufer der Wolga in Bazar Kalmuk, in der Nähe von Astrachan, und hält jeden Sommer eine Rundreise durch die Steppe. Sowohl Mongolen als auch Kalmüken sind von dem krassesten Aberglauben befangen und halten viel auf Vorzeichen und andere Wunderdinge, ein Zug, der mit ihrem sonstigen scharfen praktischen Verstande in dem grellsten Gegensatze sich befindet. Es herrscht neben dem Buddhakult also noch viel Schamanismus, namentlich bei den Bergkalmüken, welche ihren „Kam" noch viel Einfluß gönnen. Ueber ihre Gottheit selbst haben die Kalmüken nur eine ganz unklare Vorstellung, und nur wenige konnten Professor Radloff von dieser Rechenschaft geben. Ihrer Angabe nach giebt es zwei Hauptgottheiten, eine gute, den „Uelgän", von manchen „Tängri-Chan" (Himmelsfürst) oder „Pajana" genannt, und eine böse Gottheit, „Erlik", Kösmös" oder „Schaitan". Diese Namen sind den Nachbarvölkern entlehnt, Erlik den Mongolen, Schaitan den muhammedanischen Turkstämmen; außerdem giebt es noch viele, gleichfalls von den Nachbarvölkern überkommene Nebengottheiten; auch verehren sie die Berge und Flüsse als Herren des sie ernährenden Landes und die Seelen der Vorfahren. Aber alle diese höheren Wesen sind ein dunkles Chaos von Vorstellungen, die ins Ungewisse in einander verschwimmen. Selbst die Prinzipien der guten und bösen Gottheit sind nicht streng von einander geschieden, denn Erlik oder Schaitan erscheint bald als Vater, bald als Vernichter der Menschen.

Unter den litterarischen Produkten des mongolisch-kalmükischen Volksgeistes sind die Erzählungen hervorzuheben. Dieselben werden von jedermann, der auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch erhebt, auswendig gewußt und in der Regel von bestimmten Erzählern vorgetragen. Manche derselben sind von sehr bedeutendem Umfange und beweisen die enorme Gedächtniskraft dieses Naturvolkes. Von nicht geringem Interesse sind außer ihren Heldengesängen, unter denen sich Stücke von poetischem Wert befinden, die „Märchen des Siddhi-kür", welche bei Kalmüken und Mongolen gleich beliebt sind. Dieser Siddhi-kür (siddhi, Zauberkraft; kür, Leichnam) ist nun erwiesenermaßen nichts anderes als eine mongolische Bearbeitung der alten buddhistischen Rezension der indischen Märchensammlung, die den Namen Vetálapantschati, d. i. fünfundzwanzig Erzählungen eines „Vetála" (der in Leichnamen wohnende, mit Zauberkraft begabte Dämon) führt, durch den Buddhismus zu den Mongolen und von diesen zu den Kalmüken gedrungen ist. Die Sammlung besitzt eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung, da sich darin die meisten der auch bei den gesitteten Völkern Europas im Schwange gehenden Märchen wiederfinden. Am deutlichsten geht dies aus der Erzählung in der Sammlung des Ardschi Bordschi Chan hervor, welche ein vollkommenes Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde" Gottfrieds von Straßburg bildet.

Digitized by Google

In der ganzen Mongolei herrscht eine Sprache, die jedoch je nach den verschiedenen Gegenden in verschiedene Dialekte zerfällt, die sich in bezug auf Aussprache oft dermaßen unterscheiden, daß es dem Nordmongolen nicht immer leicht ist, sich vollständig mit dem Südmongolen zu verständigen. Ja, es giebt in einer Gegend Wörter, welche in einer anderen ganz unverständlich sind. Im allgemeinen darf man dem russischen Reisenden Prschewalski beipflichten, welcher das heutige Mongolische für verdorben hält und zwar in einigen Gegenden mit tangutischen, in anderen mit chinesischen Elementen vermischt. Die Schrift ist der chinesischen ähnlich; die Mongolen schreiben von oben nach unten und zwar von links nach rechts.

In den Kreis der mongolischen Völker gehören auch die Teleuten oder weißen Kalmüken, welche am Telezkischen See wohnen. Die Seeanwohner verschwanden, ohne daß man genau anzugeben wüßte, wohin, oder wo eigentlich dieses Volk etwa in seinen Ueberresten nachzuweisen wäre, wenn es sich nicht mit den Bergkalmüken längs der oberen Baschkaus und des Tschulyschman vermischte. Teleuten finden sich auch heute noch weit im Südwesten und Westen unter den Kirgis-Kasaken der mittleren Horde als Leibeigene und Knechte in der Kirgisensteppe. Zweige desselben Volkes sind in den nördlicheren Gegenden am Tom, im Kuznezker und Tomsker Kreise längst in Dorfschaften angesiedelt, Ackerbau und Viehzucht treibend. Obwohl als weiße Kalmüken bezeichnet, sind doch die Teleuten unzweifelhaft ostturk-tatarischen Stammes, wie denn überhaupt unter den sogenannten altaischen Kalmüken viele nicht mongolischen, sondern türkischen Ursprunges sind.

Unbezweifelt mongolischen Stammes sind die gleichfalls dahinsiechenden und -schwindenden Karagasen, ein halbwildes Jägervölkchen, dessen Physiognomie ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den Burjäten verrät. Der westlichste von den fünf „Uluß" dieses Volkes, von dem übrigens eine ältere Beschreibung (im „Ethnografitscheskij Sbornik", IV. Teil, 1858) sagt, daß der ganze Gesichtstypus mehr an die Kasaken der mittleren Horde als an die Mongolen erinnere, haust an den Bächen, die sich in den Kan, einen rechtseitigen Nebenfluß des Jenissei, ergießen.

Geographisch gehört zu den Bewohnern der Mongolei endlich das Volk der Tanguten, welche die Gebirgslandschaften des Nan-san in der östlichen Provinz Kan-su, die Niederungen im Kuku-Nor, sowie den östlichen Teil Zaidams bewohnen und an den Quellen des Hoang-Ho besonders zahlreich auftreten. Die letzteren nennen sich Chara-Tanguten und unterscheiden sich von den ersteren durch ihr wilderes Naturell und den kräftigeren Körperbau. In der äußeren Erscheinung weicht der Tangute vom Mongolen ab und nähert sich dem Tibeter; ebenso weist die Aehnlichkeit der Sprache unzweifelhaft deren Familienzusammengehörigkeit mit den letzteren nach.

Digitized by Google

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark franko per Post M. 1.25 Pf.

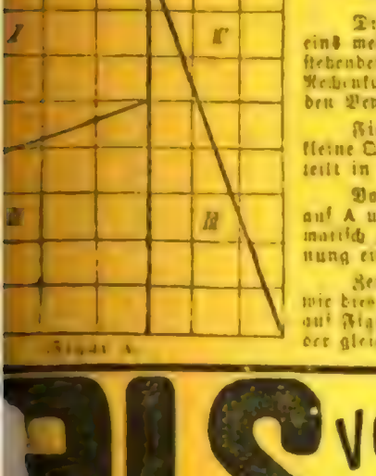
An unsere ngen Freunde!

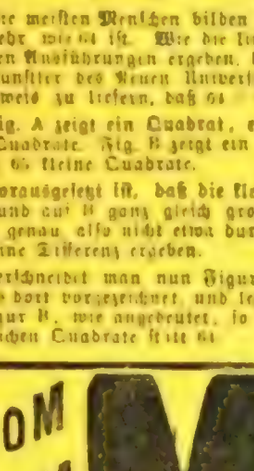
Das singende alte Hökerweib.

Wieder erscheint ein neuer Band des „Neuen Universum", diesesmal um ein ganzes Viertel stärker als vorigen Jahr. Wenn Ihr diese Zeilen leset werdet, ist der fünfte Jahrgang des lieben Familienfreundes eben fertig geworden und harrt nun im schmucken Kleide vor Euch zu erscheinen und Euch vorzuplaudern, was alles die Menschen Neues entdeckt, was vorgegangen in Nord und Süd, in Ost und West, auf der Erde, über ihr und tief in ihrem Innern. Wieder wird es Euch von Neuen Erfindungen und Neuen Entdeckungen erzählen und soll Euch außerdem in seinem Anhang zur Selbstbeschäftigung

„Häusliche Werkstatt"

genaue Anleitung geben zu mancherlei nützlicher und amüsanter Thätigkeit. Da findet Ihr eine Anweisung, wie man sich **selbst** ein **Telephon** machen, wie man **Laubsägearbeiten**, wie man ein **Boot**, einen **Luftballon** ausführen kann, ferner eine Anleitung zu allerlei **chemischen Experimenten**, zum Anlegen von Sammlungen aller Art und auch zu allerlei **Spiel** und **Kurzweil**. Bittet um das Buch als Weihnachtsgeschenk und Ihr werdet viele frohe und zufriedene Stunden, viel Freude und Unterhaltung dabei finden.





Der Großmutterknoten. Das „Neue Universum" enthält 30 verschiedene solcher Knoten.

Beweis, daß 64 = 65 ist.

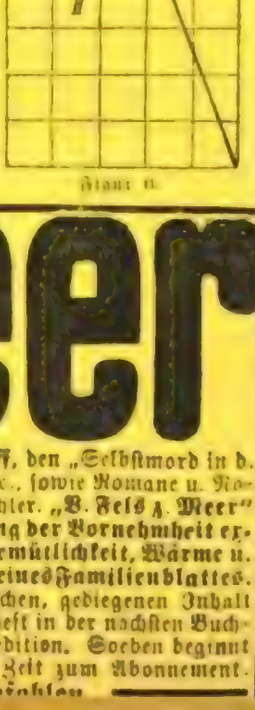
Die meisten Menschen bilden sich ein, daß 65 eins mehr wie 64 ist. Wie die links- und rechtsstehenden Ausführungen ergeben, hat es aber der Rechenkünstler des Neuen Universum verstanden, den Beweis zu liefern, daß 64 = 65 ist.

Fig. A zeigt ein Quadrat, eingeteilt in 64 kleine Quadrate. Fig. B zeigt ein Rechteck, eingeteilt in 65 kleine Quadrate.

Vorausgesetzt ist, daß die kleinen Quadrate auf A und auf B ganz gleich groß sind, mathematisch genau, also nicht etwa durch falsche Zeichnung eine Differenz ergeben.

Zerschneidet man nun Figur A in 4 Teile wie dies dort vorgezeichnet, und legt solche derart auf Figur B, wie angedeutet, so erhält man 65 der gleichen Quadrate statt 64.

Figur A.



Figur B.

Inhalt

der Collection Spemann.

1 Franzos, Karl von, Rhabydorus Hollunder. Ein Leben des Monarchen
2 Immermann, Karl, Der Oberhof.
3 de Vermandois-Gesandte, Historische Novellen.
4 Bierbaum, J. Chr., Die Heilig.
5 Becker, August, Auf Wiedersehen.
6 Vogel, Adolf, Historische Novellen.
7 Jungbrand, Sophie, Die Geben wider Willen.
8 Die Sage, 2 B., Der sinkende Teufel.
9 Arnim, Ludw. Achim v., Die Majoratsherren.
10 11 Hauff, Wilhelm, Memoiren des Satan.
12 Demmin, Charles, Gewehr auf dem Rücken.
13 Eberstein, Karl, Chronik der deutschen Dichtung.
14 Eberstein, Karl, Geschichte der deutschen Nationalliteratur.
15 Eichendorff, Joseph, Geschichte der Poesie.
16 17 Cooper, Fenimore, Der Prairie.
18 Thomas Platters Leben, von Zwinger.
19 Irving, Washington, Die Alhambra.
20 Schiller und Goethe, Briefwechsel. 1 Bd.
21 Anzengruber, Ludw., Fridolin und Waldweg.
22 Hauff, Wilhelm, Lichtenstein.
23 Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.
24 Wurm, Dr. W., Das Kloster als Hausfreund.
25 Engel, J. J., Herr Lorenz Stark.
26 Schiller und Goethe, Briefwechsel. II. Bd.
27 Schmid, Maximilian, Die Mariabader.
28 Anderson, H. C., Der Improvisator.
29 Fr. O. W., Gesammelte Gedichte.
30 Marryat, F. C. de, Mosquet Hentzau.
31 Wächter Oskar, Hexenprozesse.
32 33 Palmer, C. C., Eugen Aram.
34 Tegner, Esaias, Frithjofssage.
35 Meißhausen, Der Leuchtturm von Michigan.
36 Lieber, Karl Julius, Demokritos.
37 Ring, Max, Frauenherzen.
38 Hermsen, Ludwig, Unwetter zum Glück.
39 Ohorn, H. v. d., Lüneburger Geschichten.
40 Wörishöffer, J. C., Deutschlands Seehelden.
41 Schubert, G. H., Reise durch das Reich der Natur.
42 Hugo, Victor, Der Glöckner von Notre Dame.
43 Hackländer, F. W., Memoiren des Herrn von Stillfried.
44 Merkwürdige Lebensgeschichte des Friedrich Freiherrn v. d. Trenck.
45 Ohr, Hieron., Der heimliche Gast.
46 Wichert, J. G., Deutschlands Lehrjahre. II.
47 Galen, Philipp, Der Bodvogel u. a. Erz.
48 Frey, Richard, Das Erbrecht.
49 François, Louise von, Judith.
50 Turgenjew, Iwan, Väter und Söhne.
51 Ringelnatz, Drei Nüsse.
52 Zeitlings Jugend-, Jungfrauen- u. Wanderjahre.
53 Jungbrand, Hella, Hochmuth.
54 Meyers v. Chur, Conrad v. Dreiland 1673—1715.
55 Wolzogen, Agnes von, Lilian.
56 Scherr, Johannes, Deutsches Dichterbuch.
57 Schmidt, Julian, Geschichte.
58 Ludwig, Otto, Geschichte.
59 Reil Hauke, Die Chatte von Waraweer.
60 Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. I.
61 Der hundert Jahren.
62 Schwarzkoppen, G. v., Aquarelle.
63 Meißl, Waldenburger Novellen.
64 Turgenjew, Neuß.
65 Scherr, Der Dampf.
66 Lutzhaft, Unter der Harten Hand.
67 Friedrich der Große. Ein Lebensbild.
68 Tieck, L., Novellen.
69 Anderson, Bilderbuch ohne Bilder.
70 Das Nibelungenlied von Dr. Lachm.
71 Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. II.
101 Im Tertius Werk 1 Germania, Agricola. Die Redner. II Historien.
102 Platos Werke I. Vertheidigungsrede des Sokrates. Kriton. Phädo.
104 Homer, Ilias, Übersetzt von J. H. Voß.
105 Die Cartons, Cäsarenbilder.
107 Cäsar, Bürgerkrieg.
108 Cäsar, gallischer Krieg.
109 110 Aeschylos I. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzflehenden Mädchen. Prometheus.
111 Ovid I. Die Verwandlungen. 1. Band.
112 Ovids Liebesbriefe. Verwandlungen.
113 Sophokles I. König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
114 Ovid II. Die Verwandlungen. 2. Band.
115 Cicero I. Ausgewählte Reden.
116 Sophokles II. Antigone. Aias. Elektra.
117 Cicero II. Ausgewählte Reden.
118 Longos, Daphnis und Chloe.
119 Cicero III. Ausgewählte Schriften.
120 Tacitus III. Annalen 1.
121 Vergil I. Eklogen. Georgika.
122 Vergil II. Aeneis.
123 Tacitus IV. Annalen 2.
124 Milton, Das verlorene Paradies.
125 Burns' Werke. I. Lieder und Balladen.
126 127 Fielding, Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes.
128 Carlyles Werke I.
129 130 131 Andrae, David Copperfield. 3 Bde.
132 133 Thackeray, Eitelkeitsmarkt. 3 Bde.
134 Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
135 Uhland I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
136 137 Scott I. Waverley.
138 Ewald, Märchen von der Tanne.
139 140 141 Smollett, Peregrine Pickle.
142 143 Auerbach, Moritz, Volksromane.
144 Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie.
145 Tillier, Mein Onkel Benjamin.
146 Gerstäcker, Ausgewählte Briefe.
147 148 Hugo, Der Glöckner von Notre Dame.
149 George Sand I. Indiana.
150 Scherr, Pestalozzi.
151 152 J. J. Rousseau. Die neue Heloise.
153 Pierrides, Colombe, Carmen.
154 155 Le Fanu, Uhrer Charakterre.
156 Balzac, Oberst Chabert u. a.
157 Saint-Simon, Herzog v., Memoiren.
158 Werner, Clarissa. I.
159 160 Petrarca I. u. II. Gedichte. 2 Bde.
161 162 Manzoni, Die Verlobten. Die Verlobten.
163 Cervantes, Der Liebhaber.
164 Taine, Das befreite Jerusalem.
165 Horst, Silvesterabend und sonstige Erzählungen.
166 Manchal II. Vom Fenster und ... er und ...
167 168 169 Cervantes, Don Quixote. Don Quixote.

Bei Bestellung genügt Angabe der Nummer.

Vom Fels zum Meer

...ortste, weil gediegenste, amüsanteste ...en illustrierte Monatsschrift. Die ...Mitarbeiter werden von Heft zu Heft ... darf „V. F. z. M." soeben e. Aufsatz v.

...dmarschall Graf Moltke

... sowie Illustrationen, welche unt. Leit. ...fels Dr. **G. Nachtigal** in Afrika für ...eichnet wurden, ferner hochinteressante ...e Verbrechenserscheinungen d. Gegen-

„Vom Fels zum Meer" ist für ...wart" v **F. v. Holtzendorff**, den „Selbstmord in d. Tierwelt" v **W. Preyer** ..., sowie Romane u. Novellen unserer gefeiertst. Erzähler. **„V. Fels z. Meer" ist die glückliche Vereinigung der Vornehmheit exklusiver Revuen mit der Gemütlichkeit, Wärme u. Allgemeinverständlichkeit eines Familienblattes.** Man verlange, um den reichen, gediegenen Inhalt kennen zu lernen, ein Probeheft in der nächsten Buchhandlung oder Zeitungsexpedition. Soeben beginnt der neue Jahrgang. Beste Zeit zum Abonnement.

Inserate besonders ...empfehlen

Soeben erschien

Ein

Konversations-Lexikon zu 3 Mark

ist ein unseres Wissens bis jetzt **in keiner Litteratur vorhandenes**
Man verlange Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon in der nächsten Buchhand
um zu erkennen, daß es umfassend und unentbehrlich auf 100 000 Fragen
Augenblicks eine prompte und zuverlässige Antwort gibt.

Bestell-Zettel.

Bitte abzuschneiden und zu senden an:

Expl. **Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon,**
solid und elegant in roter Leinwd. gbd. 3 Mark = Fl. 1.80 = Fr. 4.—
Das neue Universum, 5. Jahrg., gbd. 6 M. = Fl. 3.60 = Fr. 8.
Collection Spemann, Band Nr. _____

(Bei Bestellungen genaue Angabe der Bandnummer.)

(Ort und Datum) (Name und genaue Adresse.)

die nächste Buchhandlung.

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Die Anzeigen auf den folgenden Umschlagseiten sind besonderer Beachtung empfohlen.

Digitized by Google

Festgeschenke aus dem Verlage von W. Spemann in Berlin u. Stuttgart.

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald.

Dritte, gänzlich umgearbeitete, wohlfeile Auflage,

broschiert *M.* 14, eleg. in Halbfranz gebunden *M.* 16. 20, oder in 28 Heften à 50 Pf.

Gaucho.

Selten hat ein Werk bei seinem ersten Erscheinen gleich eine so allgemein günstige Aufnahme gefunden, wie Hellwalds „Erde und ihre Völker". Nicht nur mußte sofort eine zweite deutsche Auflage gedruckt werden, sondern das Werk wurde auch in kürzester Frist ins Englische, Schwedische, Dänische, Russische, Böhmische, Ungarische, Französische und Italienische übersetzt — wohl der beste Beweis dafür, daß die neue Behandlung der Geographie, die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen, aber zugleich anziehenden Gemälde zu vereinigen und mit Hilfe künstlerischer Illustrationen zu einem plastischen Bild der einzelnen Länder zu gestalten, großen Anklang in der ganzen gebildeten Welt gefunden.

Das Werk umfaßt **900 Seiten** mit ca. **400 Text- und ganzseitigen Bildern** und außerhalb des Textes eine große Anzahl **lehrreicher Tabellen**, sowie einen **Atlas von 21 Karten**, so daß das Werk in jeder Beziehung den Anforderungen entspricht, welche an ein **„geographisches Hausbuch"** gestellt werden können. — Der in Anbetracht des Gebotenen außerordentlich billige Preis ermöglicht jedermann die Anschaffung des Werkes. **Abonnements werden von allen Buch- und Kolportagehandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.**

Die Erde und ihr organisches Leben.

Ein geographisches Hausbuch.

2 Bände broschiert *M.* 28, in Halbfranz gebunden *M.* 33.

Band 1: Die physische Geographie der Erde. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft dargestellt von Dr. **Herm. J. Klein.**

Band 2: Tier- und Pflanzen-Geographie. Nach der gegenwärtigen Verbreitung der Tiere und Pflanzen, sowie mit Rücksicht auf deren Beziehung zum Menschen dargestellt von Dr. **Otto Wilhelm Thomé.**

„Dieses „geographische Hausbuch" wird nicht verfehlen, sich die weiteste Verbreitung zu erwerben; eine fesselnde Sprache, ein seltener Reichtum trefflicher und instruktiver Illustrationen vereinen sich, um in ebenso gefälliger wie leicht verständlicher Form ein Wissensgebiet zu schildern, das dem „Herrn der Schöpfung" das größte Interesse einflößen muß. Die Erde in ihrem Ursprunge, ihrem Bestande, ihren wechselvollen Naturerscheinungen, die Verbreitung von Tier und Pflanze auf ihrer Oberfläche, — alles dies bildet in kurzen Worten den Inhalt des vorliegenden Werkes, das vorzüglich der reiferen Jugend als eine reiche Fundgrube für Wissen und Lernen zu empfehlen ist."

(Illustr. Frauen-Zeitung.)

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Völkerſippe der Türken.

Als Urheimat dieſer Völkerfamilie, die ſich in der Gegenwart in ihren einzelnen Ausläufern von den grünen Geſtaden des Mittelmeeres bis an die eiſigen Ufer der Lena in Sibirien ausdehnt, muß Turkeſtan betrachtet werden, wo ſchon im grauеſten Altertume türkiſche Nomaden auf flüchtigen Roſſen ſich im Rücken der eraniſchen Kulturwelt tummelten, die ſie zu verſchlingen drohten. Von hier aus ſind wahrſcheinlich ſchon vor Beginn unſerer Zeitrechnung mehrere Stämme nach verſchiedenen Richtungen ausgezogen und haben ſich den einzelnen Eroberungen der hochaſiatiſchen Völker angeſchloſſen. Die Türken ſind unter den Völkern mongoliſcher Raſſe die erſten, welchen wir in der Geſchichte des Abendlandes begegnen. Schon von den Römern gekannt, haben ſie gleich den Mongolen große mächtige Reiche gegründet, das Römerreich gezüchtigt und ganz Europa in Schrecken verſetzt. Die Throne Chinas, Perſiens, Indiens, Syriens, Aegyptens und des Chalifenreiches wurden von den Türken in Beſitz genommen. Mit Ausnahme der Jakuten, ihres nordöſtlichen Zweiges, durchwegs Anhänger des Islam, ſind die Türken dem Gebote des Propheten, ſich mit dem Schwerte das Paradies zu erkämpfen, ſtets getreulich nachgekommen. Trotz der vielfachen Eroberungen ſind ſie faſt ſämtlich nomadiſierende Hirten geblieben, welche bei gebotener Gelegenheit in räuberiſche Kriegshorden ſich verwandeln. Nur die Osmanli, welche im ſüdöſtlichen Europa Fuß faßten und auch teilweiſe Kleinaſien und Afrika bewohnen, haben ſich dem Ackerbau ergeben, zum Teile auch einige türkiſche Stämme in Mittelaſien. Ganz Mittelaſien vom Weſtrande der Gobi bis hart an die Schwelle Europas iſt nämlich in den Händen türkiſcher Völker, welche die eraniſchen, alſo ariſchen Ureinwohner des Landes teils unterworfen, teils in die abgelegenſten Gebirgsthäler zurückgedrängt haben. Doch iſt, wie die neueſten Ermittlungen ergaben, die Zahl dieſer mittelaſiatiſchen Arier immerhin eine weit größere, als man bisher annehmen zu dürfen meinte. Dies hindert nicht, daß in der Gegenwart der türkiſche Sprachſtamm von Kamul bis an die Küſte des Adriatiſchen Meeres in ununterbrochenem Zuſammenhange ſich erſtreckt, wenn auch in verſchiedene Dialekte geſpalten, und der Name „türkiſch“ iſt es, mit dem ſich dieſe verſchiedenen Dialekte bezeichnen. Man kann ſie in zwei feſte Gruppen, in das Oſt- und Weſttürkiſche zerlegen, und es läßt ſich noch verfolgen, wie aus dem erſteren Dialekte durch verſchiedene Zwiſchenſtufen der letztere hervorgeht, denn die Heimat der Sprache ſcheint im Oſten zu ſein, wahrſcheinlich in den weſtlichen Thälern des Tian Schan-Gebirges; ziemlich deutlich iſt es auch, daß andere Kulturen, namentlich die eraniſche, auf die Geſtaltung der weſtlichen Sprache eingewirkt haben. Das Oſttürkiſche zerfällt in drei Dialekte, nämlich in das Chineſiſch-Tatariſche, das Oezbegiſche und die Sprache der Turkomanen. Von dieſen drei Dialekten gehört nun der erſtere den Landſchaften Oſtturkeſtans an, und er zerfällt wieder in zwei Unter-

arten, die Sprache der Muhammedaner von Kamul bis Kaſchgar und die Mundart der Nomaden des Tian Schan und der Dſungarei, d. h. der Karakirgiſen. An ſich iſt der Abſtand dieſer beiden Dialekte nur unbedeutend, — den Hauptunterſchied begründet der Umſtand, daß die Bewohner der Städte Oſtturkeſtans eine große Anzahl fremder, namentlich perſiſcher Wörter bei ſich eingebürgert haben; von dieſen hat ſich der nördliche Dialekt zwar rein erhalten, dafür bedient er ſich aber mancher Wörter chineſiſchen und beſonders mongoliſchen Urſprungs, — ſie drangen durch den Buddhismus ein, dem eine große Anzahl der Völkerſchaften zugethan iſt, welche den Dialekt ſprechen. Ein ganz ähnlicher Unterſchied findet ſich zwiſchen dieſen beiden Dialekten auch hinſichtlich der Schrift, — die Nichtmuhammedaner bedienen ſich noch der alten uiguriſchen Schriftart in dem Maße, daß auch die aus dem Süden kommenden moslemitiſchen Prieſter, die öfters als Miſſionäre nach dem Norden ziehen, gezwungen ſind, ſich dieſer Schriftart zu bedienen. In den ſüdlichen Städten dagegen iſt der Gebrauch der arabiſchen Schrift allgemein geworden.

Unter den Turkvölkern des nördlichen Dialekts verdienen die Karakirgiſen eine beſondere Erwähnung. Dieſes Volk, die echten Kirgiſen, dem die Chineſen den Namen Buruten oder Buräten gegeben (nicht zu verwechſeln mit den mongoliſchen Burjäten), das die Türken wilde oder ſchwarze Kirgiſen, Karakirgiſen, und die Ruſſen, mit Beziehung auf die felſigen Berge, wo ſie gerne ihren Wohnſitz aufſchlagen, Dikokamennyje, d. h. ſteinige Kirgiſen nennen, hauſt zum Teile in der Dſungarei, dann aber im öſtlichen Altai in den Berggegenden der Syrquellen und an ſeinen bedeutenden Nebenflüſſen Tſchui und Talaß, im Alatau, in den Höhenzügen in der Umgebung des Sees Iſſikul und im Süden bis zu den Quellen des Amu Derja im Belut-Tagh. Sie ſprechen einen rein türkiſchen Dialekt und teilen ſich in zwei Völkerſchaften, die Rechten (On) und die Linken (Sol), welche wieder in Stämme und Familien zerfallen. Man kann ſie auch in nördliche und ſüdliche Karakirgiſen einteilen. Im Norden vom Syr haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von Oſt nach Weſt, indem ſie im Norden an die Kaſaken, im Süden an die anſäſſige Bevölkerung Chokans und des chineſiſchen Turkeſtan ſtoßen. Im Süden des Syr dehnen ſich alle Ländereien, die von dieſen nomadiſierenden Stämmen beſetzt werden, vorzugsweiſe von Nord nach Süd aus, indem ſie ſich mit ihrer öſtlichen Seite an die anſäſſige Bevölkerung Oſtturkeſtans, mit ihrer weſtlichen an jene von Chokan und Bochara anlehnen. Ihre Weideländer im Tian-Schan, ſüdlich vom Syr, ſind ſtrichweiſe von den Wohnplätzen der kriegeriſchen und fanatiſchen Bergſarten durchſetzt.

Die nördlichen Karakirgiſen haben unter ſich nicht den geringſten Verband, noch irgend welche geſamtſtaatliche Einrichtungen; ihre zahlreichen Stämme ſind unter ſich gänzlich geſchieden und bekriegen einander, ſogar jeder einzelne Stamm zweigt ſich wieder in Abteilungen ab, die ſich gleichfalls befehden. Alle ihre kriegeriſchen Kräfte werden durch endloſe innere Kämpfe abſorbiert, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kaſaken hinzukommen, ſo daß trotz ihrer Wildheit ſie ohne Mühe von den Chineſen und Chokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngſter Zeit ein Stamm nach dem andern, einige wenige ausgenommen, freiwillig die ruſſiſche Oberherrſchaft annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Karakirgiſen ſind von den ſüdlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Ge-

Digitized by Google

birgsknoten an den Quellen des Tschui und des Naryn geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt. Pferderaub ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen und sie verfahren dabei also. In Haufen, bisweilen über 100 Mann stark, ziehen sie in der Morgendämmerung aus und bringen den ganzen Tag in irgend einer Kluft zu; so verfahren sie in der heißen Jahreszeit, denn an kalten Herbsttagen lassen sie ihre Pferde bei Tage übersetzen. Am Abend begeben sie sich nach dem Orte, wo sie den Raub ausführen wollen. Gewöhnlich legen sie in solchen Fällen ihre ältesten Kleider an und waffnen sich, außer mit einigen Säbeln und Piken, mit langen, am unteren Ende dickeren Prügeln, die „Batik" heißen, und deren sie sich mit großer Gewandtheit bedienen. Diese Prügel sind zuweilen 1—2 m lang. Begegnet ihnen bei Tage ein viel kleinerer Trupp ihrer Stammesgenossen, so fallen sie gleich mit furchtbarem Geschrei und Gepfeif über diese her und beschreiben Kreise um sie herum, den Batik über dem Kopfe wirbelnd. Gefällt es den Ueberfallenen nicht, abzusteigen, so schlagen die Räuber sie mit Prügeln so lange, bis sie von den Pferden herunterfallen. Gewöhnlich werden die Schläge gegen das Schienbein oder den Nacken gerichtet. Dem Heruntergeschlagenen nimmt man sein Pferd, sogar seine Kleidung, wenn sie gut ist, und läßt ihn im Hemde zurück. Da die Karakirgisen immer mit Pferden umgehen, so verstehen sie es meist, sie von allerlei Krankheiten zu heilen; besonders geschickt sind hierin diejenigen, welche die kirgisischen Gebete kennen, denn diese spielen natürlich eine große Rolle bei dem abergläubischen Volke. Merkwürdigerweise scheinen die Kirgisen trotz ihres großen Aberglaubens keinen reichen Märchenschatz zu besitzen.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei den südlichen Karakirgisen. Der rechte Flügel On zerfällt in zwei Gruppen, Adhene und Tagai, und von diesen gehören besonders die Tagaistämme der südlichen Kirgisenabteilung an. Die wichtigsten dieser Stämme sind die Sary-Bagisch, Bogu, Sultu, Tscherik, Sayak, Tschon-Bagisch und Bassyz. Von diesen wohnen die Sayak an den Narynquellen im Tian Schan, die Tschirik im Süden des Issikul und die Tschon-Bagisch in den Bergen nordwestlich von Kaschgar; sie alle sind sehr arm, doch haben sich die südlichen Karakirgisen die chokanzische Halbbildung angeeignet und stehen in naher Verbindung mit dem ehemaligen Chanate Chokan, welches früher die nunmehr von den Russen in Besitz genommenen Teile des Tian Schan zu beherrschen vorgab. Wir finden diese Karakirgisen also auch in Chokand, wo sie zusammen mit den Kyptschaken und den kriegerischen, fanatischen Bergsarten den herrschenden Stamm bilden. Im Tian Schan war der Einfluß Chokans auf die Buruten von jeher ein geringer. Unter den karakirgisischen Stammeshäuptlingen haben sich sogar bestimmte, durch Alter und Herkommen geheiligte Regeln herausgebildet, nach denen sie die Plünderung der Karawanen vornehmen. Diese Regeln bestehen im folgenden: 1) jede Karawane, welche die Ulusse eines kirgisischen Stammesoberhauptes durchzieht, muß den „Zäket" (Grenzzoll) bezahlen, 2) eine Loskaufsumme geben für den freien Durchzug (Transitzoll), 3) dem Stammoberhaupte Geschenke darbringen, die seiner Bedeutung und Macht entsprechen; 4) keine Karawane darf die Aule berühmter Anführer übergehen, sondern muß Halt machen, um die Gastfreundschaft derselben zu genießen. Die letztere besteht darin, daß die Karawane zum Abendessen einen oder zwei magere Hammel empfängt und gehalten ist, am anderen Tage Gegengeschenke zu machen. Wenn aber diese der Bedeutung des bewirtenden Häuptlings nicht angemessen sind, so verfällt 5) die Karawane in Strafe. Es läßt sich denken, daß durch solche Belästigungen der Handel nicht wenig zu leiden hatte; seitdem nun der Tian Schan bis auf wenige Tagereisen nördlich von Kaschgar russisches Gebiet geworden, nehmen die Verhältnisse dort ein anderes Aussehen an. Die Machteinbuße der nunmehr russischen Karakirgisen verfehlt auch nicht einen heilsamen Einfluß zu üben auf jene, die auf kaschgarischem Gebiete umherstreifen. Sie sind auch als Alaikirgisen bekannt und nomadisieren auf beiden Seiten der Pamir, ja ein kleiner Teil ist bis zu den Weideplätzen am Karakaschflusse gelangt, was wohl der südlichste Punkt sein dürfte, den diese Nomaden jemals erreicht haben.

Die stammverwandten Karakalpaken (Schwarzhüte), welche vortreffliche Teppiche verfertigen, leben in großer Zahl in Filzjurten an den Ufern des Syr Derjä und südlich vom Aralsee, also in weiter Entfernung von ihren Stammesbrüdern.

Das herrschende Volk in Turkestan sind unstreitig die Oezbegen oder Usbeken, dasselbe Volk, welches im zehnten Jahrhundert von seinen südlichen Nachbarn mit dem Namen Ghusen bezeichnet wird. Ihre Sitze laufen von

Digitized by Google

Oſtturkeſtan, Bochara, Balch, Chiwa, Ferghana bis zum Kaſpiſchen Meere und zum Oxus oder Amu Derja. Sie bildeten bis vor der ruſſiſchen Eroberung die militäriſche gebietende Klaſſe in den drei Chanaten Chiwa, Bochara und Chokan, werden von Meyendorff auf etwa $1^1/_2$ Millionen Menſchen geſchätzt, und haben die Tadſchikvölker gänzlich unterjocht. In Chokan, wo ſie entſchieden ſich reiner erhalten als in Bochara, wo ſie mit den eraniſchen Tadſchik vermiſcht leben, haben ſie eine von den Kirgiſen etwas abweichende Körperform, nämlich

Oezbeg.

größere Statur, ein bißchen mehr und längeres Haar im Geſicht, und ein weniger häßliches Ausſehen. Sie ſind eher braun als gelb, die Naſe iſt breit, am hervortretenden Ende ganz flach; die Augen ſind langgezogen und bedeckt, die Stirn unten ſehr hervortretend, oben zurückweichend, der Bart im ganzen ſpärlich, der Körper muskulös, der Wuchs meiſt ſehr ſchön und groß. R. Shaw betont, daß ſie weniger tatarenartig ausſehen als die Kirgiſen, und ſchreibt dies wohl kaum mit Unrecht der Beimiſchung von Tadſchikblut zu. Dennoch mahnt ihr Aeußeres ſehr ſtark an die Kirgiſen, ihre Sprache iſt aber ſowohl von der kirgiſiſchen als von jener der nicht nomadiſierenden Turkſtämmen verſchieden.

Digitized by Google

Dem Namen Oezbegen begegnen wir erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Prof. Vámbéry hat die Oezbegen als eine über ganz Zentralasien verbreitete und in viele Stämme zerfallende Nation dargestellt, eine Auffassung, in der ihm viele gefolgt sind. Wahrscheinlich ist es aber nicht, daß die Oezbegen ein eigener Volksstamm seien; vielmehr wird man sich wohl der Erklärung Prof. Peschels anschließen dürfen, wonach die Oezbegen die herrschende Rasse im Reiche Kyptschak, dem westlichen Mongolenreiche waren, welches aus einem Gemisch asiatischer Völkerschaften bestand. Oezbeg war also kein ethnographischer, sondern ein politischer Name. Die Oezbegen sind demnach gewiß keine Nation und ihre Bestandteile keine Volkszweige, sondern das Ganze ist ein Gemenge der verschiedenartigen türkisch-mongolischen Bewohner Zentralasiens, die nichts gemein hatten als ein historisches und politisches Band; die sich daher auch durch Sprache, Sitten und Physiognomie von einander unterscheiden konnten. Dazu kommt noch, daß bei der Machtstufe, welche die Oezbegen erreicht hatten, Leute ganz verschiedener Abkunft sich ohne Zaudern den Namen dieses angesehenen Stammes beilegen. So beginnen dermalen schon einige hervorragende Familien in Kaschgar sich selbst als Oezbegen zu bezeichnen, obwohl letztere ihnen nicht die geringste Verwandtschaft zugestehen. Die Oezbegen leben teils in Ansiedelungen, teils als stets kriegsbereite Nomaden in Kibitken. Sie sind zum Teil rohe, aber gutherzige Naturkinder, ohne die Hinterlist, die mit der orientalischen Gesittung verbunden zu sein pflegt; zum andern Teil lassen sie ihren Leidenschaften ziemlich freien Lauf und die Mehrzahl der Verbrecher gehört diesem Stamme an. Von räuberischer Gesinnung, machen sie die Wege unsicher und brandschatzen die Karawanen; dabei sind sie feig, rachsüchtig und ungebildet, nur die höheren Stände können lesen und schreiben. Ringübungen, Scheingefechte, Pferderennen um hohe Preise sind ihre Lieblingsunterhaltungen, sie haben aber auch ihre Romanzensänger und geben der türkischen Poesie, d. h. der Poesie der in Mazenderan wohnenden türkischen Völkerstämme, den Vorzug. Eine hohe Achtung zollen sie den Hunden. Fragt man einen Oezbegen, ob er seine Frau verkaufen wolle, so wird er sich nicht beleidigt fühlen; ihn aber zu fragen, ob er seinen Hund verkaufe, ist eine unverzeihliche Beleidigung. „Sakki ferasch" oder Hundeverkäufer ist das ärgste Schimpfwort, das ein Oezbege dem andern geben kann (Litter. Gaz. vom 27. Febr. 1841). Die Zahl der innerhalb des russischen Turkestan lebenden Oezbegen kann man mit Ausschluß derer in der Provinz Samarkand in runder Summe auf 30 000 annehmen. Die meisten trifft man in der Gegend von Chodschand, wo der größte Teil feste Ansiedelungen besitzt; nur etwa 6000 führen ein mehr oder weniger reines Nomadenleben. Doch hat wie alle Türken der Oezbeg keinen Sinn für staatliche Ordnung, kein Verständnis für die Vorteile fester Niederlassung, keine Liebe zu einem Heim. In den kleinen Staaten des oberen Oxusthales sind viele noch Nomaden, im Handel von den anderen Nationalitäten überflügelt. Dennoch bilden sie überall den herrschenden Volksstamm, dem die übrige Bevölkerung gehorchen muß. In den Oezbegen Maimenes, welche aus den zwei Stämmen Min Atschmayli und Das bestehen, erkennt man auf den ersten Blick die kühnen, unerschrockenen Reiter wieder, und nur der Oezbeg von Schehrisebs möchte mit ihnen um den Vorrang streiten. Die Oezbegen zerfallen in viele Abteilungen und Zweige; hievon sind die wichtigsten: Ming, aus welchen die Chane von Chokan stammen; Tschagatai, in Namagân seßhaft; Kuruma, am Syr zwischen Taschkend und Chokand, Ackerbau treibend; endlich Kyptschak, 1853 fast gänzlich ausgerottet, aber bis dahin zehn Jahre lang herrschend. Sie bilden ein Verbindungsglied zwischen den seßhaften und den nomadisierenden Turkstämmen, indem sie Ackergrund im Chanate Chokan besitzen, aber doch mit ihren Kamel- und Schafherden eine Zeitlang im Jahr umherwandern. Sie stehen alle in hohem Ansehen ob ihres Mutes, und gelten für tüchtige Krieger. Stolz auf seine Abkunft zeigt indes der Oezbege nur dann, wenn er einem in der Gegenwart mächtigen Stamme angehört; um diesen scharen sie sich, in diesem werden sie zu Angreifern und Thronstürmern, der Energie in solchen Augenblicken verdanken sie ihre Erfolge und ihre Herrschaft in den meisten Chanaten des westlichen Zentralasiens. Ihrem Glauben nach sind sie höchst fanatische Muselmänner. Ihr Stern ist übrigens im Erbleichen.

Nahe mit den Oezbegen verwandt sind die räuberischen und nomadischen Turkomanen oder Turkmenen, welche größtenteils jene Strecken wüsten Landes bewohnen, die jenseits des Oxus vom Kaspischen Meere bis nach Balch, und von genanntem Flusse südwärts bis Herat und Asterabad in Persien sich

Digitized by Google

ausdehnen. Sie scheinen die reinsten Vertreter des Türkentums und ein Bruderstamm der seldschukkischen Türken der älteren Zeit zu sein. Geschützt durch ihre unzugänglichen Wüsten, in deren Nähe sie seit undenklichen Zeiten hausen, haben sie ihre Rassenreinheit besser als alle anderen türkischen Stämme gewahrt, bei denen die Mongoleninvasion auffallende Veränderungen in Blut und Sitten erzeugt hat. Die Turkmenen zerfallen in verschiedene Stämme, Zweige, Geschlechter und Familien. Nach der Tradition giengen alle Stämme aus der Halbinsel Mangyschlak hervor. Jeder derselben nimmt ein ziemlich bestimmtes Gebiet ein, und obwohl jeder Uebergriff zu Reibungen führen muß, so haben in den letzten fünfzig Jahren doch bedeutende Verschiebungen der Stämme und öfter noch der Horden und Abteilungen stattgefunden. Die Stämme, alle durch Sprache, Religion, Gebräuche, Anschauungen untereinander verwandt, aber meistenteils miteinander verfeindet, teilen sich wieder in ansässige, die sich mit Ackerbau, wohl auch mit Fischerei beschäftigen, und nomadisierende. Die am weitesten gegen Westen, nach dem Kaspischen Meer hin wohnenden Turkmenen beschäftigen sich außer mit Ackerbau und Fischerei noch mit der Gewinnung von Salz und Naphtha, das hauptsächlich nach Persien ausgeführt wird. Der russischen Herrschaft sind die meisten um den Aralsee wohnenden Turkmenen unterworfen, nur ein Stamm, die Goklan, stehen unter persischer Hoheit.

Im Osten ist das linke Ufer des Amu Derja oder Oxus beinahe von der bocharischen Stadt Tschardschui bis zur afghanischen Stadt Chodscha-Sala von Turkmenen besetzt. Zunächst wohnt da etwas oberhalb Tschardschui der Stamm Sakar in einer Anzahl von 3000 Kibitken oder Familien. Darauf folgen die Sajaten und Esken, zusammen etwa 200 Kibitken und zum großen Stamm der Tschaudor gehörig, welcher auch auf dem Ustjurt und in der Chiwaoase nomadisiert. Weiterhin nach Südosten beginnen die dichten Ansiedelungen des Stammes der Ersaren oder Erssari und ziehen sich längs des Flusses bis zur afghanischen Grenze und ins afghanische Gebiet selbst hinein. Der Stamm der Ersaren zerfällt in vier Zweige, von denen drei auf dem linken, einer auf dem rechten Ufer des Oxus wohnen. Sie sind einer der zahlreichsten Stämme der Turkmenen und zählen wohl 30000 Kibitken. Gegen Osten, im westlichen Teile der Chiwaoase wohnen die Jomut oder Jomuden, d. h. einer der beiden Zweige derselben, der sich Bairam Schali nennt, in einer Zahl von 15—20000 Kibitken. Von dem anderen Zweige der Jomuden, den Kara Tschucha, leben im Chanate Chiwa nur gegen 1000 Kibitken, der Rest, etwa 15000 Kibitken, haust am Kaspischen Meere und in der Nähe desselben, zwischen den Flüssen Gürgen und Atrek; im Sommer gehen viele nach dem Usboi. Der Zweig der Kara Tschucha zerfällt wieder in zwei Glieder: die Scharif Dschafarbai (8000 Kibitken) und die Ak Atabai oder Tchoni (7000 Kibitken). Die ersteren wohnen am Kaspischen Meere, die letzteren weiter östlich. Weiter teilt sich der ganze Zweig der Kara Tschucha-Jomuden nach ihrer Lebensart in ansässige, welche Ackerbau treiben und den Namen „Tschomur“ tragen, und Nomaden, „Tschorwa“ genannt. Tschomuren zählt man 6000 Familien, von denen 5000 beständig auf persischem Gebiet in der Provinz Astrabad wohnen, das übrige Tausend aber einige große Aule auf russischem Gebiet, auf dem Norduser des Atrek und nördlich vom Busen von Krasnowodsk, bevölkert. Tschorwa zählt man 9000 Kibitken. Den Winter vom November bis Anfang März, bringen sie auf persischem, die übrigen acht Monate auf russischem Gebiet im Norden des Atrek zu, teils in der Nähe des Meeres, teils in den an den Sumbar, den Hauptzufluß des Atrek, angrenzenden Gebieten. Nördlich von Krasnowodsk, zwischen dem Golf von Krasnowodsk und Kara-Bugas, nomadisieren beständig die Schichez-Turkmenen, auch Schichliari genannt. In ihrer Nachbarschaft und nahe bei den Kirgisen, auf Mangyschlak von Kara-Bugas bis zum Vorgebirge Tub-Karagan nomadisieren verschiedene turkmenische Stämme; ebenso aus verschiedenen Stämmen gemischt sind die Ogurdschalinischen Turkmenen, welche die Inseln Tscheleken und Ogurtschinsk bewohnen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fischfang und in Gewinnung von Naphtha.

Digitized by Google

Die Zahl der Turkmenen, welche beständig auf russischem Gebiete nomadisieren, beträgt 3000 Kibitken. Oestlich von den Jomuden, zwischen dem Atrek und Gurgen, finden wir die Goklan-Turkmenen, welche die Oberherrschaft Persiens anerkennen. Sie zählen bis zu 4000 Kibitken. Die Goklan bewohnen die Hügellandschaft zwischen den Vorbergen des Kopepet Dagh und des Elburs; ein Teil von ihnen, gegen 2000 Familien, befindet sich auch im Chanate Chiwa.

Einer der zahlreichsten und mächtigsten Stämme ist jener der Tekinzen oder Teke-Turkmenen. Sie bewohnen zwei ziemlich fruchtbare Oasen: Achal und Merw, daher man Achal Teke- und Merw-Turkmenen unterscheidet. Beide aber gehören zu einem und demselben Stamm und zerfallen in die beiden großen Zweige der Tochtamysch und Otamysch, ersterer friedlicher und dreimal zahlreicher als letzterer. Die Männer der Tekinzen sind kräftig und gut gebaut, gut gewachsen und schön, die Frauen hingegen klein von Wuchs und von unschönen Formen. Die Tekinzen zerfallen in seßhafte und nomadisierende, erstere nennt man wiederum Tschomuren, letztere Tschorwen. Die seßhaften Tekinzen beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, Obstkultur und der Verarbeitung von Wolle, Baumwolle, Seide, Holz, Leder und Metallen, die nomadisierenden nur mit Viehzucht, besonders der Zucht von Kamelen, Pferden, Schafen und Hornvieh. Eine große Gewandtheit haben sie im Gebrauch der Waffen, worin sie in Mittelasien schwerlich von einem anderen Volke übertroffen werden, und die gesetzlich erlaubten Raubzüge, die sogenannten „Alamane", bieten ihnen eine häufige Gelegenheit zur Waffenübung. Die Raubzüge werden nach Chiwa, Bochara, hauptsächlich aber nach Persien unternommen, wobei die Tekinzen viele Gefangene heimbringen, die sie als Sklaven verkaufen. An den Raubzügen beteiligen sich oft 4—5000 Mann und in solcher Stärke belagern sie nicht selten die 70 000 Einwohner zählende Stadt Meschched. Was Mut und Tapferkeit anbelangt, so übertreffen sie alle übrigen Asiaten. Die Frauen nehmen bei ihnen eine bessere Stellung als im übrigen Mittelasien ein, auch haben die Tekinzen selten mehr als eine Frau und sind gegen einander gerecht und ehrlich. Sie haben viele Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Märchen und Legenden.

Weiter hinauf am Flusse Murgab wohnen die Saryk-Turkmenen, etwa 13 000 Kibitken stark. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht; ihre großen Herden weiden auf den üppigen Nordabhängen des Paropamisus. Ihre Schafe unterscheiden sich von den übrigen mittelasiatischen Schafarten durch außerordentliche Größe. Außer Schafen haben die Sfaryk nicht wenige Kamele. In Merw wohnen auch die Solor oder Sfalyr, welche ihre Freiheit und Unabhängigkeit vor 13 Jahren verloren haben. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wohnten sie am Heri Rud, wurden aber wegen der in Chorasan ausgeübten frechen Räubereien von den Persern verjagt. Die Sfalyr siedelten sich hierauf am Murgab an, zogen dann nach Surabad am Heri Rud, endlich aber gelangten sie mit Erlaubnis der persischen Behörden mit ihren Herden zu ihren alten Wohnplätzen am Heri Rud. Kaum jedoch lebten sie hier einige Monate, als auch schon die Tekinzen aus Merw sie überfielen und ihnen ihr Vieh wegnahmen; die Sfalyr zogen ihnen nach; die Tekinzen siedelten sie bei sich an. Man schätzt ihre Zahl auf 2—3000 Familien.

Die ganze Stärke des Turkmenenvolkes mag auf 950 000 bis 1 000 000 Köpfe sich belaufen. Was den Charakter aller Turkmenenstämme anbelangt, so war es der harte Kampf ums Dasein, den sie, abgeschieden von der Welt, Jahrhunderte lang durchzukämpfen hatten, welcher sie zu einem Volke von wilden Raubgesellen, Menschenjägern und Menschenschlächtern und zu einer furchtbaren Geißel für die Nachbarn machte. Die Grausamkeiten, die von ihnen verübt werden, gehören zur Ordnung der Dinge in Zentralasien und werden oft genug durch ebenso grausame Behandlung provoziert. Die Raubsucht der Turkmenen kennt keine Grenze und wenn es sich um Beute handelt, wird nichts geschont, daher das Sprichwort: „Zu Pferde kennt der Turkmene weder Vater noch Mutter". Namentlich sind es die benachbarten persischen Provinzen, die von ihnen immer wieder heimgesucht werden und von denen einige fast völlig in Wüsten verwandelt worden sind. Etwas weniger haben Bochara und Chiwa gelitten.

Während frühere Reisende den Turkmenen jede gute Eigenschaft absprachen, werden von neueren neben ihrer heroischen Tapferkeit manche rühmliche Eigenschaften von ihnen erwähnt. So namentlich die freie und geachtete Stellung, die sie den Frauen einräumen, die zärtliche Liebe zu ihren Kindern, die sie sogar zuweilen verhätscheln, Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes und eine nie sich verleugnende Gastfreiheit. Rührend ist auch die Liebe zu ihren Pferden, denen sie die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Die

Digitized by Google

feinste und zarteste Wolle wird nicht für Frauen und Kinder, sondern für die Pferde verbraucht, die sie durch Decken im Sommer gegen die Hitze, im Winter gegen die Kälte schützen; denn einen Stall kennt das turkmenische Pferd nicht. Dafür lohnt es aber auch seinen Herrn durch die trefflichsten Eigenschaften; es erträgt ebenso leicht Hunger und Durst, Hitze und Kälte und ist ebenso ausdauernd wie er. Das ganze Aeußere der Turkmenen entspricht ihrem ruhelosen Wanderleben. Ihre mageren, aber zähen Körper trotzen allen Unbilden des Klimas und Bodens. Ihre dunkeln, fast bronzefarbenen Gesichter haben etwas hervorstehende Backenknochen. Die kleinen, tiefliegenden, aber keck dreinschauenden, blitzenden Augen bezeugen das Bewußtsein der sich selbst vertrauenden Kraft, die auch aus ihrer würdevollen Haltung und ihrem stolzen Gange spricht. Bart und Haare sind pechschwarz, die Zähne blendend weiß. Das nationale Kostüm der Turkmenen besteht aus einem weiten und langen schlafrockartigen Gewande, das je nach dem Stande von Seide oder einem einfacheren Stoffe angefertigt wird, hohen Mützen aus Lämmerfell, die ihnen zugleich als Kissen dienen. Die Tracht der Frauen ist dieselbe wie die der Männer, nur daß an die Stelle der Mütze ein um den Kopf gewundener Shawl tritt. Außerdem tragen die Frauen allerlei Zieraten aus Metall um Hals und Arme, an den Fingern und im Haare, insbesondere auffallend große Ohrringe. Auf äußere Eleganz legt der Turkmene keinen Wert, nur schöne Waffen und Pferde hat er leidenschaftlich gern. Wenn auch ihre Hauptbeschäftigung Raub und Krieg ist, so treiben sie doch auch, wie oben erwähnt, Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht und Fischerei, ja einzelne Produkte werden bereits ausgeführt oder im Tauschhandel verwertet. Die Jagd wird nicht sehr kultiviert, das einzige wichtigere Jagdobjekt sind die in zahlreichen Herden auftretenden wilden Esel, deren Fleisch sehr geschätzt wird. Von Industrie ist wenig die Rede, dieselbe beschränkt sich hauptsächlich auf ihre nächsten Bedürfnisse, Sättel, Riemenzeug, Kamelhaartuch, Ackerbaugeräte; doch verfertigen die Teke auch sehr hübsche Teppiche.

Die Turkmenen aller Stämme leben in ganz gleicher Weise. Sie haben keinerlei Obrigkeit: jeder Turkmene ist völlig unabhängig. Das einzige, was sie hochachten, ist die Stärke und das Herkommen; aber obgleich sie sich an das Hergebrachte halten, handeln sie doch überall in eigenem, nicht in gesellschaftlichem Interesse. Deswegen leben alle turkmenischen Stämme in Feindschaft miteinander, ja oft herrscht nicht einmal zwischen den Zweigen der einzelnen Stämme gutes Einvernehmen. Das Herkommen („Adat") selbst hat übrigens nur die Gesetze für die Beziehungen der Eltern zu den Kindern festgestellt, und ebenso noch für solche Fälle, wo das persönliche oder Familieninteresse mit ins Spiel kommt, wie Hochzeiten, Begräbnisse, verschiedene Festlichkeiten, die Raubzüge, Verteilung der Beute ꝛc.; auf das gemeine Wohl aber ist keinerlei Rücksicht genommen, mit Ausnahme einiger Feststellungen, die Ausbesserung der Kanäle und die Benützung des Wassers betreffend. Und auch letztere beschränken sich nur darauf, daß diejenigen, welche Arbeiter zur Reinigung der schon bestehenden Kanäle ausschicken, auch auf die Benutzung des Wassers die gleichen Ansprüche haben wie die übrigen. Diese Zustände haben ihren Grund in der halb nomadisierenden Lebensweise dieses Volkes und dem weiten, unermeßlichen Raum der Steppen, welche es möglich machen, einen Platz zu verlassen und weiter zu ziehen, sobald die Bevölkerung sich zu sehr vermehrt oder in irgend einer Weise beengt fühlt. Denn absolut frei und unabhängig will der Turkmene sein, und setzt um diesen Preis alles aufs Spiel, wie dies auch ein turkmenisches Sprichwort besagt: „Der Turkmene braucht weder den Schatten der Bäume noch den Schutz der Obrigkeit." Wie dem aber auch sein möge, das Zusammenleben in großen Gesellschaften hat sie doch gezwungen, die gemeinschaftlichen Interessen wenigstens einigermaßen zu beobachten, wenn auch nur in betreff der Benutzung des Wassers und der bewässerten Ländereien. Zu diesem Behufe wählen sie aus ihrer Mitte die „Aksakale" und „Chane", welche bei den chiwinischen und an der persischen Grenze wohnenden Turkmenen „Kiatchuda" genannt werden; jedoch haben diese Chane in Wirklichkeit keinerlei Gewalt. Sie können niemand zwingen, irgend eine durch die Notwendigkeit hervorgerufene Verordnung zu befolgen oder sich einer gesellschaftlichen Abmachung unterzuordnen. Einige derselben genießen wohl bedeutenden Einfluß, so daß es ihnen manchmal gelingt, irgend ein Unternehmen ins Werk zu setzen; aber Einfluß ist nicht Machtbefugnis, und selbst der einflußreichste Mensch kann einen andern, selbst den Niedrigsten, nicht zwingen, das zu thun, was er ihm befiehlt. Bei den Tekinzen ist die Verwaltung Sache der Volksversammlung, der ein Ausschuß unter dem Präsidium des Chans vorsteht. Auch der Chan und die Aeltesten werden von der Volksversammlung gewählt, beziehen einen in Wasser, Geld und Land bestehenden Gehalt und gelten für „Diener des Volks".

Digitized by Google

Die Turkmenen sind alle Sunniten, aber „Mulla“ („Mollah“) sind sehr wenige unter ihnen, überhaupt genießen die Geistlichen keine besondere Achtung; ist aber der Mulla ein kluger Mann und versteht er zu reden, so gewinnt er manchmal Einfluß und bekommt den Titel „Ischan“, d. h. ein von Gott erwählter und bei Gott beliebter Mann, dem alles gelingt. Aber auch sein Einfluß erstreckt sich nicht auf alles, und es erfordert viel Takt von seiner Seite, zu wissen, wo er seinen Einfluß gebrauchen darf und wo nicht. Bei ihren Raubzügen sammeln sich die Turkmenen um einen oder zwei Führer, die „Serdare“, welche durch ihre Erfahrung und Kenntnis der Wege bekannt sind. Gewöhnlich machen diese Serdare bekannt, daß sie einen Raubzug zu unternehmen gedenken, und laden diejenigen, welche dazu Lust haben, ein, sich mit ihnen zu verbinden. Es geschieht aber auch, daß die von Arbeit freien Menschen sich zu einem Raubzug entschließen und einen angesehenen Serdar zum Anführer wählen. Diesem gehorchen sie während des ganzen Raubzugs und lassen ihm einen besonderen Teil von der Beute zukommen. Mit Beendigung des Zugs aber hört alle Bedeutung der Serdare auf, wenn sie nicht etwa zur Zahl der erwähnten Chane oder Aeltesten gehören. Auf diese Weise erinnern die Turkmenen, welche keine erblichen Chane noch abgesonderte Stände haben, an jene Naturvölker, bei welchen die gesellschaftlichen Einrichtungen und Ordnungen der kultivierteren Völker noch nicht Eingang gefunden haben. Aber die Notwendigkeit zwingt sie allmählich, diese Lebensweise aufzugeben; sie haben schon ein festes Familienleben, und in den Dörfern, in welchen Acker- und Gartenbau getrieben wird, finden sich schon Wohnsitze aus Lehm mit Grundbesitz. Auch zeigen sich schon einige Anfänge von Obrigkeit in den Aksakalen, Chanen und Kiatchuden, obgleich sie bis jetzt wenig Gewalt haben; aber es ist kein Zweifel, daß ihre Macht wachsen wird, da die Regierungen von Persien, Chiwa, Bochara und Afghanistan, welche mit den Turkmenen Beziehungen angeknüpft, sie gezwungen haben, Vertrauensmänner und Repräsentanten zu wählen, die nach und nach einige Macht gewannen und dieselbe ihren Söhnen überlieferten, so daß schon eine Art erblicher Chane existiert.

Als ein Uebergangsvolk kann man die Kasaken, d. h. Freibeuter ansehen, welche meist, wenngleich unrichtig, Kirgisen genannt werden. Letzteren Namen erhielten sie von den Russen, nachdem diese das echte Kirgisenvolk gesehen; sie selbst haben sich aber nie anders als Kasaken genannt, welcher Name identisch ist mit dem aus dem Tatarischen stammenden der Kosaken, womit wir eine bekannte Kriegerkaste in Rußland bezeichnen. Die Kasaken (Kaizaken, Chazaken) sind der ausgedehnteste aller Türkenstämme, haben aber in ihrer äußeren Erscheinung sehr viele mongolische Züge. Durch ihre Sprache jedoch reihen sie sich den Turkvölkern an. Sie ähneln den Oezbegen in den turkestanischen Chanaten und sprechen auch deren Sprache, nämlich ein den altaischen Sprachen, speziell dem teleutischen Dialekte, sehr nahe stehendes türkisches Idiom. Sie sind sehr weiß und unter Mittelgröße, nach Sonville jedoch groß, gut gewachsen, mit eleganten, wohlproportionierten Formen. Nach anderen Schilderungen ist ihr Gesicht unangenehm; die Augen stehen tief und sind lang geschlitzt, ihre Jochbeine sind dick und breit, der Gesichtswinkel ist ganz europäisch. Die Frauen sind hübscher und zarter. Die aus der Kreuzung mit Kalmüken hervorgegangenen Mischlinge hingegen, denen man sehr häufig begegnet, sind sehr häßlich. Die Kazaken lassen, wie alle Moslemin, den Bart wachsen und schneiden sich den Schnurrbart über der Lippe, um ihn beim Trinken nicht zu benetzen; ihr Bart ist aber spärlich, am stärksten noch am Kinn, und wird im Alter immer geringer. Sie erreichen im allgemeinen ein hohes Alter; Haar und Bart bleichen kaum; Augenentzündungen sind selten; auch herrschen weder Fieber noch Dysenterien bei diesen Bewohnern der Steppe, deren Klima durchaus gesund ist. Sie sind jetzt ebenfalls größtenteils Rußland unterworfen und

Digitized by Google

teilen ſich in drei Horden: die große Horde (Ulu Dſchus) im Süden des Balchaſch bis zum Iſſikul; die mittlere (Orta Dſchus) zwiſchen dem Balchaſch und der ſibiriſchen Stadt Omsk, und die kleine Horde (Kütſchük Dſchus) im weſtlichen Teile der Steppe zahlreich bis um Taſchkend und zum Tſchui. Man kann alſo ſagen, daß die ausgedehnte Länderſtrecke, welche von den Mündungen

Kaſakenfrau mit Tochter.

der Wolga und des Uralſtromes im Weſten ſich gegen Oſten bis in die Dſungarei hinein erſtreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Turkeſtan begrenzt, den Kaſaken gehört. Sie wird allezeit eine Region nomadiſcher Völker bleiben und iſt recht eigentlich für Wanderhirten geſchaffen. Ackerbau könnte auch unter ſehr günſtigen Verhältniſſen immer nur in beſchränktem Umfange betrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Beſtellung der Felder lohnen würde, aber ein ſeßhaftes Leben iſt dem Kaſaken von Grund

Digitized by Google

der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seiner Neigung zusagt. Nur in der Steppe, über die er in leichten „Tarantassen" (Steppenfuhrwerken) mit Windsbrauteile dahinjagt, ist ihm wohl, und während einiger Monate auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Herden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen, dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Herden sind in unabläßiger Bewegung. In ihren Sitten, Gebräuchen und Kulturzustand herrscht kein Unterschied zwischen den Kasaken und den schon beschriebenen Kirgisen, weshalb wir bei diesem Volke nicht länger verweilen wollen. Nur die auffallende Tracht der Frauen veranschaulichen wir in einem Holzschnitt.

Alle Beobachter stimmen in der Behauptung überein, daß die Kasaken keinen Tanz haben; dagegen besitzen sie zahlreiche Lieder, die allerdings außerordentlich eintönig, melancholisch und leise, eine getreue Kopie der monotonen Steppe sind. Bei lustigen Freudenfesten passen zu dem lauten Jubel die melancholischen Weisen nicht recht, trotzdem es ihnen nicht an Wohlklang fehlt. Die Stimme der Frauen ist meist ein Konteralt von metallischem Klange, sehr wohltönend und angenehm. Der Sänger pflegt sein Lied auf einer Art dreisaitiger Guitarre zu begleiten. Die Lieder sind, was den Text anbelangt, stets Improvisationen des Vortragenden zu bestimmten Melodien. An den speziell lyrischen Vorträgen ist dasjenige das Eigentümlichste, was wir Melodie nennen, die jedoch an den Gesängen der Steppenvirtuosen kaum wahrgenommen werden kann, da fast jede Modulation im Steigen und Fallen der Stimme abgeht und man nur einen einzigen tremulierenden Ton unterscheidet, der mehr dem Winseln und Wimmern eines Klagenden, als dem eines Singenden gleicht und vom leisen Piano bis zum Fortissimo anschwillt, dann allmählich wieder auf Andante zurückgeht, bis derselbe zuletzt mit einem „u-it" abbricht und plötzlich wie die Stimme eines Ertrinkenden erlischt. Der ganze Vortrag ist weit eher der des äußersten Schmerzes als der des Vergnügens, und wüßte man nicht, daß der Sänger dennoch die höchste Lust empfände, so würde man bei der Angst, die sich in seinen Gesichtszügen ausprägt, nur das aufrichtigste Bedauern und Mitleid mitfühlen können. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß sich in diesen Produktionen die ganze Gemütswelt des phlegmatischen und düsteren Träumers widerspiegelt.

„Wie der Schatten geräuschlos auf den Wellen schwebt,
Lautlos wie Mondlicht auf den Fluten schaukelt,
Schleicht Suleika auf den Flügeln der Sehnsucht
Zum bange harrenden Muhammed
Durch die Stille der Nacht."

In solchen Weisen und Serenaden seufzt der Minneheld dem Ohre seiner Angebeteten sein Liebessehnen vor. Es sind die in musikalischen Formen gebrachten Bitten und Anträge an das Herz der Holden, das er erstürmen möchte, und mit deren Zauberformel er in der Regel auch seine Beschwörungsstürme gegen den Widerstand der lauschenden Schönen nicht oft und nicht allzulange, gewiß aber nicht ohne gänzlichen Erfolg zu wiederholen braucht.

Nebst den hier aufgezählten Stämmen umfaßt die Sippe der Turkvölker noch mehrere andere von geringerer Bedeutung und auch solche, welche ihre Sitze bis in das östliche Europa erstrecken. Zu diesen kleineren Turkvölkern gehören die sibirischen Tataren, welche vor alten Zeiten in die ursprünglich von Samojeden und Finnen besetzten Gegenden einwanderten und sich mit den genannten Völkern in mannigfacher Weise vermischten. Man kann unter diesen Tataren, die teils nomadisieren, teils ansässig sind, drei Gruppen unterscheiden:

Digitized by Google

die Tataren von Tobolsk und Tomsk (etwa 40 000 Köpfe), die Tataren von Jenisseisk (22 000 Köpfe) und die weißen Kalmüken oder Teleuten des Gouvernements Tomsk (4000 Köpfe), welche ursprünglich Kalmüken waren, aber gegenwärtig ganz türkisiert worden sind. Unter dem Ausdrucke Barabinzen begreift man jene Stämme, welche die Steppe Baraba zwischen dem Irtysch und dem Ob bewohnen. Fernab, an den nördlichen und nordöstlichen Abhängen des Kaukasus hausen gleichfalls türkische Stämme, so die Karatschai die Kumüken und die Basianischen Türken, letztere südöstlich vom Berge Elburs. Auf europäischem Boden finden wir die Nogaier, welche etwa 50 000 Köpfe stark seit den Zeiten Peters d. Gr. zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere am Kuban, an der Kuma und an der Wolga, sowie in der Krim wohnen, viele Ueberreste der jetzt untergegangenen Chazaren, Petschenegen und Kumanen enthalten, auch stark mit Mongolen gemischt sind; ferner die Kasanschen Tataren, der Ueberrest des mächtigen Tatarenreiches Kyptschak an der Wolga; sie leben in einer Anzahl von einer Million in den russischen Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara, Stawropol und den umliegenden Gegenden. Endlich die Osmanli, die herrschende Rasse in der europäischen Türkei, welche jedoch auch teilweise in Kleinasien und Nordafrika sich verbreitet hat.

Türkische Polizeisoldaten.

Unter allen Turkvölkern sind die Osmanli oder Osmanen zweifellos die in der Gesittung am höchsten gestiegenen, nicht jedoch aus eigener Kraft, sondern lediglich dank dem unwiderstehlichen Einflusse, welchen die mehrhundertjährigen nahen Berührungen mit den Europäern üben mußten. Und trotzdem ist bei Lichte besehen die Kultur der Osmanen noch niedrig genug. In Europa freilich ist der moderne Türke, wie wir den Osmanen gerne ausschließlich benennen, ein Wesen, welches kaum mehr in den Rahmen unserer „Naturgeschichte des Menschen" paßt; in seinem asiatischen Stammlande Anatolien lernen wir ihn aber in seinen allgemeinen Charakterzügen noch ziemlich unverfälscht kennen. Dort ist der Osmane Hirt, Landbebauer und Soldat, die Industrie ruht meist in den Händen der Europäer. Der Osmane schafft nicht, er zerstört vielmehr, und zwar aus Unterhaltung, bloß nur um zu zerstören, und dieser Trieb liegt im Blute des Türken, der nebenbei ebenso unwissend als abergläubisch und mitunter fanatisch ist. Zwar erscheint der benachbarte Perser religiös fanatischer als jener, doch passen Spitz-

Digitized by Google

findigkeiten in Gewissensfragen trefflich zu dem religiösen Charakter der Osmanen, dem überdies der Glanz, die Macht des Staates als eng mit der Religion verknüpft erscheint. Denn mit dem Islam beginnt und aus demselben entsteht die Geschichte des Osmanentums und die Größe desselben. Der Ruhm des Islam ist der Ruhm des Osmanen. Der Türke ist wortkarg, seine Rede ist gewichtig; er erachtet Dankbarkeit für eine heilige Pflicht, ist aber von Natur aus faul und kennt den Wert der Zeit und Arbeit platterdings nicht. Wegen Bagatellen unternimmt er Fußreisen von Hunderten von Kilometern oder er bepackt sein Saumtier mit den wertlosesten Gegenständen und marschiert zu Fuß daneben her. Sagt man ihm, daß seine Mühen mehr wert seien als der Kram, mit dem er sich beladet, so begreift er diese Rede nicht. „Ich besitze Geräte, ich nehme sie mit; der Platz fehlt auf dem Pferde; ich gehe zu Fuß": weiter sieht er nicht. Und nicht bloß der Saumtiertreiber oder der verachtete „Hamal" (Lastträger) urteilt so; die Würdenträger des Staates, die Pascha, denken desgleichen und die Staatsgeschäfte werden durch Erwägungen derselben Art geleitet. Der Osmane ist für uns einfach unergründlich; am ehesten erklären wir ihn durch seine angeborne Faulheit. Ihr entstammt seine langsame Sprache, sein schleppender Gang, seine gleichgültige und würdevolle Miene, ja sogar das Prinzip seiner Höflichkeit, welches darin gipfelt, dem nächsten jegliche Beschwerde zu ersparen. Der Gedanke, zweierlei zu gleicher Zeit zu verrichten, ist ihm unfaßbar und sein apathisches Naturell gelangt in den geringsten Details des Lebens zum Ausdrucke. Am auffallendsten ist die achtungswerte, pflichtgetreue und oft grübelnd besorgt aussehende Miene der älteren Männer und dagegen die unangenehm wirkende Frechheit und faule Schlenderei der Knaben und halb erwachsenen jungen Menschen. In Smyrna ziehen sie mitunter in langen Reihen, Arm in Arm, widrig singend und schreiend dahin, achtlos und ungestraft alle Welt anstoßend. „In gesucht geputztem Anzuge stolzierend" — erzählt Prof. Sepp — „ihre apfelgrünen, gelben oder roten Kaftane waren meist neu und schön, mit Schachbrett- und Diamantmustern — sahen sie, da kein Feiertag war, nicht sehr nach Arbeiten aus. Besondere Gecken unter ihnen hatten eine solche Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet, daß es ihnen kein junges Mädchen darin hätte voraus thun können. Sie trugen Sträuße und Bänder an der Brust und Ringe in den Ohren. Der faule Abdallah, der also typisch ist. Diese Thatsache des arbeitenden Alters und der faulenzenden Jugend hat wohl ihren Grund in der übergroßen Zärtlichkeit und Schonung der Eltern gegen ihre Kinder. Ebenso wie Kranke und Verrückte ist die Jugend bei den Türken heilig. Leider eben zu lange. Die älteren Türken, da sie die gleiche Toleranz für ihre Sprößlinge von anderen verlangen, rühren dieselben niemals an." (Beil. zur Allg. Zeit. vom 1. Januar 1877.) Der Ausdruck der jungen Türkenknaben atmet dabei durchaus Intelligenz. Der osmanische Knabe ist wirklich ein kütschük adam d. h. ein kleiner Mann, frühreif und eher bösartig als schelmisch. Bei den Erwachsenen staunt man über die Gleichförmigkeit der Gesichtszüge oder besser: die Abwesenheit jeglicher persönlichen Charakterzüge; es giebt nur einen Typus; er heiße Achmed oder Selim, so ist doch nichts als der Name verändert. Fast scheint es, als ob diese Menschen einem andern Entwickelungsgesetze unterworfen wären, welches die jugendlichen Keime mit zunehmendem Alter erstickt, vertiert. Der Osmanli des Innern hat etwas vom wilden Tiere, dessen Instinkte er in verschiedenem Maße teilt. Kein Wunder, daß alle Last des Lebens, auch die mühevollste Feldarbeit, den Schultern der Weiber aufgebürdet wird. Diese sind nicht bloß im Harem eingesperrt und verschleiert, sondern auch unerwähnbar, denn von den Frauen spricht man überhaupt nicht, worin vielleicht ebensoviel Heilighaltung wie Verachtung liegt. Eine schwarze Roßhaarmaske und der landesübliche blauweiß karierte Mantel entziehen sie den Blicken der Neugier vollständig. Der Reisende Auguste Choisi sah eines Tages einen Osmanen, dessen Weib mit ihrem Säuglinge und einer Menge von Geschirren schwer bepackt neben ihrem auf einem Esel reitenden Gemahle einherging, und machte dem Manne Vorwürfe über sein inhumanes Betragen. Der Moslim begriff anfangs unseren Franzosen gar nicht, endlich aber sagte er mit der größten Seelenruhe: „Dies ist nur um den Esel nicht zu überladen." Dieses einzige Wort erschöpft die Geschichte des türkischen Weibes. Ein abgetragener und schmutziger schwarzer Rock macht oft die einzige Bekleidung der Weiber aus den ärmeren Volksklassen aus; dazu ein Schleier aus grobem, weichem Waschstoff, mehr gelb als weiß, oft nur mit lässiger Sorglosigkeit gehalten, so daß die abgehärmten Gesichter, in welchen mitunter ein paar schöne, dunkle Augen funkeln, daraus hervorsehen. Es sind dies Weiber von Soldaten oder von den kolossalen Hamal, die durch die Straßen schreiten. Der Hamal ist in groben, oft auch langhaarigen Kamelhaarstoff gekleidet, der in seiner gelbbraunen Farbe merkwürdig zu

Digitized by Google

den gebräunten Waden und dem herkulischen Nacken stimmt. So sieht das knappe Kleid fast aus wie eine natürliche Behaarung und der ganze Mensch wie eine neue Art Lasttier. Und in der That ist er nichts anderes. Er trägt einen Sattel, ein auf gebogenen Holzleisten ruhendes Polster, um den Nacken gegen harte, scharfkantige Gegenstände zu schützen, und seine physische Kraft ist ungeheuer. Leibliche Bedürfnisse hat er, wie der Osmane überhaupt, wenige: eine Zwiebel, eine Pastete, ein wenig Reis genügen ihm. Der Türke zieht seinen „Kef", seine Ruhe der Aussicht auf Spoliation vor und giebt lieber ein „Backschisch", ein Geschenk, denn bei ihnen ist alles und jeder käuflich. Die Wohnungen verfügen nur selten über ein Gärtchen, denn die Zerstreuungen der Gärtnerei erfordern mehr Anstrengung, als die faule Rasse aufzuwenden geneigt ist. Man baut genau, was man zum Leben braucht; tritt eine Mißernte ein, so sterben die Leute Hungers. Was ihre sonstigen Eigenschaften betrifft, so sind es harmlose freundliche Menschen. Im übrigen sind die Osmanen große Kinder, welche von Herzen lachen über eine Kleinigkeit, über ein Wort einer fremden Sprache, ja, den Reisenden wegen fehlerhafter Aussprache ihres eigenen Idioms schamlos ins Gesicht lachen; zugleich aber legen diese Wilden eine außerordentliche Empfindsamkeit an den Tag. Die Idee einer Konversation ist dem Osmanen durchaus fremd. Nicht daß es ihm an Feinheit fehle; er besitzt deren so viel und vielleicht mehr als der Europäer, seine Sprichwörter bekunden einen außerordentlich gesunden Sinn; aber was ihm komplett mangelt, das ist der Geist. Neben seiner Empfindsamkeit zeichnet ihn jedoch ein merkwürdiger Gleichheitssinn aus; zwischen Pascha und Keradschi besteht in der That kein Unterschied der Bildung, noch des Wissens. Alle Welt kennt den Koran und die Schrift, aber auch nichts als die Schrift und den Koran. Deshalb sieht man auch oft einen Menschen aus der niedrigsten Stellung zu den höchsten Würden sich emporschwingen; nichts wird dabei geändert als das Kleid. Der Türke kennt daher auch kein Respektsgefühl und empfindet dieses nur vor physischer Kraft. Wenn er dem Franken solches bezeugt, so geschieht dies nicht wegen seiner geistigen Ueberlegenheit, sondern bloß wegen der materiellen Machtmittel, worüber die Franken verfügen. Aus dem nämlichen Grunde spielt die Karbatsche eine so große Rolle im Reiche des Sultans; die Polizei wird mit Hieben gehandhabt; überall die Karbatsche, dies das Korrektiv des Gleichheitssinnes in der Türkei. Die türkische Regierungsweise läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: absolute Erlaubnis für jedermann, alles zu thun bis zu jenem Momente des Mißbrauches, welchem die Karbatsche Halt gebietet. Nirgends giebt es mehr Freiheit als unter den absolutistischen Regierungen des Orients, aber Achtung auf den Mißbrauch und die Karbatsche.

Der Osmane giebt seinem Schmerz öffentlich keinen Ausdruck. Der Glaube an das Geschick „Kismet" und der Fatalismus machen ihn denselben übrigens gelassen tragen. „Es stand geschrieben," ist die allgemeine Panacee für Seelenschmerzen, die Gewißheit baldigen Wiederfindens der Balsam auf die Wunden der Trennung. Die Bestattung der Toten ist bei groß und klein, bei reich und arm wenig umständlich. Sobald der Tod eintritt, wird die Leiche gewaschen; nachdem hierauf die Ohren, der Mund, die Nasenlöcher mit Baumwolle verstopft worden sind, wird der Tote, in Linnen gehüllt, in einen offenen Sarg gelegt, ein Shawl dient diesem als Deckel. Ohne weiteren Aufenthalt und nach kurzen Gebeten, die jeder Moslim sprechen kann, wird er zum Bestattungsort getragen. In den Städten übernehmen die ersten besten Vorübergehenden abwechselnd die Stelle der Träger. Das Gesicht gegen Osten gewendet, wird er sodann ohne andere Zeremonie beerdigt. Von dem Trauerpomp, mit welchem die christliche Kirche die Phantasie der Hinterbliebenen umdüstert, weiß der Muselman nichts. Der Friedhof, den er mit Blumen bepflanzt, ist ihm ein Erholungsort, keine Stätte des Schreckens, der Furcht.

Der Türke besitzt Feinheit nach seiner Art, eine eigentümliche und oft sehr ausgezeichnete Delikatesse; er ist offenherzig, loyal, religiös, gastfrei, sogar außerordentlich mild, wenn er nicht gerade Köpfe abschneidet. Alles bei ihm geschieht aber rand- und ruckweise; er hat Anfälle von Heiterkeit, Wildheit oder Arbeitsamkeit; dies sind aber vorübergehende Krisen: der Grund seines Charakters ist gleichförmig, bewegungslos, düster. Eine genauere Prüfung des osmanischen Charakters zeigt, daß sogar dessen Lichtseiten eigentlich auf Fehlern beruhen; so z. B. seine Großmut auf Unvorsichtigkeit; auch muß man zugeben, daß seine Ergebenheit stark übertrieben wird, da man ihm meist seine Großmut mit bewaffneter Hand abnötigt. Der Fremde, welcher, vom „Zaptié" (Polizeisoldaten) begleitet, in die Hütte des Osmanen tritt, hält nur zu leicht den freundlichen Empfang für Gefühlsausfluß, während dieser nur gute Miene zum bösen Spiele macht. Der Türke ist wohl gutmütig und macht leicht fromme Stiftungen; er stiftet aber nur und erhält nicht. Zu

Digitized by Google

seinem Seelenheile und zum Besten der Pilger legt er z. B. eine Straße an, aber es fällt ihm nicht und auch sonst niemand ein, sie weiter zu erhalten, und wenn nach einiger Zeit die Pilger wieder im Kote der zu Grunde gegangenen Chaussee patschen müssen, so werden sie doch ein Gebet für die Ruhe des großmütigen Straßenbauers sprechen. Der Türke erhält aber nichts, weder eine Straße, noch eine Moschee, noch sein Haus, noch seine Kleider, nichts mit einem Worte. Er ist ein durchaus indifferentes Wesen, das von einem Tage zum anderen in völliger Sorglosigkeit vegetiert, sich durch seine Nachlässigkeit alle erdenklichen Uebel zuzieht und dann beim Einbruche des selbstverschuldeten Unglücks ausruft: „Gott hat es gewollt, so stand es geschrieben!" Diese merkwürdige Natur des Orientalen ist indes reich an Kontrasten; trotz seiner Apathie reagiert sie aufs heftigste gegen Beschwerden und Schmerz. Aber auch diese Energie ist durchaus passiv und vereint sich ganz gut mit seiner sonstigen Apathie. Der Türke ist stark im Dulden, jede Kraft zur Initiative geht ihm aber ab. Ueberlegen ist er uns darin, daß er weniger unersättlich und offener ist; auch übersteigt sein Mitgefühl für den Reisenden alle unsere Begriffe von Barmherzigkeit; die Idee der Wohlthätigkeit ist ihm sozusagen angeboren. Alle Eigenschaften aber, welche den Osmanen auszeichnen, schwinden, gleichwie seine Individualität, bei der Berührung mit der Kultur des Westens; mit seinen Vorurteilen legt er auch unabänderlich seine Prinzipien ab. In den Gegenden, wo er dem Einflusse der Europäer ausgesetzt ist, muß man nicht mehr die Menschen, bloß noch die Ruinen studieren. Der Osmane wandert nicht aus; seine Rasse erlischt aber in ihrem eigenen Stammlande, gleichwie jene geologischen Spezies vergangener Zeiten, nachdem die ihnen zugemessene Frist ihrer Existenzberechtigung abgelaufen war. Die Thatsache steht fest und springt in die Augen jedes Beobachters: der osmanische Stamm verschwindet geräuschlos von der Erde.

Die Völker des Kaukasus.

Die Völker des Kaukasus erfordern ein Studium für sich. Der Europäer ist gewohnt, alles, was Kaukasier heißt, sich als ein schönes, ritterliches Volk vorzustellen, dessen Männer von glühendem Haß gegen die russischen Eindringlinge erfüllt, sich nur mit Widerstreben hätten unter das Joch beugen lassen, während die Frauen, Ideale an Schönheit, sich nur, um der verhaßten Fremdherrschaft zu entgehen, in die Hareme der Türken schleppen ließen. Es ist gewiß undankbar, eine so poetische Anschauung zu zerstören, allein man muß, wenn man der Wahrheit treu sein will, gestehen, daß dieses Ideal nie existiert hat und noch weniger jetzt besteht. Ebenso verdient der vielgebrauchte Ausdruck „kaukasische Rasse" eine nähere Beleuchtung. Wenn wir mit diesem Ausdrucke überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit unseren Begriffen gemäß bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, daß dieses Ideal speziell in der Uferregion des Südostwinkels des Schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kolchischen Völker ansieht, von vornherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig, der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und

Digitized by Google

nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. Die Ostküste des Schwarzen Meeres war stets der Schauplatz bösartiger Invasionen oder sie wurde doch in den Zeiten der Ruhe von fremden Völkern eifrig besucht. Noch in jüngster Zeit, als das abchasische Tiefland nicht so innig mit Rußland vereinigt war, wie es jetzt der Fall ist, kam es vor, daß aus der Türkei flüchtig gewordene Araber, ja sogar Neger, die dort entsprungen waren, sich hier niederließen und mit den Weibern Abchasiens und Samursakans die schönsten Mulatten zu Nachkommen hatten. Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind und wie sehr sie die Schicksale der Stamminsassen dort beeinflußten, so giebt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Rasse auf. Man darf dagegen mit vollem Rechte behaupten, daß gerade jene Verhältnisse es waren, welche mit der steten Bluterneuerung die körperliche Schönheit als eine Folge unendlicher Kreuzung erzielten. Da, wo — wie z. B. in Oesterreich — das bunteste Gemisch verschiedener Völkerschaften lebt, giebt es die schönsten Menschen. Die Nachkommen von Mongolen und Russen an der sibirischen Grenze waren stets schöner als die reinblütigen Kinder beider Rassen.

Wie man sieht, ist es demnach völlig falsch, Tscherkessen, Cirkassier, Georgier, Kaukasier und ähnliches in einen Topf zu werfen; einige dieser Begriffe existieren in Wirklichkeit überhaupt nicht, und wenn man von den anderen in Europa etwas gehört hat, so hat man meist etwas Falsches gehört. Sodann zerfallen im Kaukasus die Bewohner der Ebene mindestens in vier völlig voneinander zu scheidende Gruppen, und die Zahl der verschiedenen Stämme der Bergbewohner ist Legion. Eine ethnographische Beschreibung des Kaukasus hat sich also auf eine Schilderung der einzelnen Typen zu beschränken, denn einen gemeinsamen Charakter giebt es nicht. Diejenige Einteilung, welche auf der natürlichsten Grundlage ruht, ist die Scheidung der Kaukasier in Bergvölker und Völker der Ebene; als drittes Element treten die Eroberer des Landes, die Russen, mit den durch sie herbeigezogenen Kolonisten und den Fremden hinzu. Friedrich Müller, der sich lediglich von dem Gesichtspunkte der ethnischen Zusammengehörigkeit leiten läßt, teilt den kaukasischen Stamm in eine nördliche und eine südliche Abteilung, scheidet aber daraus mehrere Völker, wie die Tataren und Osseten, aus, weil sie ethnologisch Glieder anderer Völkerfippen sind, während wir sie auf ihrem heimatlichen Boden betrachten wollen. Müller umfaßt demnach unter dem Namen Kaukasier jene Völker, welche südlich vom Kuban und Terek wohnen und in betreff ihrer physischen Komplexion sich von den im Norden wohnenden Stämmen scharf unterscheiden, sich dagegen an die südlich davon wohnenden Glieder der mittelländischen Rasse, namentlich die Armenier und Semiten, anschließen. Sprachlich jedoch hängen sie mit den letzteren nicht zusammen, sondern bilden einen eigenen Stamm. Es ist bis jetzt niemand gelungen, einen Zusammenhang dieser Völker weder mit den Indogermanen noch mit den Semiten wissenschaftlich nachzuweisen. Auch an eine Verbindung derselben mit irgend einem Volke der mongolischen Rasse kann, abgesehen von dem ganz verschiedenen körperlichen Typus, deswegen nicht gedacht werden, weil sowohl

Digitized by Google

das Bildungsprinzip der kaukasischen Idiome von jenem der ural-altaischen Sprachen — denn nur an diese könnte gedacht werden — gänzlich abweicht, als auch keine Wurzelverwandtschaft beider nachgewiesen werden kann. Friedrich Müller betrachtet diese Völker daher als den Ueberrest einer ehemals größeren Völkerfamilie, die durch das Andrängen semitischer, indogermanischer und ural-altaischer Stämme beeinträchtigt wurde und sich nur vermöge des gebirgigen Terrains, welches sie einnimmt, bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat. Die alte Vorstellung von der zahllosen Menge selbständiger kaukasischer Idiome beruht indes auf einem Irrtume; vielmehr ist nachgewiesen worden, daß die ausschließlich in den Kaukasusländern gesprochenen und mit keiner der bekannten Sprachfamilien zusammenhängenden Idiome eben nur in drei Hauptgruppen zerfallen, ihre Unterabteilungen aber mehr oder weniger untereinander verwandt sind. Man bezeichnet diese drei Gruppen als die kartwalische oder kartalinische, ostkaukasische und westkaukasische. Im nachfolgenden halten wir uns an die natürliche Einteilung in Völker der Ebene und in Bergstämme.

Unter den Bewohnern der Ebene sind, als das älteste Kulturelement im Kaukasuslande, zunächst zu nennen die Völker kartalinischen Stammes; man versteht hierunter eine Gruppe von Stämmen, Nachfolger der alten Iberer, welche eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli, reden und im Mittelalter die eigentlichen Herren des Riongebiets und des oberen Kuragebiets bis etwa zum Einflusse des Alazan waren. Es fällt diese Gruppe zusammen mit der kartwalischen Sprachfamilie und mit der südlichen Abteilung der Kaukasier nach Friedrich Müller. Den Grundstock dieser Gruppe bilden die Grusier oder Grusiner, von den Russen Grusinzi, von den Europäern Georgier genannt. Sie selbst nennen sich Kartli, Karthuli, Karthwel und bewohnen das Gebiet östlich vom Suramgebirge, zwischen der Hauptkette und der Wasserscheide zum Arax bis zur Höhe von Zakataly. Ihr Ursitz war das Pambagebirge und die Alagöshöhen, von wo sie nach Norden und Westen auszogen.

Die Georgier haben dunkles Haar, schwarze, in die Breite gezogene Augen von mäßiger Größe, eine lange und spitze, bisweilen nach unten gebogene Nase, schlanken Wuchs, kleine Füße, ausgezeichnet schöne Hände. Sie sind voll Selbstgefühl, Ehr-, Ruhm- und Prunksucht, tapfer, gelehrig, gastfreundlich, mit guten Anlagen versehen, aber sehr unwissend und haben niedrige Sitten. Sie gehören im russischen Transkaukasien der orthodoxen morgenländischen Kirche an, während ihre auswärtigen und übrigen Stammesgenossen dem Islam anhängen. Die Männer kleiden sich in einen einfarbigen Oberrock („Kaba") ohne Kragen, aus Merino oder Seide, mit hängenden geschlitzten Aermeln; das wattierte Unterkleid („Archaluch"), aus Seide oder Baumwolle, reicht bis an das Knie; die weiten Beinkleider, oben aus Baumwolle, unten aus Seide, reichen zum Knie oder werden zum Knöchel zusammengezogen. Sie tragen geschnäbelte Pantoffeln, außer dem Hause ebensolche Schuhe. Den Kopf bedeckt eine hohe Pelz- oder mit Pelz verbrämte Tuchmütze („Kudi"). Ein etwas gekrümmter Degen hängt an einem Riemen von der Achsel herunter, und am Gürtel ein zweischneidiger Dolch mit einem Messer und einem Pfriem im Futterale, eine Pistole, Patrontasche und Pulverhorn; die Flinte in einem Futterale hängen sie über die Schulter. Die Frauen tragen gewöhnlich nur ein Archaluch, im Winter aber noch ein Oberkleid („Kathibi"), in der Taille zusammengebunden, rote Beinkleider und Pantoffeln; um den Kopf legen sie ein breites Band, dem ein Filzdeckel eingefügt wird; hinten hängt ein Schleier herab, und das Gesicht verhüllt ein großes weißes baumwollenes Tuch, das nur Nase und Augen freiläßt; die

Digitized by Google

Haare sind in kleine Zöpfe geflochten. Sie schminken sich weiß und mit Färberröte stark rot. Man unterscheidet fünf Stände: „Mthawar" oder „Thawad", der hohe Adel, früher Lehensleute des Königs; „Asnaur", der niedere Adel, Lehensleute der ersteren; Kaufleute und handeltreibende Handwerker, den vorigen gleichstehend; „Msachuri" oder Landbauer, ehemals dem Adel zum Reisigen- und Knappendienste verpflichtet, und „Glichi", die an die Scholle Gebundenen, welche die Feldarbeit verrichten. Die Georgier zeichnen sich in der Landwirtschaft, in der Kultur der Seidenraupe und hauptsächlich im Weinbau aus. Während ihre Nachbarn im Norden, die kaukasischen Gebirgsbewohner, Barbaren geblieben sind, gelangten die Georgier schon früh zu einiger Kultur. In neueren Zeiten haben

Georgier.

russische Sitten und Gewohnheiten großen Einfluß auf die höheren, die Städte bewohnenden Klassen ausgeübt, was sich auch im Bau der Häuser und in der Erziehung kundgiebt. Als sonderbare Sitten sind zu erwähnen, daß die Mädchen am Vorabende des St. Georgstages viel gesalzene Speise und Getränk zu sich nehmen, hoffend, daß sich ein Bräutigam zeigen und ihnen zu trinken geben werde. Bei Regenlosigkeit wird ein Dutzend Weiber an den Pflug gespannt, dann betet, schreit, lacht und weint man während des Ackerns, um so von Gott Regen zu erflehen. Bei Regenüberfluß hält man ein neugeborenes nacktes Kind in den Regen.

Nahe Verwandte der Georgier sind die Imeretier, Suanen oder Swaneten, Mingrelier, die Lasen und Adscharen. Die Imeretier, d. h. die Bewohner der Provinz Imerethi, gehören auch sprachlich zu den Georgiern, mit welchen sie sich auf etwa 700 000 Köpfe belaufen. Die Suanen

Digitized by Google

bewohnen die Landschaft Suanethi im Norden von Imerethi und Mingrelien und werden schon von Strabo als ein freies Volk beschrieben. Bei ihnen entscheidet die Landsgemeinde alles, auch Geringfügiges. Als der Reisende Gustav Radde in eine Kapelle aus dem 13. Jahrhundert Einlaß begehrte, mußte er sich dieser Entscheidung unterwerfen; diese Versammlung fand nicht eher statt, als bis ein auf dem Feld abwesender Hirt dazu eingetroffen war. Ein vollständig ausgebildetes System von Wergeldern beugt der Blutrache vor; jedes verlorene Glied hat seinen Wert, der in Kühen und Schafen festgesetzt ist. Eine Kuh ist gleich zehn Rubel oder vier Schafen; ein ausgeschlagenes Auge gilt zwölf Kühe, ein abgehauener Finger eine Kuh Wergeld. Gleich den Raufern der oberdeutschen Gebirge führen sie am Daumen den zackigen Schlagring, womit sie sich das Gesicht und die Nase zerschlagen. Obwohl nominell Unterthanen des russischen Kaisers, sind die Suanen doch das unbezähmbarste Bergvolk im ganzen Kaukasus, und, außer mit einer tüchtigen Eskorte von Kosaken, wagen es selbst mit den besten Empfehlungen an die dörflichen Gemeindeoberhäupter versehene Russen nicht leicht, den Distrikt zu bereisen mit seiner wilden Bevölkerung, deren Hauptcharakteristikum darin besteht, möglichst geringen Wert auf das Leben zu legen. Uebrigens verliert die Welt nicht viel an dem auf den Aussterbe-Etat gesetzten Stamme, der, wie es scheint, absolut unzivilisierbar ist. Die Mannheit in Gestalt brutaler Kraft und wilden Mutes bildet das Ideal der Suanen. Die Geburt einer Tochter gilt nicht allein als ein Unglück, sondern auch als eine Schande, deren sie sich sehr häufig durch Kindesmord zu entledigen suchen. Ein Gebrauch, der sich allerdings durch den Mangel an Weibern rächt; die Schönen der Provinz sind gesucht, wie es Frauen nirgends anderwärts sind. Daher kommt es denn auch, daß bei all den zahlreichen Fehden, die zwischen einzelnen Persönlichkeiten und ganzen Ortschaften herrschen, der Richter stets in erster Linie das berühmte: „Où est la femme!“ zu fragen hat. Ein Mann, der einen Korb bekommt, sucht einfach diesem Uebel abzuhelfen, indem er entweder seinen Nebenbuhler aus der Welt schafft oder droht, den Mann, welchen die Erwählte heiraten würde, ums Leben zu bringen; es ist dies beinahe ein nationales Gebot der Ehre. Weniger wild sind die Mingrelier, welche mit den Guriern die Landschaften Mingrelien, Odischi und Gurien am Schwarzen Meere, zwischen diesem und den Flüssen Rion und Ingur bewohnen. Nahe verwandt sind ihnen die Lasen oder türkischen Georgier im benachbarten Gürdschistan.

Die Lasen und Adscharen sind ein ritterliches Geschlecht, nicht bloß weil sie alle gut beritten und bewaffnet sind, nicht bloß weil sie gleich Raubrittern von ihren Bergspitzen herunterfahren und die Wege unsicher machen. Nein auch weil sie sich ritterlich halten und gebärden, meist edle Züge tragen, wie altadelige Franzosen oder Germanen, ein gegebenes Wort heilig halten, an einem Freunde unverbrüchlich festhalten. Für ihr Familienleben und die in klösterlicher Einsamkeit lebenden, aber nicht immer den Weg strenger Tugend wandelnden Frauen hegen und verlangen sie so hohe Achtung, daß sie jede Verletzung ihrer Hausehre mit Mord und Totschlag rächen. Sie sind Muhammedaner seit ein oder zwei Jahrhunderten, stammen aber von Grusiern und sprechen deren Sprache. Sie sind meist schön, sogar elegant, doch nicht groß oder überkräftig, im allgemeinen ein schöner, wohlgebauter, großer Menschenschlag mit langem lichten Haare und dem ganzen anmutigen Wesen des Bergbewohners, dabei freundlich, gesprächig, gesellig, obgleich roh in den

Digitized by Google

Formen, sorglos, jeder gesetzlichen Fessel entbehrend. Die Kleidung, ein den Terrainverhältnissen des Landes geschickt angepaßter Gebirgsanzug, ist höchst charakteristisch: oben weite, vom Knie bis zum Knöchel aber enganliegende Beinkleider, dazu eine lichte, phantastisch gestickte Jacke in der Regel von brauner Farbe und aus selbsterzeugtem, starkem, warmem Stoffe. Die Wäsche ist gleichfalls eigenes Fabrikat; jede Hütte hat zu diesem Zweck ihr kleines, mit Flachs bebautes Feld. Turbane sind in Georgien unbekannt: als Kopfbedeckung trägt man große Tuchhüte von demselben Stoff wie die Jacke. Um den Leib schmiegt sich, bei den Männern, ein lederner Gürtel, häufig in seltsamer Weise mit Messing oder Silber verziert, von dem eine kürbisförmige Pulverbüchse, dann ein kleines metallenes Fläschchen mit Oel für das Gewehrschloß, und ein angeblich zum Fesseln etwaiger Gefangener bestimmter Strick herabhängen. Im Gürtel selbst steckt unfehlbar ein doppelschneidiges Messer oder Dolch, sowie ein oder zwei silberbeschlagene Pistolen. Ueber die Schulter endlich hängt das lange einläufige Gewehr mit Flintenschloß; ohne diese Waffe verläßt der Lase niemals sein Haus und weiß davon allemal den trefflichsten Gebrauch zu machen, denn er ist ein gewandter Schütze und an Hasen, Wildgänsen und anderem Wild mangelt es in seinen Bergen nicht. Ebenfalls sehr malerisch und originell sind die lasischen Wohnungen. Dem Namen nach in Dörfer eingeteilt, in Wirklichkeit aber aus vereinzelten Häusern bestehend, sind die Wohnsitze bloß durch mehr oder minder große Flecken bebauten Landes, etliche Züge kristallhellen Wassers und eine Gruppe von Walnußbäumen gekennzeichnet, unter deren Schatten sich ein langes viereckiges Holzgebäude erstreckt, dessen äußeres Aussehen lebhaft an einen übergroßen Vogelbauer erinnert: dieser einfache Bau ohne Minaret ist die Moschee. Die Wohnhäuser sehen demselben ziemlich ähnlich, haben gleichfalls offene Galerien und überhängende Dächer — eine Bauart, die sich aus dem einzigen, jetzt in Verwendung kommenden Baumaterial, dem Holze, ergiebt, woraus alle Gebäude, von den Grundpfeilern bis zum höchsten First, aufgeführt werden. Die Lasen sind im allgemeinen dem Ackerbau nicht abgeneigt, eine besondere Geschicklichkeit entwickeln sie aber in gewissen Zweigen der Manufaktur. Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche, Stickerei- und Silberarbeiten — in allen diesen Artikeln behauptet Türkisch Georgien unbestritten den ersten Rang auf dem anatolischen Markte. Hingegen für Handel und Wandel besitzt der Lase wenig Anlage, nicht einmal zum Betrieb eines Ladens: die wenigen Kaufmannsladen in Gürdschistan — kaum 200 in allen Dörfern zusammen — werden ohne Ausnahme von Ausländern, meistens Armeniern, gehalten, die, von ein paar Monaten reichlichen Verdienstes angelockt, dann wieder von dannen ziehen. Ebensowenig verraten sie Vorliebe zum Hirtenleben; ihre übrigens zahlreichen Herden werden durchgehends von gemieteten Kurden geweidet. Liebhaber von Putz und schönen Kleidern, von Tanz und Gesang, von Zusammenkünften und Lustbarkeiten, ja selbst von Trunk und Spiel, kurz gesellig wie sie sind, legen die Lasen in religiöser Beziehung ziemlichen Indifferentismus an den Tag. Auch sind ihre wenigen Molla und Mufti, gleich den Kaufleuten, in der Regel Fremde von der Küste von Laristan oder aus der bigotten Umgegend von Trapezunt.

Alle die genannten Völker der Kartalinier bildeten im frühen Mittelalter ein mächtiges Reich, dessen König in Mtzchet bei Tiflis residierte; durch Erbteilung und unglückliche Kriege mit Persern und Türken geriet dasselbe so in Verfall, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts der letzte König von Grusien, Kachetien und Imeretien, aus dem uralten Geschlechte der Bagratiden, sich Rußland freiwillig unterwarf; die Herrscher von Mingrelien und Gurien wurden hierauf gleichfalls mediatisiert. Jetzt befinden sich diese Völker, etwa 900 000 an Zahl und mit Ausnahme der Lasen und Adscharen durchweg griechische Christen, unter russischem Zepter recht wohl und sehnen sich keineswegs nach ihrer früheren Selbständigkeit zurück, wo jeder türkische Sultan und jeder persische Schah sie nach Gutdünken mit Krieg überzog, ihre Dörfer verbrannte, ihre Männer zu Sklaven machte, und ihre Frauen in die Hareme schleppte. Ihr Charakter ist im allgemeinen mittelalterlich; der Adel war ritterlich, doch ungebildet und zum Schaffen unfähig; der gemeine Mann, welcher in harter

Digitized by Google

Hörigkeit lebte, faul und betrügerisch; jetzt fangen die Stände an, sich zu nivellieren, der Adel zu lernen, und das Volk, wenn auch mit Widerstreben, zu arbeiten. Eine ihrer hervorragenden Eigenschaften ist die Liebe zum Wein; da sie aber große Quantitäten vertragen können, so liegt darin kein zu schlimmer Tadel; auch gesungen wird viel, aber nicht gerade schön. Ihre Sprache klingt kräftig, wenn auch rauh, namentlich spielen die Laute tzch und schch eine große Rolle darin. Zur Schriftsprache ist allgemein der grusinische Dialekt erhoben. Die Tracht ist nach den einzelnen Stämmen ziemlich verschieden, jedoch tragen die Vornehmen, wenn sie nicht europäisches Kostüm anlegen, ziemlich allgemein jetzt die sogenannte tscherkessische Tracht.

Die zweite Hauptgruppe bilden die Völker türkisch-tatarischen Stammes. Sie wohnen nirgends so geschlossen zusammen wie die Kartalinier, sondern finden sich fast im ganzen Kaukasuslande zerstreut. Ihr Sammelname ist Tataren, jedoch bezeichnet der gemeine Russe, namentlich der Soldat, hiermit meist alles, was nicht christlich ist, und dadurch werden selbstverständlich die Unterschiede häufig unklar. Diejenigen Teile, welche ihnen ziemlich ausschließlich angehören, sind die Tiefländer der Kura und des Araxes, aber außerdem wohnen sie im östlichen Teil des Gouvernements Tiflis mit Grusiniern gemischt, und im Gouvernement Eriwan und im Karabagh (südlicher Teil des Gouvernements Jelissawetpol) zusammen mit Armeniern; ferner haben sie nomadisierende Stämme in den Steppen vom Kaspischen Meere bis Wladikawkas und zahlreiche Kolonien an der Ostküste des Daghestan; selbst in den Thälern am Elbrus wohnt ein Zweig von ihnen. Ihre Gesamtzahl, einschließlich der Nomaden, beträgt über 1 100 000. Ihre Sprache ist der türkischen sehr nahe verwandt, und gehört zum sogenannten osttürkischen Zweige; sie klingt bedeutend rauher als das elegante Osmanli und wird ziemlich im ganzen Kaukasus verstanden. Ihre Tracht ist, mit geringen Abweichungen, die persische; nur an der Grenze der Türkei geht das Volk meist türkisch gekleidet. Die niederen Klassen des Volkes besitzen meist die Vorzüge der türkischen Rasse: Ausdauer, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit; bei den höheren Schichten mag jedoch die lange persische Herrschaft nicht gerade vorteilhaft gewirkt haben, immerhin ist in ihnen ein recht tüchtiges Element vorhanden.

Die Bewohner der Berge lassen sich der größeren Uebersichtlichkeit halber in drei Gruppen scheiden: die östliche oder lesghische, die zentrale und die westliche oder tscherkessische. Die östliche Gruppe der Bergvölker ist sowohl die zahlreichste als die interessanteste, denn hier wurde 1839 bis 1859 der erbitterte Religionskrieg gegen die Russen geführt und hier herrschte der bekannte Häuptling Schamyl zugleich als Priester, Held und Tyrann. Zwei Typen lassen sich hier leicht scheiden, die Tschetschenzen und die Daghestaner. Erstere bewohnen die Tschetschnia, den Abfall des Gebirges zum Terek und bis über diesen hinaus; sie zerfallen in eine große Anzahl von einzelnen Stämmen mit verschiedenen Sitten und Sprachen; eine Unterabteilung dieser Gruppe, welche die Kleine Tschetschnia zwischen Wladikawkas und dem Argun bewohnt, scheint von den übrigen ziemlich verschieden zu sein. Im allgemeinen

Digitized by Google

ist das Zeugnis, welches den Tschetschenzen erteilt wird, nicht das günstigste, sie gelten als diebisch, treulos und heimtückisch, und ihre Kriegführung gegen die Russen war hauptsächlich ein Buschkrieg aus dem Hinterhalte. Uebrigens umschließt kein gemeinsames Band die tschetschenzischen Völker, und wenn auch Schamyl einzelne ihrer Stämme mit Gewalt und blutiger Grausamkeit an seine Fahne gefesselt hielt, so standen andere zu den Russen oder verhielten sich wenigstens ruhig.

Tschetschenze.

Der Name Tschetschenzen ist diesem, in seiner Gesamtheit etwa 140 000 Köpfe zählenden Volke von den Russen beigelegt worden; bei den Georgiern heißen sie Kisten, Kistinen, bei den Lesghiern Mizdscheghen, und sie selbst nennen sich Nachtschuoi. Die Tschetschenzen im engeren Sinne wohnen ostwärts von den zu ihnen gehörigen Karabulaken bis zum Flusse Aksai. An den Ecken jeden Dorfes sind symmetrische Türme angebracht. Die Kistinen kleiden sich wie die übrigen Bergvölker des Kaukasus in die „Tscherkeßka", in Gamaschen und Sandalen, haben ihre Büchsen in Filzfutteralen, im scharf zugezogenen Gürtel mit großem „Kinshal" (Dolchmesser) die silberbeschlagene Pistole; „Schaschken" (Säbel) benutzen sie fast gar nicht; Pferde sind eine Seltenheit. Gang und alle Bewegungen der Kistinen sind sehr graziös, die Gesichtszüge anziehend; die rasierten Häupter, beschnittenen Kinnbärte erinnern schon an ihren Islam, wenngleich sie schlechte Muhammedaner sind, trotz aller Bemühungen der Schamylschen Müriden. Hier sind die Reste vormaligen Christentums sichtbar; doch vermengte dies alles sich mit Heidentum, Islam und bildete eine gewisse Mischreligion. Sie nennen die Christen Ungläubige, verehren aber den heiligen Georg; sie essen kein Schweinefleisch, haben mehrere Frauen, ehelichen die Witwen ihrer Brüder, führen aber niemals den muhammedanischen Namas aus, haben weder Moscheen noch Molla. In jedem Aule giebt es einen unter den besonders geachteten Einwohnern, der als Aeltester gilt; doch ist seine Gewalt nominell; in wichtigeren Streitfällen erwählen sie Vermittler aus den alle alten Gebräuche kennenden Greisen. Ueberall bei ihnen wie bei den benachbarten Bergvölkern besteht der Gebrauch des „Udsmobiloba" oder Brüderschaftschließens. Zwei Männer nämlich, die sich gegenseitig einen Dienst erwiesen haben oder nahe einander bekannt, sich näher befreunden wollen, führen einen Brauch aus, der darin besteht, daß sie eine Schöpfkelle mit Branntwein oder Bier anfüllen, worauf der ältere oder wohlhabendere in dieselbe eine silberne Münze legt und beide zu dreimalen trinken, jedesmal sich küssend; darauf

Digitized by Google

wünschen sie einander Sieg über ihre Feinde, schwören sich zu, Brüder zu sein und füreinander ihr Blut nicht zu schonen. Dieser von der Zeit geheiligte Brauch, wie überhaupt alle anderen Gebräuche werden so streng beobachtet, daß Fälle, wo die genannten Brüder füreinander die Blutrache ausgeführt oder auch ganz umgekommen, gar nicht selten sind. Gastfreundschaft wird nach Kräften geübt; dabei versteht sich der Wirt niemals dazu mit seinen Gästen zu essen, vielmehr steht er die ganze Zeit über, dieselben bedienend. Reicht er jemand Wasser, so nimmt er die „Papacha" (Pelzmütze) ab und setzt sie nicht eher auf, bevor man ihm den „Kuwschin" (Kanne) zurückgiebt. Erst nachdem die Gäste ihr Mahl beendet, setzt er sich in einen Winkel, verzehrt in der Eile auch etwas und überantwortet die Reste seiner Familie oder den Fremden, die sich an die Thür drängen. Einige, meist hübsche Mädchen in langen roten oder gelben Archaluch, umgürtet mit Riemen, improvisieren dann wohl auch dem Gaste zu Ehren nach Sitte der Bergvölker ein Lied, welches seine Tapferkeit, Kühnheit Sicherheit im Schießen, Gewandtheit im Reiten und ähnliche, in ihren Augen hoch gehaltene Mannestugenden feiert. Manchmal schreiten auch die Mädchen bei den Tönen der Laute und eines anderen Instrumentes, auf dessen härenen Saiten mit Bogen wie auf dem Violoncell gespielt wird, zu einem ihrer lebhaften Tänze, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit kurze, rasch aufeinander folgende Pas aufführend, wobei sie sich wie unsere Balletttänzerinnen auf die Spitze der großen Zehen stellen.

Die Inguschen oder Galgai, auch Halha genannt, die sich selbst Lamur nennen und das Land an den Flüssen Kumbalai, Sundschah und Schalgir bewohnen, sind gleichfalls ein Zweig der Kisten oder Tschetschenzen, von welchen sie in nichts abweichen; sie sind bloß reicher als ihre Nachbarn, in ihrer Kleidung und dem Schmucke ihrer Waffen ist einiger Luxus bemerkbar; häufig begegnet man Leuten zu Pferde; die Weiber sind ansehnlicher und reinlicher gekleidet in lange, oft seidene Hemden und Archaluch, benäht mit Posamenten eigener Arbeit.

Eine dritte Gruppe der Kisten bilden die kleinen Bergvölker der Tuschen, Chewsuren und Pshawen an den Quellen des Alazan und in den Thälern der Zuflüsse des Aragwa. Sie sind keine körperlich typisch gebildeten Völker, sondern es beteiligten sich an ihnen entschieden die verschiedenartigsten Nachbarelemente, welche nach und nach verschmolzen und eine Gesamtheit herstellten, in der bei Betrachtung der Individuen enorme Differenzen sich zeigen, wogegen sie alle ein hoher Grad von Wildheit, scheuer Blick, selbstbewußte Haltung auszeichnet. Bei diesen Stämmen, insbesondere bei den Chewsuren herrschen höchst seltsame Ehesitten, aus welchen wir nach Gustav Radde, der sie genau studiert hat, die wichtigsten hervorheben. Das Chewsurenweib darf nicht im Hause oder im heimatlichen Dorf gebären. Die schwangere Frau gilt für unrein und ist als solche samt ihrem Manne von den Festen ausgeschlossen. Nachdem sie ihren Zustand so gut es geht verheimlicht hat, verläßt sie, wenn die Zeit gekommen, das Dorf und begiebt sich in eine elende, mit Langstroh dürftig gedeckte Hütte, welche am entlegenen Abhange in 1 bis 2 km Entfernung vom Dorfe durch andere Weiber errichtet wurde, oft tragen drei aneinander gestützte Stämmchen nur die seitliche Strohbedeckung. Diese Gebärhütten heißen „Satschechi". Die Mutter muß hier eigentlich ohne jede Hilfe niederkommen, doch gestatten einige Chewsuren jetzt die Hilfe eines anderen Weibes; ja, es kommt vor, daß neuerdings ein eigener Winkel im Hause des Dorfes zur Niederkunft hergerichtet wird. Derselbe ist aber nur so klein, daß er die Mutter allein aufnehmen kann. Nach den altüblichen Gebräuchen darf selbst der Mann seinem Weibe nicht helfen, auch nicht in seine Nähe kommen. Läßt sich das Stöhnen der Niederkommenden längere Zeit vernehmen und liegt eine Schwergeburt vor, so naht sich der Gatte vorsichtig dem Orte und erschreckt sie durch Flintenschüsse, bei leichteren Fällen legt sich die Gebärende über einen mit Häcksel (zertretenes Stroh) gefüllten Korb. Ist endlich das Kind zur Welt gekommen, so bringen Verwandte, gewöhnlich kleine Mädchen, und zwar zur Dämmerungszeit, der Mutter Milch, Käse und das landesübliche Brot. Dieses letztere ist das gröbste, welches im Kaukasus gefunden werden kann. Die Gefäße, in denen die Nahrungsmittel in die Nähe der Hütte gelegt werden, dürfen im sonstigen Haushalt nicht benutzt werden, da auch sie als unrein gelten. Die Mutter bleibt mit ihrem Kinde einen ganzen Monat in der Geburtshütte (bei den Pshawen sogar vierzig Tage) und darf auch dann noch nicht die Hütte des Mannes betreten. In neuerer Zeit ist man etwas nachsichtiger geworden und läßt in der entlegenen Hütte die Mutter drei bis sechs Tage allein, worauf sie dann in die Nähe des Dorfes übersiedelt und sechs bis sieben Wochen gesondert lebt. Sie bezieht eines jener niedrigen kleinen, aus schwarzen Schieferplatten dürftig aufgeführten Häuschen, die man stets in der Nähe der Chewsurendörfer, wo möglich am vorbeirauschenden Bache, bemerkt.

Digitized by Google

Einige dieser Häuschen bergen primitive Mühlen, andere haben die spezielle Bestimmung, die Wöchnerinnen und diejenigen Mädchen und Weiber aufzunehmen, welche in Katamenien sind. Zur Zeit der letzteren müssen die Weiber alte Kleider anziehen. Ist schönes Wetter, so sitzen die Weiber auf dem Dache und im Sommer leisten sie in der Vertilgung von allerlei wilden Kräutern das Unglaubliche. Abends aber müssen diese „unreinen" Wesen doch die Kühe besorgen und begeben sich zur Nacht wieder an den abgesonderten Ort. Der Prozeß verläuft in normalster Weise, länger als zwei Tage sitzt selten ein Chewsurenweib in der „Samrewlo"-Hütte. Nach der Katamenialzeit und bevor die Mutter wieder ins Dorf kommen darf, muß das betreffende Individuum sich am ganzen Körper waschen. Die Geburtshütte aber wird verbrannt. Die Wiege, in welche der Chewsurensäugling auf Fellen gebettet wird, ist ein plumper viereckiger länglicher Kasten, der auf zwei derben Bogenhölzern ruht, so daß geschaukelt werden kann. Gleich nach der Geburt wird die Anzeige davon den Verwandten durch einen Boten gemacht. Wie alle Dienste bei den Chewsuren wohlgeordnet durch die Bewohner nach einer gewissen Reihenfolge geschehen, so bringt auch in diesem Falle der gerade zum Dienste Verpflichtete die Nachricht. Die Verwandten opfern sodann entweder ein Schaf oder sie zahlen 6 Abas (1 Rub. 20 Kop.) der Geistlichkeit. Doch geschieht das nur für einen Knaben, die Mädchen werden nicht teilhaftig dieses Freudenopfers. Während die Mutter allein bleibt, traktiert der Vater die Nahestehenden während einer ganzen Woche noch mit Schnaps und Bier. Er selbst nimmt aber während der ersten sieben Wochen nicht Anteil an irgendwelchen Festlichkeiten, bleibt vielmehr gesondert, man bringt ihm vom Schmause der anderen Bier und Fleisch ins Haus. Stirbt der Säugling im Verlaufe der ersten sieben Wochen, so wird die Leiche noch nach dem ursprünglichen Gebrauche der Chewsuren getauft, d. h. sie wird mit einem Gemische aus Asche und Wasser bestrichen. Bleibt das Kind am Leben, so wird es, da man darauf mit Strenge sieht, durch den russischen Priester getauft. Auch jetzt noch sind die ursprünglichen Namen, welche die Chewsuren der Natur entlehnten, die beliebtesten. Die Ehen der Chewsuren sind kinderarm, die Liebe aber der Eltern zu den Kindern ist sehr groß, zumal den Söhnen gegenüber. Doch finden wir in den Aeußerungen dieser Liebe wieder Absonderlichkeiten. Die Liebkosungen der Kinder geschehen im geheimen. Im ersten und zweiten Jahre nimmt der Vater sein Kind nicht auf den Arm und die Mutter hält es für eine Schande, in Gesellschaft mit ihren Kindern zärtlich zu sein.

Schon in der Wiege werden Ehebündnisse geschlossen, d. h. die Eltern bestimmen die zukünftigen Paare. Zumal ist es Sitte des reicheren Chewsuren, dem Säuglinge schon seine Partie zu bestimmen. Die Ehe wird aber nicht vor dem 20. Jahre des Mädchens angetreten. Die Verzögerung der Ehe ist eine absichtliche und die Kinderarmut der Chewsuren, selten wird man mehr als drei Kinder in einer Familie finden, ist ebenfalls absichtlich. Denn es ist bei den verheirateten Chewsuren eine große Schande, wenn dem jungen Paare vor Ablauf der ersten vier Jahre ein Kind geboren wird. Auch später darf erst im Verlaufe von abermals drei Jahren wieder eine zweite Geburt stattfinden. Die Leute meinen, daß bei der raschen Aufeinanderfolge der Kinder das jüngere dem älteren die nötige Pflege rauben würde. Die Chewsurenmädchen gelten für keusch. Unverheiratet niederzukommen, gilt dem Mädchen für eine so große Schande, daß sie gewöhnlich nicht überlebt wird. Entweder erhängt sich das schwangere Mädchen oder es erschießt sich. Dergleichen Fälle liegen auch jetzt noch vor. Die ursprüngliche Geistlichkeit der Chewsuren („Dekanosse") soll die Unsittlichkeit im geschlechtlichen Umgange, solange sie keine Folgen hat und nicht mit Fremden geschieht, billigen. Doch aber gelten die chewsurischen Mädchen, zumal den pshawischen verglichen, für züchtig. Bei den letzteren, die oft mit den Herden auf einsame Triften wandern, sind die ergiebigen Schäferstunden sehr üblich und gelten nicht für besonders unehrenwert.

Obgleich nun zwar die Paare schon von Jugend auf durch die Eltern bestimmt sind, so findet das eigentliche Freien, wenn die Zeit herangekommen, doch nach einem bestimmten Modus statt. Das Stehlen der Mädchen ist auch hier noch im Schwunge. Gewöhnlich naht sich der Bräutigam in voller Rüstung in Begleitung einiger Kameraden zur Nachtzeit dem abgelegenen Samrewlohäuschen, in welchem er auch seine Braut weiß. Das Mädchen widersetzt sich ihm, gewöhnlich nur der Form nach, damit es nicht heißt, daß sie ihm freiwillig gefolgt sei. Sie wird entführt und in das Haus des Vaters vom Bräutigam gebracht, wo ein kleines Fest für die Kameraden des Räubers veranstaltet wird. Sodann geleitet man das Mädchen wieder ins elterliche Haus zurück, wo abermals ein bescheidenes Gelage stattfindet und die Zeit der Hochzeit bestimmt wird. Sie folgt gewöhnlich in fünf bis sechs Tagen und wird nicht

Digitized by Google

Naturgeschichte

des

Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1884.

Anweisung

über das

Einheften der Vollbilder des 2. Bandes

der

Naturgeschichte des Menschen.

ffernfamilie auf dem Marsch . . . . . gegenüber Seite 60 (aus Lief. 27)
hnanen-Gehöfte . . . . . „ „ 72 („ „ 29)
uptling der Fan mit erlegtem Gorilla . . „ „ 132 („ „ 44)
ismahlende Acranegerinnen . . . . . „ „ 148 („ „ 43)
mali . . . . . „ „ 244 („ „ 26)
areg, einen Ueberfall planend . . . . . „ „ 276 („ „ 33)
byle . . . . . „ „ 288 („ „ 37)
urin (Nordafrika) . . . . . „ „ 296 („ „ 30)
abischer Barbier . . . . . „ „ 308 („ „ 10)
)nine aus Kairo . . . . . „ „ 320 („ „ 28)
sserträger in Aegypten . . . . . „ „ 324 („ „ 31)
vaß in Kairo . . . . . „ „ 328 („ „ 34)
ldaten aus Kaschmir . . . . . „ „ 436 („ „ 36)
ib aus Kaschmir, Reis stampfend . . . . „ „ 440 („ „ 38)
: Begum von Bhopal mit Tochter . . . . „ „ 452 („ „ 40)
ngalischer Wasserträger . . . . . „ „ 456 („ „ 42)
langenbeschwörer in Madras . . . . . „ „ 464 („ „ 25)
auspielerbande aus Singapur . . . . . „ „ 468 („ „ 35)
pfjagende Dayaken . . . . . „ „ 524 („ „ 11)
ner und Ausläufer beim Hazardspiel im Hafen von Hongkong . . . . . „ „ 548 („ „ 32)
nehme japanische Dame . . . . . „ „ 560 („ „ 39)
anische Dame mit Dienerinnen . . . . „ „ 564 („ „ 41)
panzerter irregulärer Soldat aus Kleinasien „ „ 620 („ „ 2)
nitterin aus dem Gouvernement Orel . . „ „ 644 („ „ 3)

Die Original-Einbanddecken zu beiden Bänden sind zum Preise von 2 Mark sofort zu beziehen.

Stuttgart. **W. Spemann.**

Digitized by Google

vom geistlichen Oberpriester, sondern von einem „Chuzessen", der auch die Toten bestattet, eingesegnet. Der Entführung des Mädchens geht aber oftmals auch ein formelles Freien durch andere um ihre Hand voran. In diesem Falle entsendet der Freier ein Weib in Begleitung einiger Freunde ins Haus der Braut. Sie bringen einige Schafe mit. Auch diese Freier müssen die Familie der Braut überraschen. Bei dem Anhalten um die Hand des Mädchens schlagen anfänglich die Eltern, wenn auch nur zum Schein, die Partie aus unter dem Vorwande, daß sie des Freiers nicht würdig seien. Die Unterhandlungen gedeihen weiter, man lobt den Bräutigam, die Braut; eines der mitgebrachten Schafe wird geschlachtet und hergerichtet, der Schmaus beginnt. Nach Beendigung desselben geleitet man die Braut ins Haus der Eltern des Bräutigams in Begleitung ihrer Verwandten und Dorfgenossen, wo sie, ohne den zukünftigen Mann zu sehen, einige Zeit bleibt und dann ins elterliche Haus zurückkehrt. Die Zeremonie der Trauung wird dadurch interessant, daß von der Hand des Priesters die Kleider des jungen Paares mittels einer Nadel zusammengesteckt oder sogar mit einem Faden aneinander geheftet werden. Die Trauung findet am heimatlichen Herde statt, d. h. am Feuer, welches in der Mitte der Hütte der Eltern des Bräutigams brennt. Der chewsurische Priester reicht jedem der jungen Leute ein Wachslichtchen, stellt vor ihnen fertige Speisen hin, sie stehen auf, er wünscht ihnen Segen im Hause und am Leibe in reichlicher Nachkommenschaft und es beginnt der gemeinschaftliche Schmaus.

Es ist auffallend, daß selbst nach geschlossener Ehe das Verhältnis des Mannes zur Frau in der ersten Zeit ein geheimnisvolles bleibt und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebkost und mit ihr spricht. Zwar ist es Gebrauch, daß das junge Paar in den drei ersten Nächten nach der Hochzeit beisammenbleibt. Dann aber begiebt sich die junge Frau zurück in ihr elterliches Haus, der Mann kann sie zwar dort besuchen, aber nicht in näheren Umgang mit ihr treten. Nach dieser Zeit findet dann das eheliche Zusammenleben normal statt. Wo das Chewsurenhaus zwei Etagen hat, was in den meisten Fällen stattfindet, weil die Dörfer an Steilabhängen liegen, da steht in der oberen Etage das plumpe Bettgestelle des Hausherrn. Es ist das ein länglicher, seitlich hochwandiger Kasten auf vier ziemlich hohen Füßen. Zu dieser oberen Etage führt von unten eine kleine Oeffnung im Schieferboden, durch die sich ein Mensch nur gerade hindurchzwängen kann. Dies ist der Weg, den das Chewsurenweib betreten muß, wenn es ihrem Manne den nächtlichen Besuch abstatten will. Das Ehepaar schläft nur während der ersten drei Nächte zusammen. Nach geschlossener Ehe beginnt das junge Paar ein selbständiges Leben, der junge Mann erhält vom Vater oder seinen Brüdern den ihm gebührenden Anteil und begründet seine eigene Existenz. Diese ewige Teilung des an und für sich geringen Besitztums ist mit ein Grund der Armut der Chewsuren. Die so geschlossenen Ehen sind nicht besonders fest. Zumal ist es der Mann, welcher große Vorrechte vor dem Weibe, wie überall im Orient, genießt. Er kann jederzeit sein Weib, ohne gestraft zu werden, verstoßen, einfach schon deshalb, weil es ihm nicht gefällt. Unfruchtbarkeit des Weibes ist Grund zum Verlassen. Die verstoßene Frau kehrt ins elterliche Haus zurück und kann wieder heiraten. Eristow meint, daß es Chewsuren gäbe, welche bis zehnmal geheiratet hätten, immer unter dem Vorwande, daß ihnen die eben Angetraute nicht konveniere. Es scheint, daß, seitdem die russische Priesterschaft sich unter den Chewsuren an einigen Orten niederließ, doch in dieser Hinsicht einige Fortschritte zum Bessern gemacht sind. Ist das Weib mit dem Manne nicht zufrieden, so kann es ihn wohl verlassen, aber der Mann muß entschädigt werden. Das Maximum dieses Loskaufpreises beläuft sich auf achtzig Rubel, die aber in Gegenständen, namentlich Rindvieh, bezahlt werden. Eine dem Manne losgekaufte Frau kann wieder heiraten. Eine Witwe kann, wenn sie einen Sohn hat, nicht die zweite Ehe schließen, es gilt das für schimpflich. Untreue der Frau wurde früher durch Ohren- und Nasenabschneiden bestraft. (Dr. Gustav Radde, Die Chewsuren und ihr Land. Kassel 1878. 8°.)

Die zweite Hauptgruppe der östlichen Bergvölker, die Bewohner Daghestans, die Lesghier sind ein mutiges, halbwildes Volk, sehr verschieden zwar unter sich in der äußeren Erscheinung, aber ziemlich ähnlich in ihrem Charakter und namentlich in der allen gemeinschaftlichen Freiheitsliebe. Die Kopfzahl dürfte an 400 000 betragen; von deren bunten Zusammenwürfelung kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß unter einer kaum eine

Digitized by Google

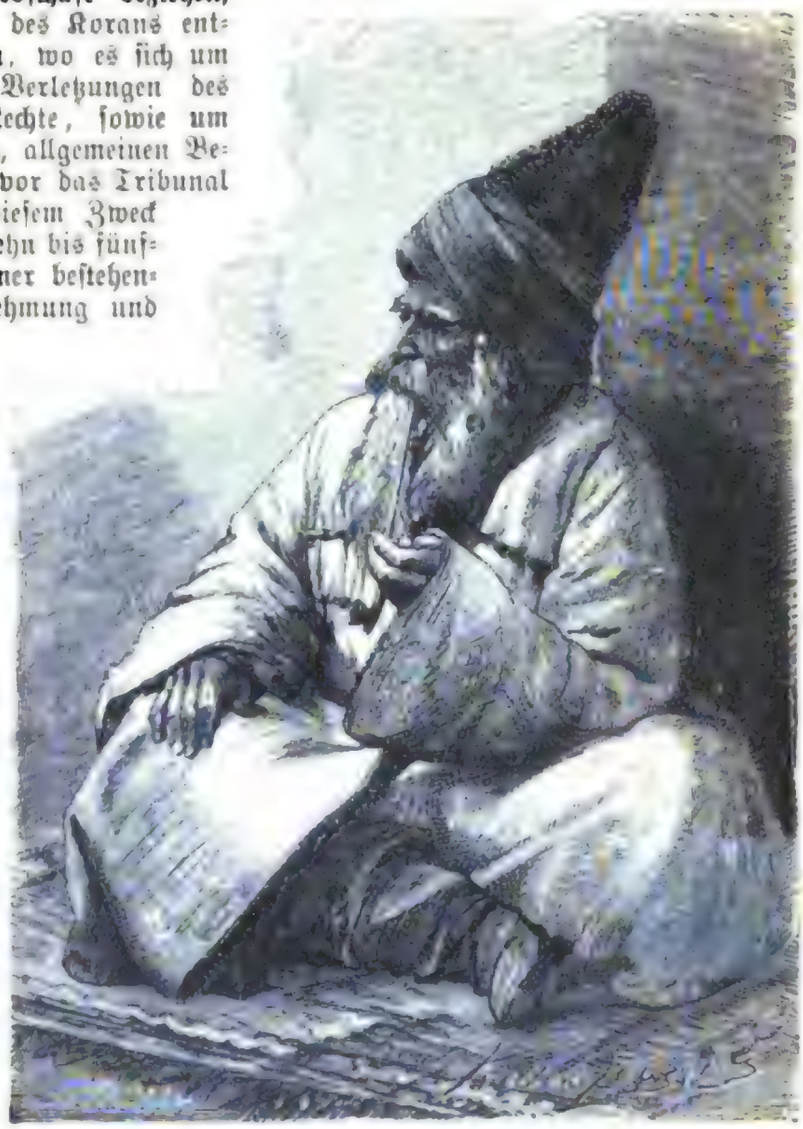
halbe Million starken Bevölkerung 27 verschiedene Sprachen oder Dialekte gesprochen werden. Im südwestlichen Daghestan giebt es einen bloß aus 28 Häusern bestehenden Aul, Namens Innookh, welcher seine eigene Sprache besitzt, die, soviel man bis jetzt weiß, von keinem anderen kaukasischen Volksstamme gesprochen wird. Die hervorragendste Stelle unter den lesghischen Stämmen nehmen die Awaren ein, welche jedoch mit den während der Völkerwanderung in Europa aufgetretenen Avaren nichts zu schaffen haben. Das Gebiet der awarischen Sprache (Hunderilmatsch), welche in mehrere Mundarten zerfällt, nimmt den nördlichsten Teil Daghestans zwischen Bottlich und Temirchanschura ein; die Awaren besitzen eine Schriftsprache, für welche sie sich der arabischen Buchstaben bedienen; aus ihnen sind immer die Führer großer Bewegungen hervorgegangen und auch Schamyls Geburtsort Himri liegt im Gaue der Awaren. Ihnen zunächst an Wichtigkeit stehen die Kasi-Kumüken, welche mit den tatarischen im Norden, südlich vom Terek wohnenden Kumüken wiederum nichts gemein haben als den von den Fremden ihnen beigelegten Namen. Sie selbst nennen sich Lak und werden von den Awaren Tumal genannt. Die kasikumikische Sprache wird vorzüglich im mittleren Daghestan und in einem Teile des Bezirkes Dargo gesprochen. Zwischen dem Koisu, den oberen Teilen des Manas und den Quellen des Buam wohnen die Akuscha, im südöstlichen Teile Daghestans die Kürinen. Die Sprache der Uden, welche ehemals einen weiteren Verbreitungsbezirk hatte, ist gegenwärtig auf die zwei Dörfer Wartaschen und Nidsch im Süden des Kaukasus beschränkt.

Was die politische Organisierung der lesghischen Bergbewohner vor der russischen Eroberung betrifft, so bestand dieselbe gleichzeitig aus erblichen Chanaten und freien Kommunitäten. Die Chane, die Nachkommen der alten arabischen Eroberer, herrschten, und zwar meist im Nord- und Zentraldaghestan, beiläufig über 125 000 Seelen, während die freien Gemeinden den übrigen Teil der Bevölkerung umfaßten. Diese letzteren Gemeinwesen waren nichts als Republiken der primitivsten Form, mit allgemeinen Volksversammlungen. Ihr Bestehen reicht in undenkliche Zeiten zurück. Die Wege in den Gebirgen Daghestans ähneln meist nur gesimsförmigen Pfaden, die im Zickzack an furchtbar steilen Abhängen auf und ab laufen, häufig am äußersten Rand von mehreren hundert Meter tiefen Abgründen dahinführend. Je mehr man sich der Schneeregion im südwestlichen Daghestan nähert, desto malerischer werden die „Aule" der Bewohner, aber auch um so kühner in der Anlage. Ansiedelungen in der Thalsohle werden immer seltener, bis sie endlich völlig verschwinden; dafür aber giebt es bald keinen überhängenden oder hervorspringenden Felsblock mehr, auf dem man nicht die festungsähnliche, fensterlose Behausung der Gebirgsbewohner gewahrte. Die immerwährenden Fehden, in denen letztere Jahrhunderte hindurch entweder unter sich oder mit Nachbarstämmen begriffen waren, haben sie nämlich gelehrt, ihre Dörfer an leicht zu verteidigenden Stellen anzulegen, und so kommt es, daß einzelne Ortschaften, anscheinbar unzugänglich, auf bloßen Felsenvorsprüngen in einer Höhe von 500—700 m über der Thalsohle angebracht sind. Des Holzmangels halber sind die Häuser durchgehends aus rohem, unbehauenem Stein gebaut, meist zwei bis drei Stockwerke hoch und mit flachen Dächern versehen; dazu sind die Häuser gewöhnlich in Stufenform gebaut, d. h. daß jedes Stockwerk gegen das unmittelbar darunter befindliche um einiges zurückweicht, so daß das Dach des einen eine Art Terrasse für das nächste bildet. Fenster sucht man vergebens an den daghestanischen Wohnhäusern; sie haben bloß ganz kleine Thüröffnungen, die wieder nur mittels hölzerner Schieber geschlossen werden können. Bei schlechtem Wetter sind diese Behausungen außerordentlich kalt, finster und nichts weniger als wohnlich. Was die Nahrung der Lesghier betrifft, so leben diese hauptsächlich von Schafzucht; auch Ziegen findet man in großen Herden auf den höchsten Gebirgen; außerdem bauen sie in einzelnen Thälern etwas Roggen, Hirse und Weizen. Indes gehört ackerbares Land zu

Digitized by Google

den Seltenheiten und ist überaus kostbar; einem daghestanischen Sprichwort gemäß ist guter Grund genau so viel wert wie die Ziege oder die Kuh, die ihn bedeckt, indem sie sich niederlegt.

Wild und zügellos wie die Lesghier nach außen auftreten, besitzen sie doch ein geschriebenes und ein ungeschriebenes oder Gewohnheitsrecht. Während letzteres — der „Adat" — überhaupt seit dem volksähnlichen Beisammenleben jener Gebirgsbewohner bestand, wurde ersteres erst im 8. Jahrhundert mit dem muhammedanischen Glauben als „Schariat" oder Gesetz des Korans von den Arabern eingeführt. Alle Fragen, die sich auf Religion, Ehe und Erbschaft beziehen, werden nach den Satzungen des Korans entschieden; jene Fälle hingegen, wo es sich um persönliche Beleidigungen, Verletzungen des Eigentums- oder anderer Rechte, sowie um Uebertretung von öffentlichen, allgemeinen Bestimmungen handelt, werden vor das Tribunal des „Adat" gebracht. Zu diesem Zweck besitzt jedes Dorf einen aus zehn bis fünfzehn der geachtetsten Einwohner bestehenden Gerichtshof. Die Vernehmung und Beeidigung der Zeugen erfolgt wie bei uns, nur anstatt bei letzterer auf ein allerhöchstes Wesen sich zu berufen, schwört der Zeuge in vielen Gegenden Daghestans bei der Gültigkeit seiner Ehe, d. h. er erklärt selber seine Ehe für ungültig, wenn er unrichtige Zeugenschaft ablegen sollte. In diesem Fall muß er dann seine Frau sofort ihren Eltern zurücksenden, sowie die empfangene Mitgift ihnen zurückstellen. Außer der Zeugenaussage oder dem direkten Beweis läßt das lesghische Gesetz in gewissen Fällen auch noch eine indirekte oder negative Beweisführung zu, d. h. es gestattet die verdachtweise Beschuldigung eines Menschen, wenn anders diese Beschuldigung vom Kläger und einer, je nach Umständen, zwischen zehn und siebzig wechselnden Anzahl Gewährsmänner eidlich unterstützt wird. Erklären diese nun einstimmig, daß sie den Verdächtigen für schuldig halten, so wird dies einem legalen Richterspruch gleichgeachtet. Der Kläger kann übrigens auch sich des Eides entschlagen und dafür den Reinigungseid des Beschuldigten verlangen. Dieser ganze Vorgang ist buchstäblich nichts anderes als die alte angelsächsische und skandinavische Sitte der „Abschwörung"; während er aber allenthalben anderwärts in Europa seit mehr denn tausend Jahren praktisch außer Uebung gekommen ist, hat sich dieser Rechtsgebrauch in den daghestanischen Gebirgsgegenden merkwürdigerweise bis auf unsere Tage erhalten.



Jude aus dem Kaukasus.

Selbstverständlich weichen die Adat der Lesghier selbst unter sich wesentlich voneinander ab. Beinahe jedes Dorf hat Adat, die von jenen des nächsten verschieden sind. Ueberall aber herrscht die Sitte der Blutrache. Doch sind trotz dieser und anderer blutigen Gebräuche die Lesghier keineswegs etwa ein Volk von Räubern und Mördern,

Digitized by Google

vielmehr sind sie in einem an Fanatismus grenzenden Grade edel und großmütig; dabei begeisterte Liebhaber von Musik, sogar in metrischer Komposition nicht unerfahren und häufig mit einem kräftigen poetischen Gefühle begabt. Zweifelsohne stehen die Lesghier geistig am höchsten von allen Bergbewohnern; trotz ihrer rauhen und meist unwirtsamen Berge besitzen sie, zum Teil wenigstens, Industrie, musterhaft sorgfältigen Ackerbau und sogar ein Stamm unter ihnen eine Litteratur. Ihre Industrie anlangend, sind vorzüglich die Stahl- und Waffenarbeiten zu erwähnen; sie sind trotz des Mangels an jeder größeren Fabrikanlage im stande gewesen, die Kanonen, die sie im Kriege gegen die Russen gebrauchten, zum Teil selbst zu gießen; die Klingen einiger Orte genießen großen Ruf im ganzen Kaukasus. Dasjenige Band, welches einst ganz Daghestan unter einer Fahne vereinigte, ist der Islam; es giebt vielleicht wenig Moslemin, welche mit einer solchen Hingebung an ihrer Religion hängen wie diese Bergbewohner, und nur diese Hingebung machte es möglich, daß ein geschickter Fanatiker, wie Schamyl, so verschiedenartige Elemente seiner asketischen Herrschsucht dienstbar machen konnte. Für den Reisenden bildet diese aufrichtige Anhänglichkeit an die Religion einen wohlthuenden Gegensatz zu dem lauen Skeptizismus der Vornehmen und dem oft erkünstelten Fanatismus der Menge in Persien und der Türkei. Sonst rühmt man an den Lesghiern ihre Tapferkeit und Treue, sowie ihre Ehrlichkeit gegenüber den diebischen Tschetschenzen; ihre Gastfreiheit braucht kaum besonders erwähnt zu werden, da man sie, außer an den großen Straßen, allerwärts im Kaukasus findet. Bei der kühlen, gesunden Luft, der regelmäßigen Lebensart ohne geistige Getränke, dem Bergsteigen und der herrschenden Sittenreinheit ist ein hohes Alter begreiflich. Prostitution kommt bei den Lesghiern nicht vor; der Mann wird totgeschlagen, der sich an einem Mädchen vergeht. Wenn ein schwangeres Mädchen heiratet und dies wird bekannt, schneidet man ihr Mund und Ohren ab und jagt sie fort. In allen Dörfern tragen die Männer Pelzmützen und Schafspelze, deren Aermel bis auf die Erde reichten. Keine andere Nation wohnt bei ihnen, selbst die Juden, die doch überall am Fuße des Kaukasus wohnen, sind in dem höheren Gebirge nicht ansässig; als Kaufleute fanden sich einige in Kyrs, auf welche den Reisenden A. Becker der Dolmetscher mit den Worten aufmerksam machte: „Auch hier treiben sich die Verfluchten herum!"

Die zentrale Gruppe der Kaukasusbewohner wird von einem einzigen Volke gebildet, den Osseten. Obwohl nicht besonders zahlreich, sind sie doch seit langer Zeit der Gegenstand des Studiums gewesen, weil sie das einzige Bergvolk sind, dessen arischer Ursprung unzweifelhaft ist. Ihre Sprache gehört dem medo-persischen Zweige an, und ihre Sitten erinnern merkwürdigerweise häufig an altdeutsche; auch brauen sie ein ganz trinkbares Bier, „Ludi" genannt. Ihr Gebiet erstreckt sich in der Hauptkette vom Adai Choch bis wenig über den Kasbekpaß hinaus; ihrer Religion nach sind sie zum Teil Muhammedaner, zum Teil Christen, auch sollen noch Heiden unter ihnen sein. Sie haben sich mit den Russen gut zu stellen gewußt, was für diese während der Schamylschen Kriege um so wichtiger war, als die einzige Verbindung über das Gebirge zwischen Baku und Taman, die grusinische Heerstraße, durch das Land der Osseten geht. Ihre Gesichtszüge tragen keinen besonders ausgeprägten, ausschließlichen Typus; die Augen sind meist braun mit gefühllos trägem und doch listig beobachtendem Ausdruck. Uebrigens unterscheiden sich auffallend die höheren Stände von den niederen; jene zeichnen sich aus durch eine viel männlichere und edlere Gesichtsbildung, ihre Gestalt ist hoch und schlank, wird oft hünenhaft, ja könnte sogar riesenhaft genannt werden, denn Männer mit 2,13 m Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten; letztere aber sind viel kleiner und ungelenker. Viele Osseten scheren den Kopf und lassen den meist dünnen Bart wachsen. Im allgemeinen stehen indes die Osseten den übrigen Bewohnern des Kaukasus weit nach in

Digitized by Google

Adel der Gestalt und im Ausdrucke der Gesichtszüge. Das weibliche Geschlecht ist ziemlich schwierig zu beobachten, weil die Frauen sich nie in männlicher Gesellschaft zeigen. Uebrigens ist der südliche Kaukasus an schönen Frauen und Mädchen viel reicher als der nördliche. Im allgemeinen haben sie feurig-leidenschaftliche Augen, doch trifft man auch wieder Augen mit vollkommen welkem, apathischen Ausdruck. Das Verhältnis der schönen Frauen zu den häßlichen ist bei den Osseten viel geringer als bei den übrigen Völkerschaften des Kaukasus; wo man aber Schönheit antrifft, ist sie klassisch und entzückt den Beschauer durch ihre Aehnlichkeit mit allgemein bekannten Typen der altklassischen Bildhauerkunst. Die Ossetinnen der Niederungen sind zarter gebaut und kleiner als diejenigen, welche sich in höher gelegenen Gegenden aufhalten, obgleich sie schwerer zu arbeiten haben als letztere, schon in Hinsicht der Herbeischaffung des Feuerungsmaterials. Uebrigens ist die Mehrzahl der Frauen weit entfernt, schön, ja selbst hübsch zu sein, und hat wenig Anziehendes, wozu auch ihre ganze Lebensweise viel beiträgt; sie ersticken fast im Schmutz, ihre Gesichtszüge sind grob und tragen oft einen widerwärtigen Ausdruck von Stumpfsinn.

Von der Lebensweise der Osseten läßt sich etwa folgendes Bild entwerfen: Ihre Kleidung besteht meistens aus einem schmutzigen Hemd aus grober Leinwand mit einem alten, meistens zerrissenen und schmutzigem Rock aus grobem, meist braunem Tuche; fast möchte man meinen, diese Röcke gehen schon alt aus der Hand des Schneiders hervor. Die Füße stecken meist in Schuhen, die aus Bindfaden und Riemen geflochten sind, und fast auf gleiche Weise, wie einst die Römer und Griechen ihre Sandalen an den Füßen festhielten, angebunden sind. Diese Fußbegleitung ist für bergige Gegenden sehr praktisch, da man mit derselben auf den Steinen, sowie auf dem Eise nicht ausrutschen kann; im Winter tragen sie bis an die Kniee reichende Filzstiefel („Dsabrtoe"). Die Hosen („Chalaf") sind im Sommer aus Leinwand, im Winter aus Tuch, die Pumphosen („Salbar") stets aus Tuch verfertigt. Zuweilen tragen sie, besonders im Süden, auch georgische Schuhe („Tsustito"). Eine „Burka" oder ein Mantel aus Pelz mit nach außen gekehrten Haaren („Nümoet"), sowie ein „Baschlik" bilden stets ihre Reisekleidung. Die Reichen kleiden sich ganz so wie die Armen, ja scheinen oft sogar mit ihren zerfetzten Kleidern zu prunken, um dadurch die Gleichheit aller auszudrücken und sich keine Feindschaft zuzuziehen. Das Staatskleid eines Osseten unterscheidet sich sehr von seiner gewöhnlichen Kleidung. Sein Hemd ist dann aus feinem reinen Leinen. Sein enganliegender Rock oder „Beschmet", auf ossetisch „Koröt" und sein Oberrock „Tscherkeska" („Zucha") sind aus feinerem blauen, braunen, gelben, ja selbst roten Tuch, sie reichen bis unterhalb der Kniee und sind auf beiden Brüsten mit Patrontaschen („Pertz", Mehrzahl „Pertzitö") geschmückt; diese Tracht ist sehr kleidsam und steht sehr gut. In jenen ledernen Patrontaschen befinden sich die Patronen, bei den Reichen in silbernen, bei den Armen in neusilbernen und anderen metallenen Hülsen, übrigens dienen sie jetzt meistens nur zum Schmuck. Im enganliegenden Gürtel stecken vorn ein Dolch („Kema") und auf den Seiten je eine oder mehrere Pistolen („Dambadsa"). Den Säbel („Stard") trägt ein über die Schulter gehender Riemen; die Flinte ruht meistens in einer Hülle von Bärenfell oder aus dem Fell eines weißen Ziegenbocks. Auf dem Kopf tragen die Osseten eine cylinderförmige „Papacha" („Hud") aus schwarzem Schafsfell oder eine einfache Filzmütze, die Form beider ist aber der Mode sehr unterworfen. Da viele Osseten einen glattrasierten Schädel haben, so nehmen sie die Papacha nie vom Kopfe ab, auf Reisen dient sie ihnen auch als Kissen. Ihr Hauptstaat sind ihre Waffen und ihr reich mit silbernen Knöpfen verzierter Gürtel („Ron"). Die Säbelklingen sind von äußerst elastischem und dauerhaftem Eisen, so daß sie weicheres Eisen und selbst Steine zerhauen können, ohne der Klinge zu schaden. Geschicklichkeit in Handhabung des Säbels und der Pistole gilt für eine der Haupttugenden des Mannes, und ihre Fertigkeit im Schießen grenzt wirklich oft ans Fabelhafte.

Die Frauen gehen gewöhnlich schmutzig gekleidet, tragen ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes Hemd aus Baumwolle oder Leinenzeug und unter demselben breite

Digitized by Google

Pumphosen aus Kattun oder (im Winter) aus Tuch, letzteres meistenteils von brauner Farbe. An Festtagen tragen sie gern recht bunte Kleider. Ueber dem Hemde ziehen sie eine Art von Schlafrock an, je nach der Jahreszeit aus leichten oder schweren Stoffen, der bis an die Knöchel reicht. Bei der Arbeit heben sie sowohl Schlafrock als auch Hemd in die Höhe, so daß man die Pumphosen bis zu den Knieen sieht. Ihre Fußbekleidung ist meistens die der Männer. Den Kopf bedecken sie bis zu den Schultern mit einem Tuche und verbergen mit demselben ihr Gesicht bis auf die Stirn und Augen, sobald sie einen fremden Mann erblicken. Die Mädchen tragen ihr Haar in Zöpfen geflochten und binden um den Kopf ein schwarzseidenes Tuch, welches einer kugelförmigen Mütze ähnlich sieht. Frauen aus reicheren Familien tragen an Feiertagen teils auf dem Kopfe, teils auf der Schulter lange weiße durchsichtige Schleier. Einigen Mädchen wird der Busen bis zu den Hüften in ein enges ledernes Korsett eingenäht, das, wie man behauptet, bis zu ihrer Verehelichung nicht abgenommen wird. Im Aul selbst und auf der Weide sind die Kinder im Sommer ganz nackt; die Mädchen tragen zuweilen ein viereckiges Stückchen Leinwand, das über den Hüften mit einem dünnen Strick befestigt ist.

Je nach der Oertlichkeit sind die Häuser der Osseten entweder aus Weidengeflecht, das mit Lehm bestrichen ist, oder aus Holz oder endlich aus Stein. In den Ebenen unterscheidet sich die Bauart bedeutend von der in den Schluchten gebräuchlichen. Hier ziehen sich die „Sacklen" (Hütten) an den Bergwänden hinauf, die hinteren Gemächer und das untere Stockwerk sind in die Felsen gehauen; letzteres besteht meistens aus geräumigen Ställen für das Vieh, besonders für das kleinere, wie Schafe, Ziegen u. s. w. Auf den Dächern liegen große Haufen Dünger, der im Frühjahr entweder auf die Felder gefahren wird oder zur Bereitung des „Kisiak", des Heizmaterials, dient. Die steinernen Gebäude bestehen aus Blöcken, ohne Zement aufeinander gelegt. Einem besonderen Stil folgt die Einrichtung der verschiedenen Gemächer nicht, sie sind so verteilt, wie es gerade der Platz erlaubt. In jedem Hause eines vermöglichen Osseten befinden sich außer den Ställen: eine Vorratskammer, das Familienzimmer mit einem in der Mitte desselben befindlichen Herde, auf dem das Feuer nie ausgeht, Zimmer, die als Schlafzimmer oder zu besonderen Zwecken dienen, und endlich das „Kunak"- oder Gastzimmer. Alle Gemächer, außer dem letzteren, sind meist finster und haben keine Fenster; das Licht dringt in dieselben entweder durch die offene Thür oder durch eine über dem Herde befindliche Oeffnung der Decke. Mehl und Getreide befinden sich in der Vorratskammer in dicken ausgehöhlten Baumstämmen, die Getränke in Bocksfellen, woher der kaukasische Wein auch immer einen Bocksgeschmack hat. Am interessantesten ist das Familienzimmer; der Herd in demselben besteht aus einigen Steinen, über denen an einer Kette ein Haken hängt, an welchem ein kupferner Kessel befestigt ist; diese Kette ist eine Art von Heiligtum, und sie aus dem Zimmer zu werfen, gilt für eine tödliche Beleidigung. Um den Herd stehen die Sitzplätze, höhere und niedrigere hölzerne Bänke, an die Wand lehnt ein Kanapee („Tachta") mit einer durchbrochenen Holzlehne an drei Seiten; neben diesem Kanapee steht ein sonderbar geformter Lehnstuhl für den Hausherrn oder für höhere Gäste. Die Tische sind nicht viel höher als die Bänke, die übrigen Möbel sind allerhand Gerümpel. Die Gastzimmer in den Häusern der Reichen sind ebenso möbliert, nur hängen an den Wänden Waffen, Festkleider und Stier- und andere Felle. Der Angesehenste unter den Gästen sitzt und schläft auf dem Kanapee („Suentag"); gleich bei seiner Ankunft wird auf denselben eine Filzdecke oder ein Teppich gebreitet, in einer Ecke des Kanapees liegt eine Menge von Kissen, Decken, Teppichen aufgetürmt, damit er sich's bequem mache. Wenn die Familie zahlreich ist, werden an das Hauptgebäude noch verschiedene Flügel angebaut, die Thüren zu solchen Flügeln gehen stets von Hofe aus; zuweilen bildet sich zuletzt aus einer solchen Agglomeration von Gebäuden eine Art von ziemlich großer Festung; diese hat dann einen festen Turm und Schießscharten. Eine solche Familienwohnung heißt „Galuan". In den ossetischen Dörfern sind oft mehrere solcher Galuan, zuweilen auch nur ein einziger. Zwischen den Galuan winden sich krumme, enge Straßen. Je älter ein Aul ist, desto höher klettern an den Bergwänden die Galuan empor, man hat deren, die sieben, acht, ja vierzehn Stockwerke zählen. Solche Galuan stammen oft aus sehr alten Zeiten.

Das Haupt in jedem Galuan ist der Aelteste des Stammes, in jeder Familie ist es der Familienvater. Die Osseten stehen im Sommer früh, im Winter spät auf, die Frauen, auf denen die Haushaltungsgeschäfte lasten, früher als die Männer. Das erste Geschäft ist, nach dem Vieh zu sehen, welches übrigens die Sommermonate über auf den

Digitized by Google

Weideplätzen unter der Aufsicht eines Knaben oder eines Greises bleibt; zu Hause behält man nur einige Kühe, Schafe oder Ziegen, um die für die Haushaltung nötige Milch zu haben, ein Teil davon wird meistens sofort zu Käse verarbeitet; Brot oder vielmehr Fladen („Tschureck") werden täglich gebacken, nur im Süden bäckt man Brot („Puri") nach Art der Georgier. Die Fladen, die ein europäischer Magen nicht vertragen kann, werden über dem Herde in einer Pfanne, dann noch auf dem Herde in Asche gebacken.

Die Männer nehmen nur während der Saat- und der Erntezeit an der Arbeit teil, die übrige Zeit müssen die Frauen für alles sorgen. Bis auf die Zeit des „Nüchas", der Volksversammlung, verbringen sie die Zeit in dolce far niente. Auch die Nüchas, auf welchen die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden, sind meistens nichts als Klatschversammlungen. Der Ossete ist sehr mäßig. Sein Frühstück besteht aus einem Stück Brot mit Käse oder irgend einem Fleischreste. Sind weder Käse noch Fleisch im Hause, nun, so begnügt man sich mit einem Stück Brot und einem Gläschen Arak oder, in Ermangelung dieses, einem Glas Wasser; von Milch sind sie keine Freunde, Butter essen sie auch nicht, obgleich sie es verstehen, diese zu bereiten. Ihr Mittagessen besteht aus einem in Hammelsfett gebratenen Käsekuchen; außerdem essen sie Hammelfleisch, doch gekochtes, nicht gebratenes, sowie Hammelsuppe mit einer Würze von Knoblauch, Zwiebel oder auch mit einem anderen grünen Gemüse. Fleischspeisen (Kalbfleisch essen sie nie) bilden aber bei ihnen eine Ausnahme. Wird ein Lamm oder ein Ochs geschlachtet, was meistens nur an Feiertagen oder beim Besuche eines Kunaks oder Freundes geschieht, so wird das Fleisch sofort aufgegessen, wobei es dann zum Staunen ist, was der gewöhnlich so mäßige Ossete verzehren kann; mit Vorrat befaßt er sich nicht. Aus Käse bereiten die Osseten einige nicht ganz unschmackhafte, aber schwer zu verdauende Nationalgerichte, z. B. „Dzüka" aus gekochtem, „Wolkei-dzüka" aus gebratenem, „Dübsa" aus in Fleischbrühe gekochtem Käse ꝛc. Beim Mittagessen wird Arak und Bier getrunken, wenn solches von den letzten Festgelagen übrig geblieben ist, was ziemlich selten geschieht. Das Bier ist ein einfacher Malzextrakt ohne Hopfen, ist aber recht schmackhaft. Die übrige Zeit verbringt der Ossete, außer der Zeit der Feldarbeiten im Sommer, in Plaudereien ꝛc.; abends geht er auf das flache Dach seines Hauses, wo sich um ihn seine ebensosehr beschäftigten Nachbarn versammeln, wo dann bei verschiedenen Pfeifen Tabak die öffentlichen Angelegenheiten und die chronique scandaleuse des Orts verhandelt werden. Dann kehrt er in sein Familiengemach zurück, erzählt seinen Frauen erst den Ortsklatsch, dann den Kindern Märchen und geht zuletzt, nach gut ausgefülltem Tage, zu Bett.

Die Frauen dagegen sind schwer geplagte Geschöpfe, die von morgens früh bis abends spät arbeiten und für ihre Arbeit selbst keinen Dank hören. Nachdem sie das Vieh auf die Weide getrieben und das Frühstück bereitet, gehen sie in die Mühle, um das Mehl zu mahlen, dann müssen sie Leinwand weben, sie versorgen die ganze Familie mit Schuhwerk, müssen die Kleider für den Mann und die ganze Familie nähen, — denn für einen Mann gilt es als eine Schmach, eine Nadel in die Hand zu nehmen —, sie weben Tuch, walken Filzdecken ꝛc.; denn die Ossetinnen sind nicht allein die Familienmütter, sondern auch die Schneiderinnen, Weberinnen, Schuhmacherinnen, Nähterinnen für die Ihrigen, welche Künste ihnen besonders bei ihrer Verheiratung hoch angerechnet werden; für eine gute Goldstickerin zahlt der Mann — denn auch hier bekommen die Frauen keine Mitgift, sondern der Mann muß einen „Kalym" zahlen — eine besonders hohe Summe.

Eine der Hauptpflichten der Osseten ist die Gastfreundschaft, die heilig gehalten wird. Kommt ein Fremder in einen Aul, so hält er vor dem Haus, in welchem er zu übernachten beabsichtigt, dann reitet er in den Hof hinein, um dort die Einladung des Herrn abzuwarten. Erfolgt diese, so steigt er vom Pferde und geht hinter dem Hausherrn in das Kunak- oder Gastzimmer; sobald er dieses betreten hat, ist er in demselben der Herr, doch erlaubt es der Anstand nicht, in die Zimmer, wo die Frauen sind, zu gehen. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Gast und Hausherrn und den übrigen Familiengliedern desselben sind fein und gebildet, selbst bei den einfachen Bauern; man hat oft schon bemerkt, daß die Bewohner des kaukasischen Hochlands, besonders aber die Osseten, sich bald in die Umgangsformen der höheren Stände hineingewöhnen.

Da die Osseten meistens sehr arm sind, so dient den neugeborenen Kindern oft die Krippe im Stalle als Wiege. Den Namen erhält das Kind von demjenigen, welcher ihm das erste Hemd schenkt, oder derjenigen, die es ihm näht. Nachdem es den Namen erhalten, wird es, wenn es ein Knabe, in ein fremdes Haus zur Erziehung übergeben, und sieht seine Mutter nicht vor seinem siebenten Jahre. Sobald er sechs Jahre voll-

Digitized by Google

endet hat, führt der Erzieher („Atalyk") denselben in das Elternhaus zurück. An diesem Tage findet in letzterem ein Fest statt, und Erzieher und Amme erhalten vom Vater ein ziemlich bedeutendes Geldgeschenk; deswegen hat sich diese Sitte auch nur bei den Reichen erhalten. Sobald der Knabe in das Elternhaus zurückgekehrt ist, muß er anfangs die Herde auf die Weide treiben und lernt praktisch vom Vater den Ackerbau, die Viehzucht, Handhabung der Waffen und andere nötige Künste. Ist kein Vater oder keine Mutter mehr da, so ist der Knabe sofort eigener Herr und man kann sich denken, daß nicht jeder wohl geratet. Hat der Sohn sechzehn bis siebzehn Jahre erreicht, so kauft ihm der Vater ein mindestens zwölf bis dreizehn Jahre altes Mädchen zur Frau. Die Trauungsfeierlichkeiten sind sehr interessant, jedoch sehr kompliziert, desgleichen die Begräbnisfeierlichkeiten; eine Hauptrolle dabei spielen die bezahlten Klageweiber.

Die westliche Gruppe der Bergvölker umfaßt die Stämme, welche auf der Südseite des Kaukasus etwa bis zur Höhe des Elbrus, auf der Nordseite jedoch weiter östlich, bis in die Gegend von Wladikawkas wohnen. Sie teilen sich in die zwei großen Stämme der Adyche oder Adighe und der Asega oder Abchasen, welche beide wieder zahlreiche Unterabteilungen besitzen. Die Adighe werden von den Türken Tscherkessen, von uns nach deren Vorgange Cirkassier oder, da sie die Kabardah bewohnen, auch Kabardiner genannt. Speziell umfaßt der Stamm der Adyche folgende Völker: die Abadsechen am Nordabhange der Kaukasuskette in den Thälern der in den Kuban fallenden Flüsse Schaguasche (Belaja), Laba, Pschisch, Pssekups, Wuanobat und Ssup; die Schapssugen und die Natkuadsh oder Natuchaizen in den Gebirgen und den der Festung Anapa angrenzenden Ebenen; die Kabardiner, die Bewohner der Großen und Kleinen Kabardah. Die Große Kabardah liegt zwischen den Flüssen Malka und Terek und stößt im Süden an das Gebiet der Osseten. Die Kleine Kabardah nimmt das rechte Ufer des Terek bis zu den Vorbergen des Kaukasus und zur Sundscha ein; die Beßlenei im Kubanbassin, auf dem von den Flüssen Fers, dem großen und kleinen Tegen und Woarp bewässerten Lande; die Mochosch im Gebiete der Bäche Tschechuradsh, Belogiak und Schede; die Kemgui und Temirgoi zwischen dem Kuban und dem unteren Laufe der Laba und Belaja; die Chatiukai zwischen den Flüssen Belaja und Schisch; die Bsheduchen in den Ebenen der Flüsse Pschisch und Pssekups; die Shan oder Shanejewzen auf der Insel Karabukan, welche von zwei Armen des Kuban-Flusses eingeschlossen wird. Der Name Adighe ist also nur ein Kollektivbegriff für alle diese Stämme, welche von keinem gemeinschaftlichen Bande umschlossen waren, verschiedene Dialekte und Sitten hatten und in unaufhörlichen Fehden untereinander lebten; sie bewohnten einst das Gebirge von Taman bis in die Höhe von Pitzunda und das nördliche Vorland bis über den Kuban hinaus. Ihre Unterwerfung erforderte eine lange Reihe von Kriegen gegen die einzelnen Stämme, ein Zusammenhalten derselben gegen den gemeinschaftlichen Feind fand fast nie statt; vollständig wurde ihre Besiegung im Jahre 1864, allein es begann von diesem Zeitpunkte an eine unaufhaltsame Auswanderung nach der Türkei und 400000 Tscherkessen verließen ihr Vaterland, welches jetzt meist wüste liegt. Ihre Sitten sind sehr verschieden geschildert worden; während einige sie als Freiheitshelden malen, heben wieder andere ihre große Vorliebe für das Gut des Nächsten hervor; festzustehen scheint, daß sie mit großer Raublust doch eine mittel-

Digitized by Google

alterliche Ritterehre und Treue verbinden. Das Volk der Kabardiner, welches im frühen Mittelalter christlich war, später aber zum Islam übertrat, gilt noch jetzt als das ritterlichste von allen; ihre Sitten sind für einen großen Teil des Kaukasus maßgebend gewesen, und ihre Tracht ist fast im ganzen Lande angenommen worden, selbst von den Kosaken, ihren Nachbarn am Kuban und Terek. Mit den Russen haben die Kabardiner meist in gutem Einverständnis gelebt, und ein kühner Versuch Schamyls, die Kabardah in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen hereinzuziehen, ist gescheitert.

Das zweite Volk, welches den Tscherkessen sinnesverwandt, aber sonst als träge und unzuverlässig geschildert wird, sind die Abchasen, welche die Tsebelda, sowie den Küstenstrich zwischen Pitzunda und dem Ingur, dessen östliche Hälfte Zamurzachan genannt wird, bewohnen; sie umfassen folgende Völker: die Ssadsen oder Dshigeten; die Abßne oder Abschasen, die Sambal oder Zebeldiner auf der Südseite des Hauptgebirges, im Westen der Mingrelier; die Barakai, die Bag, die Schegerai-Tam, die Kisilbek, die Baschilbai, die Basschog auf der Nordseite der Bergkette, am Ursprunge der Flüsse Kchods, Urup, der kleinen und großen Laba und des großen Selentschuk; endlich die Ubychen am Südabhange des Hauptgebirges, zwischen den Natuchaizen und den Dshigeten. Die Abchasen, etwa 125 000 an der Zahl, haben sich der Auswanderung nicht angeschlossen und sollen Christen sein; übrigens darf man bei den Bergvölkern überhaupt das Vorhandensein von Kirchen und Priestern nicht immer als Beweis dafür ansehen, daß das Volk wirklich dem Christentume anhänge.

Die eigentliche Religion der Abchasen ist ein Gemisch von Heidentum, Muhammedanismus und Christentum. Im 6. Jahrhundert wurde bei den Abchasen das Christentum eingeführt. Als die Türken das Land eroberten, wandten sich die Bewohner dem Islam zu; doch konnte dieser die christlichen Erinnerungen nicht völlig verwischen. So enthalten sich die abchasischen Muhammedaner nicht des Genusses von Wein und unreinen Tieren und feiern sogar einige Feste gemeinschaftlich mit den Christen, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und andere; für die Christen dagegen ist hier das Bairamfest ebensogut ein Fest wie für die Anhänger des Islam. Zur Zeit der großen Fasten und des Festes Ramasan fasten sie alle zusammen, um einander kein Aergernis zu geben. Die Anhänger beider Religionen verehren aber echt heidnisch noch heilige Haine und fürchten sich vor Berg- und Waldgeistern. Durch allerlei kleine Opfergaben, welche sie nach alter Gewohnheit, aber heimlich, darbringen, suchen sie sich die Gunst derselben zu erhalten.

Die Abchasen unterscheiden sich durch ihre schmalen Gesichter und seitwärts zusammengedrückten Köpfe, kurzes Untergesicht, hervorstehende Nasen und dunkelbraune Haare von allen benachbarten Völkern. Sie sollen nicht das lebhafte Temperament der Tscherkessen besitzen und gelten für weniger mutig und kriegerisch als jene; nur wo sie sich in entschiedener Mehrzahl befinden, greifen sie den Feind an. Sie sind aber ebenso räuberisch und diebisch wie jene. Uralte Bewohner des Kaukasus und vorzeiten wohl im Besitz eines großen Gebiets, wurden sie durch die Tscherkessen zurückgedrängt, und sind durch zahlreiche Kämpfe mit diesen, mit den Russen und Türken, sowie durch den von ihnen einst schwungvoll betriebenen Sklavenhandel, sehr zusammengeschmolzen. Die Frauen spielen, wie im ganzen Morgenlande, bei ihnen eine ganz untergeordnete Rolle; sie sind kaum mehr als die Sklavinnen des Hauses. Man findet unter ihnen viele Schönheiten, besonders unter den besseren Ständen und in früher Jugend. Berichte über die Sklavenmärkte geben an, daß die Abchasierinnen, was Schönheit anbelangt, nach den Tscherkessinnen den ersten Rang eingenommen haben. Erst unter ihnen standen im Preise die Imeretierinnen und Georgierinnen.

Die Kleidung der Abchasen ist beinahe dieselbe wie die der Tscherkessen, und ihre Dörfer und Wohnungen zeigen sehr geringe Abweichungen von den tscherkessischen. Die

Digitized by Google

abchasischen Häuser sind aber nicht reihenweise aneinander gebaut und von einem gemeinschaftlichen Hof umschlossen, sondern liegen einzeln im Walde zerstreut. Sie haben ein kleines Gehöft und sind zur Sicherheit von einem gemeinschaftlichen Zaun umgeben. Die Familie wohnt mit den Haustieren zusammen, hat aber für den Fremdling ein eigenes Gastzimmer. Statt des Ofens dient ein Kamin von Flechtwerk mit Thon beschlagen; aus denselben Materialien bestehen auch die Wände. Ein langes Sparrendach, mit Kräuterstengeln und Gras bedeckt, schützt vor Regen. Das Lager ist eine Art Diwan mit Filzen und Polstern auf einem hölzernen Gestell. An den Wänden der Hütte hängen Pelzwerk, Kleidungsstücke und bunte Matten, welche sie selbst aus Stroh verfertigen, und ihre Waffen.

Fassen wir zum Schlusse die Gesamtheit der heutigen Kaukasusbewohner ins Auge, so dürfen wir sagen: Die kaukasischen Stämme besitzen im allgemeinen zu vielen natürlichen Verstand, um blinde religiöse Fanatiker zu bleiben; die Lehre Muhammeds hat trotz der Predigten ihrer Imame und ihrer Sendboten keine tiefe Wurzeln geschlagen, selbst nicht in der Tschetschnia und in Daghestan. Nicht aus blindem Gehorsam gegen Schamyl, noch aus Haß gegen die Giaurs, noch aus Raublust, sondern aus Liebe zur Unabhängigkeit haben sich die Tscherkessen, Tschetschenzen u. a. so lange gegen die Russen gehalten. Viele Stämme im Innern der Berge sind noch Heiden, doch bricht sich das Christentum, wenn auch nur langsam, bei ihnen Bahn. Edel und stolz, selbst in seiner oft zerlumpten Tracht, seiner zerzausten Pelzmütze und zottigen Burka, ist der Bergbewohner voll Anstand, bewegt er sich einfach, und untadelhaft sind seine Manieren; seine Kleidung ist geschmackvoll und hübsch verziert, seine Gesänge und Lieder sind voll Poesie. Die Liebe zu seinem Pferde ist bei ihm oft höher als die Liebe zum Weibe, welch letzteres in der schmachvollsten Abhängigkeit lebt.

Der Kaukasus war von den ältesten Zeiten an die große Landstraße der Völkerwanderung von Asien nach Europa und umgekehrt. Jedes der durchwandernden Völker hat hier einen Teil seiner nomadisierenden Bevölkerung zurückgelassen, deren Spuren sich allmählich fast zur Unkenntlichkeit verwischt haben, sicher jedoch auf die Charaktereigentümlichkeiten der heutigen kaukasischen Völker nicht ohne Einwirkung geblieben sind.

Schlußbetrachtungen.

Unsere Wanderung durch die mannigfaltigen Völker des asiatischen Kontinents hat uns bis hart an die Schwelle unseres eigenen Erdteiles Europa geführt, welcher der Wohnsitz der gebildetsten Menschen geworden ist. Hier machen wir Halt, müssen wir Halt machen, denn hier hört die „Naturgeschichte" des Menschen auf, um in „Kulturgeschichte" überzugehen. Freilich vollzieht dieser Uebergang sich nicht schroff. Die Natur liebt keine Sprünge: natura non facit saltus; wie allerwärts findet auch hier ein ganz allmähliches Verschmelzen der verschiedenen Gesittungsstadien statt. Im äußersten Osten unseres Erdteiles, dort, wo er einerseits an die eben geschilderten kaukasischen Bergvölker, andererseits an die Nomaden Sibiriens und des Hochnordens grenzt, leben allerdings noch einzelne Stämme, welche einen Anspruch

auf Schilderung in diesem Buche erheben könnten, wenn sie in ihren Sitten und Anschauungen eine wesentliche Verschiedenheit von ihren asiatischen Nachbarn zeigten. Es sind dies zum Teil versprengte, zum Teil schon von fremdem Volkstume umflutete Glieder der mongolischen und türkischen Völkersippen, die hier meist noch ein in ethnischem Sinne kümmerliches Dasein fristen und von der fortschreitenden Kulturbewegung wie von dem unaufhaltsam sich vollziehenden Amalgamierungsprozeß auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Gleichwie die nordische Tundra sich diesseits des niedrigen Uralgebirges erstreckt, zieht auch im nördlichen Rußland der Samojede auf seinem Rentierschlitten umher, westlich bis an den Tscheßkajabusen des Eismeeres, einerseits über das Weiße Meer hinweg den Lappen auf der großen Halbinsel Kola, andererseits im Süden an den Ufern der mächtigen Petschora den vorgeschobensten Posten der Syrjänen die Hand reichend. Sicherlich hatte dermaleinst den ganzen Nordosten Europas die weitverzweigte Familie der Finnen inne, welche gegenwärtig noch in ihren einzelnen Gliedern über einen weiten Raum verbreitet erscheint. Denn zu dem finnischen Völkerzweige, der gleich den Samojeden zur großen Gruppe der Uralier zählt, gehören sowohl die Ugren und Bulgaren als die Permier und Finnen im engeren Sinne. Nur die letzteren stellen indes heute noch, und zwar hauptsächlich in dem nach ihnen benannten Großfürstentum Finnland, ein kompaktes Volkstum dar; die übrigen erscheinen in unglaublicher Weise zersplittert. Von den Ugren hausen bloß noch 7000 Wogulen im nördlichen Ural, im mittleren und südlichen Ural die zahlreicheren Baschkiren (800 000 Köpfe), nebst den Meschtscherjäken und Teptjären, die zusammen wohl an 200 000 Köpfe zählen. Nicht in zusammenhängenden Massen, sondern in mehr oder minder starken Fragmenten sitzen diese Stämm dicht neben anderen inmitten des sie umgebenden und allmählich verschlingenden Russentums, in Kultur oft noch tief unter diesem, aber ihm doch sichtbar nachstrebend. Nur ein Zweig der Ugren, die Magyaren, welcher in dem fernen karpathenumflochtenen Becken der Donau und Theiß eine neue Heimat gefunden, ist in demselben zu dem Range einer Nation mit den meisten Merkmalen eines Kulturvolkes emporgestiegen. In

Musizierender Bulgare.

Digitized by Google

tausendjähriger Berührung und Vermischung mit dem umgebenden arischen Blute haben sie längst die rohen, nichtssagenden Gesichtszüge ihrer einstigen Stammverwandten abgestreift und sich körperlich zu einem prächtigen Menschenschlage entwickelt, an welchem hauptsächlich bloß die Sprache an die Zusammengehörigkeit mie den so weit zurückgebliebenen Wogulen und Ostjaken erinnert. Auch die übrigen Glieder der östlichen Finnen haben keine Kulturlorbeeren noch errungen. Da sind die bulgarischen Tscheremissen, welche, 200000 Köpfe stark, in den russischen Gouvernements Kasan und Wjatka an der linken europäischen Seite der Wolga den Acker bestellen, die gleichfalls ackerbauenden und bienenzüchtenden Mordwinen (700000 Köpfe) und fast ebenso zahlreichen Tschuwaschen, welche, obzwar Bulgaren der Abstammung nach, doch die türkische Sprache der sie umgebenden sogenannten kasanschen Tataren angenommen haben. Ein Zweig der kriegerischen Bulgaren zog im 5. Jahrhundert unserer Aera gegen Südwesten, gegen den Don und Dnjepr, eroberte schließlich Mösien an der unteren Donau und errichtete dort ein Reich inmitten der altangesessenen Slawen, in welchen die Bulgaren in Bälde völlig aufgiengen, sowohl in Sprache wie in Typus. Im Tausche für ihre nationale Selbständigkeit hinterließen sie den Unterworfenen ihren Namen; die heutigen Bulgaren auf der Balkanhalbinsel, ein fleißiges, intelligentes, sangesfreudiges Volk, sind Slawen in Sprache wie in Erscheinung, und es bedarf des Tasterzirkels des Kraniologen, um an ihren Schädeln Reminiszenzen an das ehemalige Finnentum zu konstatieren. Diesem nämlichen Prozesse des Aufgeschlürftwerdens unterliegen auch die Permier, nämlich sowohl die eigentlichen Permjäken als die Syrjänen und Wotjäken, die alle schon Ackerbau treiben; in geringem Grade, weil eine dichte Volksmasse darstellend, die eigentlichen Finnen in Finnland, welche es auch längst zu einer ansehnlichen Kulturhöhe gebracht haben, während ihre Verwandten, die Esthen und Liven, in den nach ihnen benannten Ostseeprovinzen schon sehr

Krimsche Tataren.

beträchtlich zusammengeschmolzen sind. Den zum Teil nomadischen Lappen endlich macht ihr Gebiet im unwirtbaren äußersten Norden Europas niemand streitig.

Neben diesen verschiedenen Zweigen der finnischen Völkerfamilie hausen auch türkische Stämme in unserem Erdteile. Da sind nicht bloß die Osmanli, welche sich auf der Balkanhalbinsel zu politischen Herren über Bulgaren und Serben, Albanesen und Griechen aufgeschwungen hatten und erst in unseren Tagen ihre Macht auf bescheidenere Grenzen eingeengt sehen, da giebt es auch noch im südlichen Rußland die Ueberreste des einst mächtigen Tatarenreiches Kyptschak an der Wolga. Diese Tataren leben in einer Anzahl von einer Million in den Gouvernements Orenburg, Kasan, Samara, Stawropol und den umliegenden Gegenden; selbst in der Halbinsel der Krim wohnen Tataren, welche übrigens durchaus auf dem Kulturniveau ihrer russischen Umgebung sich bewegen.

Bauernmädchen aus dem Gouvernement Cherson.

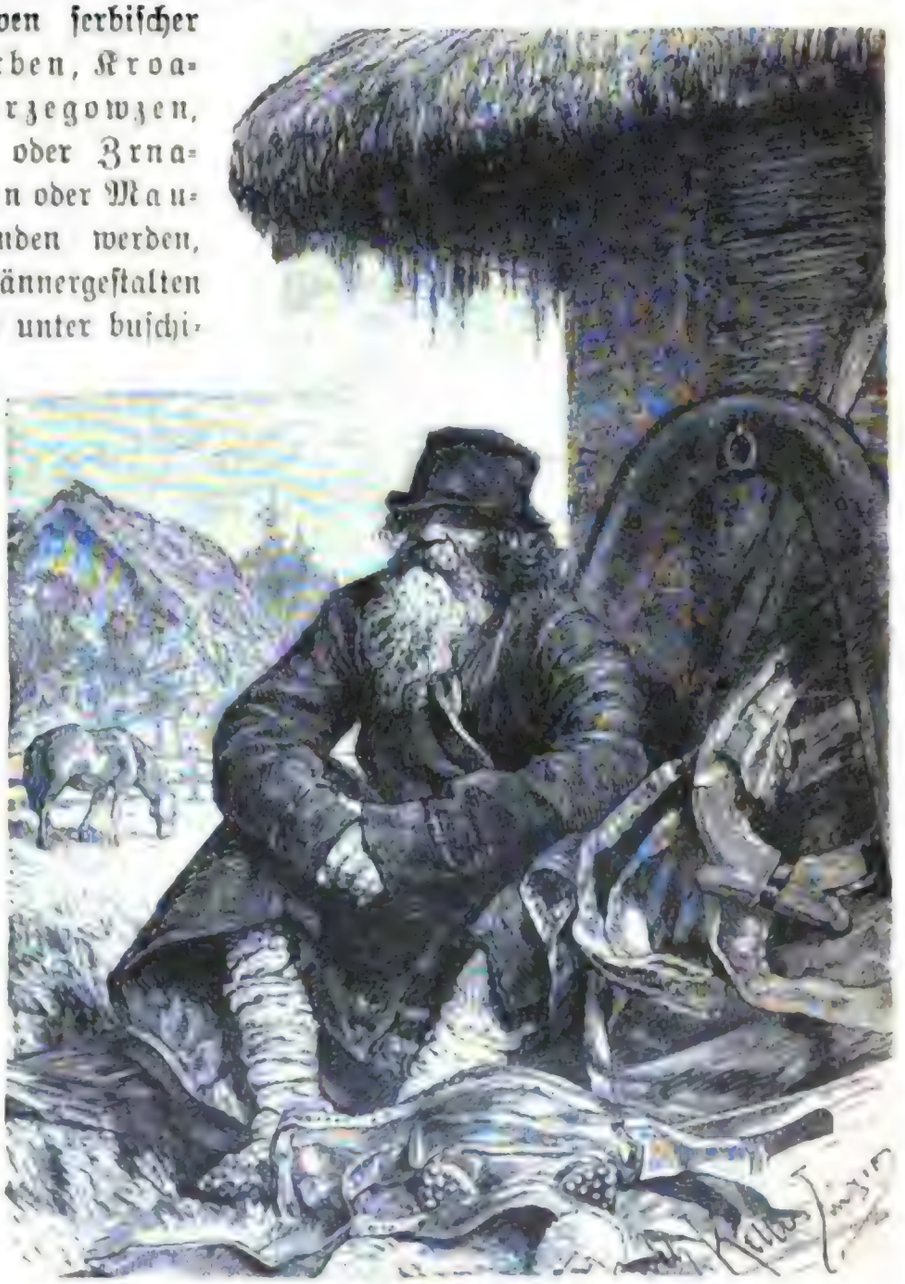
Sehen wir von den Osmanen in den Hämosländern ab, so liegt die große Mehrheit der aufgezählten Volkselemente im Banne der russischen Welt, welche ihrerseits nur ein Glied, freilich das mächtigste, der großen Slawenfamilie ist. Mit den im Westen und Süden wohnenden Romanen und den Zentraleuropa nebst dem Norden einnehmenden Germanen bilden die Slawen eine der Hauptabteilungen der arischen Völkergruppe, welche in Europa derart den überwiegenden Teil der Gesamtbevölkerung ausmacht, daß die übrigen allophylen Elemente daneben kaum in Betracht kommen. Die europäischen Arier sind es vornehmlich, welche die höchste Stufe menschlicher Gesittung erklommen, sie stehen auf der obersten Spitze der Pyramide, welche von der Basis der rohesten Naturmenschen durch die mannigfachen Schichten der Halbkultur sich aufbaut und in dem gipfelt, was wir „Zivilisation“ nennen und uns als die duftendste

Blüte der Kultur gilt. Auf jenen von der unendlichen Mehrzahl der Völker unerreichten Höhen ringen Romanen und Germanen um die Palme; die Slawen, als die jüngsten, am spätesten in die Reihe der geschichtlichen Nationen eingetreten, stehen vorerst noch etwas abseits und haben es in ihren verschiedenen Gliedern auch noch zu keiner einheitlichen Gesittung zu bringen vermocht. Die Natur des von ihnen bewohnten Bodens trat vielfach hemmend dazwischen. Die unermeßlichen Flächen des ungegliederten europäischen Ostens sind eher der Stagnation als der Entwicklung günstig; daher denn auch von den 90 Millionen Slawen die weitaus größere östliche Hälfte, ungefähr 63 Millionen, welche die große sarmatische Tiefebene bewohnen, hinter den westlichen Stammesbrüdern an Gesittung merklich zurücksteht. Auch hat diese östliche Slawenhälfte, namentlich das Volk der Großrussen, manche Beimischungen fremden Blutes erlitten, weshalb man auch in ihnen ein nur slawisiertes, im Grunde genommen aber finnisches oder mongolisches, also nicht arisches Volk hat sehen wollen, welches auf den Namen Russen überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter" zu bezeichnen sei. Im Gegensatze zu diesen Moskowitern seien die Kleinrussen oder Ruthenen, deren Gesamtzahl sich auf etwa 14½ Millionen Köpfe beziffert, echte Slawen, die wahren „Russen". Diese absurde Theorie ist heute längst widerlegt und dabei gezeigt worden, daß Groß- und Kleinrussen beide Zweige eines und desselben Stammes sind. Alles was sich sagen läßt, ist, daß der Slawismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie im Osten abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden Bestandteilen intensiver wird. In Rußland hat das Slawische alles Fremde des Finnentums völlig überwunden. Dies beweisen klar und deutlich die durchaus arischen Volksmärchen oder „Skazki" der Großrussen, dies zeigt endlich ihre körperliche Beschaffenheit, der Adel der Gesichtszüge. Man vergleiche unsere Schnitterin aus dem großrussischen Gouvernement Orel mit dem Bauernmädchen aus dem kleinrussischen Gouvernement Cherson oder unseren

Theetrinkender Ruthene.

Digitized by Google

großruſſiſchen Fuhrmann mit dem ruthenischen Theeſchlürfer — man wird ſtets den nämlichen Typus erkennen. Mag derſelbe nun zweifelsohne jenem der Weſteuropäer in Kraft des Ausdruckes nachſtehen, ſo werden wir ihm doch die Anerkennung lieblicher Schönheit beim weiblichen Geſchlechte, edler Geſtaltung bei den Männern nicht verſagen dürfen. Ja, bei den ſogenannten Südſlawen, worunter die Slawen ſerbiſcher Zunge, alſo die Serben, Kroaten, Bosnier, Herzegowzen, Montenegriner oder Zrnagorzen, Morlaken oder Maurowlachen verſtanden werden, ſind ideal ſchöne Männergeſtalten mit blitzenden Augen unter buſchigen Brauen durchaus keine Seltenheiten. Dieſe ariſchen Slawen ſind nun das uferloſe Meer, in welchem die zerſprengten Diaſpora aſiatiſcher Völkerſchaften auf europäiſchem Boden verſinken, Glauben und Nationalität vergeſſend. Dieſer große ſlawiſche Völkerbrei iſt nun freilich noch kein Kulturvolk wie die Germanen oder die Romanen; zweifelsohne aber haben die Slawen das Recht, ein Kulturvolk zu werden und es auf ihrem eigenen Wege zu werden. Bisher ſtehen ſie auf den Schultern des Weſtens, die Kultur, welche ſie beſitzen, haben ſie von ihren Nachbarn gelernt, entnommen; aber dieſen iſt es ſeiner Zeit nicht anders ergangen. Das jüngſte Glied des geſchichtlichen Ariertums hat die Hoffnung, ſeine gealterten Brüder zu überleben und dereinſt die Zukunft zu beherrſchen.



Fuhrmann aus dem Gouvernement Orel.

Germanen und Romanen ſind die wahren Kulturvölker im eigentlichſten Sinne. Sie fallen gänzlich aus den Rahmen unſerer Betrachtung heraus. Wie hoch ſie auch indes geſtiegen, ſie ſind ſeiner Zeit aus einem ganz ähn-

lichen Völkergemische hervorgegangen, wie wir es jetzt noch im slawischen Osten beobachten können. Diese Zeiten liegen weit hinter uns; nichtsdestoweniger bleibt es unumstößliche Wahrheit: der reine, unvermischte Arier ist in Europa überall eine Mythe. Ganz abgesehen von jenen urgeschichtlichen Völkern unbekannter Nationalität, deren Hinterlassenschaft sich in Gestalt primitiver Geräte aus Knochen und Stein, gigantischer Denkmäler (wie Dolmen, Cromlechs, Hünenbetten und Riesenwällen), endlich unzähliger Leichenfragmente über unseren Erdteil zerstreut hat, wissen wir von Iberern und Ligurern im Südwesten und Westen, von den Finnen im Norden und Nordosten Europas, und alle diese vorarischen Völker haben sich in einzelnen Bruchteilen bis auf die Gegenwart erhalten oder sind wenigstens in den heutigen Nationen noch deutlich erkennbar. In den westlichen Pyrenäen wohnt jetzt noch dies- und jenseits der Berge das rätselhafte Volk der Basken, dessen Sprache, das Euskaldunak, jeglichen Klassifizierungsversuches spottet. Die alten Ligurer leben heute noch sichtbar in den Bevölkerungen am Nordgestade des Mittelmeeres fort, während der älteste Zweig der arischen Einwanderer, jener der Kelten, in die entlegensten Winkel, in die Bretagne, das Fürstentum Wales, einige Inseln der Irischen See, die schottischen Hochlande und das westliche Irland, sich zurückgedrängt sieht. Aus der Verbindung aller dieser Elemente, welchen der Lauf der Geschichte noch gar manche andere beigesellte, sind die jetzigen romanischen Nationen, die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen, erwachsen; in den Deutschen rollt gar manches Tröpfchen Slawenblut, nicht bloß im Norden, sondern auch im Südosten und Süden, bis nach Bayern und Württemberg. Innerhalb des österreichischen Kaisertums ist vollends von reinem Deutschtume keine Rede. Auch die nordischen Germanen sind überall mehr oder weniger mit allophylen Elementen durchtränkt, so die Skandinavier, am meisten aber die meergebietenden Briten. Nur auf der abgelegenen Feuerinsel Island ist Germanentum in unverfälschter Blutreinheit, aber damit Hand in Hand gehender geistiger

Griechin.

Verſumpfung zu finden. Selbſt das Volk, welches der Nachwelt für alle Zeiten das Ideal des Schönen geſchenkt, die Hellenen, waren ſchon in den älteſten Epochen ihrer Geſchichte dem illyriſchen Urvolke der Pelasger aufgepfropft, neben welchem ſich an den Küſten des Aegeiſchen Meeres Kilikier, die kleinaſiatiſchen Lykier und Karer niedergelaſſen hatten. Alle illyriſchen Völker ſind untergegangen mit Ausnahme eines einzigen Reſtes, welcher ſich ſelbſt Skypetaren, d. h. Bergbewohner, benennt, bei den umwohnenden

Gitanas aus Andaluſien.

chriſtlichen Völkern der weſtlichen Balkanländer aber den Namen der Albaneſen und bei den Türken den der Arnauten führt. Auch in ſpäteren Tagen iſt derſelbe nicht ohne Einwirkung auf die Hellenen geblieben. Sind ſchon die hiſtoriſch auftretenden Bewohner der griechiſchen Landſchaften ein Produkt ſtarker Völkermiſchungen geweſen, ſo erſcheint vollends der heutige Neugriechе — Romäer nennt er ſich ſelbſt — dem alten Hellenen gegenüber als Miſchling mit ſtarken Infuſionen albaneſiſchen und beſonders ſlawiſchen Blutes, wenngleich er ethnologiſch dennoch ſein wahrer Nachkomme iſt, wie ſeine Sprache und vielfach auch ſeine Sitten beweiſen.

So lauft denn das Ergebnis dieser flüchtigen Umschau darauf hinaus, daß die höchste Gesittung nicht den Völkern größter Blutreinheit, sondern vielmehr jenen eigen ist, welche einer glücklichen, harmonischen Vermengung verschiedener Elemente ihren Ursprung verdanken. Unsere Wanderung durch die Menschenstämme der vier anderen Weltteile hat diese Wahrheit schon sattsam ins Licht gerückt. Die Blutreinheit ließ sich stets nur durch Isolierung bewahren, und diese unnahbaren, reinen Stämme haben wir stets auch auf der

Jude aus dem Gouvernement Cherson.

untersten Stufe der Barbarei befunden. Die Erhebung zu gesitteteren Zuständen ist immer mit bald größerem, bald geringerem Aufgeben der starren Nationalität verknüpft. Weder die Chinesen noch die Japaner, die höchsten der von uns gemusterten Völker, vermochten sich trotz strenger Absperrung nach außen gegen ethnische Beeinflussungen im Innern zu verschließen. Noch weniger war dies bei den halbgesitteten Völkern Hinterindiens und selbst Vorderindiens der Fall, wo sogar das durchgebildete Kastensystem dem Eindringen fremden Blutes in das edle arische Volkstum nicht zu wehren vermochte und daher zahlreiche Mischkasten entstanden. Das schlagendste Beispiel, daß Blutreinheit keine Staffel zu gesteigerter Kultur bildet, schauen wir in Europa selbst an zwei Völkern, welche in unbestrittener Stammesechtheit mitten unter uns leben: an den Zigeunern

und den Juden. Die Zigeuner, echte Arier, deren Ahnen die Dschat im Pendschab, sind das Prototyp des Nomadentums und haben sich mit der nämlichen Zähigkeit erhalten wie der Jude; sogar die Reinheit seiner Sprache, des Rom, hat der Zigeuner bewahrt, während er sich überall unter die Ansässigen mischt. Wie der Jude dem Handel, hat er sich gewissen Gewerben zugewandt, die er fast ausschließlich betreibt. Wo er gegen seine Umgebung sich weniger abschließt, steigt er rasch an Gesittung. Die Gitanos in Spanien überragen nicht nur an Geistesstärke, sondern auch an leiblicher Grazie ihre Stammesbrüder im östlichen Europa. Trotz ihrer geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie sind aber die kulturellen Leistungen der Zigeuner im allgemeinen geringe geblieben. Nur ein einziger bedeutender Schriftsteller ist aus ihrer Mitte hervorgegangen: der große Mystiker und Bußprediger John Bunyan zur Zeit Jakobs II. Unvergleichlich weiter haben es die Juden gebracht. Aber auch an ihnen bewahrheitet sich das Gesetz, daß das starre Festhalten an der Reinheit des Stammes der Kulturentwicklung nicht förderlich ist. In Ungarn, in Galizien und Polen, sowie im südwestlichen Rußland treten die Juden als kompaktes Volkselement auf und ein Festhalten ihrer Nationalität fällt ihnen dort nicht schwer. Nirgends stehen sie aber kulturell tiefer, nirgends sind sie mehr umnachtet von düsterem Aberglauben und finsterem Fanatismus als eben dort. Je weiter wir westwärts rücken, desto mehr schwinden sie an Kopfzahl, desto mehr heben sich ihre Gesittungszustände. In unseren Ländern, wo die Schranken gefallen, welche den Mensch vom Menschen trennten und Blutsvermischungen zwischen ihnen und ihrer nichtsemitischen Umgebung keine Seltenheiten mehr sind, haben auch sie die höchste Stufe der Zivilisation erklommen und nehmen in derselben oft wohl auch leitende Stellen ein.

Eine „Naturgeschichte" der europäischen Völker müßte nach dem Gesagten notwendig sich in eine Ethnogenie derselben verwandeln. Erst wenn wir die Elemente genau kennen, aus welchen die Kulturnationen der Gegenwart zusammengesetzt sind, erst wenn wir diese Elemente genau studiert haben, sind wir in der Lage, für eine ethnographische Beschreibung der heutigen Europäer die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Diese Beschreibung wird dann aber keine bloße „Naturgeschichte" mehr sein können, sie wird vielmehr auch alle jene Momente berücksichtigen müssen, welche das gesamte Kulturleben dieser Völker ausmachen. Auf dem unermeßlichen Gebiete, wo die Ethnographie in die Kulturgeschichte übergeht, erkennt man indes zur Zeit erst unbestimmte Umrisse, schwankende Gestalten. Diese festzuhalten, ihnen Körper und Wesenheit zu verleihen, bleibt noch eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft.

Digitized by Google

Register.

Die römischen Ziffern bedeuten den Band, die arabischen die Seitenzahlen.

A.

38
, 251, 252
351
II, 640
209, 224
I, 227
I, 227
12
r Wapanachki
er Absega II,
ff.
I, 258 ff.
13
153
205
Akkoa II, 131
0
chasen
II, 227
, 209
II, 364
. 251, 252,
s. Kodoi
353 ff.
2
11
yche
2
Jubi II, 145
nsulaner I,
s. Jukagiren
624
185
2
364
, 130
4
41
ighe II, 640
318
I, 540 ff.
asse II, 1

Aethiopisch oder Gheez II, 259
Afer I, 245
Afghanen II, 408, 426 ff.
Afo II, 185
Afridi II, 429
Agapiko I, 397
Agau oder Agow II, 248, 249
Aggi II, 526
Aghori oder Aghor-Pants II, 456
Aglegmiut I, 253
Agmegue od. Ganeagaono I, 310
Agulmiut I, 253
Ahaggar oder Hoggar II, 275
Ahir II, 444
Ah-tena oder Atna I, 274
Ahtindianer I, 284 ff.
Ahusaht I, 287
Ajawa II, 93
Aimak II, 597
Aino oder Kurilier I, 231, II, 560, 561, 571 ff.
Aisoren II, 399
Ait Amehr II, 289
Akadier I, 486
A-kampa II, 43
Akâreb II, 351
Ak Atabai oder Tchoni II, 614
Akawai I, 412
Akelle II, 131
Akim II, 152
Akka oder Tikkitikki II, 231
Akkoa s. Abongo
Akolhua I, 353
Akuscha II, 634
Akwamba II, 152
Akwapim II, 152, 155
Alabama I, 323
Alaikirgisen II, 611
Alaputsche s. Molutsche
Albanesen oder Arnauten s. Skypetaren
Aleuten I, 231, 257 ff.
Alfuren II, 528

Algeden II, 256
Algonkinvölker I, 303
Alikulip I, 464
Altaier II, 583
A-Luri II, 219
A-Madi II, 227
Ama-Fengu s. Fingu
Ama-Galika oder Gaika II, 49
Amahuaka I, 397
Ama-Kosa II, 42, 49
Ama-Mpondo II, 49
Ama-Sulu s. Sulu
Ama-Swasi II, 42, 50
Ama-Tebele s. Matebele
Ama-Tempu oder Tambuki II, 49
Ama-Tonga II, 50
Ama-Xosa s. Ama-Kosa
Ambaquistas II, 106
Ambuella II, 120
Amer Rharaba II, 310
Amharna II, 259
Amu-Nyam II, 103
Anachoreteninsulaner I, 103
Anapati I, 398
Andamanen od. Mincopie II, 482, 541 ff.
Andastes I, 311
Andesvölker I, 382 ff.
Andonnyneger II, 147
Anese II, 364
Angelsachsen I, 230
Angfue II, 147
Anglo II, 147
Anguteren I, 412
Aniyulen II, 581
Annamiten II, 505 ff.
Ansairieh s. Nosairyer
Antisaner I, 396 ff.
Apatschen I, 298, 337
Apiaka I, 438
Apinschi II, 130, 136
Appalachen I, 322 ff.
Araber II, 296 ff. 342 ff.
Araikú I, 432
Aramäer II, 375
Arara I, 438

Araukaner I, 223, 224, 403 ff.
Arawaken I, 412, 431
Arazlia II, 310
Ardelan II, 397
Ardrah II, 147
Arekuna I, 412, 413
Areng-Khyeng II, 491
Arfaken I, 74, 77, 78, 86, 89, 92
Arib II, 310
Arier II, 618
Arinagotto I, 412
Arinen od. Arinzen II, 582
Arktiker I, 231, II, 575 ff.
Armenier II, 401 ff.
Arnauten s. Skypetaren
Arrapahu I, 310
A-Sandeh s. Niamniam
Asaorta II, 260
Aschanti II, 152 ff.
Aschirat II, 391
Asdscher II, 275
Asega s. Abschasen
Ash-o-chi-mi I, 329
Asimba II, 130
Assami II, 446
Assiniboin I, 320
Assuanek s. Serecqule
Astori II, 432
Atakama I, 396
Ateibe, Oteibe oder Ektebe II, 364
Athapasken I, 295 ff. 337 ff.
Atiadeo I, 452
Atka oder Atcha I, 258
Atna s. Ah-tena
Atnah I, 292
Atorai I, 412, 413
Atsche II, 147
Atschinesen II, 508
Atschuale I, 397
Attaf II, 310
Attionondaron I, 311
Auelimmiden II, 275
Augú II, 227
Aulad Dschema II, 205
Aulad Soliman s. Uelad Sliman

Australier I, 1 ff.
Avan II, 443
Avekvom II, 156
Awan II, 429
Awaren II, 634
Axua I, 345
Ayamat s. Yola
Aymara I, 394
Aymores s. Botokuden
Az Hibtes II, 253
Azteken I, 218, 352 ff.

B.

Bâbi II, 423
Babir oder Babor II, 196
Babire II, 103
Babisa II, 92
Babomantsu II, 22
Babuckr II, 224
Babungera s. [illegible]
Bachtiari II, 431
Badaga oder Burgher II, 466.
Badde II, 26
Badscho s. Wadscho.
Ba[illegible] II, 122 ff.
Ba-[illegible]eng II, 67
Bag II, 641
Baga II, 165
Baggara II, 252, 254, 255
Bagirmi II, 199 ff.
Ba-hlapi II, 67
Ba-hlokwa oder Ba-mantati II, 67
Bahurutse II, 67
Bahu Trings II, 523
Bailunda oder Kimbunda II, 106
Bajombe II, 127
Bairam Schali II, 614
Baju II, 542
Ba-kaa II, 67
Bakahiri oder Pacuris 447
Ba-kele II, 43
Ba-khatla II, 67
Ba-kyopa II, 43
Bakumu II, 103

Digitized by Google

Bakun oder Bakuß II, 102
Bakunja II, 127
Bakwena II, 67, 68
Bakwiri II, 137, 138
Ba-lala oder Ba-lalahari II, 67
Balanten II, 162, 164
Balascha II, 433
Balegga II, 103
Balinesen II, 512
Ballabolla I, 284
Ba-lojazi II, 43
Balonga II, 89
Balti II, 435 ff.
Baluba II, 106.
Balumba II, 127
Bamana s. Bambarra
Ba-mangwato II, 67
Ba-mapela II, 67
Ba-matlaru II, 67
Bambarra II, 167, 171
Bambia II, 224
Bambiri II, 224
Ba-meri II, 67
Banar II, 501
Bandellandi II, 446
Bang II, 502
Bangala II, 106, 111 ff.
Banguen II, 136
Bangiar II, 163.
Bankalana II, 185
Bannam II, 501
Banong II, 501
Banschaka II, 131.
Bantetsche II, 130
Bantuvölker II, 41 ff.
Banyai II, 89
Ba-nyenko II, 43
Banyia oder Banianen II, 445.
Banyun II, 165
Ba-peri II, 67
Ba-phiring II, 67
Ba-puti II, 67
Para II, 184, 333
Barabinzen II, 620
Barabra oder Nubier II, 232 ff.
Barakai II, 641
Ba-rapusa II, 42
Barbakoa I, 395
Barbarians s. Nubier
Barbude s. Mayoruna
Bare I, 432
Barea II, 255 ff.
Bari II, 209, 215 ff.
Baria II, 252, 502
Ba-roa II, 12
Barokoto I, 413
Ba-rolong II, 67
Ba-roze oder Ba-rotse II, 42, 43, 95
Barpaschtun II, 429
Basa II, 156, 224
Baschilange II, 106.
Baschilbai II, 641
Baschir II, 227
Baschkiren II, 643
Basen II, 255
Ba-shueba II, 43
Basire II, 103
Basken II, 648
Bassa II, 185
Baschog II, 641
Bassonge II, 106
Basunga II, 92
Basunka II, 170
Ba-suto II, 67, 68
Batau II, 67
Bateke II, 105
Ba-tloung II, 67
Ba-toka II, 43
Ba-tsetse II, 67
Batta od. Battal II, 517 ff.
Battaneger II, 186
Batua II, 105
Baure I, 397, 402
Ba-wanketsi II, 67
Bawili II, 127
Bayaka II, 127 ff.
Ba-yeye II, 42, 43
Bayot II, 163
Bedaui II, 252
Beddé II, 196
Bederich II, 208
Bedschavölker II, 231 ff. 250 ff.
Beduinen II, 363
Beia II, 226, 227
Beji II, 397
Belanda II, 222
Bele oder Terrawia II, 185, 271
Belen II, 250
Beló II, 501
Belon II, 252
Belutschen II, 408, 429 ff.
Benda II, 227
Beneki II, 106
Benga II, 43
Bengali II, 446
Beni Abbad II, 364
Beni Abbes II, 289
Beni Aidel II, 289
Beni Amer II, 251, 252, 310
Beni Atie II, 364
Beni Chsum II, 364
Beni Dschaad II, 310
Beni Hadschar II, 364
Beni Hassen II, 309, 310
Beni Khalid II, 364
Beni Khrelifa II, 310
Beni Lam II, 394
Beni Mehenna II, 289
Beni Musia II, 310
Beni Mzab II, 289, 290 ff.
Beni Naten II, 289
Beni Sacher II, 364
Beni Sliman II, 310
Beni Tifut II, 289
Beni Urarh II, 289
Benon II, 501
Berber II, 139, 269, 273 ff.
Berberiner s. Nubier.
Berembo II, 224
Bergdama s. Hau-khoin
Bergtadschik II, 424
Beri II, 209, 227
Bertat II, 236, 237
Beßlenei II, 640
Bet Asgedé II, 253
Bet Aued II, 253
Bet Male II, 253
Betschuanen s. Tschuanen
Betsileo II, 333
Betsimisaraken II, 331
Beungao II, 501
Bghay II, 492
Bhagti II, 430
Bhatti II, 443
Bhil oder Bhilla II, 462, 463
Bhilala II, 463
Bhodschpuri II, 446
Bhumidsch II, 460
Biafade oder Biafaren II, 162, 164
Bieno II, 119
Bihe II, 106
Bilbas II, 397
Birmanen II, 487 ff.
Bischarin II, 241, 251, 252
Bituruna I, 437
Blackfeet s. Schwarzfüße
Boddo II, 227
Boers II, 68
Bogos II, 248, 250
Bogu II, 611
Bolo II, 184
Bonak od. Panascht I, 346.
Bondo II, 106, 117
Bongo oder Dor II, 221, 222 ff.
Bonnyneger II, 147
Bor II, 209
Bora Mabang II, 205
Bororó I, 438
Boruka I, 375
Bosnier II, 647
Botokuden oder Aymorés I, 223, 224, 380, 443.
Brahmanen II, 442
Brahui II, 431
Brakna II, 279
Bramma II, 491
Braßneger II, 147
Brau II, 501
Brazileiros I, 488
Bridsch-Bhakka II, 446
Briten II, 648
Brokpa II, 434
B'schawe II, 364
Bua II, 200, 204
Bubi s. Adiya.
Bubduma oder Yadina II, 186, 198
Bugi oder Wugi II, 526 ff.
Bugres I, 442
Bulala II, 197
Bulgaren II, 583, 643, 644
Bullam oder Bullami II, 165
Bunda II, 42
Buräten s. Burjäten.
Burgher s. Badaga
Burjäten II, 583, 597, 598 ff.
Burisch oder Jeschkun II, 432, 434
Buru II, 245
Burum II, 236
Buruten s. Karakirgisen
Buschgäll II, 433
Buschmänner oder Saan II, 11 ff.
Busso II, 204
Butija II, 472

C.

Cabre I, 412
Cadodaquious s. Kaddo-indianer
Callapootos s. Kalapuya
Camerun s. Dualla
Campevas I, 438
Canibas I, 306
Canoeiros I, 440
Caquesio I, 383, 412
Caribes I, 371
Catalanganen II, 534
Catawbas s. Kataba
Cayuga od. Gueugwehono I, 310
Cayuseindianer I, 293
Cetai s. Pariqui
Chalcha s. Kalkamongolen
Chamorro I, 138, 144, 146, 154, 156
Changrai s. Chiarai
Changuenes s. Tschanguen
Chapetones I, 488
Charagotto I, 412
Chara-Tanguten II, 608
Charruas s. Tscharrua
Chasowar s. Samojeden
Chatiukai II, 640
Chazaren II, 620
Chazaken s. Kosaken
Cherokee s. Tschiroki
Chewsuren II, 631 ff.
Cheyennes s. Scheyenne
Chiarai oder Changrai II, 501
Chibcha oder Muyska I, 220, 223, 383
Chichimeken s. Tschitschimeken
Chikasaws s. Tschikasah
Chilenos I, 404
Chim-a-lak-we I, 328
Chim-a-ri-ko I, 328
Chimehuevé I, 349
Chinesen I, 57—59, 205, II, 543 ff.
Chinwan II, 537 ff.
Chippeways s. Odschibwä
Chippeways s. Tschippeweyan
Chiriguais s. Tschiriguai
Choctaws s. Tschachtah
Chodiah II, 208
Cholo s. Tscholo
Chono I, 403
Chontales s. Tschontal
Chopunnish s. Sahaptin
Chorotegas s. Tschorotegen
Chorti s. Tschorti
Chosowo s. Samojeden
Christenaux s. Krih
Chiawije II, 364
Chualpays I, 293
Chucunaquen I, 376
Chumairó oder Krumir II, 286
Chunupi I, 452
Cirkassier II, 640
Civa I, 370
Clallam oder Tschallum I, 284, 293
Clatset s. Macah
Clatsop oder Clastop I, 296
Cochimi s. Kotschimi
Cochiquina s. Kotschikina
Cochise s. Kotschis
Cocomaricopa I, 335
Cocopa I, 335
Comanches s. Komantschen
Congari I, 323
Cora I, 334
Coribici od. Coribici I, 371
Cosnino od. Cosino I, 336
Cowlits I, 293
Coyotero I, 337
Coyukon s. Kayukotana
Creeks s. Krihk
Crees s. Krihindianer
Crepe s. Wegbe
Crows s. Upsaroka
Cumanagotto I, 412
Cutganes od. Cuchan I, 336
Cuthäer II, 380

D.

Dabbenah II, 252
Dagasa II, 269
Daghestaner s. Lesghier
Dahomeneger II, 147
Dekhani II, [illegible]
Dakota od. Sioux
Dalatoa II, 19[illegible]
Dama (Damara) 118
Danakil II, [illegible]
Danoe II, 19[illegible]
Darbu II, 432
Darien I, 37[illegible]
Darrud-Samel
Dau-Spa II, [illegible]
Daulat Chel
Daurier II, 58[illegible]
Dayak II, 522
Dayak-Bare II.
Daza oder Dasa 269
Debba II, [illegible]
Dechtschischech
Delawaren I, [illegible]
Dembo II, 22[illegible]
Dene-Dindjie-paatra
Denka s. Dinka
Deutsche I, 55
Dhiuli II, 16[illegible]
Djalonke II, [illegible]
Dibbiri II, 13[illegible]
Didjcha s. Bari
Di-kele II, 45
Dinka, Denka oder Jeg II, 20[illegible]
Dirian I, 373
Divi-bet I, 45[illegible]
Diwalla s. Dyula
Dogorda II, 19[illegible]
Doherma s. Herma
Dolegat I, 37[illegible]
Dongolawi II.
Dor s. Bongo
Dravida II, [illegible]
Drio I, 418
Drusen II, 364
Dschaba II, 19[illegible]
Dschafra II.
Dschagga II.
Dschähalin II.
Dschangeh s. Tsch[illegible]
Dschat II, 443
Dschawende II
Dschebel Amer
Dscheräna II
Dscholoi s. Sch[illegible]
Dschuang oder Tsch[illegible] 460
Dschur oder Bongo 221 ff.
Dshigetai s. Sharl[illegible]
Dualla od. Kamerun 43, 137 ff.
Dukko II. 18[illegible]
Duranai II, 43[illegible]
Durrogli II, 43[illegible]
Duschh II, 39[illegible]
Dusun II, 52[illegible]
Dwalla s. Dualla
Dyoen s. Dschula

E.

Edur-Somal
Eet II, 147
Ebatjar s. Ephiai
Ehkili II, 34[illegible]
Ekoymiut I, 35[illegible]
Elkobe s. Abobo
El Alawin II
Elfonono II
Elma II, 319
Elolob s. Bobar

Digitized by Google

170
Olutoren
. 209
I. 227
I. 560
dos I, 412
311
Inami
d. Erffari II, 614
ſ. Naskapit
614
I. 375
der Inuit I, 215,

wach I, 329
. 644
. 350
I, 53, 54, 63,
10
urden II, 398
II, 448
nak II, 648
147 ff.
ſ. Krih

F.

I, 226
II, 248, 249
185
Mpongwe II, 130
. 425
152, 155
ſ. Miſchlinge
Perſer
431
II, 319, 327 ff.

Pa-pü
Fulup
I, 289
ſ. Falaſcha
a II, 289
an II, 42, 43
der od. Peſcherähe
ff.
II, 271 ff.
. 147 ff.
196
der Filhol II, 162
der Ama-Fenga

I, 583, 643
I, 291
ſ. Seliſch
308
289
289, 310
ſ. Falaſcha
a II, 425
ter II, 537 ff.
in Kanada I,

r Fulbe II, 139,

II, 174
. 163
der Felup II,

oder Funje II,
:7
Hondſcharen

G.

. 202
I, 348
II, 170
a ſ. Mpongwe
04 I, 488

Gadaba II, 462
Gaika ſ. Ama-Galika
Gakkar II, 443, 444
Galgai ſ. Inguſchen
Galibi I, 408
Galla ſ. Wagalla
Gallinaneger II, 159
Galloa II, 130
Galtſcha oder Goltſcha II, 424 ff.
Galzanen oder Koltſchanen I, 274
Gamerghu II, 186, 194, 195
Ganeagaono ſ. Agmegue
Gangari II, 166
Ganguella II, 119
Garo II, 480, 482
Garráſcheh II, 367
Gaspeſiens ſ. Mikmak
Gatſchaga ſ. Kadſchaga
Gaucho I, 379, 493 ff.
Gayataka I, 431
Gebr ſ. Parſi
Gebrun II, 243
Gedebo ſ. Grebo
Gens des feuilles tirées I, 313
Gens du lac I, 313
Georgier II, 623 ff.
Gere II, 184
Germanen II, 645
Germaua II, 185
Gês I, 431, 441
Geſchtuſa II, 289
Gheez II, 259
Ghelghanen ſ. Golden
Ghildſche oder Ghilzai II, 426, 429
Ghurka ſ. Gorkha
Ghuſen ſ. Dezbegen
Giao-chi II, 501
Gilbertinſulaner I, 139, 140, 141, 147
Giljaken II, 575
Ginga II, 106
Gilgiti II, 432
Gitanos ſ. Zigeuner
Goajiro I, 412, 427 ff.
Gobtanleh II, 242
Gohun ſ. Tonto
Goklan II, 614, 615
Golden oder Ghelghanen II, 584
Golo II, 226
Goltſcha ſ. Galtſcha
Gond oder Gonda II, 468
Gondſcharen oder Furi II, 207
Gonga II, 259
Gor II, 43
Gorkha oder Ghurka II, 442, 473
Goyataka I, 442
Grebo od. Gedebo II, 156
Gri (Griqua) II, 24
Griechen II, 649
Grönländer ſ. Eskimo
Großruſſen II, 646
Grosventres ſ. Arrapahu
Gruſier, Gruſiner oder Gruſinzi ſ. Georgier
Guaicuri oder Waicura I, 334
Guaima I, 345
Gualaquiſa I, 397
Guamare I, 363
Guana I, 452
Guanka oder Huancas I, 396
Guarani I, 436
Guarapú-ava ſ. Japó
Guarauno oder Warrau I, 412
Guató oder Buato I, 446
Guatſchie oder Guachi I, 447
Guatuſo I, 374
Guaykanan I, 437
Guaykari I, 412
Guaykuru oder Lengoas I, 431, 451 ff.
Guck oder Koko I, 431
Gudaburſi II, 242
Gudſchar II, 443, 444
Gudſcherati II, 446
Gueren ſ. Kren
Gueugwehono ſ. Cayuga
Guitſchola I, 363
Gumus II, 236
Guran II, 408, 425
Gurgateh II, 243
Gurung II, 473
Gwala II, 444

H.

Habâbvölker II, 241, 252, 153
Hacco II, 106
Hadendoa II, 241, 251, 252
Hai ſ. Armenier
Haidahindianer I, 282 bis 283
Haiderih II, 397
Hailtſa I, 284
Hakili oder Ghkili II, 343
Hakka II, 537, 547
Haklöh ſ. Khamen
Halang II, 501
Halenga II, 251
Hamama II, 310
Hamaſen II, 253
Hamian II, 310
Hamiten II, 3
Hammedſch II, 236, 237
Hanenſcha II, 310
Haracta II, 310
Harar II, 310
Haroti II, 446
Haſchem II, 310
Haſſa II, 252
Haſſanieh II, 252
Hau-khoin oder Bergdama II, 119
Hauſa oder Hauſſa II, 182 ff.
Hawaiier ſ. Kanaken
Hawalla II, 197
Hawijah-Somal II, 242
Hayu II, 473
Hazarah II, 597
Helkota II, 252
Hellenen II, 649
He-nag-gi I, 296
Herero II, 42
Herki II, 397
Hertöſchi II, 398
Herzegowzen II, 647
Heve oder Dohema I, 351
Hiahui ſ. Otomi
Hiaqui ſ. Yaqui
Hidatſa I, 220
Himjariten II, 343
Hinderin II, 397
Hindi oder Hinduſtani II, 445
Hindu II, 440, 448 ff.
Hitſchitih I, 325
Hling-dſchu oder Schendu II, 491
Hochungohrah ſ. Winibago
Hodenoſauni ſ. Irokeſen
Hoggar ſ. Ahaggar
Hogha II, 275
Hokko II, 547
Hollo II, 106
Homran II, 251
Hormakly II, 398
Hottentotten II, 12, 23 ff.
Hova II, 331, 333 ff.
Hualapais oder Wallpays I, 336
Huamboya I, 396
Huaraza oder Kwara II, 249
Huaſteken I, 367
Huatſchitſchil oder Guachichil I, 363
Hueco I, 322
Huetat II, 364
Huillitſchen I, 403
Hunderilmatſch II, 634
Hupah I, 295, 296
Huraba I, 345
Huronen I, 311
Hykios II, 318
Hyperboreer I, 231

J.

Jabain oder Zabaing II, 492
Jacubia II, 310
Jagnauben II, 425
Jakobiten II, 380
Jakonaiga I, 453
Jakonindianer I, 295
Jakundá I, 437
Jakuns II, 541
Jakutat I, 278
Jakuten II, 583, 589 ff.
Jan II, 443
Janktonwan od. Wichiyela I, 314
Japaner II, 560 ff.
Japó oder Guarapú-ava I, 437
Jaún-avó ſ. Karipuna
Javanen II, 512 ff.
Ibara II, 334
Iberer II, 648
Ibo II, 145
Jedina ſ. Budduma
Jemes I, 312
Jeniſſei-Oſtjaken II, 575, 582
Jeniſſeiſamojeden II, 592
Jeſchkun ſ. Buriſch
Jeſiden II, 394, 400
Jeskoa II, 185
Jetan ſ. Komantſchen
Igorroten II, 531
Ihadnaren II, 275
Ihaggaren II, 274
Ihehauen II, 275
Inguſchen II, 163
Jivaro I, 396, 397
Ikongo II, 331
Illinois I, 308
Ilungut oder Ilongoten II, 534
Illyrier II, 649
Imanan-Oraghen II, 275
Imangaſoten II, 275
Imeretier II, 624 ff.
Imettitalen II, 275
Imoſcharh ſ. Tuarik
Imrhad II, 274
Inami oder Enima I, 452
Indianer I, 211—214, 221—227, 263 ff.
Indios ladinos I, 428
Indios manſos I, 428, 429
Indios pintos I, 366
Indios ſelvajes I, 428
Ingalik oder Ingeleten I, 274, 275, 276
Inguſchen oder Galgai II, 631
In-hambane II, 43
Inima I, 397
Ininga II, 130
Inquiavaten I, 412
Inuit ſ. Eskimo
Joktaniden II, 343
Jolof ſ. Wolof
Jomut oder Jomuden II, 614
Jongbongo II, 226
Jowa I, 318
Ivande ſ. Lipan
Iquito I, 412
Irani ſ. Perſer
Irayas II, 534
Irholang II, 275
Irländer I, 484
Irokeſen I, 273, 310 ff.
Irular, II, 464
Iſa II, 242
Iſekuandi I, 395
Iſmaeliten II, 343, 388
Iſubu II, 42
Iteimen ſ. Kamtſchadalen
Itokoindianer I, 383
Itonama I, 397, 402
Juden I, 483, II, 312, 358, 651
Jukagiren I, 231, II, 575 581
Jumale II, 234
Jundiaki I, 437
Juraken II, 592
Juruna I, 437
Jvili II, 136

K.

Kaab II, 394
Kababiſch II, 252, 254
Kabango II, 120
Kabardiner II, 640
Kabâua II, 185
Kabil ſ. Karonen
Kabigi oder Piaka I, 447
K'abneh II, 364
Kabylen II, 274, 286, 287, 289 ff.
Kachyen ſ. Katſchin
Kaddera II, 185
Kaddoindianer oder Cadodaquious I, 345
Kado II, 185
Kadſchaga II, 166
Kadſche II, 185
Kaffern II, 42, 49 ff.
Kafir oder Stahposch II, 432, 433
Kahahyba I, 438
Kahita I, 351
Kahuillo I, 349
Kai II, 193
Kaiamante II, 163
Kajaſth od. Kajath II, 445
Kaibarſtämme II, 429
Kaigani I, 282
Kaila ſ. Falaſcha

Kaizaken s. Kasaken
Kakarafa s. Niamniam
Kalapuya od. Callapootas I, 295
Kalang II, 541
Kalaicha II, 433
Kalebue II, 106
Kalifornier I, 327 ff.
Kalifle-het I, 455
Kalinga s. Kling
Kalkamongolen II, 597, 600 ff.
Kallinago I, 409
Kalliseka I, 397
Kalmüken II, 583, 597, 602 ff.
Kalunda II, 106
Kamaffinzen II, 596
Kambodschaner od Khmer II, 500
Kamenen II, 579
Kameneten I, 464
Kami s. Komui
Kampa oder Campo, auch Anti I, 397, 398 ff.
Kamtschadalen oder Itelmen I, 231, II, 575, 580
Kanadier I, 485
Kanaken I, 119, 197 ff.
Kanareien, Kannadi oder Karnota II, 466
Kanaudschi II, 446
Kanchi I, 395
Kanembu II, 186, 197
Kansasindianer I, 318
Kanuri II, 186 ff.
Kao-Kang II, 502
Kaoli II, 556
Karabulaken II, 630
Karagasen II, 596, 608
Karaja od. Karajaki I, 442
Karaika I, 464
Karakalpaken II, 611
Karakirgisen oder Dikokamennuje II, 610 ff.
Karal II, 443
Karanka I, 395
Karaputscho s. Kaschibo
Karatschai II, 620
Karen Tschucha II, 614
Karibana I, 413
Karo, 2c. 492 ff
Karo oder Kharria II, 1[illegible]
Karoly I, 452
Kariben I, 221, 407 ff. 431
Karibi-Kuna 376
Karipuna I, 455
Karnata II, 466
Karol I, 328
Karolineninsulaner I, 130 bis 139, 142, 146, 149
Karonen od. Kabik II, 163
Kartli, Karthuli od. Karthwel II, 625
Kartscha od. Carcha I, 370, 372
Karungaré I, 80
Kasaken II, 583, 617 ff.
Kasarere II, 22
Kaschemere II, 205
Kaschibo oder Kastro I, 397
Kaschmiri II, 498 ff.
Kaschkamüken II, 634
Kaskakia I, 308
Kasna I, 395
Kassanques II, 162
Katauba oder Catawbas I, 323
Katapassa I, 397
Kathi II, 443
Katkari s. Katodi
Katlamat I, 295
Kathodi oder Katkari II, 462
Katschi II, 446
Katschin oder Kachyen II, 483, 484 ff.
Katschiquel I, 367, 369
Kattigáli oder Wirigáli II, 433
Kaukasische Rasse II, 3
Kaukasusvölker II, 623 ff.
Kaviagmiut I, 253, 256
Kavirondo II, 240
Kawa II, 193
Kaya s. Karen
Kayapó od. Coyopo I, 441
Kayriri oder Kiriri I, 432
Kayowá I, 437
Kayuaba I, 402
Kayuko-tana od. Coyukon I, 274, 275, 276
Kazkan I, 363
Kejong II, 501
Kel-Air od. Kelowi II, 275
Kele II, 42
Kel-Ishaban II, 275
Kelten II, 648
Kemgui II, 640
Kenai oder Kinai I, 274 bis 278, 298
Kenai-tena I, 274
Keneka I, 464
Keribina II, 194, 195
Kermani I, 397
Kerriferri II, 196
Ketschi I, 349
Ketschua oder Quichua I, 384 ff.
Kha II, 483, 501
Khamen II, 500
Khamti II, 483, 494
Kharria s. Karia
Khas II, 473
Khasia II, 480, 482, 494
Khatri II, 442, 444
Khek oder Tschwea II, 500
Khmer s. Kambodschaner
Kho s. Tschitralen
Khoadsongen II, 584
Khoikhoin s. Hottentotten
Khond s. Khund
Khornav II, 397
Khraschna II, 310
Khuaden II, 310
Khuai II, 22
Khund, Khond oder Ku II, 469
Khuong II, 491
Kiaker II, 206
Kich au II, 43
Ki-Kamba II, 43
Kikapu I, 308
Kiki II, 398
Killamuckindianer I, 293
Kimbundu s. Bailunda II, 106
Kinai s. Kenai
Ki-nika II, 43
Kioko II, 106, 110
Kiowah I, 345
Kipare II, 88
Ki-pokomo II, 43
Kiray II, 503
Kirfi II, 185
Kirgisen II, 583
Kiriri s. Kayriri
Ki-sambala II, 43
Kisilbet II, 641
Kissama II, 106, 120
Kissur II, 180
Kisten, Kistinen oder Mizdicheghen II, 630
Ki-suaheli II, 43
Kiteita II, 88
Kitkaha I, 321
Kitunaha s. Kutani
Kizh I, 349
Klamathindianer oder Lutuami I, 296
Kleinrussen s. Ruthenen
Kliketat I, 293
Kling oder Kalinga II, 464
Knistinos oder Knistenaux s. Krih
Kobari I, 398
Kodoi od. Abu Senun II, 205
Kodugu s. Kudagu
Kohatar s. Kotar
Kohm s. Kambodschaner
Kohuirteken I, 353
Koiba I, 375
Koibalen II, 596
Koidschoes II, 526
Koikoib II, 23
Koko I, 370
Koko s. Guck
Kokoipitian I, 413
Koldagi oder Koldadschi II, 234
Kolh II, 459 ff.
Koljuschen oder Koloschen I, 278 ff.
Kollagua I, 395
Kollaindianer s. Aymara
Koloschen s. Koljuschen
Koltschanen I, 274, 275
Kolumbiaindianer I, 289
Kolyiko I, 404
Komantschen oder Comanches I, 347 ff.
Kombo I, 328
Komui, Kami oder Kumi II, 491
Konambi I, 397
Kongo II, 42
Konjagen I, 253—256
Konibo I, 397, 401 ff.
Konkani II, 446
Konoschioni s. Irokesen
Kopiri I, 398
Kopten II, 319, 320
Kora I, 351
Kora-Hottentotten II, 24
Korear II, 555 ff.
Korjaken I, 231, II, 575, 579
Koroado I, 445
Koropo oder Cropos I, 442
Kosali II, 446
Kotar oder Kohatar II, 466
Koto II, 185
Kotoko II, 186, 194
Ko-tsche II, 219
Kotschikina od. Cochiquina I, 396
Kotschimi oder Cochimi I, 334
Kotschis od. Cochise I, 337
Kotten I, 231, II, 575, 582
Kowitschin I, 284
Koyukukhotana I, 274
Krähenindianer s. Upsaroka
Kran I, 431, 441
Kredsch I, 227
Kren oder Gueren I, 431, 443
Kreolen I, 487
Krihindianer oder Creek I, 304
Krihk oder Creehk I, 323
Kroaten II, 647
Krumir s. Ghumairs
Kruneger II, 156 ff.
Kseir II, 310
Ktohl II, 502
Ku s. Khund
Kuang II, 204
Ku-a-ngola II, 43
Kuburi II, 193, 197
Kadagu, Kodogu od. Kurg II, 466, 467
Kuerinen II, 634
Kueva I, 375
Kuhistáni II, 426
Kuhkeul oder Thukheub II, 23
Kuitlateken I, 353
Kukra I, 370, 372
Kulfan II, 234
Kulhua I, 353
Kuli oder Kol II, 462
Kulilau-kunny I, 455
Kumanen II, 620
Kumi s. Komui
Kumojoalla II, 197
Kumüken II, 620
Kuna I, 376
Kunama II, 255
Kunamare I, 432
Kunáua II, 185
Kunbi s. Kurmbi
Kupferminenapatschen I, 337
Kurden II, 394 ff.
Kurg s. Kudagu
Kurilier s. Aino
Kurmbi od. Kunbi II, 444
Kurumbar II, 464
Kurunka II, 205
Kurunkh s. Uraukolh
Kuskwogmiut I, 253
Kusunda II, 473
Kutani oder Kitunaha I, 291—292
Kutschanen s. Cutganes
Kuy II, 483
Kwa II, 147
Kwara s. Huaraja
Kwerembo II, 224
Kwichluagmiut I, 253
Kwichpagmiut I, 253
Kwui II, 500
Kvetsch II, 209
Kyzilbaschi II, 400

L.

Ladroneninsulaner I, 157
Laduma oder Landuman II, 165
Lak II, 634
La-kagne-dong II, 502
Lakandon I, 369
Lampong II, 508
Landuman II, 165
Lanku-He-Miau II, 545
Lao II, 483, 494, 497 ff.
Lappen II, 643, 645
Larba II, 310
Larkakolh II, 459
Larpuschtun II, 429
Lasen II, 624, 625 ff.
La-song s. Kong
Lates II, 502
Latuka II, 216
Lays II, 502
Leaf shooters I, 313
Leichun II, [illegible]
Lei-in II, [illegible]
Lengoas s. Gua[illegible]
Lenka I, [illegible]
Lenni-Lenape I, [illegible]
Lepcha II, [illegible]
Lesghier oder Le[illegible] II, 629, [illegible]
Leuvu-ha I, [illegible]
Libolo II, 122
Ligi II, [illegible]
Ligurer II, [illegible]
Li-khoya II, [illegible]
Lingoa geral I, [illegible]
Lipanes oder [illegible] 298, 337
Liven II, 641
Llaneros I, [illegible]
Lipi II, [illegible]
Logon II, [illegible]
Logrobo I, [illegible]
Lohitavolker II, [illegible]
Loi II, 500
Lol-thai s. [illegible]
Lolo II, 492
Long-Tschi-Mun [illegible]
Lomwe II, [illegible]
Londa II, 42
Loucheux I, [illegible]
Lovale II, [illegible]
Loyalitymis[illegible]
Luba II, [illegible]
Luchaje II, [illegible]
Luh-Kieh-neje [illegible]
Lukkuu s. [illegible]
Lulubahendi II, [illegible]
Lule I, 452
Lunda II, [illegible]
Lung-khe II, [illegible]
Lupata I, [illegible]
Lurs II, 631
Luschai II, [illegible]
Lu-tsen II, [illegible]
Lutuami s. Klam[illegible]
Lust-Tung-[illegible]

M.

Maale II, [illegible]
Maba II, [illegible]
Mabiha II, [illegible]
Macah oder G[illegible]
Machi II, [illegible]
Madaba II, [illegible]
Madan II, [illegible]
Mad[illegible] II, [illegible]
Madureien II, [illegible]
Maiorcien I, [illegible]
Mager II, [illegible]
Magermini I, [illegible]
Ma-ghods II, [illegible]
Maghji II, [illegible]
Magiaren II, [illegible]
Magom II, [illegible]
Magpern II, [illegible]
Ma-hiau II, [illegible]
Ma-hloenge II, [illegible]
Mahratten II, [illegible]
Mai-da od. [illegible]
Mauhili II, [illegible]
Main Gnet I, [illegible]
Majello II, [illegible]
Makalaie II, [illegible]
Malalolo II, [illegible]
Malalolos II, [illegible]
Ma-lanjans II, [illegible]
Makarala s. [illegible]
Makari s. [illegible]
Ma-kauta II, [illegible]
Makole II, [illegible]
Ma-lolofue II, [illegible]

Digitized by Google

mbe II, 89
ua II, 43, 90 ff.
ichi I, 412, 413
baren oder Mala-
a II, 467
nka II, 205
gen I, 66, 67, 100
103, 114. II, 507 ff.
yo-Polynesier I, 66,

ala I, 452
miut I, 253, 254, 256
r II, 463
inke s. Mandingo
eflich II, 343
barevi I, 447
bunda II, 95 ff.
nolosi II, 42
ão I, 432
banindianer I, 318
bara II, 186, 195
beneger II, 167
bingesen I, 376
bingo II, 167, 168 ff.
bschu II, 584, 588 ff.
ga II 186, 194, 227
gandscha II, 92
gari II, 206
gbattu s. Monbuttu
guten II, 584
gwe I, 374
iagren II, 584
ioto od. Mayna I, 397
juema II, 102 ff.
kassaren II, 526
na II, 205
obos II, 534
janeros I, 406
pitian I, 413
ri I, 187 ff.
illa od. Mopla II, 465
ponda II, 43
utschen I, 403
amin II, 208
amrah II, 208
athi II, 446
ravi II, 43, 92
auhá I, 432
ra II, 253
eschit s. Passama-
oddi
sa II, 205
ghi II, 186, 196
kasainsulaner I, 163,
7, 169, 175, 179
okkaner II, 281 ff.
oniten II, 380 ff.
opa I, 402
rai II, 429
ri II, 430
shallinsulaner I, 139,
4, 148, 155
undscha II, 105
usse II, 95 ff.
wari II, 446
a II, 186, 196
ar II, 238, 239
awe II, 240
chona II, 89
coutin s. Jowa
ka I, 398
ewe II, 240
kegon, I, 309
jona II, 42
lasii II, 177
olib II, 205
Swasi (Ama-Swasi)
, 42
oguayo I, 452
ebele II, 42
Ma-tonga II, 42
Matoren II, 596
Matschen II, 425
Matuka II, 89
Maua II, 90
Mauren, Moros oder Mo-
riskos II, 280 ff. 297 ff.
Maurowlachen s. Mor-
laken
Mawumbu II, 127
Maya I, 219, 367 ff.
Mayna s. Manioto
Mayo I, 350
Mayoruna oder Barbudo
I, 396
Maypure I, 412
Mazanen I, 412
Mazapilen I, 353
Mazatken I, 363
Mazitu II, 92
Mbaddima II, 227
Mbafu II, 147
M-Balundu II, 121
Mbamba II, 131
Mbaya I, 452
Mbokobi I, 452
Mbu II, 205
M'Bunda II, 106
Mdewakantonwan od. Mi-
nowa kantong I, 313
Medo II, 90
Mehtar II, 443
Mehto II, 462
Meko I, 363
Melanesier I, 71 ff.
Melchiten II, 380
Mena II, 43
Menearo I, 398
Mengwe s. Irokesen
Menna II, 252
Mensa II, 253
Meo II, 503
Mera oder Mhair II, 462
Mere II, 227
Mes'aid II, 364
Mesaya I, 435
Mescaleros I, 337
Meschtscherjäken II, 643
Mestizen I, 491
Metawile s. Metuoli
Meteïr II, 364
Meteolli s. Metuoli
Metuoli, Meteolli oder
Metawile II, 388
Mexikaner I, 316 ff.
Mgharba II, 197, 271
Mhair s. Mera
Miao-tse oder Miau-tsi
II, 494
Micos s. Mulwa
Mije oder Mixes I, 365
Mijertheyn II, 242
Mikasuke I, 325
Mikmak I, 306
Mikronesier I, 71, 137 ff.
Milki II, 397
Milli II, 398
Mimbreños I, 337
Mina II, 462
Mincopie I, 70, II, 541 ff.
Mingrelier II, 624
Minitari s. Hidatsa
Minowa Kantong I, 313
Minuano I, 437
Minungo II, 106, 116
Miranha I, 433, 434
Miru II, 485
Mischlinge oder Farbige
in Amerika I, 489 ff.
Mischmi II, 480
Missinsig I, 309
Missouriindianer I, 318
Mitschi II, 147
Mittelamerikaner I, 367 ff.
Mittelländische Rasse II,
2, 3
Mittu II, 224
Mituandue I, 438
Mi-wok I, 329
Mixteken I, 363, 364
Mizdschegben s. Kisten
Mobber II, 194, 196
Mobima I, 402
Mochosch II, 640
Modokindianer oder Ok-
kow-isch I, 296
Moenitari s. Hidatsa
Mogoreb II, 256
Mogul II, 453
Mohave I, 335, 336
Mohawk I, 310
Mohegan oder Muhheka-
new I, 307
Mohiau od. Wahiau II, 90
Moï II, 483, 501 ff.
Mokao II, 501
Mokkua s. Makua
Moktar II, 310
Moleleindianer I, 293
Molua II, 106 ff.
Molutsche I, 403
Mon s. Talaing
Monbuttu II, 229 ff.
Mongolen II, 583, 597 ff.
Monqui I, 334
Monjoni I, 305
Montagnais I, 298, 305
Montagnards I, 298
Montezana I, 370
Montefit II, 364, 394
Montenegriner oder Zrna-
gorzen II, 647
Monwu II, 224
Mopagha II, 492
Mopan I, 369
Moqui I, 342, 347
Moratschen I, 403
Mordwinen II, 644
Morlaken oder Mauro-
wlachen II, 647
Morona I, 397
Mortlockinsulaner I, 149
Moru II, 209, 220
Moskitoindianer I, 372,
373
Moso II, 487
Mosul II, 394
Moundbuilders I, 223,
264 ff.
Mountaineers I, 305
Mozo I, 397, 402 ff.
M-pangwe II, 130
Mpongwe II, 42, 130,
132 ff.
Mru oder Myu II, 492
M'schalcha II, 364
Mstrda II, 289
Mugdascho II, 242
Mugh II, 491
Muhhekanew s. Mohegan
Muhumbe II, 119
Mukasicqueres II, 120
Mulat II, 310
Mulatten I, 492
Mulgraveinsulaner I, 139,
142, 144
Munda II, 459
Mundakolh II, 460
Mundo II, 209, 220
Mundombe II, 119
Mundrukú I, 439
Muong II, 504
Muquisso II, 119
Muquor II, 487
Mura I, 433, 434
Múremi II, 474
Murut II, 526
Musaia II, 289
Muschagagmiut I, 253
Musessan II, 398
Musgu II, 186, 196
Muskegon I, 305
Muskogih I, 323, 325
Musserongo II, 122
Mu-t-sun I, 329
Muyeca s. Chibcha
Mwana-Ntaba II, 103
Myu s. Mru
Mzabiten s. Beni Mzab
Mzaia II, 289

N.

Nachtschuoi s. Kisten
Naehiaok s. Krih
Naga II, 480 ff.
Naganeger II, 162
Nagrandan I, 373
Naguegtgagehee I, 453
Nahuatl I, 218—220, 353
Nail Kharaba II, 310
Nail Scheraga II, 310
Nailijah II, 310
Nair II, 465, 467
Nalu II, 165
Nama (Namaqua) II, 24,
29
Nanenuk I, 445
Nano II, 43
Napo I, 396, 397
Nascopis s. Naskapit
Nasenstockträger II, 16, 22
Naskapit oder Nescaupi I,
305
Naß I, 283
Natkuadsh oder Natuchai-
zen II, 640
Natschez I, 323
Navajos I, 298, 337
Nayaindianer I, 288
Naza I, 345
Ndamm II, 200, 205
Nduggo II, 226
Nebiab II, 252
Neecelowes I, 283
Neger I, 496, II, 139 ff
Negrito I, 69, II, 540 ff
Nehirolrini oder Schesch-
putosch I, 305
Nemensicha II, 310
Nepali II, 446
Nera II, 256
Nescaupi s. Naskapit
Nesliua II, 289
Netela I, 349
Neubritannieninsulaner I,
105 ff.
Neuhebrideninsulaner I,
114 ff.
Neukaledonier I, 119 ff.
Nevome s. Pima
Newari II, 472
Nez perces I, 292.
Ngalma II, 192
Ngazir II, 193
Ngijjem II, 196
Ngoma II, 193
Nguru II, 186
Nharui II, 430
Niambari II, 209, 220
Niamniam II, 227 ff.
Nigritier II, 4, 139
Nijora I, 337
Nikobaresen II, 542
Ningel II, 185
Nischinam I, 329
Nkomi II, 130
Nobah s. Nuba
Nogaier II, 620
Nong II, 504
Noji I, 328
Nosairyer II, 388 ff.
Nuba II, 139, 231, 234 ff.
Nubier s. Barabra
Nuër oder Nuehr II, 208,
211
Nuffi s. Nupe
Nukuhiwainsulaner I, 164,
165, 171, 173, 182
Numakaki s. Mandan
Numepo s. Sahaptin
Nundawaono s. Seneka
Nupe oder Nuffi II, 145
Nutkastämme I, 284, 289,
293
Nyang-Bara s. Niambari
Nyillem II, 200, 205

O.

Oaekakalot s. Guaykuru
Odschi oder Utschi II, 152
Odschibwä oder Chippe-
ways I, 308
Oezbegen oder Usbeken II,
425, 583, 611 ff.
Ogurdschali II, 614
Okande II, 130, 131, 136
Okeogmiut I, 253
Ok-kow-isch s. Modok
Okota II, 130
Olschi s. Klamath
Olamentke I, 329
Olmeken I, 353
Olo-kahayan II, 522
Olo-Mengkatip II, 522
Olo-Ngadjchu II, 522
Olo-Pulopeta II, 522
Olo-Sampit II, 522
Olutoren oder Ol[illegible], 579
Omaguá I, [illegible]
Omo[illegible] II, [illegible]
O[illegible]
[illegible]
[illegible] Oneida
[illegible] Onayoteka I,
[illegible]
[illegible] oder Onondaga
I, [illegible]
Onondaga oder Onondaga
I, 310
Opata I, 350, 351
Orang-Benua II, 507
Orang-dagang II, 507
Orang-gunung II, 507
Orang-laut II, 507, 526
Orchoi s. Samojeden
Oregonindianer I, 289,
290, 291
Oriya II, 446
Orlam II, 38
Orma s. Wagalla
Orokoyanna I, 413
Oropia s. Uyapé
Orotina I, 373
Orotongen II, 584
Orotschonen II, 584
Orungu II, 130
Osagen I, 318

Digitized by Google

Osaka II, 130, 131
Oschabo II, 131
Oscheba II, 130
Oshebo II, 130
Osmanli oder Osmanen II, 620 ff., 645
Osseten II, 636 ff.
Ostjaken II, 596
Ostjakisamojeden II, 592
Otamysch II, 615
Ot-Danom II, 522
Oteibe s. Ateibe
Otomaken I, 412
Otomi oder Hiahiu I, 362
Otschi-herero II, 43, 118
Ottawa I, 309
Ottogami oder Outtagaumie I, 308
Ova-kuambi II, 43
Ova-kuandschera II, 43
Ova-mbandscheru II, 43 118
Ova-mpo II, 43, 118
Oyampi I, 438

P.

Pacuris s. Bakahiri
Paduka s. Komantschen
Paharia s. Radschmahalloth
Pahni oder Pawnees I, 321
Pahouins s. Oscheba
Pahucha s. Jowa
Pah Utah I, 347
Pakaguara I, 397
Pakalle II, 227
Pakamoro I, 396
Pakaia I, 395
Pakhpu II, 437
Palauinsulaner I, 139, 142, 149, 152—155, 156
Pali II, 447
Pallanen II, 579
Pallen II, 445
Palouseindianer I, 293
Palkan-II 526
Pambia II, 227
Pame I, 363
Pampasindianer I, 224
Pampasvölker I, 451 ff.
Panditen II, 438, 439
Pandschabi II, 416
Pangoa I, 398
Pano I, 396
Pantasmo I, 370
Papaa II, 147
Papago I, 349
Pape II, 491
Papel II, 162, 164
Papua I, 69 ff.
Paravilhana I, 412
Parbhu II, 415
Parenen II, 579
Parentin s. Pariqui
Parezi oder Pareci I, 431, 447
Paria II, 445
Pariagotto I, 412, 413
Pariqui, Parentin oder Getai I, 437
Parrasta I, 370
Parsi oder Gebr II, 409, 458
Parsiwan II, 425
Paschtö od. Pachto II, 426
Paschtoligmiut I, 253
Passamaquoddi od. Mareschit I, 306
Passé I, 432
Passumah II, 508
Pastaza I, 397
Patagonier I, 223, 224, 463 ff.
Pata-lima II, 529
Pata-siwa II, 529
Pathân oder Afghanen II, 408, 453
Pato I, 437
Pattun s. Dschuang
Paumotu I, 162, 163, 167, 177, 182
Paute I, 397
Pawnees s. Pahni
Paya I, 370, 371
Payagua oder Payagoa I, 452
Pa-jü II, 483 ff.
Pehuentschen I, 403
Pelasger II, 649
Pelon I, 345
Peman II, 526
Penobscot I, 306
Penrhyninsulaner I, 162, 167, 175, 177, 179
Peoria I, 308
Pepehoan II, 537
Pericu I, 334
Permjäken II, 644
Permier II, 583, 643
Perser II, 408 ff.
Peruaner I, 223, 384—396
Pescherähs I, 463 ff.
Pe-ta-ha-vah-da I, 321
Petschenegen II, 620
Peuls s. Fulah
Pe-y II, 424
Piaka s. Kabiri
Pianagotto I, 412
Piankaschah oder Pinkeshaws I, 308
Pikuntschen I, 403
Pilkosmi I, 398
Pima oder Nevome I, 349 bis 350
Pimenteiras I, 432
Pinaledos I, 337
Pinaré I, 437
Pindo I, 397
Pinkeshaws s. Piankaschah
Pipil I, 353, 361
Piratini II, 397
Piru s. Tschontaquiro
Pisiatari I, 398
Pitcairninsulaner I, 209 ff.
Pnom II, 501
Pochety I, 438
Pokontichi I, 369
Polynesier I, 66—68, 158 ff.
Pomo I, 329
Ponapesen I, 148, 149
Popoluka I, 366
Poragi s. Parezi
Poton oder Poté I, 444
Pottowatomi I, 309
Poya I, 370
Prakrit II, 447
Pshawen II, 631
Pueblo-Indianer I, 341 ff.
Pueltschen I, 453 ff.
Pu-i-ju I, 329
Puntschinesen II, 547
Puri I, 445
Purjonen II, 166
Puruaye I, 395
Pu-shush s. Pu-i-ju
Putumayo I, 412
Pwo II, 492

Q.

Qadawa oder Qadiwa II, 197
Qanamah II, 208
Qena II, 23
Quacoll I, 284
Quanto II, 500
Quappa I, 318
Quarr II, 501
Quaruara oder Guaraguara I, 437
Querandi I, 453
Queres I, 342
Quiche s. Quitsche
Quichua s. Ketschua
Quijo s. Napo
Quillacinga I, 395
Quimbandi II, 119
Quiriquire I, 412
Quitsche I, 219, 367, 369

R.

Radeh II, 501
Radschmahalloth oder Paharia II, 460
Radschputen II, 444
Rahhan'win-Somal II, 243
Rahman II, 310
Rama oder Melchoro I, 370
Ramusi II, 462
Ranqueles I, 404, 407
Rattenindianer I, 301
Rbe II, 502
Reddi II, 465
Redschang II, 508
Remo I, 397
Rhaman II, 310
Rhofiel II, 310
Ricara I, 322
Rind II, 430
Rom II, 651
Romäer II, 649
Romanen I, 230, 487 ff. II, 645
Rothäute I, 297
Rufah s. Abu Rof
Rukahee I, 453
Rumgäli oder Lumgäli II, 433
Russen II, 646
Ruthenen oder Kleinrussen II, 646

S.

Saan od. Buschmänner II, 11 ff.
Sabderat II, 251
Saboja I, 432
Sacha-lar s. Jakuten
Sadjeli II, 398
Sahaptin od. Nez percés I, 292 ff.
Saho, Schooho od. Schiho II, 215
Saiah II, 310
Sajaten II, 614
Sak s. Thock
Sakalaven II, 331
Sakar II, 614
Sakkili II, 445
Saliva I, 412
Salomoninsulaner I, 111 ff.
Samang I, 70
Samariter II, 380
Sambal II 641
Samoaner I, 162 ff. 167, 170, 174, 175, 181 ff.
Samojeden II, 583, 592 ff.
Samreh II, 500
Sandwichinsulaner s. Kanaken
Sangurani II, 430
San-pan II, 555
Sanskrit II, 446
Santal s. Sonthal
Santi I, 323
Santiagoindianer I, 397
Saques s. Sac
Sara II, 200, 205
Saraveka I, 397
Sarrar s. Sererer
Sarten II, 424
Sarua II, 200, 204
Sary Bagisch II, 611
Saryk II, 615
Satipo I, 398
Saulteux I, 309
Savara II, 462
Sawalibeh II, 368
Saxindianer I, 308
Sayat II, 611
Sbeah II, 310
Schahni oder Shawnee I, 307 ff.
Schaib II, 310
Schalaya I, 397
Schalschu II, 437
Schambioia od. Schimbioa I, 442
Schamikoko I, 432
Schammar od. Schomr II, 364, 394
Schamseddürly II, 398
Schan II, 485
Schangalla II, 238
Schapofugen II, 640
Schara oder Scharaigolmongolen II, 597
Scharif Dschafarbai II, 614
Schatebo I, 397
Schawanten oder Xavantes I, 442
Schawona s. Schahni
Schauia II, 289
Schegerai-Tam II, 641
Scheibun II, 234
Schelagen II, 581
Schellöchen s. Schuluk
Schendu s. Hling-dschu
Scherärät II, 364
Scherbro od. Scherboro II, 165
Scherenten I, 442
Scheri II, 294
Scheschaputosch s. Nebiroirini
Scheyenne oder Cheyennes I, 310
Schichez od. Schichliari II, 614
Schiho s. Saho
Schilluk II, 98, 209 ff.
Schinaki II, 42
Schinwarai II, 429
Schipibo I, 397
Schir II, 209
Schiranai II, 429
Schlangenindianer s. Schoschonen
Schobaeng od. Schombeng II, 542, 543
Schoehad II, 208
Schoho II, 241
Schombeng s. Schobaeng
Schomr s. Schammar
Schap II, 502
Schoschonen I, 346
Schowiah II, 286
Schukurieh II, 251
Schuli II, 220
Schuluh oder Schilluk II,
Schumr II, 353
Schurii-Kia-Miau II,
Schuschwap I, 292
Schwarzfüße od. Blackfeet I, 309
Sdama II, 310
Sebassa I, 283
Se-chlapi II, 42
Sedan II, 501
Sefidposch II, 433
Sehuan-tunny I, 45
Seko I, 370, 371
Selabá s. Solibá
Selanty II, 398
Selem II, 310
Selisch I, 292
Sellaua II, 310
Semang II, 482, 547
Seminolen I, 323,
Sena II, 42
Seneka oder Rundawa I, 310
Senja II, 310
Serben II, 647
Serechule (Sarakole-Stolet) II, 166
Serekong I, 413
Sererer oder Sarer 162 ff.
Serri I, 345
Se-rolon II, 42
Se-suto II, 42
Se-tschuana II, 42
Sewi I, 323
Sgau II, 492
Shan od. Shanesen 440
Shawnee s. Schahni
Shekwan II, 537
Siahposch s. Kafir
Sial II, 443
Siamesen od. Thai
Siban II, 289
Sibi Hassen II,
Sien-pi II, 555
Sihanaka II, 334
Si Jahela ben Tah 310
Silk II, 442, 443,
Silibawa s. Sili
Simalakunja II, 127
Sindhi II, 446
Sindonga II, 35
Singfu s. Katchen
Singhalesen II,
Sioux s. Dakota
Siquia I, 370, 372
Siquiab II, 251
Siriguano oder I 439
Sisilbe od. Silibe 176
Sissiouwan od. I 313
Sitkinkoan I,
Skalpi s. Flatbeads
Skidi I, 321
Sklaven oder

Sklavinger

taren od. Albaneſen 649
en II, 645 ff.
b II, 251
en II, 596
o II, 200, 201, 204
II, 610
á od. Selabá II, 364
: od. Sſalyr II, 615
l II, 240, 241, 242
ai II, 200, 202
ile ſ. Serechule
hay II, 181 ff.
pal od. Santal II, 460
nawa II, 176
ſ. Sufu
iquois ſ. Mikmak I, 370
en od. Dſhigeten II,
r ſ. Solor II, 226
indianer ſ. Aſſiniboin
g II, 501
ikoan I, 279
ili II, 87
en od. Swaneten II, ff.
i II, 611
II, 500
cana I, 370
merikaner I, 377 ff.
II, 364
n II, 310
II, 42, 49 ff.
malayen II, 537
ile II, 234
ita II, 289
aneſen II, 512
ong ſ. Siſſitonwan
II, 167, 171
(Ba-ſuto) II, 68 ff.
eten ſ. Suanen
II, 375 ff.
nen II, 643, 644

T.

ureb II, 364
o II, 226
II, 236
pif II, 408, 424
II, 611
en II, 534 ff.
ier I, 162 ff. 167, 172, 178, 183
ämme II, 251
it I, 284
ng od. Mon II, 493 ff.
n I, 329
II, 492
het I, 453
naken I, 412
aiſcheq oder Ta-Ma-it II, 274
o ſ. Tumba
ybe I, 437
uki ſ. Ama-Tembu
ſen od. Tamilen II, ff.
a II, 333
iten II, 608
y II, 334
I, 342
, 342
ibé I, 438
os I, 223
a I, 441
ones I, 337
[redacted]

Tarhumara I, 351, 352
Taru II, 492
Taruma I, 412, 413
Taſmanier I, 59 ff.
Tat II, 408, 425
Tataren II, 583, 619, 629, 645
Tatatén I, 296
Taula II, 106
Tawgy II, 592
Tawki II, 430
Tayrona I, 412
Tchoni ſ. Al Atabai
Teda II, 269
Tedaga II, 269
Teggele od. Tekele II, 234
Tehua I, 342
Tehueltſchen oder Patagonier I, 455 ff.
Teke oder Tekinzen II, 615
Tekeenika I, 464
Tekeza II, 42
Tekles II, 253
Tekuna I, 432
Teleuten II, 597, 608, 620
Telinga ſ. Telugu
Telugu oder Telinga II, 464 ff.
Temariam II, 253
Temauánga I, 438
Temirgoi II, 640
Temiriſti I, 398
Temne oder Timni II, 165
Tepaneken I, 353
Tepehuana I, 351, 352
Tepoka I, 345
Teptjären II, 643
Teroa II, 260
Terraba I, 375
Terrawia ſ. Bele
Tetan ſ. Komantſchen
Teton ſ. Titonwan
Thai ſ. Siameſen
Thi II, 504
Thioma II, 502
Thlinkit ſ. Koljuſchen
Thoc oder Sak II, 492
Thukheub II, 23
Thung-tho II, 492
Tibeter II, 474 ff.
Tibbu ſ. Tubu
Tigre II, 259
Tiktitikki ſ. Atka
Timni ſ. Temne
Titonwan od. Teton I, 314
Titri II, 310
Tiuleh II, 242
Tiyab II, 279
Tlamath ſ. Klamath
Tlapaneken I, 353
Tlaskalteken I, 353
Tlatskanai I, 295
Toaka I, 370, 371
Toba I, 452
To-Bedſchauijjeh II, 250
Toboſo I, 345
Tochtamyſch II, 615
Toda, Tuda oder Tudavar II, 467
Toepun II, 503
Tolteken I, 218—219, 365 ff.
Tomaghera II, 193
Tonganer I, 162 ff. 167, 170, 178, 180—181
Toni II, 185
Tonkawa I, 345
Tonkineſen II, 503 ff.
Tonto I, 336
Totonaken I, 362
Totti II, 445

Tottiyar II, 465
Toucouleurs oder Tukulör II, 176
Towarah II, 364, 367
Trara II, 289
Trarza II, 279
Tſchachtah oder Choctaws I, 323, 325
Tſchamar II, 445
Tſchangar II, 445
Tſchango od. Chango I, 396
Tſchanguen od. Changueneſ I, 375
Tſchapogiren II, 584
Tſcharka I, 395
Tſcharrua oder Charruas I, 453
Tſchaudor II, 614
Tſchauwi od. Chowe I, 321
Tſchenna od. Chenna I, 406
Tſchepang II, 473
Tſcheremiſſen II, 644
Tſcherkeſſen II, 640
Tſchetſche-het I, 453
Tſchetſchenzen II, 629
Tſchewa II, 92
Tſchiapaneken I, 353
Tſchibtſcha od. Chibcha I, 383, 384
Tſchiglit I, 253, 254
Tſchikalanken I, 353
Tſchikaſah oder Chikaſaws I, 323, 325
Tſchikiana I, 413
Tſchikito oder Chiquito I, 397, 402
Tſchilake ſ. Tſchiroki
Tſchilaſi II, 432, 434
Tſchimſian I, 283
Tſchin II, 485
Tſchinanteken I, 364
Tſchingpo oder Singfu ſ. Katſchin
Tſchino oder Chino I, 493
Tſchinuk I, 293 ff.
Tſchippeweyanindianer I, 297 ff.
Tſchir II, 209
Tſchirapa I, 337
Tſchiriguai od. Chiriguais I, 337
Tſchiriken II, 611
Tſchiroa II, 197
Tſchiroki od. Cherokees I, 323
Tſchiru I, 375
Tſchitralen od. Kho II, 433
Tſchitſchimeken I, 353
Tſchnagmiut I, 253
Tſchoko od. Choco I, 375
Tſchol od. Chol I, 369
Tſcholo od. Cholo I, 375
Tſcholuteken oder Choluteeas I, 373
Tſchon-Wagiſch II, 611
Tſchontal oder Chontales I, 373
Tſchontaquiro oder Chontaquiros I, 397, 400
Tſchorotegen oder Chorotegas I, 373
Tſchorti od. Chorti I, 369
Tſchuanen II, 66 ff.
Tſchugatiſchen I, 253, 255
Tſchuguni II, 433
Tſchuktſchen I, 231, II, 575 ff.
Tſchukunaken oder Chucunaquen I, 376
Tſchura II, 445

Tſchuwaſchen II, 644
Tſchwea ſ. Khek
Tſiam II, 483
Tſiampa II, 500
Tſihaili-Seliſh I, 292
Tſoneka ſ. Tehueltſchen
Tuarik, Tuareg oder Imoſcharh II, 273 ff.
Tubar I, 350
Tubbi I, 326, 327
Tubu oder Tibbu II, 269
Tudavar ſ. Toda
Tudſcha II, 289
Türken II, 583, 609 ff.
Türkmenen ſ. Turkomanen
Tuitſch II, 209
Tukulör ſ. Toucouleurs
Tulu od. Tuluva II, 467
Tumal II, 634
Tumale II, 234
Tumba od. Tambo I, 398
Tumbla I, 370, 372
Tumbuka II, 92
Tummok II, 200, 203, 205
Tunayana II, 413
Tundſcher II, 197
Tunguſen II, 583, 584 ff.
Tupi I, 380, 430, 431, 436 ff.
Tupinambá I, 435
Tura II, 193
Turievo I, 383
Turkomanen oder Türkmenen II, 583 613 ff.
Tuscarora I, 310
Tuſchen II, 631
Twaka I, 370
Tyapi II, 165
Tzendal I, 367, 369

U.

Uargla II, 289
Uaupé I, 433
Ubychen II, 641
Udai II, 541
Udſchayini II, 446
Udſchurah II, 243
Uelad Sliman oder Aulad Soliman II, 271
Ugalachmiut I, 274
Ugina I, 441
Ugrer II, 583, 596, 643
Uirina I, 432
Ukiner II, 579
Uled abd el Nur II, 310
Uled abi ben Sabor II, 310
Uled Delim II, 279
Ulad Mbarek II, 177
Uled Sidi Scheich II, 310
Ulhaia II, 289
Uli-lima II, 529
Uli-ſiwa oder Pata-ſiwa II, 529
Uluas ſ. Wulwa
Ul-yang-hai ſ. Sojoten
Umbete II, 131
Umpqua oder Umkwa I, 295
Una-Kotana I, 274
Unalaſchka I, 258
Unaligmiut I, 253
Uon-Rupe II, 146
Upano I, 397
Upſaroka I, 320
Ural-Altaier II, 583
Uralier II, 583
Uraukolh II, 460
Urdu ſ. Hindi

Urgema II, 310
Usbeken ſ. Oezbegen
Utſchi ſ. Odſchi
Utſchiti oder Uchitis I, 33
Uyapé oder Oropia I, 43

W.

Waka II, 163
Vancouverinſulaner I, 28
Wazimba II, 333
Wedda ſ. Weddah
Wei II, 167 ff.
Wiſayas II, 534
Witiinſulaner I, 125 ff.
Voyageurs I, 291
Wuato ſ. Guato

W.

Waboni II, 240
Wadawa II, 205
Wadoe II, 241
Wadſcho od. Badſcho II, 52
Wagalla II, 240, 241, 24
Waganda II, 100
Waguha II, 102
Wahiau ſ. Mohiau
Wahkpatoan ſ. Wahpetonwan
Wahpekute I, 313
Wahpetonwan od. Wahlpatoan I, 313
Waicura ſ. Guaicuri
Waillaptu I, 293
Wailakki I, 296
Wakaſchindianer I, 284
Wakerewe II, 100
Wakingoli II, 90
Wakore II, 168
Wakuaſi od. Gtoikob II 238, 239 ff.
Walla-walla II, 292 ff.
Wallpays ſ. Hualapais
Waman II, 239
Wamuera II, 90
Wandala ſ. Mandara
Wandurobo II, 239
Wané-Mpungu II, 103
Wangarawa II, 168
Wangindo II, 90
Wa-Ngwana II [illegible]
Wanika II, [illegible]
Wanki oder Wanlee 370, 372
Wankurden II, 398
Wanyamwesi II, 100
Wapanachki ſ. Abena
Wapiſchiana I, 412,
Wapokomo II, 240
Wappo I, 329
Warali II, 462
Waregga II, 103
Warrau ſ. Guarauno
Warſangeli oder Wer Singelli II, 242
Waruma II, 100
Waſchinſi II, 88
Waſcho I, 328
Waſigua II, 88
Waſirai II, 429
Waſſaniä II, 240
Waſukuma II, 100
Watſche II, 147
Wattal II, 445
Watuta II, 102
Watwa II, 105
Weddah oder Vedda II 470, 471 ff.
Wegbe oder Grepe II, 15

Digitized by Google

Weigâli II, 433
Weiße in Nordamerika I, 475 ff.
Welad Sliman s. Uelad Sliman
Wenya II, 104
Whydahneger II, 147
Wihinaicht I, 346
Winibago oder Winipeg I, 318
Winnebagoindianer I, 273
Winstun I, 329
Wirigâli s. Kattigâli
Wishosk I, 329
Woaulen II, 596, 643
Wolof II, 160 ff.
Woyawai I, 413
Wotjäken II, 644
Woyunka II, 170
Wugi s. Bugi
Wulwa od. Uluas, Micos I, 370, 372
Wurukzai II, 429
Wyandot I, 311

X.

Xa II, 504
Xavantes s. Schavanten
Xicaque I, 370, 371
Xicarillas I, 337
Ximbioas s. Schambioa
Xiriguano s. Siriguano
Xong oder La-song II, 500

Y.

Yabipais oder Yampais I, 336
Yadina s. Budduma
Yakana-kunny I, 455, 464
Yakima I, 293
Yalimbongo II, 130, 136
Yamko I, 396
Yamparika I, 347
Yankees I, 476 ff.
Yapi I, 148
Yapu I, 464
Yaqui oder Hiaqui I, 350, 351
Yaruro I, 412
Ya-tseu II, 487
Yauyo I, 396
Yokuts I, 329
Yola oder Ayamat II, 163
Yonak I, 453
Yorubaneger II, 146
Yuguarzongo I, 396
Yuki I, 329
Yumavölker I, 335 ff.
Yurok I, 328

Z.

Zabaing s. Jabain
Zambo I, 493
Zamora I, 397
Zamuka I, 397
Zapara I, 412
Zaporo I, 396
Zapoteken I, 364
Zebeldiner s. Sa
Zekri II, 310
Zenakra II, 310
Zerdeja II, 289
Zibari II, 387
Zigeuner II, 650
Zoghawa II, 271
Zoque I, 365, 366
Zrnagorzen s. M[illegible]griner
Zuarra II, 289
Zuana II, 289
Zuhi I, 342
Zurumata I, 413
Zutuhil I, 369

Digitized by Google

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

...ier Hauptstücken: 1) Das germanische Alterthum, 2) das Mittelalter, 3) die Reformationszeit, 4) die Neuzeit — ...em Buche das Werden, Wachsen und Wirken unseres Volkes dargestellt. Mit streng historischer Treue und Wahr... der Zeichnung, aber auch mit anschaulicher Belebtheit der Farbengebung wird hier gezeigt, wie die Deutschen aller ... Stände von Anfang ihrer Geschichte bis zur Gegenwart gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, gesonnen ...en haben. Die Begründung und Entfaltung der materiellen und intellectuellen Cultur des Vaterlandes, die Arbeit ...fahren in Haus und Feld, im Frieden und Krieg, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, die ackerbau... ...erblichen, religiösen, politischen, socialen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Entwickelungsstadien

Pracht-Ausgabe zu 70 Mark.

...Text ... Illustratio... ...4 Vollbildern ...ruck in reichstem ...Prachtbande ...er glänzendsten Zierden nicht nur des ...Weihnachtsmarktes, sondern der Muster... ...u lange Zeit hinaus." (Leipziger Illustrirte Zei... ...Prachtwerk ersten Ranges, bei dem alle Faktoren, ...und Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker zusammengewirkt ...es zu einem Stolze unserer Kunstindustrie zu machen." Victoria.) (Ein ...unter dem deutschen Tannenbaum einen Ehrenplatz verdient." (Köln. Zeitung.)

...h. Scherr: Germania

Die Seiten Text mit 2[illegible] Illustrationen und 24 Vollbildern in reichem Einband. — Der Preis von 20 Mark ist ein so bespreites Bilder, daß dieselben nur unter der Voraussetzung einer nationalen Betheiligung an einem nationalen Unternehmen gewagt werden konnte. Die „Germania" in dieser Ausgabe ist bestimmt, in die weitesten Kreise aller Gebildeten oder nach Bildung Strebenden unseres Volkes hinein getragen zu werden.

Ausgabe in Gartenlaube-Format 20 Mark.

...n, alle die Wandlungen von Sitte und Brauch, das Land- und Stadtleben, die bäuerliche, bürgerliche, adelige und ...Daseinsweise, das deutsche Dichten und Trachten, Minnen und Meinen, Wissen und Wollen — dieses alles findet ...e und Würdigung in dieser culturhistorischen Schilderung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und ...Form, welche Alt und Jung, Mann und Weib gleichermaßen anziehen und festzuhalten, zu belehren und zu ergötzen. — Die künstlerische Ausstattung macht das Werk zu einem der reichsten und gehaltvollsten in unserer Literatur. ...rragende Männer der deutschen Künstlerwelt haben sich zusammengethan, ein Werk zu schaffen, welches in jedem ...nationales Prachtwerk zu heißen verdient und eine Zierde von jedem gebildeten Haushalt sein wird.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Hellas und Rom.

Von Jakob von Falke.

In reichstem Einband mit Goldschnitt 70 Mark.

Die gefeiertsten Kenner des klassischen Alterthums **Alma Tadema, Friedrich Preller, Otto Knille, Anselm Feuerbach, Ludwig Hans Fischer** haben sich mit dem berühmten Verfasser vereinigt, ein Werk zu schaffen, das unternommen wurde, den Cultus des Schönen zu fördern das Gemüth zu erheben, den Geist zu erfrischen, und aus dem Materialismus der Gegenwart flüchtend, in der wunderbaren Vollkommenheit des antiken Lebens ein Reich des Ideals zu zeigen.

Die neuen Funde in Olympia, Tanagra, Mykenä, Troja u. Pergamon sind eingehend berücksichtigt, die vielen Darstellungen der griechischen und italienischen Landschaften beruhen fast durchweg auf Naturaufnahmen.

—×—

Juno Ludovisi

Prof. W. Lübke schr[illegible] „Schwäb. Kronik“:

„Ein tüchtiger Meister [illegible] schichtlicher Forschung [illegible] einer Reihe ausgezeichnet[illegible] verbunden, um das ge[illegible] Culturleben in fesselnder [illegible] aufs Reichste illustrirt [illegible] Unter den Illustrationen [illegible] nicht blos treffliche [illegible] Darstellungen, sowie [illegible] von Schmucksachen aus [illegible] Cypern, sondern auch [illegible] ter, welche hohes Lob [illegible] Ganz meisterhaft [illegible] landschaftlichen [illegible] mit Reconstructionen [illegible] Baulichkeiten ausgeführt [illegible] tionen, in welchen die [illegible] Künstler aus tiefem [illegible] klassischen Alterthums [illegible] bezaubernder Schönheit [illegible] haben.

—×—

Digitized by Google

AUG 29

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

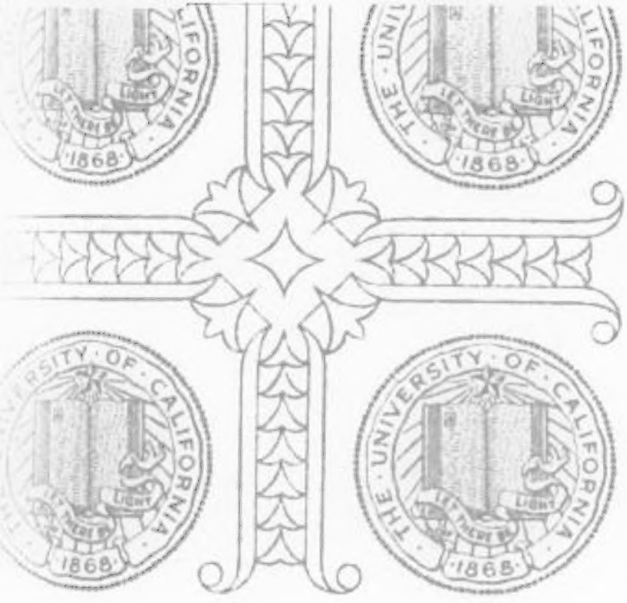
DUE AS STAMPED BELOW

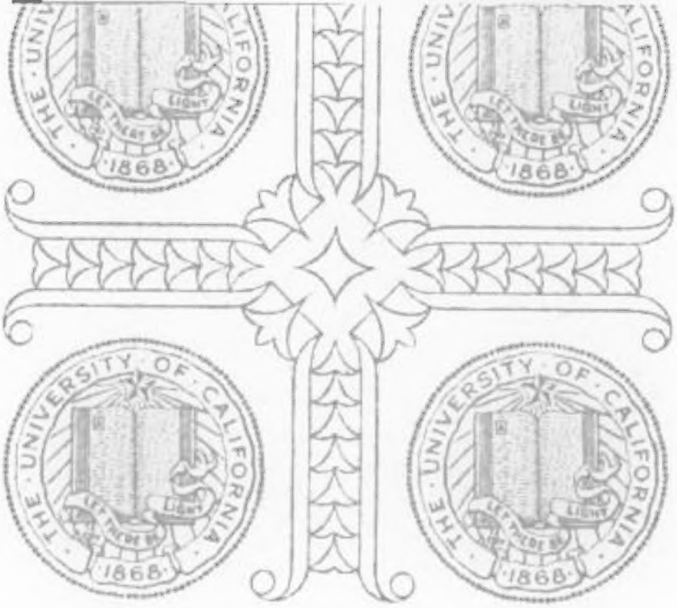
AUG 05 2000

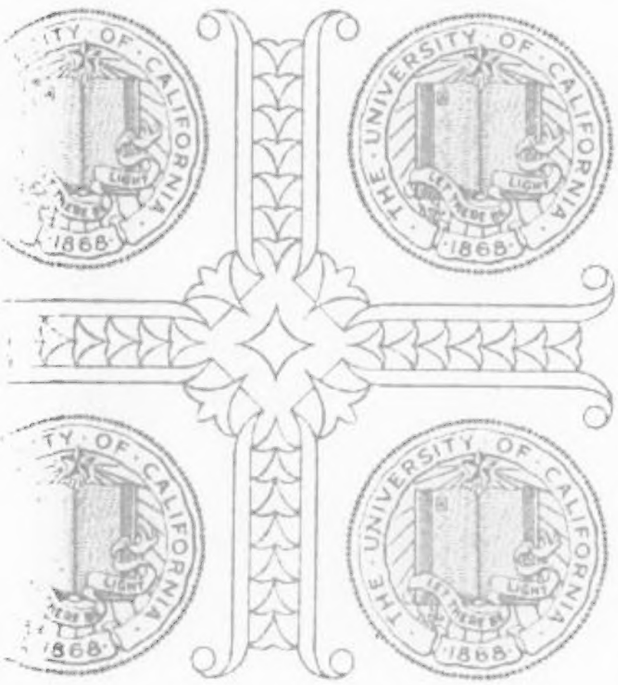
12,000 (11/95)

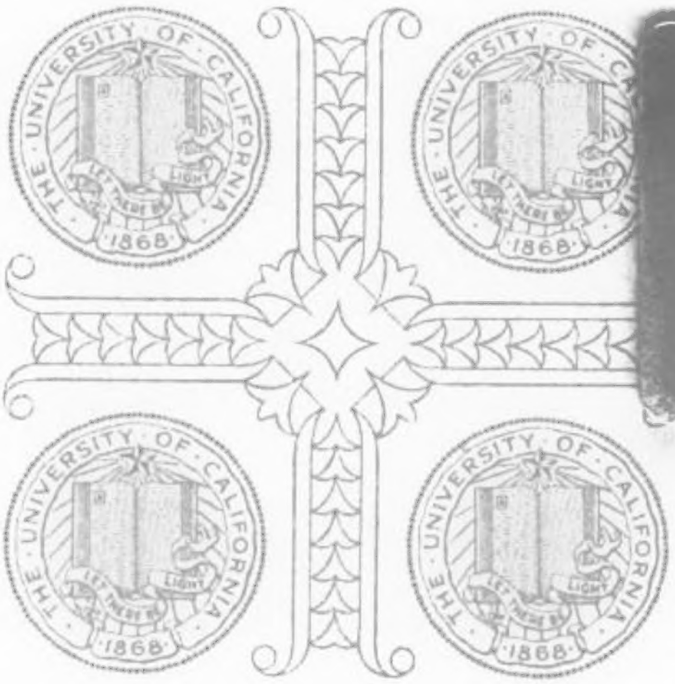
General Library
University of California
Berkeley

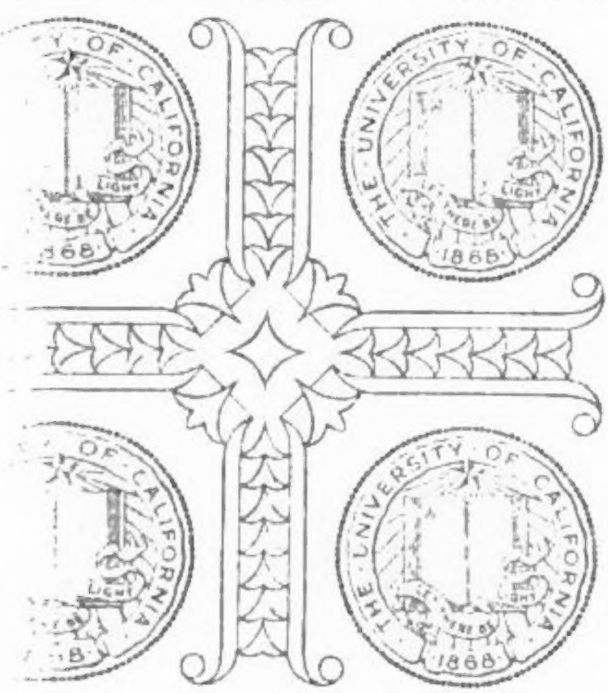
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

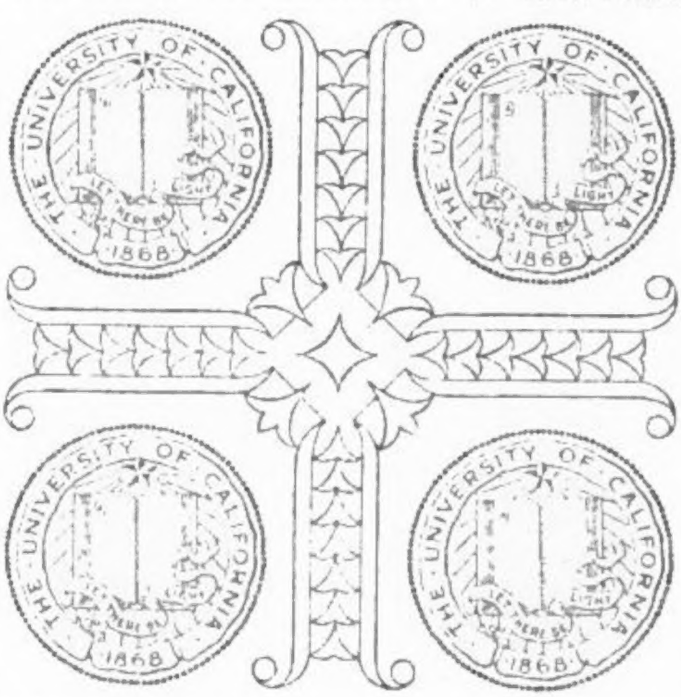


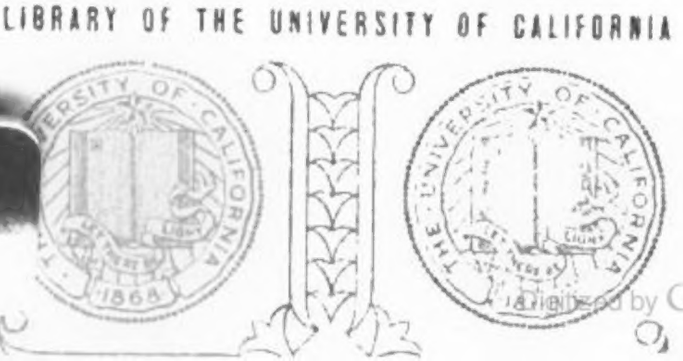












Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

AUG 05 2000

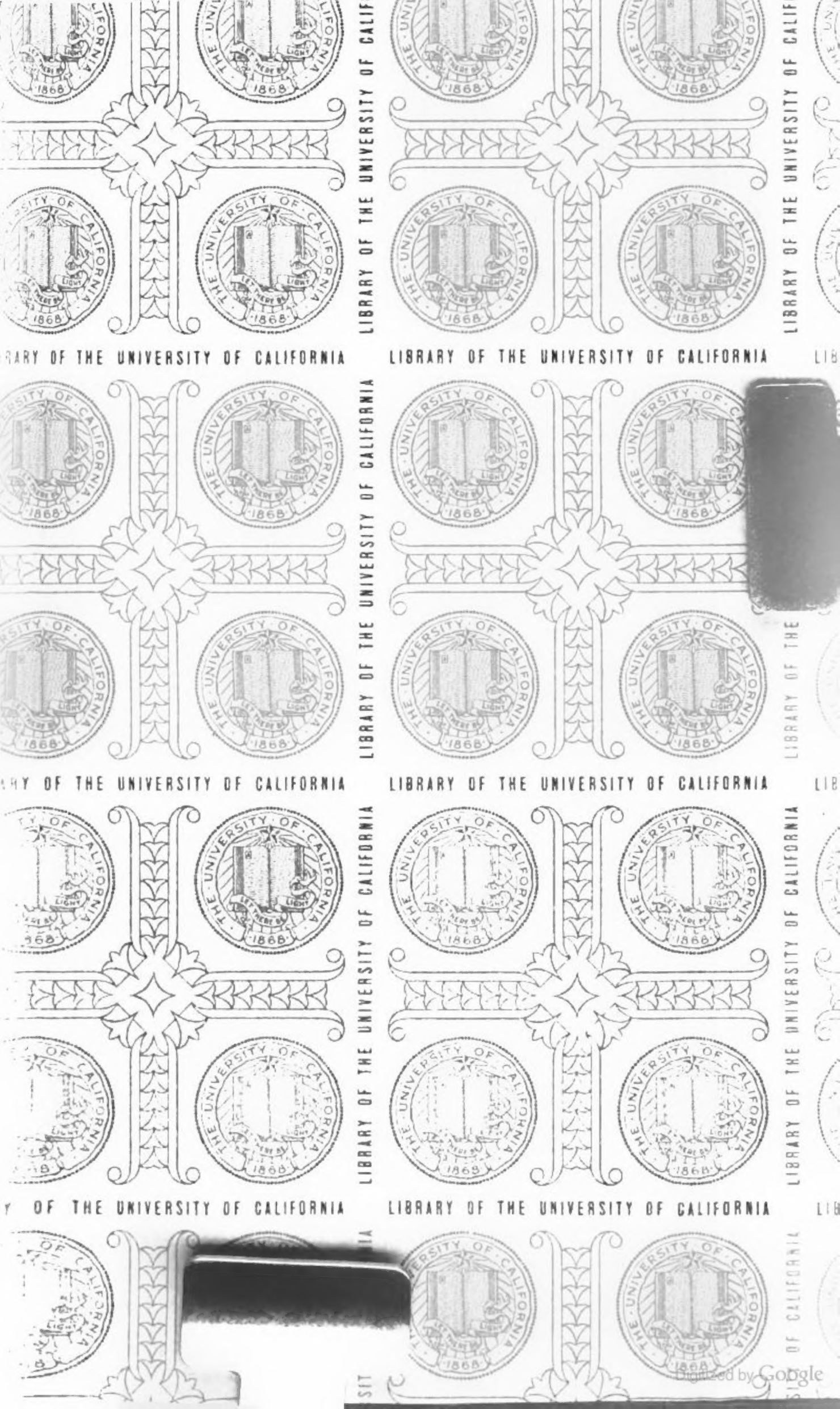
12,000 (11/95)

RB17-30m-10,'74
(S1664L)4188

General Library
University of California
Berkeley

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google